HN 5N64 Z

Digitized by Google

Cyc 164.6
KF32

Harvard College Library

FROM

THE LIBRARY OF

ALPHONSE MARSIGNY

GIFT OF

THE J. C. AYER CO.

LOWELL, MASS.

RECEIVED MAY 24, 1900

02644

Digitized by Google

F. L. Hedinger

Digitized by Google

Digitized by Google

Real-Encyclopädie

oder

Conversations-Lexicon

Sechste Original-Auflage.

Fünfter Band.

J bis L.

Digitized by Google

A n z e i g e.

Von der ſechsten Original=Auflage dieſes Werks ſind ſechs verſchiedene Ausgaben veranſtaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations=Preiſen, zu welchen es bei dem Herausgeber ſelbſt und in allen Buchhandlungen in Deutſchland zu erhalten iſt.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Preis für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Preis für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

No. 6. Schreibp. in gr. 4. Preis für alle 10 Bde. 36 Thl. (Fl. 64. 48 Kr.)

Eine Fortſetzung zu dieſem Werke, die übrigens auch als ein für ſich beſtehendes Ganze kann angeſehen werden, da ſie ſich ausſchließlich mit den Ereigniſſen der neueſten Zeit beſchäftigt, erſcheint in acht Lieferungen, jede von ungefähr 25 Bogen, unter dem Titel: Converſations=Lexicon Band XI und XII, oder „Neue Folge," und iſt eben ſo wie das Hauptwerk, in ſechs verſchiednen Ausgaben zu bekommen; nämlich:

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 4 Thl. 16 gr. (F. 8. 24 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 6 Thl. 8 gr. (Fl. 11. 24 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 7 Thl. 12 gr. (Fl. 13. 30 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 9 Thl. (Fl. 16. 12 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

No. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

Privatperſonen, die ſich directe an den Verleger nach Leipzig wenden und ſechs Exemplare zuſammen nehmen, erhalten das ſiebente frei, oder können, wenn ſie verſchiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage von wenigſtens 85 Thalern, Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Digitized by Google

Allgemeine deutſche
Real-Encyclopädie
für
die gebildeten Stände.

(Converſations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Fünfter Band.
J bis L.

Sechste Original-Auflage.

Wie ſie der Verfaſſer ſchrieb,
Nicht wie ſie der Diebſtahl druckte,
Deſſen Müh' iſt, daß er richte
Andrer Mühe ſtets zu Grunde.
Calderon.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1824.

Aye. 164.6

Harvard College Library
May 21, 1900
Gift of
The J. C. Ayer Co.

Digitized by Google

J.

J, der neunte Buchſtabe des deutſchen Alphabets, welcher bisher zwei verſchiedne Laute bezeichnete, wovon der eine ein Selbſtlaut und der andere ein Mitlaut iſt, oder vielmehr ein Mittellaut zwiſchen einem Selbſt- und Mittellaute. Im letzten Falle nennt man dieſen Laut und ſein Zeichen, welcher nur am Anfange der Worte oder Sylben vorkomt Jod. Der Selbſtlaut J, iſt ſowol ſeiner natürlichen Folge, als auch der Ofnung des Mundes nach, der Mittelſte unter den Selbſtlautern. Bald wird er in der Ausſprache gedehnt, bald geſchärft. Im Oberdeutſchen, wird ie ſehr oft in eu verwandelt, welche Form auch in der edleren und höhern Schreibart vorkommt, z. B. fleuch ſtatt flieh.

Jambus, ſ. Rhythmus.

Jarbas, ſ. Dido.

Jaſon, ein Sohn des Äſon, Königs von Jolkos in Theſſalien, und der Polymeda (nach Andern Polymete, Alcimede, Polypheme, u. a.), gehörte zu den Heroen des alten Griechenlands, und that ſich vorzüglich durch die Unternehmung des Argonautenzuges hervor. Früher ſchon wohnte er der kalydoniſchen Jagd bei. Sein Lehrer war der Centaur Chiron, der Erzieher faſt aller damaligen griechiſchen Helden. Sein Vater legte die Regierung von Jolkos nieder, noch ehe Jaſon volljährig war. Daher regierte ſein Oheim Pelias als Vormund das Land. Die Veranlaſſung zu Jaſons berühmtem Zuge nach Kolchis erzählt die Mythe gewöhnlich folgendermaßen. Pelias ließ einſt zu einem feierlichen Opfer des Neptun alle ſeine Verwandten, alſo auch den Jaſon, einladen. Als dieſer auf ſeinem Wege nach Jolkos an den Fluß Evenus (Enipeus, Anaurus) kam, fand er die Juno in der Geſtalt einer alten Frau, welche ihn bat, ſie über den Fluß zu tragen. Jaſon that dies, ließ aber ſeinen einen Schuh im Schlamme ſtecken. So kam er zum Pelias, der ſich darüber entſetzte, weil ein Orakelſpruch ihm geweiſſagt hatte, daß derjenige ihm Thron und Leben rauben würde, der zu dem Opfer ohne Schuhe käme. Pelias fragte den Jaſon, was er wol mit demjenigen machen würde, der ihm von dem Orakel als ſein Mörder verkündigt worden wäre? Auf Eingebung der Juno antwortete Jaſon, er würde ihn nach Kolchis ſchicken, um das goldene Vließ wieder zu holen. Dieſen Auftrag erhielt nun Jaſon vom Pelias. Nach der Erzählung Anderer hatte Pelias ſeinem Bruder Äſon den Thron geraubt. Als Jaſon zwanzig Jahr alt war, befragte er das Orakel, wie er ſich den Beſitz ſeines rechtmäßigen Erbes wieder verſchaffen könnte? Das Orakel befahl ihm, in der Kleidung eines Magneſiers, mit einer Leopardenhaut um die Schultern und mit zwei Lanzen bewaffnet, nach Jolkos an den Hof des Pelias zu gehen. Dies geſchah; doch kam Jaſon nur mit einem Schuhe bei dem Pelias an, da er den andern auf die angezeigte Weiſe verloren hatte. Alles verwunderte ſich über dieſen Aufzug, und Pelias, der ihn nicht kannte, erkundigte ſich nach ſeiner Herkunft. Jaſon ant

Digitized by Google

wortete dreiſt, er ſey Äſons Sohn; ließ ſich dann die Wohnung ſeines Vaters zeigen, und feierte daſelbſt mit ſeinen Verwandten, Pheres Neleus, Admetus, Amythron, Akaſtus und Melampus fünf Tage lang das Feſt des Wiederſehens. Hierauf gingen ſie zuſammen zum Pelias, und verlangten die Abtretung des Reichs. Pelias wagte nicht, ihn abzuweiſen und antwortete, daß er bereit ſey, daſſelbe ihm zu überlaſſen, wenn er zuvor eine rühmliche That ausgeführt, und das goldene Vließ wieder nach Theſſalien zurückgebracht haben würde, wie der Schatten des Phryxus und das Orakel befohlen hätten, da ſein eigenes hohes Alter ihm nicht erlaube, ſelbſt dieſe Unternehmung auszuführen. Auf der Fahrt dahin (ſ. Argonauten) zeugte Jaſon mit der Hypſipyle auf Lemnos den Euneus und Nebrophonos (Deipylus). Von der Medea (ſ. d. Art.) unterſtützt, erreichte er den Zweck ſeiner Reiſe glücklich, und kehrte mit ihr, als ſeiner Gemahlin, nach langem Herumirren endlich in die väterliche Heimath zurück. Hier rächte er die Ermordung ſeiner Eltern und ſeines Bruders durch den Tod des Pelias. Dennoch war es ihm nicht möglich, zu dem Throne von Jolkos zu gelangen, ſondern er mußte ihn dem Akaſtus, dem Sohne des Pelias überlaſſen, und ſich mit ſeiner Gemahlin nach Korinth flüchten. Hier lebten beide zehn Jahre in der glücklichſten Ehe, bis endlich Jaſon, der Medea überdrüſſig, ſich in Glauke, (nach Andern: Kreuſa) die Tochter des korinthiſchen Königs Kreon, verliebte, ſie heirathete und ſeine Gemahlin und Kinder verſtieß. Aber jene rächte ſich ſchrecklich an der verhaßten Nebenbuhlerin und floh, als Jaſon ſie dafür beſtrafen wollte, auf ihrem Drachenwagen zum Könige von Athen Ägeus, nachdem ſie ihre mit Jaſon erzeugten Kinder, Mermeros und Pheretos, getödtet hatte. Jaſon's weitere Schickſale werden wieder ſehr verſchieden erzählt. Nach einigen ſoll er ſich aus Verzweiflung ſelbſt getödtet haben; nach Andern führte er ſeitdem ein trauriges, heimathloſes Leben, und ward, als er eines Tages am Meeresufer, im Schatten deſſelben Schiffes, welches ihn früher nach Kolchis gebracht hatte, erſchöpft eingeſchlafen war, von einem herabſtürzenden Balken zerſchmettert; Andere erzählen, er habe ſich ſpäterhin mit der Medea wieder ausgeſöhnt, ſey mit ihr nach Kolchis zurückgegangen, habe nach dem Tode ſeines Schwiegervaters den Thron deſſelben beſtiegen, und noch viele Jahre in Frieden regiert.

Ibarra (Joachim) königlich ſpaniſcher Hofbuchdrucker, ward zu Saragoſſa geboren, und ſtarb am 23. Nov. 1785 59 Jahre alt. Es gelang ihm, die Buchdruckerkunſt auf eine Stufe der Vollkommenheit zu erheben, von welcher man bis dahin in Spanien noch keinen Begriff gehabt hatte. Aus ſeinen Preſſen gingen die Prachtausgaben der Bibel, des mozarabiſchen Miſſals, der Geſchichte Spaniens von Mariana, des Don Quixote und der ſpaniſchen Überſetzung des Salluſt hervor. Letztere, welche 1772 in einem Foliobande erſchien, iſt vom Infanten Don Gabriel verfertigt, und ſehr ſelten geworden, da der Prinz die ganze Auflage an ſeine Freunde verſchenkte. Ibarra war der Erfinder einer Dinte, welche er, ohne ihrer Schwärze zu ſchaden, nach Gefallen im Augenblicke verdicken oder verdünnen konnte. Auch war er der Erſte, der in Spanien die Kunſt einführte, die Druckbogen nach dem Abdrucke zu glätten, um ihnen ein gefälligeres Anſehen zu geben. Da er ſein Vaterland nie verlaſſen hatte, ſo war er auch Erfinder faſt aller ſeiner Verbeſſerungen.

Iberien war 1) ehemals eine ſehr fruchtbare Landſchaft in Aſien, die aus einer großen, von allen Seiten mit Gebirgen umſchloſſenen Ebene beſtand, und einen Theil des jetzigen ruſſiſchen Georgiens aus-

macht. In den ältern Zeiten gehörte dies Land wahrſcheinlich zur perſiſchen Monarchie, wenigſtens ſcheint dies aus dem Namen des Fluſſes Cyrus zu erhellen. Alexander und ſeine Nachfolger kamen nicht hierher. Die Iberier blieben alſo von dieſer Zeit an wahrſcheinlich unabhängig, bis ſie durch Pompejus und Trajan unter römiſche Oberherrſchaft kamen, unter welcher ſie bis nach Kaiſer Julian blieben. Dann geriethen ſie bald unter türkiſche bald unter perſiſche Hoheit, oder hatten eigenthümliche Fürſten; 2) hieß auch ganz Spanien Iberien und der Hauptfluß Iberus (Ebro), ſo wie die Iberi als ein Stammvolk Spaniens betrachtet wurden.

Ibis, der den Prieſtern Ägyptens als Sinnbild ihres Vaterlandes heil. Vogel und wegen der Übereinſtimmung ſeiner ganzen Figur mit den von jenen erhaltenen Bildern, der noch jezt in Ägypten wohlthätige Schlangentödter, iſt etwas größer als unſer Storch; denn er iſt 30 bis 40 Zoll lang. Er niſtet auf Palmbäumen und nährt ſich am liebſten da, wo der Nil eben zurückgetreten iſt und Schlangen, Fröſche, Fiſche und Inſekteneier ꝛc. ꝛc. im Schlamm zurückgelaſſen hat. Selbſt Ägypten hat 2 Ibisarten, die eine Art hat ein röthliches Geſicht mit rothem Schnabel und Beinen bei einem ſchwarzem Gefieder des Körpers, die andre auch ein röthliches nacktes Geſicht, aber ein weis röthliches Gefieder am Körper. Der Schnabel iſt ungefähr 7 Zoll lang, von gelber gegen die Spitze röthlicher Farbe, leicht gekrümmt mit ſtumpfer Spitze, die Kehle iſt unten nackt und großer Erweitrung beim Verſchlingen fähig.

Ibykus, ein berühmter griechiſcher Lyriker und Zeitgenoſſe des Anakreon, nach der gewöhnlichen Angabe aus Rhegium in Unteritalien, lebte im dritten Jahre der 56 Olympiade, oder 552 vor Chr. Er begab ſich nach Samos, zu der Zeit, als Polykrates über dieſe Inſel herrſchte, und brachte daſelbſt ſein Leben zu. Auf einer Reiſe, erzählt man, wurde er von Räubern überfallen. Da er keine Rettung ſah, ſo drohte er ihnen, die Kraniche, die ſo eben über ihren Köpfen wegflogen, würden ſeine Rächer ſein. Und dieſe Drohung ließen die Götter in Erfüllung gehen. Denn als dieſe Räuber nachher zu Korinth einen Zug Kraniche in der Luft erblickten, ſagte einer zu dem andern lachend: Siehe da die Rächer des Ibykus! Dies hörte einer der umſtehenden und zeigte es der Obrigkeit an, welche die Räuber gefangen nehmen, und, nachdem ſie den Mord des Ibykus eingeſtanden hatten, hinrichten ließ. Nach Suidas ſoll Ibykus ſieben Bücher lyriſcher Gedichte in doriſcher Mundart geſchrieben, und das muſikaliſche Inſtrument, Sambuca, nebſt einer Gattung Gedichte, worin er ſein Leben beſang, und die nach ihm ibykiniſche Lieder genannt wurden, erfunden haben. Das Schickſal des Ibykus hat übrigens zu Schillers ſchöner Ballade, die Kraniche des Ibykus, Veranlaſſung gegeben.

Ich, nennt Jeder ſich ſelbſt und was unmittelbar zu ſeiner Perſon gehört, vorzüglich aber ſein geiſtiges Selbſt, oder ſeine Seele, die mit ihren eigenthümlichen Äußerungen und Wirkungen, als Gegenſtand des innern Sinnes, vom Körper, als Gegenſtand des äußern Sinnes (der in ſo fern zum Nichtich gehört), verſchieden, aber mit demſelben auf die innigſte Weiſe verbunden iſt. Dieſes Ich wird auch, in ſo fern es in ſeinen individuellen Äußerungen und Erſcheinungen (d. i. in den beſtimmten Zuſtänden des Vorſtellens, Fühlens und Begehrens) betrachtet wird, von den Philoſophen das empiriſche Ich genannt, indem man es von dem ſ. g. transcendentalen (nicht durch einzelne Anſchauung erkennbaren) Ich unterſcheiden wollte, d. i. von der Seele als reinem und beharrlichen Subjekte der Gedanken, mit Hinwegdenkung aller beſonder-

Zuſtände und Äußerungen derſelben betrachtet, welches transſcendentale Ich ſelbſt nur der abſtrahirte Begriff eines Subjects iſt. Die kantiſche Schule betrachtet die Vorſtellung Ich als Product und Gegenſtand der reinen Thätigkeit des Bewußtſeins, oder als das Bewußtſein des Bewußtſeins, das ſich ſelbſt in ſeiner Thätigkeit feſthält. Fichte ſuchte jene Vorſtellung noch höher zu ſteigern, und über das Bewußtſein hinauszugehen, indem er die Behauptung umkehrte, und das Bewußtſein als Product des Ichs, das Ich ſelbſt aber (welches er nun in ſo fern das abſolute oder reine nannte), als das Subject betrachtete, welches das Bewußtſein hervorbringe, und conſtruire. Das reine Ich (man könnte es das fichtiſche Ich nennen) lehrte er, ſei abſolute Thätigkeit, welche ſich ſelbſt ſetzt (daher der erſte Grundſatz ſeiner Philoſophie: Ich bin Ich, A = A), und ſich ein Nichtich (Object) entgegen ſetzt. Nach dieſer Vorſtellungsweiſe iſt das Ich ſelbſt kein Gegenſtand des Bewußtſeins (d. h. es kömmt nie als etwas Wirkliches zum Bewußtſein), ſondern der letzte Grund des Bewußtſeins, von welchem alle einzelne empiriſche Handlungsweiſe ausgehe, ja von dem ſelbſt das empiriſche Ich nur Accidenz, und Alles, was außer dem Ich, Product ſein ſoll. T.

Ichtyolith (griechiſch) in der Mineralogie, ein verſteinerter Fiſch, oder ein Stein, in welchen ein Fiſch abgedruckt iſt.

Icon (Ikon) heißt im Griechiſchen ein Bild. Daher **Ikonismus**, ein nach dem Leben gefertigtes Ebenbild. Ikonolatrie, Anbetung der Bilder. **Ikonoklaſten, Bilderſtürmer** (ſ. d. Art.). **Ikonomachie**, Bilderſtreit, Bilderkrieg. **Ikonographie**, die Beſchreibung alter Bildſäulen, Bruſtbilder, Hausgötzen, moſaiſcher Arbeiten und alter Gemählde mit Waſſerfarben. Man rühmt Michel Angelo und Urſinus als die Wiederherſteller dieſer Wiſſenſchaft, welche darauf von Joh. Angelus Canini und Bernhard von Montfaucon noch mehr ausgebildet worden iſt. Canini gab ſeine Ikonographie 1669 zu Rom in einem Quartbande heraus, und von Montfaucon beſitzen wir ſeine Antiquités expliquées. **Ikonologie, Bilderlehre** (ſ. d. Art.).

Ida, in der alten Geographie 1) das berühmte Gebirge in der Landſchaft Troas, an deſſen Fuße die Stadt Troja lag, und deſſen Abhang bis an das Meer eine Ebene bildete, auf welcher die Belagerung der Stadt Troja vorging. Das Gebirge ſelbſt hatte mehrere Zweige. Sein ſüdlicher Theil hieß Gargarus, und eine der höchſten Spitzen desſelben Kotyllus. Auf dem Ida befand ſich ein Tempel der Cybele, welche daher die idäiſche Mutter (Idaea mater) genannt wurde. Hier entſchied Paris den Streit der drei Göttinnen, und ſprach der Venus den Preis der Schönheit zu. Von hier ſollte auch Ganymed entführt worden ſein. Überhaupt iſt der Ida der Schauplatz vieler griechiſchen Mythen. Übrigens wuchſen beſonders viel Fichten auf demſelben, weßwegen auch das idäiſche Pech berühmt war. 2) Ein Berg auf der Inſel Kreta, eigentlich nur der mittlere und höchſte Gipfel des Gebirges, welches von Weſten nach Oſten die Inſel durchſchneidet, und deſſen weſtlicher Theil Leuki (albi montes), deſſen öſtlicher hingegen Dikte genannt wurde. Dieſer höchſte Gipfel des Gebirges, der vorzugsweiſe Ida genannt wurde, und jetzt Pſiloriti heißt, hat an ſeinem Fuße einen Umfang von 600 Stadien (nach Barthelemy 22 Lieues, 1700 Stadien alſo etwa $13\frac{1}{2}$ deutſche Meilen). Oben endigt ſich dieſer Gipfel in zwei Felſenſpitzen, die faſt immer mit Schnee und Eis bedeckt ſind. Er gewährt ſeiner Höhe wegen eine ſehr weite Ausſicht, und iſt mit Fich-

ten: Ahorn- und Cedernwäldern eingefaßt, ſonſt aber eben nicht ſehr fruchtbar. Unter den wenigen Gewächſen, die auf dieſem Berge wachſen, iſt die Tragacantha (Bocksdorn) bekannt. Mehrere reiche Quellen entſpringen auf demſelben, welche die benachbarten Felſen befruchten. In demſelben zeigen ſich die Höhlen, in welchen die erſten Anbauer von Kreta gewohnt haben. Auch ſoll auf demſelben die Erfindung des Eiſens gemacht worden ſein. Vor allen aber war das Gebirge Ida berühmt als Jupiters Geburtsort. (S. den Art. Kreta.)

Idalium war ein berühmter und von den Dichtern oft genannter Ort auf der Inſel Cypern. Neben demſelben war auf einem Berge ein Tempel und Hain der Venus, welche davon den Namen Venus Idalia führte.

Ideal, Idealiſch. Mit dieſem Ausdruck bezeichnet man in der Kunſt Etwas, das einer Idee gemäß gebildet iſt, im Gegenſatz mit dem, was bloß die Wirklichkeit zum Vorbild hat. Im Allgemeinen heißt Ideal Urbild, ein Gegenſtand höchſter Vollkommenheit, wie wir ihn durch Ideen denken, und durch Einbildungskraft veranſchaulichen; idealiſch das, was ſich über die Wirklichkeit erhebt, und nur ein Gegenſtand der Einbildungskraft iſt. Es gibt zwei Arten äſthetiſcher Nachbildung, die blos individuelle und die idealiſche. Jede derſelben hat ihren eigenthümlichen Charakter. In jener erſcheinen die Geſtalten im Charakter der wirklichen oder gemeinen Natur, mit allen individuellen Mängeln, Beſchränkungen und Gebrechen derſelben, in dieſer als Weſen einer höhern Natur, welche nur das Weſentliche darſtellt, und alle zufälligen Züge, Mängel und Beſchränkungen der individuellen Bildung vermeidet. Die Einbildungskraft gelangt zu ſolchen Kunſtidealen durch Abſtraction von den Anſchauungen individueller Bildungen. Indem die Einbildungskraft die blos individuellen und zufälligen Merkmale von den weſentlichen abſondert, und nur dieſe darſtellt, entſtehen Idealbildungen einer beſondern Art; ſondert ſie das Eigenthümliche dieſer Art auf's neue von dem Weſentlichen und Allgemeinen ab, ſo entſtehen Idealbildungen einer höhern Art, und fährt ſie mit dieſer Abſonderung beſonderer Beſtimmungen immer weiter fort, ſo gelangt ſie endlich zu einem höchſten, allgemeinen Ideale, das als das reine, keiner weitern Abſonderung und Verallgemeinerung fähige Idealbild der ganzen Gattung zu betrachten iſt. Durch dieſe Fähigkeit erſchafft der Menſch Bildungen, die über die wirklichen Bildungen der Natur erhaben ſind. Darum ſind ſie aber noch nicht über die Natur ſelbſt erhaben, denn wir verſtehen unter Natur nicht blos die wirklichen Erſcheinungen in der Sinnenwelt, ſondern auch die denſelben zum Grunde liegenden Geſetze und Urbilder. Dieſen gemäß bildet die Einbildungskraft ihre Ideale, die alſo ebenfalls natürlich ſind; nur in höherm Sinne als das Wirkliche. Den Naturgeſetzen nach ſind ſie blos möglich, durch die Einbildungskraft werden ſie wirklich. Die Einbildungskraft überfliegt die Schranken des Wirklichen, bildet nach dieſen Geſetzen des Möglichen eine idealiſche Welt, und bevölkert ſie mit Weſen, die vollkommener und ſchöner ſind als die Bewohner der ſichtbaren Schöpfung. Den Stoff zu dieſen Dichtungen nimt ſie aus der Wirklichkeit, verarbeitet ihn aber nach Ideen der Vernunft, und vereint die Züge des Vollkommenen, Großen und Schönen, die ſich in der Wirklichkeit nur einzeln und zerſtreut finden, zu einem Ideale des Vollkommenen, Großen und Schönen. Man glaube indeß nicht, alles Ideale, als ſolches, ſei auch ſchön, im gewöhnlichen Sinne; denn es kann auch

ein Ideal des Häßlichen, des Schrecklichen, des Böſen geben. Das Ideal geht lediglich auf Vollkommenheit, mag ſich dieſe nun im Guten oder Böſen, im Erhabenen oder Niedrigen, im Schönen (Anmuthigen) oder Häßlichen zeigen; die Einbildungskraft ſchafft durch daſſelbe Verfahren einen homeriſchen Olymp und eine danteſche Hölle, einen Gott und einen Teufel, einen Hain der Liebesgöttin und ein dunkles Reich, wo der Tod mit ſeinen Schreckniſſen hauſet, eine Madonna und ein Zerrbild. Deßhalb ſind die Ausdrücke ſchönes Ideal, ideale Schönheit und Ideal der Schönheit, die häufig ohne Unterſchied für einander gebraucht werden, nichts weniger als gleichbedeutend. Das Ideal der Schönheit iſt das vollkommen Schöne, das ſchöne Ideal die allgemeinſte Darſtellung der in der Idee irgend einer Weſengattung begründeten Idee der Schönheit, die ideale Schönheit eine ſolche, wo die Schönheit eines Gegenſtandes durch das Idealiſiren erhöht erſcheint. Gewiſſermaßen entgegengeſetzt dem Ideal iſt das Charakteriſtiſche, welches begründet wird durch das Abweichende einer Bildung von der reinen Gattungsform. Jede dieſer Abweichungen iſt eine beſondere Beſtimmung, folglich eine Beſchränkung des Ideals der Geſtalt auf beſondere Verhältniſſe ihrer Formen zu einander und zum Ganzen. Indem aber das Ideal durch jede Abweichung von der Gattungsform an ſeiner urſprünglichen Reinheit Etwas einbüßt, gewinnt es dadurch auf der andern Seite eben ſo viel Charakter wieder, und befriedigt auf dieſe Weiſe den, neben dem Idealſchönen, auch beſtimmte Bedeutung und Individualität fodernden Kunſtſinn, der nicht blos Schönheit ſondern auch Wahrheit verlangt. Dieſe Kunſtwahrheit wird bewirkt durch den Ausdruck des Charakteriſtiſchen. Hieraus geht von ſelbſt hervor, daß Wahrheit und Charakteriſtik weder der ganz vollſtändige, noch auch der höchſte Zweck der Kunſt ſei; ſondern daß zu ihr noch die Idealität der Form und die Schönheit der Darſtellung hinzukommen müſſe. In keinem Falle darf die Wahrheit der Schönheit aufgeopfert werden. Es muß alſo zwiſchen beide ein Mittel treten, daß die Wahrheit ſich nicht anders als ſchön darſtellen könne. Dieſes Mittel iſt das Ideal. Indem dieſes alles blos Individuelle und Zufällige hinwegräumt, und nur das Weſentliche in ſich aufnimt, fällt auch zugleich Alles weg, was der Schönheit widerſtreben könnte. So war es in der Plaſtik der Griechen, als deren Grundſatz und zugleich allgemeinen Charakter ihrer Werke man idealiſche Individualität (oder ſchöne Darſtellung des Ideals unter charakteriſtiſchen Bedingungen) annehmen muß. Man unterſcheidet aber überhaupt zwei Arten von Idealen. Durch Beziehung einer Idee auf Begriffe entſtehen Ideale der Vernunft, durch Beziehung einer Idee auf Anſchauungen, Ideale der Einbildungskraft, auch vorzugsweiſe Ideale genannt. Von letzteren war vorhin die Rede. Nach ſeiner Eintheilung in ſpeculative und praktiſche Vernunft ſtellte Kant zwei Ideale der Vernunft auf, das Ideal der reinen Vernunft, worunter er die Vorſtellung eines Weſens aller Weſen begreift, und das Ideal der praktiſchen Vernunft, d. i. das höchſte Gut, die Vorſtellung eines Weſens, welches den moraliſch vollkommenſten Willen mit der höchſten Glückſeligkeit in ſich vereinigt, und die Urſache aller Glückſeligkeit in der Welt iſt, ſofern ſie mit der Sittlichkeit in genauem Verhältniſſe ſteht. dd.

Ideal=Geld, Begriff=Geld, iſt diejenige Gattung von Geld oder Vermögensmeſſer, dem kein ſinnlicher Stoff, ſondern ein bloſer Begriff zum Grunde liegt, vermittelſt welches alſo der Werth der Güter nicht körperlich gemeſſen, ſondern bloß ideal ausgeſprochen

wird. Da Geld keinen andern Zweck hat, als die Abſtufungen des verglichenen Werths der Güter und des aus ihm hervorgehenden Preiſes derſelben gegen einander abzuwägen, dieſer Zweck aber ſchon dann erreicht werden kann, wenn man ſich den allergeringſten Vermögenstheil blos denkt, dieſen Gedanken durch irgend eine willkührliche Benennung ausdrückt, und das Verhältniß dieſes kleinſten Vermögenstheils zu andern größern Werthen durch die Vervielfältigung (Multiplication) jener Benennung bezeichnet, ſo iſt es klar, daß körperliche Gegenſtände, ſinnliche Stoffe, zum allgemeinen Werthmeſſer nicht unumgänglich nothwendig ſind, ſondern daß auch ſchon bloſe Begriffe dazu gebraucht werden können. Eines ſolchen idealen Maßſtabes zur Vergleichung der Werthe unter einander bedienen ſich die Neger in Angela, Loango und verſchiedenen andern Staaten auf der Goldküſte von Afrika und nennen denſelben Makute. Alle Dinge werden dort nach ſolchen Makuten geſchätzt; wenn die Bewohner dieſer Provinzen mit einander handeln, ſo bedingen ſie jede Waare auf ſo und ſo viel Makuten, und vergüten ſich alsdann dieſen Werth in Waaren, welche ebenfalls nach Makuten geſchätzt ſind. Dieſe Makuten ſind weder Münzen, noch überhaupt wirkliche vorhandene Dinge, ſondern blos ein eingebildeter Begriff von einer Größe, wodurch man ſich einen Maßſtab von allen Waaren und Gütern verſchafft hat. (S. Geld.) K. M.

Ideal = Münze (Begriff = Münze). Man verſteht darunter das reine Tauſch = oder Werth = Ausgleichungsmittel, mit andern Worten, diejenige Anweiſung auf Güter, welche in den Tauſchverkehr kommen, alſo blos als Anweiſung einen Gebrauchswerth hat, folglich Münze, welche abgeſehen von ihrer Eigenſchaft als Werth = Ausgleichungsmittel, kein Gegenſtand des Verkehrs, keine Waare ſein kann, dagegen iſt, ein Tauſchmittel, das, ſobald es die Eigenſchaft, eine Anweiſung auf Waaren zu ſein, verliert, nicht mehr in die Kategorie der Genußmittel oder Güter gehört. Der ſinnliche Stoff, woraus eine Münze gebildet iſt, mag ſein, welcher er will, hat derſelbe nur entweder gar keinen oder einen ſo unbedeutenden Tauſchwerth, daß er gar nicht in Betracht kommen kann, ſo gehört die Münze ſtets zur Klaſſe der Ideal = Münze und nicht zu derjenigen der Real = oder Ideal = Real = Münze. Eine Hauptgattung der bei den gebildeten Völkern gebräuchlichen Ideal = Münzen iſt die Papier = Ideal = Münze, d. h. diejenige Anweiſung auf in den Verkehr kommende Güter, deren ſinnlicher Stoff in einem bloſen Blättchen Papier beſteht. Aber nicht jede Papier = Münze iſt Papier = Ideal = Münze, letzteres iſt ſie vielmehr nur in den Fällen, wo das Blättchen Papier, was den ſinnlichen Stoff derſelben bildet, eine unmittelbare Anweiſung auf die in den Verkehr kommenden Güter enthält. Iſt hingegen das Blättchen Papier blos eine mittelbare Anweiſung auf dieſe Güter, dergeſtalt, daß daſſelbe nicht anders als vermittelſt eines beſtimmten Genußmittels, worauf es die beſondere Anweiſung enthält, den Dienſt der Münze zu verrichten vermag, wie dieß z. B. bei den von einer Zettelbank ausgegebenen Noten der Fall iſt, ſo iſt die Münze keine Papier = Ideal, ſondern eine Papier = Real=, oder Papier = Ideal = Real = Münze. Der Charakter der Ideal = Münze iſt lediglich darin zu ſuchen, daß ihr eine Idee zum Grunde liegt, auf der allein ihre Geltung beruht, während allen übrigen Arten von Münzen ein Körper, welcher zugleich Tauſchwerth beſitzt, folglich ein wirkliches Genußmittel iſt, zum Grunde liegt, und entweder allein, wie bei der Real = Münze, oder wenigſtens zum Theil, wie bei der Ideal = Real = Münze, zur Bürgſchaft

Digitized by Google

ihrer Geltung dient. Dieſe Idee aber iſt keine andere als der Glaube, daß die Behörde, ſie ſei übrigens eine öffentliche oder Privatbehörde, welche die Münze ausgegeben hat, dieſelbe als allgemeines Werth-Ausgleichungsmittel im Verkehre werde gelten laſſen wollen und können. Hiedurch wird der Name, womit dieſe Gattung von Münzen bezeichnet worden, vollkommen gerechtfertigt. Die Bürger eines Staats ſind mit einander vereint zu gemeinſamer Vertheidigung und zu gemeinſamer Freiheit. So wie ſie hierüber einig geworden ſind, können ſie unſtreitig auch übereinkommen wegen Einführung einer Ideal-Münze, deren Tauſchwerth blos auf der freien Übereinkunft beruht, und keinesweges auf der Beſchaffenheit irgend eines Stoffs. Die Regierung, in ſich vereinigend den Geſammtwillen, wird erhalten können, daß kein Bürger ſich weigert, ein beſtimmtes Gepräge, gleichviel, von welcher Art der Stoff ſein mag, den es trägt, ob Papier, Pergament, Leder oder was ſonſt, anzunehmen nach einem beſtimmten Maßſtabe und dafür hinzugeben, was er in Überfluß beſitzt, weil die Regierung ihm Bürge iſt, daß er dafür im Verkehre werde erhalten können, was er bedarf. Wir verdanken die Erfindung der Ideal-Münze und namentlich der Papier-Ideal-Münze nicht, wie die Meiſten glauben, der Politik neuerer Zeiten. In China und Perſien hat man ſich derſelben bereits im 13. Jahrh. zu der Zeit, als dort die Mongolen als Eroberer herrſchten, bedient. Es kommen davon bis in das 15. Jahrh. Nachrichten vor. Man verfertigte das Papier dazu aus Baumrinde, die wie Blätter von Papier zugerichtet wurde. Es gab große und kleine Stücke, runde, länglicht-viereckige von ſchwarzer Farbe: jeder zur Verfertigung deſſelben beſtallte Staatsbeamte ſetzte ſein Zeichen darauf, und zuletzt fügte noch der vom Kaiſer ernannte Vorſteher einen Stempel mit rothem Zinnober hinzu, wodurch es eigentlich erſt Werth und Geltung erhielt. Baumwollenpapier, mit dem Namen des Regenten bezeichnet, war umlaufende Landesmünze, worin die Unterthanen ihre Abgaben entrichteten und die Beſoldeten ihren Gehalt empfingen. Abgenutzte Papiermünze konnte zur Umtauſchung gegen neue eingereicht werden. Das Regalrecht, welches hiebei der Kaiſer ausübte, wurde gegen Eingriffe durch Todesſtrafe geſchützt. Da die Geltung einer jeden vom Staate ausgegebenen Ideal-Münze lediglich auf dem Kredite des Staats, oder mit andern Worten, auf dem Zutrauen beruht, welches man in ſeinen guten Willen und in ſeine Macht ſetzt, geleiſtetes Verſprechen zu halten und übernommene Verbindlichkeiten zu erfüllen, ſo kann ſie als Münze in der Regel auch nur in dieſem Staate umlaufen. Denn, wie mächtig und ehrlich immerhin eine Regierung ſein mag, ſo kann ſie doch nie dafür bürgen, daß die Ideal-Münze, welche ſie in Umlauf ſetzt, im Auslande gleich der Real-Münze werde angenommen werden, welche Bürgſchaft ſie bis auf einen gewiſſen Punkt in Anſehung des inländiſchen Münzumlaufs allerdings zu übernehmen im Stande iſt. Es ſind daher die Grenzen des Staats gewöhnlich die Grenzen des Umlaufs ſeiner Idealmünze als allgemeines Werthausgleichungsmittel. Dies hindert jedoch nicht, daß die Idealmünze als Waare ſelbſt im Auslande einen Tauſchwerth beſitzen kann. Wie nämlich jede Waare auch in dem Lande, wo ſie gar nicht gebraucht wird, doch einen Handelsgegenſtand ausmacht, wie ſie dort angekauft werden kann, um mit Vortheil wieder verkauft zu werden, ſo kann auch die Ideal-Münze, wiewol ſie im Auslande nicht als Münze in Umlauf zu treten vermag, doch als Handelsgegenſtand im Verkehre vorkommen. (S. Münze.) KM.

Ideal=Real=Münze, Begriff=Sach=Münze. Nur in ſeltenen Fällen ſehen wir die Münze als reine Ideal= oder als reine Real-Münze den Dienſt der Werthausgleichung verrichten. Gewöhnlich dient dieſelbe zum Theil als Ideal=, zum Theil als Realmünze. Die Münzen dieſer Art laſſen ſich am beſten durch den Ausdruck Ideal=Real=Münzen bezeichnen. Zur Klaſſe dieſer Münzen ſind daher alle diejenigen zu zählen, deren ſinnlicher Stoff zwar einen eigenthümlichen aber geringern Tauſchwerth beſitzt als die Güter, worauf die Münze eine Anweiſung nicht blos verſpricht, ſondern wirklich enthält. Faſt jedes Land, wo geringhaltige Metallmünzen umlaufen, liefert uns Beiſpiele von Ideal=Real=Münzen. So konnte man in Preußen vor der neuern Kriegsepoche mit ſechszehn preuß. Groſchen im gewöhnlichen Verkehre dieſelben Ausgleichungen vornehmen, wie mit einem Courant=Gulden, ungeachtet der Metallwerth des letztern den des erſtern bei weitem überſtieg; es verrichteten alſo damals die Groſchen zum Theil den Dienſt der Real=, zum Theil den der Ideal=Münze, jenen in Anſehung des in ihnen enthaltenen edlen Metalls, und dieſen in Anſehung des Unterſchiedes, welcher Statt fand zwiſchen dem Tauſchwerthe des Metalls und dem Tauſchwerthe der Genußmittel, welche vermittelſt deſſelben ausgeglichen werden konnten, daher waren die preußiſchen Groſchen zu jener Zeit zur Klaſſe der Ideal=Real=Münzen zu zählen. Es können übrigens dieſelben Güter, welche den Werth der Real=Münzen zu verbürgen im Stande ſind, auch bei der Ideal=Real=Münze zum Grunde gelegt werden, und welche ſinnliche Stoffe ſich vorzugsweiſe zu jener eignen, eignen ſich vorzugsweiſe auch zu dieſer, wie z. B. die edlen Metalle. Wie aber der Werth der Ideal=Münze einzig und allein auf dem Kredit der Behörde beruht, welche ſie ausgegeben hat, ſo beruht auch der Werth der Ideal=Real=Münze, wenn gleich nur zum Theil, auf dieſem Kredit, darum iſt von dem Sinken der Nationalkraft ſtets das Sinken des Werths der von einer Regierung ausgegebenen Ideal=Real=Münze eine unmittelbare und nothwendige Folge. Einen Beleg hierzu liefert uns die neueſte Geſchichte des preußiſchen Staats; als nämlich nach der unglücklichen Schlacht von Jena die Nationalkraft dieſes Staats geſunken war, ſahen wir auch den Kredit und den Werth ſeiner Real=Ideal=Münze plötzlich herabſinken. (S. **Münze, Real=Münze, Ideal=Münze.**) KM.

Idealiſiren heißt: wirkliche Gegenſtände mittelſt der Einbildungskraft ſo behandeln, daß dieſelben Vernunftideen gemäß erſcheinen; das Wirkliche als etwas Ideales darſtellen. Wie die Einbildungskraft dabei verfahre, iſt im Artikel Ideal gezeigt worden, aus welchem zugleich hervorgeht, von welcher Wichtigkeit dieſes Verfahren in den Darſtellungen der ſchönen Kunſt ſei; denn man kann gewiſſermaßen behaupten, daß alle ſchöne Kunſt, inſofern ſie der bloſen Nachahmung der Natur-Wirklichkeit entgegen geſetzt iſt, darauf beruhe. Um dies noch genauer zu entwickeln, ſei hier eine Stelle Cicero's angeführt, die ſo merkwürdig iſt, daß ſie zum Text einer vollſtändigen Theorie dieſes Gegenſtandes dienen könnte. „Als Phidias, ſagt Cicero, die Statue der Minerva oder des Jupiter verfertigte, ſchränkte er ſich nicht blos auf die Betrachtung eines Modelles ein, um es nachzuahmen wie es iſt, ſondern in ſeinem Innern wohnte ein anderes Urbild höherer Natur, deſſen Schönheit ſeine Blicke feſſelte, und ſeine Erfindung wie ſeine Ausführung lei-

...ro hier ſagt, Phidias habe ſich nicht blos auf die Be-
...odelles eingeſchränkt (non contemplabatur aliquem,
...iem duceret), ſo verſteht er darunter nicht, daß er

überhaupt kein Modell gebraucht habe. Was er eigentlich ſagen will erklärt ſich durch das Wort *aliquem*; d. h. es war nicht der oder jener, den er nachahmte, ſeine Nachahmung hing ſich nicht an die genaue Aehnlichkeit eines Individuums, ſeine Abſicht war nicht die ſklaviſche Nachbildung des Modelles, das er vor Augen hatte. Und ſobald der Künſtler nicht den Zweck hat, die getreue Abbildung eines gegebenen Individuums zu liefern, ſondern durch die Formen der Geſtalt die Idee einer Schönheit auszudrücken, von der die Natur ihm kein Ganzes in einem Modelle darzuſtellen vermöchte, muß er ſich wol der genauen Nachahmung des Modelles enthalten. Seine Einbildungskraft ſelbſt muß dann, durch das ihr eigene Vermögen Geſtalten zu bilden, das Modell dazu hervorbringen. Und dieß that Phidias. Das Urbild des Schönen, das der Künſtler in ſeinem Innern trägt, wird, wie Cicero ſagt, der Lenker ſeiner Kunſt und ſeiner Hand, und dadurch wird der Künſtler ein Schöpfer, in ſo weit es der Menſch zu ſein vermag. Durch das Verfahren der dichtenden oder bildenden Einbildungskraft erſcheint der dargeſtellte Gegenſtand einmal als ein nichtwirklicher (blos möglicher), und dann als einer, der alle Wirklichkeit übertrifft. Nun ſtehen das Werk des Künſtlers und das Werk der Natur nicht mehr in demſelben Gebiet, und erlauben auch nicht mehr denſelben Maßſtab. Welche Folgerungen ſich hieraus ergeben, wird man da ſehen, wo das Weſen der ſchönen Kunſt entwickelt wird. dd.

Idealiſmus nennt man gewöhnlich dasjenige philoſophiſche Syſtem, nach welchem die Dinge außer uns als bloſe Erſcheinungen betrachtet und aus dem menſchlichen Vorſtellungsvermögen erklärt werden, und nur der Betrachtende ſich ſelbſt für etwas Wirkliches hält, oder nach einer andern umfaſſendern Beſtimmung: in welcher das Ideale als das Urſprüngliche, das Reale als das Abgeleitete geſetzt wird. In der Philoſophie der Alten war Idealiſmus jener Art ſeiner Natur nach unmöglich. Descartes gab zu ihm die Veranlaſſung, Malebranche ging noch einen Schritt weiter, der Biſchoff Berkeley aber (ſ. dieſen) ſuchte das Nichtdaſeyn der Materie zuerſt zu beweiſen, und iſt deßhalb als der Urheber des Idealiſmus anzuſehen. Sein Syſtem iſt dieſes: „Es iſt keine von unſern Vorſtellungen unabhängige Materie vorhanden, ſondern die Ideen, die wir von der Körperwelt haben, entſtehen durch die Einwirkung Gottes auf unſern Verſtand, und die ganze Körperwelt beſteht eigentlich nur im Verſtande Gottes, der nach einer beſtimmten Ordnung die ſinnlichen Vorſtellungen in uns erweckt, welche Ordnung den Lauf der Natur ausmacht. Kant nennt dieſen Idealiſmus den dogmatiſchen oder ſchwärmenden, und ſetzt ihm entgegen ſeinen kritiſchen (auch formalen und transcendentalen genannt). Wenn jener behauptet, alle Erkenntniß durch Sinne und Erfahrung ſei nichts als lauter Schein, und nur in den Ideen des reinen Verſtandes und der Vernunft ſei Wahrheit: ſo behauptet hingegen dieſer, alle Erkenntniß durch Sinne und Erfahrung ſei zwar nur Erkenntniß der Erſcheinungen, aber die einzige Erkenntniß für uns, worin Wahrheit ſei. Der kantiſche Idealiſmus erſcheint ſublimirt in der Philoſophie Fichte's, welche, mit Hintanſetzung und Verläugnung der Natur lediglich die abſolute Subjectivität als reine Wahrheit geltend machen will. Der Geiſt dieſer Philoſophie beſteht in der Subjectivität des Objectiven, Alles wird zurückgeführt auf das Ich, welches ſich ein Nicht-Ich entgegenſetzt, und daraus entwickelt ſich ein Syſtem der abſoluten Identität (Einerleiheit) des Subjectiven und Objectiven (der Vorſtellung und des Vorgeſtellten, der Welt in uns und der Welt außer uns, des Gedankens

und der Gegenſtände, des Geiſtes und der Materie) im Ich, welches Syſtem beſonders durch Schelling auf eine blendende Weiſe ausgeführt wurde. dd.

Idee. Es gibt gewiſſe Vorſtellungen, deren Gegenſtand weder durch einen Verſtandesbegriff noch durch eine Anſchauung völlig dargeſtellt werden kann, weil derſelbe ein Unbedingtes, ein Unbegränztes, ein Unendliches iſt, das kein Raum und keine Zeit ganz faßt, folglich auch keine Erſcheinung ganz darſtellt. Solche Vorſtellungen ſind nur möglich durch eine Kraft in uns, welche das Unbedingte, Unendliche zu denken vermag, und alſo über die Beſchränkungen des Raumes und der Zeit erhaben iſt. Wir nennen dieſe Kraft Vernunft, und ihre Vorſtellungen nennt der durch Philoſophie beſtimmte Sprachgebrauch Ideen. Betrachtet man dieſe durch den Charakter der Undarſtellbarkeit ſich auszeichnenden Vorſtellungen oder Ideen näher, ſo bemerkt man zwei beſondere Arten derſelben, welche ſich dadurch unterſcheiden, daß die einen nur auf Begriffe, die andern nur auf Anſchauungen beziehbar ſind. Die der erſten Art nennt man vorzugsweiſe Ideen der Vernunft, Vernunftbegriffe, denn ſie haben blos in dieſer ihren Urſprung, ihre Gegenſtände ſind nur durch Vernunft denkbar (Gott, Welt, Ewigkeit, Heiligkeit u. ſ. w.). Die eine und höchſte Idee der Vernunft iſt das Unbedingte. Die Ideen des in ſich ſelbſt Gegründeten des Unendlichen, Ewigen, Nothwendigen, Vollkommenen ſind in ihr enthalten und ſelbſt unbegreiflich, liegt ſie doch allem Erkennbaren, ſo wie aller philoſophiſchen Erkenntniß zum Grunde. Sie bietet den höchſten Standpunkt dar, auf welchem der menſchliche Geiſt die Geſetze der Natur und die Verbindung der Dinge zu einer großen harmoniſchen Einheit erkennen lernt. Die der andern Art nennt man Ideen der Einbildungskraft oder äſthetiſche, weil ſie die Einbildungskraft aus verſchiedenartigem Stoff erzeugt, den theils die Sinne, theils die Vernunft liefern, und den die ſchöpferiſche Bildungskraft zu einem organiſchen Ganzen geſtaltet, das eben darum auch durch keinen Begriff in allen ſeinen Merkmalen beſtimmt und deutlich gedacht, ſondern nur in einer Anſchauung dargeſtellt werden kann. Ideen der Einbildungskraft ſind alſo gleichfalls nur durch Vernunft möglich, entſtehen aber nicht aus der Vernunft allein, ſondern aus Vereinigung von Anſchauungen und Ideen. Darum enthält auch jede Darſtellung einer äſthetiſchen Idee, der ſinnlichen Klarheit und Beſchränkung ungeachtet, in der ſie erſcheint, zugleich immer noch etwas Unausſprechliches, Unendliches, das ſich nicht begreifen, deutlich machen, ſondern nur fühlen läßt. Nach allem obigen zufolge ſind Ideen der Vernunft reine, von allem Sinnlichen abgezogene Vorſtellungen von Dingen, die nie in der Erſcheinung vorkommen, die aber in dem Weſen der Vernunft nothwendig ſind, und deren Daſein durch ſie verbürgt iſt. Ideen der Einbildungskraft, Ideale im engern Sinne, hingegen ſind Vorſtellungen von Erſcheinungen, aber nicht die blos ſinnlichen Abdrücke derer, die uns wirklich umgeben, ſondern derer, die von der Einbildungskraft durch die Einwirkung der ſelbſtthätigen Natur unſers Geiſtes, ſeinen Geſetzen gemäß, aus jenen erzeugt werden, und deren Möglichkeit die Anlage zur ſchönen Kunſt überhaupt im Menſchen begründet. (S. d. Art. Ideale.) dd.

Identität iſt ein philoſophiſcher Kunſtausdruck für gedachte Gegenſtände, wenn ſie in jeder Hinſicht mit einander übereinſtimmen (Einerleiheit), oder nur in gewiſſen Stücken (relative Identität, Ähnlichkeit). Sie iſt der Gegenſatz von Verſchiedenheit. Z. B. die Begriffe Hund und Löwe ſind identiſch, in ſofern ſie beide die Begriffe;

Digitized by Google

vierfüßige Säugethiere, Raubthiere ꝛc. enthalten, in andern Beſtimmungen verſchieden. Auch iſt dieſer Ausdruck in der Mathematik gewöhnlich, und bezeichnet das, was der Größe und Form nach völlig übereinkommt; z. E. zwei Dreiecke, wenn ſie gleichen Flächeninhalt, gleiche Winkel und gleiche an ihnen liegende Seiten haben, ſind identiſch. L. M.

Identitätsſyſtem, ſ. Schellingſche Philoſophie.

Ideologie, haben die neuern Franzoſen die Metaphyſik genannt, deren Entwickelung ihnen verhaßt war.

Idiolektriſch, ſ. Elektricität.

Idioma, ſ. Idiotikon.

Idioſynkraſie (griechiſch) wird die eigenthümliche Einwirkungsart gewiſſer Reize auf einen thieriſchen Körper, oder (ſubjectiv betrachtet) die eigenthümliche (größtentheils von der Regel abweichende und nicht ſelten krankhafte) Empfindlichkeit eines Menſchen für gewiſſe Reize genannt. Sie zeigt ſich namentlich in der Abneigung vor gewiſſen phyſiſchen Einwirkungen, (z. B. Abneigung vor dem Roſengeruch,) vorzüglich bei dem weiblichen Geſchlechte, und in den nachtheiligen Wirkungen gewiſſer Reiz- und Heilmittel, welche in gleichem Falle ſonſt überall heilſam ſind. Dann wird dieſer Ausdruck auch zur Bezeichnung gewiſſer einem Individuum eigenthümlichen und von der Regel abweichenden Arten geiſtiger Neigung und Abneigung, oder einer beſondern geiſtigen Reizbarkeit gebraucht, und man ſagt in beiden Fällen z. B. eine Idioſynkraſie gegen Etwas haben. T.

Idiot. Bei den Griechen ein Bürger, der einſam und ſtill für ſich lebt, ohne Theilnahme an der Regierung, an dem Wohl und Weh der Gemeine; und daher noch jezt, mit Ausdehnung des eigentlichen Begriffs, ein jeder blöd- oder ſtumpfſinnige Menſch.

Idiotikon nennt man ein Wörterbuch, welches nur die in einer gewiſſen Gegend, Provinz, Landſchaft eigenthümlichen Wörter, Redensarten und Sprecharten, (Idiotiſmen, Spracheigenheiten, von Idioma, Mundart, Dialekt, Sprechart) enthält. Wir Deutſche haben ein ſchweizeriſches von Stalder, ein ſchwäbiſches von Schmid, ein baieriſches und oberpfälziſches von Zaupſer, ein öſterreichiſches von Höfer, ein hennebergiſches von Reinwald, ein hamburgiſches von Richey, ein bremiſches von Tilling, ein holſteiniſches von Schütze, ein weſtphäliſches von Strodtmann, ein plattdeutſches von Dähnert, ein preußiſches von Hennig, ein lief- und eſthländiſches von Hupel und können das adelungiſche Wörterbuch als ein oberſächſiſches Idiotikon betrachten. Fulda gab einen Verſuch einer allgemeinen deutſchen Idiotikenſammlung heraus, und es wäre zu wünſchen, daß wir mehr als einen Verſuch beſäßen, weil wir dann erſt den Reichthum unſers Sprachſchatzes ganz würdigen könnten. Daß auch für die Schriftſprache Vieles daraus zu benutzen wäre, iſt kein Zweifel, und Campe hat ſich durch die hierauf gelenkte Aufmerkſamkeit ein wahres Verdienſt erworben. dd.

Idiotiſmus iſt eine Eigenheit im Ausdrucke, welche nur in dieſer oder jener Sprache Statt findet. Die Idiotiſmen machen einen Hauptgegenſtand desjenigen aus, was wir die Converſations-, oder die Sprache des gewöhnlichen Lebens nennen. Da ſich das menſchliche Gemüth in den tauſendfachen Stufen ſeiner Äußerung nach allen Seiten hinwendet, und allenthalben die zweckmäßigſten Bilder zur Verſinnlichung und Darſtellung ſeiner Ideen ſucht und findet: ſo ergibt ſich daraus, daß gerade die Converſationsſprache den ſchwierigſten Theil jeder Sprache ausmacht, und daher auch, beſonders in den fremden

Sprachen, das aufmerkſamſte Studium erfodert. Da übrigens die Geſetze der alten Sprachen ſo gut wie abgeſchloſſen ſind, und wir be- ſonders der Converſationsſprache der Griechen und Römer, als für uns ſchon gar nicht vorhanden, keine Aufmerkſamkeit zu ſchenken brauchen: ſo folgt ferner daraus, daß das Studium der neuern Sprachen, in ſofern wir hier, außer der ernſten Sprache des Denkens und Philoſo- phirens auch noch die Umgangsſprache des täglichen Lebens zu lernen haben, unendlich ſchwieriger ſeyn müſſe, als das Erlernen der alten Sprachen. Pq.

Idolatrie (griech.) Bilderdienſt, Götzendienſt, ſ. d. Art. Götze.

Idomeneus war der Sohn des Deukalion und ein Enkel des Minos, Königs von Kreta. Er ſoll ſehr ſchön und einer der Liebhaber der Helena geweſen ſein; doch blieb er Menelaus Freund und beſuchte ihn oft in Lacedämon. In Begleitung des Meriones führte er auch die Kre- tenſer mit achtzig Schiffen nach Troja, und zeichnete ſich daſelbſt durch ſeine Tapferkeit aus. Bei den Leichenſpielen des Patroklus veruneinigte er ſich mit dem Ajax Oileus, weil dieſer den Eumelus, er ſelbſt aber den Diomedes für den erſten unter den Wettfahrern hielt. Achilles hieß ſie beide ſchweigen, und Diomedes warf ſogar dem Idomeneus Blödigkeit der Augen wegen ſeiner Jahre vor, woraus erhellt, daß er damals ſchon ſehr alt geweſen ſein müſſe. Nach der Eroberung Troja's ſchiffte er ſich in Begleitung des Neſtor unter allen Griechen zuerſt ein, und ward unterwegs von einem heftigen Sturme überfallen. Um dieſem zu ent- gehen, that er das unbeſonnene Gelübde, dem Neptun, wenn ihn dieſer glücklich nach Hauſe führen würde, diejenige Perſon zu opfern, die ihm daſelbſt zuerſt begegnen würde. Der Sturm legte ſich und er langte glücklich im Hafen an; aber ſein übereiltes Gelübde gereute ihn bald, denn die erſte Perſon, welche ihm aufſtieß, war ſein einziger Sohn, der von der Ankunft des Vaters gehört hatte, und ihn zuerſt bewillkom- men wollte. Nichts deſtoweniger opferte ihn Idomeneus wirklich. Seine Unterthanen, welche fürchteten, daß die Götter wegen dieſer auf ihrem Lande laſtenden Blutſchuld zürnen würden, empörten ſich, und verjagten ihn von der Inſel. Er ging nach Italien, und baute daſelbſt die Stadt Salent, wo er die weiſen Geſetze des Minos einführte, und nach ſeinem Tode vergöttert wurde. Nach andern Schriftſtellern war es Leukos, der den Idomeneus aus Kreta vertrieb, welcher ſich darauf nach Kolophon begab, daſelbſt ſtarb und auf dem Berge Cerkaphus be- graben wurde. Wieder andere, namentlich Diodor, erwähnen jenes übereilten Gelübdes gar nicht und laſſen vielmehr den Idomeneus glück- lich nach Kreta zurückkommen und nach einer langen friedlichen Regie- rung ruhig ſterben, bei Gnoſſus begraben und göttlich verehrt werden.

Idria, eine kleine, aber wegen ihrer außerordentlichen ergiebigen Queckſilbergruben berühmte Stadt in Innerkrain (öſtreich. Königreich Illyrien), mit dreihundert einzelnen, an den Bergen gebauten Häuſern, mit 5500 Einwohnern. Die Gruben ſind zum Theil unter Waſſer ge- ſetzt worden, das man nicht wieder wegſchaffen konnte, weswegen der Ertrag der idrianer Queckſilbergruben ſehr geſunken iſt und jetzt nur wenig über 5 bis 6000 Centner Queckſilber und 1800 Centner Zinnober jährlich betragen ſoll. Eine Stunde davon, nördlich von der Stadt, liegt der Flecken Unter-Idria.

Iduna, Idunna, ſ. d. Art. Nordiſche Mythologie.

Idus, ſ. Kalender.

Idylle, εἰδύλλιον ein kleines Bild, eine kleine Schilderung (dann überhaupt ein kleines Gedicht) iſt die allgemeine Benennung von Gedich-

ten, welche den Menſchen in derjenigen Einfachheit und Unverderbheit ſchildern, worin man glaubt, daß er vor Entſtehung der bürgerlichen Verhältniſſe und des, aus denſelben hervorgehenden, Verderbniſſes gelebt habe. Wenn wir einmal genöthiget ſind, einen erſten, urſprünglichen Zuſtand der Menſchen anzunehmen; ſo drängt ſich uns der Gedanke auf, daß dieß der Hirtenſtand geweſen ſein müſſe: denn Viehzucht und Ackerbau ſind die erſten Beſchäftigungen der Menſchen geweſen, und ohne Widerſpruch älter, als jede andere Beſchäftigung und bürgerliche Vereinbarung. Da nun die früheſten Anklänge der Dichtkunſt auch in dem erſten Urſprunge des Menſchengeſchlechts geſucht werden müſſen; ſo folgt, daß nicht allein aus dieſem Grunde, ſondern auch, weil die Natur dieſes Standes nothwendig die Veranlaſſung der Dichtkunſt geben mußte, der erſte Urſprung jeglicher Poeſie in dem Hirtenleben zu finden iſt: die Betrachtung der Natur, deren Wunder jeden Augenblick vor den Blikken des Hirten offen dalagen, mußte den poetiſchen Funken in ſeinen Innern entzünden und ihn zum Dichter machen. Noch heutiges Tages ſoll auf der Inſel Minorka eine Art poetiſchen Wettſtreits unter den Bauern der Inſel vorhanden ſein, bei welchem einer derſelben aus dem Stegreiſe Verſe abſingt, auf welche ein anderer antwortet, wobei er ihn zu beſiegen, oder doch lächerlich zu machen ſucht. Die eigentliche Idylle, als beſonderes Erzeugniß der Dichtkunſt, zeigt ſich jedoch erſt im Gegenſatze der bürgerlichen Verderbtheit, als Schilderung der verloren gegangenen Unſchuld und Unbefangenheit, Naivetät und Wahrheit, und wird durch die Sehnſucht des Menſchen nach einem beſſern Zuſtande und nach der Wiedervereinigung mit der Natur hauptſächlich veranlaßt. Zu dieſer Schilderung bedient man ſich daher auch gern und vorzüglich der Perſonen, Scenen und Vorfälle aus dem Landleben, weil dieſes der Natur noch am nächſten iſt, obgleich man jene Schilderung nicht auf daſſelbe beſchränken darf (deßhalb ſind auch die Namen bukoliſches Gedicht, Hirtengedicht und Schäfergedicht für dieſe Dichtungsart zu beſchränken): und namentlich gab das harmloſe Hirtenleben der alten Völker mit dem Ideal eines goldenen Zeitalters oder einer Unſchuldswelt, wo der Menſch im friedlichen Genuſſe ſeiner ſelbſt und der Natur wenig bedürfend lebte, zu ſolchen Schilderungen reichen Stoff. — Da dieſe Schilderungen theils erzählend, theils unmittelbar darſtellend ſein können, ſo gibt es epiſche und dramatiſche Idyllen. Epiſch ſind die bekannten Hirtenromane alter und neuerer Dichter, ferner Voß'ens Luiſe, Göthe's Herrmann und Dorothea ꝛc., in beſchränkterer Form der größte Theil der Idyllen des Theokrit, und ſeine Nachahmer Virgilius und Calpurnius; dramatiſch, Guarini's Paſtor Fido (der allerdings ein mit romantiſcher Beimiſchung verſehenes Hirtengedicht genannt werden kann). Geßners Evander und verſchiedene andere Stücke der neuern, wozu auch noch die Satyrdramen der Griechen gerechnet werden können. Die Idylle verſetzt uns, wie ſchon oben geſagt, in den einfachen, natürlichen Zuſtand des Menſchenlebens, und der Inhalt muß, ſowol in Abſicht auf die Materie, als auf die Form und den Vortrag, den Charakter dieſes Zuſtandes genau darſtellen. Man muß darin eine Welt erkennen, in welcher die Natur allein Geſetze gibet. Durch kein bürgerliches Herkommen, durch keine willkührliche Regel des Wohlſtandes eingeſchränkt, müſſen die Menſchen in derſelben ſich den Eindrükken der Natur hingeben. Sie kennen keine Bedürfniſſe, als diejenigen, welche die Natur auferlegt, und keine Güter, als die Gaben, welche ſie ertheilt. Ihre Hauptleidenſchaft iſt Liebe, aber eine Liebe ohne Zwang, ohne Verſtellung, und ohne platoniſche Veredlung. Ihre

Künſte ſind Leibesübungen, Geſang und Tanz; ihr Reichthum iſt ſchönes und fruchtbares Vieh; ihre Geräthſchaft ein Hirtenſtab, eine Flöte und ein Becher. Es gibt auch allegoriſche Idyllen, zu welcher Gattung die erſte und zehnte Ekloge des Virgil, die Idyllen der Madame Deshoulieres, auch gewiſſermaßen Pope'ns Meſſias gehören. Der größte Idyllendichter der Alten war Theokrit, der auch die einfachſten Verhältniſſe des Stadtlebens in ſeinen Idyllen ſchildert. Pope hat nicht ohne Erfolg in vier Idyllen den Virgil nachgeahmt; und Geßner wurde von einigen ältern Kritikern für ein Muſter der Idyllendichter, welches ſelbſt den Theokrit übertroffen habe, ausgegeben. Seit der Mahler Müller, Voß, Göthe u. A. in dem Gebiete der Idylle aufgetreten ſind, hat ſich Geßners Ruhm vermindert. Pq.

Iferten, ſ. Yverdün.

Iffland, (Aug. Wilh.) ward 1759 zu Hanover geboren. Als der Sohn angeſehener bemittelter Eltern erhielt er früh einen ſehr zweckmäßigen Unterricht, welchen er aber, ſeinem eigenen Geſtändniſſe zufolge, nicht ſo nützte, wie es ſeine Talente geſtattet hätten. Früh hatten ihn ſchon die Beſuche dramatiſcher Vorſtellungen dergeſtalt für die Schauſpielkunſt eingenommen, daß er dadurch von allen andern Gegenſtänden abgezogen wurde. Dem zufolge verließ er ohne Vorwiſſen ſeiner Eltern, in ſeinem 18ten Jahre Hannover, betrat in Gotha zuerſt das Theater, und ging, als dieſe Bühne nach Eckhof's Tode, der ſein Freund und Vorbild ward, aufgelöſt wurde, 1779 nach Mannheim, von wo er 1796 nach Berlin zur Direktion des königl. Nationaltheaters berufen wurde. Hier ernannte ihn der jetzige König von Preußen im J. 1811. zum Generaldirektor aller königlichen Schauſpiele und zum Ritter des rothen Adlerordens dritter Klaſſe. Deutſchland verlor ihn den 22ſten Sept. 1814. Seine Selbſtbiographie befindet ſich im erſten Bande ſeiner Werke. Als Schauſpieler gehört Iffland zu den merkwürdigſten Erſcheinungen, durch welche die neuere Kunſt verherrlicht worden iſt. Wir glauben, daß ihn bisher noch Niemand an wahrhafter Conſequenz und ſtrengem, innern Zuſammenhange, den unerläßlichen Erforderniſſen jeder Kunſt, alſo auch der Schauſpielerkunſt, erreicht, noch weniger übertroffen habe. Wenn eine jahrelang geübte und ausgeübte Kritik, wenn ein Scharfblick, wie ihn nur immer das redlichſte und beharrlichſte Studium der Schauſpielerkunſt zu verleihen vermag, in Ifflands Spiele jene unzuſammenhängende Lücken, jene ſtets unbewußten Eingebungen des Augenblicks, welche das Spiel gewöhnlicher Mechaniker zu charakteriſiren pflegen, nicht wahrnehmen konnte, wenn man im Gegentheil jedem einzelnen Theile ſeiner Darſtellungen das klarſte Bewußtſein und die uneingeſchränkteſte Beherrſchung des Stoffs anſah, und wenn endlich jede ſeiner Darſtellungen ein ſtreng in ſich zuſammenhängendes, nie unterbrochenes Ganze ausmachte; ſo ſind wir genöthigt, Ifflanden, im umfaſſendſten Sinne des Worts, einen wahrhaften Künſtler zu nennen. In tragiſchen Darſtellungen war, wenigſtens in der letzten Zeit ſeines Lebens, ſein Äußeres wenig geeignet und obgleich ſein König Lear einzig gefielen und allgemein anerkannt war: ſo iſt es doch ausgemacht, daß ſich Iffland's künſtleriſcher Charakter im Ganzen mehr für nachbildende, beſonnene und treue Sittendarſtellung als für ſolche eignete, in welchen Gefühl und Phantaſie mit ſchöpferiſcher Kraft hervortreten. Seine komiſchen, bloß reflektirenden Darſtellungen, in welchen das Menſchliche ſich nur in der Ironie ſpiegelt, traten mit einer, jedes Herz und jeden Sinn erfreuenden Glorie hervor, und hier iſt es, wo wir dem Künſtler die Palme zugeſtehen müſſen. Als dramatiſcher

Digitized by Google

Schriftſteller entwickelte er denſelben Charakter. So wie ihn hier der Mangel an Tiefe des Gemüths zu den eigentlich höhern, poetiſch-freien Erzeugniſſen unfähig machte, ſo wurde er auch durch eben dieſen Mangel außer Stand geſetzt, dramatiſche Werke von eigentlich poetiſchem Gehalte zu liefern. Daher eine oberflächliche Empfindſamkeit, die ſich ohne tiefere Sehnſucht in dem Kreiſe wirklicher, alltäglicher Betriebe zeigt, die Grundlage faſt aller ſeiner Stücke iſt, bei denen ſich die Ironie und die komiſche Kraft nicht thätig als gebietende Leiterin, ſondern leidend als untergeordnete Dienerin, zu zeigen pflegt. Die Jäger, (vielleicht auch die Hageſtolzen, und einige Theile des Herbſttags) machen hiervon, als ein in der idylliſchen Darſtellung roher, ungekünſtelter Natur faſt vollendetes Stück, eine Ausnahme. Nicht minder ſind einige wahrhaft komiſche Charaktere ſeiner Stücke ſehr verdienſtlich, und würden, wenn ſie in einem rein komiſch gehaltenen Ganzen ſtänden, der höchſten Wirkung fähig ſein. Dahin gehören der Amtmann Riemen, Conſtant in Selbſtbeherrſchung und einige andere. Im Ganzen findet man jetzt ſeine Stücke gedehnt und macht ihnen den Vorwurf einer, wegen allzulangen und häufigen Moraliſirens ſchleppenden Handlung, eines etwas holprigen Dialogs und allzugroßer Familienähnlichkeit. In ſeinen theoretiſchen Abhandlungen und Aufſätzen, welche man größtentheils in ſeinen Theaterkalendern findet, hat Iffland ergreifende Blicke in das Weſen der Menſchendarſtellung gethan, und dem ſich bildenden Schauſpieler fruchtbare Winke gegeben. **Pq.**

Ignaz von Loyola, ſ. Jeſuiten.

Ikarus, ſ. Daedalus.

Ikon, ſ. Icon.

Iliade, Ilias, ſ. Homer.

Ilithya, Eleithyia war bei den Griechen diejenige Göttin, welche den Gebärenden Beiſtand leiſtete. Der Name, welchen Einige fälſchlich aus den morgenländiſchen Sprachen ableiteten, ſcheint rein griechiſch zu ſein, und die Kommende zu bedeuten. In dem erſehnten Augenblicke erſcheint nämlich die erflehte Geburtsgöttin auf dreimaliges Rufen, und die Gebärende iſt gerettet. Pauſanias ſagt, unweit der Kapelle des Serapis zu Athen ſei der Ilithyia ein Tempel erbaut geweſen, welche, von den Hyperboreern kommend, der kreiſenden Latone in Delos Hülfe geleiſtet habe. Dagegen glaubten die Kretenſer, Ilithyia ſei in der Gegend von Knoſus zu Amniſus geboren, und eine Tochter der Here, (Juno). Es gibt alſo zwei Ilithyien, die man wohl von einander unterſcheiden muß. Der griechiſchen Sage nach hatte Here die Vorſteherin und Beſchützerin der Ehe, zwei Töchter, Hebe, welche die reine Jungfrau, und Ilithyia, welche die Gebärerin bedeutete. Daher ſendet oder verweigert Here den Beiſtand ihrer Tochter Ilithyia; ja ſie ſelbſt ſtellt ſich oft als die an's Licht bringende, helfende (Lucina) dar, wie aus der Stelle beim Terenz: Juno Lucina, fer opem, erhellt. Die zweite Göttin dieſes Namens war eine Gottheit, welche in Kleinaſien als Symbol der gebärenden und allnährenden Kraft in der Natur betrachtet wurde, und ſich von Medien aus über die aſiatiſchen Küſten des ſchwarzen Meers herab nach Kleinaſien verbreitet hatte. Das Sinnbild dieſer Göttin war am Himmel der Mond, auf der Erde die Kuh. In Scythien ward ſie die Stiergöttin, die tauriſche, in Kleinaſien hingegen, verbunden mit dem Dienſte der phrygiſchen Cybele, die große Mutter mit den vielen Brüſten. Ihr Hauptſitz war zu Epheſus, und, ſie ſelbſt, mit dem ſpätern Dienſte der Kinder der Latona

verſchmolzen, ward nachmals die Artemis der Griechen und die Diana der Römer. In der Folge vermehrte ſich wahrſcheinlich die Zahl der Ilithyien auf drei, und es gab dann deren zwei gute und eine böſe. Alle drei zuſammengenommen nannte man ſpäterhin Genetyllides oder Geburtsgöttinnen.

Ilium heißen in der alten Geographie zwei Städte, welche wohl von einander zu unterſcheiden ſind. 1) Neu-Ilium, jetzt noch unter dem alten Namen Troja, oder unter dem neuen von Trojahi bekannt, war eine Stadt in der Landſchaft Troas nahe am Ausfluſſe des Hellesponts in das ägäiſche Meer. 2) Alt-Ilium, oder das eigentliche, durch zehnjährige Belagerung berühmte Troja, welches mehr landeinwärts lag, und von Ilus, einem Sohne des Troas, Ilium genannt wurde. S. Troja.

Illuminatenorden (der Orden der Illuminaten, d. i. die geheime Geſellſchaft der Erleuchteten,) wurde 1776 von Adam Weishaupt, damaligem Profeſſor des canoniſchen Rechts zu Ingolſtadt, geſtiftet, wobei ihm als Zweck die höhere Ausbildung der Menſchheit zu einer Sittlichkeit und einem dieſem ganz gemäßen Leben, dunkel vorſchwebte. Dieſe Geſellſchaft verbreitete ſich zuerſt von Ingolſtadt aus über München und Eichſtädt, vorzüglich in dem katholiſchen Deutſchland; dann auch in einigen Gegenden des proteſtantiſchen, und zählte zur Zeit ihrer Blüthe mehr als zweitauſend Mitglieder; unter dieſen Männer von den größten und anerkannteſten Verdienſten. Nachdem aber 1785 die baieriſche Regierung mehrere Mitglieder entdeckt, und ohne geſetzmäßige Form hart beſtraft, auch den Orden, als dem Wohle des Staats gefährlich, aufgehoben, und deſſen Fortdauer hart verpönt hatte, erloſch derſelbe völlig; wenigſtens hat man ſeitdem von ſeiner Fortdauer keine Spur nachgewieſen. Von der Veranlaſſung zur Stiftung dieſes Ordens führen wir folgendes an. Schon auf der Univerſität hatte ſich Weishaupt mit ſchriftlichen Verſuchen über einen zu ſtiftenden Orden beſchäftigt; als Ideal ſchwebte ihm der Freimaurerverein vor, von deſſen Einrichtung, Zuſammenhang, Klugheit, Behutſamkeit in der Auswahl der Mitglieder, und unaufhörlicher Prüfung derſelben er ſich die übertriebenſten Vorſtellungen machte. Inzwiſchen war er zu Ende des J. 1773 nach Ingolſtadt auf den Lehrſtuhl des geiſtlichen Rechts berufen worden, welchem die Jeſuiten ſeit 19 Jahren vorgeſtanden hatten. Dieſe boten Alles auf, ihn von dort zu entfernen. Weishaupt, der ſich nach einer Schutzwehr gegen ihre Anfeindungen umſah, glaubte, daß geheime Verbindungen überhaupt das wirkſamſte Mittel gegen unverdienten Druck gewährten. Seine bereits beſchloſſene Aufnahme in eine Freimaurerloge, wo er Sicherheit zu finden hoffte, wurde Anfangs durch äußere Umſtände verzögert, und endlich ganz von ihm aufgegeben, als ein Abgeſandter einer auf Alchymie arbeitenden Loge in Ingolſtadt erſchien, um die fähigſten der dortigen Studenten dafür zu werben. Dies zu verhindern, beſchloß er die Gründung eines eigenen Ordens, deſſen Geiſt er in einer Stelle Abbt's (in dem Buche vom Verdienſte,) ausgedrückt fand. Noch beſtimmter drückt ſich Weishaupt ſpäter darüber alſo aus: „Selbſtdenkende Menſchen aus allen Welttheilen, von allen Ständen und allen Religionen, und unbeſchadet ihrer Denkfreiheit, trotz aller ſo verſchiedenen Meinungen und Leidenſchaften, durch ein gegebenes höheres Intereſſe in ein einziges Band dauerhaft zu vereinigen, ſie dafür glühend und auf den Grad empfänglich zu machen, daß ſie in der größten Entfernung als gegenwärtig, in der Unterordnung als Gleiche, daß viele wie ein Einziger handeln und bewirken und aus eigenem Antriebe, aus wahrer Überzeugung von ſelbſt

Digitized by Google

thun, was kein öffentlicher Zwang, ſeit Welt und Menſchen ſind, be
wirken konnte:" dieß ſei die Abſicht, die ihm bei ſeinem Orden vorge
ſchwebt habe. So war denn unſtreitig Beförderung der Weishei
und Tugend, moraliſche Ausbildung des Menſchen, und um dieſe z
erreichen, zugleich Sicherung vor äußern Bedrückungen aller Art, da
ins Auge gefaßte Ziel; und in dieſem Geiſte entwarf Weishaupt di
Statuten für die Ordensglieder, die er, bevor er auf den Name
Illuminaten verfiel, Perfectibiliſten nannte. Am erſten Mai 177
ward der Orden gegründet, und als die erſten Mitglieder wurden die
jenigen aufgenommen, die durch dieſe Anſtalt gerettet werden ſollte
Das Ritualſyſtem, das Lehrgebäude und die Gradfolge beſtand au
folgenden Theilen: Erſte Klaſſe, Pflanzſchule, a) Vorbereitungs
aufſatz, b) Novität, c) Minervalis, d) Illuminatus minor, e) Ein
weihung eines Magiſtratus. Zweite Klaſſe, Freimaurerei (d. i. da
maliges Logenweſen), 1) ſymboliſche: a) Ritualbuch der Lehrlinge
der Geſellen und der Meiſter; b) Conſtitutionsbuch; 2) ſchottiſche
a) Illuminatus major, oder ſchottiſcher Noviz; b) Illuminatus d
rigens, oder der ſchottiſche Ritter. Dritte Klaſſe, Myſterien
1) kleine, a) Presbyter oder der Prieſtergrad; b) Princeps oder d
Regentengrad; 2) große Myſterien, a) Magus, b) Rex. Zu
Charakteriſtik des Geiſtes dieſer Verfaſſung, die nie vollſtändig ausg
arbeitet wurde, dient Weishaupt's eigene Erklärung, daß ihm dabei d
Verfaſſung der Jeſuiten Vorbild geweſen. Was dort zu böſen Zwecke
angewandt worden, ſollte hier zu guten angewandt werden. Weishaup
foderte, was bei dem Mangel an Zwangsmitteln und der Lage der Mi
glieder nicht durchzuſetzen war, blinden Gehorſam der Untergebenen g
gen die Obern; eine Art von katholiſcher Beichte wurde eingeführt; d
Mitglieder ſollten ſich bemühen, allenthalben angeſehene Männer a
ſich zu ziehen, und in alle öffentliche Angelegenheiten Einfluß zu gewin
nen; ſie ſollten in den Beſitz aller öffentlichen Stellen und Ämter z
kommen ſuchen, ſie ſollten nicht nur über ihre eigenen Fortſchritte in de
Moral und Aufklärung monatlich Bericht erſtatten, ſondern auch übe
ihre Nebenmitglieder Beobachtungen einſenden. Der moraliſche Scha
den, den dieſe Grundſätze nach ſich ziehen mußten, leuchtet ein. Au
ohne öffentliche Verfolgung konnten gute und rechtliche Männer nich
lange in einer ſolchen Form vereinigt bleiben; dazu aber kam noch, da
viele unfähige und unwürdige Menſchen aufgenommen, und daß ſelb
von denen, die guten Willen hatten, nur wenige Weishaupts Plan z
faſſen vermochten. Dennoch, ſagt ein billiger und gründlicher Beu
theiler, waren die Illuminaten beſſer als ihr Orden. Noch mögen einig
geſchichtliche Hauptpunkte hier Platz finden. Nachdem der Orden einig
Jahre beſtanden hatte, beſchloß man, ihn mit den Freimaurern in Ve
bindung zu bringen. Weishaupt wollte zwar die Kenntniß der Maur
rei den höhern Graden ſeines Ordens aufbehalten, willigte jedoch ei
daß alle Mitglieder, die drei erſten Maurergrade erhalten ſollten. 178
ward Knigge gewonnen. Dieſer, im wahren Eifer für die Sach
und den Orden für alt und ausgebildet haltend, nahm dem ihm ertheilte
Auftrage gemäß, viele vornehme, gelehrte und rechtſchaffene Männer z
Minervalen auf, und ertheilte ihnen das gleiche Recht der Aufnahm
Als er aber, um ſie vollſtändig zu belehren und zu befriedigen, vo
Weishaupt nachdrücklich die Darlegung des ganzen Syſtems foderte, e
hielt er von dieſen das Geſtändniß, daß bis jetzt nur die untere Klaſſ
die Pflanzſchule, in einigen katholiſchen Provinzen errichtet ſei, un
zugleich die Auffoderung, nach ſeinen Materialien die höhern Gra

arbeiten. Knigge erklärte ſich bereit dazu. Bei einer perſönlichen Zuſammenkunft vereinigte man ſich über die Art und Weiſe, und bevollmächtigte zugleich Knigge, den bevorſtehenden Convent der Freimaurer zu Wilhelmsbad zu einer Vereinigung beider Orden zu benutzen. Knigge's Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Er gewann unter andern Bode, der, nachdem er ſich genau von Allem unterrichten, und bis zum Illuminatus dirigens hatte befördern laſſen, förmlich verſprach: treu und eifrig für den Orden zu wirken, demſelben die Oberhand in dem neuen Syſtem der Freimaurerlogen zu verſchaffen u. ſ. w. Doch ehe noch Bode ſeine Verſprechen erfüllen konnte, eilte der Orden ſeinem Ende entgegen. Knigge und Weishaupt, von verſchiedenen Anſichten geleitet, entzweiten ſich, und erſterer ſagte ſich endlich 1784 von aller fernern Theilnahme los. So in ſeinem Innern zum Untergange reif, mußte der Orden den äußern Verfolgungen unterliegen. Schon 1783 hatten ſich Stürme gegen ihn erhoben, und am 24. Juni 1784 erſchien ein churfürſtl. baieriſcher Befehl, der alle geheimen Verbrüderungen aufhob. Obwol die Illuminaten, ſo wie die Freimaurer, gehorchten, ſo erſchienen dennoch heimliche Anklagen, zu deren Beweis die Angegriffenen umſonſt aufforderten. Ein zweites Verbot erfolgte am 2. März 1785, von Pater Frank und Kreitemeyer nomine Serenissimi erlaſſen. Zugleich fing man an, ohne je ein Beiſpiel des Ungehorſams beweiſen zu können, einige der rechtſchaffenſten Mitglieder des Ordens zu beſtrafen. Weishaupt wurde ſeines Amtes entſetzt. Er fand bei dem Herzoge Ernſt von Gotha Aufnahme. Nun erſt wurden die aus den Orden getretenen Utſchneider, Coſſandey und Grünberger, die ſchon lange die heimlichen Angeber geweſen, vor eine geheime Commiſſion gerufen, um Alles, was ſie vom Orden wußten, ſchriftlich anzuzeigen, und ohne weitere Gewähr eidlich zu erhärten. Doch noch vor ihrer Beeidigung machten Kreitemeyer und Dumhof nomine Serenissimi das dritte Verbot bekannt. Trotz der darin verſprochenen Verzeihung dauerte die Verfolgung fort. Viele würdige Männer wurden abgeſetzt, verwieſen, eingeſperrt. Bei dem Prozeſſe ging man jedoch mit Schonung und billiger Rückſicht auf die Verhältniſſe der Perſonen zu Werke. Aus dem Geſagten geht hervor, daß die Aufhebung des Ordens, der einen wahren Staat im Staate bildete, durchaus rechtmäßig war; aber nicht die Art, wie man dabei verfuhr. Was von dem Einfluſſe der Illuminaten auf die franzöſiſche Revolution geſagt worden iſt, ſind leere Träumereien.

Illuſion (Täuſchung). Dieſer Ausdruck hat, ob er gleich von dem lateiniſchen illudere, d. i. täuſchen, betrügen, berücken, verſpotten, (auch vereiteln, fruchtlos machen, z. B. ein Geſetz, deſſen Buchſtaben man umgeht) herkömmt, in dem geſellſchaftlichen Leben und in dem Gebiete der ſchönen Künſte eine günſtigere Bedeutung erhalten, und bezeichnet eine Täuſchung, der man ſich gern, ja mit Bewußtſein hingibt, im Gegenſatze des Betruges (fraus), den man vermeidet, und der das Schöne nur erheuchelt, wenn die Illuſion es erhöht. Illuſion iſt nämlich eine ſolche, größtentheils durch Kunſt erzeugte Täuſchung, welche auf dem Sinnenſcheine beruht, der, ausgebildet durch die anſchauende Einbildungskraft, den Verſtand beſtimmt, das Sinnlichdargeſtellte für wirklich anzuſehen. Sie iſt alsdann nicht äſthetiſch, wenn ſie Zweck für ſich iſt, d. h. dieſe Verwechſelung des Scheinbaren mit dem Wirklichen ſelbſt zur Abſicht hat, oder wenn ſie eine blos materielle Wirkung beſtrebt; ſondern wenn ſie als Mittel dient, das Schöne darzuſtellen und das in ſich Vollendete zu verkörpern. Im erſtern Falle würde ſie in einen Betrug ausarten, deſſen Gegenſtand durch Auf-

deckung des Scheins ſein Intereſſe verliert, oder Mißfallen und A
ſcheu erregt, (wie z. B. gemalte Statüen): denn ein Gegenſtand m
ein höheres Intereſſe an ſich tragen, wofern er nicht durch A
hebung jenes Scheins in Nichts verſchwinden ſoll. Die Täuſchung a
welche die Erzeugniſſe der ſchönen Künſte hervorbringen ſollen,
eine ſolche, welche man (d. i. der Gebildete) freiwillig, ja mit dem B
wußtſein, daß die angeſchauten Gegenſtände nicht wirklich ſi
fortſetzen und erneuern kann, wobei man alſo den Schein feſth
indem die Phantaſie den gegebenen oder nur angedeuteten Gegenſt
bis zur Anſchaulichkeit des Wirklichen ausbildet. So ſagt Kant: K
der, deren Farbe vortheilhaft zum Geſicht abſticht, bewirken I
ſion; Schminke dagegen iſt Betrug. Durch erſtere wird man
leitet, durch den zweiten geäfft, und Betrug der Sinne (ſ. dieſ. Ar
findet Statt, wenn, ſobald man weiß, wie es mit dem Gegenſta
beſchaffen iſt, auch der Schein ſogleich aufhört. Doch laufen in
ſen Beiſpielen die Gränzen hart zuſammen. Unter allen ſchönen K
ſten iſt die Illuſion vorzüglich denjenigen, welche ſichtbar darſte
(darſtellende Künſte im engſten Sinne) eigen und natürlich, mithin
ſogenannten bildenden Künſten, (unter dieſen aber vorzüglich der M
lerei) und den mimiſchen, z. B. der Schauſpielerkunſt. Wer di
angenehme und unterhaltende Spiel des Gemüths mit dem Sin
ſcheine hervorbringen will, muß ſehr genau den Urſprung deſſel
oder die Art und Weiſe kennen, wie ſich die Gegenſtände unſern S
nen zeigen, namentlich, was die bildenden Künſte anlangt, wie
ſichtbaren Gegenſtände ſich dem Auge darſtellen, und muß der
gegebenen Kunſtmittel ſchon in gewiſſem Graden mächtig ſein, um d
ſelben durch ſeine Kunſt hervorzubringen. Der Zeichner muß daher
Wirkungen des Lichtes und Schattens kennen, und wiſſen, wie die ſi
baren Gegenſtände nach ihrer Vorderſeite einzeln, oder in der Fe
perſpectiviſch, erſcheinen, (z. B. wie ſich das Innere eines Tem
perſpectiviſch zeigt,) und dieſen Anblick durch Anordnung der Ge
ſtände auf der Fläche täuſchend hervorzubringen im Stande ſein.
der Tonkunſt hat die Illuſion einen ſehr beſchränkten Wirkungskr
da ſie das Hörbare in größerer Vollkommenheit als die Wirklichkeit ze
und alle ſogenannte Malerei der Töne unter ihrer Würde iſt. A
auf die Poeſie wird dieſer Begriff übertragen, und man redet von e
poetiſchen Illuſion, wenn die (ſelbſt nicht durch die Mimik da
ſtellten) poetiſchen Gegenſtände dem Leſer des Gedichts oder deſſen Zuh
mit einer ſolchen Anſchaulichkeit vor die Einbildungskraft treten, daß
Gemüth ſich ganz denſelben hingibt, und unter ihnen, wie in einer be
dern Welt, verweilt, ja daß ſie dem Gemüthe gleichſam wirklich wer

Illyrier, Illyrien und illyriſche Provinzen. Die I
rier, ein ſtammverwandtes Volk der alten Thracier, (vermiſcht
Griechen, Phöniciern, Siciliern und Celten) verbreiteten ſich auf
ganzen Küſtenlande an der Oſtſeite des adriatiſchen Meers, den hi
gehörigen Inſeln und dem weſtlichen Macedonien bis Epirus;
Philipp, König von Macedonien, nahm ihnen den ganzen Bezirk
Macedonien bis an den Fluß Drinius (jetzt Drino) ab, und nun w
Illyrien (Illyricum, Illyrica) in Illyrica graeca und barbara ei
theilt. Das erſtere (das heutige Albanien) wurde ganz Macedo
einverleibt, und machte von dort an einen integrirenden Theil i
Staates aus. In demſelben waren Dyrrachium (Durazzo), vorm
Epidamnus genannt, wo ſich die Römer gewöhnlich nach Italien
ſchifften, und Apollonia, als eine anſehnliche griechiſche Handelsſ

und Akademie, Hauptplätze. Das letztere erſtreckte ſich vom Fluſſe Arſia (jetzt Arſa) Iſtrien bis an den Drinius und ward in Iapydia, Liburnia und Dalmatia eingetheilt. Dieſe Provinz erhielt einen glänzenden Namen in der Geſchichte der römiſchen Kaiſer, deren mehrere in ihr geboren worden ſind. Seeräuberei war ein Haupterwerbszweig der kriegliebenden Illyrier, deren Könige daher mit den Römern ſchon früh in Streitigkeiten verwickelt wurden, welche endlich die Unterjochung der Illyrier zur Folge hatten. Das wilde Volk ſuchte zwar von Zeit zu Zeit die Feſſeln abzuſchütteln, allein von Cäſar geſchlagen und von Auguſtus, Germanicus und Tiber gänzlich entkräftet, wurde das Land endlich eine römiſche Provinz, behauptete aber auch als ſolche ſtets einen bedeutenden Rang im großen Staate. Der Name ſelbſt, dem im 4. Jahrh. das Beiwort magnum zugegeben wurde, umfaßte von dort an faſt alle gegen Morgen gelegene römiſche Provinzen. Bei der Theilung des römiſchen Reichs kam Illyrien zu dem abendländiſchen Kaiſerthume, bei deſſen Verfall (476) es an die morgenländiſchen Kaiſer fiel. In der Mitte des 6. Jahrh. ließen ſlaviſche Koloniſten aus Rußland und Polen ſich dort nieder, denen es bald gelang, ſich von der ſchwachen byzantiniſchen Regierung unabhängig zu machen. So entſtanden die kleinen Königreiche Dalmatien und Kroatien. Zwar unterwarfen die Kaiſer 1020 ſich dieſe Provinzen wieder, allein 20 Jahre darauf errangen ſie ihre Unabhängigkeit auf's Neue. Venetianer und Ungarn machten (1090) ſich ebenfalls zu Herren kleiner Ländertheile Illyriens. Im J. 1170 entſtand dort das Königreich Rascian, aus welchem 200 Jahre ſpäter Bosnien ſich bildete. Dalmatien kam anfangs an Venedig, ward aber 1270 größtentheils ein Raub der Ungarn, die bis an das ſchwarze Meer vorgedrungen waren. Doch ſowol dieſe, als Venedig verloren beinahe Alles an die Türken, denn nur ein kleiner Theil von Dalmatien verblieb Venedig, und Ungarn nur Slavonien und ein Theil von Kroatien. — Der Friede von Campo Formio (17. Okt. 1797) brachte endlich das venetianiſche Dalmatien nebſt ſeinen Inſeln bis Cattaro unter Öſterreichs Herrſchaft. Zwölf Jahre ſpäter trat das alte Illyricum auf's Neue in die Gegenwart ein. „Der Kreis Villach, Krain, das ehemalige öſterreichiſche Iſtrien, Fiume und Trieſt, die Länder, welche unter dem Namen Litorale bekannt ſind, und Alles, was uns auf dem rechten Saveufer überlaſſen iſt, Dalmatien, nebſt ſeinen Inſeln, ſollen künftig den Namen Illyriſche Provinzen führen." Alſo dekretirte der damalige Kaiſer der Franzoſen an jenem verhängnißvollen 14. Okt. 1809. Achtzehn Monate hatte dieſes Interim gedauert, während deſſen Illyrien noch einen Zuwachs von 31 Q. Meilen durch einen Theil des, von Baiern abgetretenen italieniſchen Tyrols erhalten hatte, als am 15ten April 1811 ein kaiſerlich franzöſiſches Dekret erſchien, das die Organiſation der illyriſchen Provinzen, in militäriſcher und finanzieller Hinſicht definitiv regulirte. — Das Land, abgeſehen von den in ihnen befindlichen bedeutenden Handelsſtädten und Seehäfen, welche der Seemacht eines Reichs, wie das franzöſiſche werden ſollte, ſehr wichtig waren, bot an große innere Hülfsquellen dar. Auch die Einwohner paßten gut in Napoleon's Plan, durch das Schwert ſich zum Alleinherrn zu machen, denn ſie ſind größtentheils von roher, kriegeriſcher und wilder Natur. Seit 1815 iſt Illyrien ein öſterreichiſches Königreich, und mit dem davon getrennten Königr. Dalmatien (ſ. d. Art.) der Grundpfeiler von Öſterreichs Seemacht. Jenes zählt auf 910 Q. Meilen 1,172,700 Einwohner. Die Hauptſtadt iſt Laibach. I.

Iman (Imam) iſt eine von denjenigen Perſonen der türkiſchen Ule-

Digitized by Google

ma (Geiſtlichkeit), welche in den Moſcheen den Gottesdienſt verrichten. Sie beten, leſen den Koran vor, predigen, leiſten den Kranken Beiſtand, ſprechen den Segen bei Vermählungen und ſind überhaupt die eigentlichen Prieſter der Türken. In ihrer Tracht ſind ſie von den Perſonen weltlichen Standes blos durch den Tulbend verſchieden, der bei ihnen etwas höher, als gewöhnlich, geformt iſt. Sie erhalten ihre Beſoldung aus den Moſcheen, bei welchen ſie angeſtellt ſind, und ſtehen bei dem Volke in großem Anſehn. Der türkiſche Kaiſer ſelbſt führt als geiſtliches Oberhaupt der Muſelmänner dieſen Namen.

Imaus, bei den Alten; iſt das jetzige Himalayagebirge.

Imbert (Barthelemi) ein franzöſiſcher Dichter, ward 1747 in Nimes geboren. Er verſuchte ſich in der Dichtkunſt und Literatur nicht ohne Beifall; auch würde ſein Gedicht: Le jugement de Pâris, welches ſich durch angenehme Einzelnheiten, friſche und lebendige Darſtellung und durch eine ſehr glückliche Sprache auszeichnet, einen noch größern Beifall erhalten haben, wenn die Handlung deſſelben mehr zuſammengedrängt, die Reden verkürzt und der Styl mehr ausgebildet wäre. Seine Fables (in einem Bande,) ſind mit Scharfſinn erfunden und gut vorgetragen: daſſelbe läßt ſich von ſeinen Contes ſagen. Seine übrigen Werke ſind, Historiettes, Gedichte und Proſa; les Egaremens de l'amour, ein angenehm geſchriebener Roman; Choix d'anciens fabliaux, in welchem es dem Verfaſſer gelungen iſt, die Darſtellung der Vorzeit mit Glück, und ohne Aufopferung der natürlichen Einfachheit nachzuahmen; le Lord anglais, Luſtſpiel, welches nur einen geringen Beifall erhielt; le Jaloux sans le savoir; Luſtſpiel; le Jaloux malgré lui, Luſtſpiel; und das Trauerſpiel: Marie de Brabant. Imbert zeigte ſich im Tragiſchen ohne Kraft und gezwungen, im Luſtſpiel mehr verſtändig als komiſch. Doch erhielten ſeine Stücke einigen Beifall, weil man mehrere gut durchgeführte Scenen, eine lobenswerthe Sprache und ſehr glückliche Verſe in denſelben mit Dank erkannte. Er ſtarb 1790.

Immatriculation, Eintragung in die Matrikel, ſ. d. Art.

Immediatſtände, Immediatſtifter, in der vormaligen deutſchen Reichsverfaſſung ſolche Stände und Stifter, welche unmittelbar unter Kaiſer und Reich ſtanden. S. d. Art. Mediatiſirte Fürſten.

Immenſurabel, Immenſurabilität, ſ. d. Art. Incommenſurabel.

Immunität, (Steuerfreiheit) von immunis, frei von Abgaben.

Impanation, ſ. Transſubſtantiation.

Imperativ, ſ. Kategorien, und Kant.

Impfen, (medicin.) anſtatt einimpfen, wird uneigentlich gebraucht von der Einpflanzung einer Krankheit von einem Geſchöpfe auf das andere. Daher ſagt man: die Blattern, u. ſ. w. impfen. S. Inoculation. In der Pflanzen- und Gartenkunde iſt impfen gleichbedeutend mit pfropfen (ſ. Pfropfen und Oculiren).

Imperator hieß bei den Römern überhaupt der oberſte Befehlshaber eines Heeres, und Imperium der kriegeriſche Oberbefehl. Eigentlich war aber Imperator ein Titel, der in verſchiedenen Zeiten verſchiedene Bedeutungen hatte. So führten zuerſt die Conſuln den Titel Imperator, ehe ſie Conſuln genannt wurden; nachher wurde es ein Titel, welchen die Soldaten und der Senat ihren Feldherren nach einem großen erfochtenen Siege beilegten, und welchen dieſe ſo lange behielten, bis ſie triumphirt hatten. Späterhin wurde niemand mehr mit dem Titel Im-

…ter beehrt, als wer wenigſtens zehntauſend Feinde geſchlagen hatte. …ch dem Untergange der republikaniſchen Verfaſſung ward Imperator …r vornehmſte Titel der Kaiſer, um dadurch ihre höchſte Gewalt anzu… …. Beſonders bedienten ſich Auguſtus Nachfolger deſſelben, und er …mit dem zu ſehr verhaßten Titel Rex gleichbedeutend. In noch ſpä…ten Zeiten erhielt er ganz die Bedeutung, die wir mit dem Worte Kai…r verbinden. Aber auch triumphirenden Generalen wurde dieſer Titel …gelegt, und in dieſem Falle hatte er die alte Bedeutung. Die Kaiſer … ihn vornehmlich deßwegen bekommen zu haben, weil alle Feld… … als unter ihnen ſtehend betrachtet wurden. Zu den Zeiten der …ublik ſetzte man dieſen Titel hinter den Namen, z. B. Cicero impe…r. als Titel der Kaiſer ſtand er jedoch vor den Namen. Imperator … bei den Einwohnern von Präneſte auch ein Beinahme des Jupiter, … Bildſäule von T. Quinctius, als dieſer Präneſte eroberte, mit … Rom genommen und im Tempel des capitoliniſchen Jupiter auf…ſtellt wurde.

Imprägnation, bezeichnet in der Chemie die Vereinigung ge…ſſer Subſtanzen, wenn ſie ſich bei der Auflöſung verſchlucken, haupt…lich die Auflöſung der Salze und Gasarten in Waſſer und andern …ſſigkeiten. Wenn man daher ſagt, eine gewiſſe Quantität Waſſer … von einer großen Quantität Salz imprägnirt, ſo iſt es eben ſo …, als: das Salz wird vom Waſſer bei der Auflöſung verſchluckt. M.L.

Improviſatoren, Improviſatori heißen in Italien die …ter, welche aus dem Stegreif über jedes ihnen aufgegebene Thema … Gedicht zugleich verfertigen und declamiren, (improviſiren) …, mit einem Inſtrumente ſich begleitend, ſingen. Bei den wilden …, wo die Phantaſie ſtärker, lebhafter und ungezähmter iſt, ſin… … die Gabe des Improviſirens ziemlich allgemein, beſonders durch … angeregt, und aus mehreren Stellen der Alten läßt ſich ſchließen, daß … griechiſchen Dichter nichts anders als Improviſatoren waren. … Europa ſcheint das Talent des Improviſirens ein natürliches Erzeugniß des italieniſchen Bodens zu ſein; doch auch Spanien, beſonders … und Minorka, entbehrt die beredten Zeugen einer poetiſchen Na…nalität nicht. Nachdem die improviſirte Dichtkunſt zugleich mit der pro…çaliſchen im 12. Jahrh. in Italien eingewandert war, ſcheint auch …trarca dieſe Kunſt ausgeübt zu haben: wenigſtens iſt von ihm be…, daß er die ſchöne Sitte der improviſirenden Dichter, die Sitte, … Geſang mit der Laute zu begleiten, in Italien eingeführt hat. Seit …derherſtellung der Wiſſenſchaften gab es in Italien Perſonen beider… Geſchlechts, welche Gedichte, ſelbſt von bedeutenden Umfang aus dem …greif komponirten. Zuerſt bediente man ſich hierzu der lateiniſchen …rache, welche bis zu Ende des 15. Jahrh. die Sprache der Gelehrten …. Beſonders leidenſchaftlich war die Liebe zur improviſirten Poeſie … Leo X., und an den Höfen zu Urbino, Ferrara, Mantua, Mai… und Neapel. Einer der älteſten dieſer Improviſatoren war Se…ſino d'Aquila, geb. 1466, geſt. 1500, ein jetzt längſt vergeſſener …ter, der aber bei ſeinem Leben mit Petrarca an Ruhm wetteiferte. … übertraf ihn der gleichzeitige Bernardo Accolti, der Einzige von …zzo (l'unico Aretino) zubenannt. Wenn es hieß: der Einzige …tire ſeine Verſe an einem öffentlichen Orte, ſo kam Alles in Bewe…ng, die Läden wurden geſchloſſen, die Geſchäfte verſchoben, und Ge…rte und Ungelehrte ſtrömten ihm zu. Faſt nicht mindern Ruhm … der florentiniſche Improviſator Criſtoforo, der Erhabenſte …ltiſſimo) zubenannt. Unter den Improviſatoren gegen Ende des 15.

und zu Anfange des 16. Jahrh. waren Nicolo Leoniceno, Mario File: ſo, Pamfilo Saſſi, Ippolito von Ferrara, Giovanni, Battiſta Strozz Pero, Nicolo Franciotti, Ceſare da Fano. Drei Improviſatoren jen Zeit waren blind, Chriſtoforo Sordi, Aurelio Brandolini und ſei Bruder Rafaello. Es ſcheint, die griechiſchen Gelehrten, welche z Anfang des 16. Jahrh. von Konſtantinopel nach Italien flüchteten, ve breiteten daſelbſt mit dem Geſchmack an ihrer Sprache und Literat auch ihre Gebräuche. In verſchiedenen Städten Italiens führte man je Sympoſien ein, bei denen zu den Freuden der Tafel die Freuden d Geiſtes ſich geſellten. Leo X. liebte ſie ſehr, und verſammelte die G lehrten gern an ſeiner Tafel. Unter ihnen war Andrea Marone, e großer Improviſator, Liebling von ihm. Die gleichzeitigen Schriftſt ler erzählen Wunder von ſeinem Talent. Hadrian VI., der die Dich als eine Art von Abgöttern anſah, vertrieb ihn vom Vatikan, wo L ihm ſeine Wohnung angewieſen hatte, Clemens VII. aber rief ihn zurü Ein anderer Improviſator, Namens Querno, machte bei Leo eine A von Hofnarren. Bei Tafel erhielt er, der den Wein nicht wenig lieb aus des Pabſtes eigenem Glaſe zu trinken, unter der Bedingung, d er auf jeden aufgegebenen Gegenſtand wenigſtens zwei lateiniſche Ve machen ſollte; waren dieſe ſchlecht, ſo erhielt er wenigſtens die Häl Waſſer unter ſeinen Wein. Spottweiſe nannte Leo ihn den Erz=P ten (Archipoëta). Nach Leo's Tode hörte man auf, in lateiniſc Sprache zu improviſiren, denn alle guten Köpfe ſchreiben jetzt in lingua volgare, und die Improviſatoren folgten nach. Es läßt erwarten, daß ſie dadurch um vieles zahlreicher wurden. Billig e halten wir uns, die ganze Liſte derſelben anzuführen; nur ein der berühmteſten machen wir nahmhaft. Der erſte iſt Silvio An niano, 1540 zu Rom im niedern Stande geboren, durch ſeine Tale aber zur Würde eines Kardinals erhoben. Er war ein gelehrter Ken der alten Sprachen, und in allen Wiſſenſchaften wohl bewandert. W gen ſeines Talents zu improviſiren, nannte man ihn Poëtino. E hatte er an einen ſchönen Frühlingsabend auf dem Lande, mitten in ei ſehr zahlreichen Geſellſchaft, in einem Luſtwäldchen zu improviſiren gefangen, als eine Nachtigall, gleichſam von ſeinem Geſange herbe zogen, ſich auf einen nahen Baum ſetzte, und wie von einer ſch Eiferſucht ergriffen, mit ganz beſonderer Lebhaftigkeit zu ſchlagen hub. Das Erſtaunen der Zuhörer bei dieſem unerwarteten Wettkar gab den Verſen des Dichters neuen Reiz, und dieſer, von dem eig Umſtand ſelbſt begeiſtert, verließ den vorher behandelten Gegenſt wandte ſich an die Nachtigall, und pries die Schönheit ihrer Sti und die Anmuth ihres Geſangs in ſo rührenden und harmoniſchen ſen, daß alle Zuhörer bis zu Thränen gerührt wurden. Der berühm aller Improviſatoren aber war der Ritter Perfetti, 1680 zu Siena boren, und 1747 zu Rom geſtorben. Wir beſitzen von Fabroni Biographie dieſes Dichters, und von ſeinen improviſirten Gedichten 1748 zwei Bände erſchienen. Sein Vortrag war klar, über jeden genſtand wußte er eigenthümlichen Schmuck zu verbreiten; und ein unglaubliches Gedächtniß beſaß, ſo drängte er am Ende den In ſeines ganzen Vortrags in wenige Verſe zuſammen. Er hatte dabei Anſehn eines Begeiſterten, und war gewöhnlich am Ende vor Er pfung bewegungslos und halbtodt. Er recitirte ſeine Verſe ſingend, Zeit zum überdenken zu gewinnen, und das Maß beſſer zu halten, ließ ſich auch wol von einer Guitarre begleiten. Sein liebſtes Ver war die Ottave. Der glorreichſte Tag ſeines Lebens war der, an

tem er (unter Benedict XIII.) durch Verwendung der Prinzeſſin Violante von Baiern, auf dem Kapitol die Lorbeerkrone empfing, eine Ehre, die damals um ſo ſchmeichelhafter war, da ſie durch Verſchwendung noch nicht an Werth verloren hatte, denn nur Petrarca und Taſſo waren bis dahin dieſer Ehre würdig geachtet worden. Das römiſche Bürgerrecht und das Recht, die Lorbeerkrone ſeinem Wappen beizufügen, waren neue Auszeichnungen für ihn. Metaſtaſio zeigte ebenfalls in früher Jugend an ein ſeltenes Talent zu improviſiren, allein die Äußerung dieſes Talents war bei ihm eine gewaltſame Anſtrengung der Natur. Hatte er ein Zeitlang improviſirt, dann fühlte er alle ſeine Kräfte erſchöpft, man mußte ihn zu Bette bringen und durch Reizmittel wieder beleben; ſeine Kräfte aber kehrten unter 24 Stunden nie zurück. Er mußte daher um ſein Leben zu erhalten, einer ſo gefährlichen Kunſt entſagen. Übrigens hat es auch an Frauen nicht gemangelt, welche dieſes Talent in einem hohen Grade ausgebildet hatten. Quadrio gedenkt dreier berühmten Improviſatricen, der Cecilia Micheli von Venedig, der Giovanna de Santi, und einer Nonne Barbara von Correggio. Keine von allen indeß hat mehr Ruf erhalten, als unter Pius VI. die berühmte Maddalena Morelli Fernandez, unter den Arkadiern Corilla Olimpica genannt, die im Toskaniſchen lebte und die Bewunderung aller Reiſenden erregte. Sie war zu Piſtoja geboren, wo ihr Talent, das ſie durch vielfaches Studium ſorgfältig ausbildete, ſich frühzeitig entwickelte. Der Beifall, der ihr in Italien zurauſchte, bewog den Kaiſer Franz I., ſie nach Wien zu berufen, wo ſie mit Auszeichnung empfangen und mit Gnaden überhäuft entlaſſen wurde. Die Kaiſerin Catharina berief ſie nach Petersburg; die Furcht vor dem ſtrengen Klima hielt ſie aber ab, dahin zu gehen. Die Akademie der Arkadier nahm ſie zu ihrem Mitgliede auf, und 1776 ward ſie zu Rom feierlich gekrönt und von dem römiſchen Senate zu einer Nobile cittadina ernannt. „Der Pabſt“ erzählt Archenholz, „gab ſeine Einwilligung dazu; Corilla wurde gekrönt, ausgepfiffen, vom Gaſſenpöbel beſchimpft, vom Dichterpöbel beſungen, und von Fürſten beſchenkt. Sie verließ ſchleunig Rom und lebte nachher zu Florenz“ (wo ſie 1800 ſtarb). Billigere Beurtheiler, als Archenholz, erinnern ſich, daß Bosheit und Neid den Ritter Perfetti nicht glimpflicher behandelten, und daß ſelbſt Petrarca in ſeinen Briefen ſich über den Neid und die Verfolgungen beklagte, die ihm der römiſche Lorbeer zugezogen. Neuere Improviſatricen ſind die Bandettini (ſ. d. eignen Art.), die Fantaſtici zu Florenz, die Mazzei, geb. Lanti, welche letztere vielleicht alle durch die Ergiebigkeit ihrer Phantaſie, durch den Reichthum und die Reinheit ihres Ausdrucks, durch den Wohlklang und die Regelmäßigkeit ihrer Verſe übertrifft. Sie verſuchte ſich ſelbſt in der Tragödie. 1764 ſtarb zu Verona der berühmte Improviſator Zucco, der an dem Abbé Laurenzi einen würdigen Zögling und Nachfolger hinterließ. Auch der Advokat Bernardi in Rom war als Improviſator ſehr berühmt. Großen Ruf unter den Improviſatoren unſerer Zeit hat Francesco Gianni, (ſ. d. eignen Art.) von deſſen Stegreifgeſängen eine Sammlung 1795 erſchienen iſt. Wenn auch dieſe den Erwartungen, welche ein berühmter Dichtername erregt, nicht entſprechen ſollten, ſo iſt dies eine gewöhnliche Erſcheinung; denn von jeher erſcheinen die gedruckten Werke der bewunderten Improviſatoren nicht über dem Mittelmäßigen. Perfetti war deßwegen klug genug, nie zuzugeben, daß etwas von ihm gedruckt werde; und wahrſcheinlich hätten wir auch von [illegible] ſolche reizende Gedichte, hätte er nicht dem Improviſiren

Der Grund ergibt ſich von ſelbſt. Die Gegner dieſer

Art von poetiſchen Ergötzungen mögen daher in ihrem ſtrengen Urtheil nicht ganz Unrecht haben, ohne daß deshalb die Bewunderer der Improviſatoren an Geſchmack und Einſicht verdächtig gemacht werden könnten. Die wirkliche oder anſcheinende Begeiſterung des Dichters, ſein lebhaftes Gefühl, ſeine treffende Action und Mimik, die Begleitung eines Inſtruments, und überhaupt das ganze erhöhte Wirken einer lebendigen Gegenwart können die mächtigſten Wirkungen nicht verfehlen, und laſſen der Krittelei keine Zeit, ſich zu äußern. Mit Recht ſagt daher Bouterweck in ſeiner Geſch. der ital. Poeſie: „Unter den poetiſchen Merkwürdigkeiten des heutigen Italien iſt die Kunſt der Improviſatoren von mehr Bedeutung, als die meiſten gedruckten Sammlungen neuerer ital. Gedichte. Ihre Kunſt beweiſet, mit welcher Biegſamkeit und Kraft eine italieniſche Phantaſie, wenn ſie einmal in Bewegung iſt, Bilder und Worte in poetiſche Verhältniſſe zuſammenträgt. Daraus erklärt ſich, wie es einem Italiener, auch bei einer nur mäßigen Cultur des Geiſtes, möglich iſt, durch ein Bändchen nicht ſchlechter Verſe, die Zahl der vielen, die er vor ſich findet, zu vermehren, wenn er die Poeſie ſeiner Vorfahren auch nur mit dem Gedächtniſſe aufgefaßt hat. Der erkünſtelte und doch glückliche Enthuſiasmus der heutigen Improviſatoren iſt das lebendige Denkmal der guten Zeit des italieniſchen Geiſtes." Freilich jemehr Geiſt und poetiſches Feuer den Improviſator beſeelt, deſto vorzüglicher wird ihm ſein Werk gelingen; nach den gewöhnlichen herumziehenden Improviſatoren, welche z. B. in Rom auf dem Platze von Termini ihre Künſte täglich zeigen, darf man nicht alle beurtheilen. Auffallend iſt es, daß faſt alle Improviſatoren in Toscana oder Venedig, hauptſächlich aber zu Siena und Verona geboren ſind, und daß eben daſelbſt dieſes Talent des Improviſirens ſich ununterbrochen fortgepflanzt hat. Unſere Karſchin würde in Italien gewiß eine ſehr bewunderte Improviſatrice geworden ſein. Theodor Körner ſoll dieſes Talent ebenfalls in gewiſſem Grade beſeſſen haben.

Imputation, ſ. **Zurechnung**.

Inachus, ein Sohn des Oceanus und der Thetys, der Stammvater des älteſten Königsgeſchlechts von Argolis, welches 382 Jahre regierte. Als Juno und Neptun um den Beſitz von Argos ſtritten, ſprach es Inachus als Schiedsrichter der Juno zu. Beſonders berühmt ward er durch ſeine Tochter Io.

Inaugural-Disputation, ſ. **Disputation**.

Inca, ſ. **Peru**.

Inceſt, (Incestus) ſ. **Blutſchande**.

Inclination heißt überhaupt die Neigung; in der Mathematik die Richtung einer Linie nach einem gewiſſen Punkte (nach dem Sinne der alten Mathematiker, namentlich Apollonius und Pappus). Die Aſtronomie bedient ſich dieſes Worts für die Winkel, welche die Planeten- und Kometenbahnen mit der Erdbahn (Ekliptik, gewöhnlich Sonnenbahn genannt) machen. Ein ſolcher Winkel iſt deſto kleiner, je weniger der Planet oder Komet von der Ekliptik abweicht. Nach den neueſten Beobachtungen von la Lande und Bode iſt der Winkel dieſer Abweichung bei Merkur 7°; für Venus 3°, 23′, 20″; bei Mars 1°, 51′; bei Pallas ungefähr 30°, bei Ceres 10°, 47″; bei Jupiter 1°, 19′, 10″; bei Saturn 2°, 30′, 20″; bei Uranus 0°, 43′, 45″. Genauere Beſtimmungen für Ceres und Pallas, ſo wie für Juno und Veſta ſind von der Zukunft zu erwarten. Die Kometen weichen unter verſchiedenen oft ſehr großen Winkeln von der Ekliptik ab, da ſie den ganzen Himmel durchkreuzen. Die Inclination der Bahn des Mondes iſt, je nach-

die Sonne auf ihn wirkt, verſchieden, hält ſich aber zwiſchen 5°, 1' und 5°, 17'. M. L.

Incognito, (italiäniſch) unbekannt. Man ſagt von hohen Reiſenden, ſie reiſen incognito, wenn ſie unter fremden Namen und mit Ablegung der äußeren Zeichen ihres Ranges reiſen.

Incommenſurabel, unmeßbar, nennt man in der Mathematik die Größe, welche von keiner andern zur Einheit genommenen Größe gemeſſen werden kann. Von der Art ſind z. B. alle Quadratwurzeln, die nicht ganze Zahlen ſind, als die Q. W. von 12 iſt = 3, 4641 ... und ſo ins Unendliche fort. Dieſe Eigenſchaft der Größen heißt daher Incommenſurabilität. M. L.

Incubus, ſ. Alp.

Incunabeln ſ. Inkunablen.

Independenten, ſ. Anglicaniſche Kirche.

Index. Ueberhaupt Regiſter, Nachweiſer. In der Mathematik beſonders Stellenzeiger; ſo wird der Ausdruck bei den Logarithmen für die Kennziffer, bei den Reihen für die Gliederſtelle u. ſ. w. gebraucht.

Indicativ (Indicativus nämlich modus) heißt diejenige Form (modus) eines Zeitworts, durch welche eine Handlung oder ein Zuſtand als wirklich und direct ausgeſprochen, ein Prädicat einem Subjecte als wirklich und ihm unmittelbar zugehörig beigelegt oder abgeſprochen wird; z. B. ich bin, dahingegen der Conjunctiv etwas als zufällig und möglich, oder unbeſtimmt und mittelbar (indirect) anzeigt, z. B. ich ſei. Inwiefern das Nothwendige als eine Art des Wirklichen, nämlich als das Unbedingtwirkliche angeſehen werden kann, kann der Indicativ auch das Nothwendige ausdrücken; z. B. 2 mal 2 iſt 4. Der Indicativ, oder die beſtimmt anzeigende Form des Zeitworts, ſtellt ſich, wie alle modi verſchieden in den Sprachen dar, und iſt gewöhnlich an der Endung zu erkennen, bezeichnet auch gewöhnlich zugleich Perſon, Zahl und Geſchlecht.

Indien, indiſche Kolonien. Wir wollen dieſe merkwürdige Erdgegend, welche im Art. Hindoſtan in geographiſcher und ſtatiſtiſcher Hinſicht beſchrieben ward, hier auch in Hinſicht auf den Welthandel merkantiliſch betrachten und eine Ueberſicht der von den Europäern in Indien gegründeten Kolonien und Handlungsniederlaſſungen geben. Die koſtbaren Schätze, welche dieſes reiche Land beſitzt, beſonders die Gewürze deſſelben, lockten ſchon in den früheſten Zeiten den gewinnluſtigen und betriebſamen Kaufmann. Die Europäer aber erhielten bis zu Ende des 15ten Jahrh. die köſtlichen Waaren Indiens nur aus der zweiten Hand, theils über Aegypten, wohin ſie auf dem arabiſchen Meerbuſen kamen, theils auf einem langen Karavanenwege durch das innere Aſien. Dieſer Handel war in den Händen der Venetianer und Genueſer, welche die europäiſchen Märkte mit aſiatiſchen Waaren verſahen und dadurch reich und mächtig wurden. Die Umſchiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung, welche (1498) nach manchen mißlungenen Verſuchen einen Seeweg zu Indiens Reichthümern zu finden, gelang, führte die Portugieſen in kurzer Zeit zum Beſitze eines Reichs in Aſien. Wenige Jahre, nachdem Vasco da Gama (ſ. d. Art. Gama) an der Küſte von Indien gelandet war, waren ſie ſchon die begünſtigtſten Kaufleute auf der ganzen Küſte, hatten trotz der gewaltigen Eiferſucht der Mohammedaner, in deren Händen bisher der gewinnvolle Handel mit indiſchen Waaren geweſen war, einige Niederlaſſungen gegründet, und mit mehreren einheimiſchen Fürſten Handels-

bündniſſe geſchloſſen, in welchen dieſelben den König von Portugal fü ihren Oberherrn erkannten. Franz von Almeida, der erſte portugieſiſche Vicekönig in Indien (von 1505 bis 1509) erhöhte den Ruhm ſeines Volkes in den indiſchen Meeren; überall, wo ſeine Schiffe landeten, gründete er Handelsniederlaſſungen, und nahm ſelbſt Ceylon ſcho 1506 in Beſitz. — Sein größerer Nachfolger in der Verwaltung, Alphons von Albuquerque, (von 1510 bis 1515) befeſtigte das ſtolz Gebäude der portugieſiſchen Herrſchaft in den indiſchen Meeren. Er legte Feſtungen an zur Beſchützung der Handelsniederlaſſungen, und eroberte das wichtige Malakka, wo ſich die Handelsſchiffe von Japan Sina, den Molukken, den Philippinen, von Bengalen, Perſien, Arabien und Afrika ſammelten, und der Schrecken, welchen dieſe Eroberung verbreitete, bewog die mächtigſten Fürſten der jenſeitigen indiſchen Halbinſel, das Bündniß der Portugieſen zu ſuchen; er nahm bald darauf die Molukken, und mit ihnen den reichen Gewürzhandel, und beſchloß ſeine Laufbahn mit der Eroberung von Ormuz, der reichſten und wichtigſten Handelsſtadt im perſiſchen Meerbuſen, deren Beſitz er durch eine ſtarke Feſtung ſicherte. Bald nach ſeinem Tode herrſchten die Portugieſen vom arabiſchen bis zum perſiſchen Meere; faſt alle Häfen und Inſeln an den Küſten von Perſien und Indien waren in kurzer Zeit in ihrer Gewalt; ſie beſaßen die ganze malabariſche Küſte bis zum Vorgebirge Komorin, hatten Niederlaſſungen auf der Küſte Koromandel und am bengaliſchen Meerbuſen, die Inſel Ceylon war ihnen zinsbar; ſelbſt in China hatten ſie Faktoreien, und die Häfen von Japan, wohin ein Sturm ihnen den Weg wies, waren ihren Handelsſchiffen geöffnet. Zu dieſer Höhe war ihre Macht um das J. 1542 geſtiegen, und ſechzig Jahre lang führten ſie ihren gewinnvollen Handel ohne mächtige Nebenbuhler. Auf allen europäiſchen und aſiatiſchen Märkten beſtimmten ſie den Preis der Waaren. Kein fremdes Handelsſchiff konnte in den indiſchen Häfen eine Ladung einnehmen, ehe nicht die portugieſiſchen Schiffe befrachtet waren; kein Schiff konnte ſicher in den indiſchen Gewäſſern fahren, ohne portugieſiſche Päſſe, und ſelbſt diejenigen, welche mit Erlaubniß der Portugieſen Handel trieben, durften doch nicht mit Zimmet, Ingwer, Pfeffer, Stahl, Eiſen, Blei und Waffen handeln, weil dieſe Waaren Gegenſtände ihres Alleinhandels waren. Der Mittelpunkt ihrer Herrſchaft war ſeit Albuquerque Goa, wo der Statthalter des Königs von Portugal, unter dem Namen eines Vicekönigs oder Gouverneurs ſeinen Sitz hatte. Durch kühne, oft empörende Gewaltſtreiche ſicherten ſie ihre Herrſchaft in Aſien. Sie beſchoſſen die mächtigſten Städte auf den indiſchen Küſten, verbrannten die Schiffe ihrer Feinde in den eigenen Häfen derſelben, wiegelten die abhängigen einheimiſchen Fürſten gegen ihren Oberherrn auf, um die innere Zwietracht zur Erhöhung ihrer Macht zu benutzen, und keinem Fürſten gewährten ſie Frieden oder Bündniß, der nicht dem Könige von Portugall huldigte und ſeine Abhängigkeit durch die Erlaubniß, eine Feſtung in ſeiner Hauptſtadt zu bauen, ſicherte. Selbſt in den Küſtenländern, wo ſie nur handelten und nicht zugleich geboten, ſondern die Eingebornen ihren einheimiſchen Fürſten allein unterworfen blieben, herrſchten ſie doch mittelbar durch den Schrecken ihres Namens. — Portugal verdankte dieſe Herrſchaft der Kraft einzelner vorleuchtenden Männer, die in der ſchönſten Zeit ſeines Ruhmes mit heroiſcher Begeiſterung zu jenem fernen Schauplatze eilten. Der Hang zu ritterlichen Abenteuern, der nach der Bezwingung der Mauern keinen Gegenſtand mehr in der Heimath fand, hoffte und ſuchte dort volle Befriedigung. Aber die Nachfolger der Hel-

den, welche die Handelsgröße ihres Volks gegründet hatten, waren nicht mit gleicher Kraft gerüſtet; Habgier und Plünderungsſucht wurden bald die einzigen Beweggründe, welche zu Unternehmungen antrieben; die Ehre des portugieſiſchen Namens, dem jene Männer, ſelbſt wenn ſie Gewaltſchläge fallen ließen, Achtung zu erhalten wußten, ward immer mehr verdunkelt; der empörende Mißbrauch der Gewalt reizte den Widerſtand der Eingebornen, welche früher durch die Herrſchſucht der liſtigen Fremdlinge gegen einander bewaffnet, jetzt beim Anblicke der gemeinſamen Gefahr deſto feſter ſich verbanden. Als nun auch auf dem Throne von Portugal dem kräftigen Johann II., und dem großherzigen Emanuel, ſchwache Fürſten folgten, als unter dem Jeſuitenzöglinge Sebaſtian das Reich ſeinem Verfalle immer mehr entgegenſank, verfiel auch das ſtolze Gebäude in Aſien, das der Väter Tapferkeit und Klugheit gegründet hatte. Die Vereinigung Portugals mit Spanien (1580) entſchied den Sturz der portugieſiſchen Handelsmacht in Indien. Die ſpaniſchen Könige vernachläſſigten die aſiatiſchen Niederlaſſungen. Raub, Plünderung und Ungehorſam nahmen überhand; einzelne Befehlshaber in Indien machten ſich unabhängig, andere gingen zu den indiſchen Fürſten über, andere wurden Seeräuber. Die Portugieſen wurden von Holländern und Engländern wie Spanier behandelt. Die Niederlande hatten bisher die indiſchen Waaren, mit deren Vertrieb ſie ſich beſchäftigten, von dem großen Handelsmarkte Liſſabon abgeholt. Philipp der II. aber, unwillig gegen die Abgefallenen, verbot den niederländiſchen Schiffen den Hafen der portugieſiſchen Hauptſtadt, und zwang dadurch das betriebſame Volk, von der Quelle zu holen, was ſie vorher aus der zweiten Hand empfangen hatten. Sie waren eben mit den vergeblichen Verſuchen beſchäftigt, einen neuen Weg nach Indien durch die nördlichen Meere zu finden, um ihren Feinden auszuweichen, als Cornelius Houtman, ein Niederländer, der mehrmals auf portugieſiſchen Schiffen Handelsreiſen nach Indien gemacht hatte, ihnen ſeine Dienſte anbot. Er ward 1595 mit vier Schiffen nach Indien geſandt, um die Küſten, die Bewohner derſelben und die Handelsverhältniſſe jedes Orts zu erforſchen, und kehrte mit günſtigen Hoffnungen zurück; denn ſchon auf dieſer erſten Reiſe waren Handelsbündniſſe mit den Fürſten auf der Inſel Java geſchloſſen. Die Geſellſchaft der Kaufleute, welche dieſe Unternehmung beförderte, ſandte darauf den Admiral van Steck mit dem Auftrag ab, auf jener Inſel, (die von dem Mittelpunkte der portugieſiſchen Handelsmacht entfernt, aber den Gewürzinſeln nahe genug lag, um einen Schleichhandel zu begünſtigen, und nicht weniger gut gelegen war zur Anknüpfung eines Handelsverkehrs mit China und Japan,) holländiſche Comptoire anzulegen und mit den einheimiſchen Fürſten Verträge zu ſchließen. Der Haß, welchen die Eingebornen auf die, zuweilen auch hier landenden Portugieſen geworfen hatten, unterſtützte ihn nicht wenig bei der Ausführung dieſes Unternehmens. Es traten nun, durch ſo glückliche Erfolge ermuntert, mehrere kleine Geſellſchaften in Holland zuſammen, die den indiſchen Handel zum Gegenſtand ihrer Unternehmungen machten; aber es zeigte ſich bald, daß der zu ſtarke Zudrang die Handelsmärkte in Indien, wie in Europa, überfüllte. Um dieſen Nachtheil aufzuheben und den eiferſüchtigen Portugieſen einen kräftigern Widerſtand entgegenſetzen zu können, als Einzelne zu leiſten vermochten, wurden die kleinen Handelsgeſellſchaften 1602 in eine große oſtindiſche Geſellſchaft vereinigt, welche das Recht erhielt, Krieg und Frieden mit den Fürſten Aſiens zu ſchließen, Feſtungen zu bauen, Beſatzungen zu unterhalten und einen

Gouverneur zu wählen. Als nun auf Java und auf andern Punk
befeſtigte Comptoire angelegt, und mit mehreren Fürſten von Benga
Handelsbündniſſe geſchloſſen wurden, begann der lange Kampf mit
eiferſüchtigen Nebenbuhlern. Hatten die Portugieſen den Vortheil ei
genauern Kenntniß der indiſchen Meere, ſo konnten dagegen die Nied
lande auf eine kräftigere Unterſtützung aus Europa rechnen, da P
lipp II. und ſeine Nachfolger die Niederlaſſungen in Aſien oft o
Hülfe ließen. Als aber Zeit und Erfahrung jenen Vortheil auch
Holländern gaben, und ſie damit auch noch den Vorzug einer ſtärk
und beſſer bedienten Seemacht verbanden, ward den Portugieſen
Platz nach dem andern entriſſen. Im J. 1621 räumten dieſe ihren g
reichen Nebenbuhlern die Molukken, 1633 Japan, 1641 Mal
ka, 1658 Ceylon, 1660 Celebes, (wo die Portugieſen nach dem V
luſte der Molukken ſich feſtgeſetzt hatten, um ſich durch Schleichh
del noch einigen Antheil an dem Gewürzhandel zu verſchaffen,) und ſ
1663 fielen auch die wichtigſten Plätze auf der Malabarküſte,
ſich die portugieſiſche Handelsmacht am längſten behauptet hatte, in
Gewalt der Holländer. Zu gleicher Zeit, als die Portugieſen mit d
Holländern kämpften, traten auch die Engländer gegen ſie in die Schra
ken. Schon im J. 1600 gab die Königin Eliſabeth den Kaufleuten
London ein ausſchließendes Vorrecht zum Handel nach Indien auf fün
zehn Jahre, und im folgenden Jahre liefen die erſten vier Handel
ſchiffe der oſtindiſchen Compagnie von Lancaſter nach den Molukk
aus. Der reiche Gewinn dieſer erſten Handelsreiſe reizte die verbund
nen Kaufleute, alles aufzubieten, um die Hinderniſſe zu beſiegen, we
che Portugieſen und Niederländer neuen Anſiedelungen auf den indiſche
Küſten in den Weg legten, und es gelang ihnen bald, auf Java, Am
boina und Banda Niederlaſſungen und Feſtungen anzulegen, und de
Gewürzhandel mit den Niederländern zu theilen. Zwar ward ihnen di
ſer Vortheil bald wieder durch die Holländer entriſſen, welche ſich dur
einen Gewaltſtreich im alleinigen Beſitze der Molukken ſicherten, dagege
aber waren die Engländer deſto glücklicher in ihren Niederlaſſungen a
den Küſten von Malabar und Koromandel, und ſchlugen die Angrif
der ſtärkern Portugieſen immer gleich ab. Wichtiger noch war der Vor
theil, den ſie 1623 errangen, als ſie, von den Perſern gerufen, dieſe
die Portugieſen aus Ormuz vertreiben halfen; denn außer dem Antheil
an der reichen Beute der eroberten Waarenlager, erhielten ſie eine Nie
derlaſſung am Eingange des perſiſchen Meerbuſens (Bender-Abaſſi), un
gelangten zu dem Handel mit Seide, morgenländiſchen Teppichen, Gold
ſtoffen und andern perſiſchen Waaren. So erhob ſich ſeit der Mitte de
17ten Jahrh. auf den Trümmern des portugieſiſchen Aſiens die Han
delsmacht der Holländer und Britten. Aber den freudigen Begrüſ
ſungen, womit die Eingebornen, als ſie der Herrſchaft der verhaßten
Portugieſen los wurden, die Holländer empfingen, folgten bald Unruh
und neue Trauer. Sie ſahen, daß ſie das harte Joch der Portugieſen
mit einem härteren vertauſcht hatten, daß Habſucht und Kaufmannsgei
unter den neuen Gebietern dieſelben Wirkungen hervorbrachten, die ihre
Ruhe und Freiheit ſeit der Ankunft der erſten Europäer ſo verderblich
geweſen waren. Auch die Holländer waren, wie die Portugieſen, faſt
immer im Kriege mit den Eingebornen auf den Inſeln und auf dem feſten
Lande, wo ſie Niederlaſſungen gegründet hatten. So ward gleich nach
der Vertreibung der Portugieſen von den Gewürzinſeln durch Gewalt er-
zwungen, daß die Gewürznelkenbäume auf allen Inſeln, außer auf Am-
boina, ausgerottet wurden; auf Banda wurden alle Bewohner vertilgt,

weil ſie nicht Sclaven werden wollten und die ganze Inſel wurde unter
Beſitze vertheilt, welche von den benachbarten Eilanden Sclaven zum
Anbau ihres Bodens zogen. Das prächtige Batavia auf der Nord-
küſte von Java ward ſeit 1619 der Sitz der holländiſchen Regierung von
Indien, und die Hauptniederlage des aſiatiſchen Handels der oſtindiſchen
Geſellſchaft; von hier aus herrſchte der Generalſtatthalter, gleich einem
Könige, während der fünfjährigen Dauer ſeiner Amtsgewalt, über die
indiſchen Fürſten. Bis auf die neueſten Zeiten, wo das ganze euro-
päiſche Kolonialſyſtem erſchüttert ward, und faſt alle Handelsniederlaſ-
ſungen in Aſien in die Gewalt der meerbeherrſchenden Britten fielen,
waren die Holländer, ungeachtet häufiger Kämpfe mit den Eingebornen,
im Beſitze ihrer Anſiedelungen, unter welchen Surate auf der Nord-
küſte der vorderindiſchen Halbinſel, das Commandement Malabar, wo
Cochin die Hauptfeſtung, das Gouvernement Koromandel mit der Fe-
ſtung Negapatnam, die Niederlaſſung Chinſura in der Direction Benga-
len, das Gouvernement Malakka, die äußerſte holländiſche Beſitzung auf
der ſüdlichen Spitze der Halbinſel dieſſeit des Ganges; Celebes, das ein-
zige Gebiet, wo ſie nach der Entwaffnung und Unterwerfung der einge-
bornen Fürſten förmlich herrſchten, Java, die Molukken, die ſüdliche
Küſte von Borneo (die ſpäteſte Niederlaſſung), die wichtigſten waren.
Ehe wir zu den engliſchen Kolonien in Indien zurückkehren, müſſen wir
einen Blick auf die übrigen Handelsniederlaſſungen werfen, welche gleich-
falls im 17. Jahrh. gegründet wurden: die Anſiedelungen der Dänen und
Franzoſen. Ein holländiſcher Factor, Boſchower, der von dem Könige von
Ceylon als hohen Gunſtbeweis den Titel eines Prinzen erhalten hatte,
und nach ſeiner Rückkehr in die Heimath kalt aufgenommen, und bot un-
aufgefordert dem Könige Christian IV. ſeine Dienſte zur Anlegung einer Nieder-
laſſung auf Ceylon an. Es ward ſogleich (1618) eine oſtindiſche Geſellſchaft
in Kopenhagen gebildet, und Boſchower reiſete mit ſechs Schiffen, von wel-
chen die Hälfte dem Könige, die andere jener Geſellſchaft gehörte, nach
Indien ab. Er ſtarb unterweges. Der däniſche Seemann, der die
Schiffe führte, fand eine ſchlechte Aufnahme in Ceylon, als er ohne Bo-
ſchower ankam, und wandte ſich alsbald nach Koromandel, der nächſten
Küſte des indiſchen feſten Landes. Der inländiſche Fürſt von Canjore
bewilligte ihm, gegen eine jährliche Abgabe, einen fruchtbaren Landſtrich,
wo ſogleich der Grund zu der Stadt Tranquebar gelegt, und bald
darauf zur Beſchützung der neuen Niederlaſſung die Feſtung Dansburg
erbauet ward. Die übrigen Europäer, welche ſich in Indien niederge-
laſſen hatten, legten den Dänen anfangs keine Schwierigkeiten in den
Weg, und dieſe betrieben einen ziemlich bedeutenden Handel. Als aber
die Holländer immer mächtiger und übermüthiger wurden, ſchloſſen ſie
die neuen Nebenbuhler bald von allen Märkten aus. Die Angelegenhei-
ten der däniſchen Geſellſchaft verfielen; ſie trat der Regierung ihre Nie-
derlaſſungen ab, und ward 1634 völlig aufgelöſet. Seit 1643 hörte die
Schifffahrt der Dänen nach Indien ganz auf. 1670 aber errichtete Chri-
ſtian V. eine neue Handelsgeſellſchaft, welcher er durch Ausrüſtung von
Schiffen ein ſo bedeutendes Geſchenk machte, daß faſt die Hälfte des zu-
ſammengeſchoſſenen Kapitals von ſeiner Freigebigkeit herrührte. Sie
erhielt überdieß das Recht, Krieg und Frieden zu beſchließen. Die neue
Geſellſchaft ward bald in neue Kriege mit den eiferſüchtigen Holländern
und dem, von dieſen aufgehetzten, Fürſten von Canjore verwickelt.
Ohnmächtig dauerte ſie fort bis 1729, wo ſie nicht mehr im Stande
war, ihr kleines Gebiet länger zu behaupten, und aufgehoben wurde.
Zwei Jahre nachher ward ſie von Chriſtian VI. zum zweiten Male er-

Digitized by Google

neuert. Sie erhielt einen Freibrief auf vierzig Jahre, und den ausſchl ßenden Handel vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach China. D Geſellſchaft hatte ſo glücklichen Fortgang, daß ihr Freibrief, als derſe abgelaufen war, auf 20 Jahre erneuert ward, aber mit einer E ſchränkung, welche das Recht des Alleinhandels der Geſellſchaft nah und jedem däniſchen Unterthan den indiſchen Handel gegen eine gewi Abgabe an die Geſellſchaft freigab. Während dieſer Zeit waren mehr wichtige Niederlaſſungen und Beſitzungen auf den Küſten Malabar u Koromandel, in Bengalen, in Behar, in Oriſſa, an der Malakkaſtra erworben, und dieſe Anſiedelungen waren in Hinſicht auf die Belebu der Schiffahrt und des Handels der Dänen ſo wichtig geworden, d der König im J. 1770 der Geſellſchaft alle Niederlaſſungen in Indi für 170,999 Thaler abkaufte und die Beamten derſelben in ſeine Dien nahm. Der Handel nach Indien und nach China ward ſeitdem allen d niſchen Unterthanen freigegeben. Schon waren die oſtindiſchen Geſe ſchaften in England und Holland aufgeblüht, und die Franzoſen hatte einzelne mißlungene Unternehmungen abgerechnet, noch keinen unmitte telbaren Handelsverkehr mit Indien angeknüpft. Endlich aber ward d franzöſiſche Handelsminiſter Colbert ſo laut aufgefordert, den Unterne mungsgeiſt der Nation zu begünſtigen, daß er ſich 1665 entſchloß, ei oſtindiſche Handelsgeſellſchaft zu gründen und ihr auf 60 Jahr al Freiheiten und Rechte zu verleihen, welche die engliſche und holländiſc Geſellſchaft genoſſen. Die verbundenen Kaufleute mußten ein Kapit von 15 Millionen Livrès zuſammenbringen. Die Inſel Madagaska am Eingange des indiſchen Meeres und der afrikaniſchen Küſte nah zum Handel nach Afrika, Perſien, Arabien und Indien gut gelegen wurde zum Mittelpunkte der neuen Niederlaſſungen gewählt. Aber ſcho in fünf Jahren war die Handelsgeſellſchaft durch ſchlechte Verwaltung durch Veruntreuung ihrer Beamten, in ſolchen Verfall gerathen, daß ſi ihre Niederlaſſungen der Regierung abtrat. Es ward nicht beſſer, un zwei Jahre ſpäter wurden alle Franzoſen, die noch auf Madagascar zu rückgeblieben waren, ermordet. Indeß ward ſtatt Surate in Guzera wo die Franzoſen anfangs die Niederlage ihrer Waaren hatten, der da mals unbedeutende Flecken Pondichery gewählt, welcher ſich bald z einer anſehnlichen Stadt erhob. Während des ganzen 17. Jahrh. abe konnte der franzöſiſche Handel nach Indien ſich nicht heben. Die Män gel des Verwaltungsſyſtems, Kriegsunfälle, unkluges Eingreifen de Regierung, hinderten das Gedeihen aller Niederlaſſungen, ſo daß man che kaum gegründete Anſiedelung ſchnell wieder aufgegeben werden muſ te. Endlich überließ die oſtindiſche Geſellſchaft den uneingeſchränkten Ge nuß ihrer, 1714 wieder erneuerten Vorrechte den Schiffsausrüſtern vo St. Malo. Erſt unter der Staatsverwaltung des Kardinals Fleur kam Ordnung und Thätigkeit in dieſe Handelsunternehmungen, als di Brüder Orri und Fülvy die Leitung derſelben übernahmen. Pond chery hob ſich bald aus ſeinem Verfalle, und das ſeit 1720 von de Franzoſen in Beſitz genommene, als Station der Indienfahrer trefflic gelegene, Isle de France blühte durch des erfahrenen Bourdonnaye (ſ. d. Art.) Vorkehrungen ſeit 1735 in kurzer Zeit herrlich auf. Ebe ſo gedieh unter des verdienſtvollen Dupleix (ſ. dieſ. Art.) Leitung die Ko lonie Chandernagor am Ganges. Auf allen öſtlichen Meeren, wo ge winnvoller Handel zu erwarten war, ſegelten franzöſiſche Schiffe. I dem Seekriege zwiſchen Frankreich und England, von 1745 bis 1747 behaupteten ſich die Franzoſen auf das tapferſte in Indien, ungeacht ſie aus Europa wenig Unterſtützung erhielten; aber am höchſten ſti

lich nach dem Frieden von 1748 ihre Macht durch ihren glücklichen Einfluß auf die Kriege der indiſchen Fürſten. Sie erwarben anſehnliche Beſitzungen an den Küſten von Golkonda, Oriſſa und Koromandel, die aber freilich zu weit aus einander lagen, als daß ſie ſich gegenſeitig hätten unterſtützen können. Während des neuen Krieges mit England (von 1755 bis 1763) gingen nach und nach alle Theile des franzöſiſchen Reichs in Indien verloren. Der Friede gab ihnen nur Pondichery und Mahé zurück, und erlaubte ihnen drei kleine Faktoreien in Bengalen mit ſchwachen Beſatzungen. Der Friede von 1783 vergrößerte das franzöſiſche Gebiet nur um Pondichery, und dieſes hat ihnen der am 30. May 1814 geſchloſſene pariſer Friede wiedergegeben. Die Britten ſind nun, nachdem alle ihre Nebenbuhler theils gefallen, theils erſchöpft ſind, die herrſchende Handelsmacht in Indien. Auf dem Grunde, welcher im 17ten Jahrh., wie oben erwähnt, dazu gelegt ward, erhob ſich der ſtolze Bau ihrer Herrſchaft, ſeit 1702 die Rechte aller kleinen Handelsgeſellſchaften, welche ſich kurz vorher gebildet hatten, mit der oſtindiſchen Compagnie waren vereinigt worden. Die Geſchichte derſelben ſ. in d. Art. Engliſches Reich in Oſtindien.

Indifferentismus nennt man diejenige Denkungsart, welche in Rückſicht auf die Wahl zwiſchen mehreren verſchiedenartigen Gegenſtänden der Beurtheilung, des Glaubens oder der Neigung unentſchieden bleibt, und den Werth dieſer Gegenſtände dahingeſtellt ſeyn läßt, weil ſie für keinen derſelben eine überwiegende Neigung hat, oder überhaupt keine Kenntniß davon nimt. Ob nun wol dieſe Denkungsart ein Beweis von Unkunde oder Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Dinge iſt, auf die ſie ſich bezieht, ſo verträgt ſie ſich doch ſo gut mit der Partheigängerei, daß man einen deſto entſchiedenern Indifferentismus verräth, je weniger man ſich bedenkt, die Rollen zu wechſeln. So gibt es Indifferentiſten in der Politik, in der Philoſophie, in der Religion und Moral, denen es gar nichts koſtet, von einem Syſtem zum andern überzugehen. Weil ſie ſich im Grunde aus keinem etwas machen, in keins eingedrungen, für keins erwärmt ſind, iſt es ihnen einerlei, zu welchem ſie ſich bekennen, und ſie werden daher allemal die Farbe desjenigen Syſtems annehmen, bei dem ſie ſich eben die meiſten Vortheile verſprechen. Freilich kann bei dem Indifferentismus der Partheigängerei von Wahrheitsliebe und Feſtigkeit des Charakters nicht die Rede ſein, und wenn es auch Rückſichten der Klugheit gibt, welche die Behauptung einer friedlichen Partheiloſigkeit auf dem Felde der Politik und Schulphiloſophie rechtfertigen mögen; ſo verräth es doch, ſelbſt abgeſehen von den unreinen Bewegungsgründen jenes Rollenwechſels, immer Ungewiſſenhaftigkeit, ſich ohne Ueberzeugung, bald für dieſe, bald für jene Partei zu erklären. Kein gebildeter Menſch wird ſich den Mangel an aller Theilnahme für die Sache des Rechts und der Wahrheit, die immer nur Eine iſt, verzeihen; ja in Sachen des religiöſen Glaubens und der moraliſchen Ueberzeugung kann man ohne ſtrafbare Gleichgültigkeit gegen das Heiligſte weder ganz indifferent, noch irgend neutral bleiben, denn hier gilt der alte Spruch: wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich. Der vornehme Indifferentismus, welcher es unter der Würde hält, in die Wiſſenſchaften einzugehen, deren Anbau das Verdienſt des geringern Standes iſt, verdient mindeſtens den Vorwurf der Inhumanität und die veränderte Denkart der höhern Stände hat ihn auch genöthiget, ſich hinter der Firma der Bequemlichkeit zu verbergen, unter der er, mit Verzichtleiſtung auf jeden Genuß und Ruhm, den die Theilnahme an den großen Angelegenheiten der Menſchheit verſchafft,

Digitized by Google

Indiſche Literatur. Ungekannt Jahrtauſende bis gerau Zeit nach dem babyloniſchen Exil der Iſraeliten, unbedürftig in ſich ſchloſſen, umwuchert von der Segensfülle einer, ihre Elemente in rei ſter Mannichfaltigkeit entwickelnden Natur, ein vom Brautkuß des Hi mels und der Erde angeglühtes Leben, ein Land vom Umfang Europa wo die Gräſer zu Palmen ſich dehnen, berauſchende Blüthendüfte weh lag Hindoſtan, die Wurzel und Wiege des Orients, für alle Länd Noch lag Europa im tiefſten Schlummer der Unbildung, als Hindoſt alle Blüthen und Früchte der Kunſt und Wiſſenſchaft, als Ertrag gottmenſchlichen Geiſtes, in ſtäter folgerechter Geſammtentwickelung Einem großen Garten in blühendem Styl gediehen genoß. Seine We anſicht wird uns, ſoweit dies die vorgeſteckten Gränzen geſtatten, folgenden Artikel beſchäftigen. Hier ſind nur vorbereitend allgemei Umriſſe von einer uralten, durch immer neue Entdeckungen und Mitth lungen ſtaunenswürdig vermehrten Literatur zu geben. Oder wär' etwa nicht ſtaunenswürdig, mehrere Jahrtauſende vor Chriſto dort ſch die ſinnigſtzarten phantaſiereichſten Gedichte zu finden, und wenn de die Literatur überall nur die Fata Morgana eines bereits früher vo handenen und gelebten Seins iſt, dem gemäß nun gar eine uralte, pl ſtiſch in einen zwei Meilen langen Fels gehauene Mythologie, ein We dagegen ſelbſt Ägyptens Pyramiden noch jung erſcheinen? Zeigen ab nicht auch die tiefen aſtronomiſchen, noch lange nicht genug gewürdigt Kenntniſſe, in ſo früher, nach den gewöhnlichen Begriffen von Geſchic te, vorgeſchichtlicher Zeit, nebſt dem Alphabet, der Sprache, der rel giöſen Ueberlieferung in Bild und Schrift, überhaupt auf eine von Go geleitete Entwickelung des Menſchengeiſtes hin, welche in ihren zaub riſchſten, holdſeligen Zügen alles hochmüthigen Wiſſensdünkels, a meiſten aber der beſchränkten Naſeweisheit ſo mancher Alterthumsſpür und Geſchichtenklitterer ſpottet? Aber ſo muß es auch ſein. Das Url ben der Menſchen iſt ein Sein und Schauen in Gott, Religion (I Gott=Gelaſſenheit) und Gottesdienſt, Prieſterkönige ſind ſeine Siege bewahrer und Pfleger. Erſt als nun die ſelige Einheit zerfiel, das L ben unterzugehen drohte und feſtgehalten werden ſollte, da entſtand L teratur; anfangs noch immer eine heilige, eine Theologie, dann abe als die Lebensverrichtungen ſich immer mehr ſonderten und ausſchiede auch eine profane, engere, als Stammgeſchichte und Naturwiſſenſcha bis zur geſchriebenen Poeſie hinab, welche als Sängerſchule, worin d Wortſprache Kunſtwerk wird, natürlich zum Mythus zurückgeht. Die allgemeine Eintheilung in heilige und profane Literatur werden w auch hier, ſchon der leichtern Ueberſicht wegen, beibehalten; ihre einze nen Momente werden ſich gelegentlich ſelbſt hervorheben. Zuvörder aber wollen wir kurz von dem Schreibmaterial und dem Schreiben d Hindus etwas beibringen. Papier iſt ihnen nicht unbekannt, obwol theils nicht aus Baumwolle, ſondern aus der Rinde einer andern Sta de, deren Faſern ſorgfältig ausgeſondert werden, theils eine ſpäter wol erſt nach dem Eindringen der Mogolen gemachte Erfindung iſt. I Ermangelung dieſes groben Papiers ſchreibt man mit Weißſtift a ſchwarze Tafeln. Das gewöhnlichſte Material jedoch ſind die Blätter d Fächerpalme, Olles (folia?) genannt, die ungefähr drei Finger brei zwei Fuß lang, ſieben bis acht Zeilen faſſen, und weil ſie dicker, feſt und ſteifer als doppeltes Papier ſind, auf beiden Seiten eingeritzt we den können. Dies geſchieht mit einem wol ſechszolligen Eiſengriffel, de ſen oberes Ende, um die Blätter ganz abzuglätten, ſcharf iſt. Da Blatt ruht auf dem Mittelfinger der linken Hand, und wird vom Da

... und Zeigefinger feſt gehalten. Die rechte Hand gleitet nicht über
... Blatt hin, ſondern nachdem ein Wort oder zwei geſchrieben ſind,
... der Schreibende im letzten Buchſtaben den Griffel etwas tiefer
... und ſchiebt ſo das Blatt von der Rechten zur Linken, um ſo die
... allmählig zu vollenden. Darin ſind die Hindus ſo geübt, daß
... im Gehen ſchreiben. Da dieſe eingeritzten Schriftzüge natürlich
... ſind, ſo wird das Blatt mit friſchem Kuhmiſt eingerieben, ſo
... die feinſten Theilchen deſſelben auf den Zeilen haften, dann wird
... Schwarz überzogen. Auf Papier wird nicht mit Federn, ſondern
... Kalam (calamus), Schilfrohr geſchrieben, welches wie unſere Fe-
... geſchnitten wird, aber ſtärker iſt. Aus mehrern Palmblättern ein
... zu machen, wird durch ein an beiden Blätterenden geſtochenes klei-
... Loch eine dünne Schnur gezogen. Dann werden oben und unten
... Bretchen von der Größe der Blätter gelegt, dieſe wieder an beiden
... durchbohrt, und dadurch wie durch die Blätter zugleich Holz-
... Eiſenſtiftchen geſteckt. An den Stiftchen wird eine lange Schnur
... gt, und damit das Buch mehrmal umwunden. — 1. **Heilige Li-
teratur.** Sie umfaßt noch die Einheit des Lebens, als Sein und
... ohne ſorgfältigo Abmarkungen und Einhegungen, nach welchen
... Syſtem des Wiſſens eine Art Zwiebelgewächs iſt. Man befaßt ſie
... dem allgemeinen Namen Saſtra, Shaſtra, Schaſter, Siſtra,
... (die verſchiedenen Formen dieſes Worts ſind unſtreitig mund-
... Verſchiedenheiten) d. h. heilige, von Gott eingegebene Verord-
..., von einem Wort, welches eben anordnen, befehlen heißt. Sie
... nur von den drei erſten, oder wiedergeborenen Kaſten geleſen
... Wie durchgängig im Alterthume der Prieſter, als Bewahrer
... Religion, für die Religion ſchreibt, und ſein Buch wie die ganze
..., dieſe wie der Gott heißt, ſo leitet auch der Hindu ſeine heiligen
..., als religiöſe Urkunden, als Gottes Wort, eben von Gott
..., von Wiſchnu, dem metamorphoſirten Vyaſa, und die Bücher ſelbſt
... Vedas, oder Vedams. Beide Wörter, Vyaſa und Veda gehören
... Wortfamilie an, deren Glieder Wiſſen, Witz, Sitte, Geſetz u. a.
..., deren Wurzel und Grundbedeutung Licht und Feuer iſt. Vyaſa
... Gottes Wort ſchon vor, und war mithin nur Sammler der
..., die er nun auf vier zurückbrachte, genannt Ritſch, Jajuſh, Sa-
... und Athartvana. Die erſtern ſind metriſche, die zweiten proſaiſche,
... dritten für Geſang beſtimmte Gebete. Die letztern ſind Gebete bei
..., Sühnungen und Verwünſchungen, und alſo weſentlich von
... andern verſchieden, weßhalb auch einige an der Aechtheit gezweifelt
... Dieſe Vedas ſind eigentlich als Grundtext anzuſehen, welcher,
... wir nachher ſehen werden, mehrere Auslegungen veranlaßt hat, wel-
... auch für heilig geachtet werden, wie vom Juden der Talmud.
... Veda beſteht aus zwei Theilen, den Mantras oder Gebeten, und
...manas oder Geboten. Die vollſtändige Sammlung der Hymnen,
... und Anrufungen in einem Veda heißt Sanhita. Die Gebote
... ſchärfen Religionspflichten, ethiſche Grundſätze und theologiſche Leh-
... ein. Die Grenzen beider Abtheilungen verlaufen natürlich oft in ein-
..., weil ſie beide in Andacht gebunden liegen. Die eigentliche indi-
... Theologie iſt in den Stüken enthalten, welche Upnaiſhada's Er-
... (daſſelbe Wort, wie das plattd. open, das griechiſche ope,
...) zeigt, oder Auslegungen ſind von Geheimniſſen. Dieſe hat An-
... du Perron unter dem verſtümmelten Namen Upurkhat in lateini-
... Ueberſetzung aus einer perſiſchen herausgegeben. Die Vedas ſind
... Sanskrit mit Devanagari (ſ. Art. **indiſche Sprachen**). Oberſt Po-

Digitized by Google

lier, der lange in Indien gelebt hat, hat dem brittiſchen Muſeum eine vollſtändige Abſchrift der Vedas in eilf Bänden überreicht, wovon aber nichts weiter verlautbart worden iſt. Eine zweite Klaſſe heiliger Bücher ſind die Upavedas, vier Theile (Ayuſh, Gandharva, Dhanuſch, und Sthapatya), Abhandlungen über Chirurgie, Arzneikunde, Muſik, Tanzkunſt, Kriegskunſt, Baukunſt und viele mechaniſche Künſte. Die dritte Klaſſe bilden die Anga's oder Vedanga's, welche in ſechs Theilen (Sicſha, Calpa, Vyacarana, Ch'handes, Jyotiſh und Niructi Sprachkunde und Grammatik, Proſodie, Dichtkunſt, Aſtronomie, Ritual und ſchwere Worte der Vedas behandeln. Die vierte Klaſſe endlich machen die Upanga's aus. Sie zerfallen aber wieder in drei Abtheilungen: die Puranas, Dherma-ſhastras und Derſanas. Die Puranas, an der Zahl achtzehn, mit eben ſo viel Upapuranas, Ergänzungen und Erläuterungen, ſind im Ganzen genommen mythiſch-philoſophiſchen Inhalts, nämlich kosmogoniſch, theogoniſch, chronogoniſch. Ein weiterer Legenden-Kreis, der nothwendig zuweilen die größern Welt- und Zeitverhältniſſe verengert, durchaus aber nicht mit dem vornehmen Wiſſens- und Aufklärungsdünkel vieler Europäer abgefertigt werden darf, wovor Beſcheidenheit ſowol, als wirklich tieferer Geiſt beſonders deutſcher Ausbeute warnt. Wir wollen nun die Puranas anführen a) Kalika Purana, Geſchichte der Göttin Kalika Parwadi, Bhavani, Gemahlin Schiwas. b) Abhiatma Ramayana, ein Bruchſtück des Brahmanda Purana, Geſchichte des Ramatſchandra. c) Brahma Vaivartika Purana, Urſpung der Götter und Geſchichte des Ganeſa, Kriſchna, Durga. d) Pedma Purana, Lob der Lotos (pedma) und Geſchichte der Laekſhmi, Gemahlin des Wiſchnu, in 55,000 Schloken oder Stanzen. e) Agni Purana, gleichſam der Abriß alles indiſchen Wiſſens in 15,500 Schloken. f) Wiſchnu Purana in 23,000 Schloken. g) Siva Purana in 24,000 Schloken. h) Linga Purana in 11,000 Schloken. i) Skanda Purana, vom Gott Skanda, Sohn Schiwas und der Bhavani. k) Haritalika und Savriti Bata betreffen religiöſe Gebräuche. l) Outkal Khanda und Kaſi Khanda, jenes Beſchreibung von Orixa und den religiöſen Gebräuchen des alten Wiſchnudienſtes zu Jaguernat, die Purſatim; dies Geſchichte der Stadt Kaſi oder Varanaſi, jetzt Benares Hauptſitz der Schiwaniten. m) Naradeya Purana, Geſchichte des Nareda als Gottes der Muſik, in 25,000 Schloken. n) Markandeya Purana. o) Bhawiſia Purana. p) Vayu Purana, Geſchichte des Windgottes Vayu. q) Matſya Purana, Geſchichte Wiſchnu's, als Fiſches der erſten Ueberſchwemmung, in 14,000 Schloken. r) Naraſingha Purana, Wiſhnu als Menſchlöwe. s) Bhagavata Purana, Werk des Vyaſa, Geſchichte des Kriſchna, oder vielmehr Wiſchnu in 12 Büchern 18,000 Schloken, welches franzöſiſch und deutſch herausgegeben worden. t) Ramayana, Geſchichte des Ramatſchandra, Königs von Ajodhia der ſiebenten großen Verkörperung Wiſchnu's, ein Werk Valmiki's. u) Mahabharata, Krieg der Pandus und Kurus, Linien der Nachkommen des altindiſchen Königs Bharata, in 18 Büchern, und mehr als 100,000 Schloken. Eine größere Epiſode daraus, Bhagavat Gita haben Wilkins, Parraud, Proben Herder, Schlegel über die Indier und Geſch. d. a. u. n. Lit. 1, 183. (wo es Handbuch der indiſchen Myſtik genannt wird) und Fr. Majer eine andere betitelt: Nala, Koſegarten Jena 1820. gegeben. Zu den Dherma Shaſtras, als der zweiten Abtheilung der Upangas, gehören vorzüglich die Manava Dharmaſaſtra oder die Verordnungen des Menu, engl. von W. Jones, deutſch von Hüttner, ein vollſtändiges Sittenbuch und Sittengemälde, dichteriſche Lehre von Gott und den Geiſtern, der Entſtehung der Welt

des Menſchen (Schlegels Geſchichte d. a. u. n. Lit. 1, 171. f.). Di
endlich, dritte Upangasabtheilung, ſind philoſophiſche Werke
haben drei Klaſſen: Nyaya (womit das gr. Νοῦς verwandt, der
, Geiſt) welche den Sinn einzelner Vedaſtücke erläutern und
zwei Theile haben, Gautama's und Cadana's Werk; Sankhya,
mit und ohne Iſwara, und Sankhya, erſtere auch Patanjala
; Mimanſa endlich, welches wiederum dem Dwapajana, genannt
oder Sammler, beigelegt wirt. Theile von dieſen Derſanas hat
herausgegeben. Indem wir nun übergehen zur 2. Profanlite-
, ſo kann hier natürlich von einer Aufzählung der Werke die Re-
ſein, da dieſe unendlich ſind, auch nach Willins Verſicherung.
nur einiges Vorzügliche. Grammatik anlangend, ſo wird
, oder die Schönheit des Wiſſens von Goswami, genannt
, für die beſte ſanskritiſche Sprachlehre gehalten. Eine an-
Kalapa heißt Katantra Vriti, wozu Katantra Vriti Tika ein
Kommentar iſt. Solche Kommentare ſind ferner Dourga
, Tritatſchandroſa. Eine andere Grammatik mit dem Titel
Sara iſt von Radjah Djeumoura Nandi, welche Gopi Tchan-
kommentirt hat. Das beſte Wörterbuch Amaraſinha ward ſchon
; aber außer dieſem ſtehen noch ſiebenzehn andre in gro-
. — Die indiſche Poeſie hat durchaus eine elegiſche Innig-
Lieblichkeit, ganz dem von dem älteſten Dichter Valmiki ange-
Urſprung derſelben gemäß, als ſeine rhythmiſche Klage über die
Ermordung eines Jünglings, der mit ſeiner Geliebten glücklich
ſchönen Wildniß lebte, und nun von der Geliebten in herzzer-
Klagen bedauert ward. Wir lernten Valmiki ſchon oben
des vollſtändigen epiſchen Gedichts Ramayana kennen, wel-
Vyaſas Mahabharat an die Seite geſetzt wird. Ein anderer
Djana Radjah, der die Begegnung Arjouns mit Shiwa ge-
. Ein dritter Bhattu Bana, ſchrieb Kadambari. Bhartri He-
ſchrieb ein populäres Epos Bhatti; Djaga Deva die Gita
, einen Hymnus auf Govinda (überſetzt von Jones, Dalberg,
; Schlegels Geſch. der a. u. n. Liter. 1, 178 f.). Beſonders
ſind, wie der tiefgelehrte und geſchmackvolle Jones berichtet, die
, Nataks bei den Indiern genannt. Unter den Dramatikern
wird als Stern der erſten Größe genannt Kalidas, Dichter am
Vikramadityas beinahe 900 Jahr vor Chriſto. Man hat ihn den
Shakſpeare genannt. Sein vorzüglichſtes Drama iſt Sakon-
, oder der Schickſalsring, welches Jones engliſch, Forſter deutſch
geſchenkt haben, und wovon Herder in der zweiten Ausgabe ſagt:
Blumenketten ſind darin alle Scenen gebunden; jede entſpringt
der Sache ſelbſt, wie ein ſchönes Gewächs, natürlich. Eine Men-
erhabener ſowol als zarter Vorſtellungen finden ſich hier, die man
einem Griechen vergebens ſuchen würde. Denn der indiſche Welt-
Menſchengeiſt hat ſie ſelbſt der Gegend, dem Dichter, der Nation
gehaucht." Von demſelben Dichter iſt Koumava Samblava, Ge-
des Kumara, des Götterarztes; Ourvaſi Vikrama, Urvaſi's Hel-
in 5 Akten; Megha Duta, die Bothſchaftswolke, herausgege-
von Wilkins. Andere Schauſpiele ſind Ketriabali, das Perlenhals-
, von Ilerſadeva; Prabodha Tchandra Oudaya oder der aufgehen-
Mond der Wiſſenſchaft in 6 Acten, von Krichna Miſra; Haſiarnava,
Spottmeer, ein ſatir. Drama in Sanskrit, und Prakrit von Djaya-
Bhaltatcharia; Maha Nataka, das große Schauſpiel, auch in
Sanskrit und Prakrit, von Madhuſanada Miſra. Von ungenannten

Digitized by Google

Verfaſſern ſind Murari, in 7 Acten; Mudra Rakyaſa und Malati un Malheva, Drama in 10 Acten. Durch die Engländer, welche in Cal cutta eine orientaliſche Druckerei angelegt, mehrt ſich der Schatz auch der poetiſchen Literatur nicht wenig. Uebrigens haben auch die Indie zwei Arten von Füßen (padam, oder charanam in Verſen, nämlich di kurzen, genannt ganam, welche in die einfachen ganam und in upaga nam zerfallen. Von den erſtern gibt es acht, welche zuſammen majaba ſanarayala heißen, und folgende ſind: maganam (unſer Moloß) baga nam (Daktylus) iaganam (Amphibrachys), saganam (Anapäſt); naga nam (Dribrachys), raganam (Kretikus), yaganam (Palimbacchius) un laganam (Bacchius). Die upaganams, mit dem Wort yarahanagama ngala bezeichnet, ſind gaganam (Spondeus), haganam (Trochäus), va ganam (Jambus), nalam (Proceleusmatiskus), galam (Pyrrhichius) malagu (vierter Epitrit), nagam (vierter Päon), latam (ſinkender Jo niker). Ferner kennen die Indier einen zwiefachen Reim. Der ein fällt auf den erſten Buchſtaben, oder die erſte Sylbe des Verſes un heißt yety oder vadi; z. B. Ki in Kirti und Kirtana iſt der Reim. De andere fällt auf den zweiten Buchſtaben oder die zweite Sylbe im An fang, und heißt praſam. z. B. pa in Capagny und Dipantram. Die ſind alſo Aſſonanzen. Von Verſen ſind bereits die Schloken, eine Ar Stanzen oder Strophen, erwähnt worden. Aber ſie haben auch noc andere Versarten (padyams), wie die cawdapadyam. Es gibt fün Schriftſteller über die Proſodie, die nichts weniger als leicht iſt. — Di Philoſophie anlangend, wird für das älteſte Sectenhaupt Capila gehal ten, und dieſer von Brahma's Enkel ſorgfältig zwar unterſchieden, un dünkt aber mit Unrecht, da er als Erfinder der Zahlenphiloſophie an das Muſenroß (caballus), an Wiſchnu-Kabiler, an die Kabala, an de Abgrund der Wiſſenſchaft (kapl kiani), an den großen Büßer Kapila an das heilige Roſtopfer Aswamediagon, an das allwiſſende Pferd Or chisrawa und mehrere dergleichen mythiſche Momente erinnernd, unſtrei tig auch eine mythiſche Perſon und der die Wiſſenſchaft erfindende Got iſt. Ihm zunächſt wird geſetzt Gotama. Aber es hat mit ihm dieſelb Bewandtniß, da bekanntlich auch der indiſche Mondſtier ſo heißt, vo gau, ghoi, Kuh, plattd. Koh, und dieſer mit Kadmus, Somana Ko dom, dem ſiameſiſchen Religionsſtifter, Lehrer und Schriftſteller, ſ wie mit dem Worte Akademie in eine gar leichte Ideenverbindung tritt und die damit angeſpielte Idee von Gott, als Erfinder der Wiſſenſchaf im geſammten Alterthum keinen Widerſpruch finden möchte. Es iſt hie der Ort nicht, daſſelbe auch in Canada näher nachzuweiſen, welcher mi ihm übereinſtimmig angegeben wird. Ihre Philoſophie hieß nyaya (ſ oben), eine Art Logik, wo auch eine Syllogismenlehre vorkommt, wel che, nach einer perſiſchen Angabe des Mohſani Fani, ſogar der Ariſtote liſchen Methode zum Grunde liegen ſoll. Dieſem zweiten Nyayaſyſten folgt als drittes das Mimanſa (welches wiederum an den Affen- un Schlangengott erinnert) von Vyaſa erfunden (ſ. oben), und bearbeitet vo ſeinem Schüler Jaimini (der richtende Todtengott Yama hatte auch ei nen Schreiber). Vedanta, Endzweck der Vedas, hieß Vyaſa's Lehre welche die Abhängigkeit der Materie vom Geiſte behauptete. Buddha Schüler (auch hier wieder der Morgenſtier, wie oben) dagegen gelte für Materialiſten. Und ſo hätten wir denn die drei Syſteme des Ve danta, Nyaya und Mimanſa als Idealrealismus, oder Pantheismus i höchſter edler Bedeutung, mit ſeinen beiden einander fordernden Seiten Idealismus und Realismus, ſchon mythiſch vorgebildet und ausgeſpro chen. Unſtreitig ſind die Sankhyas, Jainas und andere Secten zu ei

m oder dem andern Syſtem gehörige ſpätere Anhänger. Indeß iſt der Ort nicht, dies näher zu erörtern. Wir nennen nur einige philo-ſophiſche Werke. Dahin gehören Gangheswara, Fatwa Schirtamani, Traktat von der Metaphyſik; Pratithya Tippani, ein Commentar die ſichtbaren Gegenſtände, von Gadadhera, welcher auch über moraliſche Ereigniſſe und moraliſche Kraft geſchrieben; Gouna Bhaſia, oder über die Qualitäten; Anumaka Didhiti, oder Abh. über das Gedächtniß Jimmini Battatcharia; Smriti Tatwa, Auszug der Geſetze, zuſammengetragen von Ragunandaka Bhattatcharia, überſ. von Raspe; opadeſa, freundlicher Unterricht, ein indiſches Fabelbuch, herausgeben von Wilkins, in ſchmuckloſer Einfalt und Klarheit der Erzählung Schlegel a. O. 179), auch Fabeln des Pilpai genannt. Schon aus den allgemeinen Umriſſen ergibt ſich, daß die indiſche Literatur ein ches Naturgewächs ſei, und, wie dies, eigends von der Natur be- Urvolk auch von Seiten der Wiſſenſchaft einzig daſteht, alle Rich-tungen des Menſchengeiſtes andeutend, ja ſich in ihnen bewegend, gleich- die Höhemeſſer der Menſchheit. Vergl. A. W. v. Schlegel's Indi- Bibliothek. Bonn 1820. H. 1. Niklas Müller Glauben, Wiſ- und Kunſt der alten Hindus ꝛc. Mainz 1822. I. 8. Wa.

Indiſche Mythologie und Religion. Uns beſtätigt im- mehr und mehr das Alterthum in der Anſicht, daß Religion ein Ge- und Erbe des Menſchen ſei, daß ſie daher, als das Eine, der tiefſte Quell- und Lebenspunkt des Geiſtes, das Gebundenſein Sich wieder binden an Gott, wie es das Wort Religion urſprüng- bedeutet, eben der Grundzug aller Völker iſt. Wie Strahlen zu ih- Mittelpunkte convergiren demnach alle zu Gott. Ausdruck dieſer ſind die Sprachen. Die Sprachen aber, als das mannich-gegliederte ewig göttliche Wort, das vom Anbeginn in Gott war, welches nichts geſchaffen, ſind mithin als Ueberlieferungen des in Schrift und Bild, in Anſchauung und Begriff gegenſeitig und ergänzende Dollmetſcher der Religion. Aber das ewi- Wort ſelbſt iſt die Liebe, dieſer Drang, dies Sehnen des ur- göttlichen Geiſtes, ſich zu ſchauen, ſich wieder zu erblicken zu gebären in all ſeiner, leider durch tiefe Selbſtſchuld hie- verwirkten Größe und Herrlichkeit. Der Mythus jedes Volks iſt dieß Ringen; aber das Ringen einer begeiſterten Jugendkraft, durch die Fülle endlicher Anſchauungen ſich zurückringt zu dem mehr oder minder glücklich zwar, aber doch immer ſo, daß das Verfehlte liebend von einem andern angeſtrebt und erreicht ſo daß Ein Licht über allen leuchtet, nur nach den Gegenſtänden ſchiedenen Farben gebrochen. Darum nun, weil es das Ewige iſt, der Mythus ringt, fällt er in keine, oder in alle Zeit, (im Pa- ſchlägt keine Uhr, ſagt Herder;) er iſt gleichſam das Urſein der ſchen und Völker, und ruht, wie der Himmel über der Erde, ſo ihrer Geſchichte, mit ſeinen Lichtern und Lüften alle lockend, alle wohnend, wie ſie ja ſelbſt nur Ausflüſſe des ewigen Geiſtes der, und mithin ihm verwandt ſind. Es gilt alſo, in welcherlei My- ie es ſei, dieſe Berührungspunkte mit andern und allen auszu- aus Sprache und Bild. Am nöthigſten aber iſt dies, wo, wie hier den Indiern, alle Knospenaugen und Blüthen der Menſchheit wie einer wärmern Sonne gezeitigt, aufzubrechen, und, wie ihres Landes ürze, alles durchdüften zu wollen Hoffnung machen. In der That en auch bei den Indiern die Momente aller Traditionen aus ſo hel- Augen uns an, daß wir eben darum ihnen das Prädikat eines Ur-

volks nicht verſagen können. Dieſe hier freilich nur angedeutete Anſicht iſt nicht etwa Frucht einer Vorliebe kindiſchen Geiſtes für dieſes Volk Wir wiſſen gar wol das Spiegelbild und Bilderleben von dem wahren Leben zu unterſcheiden, die Erfüllung von der Verheißung; denn wo wiſſen Chriſten: das Wort ward Fleiſch und wohnte unter uns, und wir ſahen ſeine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit (Joh. 1. 14.), wiſſen daß jene Urüberlieferungen nur vorbothiſch dämmerndes Morgenroth vo der Sonne, nur der Schatten ſind von dem, was zukünftig war, de Körper ſelbſt aber in Chriſto iſt (Kol. 2, 17.). Ehe wir nun aber das Weſentliche der indiſchen Natur- und Geiſtesanſicht kurz hervorzuheben ſuchen, muß noch Einiges berührt werden. Zuvörderſt nämlich iſt di indiſche Ueberlieferung, oder Offenbarung, wie man dies nennen will, ein Naturalismus, eine Naturphiloſophie, worin zwar das Element de Abſtraktion keineswegs ausgeſchloſſen, aber immer doch das von der Natureinheit niedergehaltene iſt. Denn ſowol jene angeſtrebte Gottesruh und Seligkeit, die große Untertauchung, das Verſinken in die Gottheit, wie es die heiligen Bücher nennen, welche als die höchſte Vollendung dort gilt, iſt Tod, Erſtorbenheit, als die Wege, die dazu führen, wi Seluk und Maſchguli, Ertödtung ſind. Laout, die letzte göttliche Welt, wo keiner iſt, der Ich ſagt, das Sich reine Freude wiſſen, iſt die Wel des Vergeſſens (Lethe), des Verborgenſein (latere). Das Kiani, die Wiedervereinigung mit Bram durch Erkennen, Kennen, Wiſſen, dies von Büßenden angeſtrebte Ideal, verlangt ebenfalls wiſſenloſe Hingebung; denn rein, heißt es in den heil. Büchern, iſt das Herz, das keinen Willen hat. Dieſer Anfang und Ende alles Seins hält alſo die Freiheit nieder, und iſt in einer Nothwendigkeit des Seins gebannt. Zweitens: jede Tradition iſt als ein Vers aus der Weltbibel abzuſehen, und eine ſo einzig reiche, wie die indiſche, läßt um ſo eher erwarten, daß ihre Urkunden eine Geſchichte und ſomit eine Um- und Ausbildung haben müſſen. Wir deuteten bereits oben bei Gelegenheit der indiſchen philoſophiſchen Syſteme darauf hin: und was Holwell (über Hindoſtan und Bengalen, überſetzt von Kleuker, Leipzig 1778.) nach Braminenausſage darüber beibringt, beſtätigt dies. Grundtext, wie wir es nannten, ſind die vier Vedas; Commentar dazu, die von Bramanen geſchriebenen ſechs Anga's; zweite Auslegung, wodurch die Religionsſchriften 18 Bücher wurden, die Augutorrah Bhade Schuſta genannt, worin Fabeln und Allegorien und ein zuſammengeſetzter Ritus eingeführt wurden in acht eigenen Büchern, den vier Upavedas und den vier Upangas, welche die 18 Puranas, Nyaya, Mimanſa und Dhermahaſtra begriffen (den Art. Indiſche Literatur). So waren die Vedas die Bibel die Puranams der Mythus, die hiſtoriſche Poeſie, Dherma Shaſtra di Ethik, die andern beiden die orthodoxe Philoſophie. Dieſe Paraphraſen führten eine Spaltung herbei, und ſomit neue Religionsſchriften, na Görres wahrſcheinlich die Paliſchriften, die Bücher des Buddha, au Malabar und Koromandel. Auch dieſen, von den orthodoxen Brame am Ganges verworfenen Büchern, ſind ſechs philoſophiſche Syſteme zugeordnet, Jogachara, Sandhanta, Vaibaſchica, Madyjamica, D gambara und Charvac. Wiewol nun, nach dieſer Ueberſicht, eine Verſchiedenheit zu Tage gefördert ward, und eine bunte und immer buntere Fabelwelt emporſtieg, ſo blieben doch immer die Grund- und Hauptzüge dieſelben, immer ſprachen Bramaismus und Buddhaismus im Weſentlichen daſſelbe aus. Dem gemäß iſt nun die indiſche Lehre Pantheismus, wenn man nämlich darunter die Lehre verſteht, nach welch

Eines in Allem und Alles in Einem, Gott in Welt und Welt in Gott iſt, die Natur eine Selbſtoffenbarung der göttlichen Intelligenz. Alles alſo iſt die ewige Wandelung (Metamorphoſe) Gottes. Dieſe Grundlehre ſpricht ſich auf die mannigfaltigſte Weiſe überall in den indiſchen Religionsſchriften aus; denn nichts anderes iſt, und nirgends anders wird die Alimentation der Welten, d. i. der Wechſeleinfluß der Welten auf einander und ihr Centrallicht, ihr in ewiger Zeugung und Ernährung begriffen ſein; auf nichts anderm die Lehre von dem Weltall als großem Heumopfer, von den Seelen der Verſtorbenen vollbracht; auf nichts anderm die Metempſychoſe, die Wanderung des Menſchen nach dem Tode. So reihen ſich dieſer Idee an, und einverleiben ſich ihr alle Dinge im Himmel und auf Erden, und alles wird durch ſie hindurchgetieren. Aus ihr folgt leicht die Lehre vom Fall der Geiſter, urſprünglicher Lichtwelten, und ihrer nöthigen Rückkehr in die Centralſonne der Lichtwelten. Darum werden in dem Kinde der Ältern Sünden für tilgbar oder getilgt geachtet, der Sohn iſt eine Wiedergeburt des Vaters, und die ſchlafende, ſtumme Natur iſt Verſöhnerin der empörten Rieſengeiſter, wie hinwiederum die Geiſter Erlöſer der Natur aus ihren ſtarren dunkeln Bewußtloſigkeitsbanden. Darum iſt Anfang wie Ende und alles eine Geſchichte nie endender Begeiſterung und Verkörperung, mithin ein Kampf des Guten und Böſen, des Lichts und der Finſterniß, in Allen nur ein Weſen und Alle das Eine. So iſt denn der indiſche Mythus ein von Potenz zu Potenz fortgehendes Schaffen und Conſtruiren der göttlichen Menſchnatur, und jene immer neuen Namen in den Reihen ſind Exponenten der Idee des Menſchengeiſtes auf verſchiedenen Stufen. Eine Monas greift natürlich immer durch, aber eine Monas entwickelt in Dyas, Trias, oder Tetraktysa, (Zweiheit, Dreiheit, Vierheit). Eben ſo nothwendig iſt ſie hiemit Zeitſchöpfung ſo gut, als Welt- und Götterſchöpfung, und eine iſt immer gleich der andern, auflösbar in der andern. Rein und vortreflich wird jene heilige Uridee Gottes, das alle durchwohnende Weſen in ſeiner Reinheit, Ewigkeit, Geiſtigkeit, Seligkeit auszuſprechen, und Brahm, Atma (die athmende Seele), Paramatma genannt. Er ruht vor der Schöpfung ſchweigſam verſunken in ſich. Sein erſtes Wort, das er ausſpricht, iſt das heilige Oum (omnis, Geſammtheit), das Schöpferwort, darum zugleich auch Schöpfername, von Brahm aus-, in ihn eingehend und in ihm vernichtet; der Logos, das Kalmew (die große Zeit). Als Ganzes umfaßt es natürlich die Principe als Gegenſätze, indem es zwei Figuren bildet. Aou und m, erſtere, die aus Brahms Maſchgul (Nachdenken) hervorging Urwaſſer, letztere Urfeuer, beide das Mannweib, im perſiſchen Mythus Lichtwaſſer, Ardeſur. Im Waſſer war die Welt zuerſt verborgen, das Waſſer in Atma, und empfing die Frucht des Feuers. Es war Anbeheb, das uferloſe, bug- oder buchtloſe Centralwaſſer über dem Paradieſe, woraus alles hervorging, das ewig Geſtaltbare und Geſtaltete. Die abſolute Identität von Oum, Urwaſſer, Brahm! Neben jenen zwei Figuren aber hat Oum auch vier Buchſtaben a, ao, m. eine Dreieinheit, weil in der Mitte Zweieinheit iſt. Nim Matrai, der in eine Linie ausgezogene Punkt, iſt der vierte Name, aber immer wieder Urwaſſer, der perſiſche Mithras, Momph und Nim, wie in Nama Sabazius, wieder Wort, Name, Logos. Nun wird Oum und Urwaſſer das Weib, die Geſchlechtsverſchiedenheit vereint ſich, ſich mit dem Weib begattend. Das Weib iſt Maja, die natürliche Neigung und Sehnſucht, ſich zu ergießen und alles wieder in ſich einzuſaugen, Gottes ewiger Wille, ewige Liebe, ewiger Ent- und Auswickelungsdrang, Liebe zur Kreatur, alſo zum

Digitized by Google

Endlichen, mithin Abfall, alſo Trugbilder hervorbringend, welche da[s] wahre Weſen umnebelt, als ſolche Audia (die Welt der Unwiſſenheit des Nichtwiſſens), und ihre Welt Brahmtſchekr (gleichſam der zechende ſchäkernde, zeckende Erd= oder Welt=Gott). So ſind aus dem Kalme[l] die drei Perſonen hervorgegangen: Brahma Schöpfer, Wiſchnu Erhalter, Schiwa Zerſtörer, Anfang, Dauer und Ende. Die drei Perſone[n] und Zeiten, in Schiwa wieder aufgenommen, zerſtört, verzehrt, al[s] Geſchichte, als gewordenes Unendliches, gleichſam verendlichtes, Sterbliches, heißen darum die Trimurti (Dreiſterblichkeit), mithin nicht abſolut, und unter Bramatma, dem Abſoluten. Der Brahm iſt Ahankar Selbſtheit, Ichheit geworden, ſo von dem göttlichen Weibe, als ſeine[r] Gattin, eben gefeſſelt, durch Liebe abgefallen; durch hingebende zeugende Liebe aber wieder in den Schooß der Einheit zurückkehrend; Liebe alſo das einende Weltenband, die Hingebung an das All, die i[n] Bewußtloſigkeit entſchlummerte Schuldfreiheit und Entſündigung durch Wandern in Thierkleider. Der Tod, oder die Zerſtörung in Schiwa, das Ende, iſt aber eben darum auch wieder, weil zugleich Auf= und Zurücknahme, Rückwanderung in das uranfängliche Leben hinauf, Laout (ſ. oben) genannt. Die Stufenfolge, oder die Momente dieſes Rückwanderungsproceſſes ſind alſo: Ich, Ich in Atma, Ich'atma und Bramatma, alle befaſſend. In dieſen vier Welten (Weltgöttern) ſind jene vier Buchſtaben wieder dargeſtellt. Nun alſo dem gemäß vier Welten. Eigentlich ſind es drei, Tod=Wach= und Schlafwelt; weil aber nach dem Conſtructionsſchema in Oum (ſ. oben) die Schlafwelt eine doppelte iſt, eine Traum= und ruhige Schlafwelt, ſo kommt die Tetras wieder heraus. Die Todeswelt heißt Laout, oder auch Teria (die dritte als Wiedergeburt zum Erſtem; dieſem doch gleich). Ihr iſt verwandt die Schlafwelt Sakhepat, wo Erd= und Sonnenmenſch im Sonnenſtrahl, Wiſſendes und Gewußtes Eins, die Geiſter der alten verlornen Unſchuld wieder nahe ſind. Ihr untergeordnet iſt die Traumwelt Sapen, die Geſtalt= und Bilderſchaffende (ſopor, ſopio, enſweben für einſchläfern in den Nibel, beſwefet eingeſchläfert, beſchwüppt in Weſtf. ohnmächtig), auch Malkout die Königwelt, wo der König (die Idee) herrſcht. Die Wachwelt heißt Djagrat, oder Dſchagrat (vergl. oben Brahm tſchekr und die verwandten Worte Zucker, das phalatja — arab. tſchikkrude Trunheit). In ihr geht Djiw atma (der göttliche Seelenathem oder Hauch) in den groben Körper Boutatma, und ſie iſt die Welt des Menſchenichs, wie Sapen die Welt der Dewtas (Götter). Doch herrſcht Djiwatma durch alle, in den höhern Welten ſchaffend, in der menſchlichen aber das Geſchaffene nur erkennend. Schein= und Traumbilder aber ſind die Bilder der Menſchenwachwelt, die Erzeugniſſe aus ihm ſind Gegenſtände außer ihm. Der Körper der Sakhepat iſt daher aoudia (ſ. oben) nahe dem Laout, wo das Höchſte, die All=Ichheit erreicht iſt, Freiheit von allem Willen, In Gott Gelaſſenheit, Wiedergeburt zum höchſten=erſten=Urſein. Dieſen vier Welten parrallel laufen auch die vier Weltalte[r] (weil Theogonie auch Chronogonie iſt). Die in und durch jene Welten herabgegangene Menſchengeiſtespotenz heißt Pradjapat, (Verlangen nach der Figur der Welt) noch nicht herabgefallen Haranguerbehah. Eben ſo laufen dieſen Momenten des Daſeins Haranguerbehah's wieder paralle[l] die drei Goons (erzeugte Kinder) Qualitäten Nadi (Radjouguen, Ragia) Sat Satgoun, Satjagam, Sittogun), und Tam. Erſtere iſt = Erſchaffen, Brama; zweite — Erhalten, Wiſchnu; dritte = Zerſtören Schiwa. Ragia (Recke, Rieſe, rage) Leidenſchaft; Sati Wahrheit und Freiheit, wie Tod und Lüge zugleich, beide Goons die Geiſtigkeit de[r]

Menſchen befaſſend; Tam endlich (verwandt mit dumm, engl. dim und a.) iſt Finſterniß des unbewußten Naturlebens, was der Menſch, als Körper, theilt. Haranguerbehah entſpringt aus allen dreien als Tropfen; wie Schiwa, in einen Thautropfen verwandelt, die Welt wieder geſchaffen, und er als Thautropfen, zur Perle geworden, ruht und blüht, wird auch Haranguerbehah ein gerade ſtehender Baum, auch wieder identiſch mit Atma, Djiwatma, Schiwa, und mit dem Urweibe Maia = Parkerat, welche die große Subſtanz Mahat, das Weltei Motta ſchuf, welches auch der erſte Verſtand iſt. So iſt immer Späteres ſchon im Früheren, und Früheres ſchon im Spätern enthalten, alles aber identiſch. Da es uns galt, den Kegel der indiſchen Religionslehre zu faſſen, ſo mußten in den Momenten der Auseinanderſetzung, die auch als Schema der Conſtruktion und Probe dienten, die Elemente einer durchgeführten Schöpfungs- und Geiſtesgeſchichte in einander ſpielen, und wir konnten, ohne der Gegenſtändlichkeit zu verletzen, kosmogoniſche, chronogoniſche und theogoniſche Momente nicht trennen. Dies, wenn es überhaupt möglich wäre, iſt nicht dieſes Orts, und weiter Forſchende müſſen an Kanne, Görres und Wagner verwieſen werden, welche die frühern Materialien zuerſt eigenthümlich auf philologiſchem und philoſophiſchem Wege bearbeitet und mehr verbunden, als geſchieden haben. Friedr. Schlegel's Werk über die Weisheit der Indier muß als ſeicht und mißverſtändig vor jenen die Segel ſtreichen. Wir kommen aber hier nochmals auf die Grundidee der Metamorphoſe oder Wandelung zurück, um, was wir oben ſagten, daß nämlich auch in der, im Fortgange der Zeit künſtlicher ausgebildeten Mythologie dieſelbe nicht untergegangen, an den Avataras nachzuweiſen; denn natürlich muß das Ganze auch in dem Einzelnen ſich wiederfinden und rückſpiegeln. Dadurch, daß die Avataras Wiſchnu's Evolutionen ſtufenweiſe ſind, und daß ſie mit Erd- und Zeitperioden auch die Menſchengeſchichte evolviren, beſtätigen ſie das bisher Geſagte und ſind überhaupt als ein höchſt reicher Cyklus von Mythen anziehend. Freilich kann auch hier mehr angedeutet, als angeführt werden. Wiſchnu nämlich, der zweite in der Gottheit, der Erhalter, hat zur Gattin Lakſchmi, Siri Rama, Sitta, ſämmtlich wieder identiſche Götterverbindungen, Offenbarungen der einen Gottheit. Als Erhalter der Welt, ging er viele Avataras ein (Vaterwerdungen, Zeugungen, Wandelungen). Dieſe Verwandelungen füllen die indiſchen Jugs aus, in einem gegebenen Kreislauf, einer Zeitverbindung (Jod), jungo gehören als verwandte Worte dahin) zu bewirkende Wiedervereinigung (iunctio) mit Gott. Die Jugs ſind aber Jahr- und Präceſſionsberechnung in vier Perioden, Kali- Krita- Dwapar- und Tritajug. Ihre Zahlen ſind unbekannte Zeitgrößen für benannte: Jahr, Monat, Woche, Tag, Stunde, Minuten, und 1000 ſind die Theile (Eines = 360, ſo daß eine welche Naturzahlen in arithmetiſcher Progreſſion 365¼ Tag bezeichnen und die Jugs vier Jahrquadranten nach zwei Sonnenwenden und Nachtgleichen ſind. Mit 360, der Summe der 4 Jugs, wird in die 4 Jugzahlen ſelbſt (1440. 1080. 720. 360.) dividirt. Die 5 Schalttage und der Embolismus von ¼ Tag 6 Stunden wurden als ſtörend geſchieden, die Epakten aber ſelbſt aus 5 × 72 = 360 gefunden. Sie waren eben auch aus dem 72ſten Tages) Theil jedes der 360 zuſammengeſetzt = 20 (Minuten) alſo aus 360 × 20 = 72,000 (Minuten der 5 Schalttage und Halbdämmerungenſumme). Dieſe 20 Minuten waren wieder Product aus Diviſion mit 72 in 1440 (Kritajuggrundzahl). 1440 waren theils Minuten des Tags, theils die perſiſche Schaltperiode, gefunden aus

12 × 120=1440. 1440 waren aber auch die Embolismenſtunden vo 2 × 120 = 240 Jahren, und verdoppelt 2880 (Kritadämmerungen ſumme). 6 × 120=4320 Stunden ſind die Grundzahl der Kal= un Mahajugſumme. Die Grundzahl 432, wenn 20mal genommen, gib 8640, die Zahl der Jahresſtunden. Dieſe Jahrrechnung ward mit den Calcul der Umwälzung der Ekliptik vereint, und auch hier werden durc Theilung, Verdoppelung des Ganzen, Reduktionen des Menſchliche auf Göttliches und umgekehrt, alle Verhältniſſe erſchöpft und 24,00 Jahr als Zahl der Präceſſionsperiode herausgebracht. Welches Alle hier nicht weiter erörtert werden kann. (S. Kanne's Chronos mit A Wagner's angehängter Überſicht des mythiſchen Syſtems). In dieſe vier Jugs nun verlaufen jene vier Avatars. Man zählt ihrer zehen obwol Andere mehr angeben, welche aber doch untergeordnet ſind Sie ſind folgende: 1) Matya=avatara, die Verwandlung in den Fiſch den täuſchenden Maja=Fiſch, bei den Banjanen auch Ceexis genannt Dem Mythus lag dies nahe; denn Waſſer war ihm der Durchgang un die Metamorphoſe des Lebens und Todes, im Waſſer endet und gebier ſich alles wieder. Brama nämlich war eines Tags entſchlafen. De Rieſe Hajagriwa (der empörte, abtrünnige Menſchengeiſt als ſchreibende Geſetzgebende Elſter) hatte die vier Vedas (das Weltgeſetz von Bram gegeben) geraubt, verſchlungen und ſich in das Weltmeer verborgen Wiſchnu rettete ſie wieder in Geſtalt eines Fiſches, und vernichtete ſe das Reich des Argen. Denn jede Wandlung hat eine Weltrettung aus de Macht des Böſen zu Zweck und Folge. 2) Kurma=avatara, Wandelung in eine Schildkröte. Auf der Schildkröte wie auf dem Elephanten ruht nach dem Mythus das Weltall, und die Weltleier ward vom Elephanten, wie von der Schildkröte benannt. Im Rieſenkrieg, um den Unſterblichkeitstrank, den Trank des ewigen Lebens (Amrita, Amreida, Amortam) zu bereiten, wird der (Luftgott=) Affe Bali herbeigerufen, den Sprachen= und Weltberg Mandar, der auch dem Goldberg Meru identiſch iſt, im Milchmeer, zu bewegen. Die Unendlichkeits= oder Ewigkeits ſchlange, Addiſeſchen, Sega, Seren, wird als Seil um den Berg gebraucht; aber der Berg droht zu verſinken. Da unterſtützt ihn Wiſchnu als Schildkröte. 3) Varaha=avatara, die Wandelung in einem Eber Der Rieſe Hiranya=akſhana, (Erdrieſe), hatte die Erde wie ein Tau aufgerollt und in den Patalas, ſieben unterirdiſchen Welten, verborgen Wiſchnu wühlt als Eber mit dem Feuerzahn, (denn der Zahn des Ebers Elephanten, Drachen, Stiers und der Ziege hieß das verkörpernd Feuerprinzip, und Feuer und Waſſer bringen kämpfend das Feſte hervor, bauen die Erde, das irdiſche Lebenshaus; im Namen Varaha lieg auch ſchon, wegen der Verwandſchaft mit Bora, Born das Waſſer angedeutet,) die Erde auf, und baut alſo nach der Überſchwemmung da Haus des irdiſchen Leibes. 4) Naraſingha=avatara, Wandelung in der Menſchlöwen. Hier tritt Wiſchnu in einem Rieſenkampfe gegen Hiranyakaſha, (auch Eruniakaſſiaben) aus Schiwa's unendlicher Feuerſäule hinter welche ſich der vom Vater verfolgte Sohn des Rieſen flüchtete als Menſchlöwe, wieder der erſte Menſch im Mythus, hervor, un rettet ihn. Es iſt wieder der erdbildende Waſſer= und Feuerkampf wie der Name der Wandelung, naraſingha, und des Feſtes dieſer Verkörperung Nerioſengh zeigt; denn nar iſt indiſch Waſſer, narayana di Bewegung im Waſſer, Seng, Zenga, ſengen, führen die Idee des Feuers mit ſich. 5) Wamana=avatara, Wandelung in den Bramen= oder Lingamzwerg. Als Zwerg ſucht Wiſchnu den Rieſen Bali auf, de den Göttern viel Leids thut, und bittet ihn um 3 ſeiner Füße Landes,

daſelbſt zu opfern. Als es der Rieſe verſprochen, nimmt Wiſchnu ſogleich ſeine Gottgeſtalt an, bedeckt mit einer Fußſtapfe die ganze Erde, mit der andern den geſammten Raum zwiſchen Himmel und Erde und endlich des Rieſen Kopf, der in die Patalas getreten wird. Wamana, Baman, Vama, noch im lat. Wort *pum*-ilio, der Lingam- und Daumenmann (die Idee der zeugend-erkennenden Hand iſt noch in der grönländiſchen Sage, daß das Weib aus des Mannes Daumen entſtanden) iſt wieder der geſunkene, kleingewordene, gefallene Gottmenſch, der das Haus des Leibes baut, wie Brama Ren (nain). 6) Paraſurama-avatara, die Wandelung in den Gott Paraſu Rama. Nach des Affengotts Hanumam Erſcheinung in der Welt lebten Braman und Bramani, vermählten ſich, und Wiſchnu verſpricht ihnen, daß ſie dreimal nach einander einen Sohn bekommen, nach der mythiſchen Idee wiedergeboren werden ſollten, in drei Menſchenpaaren. Das erſte Paar iſt Jamdagni mit Reneka, ihr Sohn iſt eben Wiſchnu Paraſurama in der ſechſten Verkörperung. Nämlich Jamdagni, als Braman in erſter Wiedergeburt, als Prieſter und Gelehrter, vermählt ſich mit der Tochter des Königs (alſo der zweiten Kaſte) von Ajodja, dem Lande der geiſtigen Finſterniß, der Nachtrieſen, und die Seele der Bramani wandert mithin in dieſe Gemahlin Reneka. Reneka wird auf ihre Schweſter eiferſüchtig, und gebiert Praſurama, der alſo Sohn eines Bramen und einer Königstochter war, gegen die Geſetze, und Verfolger der Ketteri. Anfangs noch gut und rein, konnte Reneka Waſſer in einem Tuche ſchöpfen, ohne daß es durchrann; aber durch irdiſches Streben verunreinigt, verler ſie dieſe Gabe und gebar die feindliche Maritale. Reneka nämlich und ihre Mutter wünſchen beide einen Sohn; Jamdagni gibt jeder einen Reißkuchen, die leibverdunkelnde, ſterblichmachende Speiſe; denn Brot und Speiſe heißen das körperliche, ſinnliche Leben. Reneka ißt den für die Ketteri beſtimmten Kuchen, und umgekehrt. So gebären ſie: und Reneka zwar Praſurama, der ein Brame mit kriegeriſchem Ketterigeiſte iſt. Alſo wird Gutes in Böſes gepflanzt und das Gute ſträubt ſich und bekämpft das Böſe. Mithin iſt der Wechſel des Guten und Böſen als wechſelnde Bramen- und Ketterisherrſchaft dargeſtellt, und ein Steigen und Fallen. Aber die Seelen von Praſurama's Aeltern wandern fort in die Körper des Doſeruth und der Kuzilah, die Praſurama unter den Ketteris erſchlagen hat, und dieſe gebären Rama. Daher 7) Rama-avatara. Ihnen war von Wiſchnu verheißen, daß er ihr Ketterigeſchlecht einſt noch heben werde. So tritt Praſurama auch gegen Rama auf; aber ſeine Verkörperung endet in Rama's höherer Erſcheinung, ſeines Pfeiles Kraft ging in Ramas Pfeil über. Rama wird, als Fortſetzung von Praſurama, eben auch durch einen Reißkuchen geboren, um gegen den frevelkühnen Ravan, den böſen Rieſen, zu kriegen. Doſeruth gibt Kuzilah den Kuchen, dieſe theilt ihn mit den geliebteſten Gemahlin des Raja, Kaikai und Sumitra, und die Frucht ſind vier Kinder: Rama, Bharaden, Leceman und Satterghan. Leceman blieb Ramas treueſter Gefährte. Ramawiſchnu erkämpft ſich im Feldzug auf Lanka (Ceylon) mit ihm und Hanuman's Hülfe die ſchöne Sitta von Ravana und ſeinem Bruder Kumbakarna, dem Becherrieſen, in welchen letztern doch das Böſe in Gutes ſich wandelte, indem er dem Bruder zum Frieden mit Rama räth, und als immer Schlafender die Verſöhnung der Geiſter durch den Naturſchlummer bedeutet. Sitta, das Sünde in die Welt bringende Weib, vermittelt aber auch wieder als Natur des Geiſtes Wiederverſöhnung mit Gott. Rama's Schickſale beſchreibt das berühmte Gedicht Ramayana. 8) Kriſhna-

Digitized by Google

avatara, der Gipfel der Erſcheinungen Wiſchnu's, beſchrieben im Bha avata und Mahabharat. In ihr erſt endet er, vereinigt mit Rama, ſtir ſterbend allem Endlichen ab, das durch die verführende Schlange in d Natur gekommen, und hat im Drachen vielfach das Böſe vernichte Krisna entſpringt aus der Nachkommenſchaft Jajats, des Ragia, dur deſſen Empörung im erſten Alter das Übel in die Welt gekommen wa Sein Vater Basdajo war Sohn eines Kaufmanns und Heerdenbeſitzer ſeine Mutter Devagi, Tochter eines Königs aus dem Stamm Jadu des älteſten Sohns von Jajat. Umgekehrt ſind ſeine Blutsfreunde, d fünf Pandus, denen er die weltliche Herrſchaft wieder erkämpfen hilf von einem königlichen Vater Pand und einer Mutter Kundi, die ebe jenes Kaufmanns Tochter, alſo Schweſter des Schäfers Basdajo hie Auch in dieſer achten Verkörperung iſt immer noch die alte Natur, d ſich ſträubt, dem vollendeten Geiſtesleben ihre Beſonderheit hinzugeben Balarama verläßt ihn im Krieg der Pandus gegen die Koros, um jene den Sieg zu verkümmern. Darum ging auch, als Kriſchnu die Feind beſiegt, aus des ſterbenden Balarama's Munde die weiße Winterſchlange denn Folge der Sünde war die Körperlichkeit, und Kälte das Prinzi der Leibwerdung. Kriſchna ſelbſt zeigt ſich als Rama's Fortſetzung, in dem er als Kind der Mutter vom Schooße ſprang. Er wandert, we von ſeinem Groſsvater Ragia Kanſa verfolgt, ſchon als Neugeborner da ſein Leben gerettet werden ſoll, von der Schlange Adiſeſchen, Sega Sickenaſy) getragen über den Todesſtrom (der Wiedergeburt) Jamuna Die Schlange iſt hier von ihm, wie von Rama getrennt. Aber in dem ſelben Strome iſt ſie das feindliche Weſen, verpeſtet ſein Waſſer mi ihrem Gifte, und wird von ihm bekämpft. Nun heißt ſie auch nich mehr, wie vorher, ſondern Kali, Kalinag, Kaliga (die ſchwarze). Un Kriſchna ſelbſt heißt ſchwarz, wie er abgebildet wird. So beginnt un endet das Böſe in ihm; in Praſurama iſt Miſchung des Böſen und Gu ten, in Rama völlige Scheidung, in Kriſchna Vollendung deſſen, wa die Scheidung vorbereitet hatte. Alſo wird nun alles Vorbereitete un Verheißene in ihm erfüllt. Dem Drachen im Jamuna war voraus ge ſagt, daß Krisna der Menſch ihm einſt den Kopf zertreten würde, un mit einem Fuß auf der Schlange Haupte ſtehend wird er abgebilde Der Erretter und Errettete ſind hier getrennt, aber beide ſind Menſc und alle Erlöſung iſt Selbſterlöſung durch den letzten, weil durch de erſten die Sünde in die Welt gekommen. So ſagt denn Kriſhna zu Schlange, nachdem er ſie im Jamuna beſiegt: weil du mit einem Got gekämpft haſt, ſoll deine Kraft doppelt werden, und Garudha (der Vo gel, durch welchen Wiſchnu's Gemahlin Kadru, die ſchwarze Böſe, i Beſitz des göttlichen Tranks kommen will, eine Art Geieradler, worau Brahma reitend vorgeſtellt wird,) dich nicht ferner vertreiben können Wie nahe berühren ſich hier indiſcher und hebräiſcher Mythus! Kriſhn ſetzt ſich auf dieſelbe Stelle, wo Rama die weiſe Schlange aus der Munde gegangen war, und es geht der Spruch in Erfüllung, daß ſi ihn in die Ferſen ſtechen würde. Denn, trotz Durwaſa's Warnung, ſei ner Fußſohlen zu wahren, ſtreckt er ſich unter den Baum; Jura, unte Kriſhna's Fußſohlen den Widerſchein vom göttlichen Malzeichen gewah rend, hält es für ein Wildpret und ſchießt ihn mit dem tödtlichen Pfeil der aus dem Stück Eiſen war, das durch die Ruchloſigkeit von Kriſh na's Hirten in die Welt gekommen war, und ihnen allen den Tod ge bracht hatte. Pfeil und Schlange ſind aber in den Sprachen Eins. De Jäger war eine Wiedergeburt von Balis Sohne, Bali aber die Schlan ge Sega ſelbſt, ſein Sohn Angud (anguis) deſſen Wiedergeburt Kriſh

n's Mörder wurde, iſt, nach ſeiner Abkunft aus dem nördlichen Bären, Jäger, und erinnert durch ſeinen Namen Jura an das Schlangenland ...ncieur, wo einer der drei Götterkönige herrſcht, welche Chimaira (Ziege, Schlange, Löwe) zuſammen waren. Schon als Schweſter ...na des Kanſa, um als Amme den Säugling Kriſhna mit vergifteten Brüſten zu tödten beſtimmt, iſt ſie die feindliche Schlange Pytho, die faulende, ſtinkende. Schlangen- und Todesgöttinnen ſind ſeine acht Gemahlinnen, Kukmani, Jamty, Suthama, Kalenda, Sitta, Bre...te, Nirbhirda, Lackmi. Der ganze höchſt reiche Mythus ſchließt damit, daß Kriſhna nach Dewarka geht, mit einer über die Stadt geworfenen Handvoll Staubes ſie vernichtet, und nach dem Schneegebirg Hei...mel, dem Himmelsberge der Harmonie, des Meru kalter Seite, geht. Wir haben hiemit nur einige Momente deſſelben berührt, weil es der ...m verbietet, ihn in ſeiner ganzen Fülle, als Kampf und Sieg über das Böſe in den wunderbarlichſt romantiſchen Verflechtungen zu ver...gen, und müſſen daher über das Nähere an die genannten Quellen, ...e an Baldäus, Polier, Majer u. a. verweiſen. 9) Buddha-avatara, die Wandlung in Buddha, Stifter der chineſiſchen Lehre des Fo. Man darf nicht etwa glauben, daß hier die Secte das Einzelne geſchaffen habe, ſondern umgekehrt hat das Einzelne, einem Ganzen angehörige ...r von ihm losgetrennte und geſchiedene, die Secte geſchaffen, und ſo ſind und bleiben die Elemente des Buddhaismus ſchon in der Lehre der Vedas gegeben, nur mehr entwickelt. 10) Kallenki-avatara, die Er...ſcheinung als das Roß, das weiße Himmelsroß. Jede Schöpfung und Weltperiode hat natürlich den Zweck, aus der Entwickelung des Einzelnen (Folge des Abfalls vom Ganzen) das Ganze, aus der Sünde das Gute, die Tugend wieder herzuſtellen, Wiedergeburt des in Laſter Untergegangenen. Im Mythus iſt der erſte Gottmenſch auch Stier, Kuh, Roß, und das Stierroß Dherma ſpielt im Indiſchen beſonders eine wichtige Rolle. Mit ihm, dem Tugendhaften, beginnt die neue Zeit, und Menu der Mondſtier hat ſich, als einzig Gerechter, in die neue Welt aus der alten Fluth gerettet. Dherma's Leben geht durch die vier Zeitalter bis an's Ende, und er verliert in jedem ein Bein. Wir ſtehen jetzt im vierten Alter, in der neunten Verkörperung Wiſchnu's. Nämlich die Zahl 36,000, als chaldäiſches Sar, oder Herrſcherperiode, iſt in ſämmtlichen Weltaltern ſo vielmal enthalten, als die Chaldäer Herrſcherperioden haben, nämlich zehnmal, im erſten vier-, im zweiten drei-, im dritten zwei- und im vierten einmal, alſo = 10. Dies iſt im Mythus vom Stier Dherma angedeutet. Das Roß aber iſt mit ihm identiſch. Als Roß Kallenki wird Wiſchnu erſcheinen, die Erde ...treten und alles erneuern. Dies wäre denn die Religionslehre der ...s. Man begreift wol, daß von dieſer Anſicht aus, welche die Identität im All mittelſt Sprache in Überlieferung und Symbol ſucht und ...a, das Ganze eine tiefſinnige, unendlich reich gegliederte Idee iſt, welche in der That auch die Keime aller Speculation in ſich ſchließt; und lächerlich werden daher alle Abſprüche darüber, als über Unſinn, Ungeheuerlichkeit, wüſtes Phantaſiren u. ſ. w., wobei man nicht umhin kann, ſich der Worte des tiefgelehrten und geiſtreichen Kanne, der zuerſt in Deutſchland auf eigenem Wege das Verſtändniß derſelben eröffnete, zu erinnern: „nur daß die göttliche Begebenheit einen hohen idealen Sinn ...t und ihn verloren hat, und dann von der Sage die bloßen äußern Geſtalten zu einem Mythus zuſammengetrieben ſind, nur dies hat jenen Wahn hervorgebracht, der ſchon dadurch, daß er ein ſo großer war, ...te auf die Vermuthung bringen ſollen, daß er wol einen großen

Digitized by Google

Sinn gehabt haben müſſe. Es wäre ja doch Methode auch in dieſe Raſerei, weil in jedem Irrthum, der es urſprünglich iſt, doch da Streben nach Wahrheit am Tage liegt, das man hier aber deßwege nicht findet, weil der Irrthum hier nicht die Wahrheit geſucht, ſon dern ſie verloren hat.“ Nachdem wir nun die philoſophiſche Seite de Mythus beſonders betrachtet, wollen wir auch noch etwas über die poe tiſche und hiſtoriſche, welche freilich urſprünglich nicht davon getrenn werden darf, bemerken. Daß bei einem ſo reich ausgeſtatteten, wie vo einer phantaſtiſchen Zauberwelt umfangenen Volke Alles Geſtalt un Leben annahm, ließ ſich erwarten. Merkwürdig aber iſt, daß die Ideen der Sexualität, der Zeugung immer durchgreifen, wie durch die Wel ſelbſt, aber immer doch auch ethiſirt, weil Erkennen und Zeugen analo ſind. Daher die Verehrung des Lingam bei den Schiwaniten, des Jon bei den Wiſchnuiten. Lingam iſt die männliche Natur, welche meiſt i einer ſilbernen Kapſel getragen wird, und Symbol der Zeugung iſt Lingam iſt mit dem lateiniſchen lignum verwandt, weil Holz der erſt Stoff, oder Materie (Hyle) der Dinge war. Seine Verehrung wird hiſtoriſch davon abgeleitet, daß Schiwa ſieben Büßern durch ſeine Wol luſt anſtößig geworden war, und durch ihren Fluch das Männliche ver loren hatte, weil aber ſpäter Strafe und Vergehen für unverhältniß mäßig erkannt wurden, die Büßer zu dem, was ſie vorher verflucht, zu beten beſchloſſen. Er wird in Tempeln, an Heerſtraßen ꝛc. verehrt Joni iſt das Weibliche mit dem Männlichen, in der Figur , welches auch mit Kuhmiſt an die Stirn geſchrieben wird. Seine Verwandt ſchaft mit dem griechiſchen Worte, welches zeugen bedeutet, wozu auch das deutſche Kind gehört, iſt unverkennbar. Ferner: wie das Auge, ſo war auch die Blume im Mythus Symbol des Erkennens und Wieder erzeugens; ja Blume und Auge, nämlich als Dreieck, waren vereint in der Blume, welche Lotos heißt. Lotos iſt der Sprache nach die Blume des Verborgenſeins, der Nacht, des Schweigens, alſo die verborgene, welches auf Bewußtloſigkeit, gegenüber der Selbſtbeſchauung, führt. Naturgeſchichtlich iſt es die nymphaea Nilufer Linn., indiſch auch Padma, Nalina, Aravinda, Maholpala, Camala, Cuſeſhaya, Sah aſrapatra, Saraſa, Panceruha, Tamaraſa, Saraſiruha, Raſiva, Wiſapraſuna, Puſhcara, Ambhanika, Satrapa genannt. Ihr Saame iſt häufig, klein und rund; ſie iſt entweder blau, oder roth; die Blü then der erſten ſind ſchön blau, wenn aber ganz aufgeſchloſſen, etwas verwäſſerter, minder duftig, als die rothe, roſenfarbene, immer aber von ſehr feinem Geruch. Die Blätter ſind Wurzelblätter, tief, wellen förmig gezahnt, auf einer Seite dunkelpurpurn gegittert, auf der an dern grün und ſanft, die Petalen ſehr weich, lang und röhrenförmig. Es gibt auch eine Varietät mit beiderſeits purpurnen Blättern, dunkel karmoiſinen Blüthen, innerlich reichgefärbten Kelchblättern und breiten Antheren, gefurcht, über funfzehn Petalen, minder ſpitz und breiter als die blaue, mit wenig Geruch. Die Lotosverehrung iſt noch jetzt in Hindoſtan, Tibet und Nepaul eben ſo andächtig als ſonſt. Es werden Tempel damit ausgeſchmückt, wie Gottheiten; denn ein neugeborner Gott ſchwimmt ſogar in einer Lotos auf dem Waſſer. Und eben weil ſie eine Waſſerblume, das Waſſer aber Schöpfungsvehikel iſt, wird ſie von dem die Zeugung ſo tief faſſenden Indier verehrt. Auch den Ägyp tiern iſt ſie heilig. Dies Symbol der Blume in ſeiner Idee ſich näher zu rücken, erinnere man ſich an das Gewächs Kaldeir auf Isle de France, Vaquois genannt, oder Büffon's arbre indécent, aus deſſen Stamme dem männlichen Phallus ganz ähnliche Wurzeln wachſen, die

Digitized by Google

ſich in die Länge dehnen, um in die Erde zu ſchlagen und ſich anzuwurzeln; an Tamara, die Lilie, die Palme, den Lorbeer, die Kuſha, auch Darbha und Pavitra genannt, die Narciſſe. Die großen Götter Indiens waren alſo Brahma, Wiſchnu, Schiwa, oder Eswara, auch Isora, welcher Ardhanari, Mannweib iſt, und eben den Lingam zum Symbol hat. Die Möglichkeit, wie die entwickelte Wirklichkeit des Dualismus iſt hier gegeben, wie ſie in andern Lehren, z. B. der perſiſchen durch Ormuz und Ahriman, das Gute und Böſe, Licht- und Finſternißprincip, ausgeſprochen wird. Aber, wie Alles in Indien in glühendem Leben aufgeht und Geſtalt gewinnt, ſo haben auch Mond und Sonne und Sterne ihre Götter. Natürlich; denn wie die Gottheit ſich verkörpernd alle Stufen der Natur durchwandelt und Fleiſch wird, alſo ſind auch alle Sternwelten freigeborne Geiſter und Götter, dem Urlicht, der Centralſonne der Geiſter, dem perſiſchen Lichtwaſſer Arduiſur, entfremdet und beſondert, oder ſchiedlich geworden, und aus dem Lichtwaſſer iſt in Sternenſtrömen (vars) die Milchſtraße ausgeronnen. Feuer-, Stern- oder Sonnendienſt alſo ſind ein alter Cultus. Aber auch das Waſſer in der oben angegebenen Idee. Darum iſt Ganga (der Fluß Ganges) den Indiern heilig, nach dem Mythus entſprungen aus dem Schweiß der Gemahlin Schiwa's, Parvadi, oder nach einem andern aus dem Waſſer, worin das Weltei ſchwimmt. So hat auch die Erde ihre Göttin, Prithivi, die Luft ihren Gott Indra, Dewandra, einen der acht von Wiſchnu in ſeiner Eberverwandelung als Erdhüter Geſetzten, welche ſind Indra, Aghni (Feuer), Padurbati (Richter der Unterwelt), Nirurdi (König der Unterwelt), Varuna (Waſſer), Maril (Wind), Cubera (Reichthum), und Eswara, der im Oſten Indra, im Süden Aghni iſt. Die Zahl der Deutas (Götter) iſt aber unendlich groß, und wird von manchen zu 333 Millionen angegeben. So die neun Planeten Surya, oder Aditya, Sonne, Sonntag; Ciandra oder Soma, Mond, Montag; Ciova oder Mangalen, Mars, Dienſtag; Budha, Merkur, Mittwoch; Bruhaspadi, oder Viaſa, Jupiter, Donnerſtag; Shukra, Uſchena, oder Veſly), Venus, Freitag; Ciani, Manda, Saturn, Sonnabend. Rahu oder Ragu, und Kedu oder Quedu, bloß in Zeiten der Verfinſterung ſichtbar. Von den kleinern Göttern oder Dämonen wollen wir nur bemerken die Ginarers, Genien der muſikaliſchen Inſtrumente, welche nach der Sprachverwandtſchaft ſchon an die Leier erinnern und die Gandewers oder Gandharvas, Lufttonkünſtler, die auf dem Nordberge Haimakutha, (dem kalten, dunkeln, nach der Sprache) ſingen, die Geiſter ſingender Sterne. Dies ſind gute. Die böſen heißen Aſura oder Aſors, an deren Spitze Moiſaſur und Rhadun ſtehen, und treten meiſt in ſcheußlicher Rieſengeſtalt auf. Sie bewohnen die Patala. Nämlich das Weltall wird in fünfzehn Bereiche, oder Bezirke eingetheilt, ſieben obere, Swerga-Surgs, und ſieben untere, Patala genannt. Die Surgs ſind Bhurlok, Bhoverlok, Surlok, Mehrlok, Janlok, Taplok, Satlok. Die Patala ſind Tallok, Behallok, Sutallok, Mehantallok, Rehpatallok, Patallok, finſtere Wohnungen von acht Karfunkeln auf den acht Schlangenhäuptern erhellt. In der Mitte zwiſchen beiden war Mirtlok, welches an Mitgard, die Mittelſtadt des isländiſchen Mythus, Meſoa der Griechen und an Delphi, den Erdnabel, ſo wie an die Behauptung der Braminen erinnert, daß das Äquinoctium die Mitte der Welt ſei, und in ihm die Sonne keinen Schatten mache. Folgerecht jener oben angegebenen durchgreifenden Idee der Metamorphoſe iſt auch der Cultus der Indier. Das Streben des Menſchen, nachdem er abwärts gegangen in die Leiblichkeit und gefallen, muß nothwendig ſein wieder aufzuſteigen zu der lichten

Digitized by Google

Geiſtigkeit, zur Verklärung. Dem gemäß beſtehen die äußern Gebräuche im Beſuchen der Pagoden, in Waſchungen und Reinigungen, Büßungen und Abtödtungen, guten Werken, Opfern u. ſ. w. Pagoden gibt es von hohem Alterthum und rieſigen Ideen, majeſtätiſchem Anſehen und geſchmackvollem Bau. Sie haben immer eine beſtimmte Form. Das Eingangsthor iſt ſtets aus einer ungeheuern Pyramide gehauen, welche allmählich nach oben ſich verengt, und in einen halben Mond ausläuft. Die Pyramide iſt nach Oſten gerichtet. In großen Pagoden iſt immer ein großer Hof und an deſſen Ende ein dem erſten entſprechendes Thor, nur daß die Pyramide nicht ſo hoch iſt. Dem Thore gegenüber, in der Mitte des zweiten Hofs, ſteht auf einem Fußgeſtell, oder auch in einer Wandvertiefung unter vier Säulen eine liegende Kuh, zuweilen ein Lingam, Hanuman, Schlange, oder ſonſt ein verehrlicher Gegenſtand. Sahſtangam heißt der Brauch des Niederfallens auf die Stirn, Namaskaram das Falten und Erheben der Hände zur Stirn. Das Gebäude ſelbſt iſt in zwei, oder auch drei Theile getheilt, deren einer groß, der andere kleiner iſt, letzterer für den Opferer. Alles iſt aus Ziegel- oder Bruchſteinen. Auf Koromandel ſind prächtigere Tempel, als in Bengalen; auf Malabar iſt die Bauart eine andere. Die berühmteſten Pagoden ſind auf Elefanta und Salſette, zu Illura Jaguernat; Wiſchnutempel zu Tirupadi, Schirangam, Kangiwaram und Schiwatempel zu Tirunamaly, Tirvatur und Schalembron, Kandſchipuram, Ramonathampuram, Ramiſchwaram und Kaſchi. Die Pagode auf Elefanta oder Kalpuri wird für die älteſte gehalten, und führt den erſtern Namen von einem aus ſchwarzem Stein gehauenen Elephanten am Fuß eines Bergs, an der Seite von Bombay. Es hängen dort mehrere Pagoden zuſammen; die jetzt zum Viehtränken gebrauchten Ciſternen waren ehemals für Reinigung beſtimmt. Die zu Illura im heutigen Hyderabad iſt ein hufeiſenförmiges, zwei Stunden langes Gebirg, worin eine Reihe Pagoden und Tempel ausgehauen ſind, eine Art indiſchen Pantheons. Alle Gottheiten haben hier ihre größern oder kleinern Tempel, und einige deren in Menge. Zwei der größern ſind der Trimurti geweiht. Die Hufeiſenform deutete auf das Paradies- und Zeitroß. Es iſt eine koloſſale Hieroglyphe, wie denn auch die Pyramiden beweiſen, daß die älteſte Welt noch Alles für Idee und Religion that. Jagrenat's oder Kriſhna's drei Pagoden zu Jagrenat, deren Thürme vom Meere aus acht bis zehn Stunden weit geſehen werden, und wozu man durch eine Menge kleiner Pagoden mit geheiligten Wäldchen und Teichen gelangt, ſind von einer ungeheuer dicken, ſchwarzſteinernen viereckigen Mauer umgeben. Des Gottes Bild ſteht in der höchſten. Sie hat durch Wallfahrten große Einkünfte. Zu den, jeder Handlung des Cultus vorangehenden Waſchungen iſt jedes Waſſer gut, nur daß es fließend ſei, vor allen aber der Ganges. Darum ſind bei allen Pagoden, wenn ſie nicht an Strömen liegen, Teiche. Die Abwaſchungen geſchehen auch durch Kuhmiſteinreibungen; zuvor werden Stellen aus den Vedas, Vedangas ꝛc. geleſen. Auch die Götter werden mit Waſſer, wie mit Milch abgewaſchen, mit Butter und wohlriechenden Ölen geſalbt. Bußen ſind entweder die beſchauliche, wo man alle Sinne abtödten muß, um ſich ganz dem Anſchauen des Göttlichen hinzugeben und mit Gott zu vereinigen; oder auch die ſühnenden. Die Büßenden bilden gewiſſermaßen Mönchsorden, und Fakirs, Joguis, Atits, Vairagis, Tapis bis zu den Vanapraſhtas und Sanyaſi hinauf, ſind die Ausdrücke und lebenden Bilder der Buße. Gute Werke beſtehen in Weih- und andern Geſchenken an Feſten und bei feierlichen Gelegen-

zeiten. Opfer ſind vorzüglich folgende. Das Jaga oder Jagum, der Sonne und den neun Planeten gewidmet, iſt ein Brandopfer, um ein heiliges Feuer zu bekommen, womit die Scheiterhaufen entſeelter Braminen angezündet werden können, um ſie weiterer Büßungen nach dem Tode zu überheben, und unmittelbar aus der Aſche in Brama's Herrlichkeit zu verſetzen. Es fodert große Anſtalten. Hundert gelehrte Braminen ſuchen einen Platz, der durch Gebete und Weihwaſſer geweiht werden muß. Dort wird in der Mitte ein großes Zelt errichtet, umher mehrere kleine. Im großen iſt ein viereckiger Herd (Kunda), aus deſſen Mitte ſich eine hölzerne Säule erhebt, mit einem oben befeſtigten Seile, deſſen beide Enden an den Seiten herabhangen. Umher liegen neun beſondere heilige Holzarten, wovon auch die Prieſter ein Stück in der Hand halten. Dann wird Aruſaholz gegen einander gerieben, bis es Feuer fängt, hierauf ein fehlloſer Bock, oder Widder in den Kreis geführt, über ihm gebetet, und ihm allerlei Kraftworte in's Ohr geflüſtert, worauf er dann erſtickt wird. Seine Leber wird herausgenommen, mit Milch gewaſchen, mit Butter beſtrichen, an der Sonne und am Feuer gebraten, er ſelbſt aber verbrannt. Die Leber wird unter die Braminen vertheilt und gegeſſen. Der Oberprieſter trägt von dem heiligen Feuer mit ſich nach Hauſe. Homa oder Homam iſt ein Opfer, welches Aghni, dem Feuergott, gebracht wird. Es heißt vorzugsweiſe Dewajagna, (das göttliche Opfer) und wird bei allen wichtigen Vorhaben gebracht. Ein gereinigter, weißgekleideter Bramine ſetzt ſich auf einen Schemel, und ſagt einige Schloken her. Vor ihm liegt eine Schelle, eine brennende Fackel und ein Gefäß mit flüſſiger Butter oder Kokosnußöl, zu den Seiten große Bananablätter, worauf die zu opfernden Sachen um den Herd herum liegen, z. B. Adlerholz, Kampherſtauden-, roth Sandel-, Muskaten-Gupalholz ꝛc. Dies wird angezündet, darüber geſchellt, Butter in's Feuer gegoſſen, dann Reis, Blumen ꝛc. in's Feuer geworfen, und unter Gebeten, die immer mit Oum anfangen, verbrannt. Manuszajagana (Menſchenopfer) iſt eigentlich dramatiſirter Cultus der Bhavani, als der geſchaukelten, in der Luft aufgehenkten Göttin, wie dergleichen auch Bacchus und Erigone'n zu Ehren in Griechenland geſchah: ſo daß Bhavani gleich Here und Luftgöttin iſt. Es werden da mehrere Hähne getödtet, und rauchend von Blut in die Luft geworfen. Dann wird einem frommen Menſchen ein Eiſenhaken durch den Rücken gezogen, woran er aufgehenkt ſchwebt, und unter Getrommel, Jauchzen und Seligpreiſungen herumgetragen wird. Pidrajagna iſt ein Sühnopfer für Verſtorbene. Bhudajagna iſt ein Opfer, das den böſen Geiſtern gebracht wird. Adithipugia iſt das Opfer eines Freundſchaftbundes, wobei in dem Hofe des Hauſes das Bild der gemeinſchaftlichen Gottheit aufgeſtellt, unter Gebeten von beiden Freunden mit Blumen beſtreut wird, und dem Fremden die Füße gewaſchen werden. Arkja iſt ein Blumenopfer für glücklichen Kreislauf der Seelen. So viel genüge als Umriß des großen Religionsgebäudes der Indier. Man halte jene oben angegebene Grundidee feſt, vergeſſe aber nicht, daß, wenn ſich alle Völker in dieſe Ideen theilen und ſie mannichfaltig individualiſiren und ausbilden, dennoch Alles nur Ahnungen, ja mit Platon zu reden, Erinnerungen an ein göttliches Leben ſind, welches, wie Uranfang, ſo Ende der Menſchenbildung ſein muß, zu deſſen Verwirklichung im ewigen Ab und Auf die Menſchheit hinſtrebt. Rückt man aber das Chriſtenthum, wie ſeine welthiſtoriſche Bedeutung verlangt, in die Mitte der Weltgeſchichte, damit es vor- und rückwärts leuchtender Punkt werde: ſo wird alle Vorzeit einmal das Traum- und Nachtwandler- ja das Bilderleben

welches in Chriſto ſelbſt ſeine Wirklichkeit und Weſenheit lebendig ausgeſprochen und hiſtoriſch erfüllt anerkennen muß, andrerſeits aber in der Kampfſchule dieſer Welt das Reich des Guten und des Lichts, das Himmelreich in ſeiner allumfaſſenden Seligkeit, als ein Reich der Liebe zu errichten, den Zweck und die Verheißung hat. Wa.

Indiſche Sprachen. Wäre die hohe allſeitige religiöſe Bildung der Indier, das hohe Alter und die unendliche Tiefe ihrer Ueberlieferung, nicht ſchon Beweis dafür, daß Indien wahrhaft Medyama, Medhya-Dehſa, ein Land der Mitte ſei, und das Volk ein Urvolk, deſſen Gemüths- und Geiſteszüge ein ſo durchaus gediegenes Ganzes machen, daß die übrigen Völker des Erdballs gleichſam ſich in dieſelben getheilt, und das dort Geſammte ſich einzeln angeeignet, ſo könnte dies vielleicht ſchon aus der Ueberſicht des dortigen Sprachgebiets klarer werden, welches noch gar viel Studien erfodern wird. Denn wiewol ſchon im Jahr 1644 der Miſſionär Heinrich Roth, und von 1699 an der Jeſuit Hanzleben ſich damit beſchäftigten, ſo iſt doch erſt ungefähr ſeit dreißig Jahren die Kunde derſelben durch P. Paolino, W. Jones, Wilkins, Forſter, Carey, Marſhmann, Wilſon, Colebrooke, Ward, Marsden und andere bis auf Franz Bopp herauf, weiter gediehen. Es läßt ſich ſchon aus der welthiſtoriſchen Bedeutung Indiens ermeſſen, daß es auch in dieſer Hinſicht große Anziehungskräfte gehabt, und, wie es die Grundzüge aller Völkergeſchichte enthält, alſo auch wiederum viel fremde Volksthümlichkeit ſich angeeignet haben müſſe, nachdem es ſie gleichſam ausgeboren. Nach einer indiſchen Abhandlung der Rhetorik bei Colebrooke gibt es vier Hauptſprachen: Sanskrit, Prakrit, Paiſachi oder Apadhranſa, und Magadhi oder Misra. Da jene Doppelbenennungen ſich auf eine doppelte Stelle jener Abhandlung gründen, ſo hält Colebrooke Apadhranſa für gleich Magadhi, und wiederum Paiſachi, und Misra für eine, ſo daß eigentlich nur Sanskrit, Prakrit und Magadhi als drei Hauptſprachen geweſen wären. Damit ſcheint aber, wie ſchon engländiſche Kritiker bemerkt haben, jener angeführten Stelle ihr Recht nicht zu widerfahren, weil ſo Apadhranſa, gleich Misra doch eine Art Miſchſprache und Rothwelſch, auch nach ſeiner Erklärung geweſen ſein müſſen, mithin doch verſchieden. Wir wollen ſie demnach hier in der aufgeſtellten Ordnung einzeln durchgehen. 1. Das Sanskrit iſt gleichſam der alle umſpannende und durchwohnende Sprachhimmel, die heilige Braminen- und Buchſprache, darum auch Gronthon genannt von Grandha, Buch. Es iſt eine wunderbar gebaute, höchſt reiche, jezt todte, wahrſcheinlich aber früher ebenfalls geſprochene Sprache. Ihr Alphabet heißt Deva-Nagary, Götterſchrift, weil ſie ihren Urſprung von den Göttern haben ſoll, deren Sprache ſie auch iſt, und beſteht aus 50 Buchſtaben. Sie hat dreifaches Geſchlecht, einen Dualis, wie die Griechen, Abwandlungen nach Vokal- oder Konſonantendungen zählbar, ſieben Fälle, ſtatt der Fürworter Nachwörter und einen Reichthum an Partikeln. Ihre Blüthezeit war am Hofe des Raja Vicramaditya zu Benares, im letzten Jahrhunderte vor Chriſti Geburt, wo der berühmte Dichter Kalidas lebte, der Dichter der Sakontala, oder des Schickſalsrings, und Megha Duta oder der Sendwolke, der Bothſchaftswolke. In ihr ſind auch die uralten heiligen Bücher, die Vedas geſchrieben. Der Vater der ſanskritiſchen Sprachlehre iſt Panini, der ſchon in den indiſchen Theogonien vorkommt, und dem allgemein die Sutras, oder die grammatiſchen kurzen Sätze zugeſchrieben werden; obwol er ſich ſelbſt auf Vorgänger wie Samkyn, Gargyn, Caſyapa, Galava, Sacatayana und andere beruft. Aber ſein Syſtem iſt ſehr kunſtreich. Sein Werk

ward durch einen ebenfalls uralten Weiſen Catugayana in ſeinen Varticas berichtiget; erläutert von Patanjali, einer mythiſchen Perſon in Schlangengeſtalt, in einem Werke Mahabhaſhia, welches wiederum Nachträge von Caiyata und einem Ungenannten, in dem Werke betitelt Coſica Britti, erfuhr. Dies letztere Werk wird vorzüglich geachtet, und erzeugte dennoch wieder den Commentar Padamanjari von Haradatta Miſra. Eine zweite Sprachlehre iſt Ramachandra's Pracriyacaumudi. Neuere haben Wilkins und Colebrooke gegeben. Ein Realwörterbuch des Sanskrit iſt Amara coſha d. i. Schatz des Amara Singa, der ebenfalls vor Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung lebte. Ergänzungen lieferte Medinicar in ſeinem Werke Medini. Biswapracaſa von Maheswara iſt ein zweites Wörterbuch; ein drittes Haravali von Purushottama. Es gibt überhaupt viele, wie von Ilelagudhu, Vachespati das Dharanicosha, Bhattoji's Siddhanta caumudi, Praeriga caumudi. Eine Druckerpreſſe auch für Sanskrit iſt 1808 zu Calcutta angelegt worden, und ſo wird es jetzt, wie auf unſern Univerſitäten andere Sprachen getrieben. William Jones, dieſer ehrwürdige, gelehrte Präſident zu Calcutta, welchem die Pflege der morgenländiſchen Literatur ſo viel verdankt, verſtand auch trefflich Sanskrit. Man kann es die Grundſprache nennen, indem es auch für alle europäiſchen Sprachen die Ur- und Grundlaute in ſich enthält, und dies nicht nur etwa in gar leicht an der Oberfläche zu ſchöpfenden und zu erkennenden Klangähnlichkeiten, ſondern tiefer eingehend: ſo daß mittelſt ihrer beſonders jene große Sprachgenoſſenſchaft und Verwandtſchaft ſich offenbart, kraft welcher alle Sprachen ein großes Geiſtesgewächs bilden. Eine Thatſache, welche die Richtigkeit unſerer älteſten Ueberlieferung vom Thurmbau zu Babel, andrerſeits aber auch die Religion als das menſchliche Gemeinerbe erweiſet! 2. Das Prakrit begreift, als gemeine Sprache, die gebräuchlichen Mundarten in Schrift und Umgangsverkehr. Ihrer werden von Colebrooke zehn genannt, zu welchen aber auch noch das Penjabi und Brija Bhaſha gehört. Sie wurden in den fruchtbaren Provinzen Hindoſtan und Dekan oder Vorderindien geſprochen, von den a) Sareswata, einem Volke an den Ufern des Fluſſes dieſes Namens, der durch Penjab fließt. Es iſt eine vorzüglich gangbare Mundart in Dramen und Gedichten. b) Canyacubjas, deren Hauptſtadt Canjoc war. Es ſoll das jetzige Hindi, oder Hindevi ſein, nur daß es jetzt mit perſiſchen und arabiſchen Wörtern untermengt iſt. Dieſe beiden Mundarten werden übrigens mit Devanagari geſchrieben. c) Gaura, oder Bengalen, von der Hauptſtadt Gaur. Dies iſt noch die bengaliſche Mundart, die aber nur in den öſtlichen Theilen am meiſten geſprochen werden ſoll. Es ſind viele ſanskrit'ſche Gedichte darin überſetzt; gelehrte Hindus ſprechen es faſt ausſchließlich, aller wiſſenſchaftliche Unterricht wird darin ertheilt. Die Schriftzeichen derſelben ſind nur um der Bequemlichkeit willen entſtelltes Devanagari. d) Maïthyla oder Tirhutiya iſt die in Mithila, ein Circar (Kreis) Tirhut und einigen andern angränzenden aber von den Flüſſen Cuſi und Gandhac und Nepalgebirgen begränzten Pflegen, bräuchliche Mundart. Dichteriſch iſt ſie nicht ausgebildet. e) Utcala, oder Odradeſa (Oriſſa). Ihre Mundart heißt Uriga und hat ebenfalls ſanskrit'ſche Wörter. Die bisher genannten fünf Mundarten ſind alſo die Sprachen der fünf Gaur oder Nordindoſtans. Die fünf folgenden heißen die der fünf Dravirs oder Volksſtämme. Sie ſind f) Dravida, die ſüdlichſte Spitze Dekans, wo Tamul geſprochen wird, welches die Europäer auch malabariſch nennen, obwol jenes mehr öſtliche, dieſes weſtliche Mundart iſt, jenes von Cap Kormorin unter dem unter

öſtlichen Ghat nordwärts bis Pulicata, dieſes von Cap Kormorin b
Goa; beide berühren ſich im Gap bei Coimbettore. In Tamul iſt
Madras, Tranquebar und Tanjore das Evangelium von chriſtlich
Miſſionen geprediget worden. Ziegenbalg überſetzte die Bibel darin. D
Name Tamla, wie ihn die Innländer ausſprechen, ſoll auf den Fl
Tamraparni deuten. g) Maharaſhtra, oder Mahratta, die am Nor
ſtreif des Plateaus von Dekan oſtwärts bis zum Hochlande von Omercu
tuk geſprochene. Muru, wie dies zwiſchen dem Nerbudda und den Kriſc
naflüſſen gelegene Land auch ehemals hieß, war der Mittelpunkt d
Dravirs, deſſen Hauptſtadt Dwara Summadra 1326 zerſtört ward. E
wird mit Devanagari geſchrieben, und hat ebenfalls viel ſanskrit'ſc
Wörter. Grammatik und Wörterbuch gab Carey heraus 1809. h) Ca
nata, oder Carnara, verſtümmelt Canara in der Mitte des Platea
von Myſore, alſo in der Mitte von Dekan. Es wird noch in den Ber
gegenden geſprochen, iſt aber auf der öſtlichen Küſte von andern Mun
arten verdrängt worden. i) Tailanga, Telingah oder Tilanga, au
das Andray, Volksſprache im N. O. der Peninſula zwiſchen dem Kriſc
nafluß und Godavery bis in die nördlichen Circars, ſüdwärts reichen
bis Pulicate. Es ſoll viel aus Sanskrit und ein eigenes Alphabet h
ben, heißt auch Calanga. k) Gurjara, oder Guzerat, Gezira, Hal
inſel in W. iſt die letzte Mundart des Prakrit. Ein Wörterbuch davo
gab Drummond. 3. Das Paisachi oder Apabhranſa, wahrſcheinlich d
Gebirgsvölkerſprache, bei dramatiſchen Dichtern die Sprache der Dä
monen, ein mit Sanskrit gemiſchtes Wälſch, daher auch wol Spot
ſprache. 4. Das Magadhi oder Misra, vermuthlich das Pali und Ma
gadhi auf der Inſel Ceylon, von den Buddhaprieſtern gebraucht. Misr
heißt es auch, weil es mit Sanskritwörtern untermiſcht iſt. Darunte
werden aber die eingewanderten Sprachen überhaupt verſtanden, welc
durch Eroberer der Indus- und Gangesländer dort eingeführt zurückbli
ben, vorzüglich die der indochineſiſchen Völker, wie ſie Dr. Leyde
nennt. Dieſer glaubte hier viele Originalſprachen gefunden zu haben
welche wol eine gemeinſame Grundlage, nach Vater die chineſiſche, h
ben mögen. Es iſt ein vielſpaltiges Sprachſyſtem, wie der Boden d
Landes, der von acht bis neun Stromthälern durchſchnitten wird. All
liegt ein einſylbiger Bau zum Grunde, und die verſchiedene Betonun
unterſcheidet, wie bei den Chineſen, die Bedeutungen. Die der Inſ
laner ſind vielſylbig, die des Feſtlandes einſylbig. Zunächſt an Ben
galen verliert ſich das Einſylbige, nach Oſten wächſt es, und herrſc
ausſchließlich in Cochinchina und Tunkin. Man gibt ſie in folgend
Ordnung an. 1) Vielſylbige a) Malayu. b) Jawa. c) Bugis. d
Bima. e) Batta. f) Gala oder Tagala. 2) Einſylbige. g) Rukhen
h) Barma. i) Mon. k) Thay. l) Khohmen. m) Law. n) Ama
Das Sanskrit'ſche in der Malayenſprache bemerkte zuerſt W. Jone
obwol ſie nicht die einzige Grundlage iſt, ſondern eben ein fremd
Princip mit aufgenommen hat. In ihr ſind die aus dem alten ſanskri
ſchen Epos Mahabharat genommenen Erzählungen von den Pand
geſchrieben. Eine Sprachlehre und Wörterbuch davon gab W. Mar
den. Ein anderes Wörterbuch iſt das von James Howſon. Das Jaw
niſche gleicht dem Malay'ſchen ſehr. Mundarten davon ſchienen d
Dr. Leyden das Pali oder Bali, welches wol eine den zwiſchen den O
und Weſtgrenzen vorhandenen Landesſprachen gemeinſame ſein mag, d
Sprache ihrer heiligen Schriften, ihrer Prieſter, ſo wie der Gelehrten u
Dichter. Die Rukhengſprache weſtlich in Arrakan ſoll mit dem Dev
nagari in ſeiner Schrift, in Bau, wie auch in Mythologie mit San

mit wieder viel Aehnlichkeit haben. Die Barmaſprache iſt weicher, aber auch minder artikulirt, als das Rukheng, aber ſehr ausgebildet, und hat eine reiche Literatur. Die Monſprache iſt noch unter den Bewohnern von Pegu gangbar, die ſich Mon nennen, von den Barambs aber Taiang, und von den Siameſen Ming-Mon genannt werden. Auch ihr Alphabet iſt wenig verändertes Barma-Balialphabet. Thay iſt die Sprache der Siameſen. Die Barmas nennen das Land Syan, woher vermuthlich das portugieſiſche Siam. Das Khohmen iſt die Sprache eines Volks am Mekon, oder dem Fluß Kambuchat (Camboja), welches für ein ſehr gelehrtes Volk gehalten wird, und weiland von dem Siameſiſchen Stamm unterjocht wurde. Das Law iſt die Sprache der von den Portugieſen Laos genannten Völkerſchaft. Nach Leyden verhielt es ſich zur Thay, wie das Barma zum Rukheng, nur daß es ſich genauer an das gemeinſame Bali anſchließt. In dieſem mittlern Binnenlande Laos ſind die merkwürdigſten Denkmähler des Buddhaismus; und wahrſcheinlich werden von da aus noch viele Aufſchlüſſe kommen. Wie aber das Sanskrit für die hindoſtaniſchen, ſo iſt das Bali der Mittelpunkt für die indochineſiſchen Sprachen. Es iſt zwiſchen Indien und China die Sprache der Religion, des Geſetzes, der Wiſſenſchaft und Literatur, und ſchimmert aus allen Volksſprachen hervor. Es heißt auch Lanka-baſa d. i. die Sprache (griechiſch Baris) von Lanka, oder Ceylon und Magata, oder Mungata, vielleicht parallel dem ſanskrit'ſchen Magadhi. Das Balialphabet iſt aus dem Devanagari entſtanden, aber doch bedeutend davon abweichend. Die Balibuchſtabenform iſt unter den Barmas viereckigt, ungefähr wie auf Lanka, aber verſchieden von der Siameſiſchen, welche Nungſu-Khom genannt wird. Aber wiewol das Bali gleichſam Sonne für mehrere Sprachplaneten iſt, ſo iſt es doch hinwiederum ſelbſt nur Sprachplanet für das Sanskrit, ſeine Sonne. Es hat ganz die ſanskrit'ſchen Bewegungen in Zeit- und Nennwörtern, obwol es ſie im Zuſammenhang ſeltener braucht, und häufig das vergangene Particip und unperſönliche Zeitwörter. So kommen alſo Prakrit, Bali und Zend als drei Mundarten von Sanskrit wieder in Verwandtſchaft, wie W. Jones ſehr ſcharfſinnig bemerkte. Daher haben ſie auch ein ziemlich gemeinſames Schickſal. Prakrit iſt die Sprache der meiſten heiligen Bücher der Jainasſecte; Bali iſt den Buddhiſten heilig, Zend den Parſis, oder Feueranbetern. Eine tiefer zergliedernde, aber auch wieder lebendig zuſammenſetzende Vergleichung des geſammten indiſchen Sprachgebietes, ſowol der Ur- als der Mutter- und Miſchſprachen muß die merkwürdigſten Aufſchlüſſe über Sprachphyſik und Religion, als hüpfenden Punkt der Welt, geben. Haben aber die Engländer auch durch Forſchungen dieſer Art ihre tiefe Schuld an dieſem ſanftmüthigen Urvolk einigermaßen zu tilgen und zu verſöhnen geſucht, ſo läßt ſich doch nur von Deutſchen, welche die früheſten Pfleger dieſer Sprache waren, um ſo eher eine reichere Ausbeute erwarten, da der Blick des Deutſchen allgemeiner und umfaſſender iſt. Männer, wie Jones und Wilkins, machen auch unter den Engländern eine Ausnahme, denen doch, nach dem tiefen Ausſpruch eines unſerer herrlichſten Geiſter, das angſtvolle Bewußtſein einer innern wilden Natur inwohnt und ein nächtlicher Dämon des Unmuths und finſtern Hochmuths, der am Ende doch auch, Ein Sühnopfer des Weltgeiſtes, fallen muß. Wa.

Individuell, Individualität. Individuell nennen wir der Abſtammung und dem Begriff nach dasjenige, was einem einzelnen Gegenſtande untrennbar, d. h. ſo angehört, daß es von ihm nicht abgeſondert werden kann, ohne ſeine Natur, als einzelnes Ding (daher In-

viduum) aufzuheben. Der Inbegriff dieſer Eigenſchaften oder Merkmahle, die einem Einzelnweſen, als ſolchem, zukommen oder ſeine Eigenthümlichkeit iſt Individualität; durch ſie wird ein Ding als für ſich beſtehendes, denn es iſt zugleich das, wodurch es ſich von jedem andern unterſcheidet, beſonders erkannt. Die Individualität wird daher von der Gattungsnatur, das Individuum von der Art und Gattung, das Individuelle von dem Allgemeinen unterſchieden, und ihm gewiſſermaßen entgegengeſetzt. Das Individuelle nämlich iſt Gegenſtand der Anſchauung, welche auf das Einzelne der Erſcheinungen gerichtet iſt, und kann nur durch Anſchauung erkannt werden; ſomit gibt es auch keinen individuellen Begriff, (Begriff von einem Individuum) und die Eigenſchaften, welche die Individualität bilden, ſind unendlich, durch das Denken nicht zu erſchöpfen. Da wir aber dem Individuum auch die Eigenſchaften gewiſſer Gattuugen beilegen, mithin es ebenfalls durch Begriffe denken, ſo gibt es ein individuelles Urtheil, d. i. ein Urtheil, in welchem wir das Individuum einer Gattung unterordnen, indem wir ihm ein Prädikat beilegen. Das Allgemeine nämlich iſt das, was wir als das Gemeinſchaftliche mehrerer Individuen erkennen, was nicht durch Anſchauung, ſondern durch Vergleichung, Nachdenken gefunden wird, und es iſt daher Gegenſtand des Denkens und bezieht ſich auf die nicht wahrnehmbare, in den Dingen geſetzmäßig wirkende, in den Erſcheinungen ſich verbergende Kraft. Als Verhältnißbeſtimmung iſt der Begriff oder die Vorſtellung des Allgemeinen beſtimmt zu faſſen, und genau zu entwickeln. Z. B. die Vorſtellung des Veſuv, Aetna iſt eine individuelle Vorſtellung, von welcher wir die des Berges als allgemeine abſondern können. Durch Begriffe an ſich aber gelangen wir nie zu individuellen Vorſtellungen, oder ſolchen, welche uns das Eigenthümliche eines beſondern Gegenſtandes darſtellen. Im gemeinen Sprachgebrauch pflegt man jedoch die Vorſtellung eines Subjects zu nennen, welches nicht hieher gehört. — Der Begriff kann uns nur das mehr oder weniger Allgemeine, die Unterſchiede der Arten und Gattungen angeben, und der beſchränkteſte, (determinirteſte) Begriff hebt niemals die Verſchiedenheit der Individualität und deren äußere Form, die numeriſche Verſchiedenheit auf. Das aber, wodurch ſich die Vorſtellung des Individuellen dem Begriffe nähert, iſt das Gemeinbild, oder Schema der Einbildungskraft. Das Individuelle iſt ferner das Mannichfaltige und vielfach Wechſelnde, denn es gehört der Erſcheinung an; mithin zugleich beſchränkt in Hinſicht der Kraft, die in ihm ſich kund thut. Inſofern wird das Individuelle dem Idealen entgegengeſetzt; denn das Ideale iſt das der Idee Gemäße, welches ſich zum Individuellen, wie das Mögliche zum Wirklichen verhält. Idee nämlich iſt die Einheit der unendlichen Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen. So ſchwebt z. B. über allen einzelnen Menſchen die Idee des Menſchen, ſo bildet und richtet ſich jeder ſittlich gute Menſch nach dieſer Idee. Die Individualität der Dinge wird aber um ſo größer, und drückt ſich um ſo beſtimmter aus, je weiter ſich die Dinge von dem Unorganiſchen entfernen, und je höher und regſamer ihr thieriſches Leben iſt. Unter allen Dingen, die wir erkennen, iſt die Individualität des Menſchen die größte. Was aber die Individualität des Menſchen insbeſondere anbelangt, ſo iſt ſie eine geiſtig ſinnliche, ſomit einestheils frei, anderntheils körperlich bedingt. Dies iſt der Grund, warum man den Grund der Individualität eines einzelnen Menſchen nicht erſchöpfend beſtimmen kann, um ſo weniger, je dunkler der Zuſammenhang des Phyſiſchen und Ethiſchen iſt. Aber ſo viel iſt doch gewiß, daß mit Erweiterung der Bildung, welche auf

Freiheit beruht, auch die Individualität der Menſchen um ſo bedeutender wird; weshalb vielleicht unter zwei gebildeten Menſchen größere Verſchiedenheit iſt, als unter zwei ungebildeten Völkerſchaften, und Kinder nur äußerlich und gering im Anfang ihres Lebens verſchieden erſcheinen. Die Individualität des Menſchen entwickelt ſich ſonach durch Eindrücke und ſelbſtthätige Regung der Kraft; denn kein Einzelweſen iſt abſolut ſelbſtſtändig, ſondern ſteht mit dem Ganzen in lebendiger, organiſcher Verbindung, aber in ihm ſelbſt iſt gleichſam der Keim der Individualität enthalten, die der Menſch zu einer freien, feſten (Charakter) der Idee der Menſchheit gemäßen zu erheben ſtrebt. Zu ſagen, daß der Anfangspunkt des jedem Menſchen eigenthümlichen Lebens, weil wir uns von einem urſprünglichen Unterſchiede der Seelen keinen beſtimmten Begriff machen können, im Nervenſyſteme, deſſen Bildung die Bildung aller übrigen Theile des Körpers vorhergehe, gelegen ſei (wie Meckel in ſeinem deutſchen Archiv für die Phyſiologie B. 1. Heft 1. Art), erklärt nicht nur nicht die unermeßliche Verſchiedenheit der Individualitäten der menſchlichen Natur und die beſondere Beſchaffenheit des Grundes, wie Schulze in ſeiner phyſiſchen Anthropologie ſagt; ſondern iſt auch einſeitig, da es nur die phyſiſche Seite der menſchlichen Natur und die ſinnliche des Geiſtes angeht. — Die Entgegenſetzung oder vielmehr Unterſcheidung des Idealen und des Individuellen kommt vorzüglich in der philoſophiſchen Kunſtlehre vor. Die Idee, heißt es hier, ſoll ſich in der Kunſt durch das Individuelle darſtellen, mithin ſoll das Individuelle ideal erſcheinen. Da aber der ſchaffende Geiſt des Künſtlers, in welchem die Phantaſie nach Ideen bildet, zwiſchen die Wirklichkeit und die unſichtbare Welt der Ideen geſtellt zu ſein ſcheint: ſo macht man von dem Standpunkte der, den Künſtler betrachtenden Kennern, gewöhnlich die Anforderung an ihn, er ſolle idealiſiren und individualiſiren, und er ſcheint das eine oder das andere auch wirklich zu thun, je nachdem er die innern ſelbſtthätigen Gedanken ſeines Geiſtes in neue, eigenthümliche Formen der Sinnenwelt gießt und dieſelben ausdrückt, oder mehr von außen, und durch Beobachtung der Natur und Wirklichkeit angeregt, die gegebenen Formen zur Vollkommenheit der Idee zu erheben ſucht. (S. d. Art. Ideal, idealiſiren.) Beides ſind verſchiedene Richtungen, welche die Phantaſie, die Vermittlerin des Irdiſchen und Ueberirdiſchen, des Sichtbaren und Ueberſinnlichen nimt, indem ſie den Erfahrungen höhern Reiz, Vollendung und innere Bedeutſamkeit, dem Geiſtigen Form und ſinnliche Anſchaulichkeit, kurz den Körpern Geiſt, den Geiſtern Körper gibt. Auch finden wir Werke, deren Bedeutſamkeit auf das Individuelle beſchränkt iſt, worin das Charakteriſtiſche im vorzüglichen Sinn beſteht. Aber der wahre Künſtlergeiſt geht weder von dem Individuellen noch vom Idealen aus, ſondern er faßt beide ungetrennt in Eins verbunden. T.

Indolenz. Empfindungsloſigkeit, Unempfindlichkeit, Gefühlloſigkeit, Gleichgültigkeit, Trägheit. Dies ſind die verſchiedenen Worte und Begriffe, durch welche man die Indolenz zu erklären ſucht. Wir wollen ſehen, wie ſie zuſammenhängen. Der Menſch iſt beſtimmt, theils in die Außenwelt zu wirken, theils von außen Eindrücke zu empfangen, und ſich in Wechſelwirkung des Schaffens und Empfangens zu einem eigenthümlichen Weſen zu bilden. In dieſer Wechſelwirkung beſteht das eigentliche Leben des Menſchen. Die Fähigkeit des lebendigen Weſens, von außen Eindrücke zu empfangen, iſt das Empfindungsvermögen; ſie kommt jedem Menſchen zu, mithin gibt es keine abſolute Empfindungsloſigkeit oder Unempfindlichkeit; aber ſie hat verſchiedene,

wiewol unbeſtimmbare Grade, und wir nennen daher den Mangel eines regſamen Empfindungsvermögens, oder vielmehr eine große Schwäche deſſelben, Empfindungsloſigkeit, Unempfindlichkeit — Indolenz — Dieſe Schwäche iſt natürlich, dann iſt ſie mehr phyſiſchen Urſprungs, und liegt inſofern vorzüglich in einem geringen Grade der Lebenskraft und Nervenreizbarkeit, beſonders der Sinnenthätigkeit, oder ſie iſt erworben, durch Abſtumpfung der Empfindungsthätigkeit, welche durch übermäßige Anſtrengung entſteht. Letztere iſt mehr pſychiſchen Urſprungs. Auch iſt ſie bald ausdauernd, bald nur vorübergehend. Ferner kann ſie in Hinſicht der einwirkenden Gegenſtände ſtets nur particulär ſein, ſo lange der Menſch lebt; — je geringer aber der Kreis der auf den Menſchen Eindruck machenden Gegenſtände iſt, deſto größer die Indolenz. Ueber den Unterſchied der Empfindung und des Gefühls, ſiehe d. Art. Gefühl. Mit Beziehung auf dieſe Unterſcheidung können wir, was von der Empfindung gilt, gewiſſermaßen auch auf das Gefühl anwenden. Gefühlloſigkeit, d. i. Unfähigkeit in eine innere Bewegung geſetzt zu werden, iſt ebenfalls nur relativ und partikulär. Gewöhnlich entſpringt ſie aus einem allzumächtigen Uebergewichte des Verſtandes, welcher ruhig und kalt die Gegenſtände ſo weit zergliedert, daß er den Eindruck derſelben verliert, oder durch einſeitige Richtung des Handelns auf eine beſchränkte Sphäre; ſo z. B. iſt der Kanzleidirector Löwe, in Kotzebue's Epigramm, im höchſten Grade indolent. Da nun, wer ein ſchwaches Gefühlsvermögen hat, weder von den Gefühlen der Luſt noch Unluſt (denn dies ſind die Hauptarten des Gefühls), leicht, ſchnell oder ſtark bewegt wird, dieſer Zuſtand aber in Beziehung auf beſondere einwirkende Gegenſtände Gleichgültigkeit genannt wird, ſo ſehen wir, wie Indolenz mit Gleichgültigkeit, die ebenfalls nur relativ und partikulär ſein kann, verbunden iſt. In wiefern nun ein hoher Grad der geiſtigen Lebensthätigkeit auch nothwendig mit einem hohen Grade von Kraft und Regſamkeit im Handeln, und ein niederer Grad dagegen von Trägheit und Unentſchloſſenheit begleitet iſt, ferner lebhafte Empfindungen und Gefühle, als das Erzeugniß der Einwirkung auch eine lebhafte Rückwirkung in die Außenwelt, ein geringer Grad der Einwirkung dagegen auch eine ſchwächere Rückwirkung, ein unkräftigeres Wirken in die Außenwelt zu erzeugen pflegen: ſo wird Indolenz auch Trägheit genannt, und ſteht mit ihr in genauer Verbindung. Beſonders zeigt ſich die Indolenz dann, wenn man bei Gegenſtänden ungerührt bleibt, welche leicht jedes menſchliche Herz wegen ihrer Beziehung auf die gegenſeitigen Verhältniſſe der Menſchen ergreifen müſſen, namentlich Gegenſtände, welche ſonſt ein Mitgefühl zu erwecken pflegen; z. B. der Tod geliebter Verwandten. Hier findet aber oft große Täuſchung Statt, indem das wahre Gefühl oft weniger raſch im Ausdruck, aber deſto tiefer und anhaltender iſt.

Indoſſiren, Indoſſement. Indoſſiren heißt einen Wechſel, entweder zum Einkaſſieren oder auch als Eigenthum, an einen Andern übertragen, und iſt mithin gleichbedeutend mit Giriren (ſ. d.) Es geſchieht, indem der Inhaber des Wechſels auf die Rückſeite deſſelben die Worte ſchreibt: Für mich an die Ordre N. N. — Der Uebertragende heißt Indoſſant, der Andere Indoſſat oder Indoſſator.

Induction (in der Logik) der Schluß von dem Beſondern auf das Allgemeine. Die ordentlichen Schlüſſe pflegen ſonſt alle vom Allgemeinen auf das Beſondere zu gehen, und gebraucht zu werden, wo die Univerſalerkenntniß früher vorhanden iſt, als die Specialerkenntniß: ſie geben logiſche Gewißheit, dagegen jene nur empiriſche Wahrſchein-

...kt gewähren. Unter Specialkenntniß wird nämlich Alles verſtan... was unter einem allgemeinen Begriffe enthalten iſt, es mögen ...ergeordnete Begriffe oder Fälle (Reſpectus) ſein, welche unter dem all...meinen Begriffe gedacht, oder worauf derſelbe bezogen werden kann. ...nn nun in dem, was unter einem Begriffe (Subjecte) enthalten, der ...nd anzutreffen iſt, warum man ein Prädicat mit dieſem Subjecte ...verbinden die Befugniß hat: ſo nennt man dies eine Induction. ...sjenige, was unter einem allgemeinen Begriffe enthalten iſt, ſchließt ...weder noch immer allgemeine Begriffe in ſich, oder es ſind einzelne ...lle. Im erſtern Falle geht dann der Schluß zwar vom Allgemeinen ..., aber auf Etwas, das noch allgemeiner iſt. Wenn z. B. die Auf...be wäre: Welche Regierungsform die beſte ſei, u. dergl.: ſo iſt dieſe ...fgabe etwas Allgemeines, die Univerſalerkenntniß, auf welche zu ...ießen aufgegeben wird. Bei dem erſten Anblick dieſer Frage iſt es ...s gleich natürlich, an einen oder mehrere Fälle zu denken, in welchen ...s Prädicat von dem Subjecte könne geſagt werden. Wollten wir ...n aber einen ſolchen Fall beweiſen, ſo würde es nicht hinlänglich ſein, ...en Satz aus den möglichen Fällen anzunehmen und ihn direct zu be...weiſen, geſetzt auch, daß dieſes Verfahren anwendbar wäre. Denn man ...ill ja überdies noch wiſſen, ob unter allen Fällen keiner weiter Statt ...inde, und ob dieſer Fall der einzige ſei. Folglich muß die Special...kenntniß vollzählig ſein. Da nun die untergeordneten Glieder immer noch ...allgemeine Begriffe ſind, wie z. B. die Art der Regierungsform, nämlich Monarchie, Demokratie, Ariſtokratie u. ſ. w.: ſo geht eine ſolche Induction freilich vom Allgemeinen aus, endigt ſich aber in einem ...ch Allgemeinern, und kann mithin mit Recht a priori heißen. Sind es jedoch einzelne exiſtirende Dinge, oder Fälle, die die Specialerkennt...niß ausmachen: ſo heißt es eine inductio a posteriori. Dieſe wird auch von Einigen inductio primaria genannt. Eine Induction iſt ferner entweder vollſtändig oder unvollſtändig, je nachdem man darthun kann, daß die ganze Sphäre des Hauptbegriffs, woraus geſchloſſen wer...den ſoll, erſchöpft, und kein Fall überſehen worden iſt, oder nicht. Bei der vollſtändigen Induction kommt es nicht darauf an, ob, wie mehrentheils geglaubt worden iſt, man ein und daſſelbe Prädicat gerade bei allen untergeordneten Begriffen wahrgenommen hat. Dies kann freilich ge...ſchehen ſein. Iſt aber auch das Gegentheil vorhanden: ſo bleibt die Induction dennoch vollſtändig, vorausgeſetzt, daß nur alle Fälle, in welchen die allgemeine Idee vorkommen kann, aufgeſucht worden ſind. Die inductio primaria, welche ſelten vollſtändig ſein kann, gibt bloß empiriſche Erkenntniſſe, die nur auf vergleichende Allgemeinheit Anſpruch machen können. Auch die Mathematik muß hier und da zu den Be...weiſen durch Induction ihre Zuflucht nehmen.

Indulgenz. S. Ablaß.

Indult iſt, in kirchlichem Sinne, mit Indulgenz und Ablaß gleich...bedeutend. In den Rechten bedeutet es die Friſt, die Jemanden zur Erfüllung einer Verbindlichkeit verſtattet, dann auch insbeſondere die Urkunde, die von der Behörde einem Schuldner auf ſein Anſuchen unter gewiſſen Umſtänden ausgeſtellt wird, um ihn auf eine darin angegebene Zeit vor den Verfolgungen ſeiner Gläubiger zu ſchützen, ein Anſtands...brief, Moratorium. (S. letzteres.)

Induſtrie, Induſtrielle Production, (in der Staats...wirthſchaft) iſt diejenige Kraftäußerung, welche einen Urſtoff, ein rohes Erzeugniß, in eine andere Geſtalt umwandelt, wodurch daſſelbe entwe...der überhaupt erſt zu einem Genußmittel wird, oder wenigſtens die Ei... ...s bi

genſchaft eines andern, neuen, Genußmittels erhält. Ob die Neube der Geſtalt in der Veränderung des einzelnen Urſtoffs, oder in der Zu ſammenſetzung mehrerer Urſtoffs-Theile beſtehe, iſt in dieſer Hinſich gleichgültig, und hat auf den Begriff der induſtriellen Productic durchaus keinen Einfluß, ihr Weſen beruht lediglich darauf, daß d Genießbarkeit überhaupt, oder dieſe Gattung von Genießbarkeit au ſchließlich, aus der neuen Form hervorgehe. Hieraus ergibt ſich, da darunter begriffen ſind: 1. Künſte, 2. Fabriken und Manufakturen, Gewerbe und Handwerke. Die ſtaatswirthſchaftliche Schule der Phy ſiokraten (S. d. Art.) ſpricht den Künſten, Fabriken und Gewerbe die Eigenſchaft der Productivität gänzlich ab, jedoch mit Unrecht; den in dem Nationalhaushalte heißt produziren nichts anders als: eine Werth ſchaffen (S. Production), die induſtrielle Production abe ſchafft wirklich neue Werthe, indem ſie theils Urſtoffe, welche in ihre rohen Geſtalt nicht brauchbar waren, durch Verwandlung der Urgeſta in eine Form zum Gebrauch bringt, theils ſelbſt die Erzeugung vo dergleichen Urſtoff bewirkt, welche außerdem nothwendig unterbliebe wäre. Die Staatsverwaltung kann auf vielfache Weiſe die indu ſtrielle Production befördern, z. B. durch Herbeiziehung geſchickter Aus länder, durch Belohnungen und Auszeichnungen, durch Unterrichtsan ſtalten, öffentliche Ausſtellungen, zweckmäßige Einrichtung des Zunft und Innungsweſens u. ſ. w. Faſt in allen Ländern hat die induſtriell Production weit häufiger die Sorge der Regierung auf ſich gezogen als die Urproduction. Der Grund hiervon iſt folgender. Der durc die induſtrielle Productivkraft verwandelte und veredelte Urſtoff ſprich die ſinnliche Genuß-Empfänglichkeit am nächſten an; nur in dieſe Geſtalt und Form kann es jene Empfänglichkeit befriedigen und di Bequemlichkeiten des genußreichen Lebens gewähren; natürlich hält ſic daher der Sinnenmenſch zunächſt an dieſe Erzeugniſſe, und heftet ſic an deren Vermehrung und Veredelung, unbekümmert um den Urſtoff aus dem dieſelben doch allein hervorgehen können. Dies war Colberts Anſicht, dies die Anſicht der meiſten Regierungen; wenige derſelben ha ben ſich daher mit der Beförderung des Landbaues nach weiſen Grund ſätzen, faſt alle, oft ſelbſt auf unmittelbare Staats-Unkoſten, und au Koſten der Urproduction mit der Fabrication beſchäftigt. K. M.

Ines de Caſtro. Der Infant Pedro, Sohn Alfonſo IV. Kö nigs von Portugal, hatte nach dem Tode ſeiner Gemahlin Conſtanti (1344), ſich mit ſeiner Geliebten, Ines (Agnes) de Caſtro, die von ca ſtiliſchem Königsſtamme entſproſſen war, von welchem auch Pedro vo mütterlicher Seite abſtammte, heimlich verbunden. Als er nun al Vorſchläge zu einer neuen Vermählung ſtandhaft verwarf, durchſchau der Argwohn das Geheimniß, und die Neider der ſchönen Ines befürc teten, es möchten ihr Bruder und ihre Verwandten des einſtigen Königs ausſchließende Gunſt gewinnen. Der alte König ward von den hinte liſtigen Rathgebern, Diego Lopez Pacheco, Pedro Coelho und Alva Gonſalvez leicht eingenommen. Sie theilten ihm ihren Argwohn üb jenes Verhältniß mit, und erweckten in ihm die Beſorgniß, daß die Verbindung ſeinem unmündigen Enkel, Ferdinand, (dem Sohne Pedro von ſeiner verſtorbenen Gemahlin) leicht nachtheilig werden könne Alfonſo fragte ſeinen Sohn, ob er mit Ines vermählt ſei. Pedro wag es nicht, ſeinem Vater die Wahrheit zu geſtehen, noch weniger konn er des Königs Befehl gehorchen, ſeiner Geliebten zu entſagen und ſi mit einer Andern zu vermählen. Alfonſo pflog von neuem Rath m ſeinen Günſtlingen, und es ward beſchloſſen, die unglückliche Ines

ſen. Die Königin Beatrix, des Infanten Mutter, welche von dem ſamen Entſchluſſe Kunde erhielt, warnte ihren Sohn. Pedro aber, Wink ſeiner Mutter und ſelbſt die Warnung des Erzbiſchofs von Braga verſchmähend, meinte, man habe nur, um ihn zu ſchrecken, das ende Gerücht erfunden. Alfonſo trug indeß den harten Entſchluß ſich herum, und als ſich Pedro einſt entfernt hatte, um einige Tage Jagd zu leben, eilte der König nach Coimbra, wo Ines mit ihren Kindern im Kloſter der heiligen Clara wohnte. Erſchrocken vernahm unglückliche Alfonſo's Ankunft; aber ſich faſſend, trat ſie vor ihn, warf ſich mit ihren Kindern zu ſeinen Füßen, und bat mit Thränen Gnade und Erbarmung. Alfonſo, gerührt durch dieſen Anblick, te nicht den Muth, die grauſame That zu vollführen. Als er ſich entfernt hatte, gelang es ſeinen böſen Rathgebern leicht, den erenen Eindruck wieder auszulöſchen, und er gab ihnen Erlaubniß, den beſchloſſenen Mord zu vollziehen. Dieſer erfolgte noch in derſelben Stunde; Ines erlag unter den Dolchen ihrer Feinde. Ihr Leichnam ward in jenem Kloſter (1355) begraben. Pedro war außer ſich, als er die ſchreckliche Bothſchaft empfing. Er empörte ſich wider ſeinen Vater, und es würden blutige Auftritte erfolgt ſein, wenn es nicht der Königin und dem Erzbiſchof von Braga gelungen wäre, Vater und Sohn zu verſöhnen. Pedro erhielt manche Vorrechte, wogegen er eidlich verſprochen haben ſoll, ſich an den Mördern ſeiner Geliebten nicht zu rächen. Zwei Jahre darauf ſtarb König Alfonſo; noch vor ſeinem Tode gingen, auf ſeinen Rath, jene drei Männer, auf welchen die ſchwere Blutſchuld laſtete, aus dem Reiche, um in Caſtilien ihre Sicherheit zu ſuchen. Hier herrſchte damals Peter der Grauſame, vor deſſen furchtbarer Strenge einige edle Caſtilianer nach Portugal entflohen waren. Er ließ dem Könige von Portugal den Antrag machen, dieſe Flüchtlinge gegen die Mörder der unglücklichen Ines auszuwechſeln. Pedro ließ die Caſtilianer ergreifen und ausliefern, und erhielt dagegen Pedro Coelho und Alvaro Gonſalvez, indem der dritte Mörder, Pacheco, noch Zeit gehabt hatte, nach Arragon zu entfliehen. Der König ließ die Mörder vor ſeinen Augen peinigen, um ihre Mitſchuldigen zu erforſchen, dann Beiden das Herz aus dem Leibe reißen, die Körper verbrennen und ihre Aſche in die Luft ſtreuen (1360). Zwei Jahre ſpäter berief er die Erſten ſeines Reichs nach Cataneda, und erklärte durch einen feierlichen Eid auf das Evangelium, er habe nach dem Tode ſeiner Gemahlin Conſtantia, kraft päpſtlicher Erlaubniß, ſich mit Ines de Caſtro zu Braganza trauen laſſen, und zwar in Gegenwart des Erzbiſchofs von Guarda und eines ſeiner Hofbeamten, Stephan Lobato. Darauf ging Pedro nach Coimbra. Der Erzbiſchof und Lobato mußten des Königs Wort bekräftigen, und es ward die päpſtliche Urkunde, worauf der König ſich bezogen, öffentlich verkündet. Der König ließ den Leichnam ſeiner geliebten Ines aus dem Grabe heben, und mit dem königlichen Gewande und einer Krone geſchmückt auf einen Thron ſetzen, dem alle Großen des Reichs ſich nahen mußten, um den Saum des Gewandes zu küſſen, und der Königin nach dem Tode die Huldigung zu leiſten, die ſie im Leben nicht hatte empfangen ſollen. Darauf ward die Leiche auf einem Trauerwagen nach Alcobaza geführt. Der König, die Biſchöfe, die Großen und Ritter des Reichs begleiteten den Zug zu Fuß, und der ganze, 17 Meilen lange Weg von Coimbra bis Alcobaza, war von vielen Tauſenden, die brennende Fackeln hielten, auf beiden Seiten beſetzt. In Alcobaza ward ihr ein prächtiges Grabmahl von weißem Marmor errichtet, auf welchem ihr Bild mit der Königskrone

auf dem Haupte zu ſehen war. Die Geſchichte der unglücklichen Ines hat mehrern Dichtern verſchiedener Völker Stoff zu Trauerſpielen gegeben (unter den Deutſchen dem Grafen v. Soden); am ſchönſten aber hat die Muſe der portugieſiſchen Dichtkunſt ſelbſt ſie durch den Mund Camoens verewigt, in deſſen berühmter Luſiade die Geſchichte ihrer Liebe eine der herrlichſten Epiſoden bildet. R.

Infamie (aus dem Lateiniſchen) Ehrloſigkeit, Verluſt der bürgerlichen Ehre, oder derjenigen, welche Jemand als Staatsbürger genießt. Dieſe kann in einer rechtlichen Verfaſſung nur durch geſetzwidrige, den Bürger wahrhaft entehrende Handlungen verloren gehen und als Folge dieſes Verluſtes muß ſie den Verluſt der Staatsämter und Würden, die Unfähigkeit, ein vollgültiges Zeugniß abzulegen, nothwendig nach ſich ziehen. Hie und da geht mit der bürgerlichen Ehre auch die Lehnsfähigkeit, ein Theil des Erbrechts, in gewiſſen Fällen auch Standesrechte, das Recht, gewiſſe Gewerbe zu treiben, ja ſelbſt das Recht eines ſogenannten ehrlichen Begräbniſſes u. ſ. w. verloren. Infam, ehrlos, insbeſondere der bürgerlichen Ehre verluſtig. Infamia notatus wird von demjenigen geſagt, der wegen geſetzwidriger Handlungen für ehrlos erklärt iſt. Cum infamia relegirt werden, heißt ſo viel, als mit Schimpf und Schande, oder mit Verluſt der Ehre, von hohen Schulen verwieſen werden. Infamation, das Ehrlosmachen. Infamiren, unehrlich machen, für ehrlos erklären; auch verläumden, verläſtern, verſchreien.

Infant (aus dem Lateiniſchen; wörtlich das Kind), iſt der Titel, den in Portugal und Spanien vorzugsweiſe die Prinzen des königlichen Hauſes, mit Ausnahme der Kronprinzen, erhalten. Sämmtlichen Prinzeſſinnen wird an gedachten Höfen der Titel Infantin beigelegt.

Infantado (Herzog von), Grand von Spanien der erſten Klaſſe, ward unter den Augen ſeiner Mutter, einer Fürſtin von Salm-Salm, in Frankreich erzogen. Im Kriege 1793 warb er in Catalonien ein Regiment auf ſeine Koſten. Der Prinz von Aſturien ſchloß ſich ihm näher an, weil der Herzog ſich von dem Günſtling des Königs, Godoi, entfernt hielt. Dieſer wirkte daher 1805 einen Befehl aus, nach welchem der Herzog Madrid verlaſſen mußte. Hierauf trat er 1807 mit dem Prinzen (S. d. Art. Ferdinand VII.) in engere Verbindung, und ward von ihm zum Generalcapitän von Neu-Caſtilien beſtimmt. Dieß verwickelte ihn in den Prozeß vom Escurial, wo der Generalprokurator des Königs auf die Todesſtrafe gegen den Herzog und Escoiquiz antrug, die man aber bei den Geſinnungen des Volks und bei der Verwendung des franzöſiſchen Geſandten, Beauharnois, nicht auszuſprechen wagte. 1808 begleitete der Herzog den König Ferdinand VII. nach Bayonne, wo er umſonſt für die Erhaltung der Dynaſtie der Bourbons auf dem ſpaniſchen Throne thätig war. Er unterzeichnete zwar am 7. July 1808 die Conſtitution, welche Buonaparte in Bayonne für Spanien beſtimmt hatte, und trat als Oberſter in die Garden des Königs Joſeph; allein bald legte er ſeine Stellen nieder, und foderte die Nation auf, die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen, weßhalb ihn Buonaparte den 12. Nov. 1808 als einen Verräther ächtete. 1809 befehligte er ein ſpaniſches Armeecorps, ward aber von Sebaſtiani zweimal geſchlagen. Ungeachtet ſeiner Tapferkeit, verlor er das Vertrauen der oberſten Junta, die ihm den Oberbefehl nahm, ihn auch in der Folge nicht wieder anſtellte. Er ging daher nach London, wo er, nachdem ihn die Cortes 1811 zum Präſidenten des Regentſchaftsrathes von Spanien und Indien ernannt hatten, eine außerordentliche Sendung an den Prinz Regenten

übernahm. Im Juni 1812 kam er nach Cadix zurück. Von hier begab er ſich 1813, als die Franzoſen abgezogen waren, nach Madrid, mußte aber bald nachher, auf Befehl der Junta, dieſe Stadt verlaſſen; weil er zu den Häuptern derjenigen Partei gehörte, die man Serviles nannte. König Ferdinand VII. berief den Herzog zu ſich, ernannte ihn zum Präſidenten des Raths von Caſtilien, und behandelte ihn mit vorzüglicher Gunſt. Nach der Wiederherſtellung der Conſtitution im März 1820 legte er ſeine Stellen nieder, und zog ſich auf ſein Landgut bei Madrid zurück.

Infanterie. In Bezug auf den wahrſcheinlichen Urſprung dieſer jetzt allgemeinen Benennung des Fußvolks in den Kriegsheeren, erzählt man folgende Anekdote. Eine ſpaniſche Prinzeßin (Infantin), welche erfuhr, daß ihres Vaters Heer von den Mauren geſchlagen war, verſammelte eine große Anzahl Fußleute, deren alleiniger Gebrauch zum Kriegsdienſt damals unbekannt war. Sie zog an der Spitze dieſer Conſcription gegen den Feind und trug einen glänzenden Sieg davon; zum bleibenden Andenken dieſer Waffenthat, nannte man das ſpaniſche Fußvolk Infanterie, und es ging, da Spaniens Militäreinrichtungen lange andern Völkern ein Vorbild waren, dieſer Name auch auf Fußvolk anderer Nationen über.

Inferien, (inferiae) Todtenopfer, welche den unterirdiſchen Gottheiten für die Seele des Verſtorbenen gebracht wurden, woraus vielleicht die Exequien in der chriſtlichen Kirche entſtanden ſind.

Infiniteſimalrechnung oder **Analyſis des Unendlichen** (Fluxionenrechnung der Engländer, Théorie des fonctions analytiques der Franzoſen) begreift denjenigen Theil der reinen Mathematik, welcher die Lehre von den veränderlichen Größen (Theorie der urſprünglichen und abgeleiteten Functionen) enthält. Es werden die Änderungen, ſogenannte Differenzen dieſer Größen, hier aber als unendlich klein, oder als verſchwindend, in Vergleich mit andern endlichen Größen, gedacht. Der Theil der Infiniteſimalrechnung, welcher dieſe unendlich kleinen Änderungen (das Differenzial einer endlichen Größe, welche auf eine beſtimmte analytiſche Weiſe von einer andern hinwiederum abhängig, oder als Function derſelben gegeben iſt,) finden lehrt, wird Differenzialrechnung genannt. Wenn eine Größe um ein gewiſſes Increment wächſt: ſo muß offenbar auch dieſe andere von ihr abhängige und durch ſie gegebene wachſen. Dieſes Wachsthum, oder ſogenannte Differenz, kann in jedem Falle mit Hülfe der Analyſis des Endlichen gefunden werden, und man hat in dieſer Differenzreihe nur die ſpätern, als unendlich kleiner gegen das erſte, verſchwindenden Glieder zu unterdrücken, um die Differenz in das ſogenannte Differenzial zu verwandeln. Wenigſtens ſtellt die ältere Analyſis das Verfahren unter dieſem Geſichtspunkte dar; dagegen gelangen die neueſten Geometer, beſonders Lagrange (in der berühmten Théorie des fonctions analytiques) von ganz andern Anſichten ausgehend, auf einem weit leichteren Wege zum Ziele. Dagegen lehrt nun umgekehrt die Integralrechnung aus dem gegebenen Differenzial die veränderliche Größe ſelbſt oder das Integral, und aus der gegebenen Differenzialgleichung die Gleichung zwiſchen den veränderlichen ſelbſt, aus der jene entſtanden war, zu finden, oder zu integriren. Die Infiniteſimalrechnung findet überall bei Vergleichung von ungleichartigen Größen ihre Anwendung, wo die eine nicht geradezu als Maß der andern angeſehen werden kann; ſondern nur näherungsweiſe, bis auf eine unendlich kleine Größe, oder bis zu

Digitized by Google

einer gewiſſen hin, (weswegen die Differenzialrechnung auch wol a die Lehre von den Gränzverhältniſſen erklärt wird) als der ande gleich, oder als in ihr enthalten, gedacht werden kann; wie z. B. der Geometrie bei Vergleichung des Kreiſes mit der geraden Lini überhaupt der krummen Linien mit den geraden, der krummen Fläch mit den ebenen Flächen u. ſ. w., in der Mechanik bei Beſtimmung d Geſchwindigkeit der Bewegung, u. a. m.

Influenza, (von influentia, der Einfluß) eigentlich jede epid miſche Krankheit, die von allgemeinen äußern Einflüſſen (ſ. dieſ. Art der Witterung herrührt. Insbeſondere hat man oft eine eigene kata rhaliſch-rheumatiſche Krankheit ſo benennt, die im Frühling oder i Herbſt ganze Länderſtriche durchwandert, und zuweilen leicht, zuweile mit gefährlichen Zufällen verbunden iſt. So hat man z. B. mehrmal ein von Oſten nach Weſten, oder vom Norden nach dem Süden, au dem öſtlichen Rußland nach Polen, Preußen, Deutſchland, bis Fran reich und Holland wanderndes Katarrhalfieber mit Bruſtzufällen un Nervenzufällen, mit dieſem Namen belegt. 1800 herrſchte eine ſolch Influenza, die auch 1782 bemerkt worden war. Sie erſtreckte ſich vo Rußland aus, auf dem ſchon bemerkten Striche, bis Deutſchland. Di Krankheit befiel Jeden unvermuthet, und war gleich anfänglich mit meh oder weniger heftigem Schnupfen und einem gewöhnlich ſehr angreifen den Huſten, mit drückenden Kopfſchmerzen, Leibesverſtopfung und Fiebe begleitet. Bei Einigen erſchien blutiger Auswurf, bei Andern litt de Magen zugleich. In Königsberg war die Krankheit (1782) ſo allge mein, daß die Geſchäfte bei den Collegien darunter litten, und von de Garniſon die Wachen nicht hinlänglich beſetzt werden konnten. Auc diejenigen, welche ſonſt den Katarrhen nicht unterworfen waren, wurde diesmal damit befallen; während diejenigen, deren Bruſt ſchon etwa ſchwächlich war, theils heftig erkrankten, theils mehrere Rückfälle er litten, theils auch wol in Lungenentzündungen verfielen. Bei Ander erſchienen nach ihrer eigenthümlichen Anlage, auch noch andere Zufäll z. B. Hämorrhoiden, Durchfälle, Augenentzündungen, Bruſtkrämpf Gliederſchmerzen, beſonders ein eigenes ſchmerzhaftes Ziehen in de Gliedern. Der Influenza 1800 war noch das ſchnelle Sinken der Kräf eigenthümlich. Innerhalb zwei bis drei Tagen, wenn auch das Fieb nicht gar zu heftig geweſen war, fanden ſich die Kranken ſo kraftlo daß ſie beim Ausſteigen aus dem Bette mit Schwindel befallen wurde und ſich ohne Hülfe nicht auf den Füßen erhalten konnten. H.

Inful (lat. infula) hieß bei den alten Römern der breite, wei wollene Hauptſchmuck, in welchem Prieſter, Veſtalinnen, Bittende, ſelbſt Opferthiere erſchienen; weil man die Verhüllung des Kopfes fü ein Zeichen der Demuth anſah. Zu einem Zeichen der Würde brauchte ſpäterhin die kaiſerlichen Statthalter dieſe Kopfbedeckung, und als ſo ches wurde ſie auch im 7. Jahrh. von den Biſchöfen der katholiſche Chriſtenheit angenommen, welche noch jetzt die Biſchofsmütze, die ma bei großen Feierlichkeiten auf ihrem Haupte, ſonſt aber immer abg bildet auf ihrem Wappen erblickt, Inful nennen. Sie beſteht au zwei großen, oberwärts ſpitz zulaufenden Blättern, eins vorn, das a dere hinten, ſo daß ſie in der Mitte hohl iſt. Die Blätter ſind vo Blech oder Pappe, mit weißem Seidenzeuge überzogen, und das vorde ſieht man mit einem Kreuze geziert. Infuliren, zum Biſchof erkläre und mit der Inful ſchmücken, iſt ein Vorrecht des Pabſtes, der au bisweilen die Aebte ausgezeichneter Klöſter mit der Inful beehrt, d daher infulirte Aebte heißen.

Infuſions=Thierchen, oder Infuſions=Würmer, heißen alle diejenigen in den Flüſſigkeiten ſich erzeugenden Geſchöpfe, welche dem bloßen Auge unſichtbar ſind, und nur mit dem Mikroſkop geſehen werden können. Eigentlich müßte man, da das Wort Infuſion einen Aufguß oder die Aufgießung bedeutet, nur ſolchen Würmern dieſen Namen beilegen, welche ſich erzeugen, wenn man Waſſer oder andere Flüſſigkeiten auf animaliſche oder vegetabiliſche Körper gießt und eine Zeitlang ſtehen läßt. Die Infuſions=Würmchen machen die fünfte und letzte Ordnung in der Klaſſe der Würmer aus, und beſchließen zugleich das ganze Thierreich. In neuern Zeiten hat ſich die Anzahl derſelben ſehr vermehrt, ob uns gleich ihre eigentliche Entſtehung, Ausbildung und Lebensart noch ganz unenthüllt iſt. Alle ſtehende Gewäſſer, mancherlei thieriſche und vegetabiliſche Säfte, die Samenflüſſigkeit der Menſchen und Thiere, der Schleim der Gedärme u. ſ. w. ſind von dieſen Thierchen belebt. Viele ſcheinen nur durchſichtige belebte Bläschen zu ſein; an andern erblickt dagegen das bewaffnete Auge Anhängſel, welche Schwänzen gleichen. Meiſtens bewegen ſich dieſe Thierchen ſehr lebhaft und nach allerlei Richtungen. Auch ſcheinen ſie Empfindungen zu haben; denn ſie fliehen, wenn ihnen etwas Widriges aufſtößt, und ziehen ſich, wenn die Flüſſigkeit, in der ſie leben, auszutrocknen anfängt, nach feuchten Stellen. Viele ſterben ſogleich, wenn ſie ins Trockne kommen, ohne wieder aufzuleben; andere dagegen können Jahre lang eingetrocknet liegen, und leben wieder auf, wenn ſie befeuchtet werden; ja, man behauptet ſogar, daß manchen die Hitze des ſiedenden Waſſers, ſo wie die ſtärkſte Kälte nichts ſchade. Einige dieſer Würmer entſtehen durch Theilung; andere pflanzen ſich durch Eier oder lebendige Junge fort. Es ſind davon bis jetzt etwa funfzehn Geſchlechter bekannt, die beinahe an zweihundert Gattungen enthalten. Die wichtigſten davon heißen: die Schilderpolypen, Afterpolypen, Haarpolypen, Deutelwürmer, Flaſchenwürmer, Aalwürmer ꝛc.

Ingenhouß, Johann, ein berühmter Naturforſcher, wurde 1730 in Breda geboren. Nachdem er er in ſeiner Vaterſtadt eine Zeit lang als praktiſcher Arzt gelebt, ging er nach London, wo ſich für ſeine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen ein größeres Feld zeigte. Er wurde von der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zum Mitglied aufgenommen, und von dem Präſidenten derſelben, dem berühmten Pringle, mit beſonderem Wohlwollen beehrt. Die Kaiſerin Maria Thereſia hatte um dieſe Zeit das Unglück, zwei ihrer Kinder an den natürlichen Blattern zu verlieren und dies brachte ſie zu dem Entſchluß, die übrigen impfen zu laſſen, ein damals noch neues Schutzmittel. Der Oeſterr. Geſandte in London erhielt den Auftrag, dafür einen engliſchen Arzt zu wählen, und dieſe Wahl fiel auf Pringle's Empfehlung, auf Ingenhouß, der nun nach Wien reiſte, die leichte Aufgabe glücklich löſte, dafür aber mit Ehren und Geſchenken überhäuft wurde. Er verweilte längere Zeit in Wien, machte dann verſchiedene große Reiſen, ließ ſich aber in England nach Beendigung derſelben häuslich nieder, und ſtarb in der Nähe von London im J. 1799. Man beſitzt von Ingenhouß eine große Anzahl Abhandlungen über Gegenſtände der Naturkunde, und iſt dieſe Wiſſenſchaft mit mehreren wichtigen Entdeckungen wahrhaft von ihm bereichert worden.

Ingenieurkunſt, (Kriegsbaukunſt), ein wichtiger Theil der Kriegskunſt, welcher darin beſteht, daß man durch zweckmäßige, künſtlich erhöhete Benutzung des Bodens, bei übrigens gleichen, oder ſelbſt geringern Streitkräften, den beſetzten Boden auf längere Zeit gegen den Feind zu vertheidigen und zu behaupten vermag. Dieſes Übergewicht

Digitized by Google

wird erhalten durch Verſchanzung, d. i. durch Deckung der Menſch und des Geſchützes gegen das feindliche Feuer, mittelſt aufgeworfe Erdmaſſen, (der ſogenannten Bruſtwehren) oder auch mittelſt bomb feſter Gewölbe, (der Kaſematten oder kaſemattirter Batterien) durch den Feind beherrſchendes und zugleich raſirendes Feuer, (indem m die hochgelegenen Punkte des Bodens beſetzt) durch ein mehrfaches, ſ kreuzendes Feuer, beſonders an den vorſpringenden, dem Angriffe d Feindes am meiſten ausgeſetzten Punkten (welches dadurch möglich wi daß man nicht in einer geraden, ſondern in einer gebrochenen, ein und zwei auswärts gehende Winkel bildenden Linie Truppen und G ſchütz aufſtellt, in welchem Falle dann jede Linie der Verſchanzung w der durch eine andere flankirende Linie, die ſo viel als möglich ein rechten Winkel mit jener bilden muß, vertheidigt wird); ferner du natürliche oder künſtliche Hinderniſſe, um den Feind bei ſeinem Angri länger unter dem Feuer aufzuhalten, wie durch Gräben, Palliſad Sturmpfähle, ſpaniſche Reuter, Hecken, Verhaue, Wolfsgruben, Egg Fußangeln u. ſ. w., durch Minen, und endlich durch mehrere geräumi und zweckmäßig gelegene Ausgänge, um den durch obige Mittel ab ſchlagenen Feind ſchnell verfolgen zu können. Auf einer weiſen Verei gung aller dieſer Vertheidigungsmittel, auf der Verbindung eines ſt ken Profils (d. i. gehöriger Höhe und Dicke der Bruſtwehr, und Ti und Breite des vor ihr liegenden Grabens, welcher die Erde zu je hergibt), mit einem guten Grundriß (dem äußern Umriß der V ſchanzung), beruhet dann die Befeſtigungskunſt, welche, nach ihrem v ſchiedenen Zwecke, (je nachdem man nur den Boden, welchen ein Poſt ein einzelnes Corps, oder ein ganzes Heer auf einige Zeit beſetzt hä gegen die Angriffe, oder je nachdem man einen ganzen Landesſtrich g gen die Einfälle des Feindes vertheidigen will), in die Feldbefeſtigun oder Verſchanzungskunſt (fortification passagère) und in die Royal feſtigungskunſt (fortification royale) eingetheilt wird. Letztere unt ſcheidet ſich von erſterer bloß durch die größere Dauerhaftigkeit u Feſtigkeit, welche ſie haben muß, um den lange fortgeſetzten und n Muße wiederholten Angriffen des Feindes ſowol, als der Zeit, zu t tzen, alſo durch ein viel ſtärkeres Profil und durch Vervielfältigung Vertheidigungslinien, von denen die innern immer die äußern behe ſchen müſſen. Aber es iſt nicht genug, daß die Verſchanzung o Feſtung gut angelegt iſt, ſie muß auch durch zweckmäßige Stellung u Anordnung des Geſchützes, der Mannſchaft, ſchnelle Wiederherſtell des eben entſtandenen Schadens und durch alle übrigen Hülfsmittel ſchickt vertheidigt werden. Die Ingenieurkunſt lehrt ferner die V Verſchanzungen und Feſtungen anzugreifen und zu bezwingen, und v fährt dabei theils nach ähnlichen, theils nach entgegengeſetzten Rege weil es darauf ankommt, zugleich die Befeſtigung des Feindes zu ſtören, und während der Zeit den angreifenden Theil vor den Hin niſſen und Vernichtungsmitteln, welche der Belagerte anwenden ka zu ſchützen. Jede Belagerung und jede Vertheidigung irgend eines feſtigten Platzes muß durch einen Ingenieur-Officier geleitet wer Außerdem gehören zur Ingenieurkunſt noch eine Menge von Hü wiſſenſchaften, als: eine allgemeine Kenntniß des Geſchützes, und züglich ſeiner Wirkungen, Pontonnierwiſſenſchaft, ſo wie alle Kri wiſſenſchaften überhaupt: ferner Geodäſie und Architektur, und beſondere auch die Meßkunſt; daher auch nicht bloß der der Kri baukunſt Befliſſene, ſondern jeder Feld- oder Landmeſſer Ingen genannt wird. L.

Inhalt iſt der Begriff deſſen, was in einem wirklichen oder gedachten Gegenſtande enthalten iſt, und wird dem Umfange oder der Form entgegengeſetzt, z. B. der Inhalt eines Maßes, eines Buches, eines Briefes, eines Gedankens ꝛc. In der Mathematik iſt Inhalt der Verhältnißbegriff, wenn eine Größe durch eine andere ausgedrükt wird. So beſtimmt man den Inhalt einer Zahl nach einer andern als Einheit, einer Länge nach Ruthen, Fuß, Zoll ꝛc., einer Fläche nach Quadraten, eines Körpers nach Würfeln, der Zeit nach Jahren, Monaten, Tagen, Stunden ꝛc. M. L.

Injurie, eine Ehren-Kränkung, oder überhaupt jede unbefugte Handlung, wodurch die Rechte eines andern in Anſehung der Ehre und des guten Namens vorſätzlich verletzt werden. Da alle Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft mit einander im Friedenszuſtande leben: ſo darf nemlich keiner den andern an ſeinem Beſitzthum oder ſeiner Ehre beleidigen. Der Begriff einer Ehrenkränkung iſt aber ſehr verſchieden. Nach einigen Geſetzgebungen findet eine ſolche nur dann ſtatt, wenn der Angeklagte den andern etwas beſchuldigt, was durch die Geſetze verboten iſt, z. B. er ſei ein Dieb, — ein Ehebrecher. Eine Beſchuldigung wegen etwas, was nicht durch die Geſetze verboten — z. B. er ſei ein Säufer, iſt noch keine Ehrenkränkung. In andern Geſetzgebungen wird der Begriff der Injurien aber weiter ausgedehnt. Iſt die Injurie in Druckſchriften gemacht worden, ſo gehört ſie zu den Vergehen der Preſſe. S. den Art. Preß-Vergehen.

Inka, ſ. Peru.

Inkunabeln, wofür man auch bisweilen die Worte Paläotypen, Erſtlingsdrucke, Druckerſtlinge oder alte Drucke braucht, iſt die in Deutſchland üblichſte Benennung derjenigen Bücher, welche ſeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt bis zum Jahre 1500 gedruckt worden ſind. Der Name ſtammt von dem lateiniſchen Worte incunabula, welches eine Wiege und dann überhaupt auch jeden Anfang oder Urſprung bedeutet, und Peignot erklärt ihn daher recht gut durch editions, qui touchent au berceau de l'imprimerie. Am richtigſten beſchränkt man den Begriff der Inkunabeln bis auf die oben angegebene Periode; weil bis zu dieſer Zeit die Technik der Buchdruckerkunſt in ihren Haupttheilen vollkommen ausgebildet war, und daß Panzer ſein Werk bis zum Jahre 1536, Maittaire das ſeinige noch weiter fortführte, kann gegen dieſe Beſchränkung keinen Beweis liefern; da beide Gelehrte mehr die Geſchichte der Buchdruckerkunſt überhaupt, als bloß die beſondere der eigentlichen Inkunabeln im Auge hatten. Ihre Kenntniß iſt deſto wichtiger; weil ſie die zuverläſſigſten Urkunden und oft die einzigen Quellen für die ſpeciellere und detaillirtere Geſchichte der Buchdruckerkunſt ſind; denn ungeachtet der zahlreichen und verdienſtlichen Bemühungen der ausgezeichnetſten Bibliographen bieten ſie noch immer ein weites Feld zu den intereſſanteſten Forſchungen dar. Das Meiſte von dem, was bisher für ihre Kenntniß geſchehen, dient mehr dazu, vorerſt eine Überſicht des Vorhandenen zu erlangen; für ihre ſpeciellere Charakteriſtik und gegenſeitige Vergleichung iſt noch unendlich viel zu thun übrig. Außerdem ſind viele derſelben, theils für die Kunſtgeſchichte durch die beigegebenen Decorationen mancherlei Art, theils in wiſſenſchaftlicher Hinſicht wichtig und intereſſant, zu welcher letztern Art vorzüglich die erſten, dem Kritiker wichtigen Ausgaben (editiones principes) der ältern und neuern Claſſiker gehören. Hier beſchäftigt uns jedoch mehr das Intereſſe, welches ſie für den eigentlichen Sammler haben. Folgendes ſind ungefähr die Hauptrückſichten, welche dieſen bei ſeiner Auswahl

unter denſelben leiten. 1) die Vorſpiele und erſten Anfänge der Buch druckerkunſt überhaupt, wohin zuvörderſt die xylographiſchen Product und die erſten datirten wirklichen Drucke gehören, deren Reihe mi Nicolaus V. Ablaßbrieſe von 1454 beginnt, obwol das erſte mi einem ganz unzweideutigen Datum verſehene gedruckte Buch noch imme das Pſalterium von 1457 iſt. 2) Dieſem zunächſt ſtehen die erſte Drucke einzelner Länder und Orte, welche in der Regel von nicht gerin gerer Seltenheit ſind, als die vorigen. 3) Die erſten, in einer gewiſſe Sprache oder mit beſondern Typenarten gedruckten Bücher. Di älteſten Drucke haben die ſogenannte gothiſche Type, etwas ſpäte iſt der Gebrauch der runden oder römiſchen, welche vorzüglich in Italie bald die herrſchende wurde. Einzelne griechiſche Worte, nur in Hol geſchnitten, erſchienen zuerſt in Ciceronis officiis von 1465 und i Lactantius deſſelben Jahres; das erſte ganz griechiſch gedruckte Bu war Lascaris griechiſche Grammatik, welche zu Mailand im Jahre 147 erſchien. 4) Drucke aus Officinen, welche wenig geliefert haben, z. B Adam Rot, Arnold de Bruxella, Kune in Memmingen, ſo wie aus an dern thätigern Officinen gewiſſe einzelne Arten von Büchern zu den vor züglichern Seltenheiten gehören, z. B. Mentelin'ſche Drucke von alte römiſchen Claſſikern. 5) Drucke, in denen gewiſſe allmähliche techniſch Vervollkommungen der Buchdruckerkunſt zuerſt vorkommen; ſo iſt J Nideri praeceptorium divinae legis. Col., Koelhof, 1472, das erſte gedruckte Buch mit Signatur, der Sermo ad populum prae dicabilis. Col., ther Hoernen, 1470, 4. das erſte mit Blattzahl der Cicero de officiis von 1465. das erſte in Quart, und das offi cium b. Mariae virg. Ven., Jenson, 1473, 32. das erſte im kleinſte Formate. Titelblätter erſchienen erſt ſeit dem Jahre 1485. 6) Druck mit den erſten oder ſehr vorzüglichen Verſuchen, die Kunſt zur Decora tion der Bücher anzuwenden. Das erſte gedruckte Buch mit Kupferſti chen iſt Antonio da Siena monte sancto di Dio Fir. 1477, f. Di vorzüglichſten Holzſchnitte, von denen vorzüglich der ſtrasburger Dru ker Grüninger ein großer Freund war, finden ſich in deutſchen und ita lieniſchen Drucken. Auch kann man hieher Exemplare mit ausgezeich neten Miniaturen rechnen. 7) Einzelne Exemplare, welche durch be ſondre andre Ausſtattungen eine vorzügliche Auszeichnung erhalten haben z. B. Pergamentdrucke, Golddrucke (dergleichen bereits das 15. Jahr hundert einige aufzuweiſen hat) u. dergl. Von den Pergamentdrucken welche zu Anfange der Buchdruckerkunſt ſo allgemein waren, daß b den erſten Büchern die ganze Auflage auf dieſem Material abgezoge wurde und von ſpätern (z. B. von der lateiniſchen Bibel des Jahre 1462) die Papierexemplare wenigſtens die ſeltnern ſind, werden vorzüg lich diejenigen ſehr geſucht, die aus Officinen ſtammen, welche wenig au Pergament druckten, z. B. Schweinheim und Pannarz zu Rom, vo denen man nur ſechs Pergamentdrucke kennt. 8) Endlich gibt es no einige einzelne Collectionen oder Suiten, welche der kunſtgerechte Samm ler vollſtändig zu haben ſich bemüht, z. B. die der von Alopa zu Fl renz 1494 — 96 mit Capitälchen gedruckten ſechs griechiſchen Wer (Anthologia, Apollonius Rhodius, Euripides, Callimachus, Gn mae, Musaeus), oder die Mailänder griechiſchen Drucke mit einer mer würdigen runden Schrift, von denen der Lascaris von 1476 der erſ und der Suidas von 1499 der letzte iſt. Auch werden die Drucke v berühmten Officinen des 15. Jahrh., z. B. die von Schweinheim u Pannarz, eifrig geſammelt, und wie die Engländer den Drucken ih Caxton's, Pynſon's und Wynkyn's nachjagen, iſt allbekannt. Was

Hülfsmittel zur Inkunabelnkunde betrifft, ſo enthalten Panzers Annales typographici, verbunden mit ſeinen Annalen der deutſchen Literatur, die vollſtändigſte Nomenclatur bis zum Jahre 1536. Weit unvollſtändiger, aber weiter fortgeführt, und mit etwas mehr Detail ausgeſtattet, ſind die Maittair'ſchen Annalen. Ein recht brauchbares Werk über die intereſſanteſten Inkunabeln iſt Serna Santander's dictionnaire bibliographique choisi du 15. siècle (Brux. 1805, III, 8.), welches, zumal von ſpaniſchen und niederländiſchen Inkunabeln, vieles enthält, was bei Panzer fehlt. Außerdem findet man gute Beſchreibungen einzelner Inkunabeln in den Buchdruckergeſchichten einzelner Orte (vorzüglich gute in Audiffredi's Werken über römiſche und italieniſche Drucke, ſowie in denen, welche Panzer von Nürnberg, Sprenger von Bamberg und Denis von Wien geliefert haben), in den Monographien über einzelne Buchdrucker des 15. Jahrh. (Guttenberg, Jenſon, Aldus, Giunti), und in den beſondern Werken, welche über die Inkunabeln in einzelnen Bibliotheken von Foſſi, Dibdin (bibliotheca Spenceriana), Braun, Seemiller, Strauß, Groß, Hupfauer u. a. herausgegeben worden ſind. A — s.

Innocenz. Unter den Päpſten, welche dieſen Namen geführt haben, ſind die wichtigſten geweſen: 1. Innocenz III., vorher Lotharius, geb. 1161 zu Anagni, ſtudirte zu Paris, Rom und Bologna, ward in ſeiner Vaterſtadt Chorherr, dann Kardinal und beſtieg 1198 den päpſtlichen Stuhl. Keiner ſeiner Vorgänger hatte die Herrſchſucht ſo weit getrieben wie er. Willkührlich entſetzte er Könige und verſchenkte ihre Reiche. Die deutſchen Kaiſer betrachtete er als Lehnsleute des päpſtlichen Stuhls. Seine kanoniſchen Rechtserfindungen hinſichtlich der Translation der Biſchöfe und der ſ. g. evangeliſchen Denunciation, ſo wie das von ihm zwar nicht erfundene, aber doch öfter und förmlicher ausgeübte Interdict (ſ. d.) beweiſen, wie ſchlau und gewandt er die geiſtlichen Waffen zu ſchärfen verſtand. 1215 hielt er die vierte allgemeine Lateranſynode, in welcher die öffentliche Glaubenslehre ganz beſtimmt mit dem Artikel von der Brodverwandlung vermehrt, auch jedem Chriſten bei Strafe der Excommunication geboten wurde, jährlich wenigſtens einmal zu beichten und zu Oſtern zu communiciren. Unter ihm entſtanden die Orden der Franziskaner, Dominikaner u. ſ. w. und mit letztern die ins Große getriebenen Ketzerverfolgungen, namentlich gegen die Albigenſer ꝛc. Er ſtarb 1216. Seine Schriften ſind erſchienen Köln, 1552 und 1575, Fol. 2. Innocenz IV., vorher Sinibald. Er hatte zu Bologna die Rechte ſtudiert, ward Cardinal und 1243 Papſt. Auch er war ein ſtrenger Ketzerfeind und ſtolzer, rachſüchtiger Prieſter, der Kaiſer Friedrich II. und deſſen Söhne Konrad und Manfred wüthend verfolgte, und vor Kummer, ſeine Kriegsvölker von letzterm geſchlagen zu ſehen, 1254 ſtarb. Von ihm empfingen die Kardinäle den rothen Hut, zum Erinnerungszeichen an ihre Pflicht, den päpſtlichen Stuhl mit ihrem Blute zu vertheidigen. Auch er hat viele Schriften und Briefe hinterlaſſen. 3. Innocenz XI., vorher Benedict Odescalchi, geb. 1611 zu Como, zum Papſt erwählt 1676. Er war von ſtrengen Grundſätzen, frei von Nepotismus, und ſuchte manche Mißbräuche des Mönchsweſens abzuſchaffen. Dem Hauſe Oeſterreich ergeben, ſchoß er demſelben gegen die Türken Geld vor. Auf einer allgemeinen Kirchenverſammlung 1682 konnte er nicht verhindern, daß die vier berühmten, von Frankreich aus, durch die Jeſuiten gegen das päpſtliche Anſehen gerichteten Sätze (ſ. gallicaniſche Kirche) angenommen wurden. Er ſtarb 1689.

Innung, ſ. Gilde.

Ino, eine Tochter des Kadmus und der Harmonia, zweite Gattin des Athamas, Königs von Theben, zog ſich den Zorn der Juno dadurch zu, daß ſie den jungen Bacchus, den Sohn der Semele, ihrer Schweſter ſäugte. Da ſie nachher, um ihre eigenen Kinder zu begünſtigen, ihre Stiefkinder, Phryxus und Helle, ermorden laſſen wollte, dieſe aber durch eine Erſcheinung ihrer rechten Mutter, der Nephele, im Traume gewarnt, ſich durch die Flucht retteten, fand Juno um ſo mehr Urſache ihren Haß gegen Ino zu befriedigen. Sie machte Athamas, den Gemahl derſelben, raſend. Dieſer zerſchmetterte ſeinen älteſten, mit Ino erzeugten Sohn, Learchus, an einem Felſen. Ino floh mit ihrem jüngſten Sohne Melicertes, und ſtürzte ſich mit ihm in's Meer. Des Knaben Leichnam ward von einem Delphin an's Ufer getragen, wo ihn der König Siſyphus begraben ließ, und ihm zu Ehren die berühmten iſthmiſchen Spiele (ſ. d. Art.) anſtellte, da, auf Bitten der Venus, Ino und Melicertes unter die Meergötter verſetzt wurden. Ino ward unter dem Namen Leucothea verehrt. Nach einer andern Erzählung ſoll der Körper des Melicertes anfangs unbegraben gelegen, und eine fürchterliche Peſt verurſacht haben, worauf alsdann vom Orakel befohlen worden ihn mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten zu beerdigen, und ihm zu Ehren Spiele anzuſtellen.

Inoculation der Blattern, die willkürliche Erregung der gewöhnlichen Kinder-Blatterkrankheit durch Einbringung von Blattermaterie in die Haut eines Menſchen oder Thieres. Die Inoculation geſchieht auf verſchiedene Weiſe. Man entblößt die Haut von dem Oberhäutchen, entweder mittelſt eines kleinen Zugpfläſterchens, oder durch Abſchaben mit dem Meſſer, oder man macht einen kleinen oberflächlichen Einſchnitt in die Haut mit der Lanzette, oder ſticht mit der Impfnadel in ſchiefer Richtung unter das Oberhäutchen bis auf die untere Haut. Dann wird das Blattergift entweder mit einem damit getränkten Faden, oder noch beſſer mit einer damit beſtrichenen Impfnadel, oder, noch friſch und flüſſig, unmittelbar aus einer geöffneten Blatterpuſtel in die wunde Stelle gebracht. Der Unterſchied zwiſchen der Anſteckung und der Impfung der Blattern liegt darin, daß bei der letztern die Krankheit milder und gutartiger wird, als bei der erſtern. Der Grund davon iſt nach Hufeland der, daß bei der Impfung die örtliche Blatternkrankheit der allgemeinen vorangeht, mithin das Gift in der Impfwunde vorher verarbeitet, gemildert und erſt alsdann den Säften mitgetheilt wird; ein anderer Grund davon liegt in dem Umſtande, daß durch den vorhergehenden Reiz der Entzündung und Eiterung in der Impfwunde, eine Ableitung von den innern Theilen nach der Haut, und überhaupt eine Richtung der Säfte nach der Oberfläche des Körpers erregt und befördert wird. Über die Einführung der Inoculation der Blattern in Europa, ſ. d. Art. Blattern, ſo wie über die Impfung der Kuhbocken die Art. Jenner und Kuhpocken. Inoculation der Bäume, ſ. Oculiren und Pfropfen. H.

Inquiſition. Die nächſte Veranlaſſung zur Gründung der Glaubensgerichte gab die Sekte der Albigenſer, deren Verfolgung im 12. und 13. Jahrh. das ſüdliche Frankreich zu einem Schauplatze blutiger Unruhen machte. (S. d. Art. Albigenſer). Papſt Innocenz III. welcher 1198 den römiſchen Stuhl beſtieg, machte den ſchlau erſonnenen von ſeinen nächſten Nachfolgern vollends ausgeführten Entwurf, durch dieſe Anſtalten die abtrünnigen Glieder der Kirche auszurotten, und dadurch die päpſtliche Gewalt zum Nachtheile der biſchöflichen zu erweitern. Dieſe Gerichte, durch den Namen der heiligen Inquiſition, oder der

…gen Amtes (sanctum officium) ausgezeichnet, ſollten unmittelbar
…r dem römiſchen Stuhle ſtehen, und die Ketzer und Anhänger irriger
Glaubenslehren aufſuchen, über deren Güter, Ehre und Leben ihr furcht=
barer Ausſpruch unwiderruflich entſcheiden konnte. Das Verfahren der=
ſelben war ganz abweichend von dem, der bürgerlichen Gerichte. An=
geber wurden von der Inquiſition nicht nur verſchwiegen, ſondern auch
belohnt. Der Beſchuldigte mußte ſein eigner Ankläger werden; der
Verdächtige ward heimlich ergriffen und in's Gefängniß geführt. Man
…e keine bequemeren Werkzeuge zu Glaubensrichtern, als die Bettel=
mönche. Vorzüglich waren es die beiden, zu Anfange des 13. Jahrh.
geſtifteten, Orden der Franziskaner und Dominikaner, deren ſich die
Kirche bedienten, die Ketzer zu vertilgen und das Betragen der Land=
biſchöfe auszukundſchaften. Papſt Gregor IX. vollendete um das J.
1233 den Entwurf ſeiner Vorfahren, und als es gelungen war, den
…errichtenden Mönchen, die ganz von dem Papſte abhängig waren,
…nen unbeſchränkteren Wirkungskreis zu geben, und die Theilnahme
der weltlichen Obrigkeiten nur ſcheinbar zu machen, wurde die Inqui=
ſition nach und nach in mehrern Landſchaften Italiens, und in einigen
Gegenden von Frankreich eingeführt; hier mehr, dort minder beſchränkt
in der Ausübung ihrer Gewalt. Selbſt jenſeits der Pyrenäen fanden
die Glaubensgerichte um die Mitte des 13. Jahrh. ſchon Eingang;
aber ſtandhaft ward, beſonders in Caſtilien und Leon, dem Eindringen
der neuen Richter gewehrt, und hier behaupteten die Biſchöfe ihr Recht,
in Religionsangelegenheiten allein zu richten. Während aber in andern
Ländern Europa's dieſe Gerichte ſich nie recht feſtſetzen konnten, und
theils ganz in Verfall geriethen, wie in Frankreich, theils, wie in Ve=
nedig, der ſtrengſten Aufſicht der Staatsgewalt untergeordnet wurden,
bildete ſich in Spanien am Ende des 15. Jahrh. eine Anſtalt, die unter
allen andern Glaubensgerichten des Mittelalters, von welchen ſie ſich
jedoch durch Zweck und Einrichtung auffallend unterſchied, am merkwür=
digſten geworden iſt. Jenes glückliche Herrſcherpaar, der ſchlaue Fer=
dinand von Aragon und die kluge Iſabelle von Caſtilien, hatte um jene
Zeit ſchon manche gelungene Verſuche gemacht, die Gewalt des Lehn=
adels zu brechen und die Unbeſchränktheit der königlichen Macht vorzu=
bereiten. Auch die Inquiſition ſollte ein Mittel werden, ihre Entwürfe
auszuführen. Es gab damals drei Glaubensparteien in Spanien:
Chriſten, Juden und Mohamedaner. Die Mauren behaupteten noch
den letzten Überreſt ihrer Herrſchaft, das Königreich Granada, das je=
doch von Ferdinand's und Iſabella's Rüſtungen ſchon bedroht ward. In
den vornehmſten Städten Spaniens hatten die Juden ihre Synagogen,
und bildeten eine ganz abgeſonderte Volksklaſſe. Der Handel war
größtentheils in ihren Händen, ſie waren die Pächter der Könige und
der Großen, und erlitten keinen Druck: ein mäßiges Kopfgeld abgerech=
net, welches ſie ſeit 1302 an die Geiſtlichen bezahlen mußten. Der
Reichthum, den ſie durch ihre Betriebſamkeit erworben hatten, erweckte
ihnen großen Neid und Haß, von unverſtändigen Prieſtern genährt. Die
Predigten eines fanatiſchen Mönchs, Fernan Martinez Nuñez, der die
Verfolgung der Juden als ein gutes Werk pries, waren die Haupt=
veranlaſſung; daß ſich in den Jahren 1391 und 1392 der Pöbel mehrerer
Städte gegen dieſes unglückliche Volk, plündernd, raubend und mor=
dend zuſammenrottete. Viele Juden ließen ſich taufen, um ihr Leben zu
retten und die Abkömmlinge dieſer Unglücklichen waren ungefähr hun=
dert Jahre ſpäter die erſten Gegenſtände des ketzerſpähenden Eifers. Im
J. 1477, als mehrere unruhige Große im ſüdlichen Spanien bezwungen

waren, ging die Königin Iſabella mit dem Kardinal Pedro Gonzal de Mendoza nach Sevilla; damals machte dieſer Geiſtliche, als Erzb ſchof von Sevilla, den erſten Verſuch, ein Glaubensgericht einzuführe Auf ſeinen Befehl wurden viele öffentliche und geheime Beſtrafung verhängt, und unter manchen Dingen wollte man auch ausgeſpäht h ben, daß viele Bewohner Sevilla's von jüdiſcher Abkunft in ihren Hä ſern heimlich nach den Geſetzen und Gebräuchen ihrer Väter lebten. De Kardinal beſtellte viele Geiſtliche, um dieſe Leute heimlich im Glaube zu unterrichten und die Heuchler zu treuen Anhängern der Kirche z machen. Es gelang den Lehrern, heimlich manche zurück zu führen viele aber, die bei ihren Meinungen beharreten, wurden verurtheilt un beſtraft. Nach allen dieſen heimlichen Vorſpielen trat man endlich ö fentlich mit dem Entwurfe hervor, die Inquiſition über das ganze Lan auszudehnen, und Mendoza war es, der dieſen den Königen (ſo nannt man Ferdinand und Iſabella) vorlegte. Sie genehmigten die Errich tung einer Anſtalt, welche zugleich dem Verfolgungsgeiſte des Zeitalter dienen und als Werkzeug der Staatsgewalt wirkſam benutzt werde konnte. Man wollte durch dieſe, ganz vom Hofe abhängige Anſtalt di öffentlichen und heimlichen Juden und Mohamedaner (und manche chriſt liche Große gehörten zur Partei der Mohamedaner, der beſtändigen Ver bündeten der Unzufriedenen) unterdrücken, den königlichen Schatz, dem alle Güter der Verurtheilten zufielen, bereichern, und die Macht der Großen und ſelbſt der Geiſtlichkeit beſchränken. Zwei große Schwierig- keiten mußten überwunden werden, ehe die Inquiſition in Caſtilien feſt gegründet war. Die Einwilligung der Stände war nöthig, und der Einwilligung der Päpſte mußte man Werth beizulegen ſcheinen. Auf dem Reichstage zu Toledo (1480) war das neue Gericht die wichtigſte Angelegenheit, die der Kardinal betrieb. Als die obern Verwaltungs- behörden, der hohe Rath von Caſtilien, der Staatsrath, der Finanzrath und der Rath von Aragon, von den Ständen beſtätigt waren, erklärte der Kardinal, es ſei ſchicklich und nöthig, auch ein beſtändiges Gericht zu beſtellen, das ſich mit Glaubensangelegenheiten und mit Verwaltung der geiſtlichen Polizei beſchäftige. Alles Widerſpruchs ungeachtet, ward beſchloſſen, ein Glaubensgericht unter dem Namen General-Inquiſition (general inquisicion suprema) zu gründen. Gleich nach dem Reichs- tage ward das neue Gericht in Sevilla (1481) eröffnet. Thomas de Torquemada, Prior des Dominikanerkloſters zu Segovia und Beicht- vater des Kardinals Mendoza, war ſchon 1478 von Ferdinand und Iſa- bella zum erſten Glaubensrichter ernannt worden. Er hatte 200 In- quiſitionsdiener und eine Schutzwache von 50 Reitern; dennoch quälte ihn ſtets die Furcht vor Vergiftung. Das Dominikanerkloſter zu Se- villa ward bald zu eng für die zahlreichen Gefangenen, ſo daß der König dem Gerichte das Schloß in der Vorſtadt Triana einräumen mußte. In dem erſten Auto da Fe (Glaubenshandlung) wurden ſieben abgefallene Chriſten verbrannt; größer noch war die Zahl der Büßenden. Über 17000 gaben ſich, wie ſpaniſche Geſchichtſchreiber erzählen, ſelber bei der Inquiſition an, über 2000 wurden in den erſten Jahren zum Schei- terhaufen verurtheilt; noch mehrere flüchteten in die Nachbarländer. Viele Juden flohen nach Portugal, Afrika und andern Gegenden. Als die neue Anſtalt durch die Einwilligung der Stände beſtätigt war, be- mühte man ſich nachdrücklicher um des Papſtes Genehmigung. Seit der erſten Gründung der ſpaniſchen Inquiſition widerſetzte ſich der Papſt der Verwandlung eines geiſtlichen Gerichts in ein weltliches, und that mehrere Schritte, welche die Abſicht ausdrückten, ſolche Neuerung nicht

[illegible]den. Er hatte den Erzbiſchoff von Toledo, Mendoza's eifrigen [illegible]er, kurz nach der Einſetzung des neuen Inquiſitors berechtigt, ein [illegible]es Gericht zu halten über einen Lehrer in Salamanca, der ketze- riſcher Meinungen beſchuldigt ward, und den General-Inquiſitor mehr- mals nach Rom gefodert; aber Torquemada folgte dem Rufe nicht, ſon- dern ſandte einen Freund, ſeine Vertheidigung zu führen. Der Streit zwiſchen dem Papſte und dem ſpaniſchen Hofe ward bis 1483 heftig ge- führt, als endlich Sixtus IV. nachgeben und Torquemada als General- Inquiſitor von Caſtilien und Leon beſtätigen mußte. Zugleich ward ihm durch die päpſtliche Bulle geſtattet, Untergerichte in Glaubens- ſachen nach eigenem Gutdünken zu beſtellen, die vorher vom Papſte angeord- neten Richter abzuſetzen und das alte Verfahren in Glaubensunterſuchungen nach der neuen Vorſchrift einzurichten. Eine ſpätere Bulle unterwarf Aragon, Valencia und auch Sicilien, Ferdinand's Erbe, dem caſtilianiſchen Groß-Inquiſitor und ſo ward die Inquiſition das erſte Gericht, deſſen Sprengel ſich über beide ſpaniſche Reiche, Caſtilien und Aragon, aus- dehnte: denn auch die aragoniſchen Stände mußten auf der Verſammlung zu Taragona, 1484, ſchwören, die Inquiſition zu ſchützen. Die Ein- führung des neuen Gerichts erweckte zwar Gährungen und Aufſtand in mehrern Gegenden; empört durch die Härte der Glaubensrichter, viel- leicht auch aufgereizt von den eiferſüchtigen Biſchöfen, verweigerten meh- rere Städte, am heftigſten Saragoſſa, den Inquiſitoren den Eintritt, und mancher von ihnen mußte es mit dem Leben büßen; aber das frei- ſinnige Volk unterlag, und die Könige waren nun unbeſchränkte Richter in Glaubensſachen; die Ehre, das Vermögen und das Leben jedes Un- terthanen waren ihrer Willkür unterworfen. Sie ernannten den Groß- Inquiſitor, und von ihnen, oder doch unter ihrem unmittelbaren Ein- fluſſe, wurden die Beiſitzer, ſelbſt die weltlichen gewählt, worunter zwei aus dem hohen Rathe von Caſtilien waren. So ward das Gericht ganz abhängig von dem Hofe, und ein kräftiges Werkzeug, die willkürliche Königsgewalt auf den Trümmern der alten Landesfreiheiten zu gründen, die mächtige Geiſtlichkeit, die ſonſt nur des römiſchen Stuhls Richterge- walt anerkennen wollte, zu unterwerfen; den kühnen Adel und die Vor- männer der Stände zu unterdrücken. Die eingezogenen Güter der Ver- urtheilten fielen dem Könige zu, und wenn ſie auch der Inquiſition ge- ſchenkt wurden: ſo ſtand es doch in ſeiner Gewalt, darüber zu verfügen. Ferdinand und Iſabella brauchten zwar einen Theil dieſer Güter zur Stiftung von Klöſtern oder Spitälern; deſſen ungeachtet wurden der Kirche durch die Inquiſition viele Reichthümer entzogen, und daß dieſe Anſtalt auch ein Mittel werden mußte, der durch Krieg erſchöpften kö- niglichen Kaſſe neue Zuflüſſe zu verſchaffen, beweiſet eine Verordnung, die Torquemada 1487 ausfertigte; denn ſchon damals war die Kaſſe der Inquiſition mit ſo vielen königlichen Anweiſungen belaſtet, daß die Beamten der Anſtalt nicht einmal ihre Beſoldungen daraus erhalten konnten. — Die erſte von Torquemada entworfene Verordnung, nach welcher dieſes Gericht zum Dienſte Gottes und ihrer Hoheiten gehalten werden ſollte, iſt von 1484. Es finden ſich darin unter andern folgende Beſtimmungen, aus welchen erhellt, wie politiſch wirkſam dieſe Anſtalt ſein mußte. In jeder Gemeinde ſollte der Groß-Inquiſitor eine Gna- denzeit von 30 bis 40 Tagen verkünden, binnen welcher die Ketzer oder Abgefallenen ſich der Inquiſition angeben mußten. Reuige Ketzer und Abgefallene, wenn gleich begnadigt, waren von Rechtswegen ehrlos, und ſollten darum keine öffentlichen Aemter verwalten, nicht Pächter, Sachwalter, Aerzte, Apotheker, Spezereihändler werden können, nicht

Digitized by Google

Gold, Silber und Edelſteine tragen, nicht reiten und Waffen füh lebenslänglich, bei Strafe des Rückfalls in die Ketzerei; und um fühlen zu laſſen, wie ſchwer ihr Verbrechen geweſen, mußten ſie ei Theil ihres Vermögens als Hülfsgelder zum Kriege gegen die Mau abgeben. Wer nach der beſtimmten Zeit ſie nicht abgab, hatte ſe Güter unwiderruflich verloren. Auch Abweſende und längſt Verſtorb konnten verurtheilt werden, wenn hinlängliche Zeugen da waren. Gebeine verurtheilter Todten wurden aus ihrer Ruheſtätte herausgeriſ und ihre Güter für die königliche Kammer eingezogen. Torquem ſtarb im J. 1498, und ward im Dominikanerkloſter zu Avila begrab welches, aus eingezogenen Ketzergütern geſtiftet, im eigentlichen Si ein Denkmal ſeiner grauſamen Wirkſamkeit war. Zwei Jahre vor hatte er, vom Podagra geplagt, ſein Amt niedergelegt. Nach ei andern Erzählung aber trat Torquemada nicht ſo ruhig vom Sch platze. Er war beſorgt, ſagt man, daß Ferdinand und Iſabella, dem Geldmangel, worein die Maurenkriege ſie geſtürzt, ſich endlich du die groſſen, ihnen dargebotenen Summen würden bewegen laſſen, Inquiſition einzuſchränken, und beunruhigt von dieſer Beſorgniß, g er, mit einem Kruziſire unter dem Mantel, in's königliche Schloß. „ kenne eure Gedanken," ſprach er dreiſt zu den Königen. „Sehet das Bild des Gekreuzigten, den der gottloſe Judas ſeinen Feinden 30 Silberlinge verkauft hat. Wenn ihr die That lobet, ſo verkauft theurer. Ich lege mein Amt nieder und bin nun frei von aller Vera wortung: Ihr aber ſollt Rechenſchaft geben vor Gott." Darauf er das Kreuz zurück, und ging aus der Burg. Anfangs war der richtsſprengel der Inquiſition nicht genau beſtimmt; in der Verordnu vom Jahre 1484 aber wurden, um feſtere Ordnung zu gründen, in v ſchiedenen Landſchaften Spaniens Inquiſitionsgerichte geſtiftet, die General-Inquiſitor untergeordnet waren. In ſpätern Zeiten war höchſte Glaubensgericht zu Madrid. Der Groß-Inquiſitor hatte Vorſitz. Von den 6 bis 7 Räthen, die er auf des Königs Vorſch wählte, mußte, nach einer Verordnung Philipps III., Einer Dominika ſein. Ihm ſtanden zur Seite ein Fiscal, ein paar Sekretäre, ein E nehmer, zwei Referenten, und mehrere ſogenannte Offiziale, die Präſident mit des Königs Vorwiſſen ernannte. Täglich verſammelte der Inquiſitionsrath, nur an Feſttagen nicht, im königlichen Pala an den letzten drei Tagen in der Woche wohnten zwei Mitglieder Raths von Caſtilien der Verſammlung bei. Einige Beiſitzer muſ über das Verhältniß theologiſcher Meinungen und Sätze zu dem kirchli Lehrbegriffe entſcheiden, und hießen Calificadores. Die übrigen wa Rechtsgelehrte, welche bloß eine berathende Stimme hatten. Der A ſpruch der Inquiſition allein entſchied. Dem Fiscal lag es ob, die Z genausſagen zu unterſuchen, die Verbrecher anzugeben, um Verhaft derſelben anzuhalten, und wenn ſie zur Haft gebracht waren, ſie an klagen. Er war zugegen bei der Abhörung der Zeugen, bei der Tor und bei der Verſammlung, wo die Stimmen der Richter abgelegt w den. Die Schreiber hatten, außer der Führung des Protocolls, Auftrag, die Angeber, Zeugen und Angeklagten, während der gerich chen Verhandlung, zu beobachten, und auf die leiſeſten Bewegungen ſelben, wodurch ſich irgend das Innere verriethe, ſpähend zu mer Die Offiziale waren Perſonen, welche das Gericht ausſandte, Angekl zu verhaften. Über die eingezogenen Güter führte die Aufſicht ein genannter Sequeſtrador, der dem Gerichte Bürgſchaft leiſten mu Der Einnehmer empfing das Geld, welches aus den verfallenen Gü

gelöſet ward, und zahlte die Beſoldungen und Anweiſungen aus, die von der Kaſſe beſtritten werden mußten. Man rechnete in Spanien über zwanzigtauſend Gehülfen der Inquiſition, Familiares genannt, welche als Aufſeher und Ausſpäher dienten. Solche Stellen wurden ſelbſt von Perſonen aus den vornehmſten Geſchlechtern geſucht; weil bedeutende bürgerliche Vorrechte und reicher Ablaß damit verbunden waren. Sobald ein Ankläger aufgetreten war, und der Fiscal die Gewalt des Gerichts aufgerufen hatte, ward Befehl ertheilt, den Angeklagten zu verhaften. In einer Verordnung vom J. 1732 wird es allen Gläubigen zur Pflicht gemacht, der Inquiſition Meldung zu thun, wenn ſie wiſſen, daß irgend Jemand, er ſei lebend oder verſtorben, gegenwärtig oder abweſend, ſich gegen die Glaubensgeſetze vergangen habe, daß Jemand das Geſetz Moſes beobachte, oder beobachtet, ja nur gelobt habe; daß irgend Jemand der Lehre Luthers folge oder gefolgt ſei; daß Jemand mit dem Teufel einen ausdrücklichen oder ſtillſchweigenden Bund geſchloſſen; daß Dieſer oder Jener ketzeriſche Bücher, oder den Koran, oder Bibeln in ſpaniſcher Sprache beſitze; daß Jemand endlich Ketzer verhehlt, aufgenommen oder begünſtigt habe. Erſchien der Angeklagte nicht auf die dritte Vorladung: ſo traf ihn die Strafe des Bannes. Der Verhaftete war von dem Augenblicke an, wo er der Gewalt des Gerichts überliefert ward, abgeſchnitten von der Welt. Die Gefängniſſe, heilige Häuſer (casas santas) genannt, beſtanden aus gewölbten Gängen, jeder in mehrere kleine viereckige Zellen getheilt, die gewölbt, etwa 10 Fuß hoch, und in zwei Reihen über einander angelegt waren. In die obern Zellen fiel durch eine gegitterte Öffnung ein ſchwacher Lichtſtrahl; die untern waren kleiner und finſter. Jeder Kerker hatte zwei Thüren. An der innern, mit Eiſen überzogenen, befand ſich ein Gitter, durch welches dem Gefangenen Nahrung gereicht ward. Die andere Thür wurde früh morgens geöffnet, um den Kerker zu lüften. Dem Gefangenen wurde kein Beſuch von Freunden oder Verwandten gegönnt, kein Andachtsbuch bewilligt; er mußte in dem finſtern Gewölbe ruhig und ſchweigend ſitzen, und wenn ſeine Empfindung in einem Tone der Klage, oder des Unmuths, ja ſelbſt in einem frommen Geſange laut ward, ermahnte ihn der immer wachſame Kerkermeiſter zur Stille. Gewöhnlich ward nur ein Gefangener in jede Zelle geſperrt, wenn nicht etwa die Abſicht, Entdeckungen zu machen, eine Ausnahme von dieſer Regel veranlaßte. In dem erſten Verhöre ward dem Angeklagten das Bekenntniß ſeiner Schuld abgefodert. Geſtand er das Verbrechen, deſſen er beſchuldigt war; ſo hatte er ſich ſelber das Urtheil geſprochen und ſeine Güter waren verloren. Leugnete er die Beſchuldigung gegen die Ausſagen der Zeugen, ſo ward er dennoch als Überwieſener verdammt. Der Sachwalter, den man ihm geſtattete, durfte ſich nicht anders, als in Gegenwart der Inquiſitoren mit ihm beſprechen. Der Angeklagte ward weder ſeinem Ankläger, noch den Zeugen vor Gericht gegenübergeſtellt; beide wurden ihm nicht genannt, und man unterwarf ihn der Tortur, um ihn zu einem befriedigenden Bekenntniße, oder zur Entdeckung von Umſtänden, welche durch die Zeugenausſagen nicht völlig aufgeklärt waren, zu zwingen. Der Angeklagte, welcher durch Bekenntniß und Reue dem Tode entging, mußte ſeinen Irrthum abſchwören, und das Verſprechen leiſten, ſich allen Strafen und Büßungen zu unterwerfen, welche das Gericht ihm auflegen wollte. Gefängniß auf Lebenszeit, Geißelungen, Einziehung der Güter, waren die Strafen, die der Reuige erdulden mußte. Er ward mit ſeinen Kindern und Kindeskindern für ehrlos geachtet. Eine gewöhnliche Strafe für Büßende war es, den Sanbenito (das ſafranfarbige Bußkleid, mit einem Kreuze auf der Bruſt und auf dem Rücken bezeichnet, und mit Teufelslar-

ven bemalt), zu tragen. Gegen einen Angeklagten, der ſo glücklich w[...] zu entfliehen, ehe die Diener des Glaubensgerichts ihn verhaften konnte[...] ward verfahren wie gegen einen hartnäckigen Ketzer. Auf allen öffentl[...]chen Plätzen wurden Vorladungen gegen ihn angeheftet, und erſchien [...] nicht binnen der beſtimmten Friſt: ſo ward er, wenn die Zeugenausſage[...] die Anklage bewieſen, der weltlichen Obrigkeit übergeben, die ihn im Bil[...]niſſe verbrannte. Wenn Verſtorbene, die ſchon über vierzig Jahre i[...] Grabe lagen, verurtheilt wurden: ſo blieb zwar ihren Kindern der Beſi[...] geerbter Güter, aber dennoch wurden die Unſchuldigen ehrlos und unfähi[...] zur Verwaltung der öffentlichen Ämter. War dem Angeklagten das T[...]desurtheil geſprochen, ſo wurde das feierliche Auto da Fe angeordnet. G[...]wöhnlich ward es an einem Sonntage zwiſchen dem Dreieinigkeitsfeſ[...] und der Adventszeit gehalten. Bei Tagesanbruch rief der dumpfe To[...] der großen Glocke der Domkirche die Gläubigen zu dem ſchrecklichen Schau[...]ſpiele. Die Vornehmſten ſelbſt drängten ſich, ihre Dienſte als Begleite[...] der Verurtheilten anzubieten, und oft ſah man Grandes als Familiare[...] der Inquiſition. Barfuß, mit dem ſcheußlichen Sanbenito angethan, un[...] einer ſpitzigen Mütze (coroza) auf dem Kopfe, erſchienen die Verurtheilten[...] Die Dominikaner, mit der Fahne der Inquiſition, eröffneten den Zug[...] Voran gingen die Reuigen, welchen nur Buße aufgelegt war, und nac[...] dem Kreuze, das hinter dieſen getragen ward, folgten die unglücklichen zum Tode Verurtheilten. Die Bildniſſe der Entflohenen, und die Gebein[...] verurtheilter Todten, in ſchwarzen mit Flammen und hölliſchen Sinnbil[...]dern bemalten Särgen liegend, erſchienen auch in dem furchtbaren Zuge[...] den Prieſter und Mönche ſchloſſen. Durch die Hauptſtraßen der Stad[...] ging es zu der Kirche, wo nach einer feierlichen Predigt das Urtheil ver[...]kündiget ward. Die Beſchuldigten ſtanden, während man das Verdam[...]mungsurtheil vorlas, mit einer ausgelöſchten Wachskerze in der Hand vo[...] einem Kruzifixe. Darauf gab ein Diener des Glaubensgerichts jedem Ver[...]urtheilten mit der Hand einen Schlag auf die Bruſt, zum Zeichen, da[...] die Inquiſition keine Gewalt mehr über ihn habe. Ein Beamter der welt[...]lichen Obrigkeit übernahm nun die Verurtheilten, ließ ihnen ſogleich Feſſel[...] anlegen, und ſie bald nachher zum Richtplatze führen. Wer auf die Frage, in welchem Glauben er ſterben wollte, den katholiſchen nannte, ward vor[...]her erdroſſelt; die übrigen aber wurden lebendig auf den Scheiterhaufen geführt. Die Auto's da Fe waren Feierlichkeiten, zu welchen das Volk, wie zu einem Siegesaufzuge, ſchauluſtig hinſtrömte. Selbſt Könige hiel[...]ten es für eine verdienſtliche Handlung, mit ihrem ganzen Hofe dieſen Schauſpielen beizuwohnen, und die Qualen der Schlachtopfer anzuſehen. So verfuhr die Inquiſition in der Zeit ihrer furchtbarſten Wirkſamkeit. Die Spanier empfanden die Beſchränkungen, welche für ihre perſönliche Freiheit aus dieſer Anſtalt hervorgingen, ſchon in frühern Zeiten ſo tief, daß eines der Hauptgeſuche der Mißvergnügten unter Carl des Erſten Regierung war, der König möge dafür ſorgen, daß die Inquiſition ihr Amt mit Gerechtigkeit verwalte. Aber die wichtigen Folgen, welche das Glaubensgericht im Laufe der folgenden Jahrhunderte auf den Staat und auf den ſittlichen Charakter der Spanier gehabt hat, ließen ſich damals noch nicht ahnen. Das edle, geiſtvolle Volk ward durch die finſtere Gewalt der Glaubensrichter mehr, als durch irgend eine andere Waffe der Herrſcherwillkür, gebeugt, und die gehemmte Geiſtesthätigkeit wirkte ſeit der Entdeckung von Amerika mit andern verderblichen Urſachen zuſammen, den alten Kunſtfleiß des Landes zu lähmen, die herrlichſten Kräfte des Staats zu erſticken, und die Fortſchritte zu höherer Menſchenbildung auf lange Zeit hinaus aufzuhalten. In neuern Zeiten, wo faſt in allen übrigen

ſtern Europa's der Verfolgungsgeiſt gefeſſelt war, wurde zwar die urſprüngliche Verfaſſung der Inquiſition ſelbſt nur wenig geändert; die Furchtbarkeit des finſtern Gerichts nahm aber doch allmählig ab. Selten ſah man im verfloſſenen Jahrhunderte das ſchreckliche Schauſpiel eines Auto da Fe, und ſehr oft züchtigte die Inquiſition nur ſolche Menſchen, die überall ein Gegenſtand der ſtrafenden Polizei ſein würden. Schon im J. 1762 ward der Groß-Inquiſitor, weil er gegen des Königs ausdrücklichen Willen eine Bulle, welche ein franzöſiſches Buch verdammte, bekannt gemacht hatte, in ein Kloſter 13 Meilen von Madrid, verwieſen. Eine Verordnung der Regierung gebot, daß die Inquiſition ohne des Königs Einwilligung keine Befehle erlaſſen ſollte, daß der Groß-Inquiſitor, wenn er Bullen ertheile, durch welche Bücher verboten würden, ſich nach den Landesgeſetzen richten, und das Verbot nur kraft der Gewalt, die ihm ſein Amt gab, nicht aber mit Anführung der Bulle bekannt machen ſolle, und daß die Glaubensrichter vor dem Verbote eines Buches erſt den Verfaſſer vorladen ſollten, um ſeine Vertheidigung zu hören. Unter der Verwaltung des einſichtsvollen Aranda ward 1770 die Richtergewalt der Inquiſition blos auf hartnäckige Ketzerei und Abfall vom Glauben beſchränkt, und dem Gerichte verboten, einen Unterthan des Königs zu verhaften, ehe nicht jede Beſchuldigung völlig erwieſen ſei. 1784 ward beſtimmt, daß die Inquiſition, wenn ſie einem Grande, einem Miniſter, einem Offizier, oder einem angeſehenen Beamten, den Prozeß gemacht hatte, dem König die Akten zur Durchſicht vorzulegen habe. Überblickt man die merkwürdigſten Äußerungen der Thätigkeit des Inquiſitionsgerichts im 18. Jahrh. ſo findet man, daß dieſe Anſtalt, ungeachtet der beſchränkenden Aufſicht, welche eine verſtändigere Politik oft ausübte, immer noch ein Werkzeug blieb, das unter begünſtigenden Umſtänden empörende Wirkungen hervorbringen konnte. Wenn das Gericht im J. 1714 einige Mönche wegen unzüchtiſchen Wandels dem Tode überlieferte, wenn 1784 und 1804 einige Perſonen, die Liebestränke bereitet oder gewahrſagt hatten, zur Einſperrung und Büßung verurtheilt wurden, oder Manchem wegen unbedachtſamer Äußerungen Widerruf und Kirchenſtrafe auferlegt ward, ſo konnte Niemand Grund zu Beſorgniß haben; aber lebhafter mußte dieſe erwachen, und der Abſcheu gegen die verderbliche Anſtalt lauter ſich regen, als 1763 in einem Auto da Fe zu Elerena einige hartnäckige Ketzer den Flammen übergeben wurden, oder wenn ſelbſt noch 1777, als kaum die Geiſtesfreiheit einen Sieg gewonnen zu haben ſchien, die Inquiſition gegen einen Mann, dem man nur Unvorſichtigkeit vorwerfen konnte, gegen den berühmten Olavides, mit allen ihren Schreckniſſen ſich bewaffnete, oder wenn im 1780 ein armes Weib in Sevilla, als der Zauberei überwieſen, von dem Glaubensgerichte verurtheilt und lebendig verbrannt ward. Ja es blieb, bei aller Beſchränkung ſeiner Gewalt, bei aller Milde des Gerichts, deſſen Oberbeamten unter den letzten Regierungen gewöhnlich nur Männer von Einſicht und gemäßigter Geſinnung gewählt wurden, es blieb doch der verderbliche Geiſt der Anſtalt, und das empörende gerichtliche Verfahren, und ſo war die Inquiſition bis zu dem Augenblicke, wo ſie durch die Verordnung des franzöſiſchen Kaiſers (4. Dez. 1808) aufgehoben ward, ein mächtiges Hinderniß des Gedankenverkehrs und der höhern Geiſterbildung. Bis in die neueſten Zeiten machte die Inquiſition jährlich ein Verzeichniß verbotener Bücher bekannt, in welchem nebſt den Ausgeburten des Unglaubens, oder ſchmutziger Schamloſigkeit, gegen welche ſie ihr Amt mit allem Rechte ausübte, auch treffliche und unſchuldige Schriften mit dem Verdammungsfluche belegt wurden. Alle Schritte, welche einſichtsvolle Männer unter den den beiden letzten Regierungen wagten, um das

veraltete Werkzeug einer finſtern Politik zu zerſtören, waren ohne Zuſ menhang und daher ohne eingreifende Wirkung, und jene Männer erle zum Theil unter den Ränken, wodurch ein allmächtiger Günſtling, Geiſtlichkeit und die Inquiſition ihren gemeinſamen Vortheil zu ſich wußten. Selbſt der 1806 entſchiedene Prozeß gegen zwei gebildete, ckere Männer, die Domherren Antonio und Geronimo Cueſta (ſ. Aufſatz vom Prof. Haſſe in der Zeitſchrift Pallas, 7. St., Jahrg. 18 welchen die Rachſucht ihres unwürdigen, von dem Friedens=Fürſten ſchützten Biſchofs Verderben geſchworen hatte, dieſes letzte Lebenszei des furchtbaren Gerichts verrieth deutlich, daß Ränkeſucht, wenn ſie der geheimen Wirkſamkeit der Inquiſition ſich verbündete, auch in neueſten Zeiten noch einen verderblichen Einfluß in Spanien haben kön und die Entſcheidung des Königs, welcher die Angeklagten für unſchul und das Verfahren der Inquiſition für geſetzwidrig erklärte, war ziem ſchonend gegen die ungerechten Glaubensrichter, ja beſtätigte ſogar herrſchende Meinung, welche diejenigen, die in die Gewalt der Inqui tion gefallen waren, mit dem Verluſte bürgerlicher Achtung beſtra Nach Llorente's Berechnung ſteigt die Zahl der Schlachtopfer der ſpaniſ Inquiſition von 1481—1808 auf 341,021. Davon wurden in Per verbrannt 31,912, im Bildniſſe 17,659 und mit ſtrengen Bußſtrafen legt 291,456. — Ferdinand VII. hatte die, während des franzöſiſ Zwiſchenreichs aufgehobene Inquiſition wieder hergeſtellt; allein nach Annahme der Conſtitution der Cortes ward ſie im J. 1820 gänzlich geſchafft. — In Portugal ward die Inquiſition 1557 nach langem W derſpruche eingeführt. Das oberſte Glaubensgericht hatte ſeinen Sitz Liſſabon; die Untergerichte in andern Städten des Reichs waren demſel unterworfen. Der Groß=Inquiſitor ward vom Könige ernannt und v Papſte beſtätigt. Johann von Braganza wollte nach der Befreiung Landes von der ſpaniſchen Herrſchaft auch die Inquiſition unterdrüc Aber es gelang ihm nur, dem Glaubensgerichte, die Befugniß der Gü einziehung der Verurtheilten zu nehmen. Nach ſeinem Tode ward dafür von der Inquiſition in den Bann gethan, und ſeine Gemalin mu geſtatten, daß man dem Leichname die Losſprechung gab. So wie Spanier die Inquiſition mit nach Amerika nahmen, ſo brachten die P tugieſen ſie nach Indien, wo ſie ihren Sitz in Goa hatte, wie unvert lich dieſe Anſtalt auch mit den Einrichtungen einer Handelsniederlaſſ ſein mochte. Im 18. Jahrh. ward die Gewalt der Inquiſition in Por gal durch die Verordnung beſchränkt, daß der Ankläger des Gerichts dem Beſchuldigten die Anklagepunkte und die Namen der Zeugen zu mittheilen, daß der Angeklagte die Freiheit haben ſollte, einen Sachw ter zu wählen, und ſich mit demſelben zu beſprechen, und daß kein Urthe ſpruch der Inquiſition ohne Beſtätigung des königlichen Raths vollze werden ſollte. Der jetzige König von Portugal hat die Inquiſition n nur in dieſem Reiche, ſondern auch in Braſilien und Oſtindien abgeſch und alle Akten derſelben in Goa verbrennen laſſen. Die von Pius V wiederhergeſtellte Inquiſition zu Rom iſt ein Zuchtgericht über die G lichen, doch den Akatholiken nicht gefährlich. R.

Inſekten (Zieſer) machen die fünfte Klaſſe des Thierreichs a und haben ihren lateiniſchen Namen daher, weil ihr Körper, mit ein Ausnahmen, gleichſam eingekerbt oder eingeſchnitten (daher auch K thiere, Einſchnittler) und in drei Haupttheile, Kopf, Bruſtſtück und H terleib abgetheilt iſt. Bei vielen Inſekten, zumal bei den Weſpen, g dieſe Einſchnitte ſo tief, daß beſonders der Hinterleib gleichſam nur du einen Faden mit dem Bruſtſtücke verbunden iſt. Bei andern, vorzüg

ungeflügelten Inſekten, ſieht man dieſe Einſchnitte nicht ſo deutlich;
wenigen, z. B. bei dem Flohe, gar nicht. Die Zahl der Inſekten iſt
leicht noch größer, als die der Pflanzen. Unterſcheidungsmerkmale,
allen Inſekten ohne Ausnahme zukommen, ſind der weißlichte, kalte
in ihrem Körper, der, wie es ſcheint, die Stelle des Bluts vertritt,
zwei Fühlhörner am Kopfe, und die eingelenkten hornartigen Bewe-
gungswerkzeuge oder Beine, von denen kein Inſekt weniger als ſechs hat.
Fühlhörner, welche bei mehrern ſogar den Geſchlechtsunterſchied zei-
ſcheinen bloß Werkzeuge des Gefühls zu ſein; obgleich ſie von einigen
Naturforſchern für die Organe des Geſchmacks und Geruchs, von andern
eines, uns noch völlig unbekannten Sinnes gehalten worden ſind.
Augen der Inſekten ſind in Rückſicht ihres Baues doppelter Art.
eine ſtellt Halbkugeln vor, die im Verhältniß zum Körper oft un-
gross, bei manchen einfach, bei den mehrſten oft aus einigen
Lagen zuſammengeſetzt ſind, dergleichen man in dem Auge einer
fliege 8000, in dem Auge eines Schmetterlings aber an 1700
haben will. Die andere Art von Augen, welche man Nebenau-
oder Ocellen nennt, ſind einfach, klein, und in Rückſicht ihres Stand-
und ihrer Lage verſchieden. Die erſten ſcheinen mehr für die Ferne,
letztern mehr für die Nähe gemacht zu ſein. Bei den meiſten In-
(die Krebſe ausgenommen) ſtehen die Augen unbeweglich feſt;
wegen iſt der Kopf deſto beweglicher. Der Mund iſt bei ihnen ver-
ſchiedenartiger, als bei allen andern Thieren gebildet. Bei einigen ſind
zangenförmige Kinnladen, die ſich ſeitwärts bewegen; andere haben
zugeſpitzten hornartigen Rüſſel; mehrere, z. B. die Schmet-
terlinge, eine Art von ſehr langer Zunge, die ſie wie eine Spiralfeder
zuſammenrollen und ausſtrecken können. Bei den Fliegen und einigen
beſteht der Mund aus einem fleiſchigten Schlürfrüſſel, welcher
zwei Lippen hat, und ſich ausdehnen und zurückziehen läßt.
und Geruchs-Werkzeuge hat man bisher an keinem Inſekte
können, und manche Naturforſcher haben daher dieſen Thieren
Sinne gänzlich abſprechen wollen. Wie will man jedoch das Ver-
nennen, vermöge welches der Aaskäfer (Todtengräber), die
Schmeißfliegen u. ſ. w. ſtark ausdünſtende Körper in beträchtlicher Entfer-
wittern können? Wenn es ferner wahr iſt, daß der Laut, den ei-
Inſekten, z. B. das Hauskäferchen, zur Zeit der Paarung hören
dazu dient, den Gatten anzulocken: ſo werden wir berechtigt,
auch den Sinn des Gehörs beizulegen. Die äußere Hülle der
beſteht aus härtern Theilen, welche oft noch mit einer beſon-
Decke von Haaren, Federn, Schuppen oder einer Art Panzer, wie
Flügeldecken bei den Käfern, überzogen, und mit den prächtigſten
geziert ſind. Dieſe Art der Bedeckung war ihnen bei dem Man-
Knochen und andern feſten Theilen im Innern des Körpers durch-
nöthig. Das Herz der Inſekten beſteht in einem längs des Körpers
Kanale, der mit Knoten und Klappen verſehen iſt, aus welchem
keine Adern entſpringen; weßhalb die Ernährung dieſer Thiere auf
ganz eigene Art geſchehen muß. Lungen findet man in keinem In-
ſtatt deren aber unzählige Luftröhren, die auf eine bewunderswür-
Weiſe gebaut ſind. Ein wirkliches Athmen nimt man unter andern
den Heuſchrecken wahr. Muskeln fand man in der Weidenraupe über
Hieraus läßt ſich die, im Verhältniß mit ihrem kleinen Körper ſo
beträchtliche Summe von Kraft erklären, die man bei manchen Inſekten
wahrnimmt. Verhältnißmäßig finden ſich im Meere und in der Erde we-
niger Inſekten, als auf der Oberfläche derſelben; doch leben ſie überall,

Digitized by Google

und alle vegetabiliſchen oder thieriſchen Theile dienen ihnen zur Nahru[ng.] Die meiſten Inſekten ſind im Larvenzuſtande große Freſſer. Eine Rau[pe] verzehrt z. B. den Tag über wol ſechs bis acht mal ſo viel, als ſie wieg[t,] der aus ihr ſich bildende Schmetterling genießt dagegen ſehr wenig; [und] die Hälfte, deren Leben ſo flüchtig iſt, ſcheinen gar nichts zu genieß[en.] Man zweifelt, daß die Entſtehung auch nur eines einzigen Inſekts du[rch] Fäulniß oder Gährung geſchehe. Merkwürdig iſt es, daß bei vielen I[n]ſekten, zumal männlichen Geſchlechts, der Tod auf das Geſchäft der Ze[u]gung unmittelbar folgt, und daß durch Verzögerung deſſelben ihr Leb[en] verlängert wird. Es gibt auch Geſchlechtsloſe unter ihnen. Nur weni[ge,] z. B. die Schmeißfliege, bringen lebendige Junge hervor; die größere Za[hl] legt Eier. Bei einigen, wie bei der Blattlaus, wirkt die Befruchtu[ng] bis in's neunte Glied; bei andern wachſen die Eier noch, nachdem ſie ſch[on] gelegt ſind, und einige wenige gebären Junge, die nachher nicht me[hr] wachſen. Nur die ungeflügelten Inſekten, und auch dieſe nicht alle, [er]halten gleich nach ihrer Entwickelung aus dem Ei ihre vollkommene G[e]ſtalt, und wachſen noch als vollkommene Inſekten; alle übrigen aber ſi[nd] einer zweimaligen Verwandlung unterworfen, ehe ſie vollkommene I[n]ſekten werden. Wenn ſie aus dem Eie gekommen ſind, werden ſie Larv[en] genannt; als ſolche haben ſie keinen Geſchlechtsunterſchied, und pflanz[en] ſich auch nicht fort. Aus der Larve wird das Inſekt zur Puppe od[er] Nymphe, von denen einige freſſen und ſich bewegen, andere aber wie i[m] Schlafe liegen und ganz ohne Nahrung leben. Daraus entſteht nun en[d]lich das vollkommene Inſekt. Einige leben dann wenige Stunden, a[n]dere, wie Spinnen und Krebſe, einige Jahre; die meiſten aber kaum e[in] Jahr. Linné hat dieſe ganze Klaſſe in 7 Ordnungen eingetheilt: I. I[n]ſekten mit zwei häutigen, zuſammengefalteten Flügeln, über welchen zw[ei] hornartige Decken liegen. Käfer. Coleoptera. II. Mit vier kreuzw[eiſe] zuſammengelegten, gerade ausgeſtreckten, meiſt zur Hälfte harten od[er] pergamentartigen Flügeln. Halbflügler. Hemiptera. III. Mit vier [be]ſtäubten, oder eigentlich geſchuppten Flügeln. Schuppenflügler, Schm[et]terlinge. Lepidoptera. IV. Mit vier durchſichtigen netzförmigen Fl[ü]geln. Nervenflügler. Neuroptera. V. Mit vier durchſichtigen geäderten Flügeln. Hautflügler. Hymenoptera. VI. Mit zwei unbedeckten Fl[ü]geln. Zweiflügler. Diptera. VII. Ungeflügelte. Aptera. Die Inſekt[en]kunde wird Inſektologie, oder Entomologie genannt.

Inſel (Eiland) bedeutet ein allenthalben von Waſſer umgebe[nes] Land; Halbinſel, ein Land, welches nur theilweiſe von Waſſer umfloſ[ſen] iſt. Inſeln im Winde, Inſeln unter dem Winde (ſ. Antillen).

Inſeln der Seligen (insulae beatorum, νησοι μακαρ[ων]) oder das Elyſium Homers, waren in den Mythen der früheſten grie[chi]ſchen Religion die glücklichen Inſeln, welche man ſich weſtwärts im Oc[ean] an der Lichtſeite dachte, und wo die Günſtlinge Jupiters, dem Tode e[nt]rückt, in Freude und Wonne lebten. Nach dem Heſiodus waren ſie [be]ſonders der Aufenthaltsort des vierten Geſchlechts der Heroen. In [den] früheſten Mythologien werden überhaupt die Inſeln der Seligen, die [ſo]genannten eliſäiſchen Gefilde und die Unterwelt ſehr häufig mit einan[der] verwechſelt.

In solidum, ſolidariſch, ſ. Alle für Einen ꝛc.

Inſolvenz, ſ. Falliment.

Inſpiration, Eingebung, nennt die chriſtliche Dogmatik de[n]nigen Einfluß des göttlichen Geiſtes auf die Seelen der bibliſchen Sch[rift]ſteller und Apoſtel Jeſu, der ſie im Lehren und Schreiben fähig ma[chte,] die Religionswahrheiten, welche Gott durch ſie den Menſchen verkünd[igen]

wollte, vollkommen richtig, deutlich und erbaulich vorzutragen. Daß von himmliſchen Dingen, deren Erkenntniß über das Gebiet der ſinnlichen Erfahrung hinausreicht, von Gott und ſeinem Verhältniſſe zur Welt nur der, den Gott ſelbſt darüber belehrt habe, Kunde geben könne, war der allgemeine Glaube des Alterthums. (S. den Art. Offenbarung.) Wie die Poeſie der Reflexion, mußte der Begriff der Inſpiration dem Begriffe der philoſophiſchen Vernunfterkenntniß vorangehen. Von Gott begeiſtert, ſeiner unmittelbaren Belehrung gewürdigt, erſchienen daher den Heiden und Juden die Verkündiger religiöſer Wahrheiten, die heiligen Dichter und Lehrer; ſie wußten und ſagten, was ſonſt in keines Menſchen Sinn kam, Gott mußte es ihnen alſo eingegeben haben. Das Sinnbild, mit dem die Sprachen des Alterthums dieſe Eingebung bezeichnen, iſt der Anhauch (der Geiſt) Gottes, Ruach, Pneuma, Spiritus, daher Inſpiration. Nur dieſem Geiſte konnte auch die Ausrüſtung der erſten Lehrer des Chriſtenthums, deſſen Verkündigung an inſpirationsgläubige Völker erging, beigemeſſen werden; und dieſe Lehrer nannten die Schriftſteller des alten Teſtaments und ſich ſelbſt Inſpirirte, heilige Menſchen Gottes, die, getrieben und unterſtützt von dem heil. Geiſte, den Jeſus ihnen zum Beiſtande verheißen, ſprächen und ſchrieben. Die Entſtehung der bibliſchen Schriften auf göttliche Eingebung zurückzuführen, und ſie wegen dieſes Urſprungs als Gottes Wort zu achten, wurde daher ein Hauptgrundſatz des chriſtlichen Glaubens. Die proteſtantiſchen Kirchen haben ihn, als die Bürgſchaft der Göttlichkeit des Chriſtenthums, beibehalten, aber nicht die ſeit dem 4. Jahrh. ausgebildete und in der katholiſchen Kirche gültige Meinung von einer fortwährenden Inſpiration, die den Kirchenverſammlungen und Päpſten zu Theil werde, und ihren Entſcheidungen das Anſehn göttlicher Ausſprüche und den Charakter der Untrüglichkeit gebe. Da der Proteſtantismus die Bibel als einzige Erkenntnißquelle der Religion betrachtet, ſo mußte ſeit der Reformation der Begriff der Inſpiration natürlich ein Gegenſtand genauerer Unterſuchungen werden. Der Dogmatismus der älteren proteſtantiſchen Theologen hat ihn näher zu beſtimmen, und die philoſophiſche Kritik der neuern auf mannichfaltige Weiſe zu erklären geſucht. Jene dachten ſich die Verfaſſer der Bibel im ſtrengſten Sinne als Werkzeuge des heiligen Geiſtes, denen er nicht nur den Inhalt, ſondern auch die Form ihrer Schriften wörtlich eingegeben habe. Dieſe fanden, daß die heiligen Schriftſteller, als Augen- und Ohrenzeugen, und auf dem natürlichen Wege der mündlichen Mittheilung und Überlieferung Vieles erfahren haben konnten, was wir in ihren Büchern leſen, und waren größtentheils nur darüber uneinig, ob der Beiſtand, den ihnen der heilige Geiſt bei Abfaſſung derſelben leiſtete, in der Bewahrung vor jedem Irrthume beim Niederſchreiben des ihnen ſchon Bekannten, oder in einer ungewöhnlichen Erhöhung ihrer eigenen Geiſteskräfte beſtanden habe. Weil aber die letztere Meinung endlich darauf hinauslief, daß ſchon jede Einwirkung der Gottheit auf die geiſtige Natur des Menſchen, durch die ein Fortſchritt in der Erkenntniß möglich würde, Inſpiration zu nennen, jeder große, ſich unerwartet aufdringende Gedanke, jedes Aufflammen des Genies, jede Erhebung des Gefühls für das Gute und Wahre, ja der Zuſtand der Begeiſterung überhaupt als ein Anhauch Gottes zu betrachten, und folglich, was man in dieſem Zuſtande ſpricht und ſchreibt, Gottes Wort zu nennen wäre: ſo ſchien, um die claſſiſchen Profanſchriftſteller, die in dieſem Sinne allerdings auch Inſpirirte heißen können, nicht den heiligen Schriftſtellern gleichſetzen zu müſſen, und um die Bibel, als ein Werk des heiligen Geiſtes, mit göttlichem Anſehen ausgerüſtet, von den Werken des menſchlichen Geiſtes gehörig zu

Digitized by Google

unterſcheiden, eine nach den gegenwärtigen Fortſchritten der Bibelerk
rung geläuterte Rückkehr zu dem älteren, engeren Begriffe der Inſpi
tion nothwendig. Wenn wir daher den Exegeten auch zugeſtehen müſſ
daß die bibliſchen Bücher, was Einkleidung und Darſtellung betri
allein ihren Verfaſſern angehören, und in Rückſicht des hiſtoriſchen
halts, ſo weit ihn die poſitive Religionslehre nicht in Anſpruch ni
wie andere Geſchichtsbücher der hiſtoriſchen Kritik unterliegen: ſo blei
wir doch mit den gründlichſten Dogmatikern unſerer Zeit dabei, die
der Bibel enthaltene Religionswahrheit als ein, über jeden Verdacht
Irrthums und jeden Vergleich mit menſchlichen Geiſteswerken erhaben
wahrhaft göttliches Wort zu betrachten, ohne über die Art und W
der Mittheilung deſſelben an die heiligen Schriftſteller mehr beſtimm
zu wollen, als dieſe ſelbſt thun und die Natur der Sache lehrt. D
Anſehen der heiligen Schrift, welches wir bei dieſem Glauben für u
haben, fehlt aber jenen allzunüchternen Kritikern, die eine nicht nat
lich erklärbare Einwirkung des göttlichen Geiſtes auf menſchliche See
für unmöglich halten, eben ſowol, als auch den Schwächern, die
fortwährender göttlicher Eingebung rühmten. Dergleichen eingebild
Inſpirirte gab es zu allen Zeiten unter den Chriſten, beſonders un
den Sekten, die ſich zum Myſticismus neigten. Gichtel, Jac. Böh
und Swedenborg ſind unter den Inſpirirten der neuern Zeit vor and
bekannt, und nicht nur die Camiſarden und die janſeniſtiſchen Conv
ſionärs in Frankreich gaben vor, himmliſche Eingebungen empfan
zu haben; auch die Quäker, Methodiſten und andere überſpante Sek
in England und Nordamerika glauben noch jetzt die begeiſterten Red
die ſich im Augenblick der Verzückung in ihren Verſammlungen hö
laſſen, der göttlichen Inſpiration zu verdanken. Überreſte von den C
miſarden, jenen urſprünglich reformirten Schwärmern im ſüdlichen Fra
reich, die um 1700 durch die Gewalt der Waffen unterdrückt wurd
flüchteten nach England, und traten, da ſie dort keinen Beifall fand
1710 in Deutſchland auf, wo ſie ſich unter dem Namen der Neu-Inſ
rirten oder neuen Propheten bekannt machten, auch in Berlin, H
und einigen Städten am Rhein Anhang gewannen, und ihren Haupt
endlich in Berleburg aufſchlugen. Hier gaben ſie ſeit 1739 unter ihr
Oberhaupte, dem Hoffattler zu Marienborn, Joh. Friedr. Roch,
Tagebuch heraus, bis der Tod dieſes Mannes auch ihre Zerſtreuung n
ſich zog. Eigen war ihnen beſonders die Meinung, daß nun auf die
ligionsverfaſſungen Gottes des Vaters (das Judenthum) und Gottes
Sohnes (das Chriſtenthum) auch eine Religionsverfaſſung des heili
Geiſtes folgen, und in ihr die Gabe der Weiſſagung allgemein verbre
ſein werde. In wiefern aber von fortwährenden Wirkungen des heili
Geiſtes in der chriſtlichen Kirche die Rede ſein könne, haben wir in d
Art. heiliger Geiſt näher erklärt. E.

Innsbruck (Insbrugg), Hauptſtadt von Tyrol, am Inn, ü
welchen hier eine ſchöne Brücke führt. Die Stadt iſt klein, hat a
anſehnliche Vorſtädte, ſchöne Kirchen, 574 Häuſer und 10,000 Einw
ner. Sie iſt der Sitz des Landes-Hauptmanns und des (öſterreichiſch
Landesguberniums über Tyrol, und der Verſammlungsort der 1816
neuerten Landſchaft. Kaiſer Leopold I. errichtete hier 1672 eine Univ
ſität, welche 1782 in ein Lyceum verwandelt, 1792 wieder hergeſte
im J. 1810 jedoch abermals aufgehoben und in ein Lyceum verwan
wurde. Mit demſelben iſt ein General-Seminarium für Tyrol v
bunden. Die Handſchuh-, Seidenzeug-, Bänder- und Kattun-
briken, ſo wie die Glasarbeiten, ſind nicht unbedeutend. Berühmt

… Kunſtdenkmäler in der ſilbernen Kapelle der Hofkirche, die Samm-
lungen in der Hofburg, im Schloſſe Ambras (jetzt in Wien) ꝛc. (Vgl. …ſier.)

Inſtanz heißt ſo viel als Beiſpiel, und bedeutet einen wirklichen, … nur erdachten Fall oder Umſtand, welcher zum Beleg, noch gewöhn… zur Widerlegung irgend eines allgemeinen Satzes angeführt wird. …ſtanz in juriſtiſcher Hinſicht bedeutet Gerichtsſtand. Nach den meiſten …richtsverfaſſungen iſt nämlich der Gerichtsſtand eines Unterthanen, … das Gericht, unter welchem er entweder in Hinſicht ſeiner Perſon, … in Hinſicht der in Streit befangenen Sache ſteht, mehrfach: ein …terer und ein ein oberer, dergeſtalt, daß die Erkenntniſſe und Urthel … erſtern den Verbeſſerungen und Abänderungen des letztern unterwor… ſind; ſobald eine von beiden Parteien, durch die erſte Entſcheidung … in ihren Rechten verletzt achtend, die Entſcheidung des höhern Rich… verlangt. Für die meiſten Perſonen und Sachen gibt es drei, auch … vier ſolcher einander ſtufenweiſe vorgeſetzter Gerichtsſtände, z. B. … den königl. ſächſiſchen Ländern die Stadt- oder Dorfgerichte, das …, in deſſen Bezirk erſtere liegen, die Hofgerichte, und zuletzt als …ter und letzter Gerichtsſtand, die Landesregierung in Verbindung … dem Appellationsgerichte. Jeder einzelne Gerichtsſtand wird in …er ſubſecutiven Verbindung Inſtanz genannt, woher ſich denn eine …, zweite, dritte und vierte Inſtanz ergibt. Manche Perſonen und …chen haben aber weniger Inſtanzen, indem ſie, aus einem ihnen be…nders ertheilten Vorrechte, diejenige Inſtanz, welcher andere als der …weiten oder vielleicht gar als der dritten unterworfen ſind, unmittelbar … die erſte anerkennen. Ein Jeder hat das Recht zu fodern, daß er …bloß vor ſeiner erſten und unterſten Inſtanz belangt werde, und daß, wenn deren Entſcheidung einer oder der andern Partei nicht hinlänglich in den Rechten begründet ſcheint, die Sache dann in ununterbrochener …folge an die zunächſt höhere gebracht werde. Jedoch haben hie und da manche Perſonen das Vorzugsrecht, den Beklagten unmittelbar vor ſeiner höchſten Inſtanz zu belangen; z. B. personae miserabiles, …ders bedrängte und hülfsbedürftige Perſonen, um ihnen den Aufwand der Koſten und Zeit möglichſt zu erſparen. Dm.

Inſtinkt, Naturtrieb, ein Thieren und Menſchen angeborner Trieb, welcher ſie zum Begehren oder Vermeiden einer Sache und zu gewiſſen Handlungen antreibt. Der Inſtinkt iſt angeboren, denn er wird nicht … durch Gewohnheit oder Nachahmung angenommen, ſondern äußert … ſogleich mit dem Daſein eines Thieres und des Menſchen. So z. B. … die nur eben aus dem Ei gekrochene Ente dem Waſſer zu, das junge …huhn fürchtet ſich vor demſelben; beide thun es aus einem angebornen …triebe. Das neugeborne Kind ſucht ohne Anweiſung die Bruſt der Mutter, und weiß ſeine Nahrung aus derſelben ohne Belehrung zu ziehen. Der Inſtinkt iſt natürlicher Trieb, er hängt nämlich nicht von Verſtand und Vernunft, oder von Begriffen und Ideen ab, ſondern von der, jedem Thiergeſchlechte eigenthümlichen Organiſation und Natur, aus welcher ein dunkles Gefühl entſpringt, welches das Geſchöpf antreibt, gewiſſe Dinge zu begehren, andere zu fliehen, und dieſem gemäß zu handeln. Dieſes dunkle Gefühl deſſen, was zur Erhaltung des Lebens des Individuums und Geſchlechts nothwendig iſt, entſteht wahrſcheinlich aus einer Einwirkung der eigenthümlichen Miſchung der organiſchen Stoffe und … Nerven des Gemeingefühls; denn es gibt In… …en Geſchöpfen gemein ſind, (z. B. der Selbſt… …es Geſchlechtstriebes), andere, welche nur be-

ſondern Thierarten eigen ſind, (z. B. den Waſſervögeln der Trieb die Geſchicklichkeit im Waſſer zu ſchwimmen, bei vielen Thieren der ſondere Trieb, ihre Wohnungen, jede Art wieder anders zu baue andere Triebe ſcheinen zu gewiſſen Zeiten zu ſchlafen, zu andern Ze wieder zu erwachen (z. B. bei den Zugvögeln, der Trieb zu Verſan lungen und Wanderungen.) Der Inſtinkt vertritt bei den Thieren Stelle der Vernunft. Zu welchen künſtlichen Verrichtungen ſie dadu angetrieben werden, ſehen wir an den Wohnungen der Biber, der Bie u. a. m. (S. den Art. Kunſttrieb). Bei den Menſchen iſt der ſtinkt durch die Vernunft theils ganz verdrängt, theils geſchwächt. türlich, daß das dunkle Gefühl von der klaren Vernunft überſtr wird. — Es entſtehen aber auch ungewöhnliche Inſtinkte, z. B. Krankheiten, wo die Miſchung der organiſchen Beſtandtheile, folg auch das Gemeingefühl verändert wird. Hier kann auch beim Menſc ein Inſtinkt deutlicher, als im geſunden Zuſtande hervortreten. Es dann, als wenn die Seele ein dunkles Gefühl von dem außerordentli Bedürfniſſe des Körpers erlangte. So zeigt ſich z. B. in Fiebern größeres Verlangen nach Flüſſigkeiten, zumal nach ſäuerlichen, bei gro Schwäche, Durſt nach Wein; bei Kindern, die viel Säure im Ma haben, hat man zuweilen einen beſondern Trieb zu erdigen Mitt Kreide, Thon u. dergl. bemerkt; bei Kranken zeigt ſich zuweilen mit in der Krankheit ein plötzlicher Appetit zu irgend Etwas, und geme glich iſt dies ein Inſtinkt, welcher ein inneres, der Krankheit angeme nes Bedürfniß verkündigt, deſſen Befriedigung öfters nicht nur unſch lich, ſondern ſogar heilſam iſt.

Inſtitut kann man jede zu einem beſtimmten Zwecke erricht Anſtalt (z. B. den Staat, die Kirche, die Polizei, die Armenverſorgu u. ſ. w.) nennen. Seit kurzem aber hat man bei dieſem Worte zunä an eine Erziehungs- oder Unterrichtsanſtalt gedacht, und wo ſich d auf die Bildung für einen gewiſſen Stand, eine gewiſſe Menſchenkl oder eine gewiſſe Kunſt beſchränkt, dieſen Zweck beigefügt, z. B. Mi tär-, Handlungs-, Hebammen-, Forſt-, Singinſtitute; unter d Ausdruck Inſtitut ohne Beiſatz aber werden gewöhnlich Erziehungsanſtalt in denen Kinder für eine gewiſſe Vergütung verpflegt, erzogen und terrichtet werden (Penſionen, Koſtſchulen), verſtanden. Sie ſollen Vorzüge des öffentlichen Unterrichts mit den Vortheilen der häusli Erziehung vereinigen, und je mehr ſie dem ungezwungenen, vertrauli Verhältniſſe der Familie gleichkommen, ohne darum in der Stätig und dem Wetteifer des Lehrens und Lernens zurückzubleiben, deſto m erfüllen ſie ihre Beſtimmung. Das Alterthum ſcheint ſolche Anſta nicht gekannt zu haben; denn was der Staat in Sparta für die öff liche Erziehung angeordnet hatte, war allgemeine Nationalangelegenh und ſollte die Familie über dem Staate vergeſſen machen. An den Mittelalter entſtandenen Kloſter- und Stiftsſchulen aber, die, um k tige Geiſtliche und Staatsmänner zu bilden, und die beſſern Köpfe Nation von Kindheit an für die Zwecke der Kirche zu erziegen, für wiſſe Schenkungen der Eltern Kinder aufnahmen, war in der Regel niger die Erziehung als der Unterricht zu loben, und auch dieſer Zeitbegriffen gemäß dürftig und einſeitig. Als die erſte freiere Er hungsanſtalt verdient die von dem utrechter Canonicus Geirt G (Gerhardus magnus) um 1376 zu Deventer geſtiftete pädagog Brüderſchaft der Hieronymianer genannt zu werden, in welcher er wachſene und Kinder beider Geſchlechter und aller Stände zum Arbe Lehren und Lernen vereinigte. Ihre Verfaſſung glich den Chorhäu

der Herrnhuter, und nach ihrem Muſter bildeten ſich damals die weiblichen Erziehungsanſtalten der Beguinen. Anderer Art war die nicht klöſterliche Erziehungsanſtalt, die Wolf von Gemmingen um 1520 zu Gemmingen für Söhne des Adels ſtiftete, eine Vorläuferin unſerer Ritterakademien. Aber als eine Rückkehr zur mönchiſchen Erziehungsweiſe ſind die gegen Ende des 16. Jahrh. entſtandenen Jeſuitercollegien zu betrachten, die durch ihre wiſſenſchaftliche Richtung und kluge Zucht zwar allgemeinen Beifall fanden, und ſich in den katholiſchen Ländern der Erziehung der Knaben faſt allein zu bemächtigen, aber eben dieſe Gelegenheit, auf die Völker zu wirken, nur zu ſehr für ihren hierarchiſch-politiſchen Hauptzweck zu benutzen wußten. Daneben hatten die Kloſterpenſionen für Knaben und Mädchen immer fortgedauert, und in proteſtantiſchen Ländern mußten ſich Eltern, die ihre Söhne außer dem Hauſe erziehen laſſen wollten, an die wenigen Fürſten- und ſäculariſirten Kloſterſchulen halten. Da aber ſowol dieſe als jene von ihrer altfränkiſchen Zwang und düſtern Mönchszucht noch immer nicht laſſen mochten, und zu weit hinter den Foderungen des ſich regenden Zeitgeiſtes zurückblieben: ſo wagten es endlich die Pädagogen des 18. Jahrh., die unterdrückten Rechte der Jugend geltend zu machen. Die Frank'ſchen Stiftungen zu Halle und die Kinderanſtalten der Brüdergemeinde, die immer noch zu früh eine aſcetiſche Frömmigkeit erzwingen wollten, machen den Übergang von jener alten Prügelzucht zur freien Erziehung der Philanthropen. Baſedow und ſeine Freunde glaubten Locke's und Rouſſeau's Ideen einer naturgemäßen, freiſinnigen Erziehung nicht leichter ausführen, und die Wiedergeburt der entarteten Menſchheit, nach welcher tauſend Stimmen verlangten, nicht beſſer bewerkſtelligen zu können, als wenn ſie Erziehungsinſtitute errichteten, die, unabhängig von Staat und Kirche, ein freies Feld zu Ausführung der pädagogiſchen Theorien und Weltverbeſſerungspläne des Tages darböten. Das 1774 zu Deſſau eröffnete Philanthropin wurde mit Begeiſterung aufgenommen, die ihre elektriſchen Funken in alle Gegenden verbreitete, und bald mehreren Anſtalten dieſer Art ihr Daſein gab. Die Erziehungsinſtitute des edlen von Salis zu Marſchlins, Bahrdt's zu Heidesheim, Campe's und Trapp's zu Trittow, Salzmann's zu Schnepfenthal, Feder's, Spazier's, Olivier's und Tillich's Penſionen zu Deſſau, fanden ein empfängliches Publikum, und nach der Meinung ihrer Bewunderer konnte man darin nicht weniger, als Alles lernen und ein vollkommener Menſch werden. Denn daß das Ideal einer guten Erziehung in ſolchen Anſtalten, wo die Jugend von den ſachverſtändigſten Männern Schritt vor Schritt, nach dem Faden der ſchönſten Theorie, herangezogen und planmäßig ausgebildet werde, beſſer als unter den Störungen und Unvollkommenheiten des Familienlebens zur Ausführung kommen müſſe, hielten Viele für ausgemacht. Wenn aber auch der äußere Glanz dieſer Inſtitute in Rückſicht ihres heitern Tones und der liberalen Behandlung, wodurch ſie den Muth und Frohſinn der Jugend belebten, ſo wie in Rückſicht ihrer gymnaſtiſchen Uebungen und der rühmlichen Sorgfalt, die ſie auf Geſundheit und Körperbildung ihrer Zöglinge wendeten, die Probe hielt: ſo konnten ihre Lehrpläne, in denen nicht leicht eine Wiſſenſchaft vermißt ward, ihre Alles erleichternden und verſüßenden Lehrmethoden, ihre Kinderfeſte, Meritentafeln, goldenen und ſchwarzen Nägel, Ehr- und Schandbücher, Verdienſtorden und Strafzettel doch nicht verhüten, daß nicht mancher als oberflächlicher Halbwiſſer und anmaßender Schwätzer aus ihnen hervorgehende Jüngling die Gründlichkeit ihres Unterrichts und den Ernſt ihrer Zucht verdächtig machte. Mehrere jener Inſtitute gingen daher eben ſo ſchnell,

Digitized by Google

als ſie begonnen hatten, wieder unter; mehrere kamen in andere Hän[de] und nur das Salzmann'ſche beſteht durch ſeine gute ökonomiſche Verw[al]tung, und durch den Ruhm, ſeine ſchönen Verſprechungen wenigſte[ns] in Rückſicht der körperlichen und moraliſchen, wenn auch minder im B[e]treff der geiſtigen Bildung ſeiner Zöglinge, ſeit 30 Jahren gehalten [zu] haben, noch bis dieſen Tag. An Inſtituten, die mit ihm wetteiferte[n,] hat es übrigens in dieſer Periode nicht gefehlt. Das Chriſtianiſche [in] Kopenhagen (jetzt unter anderer Firma), das kürzlich eingegangene Hu[n]deiker'ſche zu Vechelde bei Braunſchweig, und neuerdings das von C[a]ſ. Lang in Tharand bei Dresden gegründete, 1816 nach Wackerbarthsr[uh] verſetzte Erziehungsinſtitut wurden vor andern berühmt, und faſt in jed[er] größern Stadt fanden ſich Unternehmer, die Penſionen mit Sammelſch[u]len zu verbinden, und aus den wohlfeilſten Kandidaten und Student[en] das nöthige Lehrerperſonal herzuſtellen wußten. Denn nur zu oft l[ag] eine ſchlecht verhüllte Finanzſpeculation ſolchen Unternehmungen zu Grunde, und mancher Hauslehrer trat, bloß um heirathen zu können, a[ls] Inſtitutsdirector auf. Beſonders fiel die weibliche Jugend, weil d[ie] Frau Directorin etwa Franzöſiſch verſtand und Gouvernante geweſen wa[r,] oft in ſolche Hände, und das Erziehungsinſtitut der edlen Carolina R[u]dolphi, das von Hamburg nach Heidelberg wanderte, gehört, wie d[ie] dem Adel allein zugänglichen, und wegen ihrer Fonds unter Aufſicht d[es] Staats ſtehenden Fräuleinſtifte, nur unter die ehrenvollen Ausnahme[n] von den Mädchenpenſionen gewöhnlichen Schlages, in denen die weiblic[he] Jugend öfter verdorben als erzogen wurde. Überhaupt bedarf dieſe no[ch] mehr, als die männliche, der Familienerziehung, und wie unentbeh[r]lich auch Mädcheninſtitute, in denen man Alles, was in feinen Zirkel[n] gefällt und geltend macht, lernen kann, der modiſchen Eitelkeit ſcheine[n] mögen: ſo iſt dennoch der Sinn für die kleinen Sorgen und unſchuldige[n] Freuden der Häuslichkeit, den nur eine redliche Mutter einflößen kan[n,] der künftigen Gattin und Mutter noch unentbehrlicher. Dergleichen In[ſt]itute ſollten daher nur als Rettungsanſtalten für ſolche Töchter beſtehe[n,] für die es ſonſt kein Haus und keine Mutter mehr gibt. Aber leid[er] wird die Inſtitutserziehung immer ein Bedürfniß für Söhne und Tocht[er] ſolcher Eltern bleiben, die, ohnehin unvermögend den nöthigen Unterric[ht] ſelbſt zu ertheilen, theils an ihrem Wohnorte keine gute Lehranſtalt fi[n]den, theils die nahe Verbindung mit unerfahrenen Hauslehrern ſcheue[n,] theils im Bewußtſein ihrer eigenen Unfähigkeit zum Erziehen, od[er] aus Liebe zur Bequemlichkeit, oder wegen ehelicher Mißverhältniſſe, [es] für dienlicher achten, ihre Kinder außer dem Hauſe zu erziehen, u[nd] wohlhabend genug ſind, die meiſt beträchtlichen Koſten der Penſion [zu] beſtreiten. Zu wünſchen wäre aber, daß die Erziehungsinſtitute aller[-] halben unter Aufſicht höherer Schulbehörden geſetzt würden, um unwü[r]dige Unternehmer und Lehrer abzuhalten, und die wirkliche Ausführu[ng] der gewöhnlich ſehr viel verſprechenden Pläne zu verbürgen. Ande[rs] verhält es ſich jedoch mit Peſtalozzi's Unternehmen, deſſen Inſtitut [zu] Yverdün, als eine Probeanſtalt zur Ausbildung und Bewährung ſein[er] neuen Methode, und als eine vortreffliche Übungsſchule für Lehrer, [ein] Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit geworden iſt. Neben i[hm] verdienen Fellenberg's Inſtitut zu Hofwyl, die von Peſtalozzi's Jünge[rn] in Nordamerika, Neapel, Petersburg und in mehreren Städten Deut[ſch]lands errichteten Filialinſtitute, und das unter königlichem Schutze [be]ſtehende Normalinſtitut zu Karlene in Preußiſch-Lithauen, als wett[ei]fernde Muſteranſtalten genannt zu werden. Und wenn auch ein Zögli[ng] und Lehrer des Inſtituts zu Yverdün, der als Verfaſſer einiger gelun[gener]

n Lehrbücher bekannte Joſeph Schmid, die Erziehungsinſtitute überhaupt für eine Schande der Menſchheit erklärte: ſo gibt es doch noch zu viel Rückſichten und Umſtände, die ſein übereiltes Urtheil mildern, als daß wir für den Untergang dieſer, wenn ſie mit Geiſt und Erfahrung begonnen, mit Beſonnenheit, Uneigennützigkeit und wahrem Vaterſinne geleitet werden, immer wolthätigen Anſtalten ſtimmen möchten. Denn nicht die Ergebniſſe der Erziehung ſind nicht die Theorien, Pläne und Methoden das Weſentliche, ſondern der Sinn und die Thätigkeit der Perſonen, die dies alles handhaben. Vgl. d. A. Peſtalozzi und Fellenberg. E.

Inſtitut (National=). Unter dieſem Namen war die große gelehrte Anſtalt, welche nach den erſten Revolutions=Stürmen, in denen die wiſſenſchaftlichen und Kunſt=Akademien des königlichen Frankreichs untergegangen waren, neu gebildet wurde, und alle früheren einzelnen Akademien durch ein großes Ganze erſetzen ſollte, am berühmteſten. Es entſtand daſſelbe durch ein Dekret vom 3. Brůmaire des Jahres IV., aus der ehemaligen Académie française, der Académie des sciences und der Académie des belles lettres et inscriptions. Gleich anfangs ward als ſeine Beſtimmung angegeben, Künſte und Wiſſenſchaften durch ununterbrochene Nachforſchungen, durch Bekanntmachung neuer Entdekkungen, ſo wie durch Correſpondenz mit den vornehmſten Gelehrten aller Länder zu vervollkommnen, und hauptſächlich ſolche Wiſſenſchaften und literariſche Beſchäftigungen zu betreiben, die auf den allgemeinen Nutzen und den Ruhm der Nation abzwecken. Seine Organiſation ward gleich anfangs ſo beſtimmt, wie ſie nachmals in der Hauptſache geblieben iſt. Das Inſtitut ſollte nämlich aus einer Anzahl zu Paris wohnhafter Mitglieder, und einer gleichen Anzahl Aſſociés in den verſchiedenen Theilen der Republik beſtehen, auch ſollte außerdem jede Klaſſe ſich auswärtige Gelehrte zugeſellen können. Anfänglich ward das Inſtitut in drei Klaſſen, jede mit mehreren Sectionen getheilt, von denen die erſte die phyſikaliſchen und mathematiſchen, die zweite die moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften, die dritte endlich die Literatur und die ſchönen Künſte in ganzer Ausdehnung begreifen ſollte; die Zahl der wirklichen Mitglieder ward ohne die Aſſociés auf 144 beſtimmt. Seine endliche Organiſation erhielt jedoch das Nationalinſtitut durch ein Arrêté vom 3. Pluviôſe des Jahres 11 (23. Januar 1803). Hierdurch ward daſſelbe in vier Klaſſen getheilt: 1) die Klaſſe der phyſikaliſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften mit 64 Mitgliedern; 2) die Klaſſe der franzöſiſchen Sprache und Literatur mit 40 Mitgliedern; 3) die Klaſſe der Geſchichte und alten Literatur mit 40 Mitgliedern, und 4) die Klaſſe der ſchönen Künſte mit 28 Mitgliedern. In dem letzten Jahre des kaiſerlichen Frankreichs nahm das National=Inſtitut den Namen eines kaiſerlichen Inſtituts an. Nach der Reſtauration der Bourbons iſt es wieder in ſeine erſten Beſtandtheile der drei, im Anfang dieſes Art. genannten Akademien zerlegt worden. Ausgeſchloſſen wurden außer den ſ. g. Königsmördern auch mehrere Mitglieder, die ſich vormals der Revolution zu geneigt gezeigt hatten. CZ.

Inſtitution, ſ. Corpus juris und römiſches Recht.

Inſtrument (überhaupt ein jedes Werkzeug), in der juriſtiſchen Sprache eine förmlich aufgenommene Urkunde (z. B. Notariats=Inſtrument) — in der Muſik, und vorzugsweiſe, ein Ton= oder Klangwerkzeug, muſikal. Inſtrument. Sie theilen ſich in Blas= und Saiteninſtrumente. S. dieſe und d. Art. Inſtrumentalmuſik.

Inſtrumentale Arithmetik. Sie zeigt den Gebrauch me=

chaniſcher Hülfsmittel bei gewiſſen Rechnungsoperationen. Der Abacus der Römer, das Reihen knöcherner Kügelchen auf Drathſaiten bei den Chineſen, die Neper'ſchen Rechenſtäbchen, Paſcal's Rechenmaſchine, desgleichen die von l'Epine und Boitiſſendeau und das Rechnungswerkzeug des Prof. Polemus zu Padua, gehören hieher.

Inſtrumentalmuſik iſt diejenige Muſik, welche bloß von muſikaliſchen Inſtrumenten ausgeübt, und deßhalb von der Vokalmuſik, welche aus den Tönen der menſchlichen Stimme entſteht, unterſchieden wird. Daß alle Inſtrumentalmuſik urſprünglich eine Nachahmung des menſchlichen Geſanges ſei, kann, wo nicht hiſtoriſch, doch wenigſtens phyſiologiſch und philoſophiſch bewieſen werden. Denn die Töne der menſchlichen Kehle klangen dem Ohre zu lieblich, als daß der Menſch nicht hätte auf die Erfindung kommen ſollen, dieſe Töne auch durch den Klang todter Körper hervorzubringen. Somit entſtand wahrſcheinlich unter allen muſikaliſchen Inſtrumenten die Flöte am erſten, weil es ſehr natürlich war, daß Leute, welche im Freien lebten, zufällig ein gehöhltes Rohr an den Mund ſetzten, und durch Einblaſen des Athems einen Ton aus demſelben hervorlockten. Die Entſtehung der Saiteninſtrumente, als weit zuſammengeſetzterer Körper, fällt wahrſcheinlich in ſpätere Zeit. Die Inſtrumentalmuſik der Griechen beſchränkte ſich auf wenige Inſtrumente, unter denen die Flöte, die Zither und die Poſaune, welche den unſrigen gleiches Namens nicht ganz glichen, die vornehmſten waren. Bei den Neuern hatte die Inſtrumentalmuſik ebenfalls einen geringen Urſprung. Es leuchtet von ſelbſt ein, daß man ſich derjenigen Inſtrumente, auf welchen man eine Melodie ſpielen konnte, zuerſt bediente; denn man hatte oder mußte ja den Zweck haben, diejenigr Melodie, welche bereits mit Hülfe der menſchlichen Stimme erfunden war, nun auch auf dieſen Inſtrumenten nachzuahmen. So entſtand der Gebrauch der Geige, als eines Hauptinſtruments. Warum die Flöte, als ein weit älteres Inſtrument, gewiſſermaßen von der Geige verdrängt wurde, läßt ſich leicht erklären: das Spiel eines Saiteninſtruments iſt bei weitem nicht ſo ermüdend als das eines Blasinſtruments; und der Ton der Geige ſticht mehr ab von der Menſchenſtimme, dahingegen die Flöte mit derſelben zu ſehr verſchmilzt, und alſo weniger Befriedigung gewährt. Das Inſtrument, welches die Melodie zu ſpielen vermochte, war alſo gefunden. Was iſt natürlicher, als daß man, da jede moraliſche und phyſiſche Thätigkeit der Seele eine Grundlage haben will, nun auch bemüht war, zu jener Melodie einen Stützpunkt, auf welchem ſie um ſo ſicherer einherſchreiten könnte, zu erfinden? Auf dieſe Weiſe verfiel man auf die Verfertigung der Baßinſtrumente. Es konnte aber nicht lange währen, ſo fühlte man das Bedürfniß, die großen und leeren Zwiſchenräume zwiſchen den hohen Tönen der Geigen- und den tiefen der Baßinſtrumente, welche das Ohr ſehr unbefriedigt ließen, auszufüllen; nun entſtanden die Bratſche (die tiefere Geige) und das Violoncell (der höhere Baß), mit deren Tönen jene Zwiſchenräume auf eine dem Ohre ſehr angenehme Weiſe ausgefüllt wurden. Da hiedurch der vierſtimmige Geſang, deſſen Erfindung wir eben ſo gut, als die Erfindung jeder anderen Kunſtbeſtrebung, einer bloß mechaniſch bedingten Urſache zuſchreiben, begründet war: ſo ſcheinen die italieniſchen Componiſten bis faſt in die Mitte des vorigen Jahrhunderts kein Bedürfniß gefühlt zu haben, ſich außer den Geigen und Bäſſen noch anderer Inſtrumente zu bedienen; wenigſtens findet man in den Compoſitionen jener Zeit nur ſelten ein Blasinſtrument angewandt. Wie aber die menſchliche Natur Alles ſteigert und modelt, ſo fingen auch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die italieniſchen Compo-

..en an, den Geigeninſtrumenten noch die Hoboe und das Horn beizu..en; die Flöte dagegen iſt überhaupt in Italien, beſonders in der ..umentalmuſik, nie ſehr geſchätzt worden. Die Hoboe aber, mit ih..n ſchneidenden, ſtreng abſtechenden Tone, ſchien jenen Componiſten zur ..vorbringung des beabſichtigten Entzwecks am geeignetſten zu ſein. ..t der Erfindung der Hoboe waren die Geigen unterſtützt, aber es ..r ein Mißverhältniß entſtanden, wenn man nicht auch den untern ..mmen eine ähnliche Stütze hätte geben wollen. Dies geſchah durch ..ühung des Horns. Hoboe und Horn, überdem ſtets nur begleitend ..ie obligat ſpielend, waren und blieben aber auch die einzigen Blas..rumente, deren man ſich faſt bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts .. Italien bediente; ja noch in dieſem Augenblicke ſind die Italiener mit ..n Blasinſtrumenten bei weitem nicht ſo verſchwenderiſch, als die ..utſchen, und noch mehr die Franzoſen. Nachdem aber die melodiſche ..ik der Italiener, die durch den ſtreng vierſtimmigen Satz ohne wei..re Unterſtützung in ſich ſelbſt hinlänglich abgeſchloſſen und qualitativ ..gründet zu ſein ſchien, von den deutſchen Componiſten, beſonders von ..zart, auch quantitativ zur harmoniſchen vielfach ausgebildet worden ..r, fand man den Kreis jener wenigen Inſtrumente zu eng begränzt, ..d es wurden nun, je nachdem man eine beſondre Wirkung beabſich..te, bei den neuern Compoſitionen auch alle bekannten Blasinſtrumente ..gewandt. So wie ſich indeß die erſten deutſchen Componiſten der ..lle der Inſtrumente des innern qualitativen Effects wegen bedienten: ..o begannen die neuern franzöſiſchen Componiſten und ihre Nachahmer ..ter den Deutſchen hingegen alle Inſtrumente nur der äußern, quanti..tiven Ohrenbetäubung wegen, und bei jeder Veranlaſſung in Bewe..gung zu ſetzen. Daher die wenigen Noten in den italieniſchen, die vie..len in den deutſchen, der ſtete Überfluß an denſelben in den neuern fran..zöſiſchen Partituren. So viel über die hiſtoriſche Entſtehung der In..ſtrumente und überhaupt der Inſtrumentalmuſik. Was ihren äſthetiſchen ..Charakter anbetrifft, ſo iſt dieſer bisher von den meiſten Kritikern ver..kannt worden. Da nämlich die Muſik ihrem Weſen nach rein roman..tiſch iſt, d. h. da ſie mit Ausſchluß alles deſſen, was dem Verſtande an..heim fällt, nur die Sehnſucht nach einem unbekannten, außer uns lie..genden Etwas darzuſtellen und auszudrücken ſucht: ſo folgt daraus, daß ..ie im eigentlichen Verſtande keiner Worte bedarf, um in unſerer Seele ..die beabſichtigte Wirkung hervorzubringen. Nichtsdeſtoweniger kann ..die bloße Inſtrumentalmuſik, inſofern ſie dennoch immer nur eine Nach..ahmung der Vokalmuſik iſt, dieſer durchaus nicht vorzuziehen, ſondern ..ſtlügerweiſe nur mit derſelben gleichzuſtellen ſein. Übrigens iſt hier noch ..zu bemerken, daß man unter Inſtrumentalmuſik auch die Inſtrumental..ſtücke verſteht, und dieſe allen muſikaliſchen Stücken entgegenſetzt, ..in welchen ſich Geſang befindet, ſo daß ſie auch eben ſo wenig die bloße ..Begleitung zu dieſem bedeutet. Im Allgemeinen gehören zur Inſtru..mentalmuſik Sinfonien und Ouvertüren, Solo's, Duetts, Terzetten, Quar..tetts, Quintetts ꝛc., Sonaten und Phantaſieen, Concerte für einzelne Inſtrumente, Tänze, Märſche und andere Stücke. Pq.

Inſurrection, Inſurgenten. Die Grundbedeutung dieſes, in der letzten Zeit ſo oft gehörten und verſchieden gedeuteten Worts iſt ..mit Aufſtand oder Aufruhr (ſ. d. Art.) vollkommen gleichbedeutend, doch ..wird das Wort gewöhnlich nur gebraucht, um einen allgemeinern Auf..ſtand, einen allgemeinern Aufruhr zu bezeichnen. Hier erwähnen wir nur ..einer beſondern Bedeutung, welche das Wort im ungariſchen Staats..rechte hat. Dort bedeutet es den Aufſtand des geſammten Reichsadels

Digitized by Google

in Maſſe, den der König bei dringenden Gefahren zur Vertheidigu
der Grenzen durch ein allgemeines Aufgebot (Heerbann) aufzurufen
fugt, und dem zufolge alsdann jeder Adeliche verbunden iſt, in Perſ
bewaffnet im Felde zu erſcheinen. Noch in neuern Zeiten, zum letz
Male im J. 1809, hat das ungariſche Inſurrectionsheer rühmlich geg
den Feind, der die Grenzen des Vaterlands betrat, gefochten.

Intaglien, tiefgeſchnittene Steine, ſ. Steinſchneidekun

Integralrechnung, ſ. Infiniteſimalrechnung.

Intellectuell, von dem lateiniſchen Worte intellectus, Ve
ſtand, bedeutet häufig bloß ſo viel als verſtändig, einſichtsvoll, geiſt
auch dem Erkennen angehörend, auf dem Erkennen beruhend, en
gegengeſetzt dem Moraliſchen und Äſthetiſchen, z. B. in dem Ausdruc
intellectuelle Bildung. Wird dieſer Ausdruck von Erkenntniſſen g
braucht: ſo verſteht man darunter ſolche, die aus dem Verſtande en
ſprungen ſind, im Gegenſatz der ſenſuellen oder ſenſitiven, die aus d
Sinnen und der Empfindung entſpringen; die Gegenſtände dieſer E
kenntniß nennt man aber intelligibel, nur dem Verſtande oder der Ve
nunft erkennbar. So iſt z. B. der Satz, daß alle Veränderungen ei
Urſache haben, eine intellectuelle Erkenntniß. Die Philoſophie Fichte
und Schelling's redet von einer intellectuellen Anſchauung, welche nich
anders iſt, als die unmittelbare, reine Selbſtanſchauung oder die nic
ſinnliche Anſchauung des Abſoluten. „Ich ſchaue mich ſelbſt an, heiß
es in der unmittelbaren, in ſich zurückgehenden Thätigkeit, wodurch ic
ein Ich bin; dieſe reine Vorſtellung meiner ſelbſt iſt nicht ſinnlich; kein
Wahrnehmung oder Betrachtung meiner ſinnlichen Eigenſchaften, meine
perſönlichen Beſchaffenheit oder Individualität; die Vorſtellung meine
empiriſchen Selbſt ſetzt ſchon die intellectuelle Selbſtanſchauung voraus
denn Ich bin eher, als ich fragen kann, wer ich ſei. Die Anſchauun
des Actes, wodurch das Ich entſteht, das unmittelbare Bewußtſein de
aus ſich ſelbſt hervorgehenden und in ſich ſelbſt zurückgehenden Thätig
keit macht die intellectuelle Anſchauung aus.“ Betrachtet man dies alle
genauer, ſo findet ſich, daß bei Fichte das reine Selbſtbewußtſein al
intellectuelle Anſchauung in ihrer höchſten Abgezogenheit von ſinnliche
innerer Anſchauung erſcheint. Bei Schelling ſollte die intellectuelle An
ſchauung, als Grundbewußtſein der Einheit überhaupt geltend gemach
werden; daher bei ihm die bloß intellectuelle Anſchauung der abſolute
Identität. Es iſt hier der Ort nicht, dies weiter auszuführen. We
ſich darüber weiter unterrichten möchte, was überhaupt die intellectuell
Anſchauung ſolle, und wie ſie in die neuere Philoſophie gekommen ſei
der leſe in dem Werke Reinhold, Fichte und Schelling von Jacob Fries
S. 224 fgg.

Intelligenz, Vernunftweſen, d. h. ein Weſen, welches im Ver
nunftgebrauche von ſinnlichen Eindrücken unabhängig iſt. Der Menſch
iſt Intelligenz in dem Bewußtſein, daß er, unabhängig von den ſinnli
chen Eindrücken der Luſt und Unluſt, ſeine Vernunft zum Handeln ge
brauchen, ſeinen Willen frei durch eigene Geſetze beſtimmen kann, und
hiedurch iſt er in eine andere Ordnung der Dinge geſetzt, als die der
Sinnenwelt iſt. Die höchſte Intelligenz iſt die Gottheit, welche wi
nicht anſchauen können, weil ſie kein ſinnliches Weſen iſt, und in der Er
kenntniß nicht, wie wir, von ſinnlichen Eindrücken abhängt, ſondern di
Dinge erkennt wie ſie ſind, nicht bloß wie ſie erſcheinen. Nach Fichte
beſteht das Weſen der Intelligenz in der Ichheit der Selbſtheit; ſie ſieh
ſich ſelbſt zu, ſchaut ſich ſelbſt an; Sein und Wiſſen iſt in ihr unzer
trennlich; was ſie nicht anſchaut, das iſt für ſie nicht, ſie ſelbſt iſt nur

indem ſie ſich ſelbſt ſieht, alſo auf ſich ſelbſt handelt. Was für die Intelligenz ſein ſoll, das muß ſie in gewiſſem Verſtande ſelbſt ſein, das muß ſie in ſich ſelbſt anſchauen: denn ihr Weſen beſteht darin, daß ſie ſich ſelbſt zuſieht. Sie kann nichts ſein und in ihr kann nichts ſein, was ſie nicht ſetzt, was ſie nicht anſchaut, dem ſie nicht zuſieht. Das vorſtellende Weſen iſt Alles, was es iſt, und was für daſſelbe iſt, nothwendig für ſich ſelbſt, und nur inſofern iſt es Intelligenz, deren Charakter durch Ichheit bezeichnet wird. Es iſt ſich ſelbſt Object, erſcheint ſich ſelbſt, handelt auf ſich ſelbſt: alle Dinge, die für daſſelbe ſind, müſſen in ihm ſein, zu ihren eigenen Selbſterſcheinungen gehören, Gegenſtände ihrer Selbſtbeſchauung ausmachen. Wenn man das Sich ſelbſt zuſehen das Ideale und das Sein das Reale nennt, ſo kann man ſagen, das Ideale und Reale iſt unzertrennlich vereinigt. In dieſer unzertrennlichen, unmittelbaren Vereinigung des Zuſehens und Seins, des Idealen und Realen, beſteht eben das Weſen der Intelligenz, die Natur des Ich, der Charakter des Geiſtes. — Man darf nicht vergeſſen, daß dieſe Anſicht lediglich von dem idealiſtiſchen Standpunkte aus kann erhalten werden. Bei unſern Sprachmengern bedeutet Intelligenz oft nichts weiter als Einſicht, Verſtändigkeit, Vernünftigkeit. dd.

Intelligenzblätter heißen ſolche wöchentlich gedruckte Bogen, in welche Nachrichten eingerückt werden, die ſchleunig zur öffentlichen Einſicht, Kenntniß, (Intelligenz) kommen ſollen. Die Anſtalt, an welche dergleichen Nachrichten ſchriftlich eingeliefert werden, und welche ſie darauf durch den Druck bekannt machen läßt, wird ein Intelligenz-Comptoir (Nachweiſungsanſtalt) genannt. Bei den Römern vertraten die Acta populi Romani, in welchen die Gebornen, Geſtorbenen, Hochzeiten, Eheſcheidungen, Todesſtrafen, Adoptionen, Manumiſſionen, wie auch die Ankunft der Fremden aufgezeichnet wurden, und welche jedermann leſen und nachſchlagen durfte, die Stelle ſolcher öffentlichen Nachrichten, welche auch ſpäterhin an öffentliche Gebäude und dazu errichteten Säulen angeſchlagen wurden. Den erſten Vorſchlag, ein Intelligenz-Comptoir zu errichten, in welchem alle Nachrichten eingegeben und zu Papiere gebracht würden, damit die Nachfragenden beſchieden werden könnten, ſoll der Vater des Montagne, der 1569 ſtarb, gethan haben; John Innys war hingegen der erſte, der 1637 eine ſolche Anſtalt wirklich zu London errichtete. Er nannte es the Office of intelligence, und erhielt vom Könige Karl I. auf 40 Jahre ein Privilegium darüber. In Deutſchland hat der Baron Wilhelm von Schröder, der 1663 ermordet wurde, zuerſt dem Kaiſer Leopold einen Entwurf zu einem Intelligenz-Comptoir überreicht, welchen Herr von Boden 1703 wiederholte, worauf dann 1727 zu Berlin, 1729 zu Halle, 1744 zu Augsburg, 1745 zu Braunſchweig, 1748 zu Nürnberg, 1750 zu Hannover und 1763 zu Leipzig, Intelligenz-Comptoire errichtet wurden.

Intelligibel, ſ. Intellectuell.

Intenſion bedeutet die innere Stärke oder Kraft, Gehalt, wie auch die Verſtärkung der innern Kraft, Anſpannung, im Gegenſatze der Extenſion oder Ausdehnung. So ſpricht man von einer Intenſion der Gefühle, wenn man die Innigkeit derſelben anzeigen will; in welchem Sinne man ſich auch des Beiworts intenſiv bedient. Intenſives Leben iſt ein ſolches, deſſen Dauer man nicht nach der Zeit, ſondern nach der Thätigkeit berechnet. Intenſiv vergrößern heißt dem innern Werthe nach erhöhen. Ein Verbum intensivum (in der Sprachlehre) iſt ein verſtärkendes Zeitwort: z. B. betteln iſt das Verbum intensivum von bitten. Intenſivität iſt eben ſo viel als intenſive Stärke, d. h. die in-

nere, nicht von der Qualität der Theile abhängende Wirkſamkeit ei[n]
körperlichen Stoffes.

Interdict hieß in der römiſchen Rechtspflege eine Zwiſchenv[er]ordnung des Prätors, durch welche bei ſtreitigem Beſitze der Heraus[ge]worfene bis nach Austrag der Sache in Beſitz geſetzt wurde; ſod[ann] ſpäterhin der große Bann, mit dem der Papſt ganze Städte, Provin[zen] und Länder zur Strafe der Widerſetzlichkeit belegte, welche ſich die E[in]wohner oder die Regenten gegen ihn und die Geiſtlichkeit hatten zu Sch[ul]den kommen laſſen. Er war im Mittelalter der furchtbarſte Schl[ag] der das Volk und die Fürſten treffen konnte. Aller Gottesdienſt hö[rte] auf, die Kirchen wurden verſchloſſen, keine Glocken durften mehr gelä[u]tet, keine Sacramente verwaltet, keine Leichen mit kirchlicher Fei[er]lichkeit beerdigt werden; was ſonſt heilig und ſegensvoll hieß, Kreu[ze,] Gnadenbilder, Altäre, waren nun entweiht und kraftlos. Dieſer Ba[nn] wurde zuerſt von Gregor V. 998 gegen Frankreich, deſſen König Rob[ert] ſich von ſeiner im 4. Grade mit ihm verwandten Gemahlin Bertha ni[cht] trennen wollte, ausgeſprochen, und dieſer Monarch mußte, um eine v[öl]lige Empörung der Nation zu verhüten, endlich nachgeben und ſich v[on] ſeiner Gemahlin trennen. Noch bedeutendere Folgen hatte das 1208 v[on] Innocenz III. über England verhängte Interdict, welches durch des K[ö]nigs Johann Weigerung, den Petersgroſchen eintreiben und dem Pap[ſte] das Patronat über die engliſchen Biſthümer zu laſſen, verurſacht wur[de.] Nachdem das Interdict ſechs Jahre lang gedauert hatte, mußte Joha[nn] nicht nur das Verweigerte geſtatten, ſondern auch, unter den ſchimpfli[ch]ſten Demüthigungen und Büßungen, die ihm abgeſprochene Krone a[ls] päpſtl. Lehn wieder annehmen, und die empörten Großen des Reic[hs] 1215 durch die Unterzeichnung der berühmten Magna Charta, zufried[en] ſtellen. Je öfter indeß die Päpſte ſich dieſes Mittels, die Fürſten [zu] demüthigen und die Völker zu zwingen, bedienten, deſto mehr verlor [es] von ſeiner Kraft, und wenn ſie auch fortfuhren, in wichtigen Fällen d[as] Interdict zu verhängen, und den Bann zu verſuchen: ſo kennt doch [die] neuere Zeit keinen ſpätern Bann als jenen des Papſtes Pius VII. wid[er] Napoleon.

Intereſſe, intereſſant (von dem lateiniſchen interesse, dab[ei] ſein, daran gelegen ſein). Intereſſe iſt der Antheil, den wir an ein[er] Sache nehmen; in Hinſicht des Gegenſtandes ſelbſt, der Reiz, oder [die] Wichtigkeit, die ſie für uns hat. Daher ſagt man in letzterer oder o[b]jectiver Rückſicht: ich habe ein Intereſſe bei der Sache, oder bin [bei] der Sache intereſſirt, d. h. ich bin bei derſelben beantheiligt, in dieſe[lbe] verwickelt, ferner: ein Gegenſtand intereſſirt mich (hat für mich Intereſſ[e]) wenn er etwas Anziehendes, eine Wichtigkeit für mich hat, und m[an] nennt ihn in ſo fern intereſſant, d. i. wichtig, beſonders anziehend, r[ei]zend, z. B. eine Perſon, wenn ſie unterhaltend iſt; in erſterer oder ſu[b]jectiver Hinſicht aber: ich intereſſire mich für einen Gegenſtand, d. [h.] nehme Antheil an ihm, (daher Intereſſent, Theilhaber, Theilnehme[r]) laſſe mir ihn angelegen ſein, z. B. ich intereſſire mich für eine Perſ[on,] d. i. ich nehme auf ſie vorzügliche Rückſicht, verwende mich für ſie u. ſ. [w.] Letzteres ſetzt voraus, daß ein Gegenſtand ein Intereſſe für mich ha[be,] oder mir intereſſant ſei. Das Intereſſe der Menſchen, d. i. der Geg[en]ſtand, für welchen ſie ſich intereſſiren, ſo wie der Grund, warum, u[nd] die Art, auf welche ſie ſich für ihn intereſſiren, iſt verſchieden nach der [Art] und den Graden ihrer Bildung. Dem ſinnlichen Menſchen iſt nur [das] Sinnliche, oder der Nutzen und Gewinn intereſſant, und man nennt [da]her dieſen Antheil, um ſo ſtärker er iſt, Intereſſe im engern und nied[e]

Sinne, d. i. Eigennutz, angelegentliche Sorge für ſeinen Vortheil, auch dieſen Vortheil oder Gewinn ſelbſt Intereſſe, beſonders wenn er ſich auf Geld oder Geldeswerth bezieht; daher auch in der Mehrzahl die Intereſſen im bürgerlichen Leben, die Zinſen von Kapitalien und Grundſtücken genannt werden. Nicht minder hat jeder Stand, jede Lebensart, jedes Geſchlecht ein eigenthümliches Intereſſe. Von dieſem beſondern Intereſſe unterſcheidet man daher das, was allen Menſchen intereſſant ſein ſollte, was mithin an ſich intereſſant iſt, und was man unter Gebildeten ſchlechthin intereſſant nennt. Intereſſant in dieſer Bedeutung iſt nichts Gemeines und Gewöhnliches, ſondern nur das, was auf eine ausgezeichnete Weiſe die höheren Thätigkeiten des Geiſtes beſchäftigt oder ein eigenthümlicher Ausdruck derſelben iſt, wenn es auch nicht immer unmittelbar ein reines Luſtgefühl erwecken ſollte, auf welchem freilich größtentheils und vorzüglich das Intereſſe beruht; was mithin entweder durch ſeine bedeutſame Form oder ſeinen wichtigen Inhalt die Aufmerkſamkeit des Gebildeten, der jene Kräfte übt und zu einem allgemeinen Grade ausbildet, an ſich zieht, insbeſondere aber das, was ſich auf Menſchheit, ihre Beſtimmung und eigenthümliche Darſtellung in der Wirklichkeit und Kunſt bezieht, oder mit ihr in einem ſeltſamen Widerſpruche ſteht. Das Intereſſante iſt ſonach nicht immer das Schöne, obgleich das Schöne in gewiſſem Sinne intereſſiren muß. Intereſſant iſt z. B. in der Kunſt auch das Erzeugniß einer großen, eigenthümlichen Kraft, welcher die Vollendung des Schönen noch mangelt, und man nennt auch eine Perſon, ihr Betragen, ihre Phyſiognomie intereſſant, (d. i. durch einzelne hervorſtechende oder eigenthümliche Züge die Aufmerkſamkeit, vorzüglich mit Wohlgefallen, an ſich ziehend,) wenn ſie auch nicht ſchön, (d. i. in vollkommen ausgebildeter Form einen bedeutungsvollen Charakter verſchließend) genannt werden darf. T.

Interim. Nach Überwältignng des ſchmalkaldiſchen Bundes erließ der übermüthige Kaiſer Carl V., um, außer den politiſchen Verhältniſſen, auch das Religionsweſen in Deutſchland auf den alten Fuß zu ſetzen, eine Verordnung, wie es einſtweilen (daher ſie das Interim genannt wurde) bis zur Entſcheidung eines allgemeinen Concils mit Kirchenverfaſſung, Lehre und Gebräuchen in Deutſchland gehalten werden ſollte, und gab ihr auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 die Kraft eines Reichsgeſetzes. Nur der Kelch im Abendmahle und die Prieſterehe waren den Proteſtanten darin nachgelaſſen; in allem übrigen ſollten ſie die ſchon ſeit mehr als 20 Jahren außer Gebrauch gekommenen Formen und Ceremonien des Katholicismus wieder beobachten. Die Proteſtanten wußten indeß durch Unterhandlungen und halbe Befolgung Zeit zu gewinnen, bis ihnen der paſſauer Vertrag 1552 und der Friede zu Augsburg 1555 vollkommene Religionsfreiheit ſicherten. E.

Interjectionen heißen in der Grammatik diejenigen Partikeln, welche eine Gemüthsbewegung bedeuten und in einem Ausruf beſtehen. Der Menſch, zumal der rohe, der von einem irgend heftigen Gefühl ergriffen wird, äußert dies durch mehr oder weniger artikulirte Töne, z. B. das Erſtaunen durch ein Ah! oder Oh! den Schmerz durch Weh! oder Au! die Furcht durch Hu! u. ſ. w. So verſchiedene Arten der Gemüthsbewegung es gibt, die ſich in Ausrufungen äußern können, ſo verſchiedene Arten von Interjectionen gibt es auch. Unſchicklich haben die Grammatiker einen eignen Redetheil (pars orationis) aus ihnen gebildet.

Intermezzo, Zwiſchenſpiel, iſt keine Erfindung der Neuern; denn ſchon die Alten kannten gewiſſe kurze, abgeriſſne, locker in einan-

Digitized by Google

der verwobene Darſtellungen, durch welche ſie den Übergang von eine Stücke zu dem andern machten. So wie ſie Prologe und Epiloge ha ten, die dazu beſtimmt waren, vor und nach dem Stücke die Zuſchau in eine befriedigende Beziehung mit demſelben zu ſetzen, ſo dienten au ſolche Zwiſchenſpiele dazu, das vorhergehende Stück gleichſam mit de folgenden zu verbinden, und längere Zwiſchenräume der Zeit auszufülle Gegenwärtig gibt man den Namen Intermezzo hauptſächlich kleinen k miſchen Opern, welche nur für eine, höchſtens zwei Perſonen geſchriebe ſind, aber weder mit dem vorhergehenden, noch mit dem nachfolgende Stücke in irgend einer Verbindung ſtehen. Da die Kritik an dieſe A Erzeugniſſe, eben weil ſie durch die geringe Anzahl Perſonen ſehr b ſchränkt ſind, keine ſtrenge Anfoderungen zu machen ſcheint; ſo füh man ſich von denſelben hinlänglich befriedigt, wenn ſie ſich nur dur Laune und komiſche Kraft auszeichnen, ohne es gerade mit dem inner regelmäßigen Zuſammenhange derſelben ſehr genau zu nehmen. Di neuern Intermezzo's ſollen anfangs, wenn man Arteaga's Behauptun trauen darf, Madrigale geweſen ſein, welche von mehreren Stimme zwiſchen den Aufzügen abgeſungen wurden, und auf das Stück Bezie hung hatten. Als eins der älteſten und ſchönſten nennt man il Com battimento d'Apolline col serpente von Bardi. Bald aber entfernte ſich dieſe Madrigale von ihrer erſten Beſtimmung, und ſtellten eign Handlungen für ſich vor. In der Darſtellung ſolcher Intermezzo's ha ſich beſonders in der letzten Zeit Bianchi, und unter den Deutſchen El menreich rühmlich ausgezeichnet. Pq.

Internuntius wird derjenige Geſandte oder Unterbohtſchafte genannt, welchen der Papſt an auswärtigen kleinern Höfen, oder be Republiken hält. Ein Geſandter des Papſtes, bei Kaiſern und Königen heißt Nuntius (S. Nuntien). Auch heißt der ordentliche öſterreichi ſche Bothſchafter zu Konſtantinopel Internuntius.

Interpolation, ſo viel als Einſchaltung, iſt ein Kunſtwort de Mathematik, und bedeutet das Bilden eines Gliedes in einer Reihe vo Größen aus den Gliedern einer andern Reihe, oder auch von Zwiſchen gliedern zu den gegebenen Gliedern einer Reihe. Es gibt gewiſſe ana lytiſche Formeln, nach denen die Einſchaltung bewirkt wird. In de philologiſchen Kritik nennt man Interpolation die Einſchaltung vo Zuſätzen in eine Schrift, Verfälſchung des Schriftſtellers durch einge ſchobene (interpolirte) Stellen. M. L.

Interpretation, ſ. Erklärung, Exegeſen. Hermeneutik.

Interpunktion und Interpunktionszeichen. Interpunktion nennt man die Abtheilung einzelner Worte, ganzer Sätze und vollſtän diger Gedankenreihen durch gewiſſe Zeichen, welche theils die Verbindung theils die Trennung deſſen, was dem Sinne nach zuſammen gehört ode getrennt werden muß, theils auch die Hebung und Senkung der Stimm andeuten (von interpungere, Zwiſchenpunkte machen). Das, was wi jetzt Interpunktion nennen, und das ganze darüber aufgeſtellte Syſtem iſt ein Eigenthum der neuern abendländiſchen Sprachen. Die Morgen länder kennen nur Ton=, aber keine eigentliche Interpunktionszeichen die Römer kannten zwar den Namen (Cic. de oratore III. 44. und 46 Senecae ep. 40.), verbanden aber damit einen ganz andern Begriff Ihre Interpunktion war, ſo wie die der Griechen, größtentheils eine blos oratoriſche, d. h. ſie bezog ſich nur auf den Vortrag und die Decla mation der Worte, und wurde oft gar nicht, oder höchſtens durch einen Punkt am Ende des Satzes, oder durch neue Linienanfänge und Abſätze (versus στιχοι) angedeutet. Die neuere, größtentheils grammatiſche

Interpunktion dagegen war ſpätern Urſprungs, und angeblich eine Erfindung des alexandriniſchen Grammatikers Ariſtophanes, welche von den ſpätern Grammatikern mehr ausgebildet wurde, ſich aber zu Carls des Großen Zeiten ſchon wieder ſo verloren hatte, daß er für nöthig fand, ſie durch Warnefried und Alcuin wieder herſtellen zu laſſen. Sie beſtand anfangs nur in einem, auf dreifache Art angebrachten Punkt (Stigma, daher in der Diplomatik Stigmeologie, die Interpunktionslehre) und bisweilen noch in einem Striche, die beide auf ſehr verſchiedene Art geformt wurden. Da man aber bei dem Gebrauche dieſer Zeichen keine beſtimmten Regeln befolgte, und ſich ihrer zur nothdürftigen Abtheilung der Sätze ſehr willkürlich bediente: ſo behielt die Interpunktion noch immer viel Schwankendes, bis zu Ende des 15. Jahrh. die gelehrten venetianer Buchdrucker Manucci (Manutius) die Interpunktionszeichen vermehrten, und ſich ihrer nach feſtern Regeln zu bedienen anfingen. Ihr Beiſpiel wirkte bald ſo allgemein, daß man ſie allerdings als Schöpfer der jetzigen Interpunktionsmethode betrachten kann, und es iſt (wenn gleich Heynatz und einige andere neuere Grammatiker auf Vermehrung der Interpunktionen antrugen) ſeit jener Zeit, außer einzelnen genauern Beſtimmungen, nichts hinzugethan worden. Die ſämmtlichen allgemein-üblichen Interpunktionszeichen ſind nämlich folgende: 1) das Komma (,) (Strich, Beiſtrich), ſteht vor allen beziehenden Fürwörtern; vor und nach eingeſchobenen Worten oder kurzen Zwiſchenſätzen; vor und nach Erklärungsbegriffen (Appoſitionen); vor allen Bindewörtern (Conjunctionen), durch welche einfache Sätze mit einander verbunden werden; zwiſchen mehreren einzelnen, nicht durch Bindewörter mit einander verbundenen Haupt- und Beſchaffenheitswörtern (Subſtantiven und Adjectiven), und überhaupt zum Unterſchiede der einzelnen Theile einfacher Sätze. 2) Das Semikolon (;) (Punktſtrich, Strichpunkt) beſtimmt mehr als das Komma, aber weniger als das Kolon. Es ſteht in den Sätzen und Perioden, welche aus mehreren Gliedern beſtehen, beſonders wenn dieſe Glieder von einiger Länge ſind, beſonders, um den Nachſatz von dem Vorderſatz in ſolchen Sätzen zu trennen, welche eine Urſache, Erklärung, Einſchränkung und Folgerung enthalten, gewöhnlich vor den Worten aber, denn, allein, wiewol, indeſſen, dennoch, nur, hingegen u. ſ. w. 3) Das Kolon (:) (Doppelpunkt), ſteht vor einem Nachſatze, wenn der Vorderſatz zuſammengehängt, beſonders wenn er durch ein Semikolon oder mehrere abgetheilt geweſen; wenn man ſeine eigenen oder eines anderen Worte unmittelbar anführt, und die Ankündigung vorher anzeigt; wenn man Beiſpiele anführt, oder eine oder mehrere Sachen gleichſam aufzählt; und wenn ſich der Sinn oder die Kraft einer ganzen Stelle in einem einzigen Worte, oder in einigen Worten concentrirt. 4) Das Punktum (.) (Schlußpunkt), ſteht am Ende jedes vollſtändigen Satzes, der weder eine Frage noch einen Ruf enthält; und als Abkürzungszeichen bei unausgeſchriebenen Worten, nach bloßen Anfangsbuchſtaben von Worten und Namen, ſo wie bei Zahlen, jedoch richtig nur bei Ordnungszahlen, oder bei ſolchen Grundzahlen, die für Ordnungszahlen gelten, wohin beſonders auch die Jahrzahlen gehören. Mehrere neben einander geſetzte Punkte bezeichnen einen abgebrochenen, unvollendeten Satz, oder im umgekehrten Falle die Mangelhaftigkeit einer Rede von vorn herein, oder überhaupt andere Lücken, z. B. nach Anfangsbuchſtaben von Namen, die man aus guten Gründen nicht ausſchreiben will. 5) Das Fragezeichen (?) (Fragpunkt) dient, den Ton der lebendigen Stimme in der Schrift zu erſetzen, und wird nach jeder unmittelbaren

Digitized by Google

Frage geſetzt. Wird aber eine Frage nur mittelbar oder erzählun[gs]weiſe angeführt, ſo iſt das Fragezeichen nicht nöthig. 6) Das Aus[ru]fungszeichen (!) (Rufzeichen), wird an das Ende ſolcher Sätze geſ[etzt], welche einen Befehl, Ausruf, Wunſch, Verwunderung, Betheurung, o[der] lebhafte Gemüthsbewegung ausſprechen; desgleichen nach allen Emp[fin]dungswörtern, wenn ſie allein ſtehen, und nach allen Worten, wenn [ſie] mit Affect ausgeſprochen werden. Erſtreckt ſich der Ausruf auf [den] ganzen Satz, ſo erhält dieſer das Ausrufungszeichen, und das Emp[fin]dungswort nur ein Komma, oder wird gar nicht unterſchieden. Fehl[er]haft ſteht es am Eingange der Briefe, ſogleich nach der Anrede. Se[ine] Verdoppelung als Zeichen der verſtärkten Empfindung, oder des Tad[els] (!! wol gar !!!), ſo wie die des Fragezeichens (??), iſt mit Vorſi[cht] zu gebrauchen. 7) Das Theilungs=, Trenn= oder Bindezeichen (= o[der] auch -) ſteht am Ende der Zeilen, um die durch den Raum verurſa[chte] Trennung der zu einem Worte gehörenden Sylben anzudeuten, fer[ner] zwiſchen zwei Begriffen, die zwar zu Einem Ganzen verbunden ſind, [die] man aber, da jeder ſeinen eigenen Urſprung und ſeine beſondere Abſta[m]mung hat, iſolirt denken und verſtehen kann; oder wenn man bei ein[em] zuſammengeſetzten langen Worte die Etymologie (Ableitung) desſel[ben] anzeigen, und ſeine leichte Überſicht, ſo wie das richtige Leſen desſel[ben] befördern will; oder wenn ein oder mehrere vorhergehende Worte [ſich] auf ein gemeinſchaftliches Schlußwort beziehen, z. B. Polizei= und P[ro]ceßordnung. 8) Die Parentheſe, der Einſchluß, das Einſchließung[s]zeichen (( ) oder ([), auch durch zwei Striche bezeichnet), wird gebrauc[ht], wenn ein eingeſchobener Nebenſatz von der übrigen Rede unterſchied[en] werden ſoll, deßgleichen bei erklärenden Beiſätzen und Beiwörtern, u[nd] wenn man einen ganz fremdartigen Begriff, nach einer eigenen und v[on] dem andern Satze verſchiedenen Stellung und Conſtruction, in die Mi[tte] ſetzt. Das Zeichen [] braucht man auch dann, wenn man mitten in [der] angeführten Rede eines Andern etwas anzumerken hat, damit der Le[ſer] dieß nicht für eine, in die Rede ſelbſt gehörige Parentheſe halte. 9) D[er] Gedankenſtrich (—) (Querſtrich, Pauſe) findet da ſeine Anwendun[g], wo man die Aufmerkſamkeit des Leſers auf einen Gedanken, auf ei[ne] ſonderbare Wendung, oder auf einen Gegenſatz rege machen, oder au[ch] eine längere Pauſe im Reden, einen verſchwiegenen Gedanken oder ei[ne] Lücke andeuten will. Auch ſteht er zwiſchen Sätzen, welche zwar ei[ne] gewiſſe innere Verwandtſchaft unter einander haben, aber ohne genaue äußere Verbindung zuſammengeſtellt ſind. Deßgleichen wird er g[e]braucht bei plötzlicher Abweichung von der angefangenen Constructi[on] (Anakoluthon). 10) Das Anführungs= oder Citationszeichen („ “) ſteht zur Bezeichnung unmittelbar angeführter fremder Worte und R[e]den, angeführter Bücherſtellen, Beiſpiele u. ſ. w. ſowol bei ganz[en] Sätzen, als bei einzelnen Worten. (Es wird beim Schreiben auch [a]ls Trennungszeichen gebraucht.) 11) Der Apoſtroph (') (Abkürzungsz[ei]chen) bezeichnet die Weglaſſung eines Vokals, beſonders des e und[,] ſeltener einiger andern Buchſtaben. (z. B. bei'm ſtatt bei dem). M[an] darf ihn, außer in Gedichten, nur ſehr vorſichtig brauchen. Es gab ei[ne] Periode, in welcher, durch blinde Nachahmung des humoriſtiſchen Wand[s]becker Bothen, der Apoſtroph ſo ſehr an der Tagesordnung war, d[aß] man ſeinen häufigen Gebrauch für ein ächtes Kennzeichen des Wi[tzes] hielt. Außer dieſen Zeichen kann man weiter keine zu den Interpun[c]tionen rechnen: denn die Anmerkungszeichen (* †), der Paragraph (§), Eintheilungszeichen (entweder durch Buchſtaben oder durch Zahlen), Tonzeichen, und Fortweiſungszeichen (fg. ff.) ſind nur Hülfsmittel zu

…en Verſtändniß des allgemeinen Sinnes einer Schrift oder einzelner …ſtellen, beziehen ſich aber nicht auf den oben aufgeſtellten herrſchenden …griff der Interpunktion. A—s.

Interregnum (Zwiſchenreich), ſ. Deutſchland.

Intervall, Zwiſchenraum, nennt man in der Muſik den Abſtand der Töne in Rückſicht ihrer Höhe und Tiefe, d. i. der verſchiedenen Geſchwindigkeit, mit welcher die Schwingungen der tönenden Körper geſchehen, = Tonverhältniß; auch die Töne ſelbſt, inſofern ſie in dieſe Verhältniſſe ſtehen. Das Gehör empfindet nämlich die Reſultate der Verhältniſſe eben ſo, wie das Auge die mehrere oder mindere Einfachheit oder Symmetrie zweier Verhältniſſe im Raume, ohne die Verhältniſſe ſelbſt erſt zu meſſen, oder die Nähe und Entfernung der Gegenſtände zu berechnen. Ein Tonverhältniß iſt conſonirend, wenn die Schwingungszahlen in ſehr einfachen Verhältniſſen ſtehen: alle dieſe Verhältniſſe laſſen ſich durch die Zahlen 1 bis 6 oder deren Verdoppelungen ausdrücken. Die diſſonirenden Tonverhältniſſe ſind weniger einfach; die brauchbaren beruhen auf Multiplicationen oder Diviſionen der erſtern unter ſich. Die conſonirenden Verhältniſſe ſind dem Ohre für ſich angenehm; die diſſonirenden aber nur, wenn ſie ſich auf etwas Einfacheres beziehen, und zu etwas Einfacherem übergehen. Alle Intervalle werden beim Generalbaß durch Ziffern bezeichnet, und darnach auch benannt: Prime (Grundton), Secunde, Terz, Quarte, Quinte, Sexte, Septime, Octave, (dieſes ſind die einfachen Intervalle,) dann None, Decime ꝛc. Y

Intoleranz, Unduldſamkeit, ſ. Duldung, Freiheit (kirchl.) und Indifferentismus.

Intonation bezeichnet in der Muſik das Angeben der Töne durch Stimme oder Inſtrumente, und die Fähigkeit dazu. Die Intonation iſt in der Muſik von der höchſten Wichtigkeit, weil von der Reinheit derſelben der größte Theil des Vergnügens abhängt, welches wir bei ihr finden; ja die reine Intonation, d. i. die, durch welche der rechte Ton genau getroffen wird, iſt die erſte und unerlaßlichſte Bedingung des Geſanges, und das Ohr kann dieſem, rühre er auch übrigens von der ſchönſten und geübteſten Kehle her, keinen Geſchmack abgewinnen, wenn die Intonation unrein iſt, d. h. wenn ſie entweder etwas über, oder unter dem rechten Tone ſchwebt. Die Urſache des unreinen Intonirens (Diſtoniren), welches man im Italieniſchen stonare, im Franzöſiſchen détoner nennt, und deſſen doppelte Art man im Deutſchen auch durch die Worte herunterziehen (gewöhnlich unterziehen) und hinaufziehen (gewöhnlich aufziehen) ausdrückt, iſt immer noch nicht hinlänglich erklärt, wenn man ſie in einem fehlerhaft, oder nicht genugſam gebildeten Gehöre ſucht. Wir haben Sänger gekannt, die bei einer wahrhaft künſtleriſch ausgebildeten Stimme, überhaupt bei allen Vorzügen einer durch Fleiß und Anſtrengung erworbenen Kunſtgeſchicklichkeit, nicht ſelten in den Fehler der falſchen Intonation verfielen, dieſen ſelbſt erkannten und ihn doch nicht verbeſſern konnten. Es ſcheint daher, als liege die Urſache dieſes Fehlers oft mehr in einer augenblicklichen körperlichen Schwäche, als in der Ungebildetheit des Gehörs. Dem ſei wie ihm wolle, ſo iſt das Studium der reinen Intonation das nothwendigſte Erforderniß bei der Erlernung des Geſanges, und ſie kann nur auf die Weiſe gründlich erlernt und mit Erfolg ausgeübt werden, wenn der Lehrling, nicht, wie es meiſtens zu geſchehen pflegt, mit geſchwinden Stücken, oder gar mit Bravour-Arien, ſondern mit dem langen Aushalten der einzelnen Töne erſt nach ihrer natürlichen, fortſchreitenden Ordnung, dann in

Digitized by Google

ſchweren Intervallen (Singen der Scala, oder Solfeggiren) beginnt. Denn, wird die menſchliche Stimme, ehe ſie durch angeſtrengte Uebun zur Feſtigkeit des qualitativen Tones gelangt, gezwungen, eine Quan titát von Tónen hervorzubringen: ſo muß ſie natúrlich in ſich ſelbſt zer brechen und zu jeder Leiſtung von kráftiger, gediegener Intonation un fáhig gemacht werden. Da wir keine eigentlichen Singſchulen, im Sinn der Italiener, in Deutſchland haben: ſo wird daraus begreiflich, warur der Geſang im Allgemeinen, beſonders aber die Fertigkeit in geſchwin den Paſſagen, ſo wie die reine Intonation der einzelnen Noten, bei wei tem weniger in Deutſchland, als in Italien, zur Kunſt ausgebildet wor den iſt. In Italien, wo das Solfeggiren ein anhaltendes, jahrelange Studium, ja, den vornehmſten Theil der Singekunſt ausmacht, iſt e allein móglich, diejenige Fertigkeit und Biegſamkeit der Stimme zu er halten, die ein charakteriſtiſches Kennzeichen faſt aller italieniſchen Stim men iſt. Náchſt der Reinheit des Tones, kommt es bei der Intonatio auch auf die Fertigkeit an, die Tóne ſchnell und mit Leichtigkeit hinte einander anzugeben. — Was die Intonation der Inſtrumente anbetrifft ſo iſt dieſe allerdings auch großen Schwierigkeiten unterworfen, beſon ders bei den Blaſeinſtrumenten, auf denen ein reiner und ſchóner To weit ſeltener iſt, als auf den Saiteninſtrumenten. Denn bei dieſen háng es bloß von der Fúhrung des Arms, und von dem Inſtrumente ſelbſt ab ob wir einen reinen Ton hervorbringen, oder nicht. Die Intonatio der Blaſeinſtrumente hingegen hángt nicht allein von der Fáhigkeit de Mundes, welche durch Trockenheit der Lippen oder eine andere vorher ſchende Beſchaffenheit des Kórpers bedingt werden kann, ab; ſonder die augenblickliche Beſchaffenheit des Inſtruments, welches der jedesma ligen Einwirkung der Luft unterworfen iſt, ſtellt dem Kúnſtler eine an dere und noch weit wichtigere Schwierigkeit entgegen. Die Erfahrun beſtátigt dieſes: denn gegen zehn ertrágliche Geiger ſieht man kaum zwei Kúnſtler, welche auf Blaſeinſtrumenten genúgen. Daher muß da Studium des Kúnſtlers auf dem Blaſeinſtrumente unabláſſig dahin ge richtet ſein, durch eine im Anſatze der Lippen auf das ſorgfáltigſte beach tete Intonation ſich Schónheit und Leichtigkeit des Tons zu erwerben — Beim Gottesdienſte heißt intoniren einen Geſang anſtimmen, un wird beſonders von dem Geiſtlichen geſagt, welcher vor dem Altar einige Worte ſingend anſtimmt, worauf der Chor dann antwortet. S Antiphonie. Pq.

Intrade (ital. intrata) iſt ein aus vollſtimmiger Inſtrumental muſik beſtehender kurzer Satz, der einem gróßern Tonſtúcke, oder úber haupt einer theatraliſchen Handlung zur Einleitung dient, und mehren theils einen ernſthaften oder feierlichen Charakter behauptet. Urſprúng lich ſcheint die Intrade von den Trompetern herzurúhren, die durch ihr Inſtrumente die Aufmerkſamkeit der Menge auf die folgende, óffentlich oder theatraliſche Handlung rege machen mußten. Nach und nach wurd dieſes, anfangs blos mechaniſche Húlfsmittel kúnſtleriſch behandelt, w man dann zu den Trompeten auch noch die úbrigen úblichen Inſtrument hinzufúgte. So entſtanden endlich die charakteriſirenden Einleitungsmu ſiken, die wir jezt Ouvertúren und Sinfonien (ſ. d. Art. Ouvertúre nennen. Endlich bezeichnet man mit dem Worte Intrade das lármend und an keine beſtimmte Melodie gebundene Untereinanderblaſen eine Trompetercorps, welches ſich am Ende in ein ſanftes Aushalten der Do minante, ihrer Terzen und Quinten verwandelt. — Intraden werde aber auch Staatseinkúnfte und landesherrliche Gefálle genannt.

Introduction heißt in der Muſik eine Einleitungsmuſik, be

...das Geſangſtück, welches in der italieniſchen Oper nach der ...verture folgt.

Invaliden heiſſen diejenigen Soldaten (Gemeine und Offiziere), ..., weil ſie ausgedient haben, oder im Kriege verſtümmelt worden, ... Dienſte untauglich ſind. Mehrentheils werden ſie in einem ...chen Gebäude (Invalidenhaus) vom Staate lebenslänglich erhalten. ... bei den Alten findet man Spuren von einer ähnlichen Anſtalt. ... Athenienſer hatten ein beſonderes Geſetz, welches gebot, die im ... Verſtümmelten auf öffentliche Koſten zu ernähren. Auch die Rö... gaben den Invaliden einigen, obgleich geringen Unterhalt. Später... wurden ſie lange Zeit in den Klöſtern verſorgt. Das erſte Invali...haus wurde in Frankreich errichtet, wo König Philipp Auguſt zuerſt ... Plan dazu entwarf. Allein da Papſt Innocentius III. nicht erlau... wollte, daß dieſe Anſtalt unter der Gerichtsbarkeit des Biſchofs ..., ſo gab der König ſeinen Plan auf. Erſt Ludwig XIV. führte die... Schanken aus, und ließ im J. 1669 zu Paris am Ende der Vorſtadt St. Germain ein prächtiges Invalidenhaus aufführen, in welchem 3000 ...meine und 500 Offiziere verpflegt werden. Es hat ſeine eigene Kir..., ein Krankenhaus, ſeinen eigenen Gouverneur, Major und andere ...ziere; man hält eine Wache in demſelben, auch werden alle andere ...malitäten, die in einer Feſtung üblich ſind, darin beobachtet. Der... ...ige Soldat, der wegen Armuth und Schwäche darin aufgenommen ...den will, muß zehn Jahre gedient haben. Nur die auf der Wache ...enden Invaliden dürfen Gewehr tragen. In der erſten Zeit der Re... ...tion hatte dieſe Anſtalt ſehr gelitten, iſt aber während des Kaiſer... ...ums zweckmäßiger als je eingerichtet worden. — Das anſehnliche In...lidenhaus zu Berlin, mit der ſchönen Inſchrift: Laeso et invicto ..., hat Friedrich der Große 1748 erbauen laſſen.

Inventarium heißt im Allgemeinen jedes genaue Verzeichniß ...handener Sachen, insbeſondere ein jedes (genaues) Verzeichniß aller ...zelnen Sachen, welche das bewegliche Kapital eines Menſchen aus..., er mag daſſelbe nun ſelbſt in ſeiner Verwahrung oder Verwal... ... behalten, oder einem andern anvertrauet haben, um Rechnung ... zu führen. Dergleichen Verzeichniſſe werden z. B. bei Kauf... ... jährlich unter dem Namen Inventur über die vorhandenen Waa..., bei Antretung einer Vormundſchaft über das Vermögen des Mün..., bei Sterbefällen über die Verlaſſenſchaft der Verſtorbenen, bei ...nahme eines erkauften oder ererbten Gutes, bei Pachten ꝛc. verfer... ... (es wird inventirt). Bei Landgütern aber macht das eigentlich ſo... ...nannte Wirthſchafts-Inventarium, oder das Verzeichniß des bewegli... ...n Kapitals, einen weſentlichen Beſtandtheil derſelben aus, weil ohne ... Summe von beweglichen Mitteln der Landhaushalt, oder die Bear...tung und Benutzung des Grundkapitals eines Landgutes, nicht Statt ... kann. In dieſer Rückſicht wird das Wirthſchafts-Inventarium ...getheilt, 1) in das lebendige oder Viehinventarium, auch Movention (res ſeſe moventes) genannt, wozu alles Zug-, Laſt-, oder Arbeits-, ...- und Zuchtvieh gehört, und 2) in das todte oder lebloſe Inventarium, ... Fahrniß oder Mobilien (res mobiles) genannt, zu welchem man die Summe aller lebloſen Dinge und Sachen, z. B. Geräthe, Werkzeuge, ...ſchinen, Schränke ꝛc. rechnet.

Inverſa methodus tangentium (umgekehrte Methode ...) ...t man das Verfahren in der analytiſchen Geo... ...nſchaften der Berühr-Enden an einer Curve, ... Gleichung für die Curve ſelbſt zu finden. Die

directe Methode der Tangenten leitet das Geſetz der Conſ
der gegebenen Gleichung der Curve her.

Inveſtitur (Einkleidung, feierliche Einweihung,
hieß insbeſondere die Belehnung, durch welche Biſchöfe un
ſeit das Lehnsweſen beſtand, von ihren Landesfürſten in den
Kirchengüter einſetzen laſſen mußten. Dieſe Belehnungsſitte
Grund in dem Umſtande, daß viele dieſer Güter erſt von den
ſten verliehen worden, und ihre jederzeitigen Beſitzer daher
derſelben zu betrachten waren. Weil die Fürſten ſich aber n
ten, den Biſchöfen und Prälaten die Zeichen der Belehnung,
Krummſtab,) zu überreichen; ſondern dadurch auch Einfluß
ſetzung dieſer geiſtlichen Ämter zu erlangen gewußt hatten:
Papſt Gregor VII. zu Ende des 11. Jahrh. das Inveſtiturre
ſten an, und erregte dadurch den Inveſtiturſtreit, einen l
Kampf zwiſchen Kirche und Staat, der von ihm und ſeinen
mit abwechſelndem Glücke gegen die Fürſten der katholiſch
geführt, und für Deutſchland erſt durch das wormſer Conc
(in welchem der Kaiſer auf die Wahl und Inveſtitur der B
Äbte Verzicht leiſtete, und ſich nur die Beſtätigung ihrer Wa
Belehnung mit den Regalien, durch Überreichung des Scepte
hielt) beigelegt wurde. Den Einfluß der Fürſten auf die W
liſcher Biſchöfe und Prälaten beſtimmen die Domcordate.

Invocavit iſt der erſte Sontag in den Faſten, wei
Kirche an demſelben ihren Gottesdienſt mit den Worten des 9
v. 15. angefangen: „Invocavit me et exaudiam eum.“
auch Quadrageſima oder der vierzigſte Tag, weil von dieſe
Charfreitag 40 Tage verfließen, die man zu den Faſten beſti

Involute (beſſer Evolvirende) wird in der Geometrie
genannt, die durch die Abwicklung einer andern erzeugt wird.

Jo, eine Tochter des Inacho's (nach Andern des Argus 9
und der Peitho, nach Andern des Jaſo's und der Leukane. J
liebte ſich in ſie. Sie wollte anfangs ſeine Wünſche nicht erh
ſie aber von ihm in einen dicken Nebel gehüllt wurde, gewähr
ihre Umarmung. Trotz dieſer Verhüllung merkte Juno die U
res Gemahls, und wollte Beide auf der That überraſchen. Ab
verwandelte die Geliebte, um ſie dem Zorne der Juno zu entzi
gleich in eine ſchöne weiße Kuh; Juno erkannte jedoch die Jo,
ſich die Kuh von ihrem Gemahle zum Geſchenk aus. Jener,
ges ahnend, gewährte ihr dieſe Bitte. Juno nahm die Kuh
und gab ihr den hundertäugigen Argus zum Hüter. Jetzt r
Jupiter ſeine Willfährigkeit, aber die That war nicht ungeſ
machen. Um jedoch die Jo zu befreien, gab er dem Merkur
trag, den Argus zu tödten. Dieſer richtete zwar den Auftrag
aus, indem er vorher den Wächter durch ſein Flötenſpiel einſ
in dem Augenblicke aber, wo ſich Jo wieder in Freiheit glaubt
ſie durch die eiferſüchtige Juno wahnſinnig gemacht, und raſt.
die ganze Welt getrieben. Sie ſprang in's ioniſche Meer, t
Illyrien, ſetzte über den Hämus, durchſtreifte Thracien, ſchwam
den thraciſchen Bosphorus nach Aſien, ſtreifte durch Scythien
Kaukaſus, und kam endlich nach Ägypten. Im kaukaſiſchen Geb
ſie zum Prometheus, der ſie tröſtete und ihr den Weg zeigte,
nehm.n ſollte. Dieſer Weg wird im Prometheus des Äſchylus
ſig beſchrieben. In Ägypten endigten ſich ihre Leiden; hier e
ihre vorige Geſtalt wieder, und gebar den mit Jupiter erzeugt

phus. Dieſen mußten jedoch, auf Anſtiften der Juno, die Kureten verbergen, welche dafür vom Jupiter mit dem Blitze erſchlagen wurden. Nach langem Suchen fand endlich Jo ihren Sohn in Syrien wieder, und kam mit demſelben nach Ägypten zurück, wo ſie der König Telegonus zu ſeiner Gemahlin nahm. Sie ward zur Göttin, und die Ägypter verehrten ſie (nach Einigen) unter dem Namen Iſis.

Joch, eine Reihe eingerammelter, oberwärts mit horizontalliegenden Balken verbundener Pfähle. Jochſpannung iſt ein Theil des Brückenbaues bei einer hölzernen Brücke zwiſchen zwei Reihen Jochpfählen, oder zwei Böcken und beſtehet aus Streben, um die Tracht der Brückenbalken zu unterſtützen.

Johannisfeuer. Schon bei den Römern feierte man das Feſt der Veſta, mit Anzündung eines Feuers unter Tanz und Freude. Frühe ſchlich in der Chriſtenheit der Gebrauch aus der heidniſchen Vorzeit ein, Büſche geweiheter Kräuter anzuzünden, oder auf Kohlen zu legen, die das Johannis- oder Würzfeuer genannt wurden. Der Dampf dieſer Kräuter ſollte, ſo glaubte man, in jener abergläubiſchen Zeit den Teufel, Gewitter und Hexen vertreiben, oder das Haus, wo das Feuer brannte, auf ein Jahr vor jenen Übeln bewahren.

Jokaſte (Epikaſte), eine Tochter des Menöceus, Schweſter des Kreon und Gemahlin des thebaniſchen Königs Lajus, dem ſie den Oedipus gebar. Nachdem dieſer ſeinen Vater Lajus, ohne ihn zu kennen, erſchlagen, und das Räthſel der Sphynx gelöſet hatte, bekam er zur Belohnung Jokaſten, ſeine eigene Mutter, ohne ebenfalls ſie zu kennen, zur Gemahlin. Die Täuſchung wurde bald entdeckt, und Jokaſte erhing ſich ſelbſt aus Verzweiflung. (S. d. Art. **Ödipus**.)

Jole, ſ. **Hercules**.

Jon, ein Sohn des Xuthus und der Kreuſa, einer Tochter des Königs Erechtheus von Athen. Das gleichnamige Trauerſpiel des Euripides, ſo wie das deutſche von A. W. Schlegel, gründet ſich auf folgende Mythe. Jon war eigentlich der Sohn des Apollo, der ihn heimlich mit Kreuſa erzeugt hatte. Dieſe legte das Kind in ein Käſtchen, und ſetzte daſſelbe in die nämliche Höhle, in welcher ſie vom Apollo umarmt worden war. Auf Bitten deſſelben brachte Merkur das Kind zur delphiſchen Pythia, wo es erzogen wurde. Indeſſen hatte Kreuſa ſich mit Xuthus vermählt. Da aber die Ehe kinderlos blieb, erſann Apollo den Plan, den jungen Jon dem Xuthus als ſeinen eigenen Sohn zu übergeben. Die Gelegenheit zur Ausführung dieſes Vorhabens fand ſich, als Xuthus wegen ſeiner Kinderloſigkeit das Orakel um Rath fragen ließ. Dies gab ihm zur Antwort: er habe bereits einen Sohn, und derjenige ſei es, der ihm zuerſt begegnen würde. Xuthus, der einſt bei einem Bachusfeſte zu Delphi ein Mädchen umarmt hatte, glaubte, der ſo eben gefundene Sohn ſei eine Frucht jener Umarmung, und nahm denſelben mit väterlicher Liebe auf. Da er, aus dem Tempel gehend, denſelben gefunden hatte, ſo gab er ihn auch den Namen daher. Deſto unzufriedener war ſeine Gemahlin mit dem neuen Erben, den ſie für die Frucht irgend einer begünſtigten Nebenbuhlerin hielt. Ihr Haß ging ſo weit, daß ſie ſogar bei einem Gaſtmahle, welches der freudige Xuthus hatte anſtellen laſſen, den Jon vergiften wollte. Jon aber trank zum Glück den Giftbecher nicht, ſondern opferte ihn den Göttern. Eine Taube, die von dem ausgegoſſenen Tranke koſtete, und gleich darauf ſtarb, entdeckt Kreuſa's ſchreckliches Vorhaben. Sie wird zur Steinigung verurtheilt, flieht zum Altare, und als Jon eben im Begriffe iſt, ſie von demſelben wegzureißen, bringt jene Prieſterin das Käſtchen herbei, in welches ehemals

Kreuſa ihren neugebornen Knaben gelegt hatte. Dieſe erkennt es u zugleich ihren Sohn, und nennt als ſeinen Vater Apollo. Die Prieſ rin, welche dieſe Ausſage bekräftigt, beredet Beide, den Xuthus in de Glauben zu laſſen, als ſei Jon ſein wahrer Sohn. Jon zeichnete ſ bald durch männliche Thaten aus. Nach der Sage führte er gegen 14 v. Chr. eine Kolonie nach dem Peloponnes. Hier erhielt er das Köni reich Ägialea, deſſen Beherrſcher Selinus ihm ſeine Tochter zur Gema lin gab, und ihn ſelbſt an Kindes Statt annahm. Seiner Gemahl zu Ehren baute er die Stadt Helice; und nannte das Land nach ſeine eigenen Namen Jonien, ſo wie die Einwohner deſſelben Jonier. — U terdeſſen wählten ihn die Athener in ihrem Kriege gegen die Eleuſini zu ihrem Anführer. Er beſiegte die Thracier, und die Athener legt dankbar den Scepter in ſeine Hände, und hießen nun ebenfalls Joni Er theilte Attika in vier Stämme (tribus), die er entweder nach ſein Söhnen, oder nach der Beſchäftigung dieſer Stämme benannte, u legte die berühmte ioniſche Kolonie in Kleinaſien an, (ſ. d. folg. Art Nach einigen Zeugniſſen war er ſogar der Anführer der letztern, kehr aber nach Athen zurück und ſtarb daſelbſt.

Jonien, war der alte Name Achaja's (daher das ioniſche Me die ioniſchen Inſeln,) gewöhnlich aber verſteht man unter Jonien d Landſtrich Kleinaſiens, wo die Jonier, von Attica aus, wohin ſie, v den Achäern aus dem Peloponnes verdrängt, ſich gewendet hatten, ſ ungefähr 1050 Jahr vor Chr. anſiedelten. Dieſes ſchöne und fruchtba Küſtenland erſtreckte ſich zwiſchen den Flüſſen Hermos und Mäand den Inſeln Samos und Chios gegenüber, längs des ägeiſchen Meere und grenzte an Karien, Äolien und Lydien. Durch Handlung, Schi fahrt und Ackerbau gelangte es frühzeitig zu einem bedeutenden Wol ſtand, den eine große Anzahl blühender Städte bezeugten, unter den die berühmteſten Epheſus (der Hauptort), Smyrna, Klazomenä, Er thra, Kolophon und Miletus ſind. Dieſe freien Städte bildeten d ioniſchen Bund: Kröſus machte ſie jedoch von ſich abhängig, ſo w ſpäterhin Cyrus, und ſie blieben, obwol ungern, der perſiſchen Mac unterworfen, bis ſie endlich, nachdem ſie vorher ſchon unter Dari Hyſtaspis einen Verſuch gemacht hatten, ſich zu befreien, mit Hülfe d Lacedämonier und Athener, welche die Perſer beſiegt hatten, ihre Una hängigkeit wieder erlangten. Doch wurden ſie nicht lange darauf v neuem der perſiſchen Oberherrſchaft unterworfen, bis Alexander d. G ſie befreite. Jonien wurde ſpäter römiſche Provinz und endlich dur die Saracenen ganz verwüſtet, ſo daß wenige Spuren der alten Her lichkeit mehr übrig ſind. Die Jonier galten für weichlich und üppig; ab dabei waren ſie ſehr liebenswürdig. Selbſt ihre Mundart zeichnet ſi durch Weiche und Sanftheit aus, die zum Theil durch die Häufung d Vocale bewirkt wird. Künſte und Wiſſenſchaften blühten in dieſem g ſegneten Lande, vorzüglich die, welche zur Zierde und Verſchönerung d Lebens dienen, und die aſiatiſchen Griechen wurden darin die Lehrer u Vorbilder der europäiſchen. Homeros, der Dichter, und Apelles u Parrhaſios, die Maler, waren Jonier, und die ioniſche Säule bewi ihren Sinn für das Schöne der Baukunſt. Aber auch die älteſte phil ſophiſche Schule der Griechen, die mit Naturforſchung begann, ſtam aus Jonien, und zu ihr gehören Thales, Anaximander, Anaximenes u Heraklitos. Auch die berühmten Philoſophen Pythagoras, Xenophane Anaxagoras und der große Arzt Hippokrates waren Jonier.

Jonikus, ſ. Rhythmus.

Joniſche Inſeln. Unter dieſem Namen iſt ſeit 1815 ein neu

Staat in die Reihe der europäiſchen Staaten getreten. An der Weſt-küſte von Griechenland, in dem ſogenannten joniſchen Meere, erſtrecken ſich bis zur Spitze von Morea ſieben größere und mehrere kleine Inſeln. Die größern ſind Korfu, (das alte Korcyra), Paxo (vormals Erikuſa) mit Antiparo und mehrern geringern Eilanden, Santa Maura (vormals Leukadia) Ithaka, Zante (einſt Zacynthus), Cefalonia (die ihren alten Namen gerettet hat) und Cerigo (Cythera) mit Cerigetto (Ägylia) und den Strophaden. Dieſe Inſeln waren früh bewohnt, und bildeten zu den Zeiten, wo Hellas in ſeiner Blüthe ſtand, beſondre kleine Staaten, die erſt Alexander dem Großen und hernach den Römern unterthänig wurden und zuletzt einen Theil des byzantiniſchen Kaiſerthums bildeten. Da ſie von den Kaiſern zu Konſtantinopel vernachläſſigt wurden, ſo nahmen die Könige von Neapel Gelegenheit, ſich im 13. Jahrh. in den Beſitz von Korfu, der vornehmſten dieſer Inſeln, zu ſetzen; aber im 14. Jahrh. bemächtigten ſich die Venetianer, damals Herren des Mittelmeers, dieſer ſieben Inſeln: Korfu, die Vormauer des adriatiſchen Meers, ergab ſich 1386 denſelben freiwillig, und die übrigen Inſeln folgten nach. Die Republik ließ die weltliche und kirchliche Verfaſſung unverändert, und ſetzte bloß Proveditoren dahin, als Häupter der übrigen Obrigkeiten und der Regierung. Die neapolitaniſchen Anſprüche wurden mit Gelde abgefunden, und die Inſeln trotz der wiederholten Verſuche der Osmanen, ſich in ihren Beſitz zu ſetzen, bis zur Auflöſung der Republik 1796 behauptet. In dieſem Jahre wurden die Franzoſen Herren von Venedig, und auch die ſämmtlichen joniſchen Inſeln fielen, mit der Stadt Butrinto auf dem griechiſchen Feſtlande in ihre Gewalt, aber 1799 eroberten ſie die Ruſſen und Osmanen, und Kaiſer Paul verwandelte ſie durch eine Urkunde vom 21. März 1800, unter dem Namen der Republik der ſieben vereinigten Inſeln, in einen ſelbſtſtändigen Staat, der von den Erſten des Landes regiert werden und unter dem Schutze der hohen Pforte ſtehen ſollte. Sie war im Innern von Parteien zerriſſen, und die Ruhe wurde bloß durch ruſſiſche Truppen erhalten. 1803 gab ſie ſich eine neue Verfaſſung, welche Rußland beſtätigte. Doch erhielt ſie ſich vorerſt nur bis 1807, wo die Franzoſen, welche von neuem ihren Beſitz und Rückgabe erzwungen hatten, den Inſelſtaat dem großen Kaiſerreiche einverleibten, aber bloß Korfu konnten ſie behaupten. Durch den zwiſchen Großbritannien und Rußland am 5. Novbr. 1815 geſchloßenen Staatsvertrag, dem auch Öſterreich in der Folge beitrat, wurde dieſer Inſeln Schickſal dahin entſchieden, daß ſie für die Zukunft unter der Benennung: vereinigte Staaten der joniſchen Inſeln einen freien unabhängigen Staat ausmachen, aber unter den unmittelbaren und ausſchließlichen Schutz der brittiſchen Krone geſtellt ſein ſollten. Dem zu Folge halten brittiſche Truppen dieſe Inſeln beſetzt, und ein brittiſcher Lord-Ober-Commiſſär publicirte den Ioniern eine Verfaſſung; übrigens iſt die Handelsflagge der vereinigten Staaten als die Flagge eines freien unabhängigen Staats anerkannt. Doch mußte Großbritannien in dem Vertrag mit der Pforte (April 1819) der letztern auf dem feſten Lande die Stadt Parga, welche ſo lange ihre Freiheit gegen den wilden Ali Paſcha von Janina behauptet hatte, wieder einräumen. Aus Verzweiflung wanderten die meiſten Einwohner nach den joniſchen Inſeln aus. — Die joniſche oder die Sieben Inſeln Republik zuſammen 45 Q. Meilen groß, wird von wenigſtens 200,000
[illegible] Einwohnern bewohnt, meiſtens Griechen, die
[illegible] riechiſch-katholiſchen, der Reſt aber zur römiſch-
[illegible] mmen. Ein äuſſerſt milder Himmel ſchwebt über

Digitized by Google

dieſen Inſeln, die zwar meiſtens gebirgig ſind und daher wenig Getreide bauen, auch eine nur geringe Viehzucht unterhalten; dagegen auf den terraßirten Bergen ſehr viele Baumwolle, Corinthen, Roſinen, edle Früchte, Olivenöl, Salz und Fiſche zur Ausfuhr bringen. Doch vermag ſich trotz des fleißigen Anbaues, trotz der ausgebreiteten Fiſcherei und einer nicht unbedeutenden Schiffahrt die beträchtliche Volksmenge nicht zu erhalten, und ein großer Theil der Einwohner dient theils auf fremden Schiffen, theils verdingt er ſeinen Schweiß den benachbarten Arnauten auf dem Feſtlande, wo ſie ihr Korn zu gewinnen ſuchen. — Die Einkünfte der geſammten Inſeln werden auf 900,000 Gulden angeſchlagen. Großbritannien unterhält gegenwärtig 6400 M. Truppen auf dieſen Inſeln, worunter 2 Regimenter Eingeborne ſich befinden. Die allgemeinen Angelegenheiten werden durch einen Senat verwaltet, welcher zu Korfu ſeinen Sitz hat und aus Deputirten beſteht, an deren Spitze ein Präſident geſtellt iſt. Ihr Schutzherr verlieh 1819 der Republik den St. Michael= oder St. Georgs=Orden. Jede Inſel hat ihre eigene Verfaſſung, Staatsverwaltung und Univerſität.

Jota. (Das griechiſche J). Die Einfachheit dieſes Buchſtabens veranlaßte die ſprüchwörtliche Redensart: „Es fehlt kein Jota“ d. h. Nichts.

Iphigenia, die Tochter Agamemnon's und der Klytämneſtra, (nach Andern eine uneheliche Tochter des Theſeus und der Helena, aber von Klytämneſtra an Kindes Statt angenommen,) ſollte, auf des Sehers Kalchas Rath, der Diana geopfert werden, als der Zorn derſelben über die von Agamemnon auf der Jagd erlegte, ihr geweihete Hirſchkuh, durch eine Windſtille die griechiſche Flotte in Aulis zurückhielt. Sie wurde deshalb von ihrer Mutter, unter dem Vorwande, daß ſie mit Achilles vermählt werden ſolle, abgeholt und zum Altare geführt. Aber in dem Augenblicke, wo der Opferprieſter ihr den Todesſtreich verſetzte war Iphigenia verſchwunden und eine ſchöne Hirſchkuh lag ſtatt ihrer auf dem Boden, deren Blut über den Altar ſtrömte; Diana hatte ſich ihrer erbarmt, und ſie in einer Wolke nach Tauris entführt, wo ſie ſie zu ihrer Prieſterin machte. Der grauſamen Sitte des Landes gemäß mußte ſie hier jeden anlandenden Griechen opfern. Als Iphigenia's Bruder, Oreſtes, in Verzweiflung über den begangenen Muttermord herumirrend, hier ankam und Diana's Bildſäule entführen wollte, ſollte er ebenfalls der Göttin geopfert werden. Beide erkannten ſich jedoch im Tempel, und nachdem ſie ſich wegen ihrer Rettung berathſchlagt hatten entführte Oreſtes glücklich Iphigenien und die Bildſäule der Diana. Mehrere Völker behaupteten, daß ſie den Dienſt der tauriſchen Diana von der Iphigenia erhalten hätten. Sie ſelbſt ſoll zuletzt nach der Inſel Leuka gekommen ſein, und ſich daſelbſt, nachdem ihr hier unſterbliche Jugend und der Name Orilochia ertheilt worden war, mit dem Schatten des Achilles vermählt haben. Nach dem Pauſanias ſoll man ihr Begräbniß zu Megara gezeigt haben.

Irak Adſchemi, ſ. Perſien.

Irak Arabi, das ehemalige Babylonien und Chaldäa.

Iran, ſ. Perſien.

Ireland (William Henry). Wir geben dieſem noch lebenden als Vf. von Romanen und andern Unterhaltungsſchriften beliebten engl. Schriftſteller hier wegen einer beiſpielloſen literar. Täuſchung und Neckerei, die er mit dem engl. Publikum trieb, einen Platz. Er iſt der Sohn Samuel Ireland's, auch in Deutſchland durch ſeinen Commentar zu Hogarth bekannt, und war ein geſcheuter, verſchlagener Knabe, mit Tale

Nachahmung alter Handſchriften. Seine Erfolge darin brachten ihn auf den unverſchämten Gedanken, alte Schreibereien anzufertigen, die er für Handſchriften von Shakſpeare ausgab. Er erfand einen Roman über die Art und Weiſe, wie er zu dieſem Nachlaß gekommen, und der größte Theil des engl. Publikums ging in die Falle. Eine zahlreiche Supſcription unterſtützte Ireland, und 1796 erſchien in einem prächtigen Foliobande dieſer ſogenannte Nachlaß des unſterblichen Dichters. Es befanden ſich zwei Theaterſtücke darunter, Vortigern und Heinrich II. Jenes wurde ſogar auf die Bühne gebracht. Aber dem feinen Ohre des londner Theater-Publikums entging die Betrügerei nicht. Das Stück mißfiel im höchſten Grade, und durfte nicht wiederholt werden. Zugleich erſchien von dem berühmten Herausgeber Shakſpeare's, Malone, ein umſtändlicher Bericht über dieſen Gegenſtand, in welchem er die Betrügerei erwies. Jetzt geſtand ſie Ireland ein, und er gab ſogar eine eigene Schrift heraus, worin er die Geſchichte ſeines Betruges genau erzählte.

Irene, I) in der Mythologie eine der Horen, (ſ. d. Art.) den Frieden bezeichnend, daher, was zum Frieden dient, ireniſch und die der Polemik entgegengeſetzte Wiſſenſchaft, die Indifferenzpunkte verſchiedener Theorien aufzufinden, und Frieden zwiſchen ihnen zu ſtiften, Irenik genannt wird. II) Eine Kaiſerin von Konſtantinopel, gleich berühmt durch Geiſt und Schönheit, wie durch Laſterthaten, ward zu Athen geboren und 769 mit Leo IV. vermählt, nach deſſen Tode (den ſie durch Vergiftung bewirkt), ſie 780, mit Unterſtützung der Großen, ſich und ihren Sohn Conſtantin VI., der erſt 9 Jahr alt war, auf den kaiſerlichen Thron ſetzte. Sie glaubte ſich in dieſer Würde durch neue Mordthaten befeſtigen zu müſſen, und ließ die beiden Brüder ihres gemordeten Gemahls, welche eine Verſchwörung gegen ſie angeſtiftet hatten, ermorden. Damals bedrohte Carl der Große das morgenländiſchen Kaiſerthum; Irene wußte ihn durch Verſprechungen hinzuhalten. Ja, ſie beſtätigte ſich ihm endlich mit den Waffen in der Hand, ihr Heer ward aber von ihm im J. 788 in Calabrien auf's Haupt geſchlagen. Zwei Jahre vorher hatte ſie die zweite große Kirchenverſammlung zu Nicäa zuſammenberufen laſſen, auf welcher beſonders die Ikonoklaſten bekämpft wurden. (ſ. d. Art. **Bilderſtürmer**). Als Conſtantin herangewachſen war, wollte er ſie nicht länger an der Regierung Theil nehmen laſſen, und regierte auch wirklich 7 Jahre allein, bis ihn die Mutter verhaften, ihm erſt die Augen ausſtechen und ihn ſpäterhin ermorden ließ. Irene war die erſte Frau, die das morgenländiſche Kaiſerthum beherrſchte. Ihr Einzug in Konſtantinopel auf einem, von Gold und Edelſteinen glänzenden Triumphwagen, ihre Freigebigkeit gegen das Volk, die Freiheit, welche ſie allen Gefangenen ertheilen ließ, und andre von ihr gebrauchten Kunſtgriffe, waren jedoch nicht im Stande, ſie vor den Folgen ihrer frevelhaften Thronbeſteigung zu ſichern. Sie hatte mehrere Große verweiſen laſſen, und ſo eben, um ſich noch ſicherer auf dem Throne zu befeſtigen, den Entſchluß gefaßt, Carl den Großen zu heirathen, als Nicephorus, zum Kaiſer ausgerufen, ſie (802) auf die Inſel Lesbos verwies, wo ſie 803 ſtarb.

Iris, des Thauma's Tochter, mit der Electra (des Oceanus Tochter) erzeugt, Schweſter der Harpyen, die windſchnelle, goldgeflügelte Botin und Dienerin der Götter, beſonders des Zeus und der Here, welche ſie, nach einer Sage, zur Belohnung in der Geſtalt eines Regenbogens an den Himmel verſetzten. Sie wird als eine ſchöne Jungfrau mit Flügeln und buntem Gewande, einen Regenbogen über ſich, oder

Digitized by Google

einem Nimbus auf dem Kopfe, der alle Farben des Regenbogens ſpielt abgebildet. Auf jeden Fall liegt die phyſiſche Erſcheinung des Regenbogens in dieſer Mythe, nach griechiſcher Sitte, zum Grunde. Darun iſt ſie Dienerin der Luftgötter. Der Regenbogen, glaubt man, zieh Dünſte aus Meer- und Landgewäſſern zu den Wolken hinauf, und ſchlürf mit einem Stierhaupte die Flüſſe aus. Auch wurde er als Zeichen de Witterung angeſehen. Alles dies verbindet ſich in jener mythiſchen Perſonification. — Auch wird der Augenring, oder der farbige Ring um de Augapfel Iris genannt; ſo wie Irisſteine gewiſſe Kryſtalle oder Quarze welche die Farben des Regenbogens ſpielen.

Irkutsk die Hauptſtadt in dem Gouvernement gleiches Namen in Sibirien, 859 Meil. von St. Petersburg, am Zuſammenfluſſe de Irkut und der Angara, nicht weit vom See Baikal. Sie iſt nach Tobolsk die wichtigſte Stadt in ganz Sibirien, hat 2800 Häuſer, 20,00 Einw., ein Seminar, eine Schiffahrtsſchule, einige Fabriken, und treib beträchtlichen Handel, vorzüglich mit chineſiſchen Waaren. Die warme Bäder im barguſiniſchen Bezirk des Gouvernements Irkutsk ſind gege rheumatiſche und ſkorbutiſche Zufälle ſehr heilſam, und werden häufig beſucht. Zur Bequemlichkeit der Badegäſte iſt 1779 ein Dorf angelegt worden.

Irland (Ireland), bei den Einwohnern Erin, im Mittelalter mit Schottland gemeinſchaftlich, Scottia oder Scotia, bis unter den Könige von Schottland, Malcolm II., gegen das Ende des 10. Jahrh. dieſes letztere Land allein mit dem Namen Scotia bezeichnet zu werden anfing, eine von den zwei großen brittiſchen Inſeln, getrennt von Großbritannien durch das irländiſche Meer mit dem St. Georgen-Canal Sie enthält 1396 Q. Meilen 6,600,000 Einw., worunter 5 Millionen Katholiken. Im Norden und Süden finden ſich mäßige Berge; di mittlern Gegenden aber ſind durchaus flach und haben viel Seen un Sümpfe. Das Klima iſt gemäßigt. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner beſteht in der Viehzucht, welche bei den ſchönen Weiden trefflic gedeiht. Flachs und Hanf wird in vorzüglicher Güte gezogen, und di Leinwand iſt das einzige Fabrikat von Wichtigkeit, das hier verfertig wird. Getreide wird zur Ausfuhr gebauet, und damit der Schweſterinſel ausgeholfen. Die Fiſcherei iſt ſehr bedeutend. Die Waldungen liefern nicht ſo viel Holz als gebraucht wird, und die Schätze von Torf und Steinkohlen ſind noch nicht genugſam benutzt, um die Einfuhr vo außen her entbehrlich zu machen. Von Mineralien liefert die Inſel nu Blei, Eiſen und Salz. Irland enthält 4 Erzbisth. und 15 Bisthümer Es begreift 4 Provinzen und 32 Grafſchaften. I. Provinz Leinſter: 1 Dublin, mit der Hauptſtadt der Inſel, (S. Dublin); 2) Wicklow 3) Wexford; 4) Kilkenny; 5) Carlow; 6) Kildare; 7) Queens; 8 Kings; 9) Louth; 10) Eaſt-Meath; 11) Weſt-Meath; 12) Longford II. Provinz Ulſter: 13) Cavan; 14) Monaghan; 15) Armagh; 16 Down; 17) Antrim; 18) Londonderry; 19) Donegal; 20) Tyrone 21) Fermanagh. III. Provinz Connaught: 22) Leitrim; 23) Sligo 24) Mayo; 25) Roscommon; 26) Galway. IV. Provinz Mounſter 27) Klare; 28) Tipperary; 29) Waterford; 30) Limerik; 31) Kerry 32) Cork. Von alten Zeiten her finden ſich in der Inſel vielerlei Stämm von Einwohnern; Spanier, in Kerry und in einem Theile von Limer und Cork; die ſich jetzt ganz mit den übrigen Bewohnern vermiſcht haben; Hochſcotten, welche noch die alte gaelſche oder erſiſche Sprach reden; Abkömmlinge der Angeln in einem Bezirke um Dublin, un Engländer. Der übrige Theil der Einwohner beſteht aus gemiſchte

ſchlechtern. Im Allgemeinen iſt der Irländer ſehr genügſam und fröhlich und geſellig. Zur Bildung des Kunſtſinnes wurde 1819 in Dublin eine Kunſtſchule, nach dem Muſter der londner Akademie eingerichtet. Über den älteſten Zuſtand Irlands ſehe man den Art. Hibernia. Im 12. Jahrh. wendete ſich ein vertriebener Fürſt von Leinſter an König Heinrich II., und gab dadurch Veranlaſſung, daß die Engländer die ganze Inſel eroberten, die bisher weder einem Ausländer, noch auch nur einem gemeinſchaftlichen Oberhaupte gehorcht hatte. Irland wurde dadurch in ſeinem Innern beruhigt. Aber in den Kriegen der weißen und rothen Roſe erklärten ſich die engliſchen Vorſteher Irlands für das Haus York, und mußten durch Heinrich VII. mit den Waffen bezwungen werden. Dadurch bereiteten ſie den Einwohnern den ſchon harten Druck. Kaum hatten ſich die Parteien verſöhnt, als Religionswuth ſie auf's neue entzweite. Die Irländer blieben dem Glauben ihrer Väter treu, während die Engländer entſchieden zum Proteſtantismus übertraten. Argwohn auf dieſer und Haß auf jener Seite erzeugten eine Erbitterung, die 1641 gegen 20,000 Proteſtanten binnen wenigen Monaten das Leben koſtete. Die Furcht vor ähnlichen Gefahren veranlaßte, nach gänzlicher Beſiegung der Irländer, die harten, ſeit 1691 gegen alle Katholiken in Irland genommenen Maßregeln, von denen man erſt in den neuern Zeiten zurückgekommen iſt. Während des amerikaniſchen Krieges ſetzten es die Irländer, wiewol nicht ohne Unruhen, durch, daß ihnen 1780 die freie Ausfuhr ihrer Wollarbeiten, und überhaupt der freie Handel mit den brittiſchen Kolonien, und 1782 die Unabhängigkeit vom brittiſchen Parlemente, welchem das irländiſche zuvor gänzlich unterthan war, bewilligt wurden. Dennoch wußte ſich der Hof, was die Regierung betrifft, ſeinen Einfluß zu erhalten. Der Vicekönig behauptete ſtets ſeinen Einfluß, und wie das irländiſche Parlement in eben die Rechte geſetzt wurde, welche das brittiſche (mit welchem es die nämliche äußere Einrichtung hatte) für England und Schottland beſaß: ſo fand auch bei demſelben das nämliche Beſtechungsſyſtem, die nämliche Unterwerfung unter den königlichen Willen Statt. Die Irländer fühlten dieſe Bedrückungen wol, aber ihr Mißvergnügen ſchlummerte, während ihr Wohlſtand wuchs. Ihr Feld-, vorzüglich der Kornbau ſtieg täglich höher; der Leinwandhandel erweiterte ſich. Als aber die franzöſiſche Revolution die Ideen von Freiheit und Gleichheit nach allen Seiten hin verbreitete, zeigte ſich die größte Empfänglichkeit dafür in Irland. Allenthalben im Königreiche bildeten ſich Wigh-Clubs, unter denen der zu Dublin der wichtigſte war. Reform des Parlaments und Aufhebung aller Einſchränkungen der Katholiken waren die beiden Hauptfoderungen der Irländer. Die Regierung fand es der Klugheit gemäß, keine ſtrengen Maßregeln zu ergreifen, und wirklich gelang es ihr zur Zeit eine gewaltſame Empörung zu verhindern. Es wurde im irländiſchen Parlemente eine Bill eingebracht, welche der königlichen Gewalt in Irland noch engere Grenzen, als in England ſetzte, der König gab mehrere aus Irland gezogene Einkünfte auf, und die eigentlichen Bedrückungen der Katholiken wurden abgeſchafft; nur Sitz und Stimme im Parlemente wurde ihnen verſagt. Die Gährung dauerte indeß fort. Eine Menge Aufrührer traten zuſammen, die ſich Defenders und vereinigte Irländer nannten, im Grunde aber nur Räuber unter der Maske der Reformatoren waren. Man ſtreute aufrühreriſche Schriften aus, verſprach franzöſiſche Hülfe; in Dublin bildete ſich ein militäriſcher Haufe. Dennoch wurde dem Ausbruche ziemlich vorgebeugt, ſo daß zu Anfang des J. 1794 die Irländer faſt gänzlich beruhigt waren.

Digitized by Google

Aber es erhoben ſich in kurzem wieder Stimmen des Mißvergnüg
Die Regierung machte ſich durch Auflegen neuer Taxen, durch anger
mene Strenge, und durch Begünſtigung eines, dem Reiche nachtheil
Auswanderungsplans, um Kanada zu bevölkern, der Nation auf's
verdächtig. Auch jetzt wurden die Unruhen gedämpft. Statt ſie
durch fortgeſetzte Mäßigung und Nachgiebigkeit ganz zu ſtillen, ſc
es die Regierung vielmehr zu reuen, ſo viel nachgegeben zu ha
Sie ernannte im J. 1795 den Lord Carhampton zum Befehlshaber
Truppen in Irland, mit ausgedehnter Vollmacht, nach Gutdünken
militäriſcher Gewalt zu verfahren, verſchaffte ſich eine Menge Anhän
im Parlament, und nahm alle Maßregeln, einer Empörung zu beg
nen. Dieſe brach 1796 auf's neue aus. Man entdeckte im Februar
Dublin eine Verſchwörung, welche den Mord des Vicekönigs und
förmliche Umwälzung zur Abſicht hatte. Die Defenders begingen
größten Ausſchweifungen; vornehmlich brach im November im nördlic
Irland ein Aufſtand aus, welcher unter dem Namen des Kartoffelc
ſtandes bekannt worden iſt. Er wurde für den Augenblick zwar geſti
allein das Feuer glimmte unter der Aſche fort, und 1798 erneuerte
der Ausbruch, der höchſt gefährlich hätte werden können, wenn die fr
zöſiſche Unterſtützung bedeutender geweſen wäre. Erſt nach vielem Bl
vergießen wurde die Ruhe durch die engliſchen Truppen und durch
Loyaliſten (Engliſchgeſinnten) wieder hergeſtellt. Das franzöſiſche Hül
corps von 1108 Mann mußte ſich ergeben. Das engliſche Miniſteri
glaubte, allen ähnlichen Auftritten für die Zukunft am ſicherſten du
die Vereinigung Irlands mit Großbritannien unter ein Parlament v
beugen zu können. Dieſe Union wurde 1800 von Pitt durchgeſetzt, u
begann mit dem 1. Januar 1801. Irland ſchickt nun 4 geiſtliche u
28 weltliche Lords in's Oberhaus, und 100 Repräſentanten in's Unt
haus des gemeinſchaftlichen Parlaments, zahlt $\frac{2}{17}$ der Staatsabgab
behält vor der Hand ſeine ehemaligen Geſetze und Verordnungen, u
hat ſtatt eines Vicekönigs einen Lord-Generalſtatthalter an der Spi
der Staats- und Juſtizverwaltung. Die Schuldenlaſt Irlands iſt a
120 Mill. Pf. St. (im J. 1816) geſtiegen. Vergl. d. Art. Großbr
tannien, und über die irländiſchen Katholiken d. Art. Emanc
pation.

Irmenſäule (Irminſul) war eine von den alten Sachſen göttli
verehrte Bildſäule, welche einen, nach Art der alten Deutſchen völl
bewaffneten Mann mit einer Fahne in der rechten, und einer Lanze
der linken Hand vorſtellte. Dieſe Säule war ihr heiligſtes Götzenbil
und ſoll bei Eresburg, einer Hauptfeſtung der Sachſen (ohngefähr i
heutigen Paderborn), in einem heiligen Hain geſtanden haben. Ca
der Große zerſtörte dieſe Feſtung im J. 772 und mit ihr jenes Denkm
des Alterthums. Die Geſchichte und Deutung der Irmenſäule iſt ſel
dunkel: nach der gemeinen Meinung war ſie zu Ehren Hermann's, de
Befreiers der Deutſchen, errichtet worden; wahrſcheinlich aber ſtell
ſie das Bild einer vorzüglichen Gottheit, vielleicht ſelbſt des Woda
vor, und der Name Irmin oder Hermann, welcher einen Kriegsman
bedeutete, wurde ihr beigelegt, weil Wodan der Gott des Kriege
war.

Irokeſen oder Mohawker, fünf (vormals ſechs) vereinigte frei
Nationen in Nordamerika, deren jede ihre eigene republikaniſche Ver
faſſung, doch unter einem allgemeinen Oberhaupte, hat. Sie wohne
im nordweſtlichen Theile von Neu-York bis an den See Ontario, wel
cher Strich das Mohawkerland genannt wird, in der Nachbarſchaft vo

Penſylvanien und Maryland. Sie theilen ſich 1) in die eigentlichen Mohawker oder die 5 vereinigten Nationen: Onondagier, Onnidaer, Seneker, Tuskarogier und Irundoker oder Irokeſen, 2) in Mohawkſche Stammverwandte, wohin die Shawaneſen, Delawarer, Mikanders und Miamier gehören und 3) in die Huronen. Die Franzoſen, ſo lange ſie in Kanada Nachbaren derſelben waren, wie auch die Engländer, haben zum öftern, ungeachtet der mit ihnen geſchloſſenen Verträge, feindſelige und grauſame Anfälle von ihnen auszuſtehen gehabt. Die Zahl und Ausdehnung der Irokeſen wird aber immer mehr eingeſchränkt. Ihr Hauptort iſt Anondago. Im J. 1700 zählten ſie 54,560 Krieger, jetzt etwa 12 bis 15,000 die ſeit 1794 Ackerbau, Viehzucht und ſelbſt etwas Spinnerei und Weberei treiben, auch einige Schulen, mithin bereits einige Bildung angenommen haben.

Ironie. Für dieſes, aus dem Griechiſchen entlehnte Wort (εἰρωνεία, Verſtellung) haben wir kein entſprechendes deutſches, wenn wir nicht das von Campe erfundene: Schalksernſt, dafür gebrauchen wollen. Man verſteht unter Ironie jene feinere Art des Spottes, welche unter der Maske treuherziger Einfalt, oder der Unwiſſenheit, die Fehler und Schiefheiten der anmaßenden Thorheit hervorhebt und lächerlich macht, oder dadurch lächerlich werden läßt, daß ſie gerade das Gegentheil zu thun ſcheint. Sie ſetzt weder ein böſes Herz, noch einen ſchlimmen Zweck voraus, und kann mit ſo viel Gutmüthigkeit und wahrer Urbanität beſtehen, daß ſelbſt der Belachte zum Mitlachen genöthigt, oder zu beſſerer Einſicht erhoben wird. Die Ironie kann ſich aber auf doppelte Weiſe zeigen, einmal, indem der Ironiſche ſich ſtellt, als halte auch er die falſche Meinung oder Maxime für die wahre, (verſtellte Unwiſſenheit), während er ſie doch durch immer ſtärkere Beleuchtung mit der wahren in einem ſolchen Gegenſatz ſtellt, daß ſie unfehlbar als abgeſchmackt erſcheinen muß, oder indem er die Maske der Naivität vornimt, wodurch die Ironie den Charakter der Schalkhaftigkeit erhält. In beiden Fällen liegt aber Schalkslaune, Ernſt des Scheines, zum Grunde. Über den Gebrauch und die Behandlung der Ironie in der komiſchen und ſatyriſchen Poeſie, hat bis jetzt das treffendſte Wort Jean Paul geſagt in ſeiner Vorſchule der Äſthetik. Über die ſokratiſche Ironie ſ. Sokrates. Von der echten Ironie gibt es aber eine gewiſſe Abart (die Perſifflage), welche derſelben Mittel, wodurch jene auf Belehrung und Beſſerung zielt, ſich bedient, um mit Andern ein boshaftes Spiel zu treiben. dd.

Irrational werden ſchlechtweg Größen genannt, die nicht aus der Einheit und deren Theilen zuſammengeſetzt werden können, z. B. die Quadratwurzel aus 2, 1,4124... die durch fortgeſetzte Annäherung in Theilen der Einheit zwar immer genauer, aber nie ganz genau angegeben werden kann. Eben ſo heißt das Verhältniß zweier Größen irrational, wenn die eine durch das Ganze und die Theile der andern nicht erſchöpfend gemeſſen werden kann. Kreisumfang und Durchmeſſer ſtehen in einem ſolchen irrationalen Verhältniſſe, weil nur annäherungsweiſe angegeben werden kann, wie oft der letztere im erſteren enthalten iſt. Irrationalität heißt dieſe Eigenſchaft der Größe. D. N.

Irregulär iſt überhaupt Alles, was von der Regel abweicht und dieſer zuwider iſt. In der Mathematik heißen Raumgeſtalten irregulär, wenn die Seiten, oder Winkel, oder Ecken, oder Flächen nicht von gleicher Größe und Geſtalt ſind, im Gegenſatze der regulären, bei welchen dieſe gleich ſind.

Irreſein, iſt derjenige regelwidrige Zuſtand der Seelenthätigkeit

des Menſchen, in welchem er die Freiheit ſeines Bewußtſeins verl hat, in welchem folglich ſeine Reden und Handlungen nicht mehr in ziehung auf die Außenwelt, noch in Einheit mit den Zwecken ſeiner nunft ſtehen. In Rückſicht der Thätigkeit der Seele betrachten wir ſie Geiſt oder als Gemüth, inſofern alle Thätigkeit derſelben auf Denken Empfinden ſich zurückführen läßt. Das Denken, die Bildung der ſtellungen, der Begriffe und Urtheile, iſt richtig, wenn es mit den genſtänden, worauf es ſich bezieht, übereinſtimmt; die Empfindung die äußern und innern, nemlich die Wahrnehmung des Zuſtandes Seele, ſind regelmäßig, wenn ſie den Gefühlen, von welchen ſie abſt men, und den körperlichen oder pſychiſchen Einwirkungen angeme ſind. Alle Thätigkeiten der Seele gehen entweder bloß im Innern ſelben vor, oder ſie äußern ſich durch das Handeln, wodurch der Me mit der Außenwelt und den Mitmenſchen in Wechſelwirkung tritt. Handlungen und Äußerungen des Menſchen können nur dann wahr nannt werden, wenn ſie wirklich von derjenigen Geiſtesthätigkeit o Gemüthsſtimmung ausgehen, welche ſie bezeichnen ſollen; allein n immer iſt dies in den Weltverhältniſſen der Fall. Die Zwecke, wel der Menſch verfolgt, verlangen nicht ſelten eine andere Äußerung Handlung, als der Geiſtesthätigkeit und dem Gemüthszuſtand des M ſchen eigentlich entſprechen würde. Oft aber ſind zwar die Äußerung des Menſchen wahr, allein ſeine Geiſtesthätigkeit ſo wie ſein Gemüt zuſtand iſt unrichtig, den Gegenſtänden nicht angemeſſen; in dieſen Fäl iſt der Menſch im Irrthum, er macht ſich falſche Vorſtellungen und griffe, ſowol von Gegenſtänden der moraliſchen als der phyſiſchen We bildet falſche Urtheile über dieſelben, ſetzt ſich Zwecke vor, die mit höhern Zwecken der Vernunft nicht im Einklang ſtehen, wählt falſ Mittel zur Erreichung derſelben, geräth in angenehme oder unangeneh Zuſtände ſeines Gemüths, über Gegenſtände, welche vielleicht dieſe g nicht, oder das Gegentheil davon hervorbringen ſollten. Zu dem We der Seele gehört aber das Selbſtbewußtſein, das Selbſtanſchauen d Seele in ihrer höchſten Klarheit, wodurch ſie ihre eigne Thätigkeit, ihr innern Gemüthszuſtand wahrnehmen, ihre Thätigkeit nach ihren Zweck beherrſchen kann. So lange der Menſch die Freiheit dieſes Bewußtſei beſitzt, kann er daſſelbe nach allen Richtungen hin, ſowol nach dem I nern als nach den Verhältniſſen der Außenwelt hinwenden; iſt er glei im Irrthum, bildet er ſich falſche Begriffe von einem Gegenſtand übereilt ihn irgend ein Affect, ſo kann er desohngeachtet ſeinen Irrthu verbeſſern, ſeinen Affect beherrſchen, er kann ſeine Handlungen und Äuß rungen in Einheit mit ſeinen Zwecken ſetzen, die letztern mögen nun d höhern Zwecke der Vernunft, oder die niedern der Sinnlichkeit ſein. N kann erſt, wenn der Menſch dieſe Freiheit des Selbſtbewußtſeins verl ren hat, geht der Irrthum oder die Täuſchung in wahres Irreſein, Ve rücktſein, Geſtörtheit über, und äußert ſich als Seelenkrankheit, die en weder bloß als Geiſtes- oders bloß Gemüthskrankheit, oder auch beide zugleich erſcheint. Es fehlt alsdann die Einheit in der Beziehung all Thätigkeit der Seele und in den Handlungen auf den Zweck der Ve nunft. Gehen wir den Urſachen des Irreſeins bis auf die tiefſte Quell nach, ſo finden wir, daß ſie im Grunde jedesmal in einer phyſiſchen A weichung vom Normalzuſtande des Organismus gegründet iſt, nämli in einer Störung oder Unterdrückung der Geſchäfte des Organs des B wußtſeins im Gehirn. Jede andere Abweichung der Seelenthätigkei iſt nur vorübergehend, nur dem Irreſein ähnlich, z. B. Leidenſchaften ſtarke Affecte, Irrthum und Wahn, Einfalt, Mangel an Beurtheilung

mmheit. Iſt aber das Organ des Bewußtſeins im Gehirn ſelbſt in ſeinem Geſchäfte geſtört oder verhindert: ſo wird das Bewußtſein dauernd verdunkelt, und es trit wirkliches Irreſein oder Wahnſinn ein. Da nämlich das Bewußtſein durch die innige Verbindung der Seele mit dem Körper mittelſt des Nervengeiſtes, eben ſo wie die übrigen Vermögen der Seele, in ſeiner Thätigkeit an ein beſtimmtes Organ gebunden iſt: ſo hängt auch die Thätigkeit des Bewußtſeins von der Normalität ſeines Organs ab, und jede Störung des Geſchäfts muß eine Verdunkelung des Bewußtſeins mit ſich führen. Die Veranlaſſung zu dieſer Abweichung in dem Geſchäfte dieſes Organs kann aber ſowol von dem übrigen Organismus, als auch von der Seelenthätigkeit ſelbſt hervorkommen. In den Gehirnorganen kann eine disharmoniſchen Thätigkeit eingetreten ſein, ſo daß ein Organ das andere in ſeinen Verrichtungen ſtört. Ein heftiger Umtrieb des Blutes, Anfüllung der Blutbehälter im Gehirn, daraus entſtandener Druck auf das Gehirn, zu raſche Abſonderung des Nervenäthers in dem Gehirn kann das Geſchäft der verſchiedenen Theile deſſelben in Unordnung und in Stocken bringen. Auch von dem Ganglienſyſtem aus kann durch Überſtrömung des Nervenäthers an dem ſympathiſchen Nerven oder an dem Stimmnerven (ſ. den Art. Nervenſyſtem) nach dem Gehirn eine ſo gewaltſame Einwirkung auf das Organ des Bewußtſeins geſchehen, daß deſſen Function dadurch geſtört und das Bewußtſein verdunkelt wird. Dies kann z. B. durch unmäßigen Genuß geiſtiger Getränke, durch narkotiſche Gifte, u. dergl. geſchehen. Von der Seelenthätigkeit ſelbſt kann aber die Veranlaſſung zum Irreſein herkommen auf folgende Weiſe. Wenn die Seele, es ſei aus eigener Willkür, auf fremde äußere Antriebe, oder durch Affecte und Leidenſchaften getrieben, ihr Bewußtſein auf irgend eine Thätigkeit des Geiſtes oder einen Zuſtand des Gemüths ausſchließend hinlenkt, es dadurch für die klare Überſicht der übrigen Geiſtesbedürfniſſe und der Verhältniſſe der Außenwelt verdunkelt: ſo wird dadurch ſchon die Einleitung zum wirklichen Wahnſinn gemacht, und dauert dieſer Zuſtand in dem Grade fort, daß dieſer Zwieſpalt in der Thätigkeit des Bewußtſeins auch rückwärts auf das Organ deſſelben ſtörend einwirkt, was nach organiſchen Geſetzen endlich nothwendig erfolgen muß: ſo geht alsdann auch die Freiheit des Bewußtſeins verloren, der Menſch kann es nicht mehr von den Gegenſtänden, in denen es ſich verloren hat, losreiſſen und auf andere hinlenken, der Zuſtand des völligen Irreſeins iſt alsdann eingetreten. Iſt gleich die Freiheit des Bewußtſeins verloren gegangen, ſo iſt es doch zuweilen ſchwer, die Klaſſe des Wahnſinns beſtimmt zu unterſcheiden, in welchem derſelbe ſeinen Anfang nimt, indem die Verdunkelung des Bewußtſeins ſich bald über mehr, bald über weniger Thätigkeiten des Geiſtes erſtrecken kann, bald auch wieder mehrere frei bleiben, ſo daß zuweilen, wenn bloß dieſe einzelnen freigebliebenen Thätigkeiten der Seele ſichtbar ſind, auf kurze Zeit gar kein Irreſein zu bemerken iſt. Man kann das Irreſein in Hinſicht der Veranlaſſungen: in rein phyſiſches oder in körperliches, in Hinſicht der Dauer: in langwieriges (chroniſches, eigentlich Geiſtes- und Gemüthskrankheit, Verrücktheit) und hitziges, (acutes, fieberhaftes, Delirium) abtheilen. Das chroniſche wird am richtigſten nach der Thätigkeit der Seele, in welcher ſich die Freiheit des Bewußtſeins zunächſt verliert, abgetheilt. Daher bilden ſich zwei Hauptklaſſen der Verrücktheit, (des Wahnſinns) je nachdem ſich das Selbſtbewußtſein zunächſt in der Region des Geiſtes oder in der des Gemüths verliert. Die erſte Klaſſe dieſes Wahnſinns können wir mit dem Namen Narrheit, (Wahnwitz, Aberwitz) belegen. Sie hat ihre

Digitized by Google

Wurzel in dem Erkenntnißvermögen. Der Wahnſinnige mit Narrhei
(Wahnwitzige) hat zunächſt ſein Bewußtſein in Anſehung der Vorſte
lungen, Begriffe und Urtheile verloren, indem er ſich der Möglichkeit de
Irrthums in Hinſicht derſelben nicht mehr bewußt iſt, und ohne Rückſich
auf die Verhältniſſe der Außenwelt ſeinen falſchen Vorſtellungen un
Begriffen gemäß handelt. Hiezu kommt, daß die ungezügelte Phantaſi
ſich immer noch Objecte dazu ſchafft, die der Wahnwitzige als wirklic
vorhanden betrachtet, und dem gemäß ſpricht und handelt. Auch da
Gemüth, durch das Band des Bewußtſeins nicht mehr zur Einheit zu
ſammengehalten, wirft ſich auf die falſchen Objecte, beſchäftigt ſic
zwecklos bald mit dieſem, bald mit jenem. Die Grundlage zu dieſe
Art des Irreſeins iſt gewöhnlich einſeitige Bildung des Erkenntnißver
mögens, übermäßige Geiſtesanſtrengung, Vorherrſchen einer zweckloſe
Phantaſie, Zerſtreuungs- und Vergnügungsſucht und Hochmuth. Di
andere Klaſſe können wir mit dem Namen der Melancholie bezeichnen
(S. d. Art.) Sie hat urſprünglich ihren Sitz im Gemüth, verbreite
ſich auch über andere Thätigkeiten des Geiſtes und geht, wenn ſie einig
Zeit gedauert hat, oft in die andere Art des Irreſeins über. Um di
weſentlichen Vorgänge beim Irreſein noch etwas zu beleuchten, dürfe
wir nur das im Fieber zuweilen vorkommende noch in nähere Betrach
tung nehmen, da dies von der heftigen Einwirkung des Fiebers hervor
gebrachte vorübergehende Irreſein im Weſentlichen der Erſcheinunge
übereinſtimmt mit dem chroniſchen. Der Irre kann in Rückſicht de
Erſcheinungen angeſehen werden als ein im Wachen Träumender. Wi
der Schlafende im geſunden Zuſtande mannichfaltige Traumbilder vo
ſich ſchweben ſieht, ſo der Irre im Wachen, nur daß ſie die Bilder, di
Anſchauungen des Wachens verdrängen, und der Kranke nicht dieſen
ſondern ſeinen innern Wahnbildern und Vorſtellungen gemäß, ohn
Rückſicht auf die Außenwelt handelt. Durch die Gewalt des Fiebers
in andern Fällen durch andere phyſiſche oder auch pſychiſche Einwirkun
gen, wird das Bewußtſein unterdrückt, durch eben dieſe gewaltſam ſtörende
Einwirkungen auf das Hirnſyſtem werden aber auch die Thätigkeite
deſſelben ſo gereizt, daß der Schlaf nicht nothwendig dadurch zuglei
herbeigeführt, eher vermindert wird. (Alle Irren ſchlafen ſehr wenig.
Bei dieſem Zuſtande wird der Seele unaufhörlich Stoff zugeführt z
Vorſtellungen und Bildern, die ſie aber weder mit den Gegenſtände
vergleichen noch in Einheit mit ihren Zwecken ſetzen kann. Die Rede
und Handlungen des Irren können daher wol den innern Wahnbilder
gemäß ſein, aber ſie ſind es nicht den wirklichen Gegenſtänden, den Ve
hältniſſen der Außenwelt und den Zwecken der Vernunft. Von den Si
nesorganen und von den Nerven des Gemeingefühls werden der See
Wahrnehmungen von der Außenwelt und ihrem Körper zugeführt. Dur
krankhafte Beſchaffenheit dieſer Organe können ſchon die daher komme
den Anſchauungen falſch ſein, (ſ. d. Art. Phantasmen und Hyp
chondrie) bei verdunkeltem Bewußtſein kann die Seele die Falſchh
oder Echtheit dieſer Wahrnehmungen nicht vergleichen und unterſcheid
Dazu kommt alsdann das durch erhöhte und ungewöhnliche Einwirku
des Ganglienſyſtems freier wirkende Vermögen der Bilderſprache (Im
gination) der Seele, welche jeder Vorſtellung, jeder dunkeln Wahrne
mung des Gemeingefühls beſtimmte Bilder unterſchiebt. Dieſe Wa
nehmung des Gemeingefühls von dem eignen Organismus ſind zum
bei krankhaftem Zuſtande ſehr verſchieden, und geben deßhalb auch
dem Irreſein die Veranlaſſung zu mannichfaltigen falſchen Vorſtellunge
So entſtehen z. B. vom Gemeingefühl aus ein allgemeines dunk

Schmerzgefühl, der Müdigkeit ähnlich, ungewöhnliche Gefühle von gleichſam neuen vorher nicht vorhandenen Theilen, das Gefühl von Schwere und Unbehülflichkeit in der Bewegung des Körpers oder einzelner Theile, auch eine krankhafte Abänderung der Triebe und Inſtinkte, krankhaftes Gefühl von Wärme oder Kälte. Dieſe ungewöhnlichen Einwirkungen des Gemeingefühls verarbeiten nun die freiere, durch das Bewußtſein nicht beherrſchte Imagination zu den mannichfaltigſten angemeſſenen Bildern, daher glaubt der Irre, es ſei etwas an ſeinem Körper zerbrochen, er ſei, ganz oder in einzelnen Theilen, doppelt vorhanden, manches Glied ſei um viermal größer, als es iſt, oder der ganze Körper ſei ungeheuer groß, oder er ſieht ſich in Wüſten und von Schreckgeſtalten als Feinden verfolgt, in Feuersgefahr, oder in Waſſerfluthen, u. ſ. w. Auch die durch das Bewußtſein nicht beherrſchte Erinnerung erwacht, und liefert der Seele reichlichen Stoff zu falſcher Thätigkeit, kann der Kranke Gegenwart und Vergangenheit nicht zu unterſcheiden vermag, und in Bildern und Scenen der längſt vergangenen Zeit lebt, als wären ſie gegenwärtig. Allein auch gewiſſe Vorſtellungen und Ideen, die in der Seele eigenmächtig und noch in der Zeit der Geſundheit entſtanden ſind, können den Kranken ſo ausſchließend beherrſchen, daß er einzig und allein damit ſich beſchäftigt, und für alles andere keinen Sinn hat. Gemeiniglich hat alsdann die Phantaſie dieſe Ideen aufgefaßt und feſtgehalten, bildet ſie in mancherlei Geſtalten aus, und führt ſie dem Kranken unaufhörlich zu, ſo daß keine andern aufkommen können. Wo z. B. die Idee des Hochmuths zum Grunde des Irreſeins liegt, ſchmückt die Phantaſie den Kranken zum König oder Kaiſer, oder gar zu Gott dem Vater und dergl. aus, alle Umgebungen bildet ſie darnach, und ſchafft ihm einen Hofſtaat von Großen und Miniſtern, Engeln und Erzengeln. — Das fieberhafte Irreſein läßt nach, ſobald der Sturm des Fiebers ſich legt; nur in ſeltenen Fällen bleibt zuweilen ein chroniſches Irrſein zurück. Das chroniſche Irreſein von körperlichen Urſachen iſt ſchwer zu heilen, am ſchwerſten das von pſychiſchen Urſachen, beſonders von Hochmuth, Zerſtreuungsſucht und Ausſchweifungen entſtandene.

Irritabilität, Reizbarkeit, nach Haller das Vermögen der Muskelfaſer, ſich auf einen geſchehenen Reiz (der Nerven oder anderer äußeren Dinge) gegen ihren Mittelpunkt zuſammenzuziehen. Sie wird der Senſibilität gewiſſermaßen entgegengeſetzt. S. d. Art. Haller, Leben, Phyſiologie, Reizbarkeit, Senſibilität.

Irrlicht oder Irrwiſch (in Norddeutſchland Tückebote), heißt eine eine kleine leuchtende Lufterſcheinung von der Größe einer Lichtflamme, welche ſich eben ſo zeigt, wie entzündetes Waſſerſtoffgas. Gewöhnlich erſcheinen Irrlichter da, wo thieriſche Körper faulen, als an ſumpfigen Orten, auf Gottesäckern, Schlachtfeldern, Schindangern ꝛc. Der leiſeſte Hauch der Luft bewegt ſie fort, daher ſcheinen ſie von einem Orte zum andern zu hüpfen. Wer ſie nun in der finſtern Nacht für wirkliche Lichter in Häuſern hält, und ihnen folgt, wird irre geführt; daher ihr Name. Aberglaube und Unbekanntſchaft mit der Natur haben ſie in der Vorzeit zu böſen Geiſtern gemacht, welche die Reiſenden neckten und irre leiteten. In warmen Sommernächten werden ſie öfter geſehen, als im Winter, und ſind überhaupt in ſüdlichen und warmen Gegenden häufiger, als in nördlichen und kalten. In jenen ſind ſie auch größer, z. B. in Spanien oft 12 Fuß hoch. Ihre Natur iſt noch unbekannt; wahrſcheinlich aber beſtehen ſie aus gephosphortem Waſſerſtoffgas, welches ſich aus faulenden Körpern entwickelt, und bei der Berührung mit der Luft entzündet.

Digitized by Google

Irrthum heiſt ein falſches Urtheil, in ſofern es für wahr geha ten wird. Die Veranlaſſung dazu iſt der Schein, d. h. ſubjective Ve hältniſſe, welche ſtatt objectiver (oder Erkenntnißgründe) gebrauch werden. Dieſer Schein wurde von den Alten species veri genann und ſie behaupteten mit Recht, daß ein jeder Irrthum einen ſolche Schein vorausſetze, weil, wenn der Verſtand einſieht, daß eine Sac nicht vollſtändig gedenkbar iſt, oder, wenn er die Nichtübereinſtimmun und den Widerſpruch ſeiner Gedanken deutlich wahrnimt, er ſolche u möglich für wahr halten kann. Dieſer Schein bezieht ſich entweder a die logiſche Form, oder auf die Materie des Urtheils. Im erſten Fal entſteht der formale, im andern der reale, oder materielle Irrthum Eine Erkenntniß, die den Geſetzen des Verſtandes, d. h. ſich ſelbſt w derſpricht, iſt logiſch falſch. Irrt der Verſtand, ſo merkt er dieſen W derſpruch nicht, und die Nichtübereinſtimmung der Gedanken mit de Geſetzen des Verſtandes iſt für ihn nicht vorhanden. Erſt wenn dieſ Schein aufgedeckt wird, verſchwindet der Irrthum. Der reale Irrthu bezieht ſich auf die Sache, und beſteht in dem Widerſpruche der Geda ken und Urtheile mit den Gegenſtänden. Der formale Irrthum läßt ſi aus logiſchen Grundſätzen erkennen; der reale oder materielle aber nicht weil die Vorſtellung eines beſondern Gegenſtandes nach etwas ganz An derem beſtimmt wird, als nach den bloßen Geſetzen des Denkens, inde durch dieſe allein nicht begriffen werden kann, ob unſere Vorſtellunge mit den Gegenſtänden übereinſtimmen, oder nicht. Da nun die allge meine Logik von allem Inhalte der Erkenntniß abſtrahirt: ſo kann ſi auch nicht beſtimmen, ob, wenn ſich materielle Vorſtellungen in un befinden, dieſe mit ihren Objecten übereinſtimmen, oder nicht, und kan mithin ein allgemeines materiales Kennzeichen des Irrthums ſo weni als der Wahrheit liefern. Verknüpft man mit einem Irrthume mehrer andere, deren Wahrheit man auf jenes erſte falſche Urtheil ankomme läßt: ſo heiſt das erſte falſche Urtheil, welches an der Spitze aller übr gen ſteht, der Grundirrthum, das Übrige ſind abgeleitete Irrthüme An und für ſich iſt jeder Irrthum ein überwindlicher (error vincibilis und es gibt eigentlich keinen unüberwindlichen (error invincibilis) doch nennt man auch einen unüberwindlichen den, welcher unter gegeb nen Umſtänden von einer beſtimmten Perſon ſehr ſchwer zu vermeide war. Man vermeidet den Irrthum, wenn man der Geneigtheit, au ſubjectiven Gründen zu urtheilen, nicht folgt, und nicht urtheilt, oh hinlängliche Erkenntnißgründe zu haben. Man überwindet ihn dur wirkliche Einſicht in die Gegenſtände, ſo wie durch Anerkennung ſein Unwiſſenheit. Da übrigens ein Irrthum ein Urtheil iſt, und das U theil aus dem Verſtande, und nicht aus den Sinnen hervorgeht: ſo kan man allerdings ſagen, daß die Sinne nicht irren, aber nicht darum, we ſie jederzeit richtig urtheilen, ſondern vielmehr, weil ſie gar nicht urthe len, ob ſie gleich durch ihren Einfluß auf den Verſtand zum Irrthum verleiten können. Faſſen wir nun nicht mehr in unſer Urtheil auf, a was wirklich durch die Sinne empfunden worden iſt, ſo iſt auch kei Irrthum vorhanden. Sagen wir z. B., die Wolken ſcheinen auf de Bergen zu liegen, oder, die Sonne ſcheint beim Untergange größer a beim Aufgange: ſo iſt dieſes kein Irrthum. Sobald wir aber da Scheinen in ein Sein verwandeln und ſagen, die Wolken liegen auf de Gebirgen, die Sonne iſt im Untergange größer als im Aufgange: ſ haben nicht die Sinne, ſondern der Verſtand geirrt, indem dieſer, dur den Schein verleitet, mehr in ſein Urtheil aufgenommen hat, als ih durch die Sinne war überliefert worden. Irrthum iſt alſo nur in den

…hältniſſe des äußern Gegenſtandes zu unſerm Verſtande anzutreffen, … der zureichende Grund deſſelben liegt in dem freien Gebrauche der …kraft, vermöge deſſen wir etwas Gegebenes auf eine Regel be… unter welche es nicht gehört, oder Dinge, die ihrer Natur und …Natur der menſchlichen Erkenntniß nach, keine Gewißheit erlauben, …che behandeln, die mit völliger Gewißheit erkannt werden können. …mſtände, welche Irrthümer veranlaſſen können, ſind theils innere, …äußere. Jene beziehen ſich entweder auf das Erkenntnißvermögen, … auf das Begehrungsvermögen. Zu den erſtern gehört natürliche …äche, entweder des geſammten, oder nur eines oder des andern …kenntnißvermögens, oder auch eine unharmoniſche und unverhältniß…ige Ausbildung einer Function des Erkenntnißvermögens mit Ver…ſäumung des andern, Übereilung, Mangel an nöthigen Kenntniſſen … Erfahrungen, Unterlaſſung fleißiger Übung im Nachdenken und Er…ung falſcher Methoden, beſonders bei dem gelehrten Nachdenken. … kann eine unregelmäßige Einbildungskraft bei einem ſchwachem Ver…nde, oder eine ſchwache Urtheilskraft die Quelle dieſer Irrthümer …den. In Abſicht auf das Begehrungsvermögen gehört dahin Eitel…keit, Eigenliebe, Leidenſchaften, Neigungen, Temperament, thörichte …ſicht und Zaghaftigkeit, allzugroßes Selbſtvertrauen und Abſcheu vor …ſamer Unterſuchung. Zu den äußern Urſachen des Irrthums gehört …les, was uns die erſte Richtung zu gewiſſen Gedanken und Handlungs…grundſätzen geben kann, als Erziehung, Unterricht, Lebensart und Um…ſtände, welche Dinge öfter nicht in unſerer Gewalt ſtehen. Übrigens …leuchtet es ſchon aus dem obigen ein, daß es keinen totalen Irrthum, …ſondern nur einen partialen gibt, d. h. daß in jedem Irrthume zugleich …etwas Wahres ſei.

Irus, ein Bettler auf Ithaka, deſſen ſich die Freier der Penelope zur Ausrichtung kleiner Aufträge bedienten. Als Ulyſſes zurückgekehrt war und ſich als Bettler gekleidet ſeiner Wohnung näherte, um jene Übermüthigen zu überraſchen, ſuchte Irus ihm den Eingang zu verwehren und foderte Ulyſſes zum Kampfe heraus, in welchem Irus erſchlagen wurde. Noch haben wir das Sprichwort „arm wie Irus.“

Iſaak, der Sohn Abrahams, merkwürdig durch die ſeinen Eltern …verheißene, und erſt im hohen Alter derſelben erfolgte Geburt, und … die Beſtimmung zu einem frühen Opfertode (ſ. d. Art. Abraham), …er nur durch ein Wunder entging, glich ſeinem großen Vater an …Glauben und Standhaftigkeit in der Verehrung des wahren Gottes mitten unter den Heiden, doch nicht an Thatkraft und Seelengröße. In ihm erſcheint der patriarchaliſche Charakter milder und weicher als in Abraham, aber reiner und edler als in ſeinem Sohne Jacob. Durch den Ackerbau, den er ſchon mehr als Abraham trieb, an Ruhe gewöhnt, und weniger wandernd als ſeine Vorfahren, nachgiebig und duldend im …, zeigte er ſich auch in ſeinem Hauſe als einen zärtlichen, aber früh gealterten, ſchwachen und leicht zu täuſchenden Vater, der den ſtillen, hinterliſtigen Jacob dem wilden und redlichern Eſau vorzog. In den ſchönen, (neuerlich in den bibliſchen Idyllen der geiſtreichen Caroline Pichler bearbeiteten,) poetiſchen Stoffe ſeiner Heirathsgeſchichte mit Rebecca, glänzt dieſe vor ihm hervor, und überall, wie unter den Erzvätern der Juden, ſcheint er nur den zweiten Rang einzunehmen.

E.

Iſabelle von Caſtilien, die berühmte und ſtaatskluge Königin von Spanien, Tochter Johanns II., ward im J. 1451 geboren, vermählte ſich 1469 mit Ferdinand V., König von Aragonien, und beſtieg,

obgleich nach dem Tode ihres Bruders, Heinrich IV. des Unvermögen
ihre ältere Schweſter Johanna den rechtmäßigſten Anſpruch auf
Reich hatte, mit Ausſchließung dieſer, im J. 1474 den Thron von
ſtilien. Sie hatte ſich nämlich noch bei Lebzeiten ihres Bruder
Stände des Reichs ſo geneigt zu machen gewußt, daß ein großer
derſelben, nach dem Tode Heinrichs IV., ſich für ſie erklärte: der
dern nöthigten die ſiegreichen Waffen ihres Gemahls nach der Sch
bei Toro 1476 die Zuſtimmung ab. Nachdem die Reiche Caſtilien
Aragonien auf dieſe Weiſe mit einander vereinigt waren, nahmen
dinand und Iſabelle den königlichen Titel von Spanien an. Mit
Grazie und Liebenswürdigkeit ihres Geſchlechts verband Iſabelle
Muth eines Helden, die tiefe Staatsklugheit eines Miniſters,
Scharfſinn eines Geſetzgebers und die glänzenden Eigenſchaften e
Eroberers. Sie war ſtets bei den Staatsverhandlungen gegenwä
und verlangte, daß man in den öffentlichen Verordnungen neben
Namen ihres Gemahls auch den ihrigen ſetzte. Die Eroberung
Granada, nach welcher die Mauren gänzlich aus Spanien vertri
wurden, ſo wie die Entdeckung Amerika's, iſt größtentheils ihr W
und verſchaffte ihr Gelegenheit, ſtets gerüſtet zu ſein. In allen i
Unternehmungen ſtand ihr der ſtaatskluge Kardinal Ximenes leitend
Seite. Man hat ihr Härte, Stolz, Ehrgeiz und eine ungeme
Herrſchſucht vorgeworfen; aber dieſe Fehler förderten das Wohl
Reichs eben ſo ſehr, als ihre Tugenden und Talente. Ein Geiſt,
der ihrige, war nöthig, den Übermuth der Großen zu demüthigen, o
ſie zu empören, Granada zu erobern, ohne die Horden Afrika's n
Europa zu locken, und die Laſter ihrer Unterthanen, welche durch ſchle
Verwaltung der Geſetze gänzlich ausgeartet waren, unter die Füße
treten, ohne das Leben rechtſchaffener Leute in Gefahr zu ſetzen. Du
Einführung eines ſtrengen Hofceremoniels, welches noch heut zu T
am ſpaniſchen Hofe beſteht, wußte ſie den Übermuth der zahlrei
Adeligen von der Perſon des Königs zu entfernen, und ihnen ſomit je
verderblichen Einfluß auf dieſen zu benehmen. Das Fauſtrecht, wel
bis dahin, zum Verderben der öffentlichen Ruhe geherrſcht hatte, wu
ſie durch Behauptung eines allgemeinen Landfriedens, ſo wie durch E
führung einer ſchnellen Rechtspflege zu ſtürzen. Papſt Alexander
beſtätigte 1492 beiden Gatten den Titel, katholiſcher König, der ih
bereits von Innocenz VIII. ertheilt worden war. Der Eifer für
katholiſche Religion, welcher ihnen dieſen Titel verſchafft hatte, un
ſtützte auch die Inquiſition, welche beſonders auf Eingebung ih
Beichtvaters Torquemada 1480 in Spanien eingeführt wurde. Iſab
ſtarb 1504, nachdem ſie ihrem Gemahl, auf welchen ſie ſtets ſehr ei
ſüchtig war, den Schwur abgenommen hatte, ſich nicht wieder zu v
heirathen. S. Ferdinand V.

Iſabey, einer der geſchickteſten Miniaturmaler der Franzo
iſt ein Schüler David's. Dieſer Künſtler beſitzt eine ganz eigne Za
heit und Grazie; alle ſeine Gebilde ſind nur wie hingehaucht, wie a
Luft gewebt, und doch dabei ſehr wirkungsvoll und treffend ähnl
Seine überaus vollendete Ausführung würde noch ächtere Kunſtwe
ſchaffen, wenn nicht ein Anflug feiner Schmeichelei, den alle ſeine G
bilde haben, die tiefere gemüthliche Wahrheit, ſo wie die feſtere Fa
oft daraus verdrängte. Iſabey erfand die ſehr hübſche Manier
Kreide- und Crayonzeichnungen à l'estompe, in denen er unübertr
lich iſt. Er zeichnet und tuſcht auch ſehr oft Compoſitionen von vie
Figuren, welche alle Porträtähnlichkeit haben. Seine berühmteſ

Blätter in dieſer Art ſind: der Beſuch Napoleons bei Oberkampf, einem großen Fabrikanten in Jouy; Napoleon auf der Terraſſe zu Malmaiſon und viele Paraden und Preſentationen; in neuerer Zeit zeichnete er alle bei dem wiener Congreſſe verſammelten Fürſten und Staatsmänner. Eines ſeiner ſchönſten und gemüthvollſten Blätter iſt ſein Nachen, (la nacelle) wo er ſelbſt mit ſeiner Familie dargeſtellt iſt. Die Manier à l'estompe, welche den punktirten Kupferſtichen ſehr gleicht, war einige Zeit herrſchende Mode, doch ſie muß von Iſabey's Meiſterhand kommen, wenn ſie nicht in verſchwindendes, charakterloſes Nebeln ausarten ſoll. Seine Miniaturgemälde ſind außerordentlich ſchön; nur er kann mit Auguſtin in Paris wetteifern, und hat dieſer mehr Kraft und Wärme der Farbe, ſo beſitzt Iſabey noch größere Leichtigkeit und ſanftern Farbenſchmelz. Wl.

Iſenburg, eine Standesherrſchaft im Großherzogth. und im Kurfürſtenth. Heſſen, welche zerſtückt in dieſen beiden Staaten liegt, und auf 15 Q. M. 47,500 Einw. hat. Der Boden iſt großen Theils gebirgig, liefert Getreide, Flachs, Tabak, viel Holz, ferner Eiſen und Salz, und hat treffliche Viehzucht und gute Fiſchereien. Die bedeutendſte Stadt iſt Offenbach, mit 8000 Einwohnern. — Die Grafen von Iſenburg, von deren Stammſchloſſe in der Nähe von Koblenz ſich nur wenige Ruinen erhalten haben, werden zuerſt bei den Fehden und Turnieren des 10. Jahrh. genannt. Was dies Fürſtenhaus jetzt noch beſitzt, iſt Ober-Iſenburg; da Nieder-Iſenburg ſchon 1664 nach dem Tode des Grafen Ernſt an die Lehnhöfe von Trier und Fulda und an andre Häuſer (Wied und Walderdorf) gelangte. Am 12. Juli 1806 trat Fürſt Carl, deſſen Sohn Wolfgang Ernſt ihm 1820 in der Regierung folgte, dem Rheinbunde bei, und erhielt dadurch die Souveränetät über die Beſitzungen der drei noch fortdauernden büdingiſchen Nebenlinien, wie auch der Grafen von Schönborn-Heuſenſtamm und Lerchenfeld, als ritterſchaftliche angränzende Territorien. Nach der Auflöſung des Rheinbundes wurde das Fürſtenthum, vermöge der Beſtimmung der Congreßacte, als mediatiſirtes Land unter die Souveränetät des Kaiſers von Öſterreich geſtellt, und ſpäter dem größern Theile nach an den Großherzog von Heſſen übergeben, welcher es den Provinzen Starkenburg und Oberfürſtenthum Heſſen einverleibt, einen Theil davon aber an Kurheſſen für hanauiſche Ämter zur Entſchädigung überlaſſen hat. Gegenwärtig umfaßt die kurheſſiſche Provinz, oder das Fürſtenth. Iſenburg: (welches der Kurfürſt in Titel und Wappen aufgenommen hat) die Gerichte Diebach, Langenſelbold, Meerholz, Lieblos, Wächtersbach, Spielberg und Reichenbach, die in 4 Hoheitsämter getheilt ſind. Die fürſtl. Offenbach-birſteiniſche Linie beſitzt davon Diebach, Langenſelbold und Reichenbach, und unter großherzogl. heſſiſcher Hoheit, von der Grafſchaft Iſenburg: das Oberamt Offenbach und die Gerichte Wenigs und Wolferborn, zuſammen 7½ Q. M. mit 26500 Einw. und 150000 fl. Einkünfte. Der Fürſt reſidirt im Dorfe Birſtein. Ein Nebenaſt dieſer Linie iſt Philippseich. Die gräflichen Linien ſind: 1) Büdingen unter heſſiſcher Hoheit (3 Q. M. mit 10000 Einw. und 40000 fl. Eink.) 2) Wächtersbach unter kurheſſiſcher und wegen ihres Antheils an Limburg unter würtemb. Hoheit (2 Q. M. mit 6000 Einw. und 36000 fl. Eink.) 3) Meerholz unter kurheſſiſcher, und wegen ihres Antheils an Limburg unter würtemb. Hoheit (1½ Q. M. mit 5000 Einw. und 35000 fl. Eink.)

Iſerlohn, eine wohlgebaute, volkreiche, wichtige preußiſche Handelsſtadt in der Grafſchaft Mark, zur Provinz Weſtphalen, hagener

Kreis, Regierungsbezirk Arnsberg, 5te Militärabtheilung, gehörig, am kleinen Fluße Baaren, mit 5500 Einwohnern in 730 Häuſern. Die lutheriſche Religion iſt die herrſchende; doch haben auch die Reformirten und Katholiken freien Gottesdienſt. Es ſind daſelbſt drei lutheriſche, eine reformirte und eine katholiſche Kirche, auch ein Gymnaſium. Die Fabriken liefern vielerlei Arbeiten von Eiſen, Meſſing und Draht, und kleine Waaren, als Nähnadeln, Wagebalken, meſſingene Schalen u. ſ. w. auch gibt es daſelbſt Fabriken von Sammet- und Seidenband, Wollerzeugen u. dergl. m. Nicht weit davon liegt im Herzogthume Berg die bekannte Meſſingfabrik in der Grüne.

Iſidorus. Unter dieſem Namen kennt die katholiſche Kirchengeſchichte nicht wenige Märtyrer, Heilige, Mönche und Biſchöfe. Beſonders iſt der Name Iſidorus für die Geſchichte des päpſtlichen Rechts durch eine Sammlung von Decretalen, welche den Namen Iſidorus an der Stirn trägt, von einem Betrüger (einem Pſeudoiſidorus) aber untergeſchoben iſt, merkwürdig geworden.

Iſis, die erſte Göttin bei den Ägyptern. Im Allgemeinen iſt ſie das Symbol der Natur, der Mutter und Ernährerin aller Dinge. Nach Diodor wurden Oſiris, Iſis, Typhon, Apollo und Aphrodite von Zeus und Here erzeugt. Oſiris, der Dionyſus der Griechen, vermählte ſich mit Iſis (Sonne und Mond). Beide machten die Verſchönerung des geſellſchaftlichen Lebens zu ihrer nächſten Angelegenheit. Es wurden keine Menſchen mehr geſchlachtet, ſeit Iſis die bis dahin wildwachſende und von den Menſchen unbekannte Frucht des Weizens und der Gerſte entdeckte, und Oſiris dieſe Früchte zubereiten lehrte. Zum Danke dafür brachten die Einwohner jedesmal die zuerſt abgemähten Ähren der Iſis als Opfer dar. Alles, was überhaupt der Grieche von ſeiner Demeter pries, rühmte auch der Ägypter von ſeiner Iſis. Mit dem Ackerbau entſtanden nach und nach eine höhere Bildung und ein Streben nach Kunſt und Wiſſenſchaft. Wenigſtens wird unter den Ägyptern erſt nach der Iſis von Gründung der Städte, Tempel und prieſterlichem Dienſte geſprochen; auch wurde ſie als Erfinderin der Segel verehrt. Nach Plutarch wurden Oſiris und Iſis vom Kronos und der Rhea ungeſetzmäßig erzeugt. Als Helios, der Rhea Gemahl, hiervon Kunde erhielt, that er den Ausſpruch, ſie ſolle weder in einem Monate, noch in einem Jahre gebären. Dies hörte Hermes, der die Rhea ebenfalls liebte und von ihr geliebt ward, und erfand ein Mittel, wie ſie, trotz jenem Fluche, dennoch gebären könnte. Er ſpielte nämlich mit dem Monde im Bretſpiel, gewann ihm von ſeinem jedesmaligen Lichte den 70ſten Theil ab, machte daraus 5 Tage, fügte dieſe den 360 Tagen bei, aus denen bisher das Jahr beſtanden hatte, und verſchaffte der Göttin alſo Zeit zur Geburt. Dies waren die Schalttage der Ägypter, welche von ihnen als Geburtstage ihrer Götter gefeiert wurden. Zuerſt wurde Oſiris geboren, während deß eine Stimme rief: der Herr der Welt iſt geboren. Am zweiten Tage gebar Rhea den Arueris, oder ältern Horus (Apollo), am dritten den Typhon, am vierten die Iſis, am fünften endlich Nephthys, die man das Ende nannte, ob ſie gleich auch von andern den Namen Aphrodite, auch Nike (die Siegesgöttin) erhielt. Zu dieſen fünf Kindern gab es drei Väter: Helios, Kronos und Hermes. Typhon vermählte ſich mit Nephthys; Oſiris und Iſis liebten ſich bereits im Mutterleibe. Oſiris, als der gute Geiſt, ward von Typhon, dem Böſen, verfolgt, liſtigerweiſe in einen Kaſten geſperrt und in's Meer geworfen. Als Iſis dieſe Nachricht erhielt, ſchnitt ſie ſich eine Locke ab, legte Trauerkleider an und ſchweifte troſtlos, überall den Kaſten ſuchend, umher. Inzw

ſpäter erfuhr ſie, Oſiris habe, im Wahne bei ihr zu ſein, ſich zu ihrer Schweſter Nephthys geſellt, und dieſe das neugeborne Kind ausgeſetzt. Iſis ſuchte daher daſſelbe auf, und erzog es unter dem Namen Anubis. Der Kaſten, in welchem Oſiris eingeſchloſſen lag, war unterdeſſen in der Gegend von Byblos an das Land getrieben und in einem Geſträuche niedergeſetzt worden, das in kurzer Zeit zu einem ſchönen, großen Baum erwachſen, ihn ganz eingeſchloſſen hatte. Dieſer Baum wurde darauf vom Könige, als eine Seltenheit, umgehauen, und als Pfeiler an ſeinem Palaſte gebraucht. Hier ward der Kaſten durch Liſt der Iſis entwandt, der Leichnam endlich dennoch von Typhon entdeckt und in 14 Stücke zerriſſen. Auf die Nachricht davon ſuchte Iſis die Stücke wieder zuſammen, fand ſie auch alle, bis auf das Zeugungsglied, an deſſen Statt ſie ein ähnliches bildete. So kam es, daß der Phallus geheiligt, und ihm zu Ehren von den Ägyptern ein Feſt gefeiert ward. Oſiris kehrte in's Leben zurück, und Iſis gebar ihm den, noch unzeitigen, an den untern Gliedern gebrechlichen Gott des Schweigens, Harpokrates. Horus, der Sohn der Iſis, beſiegte darauf in einem Kampfe den Typhon, und gab ihn ſeiner Mutter zur Verwahrung. Dieſe gab ihm die Freiheit, wofür Horus Hand an ſie legte und ihr die Krone abriß, an deren Stelle Hermes ihr einen Stierſchädel aufſetzte. Als Göttin der Fruchtbarkeit und allgemeine Wohlthäterin, beſchäftigte ſie ſich auch mit Heilung menſchlicher Krankheiten, und noch zu Galen's Zeiten gab es einige Arzneimittel, die ihren Namen führten. Nach ihrem Tode ward ſie als Hauptgottheit verehrt. Nach Herodot bildeten die Ägypter die Iſis in weiblicher Geſtalt mit Kuhhörnern; wie ihr denn auch die Kuh heilig war. Ja nach einer Sage ward Iſis, als junge Kuh, durch einen Strahl vom Himmel (Oſiris) Mutter des Apis: d. h. Sonne und Mond erhalten die Erde. Außerdem erkennt man ſie an den Attributen des Lotus über dem Scheitel, und dem Siſtrum in der Hand, einem muſikaliſchen Inſtrumente, deſſen ſich die Ägypter bei ihren gottesdienſtlichen Verehrungen bedienten. Die Bekleidung der Iſis beſteht in einem knapp anliegenden Unterkleide und einem Mantel, der auf der Bruſt in einen Knoten zuſammengeſchlagen und befeſtigt iſt. Ihr Kopf iſt von der ägyptiſchen Haube bedeckt, dem Urbild unſerer Nonnenſchleier. Bisweilen wird ſie auch, gleich der Artemis von Epheſus, der Allmutter, mit einer Menge von Brüſten dargeſtellt. Späterhin erhielt Iſis bei den Römern in Geſichtsbildung, Geſtalt und Bekleidung einen junoniſchen Charakter. Nur an dem Mantel und dem Schleier, welcher mit Franzen beſetzt iſt, und an den übrigen Attributen erkennt man die aus der Ferne eingebrachte Göttin. Sie wurde beſonders in Memphis, dann aber auch durch ganz Ägypten verehrt. Jährlich wurde ihr zu Ehren ein 10tägiges Feſt (Iſisfeſt) gefeiert, welches in einer allgemeinen Reinigung beſtand. Es wurde auch in Rom eingeführt, aber wegen der Mißbräuche oft verboten. Unter Auguſt waren die Iſistempel Freiſtätten der größten Ausſchweifungen. Von Ägypten ging der Dienſt dieſer Göttin nach Griechenland. und Rom über. (S. Io.) Über den Iſisdienſt ſpricht ein anziehender Aufſatz (von Böttiger) in der Urania für 1828. (Seit dem J. 1817 erſcheint in Jena unter dem Titel Iſis eine Zeitſchrift, welche ſich über Wiſſenſchaft, Kunſt und Politik verbreitet, und ſich im Ganzen durch Freimüthigkeit und gehaltvollen Inhalt vortheilhaft auszeichnet. Nur ging ſie, gleichſam im Freudenrauſch über die im Großherzogthum Weimar conſtitutionsmäßig eingeführte Preßfreiheit oft zu weit in ihrem Freimuth, und ſchadete dadurch ſich ſelbſt und der guten Sache überhaupt.)

Iſistafel (mensa Isiaca auch tabula Bembina), wird ein al
berühmtes ägyptiſches Denkmal genannt, worauf der Dienſt der Gö
Iſis, mit ſeinen Ceremonien und Geheimniſſen dargeſtellt war. Es
ſtand aus einer mit vermiſchtem blauen Schmelzwerk überzogenen, kup
nen viereckigen Tafel, mit künſtlich eingelegten Silberplättchen.
Hauptfigur derſelben war die ſitzende Iſis. Dieſe Tafel kam nach E
berung Roms (1525) an den Kardinal Bembo, von welchem ſie der H
zog von Mantua für ſein Kabinet erhielt. Nach der Plünderung
Mantua 1630 erhielt ſie Kardinal Pava, der ſie dem Herzoge von S
voyen ſchenkte. Sie befindet ſich jetzt im Schloſſe zu Turin. Äneas Vi
ſtach ſie 1559 zu Venedig in Kupfer; hiervon gibt es mehrere Nachſti

Islam (wörtlich: Salus, das Heil), Islamismus, ſ. M
hammed.

Island iſt eine große däniſche Inſel von 1405 geogr. Quadr
meilen, zwiſchen Norwegen und Grönland, mit 50,000 Einwohnern u
einer einzigen Stadt Reykewig, mit 311 Einwohnern. Die übrig
Einwohner auf derſelben leben größtentheils in zerſtreuten Höfen.
Reykewig iſt ein biſchöflicher Sitz, und eine Kathedralſchule, in welc
die däniſche, lateiniſche und griechiſche Sprache, Theologie, Kircheng
ſchichte, Arithmetik u. ſ. w. gelehrt wird. Noch jetzt herrſcht dort eine ſ
allgemein verbreitete Aufklärung aller Stände, aber auch viel Armu
die der Isländer mit Genügſamkeit erträgt. Sonſt gibt es 321 Pfar
auf der Inſel, die mit den Färoer ein eignes Stift unter einem Stift
amtmann ausmacht, ihre eignen Geſetze in dem Jonsbök enthält u
in 4 Seſſel eingetheilt wird. Die Einwohner, die auf dieſer öden unt
dem rauheſten Himmelsſtriche gelegnen Inſel mit der Wuth aller Elemen
zu kämpfen haben, leben von Fiſcherei und Viehzucht; Ackerbau iſt weg
des kalten Klima's faſt gar nicht vorhanden. Was dem Lande ſehr
wünſchen wäre und ſolches allgemein haben müßte, wäre mehr Zerſtückur
der übergroßen 4751 Landſtellen und ein von allem Zwange entlaſtet
Handel. Da hier das Miethen von Tagelöhnern und Geſinde ſehr ſelt
iſt, ſo müſſen die Familienſtellen in der Regel auch nicht größer ſei
als daß eine Familie ſolche nach dortigem Landesgebrauch bewirthſchaft
kann. Vom September bis Pfingſten herrſchen dort Winter- und N
bel-Orkane und wenn das Treibeis ſich nähert, unerwartete Kälte. Hä
fig iſt die Zahl der Geſtorbenen größer als die der Gebornen, und viele I
länder finden auf dem Meere oder in gefährlichen Gewerben den To
Treibholz und Torf ſind die einzige Feuerung. In frühern Zeiten wa
Island weit bevölkerter. Der Falkenfang iſt daſelbſt ſehr häufig, un
die dortigen Eidervögel liefern die ſchönſten Eiderdunen (ſ. d. Art.). Da
isländiſche Moos (lichen islandicus), eine bekannte Flechtenart, welc
bei uns ein ſtärkendes Arzneimittel iſt, dient hier zur gewöhnlichen Nah
rung. Island hat warme und heiße Quellen, und den berühmten feuer
ſpeienden Berg Hecla. Von den erſtern gleichen mehrere, insbeſonde
der Geiſer im ſüdlichen Theile der Inſel, den künſtlichſten Springbrun
nen, indem das Waſſer aus demſelben oft mehrere hundert Fuß in di
Höhe ſpringt, eine Erſcheinung, die ſich aus der vulkaniſchen Beſchaffen
heit erklären läßt. — Island ward 870 von zwei norwegiſchen Edelleu
ten, Ingulf und Hiörleif, welche aus Norwegen ausgewandert waren
entdeckt, und von dieſen und einigen andern Normännern, die ſich zu ih
nen geſellt hatten, bevölkert. Sie lebten während 387 Jahren in eine
unabhängigen Ariſtokratie. Im J. 1000 ward das Chriſtenthum unte
ihnen eingeführt. Erſt im J. 1261 begaben ſich die Isländer, und zwa
freiwillig, unter die Herrſchaft des Königs von Norwegen, Haqui

haken) VI. Von Island aus ward Grönland entdeckt und bevölkert. Die Wiſſenſchaften blühten in Island vor der Mitte des 11. bis in die Mitte des 14. Jahrh. und ſchon frühzeitig waren zu Skalholt Bildungs-Schulen. Einige Isländer ſtudirten in ihrem Vaterlande, einige gingen auf auswärtige Schulen, beſonders nach Paris. Auf ihren Reiſen lernten ſie die Dichtkunſt der Provenzalen oder Troubadours kennen, und brachten ſie im 12. und zu Anfange des 13. Jahrh. mit ſich auf ihre Inſel, welche darauf in kurzer Zeit viele Dichter, beſonders Romanzenſänger hervorbrachte. Die berühmte isländiſche Edda iſt ein Beweis davon. Gegen das Ende des 14. Jahrh. kamen die Künſte und Wiſſenſchaften in Island in Verfall, erhoben ſich jedoch wieder, als König Chriſtian III. 1540 die Reformation daſelbſt einführte, welche aber erſt 1591 völlig zu Stande kam. Zehn Jahre früher war in Skalholt ſchon eine Buchdruckerei angelegt worden.

Isle de France, jetzt wieder Moritzinſel, eine gebirgige Inſel öſtlich von Madagaskar, im indiſchen Meere, unter 92° ſüdlicher Breite und 73° weſtl. Länge, iſt vulkaniſchen Urſprungs, und hat keinen ſo fruchtbaren Boden, als die benachbarte Inſel Bourbon. Beide heißen auch nach ihrem portugieſiſchen Entdecker (1504) Mascarenhas. Die Portugieſen wurden 1598 durch die Holländer vertrieben, die der erſtern, dem Prinzen von Oranien zu Ehren, den Namen St. Mauritius gaben. Nachdem die Holländer ſie aber 1712 wieder verlaſſen hatten, wurde ſie 1721 von den Franzoſen in Beſitz genommen, von La Bourdonnais trefflich organiſirt, und Isle de France genannt. Sie enthält etwa 55½ Q. M. hat viele Kokosbäume, ſchöne Papagaien, große Schildkröten, ſchönes Ebenholz und beträchtlichen Waizen- und Reisbau; ferner Kaffee, Zucker und Indigo, auch iſt die Gewürznelke hier einheimiſch gemacht. 1799 lieferte ſie zur Ausfuhr 200,000 Centner Zucker, 6000 Centner Kaffee, 3000 Centner Indigo, 5000 Centner Baumwolle und 200 Centner Nelken. Die Erhaltung dieſer Inſel koſtete Frankreich jährlich mehr, als ſie einbrachte, ſie wurde aber beibehalten, da ſie für den oſtindiſchen Handel von größter Wichtigkeit iſt. 1799 zählte man hier 9000 Weiße, 55,230 Negerſklaven und 1300 freie Neger. Sie hat zwei vortreffliche Häfen, den großen Hafen in Südoſten und den kleinen Hafen in Nordweſten, an welchem letztern Portlouis, die einzige, aber nur aus elenden Hütten beſtehende Stadt erbaut iſt. Isle de France, welches vermöge ſeiner Lage der Schiffahrt der Engländer bedeutenden Schaden zufügte, ward von dieſen am Ende des J. 1810 eingenommen, und iſt im Frieden 1814 an ſie abgetreten worden.

Isle, (de l') ſ. **Delisle**

Ismaeliten nennt ſich eine mohammedaniſche Sekte, die urſprünglich zu den Schiiten, den Anhängern Ali's und Gegnern der Sunniten gehörte, als aber im erſten Jahrhunderte der Hedſchra die Imanswürde derſelben von dem frühverſtorbenen Ismael, dem Erſtgebornen des Imans Djafar-el-Sadek, auf deſſen jüngern Sohn Muſe überging, von letzterem abfiel, und ſeitdem nun Ismael's Nachkommen für ihre rechtmäßigen Imans erkennt. Sie werden von den orientaliſchen Geſchichtſchreibern unter die Bathenin, d. h. Anhänger der innern, allegoriſchen Lehre des Islamismus gerechnet. Vom 8ten bis in's 12te Jahrh. behaupteten ſie im Orient eine bedeutende Macht. Unter dem Namen Karmaten (wie ſie von dem Geburtsorte ihres Oberhauptes Karſeh Karmati bei Kufe im 8. Jahrh. genannt wurden) verwüſteten ſie Irak und Syrien. In Perſien, welches ſie um dieſe Zeit ebenfalls überſchwemmten, nannte man ſie Meladehs, d. h. Gottloſe oder Talimiten, weil ſie

ſich zu Talim's Lehre, der Menſch könne die Wahrheit nur durch Un-richt lernen, bekannten. Eine Dynaſtie der Ismaeliten, von Muh-med Abu-Obkid-Allah geſtiftet, eroberte um 910 Ägypten, und wu-erſt 1177, wo ſie mit Adhed-Udin-Allah ausſtarb, von Saladin, dem -lifen von Bagdad, überwältigt. Der andere noch beſtehende ismaeliti Stamm gründete 1090 unter dem Iman Haſſan Ben-Sabbah ein R-ſn Syrien, das dem ganzen Orient durch ſeine kriegeriſche Größe fur-bar ward. Haſſan iſt, wie ſeine 7 Nachfolger, im Occident unter d Namen der Alte vom Berge bekannt, weil er ſeinen Sitz auf der Berg-ſtung Meſiade in Syrien hatte. Von hier ſandte er ſeine Krieger (wegen des unmäßigen Genuſſes des bis zur Wuth berauſchenden Ha-blattes oder Bilſenkrautes, arab. Haſchiſcheh, Haſchiſchim hießen) a Raub und Meuchelmord aus; daher dieſe Ismaeliten im Occident d Namen Aſſaſſinen (verſtümmelt von Haſchiſchim) erhielten, und noch j der Meuchelmord in den weſtlichen Sprachen Aſſaſſinat und Meuchelm- der Aſſaſſinen genannt werden. Die Mongolen machten der Herrſch- des Alten vom Berge, der nach v. Hammer's Unterſuchungen kein Für ſondern nur ein Sektenhaupt war, am Schluſſe des 12. Jahrh. ein E de; ſeitdem haben ſich nur noch ohnmächtige Ueberreſte der Ismaelite von denen um 1020 auch die Druſen ausgegangen waren, in Perſien u Syrien erhalten. Zu Kheth, im perſiſchen Diſtrict Khom, hat noch je ein ismaelitiſcher Iman ſeinen Wohnſitz, der von den bis nach Indi hin zerſtreuten Ismaeliten wie ein Gott verehrt und mit ihrem Rau beſchenkt wird, wovon er dem Schach von Perſien einen anſehnlich Tribut zahlt. Die ſyriſchen Ismaeliten wohnen um das alte Meſia weſtlich von Hamah und in dem Gebirge Semmack am Libanon, u werden unter türkiſcher Hoheit von einem eigenen Sheikh regieret, de für einen jährlichen Tribut von 16,500 Piaſtern an die Türken, die re chen Einkünfte des fruchtbaren, durch Ackerbau und Handel (mit Baum wolle, Honig, Seide und Oel) blühenden Landes der Ismaeliten genieß Dies Volk wird von neueren Reiſenden wegen ſeiner Gaſtfreiheit, Häu lichkeit, Sanftmuth und Religioſität gerühmt. Seinen Wohlſtand h es aber in einem Kriege gegen die Noſairier (ſ. dieſen Art.), welche 180 Meſiade einnahmen und Alles verwüſteten, größtentheils verloren, ur friſtet nun, obwol ſeit 1810 wieder in den Beſitz ſeiner Wohnplätze ei geſetzt, ein kümmerliches Daſein. An ſeinem Separatismus in der Rel gion hält es indeß noch ſtreng. Der ismaelitiſche Glaube verehrt m allen Schiiten den Propheten Ali als die eingefleiſchte Gottheit, und Mo hammed als einen Geſandten Gottes und Verfaſſer des Korans. Al Ismaeliten nennen ſich Seid, d. h. Abkömmlinge der Familie Mohan meds, und tragen den grünen Turban zum Zeichen ihres vorgeblich Adels. Zufolge ihrer Auslegung des Korans glauben ſie an eine übe natürliche Mittheilung der Gottheit durch die Propheten (Imans), un an die Seelenwanderung, leugnen Paradies und Hölle, beobachten d Reinigungen und Faſten der orthodoxen Mohammedaner nicht, und wal fahrten, anſtatt nach Mekka, nach Nadjef, dem Begräbnißorte Ali's, Tagereiſen von Bagdad. Oeffentliche Tempel haben ſie nicht, und ih einfachen Gebräuche deuten mehr, als die mohammedaniſchen, auf reine Theismus hin. E.

Ismail, (mold. Smil), Stadt und Feſtung in der ruſſiſche Provinz Beſſarabien, am nördlichen Hauptarme der Donau, etwa 1 deutſche Meilen vom ſchwarzen Meere. Sie war vormals reich und b völkert, iſt jetzt aber verlaſſen, und wird nur von einigen Moldaue und Armeniern bewohnt, welche Gerbereien unterhalten. In dem ru

[Ruſſiſch]-türkiſchen Kriege wurde Ismail von Suwarow 1790 mit Sturm und einem ſchaudervollen Gemetzel genommen.

Iſokrates, einer der berühmteſten griechiſchen Redner, war zu Athen, im erſten Jahre der 86ſten Olympiade (436 v. Chr.), geboren. Seine Lehrer waren beſonders Gorgias, Prodicus und Protagoras. Wegen ſeiner ſchwachen Stimme und einer ihm angebornen Furchtſamkeit wagte er es nicht leicht, ſich öffentlich hören zu laſſen. Dagegen beſchäftigte er ſich deſto eifriger mit dem Unterrichte in der Redekunſt und mit Verfertigung von Reden für Andere. Daß er von beiden einen anſehnlichen Gewinn zog, erhellt daraus, daß er für eine Rede, die er dem Könige von Cypern, Nikokles, zugeeignet hatte, ein Geſchenk von 20 Talenten (27,000 Thalern), ſo wie für die Abfaſſung eines Schreibens, welches Timotheus an die Athenienſer ergehen ließ, 1 Talent erhielt. Den Unterricht in der Redekunſt ließ er ſich von Fremden mit 1000 Drachmen (228½ Thaler) bezahlen, und Plutarch berichtet, daß ihm dieſer Unterricht überhaupt 1000 Minen (oder 22,000 Thaler) eingebracht habe. In ſeiner Kindheit war er ein Geſpiele des Plato, ſie blieben Freunde bis in das ſpäteſte Alter. Auch war er ein großer Verehrer des Sokrates. Nach deſſen Tode, der alle ſeine Schüler mit Furcht und Entſetzen erfüllte, hatte er allein den Muth, ſich öffentlich in Athen in Trauerkleidern zu zeigen. Ein anderes Beiſpiel von Furchtloſigkeit gab er, indem er den Theramenes, der von den 30 Tyrannen in die Acht erklärt worden war, öffentlich vertheidigte. In der Folge ſchien ihn jedoch dieſer Muth verlaſſen zu haben; denn nie wagte er es ferner, öffentlich aufzutreten, und in den Volksverſammlungen für das Beſte des Staats zu wirken. Dies war auch die Urſache, warum er nicht zu Aemtern und Magiſtratswürden gelangte, zu denen man ſich in Athen nur durch öffentliche Beredſamkeit emporſchwingen konnte. Uebrigens hatte die Beredtſamkeit ihm vieles zu verdanken: er ſetzte ein beſonderes Verdienſt in einen gebildeten Styl und in eine harmoniſche Rundung der Sprache. Deshalb koſtete ihn das Verfertigen, Feilen, Wiederfeilen und Umändern ſeiner Reden viel Zeit, und daher kommt es, daß er auch nur wenige geliefert hat. Seine berühmte Lobrede auf Athen (Panathenaikos) beſchäftigte ihn 10 Jahre. Als Fehler warfen ihm die Kritiker ſeiner Zeit vor, daß ſein Styl oft ſchleppend, weitſchweifig und mit Zierrathen überladen ſei; daß er mehr dem Ohre zu ſchmeicheln, als das Herz zu erſchüttern ſuche; daß er ſeine Gedanken den Worten ſklaviſch unterwerfe; mit kindiſcher Sorgfalt das Zuſammentreffen der Vocale vermeide, und müßige Ausdrücke und unpaſſende Figuren gebrauche, um ſeinen Perioden gehörige Rundung zu geben. Da übrigens ſeine Reden alle nach einem Zuſchnitt verfertigt waren, ſo erregten ſie durch Mangel an Abwechslung am Ende Kälte und Ueberdruß. Sie hatten die wichtigſten Punkte der Sittenlehre und Politik zum Gegenſtande; aber man vermißte in ihnen die Wärme, welche überzeugt und fortreißt. Seine Ermahnungen an die Fürſten waren ſo mild, daß dieſe nicht dadurch verwundet werden konnten, und ihn am Ende noch belohnten. Er wußte ihnen auch auf die feinſte und anziehendſte Art zu ſchmeicheln. Ein Beweis davon iſt der Brief, den er, in einem Alter von 90 Jahren, an den macedoniſchen König Philipp ſchrieb, welchem Fürſten er die feinſten Schmeicheleien ſagte. Dennoch wünſchte er Griechenlands Freiheit, und zwar mit ſolcher Innigkeit, daß er ſich aus Verdruß über das unglückliche Treffen bei Chäronea im 98ſten Lebensjahre zu Tode hungerte. Unter ſeinem Namen hatte man zu Plutarchs Zeiten 60 Reden, von denen aber nicht die Hälfte für ächt gehalten wurde. Jetzt ſind deren noch 21

übrig, von denen der Panegyricus (eine Rede, in welcher er die Griech zur Eintracht und zum Kriege gegen die Perſer ermuntert, — von M rus, 3te Aufl. 1804. Leipz., von Spohn ebendaſ. 1817 herausgegeb und von Wieland im attiſchen Muſeum überſetzt), und der Panathen cus die vornehmſten ſind, nebſt 10 Briefen. Die neueſte Ausgabe ſämm licher Reden iſt von Lange, Halle 1803. Von den ältern ſind empf lungswerth die Ausgaben von H. Wolf, Paris, 1553 und 1571 (a Genf, 1609) Fol. und von Henricus Stephanus, 1593, Fol.

Iſoliren heißt in der Lehre von der Elektricität einen Körper a ßer Verbindung mit weiterleitenden ſetzen. Z. B. wenn man einen Kö per, den man elektriſiren will, auf Füße von Glas ſetzt, ſo iſt er, w das Glas die Elektricität nicht leitet, iſolirt, deßgleichen auch, we man ihn an einen ſeidenen Faden hängt, oder frei in der Luft ſchweben lie Um einen zu elektriſirenden Körper zu iſoliren, bedient man ſich des Iſ lirſchemels, welches ein Harzkuchen iſt, der auf gläſernen Füßen ſteht

Iſpahan (Hiſpahan, Isfahan), vordem die Hauptſtadt Perſie und eine der größten Städte in der Welt, in der Provinz Irak Adſchem mit einer prächtigen Brücke am Zendernd, hatte 3 Meilen im Umfa und 400,000 Einwohner nach Morier. Noch bewundert man den Pala des Schah Abbas, den berühmten Spatzierplatz Tſcherbay, den Luſtga ten Aſardſcherib und andere Denkmäler der Baukunſt. Es ward daſelb ein ausgebreiteter Handel von den meiſten aſiatiſchen Nationen getriebe In der Feſtung ward der königl. Schatz verwahrt. Dieſe berühmte Sta zu Chardin's Zeiten von einer Million Menſchen bewohnt, iſt in den U ruhen, die auf Schah Nadir's Tod folgten, größtentheils zerſtört wo den; doch blühen daſelbſt noch immer Manufacturen und Handel.

Iſrael und Iſraeliten, ſ. Jacob und Hebräer.

Iſtakar, ſ. Perſepolis.

Iſtambol, ſ. Conſtantinopel.

Iſthmiſche Spiele, ſ. den folgenden Art.

Iſthmus, überhaupt jede Erdenge, insbeſondere aber die Erdeng bei Korinth, welche den Peloponneſos mit dem feſten Lande verbinde Auf derſelben war dem Neptun ein berühmter Tempel geweiht, nebe welchem die iſthmiſchen Spiele gefeiert wurden. Auf der einen Seite de Tempels ſtanden die Statuen der Sieger in dieſen Spielen, und auf de andern war ein Hain von Fichten. In dem Tempel ſtanden 4 Pferde welche bis auf die elfenbeinernen Hufe ganz vergoldet waren; neben de Pferden zwei Tritonen, die von oben bis zur Hälfte vergoldet und vo da an aus Elfenbein verfertigt waren. Hinter den Pferden ſtand ei Wagen mit den aus Gold und Elfenbein verfertigten Bildſäulen Nep tun's und Amphitriten's. Nicht weit vom Tempel ſah man ein anſehnli ches Theater und das Stadium von weißen Steinen, wo die Spiele ge halten wurden. Der ganze Iſthmus war dem Neptun heilig, der dahe Iſthmios genannt wurde. Die iſthmiſchen Spiele (Isthmia, sc. solen nia oder certamina) wurden nach der gewöhnlichen Meinung zur Ehr des Palämon oder Melicertes geſtiftet. S. Ino. Andere behaupten Theſeus habe ſie zu Ehren Neptun's angeordnet. Wahrſcheinlich ware dieſe Spiele, die anfangs nur in der Nacht gehalten wurden, wiede eingegangen; Theſeus aber erneuerte ſie und befahl, ſie auch am Tag zu feiern. Eben weil nun Theſeus ihr Stifter, oder doch Erneuerer gewe ſen war, führten auch die Athenienſer daſelbſt den Vorſitz. Ganz Grie chenland nahm daran Theil, nur die Eleer aus folgender Urſache nich Als einſt die Söhne des Aktor zu dieſen Spielen reiten wollten, wurde ſie bei Elea vom Herkules erſchlagen. Ihre Mutter Melione entdeck

…m **Mörder**, der ſich eben in dem Gebiete von Argos aufhielt. Sie ver…langte daher von den Argivern Genugthuung, und bat, als dieſe ſie wei…gerten, die Korinther, daß ſie den Argivern, als Störern der öffentlichen …cherheit, den Zutritt zu den Spielen verſagen möchten. Da nun dieſe …nfalls in ihr Begehren nicht willigten, ſo belegte Melione alle Eleer … dem entſetzlichſten Fluche, wenn ſie an dieſen Spielen je wieder An…theil nehmen würden. Sie wurden übrigens mit derſelben Pracht, … die olympiſchen und andere öffentliche Spiele, zwei Mal in jeder …mpiade, wahrſcheinlich im Herbſte, gefeiert; auch waren die …mpfübungen dieſelben. Die Sieger wurden anfangs mit Kränzen …n Fichtenzweigen, nachher aber mit Kränzen von trockenem und wel…kem Eppich geſchmückt. Später wurden die Fichtenkränze wieder einge…führt.

Iſtria, Hiſterreich, eine Halbinſel des nordöſtlichen Italiens, …m adriatiſchen Meere, die gegen 75 Q. M. groß iſt, mit 140,750 Ein…wohnern. Sie gränzt an Krain, Friaul und Kroatien, hat ungeſunde …ft, iſt aber reich an Wein, feinem Öle, Wieſenwachs, Honig, Salz, Schiffbauholz, auch wichtigem Fiſchfang, Marmor und Bauſteinen. Die Einwohner der Städte ſind von italieniſcher Abkunft; die auf dem Lande …gegen ſind ſlaviſchen Urſprungs, und reden eine ſehr rauhe Sprache. …ne charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit der Iſtrier iſt ihr unüberwindlicher …ang zum Nichtsthun. Der gemeine Mann arbeitet nie mehr, als um …r den Tag leben zu können; verdient er zufälligerweiſe einmal mehr, als …r gerade gebraucht: ſo feiert er, bis alles zu Ende iſt, und bleibt durch …nen andern Zufall ſein täglicher Gewinn einmal aus: ſo lebt er auf Koſten …nderer, d. h. er bettelt oder er ſtiehlt und raubt. Daher die große Un…ſicherheit für Reiſende in dieſem ſonſt ſo anziehenden Lande, welcher nur durch unerbittliche Strenge in Beſtrafung jedes Frevels geſteuert werden kann. Die wohlthätigen Folgen einer ſtrengen Regierung empfand man deutlich unter der Herrſchaft der Franzoſen, wo die Räubereien auf offner Straße zu den größten Seltenheiten gehörten, während man jetzt unter der milden, dem Charakter des Iſtriers aber durchaus nicht angemeſſenen Regierung Öſterreichs keine Stunde ſicher iſt. In den alten Zeiten gehörte Iſtrien, wie jetzt wieder, zu Illyrien, wurde aber von Auguſt und Tiber zu Italien geſchlagen. Nach und nach hatte ſich Venedig, bis zu Anfange des 15. Jahrh. den ganzen Landſtrich unterworfen. Die Venetianer be…ſaßen über zwei Drittheile des Landes; das übrige, was gegen Nordoſten …egt, gehörte Öſterreich (öſterreichiſches Iſtrien, worin die Grafſchaft …terburg mit der Stadt gleiches Namens), und machte einen Theil des Herzogthums Krain aus. Im venetianiſchen Antheile zählt man 70,000 Einwohner. Seit dem Frieden von Campo Formio beſetzte Öſterreich auch dieſen größern Theil des Landes, zu welchem noch mehrere venetia…niſche Beſitzungen geſchlagen, und von Öſterreich 1804 zu den Gouverne…ment von Trieſt gezogen wurden. Als aber der öſterreichiſche Kaiſer in dem Frieden zu Presburg auf die ſämmtlichen venetianiſchen Beſitzungen Verzicht geleiſtet hatte, mußte er auch Iſtrien an die franzöſiſche Regie…rung abtreten. Späterhin kam es zu den illyriſchen Provinzen (ſ. d. Art.) und 1813 an Öſterreich zurück. Seit 1815 bildet es nebſt Trieſt den …ſter und iſtrianer Kreis des öſtreich. Königr. Illyrien. Die wichtig…ſten Orte ſind: Capo d'Iſtria (Agiola), ehemals die Hauptſtadt und Feſtung, Rovigno (Trevigno) die reichſte Stadt, mit 9500 Einwohnern und 2 Häfen, und Pirano, ein ſehr bedeutender Seehafen. Das Amphi…theater zu Pola war in alten Zeiten ſehr berühmt, und mochte leicht ge…gen 18,000 Menſchen faſſen.

Italien (Welſchland, d. i. das Land der Undeutſchen), ehemals
Sitz der Weltherrſchaft, ſeit der Völkerwanderung aber ſchon nicht m
ein ſelbſtſtändiges Ganze, doch immer durch herrliche Natur und liebli
Klima der Stolz ſeiner Bewohner und das Verlangen der Ausländ
erſtreckt ſich von den Alpen (46° n. Br., bis 38°) als eine ſchmale Ha
inſel in's mittelländiſche Meer hinein, das im Oſten Italiens das adr
tiſche, im Weſten das etruriſche Meer heißt. Von den Meeralpen (ſ
Art. **Alpen**) an ziehen ſich als Hauptgebirge die Apenninen mitten du
das Land, ſcheiden die Lombardei vom Genueſiſchen und Toscana, de
dieſes von Romagna, durchſchneiden den Kirchenſtaat, und laufen durc
Königreich Neapel bis an die Meerenge von Meſſina. Oberitalien (
Lombardei) iſt beſonders waſſerreich; der Po, dem aus den großen S
am Fuße der Alpen (Lago Maggiore, di Lugano, di Como, d'Iſeo u
di Garda) eine Menge Flüſſe zuſtrömen, und die Etſch (Adige) ſind d
die Hauptflüſſe; beide kommen von den Alpen und ergießen ſich i
adriatiſche Meer. In Mittelitalien (Toscana und der Kirchenſtaat) e
ſpringen der Arno und die Tiber in den Apenninen und fließen in's ty
rheniſche (etruriſche) Meer. In Unteritalien (Neapel) fehlt es an groß
Flüſſen, wegen der Kürze ihres Laufs vom Gebirge nach der See; d
Garigliano iſt der bedeutendſte. Die Luft iſt warm ohne unerträgli
Hitze und faſt überall geſund; der Winter auch in Oberitalien ſehr g
linde; in Neapel ſchneiet es faſt nie. Die Fülle und Trefflichkeit d
Landeserzeugniſſe ſind dem ſchönen Klima angemeſſen. In Norden w
in Süden wird an vielen Orten zwei-, dreimal des Jahrs geernt
Geognoſtiſch iſt beſonders merkwürdig die vulkaniſche Beſchaffenheit d
Küſten Unteritaliens, namentlich der Gegend von Puzzuoli und des V
ſuvs; gleiche Beſchaffenheit haben die nahen Inſeln im Mittelmeere. D
Einwohnerzahl, in keine Vergleichung zu ſtellen mit der frühern Bevö
kerung dieſes ſchönen Landes, wird auf 19 Millionen 700,000 geſchätz
Der ſonſt heitere italieniſche Nationalcharakter, den immer heftige Leiden
ſchaften auszeichneten, iſt durch langwierige Unterdrückung in düſter
ſinnliche Selbſtſucht verkehrt worden, doch findet man in den unverdor
benen Landleuten noch das feurige Blut, die alte ſüdliche Lebendigkei
Dabei iſt dem Italiener eine gewiſſe Schlauheit und geiſtige Gewandheit
und eine Liebe zum Gelde eigen, die ihn zum Kaufmanne ſtempeln. Im
Mittelalter waren Venedig, Genua, Florenz, Piſa, die Hauptſtapel
plätze des Welthandels aus Oſtindien, und Italiener (damals in Deutſch
land und Frankreich ohne Unterſchied Lombarden genannt) waren de
Handels wegen durch ganz Europa verbreitet; die Entdeckung des See
wegs entzog ihnen den indiſchen Handel, und ſeitdem ſank der Flor jene
Republiken. Der Italiener, auf eigenen Gewerbfleiß und Handel mi
eignen Erzeugniſſen faſt allein beſchränkt, iſt gleichwol immer ein ge
ſchickter und thätiger Kaufmann geblieben. Ehe vor drittehalbtauſen
Jahren das übermächtige Rom alle Lebenskraft Italiens in Einen Punk
zuſammenzog, war dieſes Land, und größtentheils von gebildeten Natio
nen, zahlreich bevölkert. Nur im Norden Italiens, der am längſten de
Römern widerſtand, wohnte ein halb wildes Volk, die Gallier; weiter
hinab, am Arno und der Tiber, eine Menge kleiner Völkerſchaften, die
wie die Etrusker, Samniter, Latiner, größtentheils durch eidgenoſſiſche
Verbindung ihr betriebſames Leben zu ſichern ſuchten, und ihre Freihei
den Römern theuer verkauften. Weniger eng verbunden, oft einander
feindlich, waren die griechiſchen Kolonien Unteritaliens Großgriechen
land genannt. Wie alle dieſe Völker dem ſelbſtſüchtigen Rom unter
worfen worden, gehört in die Geſchichte dieſer Stadt. In der Geſchichte

der Überwinder verſchwindet die der Überwundenen; es beginnt daher die ſpätere Geſchichte von Italien mit dem Sturze des weſtrömiſchen Reichs.

Die erſte Periode von Odoaker (476) bis Alboin (568) umfaßt das Reich der Heruler und Rugier, ſo wie das oſtgothiſche Reich. Romulus war der Erbauer der weltbeherrſchenden Stadt; Auguſtus gründete darin die Univerſalmonarchie, und Romulus Auguſtulus hieß ihr letzter ohnmächtiger Kaiſer, dem ſeine deutſche Leibwache das fernere Herrſchen unterſagte. Odoaker, ihr Hauptmann, der ſich an ſeine Stelle ſetzte, nannte ſich König von Italien, wodurch dieſes Land aus der Ländermaſſe des römiſchen Reichs zuerſt wieder geſondert hervortrat. Selbſtſtändigkeit aber und neue Kraft konnte auch dieſer wackere Deutſche dem verſunkenen Geſchlechte der Italiener nicht geben; nur Verſchmelzung mit einem edleren Volke konnte ihre Wiedergeburt bewirken. Schon ſtand ein ſolches Volk an den Grenzen Italiens. Dietrich, König der Oſtgothen, von dem oſtrömiſchen Kaiſer Zeno hierzu veranlaßt, warf 493 das Reich Odoaker's um, und gewann ganz Italien, ſich zum Königreiche, ſeinen Gothen aber, die ſich von den Alpen bis zur Meerenge verbreiteten, zum Eigenthum. Nur in den adriatiſchen Lagunen behauptete ein Völkchen von Schiffern und Salzſiedern, die vor Attila's Verheerungen dahin geflohen, ſeine Freiheit und Eidgenoſſenſchaft. Dietrich, der Verſöhner nordiſcher Kraft mit ſüdlicher Bildung, iſt mit Recht der Große genannt, und unter dem Namen Dietrich von Bern (Verona) einer der erſten Helden im altdeutſchen Fabelkreis geworden. Aber in ſeinem Volke unterlag nur zu bald die deutſche Kraft der römiſchen Verderbniß. Vergeblich machte der wackere Totila der Kriegskunſt des Beliſar die faſt vollendete Eroberung zehn Jahre lang ſtreitig. Nachdem er 552, und Tejas 553 in der Schlacht gefallen waren, gehörte Italien wieder zu dem oſtrömiſchen Kaiſerreiche, unter einem Statthalter, der zu Ravenna ſaß. Aber der erſte Exarch, der Feldherr Narſes, ein Eunuch, rief, aus Rachgier gegen die Ränke des byzantiniſchen Hofes, die Longobarden herbei, ein deutſches Volk, das von der Niederelbe her nach Pannonien eingewandert war. Sie brachen unter König Alboin nach Italien auf, und eroberten die nach ihnen genannte Lombardei faſt ohne Schwertſtreich. Ihre Herrſchaft war den Wiſſenſchaften und Künſten weniger günſtig, als die der Gothen.

Zweite Periode, von Alboin bis Carl den Großen (774), oder Periode des Longobardenreichs. Das Königreich der Longobarden begriff Oberitalien, Toscana und Umbrien. Außerdem errichtete Alboin in Unteritalien zu Benevent ein Herzogthum, womit er den Zotto belehnte. Das ganze longobardiſche Italien war in dreißig große Lehen getheilt, unter Herzögen, Grafen ꝛc., die bald erblich wurden. Neben dem neuen Reiche beſtand die Eidgenoſſenſchaft der Flüchtlinge in den Lagunen in unſtörbarer Freiheit. Die Eiländer gaben ſich 697 durch Erwählung des erſten Dogen, Anafeſto, eine Centralregierung, und die Republik Venedig war gebildet. (ſ. d. Art.). Ravenna, der Sitz des Exarchen, nebſt Romagna, die Pentapolis oder die fünf Seeſtädte (Rimini, Peſaro, Fano, Sinigaglia und Ancona) und faſt die ganze Küſte von Unteritalien, wo Amalfi und Gaeta eigne Herzöge griechiſcher Nation hatten, blieben nebſt Sicilien und der Hauptſtadt Rom, die ein Patricier in des Kaiſers Namen regierte, unerobert, jedoch dem Hofe von Byzanz mehr den Worten nach angehörig, als wirklich unterworfen. Dieſe geringe Abhängigkeit verſchwand faſt ganz, als Leo der Iſaurier im Anfange des 8. Jahrh. durch ſeine Bilderſtürmerei die or-

thoboren Italiener erbitterte. Die Städte verjagten ſeine Beamt
und gaben ſich Conſuln und einen Senat, wie in alter Zeit. Rom e
kannte dabei zwar nicht die Herrſchaft, doch eine gewiſſe väterliche G
walt ſeiner Biſchöfe, die durch Heiligkeit ſolches verdienten, auch i
weltlichen an. Die Päpſte, in ihren Bemühungen, die Freiheit Ron
gegen die Longobarden zu ſchützen, vom byzantiniſchen Hofe verlaſſe
wandten ſich deshalb gewöhnlich an die fränkiſchen Könige. Für de
gegen König Aſtolf zu hoffenden Beiſtand ſalbte nicht nur Papſt St
phan III., den 752 mit Genehmigung des Papſtes Zacharias zum Kön
der Franken erhobenen Pipin, im J. 753, ſondern erlaubte ſich, ne
der Gemeinde von Rom, ihn zum Patricier zu ernennen, wie biſh
des Kaiſers Statthalter geheißen. Carl der Große bekriegte zweim
der römiſchen Kirche zum Beiſtand, den longobardiſchen König Deſid
rius, ſtürzte ihn endlich, und vereinigte deſſen Reich mit der fränkiſchen M
narchie (774), doch gab er Italien einen eigenen König in ſeine
Sohne Pipin. Vergeblich waren aber ſeine Unternehmungen gegen d
Herzogthum Benevent, deſſen Unabhängigkeit Herzog Arichis behau
tete, und gegen die Republiken in Unteritalien, wo beſonders Neap
Amalfi und Gaeta durch Schiffahrt und Handel zu großem Reichthu
gelangten. Das Exarchat nebſt den fünf Städten hatte Pipin ſch
756 dem Papſte geſchenkt, und Carl der Große beſtätigte die Sche
kung, doch vollendete erſt Innocenz III., um 1200, die weltliche Hohe
der Päpſte.

Dritte Periode, von Carl dem Großen bis Otto den Groß
(961), oder Periode der Carolinger und Zwiſchenreich. Leo III. belohn
den König der Franken am Weihnachtstage 800 mit der abendländiſch
Kaiſerkrone, die eines Carls bedurfte, um ſich aus dem Nichts zu e
heben. Aus Abneigung gegen die Franken aber, deren Eroberung m
als einen neuen Barbareneinfall anſah, ſchloſſen ſich die freien Städt
Rom ausgenommen, wieder feſter an das oſtrömiſche Reich an. D
fränkiſche Italien kam noch bei Carls Lebzeiten an ſeinen Enkel Ber
hard (810). Als aber dieſer von ſeinem Oheim Ludewig dem Fromm
abgeſetzt und geblendet worden, blieb es unmittelbarer Beſtandth
der fränkiſchen Monarchie bis zur Theilung dieſer, im Vertrage v
Verdün (843), worin es nebſt der Kaiſerwürde und dem, ſeitdem ſog
nannten, Lothringen, dem älteſten der Söhne Ludewigs, Lothar I., z
fiel. Dieſer überließ die Regierung bald (844) ſeinem Sohne Ludew
II., dem löblichſten der italieniſchen Fürſten carolingiſchen Stamme
Nach ſeinem Tode (875) ward Italien der Zankapfel des ganzen Hauſe
Zuerſt nahm Carl der Kahle von Frankreich es in Beſitz: als er g
ſtorben (877), Carlmann, König von Baiern, welchem (879) ſein Br
der Carl der Dicke, König von Schwaben, folgte. Dieſer vereinig
die ganze fränkiſche Monarchie zum letzten Male. Seine Abſetzu
(887) war die Epoche der Geſetzloſigkeit und der bürgerlichen Krie
in Italien. Berengar, Herzog von Friaul, und Guido, Herzog v
Spoleto (nebſt dem Markgrafen von Ivrea, die einzigen von jenen dre
ßig übrigen großen Vaſallen) buhlten mit einander um die Krone, Gu
do ward zum König und Kaiſer gekrönt, und nach ſeinem Tode au
ſein Sohn Lambert. Arnolf, der carolingiſche König der Deutſche
wagte es, ihnen die Kronen ſtreitig zu machen, vermochte dies abe
wie faſt alle ſeine Nachfolger, nicht länger, als ſein Aufenthalt in It
lien dauerte. Nach Lambert's und Arnulf's Tode (898 und 899) tr
Ludewig, König von Niederburgund, als Nebenbuhler Berengar's au
daher dieſer tapfere, edle Fürſt, obgleich 900 zum Kaiſer gekrön

...ſt nach Ludewigs Tode (915) und nach Bekämpfung eines andern ...benbuhlers, Rudolph von Oberburgund, zur ruhigen Regierung ge...langte; doch konnte er bei der Auflöſung des Staats, auch unter innerer ...uhe, das Reich nicht gegen die räuberiſchen Einfälle der Saracenen ...m 890 an) und Ungarn (von 900 an) wirkſam vertheidigen. Nach ...ſeiner Ermordung (924) vertauſchte Rudolph ſeine Anſprüche an Hugo, ...fen von Provence, gegen dieſes Land. Hugo ſuchte durch blutige ...annei den unſichern Thron Italiens zu befeſtigen. Der Neffe deſ...ſelben, Berengar, Markgraf von Jvrea, floh vor ſeinen Nachſtellungen ...zu Otto dem Großen nach Deutſchland (940), ſammelte dort ein Heer ...aus Ausgewanderten, kehrte zurück, und ſtürzte Hugo, der ſeinen we...nigen verhaßten Sohn Lothar zum Nachfolger erhielt; Berengar ward ...deſſen erſter Rath. Nachdem aber Lothar, wie es hieß, von Berengar ...vergiftet, bald geſtorben war, wollte letzterer ſeine Witwe, die ſchöne ...Adelheid, zu einer Heirath mit ſeinem Sohne, Adelbert, wider ihren ...Willen nöthigen. Seinen Mißhandlungen und ihrem Kerker entronnen, ...entfloh ſie ebenfalls über die Alpen zum deutſchen Otto, in welchem ſie ...einen Beſchützer und zweiten Gemahl fand. Otto zog (951) mit Hee...resmacht nach Italien. Einer ſchleunigen Unterwerfung, und der Ab...tretung Friauls, des Schlüſſels von Italien, welches Otto ſeinem Bru...der Heinrich gab, verdankte es Berengar, daß er noch ferner als Otto's ...Vaſall regieren durfte. Als aber nach zehn Jahren von Italiens Gro...ßen neue Klagen gegen ihn einliefen, kehrte Otto zurück (961), ließ ihn ...gefangen nach Bamberg führen, und ward ſelbſt von den Lombarden ...zum König gewählt. Ein Reichsgrundgeſetz vereinigte auf immer die ...italieniſche Krone mit der deutſchen. Otto gab die großen Reichslehen ...an Deutſche, und den italieniſchen Städten republikaniſche Verfaſſungen, ...welche die Freiheit begründeten, der ſie in einem faſt immer anarchiſchen ...Lande immer mehr entgegen reiften. Die Bereicherung der Päpſte durch ...die Frankenkönige, welche ihren, unter Leo IV. und ſeines Gleichen ...ſehr wohlthätigen Einfluß auf die Regierung befördert hatte, war durch ...die im 10. Jahrh. eingeriſſene Verderbniß des päpſtlichen Hofes der ...erſte Grund ſeines Sinkens geworden. Die Geiſtlichkeit und das Volk ...wählten den Papſt nach dem Willen der Conſuln und weniger Patricier. ...Es geſchah es, daß in der erſtern Hälfte des 10. Jahrh. zwei vornehme ...buhleriſche Weiber über den heil. Stuhl verfügten. Theodora erhob ...auf ihn (914) ihren Liebhaber, Johann X., und deren Tochter Maro...zia ihren Sohn, Johann XI. Des letztern Bruder Alberich von Came...rino, ſo wie deſſen Sohn, Octavian, waren unumſchränkte Herren von ...Rom, letzterer auch Papſt unter dem Namen Johann XII. bei einem ...Alter von 20 Jahren (956). Otto der Große, den er gekrönt, ſetzte ...ihn ab, und Leo VIII. an ſeine Stelle; das Volk dagegen, auf ſein ...Wahlrecht eiferſüchtig, wählte Benedikt V. Die Päpſte wurden von ...nun an, ſtatt über das Volk von Rom zu herrſchen, von ihm abhängig. ...Noch behaupteten in Unteritalien die Republiken Neapel, Gaeta und ...Amalfi, gegen das longobardiſche Herzogthum Benevent, ihre Unab...hängigkeit; und zwar deſto leichter, ſeit (839) daſſelbe erſt unter Si...konolf zu Salerno und Radelchis zu Benevent, dann noch vielfacher ge...theilt wurde, und ſeit ſie mit den Herzögen einen gemeinſchaftlichen ...Feind in den Saracenen zu bekämpfen hatten, welche ſie früher (um ...830) beide aus Sicilien herübergerufen, um ſie als Hülfsvölker gegen ...einander zu gebrauchen, die ſich aber ſelbſt in Apulien niederließen und ...befeſtigten. Als Kaiſer Ludewig II. und Kaiſer Baſilius Macedo mit verei...nigter Kraft die Macht der Muſelmänner gebrochen hatten (866), konnte ſich

Digitized by Google

jener dennoch in Unteritalien nicht behaupten; dagegen faßten die Griechen feſtern Fuß. Letztere bildeten aus den, den Saracenen abgenommenen Gegenden eine eigene Provinz, das Thema der Lombardei genannt, welches von einem Katapan (Generalſtatthalter) zu Bari regiert über hundert Jahre, doch der Freiheit der Republiken unbeſchadet, unter ihrer Bothmäßigkeit blieb. Selbſt Otto dem Großen gelang es nicht ganz, ſie aus Italien zu vertreiben; ſeinen Bemühungen zu dieſem Zwecke machte die Heirath ſeines Sohnes Otto II., mit der griechiſchen Prinzeſſin Theophania, ſo wie den erneuerten ähnlichen Verſuchen des letztern, die unglückliche Schlacht bei Baſentello (980), ein Ende.

Vierte Periode, von Otto dem Großen bis auf Gregor VII (1073) Herrſchaft der deutſchen Könige. Gegen den Einfluß der Grafen von Tusculum, die den abweſenden Kaiſer zu Rom vertreten wollten, verſuchte ein edler Römer, der Conſul Creſcentius, des alten Roms Freiheit wieder herzuſtellen (980). Otto II. ſeit 973 König, ließ, mit Eroberungsverſuchen auf Unteritalien beſchäftigt, deſſen ruhmvolle, der laſterhaften Päpſten (Bonifaz VII. und Johann XV.) fürchterliche Verwaltung ungeſtört. Als aber Otto III., der ſeit 983 in Deutſchland herrſchte, ſeinen Vetter, Gregor V., zum Papſte erhob, ließ Creſcentius dieſen verjagen und vom Volke Johann XVI., einen Griechen wählen; auch ſuchte er Rom zur Scheinherrſchaft des byzantiniſchen Throns zurückzuführen. Dafür ward er nebſt dem neuen Papſte von Otto III. gemeuchelmordet, von ſeiner Gemahlin, der edeln Stephanie aber gerächt; der Kaiſer ſtarb durch ſie an Gift (1002), der letzte männliche Sprößling Otto's des Großen. Nun hielten die Italiener ihre Verbindung mit dem deutſchen Reiche für aufgelöſt; man wählte zum König Ardoin, Markgrafen von Ivrea, der zu Pavia gekrönt wurde; Grund genug für Mailand, die Feindin Pavia's, ſich gegen ihn für Heinrich II. (in Italien I.) von Deutſchland zu erklären. Ein bürgerlicher Krieg war die Folge, der aber nicht als ſolcher galt in einem Lande, wo jede Stadt, auf ihre Mauern trotzend, ſich als eigener Staat betrachtete. Heinrich verbrannte (1004) Pavia; nach Ardoin's Tode (1015) ward er von der ganzen Lombardei als König erkannt, ſo wie nach ſeinem Ableben auch Conrad II. (in Italien I.), der von mütterlicher Seite von Otto dem Großen abſtammte. Dieſer machte auf einem Reichstage auf den roncaliſchen Feldern bei Piacenza (1026) die Erblichkeit der Lehen zum Reichsgrundgeſetz, und ſuchte hier, ſo wie zu Pavia (1037), dem Staate Frieden und Feſtigkeit zu geben. Doch vergeblich; untilgbar wütheten die Fehden der immer mächtiger werdenden Städte und der Biſchöfe gegen die Edelleute, und dieſer gegen ihre Hinterſaſſen. Das republikaniſche Rom, von der Familie des Creſcentius geleitet, konnten weder Heinrich II. und Conrad II., noch die Päpſte zum Gehorſam bringen. Als Heinrich III. (in Italien II.) Conrads Sohn und Nachfolger (1039) nach Italien kam (1046), fand er in Rom drei Päpſte. Er ſetzte ſie alle drei ab, ernannte an ihre Stelle Clemens II., und beſetzte nachher ſtets aus eigener Macht den heiligen Stuhl mit würdigen deutſchen Geiſtlichen. Dieſe Reform gab den Päpſten ein neues Anſehen, das ſpäter ſeinem Nachfolger verderblich wurde († 1056). Während der langen Minderjährigkeit ſeines Sohnes Heinrich IV. (in Italien III.) gelang es der, beſonders durch den Mönch Hildebrand, nachher Gregor VII., auf das kühnſte gerichteten Politik der Päpſte, eine Oppoſition, die bald zu einer furchtbaren Größe anwuchs, gegen die weltliche Macht vorzubereiten. (S. d. Art. Papſt.) Dazu trugen die Normänner bei. Schon ſeit 1016 hatte

…ne Krieger aus der Normandie ſich in Calabrien und Apulien nie…
…laſſen. Bundesgenoſſen, bald der Lombarden, bald der Republi…
… bald der Griechen gegen einander und gegen die Saracenen, wur…
…ſie durch kleine Kriege immer mächtiger, Leo's IX. große Anſtalten
…rer Vertreibung endigten mit ſeiner Niederlage und Gefangen…
… (1053). Da belehnte er, auf ihr Bitten, die normänniſchen Für…
… Robert Guiscard, Humfried und Richard mit allen ſchon gemachten
…noch bevorſtehenden Eroberungen in Unteritalien, wovon ihm nichts
…te. Die wirkliche Vollendung dieſer Eroberungen durch Robert
…ard, den treuen päpſtlichen Vaſallen, gab den Widerſtrebungen
…Päpſte, ſeiner Lehensherren, gegen die kaiſerliche Macht einen Nach…
…, durch den ſie in der italieniſchen, wie in der Kirchengeſchichte
…e macht. Während im ſüdlichen Italien die kleinen Staaten zu
… großen zuſammenwuchſen, löſte ſich im Norden das Königreich
…er mehr in kleinere Staaten auf. Die lombardiſchen Städte grün…
… damals ihre ſpätere Macht; Venedig, Genua und Piſa waren
…s groß und ſtark. Die Piſaner, die ſchon 930 Otto II. gegen die
… in Unteritalien nachdrückliche Hülfe leiſteten, und 1005 die
…cenen daſelbſt tapfer bekämpften, wagten es, in Verbindung mit
… nicht weniger kriegeriſchen und ſchiffahrtskundigen Genueſern, die
…igen in ihren Wohnſitzen anzugreifen, und eroberten Sardinien
…mal (1017 und 1050), worauf ſie es in mehrern großen Lehnen
… ihre angeſehenſten Bürger vertheilten.

Fünfte Periode, von Gregor VII. bis auf den Fall der Hohen…
…fen. Kämpfe der Päpſte und Republiken mit den Kaiſern. Gre…
… VII. demüthigte Heinrich IV. 1077. Urban II., ſein Nachfolger,
… den Haß ſo weit, die eigenen Söhne gegen den Kaiſer aufzuhetzen.
…ad, der älteſte, wurde 1093 zum Könige von Italien gekrönt, nach
…em Tode (1101) gelang es dem zweiten, Heinrich, den Vater vom
…ſerthrone zu drängen, worauf dieſer bald vor Gram ſtarb. Hein…
…V., das Geſchöpf des Papſtes, trat bald als deſſen Widerſacher
… ſchloß aber nach harten Kämpfen mit ihm das wormſer Concordat
…22. Ein Hauptpunkt, der unverglichen blieb, erregte das ganze 12.
… 13. Jahrh. hindurch neue Zwiſte, die Erbſchaft der Gräfin Ma…
…, Markgräfin von Toscana († 1115), die alle ihre Güter mittelſt
…ments, deſſen Gültigkeit die Kaiſer anfochten, dem päpſtlichen
…le vermacht hatte. Unterdeſſen bildete ſich im Süden aus den
…mern republikaniſcher Freiheit und Griechen- und Lombarden…
…ſchaft der normänniſche Staat zum Königreich, unter Roger I.
…30) (ſ. d. Art. Neapel). In den kleinen Freiſtaaten im Norden
…ens war die Staatsgewalt gewöhnlich unter die Conſuln, den
… Rath (credenza), den großen Rath und die Volksverſammlung
…amento), vertheilt. Kleine Fehden entwickelten ihre jugend…
… Kraft. Dergleichen war die, welche mit der Zerſtörung von Lodi
… die Mailänder endigte (1111), und die mit Recht dem trojaniſchen
…ege verglichene zehnjährige Belagerung Como's durch Heere aller
…ardiſchen Städte (1113 bis 1128). Die Unterwerfung dieſer Stadt
… Mailand zur erſten Macht der Lombardei, mit der ſich die mei…
… benachbarten Städte verbanden. Andere, des Übermuthes der
…länder ſatt, bildeten um ihre Nebenbuhlerin, Pavia, einen zweiten,
… entgegengeſetzten Bund. Streitigkeiten zwiſchen Mailand und
…emona, über die Schutzherrſchaft von Cremona, veranlaßten zwiſchen
…en Vereinen den erſten Krieg (1129), dem der Streit Lothars II.
…nd Conrads von Hohenſtaufen um die Krone bald eine andere Richtung

Digitized by Google

gab. Dies der Urſprung der Gibellinen (Kaiſerlichgeſinnten) und Gue fen (der Anhänger der Guelfen, dann überhaupt der Partei der Päpſte In Rom erhob ſich der, von Gregor VII. gefeſſelte Freiheitsſinn i dem Maße wieder, als ſeine Nachfolger minder kräftig regierten. D Schismen zwiſchen Gelaſius II. und Gregor VIII., Innocenz II. un Anaclet II., erneuerten das Selbſtgefühl der Römer. Arnold von Bres cia, früher (1139) wegen heftiger Predigten gegen den Luxus de Geiſtlichen des Landes verwieſen, ward ihr Führer (1146). Erſt na acht Jahren gelang es Adrian IV., deſſen Sturz und Hinrichtung zu be wirken. Friedrich I. von Hohenſtaufen, genannt Rothbart, trieb d Erbitterung über das Aufſtreben der Longobarden zur Freiheit zu meh rern Zügen über die Alpen. Für Pavia's Partei, als die ſchwächer kämpfend, verheerte er 1154 das Mailändiſche, zerſtörte Tortona, un ließ ſich in Pavia und Rom krönen. Auf ſeinem zweiten Zuge nach It lien, 1158, bezwang er Mailand, ſchleifte die Werke von Piacenz und hielt einen Reichstag auf den roncaliſchen Feldern, wo er die ka ſerlichen Rechte im Sinne des juſtinianiſchen Codex ausdehnte, de Städten Vögte ſetzte und einen Landfrieden verkündete. Nach neue Empörung, die ſeine Ungerechtigkeiten erregt hatten, verbrannte e Crema (1160), vertrieb nach Mailands Unterwerfung alle Einwohne daraus, und ſchleifte die Stadt von Grund aus (1162). Doch entginge mehrere Kirchen, einige Vorſtädte, und ein, dem Kaiſer Otto zu Ehre erbauetes Thor der allgemeinen Verwüſtung. So gründete der Schre cken den Despotismus, aber mit ihm fiel er auch zuſammen. Als de Kaiſer 1163 ohne Heer nach Italien kam, ſchloſſen die Städte eine Verein für die Freiheit, der ſich 1167 zum lombardiſchen Bunde bildet Dieſer Bund baute, gegen das einzige gibelliniſche Pavia, eine neu Stadt, dem Papſte zu Ehren Aleſſandria genannt. Weder Friedrich Statthalter, Chriſtian, Erzbiſchof von Mainz, noch er ſelbſt konnte gegen den Bund etwas ausrichten; jener ſcheiterte vor Ancona (117 mit der Macht des ganzen, damals gibelliniſchen Toscana; der Kaiſ mit den Deutſchen vor Aleſſandria (1175), ja er ward vom Bunde b Lignana auf's Haupt geſchlagen (1176). Da ſchloß er zu Venedig ei Concordat mit Alexander III. und einen Waffenſtillſtand mit den Stä ten (1176), den Frieden aber, der dieſen die Freiheit ſicherte, zu Kon ſtanz (1183). Die Republiken behielten von der Kaiſerherrſchaft d Vögte bei, fremde Edelleute, nun von ihnen ſelbſt zu Richtern un Feldherren gewählt. Anſtatt aber ihren Bund zu einer ſteten Eidg noſſenſchaft (dem einzigen Heil für Italien) zu befeſtigen, zerfiele ſie bald in neue Parteiungen, als die Plane der Hohenſtaufen au Siciliens Thronfolge, Friedrich und Heinrich VI. (V.) von der Lom bardei abzogen. Berühmt iſt in einem Kriege der Brescianer geg einen Verein faſt aller lombardiſchen Städte die Niederlage, die dieſer überlegenen Macht am Oglio beibrachten, la mala morte g nannt (1197). Unter den Edelleuten traten die Herren da Roma und die Markgrafen von Eſte als Häupter, jene der Gibellinen, die der Guelfen auf. Während der Minderjährigkeit Friedrichs II. un des Thronfolgeſtreits in Deutſchland gelang es Innocenz III., Fri drichs Vormund, die weltliche Herrſchaft des heiligen Stuhls in Ro und in der Gegend umher, neu zu begründen, und die Anſprüche a Carl des Großen und Mathildens Schenkungen geltend zu machen auch zog er faſt ganz Toscana zur Guelfenpartei (1197); nur Pi nicht. Mehr blinde Erbfeindſchaft, als Eifer für die Sache begeiſter die Parteien; denn als in Otto IV. ein Guelfe, den Kaiſerthron beſtie

wurden die Guelfen ſeine, und die Gibellinen des Papſtes Partei; bald ſtellte jedoch die Rückkehr der Kaiſerkrone auf das hohenſtaufenſche Haus in der Perſon Friedrichs II. die alten Verhältniſſe wieder her (1212). In Florenz gab dieſer politiſche Parteigeiſt den Zwiſten der Buondelmonti und Donati gegen die Uberti und Amidei, aus Privatbeleidigungen entſtanden, Vorwand und Nahrung (1215), und ſo theilten ſich nun faſt alle Städte auch im Innern in Guelfen und Gibellinen. Die guelfiſchen Städte der Lombardei erneuerten 1226 den lombardiſchen Bund. Gegen dieſe Bürgerkriege erhob ſich damals der Dominikaner Johann von Vicenza, ein unermüdeter und hochgeachteter Strafprediger und Schiedsrichter. Die Verſammlung von Paquára (1233) ſchien ſeine Bemühungen zu krönen; aber das Streben nach weltlicher Herrſchaft in Vicenza ſtürzte ihn. Als der Kaiſer von ſeinem Kreuzzuge zurückgekehrt war, (1230) führte er den Krieg gegen die Städte und gegen Gregor IX., des Bannſtrahls nicht achtend, mit abwechſelndem Glücke, während Ezelino da Romano, unter dem Vorwande des Gibellinismus, durch Gewaltthaten aller Art die eigene Herrſchaft in Padua, Verona, Vicenza und der Umgegend begründete. Der päpſtliche Hof ſuchte damals die piſaniſche Familie der Visconti zu Gattura, auf Sardinien, der Republik abtrünnig und zu ſeinen Vaſallen zu machen, unter heftigem Widerſpruch dieſer, und beſonders der Grafen Gherardesca. Daher auch in Piſa Spaltung in Gibellinen (Conti) und Guelfen (Visconti). Dennoch verheirathete Friedrich ſeinen Baſtard Enzius mit einer Visconti, und gab ihm den Titel König von Sardinien. Der Plan Gregors IX., Friedrich abzuſetzen, gelang endlich Innocenz IV. auf dem Concilium zu Lyon (1245); dies ſchwächte gänzlich die Gibellinenpartei, welche durch die Ränke der Bettelorden ſchon ſehr untergraben war. Das treue Parma fiel ab; der Sieg der Gibellinen in Florenz (1248) hatte nur eine zweijährige, und ein neuer, nach der Schlacht von Monte Aperto (1260), nur eine ſechsjährige Dauer; die Bologneſer zwangen alle Städte Italiens in einen guelfiſchen Bund, und nahmen in der Schlacht am Panaro (1249) den Baſtard Enzius gefangen, den ſie nie wieder frei gaben. Nur in der treviſaniſchen Mark hatte der gibelliniſche Name durch den Schrecken Ezelino's die Oberhand, bis er einem Kreuzzuge aller Guelfen gegen ihn unterlag (1259). Aber die Freiheit ging immer mehr in dieſen Kämpfen verloren; das Haus della Scala folgte dem der Romano in der Herrſchaft, und ſelbſt Mailand fand mit einem großen Theile der Lombardei ſeine Herren in den della Torre. Überall erhoben ſich Tyrannen; nur die Seerepubliken und die in Toscana blieben frei.

Sechste Periode, vom Falle der Hohenſtaufen bis zur Geſtaltung der neuern Staaten. In dieſem Zeitraum ſuchten verſchiedene Fürſten die Oberherrſchaft von Italien an ſich zu reißen. I. Die Anjou. Seit Carl I. von Anjou, durch des Papſtes Gunſt König von Neapel, Senator von Rom, päpſtlicher Vicarius in Toscana, auf Italiens Königskrone ſeinen Ehrgeiz richtete, (eine Politik, der ſeine Nachfolger treu blieben), bekamen die Namen der Guelfen und Gibellinen eine neue Bedeutung. Jener bezeichnete die Freunde, dieſer die Feinde der Franzoſen. Zu dieſen Parteien kamen in den Republiken noch die des Adels und des Volks, von denen faſt überall die des letztern ſiegte. Die redlichen Bemühungen des edeln Gregors X. († 1276), Frieden zu ſtiften, waren vergeblich; wirkſamer die Nicolaus III., der Carls Uebermacht fürchtete; aber Martin IV. (1280), dieſem knechtiſch ergeben, verdarb alles wieder, und verfolgte die Gibellinen mit neuer Wuth. Ein ande-

res Intereſſe trieb die Seerepubliken gegen einander zu den Waff das des Handels und der Schiffahrt. Die Genueſer halfen dem Mich Palâologus (1261) Konſtantinopel von den Venetianern wieder erobe und erhielten dafür Chio; bei Meloria vernichteten ſie (1284) die S macht der Piſaner, und vollendeten ihre Meeresherrſchaft durch d Sieg über die Venetianer bei Curzola (1298.) Florenz vollendete ſe Demokratie durch gänzliche Ächtung der Edelleute (1282), und befeſti die Guelfenpartei durch weiſe Einrichtungen; aber bald theilte eine ne Parteiung, von dem unbedeutenden Piſtoja aus verbreitet, in Flore und ganz Toscana die Guelfen ſelbſt in zwei Factionen, die ſchwarz und die weißen (1300). Dieſe wurden durch die Ränke Bonifaz VII faſt überall vertrieben, und verbanden ſich nun mit den Gibellinen (130 In der Lombardei ſchien die erſterbende Freiheit zum letzten Male au zulodern; auf einmal erhob ſich, der ewigen Fehden der Tyrannen m de, faſt in allen Städten das Volk, und verjagte ſie (1302 bis 1306 darunter auch die Visconti, die 1277 die della Torre in der Herrſch von Mailand verdrängt hatten. II. Die Deutſchen und die della Sc la. Heinrich VII., der erſte Kaiſer, der nach 60 Jahren wieder (131 in Italien erſchien, führte die Fürſten in ihre Städte zurück, und fa bei ſeinen Foderungen: Friede unter den Parteien und Huldigung de Reiche, überall Gehorſam. Nur Florenz übernahm jetzt die, zwei Jah hunderte lang ruhmvoll geführte Rolle der Freiheitswächterin von It lien, wählte auf fünf Jahre Heinrichs Feind, Robert von Neapel, zu Beſchützer, und blieb frei, während Italien von Tyrannen wimmelt Das gibelliniſche Piſa bekam nach Heinrichs Tode einen Herrn in Ugu cione della Faggiuola (1314); nach ſeiner Vertreibung Lucca, das auch beherrſcht, einen andern in Caſtruccio Caſtracani (1316); Pad fiel (1318) dem Hauſe Carrara; Aleſſandria, Toutona (1315) und Cr mona (1322) dem Visconti zu Mailand; Mantua, ſeit 1275 von d Bonacorſi regiert, dem Gonzaga (1328) erblich anheim; in Ferrara b feſtigte ſich 1317 die lange beſtrittene Herrſchaft der Eſte; Ravenna b herrſchten ſchon ſeit 1273 die Polenta. In den übrigen Städten w dieſelbe Tyrannei, aber doch häufig von Geſchlecht zu Geſchlechte wec ſelnd, und deſto drückender. Dieſe kleinen Fürſten, beſonders dell Scala, Matteo Visconti, Caſtruccio, hielten den Vergrößerungsabſic ten Roberts von Neapel, von Clemens V. zum Reichsvicarius in It lien ernannt, die Wage; doch erwarb dieſer ſeinem Sohne, Carl vo Calabrien, die Herrſchaft von Florenz und Siena, die er bis zu ſeine Tode behielt (1328). Ludewig der Baier, der nach Italien kam (1327 die Anjou und die Guelfen zu unterdrücken, hatte ſelbſt zu thun mit de Gibellinen, die er durch ſeine Unbeſtändigkeit und Treuloſigkeit von ſi entfremdete, ſo wie andrerſeits die Schlechtigkeit Johanns XXII. au den Eifer der Guelfen ſo abkühlte, daß beide Parteien, das gemeinſchaf liche Intereſſe der Freiheit erkennend, ſich einander mehr näherte Plötzlich kam nach Italien der liebenswürdige Abenteurer Johann, Kö nig von Böhmen (1330). Von den Brescianern gerufen, vom Papſ begünſtigt, von Lucca zum Herrn gewählt, überall den Verſöhner un Friedensſtifter ſpielend, würde es ihm gelungen ſein, die Macht, die beabſichtigte, zu gründen, hätten nicht wieder die Florentiner ſich ih entgegengeſtellt. Bei ſeinem zweiten Zuge nach Italien (1333) ve banden ſie ſich mit Azzo Visconti, Maſtino della Scala und Robert vo Neapel gegen ihn und ſeinen Bundesgenoſſen, den päpſtlichen Legate Bertrand von Poiet, der ſich in Bologna zum Herrn aufwarf. Na dem Sturze beider (1334), worauf die Pepoli zu Bologna zu herrſche

fangen, begann Maſtino della Scala, Herr der Hälfte der Lombardei von Lucca, die Freiheit der Lombardei zu bedrohen. Auch gegen ihn Florenz den Widerſtand, und erregte ihm einen Bundeskrieg, in es nichts gewann, als Sicherung der Freiheit. Als der bedrängte Maſtino den Florentinern Lucca verkaufte, erhoben ſich die Piſaner und eroberten es für ſich (1342). Da wählten jene einen Dictator, Walther von Brienne, Herzog von Athen, vertrieben ihn aber, ſeiner Tyrannei wegen, bald wieder. In dem von Ariſtokraten zerriſſenen Rom ſuchte Rienzi (1347) Ordnung und Ruhe einzuführen; zum Volkstribun ernannt, mußte er doch nach ſieben Monaten dem Adel weichen. Nach ſiebenjähriger Verbannung mit dem Legaten, Kardinal Albornoz, zurückgekehrt (1354), herrſchte er wieder kurze Zeit, als er in einem Aufſtande ermordet ward. Die Genueſer, der ewigen Zänkereien der gibellinischen Spinola und Doria, und der guelfiſchen Grimaldi und Fieschi müde, vertrieben 1339 alle dieſe Familien, und gaben ſich in Simon Boccanigra den erſten Doge. In Piſa theilten ſich die Gibellinen, Räthe des Generalcapitäns Ricciani della Gherardesca, in zwei neue Parteien, Bergolini und Raspanti, wovon jene, unter Andrea Gambacorti, dieſe verjagten (1348). Um dieſe Zeit litt Italien durch eine entſetzliche Hungersnoth (1347) und eine noch gräßlichere Peſt (1348), welche zwei Drittheile der Bevölkerung hinraffte. Nicht weniger furchtbar war die Geißel der Söldnerbanden oder großen Compagnien, die nach jedem Frieden den Krieg auf eigene Hand fortſetzten, und überall plünderten und brandſchatzten, wie die des Grafen Werner (1348) und des Ritters Montreal (1354). III. Die Visconti. Johann Visconti, Erzbiſchof und Herr zu Mailand, und ſeine Nachfolger wurden in ihren gefährlichen Anſchlägen zur Ausbreitung ihrer Herrſchaft nicht durch Carls IV. Durchzüge durch Italien, nicht durch die Bemühungen unzähliger päpſtlicher Legaten, ſo wirkſam geſtört, als durch der Republiken, beſonders der Florentiner Weisheit und Unerſchrockenheit. Carl erſchien 1355, ſtürzte in Piſa, die Raspanti erhebend, die Gambacorti; in Siena die Herrſchaft der Neun, an deren Stelle die der Zwölf trat; unterwarf ſich augenblicklich ganz Toscana, und nöthigte ſelbſt Florenz, wenigſtens den Titel einer Reichsſtadt von ihm zu erkaufen. 1363 richtete er gegen die Visconti nur wenig aus, befreite Lucca von der piſaniſchen Herrſchaft, und ſtürzte in Siena die Zwölfe nieder, ſcheiterte aber in ſeinen Angriffen auf Piſa's und Siena's Freiheit an dem tapfern Freiheitsſinn der Bürger. Dem Papſt Innocenz VI. gelang es durch den Kardinal Legaten Egidius Albornoz, den ganzen Kirchenſtaat zu erobern (1354 — 1360); aber durch die Bedrückungen der Legaten auf's Äußerſte gebracht, und von Florenz, der Feindin aller Tyrannei, unterſtützt, fielen 1375 alle eroberte Städte wieder ab. Die Grauſamkeiten des Kardinals Robert von Genf, (nachher Clemens VII.), und ſeiner Bande bretagniſcher Söldner konnten nur theilweiſe Unterwerfung erzwingen, und im großen Schisma ward die Freiheit dieſer Städte, oder vielmehr die Herrſchaft ihrer kleinen Tyrannen, völlig befeſtigt. Indeß beharrten die Visconti in ihren Eroberungsplänen, reizten Italiens ganze Kraft zum Widerſtande, und machten die alte Parteiung der Guelfen und Gibellinen über die nahe Gefahr vergeſſen. Genua unterwarf ſich dem Johann Visconti (1353) und Bologna erkaufte dieſer von den Pepoli (1350), aber ſeine Unternehmung auf Toscana ſcheiterte an dem Widerſtande der verbündeten toscaniſchen Republiken. Einen andern Bund gegen ihn ſchloſſen 1354 die Venetianer mit den kleinen Tyrannen der Lombardei. Kurze Zeit nur dauerte die Verbindung

der Florentiner mit den Visconti gegen die päpſtlichen Legaten (137 In Florenz ſpalteten ſich die Guelfen in die Parteien der Ricci und d Albizzi; den dadurch veranlaßten Tumult der Ciompi (1378) wußte d von ihnen ſelbſt zum Gonfalonier erwählte Michael di Lando ſo man haft als uneigennützig zu ſtillen. Als die Venetianer von Carrara dur ihre Unterſtützung der Genueſer im Kriege zu Chiozza (1379) gereiz ruhig zuſahen, wie Johann Galeazzo Visconti die della Scala und d Carrara aller ihrer Staaten beraubte (1387 u. 1388), ſtand Flore allein mit den unglücklichen Fürſten. Franz Carrara bemächtigte ſi Padua's wieder (1390), und behauptete ſich, bis er der Bosheit der V netianer unterlag (1406), die von nun an, ihre Politik ganz verändern aus Gegnern der viscontiſchen Eroberungsabſichten ihre Nebenbuhl wurden. Johann Galeazzo erwarb von Kaiſer Wenzel die Belehnun mit Mailand als Herzogthum (1395), erkaufte 1398 vom Tyranne Gerhard von Appiano (der ſich nur das Fürſtenthum Piombino vorb hielt) Piſa (das aber ſein Baſtard Gabriel 1405 an Florenz verhande te), und unterwarf ſich Siena (1399), Perugia (1400) und Bologn (1402), ſo daß Florenz, furchtbar bedroht, allein für die Sache de Freiheit gegen ihn ſtand. Sein gelegener Tod (1402) ſchaffte wiede Luſt, und während der Minderjährigkeit ſeiner Söhne ging ein große Theil ſeiner Staaten verloren. Als in Ladislav von Neapel, der, da Schisma benutzend, ſich des ganzen Kirchenſtaats bemächtigte, 1409 de bedrängten Italien ein neuer Eroberer aufſtand, wagte wiederum Florenz, allein ihm zu widerſtehen. Aber dieſe Gefahr war nur vorübergehend; bald erhoben ſich dagegen die Visconti wieder. Herzog Philipp Maria hatte durch den großen Carmagnola alle ſeine Staaten der Lombardei wieder erobert (1416 — 1420); auch Genua, das abwechſeln bald in ſogenannter Freiheit ſtürmiſchen Parteifehden (der Fregoſi, Adorni, Montalto, Guarco) hingegeben, bald Frankreich (1396), bald dem Markgrafen von Montferrat (1411) unterthänig geweſen war, unterwarf ſich ihm (1421). Da verband ſich Florenz nochmals gegen ihn mit den Venetianern (1425), die durch den zu ihnen übergegangenen Carmagnola alles Land bis an die Adda eroberten, und im Frieden von Ferrara (1428) behielten. In Perugia gelang es dem großen Condottier Braccio da Montone, von der Partei der Baglioni, ſich zum Herrn dieſer Stadt und von ganz Umbrien, ja ſelbſt auf eine Zeitlang von Rom, zu machen (1416). In Siena gelangten (1430) die Petrucci zur feſten Herrſchaft. IV. Gleichgewicht der italieniſchen Staaten. Nach der Schwächung Mailands durch die Venetianer und Florentiner, und bei der beſtändigen Beunruhigung des Alfons von Aragonien in Neapel durch die Partei der Anjou (ſ. d. A. **Neapel**), war keine gefährliche Uebermacht in Italien mehr vorhanden, obwol gegenſeitige Eiferſucht noch häufige Kriege erregte, in welchen zwei Parteien unter den italieniſchen Miethſoldaten, die Bracheschi (von Braccio da Montone) und die Sforzeschi (von Sforza Attendolo ſo genannt), wider die Gewohnheit gleichgültiger Söldner, einander ſtets feindlich blieben. Dem Franz Sforza gelang es, nach dem Ausſterben der Visconti (1447), ſich zum Herrn des mailändiſchen Staats (1450) zu machen (ſ. **Mailand**). Als die länderſüchtigen Venetianer mit einigen Fürſten ſich gegen ihn verbanden, fand er einen Bundesgenoſſen an Florenz, das mit Aenderung der Umſtände weislich auch ſeine Politik änderte. Dort erhob ſich um dieſe Zeit durch Reichthum und Klugheit das Haus **Medici** (ſ. d. Art. **Mediceer**.) Die Kräfte von Mailand (wo die Sforza ſich befeſtigten,), von Venedig (das die Hälfte der Lombardei beſaß,), von Flo-

renz (durch Lorenzo Medici weiſe geleitet,), vom Kirchenſtaat (größtentheils dem heil. Stuhl zurückgegeben,), und von Neapel (das unfähig war ſeine Macht zu gefährlichen Angriffen zu gebrauchen), bildeten im 15. Jahrh. das politiſche Gleichgewicht von Italien, welches in den mannichfachen Fehden dieſer Staaten, keinen der Unabhängkeit des andern furchtbar werden ließ, bis zum J. 1494, wo Carl VIII. von Frankreich die Begierde, Neapel zu erobern, nach Italien trieb, und Ludewig Moro Sforza erſt als ſein Bundesgenoſſe, dann als ein Feind auftrat, Papſt Alexander VI. aber, um ſeinen Sohn Cäſar Borgia zu erheben, die franzöſiſche Freundſchaft eifrig ſuchte. V. Streit fremder Mächte um Italiens Provinzen. Carl VIII. mußte Neapel und ganz Italien bald wieder räumen; auch ſein Nachfolger, Ludwig XII., wurde von Ferdinand dem Katholiſchen aus dem, mit ihm eroberten Neapel verdrängt (1504). Glücklicher war er gegen Mailand, das er, auf ein Erbrecht geſtützt (1500), ſich unterwarf. Cäſar Borgia's Verſuche auf Italiens Herrſchaft wurden durch den Tod ſeines Vaters (1505) vereitelt; worauf der kriegeriſche Papſt Julius II. die vor ihm begonnene Unterwerfung des Kirchenſtaats, doch nicht für einen Baſtard oder Neffen, ſondern im Namen des heiligen Stuhls vollendete. Er ſchloß mit Maximilian I., Ferdinand dem Katholiſchen und Ludewig XII. die Ligue von Cambray 1508 gegen die Vergrößerungs-Abſichten der Venetianer, deren Schlauheit aber dieſen Vernichtung drohenden Bund bald zu trennen wußte. Sodann verband er ſich mit eben dieſen Venetianern, Spanien und den Schweizern, zu Vertreibung der Franzoſen aus Italien; dieſe heilige Ligue (1509) erreichte aber damals ihren Zweck noch nicht, ſo wenig auch Julius durch das franzöſiſch-deutſche Concilium zu Piſa, das ihn abſetzen wollte, ſich ſchrecken ließ. Maximilian Sforza, der (1512) Mailand wieder gewonnen, trat es (1515) Franz I. völlig ab, aber Kaiſer Carl V. zog es als eröffnetes Reichslehn ein, und gab es (1520) dem Franz Sforza, Maximilians Bruder. Daher heftige Kriege, in denen Franzens Anſtrengungen ſtets unglücklich waren; er ward 1525 bei Pavia gefangen, und mußte nebſt andern Anſprüchen, auch denen auf Mailand entſagen, das dem Sforza blieb, und nach deſſen Tode (1540) von Carl V. ſeinem Sohne Philipp gegeben wurde. Die mediceiſchen Päpſte, Leo X. (1513) und Clemens VII. (1523) waren meiſt auf Vergrößerung ihres Hauſes bedacht. Carl V., unter dem ſeit der Schlacht von Pavia ſich ganz Italien beugte, vereitelte zwar Clemens VII., Venedigs und Mailands Anſchläge, ſeine Macht zu ſchwächen; eroberte und plünderte Rom (1527), aber bald mit dem Papſte verſöhnt, erhob er (1530) die Mediceer zur fürſtlichen Herrſchaft. Florenz, das 1494 über das unkluge Benehmen Pietro's gegen Frankreich aufgebracht, die Mediceer verjagt, aber ſchon 1512 wieder aufgenommen hatte, mußte nun unter Herzog Alexander I., dem Mediceer, ſich in die Reihe der Fürſtenthümer ſtellen. Von da an gebricht es der italieniſchen Politik, von der Florenz bisher die Seele geweſen, an Gemeingeiſt, und ſomit der Geſchichte Italiens an einem Mittelpunkte.

Siebente Periode. Umgeſtaltungen der italieniſchen Staaten bis auf die franzöſiſche Revolution. Abgang aller alten Regentenhäuſer. Nach Ausſterben des Mannsſtammes der Markgrafen von Montferrat, gab Carl V. dieſes Land dem Gonzaga zu Mantua (1536). Später (1573) erhob Maximilian II. Montferrat zu einem Herzogthum. Den Florentinern mißlang (1537) ein neuer Verſuch, nach Ermordung Herzog Alexanders, ſich frei zu machen; Coſmo I. folgte ihm in der Regierung durch Carls V. Einfluß. Aus Parma und Piacenza, die Julius

II. für den heil. Stuhl erobert, machte (1545) Paul III. ein Herz
thum, und gab es ſeinem Baſtard, Peter Alois Farneſe, deſſen S
Ottavio 1556 die kaiſerliche Belehnung erhielt. Genua, ſeit 1499
Franzoſen unterworfen, fand in Andreas Doria (1528) ſeinen Befrei
Er begründete die Ariſtokratie, und der Verſchwörung Fiesko's (1547)
lang es nicht, ihn zu ſtürzen (ſ. Genua). Carl V. überließ ſc
1553 außer Mailand, auch Neapel ſeinem Sohne Philipp II. Im Fr
den zu Chateau Cambreſis 1559, entſagten Philipp II. und Heinrich
von Frankreich ihren Anſprüchen auf Piemont, das ſeinem rechtmäßig
Herrn, Herzog Emanuel Filibert von Savoyen, dem wackern ſpaniſc
Feldherrn, zurückgegeben wurde. 1597 ſtarb der ächte Mannsſtam
des Hauſes Eſte aus, worauf der Baſtard, Cäſar von Eſte, Mode
und Reggio vom Reiche erhielt, Ferrara aber vom heil. Stuhle, als
öffnetes Lehen, eingezogen wurde. In der zweiten Hälfte des 16
Jahrh. hob ſich der Flor Italiens, ſo viel bei dem Verluſte des We
handels möglich war, durch langen Frieden. Dieſes dauerte fort, a
in dem Vertrage von Lyon, Heinrich IV. von Frankreich auch Saluzz
die letzte franzöſiſche Beſitzung in Italien, an Savoyen vertauſchte, b
zum Erbfolgeſtreit über Mantua und Montferrat, nach Ausſterben d
Gonzaga (1627), wodurch des dreißigjährigen Krieges Noth auch üb
Italien kam. Unglück in Deutſchland nöthigte Ferdinand II., bei
Länder (1631) Frankreichs Schützling, Carl von Nevers, zu Lehen
reichen, deſſen Geſchlecht bis zum ſpaniſchen Erbfolgekriege in deren B
ſitze blieb. Zugleich erlangte Richelieu's Schlauheit im Frieden vo
Chiraſco (1631) Pignerol und Caſale, als feſte Stützpunkte zu neu
Einfällen in Italien; wiewol er letzteres (1637) wieder aufgeben muſ
te. Durch den Abgang des Hauſes della Rovera, dem Julius II. da
Herzogthum Urbino verliehen, fiel dieſes 1631 dem päpſtlichen Stuhl
anheim. Der Friede Italiens wurde, außer einigen Unternehmunge
Ludewigs XIV. auf Savoyen und Piemont, in der zweiten Hälfte de
17. Jahrh. nicht geſtört, und ſchien durch den turiner Neutralitätsver
trag (1696) auf lange Zeit geſichert zu ſein, als der ſpaniſche Erbfolge
krieg ausbrach. Öſterreich eroberte 1706 Mailand, Mantua und Mont
ferrat, behielt die erſtern beiden für ſich, (Mantua ward wegen Feloni
des geächteten Herzogs eingezogen) und gab letzteres an Savoyen. Im
utrechter Frieden (1714) bekam Öſterreich noch Sardinien und Neapel
Savoyen aber Sicilien, und vertauſchte dieſe Inſel an Öſterreich, Sici
lien gegen Sardinien, wovon das Haus Savoyen den Königstitel an
nahm; zur Grenze zwiſchen Frankreich und Italien wurde der Mon
Genievre beſtimmt. Parma und Piacenza erhielt, als 1727 das Hau
Farneſe ausſtarb, der ſpaniſche Infant Carl. In dem polniſchen Thron
folgekriege von 1733 eroberte Carl Emanuel von Savoyen, mit Frank
reich und Spanien verbunden, Mailand, und behielt davon im wiene
Frieden (1738) Novara und Tortona. Der Infant Carl von Spanie
ward König beider Sicilien, und trat dafür Parma und Piacenza a
Öſterreich ab. Auch die Mediceer zu Florenz, ſeit 1575 Großherzog
von Toscana betitelt, ſtarben 1737 aus. Franz Stephan, Herzog vo
Lothringen, erhielt nun, nach der Beſtimmung des wiener Präliminar
Friedens, Toscana, und machte, als er 1745 Kaiſer wurde, daraus ein
Sekundogenitur des öſterreichiſch-lothringiſchen Hauſes. Im öſterrei
chiſchen Erbfolgekriege eroberten die Spanier Mailand (1745), wurden
aber durch Carl Emanuel wieder daraus vertrieben, welchem Maria
Thereſia zum Dank einige mailändiſche Landſchaften, nämlich Vigeva
naſco und Bobbio ganz, und Anghiora und Paveſe zum Theil, abtrat

Maſſa und Carrara fielen 1743 durch Erbgangsrecht an Modena. Parma und Piacenza eroberte der ſpaniſche Infant Don Philipp für ſich, verlor es zwar wieder, erhielt es aber als erbliches Herzogthum im Aachner Frieden (1748) zurück. So theilten im 18. Jahrh. die Häuſer Lothringen, Bourbon und Savoyen ganz Italien, bis auf den Kirchenſtaat, Modena und die Republiken, welche, als Greiſe, die ſich ſelbſt überlebt, dem Treiben der neuen Zeit, in die ſie nicht mehr paßten, kraftlos zuſchauten. Eine 40jährige Stille ging ihrem Untergange voraus.

Achte Periode. Von der franzöſiſchen Revolution bis auf die neueſte Zeit. Im Sept. 1792 drangen die franzöſiſchen Truppen zuerſt in Savoyen ein und errichteten dort Freiheitsbäume. Durch die Pieonteſer und Öſterreicher 1793 auf einige Zeit daraus vertrieben, behaupteten ſie es doch am Ende des Jahrs. Der National-Convent hatte ſchon im Februar 1793 auch Neapel den Krieg erklärt. 1794 im April rückten die Franzoſen im Piemonteſiſchen und Genueſiſchen vor, wurden aber im Juli 1795 von den Öſterreichern, Sardiniern und Neapolitanern aus Italien vertrieben. 1796 erhielt Napoleon Buonaparte den Oberbefehl des franzöſiſchen Heeres in Italien. Er zwang den König von Sardinien zum Frieden, worin er Nizza und Savoyen an Frankreich abtreten mußte, eroberte die öſterreichiſche Lombardei bis auf Mantua, brandſchatzte den Herzog von Parma und den Papſt, und jagte dem Könige von Neapel ſolche Furcht ein, daß er um Frieden bat. Nachdem 1797 auch Mantua gefallen, errichtete Buonaparte aus Mailand, Mantua, dem Theile von Parma dieſſeits des Po, und Modena die cisalpiniſche Republik, die, wie die franzöſiſche, ein Directorium und zwei geſetzgebende Räthe erhielt. Auch den Papſt überzog Frankreich mit Krieg und vereinigte Bologna, Ferrara und Romagna mit der cisalpiniſchen Republik 1797 durch den Frieden von Tolentino, den das Oberhaupt der Kirche nicht halten konnte. Da rückten die Franzoſen nach Rom vor, ſtürzten das geiſtliche Regiment, und errichteten eine römiſche Republik. In Genua zettelte Buonaparte eine Revolution an, wodurch die Ariſtokratie vernichtet, und eine demokratiſche Republik, nach dem Muſter der franzöſiſchen, unter dem Namen der liguriſchen, errichtet wurde. Die Franzoſen waren indeß durch das venetianiſche Gebiet in Öſterreich eingedrungen. Da nun die Venetianer mit den tapfern Tirolern, welche die Franzoſen aus ihren Alpen jagten, zu Behauptung der Neutralität ihres Gebiets gemeinſchaftliche Sache machten, benutzte Buonaparte dieſen Vorwand, dieſen uralten Freiſtaat zu vernichten. Er beſetzte ohne Schwertſtreich Venedig, und gab der Republik eine demokratiſche Form; aber im Frieden zu Campo Formio (7. Okt. 1797) ward das venetianiſche Gebiet bis an die Etſch an Öſterreich überlaſſen, der Ueberreſt mit der cisalpiniſchen Republik vereinigt. Der König von Sardinien ſchloß mit Frankreich am 25. Oct. einen Allianz- und Subſidienvertrag; aber 1798 fand das Directorium für gut, ihn zur Abtretung ſeiner Staaten auf dem feſten Lande zu nöthigen. Neapel hatte ebenfalls einen Freundſchaftsvertrag mit Frankreich geſchloſſen, aber da es 1798 mit England ein Bündniß einging, dem auch Toscana beitrat: ſo eroberten im J. 1799 die Franzoſen Neapel, und errichteten da die parthenopeiſche Republik. Der Großherzog von Toscana flüchtete nach Wien, und ſein Land wurde, wie Piemont, von den Franzoſen militairiſch verwaltet. Als nach Zerſchlagung des raſtadter Congreſſes Öſterreich und das Reich, unter ruſſiſcher Unterſtützung, den Krieg gegen die Franzoſen erneuerten, wurden dieſe von den Engländern

dern, Ruſſen und Türken wieder aus Neapel und Rom vertrieben; der König und der Papſt kehrten in ihre Hauptſtädte zurück. In der Lombardei wurden die Franzoſen von den Öſterreichern unter Kray und Melas, und von den Ruſſen unter Suwarow beſiegt, und verloren alle Feſtungen bis auf Genua, wo Maſſena eine harte Belagerung aushielt, während ſeine Landsleute ganz Italien räumen mußten. Aber indeſſen war Buonaparte von ſeinem ägyptiſchen Zuge zurückgekehrt, und hatte ſich zum erſten Conſul aufgeworfen. Er zog mit einem neuen Heere nach Italien, ſchlug die Öſterreicher bei Marengo, und zwang ſie zu einer Capitulation, wodurch ihm alle italieniſche Feſtungen wieder eingeräumt wurden. Im lüneviller Frieden (9. Februar 1801) ward der Beſitz Venedigs für Öſterreich beſtätigt, welches den Herzog von Modena durch Abtretung des Breisgau's entſchädigen ſollte. Der Herzog von Parma bekam Toscana, und nachher von Buonaparte den Titel: König von Etrurien. Parma wurde mit Frankreich vereinigt. Die cisalpiniſche und liguriſche Republik wurden von Öſterreich und Frankreich verbürgt, und mit letzterer die eingeſchloſſenen Reichslehen vereinigt. Nun ward auch der König von Neapel, der den Kirchenſtaat hatte beſetzen laſſen, zum Frieden zu Florenz (28. März) genöthigt. Durch ruſſiſche Vermittlung kam er mit Abtretung von Piombino, des Stato degli Preſidj und ſeiner Hälfte der Inſel Elba, ſo wie mit dem Verſprechen, ſeine Häfen den Engländern zu ſperren, durch. Die andere Hälfte von Elba hatte Toscana bereits an Frankreich abgetreten. Die ganze Inſel aber wurde von den Engländern und Corſen, nebſt den bewaffneten Einwohnern, hartnäckig vertheidigt, und erſt im Herbſte geräumt. Den Präſidienſtaat trat Frankreich am 19. Sept. an Etrurien ab. Starke franzöſiſche Truppenabtheilungen blieben ſowol in Neapel als in Toscana ſtehen, und ihr Unterhalt koſtete ungeheure Summen. Den Republiken Genua und Lucca gab der erſte Conſul noch 1801 neue Verfaſſungen. Aber im Jan 1802 erfolgte die Umſchmelzung der cisalpiniſchen in eine italieniſche Republik, nach dem Muſter der neuen franzöſiſchen Verfaſſung, und Buonaparte ward Präſident derſelben. Zum Vicepräſidenten ernannte er den Bürger Melzi d'Erile. Auch Genua erhielt eine neue Verfaſſung und den Girolamo Durazzo zum Doge. Piemont aber ward durch einen conſulariſchen Beſchluß mit Frankreich vereinigt. Nachdem Buonaparte in den J. 1803 und 1804 Italien auf's willkürlichſte benutzt hatte, fügte er (17. März 1805) zu ſeiner neuen Kaiſerkrone auch die italieniſche Königskrone hinzu, doch verſprach er, das neue Reich nie mit Frankreich zu vereinigen, ja ſogar, ihm bald einen eigenen König zu geben. Die abermalige neue Verfaſſung glich der des franzöſiſchen Kaiſerreichs. Napoleon ſtiftete den Orden der eiſernen Krone und ernannte, nachdem er ſich am 26. Mai zu Mailand die Krone aufgeſetzt, Genua aber den 25. Mai mit Frankreich ſich vereinigt hatte, ſeinen Stiefſohn Eugen Beauharnois zum Vicekönig von Italien, den er mit vielem Glanz umgab, ohne ihm wahre Macht einzuräumen. Drückend war dieſe Regierung, denn im Frieden betrug das Staatsbedürfniß 100 Mill. Fr., die von nicht ganz 4 Mill. Menſchen aufzubringen waren, und wovon ein Drittheil für franzöſiſchen Nutzen verwendet wurde Keine europäiſche Macht erkannte übrigens das italieniſche Königthum Napoleons ausdrücklich an. Der Kaiſer, in ſeinen willkürlichen Verfügungen gegen den Geiſt des lüneviller Friedens fortfahrend, gab ſeiner Schweſter Eliſa das Fürſtenthum Piombino, und ihrem Gemahl, Paſquale Bacciochi, die Republik Lucca als Fürſtenthum, beide als franzöſiſche Lehen. Parma, Piacenza und Guaſtalla wurden am 21.

Jalt ebenfalls dem franzöſiſchen Reiche einverleibt. Der Papſt mußte das Schauſpiel der Kaiſerkrönung durch ſeine Gegenwart verherrlichen. Endlich erhob ſich Öſterreich, aber Frankreich war ihm indeß zu mächtig geworden. Auf redliche, aber auch in Italien, wo ſie am glücklichſten waren, durch das Unglück bei Ulm und Auſterlitz vereitelte Anſtrengungen, folgte der Friede zu Preßburg (26. Dec. 1805), der die Gründung der franzöſiſchen Allgewalt in Italien vollendete. Das öſterreichiſche Venedig nebſt Iſtrien und Dalmatien ward mit dem Königreich Italien vereinigt, und dieſes, nebſt allen franzöſiſchen Einrichtungen in Italien anerkannt. Das Königreich hatte nun einen Flächeninhalt von 1672 Q. M. und 5,657,000 Einwohnern. Neapel, welches die gelandeten ruſſiſchen und engliſchen Hülfstruppen nach der Schlacht von Auſterlitz räumen mußten, ward im Anfange des J. 1806, ungeachtet der Anſtalten der Königin zu einem allgemeinen Aufſtande, von den Franzoſen beſetzt, und die Bourbons waren auch von dieſem Throne vertrieben. Napoleon ernannte am 31. März ſeinen Bruder, Joſeph, zum König von Neapel. Vergeblich vertheidigte der tapfere Prinz von Heſſen-Philippsthal die Feſtung Gaeta; vergeblich erhob ſich in Calabrien ein Aufſtand, den die Engländer kräftig unterſtützten. Dieſe ſchlugen zwar unter General Stuart die Franzoſen bei Meida, (4. Juli), und eroberten mehrere feſte Plätze an der Küſte; als aber Gaeta (18. Juli) gefallen war, und Maſſena nach Calabrien vordrang, ſchifften ſie ſich wieder ein, und überließen das Reich den Franzoſen. Der neapolitaniſche Hof mußte froh ſein, daß das von den Engländern beherrſchte Meer ihm wenigſtens Sicilien, wohin er ſich geflüchtet, ſicherte. Doch ließ er im folgenden J. (1807) eine neue Landung in Calabrien unter dem Prinzen von Philippsthal verſuchen, die aber mißglückte. Im J. 1808 wurde auch die Wittwe des Königs von Etrurien, die für ihren unmündigen Sohn die Regentſchaft führte, ihres Reichs entſetzt und dieſes mit Frankreich vereinigt. Noch ernannte Napoleon ſeinen Schwager, den Prinzen Borgheſe, zum Generalgouverneur der Departements jenſeits der Alpen, welcher ſeinen Sitz zu Turin nahm. Da indeſſen Napoleon den Bruder vom neapolitaniſchen Thron auf den ſpaniſchen verpflanzt hatte, beſetzte er jenen wieder mit Joachim Murat, bisherigem Großherzog von Berg, der den 6. September 1808 in Neapel einzog. 1809 ſtellte der Kaiſer das Großherzogthum Toscana wieder her, und gab es, als eine Statthalterſchaft, ſeiner Schweſter Eliſe von Piombino. In demſelben Jahre machte Öſterreich mit beiſpielloſen Anſtrengungen einen neuen Verſuch, die Uebermacht Frankreichs zu brechen. Die Öſterreicher waren zwar anfangs in Italien glücklich; aber das Kriegsglück trug Napoleon wiederum nach Wien, und von hier aus proclamirte er (17. Mai) die Vernichtung der weltlichen Herrſchaft der Päpſte und die Vereinigung des Kirchenſtaats mit Frankreich. Rom ward eine kaiſerliche freie Stadt, und dem Papſte wurden 2 Mill. Fr. Jahrgeld bewilligt. Nach dem wiener Frieden, durch welchen Napoleon die illyriſchen Provinzen erwarb, ward Iſtrien und Dalmatien vom Königreiche Italien abgeriſſen und zu jenen geſchlagen. Dagegen trat Baiern von Tyrol den Etſchkreis, einen Theil des Eiſackkreiſes und das Landgericht Klauſen an Italien ab. Unerſchütterlich ſchien nun des franzöſiſchen Kaiſers Macht in Italien, wie in ganz Europa, befeſtigt. Während das italieniſche Volk franzöſiſche Heere ernähren, ſeine eigenen in den ſeinen Eroberungskriegen Napoleons aufopfern, und beim gänzlichen Ruin des Handels und Gewerbes drückende Abgaben aufbringen mußte, waren alle Zeitungen voll Lobpreiſungen der Anſtalten zu Bele=

bung der Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe in Italien. Wir ſa
hen, nach dem gräßlichen Rückzuge aus Rußland, ſeinen Schwage
Mürat, den perſönlich von ihm beleidigten König von Neapel, ih
verlaſſen, und als die Öſterreicher, unter Bellegarde, in Italien vor
drangen, mit dieſem ſeit dem 11. Jan. 1814 verbunden, als ſeinen Fein
auftreten. Der Vicekönig Eugen blieb Napoleon und ſeinem Charakte
treu, und leiſtete den Feinden ſeiner Dynaſtie tapfern Widerſtand
welchen aber die Niederlagen Napoleons in Frankreich vereitelten. Nach
dem Waffenſtillſtande vom 21. April 1814, räumten die franzöſiſche
Truppen ganz Italien; hierauf wurden die meiſten Provinzen ihre
rechtmäßigen Beherrſchern zurückgegeben. Doch erhielt Napoleons Ge
mahlin, die Kaiſerin Marie Louiſe, die Herzogthümer Parma, Piacenz
und Guaſtalla, welche auf ihren Sohn übergehen ſollten, und Napoleo
ſelbſt wurde Souverain von Elba, wovon er den 4. Mai Beſitz nahm
Allein, noch ehe der Congreß in Wien die Staatenverhältniſſe Europa's
wieder geordnet hatte, unternahm er den Einfall in Frankreich, 1
März 1815. Zugleich trat der König von Neapel, Mürat, aus ſeine
bisher zweideutigen Stellung, und griff für Italiens Unabhängigkeit,
wie er vorgab, zu den Waffen. Allein der deshalb an die Italiener er
laſſene Aufruf, Rimini 30. März, wurde durch Öſterreichs Kriegser
klärung vom 12. April beantwortet. Hierauf, durch deſſen Waffen,
15. April, aus Bologna gedrängt, und 2. und 3. Mai von Bianchi be
Tolentino gänzlich geſchlagen, verlor er ſein Königreich Neapel, wohi
der öſterr. General von Nugent von Rom, und der öſterr. F. M. L.
von Bianchi von Aquila her, vorgedrungen waren, 7 Wochen, nachdem
er den Feldzug eröffnet. Er ſchiffte ſich flüchtend den 19. Mai vo
Neapel nach Frankreich ein. Ferdinand IV. kam von Palermo herüber,
und Mürat's Familie erhielt in Öſterreich eine Freiſtätte. Joachim be
gab ſich, als Napoleon abgedankt hatte, nach Corſica, und machte vo
hier aus einen Verſuch in Calabrien, das verlorene Königreich wiede
zu gewinnen; er wurde aber bei Pizzo gefangen, vor ein Kriegsgerich
geſtellt, und den 13. Oct. 1815 erſchoſſen. (S. Mürat.) Unterdeſſe
hatte die wiener Congreßacte vom 9. Juni 1815 Italiens Verhältniſſ
geordnet. 1) Der König von Sardinien erhielt ſeine Staaten wieder
nach den Grenzen von 1792, mit einigen Gebietsveränderungen auf de
Seite von Genf; denn der bei Frankreich im pariſer Frieden vom 30
Mai 1814 gebliebene Theil von Savoyen wurde ihm durch den pariſe
Vertrag vom 20. Nov. 1815 zurückgegeben. Mit ſeinen Staaten wurd
Genua, nach dem Umfange, den dieſe Republik 1792 hatte, als Herzog
thum, vereinigt. 2) Der Kaiſer von Öſterreich vereinigte mit ſeine
Erbmonarchie das neu errichtete lombardiſch-venetianiſche Königreich
welches aus den ſchon früher mit Öſterreich verbundenen venetianiſche
Provinzen, aus den von Graubünden abgeriſſenen Veltlin, Bormio un
Chiarenna, nebſt Mantua und Mailand; doch gehört Iſtrien zu de
deutſch-öſterr. Königreiche Illyrien; Dalmatien nebſt Raguſa und Cat
taro bildet ein beſondres öſterr. Königreich. Als Grenze gegen de
römiſchen Staat und Parma wurde der Thalweg des Po angenommen
übrigens blieb die Grenze vom 1. Jan. 1792. — Das Haus Öſterreich
Eſte ward wieder Souverän von Modena, Reggio, Mirandola, Maſſ
und Carrara; — 4) die Kaiſerin Marie Louiſe erhielt den Staat vo
Parma als ſouveräne Herzogin, jedoch nach dem Vertrage von Pari
den 10. Juni 1817, nur auf ihre Lebenszeit, indem die Herzogin vo
Lucca und ihre Nachkommen dieſes erben werden, jedoch fällt alsdan
Lucca an Toscana's Dynaſtie und dieſe trit dafür ſeine Herrſchaften i

nen an den Herzog von Reichsſtadt ab. — 5) der Erzherzog Fer-
nd von Öſterreich ward wieder Großherzog von Toscana, womit
den Stato degli Preſidj, den ehemals neapolitaniſchen Antheil an
Inſel Elba, die Landeshoheit über das Fürſtenthum Piombino und
e kleine eingeſchloſſene Bezirke, ehemalige kaiſerl. Lehen, verband.
ens behielt der Prinz Buoncompagni Ludoviſi ſeine ſämmtlichen
thumsrechte auf Elba und in Piombino. 6) Die Infantin Marie
e erhielt Lucca, das ſie als ſouveränes Herzogthum 1817 in Beſitz
, nebſt einer Rente von 500,000 Fr. bis zum Anfall Parma's.
er Kirchenſtaat wurde mit Ausnahme des auf dem linken Po-Ufer
nen Landſtrichs gänzlich hergeſtellt und Öſterreich behielt das Be-
ngsrecht in Ferrara und Commacchio. 8) Der König Ferdinand IV.
wieder als König von beiden Sicilien anerkannt. Außerdem be-
England Malta, und wurde Schutzherr der vereinigten joniſchen
n. (S. d. A.) Der Johanniter-Orden, der im Kirchenſtaate und
önigreich beider Sicilien (in Spanien 1815) ſeine Güter wieder er-
n hatte, erwartet noch die Beſtimmung ſeines endlichen Schickſals.
Republik St. Marino und der Fürſt von Monaco, deſſen Bergfe-
g Sardinier, ſo wie vormals Franzoſen beſetzen, haben ſich allein
n unter den 15 politiſchen Umgeſtaltungen, die Italien ſeit 25 J.
er hat, unverſehrt erhalten. Nach dieſer Überſicht iſt in Italien das
reichiſche Übergewicht feſter als jemals begründet. Auf der See und
den Küſten gebietet der brittiſche Dreizack. Indeß war unter den
Italiens der Wunſch nach Einheit und Unabhängigkeit nicht
drückt worden. Faſt allgemein ſpürte man das Verlangen nach ei-
repräſentativen Verfaſſung. Daher haben mehrere Regierungen,
ich Neapel, Rom und Turin, gegen die liberalen Ideen und die
en Geſellſchaften (Unitarier, Carbonari), ſelbſt gegen die Freimau-
ſich durch Ketzergerichte, Jeſuiten und geheime Polizei zu ſchützen
. Im Dec. 1817 mußte im Kirchenſtaate eine Verſchwörung
Art mit Gewalt unterdrückt werden. In Neapel ſiegte (im Juli
) das neue Syſtem nur eine Zeitlang. Durch öſterreichiſche Krie-
urde in Neapel 1821 die vorige königl. abſolute Monarchie wieder
eſtellt. Das blühendſte Land iſt Toscana, wo jene Ideen ſeit Leo-
s Regierung in Ausübung gekommen waren und unter franzöſiſcher
altung die Landesſchulden mit den veräußerten Domainen bezahlt
n waren. Möchte nun endlich das Vaterland des Virgils und
, des Taſſo und Arioſt, des Beccaria und Filangieri ſeiner Lage
nes Himmels ſich erfreuen lernen, und ſich gegen die Räuber aus
waffnen, und die Sicherheit auf ſeinen Landſtraßen herſtellen,
der zu ſein, was es war, die Wiege der Künſte und Wiſſenſchaf-
ie Heimath des Handels und der Garten von Europa! H. L. K.

Italieniſche oder künſtliche Blumen kamen zuerſt aus
in Toscana, und lange waren Florenz, Mailand, Venedig und
n Städte Italiens die einzigen, wo dieſer Gewerbzweig getrie-
ben. Später kam derſelbe nach Frankreich, blüht jetzt in Paris,
, Bordeaux, Rouen, Nantes und Marſeille, und man findet hier
ate, welche die italieniſchen durch treue Nachbildung der Natur,
Schönheit und Feinheit der Blumen, Pflanzen und Blätter über-
. Auch einige Städte Deutſchlands liefern ſchöne Arbeiten dieſer
z. B. Dresden ſelbſt für auswärtigen Abſatz.

Italieniſche oder doppelte Buchhalterei, ſ. Buch-
lterei.

Italieniſche Kunſt. Durch griechiſche Meiſter wurde in früher

Zeit die Kunſt der Malerei ſowol nach Italien als nach Deutſchland v
pflanzt. Natur, Nationalcharakter und Eigenthümlichkeiten, Kli
und Religion, bewirkten aber in beiden Ländern eine ganz verſchied
Entfaltung. Glühende Phantaſie, frohe Lebensluſt, angeborner Sch
heitsſinn, ſchwärmeriſche Frömmigkeit und ſtete Gelegenheit des A
ſchauens ſchöner Natur und der Meiſterwerke alter Kunſt, machten, d
in Italien die Malerei herrlich emporblühte und reichere Früchte t
als je in einem andern Lande, ſtatt daß in Deutſchland der Tiefſinn u
Fleiß der alten Meiſter ſich mehr auf das innere Leben und Gem
richtete; ſie waren mehr Philoſophen und Dichter, welche Farben ſt
der Worte wählten, als Maler, die ein harmoniſch geordnetes, plaſt
rein gebildetes Kunſtwerk hervorzuzaubern und in das äußere Leben
ſtellen vermögen. Die Italiener blieben bisher eben ſo unerreichbar
dem Idealſtyl dieſer Kunſt, wie die Griechen in der Bildhauerku
Man nimt gewöhnlich den Anfang der Geſchichte der Maler in Ital
im 12. Jahrhundert an, aber ſchon weit früher arbeiteten griechiſche u
byzantiniſche Künſtler daſelbſt. Unter Leo dem Großen, im J. 4
wurde ſchon in der Baſilika des heil. Paulus, am Wege nach Oſtia,
großes Gemälde in Moſaik gearbeitet, und die Bildniſſe der 42 erſ
Biſchöfe, die man in derſelben Kirche ſieht, ſind auch aus dieſer Z
Moſaiken und enkauſtiſche Gemälde waren damals herrſchend, ſpäter f
man an mit einer Art Leimfarbe zu malen, was man: a tempera nann
Gegen das Ende des 6. Jahrh. wurden viele Gemälde bekannt, die m
nicht für Werke ſterblicher Hände hielt, ſondern Engel oder ſelige G
ſter als ihre Urheber betrachtete. In dieſe Klaſſe gehört eine der
rühmteſten Abbildungen des Heilands auf Holz gemalt, in Rom, Ac
ropita genannt, die man nur mit viel Mühe im Allerheiligſten zu
hen bekommt. Ob es wahr ſei, daß der Evangeliſt Lucas, den d
Malerzünfte ſpäter zu ihrem Beſchützer wählten, ſelbſt Maler war, d
über iſt viel geſtritten worden; in Rom werden beſonders die Mado
nenbilder zu St. Maria Maggiore, St. Maria del Popolo, St. M
ria in Araceli, und das in der benachbarten Grotta Ferrara, dem P
ſel des Evangeliſten zugeſchrieben. Im 8. Jahrh. wurden Glasma
rei, Moſaik auf Goldgrund und Emailmalerei eifrig in Italien getr
ben. Es gab ſchon viele einheimiſche Künſtler daſelbſt; eines der äl
ſten Kunſtdenkmale iſt der berühmte Chriſtus am Kreuz in der Drei
nigkeitskirche zu Florenz, er war ſchon 1003 daſelbſt vorhanden. U
das J. 1200 ſtiftete ein griechiſcher Künſtler, Theophanes, eine Mal
ſchule in Venedig. Der echt italieniſche Styl erblühte zuerſt in Fl
renz, und um eine Ueberſicht deſſelben zu geben, wollen wir drei Hau
perioden betrachten: 1) von Cimabue bis auf Raphael; 2) von Raph
bis auf die Caracci; 3) von den Caracci bis auf die gegenwärtige Ze

Erſte Periode. In Piſa erwachte der Kunſtfleiß zuerſt. Giu
ta Piſano, Guido von Siena, Andrea Taſi und Buffalmaco war
Vorgänger des Cimabue, der 1240 in Florenz geboren wurde. Dieſ
Künſtler, der von ſeinen Zeitgenoſſen als ein Wunder betrachtet wurd
führte zuerſt richtigere Verhältniſſe ein, und gab ſeinen Geſtalten me
Leben und Ausdruck. Sein Schüler Giotto übertraf ihn noch hieri
und verband eine bisher unbekannte Grazie damit. Er war Freund d
Dante und Petrarca, und trieb neben der Geſchichtsmalerei mit gleiche
Glück Moſaik, Sculptur, Baukunſt, Porträt- und Miniaturmalere
Er wagte zuerſt Verkürzungen und einen natürlichen Faltenwurf, do
blieb ſein Styl noch ſehr trocken und ſteif. Bonifacius VIII. berief i
nach Rom, wo er die noch berühmte Navicella malte. Seine Nachfo

er waren: Gaddi, Stefano, Maſo und Simone Memmi, welcher die berühmten Bildniſſe von Petrarca und Laura malte. Doch erſt durch Maſaccio verſchwand die Finſterniß des Mittelalters und eine heitere Morgenröthe leuchtete der Kunſt. Die florentiniſche Republik hatte zu Anfang des 15. Jahrh. den Gipfel ihres Glanzes erreicht. Cosmus von Medicis ſchützte alle Künſte und Wiſſenſchaften; Brunelleſchi erbaute damals die Kuppel der Hauptkirche; Lorenzo Ghiberti goß die berühmten Thüren der Taufkapelle in Bronze, und Donatello war der Bildhauerkunſt, was Maſaccio der Malerei wurde. Dieſer hieß eigentlich Tommaſo Guidi, und war 1402 zu St. Giovanni im Val d'Arno geboren. Seine Gemälde hatten Haltung, Charakter und Geiſt. Erſt ſeine Schüler fingen an in Oel zu malen, doch nur auf hölzerne Tafeln oder mit Gyps überzogene Wände, viel ſpäter erſt malte man auf Leinwand. Paolo Uccelli legte den Grund zum Studium der Perſpective. Luca Signorelli, der zuerſt die Anatomie ſtudirte, und Domenico Ghirlandajo, der edle Formen und Gefühl mit Kenntniß der Perſpective verband, und der den Mißbrauch der zu häufigen Vergoldungen abſchaffte, zeichneten ſich ſehr aus. – Der erhabene Geiſt des Leonardo da Vinci, geb. 1444 geſt. 1519. (ſ. den eignen Art.) der in allen Künſten und Wiſſenſchaften Meiſter war, brachte ſo viel Philoſophie und tiefen Sinn in die Kunſt, daß ſie durch ihn plötzlich reifte. Durch ihn erhielt die florentiniſche Schule ganz den ernſten, ſtrengen, tiefſinnigen, faſt melancholiſchen Charakter, zu dem ſie ſich vom Anfang an hinneigte, und den ſie auch ſpäter mit der Kühnheit und Rieſenkraft vereinte, die Buonarotti erweckte. Die römiſche Schule rechnet unter ihre Stifter ſchon den Miniaturmaler Oderigi, der 1300 ſtarb; er zierte die Handſchriften mit kleinen Bildern. Guido Palmerucci, Pietro Cavallini und Gentile da Fabriano waren die geſchickteſten ſeiner Nachfolger. Faſt alle Maler dieſer Zeit pflegten ihren Gemälden Inſchriften beizufügen; die Verkündigung Mariä war ihr Lieblingsgegenſtand. In Perugia war der Hauptſitz der römiſchen Maler. Schon im 13. Jahrh. gab es daſelbſt eine Malerzunft. Pietro Vanucci, Perugino genannt (geb. 1446 geſt. 1524), brachte zuerſt mehr Grazie und edlere Formen in dieſe Schule, deren Hauptcharakter durch ihn etwas Gemüthliches, Edles, einfach Frommes, unverkünſtelt Natürliches erhielt, und welcher immer der römiſchen Schule eigen blieb. Perugino's großer Schüler, Raphael, übertraf ſchnell alle frühern Meiſter, und die Kargheit, Härte und Trockenheit ſeines Styls wurde durch ihn verbannt. Nach Venedig kam zuerſt der Geſchmack aus dem Orient herüber. Andrea Murano und Vittore Carpaccio gehörten zu den früheſten dortigen Künſtlern; Giovanni und Gentile Bellino ſind die ausgezeichnetſten Maler der frühern venetianiſchen Schule. Erſterer war 1424 geb. und ſtarb 1514. Der andere arbeitete geraume Zeit unter Mohammed's II. Regierung in Konſtantinopel. Sie führten die Farbengluth des Orients ein, ihr Styl war einfach, ſymmetriſch rein, ohne ſich zum Idealen zu erheben. Der treffliche Andrea Mantegna, geb. 1431 zu Padua, geſt. 1506, war der erſte der anfing die Antiken zu ſtudiren. In Padua war der Hauptſitz der venetianiſchen Schule; Mantegna verpflanzte ihn ſpäter nach Mantua, und ſein Styl bildete den Übergang zur lombardiſchen Schule. In Verona, Baſſano und Brescia blühten Malerſchulen auf. Giovanni von Udine, (welcher ſich durch treue Nachahmung der Natur in Nebendingen ſo auszeichnete, daß Raphael ihn die Guirlanden um ſeine Gemälde in der Farneſina malen ließ), Pellegrino und Pordenone waren die geſchickteſten Vorgänger der beiden größten Meiſter der venetianiſchen Schule:

Digitized by Google

Giorgione und Tizian. Der lombardiſchen Schule diente keine H
ſtadt zum Mittelpunkte; erſt ſpäter wurde Bologna dies; früher
net man Imola, Conto, Ferrara, Modena, Reggio, Parma, M
und Mailand zu den Sitzen dieſer Schule. Galaſio, der gegen d
1220 lebte, Alighieri, Alghiſi, Coſimo Tura, Ercole Grandi, un
ſonders Doſſo Doſſi (geb. 1479, geſt. 1560) waren die vorzügli
ferrareſiſchen Maler. Letzterer, ein Freund des Arioſto, hat ein
tene Größe des Styls mit einer Kraft des Colorits vereinet,
mit dem Tizian zu vergleichen iſt. Bramante, geb. 1444, geſt.
der zugleich großer Baumeiſter war, Lippo Dalmaſi und beſonders
cesco Raibolini (geb. 1450), genannt Franceſco Francia, zeichnete
unter den bologneſiſchen Meiſtern ſehr aus. Letzterer, den ein zarter
mer Ausdruck und ungemeiner Fleiß auszeichnen, hatte die innigſte
furcht für Raphael; man behauptet, daß er bei dem Anblick der
Cecilia dieſes Meiſters, durch die Unerreichbarkeit ſeiner Kunſt ſo
griffen wurde, daß er in tiefe Wehmuth verſank und bald darauf ſ
Hieher gehört auch der liebliche Innocenzo von Imola. Doch alle
wurden bei weitem übertroffen von dem unvergleichlichen Antonio
gri da Correggio, welcher eigentlich den Charakter der lombardi
Schule, der ſich ſtets durch Harmonie der Farben, gefühlvollen
druck und echte Grazie auszeichnete, erſt gründete.

Zweite Periode. Wir kommen nun zu den größten Meiſ
aller Zeiten, die faſt zu gleicher Zeit, als Häupter der vier Schulen,
Zweige der Kunſt zur höchſten Vollkommenheit brachten. Man n
ſie und ihre trefflichen Schüler in Italien Cinquecentiſti, nach ih
Jahrhundert. Dieſe Periode der höchſten Blüthe ſank ſchnell, und
durfte bald der kräftigen Wiederherſtellung, womit wir die dritte
riode beginnen werden. Nachdem Leonardo da Vinci in der florent
ſchen Schule alle Verhältniſſe der Figuren und Regeln der Perſpe
und Beleuchtung beſtimmt hatte, und ſeine Schüler: Luini (der
phael's Styl mit dem ſeines Meiſters zu vereinigen wußte), Sal
und Melzo, nebſt dem trefflichen Baccio della Porta, der unter
Namen Fra Bartolomeo berühmt iſt (geb. 1469), und deſſen Werke
durch die Hoheit ihrer Gedanken und die Gluth der Andacht ſowol
der Farben auszeichnen, Großes für die Kunſt bewirkt hatten, und
ſanfte gefühlvolle Andrea del Sarto (geb. 1488, geſt. 1530), der ide
reiche Baltaſar Peruzzi, und der lebensfrohe Razzi, dieſe Schule
rühmt gemacht hatten, erſtand der außerordentlichſte aller Künſtl
Michel Angelo Buonarotti (geb. 1474, geſt. 1564.) Mit gleicher Kr
und Tiefe umfaßte ſein Rieſengeiſt die Bildhauerkunſt, Baukunſt
Malerei. Sein Feuer der Compoſition, ſein gründliches Studium
Anatomie, die wilde Kühnheit ſeiner Wendungen und Verkürzungen,
zeichneten ihm einen ganz eigenen Weg, doch für die Kunſt wurde
als Vorbild verderblich, weil ſeine Nachahmer in Übertreibung und V
ſchmähung des einfach reinen Styls verfallen mußten. Sein groſ
Frescogemälde: das jüngſte Gericht, in der Kapelle Sixtina in Ro
bleibt unerreichbar in der Hoheit des Styls. Die Schönheit zog
nie ſo an wie die Kraft und Größe, um ſo mehr, da er in jener nie
Raphael erreichen konnte, in dieſer aber einzig war und blieb. Da
war ſein Lieblingsdichter. Der Bau der Peterskirche war in ſeinen ſp
tern Jahren faſt ſein einziger Gedanke. Roſſo de Roſſi, Daniel v
Volterra, Salviati, Angelo Bronzino, Aleſſandro Allori und viele A
dere waren ſeine Schüler und Nachahmer. Michel Angelo hatte zu la
ge für die Kunſt gelebt, ſo wie Raphael zu kurz. Im J. 1580 fing

Lodovico Cigoli und Gregorio Pagani an, einen neuen Geiſt zu wecken. Sie kehrten zur Natur zurück, und bemühten ſich, beſſern Geſchmack im Helldunkel einzuführen. Domenico Paſſignani, Chriſtoforo Allori, Conedi, waren ihre Nachfolger. Wenn wir die römiſche Schule betrachten, finden wir den erſten aller Künſtler, Raphael Sanzio von Urbino (geb. 1483, geſt. 1520), an ihrer Spitze. Sein Geiſt zeigte ſich eben ſo erhaben in ſeinen großen Frescogemälden, in den Stanzen und Logen des Vaticans (wo in den erſtern ſich beſonders die Schule von Athen, der Parnaß und der Brand des Borgo auszeichnen, die zweiten hingegen Bibelſcenen enthalten, von der Welterſchaffung an durch das ganze alte Teſtament) als lieblich, ideenreich und originell in den Frescogemälden der Farneſina, das Leben der Pſyche darſtellend. Nicht minder herrlich ſind ſeine Oelgemälde, von denen wir nur als weltberühmt ſeine Madonnen, beſonders die Wolkenwandlerin (in der dresdner Gallerie), die Madonna della Sedia (in Florenz), Madonna del Peſce (in Madrid), Maria Giardiniera (in Paris), Madonna di Foligno (in Rom) nennen, ſeine heilige Cecilia in Bologna, und ſein letztes Werk, die Verklärung Chriſti, ſo wie viele andere. Seine Schüler und Nachfolger: der kühne Giulio Romano (geb. 1492, geſt. 1546), der düſtere Franc. Penni il Fattore (geb. 1488, geſt. 1528), der erhabene Bartolomeo Ramenghi, genannt Bagnacavallo, Pierin del Vaga, Polidoro da Caravaggio, Gemigniani, Benvenuto Tiſi, genannt Garofalo, und viele Andere, waren geſchickte Meiſter; doch verließen ſie bald den einzig richtigen Weg ihres großen Vorbildes und arteten in Manier aus. Federico Baroccio (geb. 1528, geſt. 1612) ſtrebte, dieſer entgegen zu wirken. Seinem Geiſt nach gehörte er mehr der lombardiſchen Schule an, da er der Anmuth des Correggio ernſtlich nachſtrebte. Er hat ungemein viel Grazie und Ausdruck. Er und ſeine Schüler Francesco Vanni, Pellegrini und die Brüder Zucchéri verbreiteten neues Leben in der römiſchen Schule, doch lieferten Letztere mehr gefällige, als große Werke, und arteten wieder ganz in Manier aus. Muziano zeichnete ſich in der Landſchafts-, und Rogari, Pulzone und Fachetti in der Porträtmalerei aus. An der Spitze der venezianiſchen Schule finden wir die beiden trefflichen Coloriſten: Giorgione Barbarelli di Caſtelfranco (geb. 1477, geſt. 1511), und Tiziano Vercelli (geb. 1477, geſt. 1576). Des Erſtern Porträts ſind berühmt durch ihre Wärme und Wahrheit. Der Letztere war in allen Kunſtfächern groß, in Verſchmelzung und Behandlung der Fleiſchtinten unnachahmlich, als Geſchicht- und Porträtmaler trefflich, der erſte große Landſchaftsmaler. Selbſt in ſeinem hohen Alter blieb er ſich gleich. Arioſto und Aretino waren Freunde des lebensfrohen, glücklichen Tizian. Er arbeitete viel für Spanien. Einige ſeiner berühmteſten Werke ſind das Altarblatt des S. Pietro Martire, ſeine Venusbilder, ſein Bacchanal und ſeine ſpielenden Kinder in Madrid, ſein Chriſto della Moneta ꝛc. Er verſtand zuerſt die Kunſt des Laſirens oder mit durchſichtigen Farben zu malen. Bei den Gruppen wählte er die Form der Weintrauben zum Vorbild. Seine Nachfolger, Sebaſtiano del Piombo, Palma Vecchio, Lorenzo Lotto, Paris Bordone, Pordenone, ſind ausgezeichnet, beſonders im Colorit. Der treffliche Schiavone, deſſen Helldunkel und ſaftiger Pinſel wahrhaft ausgezeichnet ſind; der die Wirklichkeit, ſelbſt die gemeine, bis zur Täuſchung nachahmende Giacomo da Ponte, genannt Baſſano (der das Haupt ei-
war); der ſinnige, glühend begeiſterte Ro uſti,
eb. 1512, geſt. 1594), den Tizian aus Künſtler-
ule verbannte; der phantaſtiſche prachtliebend

de Paul Veroneſe (geb. 1532, geſt. 1588), der mit freiem Pinſel keck und glänzend malte, aber alle Richtigkeit des Koſtüms vernachläſſigte und oft die Maskencharaktere in die Geſchichtsgemälde miſchte, und der Veroneſer Cagliari waren Zierden der venezianiſchen Schule. Sie artete nun auch aus, und die Manieriſten derſelben waren noch weit ſchlechter als die der andern Schulen, weil ſie nie die Antike und das Ideal ſtudirt hatten. Als Haupt der lombardiſchen Schule finden wir den gefühlvollen, lieblichen Antonio Allegri, genannt Correggio (geb 1494, geſt. 1534). Er iſt der größte Meiſter im Helldunkel, in der Harmonie der Farben, in angeborner Grazie und Innigkeit des Ausdrucks. Seine Werke ſind leicht zu unterſcheiden, ein unnachahmlicher Zauber ruht auf ihnen. Seine heil. Nacht, die Altarblätter des heil. Franciscus, heil. Georgs und heil. Sebaſtians, ſo wie die kleine Magdalena in Dresden, das Altarblatt des heil. Hieronymus in Parma, die Zingarella, der Chriſtus im Oelgarten in Spanien, der Amor in Wien, und die Frescogemälde in Parma, ſind weltberühmte Werke dieſes Meiſters. Seine Nachfolger und Schüler waren: Francesco Rondani, Gatti, Lelio Orſi, und beſonders Francesco Mazzola il Parmegianino (geb. 1503, geſt. 1540). Dieſer Künſtler hatte ſehr viel Leichtigkeit, Feuer und eigenthümliche Grazie, die oft an Manier grenzt. Gaudenzio Ferrari gehört nebſt vielen andern zu den Zierden der mailändiſchen Schule; den Lavizzario nannte man im Landſchaftsfach den mailändiſchen Tizian. Die berühmte Sofonisba Anguiſciola (geb. 1530) in Cremona zeichnete ſich in Muſik und Malerei ſehr aus. Sie wurde als treffliche Porträtmalerin nach Madrid berufen, wo ſie Don Carlos und die ganze königliche Familie malte und der Königin Eliſabeth Unterricht gab. Im Alter wurde ſie blind. Van Dyk behauptete, durch die Geſpräche dieſer Blinden mehr gelernt zu haben, als durch das Studium der Meiſter. Sie ſtarb 1620. Lavinia Fontana, Artemiſia Gentileſchi, Maria Robuſti, Eliſabetta Sirani, waren berühmte Künſtlerinnen dieſer Zeit. Camillo und Giulio Procaccini zeichneten ſich durch Kraft der Phantaſie und treffliches Colorit aus. In Bologna finden wir in dieſem Zeitraum als ausgezeichneten Künſtler den Bagnacavallo, den wir ſchon unter Raphael's Schülern bemerkten; er blühte um das J. 1542. Francesco Primaticcio (geb. 1490, geſt. 1570), Nicolo dell' Abate, Pellegrino Tibaldi, Paſſerolli, Fontana waren ſehr geſchickte bologneſiſch Künſtler.

Dritte Periode. Dieſe beginnt mit dem Zeitalter der dre
Carracci. Dieſe vortrefflichen Künſtler ſtrebten, den reinen Styl wie
der herzuſtellen, und durch das vereinte Studium der alten Meiſter, de
Natur und der Wiſſenſchaft, der überall geſunknen Kunſt einen neu
Glanz wieder zu geben. Ihr Einfluß wirkte mächtig. Von dieſer Ze
an hört die Eintheilung in die vier verſchiedenen Schulen auf, und wi
bemerken nur zwei Hauptklaſſen: die Nachfolger der Carracci, die ma
Eklektiker, und die des Michel Angelo Caravaggio, die man Natural
ſten nennt. Lodovico Carracci (geb. 1555, geſt. 1619) war der Ohei
der beiden Brüder Agoſtino (geb. 1557, geſt. 1602) und Annibale (ge
1560, geſt. 1609). Lodovico war ruhig, nachdenkend, ſanft und ern
Seine feurigen Lehrer Fontana und Tintoretto ſprachen ihm erſt all
Kunſttalent ab, er ſtudirte deſto eifriger und erwarb ſich die tiefſten künſt
riſchen Einſichten. Agoſtino vereinte mit einem edlen Charakter ungemein
Scharfſinn und die vielfältigſten Kenntniſſe. Philoſophie, Mathemat
Geographie, Aſtrologie, Geſchichte und Poeſie trieb er mit gleich
Glück. Mit bitterm Spott verfolgte ihn Annibale darüber, der

ſtimmt geweſen war, ein Schneider zu werden, und nicht die mindeſte Geiſtesbildung erhalten hatte, aber nun unter Lodovico's Leitung Rieſenſchritte in der Kunſt that. Die Zwiſtigkeiten zwiſchen beiden ſo ungleichen Brüdern hörten nie auf, und der gekränkte Agoſtino widmete ſich aus Verdruß der Kupferſtecherkunſt. Erſt die Anfeindungen ihrer Gegner vereinten ſie, und ſie ſtifteten zuſammen eine große Akademie. Die Brüder wurden nach Rom berufen, um die Gallerie des Herzogs Farneſe zu malen. Sie entzweiten ſich bald, und der ſanfte Agoſtino trat zurück, und überließ das ehrenvolle Werk dem Feuergeiſt ſeines Bruders. Doch verſank er darüber ſowol, als über die harte Unbilligkeit der Menſchen in tiefe Schwermuth, und ſtarb im 43ſten Jahre. Hannibal hatte die große Arbeit rühmlich vollendet, wurde aber um den größten Theil des Lohnes dafür ſchändlich betrogen. Tief gebeugt darüber ſuchte er ſich ſowol durch neue Arbeiten, als durch eine Reiſe nach Neapel zu zerſtreuen; doch die Anfeindungen, die er dort erlitt, beſchleunigten ſeinen frühen Tod. Der ſtille Lodovico endete indeß nebſt ſeinen trefflichen Schülern eine der größten und bewundernswürdigſten Arbeiten, den berühmten Porticus von St. Michele in Boſco in Bologna, worauf ſieben der herrlichſten Gemälde aus der Legende des heil. Benedikt und der heil. Cecilia vorgeſtellt ſind. Die letzte der Arbeiten dieſes großen Meiſters war die Verkündigung Mariä, in zwei ganz koloſſalen Figuren dargeſtellt, auf dem großen Halbbogen der Hauptkirche von Bologna. Der Engel iſt mit einem leichten Gewand bekleidet, und durch einen unglücklichen Faltenwurf ſcheint ſein rechter Fuß da zu ſtehen, wo der linke hingehört, und umgekehrt. In der Nähe bemerkte man dies nicht; erſt als das große Gerüſte abgebrochen war, ſahe Lodovico den Fehler, der ſeinen Feinden zu den bitterſten Kritiken Veranlaſſung gab. Er grämte ſich darüber zu Tode! Das traurige Ende dieſer 3 großen Männer zeigt, wie ſchon das Zeitalter vorüber war, wo die Kunſt mit Liebe und Enthuſiasmus belohnt wurde, und wie ſehr Tadelſucht und Neid wütheten. Die Schüler der Carracci ſind zahllos. Wir bemerken nur die berühmteſten. Sie ſtrebten eifrig danach, die Anmuth des Correggio mit der ernſten Größe römiſcher Meiſter zu vereinen. Ceſare Aretuſi gehört zu denen, die ſich durch die treueſten Copien des Correggio auszeichneten. Guido Reni (geb. 1575 in Bologna, geſt. 1642) zeichnete ſich beſonders durch die idealiſche Schönheit ſeiner Köpfe, die Lieblichkeit ſeiner Kinderfiguren und die ungemeine Leichtigkeit aus, womit ſein Pinſel alles gleichſam hinſchrieb. Sein Frescogemälde, die Aurora vorſtellend, im Palaſt Borgheſe, und ſein Oelgemälde, die Himmelfahrt der Maria, in München, ſind weltberühmt. Franceſco Albani (geb. 1578 in Bologna, geſt. 1660) lebte im ſteten Wetteifer mit Guido. Er lieferte viele größere Kirchengemälde, doch wurde er beſonders berühmt durch den namenloſen Reiz, womit er in kleinerm Maßſtabe liebliche Gegenſtände der Fabel und beſonders Gruppen von Amorinen darſtellte. Seine Gemälde in der Gallerie Veroſpi und ſeine vier Elemente, die er für die Familie Borgheſe malte, erwarben ihm allgemeinen Ruhm. Seine landſchaftlichen Hintergründe ſind trefflich, alles athmet Heiterkeit, Scherz und Anmuth in ſeinen Werken. Es war ihm ſehr kränkend, daß ſeine Zeitgenoſſen ſich immer wegen der ernſten Gegenſtände, die ſie malten, über ihn erhoben. Der dritte große Mitſchüler der vorigen, Domenico Zampieri, genannt Domenichino (geb. 1581, geſt. 1641), wurde erſt von dieſen wenig geachtet, wegen ſeiner großen Schüchternheit und Beſcheidenheit. Dreimal waren ſchon von Lodovico bei Preisvertheilungen Zeichnungen gekrönt worden, deren Ur-

heber man nicht ausfinden konnte; endlich forſchte es Agoſtino aus, da geſtand der Jüngling Dominichino mit ängſtlicher Furcht, er habe die Zeichnungen gemacht. Er wurde durch Fleiß und eifriges Streben der Liebling ſeiner Meiſter. Seine Werke zeigen von den gründlichſten Kenntniſſen, und ſind reich an Charakterausdruck, Kraft und Wahrheit. Seine Communion des heil. Hieronymus, ſeine Marter der heil. Agnes und ſeine Frescogemälde in Grotta Ferrata, ſind unſterbliche Meiſterwerke. Schüchterne Beſcheidenheit blieb ihm eigen. Er wurde nach Neapel berufen, doch von der dortigen Malerrotte ſehr verfolgt und geängſtet, ja man vermuthet ſogar, vergiftet. Giovanni Lanfranco, (geb. 1580. zu Parma, geſt. 1647.) zeichnete ſich beſonders durch Effecte der Beleuchtung aus. Bartolomeo Schidone gehört zu den trefflichſten Coloriſten dieſer Schule. Noch verdienen die Bibiena, die Mola, Al. Tiarini, Pietro di Cortona, Ciro Ferri, hier genannt zu werden. An der Spitze der Naturaliſten, die durchaus nur die Natur ohne Auswahl, ohne gebildeten Schönheitsſinn, mit kühnem, oft frechem Pinſel nachahmten, ſteht Michel Angelo Merigi, oder Amerigi da Caravaggio (geb. 1569.). Sein Hauptgegner in Rom war der Ritter d'Arpina, der an der Spitze der dortigen Idealiſten oder vielmehr Manieriſten ſtand. Caravaggio und ſeine Nachfolger: Manfredi, Leonello Spada, Guercino da Cento ꝛc. wählten oft die gemeinſte Natur zum Modell, das ſie ſklaviſch nachahmten, und ſo entweihten ſie die echte Würde der Kunſt, obſchon ihnen Kraft und Genie nicht abzuſprechen war. In Rom riß zu dieſer Zeit, dem Anfang des 17. Jahrh., der Unfug der Bambocciaden ein, welche zuerſt durch Peter Laar dort verbreitet wurden. Viele Künſtler, beſonders Michel Angelo Cerquozzi, mit dem Beinamen delle battaglie und delle bambocciate, folgten dieſem ausgearteten Geſchmack. Andrea Sachi ſtrebte ihm kräftig entgegen. Seine Zeichnung war richtig und groß, ſein Vorbild Raphael. Sein berühmteſter Schüler war Carlo Maratti (geb. 1625. zu Camerano), deſſen Styl edel und geſchmackvoll war. Der Ritter Pietro Liberi, Andrea Celeſti; die Porträtmalerin Roſalba Carriera (geb. 1675. in Venedig, geſt. 1757.), die ſich in der Paſtellmalerei auszeichnete; der anmuthige Franzesco Treviſani, Pinzetta Tiepolo und der Perſpectivmaler Canaletto waren die berühmteſten venezianiſchen Maler dieſer Zeit. Carlo Cignani (geb. 1628. geſt. 1719. in Bologna), erwarb ſich großen Ruhm durch Eigenthümlichkeit und ſeine eben ſo kräftige als angenehme Behandlung der Farben; unter ſeinen Schülern zeichnet ſich beſonders Marc Antonio Franceſchini aus (geb. 1648. geſt. 1729.), deſſen Werke reizend und ſeelenvoll ſind. Giuſeppe Creſpi, genannt Spagnuoletto, verdient um ſeines Fleißes und guten Styles willen Erwähnung; leider haben nur ſeine Gemälde ſehr nachgedunkelt. Unter den Römern zeichnete ſich Pompeo Battoni (geb. 1708. geſt. 1787.) ganz vorzüglich aus und wetteiferte mit dem berühmten Mengs. Man behauptete, Letztern habe die Philoſophie, Erſtern die Natur zum großen Maler gemacht. Angelica Kaufmann verdient als Grazienmalerin genannt zu werden. Ehe wir zu den lebenden Künſtlern übergehen, müſſen wir einen Blick auf die beiden Nebenſchulen in Italien werfen, die neapolitaniſche und die genueſiſche. Von den Neapolitanern nennen wir: Tommaſo de' Stefani (geb. 1230.), Fil. Teſauro; Simone, Colantonia di Fiori (geb. 1352.), Solario il Zingaro, Sabatino (geb. 1480.), Beliſario, Caracciolo, Giuſeppe Ribera Spagnoletto (geb. 1593.), Spadaro, der treffliche Franceſco di Maria (geb. 1623.), Andrea Vaccaro, der kühne, geiſtreiche Landſchaftsmaler Salvator Roſa (geb.

1615.), Pretk, genannt il Calabreſe (geb. 1613.) und Luca Giordano (geb. 1632. geſt. 1705.), den man, wegen ſeines ſchnellen Arbeitens, Luca fa preſto nannte. Solimena (geb. 1657.) und Conca gehören zu den neuern Meiſtern dieſer Schule. Die Genueſer haben einen Semino (geb. 1485.), Luca Cambiaſi (geb. 1527.), Paggi Strozzi, genannt il Prete Genoveſe, Caſtiglione (geb. 1616.), Biscaino, Gaulli und Parodi beſonders unter ihren Künſtlern zu nennen. Als ein Mittelglied zwiſchen Malerei und Bildhauerkunſt (was dieſe beſonders bei den Italienern betrifft, ſ. d. Art. Bildhauerkunſt,) muß die Moſaik betrachtet werden, in welcher man aus dem Wunſch, die Meiſterwerke unzerſtörbar zu machen, viele Gemälde in Italien nachbildete. Die römiſche Moſaik beſteht darin, daß kleine, kubiſch geſchliffene Steine oder Glasſtücke von verſchiedenen Farben und Abſtufungen, mittelſt eines Kittes ſo an einander-geſetzt und befeſtigt werden, daß ſie Gemälde bilden. Schon Taſi, Giotto und Cavallini verfertigten dergleichen. Die florentiniſche Moſaik dagegen beſteht aus Steinen von bedeutender Größe, ſogar Edelſteinen, welche ſo zuſammengeſtellt werden, daß ſie Thiere, Früchte, Blumen u. ſ. w. vorſtellen (ſ. d. Art. Moſaik). In der Kupferſtecherkunſt zeichnen ſich die Italiener auch ſehr vortheilhaft aus. Tommaſo Finiguerra (1460.) iſt der erſte bekannte Meiſter dieſer Kunſt, welcher ſie dem Baccio Bandini mittheilte. Ihnen folgte Mantegna; allein erſt Marco Antonio Raimondi von Bologna (1500.) brachte größere Freiheit in ſeine Kupferſtiche. Seine Arbeiten nach Raphael werden wegen ihrer richtigen Zeichnung ſtets von großem Werth bleiben. In ſeiner Manier arbeiteten Bonaſone, Marco di Ravenna, di Ghiſi und Andere. In einer andern Art brachten Agoſtino Caracci, Parmeggiano, Carlo Maratti und Pietro Teſta vortreffliche Sachen mit der Radirnadel hervor. Stefano della Bella zeichnete ſich durch kleine, geiſtreiche und zierliche Arbeiten aus. Unter den Neuern, welche eine früher unbekannte wirkungsvolle und fleißige Behandlungsart einführten, verdienen Partolozzi in der punktirten Manier, und Cunego, Volpato und Bettelini, beſondere Erwähnung, vor allen aber der noch lebende Florentiner Raphael Morghen, der die Kupferſtecherkunſt auf einen Grad der Vollkommenheit brachte, den man zuvor nicht ahnete. Die Kunſt in Scagliola (ſ. d. Art.) zu arbeiten, blüht ſchon ſeit zwei Jahrhunderten in Toscana. Lamberto Gori zeichnete ſich in neuerer Zeit hierin aus. Faſt eine neue Kunſtperiode beginnt mit den trefflichen Männern, die ſeit dem letzten Jahrzehend Italiens Künſtlerruhm wieder auf's neue verbreiten. Seit dem Tode des fleißigen Rotari und des gelehrten Caſanova ſchien eine Zeitlang der Genius erloſchen, bis mit Canova's Erſcheinung in der Bildnerwelt auch neuer Enthuſiasmus unter den Malern erwachte, wozu unſtreitig jener große Künſtler viel beitrug durch die Liebe, womit er jedes jugendliche Kunſttalent unterſtützt. Der berühmteſte aller jetzt lebenden italieniſchen Maler iſt Camoccini in Rom; ſein Styl iſt groß und echt hiſtoriſch; ſeine Zeichnungen werden faſt noch höher geſchätzt, als ſeine Gemälde. Sein Tod der Virginia iſt das berühmteſte derſelben; auch ſeine Hochzeit der Pſyche wird ſehr geachtet. Sein Colorit und Faltenwurf iſt im Styl der Venezianer. Landi iſt ausgezeichneter Porträtmaler, doch findet man ſein Colorit ein wenig kalt. Graſſi beſitzt unnachahmliche Grazie und einen wahren Zauberreiz des Pinſels. Benvenuti, Director der Akademie in Florenz, iſt unſtreitig der erſte daſige Künſtler. Ein neueres hiſtoriſches Gemälde von ihm macht Aufſehen durch treffliche Beleuchtung und Wirkung, obſchon es ſonderbarer Weiſe

eine Scene darſtellt, die nie in der Wirklichkeit vorhanden war; er nennt es nämlich la Congiurazione dei Sassoni, und will hier als Nachtſcene darſtellen, wie die Sachſen dem Napoleon einen Eid der Treue leiſten, was eben ſo unwahr iſt, als die Uniformen, die er ihnen gab, unrichtig ſind. (Dieſes Bild war für Napoleon beſtimmt, kam aber, da es bei deſſen Sturze noch nicht vollendet war, ſpäter nach England.) Ein franzöſiſcher Künſtler, Fabre, der immer in Florenz lebt, wetteifert mit Benvenuti; ſeine Landſchaften ſind eben ſo trefflich wie ſeine Hirtengemälde. So iſt gleichfalls der dort lebende Colignon ſehr brav. Appiani, der vor kurzem in Mailand ſtarb, war beſonders durch die Grazie ſeiner weiblichen Geſtalten berühmt, ſo wie der gleichfalls verſtorbene Boſſi im ernſtern und ſtrengern Styl. Der Florentiner Sabbatelli, deſſen Federzeichnungen ſehr geſchätzt ſind, lebt jetzt in Mailand. Ermini in Florenz iſt ein reizender Miniaturmaler in Iſabey's Manier. Alvarez, ein Spanier, und Ayez, ein hoffnungsvoller junger Venezianer, ſind in Rom ſehr geſchätzt. Doch vor allen zeichnet ſich der junge Künſtler Agricola in Rom jetzt aus. Er iſt aus Urbino gebürtig. An Reinheit des Styls und Gefühl, welches entfernt vom theatraliſchen Ausdruck iſt, ſoll er alle neuern Künſtler übertreffen. Über die Geſchichte der Maler in Italien ſ. Lanzi's Storia pittorica. (Über italieniſche Baukunſt und Muſik ſiehe dieſe Artikel.)

Wl.

Italieniſcher Geſang, ſ. Italieniſche Muſik.

Italieniſche Muſik, die jetzt in Italien herrſchende Muſik (im weiten Sinne nennt man auch ſo die im italieniſchen Geſchmack geſchriebene und ausgeführte, oder die von gebornen Italienern herrührende Muſik, wiewol dieſe gar ſehr von dem italieniſchen Geſchmacke abweichen kann, wie uns die Muſik Spontini's beweiſt), welche ſich durch Herrſchaft der Melodie und damit des Geſangs, bei Vernachläſſigung der Harmonie bis zur Leere und Weichlichkeit charakteriſirt, iſt von der alten italieniſchen Muſik zu unterſcheiden, aber, wie natürlich, durch dieſelbe in ihrer Entwickelung vorbereitet. Werfen wir einen Blick auf ihre Entſtehung, ſo wird uns dies klar werden. Alle neue Kunſt fand in der Religion den Boden, aus welchem ſie jung und friſch empor wuchs; — ſo auch die Muſik. Die Geſchichte der Muſik führt uns, nachdem ſie uns nur unvollkommene Nachricht von dem Wirken der Tonkunſt im Alterthume gegeben, nach Italien, wo das Antike im Lauf der Jahrhunderte ſich in das Moderne zuerſt verſchmilzt. Hier finden wir zuerſt den eigentlichen Choral, das Grundelement der neuern Kirchenmuſik, welcher größtentheils durch Melodien aus der alten griechiſch-römiſchen Muſik, die, den chriſtlichen Hymnen und Pſalmen angepaßt, anfangs im Einklang geſungen wurde, (ſ. Kirchenmuſik und Geſchichte der Muſik) entſtanden zu ſein ſcheint, ſeit Biſchof Ambroſius im 4. Jahrh. nach Chr. Geſänge und Hymnen nach den 4 authentiſchen Tonarten der Griechen in der abendländiſchen Kirche einführte, und Pſalmiſten oder Vorſänger derſelben anſtellte, Gregor der Große aber im 6. Jahrh. den Chorgeſang durch die plagaliſchen Tonarten erweiterte. Seit der Zeit vermehrten ſich auch die Singſchulen, und es wurde viel über Muſik geſchrieben. Die, für das Fortſchreiten der Muſik überhaupt wichtigſten Erfindungen verdanken wir dem 11. Jahrh. und insbeſondere dem Benediktiner Guido von Arezzo, welcher die muſikaliſche Notenſchrift, und den Gebrauch der Schlüſſel, wenn nicht erfand, doch verbeſſerte, verbreitete, das Verhältniß der Töne richtiger beſtimmte, die ſechs Töne der Skale benannte (ſ. Solfeggiren),

und die Scala in Hexachorde eintheilte. Im 13. Jahrh. verbreitete ſich in Italien die Erfindung der Menſuralmuſik, von welcher die Erfindung des Contrapunktes und des Figuralgeſangs abhing. Die Inſtrumente vermehrten und vervollkommneten ſich im 14. und 15. Jahrh. Viele Päpſte begünſtigten die Muſik, namentlich den Geſang, und heiligten ſie durch ihre Breve's; doch beſchränkten auch kirchliche Verordnungen die ſelbſtſtändige Ausbildung der Muſik. Häufig wurde im 15. Jahrh. im Singen Unterricht gegeben, und nicht mehr bloß von Mönchen. Die theoretiſche Muſik erlangte den Rang einer Wiſſenſchaft, und der Geſang wurde contrapunktiſch ausgebildet. Im 16. Jahrh. erblicken wir ſehr ausgezeichnete Tonſetzer und Sänger; ſo Paleſtrina, Componiſt für die Kapelle des Papſt Clemens XI., deſſen Arbeiten große Würde und künſtliche Modulation beſitzen, und ſein Nachfolger Felice Anerio, Nanino da Vallerano, der nebſt Giov. da Velletri als ausgezeichneter Sänger genannt wird, ferner der berühmte Contrapunktiſt und Sänger Gregorio Allegri, und mehrere große Schriftſteller über Harmonie, z. B. Giuſeppe Zarlino, Kapellmeiſter zu Venedig. Überhaupt wurde die Tonkunſt zu Rom und Venedig mit dem lebhafteſten Eifer getrieben. Von hier drang dieſe nach Neapel und Genua, und ganz Italien, ſagt Schubert, ward bald ein lautſchallender Concertſaal, der alle Europäer herbeilockte, um wahre Tonkunſt, beſonders ſchönen Geſang, zu hören. Im 17. Jahrh. ſehen wir die weltliche Muſik vorſchreiten. Die erſte Oper, zuerſt mit unbegleiteten Recitativen und Chören im uniſono, ward 1624 zu Venedig aufgeführt, und ſo ſchnell verbreitet, daß die Dichter der Schauluſt ihrer Nation bald nicht Stoff genug liefern konnten, und jährlich in Italien 40 bis 50 neue Opern erſchienen. Dieſes erzeugte großen Wetteifer unter den italieniſchen Tonkünſtlern. Aber es entwickelte ſich hier der eigenthümliche, durch keine fremde Einwirkung zu verändernde Charakter der italieniſchen Muſik um ſo ſchneller, je ſelbſtſtändiger und durch die Kirche unbeſchränkt dieſe Gattung ſich ausbildete. Schon in der Mitte des 17. Jahrh., wo ſich die Theatermuſik immer mehr hob, fing daher die Einfalt an in Pracht und Üppigkeit überzugehen und auch den Kirchenſtyl zu verderben. Die Muſik, ſagt Schubert, vereinigte die weltliche Miene des Drama's mit dem Glutantlitze des Kirchenſtyls, und dies legte den erſten Grund zum Verfall des letztern. Hier iſt der ſchickliche Ort, von dem Eigenthümlichen der italieniſchen Muſik und ihres Geſangs zu ſprechen; wir faſſen die Hauptmomente des Vorigen zuſammen. Vokalmuſik mußte die erſte Muſik ſein; durch Erfindung und Vervollkommnung der Inſtrumente wurde ſie geregelt, daraus entſtand der einfach große Kirchengeſang des 15. und 16. Jahrh.; neben ihm entwickelte ſich eine Reihe von Nationalgeſängen. Selbſtſtändig in größerer Gattung herrſchte die Muſik auf der Bühne. Hier folgte der Italiener, ohne große Berückſichtigung der Poeſie, die ohnehin nur das flüchtige Werk des Augenblicks war, ſeiner herrſchenden Neigung zu Wohllaut und Ohrenkitzel, der ebenfalls in ſeiner Sprache ſich kund thut. Alle ſüdliche Nationen zeigen eine große Reizbarkeit der Sinne, und die Melodie iſt ihnen eben ſo ſehr Bedürfniß, wie dem Nordländer in der Muſik die Harmonie, aber keiner Nation ſo ſehr als der italieniſchen, deren ſchönes Klima und glückliche Organiſation für den Geſang (Italien lieferte die ſchönſten Alt- und Tenorſtimmen, weniger Bäſſe) ihnen Melodie zum Zielpunkt ihres muſikaliſchen Wirkens machte. Von den Italienern mag daher auch der Deutſche lernen, was wohl- und was übelklingend iſt. Auf der andern Seite verwandelte ſich die

Einfachheit der Melodie in Weichlichkeit und Üppigkeit von der Zeit an wo der Geſang ſich ſelbſtſtändig ausbildete und, von der Instrumental muſik nur getragen, ſich wie ein Inſtrument zu entwickeln anfing, wo man ſtatt poetiſchen Ausdruck und Wahrheit neue Ohrenbefriedigung neue Conſonanz, nicht tiefe Rührung und Erſchütterung, ſondern Reiz ſchnellen Tonwechſel mit Vermeidung aller Diſſonanz verlangte, di Muſik die Poeſie zu beherrſchen anfing, was im theatraliſchen Geſan zuerſt geſchah, und ſo das rein muſikaliſche der Bildung das Dramati ſche und Poetiſche zerſtörte, welcher Geſchmack ſich um ſo leichter übe andere Länder verbreitete, da Italien in der glänzenden Ausbildung der Muſik allen Völkern vorausgeeilt war, was auch die Herrſchaft de italieniſchen Kunſtausdrücke in der Muſik beweiſt. Zu dieſer künſtliche und unpoetiſchen Ausbildung des Geſanges trugen auch die männliche Soprane bei, welche bald auf's Theater kamen, und alle poetiſche Wahr heit des Charakters an ſich unmöglich machten, indem man z. B. ger vergaß, daß man einen Helden ſingen hören ſollte, wenn man nur eine ausgebildeten Sopran hörte. Die Stimmen aber wurden hinſichtlic der Fertigkeit und anmuthigen Verzierung auf den höchſten Gipfel de Ausbildung erhoben durch die große Anzahl muſikaliſcher Conſervato rien und Singſchulen, (unter den ältern ſind die des Piſtochi und Ber nachi zu Bologna, des Brivio in Mailand, des Porpora, Leon. Le und Franceſco Feo in Neapel bezeichnet), durch welche ſich gewiſſe Kunſt griffe und Verzierungsarten, mit ihnen jedoch zugleich die techniſch Grundlage aller wahren Stimmbildung gleichſam mechaniſch fortpflanz ten, welches die ſogenannte italieniſche Schule ausmacht. Dazu kan die, auf das große Bedürfniß nach Geſang gegründete Aufmunterung und verſchwenderiſche Belohnung großer Sänger (der Caſtrat Farinell kaufte ſich ein Herzogthum), die überall befindliche Gelegenheit zu ſin gen, indem es keine irgend bedeutende Stadt in Italien gab, welch nicht bald ihr Theater, oft deren mehrere, hatte, Kirchenmuſik weſent lich zum katholiſchen Kirchendienſt gehört, und Caſtrationen ad hono rem dei, wie es in einem päpſtlichen Breve heißt, erlaubt wurden Mehr als alles aber wirkte die, in Italien allgemein faſt leidenſchaftlich Neigung und Fähigkeit zu Geſang. Die glänzendſte Ausbildung de Stimme, als ſolcher, mußte nothwendig zu der Entartung führen, die Stimme nur als ein Inſtrument, mit Vernachläſſigung alles poetiſchen Ausdrucks, aller Wahrheit zu gebrauchen, wovon wir in der neueſte Zeit die auffallendſten Beiſpiele erlebt haben. Bei dieſem Streben nac höchſtem Wohllaut, techniſcher Bildung der Stimme bis zur charakter loſen Weichlichkeit, mußte natürlich die Inſtrumentalmuſik untergeord net bleiben, die in dürftiger Begleitung dem Sänger oft nur die Ac corde anſchlägt, über welchen er ſich wie ein Vogel in die Lüfte erhebt Da darf die Inſtrumentalmuſik nicht den Geſang bedecken, wie bei ſ vielen franzöſiſchen und deutſchen Muſiken; aber der Tonſetzer iſt auc auf die Verherrlichung der Sänger und ihrer techniſchen Fertigkeit fa beſchränkt, und kann den Reichthum und die Tiefe der Harmonie, welch auf Miſchung der Conſonanz- und Diſſonanzkraft beruht, nicht ent wickeln, welche die höchſte Ausbildung der romantiſchen Tonkunſt ver langt. Daher iſt auch zu erklären, warum Mozart's Meiſterwerke de Italienern nie ganz gefallen wollen. Die italieniſche Muſik, durc Wohllaut, Reiz und Melodie, und techniſche Ausbildung des Geſang ausgezeichnet, geht in weichlicher Süßigkeit unter; die Oper wird ei Aggregat von Concertſtücken, in Coſtum auf der Bühne geſungen; da iſt die Geſchichte der italieniſchen Muſik. Wir gehen nun zurück un

nnen die vorzüglichſten Componiſten und Sänger ſeit dem 17. Jahrh.
en den erſten gehören: Girolamo Frescobaldi, Francesco Foggia, Bapt.
lli, der berühmte Violiniſt und Tonſetzer Arcangelo Corelli; zu den Sän-
rn, von deren die meiſten jedoch Tonſetzer waren, gehören: Antimo Libera-
i, Matteo Simonelli, beide Sänger der päpſtlichen Kapelle. Im Anfange
s 18. Jahrh. war Anton Caldara ausgezeichnet, der das Fugenartige
der Kirchenmuſik beibehielt, und den Geſang durch Inſtrumente hob,
r in ſeinem Style viel Theatraliſches annahm; ferner Brescianello,
niri, Marotti. In der Mitte dieſes Jahrh. blühte die italie-
che Muſik, beſonders die theatraliſche, vorzüglich in Neapel, Liſſabon
d auch ſchon in Berlin. Einige behaupten, dies ſei die glänzendſte
riode der italieniſchen Tonkunſt geweſen. Wir finden einige bedeu-
de Inſtrumentaliſten in Italien, die Organiſten Scarlatti und Mar-
lli; als Violiniſten Tartini, der auch im Theoretiſchen ſeines In-
ruments ausgezeichnet war, und eine Schule ſtiftete, die für den Kir-
enſtyl vorzüglich geeignet war; Domenico Ferrari, Geminiani, Anton
lli und Nardini (Tartini's Schüler); als Klavierſpieler und Tonſetzer
n noch in Paris lebenden Clementi. Unter den Tonſetzern des 18.
Jahrh. ſind als ausgezeichnet zu nennen: Traetta, der noch die Würde
es Geſanges behauptet, aber durch Künſteleien die Einfalt des Satzes
ört; Galuppi, durch einfachen und lieblichen Geſang, reiche Erfindung
und gute Harmonie ausgezeichnet; Jomelli (ſ. d. Art.) welcher der
Inſtrumentalmuſik größern Antheil gab; Majo; Nic. Porpora, der
Stifter einer neuen Singſchule, durch ſeine Solfeggien berühmt; in der
Kirchenmuſik: Leo, Pergoleſi, deſſen Muſik durch ihre einfache Schönheit
(z. B. ſein Stabat Mater) noch immer entzückt, Pater Martini zu Bo-
logna, der ſüße Piccini, Gluck's Nebenbuhler; Anfoſſi, der gefällige
Sacchini (Ödip), Sarti, (ſ. d. Art.). Der neuern Zeit gehören an:
Paeſiello (ſ. d. Art.), Cimaroſa, die Blüthe der Opera buffa und Zin-
garelli (Romeo und Julie), Naſolini, Paganini, Niccolini, Paveſi und
die jetzt ſehr berühmten Generali und der vielſchreibende Roſſini. Mehr
an die Deutſchen ſchloſſen ſich: Salieri (ſ. d. Art.) und der gründliche
Righini (auch er hat Solfeggien geſchrieben), ſo wie ſich Cherubini und
Crentini den Franzoſen anſchließen. Unter den Sängern und Sänge-
rinnen Italiens ſeit dem 18. Jahrh. ſind berühmt: Franceſca Cuzzoni
Sandoni, und ihre Nebenbuhlerin Fauſtina Bordoni, ſpäterhin Haſſe's
Gattin, und die Allegrandi, die Sopraniſten Farinelli, Caffarelli, Se-
neſino, Cariſtini, Marcheſi; in neuerer Zeit der berühmte Crescentini
und Veluti; ferner die Sänger: Baldaſſore Ferri, Siface, Matteucc
n neuerer Zeit; die Tenoriſten: Millico, Facchiorotti, Brizi, Benelli;
die Sängerinnen: Teſi, Mingotti, Gabrielli, Todi, Bandi, Marchetti,
die Schweſtern Seſſi (beſonders Imperadrice und Mariane Seſſi), An-
gelica Catalani, Camporeſi, Borgondio. Doch iſt es auch bekannt, daß
einzelne deutſche Sänger nicht nur durch bedeutſame Einfachheit und im
gemüthlichen Volkston, ſondern auch in der italieniſchen Manier den
Italienern an die Seite geſtellt werden können, und ſelbſt in Italien
mit unerhörtem Beifall aufgenommen worden ſind, z. B. Charlotte
Häſer. Die italieniſche Schule iſt noch jetzt in dem, was die bloße Aus-
bildung des Organs betrifft, beſonders Portament, Paſſagen und
Triller, unerreicht; aber die ſklaviſche Nachahmung und Fortpflanzung
der Manieren führt zur Manier, weshalb auch deutſche Sänger
dieſelbe nur ſo weit zu benutzen haben, daß die Gemüthlichkeit und der
deutſche Ausdruck, welche der deutſche Geſang verlangt, nicht verloren
gehen. T.

Italieniſche Poeſie. Die Anfänge der italieniſchen Poeſie entfalteten ſich aus der provençaliſchen, welche die erſte wieder aufgeblüht war und ſich auch nach Italien verbreitet hatte. Bis in das 13. Jahrh. finden wir hier nur die ritterliche Liebespoeſie der Provençalen und Troubadouren. Dem damaligen Italiener, vornämlich dem Lombarden, verſtändlich durch ihre Schweſterſprache, durchzogen dieſe wandernden Sänger Italien, und waren an den Hoflagern, beſonders der lombardiſchen Großen, willkommene Gäſte, da ſchöne und ergötzliche Reime den Bewohnern des Südens, wäre es auch aus bloß ſinnlichem Wohlgefallen am Geſange, Bedürfniß ſind. Zum Beweiſe, wie in jenen ritterlichen Zeiten die Troubadouren für die ſchönſte Zierde fürſtlicher Höfe galten, dient das Beiſpiel Raimondo Berlinghieri's, Grafen von Barcellona und Provence, welcher 1162, begleitet von einer Anzahl provençaliſcher Dichter, Friedrich den Rothbart in Turin beſuchte. Der Kaiſer war von ihrer heitern Kunſt ſo entzückt, daß er nicht nur jene Fremdlinge reichlich beſchenkte, ſondern ſelbſt ein Madrigal in ihrer Sprache dichtete. An dem Hofe Azzo's VII. von Eſte zu Ferrara (1215—1264), lebten angeſehene Provençalen, Rambaldo di Vacheiras, Raimondo d'Artes, Americo di Reguilain, und beſangen ſeine Töchter, Conſtanza und Beatrice. Auch blühte hier der, aus jener Stadt gebürtige Maeſtro Ferrari, der, wie viele andere Italiener, Alberto Quaglio, Percivalle Doria, Alberto de' Marcheſi Malaſpina u. ſ. w. in provençaliſcher Sprache dichtete. Keiner erwarb ſich einen ſo großen Ruhm, als Sordello von Mantua, der ſelbſt in die Provence reiſte, um ſich ſo leichter der dort einheimiſchen Sprech- und Liederweiſe zu bemächtigen. Nur wenige Überreſte ſind von den Poeſien dieſer italieniſchen Troubadouren noch vorhanden. Aber die erſten Verſuche, in italieniſcher Sprache zu dichten, finden wir nicht in der Lombardei; die allzunahe Nachbarſchaft mit den Provençalen ließ hier das Bedürfniß und die Luſt an einheimiſchen Liedern nicht erwachen. Auch ertönte gerade hier die Sprache am rauhſten und ungefälligſten. Überdies waren die Genueſer und Venezianer zu ſehr mit ihrem Handel beſchäftigt, die Florentiner bei innern Parteiungen und Fehden zu unbekannt mit dem Geiſte des Ritterthums, die Päpſte aber, verſenkt in Theologie und Kanoniſtik, überhaupt der Poeſie zu fremd und ungeneigt, als daß ſie hier zuerſt als einheimiſches Gewächs hätte aufſproſſen können. „Nur bei den Sicilianern konnte ſich italieniſche Poeſie entwickeln. Denn ſie, ein poetiſches Volk ſeit dem Alterthume, ſprachen einen Dialekt, der ſanft genug war, um darin mit Anmuth zu dichten. Weder Gewinnſucht noch ſcholaſtiſche Fehden ſtumpften ihren Sinn für das Schöne ab. Nicht ſo leicht als den Lombarden war es ihnen, provençaliſche Sänger in ihre Mitte zu ziehn, oder ſelbſt in jenes Land der Liebe und Dichtkunſt zu wallfahrten; aber es ſchallten genug der Lieder zu ihnen hinüber, welche ſie ermunterten, in eigner Mundart ähnliche Verſuche zu wagen." Zudem war ein Hof, reich an Muſtern ritterlicher und fürſtlicher Tugend, ihnen nahe. Friedrich II. verlebte einen Theil ſeiner Jugendjahre in Palermo (1198—1212), er, der mit eigner Hand einen Dichter krönte, an deſſen Hof, wie der alte Novelliſt von ihm rühmt, aus allen Gegenden Troubadouren, Saitenſpieler, ſchöne Redner, Künſtler, Turnierer, Fechter, Leute von aller Art von Geſchicklichkeit ſtrömten, weil er ſo gerne gab und ſo freundlich war, und deſſen adelige Sinnesart der ernſte Dante mit noch ſchönern Lobſprüchen erhebt. Aber nicht ſich begnügend mit dem Anhören fremder Verſe, gefielen Friedrich und ſein Hof ſich in eignen poetiſchen Verſuchen, dergleichen von ihm, ſe

nem natürlichen Sohne Enzo und ſeinem berühmten Kanzler Pietro delle Vigne (Petrus de Vineis) noch übrig ſind. Von den auf Sicilien gebornen Dichtern jener Zeit war einer der vorzüglichſten Ciullo d'Alcamo, von dem wir einen in Form und Charakter ganz der provençaliſchen Poeſie angehörigen Wechſelgeſang beſitzen; ferner finden ſich die Namen und Überbleibſel eines Jacopo da Lentino, il Notajo genannt, eines Guido und Oddo delle Colonne, eines Ranieri, eines Ruggieri und Inghilfredi von Palermo, eines Arrigo Teſta, eines Stefano, Protonotars von Meſſina, und einer Monna Nina, welche bis an das Zeitalter Dante's reichen und Urſache waren, daß man alles, was damals in italieniſcher Sprache gedichtet wurde, ſicilianiſch nannte. Nach 1300 gab Sicilien dem übrigen Italien keine Muſter mehr. Statt deſſen ſehen wir in Bologna, Florenz und andern Städten Toscana's, die eigentlichen Begründer der altitalieniſchen Dichterſchule auftreten. Der erſte, uns bekannte derſelben iſt vielleicht Folcachiero de' Folcachier, der der bei weitem wichtigſte, Guido Guinicelli aus Bologna. Eine Menge von Dichtern traten in Toscana auf, von denen Creſcimbeni Namen und Proben gibt. Von ihnen verdienen aus dem 13. Jahrh. genannt zu werden: Guittone d'Arezzo (ein Buch Gedichte und vierzig Briefe in Proſa mit Verſen gemiſcht), Brunetto Latini (zwei poetiſche Werke, il Teſoretto und il Pataſſio), Guido Cavalcanti (eine berühmte Canzone und andre Gedichte) Ugolino Ubaldini (eine treffliche Idylle in unregelmäßiger Canzonenform) und Dante von Majano (ein Buch Gedichte). Dagegen finden wir in den übrigen Provinzen kaum einen und den andern Dichter. Neben den Sängern der irdiſchen Liebe ſteht allein da Jacopone da Todi als Dichter geiſtlicher Lieder. Betrachten wir die Formen der älteſten italieniſchen Poeſie, ſo ſind ſie unſtreitig dem Arnaud Daniel und andern Provençalen nachgeahmt, meiſtens aber dieſelben, in welchen ſich die ſpätere italieniſche Dichtkunſt, nur mit größerer Vollkommenheit, bewegte, nämlich Canzonen, Sonette, Balladen und Seſtinen; auch finden wir bei den Sicilianern ſchon die Ottave. Was ihren innern Charakter betrifft, ſo iſt dieſer ſchon in jener frühesten Periode höchſt beſtimmt ausgeſprochen. Religion iſt das Höchſte in dem menſchlichen Sein und Wirken. Beſonders gilt dies von der Poeſie, welche ja eben auch das Verhältniß verkündigt, worin ein ganzes Zeitalter zu Gott und der Natur ſteht. Wie nun die ſinnliche Religion Griechenlands nothwendig zur Objectivität und auf das Plaſtiſche der Kunſt dringen mußte, ſo war in dem Geiſte des Chriſtenthums, in ſeiner Sehnſucht nach dem Überſinnlichen, die muſikaliſche Richtung der Poeſie, die Einigung des Univerſums in dem Gefühle nothwendig bedingt. Da nun ferner die neuere Liebe, wenn man ſie in ihrem heiligen und wahrſten Weſen erfaßt, das Kind der chriſtlichen Religion, eine untergeordnete Erſcheinung iſt, die Anbetung des Überſinnlichen, welche in dem unbewußten Gefühle der menſchlichen Schwäche, das Bild der Gottheit auf Erden, die Vollendung und Einheit des Seins im Irdiſchen finden möchte: ſo mußte in der neuern Zeit, trat die Dichtkunſt nicht als unmittelbare Enthüllerin der Religion auf, bei Nationen, die durch meiſt klimatiſche Verhältniſſe weniger andächtig geſtimmt, weniger zum unmittelbaren Ergreifen des Göttlichen geeignet waren, die Liebe, als untergeordnete Anbetung des Göttlichen, Grundton und Hauptcharakter ihrer Poeſie, und darum (weil die Liebe in jedem Einzelnen etwas durchaus Subjectives iſt) jene ſelbſt durchaus ſubjectiv und werden. Hiedurch wird das Weſen, welches die italieniſche Kunſt in ihren früheſten Zeiten annahm und in ihren höchſten Meiſtern

Digitized by Google

am vollendetſten ausſprach, erklärlich. Selbſt im Boccaccio, den
ſchränkte Kunſtrichter verkennen, bleibt Liebe der ſtete Grundton u
die vergötternde Gluth, womit er das Andenken ſeiner Fiammetta v
herrlicht, hätte nie in der Bruſt eines Griechen ſich entzünden könn
Nachdem die vorbereitete Periode der italieniſchen Poeſie vorüber w
erſchien der göttliche Florentiner Dante Alighieri (geb. 1265.). V
ihm und ſeinen einzelnen Werken handelt ein eigner Artikel, daher ſ
hier nur von ſeinem Verhältniſſe zur geſammten italieniſchen Kunſt u
Literatur die Rede ſein. Aus ihrem gewöhnlichen Kreiſe ganz heraustr
tend, ſteht er da ohne Vorgänger und Nachfolger, ſo viele herrliche N
men auch Italien der Nachwelt nennt. Nicht die Form und Darſtellung
art meinen wir, welche ihrer Natur nach in der Divina Commedia ein
ſein und bleiben mußte, ſondern die Eigenthümlichkeit ſeines Geiſt
Auch ſein großes Gedicht, an welches, wie er ſagt, Himmel und E
die Hand gelegt, das ihm, dem Dichter, jahrelanges, bleibendes Kun
ſtudium koſtete, hat die Liebe geſchaffen; aber tiefern und umfaſſende
Gemüths, als Petrarca, ergreift er ſie in ihrem erſten göttlichen Urſpru
ge, in ihrer höhern religiöſen Bedeutung und entzückt von den leuchte
den Augen ſeiner Beatrice, ſpricht er mit begeiſterten Lippen in den A
ſchauungsformen des katholiſchen Glaubens die ewigen Ideen aus v
des Weltalls uranfänglicher Einheit mit Gott, ſeinem Abfall in de
Heidenthume und der wiedererwachten Liebe in der chriſtlichen Religio
Gehört er der Sprache nach zu den Italienern, ſo erreicht er in der u
endlichen Plaſtik ſeiner Darſtellungen die größten griechiſchen Meiſt
Was aber das Weſen ſeines Gedichts ausmacht, die Klarheit, womit a
les menſchliche Wiſſen und alle Geſchichte auf die Einheit und den U
ſprung in der göttlichen Idee zurückgeführt iſt, ſo gehört er darin d
Deutſchen an. Wie merkwürdig es übrigens ſei, daß uns der erſte u
größte Dichter der Neuern eben ſo viel Bewunderung in der Eigenſcha
des Philoſophen als des Dichters abnöthigt, kann hier nur angedeut
werden. Wenn nun gleich die göttliche Komödie nicht einheimiſch in d
italieniſchen Kunſt- und Literaturgeſchichte iſt, ſo hat ſie doch für die it
lieniſche Sprache nicht zu berechnende Folgen gehabt. Dante's anfän
licher Entſchluß, ſein großes Gedicht in lateiniſchen Hexametern zu ſchre
ben, beweiſt zur Gnüge, in welchem Zuſtand der Unvollkommenheit
die Sprache fand; wie wenig durch das leichte Spiel mit zierlichen Re
men in Canzonen und Sonetten ſie den Umfang gewonnen hatte, der i
nöthig war für die göttliche Komödie. Dante mußte der Schöpfer ſein
Sprache werden, und wir glauben noch die geniale Gewalt zu erkenne
durch die er, wie mit allmächtigen Zauberformeln, ihre ſpröde Unvol
kommenheit bezwang, daß ſie in einem Gedicht von hundert Geſänge
abgefaßt in der ſo ſchwierigen Versart der Terzine, ſeinen Foderunge
und ſeinem Bedürfniß genügte. Während den neuern Italienern d
Verſtändniß des Dante abzugehen ſcheint, und Petrarca, Arioſt und Ta
ſo ihnen das Höchſte in ihrer Poeſie ſind, war in den, Dante näher ve
wandten Zeiten die Begeiſterung für die göttliche Komödie groß genu
um zu Florenz, Bologna und Piſa Profeſſuren zur Erklärung dieſes G
dichts zu ſtiften. Zu Florenz bekleidete ſie zuerſt Boccaccio. Commen
tatoren traten auf, von denen wir, außer dem ſpätern Landino, nur Dan
te's eigne Söhne, Pietro und Jacopo, ferner Benvenuto von Imola un
Martino Paolo Nidobeato nennen wollen. Der Erzbiſchof von Mailand
Giovanni Viſconti, berief zwei Theologen, zwei Philoſophen und zwe
geſchichtskundige Florentiner, um vereint die Auslegung des Theologi
ſchen, Philoſophiſchen und Hiſtoriſchen im Dante zu übernehmen. Ne

[illegible] Dante blühten verſchiedne andre Dichter, unter welchen der Piſtoje[illegible] Cino der vorzüglichſte iſt. Er, von dem ein eigner Artikel handelt, [illegible] ein Meiſter in zarten Liebesreimen, in welchen er ſeine geliebte Sel[illegible]gia pries, und Petrarca's Vorbild und in der Sprache Vorbildner. [illegible] d' Aſcoli, ebenfalls ein Zeitgenoſſe Dante's, ſchrieb unter dem Ti[illegible] Acerba (eigentlich Acerbo oder Acervo) ein Lehrgedicht in fünf Bü[illegible] über Phyſik, Moral und Religion; Francesco da Barberino dich[illegible] in unregelmäßigen und rohen Verſen ſeine Documenti d' Amore, [illegible] er von den Tugenden und ihren Belohnungen handelt, und ſein [illegible]falls moraliſches und belehrendes Gedicht del Reggimento e de' [illegible]umi delle Donne; zur ſelben Zeit verfaßte Fazio degli Uberti ſei[illegible] Dittamondo, eine verſificirte Aſtronomie und Geographie, bei [illegible] ihm Dante als Muſter gedient hat. Ohne bei den minder wich[illegible] Lyrikern Benuccio Salimbeni, Bindo Bonichi, Antonio da Ferra[illegible] Francesco degli Albizzi, Sennuccio del Bene, einem Freunde Pe[illegible]ca's, zu verweilen, gehen wir ſogleich auf Petrarca ſelbſt über, der [illegible] Dichter und Philoſoph dem Dante zwar nachſteht, größern Ruhms [illegible] bei Mit- und Nachwelt genießt. Von ihm und ſeiner vergötterten [illegible], ſo wie von ſeinen Verdienſten um die Wiederherſtellung der Wiſ[illegible]ſchaften, iſt in eignen Artikeln die Rede. Sein Verhältniß zur italie[illegible] Poeſie und ſchönen Kunſt läßt ſich kürzer beſtimmen. Inſofern [illegible] er offenbar unter Dante, als die Liebe, Beider gemeinſchaftlicher [illegible]ſterungsquell, in ihm keine Idee von einem Werke, das die künſt[illegible] Objectivität der göttlichen Comödie hatte, aufzuwecken vermochte. [illegible] in jener lyriſchen, rein ſubjectiven und darum untergeordneten [illegible] der Poeſie wird er ewig unerreicht bleiben. Hier erſcheint er in [illegible] Maſſe von Sonnetten und Canzonen zu Laura's Ruhm als der erfin[illegible]ſte und ſinnvollſte Dichter. Gleich groß ſind ſeine Verdienſte [illegible] die italieniſche Sprache. Während ſie im Dante noch manche Sprö[illegible] und Härte hat, die aber das majeſtätiſche Gedicht mehr heben als [illegible]ſtalten, hat Petrarca ſie, als geiſtreicher Kenner römiſcher Sprach[illegible], zur vollendetſten Schönheit und Reinheit, zu dem reinſten Wohl[illegible] ausgebildet. Zahllos kann man die Schaar ſeiner Nachfolger nen[illegible]. Dahin gehören im 14. Jahrh. die beiden Buonaccorſo da Monte[illegible], und der Novellendichter Franco Sacchetti. Von ſpätern wird [illegible] unten die Rede ſein. Der Ruhm, den Petrarca ſich in einer Gat[illegible] erworben hatte, welche an ſich leicht genug war, (denn was iſt leich[illegible] als ein Sonett, eine Canzone zum Lobe der Geliebten) war zu ver[illegible]riſch. Hätten jedoch die Petrarchiſten bedacht, daß ſeine Vortreff[illegible] in dieſer Gattung, ſein ſinnvoller Erfindungsreichthum ſo unend[illegible] ſei, daß jede Nacheiferung nur die Unmöglichkeit, ihn zu erreichen, be[illegible] müſſe, ſie würden Bedenken getragen haben, ſich der gewagten Ver[illegible] auszuſetzen. Aber auch nur in der lyriſchen Gattung iſt Petrarca [illegible], er iſt es nicht in ſeinen Capitoli oder Triumphen, wo er ſich [illegible] didaktiſchen Tone nähert. Bekannt und berühmt wie Petrarca iſt [illegible] Freund Boccaccio. Von ſeinem Decameron und ſeiner Fiammetta [illegible] hier eben ſo wenig als von ſeinen gelehrten Verdienſten die Rede ſein. [illegible] Gedichte ſind la Teseide, l'amorosa Visione, il Filostrato, [illegible]fale Fiesolano, l'Ameto und Rime. (S. Boccaccio.) Noch [illegible] wir aus dieſer Zeit der ſatyriſchen Sonette des Pucci, des [illegible]tiſchen Verſuchs des Bologneſers Paganino Bonafede über den Acker[illegible], und ſeines Landmanns Federigo Frezzi Beſchreibung der vier Reiche [illegible] Amor, des Satanas, der Laſter und der Tugenden, unter dem Titel [illegible]driregno, einer verunglückten Nachahmung des Dante. Im 15. [illegible]

Jahrh. trit uns zuerſt Giuſto de' Conti, ein Nachahmer Petrarca's, entgegen, der in ſeinen Sonetten vornämlich die ſchöne Hand ſeiner Geliebten preiſt, weshalb auch die ganze Sammlung die Überſchrift la bella mano führt. Um das J. 1418 erwarb ſich zu Florenz der Barbier Burchiello nicht geringen Ruhm durch ſeine eigenthümlichen, aber für uns wenig verſtändlichen ſatyriſchen Sonette. Merkwürdig iſt der Verſuch, welchen etwas ſpäter, unter Cosmo von Medici, der Maler und Baumeiſter Leon Battiſta Alberti machte, in italieniſcher Sprache Hexameter und Pentameter zu bilden. Lorenzo von Medici, ſeit 1464, wo ſein Großvater Cosmo ſtarb, durch Neigung und Verhältniſſe zum Perikles der florentiniſchen Republik berufen, ward von Lucretia Donati, einer edeln Florentinerin, begeiſtert, dem Petrarca mit ſelbſtſtändigem Dichterſinn nachzufolgen. Wohl mußten dem ritterlichen Lorenzo, dem Zöglinge des Platonikers Marſiglio Ficino, Liebesgeſänge gelingen. Außer Sonetten und Canzonen haben wir von ihm Capitoli, Stanzen, Terzinen und Carnevalslieder. Sein Sympoſium oder die Trinker (Beoni), eine ſcherzhaft durchgeführte Nachahmung des Dante, beſchreibt drei Reiſen in einen Weinkeller. Wir nennen die berühmteſten ſeiner Zeitgenoſſen. Angelo Ambrogini, von dem Städtchen Montepulciano, Poliziano genannt, auch als gelehrter und geiſtreicher Philolog berühmt, verdient hier die erſte Erwähnung. Von ihm iſt, außer dem dramatiſchen Gedicht Orfeo, ein Bruchſtück in wunderſchönen Stanzen zum Lobe Julians von Medici, bei Gelegenheit eines Turniers, das die Brüder zu Florenz gaben. Ihm ſchließt ſich an als Freund und anmuthiger Dichter der Liebe Girolamo Benivieni. Ferner ſind hier anzuführen Bernardo, Luca und Luigi Pulci, drei Brüder. Bernardo ſchrieb zwei Elegien, ein Gedicht über die Leidensgeſchichte Chriſti und überſetzte zuerſt die Eklogen Virgils in's Italieniſche. Von Luca haben wir Heroiden, ein Gedicht in Ottaven, worin er früher, aber minder ſchön als Polizian, ein Turnier Lorenzo's von Medici beſingt, ein Schäfergedicht, gleichfalls in Ottaven, betitelt: Driadeo d'Amore, und ein epiſches Rittergedicht, Ciriffo Calvaneo, das an ſich ebenfalls ohne beſondern Werth und unvollendet, (Bernardo Giambullari beendigte es nach des Dichters Tode), aber als erſter bedeutender Anklang zu jenem ironiſch ernſthaften Ritterheldenliede iſt, welches bei dem untergehenden Geiſte des Ritterthums und beim Ausgange des eigentlich poetiſchen Mittelalters durch den dichteriſchen Charakter der Italiener nothwendig bedingt war. Luigi, von allen dreien der berühmteſte, verdankt ſeinen Ruhm nicht den bizarren Sonetten, in welchen er und ſein Freund Matteo Franco ſich gegenſeitig (und oft höchſt unanſtändig) dem Gelächter Lorenzo's und ſeiner Tiſchgeſellſchaft preis gaben, noch ſeiner Beca da Dicomano u. ſ. w., ſondern ſeinem Morgante maggiore, in welchem er der Vorläufer Ariſto's ward, der ihn jedoch eben ſo weit übertraf, als er die erſten unförmlichen Verſuche in dieſer Gattung, die in's 14. und 15. Jahrh. fallen (und von denen Buovo d'Antona, la Spagna historiata und la Regina Ancroya die bekannteſten ſind) hinter ſich zurück ließ. Wie Pulci mit ſeinem Morgante die Medici, ſo beluſtigte ein andrer Dichter, der unter dem Namen Francesco Cieco da Ferrara bekannt iſt, mit ſeinem Membriano, der dem Morgante nicht unwürdig zur Seite ſteht, die Gonzaga zu Mantua. Aber noch unmittelbarer, als Pulci, ging dem Arioſt, der gewiſſermaßen ſein Fortſetzer ward, voran Matteo Maria Bojardo mit ſeinem Orlando innamorato, der aber in ſeiner ernhaften Manier den Italienern, welche in den Ritterepopöen die Ironie liebgewonnen hatten, wenig zuſagte, und ſich nicht nur von Niccolo degli Agoſtini eine Fortſetzung,

ſondern auch von Domenichi und ſpäter von Berni eine gänzliche Umar-
beitung gefallen laſſen mußte. Gleichzeitig mit dieſen Epikeen ſind der
Satyriker Bernardo Bellicioni und unzählige Petrarchiſten, als: Fran-
cesco Cei, Gasparo Visconti, Agoſtino Staccoli d'Urbino, Seraſino
d'Aquila, Antonio Tebaldeo, Bernardo Accolti, ein berühmter Impro-
viſator, der ſich ſelbſt den beſcheidnen Beinamen l'Unico gab, ein Nea-
politaner unter dem Namen Notturno, ein Florentiner Chriſtoforo unter
dem Namen l'Altiſſimo u. ſ. w. Antonio Fregoſo, mit dem Beinamen
Fileremo, ſchrieb ein moraliſch-erotiſches Gedicht, la Cerva bianca, von
mittelmäßigem Werthe, ferner Selve und heitere und ſchwermüthige Ca-
pitoli. Gian Filoteo Achillini verdient wegen ſeiner wiſſenſchaftlich-
moraliſchen Gedichte: il Viridario und il Fedele, ſo wie Cornazzano dal
Perſetti wegen ſeines Gedichts über die Kriegskunſt, unter dem lateini-
ſchen Titel: de re militari, ausgezeichnet zu werden. Als italieniſche
Dichterinnen glänzten in dieſem Jahrh.: Battiſta Monteſeltro, die Ge-
mahlin Galeazo Malaſpina's, ihre Enkelin Coſtanza, Bianca von Eſte,
Domicilla Trivulci, Caſſandra Fedele und zwei Iſotta. Das 16. Jahrh.,
die Periode der italieniſchen Poeſie, wo der Eifer der Fürſten Italiens
und beſonders der Päpſte für Poeſie und Kunſt in Beförderung des Ta-
lents auf das herrlichſte wetteiſerte, beginnt mit dem herrlichen Arioſt,
von deſſen Orlando ſowol, als übrigen Gedichten wir in einem eignen
Artikel geſprochen haben. Ihm gegenüber ſuchte Giovanni Giorgio Triſ-
ſino (ſ. d. Art.) ohne Erfolg ein ernſtes Epos aufzuſtellen. Sein Werk
iſt trocken und nüchtern. Dagegen gefällt Giovanni Ruccellai in ſeinem
Lehrgedicht, le Ape, durch Zartheit und Innigkeit. Luigi Alamanni ge-
hört mit ſeinem Lehrgedicht über den Ackerbau (la Coltivazione), ſeinem
romantiſchen Epos Girone il Cortese und ſeiner Avarchide (einer im
Ganzen verunglückten neuern Iliade) nur unter die Dichter vom zweiten
Rang. Sannazar zieht an in ſeiner Arcadia und ſeinen lyriſchen Poe-
ſien durch zarten Sinn und ſchöne Form. Berni ward der Schöpfer ei-
ner eignen Gattung, worüber wir auf den beſondern Artikel verweiſen.
Unter den Petrarchiſten dieſes Zeitalters ſind einer beſondern Erwäh-
nung würdig: Bembo, Caſtiglione und Molza, ſämmtlich in eignen Ar-
tikeln behandelt. Auch iſt es bemerkenswerth, daß Lodovico Domenichi
1559 die vermiſchten Gedichte von funfzig edeln und tugendhaften Frauen
herausgeben konnte. Wir nennen unter dieſen nur: Vittoria Colonna,
des Ritters Fernando d'Acalo, Marcheſen von Peſcara, zartfühlende
Gemahlin. Wegen des geiſtreichen, aber ſo höchſt unſittlichen Pietro
Aretino verweiſen wir auf den beſondern Artikel. Bernardo Taſſo er-
ſcheint in ſeinem Ritterepos und noch mehr in ſeinen lyriſchen Poeſien
als ein trefflicher Dichter. In jenem ward er nur durch ſeinen Sohn
Torquato Taſſo übertroffen. (S. die Art. Beider.) Unendliche Zartheit
athmet in Guarini's lyriſchen Tändeleien (Madrigale und Sonette),
obwol er ſeinen höchſten Ruhm dem Paſtor Fido dankt. Gabriello
Chiabrera macht als Lyriker Epoche. Zugleich haben wir von ihm meh-
rere epiſche Gedichte und Schäferſpiele. Der gelehrte Pater Bernardino
Baldi gab, außer Sonetten und Canzonen, hundert Apologen in Proſa
Verſus, nachdem ſchon früher weniger gelungene Verſuche in der äſopi-
ſchen Fabel von Ceſare Paveſi unter dem Namen Targa und von Giam-
maria Verdizotti gemacht worden. Teoſilo Folengi, bekannter unter
dem Namen Merlin Coccajo, muß als Erfinder der macaroniſchen Poeſie
erwähnt werden. Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. hatte die
Verderbniß des Geſchmacks angefangen und im Fortgange der Zeit im-
mer mehr zugenommen; die Beweiſe davon finden wir im 17. Jahrh.,

Digitized by Google

das nur wenige Werke, die als Ausnahme angeſehen werden könn
hervorgebracht hat. Zuerſt nennen wir Giambattiſta Marino, (ſ. d. A
der zum Theil noch dem vorigen Jahrh. angehört, und gleichſam e
eigne Schule bildete, aus der Claudio Achillini, Girolamo Preti, C
ſoni und Antonio Bruni als ſeine eifrigſten Bewunderer und Nachah
ausgehoben zu werden verdienen. Nicht ohne Verdienſt iſt Aleſſand
Taſſoni, deſſen Eimerraub (la Secchia rapita) ein rein komiſches u
ſatyriſches Heldengedicht in der zierlichſten Sprache iſt. Franceſco Br
ciolini, der in ſeiner Croce racquistata den Taſſo mit nicht ſonderlich
Erfolge nachgeahmt hatte, machte in ſeinem Scherno degli Dei d
Taſſoni die Ehre der Erfindung des komiſchen Epos ſtreitig, kam i
aber nicht gleich an Feinheit und Zierlichkeit. Zwei ſpätere burle
Heldengedichte, il Malmantile racquistato von Lorenzo Lippi u
il Torracchione desolato von Paolo Minucci haben kein anderes Ve
dienſt, als der reinen toscaniſchen Sprache. Eben ſo wenig haben d
Poeſien eines Carlo de' Dottori, Bartolomeo Bocchini, Ceſari Cap
rali großen poetiſchen Werth. Filicaja gab ſeinen lyriſchen Gedicht
durch patriotiſche Geſinnungen Werth und Aufſchwung. Der Graf Fu
vio Teſti ward der Horaz ſeiner Nation; ſeine epiſchen Gedichte dageg
blieben Bruchſtücke. Des Malers Salvator Roſa Satyren, derb u
bitter, ſind bei der allgemeinen Nüchternheit italieniſcher Poeſie um d
Mitte des 17. Jahrh. nicht zu verſchweigen. Der Aufenthalt der Kön
gin Chriſtiana in Rom und ihre Vorliebe für die antike Muſe dien
in dem Kreiſe von Dichtern, welche ſie um ſich verſammelte, die mar
niſtiſche Überſpanntheit durch eine nüchterne Correctheit zu verbanne
Ihr Übertritt in die katholiſche Kirche war auch Veranlaſſung, da
wovon früher ſich wenig Spuren zeigten, zum Theil eine geiſtliche Poeſ
Mode ward. Aber wol kein Dichter ihrer Umgebung verdient beſond
Erwähnung. Dagegen muß ausgezeichnet werden: Nicolo Forteguerr
der Verfaſſer des Ricciardetto, des letzten Rittergedichts. Rolli, deſſe
Lieder und Oden Beifall fanden, überſetzte Milton's verlornes Paradie
und bewirkte zuerſt einige Bekanntſchaft mit der engliſchen Literatur i
Italien, während gleichzeitig der franzöſiſche Geſchmack hereinzubreche
begann, welcher beſonders auf die dramatiſche Literatur der Italiene
ſeinen Einfluß bewies. Der italieniſche Parnaß erſcheint von nun a
immer entvölkerter und bietet nur wenige, der Auszeichnung werthe N
men dar. Der Abt Carlo Innocenzio Frugoni hat, unter einer Menge po
tiſcher Werke (meiſtens kalte Gelegenheitsſtücke), Sonetten und Canz
netten gedichtet, unter denen die ſcherzhaften gerühmt werden. Vo
Mattei gibt es eine gelungene Überſetzung der Pſalmen. Die Schau
ſpielkunſt (l'Arte rappresentativa) iſt ein bemerkenswerthes Lehrgedic
des Lodovico Riccoboni, der auf einige Zeit das italieniſche Theater i
Paris hob. Franceſco Algarotti, der franzöſiſch gebildete Tiſchgenoſ
Friedrichs II., hat in ſeinen Oden, poetiſchen Epiſteln und Überſetzunge
ganz die gefällige Leichtigkeit, aber auch die Flachheit der Franzoſe
In der Gattung der äſopiſchen Fabel haben ſich mit Zierlichkeit u
Selbſtſtändigkeit, Roberti und Pignotti verſucht. Zwanzig verſchieden
Dichter vereinigten ſich zur Abfaſſung einer komiſchen Volksdichtung un
ter dem Titel: Bertoldo, Bertoldino und Cacaſenno. In der Wei
des Anakreon ſang Luigi Savioli von Liebe; ihm ſtehen zur Seite al
Lyriker und Erotiker: Gherardo de' Roſſi und Giovanni Fantoni, be
den Arkadiern Labindo genannt. Eine anziehende Schwärmerei herrſch
in den Poeſien des Chevalier Ippolito Pindemonti. Nicht ohne Ver
dienſt iſt ſein Freund, Aurelio Bertola von Rimini, unter deſſen Ge

dichten die Fabeln den erſten Platz einnehmen. Clemente Bondi iſt liebenswürdig, aber ohne ſchöpferiſche Kraft. Dagegen finden wir in Giuseppe Parini, der in ſeinem Tage des Weltmanns Pope's Lockenraub nachahmte, echte Begeiſterung und feines Gefühl. Onofrio Menzoni hat, nicht ohne eigenthümlichen Dichtergeiſt, ſich faſt allein auf fromme Poeſien beſchränkt. Alfieri muß hier genannt werden, wegen ſeiner Satiren und lyriſchen Gedichte, wie auch wegen ſeiner Etruria vendicata. Der Abt Giambattiſta Caſti zeichnet ſich aus durch Zierlichkeit, Witz und Laune. Seine Animali parlanti, ein heroiſch-komiſches Gedicht, iſt reich an ſatyriſchen und beluſtigenden Zügen; ſeine Novelle galanti ſind wegen ihrer Unſittlichkeit eines Geiſtlichen nicht würdig. Wir beſchließen dieſe Aufzählung von Namen mit Vincenzo Menti, der einſtimmig für Italiens größten Dichter unſerer Zeit gilt. Außer ſeinen dramatiſchen Arbeiten iſt die berühmteſte ſeine Basvigliana, in welcher er den Dante nachahmt. — Von den Improviſatoren haben wir in einem eignen Artikel gehandelt. — Ausführliche Nachrichten über die italieniſche Poeſie, beſonders die ältere, findet man in den Werken Creſcimbeni's, Quadrio's, Tiraboſchi's, ferner in Ginguené's unvollendeter Histoire littéraire d'Italie, in Sismondi's Werk De la Littérature du Midi (deutſch mit Zuſätzen von L. Hain) und bei Bouterwek, welche beiden Letztern bis auf unſere Zeit reichen. M.

Italieniſche Sprache. Die Grenzen der italieniſchen Sprache laſſen ſich nicht wohl mit Beſtimmtheit angeben. Im Norden wechſeln gegen die Schweiz, Tirol und die übrigen Nachbarländer die Thäler und Gegenden, wo deutſche, italieniſche oder auch noch Mundarten der altrömiſchen Sprache vernommen werden, auf das mannichfaltigſte mit einander ab. Setzt doch das Meer keine beſtimmten Grenze. Bei der frühen Verbreitung der Italiener auch über die nicht eigentlich italieniſchen Inſeln des Mittelmeers, über die Eilande und Küſten des nahen Griechenlands, wer mag es beſtimmen, wo der letzte italieniſche Laut einheimiſch erklinge? In das Dunkel verliert ſich ebenfalls die Entſtehung dieſer ſchönen Sprache. Die allgemein verbreitete Vorſtellung, als ſei ſie durch Vermiſchung des Lateiniſchen, wie wir ſolches aus den altrömiſchen Schriftſtellern kennen, mit den barbariſchen Sprachen zur Zeit der Völkerwanderung entſtanden, iſt unrichtig. Die römiſche Sprache, welche der Neuere aus Cicero und Horaz erlernt, war nur Schriftſprache, nicht Sprache des Volks. Letztere mußte, der Erfahrung und Natur der Sache nach, bald mehr bald weniger ſich von jener trennen. Bei jener war eine Vermiſchung mit den Mundarten der Barbaren nicht wohl denkbar, wovon als deutlicher Beweis angeſehen werden mag, daß die altrömiſche Sprache in dem frühern Mittelalter, noch lange vor Wiederentdeckung der claſſiſchen Literatur, fortdauernd mit einer Reinheit geſchrieben ward, welche unter den gegebenen Umſtänden wahrhaft bewundernswürdig iſt. Als nun durch Einwanderung nördlicher Völkerſchaften die Sprache des Lebens gänzlich umgeſtaltet worden, da bildete ſich, bei ſteter Fortdauer der altrömiſchen Schriftſprache, jenen neuen Volksmundarten gegenüber, auch eine neue Schriftſprache; doch langſam, weil Dichter und Gelehrte, von welchen die letzte ihre Bildung erhalten mußte, ſie zum Theil als barbariſchen Abfall von dem Lateiniſchen betrachteten und verſchmähten. So iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag. In keinem Bezirk Italiens findet ſich rein als Volksſprache jenes Idiom, deſſen melodiſcher Wohlklang uns in dem unbedeutendſten italieniſchen Schriftſteller unwiderſtehlich mit fortzieht, und ein Irrthum iſt es, wenn Ausländer glauben, Boccaccio's Sprache werde in dem Munde

Digitized by Google

toscaniſcher Bäuerinnen oder florentiniſcher Laſtträger vernommen. Auch die toscaniſche und florentiniſche Sprechart entfernt ſich durch Eigenthümlichkeiten von der reinen Schriftſprache, welche während der früheſten Jahrhunderte der ital. Literatur, wo ſie in Neapel und Sicilien erblühte, bei Dichtern jener Länder reiner gefunden wird, als in den wenigen gleichzeitigen toscaniſchen Schriftſtellern. Nur der Zufälligkeit, daß die ſpätern großen Häupter italieniſcher Poeſie und Proſa in Florenz geboren wurden, zum Theil auch den noch ſpätern Ermächtigungen toscaniſcher Akademien, namentlich der Crusca, verdankt es dieſe Mundart, daß, ungeachtet ihre rauhen Kehllaute den übrigen Italienern ein Ärgerniß ſind, ſie doch vor allen Sprecharten ihren Antheil an der geſammten Schriftſprache den bedeutendſten nennen darf. Schon Dante, der Schöpfer der italieniſchen Proſa und Poeſie, deſſen Werke reich an Eigenthümlichkeiten verſchiedener Mundarten ſind, behauptet in der Abhandlung de vulgari eloquentia mit beſtimmteſter Deutlichkeit, daß es unzuläſſig ſei, eine Mundart zur Schriftſprache erheben zu wollen. Wenn Dante ferner in der lingua volgare (ſo nannte man die neuere, nach dem Einfalle der Barbaren entſtandene, in den verſchiednen Gegenden Italiens verſchiedne Sprechart) ein vulgare illustre, cardinale, aulicum, curiale unterſcheidet: ſo beweiſt dies wol deutlich, daß ſchon er die gegebene Anſicht hatte. Fernow (röm. Stud. B. 8. No. XI.) zählt 15 verſchiedene Hauptmundarten, unter denen die toscaniſche wieder auf 6 Untergattungen hat. Die Mundarten, in welchen ſich keine literariſche Hervorbringung findet, ſind dabei noch unerwähnt. Denn unter jenen 15 Hauptmundarten hat jede ein oder das andere Werk aufzuweiſen, das den Dialekt, meiſtens bloß um des Verfaſſers Liebe zu ſeiner Geburtsſtadt willen, der eigentlichen Schriftſprache vorzog. Unter den neuern italieniſchen Sprachlehren für Deutſche iſt die beſte von Fernow (Tüb. 1816. 2. Aufl.), welcher ſich die von Filippi nähert. Die beſten Wörterbücher haben wir Deutſche von Jagemann, Flathe und Filippi. Dm

Italieniſches Theater. Bei der durchaus ſubjectiven Richtung, welche die ital. Kunſt ſchon in den früheſten Zeiten nahm, war vorauszuſehen, daß ſie den Foderungen, welche man an dramatiſche Werke macht, wenig genügen werde, und allerdings iſt die dramatiſche Literatur, überhaupt das ganze Theaterweſen Italiens, in einem Zuſtande faſt gänzlicher Nullität. Denn das improviſirte Drama mit ſtehenden Masken (ſ. Masken) verſtößt der herrſchende Ton eben darum, weil es ſo kräftig national iſt, unter die Beluſtigungen der gemeinen Stände, und während dieſe für nichts Sinn haben, als für die Commedia dell'arte, iſt alle Liebe und Begünſtigung der höhern Klaſſe nur auf die Oper gerichtet. So erſcheinen von jeher die dramatiſchen Hervorbringungen der Italiener als eine, ihrer Literatur wie mit Gewalt aufgedrungene Zugabe, und Niemand wird es eine willkürliche Trennung nennen, wenn wir beſonders behandeln, was von der Geſammtheit der ital. Literatur immer geſondert war. Sie gingen von Nachahmungen der Alten aus, dergeſtalt, daß bis zum letzten Viertel des 15. Jahrh. kein Italiener eine Tragödie anders als in lateiniſcher Sprache ſchrieb, und der Orfeo des Angelo Poliziano aus jener Zeit, iſt eine Sammlung dramatiſch an einander gereihter Gedichte von lyriſcher Erfindung und Ausführung; Tragödie bloß dem Namen nach. Die Sophonisbe des Triſſino, den antiken Muſtern in allen Formen, ſelbſt in der Beibehaltung des Chors, möglichſt nachgeahmt, iſt eine, im Einzelnen nicht verwerfliche, aber im Ganzen doch pedantiſche Arbeit, welche man indeß unter Leo X. 1516 vorzüglich genug fand, um ſie in Rom mit großer

Pracht aufzuführen. Nicht nur den Ruccellai (1525) trifft derſelbe Tadel gänzlich ermangelnder Selbſtſtändigkeit und dichteriſcher Schöpferkraft, ſelbſt Taſſo leidet in ſeinem Torrismondo (ungefähr 1595) an derſelben Nichtigkeit, obſchon einzelne Schönheiten an Taſſo's wohl erworbenen Ruhm erinnern. Bei dem fortdauernd falſchen Verſtändniſſe und der einſeitigen Anwendung ariſtoteliſcher Regeln, welche mehrere andere, nicht des Nennens werthe ital. Tragiker ängſtlich beobachteten, verdient rühmliche Erwähnung, wie im Anfange des 17. Jahrh. der Graf Proſpero Buonacelli den Chor wegzulaſſen wagte, dem entgegen der Rechtsgelehrte Vincenzo Gravina noch einmal den Verſuch machte, Nachahmungen des Seneca, als einzig möglichen Weg zur tragiſchen Vollendung aufzudringen. Nachdem endlich Martello zu Anfange des 18. Jahrh. durch Nachahmung deß Racine und Corneille das Recht hatte ergreifen wollen (er ſuchte ſogar den franzöſiſchen Alexandriner einzuführen), glaubte der Literator Maffei in ſeiner Merope durch die That bewieſen zu haben, wie man auf einem Mittelwege, und ohne Nachahmung des Einen oder der Andern, die Vorzüge des Seneca und des franzöſiſchen Theaters vereinigen könnte. Bei dieſem Mangel eigentlicher Tragödien dürfen wol die ernſthaften Opern, die muſikaliſchen Dramen des Metaſtaſio, geb. 1698, erwähnt werden. Ihre Gattung war ſchon durch die etwas früheren Beſtrebungen des Apoſtolo Zeno für negative Correctheit in den Opern vorbereitet worden. Der Charakteriſtik, ſo wie jedes phantaſtiſchen Schwunges gänzlich ermangelnd, befolgen ſie ſtets jene franzöſiſche Theateranſtändigkeit, welche bei einem Hofdichter zu Anfange des verwichenen Jahrh. freilich unerlaßlich ſchien. Aber an zierlicher Eleganz einer wohllautenden Sprache, an muſikaliſcher Weichheit des Ausdrucks für allgemein angenommene Äußerungen der Leidenſchaft, beſonders der Liebe, dürften ſie vielleicht lange unerreichbar bleiben. Alfieri, gegen das Ende des 18. Jahrh., bildet in ſeinen Tragödien den durchgängigen Gegenſatz des Metaſtaſio. Ohne Tiefe der Charakteriſtik, ohne poetiſchen Glanz der Phantaſie, athmen ſeine Tragödien, welche in ſteifſter Regelmäßigkeit herkömmlicher ariſtoteliſcher Regeln gebildet ſind, den eiſernen Trotz ſeines altrömiſchen Gemüthes, welches ſich ſogar in der undichteriſchen Einförmigkeit und Starrheit des Dialogs ausſpricht. Unter den Nachfolgern Alfieri's, der gewiſſermaßen eine eigne Dichterſchule gebildet hat, ſind die verdienſtvollſten: Vincenzo Monti von Ferrara, Aleſſandro Pelopi von Bologna und vornämlich Giambattiſta Niccolini aus Florenz, deſſen Polyxena 1811 gekrönt wurde. Als eine merkwürdige Gattung des ital. Theaters erſcheinen die Schäferſpiele des Taſſo und Guarini, nämlich der Amyntas des erſtern, und der getreue Schäfer des letztern. Nur von dieſen beiden brauchen wir zu ſprechen. Sie haben die Schäferſpiele eines Nicolo von Correggio, Agoſtino Beccari, Cinthio Giraldi, Agoſtino Argenti und Buonarelli auf immer verdunkelt. Die Vereinigung der ſüßeſten Laute aus dem Theokrit, Anakreon und den Eklogen des Virgil in den wunderſchönſten und reinſten italieniſchen Verſen gelang dem Taſſo, ohne der Selbſtſtändigkeit ſeines Genius Abbruch zu thun. In ſeiner Schäferwelt, welche einzig aus antiken Idyllen genommen zu ſein ſcheint, vernehmen wir die innigſten Laute der Liebe. In den Geſprächen und Klagen ſeiner Hirtin entfaltet ſich der volle Geiſt moderner Liebe. Doch erſcheint Amyntas im Vergleich zu dem getreuen Schäfer als ein Werk geſtaltloſer Süßigkeit. Sprache und Verſe ſind gleich ſchön, allein das Ganze des letztern Gedichtes in ſeiner wunderbar glücklichen Verſchmelzung des romantiſchen Geiſtes mit den Formen des antiken Theaters,

und auf echt antike Anſichten vom Schickſal gegründet, iſt unendlich tiefer. Vorzüglich die Chorgeſänge ſprechen von den erhabenſten Myſterien der Liebe in den göttlichſten Tönen. In dem Luſtſpiele gingen die Italiener ebenfalls von einer einſeitigen Nachahmung der Alten aus. Denn nicht die großartigen, phantaſiereichen Luſtſpiele des Ariſtophanes waren ihnen Muſter, ſondern die der Römer, des Plautus und des nüchternen Terenkius. Dieſe Nachahmungen nannte man, im Gegenſatz zu dem improviſirten Luſtſpiele, Commedie erudite (gelehrte Komödien). Die Luſtſpiele des Arioſt und die Clizia des Machiavelli belegen dies. Des Letztern übrige, allerdings florentiniſch-nationelle Luſtſpiele ſind voll der ärgerlichſten Anſtößigkeiten, und beweiſen, wie einer der ausgezeichnetesten Köpfe aller Zeiten und Völker ohne alle Ahnung jenes höhern und geläuterten Charakters der Komödie ſein konnte, welche wir im Shakspeare bewundern. Nur des berühmten Verfaſſers wegen erwähnen wir Gli intrighi d'Amore von Taſſo. Die Tancia des jüngern Michael Angelo Buonarotti (1626) iſt, um ihrer feinen florentiniſchen Volksthümlichkeit willen, eins der vorzüglichſten ital. Luſtſpiele, obgleich in ihr wenig Talent zu erkennen iſt. Goldoni, in der letzten Hälfte des 18. Jahrh., ſuchte durch ſeine nüchternen, bürgerlich moraliſirenden Komödien der bei dem Volke beliebten Commedia dell' arte auf einmal ein Ende zu machen. Er iſt, um ihn den Deutſchen in zwei Worten zu charakteriſiren, der ital. Kotzebue, ohne jedoch des Deutſchen leichtes Talent und oft gefälligen Witz zu haben. Ihm entgegen ſuchte Gozzi die improviſirte Volkskomödie durch Veredelung derſelben zu retten. In Luſtſpielen, deren Inhalt aus den bunteſten Mährchen, und in Tragikomödien, deren Inhalt aus Calderon und Moreto, jedoch ohne deren tiefpoetiſche Ausführung, entlehnt war, dialogiſirte er nur die Hauptpartien, und auch dieſe nur in den leichteſten Verſen. In den Nebenpartien, welche eigentlich für die ſtehenden Masken berechnet waren, begnügte er ſich, nur den ungefähren Inhalt anzudeuten, die Ausführung dem improviſirenden Talente des Schauſpielers überlaſſend. Er blieb ohne Nachahmer. Von den neueſten Luſtſpieldichtern verdienen Auszeichnung: Albergati, deſſen Gefangner zu Parma gekrönt wurde, und der eine Menge ergötzlicher Poſſen geliefert hat; der Venetianer Franceſco Antonio Avelloni, mit dem Beinamen il Poetino, ein Nachahmer der Franzoſen; Antonio Simone Sograſi; der Neapolitaner Gualzetti; der Abt Chiari; der Piemonteſer Camillo Federici; der Römer Gherardo de' Roſſi; der Graf Giraud; Giovanni Pindemonti und Andre. A. W. Schlegel ſagt (S. 68. 2r Band der dramatiſchen Vorleſungen): „Wir glauben nicht zu viel zu ſagen, wenn wir behaupten, ſowol die dramatiſche Poeſie als die Schauſpielkunſt ſei in Italien im tiefſten Verfalle. Es ſei noch nicht einmal der Anfang zu einer Nationalbühne gemacht, auch ohne einen gänzlichen Umſchwung in den leitenden Begriffen, keine Ausſicht dazu vorhanden." Dm.

Italieniſche Literatur und Gelehrſamkeit. (Mit Ausſchluß der Poeſie, die in einem eignen Artikel abgehandelt iſt.) — Der Einbruch der Barbaren in Italien hatte dem weſtrömiſchen Reiche ein Ende gemacht und alle bürgerliche Ordnung umgeſtürzt. Eine Folge davon war, daß auch die letzten Funken von Geiſtesbildung erloſchen und eine Zeit der Finſterniß und Unwiſſenheit, wie der Unordnung und Zerrüttung eintrat, aus deren chaotiſchem Gewirr nur langſam und mühſelig die Keime einer neuen Bildung ſich entwickelten.

Erſter Zeitraum. Von Carl dem Großen bis zum Tode Otto's III. 1002. Wohlthätig wirkte Carl der Große als Freund der Ge-

lehrſamkeit und Wiederherſteller des Friedens. Wir finden bereits einen Italiener, Petrus, Diaconus von Piſa, als ſeinen Lehrer in der Grammatik genannt. Nicht minder verdient Anerkennung Lothar, der im J. 3 auch König von Italien wurde; und, wie ſein darüber noch vorhandenes Geſetz beweiſt, in vielen Städten die erſten öffentlichen Schulen ſtiftete. Von den Lehrern dieſer Schulen kennen wir nur Dungalus zu Pavia, von dem einſt, als er noch Mönch zu Bobbio war, Carl der Große Aufſchluß über zwei Sonnenfinſterniſſe begehrte, und unter deſſen Namen noch verſchiedene Schriften vorhanden ſind. Lothar's Beiſpiel ward vom Papſt Eugen II. im Kirchenſtaate nachgeahmt. Indeß war der Erfolg dieſer an ſich ſo nützlichen Einrichtungen nur gering, denn es fehlte an tüchtigen Lehrern, und die ſpätern Carolinger und Päpſte ließen die kaum gegründeten Bildungsanſtalten wieder in Verfall gerathen. Dazu kamen die verderblichen Einfälle der Saracenen und Ungarn in Italien und innere Kriege. Wenige Männer ragen in dieſem traurigen Zeitraume durch ihr Wiſſen hervor. In geiſtlicher Gelehrſamkeit zeichneten ſich aus die Päpſte Hadrian I., der oben genannte Eugen II., Leo IV., Nicolaus I. und Sylveſter II., ferner die Biſchöfe Paulinus, Patriarch von Aquileja, (ſeine Werke, Venedig 1737), Theodolphus, Biſchof von Orleans (ſeine Werke, Paris 1646), beide Zeitgenoſſen Carls des Großen, die beiden mailändiſchen Erzbiſchöfe Petrus und Adelbertus, Marentius, Patriarch von Aquileja, und endlich die beiden Äbte des Kloſters Monte Caſino, Autpertus und Bertarius. Unter den Geſchichtſchreibern dieſer Zeit, die, wenn auch in einer rohen und barbariſchen Schreibart, uns höchſt wichtige Nachrichten mitgetheilt haben, ſind die bedeutendſten: Paulus Warnefried, mit dem Beinamen Diaconus, Verfaſſer mehrerer Schriften, beſonders einer Geſchichte der Longobarden, ſodann die Fortſetzer des genannten Werks, Erchempertus und die Ungenannten von Salerno und Benevento; ferner ein Prieſter von Ravenna, Namens Agnellus (auch Andreas), der eine Geſchichte der Biſchöfe von Ravenna ſchrieb; Andreas von Bergamo, Verfaſſer einer Chronik Italiens von 868 bis 875; Anaſtaſius, Bibliothekar der römiſchen Kirche, wichtig durch ſeine Lebensbeſchreibungen der römiſchen Biſchöfe, und Liutprandus von Pavia, Verfaſſer einer Geſchichte ſeiner Zeiten.

Zweiter Zeitraum. Vom Tode Otto's III., 1002 bis zum Coſtnitzer Frieden 1183. Auch in dieſem Zeitraume war der Zuſtand Italiens dem Gedeihen der Wiſſenſchaften nicht günſtig. Die italieniſchen Städte kämpften gegen die Kaiſer um ihre Freiheit, der Streit der geiſtlichen und weltlichen Macht war nicht minder verderblich. Die Kaiſer verweilten nicht lange in Italien, und erſchienen nur, um zu verheeren und zu zerſtören. Die mit dem Ende des 11. Jahrh. beginnenden Kreuzzüge, ſo wohlthätig ſie in ihren Nachwirkungen waren, dienten in ihren nächſten Folgen doch nur, die allgemeine Noth und Zerrüttung zu vermehren. Von den Päpſten trafen indeß der herrſchſüchtige Gregor VII. und Alexander III. Verfügungen zur Verbeſſerung der Schulen, die Abſchriften alter claſſiſcher Werke wurden vermehrt und einzelne Männer gaben ſich Mühe, Bücher zu ſammeln. Unter den gelehrten Theologen dieſes Zeitraums verdienen genannt zu werden: Fulbert, Biſchof von Chartres, ein geborner Römer; die beiden berühmten Erzbiſchöfe von Canterbury, Lanfrancus, und deſſen Schüler Anſelmus Petrus Lombardus, Lehrer der Theologie zu Paris, und am berühmteſten durch ſeine vier Bücher Sententiarum; ferner Petrus Damianus; der Cardinal Albericus; Bruno, Biſchof von Segni; Anſelmus, Biſchof von Lucca; Petrus Groſſolanus oder Chryſolaus, Erzbiſchof von Mailand;

und Bonizone, Biſchof zu Sutri, ſpäter zu Piacenza. Alle haben u
Schriften hinterlaſſen, bei denen wir jedoch nicht verweilen. In d
Philoſophie, oder vielmehr Dialektik, zeichneten ſich außer den genan
ten Lanfrancus und Anſelmus aus: Gerardus von Cremona, der zu T
ledo lehrte, und unter andern die Werke des Avicenna und den Alm
geſt des Ptolomäus aus dem Arabiſchen in's Lateiniſche überſetzte, u
Johannes der Italiener, der zu Konſtantinopel den Plato und Ariſto
les erklärte und Unterricht in der Diſputirkunſt gab. Die Muſik erfu
eine gänzliche Umwandelung durch Guido von Arezzo. Für die Arzne
wiſſenſchaft ward mit dem Ende des 10. Jahrh. die Schule zu Saler
eine treffliche Pflegerin. Die dortigen Aerzte ſcheinen ſich zuerſt dur
die Schriften der Araber gebildet zu haben. Das älteſte Denkmal d
ſalernitaniſchen Schule ſind gewiſſe, in leoniniſchen Verſen abgefaßt
diätetiſche Regeln unter dem Titel: Medicina Salernitana oder de con
servanda bona valetudine. Mehrere Ärzte, theils in Salerno, theil
in der Nachbarſchaft, haben ſich in dieſer Zeit durch Schriften bekann
gemacht, namentlich Matthäus Platearius, Saladinus von Aſcoli (le
terer durch ein Compendium von den aromatiſchen Arzneimitteln) un
verſchiedne Mönche, die wir übergehen. Die Rechtswiſſenſchaft erwach
te mit der Freiheit der Städte zu neuem Leben nnd ward ein Gegenſtan
allgemeiner Beſchäftigung. Durch ganz Italien gab es Schulen, in welche
ſie gelehrt wurde, namentlich zu Modena, Mantua, Padua, Piacenza, Pi
ſa, Mailand und vor allen zu Bologna, wo Yrnerius, der dieſer Stad
den Beinamen der gelehrten erwarb, die römiſchen Geſetze lehrte und er
klärte, und aus den weitſchichtigen Pandecten verborgne Schätze zu Ta
ge förderte. Viele ausgezeichnete Rechtsgelehrte aus dieſer Zeit könnte
wir namhaft machen, begnügen uns aber, nur den berühmten Gratia
anzuführen, der zuerſt die Kirchengeſetze (in ſeinem Decretum sive Con
cordia Canonum discordantium) zum gerichtlichen Gebrauch ordnete
und als der Stifter des kanoniſchen Rechts anzuſehen iſt. Obgleich i
allem, was den Geſchmack anlangte, die größte Barbarei noch fortdau
erte, ſo gab es doch ſchon einzelne Männer, die ſich durch Studium de
griechiſchen und lateiniſchen Sprache den Weg zu den Alten bahnten un
ihre Schreibart nach ihnen zu bilden ſuchten. Zu ihnen gehörte Papias
einer der erſten, die lateiniſche Wörterbücher ſchrieben. Das 11. un
12. Jahrh. haben viele Geſchichtſchreiber aufzuweiſen, deren Werke zwa
ohne Zierlichkeit, aber doch klar und deutlich abgefaßt ſind. Dahin ge
hören Arnolphus, die beiden Landolphus, Sire Raul, Otto Morena un
deſſen Sohn Acerbus, Godofredus Malaterra und mehrere Chroniken
ſchreiber und Verfaſſer von Kloſtergeſchichten, wegen deren Namen un
Werke wir auf Muratori's unſchätzbare Sammlung verweiſen.

Dritter Zeitraum. Vom koſtnitzer Frieden, 1183, bis zun
Ende des 13. Jahrh. Mit dieſem Zeitraume beginnt die Literatur Ita
liens ein erfreulicheres Anſehn zu gewinnen; hatte man bisher nur i
barbariſchem Latein geſchrieben: ſo fing man jetzt an, auch Verſuche i
der, freilich noch lallenden Sprache des Volks (lingua volgare) zu ma
chen. Die Poeſie ging darin, wie immer, der Proſa voran. Die Di
lektik und Philoſophie gewannen an Ausbildung, und wie die Wiſſen
ſchaften an Feſtigkeit und Umfang zunahmen, ward auch ihr innerer Zu
ſammenhang ſichtbarer. Die Kreuzzüge hatten zu neuen Kenntniſſen g
führt, und überhaupt dem Geiſte einen höhern Schwung gegeben. Tro
der innern Kriege Italiens konnte die Geiſtesbildung gedeihen, da Fü
ſten und Republiken mit einander wetteiferten in Begünſtigung der G
lehrten und in Begründung neuer Schulen und Lehranſtalten. Gro

Verdienſte erwarben ſich die beiden Kaiſer, Friedrich I. und II. Erſterer beförderte vornämlich die Rechtswiſſenſchaft und ſtiftete Schulen, Letzterer war ſelbſt Gelehrter, beſaß ausgebreitete Sprachkenntniſſe und ſtiftete überall im ſüdlichen Italien öffentliche Schulen. Sein und ſeines Sohnes Manfredi Hof zu Palermo war ein Sammelplatz von Gelehrten. Wir beſitzen (außer einigen italieniſchen Gedichten) von ihm ein Werk über die Naturgeſchichte der Vögel. Sein gelehrter Kanzler Pietro delle Vigne (Petrus de Vineis) war von gleichem Geiſte beſeelt, und vertraut mit der Rechtswiſſenſchaft und der Leitung politiſcher Geſchäfte. Von ihm iſt außer ſechs Büchern Briefe noch eine Sammlung ſicilianiſcher Geſetze vorhanden. Unter den Päpſten waren mehrere gründliche Gelehrte und zeichneten ſich aus als Schriftſteller, namentlich Innocenz III., Innocenz IV., Urban IV. Der Flor der Univerſität Bologna ſtieg immer höher; ſie zählte zu Anfang des 13. Jahrh. 10,000 Schüler aus allen Ländern Europa's; mit ihr wetteiferten Padua, Arezzo, Vicenza, Neapel u. a. m. Die vorzüglichſten Theologen dieſes Zeitraums waren: Thomas von Aquinum, der Franziskaner Bonaventura und Egidio Colonna, alle drei Verfaſſer ſehr zahlreicher Schriften. In der Philoſophie begann für Italien in dieſem Zeitraume eine neue Epoche, indem jetzt die Schriften des Ariſtoteles den Italienern bekannt wurden, zum Theil freilich in ſehr entſtellter Geſtalt. Thomas von Aquinum commentirte ſie auf Befehl des Papſtes, und ließ ſie theils aus dem Griechiſchen theils aus dem Arabiſchen neu überſetzen. Brunetto Latini nahm die Ethik des Ariſtoteles im Auszug in ſeinen Tesoro auf, ein Werk, das urſprünglich franzöſiſch geſchrieben iſt, und als eine Encyklopädie aller damaligen Kenntniſſe merkwürdig iſt. Die Mathematik und Aſtronomie, verbunden mit Aſtrologie, fanden verſchiedene Bearbeiter. Campano, der gelehrteſte Geometer und Aſtronom ſeiner Zeit, ſchrieb unter andern einen Commentar zum Euklides. Nächſtdem nennen wir Lanfranco, Leonardo von Piſtoja und Guido Bonatti, das Haupt der damaligen Aſtrologen. In dieſe Zeit fällt die Erfindung der Brillen und der Magnetnadel. Für die Medicin war die ſalernitaniſche Schule der Mittelpunkt; ſie hatte an Pietro Muſandino, Matteo Plateario, Mauro und Andern geſchickte Lehrer. Aber auch außer Salerno gab es ausgezeichnete Aerzte. Dahin gehören Ugo von Lucca, der Florentiner Taddeo (der unter andern die Aphorismen des Hippokrates und einige Schriften des Galenus commentirte), Simon von Genua (Verfaſſer der Clavis Sanitatis, die man als das erſte Wörterbuch der Arznei- und Kräuterkunde anſehen kann) u. A. Noch glücklichere Fortſchritte machte die Wundarzneikunſt durch Männer wie Ruggieri von Parma (der eine Practica Medicinae ſchrieb) und deſſen Landsmann und Zeitgenoſſe Rolando (Verfaſſer einer Chirurgie, welche vier der vornehmſten ſalernitaniſchen Aerzte commentirten) Bruno, Teodorico, Guglielmo von Saliceto und Lanfranco, von denen wir ebenfalls Werke über die Chirurgie beſitzen. Keine Wiſſenſchaft aber wurde im 13. Jahrh. eifriger und glücklicher bearbeitet, als die Rechtswiſſenſchaft. Ferrara, Modena, Mailand, Verona und andre lombardiſche Städte veranſtalteten Geſetzſammlungen, denen ein Dominikaner von apoſtoliſcher Begeiſterung, der für einen Wunderthäter galt, Johannes von Vicenza, gleichſam göttliche Beſtätigung gab. Die vornehmſten Rechtsgelehrten dieſer Zeit waren: Azzo von Bologna (deſſen Summae über die Inſtitutionen und Apparatus ad Codicem auch gedruckt ſind); Ugolino del Prete, auch ein Bologneſer, (der die von Anſelmus von Orto geſammelten Lehngeſetze und Verordnungen der neuen Kaiſer dem Corpus Juris einverleibte) Accorſo, ein Florenti-

Digitized by Google

ner (der ſich dadurch, daß er die beſten Gloſſen ſeiner Vorgänger ſammelte und einige hinzufügte, den Beinamen Gloſſator erwarb) Odofredo (Verfaſſer eines Commentars über den Codex und die Digeſten) u. ſ. w. Im kanoniſchen Rechte hatte bisher Gratian's Sammlung als Richtſchnur gegolten. Zu dieſer kamen jetzt die vier verſchiednen Sammlungen des Bernardo von Pavia, des Pietro Collivaccino u. ſ. w., welche als Geſetzbücher angeſehen wurden, bis die durch Gregor IX. veranſtaltete Sammlung, die noch jetzt den größten Theil des kanoniſchen Rechts ausmacht, die früheren verdrängte; zu dieſer fügte Bonifaz VIII. 129[illegible] noch das ſechſte Buch der Decretalen hinzu. Ohne bei den vornehmſten Kanoniſten zu verweilen, gehen wir zu den Geſchichtſchreibern über, die größtentheils mit gefälliger Einfalt und Aufrichtigkeit erzählen. Die wichtigſten waren: Goffredo von Viterbo (eigentlich ein Deutſcher, ſchrieb eine Chronik von Erſchaffung der Welt bis 1168, unter dem Titel Pantheon); Sicardus (Verfaſſer einer ähnlichen Chronik); Giovanni Colonna (Verfaſſer einer allgemeinen Geſchichte, unter dem Titel Mare Historiarum), Riccobaldi (Verfaſſer eines gleichen Werks, Pomarium betitelt); ferner die Sicilianer Riccardo von St. Germano (erzählt mit vieler Treue die Geſchichte von 1189 bis 1243), Matteo Spinello (deſſen Geſchichtserzählung von 1247 bis 1268 reicht und das erſte gelehrte Werk in italieniſcher Proſa iſt), Niccolo di Jmſilla, Saba Malaſpina und Bartolomeo da Neocaſtro (deren Werke Muratori mittheilt). Florenz hatte ſeinen erſten Geſchichtſchreiber an Ricordano Malaſpini. Die Geſchichte von Mailand ſchrieben Filippo von Caſtelſeprio und der Dominikaner Stephanardo von Vimercate, und ſo hatte faſt jede Provinz und Stadt ihren Chroniſten, deren Namhaftmachung aber hier zu weit führen würde. Die Grammatik, welche damals die ſchönen Wiſſenſchaften umfaßte, war bisher vernachläſſigt worden, im 13. Jahrh. fand aber auch ſie Bearbeiter und Lehrer, als Buoncompagno, Bertoluccio, Galeotto (welcher italieniſch ſchrieb und Cicero's rhetoriſche Bücher in dieſe Sprache überſetzte), und vor allen Brunetto Latini, Dante's Lehrer, deſſen ſchon erwähnt worden, und von dem wir, außer dem ebenfalls ſchon erwähnten Teſoro, noch verſchiedne andre Werke in Proſa haben, als la Rettorica di Tullo, de Vizi e delle Virtù u. ſ. w. Am Schluſſe dieſes Zeitraums müſſen wir noch des berühmten Reiſenden Marco Polo ſo wie ſeines Vaters Matteo und ſeines Oheims Nicolo, erwähnen. Sie gehören zu den Erſten, welche weite und vieljährige Reiſen durch Aſien und dieſen Welttheil ihren Landsleuten bekannter gemacht haben.

Vierter Zeitraum. Von 1300 bis 1400. Mitten unter Kämpfen und äußern Zerrüttungen machten die Wiſſenſchaften immer weitere Fortſchritte. Während die Kaiſer vergeblich bemüht waren, Italien zu beruhigen und ihrer Gewalt zu unterwerfen, bildeten ſich die einzelnen Herrſchaften und Fürſtenthümer aus, und die an die Spitze getretenen Männer wetteiferten mit einander in Begünſtigung der Gelehrten. Allen that es hierin König Robert von Neapel zuvor; nächſtdem die Herren della Scala zu Verona, das Haus Eſte zu Ferrara, die Gonzaga zu Mantua u. ſ. w. Die Zahl der Univerſitäten nahm zu, und viele derſelben, wie zu Padua, Neapel, Piſa, Pavia, erreichten eine ſchöne Blüthe, wiewol Bologna, früher die wichtigſte von allen, in Verfall gerieth. Die Bibliotheken wurden wichtiger und bereichert mit den Werken der Alten, die man aus der Vergeſſenheit hervorzog. Männer, wie Petrarca und Boccaccio erwarben ſich durch ihre Forſchungen und Studien bleibende Verdienſte als Wiederherſteller der Gelehrſamkeit. Beide ſammelten nicht nur Bücher, ſondern erſterer auch römiſche Münzen. Durch

ie Erfindung des Papiers wurde die Vervielfältigung der claſſiſchen Muſter noch mehr befördert. Bald aber mußte man ihre Entſtellung und Verſtümmelung durch unwiſſende Abſchreiber erkennen; es bedurfte der Kritik, ſie wieder herzuſtellen, und ſchon Coluccio Salutato machte durch Vergleichung mehrerer Handſchriften einen Anfang in dieſer Kunſt und empfahl ſie Andern. Die Gottesgelahrtheit ward von unzähligen ſcholaſtiſchen Theologen bearbeitet, aber durch die meiſten mehr verdunkelt als aufgeklärt. Ehrenvolle Ausnahmen machen, unter andern, die wir, da ſie wenig oder nichts geſchrieben haben, übergehn, Albert von Padua, Gregor von Rimini, Michael Aiguani von Bologna, Bartolommeo Caruſio von Urbino, Aleſſandro Faſſitelli, welche ſämmtlich zu Paris lehrten, ferner Porchetto de'Salvatici von Genua, Ranieri von Piſa oder von Ripalta, Jacob Paſſavanti, Simon von Caſcia, Petrus von Aquila, Bonaventura da Peraga, Marſilio Raimodini von Padua und Lodovico Marſigli. Die Philoſophie, welche einzig aus den vielfältig entſtellten Werken des Ariſtoteles und ſeinem arabiſchen Commentator Averroes, deſſen fehlerhafte Auslegungen zuerſt durch den Servitenmönch Urban von Bologna bekannt und wiederum ausgelegt und erläutert wurden, war höchſt verworren und finſter. Der einzige philoſophiſche Schriftſteller, der dieſem Zeitalter zur Ehre gereicht, iſt der berühmte Petrarca, der mehrere lateiniſche Werke über Gegenſtände der Moral ſchrieb, z. B. de remediis utriusque fortunae, de vita solitaria, de contemptu mundi, de ignorantia sui ipsius et aliorum und andere. Was außerdem im Fache der Moral geſchrieben wurde, verdient nur wegen der Reinigkeit der italieniſchen Sprache Erwähnung, z. B. die ammaestramenti degli Antichi volgarizzati von Bartolommeo von Piſa. Von den mathematiſchen Wiſſenſchaften wurde die Aſtronomie und mit ihr die Aſtrologie am meiſten bearbeitet. Die namhafteſten Gelehrten, die ſich ihnen widmeten, waren Pietro von Abano und Cecco von Aſcoli, jener durch ſeinen Conciliator, in welchem die verſchiedenen Meinungen berühmter Aerzte und Philoſophen, dieſer durch ein aſtrologiſches Werk, durch ein Buch von der Sphäre und durch ſein Gedicht Acerba, für welche er als Ketzer verbrannt wurde, am meiſten bekannt; ferner Andalone del Nero, der große Reiſen zur Erweiterung ſeiner aſtronomiſchen Kenntniſſe machte, und von Boccaccio als der größte Aſtronom ſeiner Zeit geprieſen wird, und Paolo, mit dem Beinamen Geometra, von dem Villani erzählt, daß er mittelſt von ihm erfundner Inſtrumente die Geſetze der Bewegung der Geſtirne berichtigt, und zuerſt einen Kalender geſchrieben, und von dem Boccaccio anführt, daß er Maſchinen, welche die himmliſchen Bewegungen vorſtellten, gefertigt habe. Jacopo Dondi und deſſen Sohn Giovanni erwarben ſich Ruhm und den Beinamen dall' Orologio durch eine kunſtreiche Uhr, die nicht nur die Stunden, ſondern auch den Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten, und die Monate, Tage und Jahresfeſte anzeigte. Auch ein Schriftſteller über den Ackerbau trat in dieſem Zeitraume auf, Pietro de Creſcenzi, ein Bologneſer. Er ſchrieb ſein noch jetzt anziehendes Werk lateiniſch; aber noch in demſelben Jahrh. erſchien davon eine durch Sprache und Styl ſehr ausgezeichnete italieniſche Überſetzung. Für die Arzneikunde waren fortwährend eine Menge von Gelehrten thätig; dennoch befand ſie ſich noch in höchſt unvollkommnem Zuſtande, und verdient wenigſtens zum Theil die Verachtung, womit Petrarca ſie anſah. Die berühmte Schule zu Salerno war in Verfall. Allgemein galten die Araber als Muſter und Lehrer. Zu den berühmteſten Ärzten jener Zeit gehörten der Florentiner Dino del Garbo, der einige Schriften des Avicenna und Hippo-

krates, wie auch die Liebescanzone des Guido Cavalcanti commentirt und über die Chirurgie u. ſ. w. ſchrieb; deſſen Sohn Tommaſo, Petrarca's Freund, der außer einer Summa der Arzneiwiſſenſchaft eine Anweiſung, wie man ſich bei der Peſt verhalten müſſe, ſchrieb, und Galen's Bücher vom Unterſchied der Fieber und von der Zeugung erläuterte; Torrigiano Ruſtichelli, der über Galen's kleinen Apparat ſchrieb; Gentile von Foligno, Jacopo von Forli, Marſilio von Santa Sofia und Andere, deren Schriften vergeſſen ſind, endlich Mundino aus Bologna gebürtig, der zuerſt ein vollkommnes Werk über die Anatomie ſchrieb, das ſich zwei Jahrh. hindurch in Anſehn erhielt. In der Rechtswiſſenſchaft glänzten mehrere ausgezeichnete Männer. Vor allen zeichneten ſich als Schriftſteller aus im Civilrecht: Rolando Placiola; Alberto von Gandino (ſchrieb de maleficiis); Oldrado da Ponte (ſchrieb Consilia und Quaestiones) Jacopo von Belſiſo (ſchrieb unter andern vom Lehen); Franceſco Ramponi (erläuterte einige Bücher des Codex); Cino von Piſtoja (ſ. d. A.) und die beiden berühmteſten Rechtslehrer dieſes Zeitalters, Bartolo und Baldo; im kanoniſchen Recht aber, das durch die clementiniſchen Decretalen und Extravaganten erweitert wurde, glänzte als der vorzüglichſte der Florentiner Giovanni d'Andrea, der die ſechs Bücher der Decretalen commentirte und mehrere verdienſtvolle Schüler bildete, die wir jedoch ſo wie andere namhafte Kanoniſten, hier übergehn müſſen. Auf die Geſchichte hatte die zunehmende Bekanntſchaft mit den Werken der Alten den günſtigſten Einfluß; ſie ward von einer Menge Irrthümer und Fabeln befreit. Großes Verdienſt erwarben ſich um ſie Petrarca und Boccaccio, welche (in lateiniſcher Sprache) mehrere geſchichtliche Werke ſchrieben, jener vier Bücher Rerum memorandarum, und Lebensbeſchreibungen berühmter Männer, dieſer de Genalogia Deorum; de casibus virorum et feminarum illustrium; de claris mulieribus; de montium, silvarum, lacuum, fluminum, stagnorum et marium nominibus. Ihnen ſchließt ſich eine lange Reihe von Verfaſſern allgemeiner Geſchichten und Chroniken an, unter denen wir als die wichtigſten auszeichnen: Benvenuto von Imola (ſchrieb eine Kaiſergeſchichte von Julius Cäſar bis Wenzel und commentirte den Dante), Franceſco Pipin aus Bologna (ſchrieb eine Chronik vom Anfang der fränkiſchen Könige bis 1314) und Guglielmo von Paſtrengo, Verfaſſer der erſten allgemeinen Bibliothek von den Schriftſtellern aller Nationen, worin ſich eine für jene Zeit bewundernswürdige Beleſenheit zeigt; ferner die Florentiner Paolino di Piero, Dino Compagni und die Villani, (ſ. d.) welche zugleich zur Bildung ihrer Mutterſprache mächtig beitrugen; der Venetianer Andrea Dandolo (ſchrieb eine ſchätzbare lateiniſche Chronik ſeiner Vaterſtadt von Chriſti Geburt bis 1342) und ſein Fortſetzer bis 138[illegible] Rafaele Careſino; der Paduaner Albertino Muſato (ſchrieb in gutem Latein mehrere Geſchichtswerke, theils in Proſa, theils in Verſen), und Andere, wegen deren Namen und Werke wir aus Mangel an Raum auf Muratori's Sammlung verweiſen. Dem Studium fremder Sprachen ſtand in dieſem Zeitraum immer noch als größtes Hinderniß der Mangel an tüchtigen Lehrern entgegen. Zwar befahl Clemens V. die Errichtung von Lehrſtühlen für die morgenländiſchen Sprachen, nicht nur in den Reſidenzſtädten, ſondern auch auf mehrern Univerſitäten des In- und Auslandes; aber dieſer Befehl ſcheint nicht befolgt worden zu ſein. Mehr geſchah, beſonders durch Petrarca und Boccaccio, für die griechiſche Literatur, als deren größte Kenner die beiden Calabreſen Barlaam und Leonzio Pilato genannt werden. Zu Florenz wurde der erſte Lehrſtuhl der griechiſchen Sprache errichtet, und auf Boccaccio's Betrieb dem Leo

ſio Pilato ertheilt. In dieſen Zeitraum fallen auch die erſten italieniſchen Novellen und Romane. Die älteſte vorhandne Novellenſammlung ſind die ſ. g. Cento novelle antiche, kurze, höchſt einfache Erzählungen von unbekannten Verfaſſern. Auf dieſe folgten Boccaccio mit ſeinem Decameron und ſeiner Fiammetta, durch welche er der eigentliche Schöpfer der italieniſchen Proſa in ihrer ganzen Fülle, Üppigkeit und Gewandtheit ward (ſ. Boccaccio), ferner deſſen Nachahmer Franceſco Sacchetti, Verfaſſer einer Novellenſammlung, und Ser Giovanni, Verfaſſer des Pecorone; beide jedoch dem Boccaccio weit nachſtehend. Auch der größte Dichter Italiens, Dante, muß hier genannt werden, einmal wegen ſeiner italieniſchen Werke, der Vita nuova und des Convito, dann auch wegen ſeiner lateiniſch geſchriebenen Bücher de monarchia und de vulgari eloquentia. (S. Dante). An letzteres ſchließt ſich des Antonio da Tempo Buch de rhythmis vulgaribus, das, wie jenes die italieniſche Proſa und die verſchiednen Gattungen des Styls, den italieniſchen Vers, jedoch ſehr dürftig behandelt. Überhaupt machten Grammatik und Wohlredenheit durch das Studium der Alten bedeutende Fortſchritte. Man überſetzte und erklärte nicht nur die Muſter des Alterthums, ſondern auch für die Erklärung des Dante ward zu Florenz ein eigner Lehrſtuhl geſtiftet. Dennoch ſind der gelungenen Proben redneriſcher Beredtſamkeit wenige, und wir können ſie billig übergehn. — Unter den Reiſebeſchreibern dieſes Jahrhunderts nehmen Petrarca und der Minorit Odorico von Pordenone die erſte Stelle ein. Jener machte unter andern eine Reiſe nach Deutſchland, und gibt davon in ſeinen Briefen anziehende Nachrichten, auch ſchrieb er für einen Freund einen Reiſewegweiſer nach Syrien, Itinerarium Syriacum, ohne ſelbſt dort geweſen zu ſeyn; dieſer durchwanderte als Heidenbekehrer einen großen Theil Aſiens, und lieferte nach ſeiner Rückkehr eine Beſchreibung dieſer Reiſen, welche man bei Ramuſio findet, aber leider ſo entſtellt, daß man den Angaben wenig vertrauen darf.

Fünfter Zeitraum. Von 1400 bis 1500. In dieſem Jahrh. reifte trotz der fortwährenden innern Unruhen die italieniſche Literatur ihrer ſchönſten Blüthe entgegen. Zwei Ereigniſſe wirkten beſonders wohlthätig darauf hin; einmal die Eroberung Konſtantinopels durch die Türken, in deren Folge ſich viele gelehrte Griechen nach Italien flüchteten, und viele Kenntniſſe dort verbreiteten; dann der glückliche Wachsthum des Hauſes Medici in Toscana, das vor allen andern Künſte und Wiſſenſchaften begünſtigte, und mit dem die Visconti, Sforza, Eſte, die Könige von Neapel, die Markgrafen von Mantua und von Montferrat, die Herzoge von Urbino und andere Fürſten, Päpſte, Magiſtrate und Privatperſonen würdig wetteiferten. Ohne bei den Univerſitäten zu verweilen, führen wir nur an, daß zwei neue, zu Turin und Parma, hinzukamen. Schon im vorigen Jahrh. war eine Akademie für die Dichtkunſt entſtanden, jetzt entſtanden auch wiſſenſchaftliche Akademien. Die erſte dieſer Art ſtiftete der große Cosmus zu Florenz zur Erneuerung der platoniſchen Philoſophie; ähnliche Vereine bildeten ſich zu Rom, zu Neapel, und unter dem gelehrten Aldus Manutius zu Venedig. Durch Männer, wie Guarini von Verona, Giovanni Auriſpa und Franceſco Filelfo wurden die Werke der Griechen immer mehr an's Licht gezogen; andere waren für die römiſche Literatur nicht minder eifrig bemüht. Öffentliche und Privatbibliotheken wurden an vielen Orten angelegt. Alles dies ward unendlich befördert durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt, die in Italien ſich ſchnell verbreitete und vervollkommnete. Wie die alte Literatur immer allgemeiner ſtudirt wurde, zogen auch die Alterthü-

Digitized by Google

mer immer mehr die Aufmerkſamkeit auf ſich. Beſonders machte ſich riaco von Ancona um ſie verdient. Von den vielen gelehrten Theolo dieſer Zeit iſt doch keiner ſo ausgezeichnet, daß er genannt zu wer verdiente. Wir begnügen uns daher, Nicolao Malermi oder Male zu erwähnen, welcher zuerſt die ganze Bibel in's Italieniſche überſet ferner Bonino Mombrizio, der die Lebensgeſchichten der Märtyrer ſa melte, und Platina, der mit großer Gelehrſamkeit und nicht ohne K tik die Geſchichte der Päpſte in einem zierlichen und kraftvollen St ſchrieb. Das Studium der Philoſophie bekam, beſonders ſeit der Anku der Griechen in Italien, einen höhern Schwung. Schon vorher macht ſich Paolo Veneto durch eine Logik oder Dialektik und durch ſeine Su mulae rerum naturalium, worin er des Ariſtoteles Phyſik und Met phyſik erläutert, und mehrere Andre in der Philoſophie berühmt. Unt den Griechen, welche in der erſten Hälfte dieſes Jahrh. nach Itali flüchteten, war einer der vornehmſten Johannes Argyropulos, zu deſſ Schüler Lorenz von Medicis, Donato Acciajoli und Politian, gehöre Ohne ſich in Streitigkeiten einzulaſſen, erklärte er den Ariſtoteles u überſetzte verſchiedne Werke deſſelben. Aber nach ihm erregte Georgi Gemiſtus, auch Pletho genannt, einen hartnäckigen Streit über den Vo zug des Ariſtoteles oder Plato. Er ſelbſt, der über den Plato las, ve höhnte den Ariſtoteles und deſſen Verehrer. Georgius Scolarius, nac her Patriarch zu Konſtantinopel, antwortete nachdrücklich und reizte d durch den Pletho zu einer noch derbern Erwiederung. Der berühm Theodor Gaza, der Kardinal Beſſarion und Georgius von Trapezu nahmen an dem Streite Theil. Dagegen blieben die Verehrer des Pla to zu Florenz ruhige Zuſchauer. Hier blühte die von Cosmus geſtiftet platoniſche Akademie fort. Zwei treffliche Männer, Marſilius Ficinu und Johannes Picus von Mirandola, dienten ihr zur beſondern Zierd Jener überſetzte die Werke des Plato in's Lateiniſche und ſchrieb über di Philoſophie des Plato und der Platoniker, von dieſem haben wir in ei nem eignen Artikel geſprochen. Von ihren Nachfolgern waren die vor züglichſten A. Poliziano und Chriſtoforo Landino. Was die mathemati ſchen Wiſſenſchaften betrifft, ſo war die Aſtronomie noch immer mit Aſtro logie gemiſcht. Zu den gelehrteſten damaligen Aſtronomen gehörte Gio vanni Bianchino, deſſen aſtronomiſche Tafeln vom Lauf der Planete mehrmals gedruckt worden; Domenico Maria Novara, nennenswerth als Lehrer des großen Kopernikus, und vor allen Paolo Toscanello, be rühmt durch das von ihm in der Domkirche zu Florenz verfertigte Gno mon. Nächſtdem lebten auch die Geometrie, Arithmetik, Algebra, Ar chitektur, Kriegskunſt und Muſik in Italien wieder auf. Einer der Wie derherſteller der Arithmetik und Geometrie war Luca Pacioli von Borgo S. Sepulcro, wie ſeine mannichfaltigen Schriften beweiſen. Ueber die Baukunſt ſchrieb eben ſo ſchön, als gründlich Leone Battiſta Alberti, der Verfaſſer noch andrer ſchätzbaren Schriften. Der erſte Schriftſteller über die Kriegskunſt war Roberto Valturio von Rimini. Für die Muſik ſtiftete Ludwig Sforza zuerſt eine öffentliche Schule zu Mailand, und ſtellte als Lehrer den Franchino Gafurio an, von dem wir mehrere Werke beſitzen, als eine Theorie der Muſik, ein Werk über die praktiſche Tonkunſt, und eine Abhandlung von der Harmonie muſikaliſcher Inſtrumente. Die Arzneikunde ward im Verhältniß zu der Menge der Ärzte nur wenig gefördert und bereichert; man begnügte ſich mehr, die Beobachtungen der Vorgänger zu ſammeln. Antonio Cermiſone ſchrieb praktiſche Conſilia; Bartolommeo Montagna Conſilia medica und drei Bücher von den Bädern zu Padua; Giovanni di Concorreggio eine Praxis

nova totius fere medicinae u. ſ. w., Giovanni Marliano (zugleich ein gerühmter Mathematiker und Philoſoph) einen Commentar über den Avicenna. Andre übergehen wir und nennen nur noch als hauptſächlich verdient um die Anatomie: Gabriel Zerbi, Aleſſandro Achillini und Nicolao Leoniceno, welcher letztre in einem eignen Werke die Fehler der Alten rügte und vielleicht zuerſt de morbo gallico ſchrieb. Die bürgerliche Rechtswiſſenſchaft ſtand immer noch in hohem Anſehn. In ihr zeichneten ſich durch Schriften aus: Chriſtoforo di Caſtiglione und deſſen Schüler Rafaello de Raymondi und Rafaello de Fulgoſi (ſie ſchrieben Consilia und Erläuterungen der Digeſten), Giovanni von Imola, (commentirte den erſten Theil des Digestum novum), Paolo von Caſtro (ſchrieb Erläuterungen über den Codex und die Digeſten), Pietro Filippo Corneo (hinterließ rechtliche Consilia), Antonio von Pratovecchio (verbeſſerte das Lehnrecht und ſchrieb unter andern ein Lexicon juridicum), Angelo Gambiglione (ſchrieb de maleficiis u. ſ. w.), der große Franceſco Accolti von Arezzo; Aleſſandro von Imola, mit dem Zunamen Tartagno (hinterließ viele juriſtiſche Werke über die Digeſten, den Codex, die Decretalen und Clementinen, viele Conſilia u. ſ. w.), Bartolommeo Cipolla (ſchrieb de servitutibus u. ſ. w.), Pietro da Ravenna (ſchrieb außer juriſtiſchen Werken eine Anweiſung zur Gedächtnißkunſt unter dem Titel Phoenix), Bartolommeo Soccino und ſein Gegner Jaſon dal Maino und viele Andre. Im kanoniſchen Recht machten ſich als Schriftſteller vor andern berühmt: Nicolo Tedeſchi, Giovanni von Anagni, Antonio Roſelli, Felino Sandeo und der Kardinal Giannantonio da S. Giorgio. Die Geſchichte machte die glücklichſten Fortſchritte; ſie ſtrebte nicht nur nach Wahrheit, ſondern auch nach Schönheit der Schreibart. Unter den vielen Geſchichtſchreibern dieſes Zeitraums können einige als Muſter des geſchichtlichen Vortrags angeſehen werden. Römiſche Alterthümer und alte Geſchichte bearbeiteten: Blondo Flavio (deſſen Hauptwerke ſind Roma instaurata, Roma triumphans, Italia illustrata, Historia romana, de origine et gestis Venetorum), Bernardo Ruccellai (de urbe Roma), Pomponio Leto (de antiquitatibus urbis Romae, de magistratibus Romanorum, Compendium historiae Romanae u. ſ. w.) und Annio von Viterbo (deſſen Antiquitatum variarum volumina XVII. die Werke alter Schriftſteller enthalten, deren Unechtheit jetzt anerkannt iſt. Geſchichtswerke von Anfang der Welt bis auf ihre Zeiten haben geliefert: der Erzbiſchof Antonio zu Florenz, Pietro Ranzano, Jacopo Filippo Foreſti, Matteo und Matthia Palmeri und Sozomeno, welche alle nur inſofern, als ſie von ihren Zeiten handeln, Werth haben. Als Geſchichtſchreiber ihrer Zeit und meiſt ihres Vaterlandes verdienen Auszeichnung: Aeneas Sylvius, nachmaliger Pabſt unter dem Namen Pius II., der eine Menge hiſtoriſcher Werke hinterließ, und deſſen Geſchichte ſeiner Zeit der Kardinal Jacopo Ammanati fortſetzte; Giovanni Michael Alberto von Carrara, Leonardo Bruni von Arezzo, die Florentiner Poggio und Bartolomeo Scala, die Venetianer Marco Antonio Sabellico, Bernardo Giuſtiniano, die Paduaner Pietro Paolo Vergerio und Michael Savonarola (der Arzt), der Vicentiner Giambattiſta Pagliarini, die Brescianer Jacopo Malvezzi und Criſtoforo di Soldo, die Mailänder Andrea Biglia, Pietro Candido Decembrio, Leodriſio Crevello, Giovanni Simonetta, Giorgio Merula, Donato Boſſo, Bernardino Corio und Triſtano Calchi, die Neapolitaner Lorenzo Valla, Bartolommeo Fazio, Antonio Panormita, Gioviano Pontano, Michele Ricci, Giovanni Albino, Triſtano Caraccioli, Antonio Ferrario u. A., denen ſich Pandolfo Collenucio von Peſaro, als

der einzige, der eine allgemeine Geſchichte von Neapel ſchrieb, anſchli Die Geſchichte von Genua ſchrieben Giorgio und Giovanni Stella, ner Bartolommeo Senarega und Jacopo Bracello. Savoyen hatte dieſem Zeitraume zwei Geſchichtſchreiber, Antonio von Aſti (der eine ſificirte Chronik ſeiner Vaterſtadt ſchrieb) und Benvenuto di Sangior (eine mit Urkunden belegte Geſchichte von Montferrat). Als Geſchi ſchreiber von Mantua verdient Platina Auszeichnung. Andre, min bedeutende übergehen wir, ſo wie auch diejenigen, welche die Geſchi des Auslandes ſchrieben. Um die Erdbeſchreibung machten ſich verdie Chriſtoforo Buondelmonte, welcher Aſien bereiſte, Francesco Berlingh ri, der ein geographiſches Werk in Verſen ſchrieb, Caterino Zeno, ſeine Reiſe durch Perſien beſchrieb, die berühmten Seefahrer Ca da M ſto, Amerigo Veſpucci und Cabotto und einige Andre. In orientaliſc Sprachgelehrſamkeit zeichnete ſich Giannozzo Manetti aus. Das S dium der griechiſchen Sprache verbreiteten: Manuel Chryſoloras, Laſ ris und viele andre, nach Italien geflüchtete Griechen, bei denen wir eben ſo wenig, als bei ihren Schülern, unter denen Männer von gro Gelehrſamkeit waren, verweilen können. Mit nicht geringerm Ei wurde die römiſche Literatur bearbeitet. Die Namen Guarini, Auriſ Filelfo, Lorenzo Valla, Angelo Poliziano ſind vor Andern berühmt.

Sechster Zeitraum von 1500 bis 1650. Italien erreichte dieſen anderthalb Jahrhunderten den Gipfel ſeiner Größe. Sein Rei thum an Mitteln, den phyſiſchen und geiſtigen Menſchen zu befriedig die Macht ſeiner Republiken und Fürſtenhäuſer, ihr Eifer und ihre Fr gebigkeit für alles, was den Glanz der alten Zeiten wieder herſtell könnte, machte es zum Muſter für ganz Europa. Die Kriege, wel Ferdinand der Katholiſche, Maximilian I., Carl V. und Franz I. a Italiens Boden führten, konnten daher keine ſchädlichen Folgen äußer Die früher geſtifteten Univerſitäten dauerten fort und neue kamen n hinzu, unter denen jedoch nur Padua merklich hervorragte. Die Z der Akademien und Bibliotheken nahm dergeſtalt zu, daß kaum eine wi tige Stadt in Italien ihrer ganz entbehrt hätte. Unter den Päpſt waren viele Freunde und Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften, n mentlich Julius II., der prachtliebende Leo X., Clemens VII. (der zw in ſeiner ungünſtigen Lage hinter ſeinen Wünſchen zurückbleiben muß deſſen Stelle aber vielfältig der Kardinal Hippolyt von Eſte erſetzt Paul III., Gregor XIII. (der als Hugo Buoncompagno eine verbeſſer und vermehrte Ausgabe des Corpus juris canonici beſorgt hatte, u als Papſt die Kalenderverbeſſerung vornehmen ließ), Sixtus V. (der d lateraniſche Bibliothek in einen Prachtpalaſt des Vatikans verſetzte u ſie anſehnlich vermehrte, die Ausgabe der Werke des Ambroſius und d Septuaginta beendigte, eine neue Ausgabe der Vulgata veranſtalte u. ſ. w.) und Urban VIII. (der die heidelberger Bibliothek mit der vat kaniſchen vereinigte, die barberiniſche ſtiftete.) Nächſtdem müſſen d Kardinäle Bembo, Carlo und Federigo Borromeo (letzterer der Stift der ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand) und Agoſtino Valerio a Gelehrte und Beſchützer der Gelehrten genannt werden. Hinter de Päpſten und Kardinälen blieben die Fürſten nicht zurück. Am meiſte zeigten ſich thätig und freigebig die Gonzaga zu Mantua, die Eſte z Ferrara, die Mediceer zu Florenz und der Herzog Carl Emanuel I. vo Savoyen. Wir wenden uns zu den einzelnen Wiſſenſchaften. Trotz al ler äußern Begünſtigungen machte die Theologie nur geringe Fortſchritt zur Aufklärung, denn ſeit den Stürmen der Reformation, die von Deutſch land her losgebrochen waren, hielt man nur deſto hartnäckiger auf di

feſtgeſetzten Lehren, ohne weitre Unterſuchungen zulaſſen zu wollen. Rechnet man daher die ſchon erwähnten Ausgaben der Septuaginta und Vulgata ab, ſo gewann das Studium der heiligen Schriften nur wenig durch die Sprachſchätze, die Italien beſaß. Cajetan, der berühmteſte unter den Bibelauslegern, hat nichts Denkwürdiges geleiſtet und Diodati's Bibelüberſetzung fand, da ſie nicht ſklaviſch der Vulgata nachgebildet war, keinen Eingang. Unter den Vertheidigern des alten Glaubens wiegt der Kardinal Bellarmin an innerm Werth alle übrigen auf. Vortheilhaft aber wirkte die Polemik, indem ſie zum hiſtoriſchen Vertheidiger der angefochtenen päpſtlichen Rechte den Ceſare Baronio und zu ihrem Beſtreiter Paolo Sarpi aufſtellte, denn durch jenen kamen die wichtigſten Urkunden und Denkmäler ans Licht, dieſer aber verband Beſcheidenheit und unbeſtechliche Wahrheitsliebe mit den tiefſten Einſichten in den Katholicismus. Aber ungeachtet aller Bemühungen, den anbefohlnen Kirchenglauben aufrecht zu erhalten, ließ der emporſtrebende Geiſt der Philoſophie auch in Italien ſich nicht mehr zurückhalten. Neben den Scholaſtikern in den Klöſtern und den Peripatetikern unter den Humaniſten, welche die alten philoſophiſchen Syſteme erneuerten und erläuterten, trat eine philoſophiſche Sekte kühner Denker auf, die mit dem Aberglauben zugleich alle Religion verwarf. Pietro Pomponazzi, der völligen Untergang nach dem Tode lehrte, hinterließ eine große Schule von Ungläubigen, zu der Literatoren, wie der Kardinal Gonzaga, Contarenus, Paul Jovius, Julius Cäſar Scaliger gehörten. Neben ihnen ſtand Bernardin Teleſius, auch ein Prediger des Unglaubens, wie Pomponazzi und ſeine Schüler, geehrt von den Großen, während Cäſar Vanini und Jordanus Bruno minder ruchloſe Ideen mit dem Feuertode büßten, und Campanella, der, als Beſtreiter des Ariſtoteles und eigenthümlicher Denker, die im 17. Jahrh. erfolgte Revolution in der Philoſophie vorbereitete, im Gefängniſſe ſchmachtete. Durch dieſen Forſchungsgeiſt kamen zugleich Mathematik und Phyſik in Schwung. Die ſchon genannten Männer, B. Teleſius, Jordanus Bruno und Th. Campanella ſuchten die Naturerſcheinungen aus allgemeinen Grundſätzen abzuleiten. Hieronymus Cardanus verband ſolche Speculationen mit Mathematik. Der große Galilei ſetzte Mathematik und Naturforſchung durch unausgeſetzte Beobachtungen in die engſte Verbindung, und ward allen, beſonders den Naturforſchern ſeines Vaterlandes, ein Muſter. In der Mathematik machten ſich Tartaglia, Cardanus und Bombelli als Bearbeiter der Algebra berühmt; Bonaventura Cavalleri bahnte den Weg zur Infiniteſimalrechnung; Commandino machte ſich um Euklides Elemente verdient, und Marino Gheraldi klärte Archimedes Lehre von der Hydraulik auf. Luca Valerio erweiterte die Mechanik durch Entdeckungen; Caſtelli ſchuf die Hydraulik um; Maurolico brach Bahn in der Optik; della Porta erfand die Camera obſcura und machte die erſten Verſuche in der Aërometrie; Grimaldi entdeckte die Strahlenbrechung. Magini vervollkommnete den Brennſpiegel, Torricelli erfand den Barometer und Riccioli gab reiche Himmelsbeobachtungen. Die Naturkunde ward in allen ihren Zweigen erweitert. Als Erforſcher des Menſchen und Zergliederer traten auf: Fracaſtori, Fallopio, Piccolomini, Aggiunti und Malpighi. Ulyß Aldrovandi durchwanderte Europa zur Erforſchung der vierfüßigen Thiere, Vögel und Inſekten, und legte zu Bologna für die Botanik einen Garten an. Aehnliche Gärten wurden von der Univerſität Padua, von dem Herzog Cosmo zu Florenz und von verſchiedenen Privatperſonen angelegt. Als Botaniker zeichneten ſich aus: Mattiolo, Fabio Colonna, der oben genannte Malpighi. Die Akademie der Lynceer arbeitete von 1625 bis

1640 für die Naturgeſchichte. Für die Chemie ward 1615 der erſte Lehrſtuhl zu Piſa errichtet. In der Phyſik und Medicin ſind die ausgezeichnetſten Namen Fallopio und ſein großer Schüler Fabrizio di Aquapendente, der Harvay auf die Lehre vom Blutumlauf führte; Borelli, Torricelli, Bellini, Malpighi und der Vater der Semiotik, Alpini. Weniger Aufmerkſamkeit verdienen die Rechtsgelehrten dieſes Zeitraums, da wir nach der Periode der Scholaſtik keine großen Köpfe mehr unter ihnen finden. Mit großem Erfolg ward das Feld der Geſchichte angebaut. Geſchichtſchreiber und Geſchichtforſcher beſchäftigten ſich vornemlich mit der vaterländiſchen Geſchichte. Carlo Sigonio gab eine allgemeine Geſchichte in lateiniſcher, Girolamo Briani in italieniſcher Sprache, Guicciardini endlich in claſſiſcher Schreibart, in der ſein Fortſetzer Adriani ihm nachſteht. Für die Specialgeſchichte lieferte Machiavelli in ſeiner Florentiniſchen Geſchichte das erſte hiſtor. Meiſterwerk neuerer Zeit. Ebenfalls ausgezeichnet ſind: Davila, Bentivoglio, Bembo, (ſowol wegen ſeiner Geſchichte Venedigs, worin er den Andrea Navagiero fortſetzte, als auch wegen ſeiner Aſolani und ſeiner Briefe), Angelo di Coſtanzo, Varchi, der ſchon oben genannte Paolo Sarpi, der Kardinal Bentivoglio u. A. Unzählig ſind die hiſtoriſchen, geographiſchen, topographiſchen Beſchreibungen einzelner Staaten, Landſchaften, Städte und ſelbſt einzelner Klöſter, Bibliotheken und Kunſtkabinette. Männer wie Paolo Giovio, Giambattiſta Adriani und Vittorio Siri waren befliſſen, jedes geiſtige Verdienſt ihrer Zeitgenoſſen und Vorfahren herauszuheben. Venedig war ſchon ſeit dem Ende des 15. Jahrh. der Mittelpunkt der Diplomatik und der wahre Sitz der Statiſtik. Von hier aus verbreitete ſich manche ſtatiſtiſche Notiz, wovon Sanſovino's Schrift über die Regierung und Botero's allgemeine Staatenberichte zur Probe dienen können. Für das Studium der orientaliſchen Sprachen ward die Religion ein beſondrer Hebel. Die Maroniten am Libanon traten mit dem Papſte in Verbindung. Um ſie unzertrennlich mit ſich zu verbinden, errichtete Gregor XIII. ein eignes Collegium für Maroniten in Rom, und räumte ihrem Gebrauch eine arabiſche Preſſe ein. Sixtus V. fügte noch Beſoldungen hinzu. Dieſe Anſtalt verpflanzte die morgenländiſche Literatur nach Rom und brachte eine Menge von Handſchriften dahin. Berühmt wurden: Georg Amira (ſchrieb die erſte ſyriſche Grammatik von Belang), Ferrari (ſchrieb das erſte ſyriſche Wörterbuch), Gabriel Sionita und Abraham Echellenſis. Römiſche Preſſen lieferten die arabiſchen Werke des Ebn Sina, die Geographie des Scherif Edriſi, die arabiſche Erklärung des Euklides, wie ſchon früher zu Genua ein arabiſcher und zu Rom ein äthiopiſcher Pſalter gedruckt worden waren. Giggeus lieferte zu Mailand das erſte vollſtändige arabiſche Wörterbuch und Maraccius zu Padua die erſte erklärende Ausgabe des Koran. So war Italien nicht bloß der Hauptſitz der hebräiſchen Literatur, ſondern auch der übrigen ſemitiſchen Sprachen. Das Studium der Alten mußte ſich ungemein verbreiten, ſeit die Buchdruckerkunſt die Werke derſelben vervielfachte. Eigentliche Philologen waren: Franceſco Robertelli, Julius Cäſar Scaliger, Pietro Vittorio, Fulvio Urſino. Andre waren mehr bemüht, ſich den Inhalt der Alten anzueignen, und dies gelang beſonders, ſeit man ſie in die Mutterſprache überſetzte. Die Alterthümer wurden mit Eifer geſammelt, unterſucht und erklärt. Mazzochio oder vielmehr Andrea Fulvio machten, freilich noch als Anfänger in ihrer Wiſſenſchaft, die alten Inſchriften und Münzen Roms bekannt, Giacomo und Ottavio di Strada ſtellten ähnliche Forſchungen ſchon mit mehr Glück an, bis nach vielen andern Vorgängern Fulvio Urſino in dieſem Fache mit gediegner

Gelehrſamkeit auftrat. Nach ihm machten ſich berühmt: Franceſco Angeloni und Giovanni Pietro Bellori, Filippo Buonarotti, Filippo Paruta und Leonardo Agoſtino. Aber das Studium der Alten hatte auch zur Folge, daß claſſiſche Darſtellung das allgemeine Beſtreben aller Literatur wurde, und wie bisher in der lateiniſchen, ſtrebte man ſie auch jetzt in der Mutterſprache zu erreichen. Die in dieſer Hinſicht ausgezeichneten Geſchichtſchreiber ſind bereits genannt worden. An ſie reihen ſich an als treffliche Styliſten: Sperone Speroni (Dialoghi und Discorsi) Annibale Caro (Lettere familiari u. ſ. w.), Caſtiglione (il Cortegiano), della Caſa (il Galateo und Lettere), Giovanbattiſta Gelli (Dialoghi), Franceſco Berni (Discorsi und Capricci), Pietro Aretino (Ragionamenti u. ſ. w.), Niccolo Franco (Dialoghi piacevolissimi), die beiden Dichter Bernardo und Torquato Taſſo (jener wegen ſeiner Briefe, dieſer wegen ſeiner philoſophiſchen Abhandlungen und Geſpräche hieher gehörig), endlich Pietro Badoaro (Orazioni), Alberto Lollio (Lettere und Orazioni), Claudio Tolomei und einige Andre. Die ſ. g. Cicalate (akademiſche Schwatzreden), die nach der Stiftung der Cruſca in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. eine Beluſtigung der Akademien wurden, müſſen hier wenigſtens erwähnt werden, da ſie von Seiten der Sprache immer noch den meiſten Werth zu haben pflegen. Die ältern Novellendichter fanden in dieſem Zeitraum mehrere Nachahmer. Unter dieſen ſind die namhafteſten: Bandello (ſ. d. Art.), Firenzuola, Paraboſco, Maſſuccio, Sabadino degli Acienti, Luigi da Porto, Molza, Giovanni Brevio, Marco Cadamoſto, Grazzini, Antonio Mariconda, Ortenſio Lando, Giovanni Franceſco Straparola, Giambattiſta Giraldi, genannt Cinthio, denen ſich der Romanſchreiber Franceſco Loredano und der originelle Ferrante Pallavicino anſchließen. Die Kritik fing endlich auch an, ihre Tribunale zu errichten, aber die Grundſätze, nach denen ſie urtheilte, waren noch unſicher und ſchwankend. Dies beweiſen die Streitigkeiten über Taſſo's Jeruſalem, Guarini's treuen Schäfer, Taſſoni's Angriff auf Petrarca u. ſ. w. Doch fehlte es nicht an theoretiſchen Werken. Bembo ward durch ſeine treffliche Schrift: della volgar lingua, der Vater der italieniſchen Kritik, Triſſino's Poetik und Caſtellano ſind nicht ohne Verdienſt; Claudio Tolomei ſchrieb Regeln der neuern Poeſie, Sperone Speroni (nachdem ſchon Sanſovino, Cavalcanti und Andre vorangegangen) Dialogen über die Rhetorik, Benedetto Varchi einen Dialog über die toscaniſche und florentiniſche Sprache (auf Veranlaſſung des von Caro und Caſtelvetro erregten Streits) und Foglietta ſogar eine Theorie der Geſchichtſchreibung.

Siebenter Zeitraum. Von 1650 bis auf die neueſten Zeiten. Bisher war Italien die Lehrerin und das Vorbild Europa's geweſen, aber mit der Mitte des 17. Jahrh. begann es von ſeiner geiſtigen Höhe herabzuſinken. Die Übel, welche ſchon ſeit länger dahin wirkten, waren vornemlich die, ſeit der Reformation immer mehr zunehmende Beſchränkung der Denk- und Preßfreiheit und die Abnahme des Wohlſtandes, ſeit Italien den Welthandel verloren hatte. Das ſeit Jahrhunderten ſteigende Sittenverderbniß hatte die phyſiſche Kraft geſchwächt, und damit dem Geiſte Schwung und Energie geraubt; die lange Gewohnheit, fremder Macht zu dienen, hatte einen knechtiſchen Sinn erzeugt. Die Nation, von 1630 bis 1749 noch überdies durch eine Menge Kriege heimgeſucht, verſank in dumpfe Gleichgültigkeit gegen alle eigne Größe und in wahre Erſchlaffung. Dennoch waren einzelne Päpſte, Fürſten und ſelbſt Privatperſonen nicht unthätige Beförderer der Wiſſenſchaften. Zu Florenz, Siena, Bologna, Turin, Piſa wurden von Leopold von Medici,

Digitized by Google

dem Grafen Marſigli Pazzi u. ſ. w., zum Theil mit großen Koſten, Anſtalten errichtet, die für Mathematik und Naturwiſſenſchaft ſehr nützlich geweſen ſind. Clemens XI., Benedict XIII. und XIV., Clemens XIV., Männer von großer Gelehrſamkeit und aufgeklärter Geſinnung, denen ſich die trefflichen Kardinäle Tolomei, Paſſionei, Albani (Annibale und Aleſſandro) und Quirini anſchloſſen, und in neuern Zeiten der Kardinal Borgia, der gelehrte Venetianer Nani und der edle Fürſt von Torremuzza, verdienen die größten Lobſprüche. Die Regierung Maria Thereſia's und Leopolds war für die Lombardei und Florenz wohlthätig. Dennoch blieben alle Wiſſenſchaften, außer den mathematiſchen und phyſikaliſchen, zurück. Die Politik hat nach Macchiavelli keinen allgemeinen Bearbeiter von Wichtigkeit gehabt; nur einzelne, vom Kirchenglauben weit entfernte Kapitel wurden von Beccaria und Filangieri mit Geiſt behandelt. Die Philoſophie blieb ſcholaſtiſch. Italien ſtellte weder ein einziges neues Syſtem auf, noch verſtattete es den Syſtemen des Auslandes Eingang. Die Theologie gewann keinen einzigen Denker. Ungenießbar, wenn gleich ſehr geprieſen in ſeinem Vaterlande, war das dogmatiſche Syſtem des Berti; Ughelli's ausführlichere und Lucentius kürzere Italia sacra zeigen von Sammlerfleiß; eben ſo Galland's Bibliothek der Kirchenväter und Manſi's Conclienſammlung. Nicht minder brauchbar ſind Bianchini's Bruchſtücke der alten lateiniſchen Überſetzungen und de Roſſi's Variantenleſen zum hebräiſchen Text des A. T.; aber die Benutzung iſt Andern geblieben. Denn Kritik und Exegeſe der Bibel ſind noch immer ſo unvollkommen, daß ſie nichts für das Ausland Wichtiges hervorgebracht haben. Das Anſehn der Vulgata iſt noch immer unverändert, und nach ihr auch des Florentiners Antonio Martini's, wegen ihrer reinen Sprache berühmte Überſetzung gearbeitet. Für das Studium der aſiatiſchen Sprachen aber und ihrer Literaturen hatte der Miſſionseifer die erſprießlichſten Folgen. Der gelehrte J. S. Aſſemanni machte reiche Auszüge aus morgenländiſchen Handſchriften bekannt. Die Propaganda bildete treffliche Orientaliſten und lieferte mehrere aſiatiſche Alphabete und Grammatiken. In der Bearbeitung und Herausgabe des claſſiſchen Alterthums blieben die Italiener gegen das Ausland zurück; um die römiſchen Claſſiker erwarben ſich: Volpi, Targa, Facciolati, und als Lexikograph Forcellini, um die griechiſchen, Mazochi und Morelli die meiſten Verdienſte. Deſto mehr geſchah für die Aufſuchung, Abbildung, Beſchreibung und Erklärung der Alterthümer, beſonders ſeit Winkelmann ſie nicht bloß von der hiſtoriſch-antiquariſchen Seite, ſondern auch als Werke der Kunſt betrachten gelehrt hatte. Dieſes Studium führte zugleich auf die Unterſuchung der uralten Sprachen Italiens, beſonders der etruſciſchen. Für dieſelbe brachen Gori, Maffei, Lami, Paſſeri, die Bahn, die endlich Lanzi ebnete. Die ſchönen Redekünſte, namentlich die ſchöne Proſa, von der hier nur die Rede iſt, blieben im Sinken, bis ſie durch den Einfluß der Franzoſen, ſeit Voltaire, ſich dem franzöſiſchen Charakter anzunähern ſtrebte. So ſchrieb Algarotti ſeine Geſpräche über die Optik zierlich und klar, aber oberflächlich, Bettinelli über die Begeiſterung in den ſchönen Künſten geiſtreich und lebhaft, Beccaria über Verbrechen und Strafen, Filangieri über die Geſetzgebung mit Ernſt und einfacher Würde, Gaſparo Gozzi ſeine Dialogen in reiner und gefälliger Sprache. Für die Geſchichte und ihre Hülfswiſſenſchaften iſt in dieſem Zeitraum bis auf uns nur wenig Ausgezeichnetes geſchehen. Giannone that ſich in der Specialgeſchichte, Denina in der allgemeinen Geſchichte hervor. Für Geſchichtforſchung erwarb ſich Muratori unvergängliche Verdienſte, auch Maffei iſt ehrenvoll zu erwähnen.

Für Siegelkunde und Genealogie arbeitete Manni. Noch weniger geſchah für die Geographie. Der berühmteſte Geograph Italiens iſt der Minorit, Vincentio Coronelli, der zu Venedig eine kosmographiſche Akademie errichtete und deſſen Verluſt (ſeit 1718) nicht erſetzt worden iſt. Selbſt unter den Reiſebeſchreibern ſind wenige hervorragend, etwa Mariti, der Cypern, Syrien und Paläſtina; Seſtini, der Sicilien und die Türkei; Griſelini, der Innerösterreich und Ungarn bereiſte und einige Andre. Von den Rechtsgelehrten hat, außer den ſchon oben genannten Beccaria und Filangieri, keiner etwas Bedeutendes geleiſtet. Bei dieſer Mangelhaftigkeit blieben die Werke, welche in den mathematiſchen, phyſikaliſchen, und mediciniſchen Wiſſenſchaften erſchienen, bis auf die neueſten Zeiten der Triumph der italieniſchen Literatur. Große Meiſter in der Mechanik, Hydroſtatik und Hydraulik waren: Friſi und Girolamo Mazzuchelli, in der höhern Analyſis und Geometrie: Boscowich und Maſcheroni. In der Meßkunſt ſind: Lorgna, Fontana, Cagnoli, Ruffini, Caſſella zu unſerer Zeit geachtete Namen. Manfredo Settala verfertigte berühmte Brennſpiegel; Caſſini erweiterte die Aſtronomie durch große Entdeckungen; Campani zeichnete ſich in Verfertigung optiſcher Gläſer aus; Torelli ſtellte die Elemente der Perſpective mit geometriſcher Strenge dar; Zanotti lieferte reiche Himmelsbeobachtungen und Piazzi machte ſich als Entdecker der Ceres unſterblich. Die Phyſik, für deren Vervollkommnung mehrere Anſtalten an verſchiednen Orten thätig waren, machte die glücklichſten Fortſchritte. Marſiglio Landriani, Felice Fontano, Toaldo, Tiberio Cavallo, Giovanni und Andre bereicherten ſie durch wichtige Entdeckungen. Die Botanik ward erweitert durch Malpighi, Giovanni Sebaſtiano Franchi, Micheli, Giuſeppe Ginanni, Vitaliano Donati und Andre. Geſchickt wußten die Italiener das Mikroſkop zu gebrauchen. Mit Hülfe deſſelben machten Redi (der claſſiſche Werke über die Naturgeſchichte hinterließ), Valisneri, Felice Fontana, Lazaro Spallanzani, eine Menge von Beobachtungen. Allen Kennern der Naturgeſchichte und Chemie iſt Volta ein verehrter Name. Um die Naturgeſchichte des Menſchen und die Anatomie machten ſich verdient: Gagliardi, Malpighi, Paolo Manfredi, und nach dieſen Valſalva, Santorini, Fantoni und Morgagni. Daneben ward die praktiſche Medicin nicht vernachläſſigt. Francesco Torti lehrte den Gebrauch der Chinarinde; Rammazini trat in der Pathologie und Therapeutik in Sydenham's Fußtapfen, und durch Borelli, Baglivi (der jedoch in der Praxis dem Hippokrates folgte), Guglielmini, Bellini und Michelotti ward Italien das Vaterland der iatromathematiſchen Schule in der Arzneikunde. Für die Literärgeſchichte haben Crescimbeni, Quadrio, Fontanini, A. Zeno, Mazzuchelli, Fabroni, Tiraboſchi, Corniani und einige Andre (z. B. Arteaga für die Geſchichte der Oper) ſehr verdienſtliche Arbeiten geliefert. Ohne bei den literariſchen Blättern, Journalen und Bibliotheken zu verweilen, in denen die Italiener ſeit 1668 die Franzoſen nachahmten, und deren Menge ſeit jenem Zeitpunkt eben ſo groß, als ihr Zweck und ihr Werth verſchieden geweſen und noch iſt, ſchließen wir hier unſre Überſicht mit dem Wunſche und der Hoffnung, daß die Begebenheiten der letzten Jahrzehende heilſame Folgen für Italiens Bildung und Literatur äußern mögen. M.

Ithaka, eine kleine Inſel im ioniſchen Meere, (4½ Q. M. 7500 Einw.) neben Cefalonia und des Ulyſſes Vaterland. Die ganze Inſel beſteht aus einem Felſen, auf welchem uns Homer einen Berg mit Namen Neion und daneben die Stadt Ithaka, ferner einen Rabenfelſen (Korakonpetra), eine Quelle, Arethuſa, und einen Hafen Reithron (jetzt Porto Vati) bemerken läßt. Ithaka hieß in neuerer Zeit Theaki oder

Val di Compare, hat aber durch die Britten den alten Namen zurück erhalten und gehört jetzt zu dem ioniſchen Staatenſyſtem.

Itys, des Tereus und der Prokne Sohn. S. Philomele.

Iwan, der Name mehrerer Beherrſcher Rußlands, unter welchen Iwan I. Waſiliewitſch und Iwan II., der den Grund zur Größe des Reichs legte, die berühmteſten ſind. Über beider Thaten und Verdienſte ſ. d. Art. Rußland. Iwan V. Waſiliewitſch, dem während ſeiner Minderjährigkeit die Krone zufiel, war Peters I. Bruder und wurde wegen Kränklichkeit und Blödſinn vom Throne ausgeſchloſſen. Iwan VI. (oder nach anderer Zählung III.) war der Urenkel deſſelben, und Sohn der Großfürſtin Anna und des Herzogs Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel. Die Kaiſerin Anna (ſ. d. Art.) nahm ihn gleich nach ſeiner Geburt, 1740, aus den Händen ihrer Nichte, erklärte ihn zu ihrem Sohne und gab ihm eine Wohnung neben ihrem Zimmer. Bald nachher, als ſie ſich dem Tode nahe fühlte, ernannte ſie das Kind zu ihrem Thronfolger und ihr Günſtling Biron, der ſie dazu verleitet hatte, ſollte als Vormund die Regentſchaft führen. Biron ließ auch alsbald dem Prinzen huldigen, und als er ſelber verbannt worden war, übernahmen die Ältern des Kindes die Regierung, bis Peters I. Tochter Eliſabeth (ſ. d. Art.) den Thron beſtieg. Der junge Iwan ward in ſeiner Wiege von Soldaten fortgetragen, und hatte das Schickſal ſeiner verbannten und gefangenen Ältern getheilt, als man ihn in ſeinem achten Jahre von denſelben trennte und in Petersburg gefangen hielt. Ein Mönch brachte ihn heimlich nach Smolensk, wo man ſich aber des unglücklichen Knaben wieder bemächtigte, um ihn in dem befeſtigten Kloſter Valdai aufzubewahren. Hier blieb er, bis man ihn 1756 auf die Feſtung Schlüſſelburg brachte. Später ward er an einem andern Orte bewacht, nach der Thronbeſteigung Catharina's II. aber wieder nach Schlüſſelburg geführt, wo er gefangen ſaß, bis 1774 ein Edelmann aus der Ukraine, Namens Mirowitſch, der als Lieutenant bei der Beſatzung in Schlüſſelburg ſtand, den Anſchlag machte, den Prinzen zu befreien. Er verführte einige Soldaten und mit Hülfe eines untergeſchobenen Befehls der Kaiſerin drang er in Iwan's Gefängniß, zwei andre Offiziere aber, als ſie ſahen, daß Widerſtand vergeblich ſein würde, fielen über den Gefangenen her, den ſie durchbohrten, und zwar, wie man behauptet, durch einen Befehl ermächtigt, der ihnen auf den Fall eines verſuchten Angriffs dieſes äußerſte Mittel vorſchrieb. Catharina hatte alles, was zum Beweiſe der rechtmäßigen Thronanſprüche des gefangenen Prinzen dienen konnte, ſorgfältig aufſuchen und vernichten laſſen, ja ſogar bei Todesſtrafe verboten, die Münzen aufzubewahren, die an ihn erinnerten. Die Kapelle in Schlüſſelburg, wo man ihn begraben hatte, ward ſpäterhin zerſtört.

Irion, König der Lapithen in Theſſalien, nach der gewöhnlichen Angabe Sohn des Phlegyas, oder des Leonteus, und ein Enkel des Periphas, eines Sohns des Lapithas, welcher der Stammvater der Lapithen war. Er heirathete die Dia, des Dejoneus Tochter, mit welcher er den Pirithous zeugte. Jupiter verſtattete ihm, an der Göttertafel Theil zu nehmen. Hier aber entbrannte Irion für Juno; dieſe täuſchte ihn, und er umarmte ſtatt ihrer eine Wolke, aus welcher Umarmung die fabelhaften Centauren entſprungen ſein ſollen. Jupiter ſchleuderte ihn für dieſen Frevel mit ſeinem Blitze in den Tartarus, wo er ihn mit Schlangen an ein Rad feſſeln ließ, das vom Sturmwinde in ewigen Kreiſen herumgetrieben ward.

Job

Jacob, Iſaaks Sohn und Abrahams Enkel, iſt als der letzte unter den Patriarchen und als der echte Stammvater der Juden merkwürdig. Schon im Mutterleibe uneinig mit ſeinem erſtgebornen Zwillingsbruder Eſau, hielt er bei der Geburt deſſen Ferſe, daher ſein Name Jacob (Ferſenhalter, der dem Andern ein Bein unterſchlägt). Verzärtelt durch die Vorliebe ſeiner Mutter, häuslich und weich, mochte er ſich überhaupt der Vortheile des Lebens lieber durch Liſt, als mit männlichem Trotze bemächtigen. Er erſieht als Jüngling die Gelegenheit, ſeinem Bruder, als er eben hungrig von der Jagd kommt, das wichtige Recht der Erſtgeburt für ein Linſengericht abzuhandeln, und auf Anſtiften der Mutter den erſten Segen, an dem das Erbe der herrlichen Verheißung Abrahams hing, unter der Maske Eſau's, von dem blinden und ſchwachen Iſaak zu erſchleichen. Dem Zorne des gekränkten Bruders muß er entfliehen; auf dem Wege zu Laban aber, dem Bruder ſeiner Mutter, wird ihm die erſte Beſtätigung, daß das Erbe jener göttlichen Verheißung auf ihn übergegangen ſei. Er ſieht im Traume eine, bis in den Himmel reichende Leiter, auf deren Sproſſen Engel auf- und niederſteigen, und über welchen der ſchützende Gott ſeines Stammes, den er außer Iſaaks Zelten nicht nahe geglaubt, ihm verkündigt, Abrahams Segen ruhe auf ihm. Seit dieſem Traumgeſicht hält er den Glauben, daß Jehova ihn ſchütze und zum Stammvater eines großen Volks auserſehen habe, feſt. Dieſer Glaube, und die Liebe, die Laban's Tochter Rahel ihm einflößt, iſt ſeine Stütze während der beſchwerlichen Jahre, die er bei den Heerden dieſes Oheims um die Geliebte dienen muß. Und als er ſchon für dieſen Preis ſieben Dienſtjahre ertragen, muß er in der verſchleierten Braut, die man ihm zuführt, die ungeliebte Lea, die ältere Schweſter der Rahel erkennen, und um dieſe dazu zu erhalten, noch andre ſieben Jahre dienen. Außer dieſen 14 Jahren dient er noch 6 um eine Heerde, die er ſein nennen will, und indem er dabei ſeinem Schwiegervater auf eine ſehr ſinnreiche Art (1 Moſ. 30. 27—43) den Betrug vergilt, erwirbt er ein beträchtliches Eigenthum, mit dem er, ſammt Weibern und Kindern entflieht. Laban ſetzt ihm nach; und kaum hat er dieſen beſchwichtiget, ſo muß er ſich auf dem Wege nach der 20 Jahre entbehrten Heimath vor dem begegnenden Heere der Knechte Eſau's fürchten. In dieſer Angſt ſucht Jacob Hülfe im Gebet und ein Mann ringt mit ihm in der Nacht, bis die Morgenröthe anbricht. Jacob geht als Sieger, doch mit gelähmter Hüfte, aus dem Kampfe, und wird von ſeinem Schutzgott, den er in dieſem Kämpfer anerkennt, zum ewigen Gedächtniſſe Iſrael, d. h. Held Gottes, genannt. Dies wird zugleich der Ehrenname ſeines ganzen Hauſes, und die Juden heißen nach ihm Iſraeliten. Ob er dieſen Namen nun durch Stärke ſeines Vertrauens im nächtlichen Gebet verdiente, und ſein Sieg nur die göttliche Erhörung war, oder welche Deutung man dieſer ſeltſamen Kampfgeſchichte ſonſt unterlegen mag, Jacob ging als ein Iſrael, d. h. muthiger und ſtärker im Herzen, dem gefürchteten Tage des Zuſammentreffens mit Eſau entgegen, und wußte den rauhen, aber edeln Bruder durch zuvorkommende Unterwürfigkeit zu verſöhnen. Die Rückkehr zu den väterlichen Zelten macht einen merklichen Abſchnitt in der Charakterbildung Jacobs. Jene zweideutige Schlauheit und Erwerbſamkeit, worin er ein nicht eben ehrwürdiges Original unter den Patriarchen und das Vorbild des jetzt lebenden Geſchlechts ſeiner Nachkommen iſt, ſcheint, wie ſpäter bei dieſem gedrückten

Volke, bei ihm nur das Nothmittel geweſen zu ſein, ſich unter den zwangvollen Verhältniſſen der Abhängigkeit durchzuwinden. Als ſelbſtſtändiger Hausvater und Herr ſeines Eigenthums zeigt er ſich ſeiner Väter werth, und, wenn auch nicht an Kraft und Größe, doch an Frömmigkeit und zärtlichem Vaterſinn gegen die Seinigen, dem Abraham ähnlich. Aber gerade von ihnen mußte er die meiſten Kränkungen erfahren. Da er zwei rechtmäßige Frauen und dazu nach Landesſitte noch zwei Mägde derſelben, Bilha und Silpa, als Beiſchläferinnen, alſo 4 Weiber mit 12 Söhnen und einer Tochter zuſammenzuhalten hatte, ſo konnte es ihm auch an häuslichem Zwiſte und Kummer nicht fehlen. Die geliebte Rahel ſtarb ihm bald nach ſeiner Heimkehr; ſeine Tochter Dina ſchändete ein Fürſtenſohn der Hevither, und ſeine unbändigen Söhne rächten ſich durch Mord und Plünderung an dieſem Volke. Er konnte es eben ſo wenig hindern, als die Blutſchande ſeines älteſten Sohnes Ruben mit der Bilha; denn nachgeben, dulden und für die Fehltritte ſeiner Jugend büßen, ſchien nun einmal ſein Loos. Das größte Herzeleid machte ihm aber der Verluſt ſeines geliebteſten Sohnes Joſeph, deſſen blutiges Kleid die Brüder, die den Beneideten an eine ismaelitiſche Handelskaravane verkauft hatten, als das Zeichen, daß er von wilden Thieren zerriſſen worden ſei, dem bekümmerten Vater brachten. Doch eben dies Unglück entſchied das Schickſal des Hauſes Iſrael. Joſeph, durch ſeine Weisheit am Hofe der Pharaonen zu den höchſten Ehrenſtellen emporgeſtiegen (ſ. d. Art. Joſeph), erkennt ſeine Brüder, da ſie um Getreide einzukaufen nach Ägypten kommen, verzeiht ihnen, und ruft das ganze Haus ſeines Vaters aus Kanaan, um in einer fruchtbaren Gegend Ägyptens zu wohnen. So umarmte der alte Jacob nach langen Jahren den todtgeglaubten Liebling wieder, und genoß unter ſeinem mächtigen Schutze noch ein glückliches Alter. Kurz vor ſeinem Tode verſammelte er ſeine Söhne um ſein Sterbebette, und ſprach über jeden einen beſondern Segen voll bedeutender Ahnung des Charakters und der künftigen Schickſale ſeines Stammes aus (vergl. Herder über den Geiſt der hebräiſchen Poeſie Th. II. S. 187 im Abſchnitte Segensſpruch über Iſrael, und den Art. Hebräer). Seinem vierten Sohne Juda gab er darin den Vorzug der Erſtgeburt, deſſen Ruben durch jene Unthat, Simeon und Levi durch den Mord der Hevither ſich unwürdig gemacht hatten; ſeinen Enkeln, den Söhnen Joſephs, Manaſſe und Ephraim, verlieh er aber gleiches Recht mit ſeinen übrigen Söhnen. Der Stamm Juda wurde auch wirklich der mächtigſte unter den 12 Stämmen der Hebräer, und nach ihm nennen ſie ſich noch jetzt Juden. Jacobs letztem Willen gemäß, begrub ihn Joſeph im Erbbegräbniſſe Abrahams vor dem Haine Mamre in Kanaan. Den reichhaltigen, poetiſchen Stoff, den die Scenen aus Jacobs Leben in der heiligen Urkunde darbieten, hat die Kunſt mannichfach verarbeitet: und in der That war es nicht ſchwer, eine Geſchichte in das Gebiet der Poeſie zu ziehen, die ſchon an und für ſich durch ihre Lebendigkeit, durch wunderbare Verwickelungen und unerwartete Auflöſungen anzieht und rührt. Unerweislich ſcheint aber die Meinung einiger Neuern, daß die Geſchichte Jacobs mythiſch, und der vielgeprüfte Patriarch nicht eine hiſtoriſche Perſon, ſondern entweder der ränkevolle Kronos, oder der gewandte Hermes, oder gar der hinkende Hephäſtos der vorderaſiatiſchen Mythe, und die Zahl ſeiner Söhne nur ein Symbol der 12 Monate des Sonnenjahrs ſei. Die Erzählung, die die heil. Urkunde von dem Leben dieſes Patriarchen gibt, trägt zu ſehr das Gepräge einfacher Naturwahrheit, und hängt zu genau mit der unbeſtrittenen ſpätern Geſchichte und Verfaſſung des

jüdiſchen Volks zuſammen, als daß ſie nicht auf feſtem hiſtoriſchen Boden ſtehen ſollte. Und wenn die Mythen des Alterthums im Laufe der Zeit ihre Bedeutung verloren, ſo mußte die Geſchichte Jacobs um ſo mehr an Bedeutung und Wichtigkeit gewinnen, je herrlicher ſich der in ihr ſichtbare Gang einer weiſen und vergeltenden Vorſehung, den die dichteriſche Einkleidung der Geſpräche des frommen Patriarchen mit Gott keineswegs verdächtig macht, durch die ſpätere Leitung ſeines Volks und durch das Chriſtenthum ſelbſt entwickelt und gerechtfertigt hat. E.

Jacob I. von England (als König von Schottland Jacob VI.), der Sohn Heinrich Darnley's, aus dem Hauſe Stuart und der unglücklichen Maria, ward 1566 geboren. Maria war im vierten Monat ſchwanger mit ihm, als der bekannte Rizzio vor ihren Augen erſtochen wurde. Daher ſoll Jacob während ſeines ganzen Lebens vor einem bloßen Degen gezittert haben, ſo viel Mühe er ſich auch gegeben, dieſe natürliche Schwäche zu beſiegen. Nach dem Tode Eliſabeths, die ihn nach Hinrichtung ſeiner Mutter zu ihrem Nachfolger hatte erwählen laſſen, beſtieg er 1603 den engliſchen Thron. Er begann ſeine Regierung mit einem Edikte, durch welches alle katholiſchen Prieſter aus dem Reiche verbannt wurden. Eine Verſchwörung gegen das Leben des Königs, der Familie deſſelben und der Vornehmſten des Reichs, deren Ausbruch jedoch vereitelt wurde, war die Folge davon. (S. Pulververſchwörung). Obgleich ſeine hierauf folgende Regierung ſich durch einen 22jährigen Frieden auszeichnete, in welchem der Handel blühete und das Volk in großem Wohlſtand lebte: ſo ward doch eben dieſe Regierung ſowol im Lande ſelbſt, als bei auswärtigen Nationen, verächtlich betrachtet. Man warf dem Könige vor, daß er, als die vornehmſte Stütze des Proteſtantismus in Europa, in dem böhmiſchen Kriege nichts zu deſſen Aufrechthaltung gethan, vielmehr ſeinen Schwiegerſohn, den Kurfürſten von der Pfalz, verlaſſen, überhaupt diplomatiſch unterhandelt habe, wo er mit dem Schwert in der Hand hätte ſtreiten ſollen, und daß er von den Höfen zu Wien und Madrid gleich ſehr betrogen worden ſei. Indeſſen würden dieſe Vorwürfe ſein Anſehen im Innern nicht vermindert haben, wenn er dieſes nicht ſelbſt durch die Herrſchſucht zu ſchwächen begonnen hätte, mit welcher er das Parlament in einer ſteten Abhängigkeit von ſich erhalten wollte. Dieſes widerſetzte ſich, und nun entſtanden 1621 die beiden Parteien der Toris, welche für den König, und der Whigs, welche für das Volk ſtritten. Jacob ſtarb am 8. April 1625 und hinterließ den Ruf eines mehr trägen, als friedfertigen, eines mehr ſchwachen als guten Fürſten. Doch kann man ihm wahrhafte Herzensgüte, Kenntniſſe, Gelehrſamkeit und Staatsklugheit durchaus nicht abſprechen. Er gefiel ſich als öffentlicher Redner, zog aber durch den Pedantismus, mit welchem er ſprach, oft bittre Kritiken auf ſich. Er war freigebig bis zur Verſchwendung. Einer ſeiner Lieblinge ſah einſtens eine Laſt Geldes in den königlichen Schatz tragen, und äußerte gegen ſeinen Nachbar, wie glücklich ihn der Beſitz dieſes Geldes machen würde. Der König, welcher dieſes hörte, ließ dem Günſtlinge auf der Stelle die Summe ſchenken. Seine Freigebigkeit ſetzte ihn aber oft ſelbſt in die größte Verlegenheit. Als er eines Tages ſpazieren fuhr, ward er mitten in den Straßen von London wegen 50 Louisd'or, welche der Hofſattler zu fodern hatte, von Gerichtsdienern verhaftet. Seine Leibwache wollte letztre in die Flucht ſchlagen; er aber verbot es, bezahlte die Summe und ſagte: „Wer Geſetze gibt, muß ſie auch beobachten.“ Übrigens fing, wie ſchon oben geſagt, das Reich unter ſeiner Regierung zu blühen

an; engliſche Kolonien entſtanden in Amerika; der Ackerbau machte die größten Fortſchritte; Künſte und Wiſſenſchaften bildeten den Geiſt der Engländer und verſchönerten das geſellſchaftliche Leben derſelben. Jacob war der erſte, der ſich den Titel König von Großbritannien beilegte. Am gerechteſten ſcheint man ihm ſeine blinde Liebe gegen verächtliche Günſtlinge, unter denen insbeſondre der berüchtigte Herzog von Buckingham (ſ. d. Art.) ſich auszeichnete, zum Vorwurf machen zu können. Sein Sohn, Carl I., folgte ihm in der Regierung, und ſeine Tochter Eliſabeth ward an Friedrich V., Kurfürſten von der Pfalz, verheirathet. Die Nachkommen aus dieſer Ehe beſtiegen in der Folge den Thron von England. Unter den literariſchen Werken, welche wir von Jacob I. haben und welche 1610 in einem Foliobande zu London herausgekommen ſind, nennen wir als die merkwürdigſten: Basilikon doron (das königliche Geſchenk), worin er zum Beſten ſeines Sohnes Heinrich, der früh verſtarb, vortreffliche Grundſätze für den Unterricht der Könige entwickelt; (dies Werk ward drei= oder viermal in lateiniſcher Sprache, und dann auch in der franzöſiſchen Überſetzung verſchiedene Male aufgelegt) und ſein ſpaßhaftes Werk gegen den Mißbrauch des Tabacks, in welchem er die Gründe, die man damals für den Gebrauch deſſelben angeführt hatte, zu widerlegen ſtrebt.

Jacob II., Enkel Jacobs I., zweiter Sohn des unglücklichen Carl I., kam nach ſeines Bruders Carl II. Tode (1685), auf den großbritanniſchen Thron. Er hatte, ungeachtet der ausgezeichneten Talente, welche ihm die Natur zur Herrſchaft verliehen, theils durch die wenige Achtung, die er für die Rechte der Nation und für die Grundſätze der engliſchen Verfaſſung bezeigte, theils auch durch den ſchwärmeriſchen Eifer, mit welchem er die katholiſche Kirche wieder einzuſetzen ſtrebte, den größten Theil ſeiner Unterthanen unverſöhnlich gegen ſich aufgebracht. Um ſich gegen die Folgen dieſer unüberlegten Schritte zu ſichern, hatte er ſogar in der Nähe von London ein Heer von irländiſchen und ſchottländiſchen Truppen zuſammengezogen, und dadurch das Schrecken und die Beſorgniß des Volks noch vergrößert. Dieſes wurde nun von unauslöſchlichem Haſſe gegen einen Monarchen entflammt, der das Theuerſte, was es hatte, die proteſtantiſche Religion, unter die Füße treten wollte. Indeſſen war dem Volke noch der Troſt geblieben, daß der König keinen Sohn hatte, er ſelbſt ſchon bejahrt und ſeine Gemahlin kränklich, es alſo gar nicht wahrſcheinlich war, daß demſelben noch ein Thronerbe geboren werden würde. Seine beiden Töchter, in der proteſtantiſchen Religion erzogen und an derſelben feſthängend, mußten dann die Regierung erben und das Volk war zufrieden. Nun aber erſcholl im J. 1687 auf einmal das Gerücht, die Königin ſei ſchwanger. So groß die Freude und ſo laut der Jubel der katholiſchen Prieſter, der Höflinge und aller Papiſten über dies Ereigniß war, ſo groß war der Schrecken der Proteſtanten und der Argwohn, welcher ſich damit verknüpfte. Selbſt die Katholiken hatten bis dahin an der Möglichkeit gezweifelt, daß die Königin noch einmal gebären würde, und deshalb den Tod derſelben gewünſcht; jetzt aber ward die Sage von der Prophezeihung eines Prinzen und von einer Wunderwirkung der Mutter Gottes verbreitet. Natürlich erzeugte nun der Haß der Proteſtanten gegen die Katholiken den Verdacht, als ſei die Schwangerſchaft der Königin erdichtet. Dieſen Verdacht vermehrte das Beſtreben des Hofes, alle fremde Perſonen aus der Umgebung der Königin zu entfernen, und Niemand durch den Augenſchein ſich von der wirklichen Schwangerſchaft derſelben überzeugen zu laſſen. Am 10. Jan. 1688 erfolgte endlich, unter dem Donner der

Kanonen, die Niederkunft der Königin, und dem Volke ward durch eine königliche Proclamation kund gethan, daß der Himmel das Land mit einem Thronerben geſegnet habe. Es iſt hier nicht der Ort, die Beweiſe für und gegen die Echtheit der Geburt deſſelben anzuführen, noch weniger, ſie widerlegen oder bekräftigen zu wollen: nur ſo viel ſei hier angemerkt, daß das Volk an keine Entbindung der Königin von einem Prinzen glaubte, und dies laut und öffentlich äußerte. Die Proteſtanten ſchloſſen ſich immer enger und zahlreicher dem Prinzen von Oranien, Schwiegerſohn des Königs, an, und noch war der Prinz von Wales kein halbes Jahr alt, als jener bereits, auf den Ruf der Nation, in England landete, und ſeinen Schwiegervater und Schwager vom Throne ſtieß. Jacob II. entfloh mit ſeiner ganzen Familie, am 21. Dec. 1688 nach Frankreich, wo er von Ludewig XIV. ſehr freundſchaftlich aufgenommen, und ihm das Luſtſchloß St. Germain eingeräumt wurde. Von dort aus unterhielt der König eine ſtete Verbindung mit ſeinen Anhängern in Schottland und Irland, mit deren Hülfe er mehrere vergebliche Verſuche machte, den verlornen Thron wieder zu erlangen. 1692 ward Jacobs Gemahlin abermals ſchwanger und gebar, wie jeder wußte und Niemand in Zweifel zog, eine Tochter, wodurch wenigſtens die Fähigkeit der Königin, geſunde Kinder zur Welt zu bringen, bewieſen wurde. Jacob ſtarb 1701 zu St. Germain, und nun ward der ſogenannte Prinz von Wales öffentlich und feierlich von Ludewig XIV. für den rechtmäßigen König von England, Schottland und Irland unter dem Namen Jacob III. anerkannt.

Jacob III., in der Geſchichte auch der Prätendent, oder Ritter St. Georg genannt (ſ. d. vorigen Art.), ward nicht allein von Frankreich, ſondern auch von Spanien, dem Papſte und den Herzögen von Modena und Parma öffentlich anerkannt, dagegen aber von dem engliſchen Parlamente des Hochverraths für ſchuldig erklärt und auf ewige Zeiten vom Throne ausgeſchloſſen. Ludewig XIV. verſicherte ihn zwar ſeiner fortdauernden Unterſtützung; es iſt jedoch wahrſcheinlich, daß er, beſonders in der letzten Zeit, ſich Jacobs III. nur wie eines Schreckbildes bedient habe, um England ſtets in Furcht zu erhalten. Unterdeſſen waren in Schottland, wo man über die Vereinigung dieſes Landes mit England ſehr unzufrieden war, bedeutende Unruhen ausgebrochen, welche Ludewig XIV. zu ſeinem eignen Beſten, und nebenbei auch zu Gunſten ſeines Schützlings zu benutzen beſchloß. Die Zahl der Anhänger Jacobs III. vermehrte ſich täglich in jenem Lande, und es hatte allerdings das Anſehn, als ob eine Landung deſſelben, die allgemein gewünſcht wurde, auch die Loſung zu einer Empörung in Schottland geben würde. Ludewig XIV. unternahm wirklich im J. 1708 eine Expedition dahin, an deren Spitze ſich Jacob III. befand. Der elende, vertheidigungsloſe Zuſtand, in welchen damals die Parteiſucht der Engländer das Land verſetzt hatte, trug dazu bei, die Erwartungen Jacobs zu beleben, und ihn einen glücklichen Erfolg ſeines Unternehmens hoffen zu laſſen. Dagegen ſetzte das Parlament einen Preis von 100,000 Pfund Sterling auf den Kopf des Prätendenten; ein Name, deſſen man ſich bei dieſer Gelegenheit zum erſtenmal amtlich bediente. Die Flotte ankerte an den ſchottiſchen Küſten. Noch ehe man aber darüber einig werden konnte, ob und wo man landen ſollte, erſcholl die Nachricht von der Annäherung einer überlegenen engliſchen Flotte, wodurch Jacob bewogen wurde, eiligſt mit der ſeinigen nach Frankreich zurückzuſegeln. Er mußte darauf, eben ſo willenlos, als er dem Zuge nach Schottland beigewohnt hatte, als Freiwilliger unter dem Herzoge von Burgund den Feldzug in den

Niederlanden mitmachen, wo er, nach des letztern Zeugniſſe, manche Beweiſe perſönlicher Tapferkeit gab. Ludewig XIV. ſah ſich von Jahr zu Jahr immer mehr in die Nothwendigkeit verſetzt, mit den Engländern Frieden zu ſchließen; und dieſe machten die Entfernung des Prätendenten, und die Anerkennung der Königin Anna zur Hauptbedingung der Friedenspräliminarien. Letztre hatte bis dahin, wie man verſichert, in geheimen Briefwechſel mit ihrem Bruder, dem Prätendenten, geſtanden, und ihm ſogar verſprochen, wenn er die proteſtantiſche Religion annehmen werde, zu Gunſten ſeiner den Scepter niederzulegen. Wie es ſich auch damit verhalten haben mag: ſo iſt doch gewiß, daß dieſe Verhandlungen durchaus keine Folgen hatten. — Im J. 1713 erfolgte endlich der Abſchluß des utrechter Friedens, in welchem ſich Ludewig XIV. verpflichtete, den Prätendenten aus ſeinen Staaten zu entfernen und die hannöveriſche Erbfolge jetzt und künftig auf keine Weiſe zu ſtören. Die Königin Anna ſtarb 1714, ohne jene günſtigen Geſinnungen für den Prätendenten durch die That und öffentlich bewährt zu haben. Dennoch war ſowol in Schottland als in England die Partei der Tories, welche man damals Jacobiten nannte, wider den neuen König Georg, und für den Prätendenten, und da zu gleicher Zeit zwiſchen Frankreich und dem neuen Könige von England abermalige Mißhelligkeiten ausgebrochen waren: ſo ſchien dem Prätendenten ein neuer Glücksſtern zu lächeln, der aber bei dem Tode Ludewigs XIV. (1715) ſchnell erloſch. Doch zeigte ſich in Schottland, wo Jacob feierlich zum Könige ausgerufen wurde, die Stimmung günſtiger als je für ihn, und dies bewog ihn, 1716 einen abermaligen Zug dahin zu unternehmen und wirklich dort zu landen. Während der Zeit waren die ſchottiſchen Aufrührer von den königlichen Truppen völlig geſchlagen worden, und der Prätendent ſah ſich zum zweiten Male genöthigt, Schottland zu verlaſſen, und nach Frankreich zurückzukehren. Von nun an ſah er ſich von allen ſeinen Freunden, ſelbſt von Frankreich, verlaſſen. Als ihm nun auch der Aufenthalt in Frankreich verſagt wurde, war er gezwungen, bei dem Papſte Hülfe zu ſuchen, der ihm und ſeinem zahlreichen Gefolge, anfangs in Avignon, Schutz und Unterſtützung gab, ihn aber dann nach Italien kommen ließ. Hier ward er überall, wie ein regierender König, mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen. Während dieſer Zeit hatte Jacobs Anhang in England und Schottland noch einmal ihm neue Hoffnung zum Beſitz der engliſchen Krone gemacht. Spanien, welches mit England zerfallen war, trat ſeinen Entwürfen bei, und lud den Prätendenten ein, ſchleunig nach Madrid zu kommen. Dieſer ſäumte nicht, der Einladung zu folgen (1719). Um aber den Engländern nicht in die Hände zu fallen, ließ er, während er ſelbſt zu Nettuno auf einem ſpaniſchen Schiffe unter Segel ging, das Gerücht verbreiten, als reiſe er zu Lande über Bologna und Mailand nach Spanien. Dies hatte den Erfolg, daß zwei ſeiner Hofleute, die jenen Weg wirklich genommen hatten, von den Öſterreichern angehalten wurden. Indeſſen war er glücklich durch die engliſchen Schiffe hindurch geſegelt, und am 26. März in Madrid angekommen. Sein Empfang am dortigen Hofe war der ehrenvollſte, der einem wirklichen Könige zu Theil werden konnte. Schon vor ſeiner Ankunft in Spanien war eine neue Expedition gegen England unter Segel gegangen, aber vom Sturme zerſtreut und genöthigt worden, in Cadix einen Zufluchtsort zu ſuchen. Als dieſe abermalige Unternehmung geſcheitert war, bekümmerte man ſich nicht weiter um den Prätendenten. Am 25. Aug. landete er wieder zu Livorno. Dennoch faßte er 1727, nach dem Tode Georgs I., den Entſchluß, noch einmal

ſein Glück zu verſuchen, und reiſte, vom Papſte unterſtützt, nach Genua ab, um ſich von dort nach England zu begeben. Wie es ihm jedoch auf dieſer Reiſe gegangen, iſt nicht bekannt geworden. Wir finden ihn in der Folge zu Albano wieder, wo er bis zu ſeinem Tode (1. Jan. 1766) in der Stille lebte. Seine Nachkommenſchaft beſtand in zwei Söhnen, Carl Eduard (ſ. d. Art.), der ſeine Anſprüche, aber auch ſein Mißgeſchick erbte, und auf welchen der Titel Prätendent überging, und Heinrich Benedikt, der ſich dem geiſtlichen Stande widmete, unter dem Namen Kardinal von York bekannt iſt, und durch deſſen (13. Jul. 1807) zu Frascati erfolgten Tod die königliche Familie Stuart erloſch.

Jacobi (Joh. Georg). Dieſer liebliche, anmuthsvolle deutſche Dichter wurde 1740 zu Düſſeldorf geboren. Um Theologie zu ſtudiren, begab er ſich 1758 nach Göttingen, und von da, durch die Kriegsunruhen vertrieben, nach Helmſtädt. Nach einem Jahre ging er nach Göttingen zurück, um ſeine akademiſchen Studien zu beendigen. Klotz, mit dem er hier in freundſchaftliche Verhältniſſe gekommen, war nach Halle berufen worden, und verſchaffte auch Jacobi den Ruf dahin als Profeſſor der Philoſophie und Beredtſamkeit. In Halle wurde Jacobi mit Gleim bekannt, und dieſe Bekanntſchaft war entſcheidend für ſein ganzes Leben; denn Gleim war es, der das Dichtertalent vorzüglich in ihm erweckte und nährte, da der Umgang mit Klotz ihn beinahe zum bloßen Philologen und Kritiker gemacht hätte. Unter Gleim's Einfluß gab Jacobi ſeine Iris heraus (1774—1776, 3 Bdchn.), eine Zeitſchrift für das ſchöne Geſchlecht, die zu der Bildung deſſelben gewiß erfreulich gewirkt hat. Immer mehr näherte er ſich von jetzt an der Vollendung, und die Muſe, die ihn bis in ſein Greiſenalter begleitete, ſchien ihm immer höhere Gunſt zu gewähren. Er folgte 1784 einem Rufe Joſephs II. nach Freiburg in Breisgau, wo er als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften angeſtellt wurde. Während er hier durch Lehre und Beiſpiel mit glücklichſtem Erfolge wirkte, erfreute er das Publikum noch mit der Herausgabe ſeines Überflüſſigen Taſchenbuchs (1795—1800) und ſeines Taſchenbuchs Iris (1803.) Sein eben ſo geſchmackvoller als lehrreicher Auszug aus dem Antikenkabinet des Herzogs von Orleans verdient mehr bekannt zu ſein, als er es iſt. Nahe am Ziele des Lebens beſorgte er noch eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke (Zürich 6 Bde.), und die neue Auflage, die bald davon nöthig wurde, war ein Beweis, daß man in der Theilnahme gegen den lieblichen Sänger nicht lau geworden war. Am 4. Jan. 1814 endigte ſein ſchönes Leben; er ſtarb, geliebt und beklagt von Allen, die ihn kannten, auch im Greiſenalter noch zu früh; denn ſchön, wie ſeine Lieder, war ſeine Seele; ſanft, theilnehmend, wohlwollend, liebevoll ſein Herz. dd.

Jacobi (Friedr. Heinr.), der jüngere Bruder des Dichters, königl. baierſcher geheimer Rath und vormaliger Präſident der baierſchen Akademie der Wiſſenſchaften, geb. zu Düſſeldorf 1743. Wir haben erſt von der Zeit an, wo er in Pempelfort bei Düſſeldorf, zu Anfange der ſiebziger Jahre, in der vollen Blüthe ſeiner Kraft und Jugend, im Schoße der liebenswürdigſten Familie und umgeben von einer reizenden Natur, ſich ſelbſt zu dem, was er geworden iſt, ausbildete, einige Nachricht über ihn erhalten können. Er wurde nachher jülich= und bergiſcher Hofkammerrath und Zollkommiſſär, geheimer Rath zu Düſſeldorf, und kam 1804 als königl. baier. Rath und Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften nach München, wo er den 10. März 1819 ſtarb. Reich iſt ſein inneres Leben an Allem, was ſchöne und edle Seelen anziehen kann. Sein hoher Geiſt ſtrebte Poeſie und Philoſophie mit einander zu vereinigen. Wir kennen

ihn durch Eduard Allwill's Brieſſammlung (Königsberg 1792) und du
ſeinen Woldemar (Flensburg 1779, Königsberg 1794, 2 Th.) a
Dichter, und lernten ihn als Philoſophen kennen durch ſeine Briefe üb
die Lehre des Spinoza (Bresl. 1785, N. Aufl. 1789), ſein Werk wid
Mendelsſohn's Beſchuldigungen betreffend dieſe Briefe (Leipzig 178
David Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realism
(Breslau 1787, N. Aufl. Ulm 1795), Sendſchreiben an Fichte (Hamburg 1799. 8.) Darüber iſt wol nur Eine Stimme, daß Jacobi a
Dichter durch kräftige Darſtellung, treffliche Schilderung der Natur u
des menſchlichen Herzens, Wärme und Innigkeit des Gefühls und eine
lebendigen, geiſtreichen, kühnen und doch ſichern Ausdruck ſich ungeme
auszeichne. Unter den Philoſophen aber hat ſein ſeltner Tiefſinn, verbunden mit der Eigenthümlichkeit und Schönheit ſeiner Darſtellung, ih
den Namen des deutſchen Platon's erworben. Gleichwol gibt es nic
leicht einen Schriftſteller, über welchen die Urtheile verſchiedner wäre
als über ihn, und beinahe ſcheint es, als habe es der Dichter Jacob
mit den Philoſophen von Profeſſion, ſo wie der Philoſoph Jacobi m
den Dichtern verdorben. Der Grund liegt in der Perſönlichkeit Jacobi's, ohne deren Verhältniß in der That faſt alle ſeine Schriften unverſtändlich ſind. Friedrich Schlegel hat darum etwas ſehr Verdienſtliche
und Dankeswerthes gethan, indem er dieſe ſo merkwürdige Perſönlichke
zu charakteriſiren unternahm, und wer einen Schlüſſel zu Jacobi's Werken ſucht, darf Schlegel's Recenſion von deſſen Woldemar (Charakteriſtiken und Kritiken Bd. 1. S. 1—46.) nicht ungeleſen laſſen. Wie au
dieſem Wege in der Poeſie ſein allgemeiner Ton, der ſich über das Gan
verbreitet, und ihm eine Einheit des Colorits gibt, Überſpannung war
und wie er in der Philoſophie zu einem Haſſe der philoſophirenden Vernunft, oder der Syſteme, von welchen er behauptete, daß ſie ſtreng durchgeführt, alle in Fanatismus endeten, zu ſeinem Glauben ſtatt des Wiſſens, zur Sympathie mit dem Unſichtbaren, der unbedingten Hingebun
in die Gnade Gottes kam, deſſen Offenbarung er nur in der Vernun
und in dem Gefühle findet, iſt hier trefflich entwickelt, und gezeigt, da
Jacobi's Philoſophie in der That nichts anders ſei, als der in Begriff
und Worte gebrachte Geiſt eines individuellen Lebens. Jacobi hat ſic
große Verdienſte um die Philoſophie erworben durch ſeine Polemik
worin er die Lücken, die Folgen, den Unzuſammenhang der herrſchende
Denkart des Zeitalters mit kritiſchem Geiſt und mit der hinreißende
Beredtſamkeit des gerechten Unwillens aufgedeckt hat. Es war natürlich
daß Jacobi bei ſeiner eigenthümlichen Denkart nicht leicht der Schüle
eines andern Philoſophen werden, ſondern den Philoſophen des Zeitalters, wenn er mit ihnen in Berührung kam, nur als polemiſirende
Kritiker gegenüber treten konnte, und in dieſes Verhältniß kam er mi
dem dogmatiſchen Mendelsſohn, dem kritiſchen Kant, welcher die Vernunft als Verſtand betrachtete und behandelte, dem idealiſtiſchen Ficht
und dem pantheiſtiſchen Schelling. Die mit dem Letztern, durch Jacobi's Schrift von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung (Leipzi
1811) veranlaßte Streitigkeit, iſt in unſern Tagen zum Theil mit Erbitterung geführt worden. Schelling hat bei dieſer Gelegenheit etwa
hervorgebracht, was zur nähern Charakteriſtik und Würdigung Jacobi'
dient, wir meinen in ſeinem, freilich etwas einſeitigen Denkmal de
Schrift von den göttlichen Dingen (Tübingen 1812), den Abſchnitt de
Geſchichtlichen, worin nachgewieſen iſt, in welchem Verhältniſſe Jacob
zu Wiſſenſchaft und Theismus, zu Philoſophie und Religion und zu
Literatur überhaupt geſtanden habe. Jacobi's Rang unter den edelſte

Wahrheitsforſchern, und eine edle, religiöſe Denkart bleibt ihm unbeſtritten, ja manche tiefgefundene Schätze, die er aus ſeinem innerſten Leben zu Tage förderte, gehören zu dem reinſten Gewinn des Wahren und Guten. Seine Werke erſchienen zu Leipzig, bei Fleiſcher. Einer ſeiner geiſtvollſten Schüler iſt Fr. Köppen in Landshut.

Jacobiner. Der böſe Dämon der franzöſiſchen Revolution, der wie ein giftiger Wurm in dem Baume der Freiheit ſaß, Wurzel, Mark und Frucht deſſelben verdarb, und in jede Hoffnung der beſſern Menſchen, in die Plane eines Mounier, Clermont Tonnere, Lally Tolendal u. A. ſeine Drachenzähne ſäete, ſo daß auf die Morgenröthe einer glücklichern Zeit ein blutiges Vierteljahrhundert voll Jammer und Thränen folgte, heißt Jacobinismus. Er ging nicht, wie Robinſon und nach ihm Barruel ſich und Andern einbildete, aus den geheimen Geſellſchaften, ſondern zunächſt aus der allgemeinen Ungeduld, die vielfach ſchmerzliche Krankheit des Staats ſchnell geheilt zu ſehen, und aus dem heftigen, leidenſchaftlichen, durch die Reaction des alten Syſtems erbitterten Charakter der Franzoſen hervor. Er vereinigte mit ſich alles, was politiſche Schwärmerei Schreckliches, und Dämagogenwuth Gefährliches hat. In ihm führte den geheimen Vorſitz eine zügelloſe, vor keinem Verbrechen erſchreckende Selbſtſucht. Sie täuſchte durch die Larve der Freiheit, Gleichheit und Republik; ſie ſchreckte durch den Dolch, der ſtatt der Wage des Geſetzes galt. Dieſer Jacobinismus war älter, als der Jacobinerklub, bildete ſich aber in demſelben aus, und überlebte ihn. Unſtreitig gab es in dem Klub Männer von großen Talenten, ſeltner Kraft und eiſerner Strenge des Charakters; auch kann man nicht leugnen, daß das von ihnen gebildete Schreckensſyſtem Frankreich im J. 1793 vom politiſchen Untergange rettete. Dieſer Terrorismus mußte mit der Schließung der Verſammlungen der Jacobiner im J. 1795 verſtummen; er lebte aber von neuem auf in Napoleons militäriſcher Diplomatik, und bewirkte eine Zeitlang Wunder. Eben ſo wahr iſt es, daß einige rechtliche Männer Jacobiner waren; allein entweder täuſchten ſie ſich ſelbſt durch Schwärmerei, oder ſie waren durch politiſche Verbindungen in jenen Klub hineingezogen und konnten nicht zurück, oder ſie hofften, durch ihren Einfluß die Mehrheit auf den beſſern Weg zu führen. Gewöhnlich wurden ſie das Opfer dieſes kühnen Wageſtücks. Eine Menge furchtſamer, charakterloſer Selbſtlinge endlich ſchloſſen ſich den Jacobiner-Koryphäen mit Leichtſinn, oder weil es Mode war, oft auch nur um ihrer perſönlichen Sicherheit willen, an. Dieſe ſogenannten Frères dupes mußten wider ihren Willen mithandeln: denn die Häuptlinge hatten ſie bald durchſchaut, und trieben ſie mit furchtbarer Gewalt in den Wirbel der politiſchen Ruchloſigkeit hinein. Entſchieden iſt es, daß der Jacobinismus die Freiheit getödtet und ſein eignes Kind, die Republik, ermordet hat: denn er vernichtete die Freiheit der Berathſchlagung in der Verſammlung der Stellvertreter der Nation. Statt daß die Überlegung bis zür Abſtimmung frei ſein ſollte, wurde ſie lange vorher in der Verſammlung der Jacobiner beſtimmt und gebunden. Willkürlich oder durch Überliſtung ſetzte der Klub feſt, was man der National-Verſammlung aufdringen wollte. Übrigens war der Charakter des Jacobinismus ſo veränderlich, als der Nationalcharakter ſelbſt. Der Jacobinerklub hatte folgende Entſtehung. Vor dem Ausbruche der Revolution hatten ſich in Paris, wo ſchon längſt ſogenannte Bureaux d'esprit, oder geſellſchaftliche Unterhaltungen über ſchön wiſſenſchaftliche Gegenſtände üblich geweſen waren, vorzüglich ſeit dem amerikaniſchen Freiheitskriege, gewiſſe Geſellſchaften nach dem Beiſpiele der londoner Debating

Societies gebildet, in welchen man über politiſche Ideen ſprach, und ſich faſt allgemein zu republikaniſchen Anſichten hinneigte. Großbritannien und Nordamerika reizten die geiſtvollen Franzoſen zur Nachahmung, ihren Nationalſtolz aber zu kühnerer Ausbildung des gegebenen Beiſpiels. Raynal und Rouſſeau wurden begierig geleſen, und der ungeſtüme, leichtſinnige Charakter der franzöſiſchen Sprecher blieb nicht bei ruhiger Unterſuchung ſtehen. Ihre Keckheit trieb Alles auf die höchſte Spitze; und bei der völligen Gemüthloſigkeit der Meiſten, die nur kalte Verſtandsmenſchen oder kühne Selbſtlinge von verdorbnen Sitten waren, mußte das philoſophiſche Urrecht eines Ariſtoteles, Grotius und Locke in dieſen Titanenköpfen endlich bis zur ſpeculativen Raſerei geſteigert, oder in eine politiſche Meinungs-Deſpotie umgeſtaltet werden, die deſto weiter um ſich griff, je mehr ſie dem eiteln Wunſche der Nation, neu und außerordentlich, oder in ihrer Staatsverfaſſung Original zu ſein, zuſagte. Nur ſo läßt ſich erklären, daß unwiſſende Ausgewanderte, und ſpäterhin Geoffroy, Mad. Genlis, ſelbſt Laharpe und ähnliche, durch äußere Rückſichten beſtochene Tonangeber und ihre Nachbeter, die Philoſophie als die Urheberin des Jacobinismus und der franzöſiſchen Revolution bezeichnen, und ſie dadurch, wie ſie vermeinten, brandmarken konnten. Es iſt wahr, Voltaire, d'Alembert, Friedrich II. griffen Vorurtheile mit allen Waffen ihres Witzes an. Sie verſchonten in ihrem geiſtigen Übermuthe ſelbſt das Ehrwürdige nicht, wenn ſie Vorurtheile an demſelben haften ſahen. Hier war aber kein Plan, den Altar und den Thron umſtoßen, und dagegen Atheismus und Geſetzloſigkeit einführen zu wollen. Männer, wie Diderot, traten zwar die gewöhnlichen Formen der Sitte und Meinung mit ihrem Naturſtolze zu Boden; ihre Nachbeter übertrieben dies ſogar: aber nirgends ward es zum Zweck eines Bundes gemacht! Natürlich befanden ſich eine Menge kräftiger Menſchen in dieſen verſchiednen Geſellſchaften, und gingen daraus in den Jacobinerklub über. Politiſche Ideen wurden Lieblingsgegenſtand der Unterhaltung. Die Zeitbedürfniſſe liehen ihnen doppelten Reiz. Alle Leidenſchaften verwirrten die Begriffe; da mußten wol die Scheingründe einiger Schreier den geſunden Menſchenverſtand betäuben und die Schwachen bethören! Ja die Wuth dieſer ſogenannten Philoſophen wuchs an Kraft, ſo wie ſich die Hinderniſſe mehrten; mit jedem Hinderniſſe aber, das ſie beſiegten, ſtieg auch ihr Stolz und ihre Kühnheit. Dieſe innern, aus dem Nationalcharakter überhaupt, wie aus der inſtinktartigen Selbſtſucht und Sittenverdorbenheit der meiſten Häuptlinge, denen jede der Menſchheit wohlwollende Grundidee gänzlich mangelte, hervorgegangnen Urſachen des im Jacobinerklub vorherrſchenden, bösartigen Revolutionsgeiſtes ſind aber nicht die einzigen Quellen des praktiſchen Wahnſinns. Auch die Gewalt der Umſtände, die verzweifelte Lage des Ganzen, beſonders die, alle Nerven der Staatskraft in krampfhafte Zuckungen verſetzende Finanznoth, riſſen die Männer der Revolution (und dies ſind die Jacobiner) unwiderſtehlich von dem erſten ungeheuren Beginnen, eine Maſſe von 25 Millionen, theils durch Luxus verwöhnte und theils durch fremden Luxus verarmte Menſchen in ſtrenge Republikaner verwandeln zu wollen, bis zu den letzten Raſereien der politiſchen Schwärmerei fort. Selbſt jene außerordentliche und ſchreckliche Individualität der einzelnen Pöbelhäupter war großentheils das Erzeugniß einer nicht weniger außerordentlichen, als furchtbaren Zeit. Welche Spannung mußten nicht das Maximum, die Wunden und der Föderalismus im Innern, ſo wie der Land- und Seekrieg von außen, dem Charakter einer Nation geben, die an ſich ſchon ſcharfſichtiger und ſchneller, zugleich aber auch lebhafter

und ſtürmiſcher, als jede andre, den Druck und das Bedürfniß des Augenblicks ganz fühlt! Der Franzoſe hat Verſtand genug, um jedes Mittel zu ſeinem Zwecke leicht zu finden; er beſitzt aber auch jenen kecken Leichtſinn, der vor keinem Mittel erſchrickt. Nos besoins sont nos ressources, iſt die höchſte Regel ſeiner Politik. Daher folgten Männer von mittelmäßigen Talenten, die aber mit feſtem Willen handelten, dem Stoße deſſen, was augenblicklich Noth that, aus blinder Überzeugung. Ohne Religion mußten ſie, von einem Frevel zum andern fortgetrieben, als Ungeheuer endigen. So Robespierre und ſeine Genoſſen. Solche Männer oder Teufel gab es aber in jedem verderbten Zeitalter, wo äußere Stürme ein großes Reich erſchütterten. Man denke an Catilina und ſeine Mitverſchwornen! Dies erklärt auch den verſchiednen Geiſt der Volksſchriften, die während der Revolution erſchienen, und die Steigerung des Tones der jacobiniſchen Klubredner. Es war derſelbe Kreis des politiſchen Wahnſinns, den die Jacobiner von 1789 bis 1795, und den die Plane Napoleons vom J. 1801 bis 1815 durchliefen; ein Krieg der ſtolzen, leidenſchaftlich erregten, gewaltigen Willenskraft mit der Vernunft. Einige ausgezeichnete Mitglieder der erſten Nationalverſammlung, größtentheils Bretagner und Bürgerliche, ſahen bei dem Widerſtande der Bevorrechteten und der Hofpartei die Nothwendigkeit ein, zuſammen zu halten, und zu den Berathſchlagungen der nächſten Tage durch vorgängige Überlegungen ſich vorzubereiten, zu welchen ſie ſich, ſchon in Verſailles, des Abends bei Einem aus ihrer Mitte verſammelten. Unter ihnen war auch Graf Mirabeau, der, als die Jacobiner ſpäterhin ihre conſtitutionelle Mäßigung vergaßen, ſich von ihnen trennte, ja ihnen entgegen arbeitete. Daſſelbe that auch Lafayette. Da aber beide ſahen, daß ſie wider den Willen der Jacobiner in der Nationalverſammlung nichts ausrichten würden, ſo traten ſie in den Jacobinerklub zurück, um hier auf ihn einzuwirken. Indeß ſtarb Mirabeau ſchon d. 2. Apr. 1791. Der monarchiſche Klub, unter Clermont Tonnere, welcher mit mehr Entſchloſſenheit dem jacobiniſchen Stolze ſich entgegenſtellte, wurde vom Pöbel ſchon d. 27. Jan. und d. 28. März 1791 bedroht und endlich aus einander gejagt. Jetzt lernte der Jacobinerklub ſeine Hülfstruppen, die nachherigen Pikenmänner, kennen. Die Flucht des Königs reizte die Feuerköpfe in demſelben noch mehr auf, und ſeit dem Ende des J. 1792 wurden ihre Grundſätze ſo ausſchweifend, daß die, welche vorher Jacobiner geheißen hatten, jetzt aus dem Klub als Königsfreunde oder Gemäßigte ausgeſtoßen wurden; ſogar Freron, Legendre und andre heftige Jacobiner. Was man in dieſen und ähnlichen beſchloſſchloſſen hatte, war dann die gemeine Stimme aller in der Nationalverſammlung. Die Bretagner verſtatteten bald Mehrern den Zutritt, um deſto gewiſſer ihre Meinung jedesmal durchzuſetzen. So entſtand, was in einer für das gemeine Beſte frei berathſchlagenden Verſammlung nie Statt haben ſollte, eine Verbindlichkeit für gewiſſe Beſchlüße noch vor dem Vortrage des Gegenſtandes in der allgemeinen Verſammlung der Stellvertreter der Nation, und es bildete ſich eine Partei, in welcher Alle nur Eins wollten. Sie arbeiteten denen, die nicht zu ihnen gehörten, mit vereinter Kraft entgegen, nach dem bekannten Spruche der Parteiſucht: nul n'aura de l'esprit hors nous et nos amis. Außer dieſer Unduldſamkeit gegen anders Denkende, die ſpäter in politiſche Angeberei oder Verfolgungswuth ausartete, übten perſönliche Leidenſchaften und eigennützige Nebenabſichtin im Geheimen ihren ränkevollen, gefährlichen Einfluß aus. Bald faßte das Privathaus, in welchem ſie ſich anfangs verſammelten, die Zahl dieſer Freunde der Revolution, wie ſie,

ſelbſt zuerſt ſich nannten, nicht mehr; ſie wählten daher ſchon am Ende des J. 1789 die Kirche eines aufgehobenen Jacobinerkloſters in der Straße St. Honoré, in der Mitte von Paris, zu ihrem Verſammlungsorte. So kam der Name Jacobiner auf, wiewol ſie ſelbſt ſich eine Zeitlang noch Freunde der Conſtitution nannten. Ihr äußeres Abzeichen ward die rothe Mütze; ſpäterhin war eine armſelige, ſchmutzige Kleidung die Bezeichnung ihres Sansculottismus. Bald entſtanden, bei der unruhigen Regſamkeit der Franzoſen, in allen kleinen und größern Städten Frankreichs, 1793 ſogar in vielen Dörfern, ähnliche Vereine, welche der große Mutterklub in Paris mit ſich zu verbinden wußte, ſo daß er durch dieſelben die öffentliche Meinung in ganz Frankreich bearbeiten, und nach ſeinen Abſichten lenken konnte. 1792 ſtand der Hauptklub, in welchem ſich zuweilen 2500 Mitglieder verſammelten, regelmäßig mit mehr als 400 Geſellſchaften in ſchriftlichem Verkehr, und man zählte überhaupt in ganz Frankreich gegen 400,000 Jacobiner. Es iſt unnöthig, die vornehmſten Mitglieder jenes Hauptklubs namentlich aufzuführen, da es gewiß iſt, daß alle Männer von Bedeutung, die zu irgend einer Zeit in der Revolution eine Rolle ſpielen oder ſpielen wollten, Jacobiner waren. Einzelne aber anzuklagen, iſt bedenklich, da der Parteihaß die Geſchichte der Einzelnen ſehr entſtellt hat. Der Einfluß, den Paris auf die Provinz ausübt, und die Unwiſſenheit der meiſten Franzoſen, welche, von unruhigen Wünſchen dem Neuen raſch entgegengeführt, nichts kaltblütig mit ſelbſtſtändiger Freiheit zu unterſuchen vermögen, erleichterte den kühnen Häuptlingen des pariſer Jacobinerklubs die Errichtung jener unſichtbaren Gewaltherrſchaft über die öffentliche Meinung. Das, was ſie im Voraus als Vorſchlag und Beſchluß für die Nationalverſammlung feſtſetzten, mochte noch ſo verwegen und verfaſſungswidrig ſein, ſo waren ſie dennoch, durch ihre Verbindung mit den auserleſenen Mitgliedern in den übrigen Klubs, der Zuſtimmung aller Volksgeſellſchaften gewiß. Dies lockte natürlich alle Ehrgeizige, ſelbſt in den höhern Ständen, zum Beitritt. Sie entſagten den Vortheilen ihres Standes, um hier Anſehn und größere Vortheile bei der neuen Ordnung der Dinge zu gewinnen. Bald aber wurde der leidenſchaftlichen Ehrſucht der Pöbelhäuptlinge die Mäßigung der beſonnenen Jacobiner läſtig; es traten daher die wildeſten Feuerköpfe in einen engern Klub zuſammen, der, nach ſeinem Verſammlungsort in der Kirche der vormaligen Barfüßer, der Klub der Cordeliers hieß, und an den ſich alle ſogenannte exaltés, die Demokraten und republikaniſchen Schwindler, anſchloſſen. Hier war der rechte Tummelplatz für die demagogiſchen Talente des kühnen Danton, und hier fand das Scheuſal Marat, Herausgeber des Volksfreundes ſeit 1789, für ſeine verbrecheriſchen, wüthenden Anſchläge den Glauben, daß der Zweck die Mittel heilige. Hier wurde der Sansculottismus in Sprache und Denkart zum Haſſe gegen Religion, Moral, Ordnung und Königthum mit kühnem Frevel ausgeprägt. Verbrechen waren Verdienſte, Rechtſchaffenheit und Frömmigkeit ein Vorwurf. Der Exkapuziner Chabot, Anacharſis Cloots, Collot d'Herbois u. A. trieben die Unverſchämtheit in ihren öffentlichen Reden auf's höchſte. Da die Jacobiner und die mit ihnen verbundnen Orleaniſten und Briſſotiſten, welche an dem Umſturze des Throns arbeiteten, jene für den Herzog von Orleans, dieſe um eine Republik zu errichten, in der Nationalverſammlung die rechte Seite einnahmen, ſo ſetzten ſich die Mitglieder der übrigen Volksgeſellſchaften auf die linke. Keiner fand ſich aber in der Nationalverſammlung ein, um etwa zu überlegen, ſondern um für das zu ſtimmen, was unter ihnen bereits ausgemacht war. Daher hatten der Jacobiner- und

jeder ähnliche Klub ganz die Form der Nationalverſammlung. Man wählte Präſidenten und Secretäre, beſtimmte die Ordnung des Tages, faßte nach Stimmenmehrheit Beſchlüſſe ab, und räumte den Zuhörern beſtimmte Logen oder Tribunen ein. So läßt ſichs begreifen, daß die Nationalverſammlung in der von ihr abgefaßten Conſtitution ſolchen Volksgeſellſchaften eine geſetzmäßige Befugniß ertheilen konnte. Von jetzt an ward ſie aber auch vom Jacobinerklub völlig tyranniſirt. Die Zuhörer aus den Geſellſchaften des letztern füllten nämlich, wenn die Jacobiner der Stimmenmehrheit in der Nationalverſammlung nicht ganz gewiß waren, die Tribunen des Saales der Volksvertreter an, und lärmten in wilder Zügelloſigkeit, oft ſogar mit lauten Drohungen gegen einzelne Mitglieder, allen Meinungen oder Beſchlüſſen entgegen, welche mit denen der Jacobiner nicht übereinſtimmten. Dies war vorzüglich in allem der Fall, was den König betraf, gegen den ſich die Jacobiner und Cordeliers, beſonders ſeit 1791, die gröbſten Läſterungen erlaubten. Daher verbanden ſich auch die demokratiſchen Cordeliers mit der Partei Orleans, und dieſe arbeitete, ohne es zu wollen, für den Zweck der Republikaner, indem ſie die giftigſten Verläumdungen gegen den König und die Königin ausſpie, und dabei den niedrigſten Pöbel auf ihrer Seite, zum Theil ſelbſt in ihrem Solde hatte. So kam es, daß ſich ein Volksauflauf der Abreiſe des Königs nach St. Cloud, wo er die Oſterfeiertage zubringen wollte, im J. 1791 d. 18. Apr. mit Gewalt entgegenſetzte. Selbſt die Nationalgarde weigerte ſich gegen ihren Commandanten, Lafayette, den König, der ſchon im Wagen ſaß, durch die Volksmaſſe zu geleiten. Jene Partei der Königsfeinde ward um ſo mächtiger, als die beſonnenern Mitglieder aus dem Jacobinerklub herausgetreten waren, und die Cordeliers d. 21. Juni ſich wieder mit ihr vereinigt hatten. Doch ſetzten die letztern ihre Verſammlungen bei den Barfüßern fort, um aus ihnen vorbereitet und einig, nach beſtimmten Beſchlüſſen die Berathſchlagungen im Jacobinerklub zu beherrſchen. Sie benutzten, ſeit der verunglückten Flucht des Königs (21. Juni 1791) alles, um den Volkshaß gegen ihn noch mehr aufzureizen, und foderten laut die Abſetzung Ludwigs und die Errichtung einer Republik. Noch widerſtanden die gemäßigt Denkenden, welche ſich eine Zeitlang nach dem Orte ihres Klubs, Feuillants nannten, und der furchtbare Volksaufſtand vom 15. bis 17. Juli 1791 erreichte diesmal ſeinen Zweck nicht. Dagegen mißlang es aber auch den aus der conſtituirenden Nationalverſammlung heraustretenden Abgeordneten, vor dem Schluſſe ihrer Sitzungen den Jakobinerklub zu trennen. Als die geſetzgebende Verſammlung, zu der die neuen Abgeordneten faſt ganz unter dem Einfluſſe der Jacobiner gewählt worden waren, den 1. Oct. 1791 ihre Sitzungen eröffnet hatte, behaupteten die Königsfreunde, unter denen die Girondiſten (ſ. d.) durch Talente hervorragten, noch eine Zeitlang die Stimmenmehrheit gegen die Königsfeinde (Cordeliers) ſelbſt im Jacobinerklub, ſo daß die Häupter der letztern, Danton, Marat, Robespierre und Orleans, ihren Plan verſchleiern mußten. Doch wuchs ihr geheimer Einfluß dadurch, daß der Maire von Paris, Pethion, und mit ihm die aus Jacobinern zuſammengeſetzte Municipalität von Paris, auf ihre Seite trat. Auch die gemäßigten Jacobiner, und darunter ſelbſt einige Miniſter des Königs, neigten ſich zur Partei der Königsfeinde hin. So bewirkten ſie durch den Aufſtand des Pöbels, am 29. Mai 1792, einen Beſchluß der Nationalverſammlung (30. Mai), vermöge deſſen der König die für ihn, von der erſten Nationalverſammlung decretirte Leibwache entlaſſen ſollte; ſie vermochten aber nicht durch den Aufſtand der Vorſtädte St. Anton

und St. Marcell am 20. Juni, den König, den nur vier Schweizer-Grenadiere gegen den Andrang der Wüthenden ſchützten, zu zwingen, daß er ſein, gegen zwei Beſchlüſſe der Nationalverſammlung eingelegtes Veto zurücknahm; doch gewannen ſie die Mehrheit der Nationalverſammlung, um die Anſtifter dieſes Aufruhrs, Pethion, Manuel u. A. m. der verdienten Strafe zu entziehen. Indeſſen hatten die vom öſterreichiſchen Staatsminiſter, dem Fürſten von Kaunitz, in einer Note beleidigten Jacobiner, gegen die Meinung der Cordeliers, die Kriegserklärung gegen Öſterreich, 20. Apr. 1792, durchgeſetzt, und der Jacobinismus äußerte bald ſeinen Einfluß bei der Wahl der Feldherren, in den Proclamationen und in der Stimmung der Heere, ſo daß weder Lafayette, 1792, noch Dümouriez, 1793, das Heer gegen die Jacobiner aufregen konnten. Alles aber, was ſeit dem 20. Juni geſchah, die Ankunft der Föderirten aus Breſt, Marſeille u. a. O., den 13. Juli, der Angriff auf die Tuilerien in der Nacht vom 9. auf den 10. Auguſt, die Abführung des Königs und ſeiner Familie als Gefangene der pariſer Municipalität in den Temple, am 13. Auguſt, das Blutbad unter den Eingekerkerten, die vom 2. bis 7. Sept. ohne Urtheil nach der Namensliſte niedergeſtoßen wurden, die Wahl der neuen Conventsmitglieder, im Sept. deſſelben Jahres; und alles, was die Nationalverſammlung ſeit dem 21. Sept. 1792 bis zum 20. Mai 1795, ſelbſt nach dem 9. Thermidor (28. Juli 1794), that, insbeſondre die empörende Hinrichtung des Königs, ohne gerichtliche Form, wobei man, mitten im Prozeſſe, das Criminalgeſetz änderte, und endlich die Einrichtung des Revolutionstribunals, 9. März 1793, kann als ein Werk der fanatiſirten Jacobiner angeſehen werden. Die Jacobiner theilten ſich in zwei Parteien. In dem Zwecke einig, dachten ſie über Form und Mittel verſchieden. Tallien, der Robespierre ſtürzte, war ſo gut ein Jacobiner, als dieſer. Der Schwärmer fand den Beſonnenen verdächtig. Lange ſchwankte der Sieg. Endlich unterlagen die, welche nur halbe Teufel zu ſein gewagt hatten. Die echten Republikaner, die Girondiſten, oder die Thalpartei, wurden den 31. Mai und 2. Juni 1793 von den frechern Jacobinern, oder der Bergpartei, unterjocht; dieſe aber ihrerſeits von den Maratiſten oder Cordeliers, welche im Jacobinerklub mit eiſernem Willen herrſchten, unter den Duumvirn, Robespierre, dem Unbeſtechlichen, und Danton, dem furchtbaren Schöpfer des Revolutionstribunals, deren Gehülfe Marat war, geleitet. Dagegen ſiegte die gemäßigte Partei in den Provinzen, zu Marſeille, Bordeaux, Lyon. Der Süden trat gegen den jacobiniſchen Convent unter die Waffen. Dies führte den Jacobinismus auf den höchſten Punkt. Es gelang nämlich der Bergpartei, den Convent ſeiner Macht zu berauben und auf Billaud de Varennes Vorſchlag die Revolutionsregierung des Schreckens (13. Aug. 1793 bis 5. Apr. 1794) an die Stelle der Conſtitution zu ſetzen. Der Triumph des Jacobinismus war der Wohlfahrtsausſchuß, welcher unter Robespierre die Schreckensherrſchaft vollendete, und durch die Revolutionsarmee die Empörung des Südens, nur nicht die der Vendée, mit Feuer und Schwert unterdrückte. Städte, wie Lyon, Marſeille, Toulon, ſollten zerſtört, die ganze Vendée ſollte in ein großes Leichen- und Aſchenfeld verwandelt werden. Vierzehn Heere, die Guillotine und eine eiſerne Conſequenz verſchafften endlich dem Terrorismus den Sieg. Frankreich, hieß es, (und für den Augenblick war es wahr) brauche nur Eiſen und Brot. Erſt als der Diktator Robespierre, 28. Juli 1794, unter der Guillotine gefallen war, und mit ihm 104 ſeiner Anhänger nebſt dem Bürgerrath von Paris, erhob ſich der Convent wieder. Er unterſagte

den Volksgeſellſchaften alle Einmiſchung in die Regierung. Man verfolgte die Blutſäufer. Vergebens wollte der Jacobinerklub am 11. Nov. 1794 einen Aufſtand erregen, um das Ungeheuer Carrier dem Schwerte des Geſetzes zu entreißen. Es war ſeine letzte Anſtrengung. Die rechtlichen Bürger von Paris umringten den Saal, bis die bewaffnete Macht herbeieilte, die Verſammlung auflöſte und Le Gendre den Saal ſchloß. Dieſen Sieg über die Jacobiner vollendete der Beſchluß des Convents, daß ſie ihre Sitzungen nicht wieder erneuern ſollten. Indeß dauerten ihre Grundſätze fort. Sie benutzten die allgemeine Noth zur Erregung eines Aufſtandes am 1. April und am 20. bis 23. Mai 1795. Der letztre brachte den Convent ſeiner Auflöſung nahe. Ein Mitglied des Convents, Ferrand, wurde ermordet; Alle entflohen, bis auf 14 von der ehemaligen Bergpartei, welche ſogleich eine Menge Dekrete nach dem Sinne der Jacobiner abfaßten. Nur mit Mühe konnten die pariſer Ausſchüſſe dieſen blutigen Aufruhr unterdrücken. Mit der Entwaffnung der Vorſtadt St. Antoine verlor die jacobiniſche Partei ihren vorzüglichſten Rückhalt; ſo wie ſie ſchon früher an Barrere, Collot d'Herbois und Billaud de Varennes, die am 2. April 1795 nach Cayenne deportirt worden waren, ihre kühnſten Sprecher verloren hatte. Von jenen 14 Abgeordneten, die das Schreckensſyſtem wieder hatten einführen wollen, erſtachen ſich ſechs nach ihrer Verurtheilung am 17. Juli und unter dieſen der talentvolle Romme. Auch in Toulon hatten die Jacobiner anfangs geſiegt; aber die Conventstruppen beſetzten ſchon den 29. Mai die Stadt wieder. So bereiteten ſich die Jacobiner am 20. Mai ihren eignen Sturz. Kriegsgerichte verurtheilten ſie überall als Terroriſten zum Tode und die Mordſucht der herrſchenden Partei des ſogenannten Moderatismus eilte auch hier der Juſtiz vor. Die bald darauf entworfne Conſtitution vom 23. Juni 1795, und die am 27. Okt. d. J. in Wirkſamkeit getretene Directorialregierung unterdrückten die letzten Bewegungen der Jacobiner und Terroriſten, bis zu der Hinrichtung Baboeuf's und ſeiner Mitverſchwornen den 25. Mai 1796. Als aber die Conſtitution von 1795 durch den Sieg der Directoren Barras, Reubel und Lareveillere am 18. Fructidor (4. Sept. 1797) vernichtet ſchien, erhob ſich der Jacobinismus einiger Ränkemacher auf's neue. Er ſuchte in die Stellen der geſetzgebenden Räthe einzudringen, fand aber nirgends einen Vereinigungspunkt. So blieb ihm nichts übrig, als die Kraft, durch die jetzt Einzelne in der Verwaltung ſich auszeichneten. Sie fanden es bald ihrem Vortheile gemäß, der republikaniſchen Schwärmerei zu entſagen. Dagegen erhielten ſie einen mächtigen Stützpunkt an dem Manne vom blutigen 13. Vendemiaire, der die Gewalt des Schreckens und der Lüge in ſeiner militäriſchen Gewaltherrſchaft wieder aufrichtete, in Napoleon Buonaparte, dem von Mercier treffend ſo benannten Robespierre à cheval. Früher ſelbſt Sansculotte und Terroriſt lebte er ſeit dem 9. Thermidor (28. Juli 1794) zurückgeſetzt und vergeſſen, bis ihn Barras hervorzog und ihn neben ſich an die Spitze der Truppen ſtellte, um die bewaffneten Bürger der pariſer Sectionen am 13. Vendemiaire (5. Okt. 1795) mit Kanonen niederzuſchießen. Über alle dieſe Ausſchweifungen jener politiſchen Volksgeſellſchaft und über die Greuel des Terrorismus vgl. man Mallet du Pan: Correspondence politique pour servir à l'histoire du Républicanisme français. Hamb. 1796. 8. und I. B. Sirey: Du Tribunal révolutionnaire. Paris an III. 8.; auch v. Archenholz: die pariſer Jacobiner in ihren Sitzungen. Hamb. 1793. 8. Da die franzöſiſchen Jacobiner überall den Königshaß laut verkündigten, ſo entſtand der Wahn, daß es eine, durch jacobiniſche Abgeſandte geſtiftete, demokratiſirende

Propaganda gäbe; und man verfolgte, oft mit blinder Leidenſchaft, jede freimüthige Regung des rechtlichen Freiheitsſinnes in andern Ländern. Auch mußte Polen, als es ſich 1791 eine neue Verfaſſung geben wollte, unter den Urſachen des Krieges, den Vorwurf des Jacobinismus nennen hören. Das Ärgſte aber war, daß man oft Philoſophie, Natur- und Staatsrecht mit Jacobinismus verwechſelte. Wer dieſen Argwohn, der ſelbſt in Wien, durch des berüchtigten D. Hoffmann's Betrieb, zu einer geheimen Polizei und politiſchen Inquiſition Anlaß geben konnte, und das weitgeſponnene Gewebe von Vermuthungen der Einbildungskraft und Furcht näher kennen lernen will, der leſe des Schotten Robinſon Proofs of a Conspiracy against all the Religions and Governments of Europe etc. 4. edit. London 1798. 8. und die auf Robinſon's Schrift, auf das Gießner und Hoffmann's Journal und auf ähnliche Beſchuldigungen des Parteigeiſtes gegründete wortreiche, aber inhaltsleere, gegen Philoſophie und geheime Geſellſchaften überhaupt gerichtete Anklage des Abbé Barruel: Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme, 5 vol. 8. Hambourg, 1800, womit noch folgende, in ähnlichem Geiſte abgefaßte Schrift verbunden werden kann: Lettres d'un voyageur à l'Abbé Barruel, ou nouveaux documens pour ses mémoires. Londres 1800. 8. Übrigens ſind in Frankreich die innern Urſachen, welche ihn hervorbrachten, noch vorhanden. Er wagte es ſogar ſeit 1814 in der Partei der Ultra's (ſ. d.), welche man deshalb weiße Jacobiner nannte, wieder thätig zu werden. Dagegen hat ſich Napoleons Anhang, oder die Zahl der rothen Jacobiner, ſeit 1815, ſehr vermindert, mit welchen man aber die ſogenannten Liberalen keineswegs verwechſeln darf. Vgl. Frankreich, Ludewig XVIII. und das franz. Miniſterium in den Zeitgenoſſen H. XIX. K.

Jacobinerorden, ſ. Dominikaner.

Jacobiten heißen die monophyſitiſchen Chriſten im Orient, welche bei den kirchlichen Streitigkeiten des 6. Jahrh. bedrückt und zerſtreut, von einem ſyriſchen Mönche, Jacob Bardai, oder Zanzalos († 578), unter Juſtinian's Regierung zu einer ſelbſtſtändigen Religionspartei vereinigt wurden. Sie nannten ſich aus Dankbarkeit nach dem Namen ihres Stifters und hatten in Syrien, Ägypten und Meſopotamien zahlreiche Gemeinden mit Biſchöfen und Patriarchen. Wegen ihrer Trennung von der katholiſchen Kirche, konnten ſie unter der Herrſchaft der Araber, die ſich ſeit der Mitte des 7. Jahrh. des Orients bemächtigten, nur gewinnen. Da jedoch die ägyptiſchen Jacobiten die Gunſt der Araber mißbrauchten, kam es 1352 zu einer Verfolgung derſelben, nach welcher ſie ſehr vermindert, in ihrer Religionsübung eingeſchränkt und von ihren aſiatiſchen Brüdern allmälig getrennt, eine beſondere Sekte bildeten, die noch jetzt unter dem Namen Kopten (ſ. d. Art.) in Ägypten beſteht. Innere Uneinigkeiten und politiſche Urſachen veranlaßten um dieſelbe Zeit die Abſonderung der abyſſiniſchen und armeniſchen Monophyſiten von dem Hauptſtamme der Jacobiten, der ſich nach manchen Einigungsverſuchen der Päpſte noch jetzt in Syrien und Meſopotamien als eine unabhängige Sekte behauptet und aus etwa 30 bis 40,000 Familien beſteht. Dieſe Jacobiten gehorchen zwei von den türkiſchen Statthaltern beſtätigten Patriarchen, deren einer unter dem Titel des antiocheniſchen zu Diarbekir oder Aleppo ſeinen Sitz hat, und die ſyriſchen, der andre, im Kloſter Saphran bei Mardin, die meſopotamiſchen Gemeinden regiert. Die Gewohnheit der Beſchneidung vor der Taufe und den Lehrſatz von der einigen Natur Chriſti (daher ihre Benennung: Monophyſiten), haben ſie mit den Kopten und Abyſſiniern gemein, weichen aber übrigens weniger als die andern monophyſitiſchen Parteien von der Ver-

faſſung und Liturgie der orthodoxen griechiſchen Kirche ab. In Großbritannien nannte man Jacobiten überhaupt die Anhänger des 1688 vertriebenen Jacobs II. und ſeine Nachkommen; und insbeſondere die Eidweigerer (non-jurors) deren Unterſchied von der anglicaniſchen Kirche nur darin beſtand, daß ſie den neuen Königen den Eid verweigerten, und welche, um nicht für ſie, ſondern für die Stuarte beten zu dürfen, eigne Verſammlungen hielten. Sie hatten ihren Sitz vorzüglich in Schottland, wurden aber nach der Niederlage des Prätendenten (1745) ſehr vermindert, und da er endlich (1788) zu Rom geſtorben war, bewogen, für Georg III. zu beten. Dennoch hat Sinclair nach dieſer Zeit noch eine kleine Gemeinde von non-jurors in dem Kirchſpiel Duffus gefunden, welche ihre eigne Kirche haben, und einen Prediger beſolden, um für Könige zu beten, die nicht mehr vorhanden ſind. E.

Jacobſon (Iſrael), jetzt (1822) einige funfzig Jahre alt, ward zu Halberſtadt aus einer reichen und angeſehnen jüdiſchen Familie geboren und verheirathete ſich mit der Tochter des vormaligen Hofagenten Herz Samſon zu Braunſchweig. Durch dieſe Familienverhältniſſe gerieth er mit dem Hofe daſelbſt in Verbindung, und ward, nach dem Tode ſeines Schwiegervaters, von dem Herzoge von Braunſchweig zum Hofagenten ernannt. Der Herzog, welcher reiche und thätige Leute begünſtigte, ſchätzte Jacobſon, der ſich auf mannichfaltige Weiſe nützlich zu machen wußte. Von Meklenburg erhielt er den Titel eines geheimen Finanzraths. Am weſtphäliſchen Hofe wollte er ſeinen Einfluß zu einem höhern Zwecke, zu einer religiöſen und ſittlichen Reformation ſeiner Nation benutzen, und auf ſeinen Betrieb ward, unter dem Namen Conſiſtorium, ein oberſter Gerichtshof in Caſſel gegründet, vor welchem alle religiöſen und ſittlichen Angelegenheiten der jüdiſchen Nation in Weſtphalen in letzter Inſtanz verhandelt werden ſollten. Jacobſon ſelbſt ward zum Präſidenten dieſes Conſiſtoriums ernannt. Aber ſchon vor der Auflöſung deſſelben (1813) hatte er, dem durch mancherlei Umſtände ſein Aufenthalt in Caſſel verleidet worden war, mit Beſeitigung aller Handlungsgeſchäfte, ſich auf eins ſeiner Güter zurückgezogen, wo er in ruhiger Abgeſchiedenheit lebte. Für ſeine Fähigkeit als Geſchäftsmann ſprechen ſeine Vermögensumſtände; Freund und Feind ſind darin einverſtanden, daß er zu ſpeculiren verſtehe; man kann aber hinzuſetzen, daß ſein Speculationsgeiſt nicht an dem Kleinlichen und Ängſtlichen haftet, das Unwürdige verſchmäht und gern Großes in's Auge faßt, das neben dem Gewinn auch Ehre bringt. Seiner Nation hat er mit Verſtand und Beharrlichkeit genutzt; an vielen Orten in und außer Deutſchland ſind ihr, auf ſeine wirkſame Verwendung, drückende Bürden aller Art abgenommen und die Juden ſind ſelbſt dadurch mehr oder weniger zu bürgerlichen Menſchen geworden. Seine Maßregeln zur religiöſen Verbeſſerung der Juden haben den Werth aller halben Maßregeln und ſind nicht mit Nachdruck verfolgt worden. Jacobſon hat zu Seeſen, zwiſchen Braunſchweig und Göttingen, eine Schulanſtalt geſtiftet, an deren wohlthätigen Einrichtung ſowol Chriſten als Juden Antheil genommen haben. Hier wurde auch 1810 der, auf ſeine Veranſtaltung erbaute jüdiſche Tempel, unter dem Namen Jacobstempel, eingeweiht. Chriſten von allen Ständen, Gelehrte, Offiziere und Bürger, fanden bei ihm eine faſt immer ſichere Abhülfe ihrer Bedrängniſſe. Noch müſſen wir anführen, daß Jacobſon nicht allein eine gründliche Kenntniß der hebräiſchen Sprache beſitzt, ſondern auch der moſaiſchen Geſetzgebung: ſo wie überhaupt der jüdiſchen Theologie, ein gründliches, umfaſſendes und (wie wenigſtnes in der letzten Zeit deutlich geworden iſt) auch kritiſches Studium gewidmet hat.

Jagd, Jägerei, oder Waidewerk iſt die Wiſſenſchaft od Kunſt, nützliches Wild in gehöriger Menge und angemeſſnem Zuſtan zu erhalten, ſchädliches aber zu vermindern, oder, den Umſtänden gemä ganz auszurotten, und beides auf die zweckmäßigſte Art zu benutze Die Jagd zerfällt demnach in zwei Hauptabtheilungen, deren erſte ſi mit der Naturgeſchichte des Wildes, der Wildzucht und dem Wil ſchutz beſchäftigt, deren zweite aber die Lehren von der Habhaftwe dung des Wildes durch Tödtung oder Fang und der Wildbenutzun enthält. Letztre iſt es auch, die man beſonders unter dem Wor Jagd oder Waidewerk zu verſtehen pflegt, obwol ſie ohne den erſte Theil bald in ſich ſelbſt zerfallen muß. Natürlich iſt es, daß der zweite Theil der Jagdwiſſenſchaft, oder die eigentliche Jagd, überall de frühere war. Überall denkt der Menſch bald daran, Thiere, die ihm läſtig oder gefährlich werden, von ſich entfernt zu halten oder zu tödten und bald findet er ihre Bedeckungen als Kleider, ihr Fleiſch als Nahrung zu vortheilhaft, um nicht auch minder ſchädliche Thiere zu verfolgen und zu erlegen; das thätige friſche Leben bei dieſem Geſchäfte, di mancherlei Abenteuer und die Freude über glücklichen Ausgang der Jagd, machen ihn eben ſo begierig auf ihre Wiederholung, als dieſe, bei de genauen Kenntniß von den Sitten und Eigenthümlichkeiten des Wildes, mit immer geringern Schwierigkeiten verbunden wird; und ſo iſt der Jäger ſchon von Anfang an gezwungen, ſich mit der Naturgeſchichte der jagdbaren Geſchöpfe um ſo mehr bekannt zu machen, als er von ſeiner Beſchäftigung größern Vortheil ziehen will. Allein die Bemerkung, daß das Wild ſich bei uneingeſchränkter und regelloſer Verfolgung, in nur etwas bebaueten Ländern, bedeutend verringere, mußte bald auf die Nothwendigkeit einer gewiſſen Schonung und Hegung deſſelben aufmerkſam machen, und ſogar der Wilde wird ſich ſcheuen, wenn er nur einige geläuterte Begriffe hat, ein tragendes Thier zu erlegen. Das Vergnügen, das aber auch bald die Herrſchenden im Volke an der Jagd fanden, mochte nach und nach Geſetze über den Wildſchutz bewirken, und, als ſpäterhin Jagdreviere an beſondre Beſitzer kamen, wurden dieſe zur Schützung und Hegung des Wildes durch ihren eignen Vortheil um ſo mehr bewogen. Als die Jäger aber, ſo wie andre Künſtler, eine beſondre Kaſte zu bilden anfingen, entſtand auch unter ihnen, wie unter jenen, eine beſondre Kunſtſprache, die nicht bloß ihres alten Herkommens wegen, ſondern auch deswegen beibehalten ward und zu werden verdient, weil ſie in kurzen und zum Theil ſehr bezeichnenden Ausdrücken Dinge ausſpricht, die ſonſt weitläuftiger Beſchreibungen bedürfen, und auch durch dieſe kaum deutlich werden möchten. Die Naturgeſchichte des Wildes, wie der Jäger ſie kennen muß, beſteht nicht nur in der Wiſſenſchaft von dem Bau der innern und äußern Theile und der Eintheilung und Benennung deſſelben, ſeinem Aufenthalt, ſeiner Nahrung und Fortpflanzung, ſondern beſonders auch in der Kenntniß der Eigenthümlichkeiten in ſeinem Leben und Benehmen, ſeinen Geſchlechts- und Altersverſchiedenheiten und ſeinen Spuren oder Fährten. Wie wichtig beſonders dieſer letzte Theil der Jagd-Naturgeſchichte ſei, wird daraus erhellen, daß von einem wahren Jäger die Schätzung (das Anſprechen) eines jeden ſtärkern Wildes aus der bloßen Spur verlangt wird, daher auch ein ſolcher ein hirſch- und fährtengerechter Jäger heißt. Die Lehre von der Wildzucht beruhet auf der Kenntniß von den Verhältniſſen, die jeder Wildart zuträglich oder nachtheilig ſind, von dem einer jeden Wildgattung zuträglichſten Boden und Orte, von dem gehörigen Verhältniß in der Menge einer jeden Wildgattung zur andern, und des männlichen und weiblichen

ildes derſelben Gattung gegen einander, und den Regeln, wie man ne Wildſtände im Freien oder in Thiergärten anlegen, oder geſunkenen oder aufhelfen könne. Der Jäger, der auf Kenntniſſe in der Wild- t Anſpruch machen will, wird alſo wiſſen, daß das Rothwild nur ſe, ruhige, zuſammenhängende Laubholzwaldungen mit naheliegenden ſen, Äckern und klarem Waſſer liebt; daß das Damm- und Rehwild niger große und ruhige, aber trockne, und daß Sauen Brüche, und mit en und Buchen beſonders angefüllte Waldungen, vorziehen. Er wird ne gar nicht oder nur in geringer Menge und nur in großen Revieren en, wenn Edel-, Damm- und Rehwild ſich gehörig vermehren ſoll, endlich nicht mehr männliches Wild dulden, als füglich beſchlagen, t mehr weibliches, als beſchlagen werden kann. Er wird wiſſen, n es Zeit iſt, dem Wilde gegen den Winter durch künſtliche Fütte- gen zu Hülfe zu kommen, damit es nicht verkümmere, Salzlecken oder zen zu errichten und einen Thiergarten mit den wenigſten Koſten und f die, den Umſtänden angemeſſenſte Art anzulegen verſtehen. Ob es ſei, bei bevorſtehendem Winter manche Arten von Wild einzufangen in Ställen oder Zimmern bis zum Frühjahre zu erhalten, wird er, n Verhältniſſen nach, erwägen; kurz, alles, was der Vermehrung und eibung jagdbarer Thiere zuträglich iſt, wird er wiſſen und in's Werk ſetzen ſuchen. Inſofern der Jäger aber alles, was dem Wilde nach- heilig werden könnte, abzuhalten ſucht, übt er den Wildſchutz; dieſer be- eht alſo einerſeits in der möglichſten Vertilgung alles Raubzeuges, der ölfe, Füchſe, wilden und verwilderten Katzen, der Marder, Iltiſſe, Wieſel und der Raubvögel; andrerſeits in ſtrenger Aufrechthaltung der Geſetze gegen Wilddieberei, zu vieles und unzeitiges Jagen, Verletzungen der Schonzeit und unbefugte Beunruhigungen der Wälder. Die Wildjagd, oder die Kunſt auf die zweckmäßigſte Art jagdbare Thiere in ſeine Gewalt zu bekommen, und die dazu nöthigen Inſtrumente und Hülfsmittel, inſofern dies möglich iſt, ſelbſt zu verfertigen und in brauchbarem Stande zu erhalten, geht alſo durchaus aus den erſten Theilen der Jagdwiſſenſchaft hervor, und kann nur bei Anwendung jener dauernd Nutzen und Vergnügen gewähren; ſo wie denn auch jene Theile wieder nur durch gehörige Übung der Jagd ſelbſt in richtiger Anwendung erhalten werden können. Die Jagd theilt man aber, in Hinſicht ihres Gegenſtandes, oder der zu jagenden Thiere, in Hohe- und Nieder-, oder, in einigen Gegenden, in Hohe-, Mittel- und Niederjagd; zur hohen Jagd gehören im nördlichen Deutſchland: das Roth-, Damm-, Reh- und Schwarzwild, der Bär, Wolf und Luchs, das Auer- und Birkwildpret, der Faſan, der Trappe, Kranich, Focken und Schwan. Alles übrige rechnet man zur niedern Jagd; wo aber eine Mitteljagd iſt, da rechnet man zu dieſer das Reh- und Schwarzwild, das Birk- und Haſelwildpret und den großen Brachvogel. Das Raubzeug indeſſen, mag es zur hohen oder niedern Jagd gehören, ſoll billig von jedem Jagdberechtigten geſchoſſen werden können, auch keine Anſprüche auf irgend eine Schon- oder Hegezeit machen dürfen; denn der Schade, den ſeine Vermehrung erzeugt, wiegt bei weitem den Vortheil des zur Winterszeit beſſern Balges auf: auch iſt dieſe Einrichtung, unſres Wiſſens, ſchon in mehrern Ländern eingeführt. Die Jagd auf hohes ſowol, als niedres Wild wird nun, den Umſtänden nach, auf ſehr verſchiedne Art betrieben: die älteſte Weiſe und die gewiß jeder rechte Jäger allen andern vorzieht, beſteht darin, daß man im Walde oder Felde umherſchleicht, dem Wilde, wenn man dergleichen erblickt, unbemerkt näher zu kommen ſucht und es dann durch einen Schuß mit Feuergewehr erlegt; dies Verfahren iſt es, was man bei Hochwild Pürſch-

gang oder Waidewerken, bei Niederwild aber Suche zu nennen pflegt; obwol man bei der Suche nicht immer gerade das Wild zu beſchleichen ſucht, ſondern dieſem, da es weder ſo ſcheu iſt als das Hochwild, noch ſo weit geſehen werden kann, gewöhnlich, wenn es entfliehen will, ohnehin nahe genug iſt, um es ſchießen zu können. Den Pürſchgang macht gewöhnlich ein Jäger allein oder zwei in Geſellſchaft, damit der Eine, während der Andre ſich anſchleicht, ſich auf dem Wechſel (oder dem Orte, durch welchen das Wild zu ziehen pflegt) vorwerfen und auch zu Schuſſe kommen könne; da es indeſſen auch dem beſten Schützen begegnen kann, einen Schuß zu thun, der das Wild weder ſogleich, noch nach kurzer Zeit niederſtreckt, ſo pflegt man beim Pürſchgange einen Hund mit ſich zu führen, der darauf abgerichtet iſt, der blutigen Fährte des angeſchoſſenen (kranken) Wildes zu folgen (der auf den Schweiß gearbeitet iſt). Man führt dieſen an einer Leine (Schweißriemen) mit ſich, bringt ihn auf den friſchen Schweiß und folgt ſo der Fährte, bis man das Wild wieder erblickt, welches nun entweder todt (verendet) iſt, oder durch einen neuen Schuß zu Boden geſtreckt wird. Der beſte Schuß für alle Arten von Hochwild iſt der mit der Kugelbüchſe auf das Blatt (Schulterblatt) von der Seite, worauf es nach einigen Sätzen gewöhnlich todt niederfällt. Kann man es aber (nur nicht die Sauen, da man von dieſen den Kopf zum Gericht liebt) auf den Kopf, oder im Halſe durch die Wirbel ſchießen, ſo ſtürzt es auf der Stelle (im Feuer). Bei der Suche, die beſonders Haſen, Feldhühner, Schnepfen oder Bekaſſinen, doch auch vieles andre Haar- und Federwildpret zum Gegenſtande hat, bedarf man ebenfalls eines Hundes, der durch ſeinen Geruch (Naſe) das Wild ausfindig zu machen weiß, es aufſucht, und, indem er in einer beſtimmten Stellung davor ſtehen bleibt (markirt), den Jäger darauf aufmerkſam macht, dieſer nähert ſich dann ſo viel als nöthig, läßt den Hund einſpringen und erlegt dann das aufgeſtobene Wild, welches nun vom Hunde apportirt (gebracht) wird. Eine zweite Art der Jagd iſt der Anſtand, Anſitz oder die Kuro. Sie beſtehet darin, daß man ſich kurz vor Sonnenauf- oder Niedergang auf einem Platze verbirgt, durch welchen das Wild von oder zu Holze zu ziehen pflegt, um von hier aus einen Schuß anzubringen; für jede Art von Haar- und Federwild iſt dieſe Art der Jagd anwendbar, ſobald nur die beſtimmten Wechſel auf dem Lande oder die Stellen eines Waſſers, wo etwa Waſſergeflügel aufzufallen pflegt, ausgemacht ſind. Auch pflegt man manche Arten von Wild durch Nachahmung ihres Locktones (z. B. den Rehbock durch das ſogenannte Blatten) und Wölfe und Füchſe durch den Ton eines geängſteten Haſen anzulocken und zu ſchießen. Faſt eben ſo allgemein anwendbar iſt das Treibjagen, wo eine beſtimmte Zahl von Schützen ſich in einer Linie, einem Winkel oder einem halben Monde verborgen anlegt, während eine verhältnißmäßige Zahl von Treibern in einem halben Monde ihnen entgegenrückt und ſo das zwiſchen der Treiblinie (Wehr) und den Schützen befindliche Wild auf letztere zutreibt. Auch bei dieſen letzten Arten von Jagden werden, wenn der Gegenſtand derſelben in Hochwild beſtand, Schweißhunde, ging die Jagd aber auf Niederwild, Hühnerhunde erfodert, um das etwa krank geſchoſſene Wild verfolgen und ſtellen, oder apportiren zu können. In Gegenden, wo das Wild nicht ſehr zahlreich iſt, pflegt man daſſelbe durch Jagdhunde, (Braken, Wildbodenhunde) aufſuchen und ſich zutreiben zu laſſen, um es ſo zu erlegen. Ferner gibt es mancherlei Jagden, bei welchen das Wild (gewöhnlich Hochwild) mit Netzen, Lappen oder Tüchern, zum Theil oder ganz umſtellt und dann in dieſem eingeſtellten Bezirke erlegt wird, und die Contra-, Keſ-

ſel-, Beſtätigte, Fanghauptjagden u. ſ. w. genannt werden, je nachdem die Netze und dergleichen auf die eine oder andre Art angewandt werden; alle dieſe Jagden zwecken gewöhnlich darauf ab, in kurzer Zeit und mit Bequemlichkeit viel Wild zu erlegen und werden mithin meiſtens nur zum Vergnügen von großen Herren gegeben. Doch pflegt man auch wol bei Treibjagden auf Haaſen Prellnetze hinter die Schützenlinie zu ſtellen, um die Jagd einträglicher zu machen; auch wird bisweilen das mit Tüchern umſtellte Wild nicht erlegt, ſondern eingefangen, um entweder in Thiergärten ausgeſetzt oder zum Vergnügen gezähmt zu werden. Außer dieſen Arten von Jagden, bei deren vielfachen Abweichungen der Menſch doch immer die Hauptrolle ſpielt, gibt es nun auch viele, bei denen Hunde mehr thun müſſen, als Menſchen. Den oberſten Platz verdient unter dieſen die Parforcejagd, bei welcher ein Hirſch (faſt immer ein ſtarker Rothhirſch) von einer großen Anzahl (Meute) beſonderer Hunde, die man Parforcehunde nennt, ſo lange verfolgt wird, bis er aus Müdigkeit oder Zorn ſich ſtellt, worauf dann durch eine Kugel auf den Kopf, oder einen Stich (Fang) hinter dem Blatte in's Herz ſeinem Leben ein Ende gemacht wird. Da es bei dieſer Jagd nicht auf Wildbenutzung abgeſehen, die Meute ſehr koſtbar zu unterhalten iſt und überdies viele Jäger zu Pferde, und ein eigends dafür mit gebahnten Wegen verſehenes Revier dazu erfoderlich iſt: ſo kann ſie nur ein Vergnügen für große Herren ſein. Mehr der großen Koſten und der Unruhe wegen, die die Parforcejagd in Revieren verurſacht, iſt ſie jetzt ſeltner geworden, als weil man ſie für zu grauſam hielt; denn ſo oft ihr dieſer Vorwurf auch gemacht worden iſt: ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ein Jeder beim fröhlichen Läuten der Meute, den Hornfanfaren, dem Peitſchenknallen und dem ganzen Gejauchze der Jagd alles andre vergißt, und ſich nach Wiederholung des Vergnügens ſehnt. Auch andre Arten von Wild, als Haaſen, Füchſe, Dächſe und wilde Schweine pflegt man, inſofern die Hunde darauf gearbeitet ſind, parforce zu jagen. Gewöhnlicher aber iſt bei dieſen Wildgattungen das Hetzen, wozu man ſich bei Haaſen und Füchſen der Windhunde, bei wilden Schweinen der ſchweren Hatzhunde, und bei Dächſen der Dachsſucher bedient. Füchſe und Dächſe werden außerdem in ihren Bauen durch krummläuftige Hunde (Dächſel) aufgeſucht und feſtgemacht, worauf man dann an dem Orte, wo man den Hund am deutlichſten bellen hört, den Bau aufgräbt und ſeinen Einwohner mit einem Haken oder einer Zange hervorzieht und todtſchlägt. Außer den Hunden bedient man ſich noch des Frettchens, indeſſen bloß zu der Kaninchenjagd; man verlegt die Eingänge eines Kaninchenbaues mit Netzen und läßt ein oder mehrere Frettchen hinein, worauf dann die Kaninchen herausfahren und ſich in den Netzen fangen. Die Falken, die man in frühern Zeiten zur Jagd auf Haaſen, Reiher und andres Wild abrichtete, ſind jetzt faſt ganz außer Gebrauch gekommen (ſ. Falkenbeize). Wol aber gehört zu den, bei der Jagd zu gebrauchenden Thieren das Pferd, nicht bloß, inſofern man bei der Parforcejagd, dem Hetzen u. ſ. w. beritten ſein muß, ſondern auch beſonders, weil dies treue und kluge Thier, vor dem ſich das Wild nicht ſcheuet, ſich ſo abrichten läßt, daß es, in einer weidenden Stellung dahin ſchreitend, dem nebenher gehenden Jäger als Schirm dient, um nahe an das Wildpret zu kommen. Dies ſind die, wenigſtens in unſern Gegenden gebräuchlichen Arten, die Jagd auszuüben; außer ihnen gibt es aber auch viele Arten, das Wild durch Fallen, Netze und andre Vorrichtungen todt oder lebendig in ſeine Gewalt zu bekommen. Dem Hochwild pflegt man jedoch, außer den oben erwähnten Fangjagen, nicht auf dieſe

Art nachzuſtellen, ſelten auch den Haaſen und Feldhühnern: am öfterſten aber dem Raubzeuge, Wölfen und Füchſen, Mardern und den Wildgattungen, die man, wie Otter und Biber, ſelten zu Schuß bekommt, weil ſie ſich zu gut zu verbergen wiſſen und den geringen Federwildgattungen, deren Einzelne man keines Schuſſes werth hält, wie Droſſeln und Lerchen. Außer den Wolfs- und Bärengruben, die in unſern Gegenden wol kaum noch gebraucht werden, und den Selbſtſchüſſen, die, ihrer Gefährlichkeit für Menſchen und Hausvieh wegen, ziemlich abgekommen ſind, mögen wol die ſogenannten Prügel- und Mordfallen die älteſten ſein, bei denen das Wild, wenn es am Köder naſcht, durch einen herabfallenden Balken erſchlagen wird. Am gebräuchlichſten auf Wölfe, Füchſe, Biber, Ottern, wilde Katzen, Marder und Iltiſſe ſind aber die ſogenannten Schwanenhälſe oder Berlinereiſen und die Tellereiſen, die entweder mit Köder verſehen, das Wild anlocken, oder auf deſſen Wechſel geſtellt werden, ſo daß es hineintreten muß. Auf Wölfe und Füchſe pflegt man auch die Angeleiſen zu legen, welche, wenn das Wild den daran geſteckten Biſſen ergreift, durch Wiederhaken, die mittelſt einer Feder auseinander ſchnellen, demſelben im Rachen ſitzen bleiben; und zum Fange der Raubvögel hat man eigne Fangapparate, Habichtsſtoß und Rönne genannt, bei denen der, auf eine Taube oder dergleichen herabſtoßende Räuber ſelbſt ein Netz über ſich herzieht. Die Netze ſind entweder ſo beſchaffen, daß das Wild (meiſt Federwild) in dieſelben hineinſtößt, und ſich darin verwickelt, und hängen bleibt, oder ſo, daß das im Bereich der Netze einfallende oder ſich befindende Wild von demſelben überdeckt wird. Zu den erſten gehören, außer den oben berührten Fanggarnen für Hochwild, noch die Klebgarne, welche ſenkrecht an Stangen aufgehängt werden, und unter denen die Taggarne für Lerchen und der ſogenannte Schnepfenſtoß am bekannteſten ſind. Jene, die Lerchentaggarne, beſtehen aus 5 und mehrern Reihen oder Wänden 6 bis 7 Fuß hoher Garne, welche, zur Zeit des Sonnenunterganges gegen Morgen geſtellt und worauf die Lerchen zugetrieben werden: der Schnepfenſtoß aber iſt ein luftgraues Netz, welches auf freien Waldplätzen, wo Schnepfen zu ſtreichen pflegen, zur gehörigen Zeit in ſolcher Höhe aufgezogen wird, daß die durchſtreichenden Schnepfen hineinſtoßen und ſich verwickeln müſſen. Ferner gehören hieher noch der Entenfang, die Treibzeuge auf Faſanen, Feldhühner und Wachteln, und die Steckgarne auf Haaſen und Hühner, die entweder buſenreich, oder ſo geſtellt werden, daß ſie ſich allmälig verengern. Zur zweiten Abtheilung von Netzen aber gehören: der Tyraß, ein ziemlich großes Netz, welches von zweien Perſonen ſo geführt wird, daß ein durch den Hühnerhund markirtes Feldhuhn, eine Wachtel oder Bekaſſine damit überzogen und beim Herausſtieben gefangen wird: und die Heerde oder Schlaggarne, welche ſo gelegt werden, daß man ſie mittelſt einer Leine zuziehen, und die, durch Lockton, Köder oder Ruhr- und Lockvögel herbeigezognen Waſſerſchnepfen, Bekaſſinen oder kleinern Singvögel damit überdecken kann. Eine andre Art, das Wild zu fangen, ſind die Schlingen. Mit einfachen Schlingen oder Fangſchlingen von geglühtem Drath fängt man Haaſen oder Wieſel, mit eben ſolchen einfachen Schlingen oder Laufdohnen von Pferdehaaren, Schnepfen, Enten und auch wol andres Wild, indem man dieſe auf die Wechſel ſtellt, ſo daß das Wild hineintreten oder mit dem Kopf hineinfahren muß. Hängedohnen und Sprenkel, deren man ſich zum Fange der Droſſelarten und mancher Singvögel bedient, ſind ſo eingerichtet, daß die durch Beeren angelockten Vögel, entweder indem ſie mit dem Kopfe durch eine Schlinge fah-

ren, oder indem ſie auf ein Stellholz treten, welches abſpringt, am Halſe oder den Füßen gefangen werden. Außerdem fängt man kleinere Vögel auch wol durch Leimruthen, und mag, wenn man will, auch das Vergiften des Raubzeuges durch mit Krähenaugen oder Arſenik eingeriebnes Luder zur Jagd rechnen, obwol letztres Verfahren, als unwaidmänniſch, nur dem Nichtjäger und nur gegen Wölfe erlaubt ſein ſollte. Die Wildbenutzung oder der Theil der Jägerei, welcher ſich damit beſchäftigt, aus der Jagd den möglichſten Nutzen zu ziehen, erfordert: die Kenntniß der gehörigen Jagdzeiten für jede Art von Wild; die Beurtheilung, wie viel dem Wilde ohne Nachtheil für künftige Zeiten Abbruch gethan werden dürfe; die Kunſt das Wild auf die, ſeinem Werthe am wenigſten nachtheilige Art zu erlegen, eben ſo aufzubrechen, abzuwirken und zu zerlegen, ſeinen Transport zweckmäßig einzurichten, die Bälge gehörig zu erhalten, und endlich die Berechnungen des Geldertrages regelmäßig zu führen. Auch dieſer Zweig der Jagdwiſſenſchaft iſt mithin mit den andern unmittelbar und ſo verbunden, daß alle in einander greifen und keiner ohne den andern beſtehen kann. Das Ganze der Jägerei wird in dem anerkannt vortrefflichen Werke: Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber, von G. F. D. aus dem Winckell, 2te Aufl. (Leipzig 1820 — 22) abgehandelt. Preis aller 3 Bände 11 Thlr. Slj.

Jaggernat ſ. Dſchagernat.

Jagellonen, ſ. Polen.

Jahn, D. Friedrich Ludwig, — eine kräftige Natur, vielfach bewegt von der Zeit und von volksthümlich-pädagogiſchen Ideen, — iſt der Sohn eines Predigers in Pommern, geb. um das J. 1778. Seine Bildung war theils ſein Werk, theils das Erzeugniß der Zeitbegebenheiten, unter deren Einflüſſen er lebte. Deutſchland und Preußen von einem ſtolzen Feinde gedemüthigt zu ſehen, regte ſein tiefes Vaterlandsgefühl zu edlem Zorne auf. Auch mochten Fichte's Reden an die deutſche Nation ihn ergriffen und zu dem Beſchluſſe begeiſtert haben, die Wiederherſtellung des Volksgeiſtes durch die Entwickelung der Volkskraft zur Aufgabe ſeines Lebens zu machen. Er bekämpfte daher durch Lehre und Beiſpiel jede Art der Ausländerei, und trug durch Rede, Schrift und That viel dazu bei, den Stolz des Nationalgefühls zur mannhaften Abwehr alles Fremden zu erwecken. Da er die Zeit kommen ſah, wo ſein Vaterland Männer brauchen werde, die ſtark durch einen Willen, das Leben für den Sieg einzuſetzen, den Muth und die Kraft hätten, er aber die Grundlage ſolcher Geſinnung in dem urdeutſchen Nationalcharakter erkannte: ſo wandte ſich ſein Eifer auf die Wiederherſtellung der reinen Kraftſprache des deutſchen Volks und auf die volksthümliche Bildung der deutſchen Jugend. Die preußiſchen Jünglinge ſollten (und ſie haben bewieſen, daß ſie es ſchon waren) zu deutſchen Männern reifen für den Todeskampf der Freiheit und der Ehre des Vaterlandes. Das Mittel dazu glaubte Jahn in der Turnkunſt (ſeit 1810, vergl. die Art. Turnkunſt und Turnziel Bd. X.) gefunden zu haben, wenn nämlich mit der Körperkraft zugleich die Willenskraft volksthümlich ausgebildet würde. Es iſt nicht zu leugnen, daß er ein Ideal vor Augen hatte, welches Achtung verdient und ſelbſt vom Staate anfangs geachtet worden iſt; allein er verfolgte es mit dem kecken Trotze eines Reformators und ſtellte es an die Spitze der Nationalbildung, welche doch tiefere Wurzeln in dem Geiſte und in der Geſinnung des Menſchen hat. So vergaßen Jahn und ſeine Nachtreter in ihrer Einſeitigkeit, daß die Griechen die Gymnaſtik dem „Guten zum Schönen"

unterordneten, und daß die helleniſchen Turner zugleich den Grazien opferten. Übertreibung alſo und unweiſe Beſchränktheit verdarb das Gute, was Jahn wirklich erzielte; kein Wunder, daß Übertreibung und unweiſe Beſchränktheit auf der entgegengeſetzten Seite ſein Werk endlich vernichteten, und ſogar den Urheber deſſelben in einem ſtrafbaren Lichte erblickten. — Zugleich hatte Jahn auch als Schriftſteller auf die Belebung des deutſchen Nationalſinns unter der Jugend vielfach eingewirkt, und dadurch nicht wenig mit zu der Erhebung des Volks in dem großen Kampfe 1813 beigetragen; wie er denn ſelbſt unter den Freiwilligen, die ſich zum Theil in Breslau an ihn anſchloſſen, als Führer eines Bataillons an der Steckenitz im Felde geweſen, dann 1815 mit nach Paris gezogen iſt, und auch hier bei jedem Anlaß ſeinen Charakter derb ausgeſprochen hat. Um ihn ſammelten ſich überall viel ähnlich Geſinnte; beſonders hing die Turnjugend ſehr an ihm. Im J. 1817 hielt er in Berlin Vorleſungen über das deutſche Volksthum, welche auf viele Ohren draſtiſch wirkten. Übrigens war er vom Staate als Turnlehrer anerkannt und beſoldet. Allein Jahn und ſeine Anhänger, ſchon früher in politiſche Vereine (S. d. Art. Tugendbund Bd. X.) verflochten, konnten nicht gleich ihr aufgeregtes Kraftgefühl, noch weniger das der kecken, hochfahrenden Jugend, in die Schranken der Mäßigung, des Anſtandes und der altbürgerlichen Anſichten zurückdrängen. Es zeigten ſich hier und da Schaumblaſen, als Spuren eines verborgenen Feuers, oder — des Siededampfes jugendlicher Schwärmerei. Da wandte ſich der ſchon vielfach gereizte Argwohn auch gegen den Altmeiſter der Turner. Die Turnplätze wurden im J. 1819 geſchloſſen, und Jahn ſelbſt im Juli, da er eben einem Rufe nach Greifswalde als Profeſſor zu folgen im Begriff war, als demagogiſcher Umtriebe verdächtig, zuerſt nach Spandau, dann nach Cüſtrin gebracht und zuletzt vor eine Immediat-Commiſſion in Berlin geſtellt. (Vergl. d. Art. Umtriebe Bd. X.). Die Theilnahme an ſeinem Schickſale bewies ſich durch Subſcriptionen für ſeine Familie; auch wurde ſeiner Frau der Gehalt ihres Mannes fortwährend ausgezahlt. Noch iſt ſeine Straffälligkeit nicht rechtlich ausgeſprochen; ſelbſt die mainzer Central-Unterſuchungs-Commiſſion hat keine thatſächlichen Beweiſe ſeiner Schuld aufgefunden. Indeß ſtellte man ihn, nach einem Befehle des Miniſters vom 8. Apr. 1820, bis zur rechtskräftigen Entſcheidung, als Feſtungsgefangnen in Colberg unter Aufſicht, ließ ihm jedoch ſeinen Gehalt von 1000 Thlr. und ſeine Familie lebt bei ihm. Im J. 1822 wurde ſeine Sache auf's neue in Unterſuchung gezogen. Jahn hat geſchrieben über das deutſche Volksthum 1809, N. A. 1817, im J. 1814 die Runenblätter. Auch war er Mitglied der deutſchen Geſellſchaft in Berlin. Jahn's und Eiſelen's deutſche Turnkunſt erſchien zu Berlin 1816.

Jahr heißt der Zeitraum, in welchem die Erde ihren Lauf um die Sonne einmal vollendet, und die davon abhängigen Veränderungen in der Natur zurückkehren. In der Vorzeit, wo man glaubte, daß ſich die Sonne um die Erde bewege, nannte man dieſen Zeitraum ein Sonnenjahr. Die Beſtimmung des Sonnenjahrs, welche tiefe Kenntniß der Aſtronomie und genaue Beobachtung foderte, konnte nur nach und nach mit Genauigkeit erfolgen. Nach Herodot waren die Ägypter die erſten, deren Beſtimmungen ſich der wahren Größe des Sonnenjahres näherten. Sie theilten es in 12 Monate, jeden zu 30 Tagen, ſo daß ihr Jahr 360 Tage enthielt, und die Bewohner Thebens, welche auf den Lauf des Mondes keine Rückſicht nahmen, ſetzten noch 5 Tage hinzu. In der Folge bemerkten ſie zwar, daß der Hundsſtern (Sirius),

deſſen Wiedererſcheinung vor Sonnenaufgang die Überſchwemmung des Nils ankündigte, alle vier Jahr um einen Tag ſpäter aus den Sonnenſtrahlen hervortrat; allein das Jahr von 365 Tagen war mit ihrer Feſtrechnung ſo verwebt, daß eine Änderung mit Schwierigkeit verbunden war; und wiewol die Feſte jährlich fortrückten und in andre Jahreszeiten fielen: ſo blieb doch jene Beſtimmung, bis Ägypten unter die Herrſchaft der Römer kam, wo die Zeitbeſtimmung Jul. Cäſars eingeführt wurde. In Griechenland hatte man das Jahr richtiger zu 365¼ Tag beſtimmt, und der griechiſche Aſtronom Soſigenes hatte dies dem julianiſchen Kalender zum Grunde gelegt (ſ. Kalender). Aber ſchon der Aſtronom Hipparchus in Alexandrien hatte ungefähr 150 J. vor Chriſto durch Beobachtung gefunden, daß das Sonnenjahr nur 365 T. 5 St. 55 Min. habe. Seine Verbeſſerungsvorſchläge blieben unbeachtet. Neuere Beobachtungen haben aber gelehrt, daß das Jahr um noch etwa 11 Min. 15 Sec. kürzer ſei, als das Julianiſche. La Lande beſtimmt es auf 365 T. 5 St. 48. Min. 35 Sec. 30. Tertien; v. Zach auf 365 T. 5. St. 48. Min. 48,016 Sec. Dieſe ſo genau beſtimmte Zeitperiode nennt man das aſtronomiſche Jahr, von welchem das bürgerliche in den Kalendern unterſchieden werden muß. Letztres hat, weil man dort die Tage nicht theilen kann, nur 365 Tage, und ſtimmt daher mit dem aſtronomiſchen nicht völlig überein. Wegen der übrigen 5 St. 48 Min. u. ſ. w. wird alle 4 Jahre zwiſchen dem 23. und 24. Febr. ein Tag eingeſchaltet, (Schalttag), und ein Jahr, welches auf dieſe Weiſe 366 Tage bekommt, heißt Schaltjahr, jedes andre aber ein gemeines Jahr. Unter Mondenjahr verſteht man die Zeit der 12 Umdrehungen des Mondes, welche nach La Lande 354 T. 8. St. 48 Min. 37 Sec. ausmachen. Das Mondenjahr iſt daher 10 Tage 21 St. kürzer als das Sonnenjahr. Viele alte Völker zählten nach Mondenjahren. Ein feſtes Jahr findet dann Statt, wenn die Nachtgleichen und Jahreszeiten bei beſtimmten Tagen bleiben; rücken aber dieſe fort, ſo nennt man das Jahr wandelbar. So war das julianiſche Jahr ein wandelbares, das gregorianiſche dagegen iſt ein feſtes. Endlich iſt noch der Unterſchied zwiſchen dem tropiſchen, ſideriſchen und anomaliſtiſchen Jahre zu merken. Das oben ſogenannte aſtronomiſche Jahr nämlich, heißt auch das tropiſche, weil ſeine Dauer von der Rückkehr der Sonne zu den Nachtgleichen oder Sonnenwenden (Tropen) abhängig iſt. Hievon unterſcheidet ſich das ſideriſche Jahr (die Zeit, welche die Sonne anwendet, um wieder zum nämlichen Fixſterne zu gelangen), und welches 20′ 5,7″ länger iſt; und das anomaliſtiſche um 26′ längere Jahr, d. h. derjenige Zeitraum, welchen die Sonne gebraucht, um einen gewiſſen Punkt ihrer Bahn, der der Punkt der Sonnenferne heißt, wieder zu erreichen. Das Jahr der Juden beſteht aus 12 Monaten, welche mit 29 und 30 Tagen abwechſeln. Ihr Schaltjahr hat einen ganzen Monat mehr, welcher zwiſchen den 6. und 7. Monat eingeſchoben wird. Ihr Neujahrstag iſt der Tag des erſten Neumonds nach der Herbſtnachtgleiche. Innerhalb der 19jährigen Periode, nach welcher ſie rechnen, haben ſie 7 Schaltjahre, nämlich das 3., 6., 8., 11., 14., 17. und 19. Bei den Perſern hat ſchon 1079 nach Chriſti Geb. der Sultan Gelal ein Jahr eingeführt, welches dem aſtronomiſchen Jahre näher kommt, als das Gregorianiſche. Bei dieſem fällt 7 Mal nach einander alle 4 Jahre ein Schaltjahr ein, das 8te Mal aber nach 5 Jahren erſt. Die Republikaner in Frankreich bedienten ſich eines feſten Jahres, welches ebenfalls genauer als das Gregorianiſche war. Die Periode von 36,400 Jahren foderte 20,929 Schalttage, daher wurde am Ende des Jahres

Digitized by Google

ein Tag eingeſchaltet, ſo oft die Herbſtnachtgleiche auf den 2. Tag des neuen Jahrs fiel. (Kalender.)

Jahr und Tag, ſ. Friſt.

Jamaica, eine von den großen Antillen, 270 Q. M. groß, liegt unter dem 18 Gr. N. B. und 60 Gr. W. L., und iſt die wichtigſte Inſel der Engländer in Weſtindien. Colombo entdeckte ſie auf ſeiner zweiten Reiſe 1494 und nannte ſie St. Jago. Sein Sohn Diego war der erſte ſpaniſche Gouverneur auf derſelben. Damals war die Bevölkerung der Inſel ſehr zahlreich; allein die Urbewohner wurden mit unerhörter Grauſamkeit vertilgt und in wenigen Jahren gegen 60,000 niedergemacht. Im J. 1654 ſchickte Cromwell eine Flotte dahin, welche die Inſel für die Britten eroberte und ihr den Namen Jamaica beilegte. Da viele unzufriedene Königlichgeſinnte und mehrere Pflanzer aus Barbados dahinzogen, ſo ward ſie bald wieder volkreich und angebaut, ſo daß nach wenigen Jahren 60,000 Weiße und 120,000 Neger auf derſelben lebten. Allein in dem ſchrecklichen Erdbeben, welches 1692 faſt der ganzen Oberfläche der Inſel eine andre Geſtalt gab, kamen mehr als 18,000 Menſchen um; dies Unglück ward durch eine nachfolgende Peſt noch um ein Großes vermehrt. Seit der Zeit hat ſich Jamaica nie wieder ganz erholt, ſo daß die Volkszahl im J. 1812 nur an 360,000 Köpfe betrug, unter denen etwa 40,000 Europäer, die übrigen aber ſämmtlich Neger und Mulatten waren. Das Klima der Inſel iſt ungeſund, am Tage heiß, in der Nacht kalt und feucht; der Boden aber iſt vortrefflich angebaut. Er erzeugt mehr als die Hälfte von allem, in Großbritannien nöthigen Zucker, Kaffe, Kakao, Indigo und Baumwolle, hat ſchöne Waldungen (vorzüglich Mahoganyholz), treffliche Weiden, auch den Zimmtbaum, der aus Ceylon dahin verpflanzt worden iſt. Im innern Gebirge der Inſel beſteht eine kleine Negerrepublik, mit einer Stadt von ungefähr 2000 Seelen, welche die Engländer für unabhängig erklärt haben. St. Jago de la Vega oder Spaniſh Town iſt die Hauptſtadt; ein anſehnlicher Ort iſt Kingſton; Port-Royal ein guter Hafen. Die Inſel wird durch einen königlichen Gouverneur, zwölf Räthe und durch Abgeordnete des Volks regiert.

Jamblichus, ein berühmter eklektiſcher Philoſoph aus Chalcis in Cöleſyrien unter der Regierung Conſtantin d. G. Er machte ſich als Schwärmer, Prophet, Geiſterbeſchwörer und Wunderthäter berühmt, und war ein Anhänger des Plotinus und Schüler des Porphyrius. Man gab ihm ſogar den Beinamen des Göttlichen, und er hatte einen großen Anhang. Manche wunderbare Dinge wurden von ihm erzählt und auch geglaubt, die ſeinen Ruf noch mehr verbreiteten. Von ſeinen vielen Schriften iſt noch übrig ein Bruchſtück über Pythagoras, worin von dieſem berühmten alten Philoſophen manches Seltſame und Unglaubliche berichtet wird. (Neueſte Ausgabe von Kiesling, Leipzig 1816) Eine andre Schrift unter ſeinem Namen über die ägyptiſchen Myſterien iſt, wie Meiners gezeigt hat, der Unechtheit höchſt verdächtig.

James (St.), ſ. London.

Janitſcharen (durch Verſtümmelung entſtanden aus Jenkidſchari, Jen-Ytschjeri) heißt der beſte und ſehr in Ehren ſtehende Theil des türkiſchen Fußvolks. Dieſes Corps ward unter Murad oder Ammurath I. im J. 1362 errichtet, und beſtand aus 8 bis 9000 Mann. Dieſer wollte ſein Reich durch eine Miliz erhalten, die an Mannszucht und Anſtrengungen gewöhnt, und durch beſondre Vortheile und Vorrechte an den Dienſt gekettet wäre. Nachdem er ſeine Eroberungen in Europa bis an die Donau erweitert hatte, hob er daher den fünften Theil

der Chriſtenkinder in ſeinem Reiche aus, die über 15 Jahre alt waren, und überließ ſie zwei bis drei Jahre lang der Aufſicht von Landleuten, welche ſie abhärten und in der mohammedaniſchen Religion unterrichten mußten. Hierauf übte man dieſe jungen Leute in den Waffen und ſuchte durch die Gewöhnung an Blutvergießen alles Mitleid in ihnen auszutilgen. War dies geſchehen, ſo wurden ſie den Janitſcharen einverleibt. Ihren Namen haben ſie einem Derwiſche zu danken, der ſie bei der Einweihung Jen-Ytschjeri, d. h. neue Soldaten nannte, und einem der Befehlshaber ſeinen Rockärmel auf den Kopf legte, weßwegen noch jetzt an allen Janitſcharen-Mützen, die hoch und von weißer Farbe ſind, eine Art von Aermel herabhängt. Die Zahl der eigentlichen Janitſcharen der Pforte erſtreckt ſich nur auf 40,000 Mann. Anfangs wurden ſie nur durch Chriſtenkinder, jetzt aber durch geborne Türken, ja auch häufig durch Janitſcharenkinder ergänzt. Ihr höchſter täglicher Sold iſt, Kleidung und Eſſen abgerechnet, 12 bis 15 Aſper (60 machen einen Thaler); doch haben ſie viele Vorrechte, und ſind von vielen Abgaben, ſelbſt vom Kopfgelde frei. Sie ſind in 162 (196) Regimenter (Kammern, Orta's) eingetheilt, deren jedes nicht über 800 Mann, gewöhnlich aber weit weniger enthält. Eine jede Orta hat einen oberſten Befehlshaber (Aga), einen Unterbefehlshaber (Orta-Baſchi), einen Hauptmann (Schiurbaſchi), und einen Koch, der in großem Anſehn ſteht, und deſſen Staatskleidung mit ſilbernen Löffeln, Meſſern und dergl. behangen iſt. Über der Stirn tragen ſie ein ledernes Futteral, in welchem ein hölzerner Löffel ſteckt, ohne welchen ſie nie erſcheinen. Das größte Mißgeſchick ſetzen ſie in den Verluſt ihrer Kochtöpfe oder Feldkeſſel, die ſie mehr als ihre Fahnen achten. Sie führen eine lange ſchwere Flinte, einen kurzen Säbel, ein Meſſer, und im Gürtel ein Piſtol, welche Waffen in Friedenszeiten in Konſtantinopel verwahrt werden, wofür ſie dann bloß einen langen Stab führen. Sie greifen den Feind gewöhnlich ohne Ordnung und mit dem lauten Ausruf: Allah (Gott) wüthend an, müſſen jedoch, da ſie ganz ohne Taktik fechten, gegen geübte Soldaten ſtets verlieren, weswegen ſie auch jetzt bei weitem nicht mehr ſo furchtbar ſind, als ehemals, beſonders in der Mitte des 17. Jahrh. Außer den eigentlichen Janitſcharen, welche die reguläre türkiſche Infanterie ausmachen, gibt es noch eine aus 100,000 Mann beſtehende Armee, die ebenfalls Janitſcharen heißen, aber nur eine, aus anſäßigen Türken beſtehende Miliz ſind. Dieſe dienen gänzlich ohne Sold, ſind durch alle Theile des Reichs zerſtreut und ziehen äußerſt ſelten zu Felde. Aus den eigentlichen Janitſcharen wird die Leibwache des Sultans genommen, welcher ſich jedesmal bei ſeiner Thronbeſteigung in eine Orta derſelben mit dem beſtimmten Solde von 7 Aſper für den Tag einſchreiben läßt. In den Orta's herrſcht übrigens eine große Ordnung und Reinlichkeit, ſo wie in dem Heere ſelbſt ein gewiſſes Ehrgefühl, welches keinem Diebe, keinem lüderlichen Menſchen ꝛc. den Aufenthalt in demſelben geſtattet. Auch liefert das Militärinſtitut der Janitſcharen das einzige Beiſpiel eines öffentlichen Anathema oder Banns, welches in der ganzen Geſchichte der Ottomanen vorkommt. Während der Entthronung Osmanns II. wagte es ein Janitſchar von der 65ſten Compagnie, ſeine Hand gegen den gefallnen Monarchen zu erheben und ihn öffentlich in den Straßen der Stadt zu ſchmähen. Murad III., der Bruder und Nachfolger Osmanns, beſtrafte den Frevel, indem er die ganze Compagnie vernichtete. Das Andenken an das Verbrechen, ſo wie an die Strafe, wird erhalten und jeden Mohat zweimal erneuert. Am Mittwoch nämlich, wo man an die verſchiednen Kammern die Lich-

ter vertheilt, wird die 65ſte Compagnie zwar aufgerufen, ihre Ration in Empfang zu nehmen, aber bei dem zweiten Aufrufe ſpricht ein Offizier folgende Worte aus: „Laß ihre Stimme ſchweigen; laß ſie gänzlich erloſchen ſein.“ Die Reformen, welche man mehrmals mit dieſer Miliz hat vornehmen wollen, haben wegen der Vorrechte der Janitſcharen den heftigſten Widerſtand gefunden und mehrere Revolutionen zur Folge gehabt.

Janſen, Janſenismus, Janſeniſten. Janſen (Cornelius), geb. 1585, Lehrer der Theologie zu Löwen, und ſeit 1636 Biſchof zu Ypern in den Niederlanden, verdankt ſeinen Ruf, der den Namen des ältern, als Exeget bekannten Corn. Janſen (Biſchof zu Gent, † 1571) verdunkelt, der großen Theilnahme ſeines Jahrh. an den theologiſchen Streitigkeiten über die Gnadenwahl und den Gnadenbeiſtand (ſ. d. Art. Gnade). Hauptſächlich durch die verſchiednen Darſtellungen dieſer Lehre beim Auguſtinus, der ſich gegen die Manichäer anders als gegen die Pelagianer ausdrücken mußte, wurden ſie im Zeitalter der Reformation von neuem angeregt, und die Unbeſtimmtheit und Folgewidrigkeit der päpſtlichen Erklärungen in dieſer Sache gab ihnen freies Feld, ſelbſt in der katholiſchen Kirche, wo der Stolz und Ordensneid der Dominikaner und Auguſtiner, die ſich zu dem ſtrengen antipelagianiſchen Lehrbegriffe Auguſtins bekannten, auf der einen, und die Ränke der, auf mildere Auslegungen deſſelben ausgehenden Franziskaner und Jeſuiten auf der andern Seite, dieſen ärgerlichen Streit immer lebhafter unterhielten. Ein Triumph für die letztern ſchien 1567 die Verdammungsbulle des Papſtes über 76 Sätze aus den Schriften des Kanzlers und Inquiſitors zu Löwen, Michael Bajus († 1589), eines gelehrten Vertheidigers der auguſtiniſchen Anſicht. Aber zu weit war auf der andern Seite der ſpaniſche Jeſuit Ludwig Molina († 1600) in ſeinem mehr als ſemipelagianiſchen Commentar zur Dogmatik des heil. Thomas von Anquino gegangen. Die lebhaften moliniſtiſchen Streitigkeiten nöthigten den Papſt 1598 zur Niederſetzung der Congregation de auxiliis (einer Commiſſion zur Unterſuchung der Meinungen vom Gnadenbeiſtande) zu Rom, und da dieſe den Frieden nicht zu ſtiften vermochte, 1611 zu dem weiſen Gebot eines gänzlichen Stillſchweigens der ſtreitenden Orden über dieſe Lehre. Janſen, welcher dem auf der löwener Univerſität immer noch geltenden, ſtreng auguſtiniſchen Lehrbegriffe zugethan war, ſtarb 1638 zu Ypern, unangefochten im Rufe ausgezeichneter Sittenreinheit und Frömmigkeit. Sein Auguſtinus aber, ein Buch in welchem er die auguſtiniſche Lehre von der freien Gnade aufgefriſcht, und, mit wenig verhüllter Anfechtung des Semipelagianismus der Moliniſten, als die wahre Orthodoxie empfohlen hatte, regte bei ſeinem Erſcheinen (1640) den Streit von neuem auf. Seine Anhänger erklärten die Bulle Urbans VIII., die daſſelbe auf Betrieb der Jeſuiten 1643 verbot, für untergeſchoben, die Univerſität Löwen proteſtirte feierlich wider das Verbot, und auch in Frankreich konnte es den Beifall nicht unterdrücken, mit welchem angeſehene Theologen den Auguſtinus aufnahmen. Janſens alter Freund, der als Führer der Nonnen von Port-Royal und eifriger Gegner der Jeſuiten, ſo wie durch ſeinen Myſticismus und ſeine düſtre Frömmigkeit bekannte Abt von St. Cyran, Jean du Vergier de Havranne († 1643), hatte hier ſchon die Gemüther darauf vorbereitet. Die Gelehrten von Port-Royal, Nicole, Perrault, Pascal (deſſen Provinzialbriefe alte Sünden der Jeſuiten aufgedeckt hatten), und vor allem Anton Arnauld (geb. 1612, ſeit 1643 Doctor der Sorbonne); Männer, die eben ſo durch ſeltne Talente und Kenntniſſe, als durch aufrichtige Religioſität und unbeſcholtne Tugend ausgezeich-

net, ſich anerkannte Verdienſte um die Wiſſenſchaften erworben haben, übernahmen die Vertheidigung des Janſenismus, und die Bulle, in welcher der Papſt 1653 fünf Sätze aus Janſen's Auguſtinus beſonders verdammte, fand ſchon eine bedeutende Gegenpartei. Dieſe 5 Sätze: „1) gewiſſe Gebote Gottes können von den Frommen nicht gehalten werden, und es fehlt ihnen, auch wenn ſie den Willen dazu haben, hinreichender göttlicher Beiſtand; 2) den Gnadenbewirkungen kann im Naturzuſtande Niemand widerſtehen; 3) um von Gott etwas zu verdienen, darf der Menſch nicht eben frei von aller (auch innerer) Nothwendigkeit, ſondern nur frei vom (äußern) Zwange handeln; 4) die Ketzerei der Semipelagianer beſtand darin, daß ſie lehrten, der Naturmenſch habe das Vermögen, die zuvorkommende innere Gnade auszuſchlagen, oder anzunehmen; 5) es iſt ſemipelagianiſch geredet, daß Chriſtus für alle Menſchen geſtorben ſei;" ſtanden wirklich in Janſen's Schrift, ſeine Anhänger machten aber den feinen Unterſchied, daß ſie darum nicht gerade Janſen's Sätze, und in dem Sinne zu verwerfen wären, in dem er ſie gemeint. Hieraus entſtand die wichtige Frage, ob der Papſt, dem man das Urtheil über die Richtigkeit vorgetragner Glaubenswahrheiten noch nicht abſprechen wollte, auch befugt ſei, über eine hiſtoriſche Thatſache zu entſcheiden. Alexander VII. wagte dies 1656 in einer beſondern Conſtitution, worin er unumwunden behauptet, Janſen habe die 5 Sätze wirklich in dem verworfnen Sinne gemeint, und ſetzte die Janſeniſten dadurch in die Nothwendigkeit, entweder zu widerrufen, oder ſich von der römiſchen Kirchengemeinſchaft zu trennen. Ob nun wol ihre Proteſtation gegen dieſe unerhörte Anmaßung des römiſchen Hofes, wiſſen und beſtimmen zu wollen, was ein verſtorbner Schriftſteller ſich bei Äußerungen, die eine doppelte Auslegung zuließen, gedacht habe, keinen Unbefangenen befremden konnte: ſo wurde ſie doch für eine Anfechtung der Untrüglichkeit des Papſtes angeſehen, und ſelbſt von Ludwig XIV. übel aufgenommen. Denn dieſer fing ſeit 1661 an, ſich in dieſen theologiſchen Streit zu miſchen, und die bei Hofe als Bußprediger und ſtrenge Sittenrichter ohnehin verhaßten Janſeniſten auf das ſtrengſte zu verfolgen. Da indeß ihr Anhang unter der franzöſiſchen Geiſtlichkeit und den Großen des Reichs zu bedeutend wurde, als daß man ſie hätte zur unbedingten Unterſchrift der Bulle Alexanders VII. zwingen können, verſchaffte ihnen der Vergleich mit Clemens IX., 1668, worin ihnen eine bedingte Unterſchrift erlaubt war, und das Mißverſtändniß der Höfe von Rom und Verſailles über die ſpaniſchen Angelegenheiten, auf einige Jahre Ruhe. Zwar ſtarb 1697 ihre vornehmſte Gönnerin, Anna, Herzogin von Longueville, berühmt als vornehmes Werkzeug der Fronde, und Schweſter des großen Condé, und Arnauld ging in demſelben Jahre, um perſönlichen Verfolgungen auszuweichen, in die Verbannung nach den Niederlanden, wo er jedoch bis an ſeinen Tod (1700) der eifrigſte und geachtetſte Sprecher des Janſenismus blieb; aber Innocenz IX. († 1689), ein Freund der Tugend und des Rechts, begünſtigte dieſe Partei in eben dem Grade, als Ludwig XIV. und die Jeſuiten ihm entgegenwirkten. Auch machten die Janſeniſten ſich dieſes Vorzugs und der Gunſt des beſſern Theils der Gebildeten in Frankreich würdig. Daß ſie den Vortrag der Theologie von hierarchiſchen Feſſeln zu befreien, und eine genauere Bekanntſchaft des Volks mit der Bibel zu befördern ſuchten, der gedankenloſen Werkheiligkeit und dem todten Formelweſen eine ernſtliche Theilnahme des Geiſtes und Herzens an den Übungen der Andacht und ſtrenge Sittlichkeit im Leben entgegenſtellten, waren unleugbare Verdienſte, neben denen die Übertreibungen

einer immerwährenden Bußzucht und Selbſtpeinigung, durch die ſie als Schüler Auguſtins ihren Ernſt zur Heiligung bewähren zu müſſen glaubten, mindeſtens verzeihlicher erſcheinen, als die lockern Grundſätze des Jeſuitismus. Um ſo unverzeihlicher waren ſie in den Augen der Jeſuiten. Doch blieb der Janſenismus, ungeachtet aller Bedrückungen von Seiten des Hofes, in der Mode. Pater Quesnel's moraliſche Betrachtungen über das neue Teſtament, in dieſer Zeit das geleſenſte Buch, gaben ihm neue Nahrung. Die Sorbonne entſchied 1702 den Gewiſſensfall (cas de conscience), ob ein des Janſenismus verdächtiger Prieſter die Abſolution ertheilen könne, bejahend, und der allgemein geachtete Erzbiſchof von Paris, Kardinal von Noailles, brauchte ſeine Gewalt nicht ſtrenger gegen die Janſeniſten, als es zum Frieden der Kirche nöthig war. Clemens XI. handelte anfangs in demſelben Sinne, allein La Chaiſe († 1709) und deſſen Nachfolger in der Seelſorge Ludwigs XIV., der Jeſuit Le Tellier, drangen auf gewaltſamere Schritte, worin ſie der König, deſſen kranker Phantaſie Janſenismus und Aufruhr gleich galt, redlich unterſtützte. Quesnel, nun das Oberhaupt der Janſeniſten, wurde aus der Reihe der Väter des Oratoriums ausgeſtoßen und in die Verbannung gejagt, wo er 1709 zu Amſterdam ſtarb, ſein N. T. 1708 verboten, das Kloſter Port-Royal des Champs, das man als die Feſtung der Janſeniſten betrachtete, durch die königliche Polizei 1709 aufgehoben, die Nonnen zerſtreut, die Gebäude niedergeriſſen, und das Werk der Finſterniß endlich durch die, dem Papſte von Le Tellier abgezwungene Conſtitution Unigenitus 1713 gekrönt. Dieſe nicht weniger von grober Unwiſſenheit, als von wüthender Rachſucht dictirte Bulle, verdammte 101 Sätze aus Quesnel's Teſtament, welche hier zwar nur im janſeniſtiſchen Sinne verſtanden werden ſollten, aber im Grunde meiſt Sprüche der Bibel, liturgiſche Formeln und Lehrſätze rechtgläubiger Kirchenväter waren: daher ſie nur Unwillen und Spott erregte, und die Zahl der Freunde des Janſenismus vermehrte. Ludwig XIV. ſtarb 1715 über den Bemühungen, ſie in Frankreich geltend zu machen; und bei dem Kaltſinn des Regenten, konnte Noailles mit dem größten Theile der franz. Geiſtlichkeit ungeahndet wider dieſe Conſtitution an ein zu haltendes allgemeines Concilium appelliren. Obwol die Janſeniſten dieſe Appellation zuerſt einlegten, ſo ſind ſie doch nicht mit den Appellanten (ſ. d. Art. Unigenitus) zu verwechſeln, denn viele der letztern verwarfen die Bulle, ohne ſich zum Janſenismus zu bekennen. Indeß hatten ſie in Frankreich gleiches Schickſal, da die Miniſter Dubois und Fleury, aus Gefälligkeit gegen den Papſt, auf unbedingte Annahme der Bulle drangen, und alle Weigerer nachdrücklich verfolgten. Viele Janſeniſten wanderten nach den Niederlanden aus, die Blüthe ihrer Partei neigte ſich zu Ende, und die Wunder (Geneſungen und plötzliche Bekehrungen) am Grabe ihres durch wüthende Selbſtpeinigungen früh aufgeriebenen Heiligen François de Paris († 1727), konnten nur für Schwärmer und den pariſer Pöbel Beweiskraft haben. Die ſeit 1731 aufgekommenen Rasereien der Convulſionärs, Menſchen, die auf dem Grabe dieſes wunderlichen Heiligen in Krämpfe und Zuckungen geriethen, und den Janſenismus mit begeiſterten Worten anprieſen; der Securiſten, die ſich zu ihren Zuckungen noch beſondre Hülfe leiſten, und mit Fußtritten, Schlägen und Stichen martern ließen; der Naturaliſten und Figuriſten, welche bald die Hülfloſigkeit des unbegnadigten Naturmenſchen, bald die Reinheit der Kirche Chriſti durch unanſtändige Entblößungen darzuſtellen ſuchten; der Discernanten und Melangiſten, die ſich über die Frage ſtritten: ob Gott oder der Teufel

die Zuckungen hervorbrächte, und andre ſchwärmeriſche Janſeniſten- und Appellanten-Parteien mehr, mußten eine Sache, deren man ohnehin nach gerade müde ward, vollends lächerlich machen, und die ernſten Maßregeln der Polizei, das fortgeſetzte Verbrennen der janſeniſtiſchen Bücher, die häufigen Verhaftungen, am meiſten aber das höchſt natürliche Verlöſchen jenes Eifers ſie endlich in Vergeſſenheit bringen. Seit dieſer Zeit hörte der Janſenismus auf, in Frankreich als öffentliche Erſcheinung zu beſtehen. Seine reine Moral und ſtrenge Theologie behielt zwar auch hier immer Freunde, und eine Partei der Geiſtlichkeit, die durch ihre Bereitwilligkeit zum Conſtitutionseide in der Revolution bewies, daß ſie ſich lieber vom Papſte, als von ihrer Meinung trennen möchte; allein wenn auch der alte Zwieſpalt der Janſeniſten und Moliniſten in dem Gegenſatze der geſchwornen und nichtgeſchwornen Prieſter in Frankreich bis auf die neueſte Zeit fortlebte: ſo hat ſich doch nur in den vereinigten Niederlanden eine eigne, öffentlich anerkannte kirchliche Geſellſchaft der Janſeniſten gebildet, welche ſich, zufolge der auf der janſeniſtiſchen Provinzialſynode zu Utrecht 1763 gefaßten Beſchlüſſe, zwar nicht von der katholiſchen Kirche ausſchließen will, auch den Papſt als geiſtliches Oberhaupt achtet, aber ſeine Untrüglichkeit leugnet, die Conſtitution Unigenitus verwirft und davon fortwährend an ein allgemeines Concilium appellirt, dabei den auguſtiniſchen Lehrbegriff und ſeine moraliſche Strenge feſthält, und den innern Gottesdienſt als das vorzüglichſte Merkmal der Frömmigkeit betrachtet. Dieſe Janſeniſten, die ſich am liebſten Schüler des heil. Auguſtinus nennen laſſen, haben ſeit 1723 einen eignen Erzbiſchof zu Utrecht, und zu Harlem und Deventer Biſchöfe, eine Geiſtlichkeit, die der Civilobrigkeit unterworfen, ohne äußere Macht und Reichthum ihre Beſtimmung um ſo treuer erfüllt, und eine wohlgeordnete Kirchenverfaſſung, deren geſetzliche Geſtalt und Dauer ſie, fortwährend vom Papſte als Abtrünnige und Schismatiker verurtheilt, dem Schutze einer proteſtantiſchen Regierung verdanken, und auch jetzt noch beibehalten dürfen.

Januarius (der heilige), ehemals Biſchof zu Benevent, wurde zu Anfange des 4. Jahrh. als chriſtlicher Märtyrer nach vielen Martern zu Puzzuoli enthauptet, und wird als Schutzpatron des Königreichs Neapel verehrt, dem zu Ehren auch der Januariusorden daſelbſt 1738 geſtiftet worden iſt. Sein Körper liegt zu Neapel in der Hauptkirche begraben; allein das Haupt nebſt zwei Fläſchchen von ſeinem Blute, welches eine fromme Matrone bei ſeiner Enthauptung aufgefangen haben ſoll, wird in einer beſondern Kapelle verwahrt. Von dieſem Blute behaupten die Neapolitaner, daß es, auch noch ſo hart geronnen, dennoch zu fließen anfange, ſobald es ſich dem Haupte des Heiligen nähere. Jährlich wird am erſten Sonntage des Monats Mai ein Verſuch damit gemacht; man glaubt, der Schutzheilige ſei vorzüglich gut gegen das Land geſinnt, wenn ſich das Blut ſtark in dem Fläſchchen bewege und hellroth werde, da man hingegen aus dem Gegentheil traurige Beſorgniſſe für das Wohl des Landes faßt.

Janus, eine uralte Gottheit der Römer, welche den Griechen völlig unbekannt war, und für pelasgiſchen Urſprungs gehalten wird. Die Pelasger glaubten nämlich zwei höchſte Gottheiten, unter denen ſie ſich die Natur und ihre Befruchtung dachten. Zuweilen wurden ſie als zwei verſchiedne Weſen, männlichen und weiblichen Geſchlechts, zuweilen aber auch in einem einzigen vereint dargeſtellt. Dieſe Gottheit nahmen nun die Aboriginer oder Lateiner von den Pelasgern an und nannten ſie Janus. In ihm verehrten ſie den Gott der Götter (wie ihn

die ſaliariſchen Gedichte nennen), den Regierer des Jahres und aller menſchlichen Schickſale, den Gebieter über Krieg und Frieden. Man bildete ihn mit einem Scepter in der rechten und einem Schlüſſel in der linken Hand, auf einem ſtrahlenden Throne ſitzend; auch ward er mit zwei Geſichtern vorgeſtellt (einem jugendlichen und einem bejahrten), von welchen eins vorwärts, das andre rückwärts ſah. Einige erkennen darin das Symbol der Weisheit, welches in die Vergangenheit und Zukunft ſchaut; Andre erklären es von der Wiederkehr des Jahres, der Jahreszeiten oder von den Weltgegenden, da man ihn auch mit vier Geſichtern abgebildet fand, und von ſeiner doppelten Verrichtung, die Himmelsthür auf- und zuzuſchließen. Plutarch endlich erklärte es ſo, daß Janus den Ackerbau aus Theſſalien nach Latium gebracht habe, daher ein Kopf nach Griechenland, der andre nach Latium ſchaue. Einige glauben, Janus ſei mit der andern höchſten Gottheit der Urvölker Italiens, mit dem Saturnus, in Eine Perſon zuſammengeſchmolzen, worüber man folgende Mythe erzählt. Janus war einer der alten Könige der Lateiner, er lehrte ſein Volk den Ackerbau und führte zweckmäßige Geſetze und gottesdienſtliche Gebräuche ein. Saturn, von ſeinen Kindern vertrieben, flüchtete nach Latium, wurde von Janus gut aufgenommen und zu ſeinem Mitregenten erwählt. Unter ihrer Regierung ſah Latium ſein goldnes Zeitalter. Ovid (in den Faſten I. 90 u. ſ. f.) ſagt vom Janus: Er war Oberthürhüter im Himmel und auf Erden, öffnete die Himmelspforte, um den Tag herauszulaſſen, und verſchloß ſie wieder, wenn er am Abende zurückgekehrt war. Alle Arten von Ein- und Ausgängen ſtanden unter ſeinem Schutze. Nach ihm hieß die Thür janua, und jeder unverſchloſſene gewölbte Durchgang, wodurch man aus einer Straße oder einem Platze in einen andern kam, ein Janus. Er war daher auch der Gott des Tages und des Jahrs, und von ihm hat noch jetzt der erſte Monat im Jahre ſeinen Namen. Ihm war der erſte Tag des Jahrs und von jedem Tage die erſte Stunde heilig; bei allen feierlichen Opfern machte man mit ihm den Anfang und er ward Vater genannt. Romulus baute ihm den berühmten Tempel, der nach der Verordnung des Numa bei dem Anfange eines Krieges aufgethan wurde, ſo lange der Krieg dauerte, offen blieb, und nicht eher, als bis in allen, den Römern unterworfenen Ländern Friede war, wieder geſchloſſen wurde. Letztres geſchah jedoch in dem langen Zeitraume von 700 Jahren nur drei Mal: das erſte Mal unter Numa ſelbſt; zum zweiten Male nach dem erſten puniſchen Kriege, das dritte Mal unter der Regierung Auguſts im J. 744 nach der Erbauung Roms.

Japan, Japaner. An der Oſtſpitze von Aſien, zwiſchen dem 31. und 49. Gr. nördl. Breite, liegt das japaniſche Reich, eine große Inſelgruppe, die durch Berge, ſteile Felſen und ein gefährliches Meer faſt unzugänglich wird. Sie beſteht aus drei großen Inſeln: 1) Niphon, (150 Meilen lang, aber ſo ſchmal, daß ihre Breite in der Mitte nur 18 Meilen beträgt) in 49 Provinzen getheilt, worin Miaco, der Sitz des Dairi, oder geiſtlichen Kaiſers, wo alle Münzen geſchlagen und alle Bücher gedruckt werden, Jeddo, die ungeheure Reſidenz des weltlichen Kaiſers (Kubo, deſſen Palaſt 5 Stunden im Umfange hat, und allein ſchon eine beträchtliche Stadt bildet,) am Fluße Tonkay, über welchen eine Brücke geht, von der die Entfernuug aller Orte im Reiche berechnet wird, und Oſacco, eine reiche Handelsſtadt, die merkwürdigſten Städte ſind; 2) Ximo oder Kiuſiu (40 Meilen lang und 25 breit), aus 9 Provinzen beſtehend, und 3) Xikoko oder Sikof (18 Meilen lang und 10 Meilen breit), die 4 Provinzen enthält. Um dieſe

großen Inſeln liegen unzählbare kleine fruchtbare Eilande und kahle Inſelberge, die ehedem wahrſcheinlich mit dem feſten Lande von Aſien zuſammenhingen, bis ſie durch ein Erdbeben von demſelben getrennt wurden. Der Flächenraum der geſammten Inſeln beträgt 8600 Q. M. Die Angaben von der Zahl der Einwohner ſchwanken zwiſchen 15 und 30 Millionen. Japan iſt ſehr gebirgig, ganz wie die gegenüber liegende Küſte des feſten Landes. Der berühmteſte Berg heißt Furi; er iſt das ganze Jahr mit Schnee bedeckt. Auch gibt es viele Vulkane. Nur der rege Fleiß der Einwohner hat den unfruchtbaren Boden tragbar gemacht. Selbſt die ſteilſten Berge ſind angebaut. Der Ackerbau iſt durch die Geſetze des Staats als Hauptbeſchäftigung vorgeſchrieben. Ziegen und Schafe ſind aus Japan verbannt. Jene hält man dem Anbau für nachtheilig. Baumwolle und Seide erſetzen die Wolle. Schweine gibt es nur in der Gegend von Nangaſaki. Überhaupt findet man wenig vierfüßige Thiere in Japan, nur Hunde im Überfluß. Die Laune eines Beherrſchers, der dieſe Thiere liebte, hat die Zucht derſelben durch ein Staatsgeſetz angeordnet. Man pflegt ſie auf öffentliche Koſten. Es iſt ungewiß, ob die Alten etwas von Japan gewußt haben. Erſt zu Ende des 13. Jahrh. kamen durch den berühmten Reiſenden Marco Polo die erſten Nachrichten von Japan, das er Zipanau nannte, nach Europa. Im J. 1541 aber wurden 3 portugieſiſche Schiffe, die nach China reiſten, durch einen Sturm an die japaniſche Küſte verſchlagen; indeſſen würde auch ohne dieſen Zufall dem unternehmenden Handelsvolke das Inſelreich ſchwerlich unbekannt geblieben ſein, von welchem ſeine Seefahrer ſchon in China Nachrichten eingeſammelt hatten. Es ward ſogleich eine Niederlaſſung auf der neu entdeckten Küſte angelegt, und der Jeſuit Franz Xaver ging nach Japan, um den chriſtlichen Glauben auszubreiten. Die Portugieſen hatten im ganzen Reiche freien Zutritt und Handel, beſonders auf der Inſel Ximo. Eine ihrer Hauptniederlaſſungen war auf Firando, jetzt Deſima, oder der Hafen von Nangaſaki. Das Chriſtenthum breitete ſich ſehr aus, obgleich die einheimiſchen Prieſter demſelben entgegenwirkten. Die weltlichen Herrſcher aber, beſonders die kleinen Fürſten, welche unter der Oberhoheit des Kaiſers einzelne Landestheile beſaßen, unterſtützten den neuen Glauben und deſſen Verkündiger. Um das J. 1616 war faſt die Hälfte chriſtlich, ſelbſt viele kleine Landesfürſten. Ungefähr 50 Jahre hatten die Portugieſen und Jeſuiten als Kaufleute und Glaubensprediger das ganze Reich ungehindert durchzogen, als mehrere Umſtände ihrem Einfluſſe ein Ende machten. Eine Revolution raubte (1586) dem japaniſchen Kaiſer alle weltliche Macht, die der erſte Staatsdiener, der Kubo, an ſich riß, welcher jenen nun zu einem bloßen Hohenprieſter herabſetzte. Jejas, der Nachfolger des erſten Gewalträubers, machte (1617) die Oberherrſchaft in ſeiner Familie erblich. Die beiden neuen Herrſcher waren Feinde der Portugieſen und der Miſſionäre, da ihnen die enge Verbindung der neuen Glaubenspartei und der Einfluß der Jeſuiten, welche ſich in die politiſchen Angelegenheiten miſchten, und ſich gegen die neue Ordnung der Dinge erklärt hatten, gefährlich ſchienen. Das Betragen der angeſiedelten Portugieſen war überhaupt im höchſten Grade unvorſichtig und zügellos. Die Geſandten Portugals verriethen einen unleidlichen Stolz, welcher gegen die geſchmeidige Unterwürfigkeit der Holländer, die ſeit 1611, auf die Verſicherung, daß ſie von einem andern Glauben, als die Jeſuiten wären, freien Handel mit allen Häfen des Reichs erlangt hatten, ſehr abſtach. Nach manchen Verfolgungen wurden endlich, im J. 1637, alle Portugieſen mit ihren Miſſio-

nären auf ewig aus dem Reiche verbannt, gegen die Chriſten blutige Strafen verhängt, und die Häfen des Reichs allen fremden Völkern, außer den Holländern, verſchloſſen. Dieſe Verfolgung gegen den katholiſchen Glauben ward 40 Jahre lang fortgeſetzt, mehrere Millionen Menſchen wurden geopfert. Im J. 1665 wurden in allen Städten des Reichs Inquiſitionsgerichte niedergeſetzt, welche ihre Unterſuchungen jährlich zu unbeſtimmten Zeiten erneuern ſollten. Die Holländer, welche nicht wenig zu jener Kataſtrophe beitrugen, traten nun an die Stelle der Portugieſen. Sie und die Chineſen waren von nun an die einzigen Völker, deren Schiffen der Zugang nach Japan geſtattet ward; aber beide mußten ſich die härteſten Bedingungen gefallen laſſen. Die Chineſen dürfen nur für 600,000 Thlr. Waaren ausführen, die Holländer nur für 800,000, und auch die letztern ſind, ſeit 1634, wo ſie Anlaß zu Argwohn gegeben hatten, dabei ſo eingeſchränkt, daß ſie nur auf der Inſel Deſima, die durch eine Brücke mit der Stadt Nangaſaki zuſammenhängt, landen dürfen. Auf dieſer Inſel, wo ihre Waarenlager ſich befanden, lebten ungefähr 15 Holländer, welche den Handel betrieben, in der engſten Gefangenſchaft, und ohne Begleiter, Aufſeher und Dollmetſcher durften ſie die Stadt nicht betreten. Ungeachtet dieſer Beſchränkungen und der Erpreſſungen, welche ſich die Holländer durch Abzüge von den bedungnen Waarenpreiſen, durch willkürliche Erhöhung des Münzfußes bei Rückzahlungen, gefallen laſſen mußten, ſcheint der Handel mit Japan ſehr vortheilhaft geweſen zu ſein, da die Holländer bis auf die neueſte Zeit fortgefahren haben, jährlich 2 Schiffe von Batavia, und zwar große Dreidecker, meiſt aus Seeland, dahin zu ſenden. In der Mitte des 18. Jahrh. rechnete man den Gewinn von dem japaniſchen Handel jährlich zu 4 bis 500,000 Gulden, ohne den Ertrag des Waarenvertriebs in Indien und Europa, und ohne Gewinn der Privatleute, der wenigſtens auf 250,000 Gulden geſchätzt ward, wovon die Hälfte dem Rathe zu Batavia zufiel. Die Engländer hatten ſchon im 17. Jahrh. eine Niederlaſſung auf Firando angelegt, und bedeutende Handelsvortheile erlangt, aber dieſer Handel ging bald wieder verloren; wahrſcheinlich weil die Japaner durch die liſtigen Holländer erfuhren, daß der König von England eine portugieſiſche Prinzeſſin zur Gemahlin hatte. In den neueſten Zeiten ſind in England alle Vorſchläge zur Wiederanknüpfung des Handels mit Japan verworfen worden, da kein Gewinn dabei zu hoffen war, indem die Rückladungen faſt nur aus Kupfer und Kampfer beſtehen könnten, und der Handel mit dem japaniſchen Kupfer die Ausfuhr des engliſchen nach Indien hindern würde. Auch die Ruſſen, denen die japaniſche Regierung ſchon 1792 ihre Abneigung, mit ihnen je in Verbindung zu treten, erklärt hatte, haben neuerlich verſucht, eine unmittelbare Handelsverbindung mit Japan anzuknüpfen, aber ohne Erfolg (ſ. Kruſenſtern's Reiſe). Die Japaner ſind eine ähnliche Miſchung des malaiſchen und mongoliſchen Volksſtammes, wie die Chineſen, von welchen ſie höchſt wahrſcheinlich ihre Cultur erhalten haben. Japaniſche Kunſt, Zeitrechnung, Arzneikunde und Aſtrologie ſind rein chineſiſch. Die jetzigen Bewohner ſtammen entweder aus China oder aus Korea, oder aus beiden zugleich; aber durch ſtürmiſche Wogen von der übrigen Welt getrennt, ſich ſelbſt überlaßen, und befreit von ſpätern Einfällen der Nachbaren, bildeten ſie ſich zu einem ſelbſtſtändigen Volke. Ihre Sprache deutet keineswegs auf fremden Urſprung Sie hat nur ſehr wenige chineſiſche Wörter und keine Ähnlichkeit weder mit dem Mantſchu, noch mit dem Kuriliſchen. Die Japaner ſind die geſittetſte und gebildetſte Nation in Aſien; ein

...lies, ſtolzes Volk, wizig, verſtändig, bildſam und gelehrig. Wiſſenſchaften und Künſte ſchätzen ſie ſelbſt an andern Völkern, welche ſie ſonſt, theils wegen ihrer ſchlechten Aufführung, theils wegen der ſchimpflichen Behandlung, die ſich dieſelben aus Gewinnſucht gefallen laſſen, verachten. Seit der Ankunft der Europäer und durch dieſe belehrt, haben ſie ſich in mehrern Wiſſenſchaften hervorgethan. Geſchichte, Aſtronomie und Arzneikunde werden am eifrigſten betrieben. Dichtkunſt, Muſik und Malerei werden ebenfalls geſchätzt, und in der letzten haben es die Japaner weiter gebracht, als die Chineſen. Sie ſchreiben ſich, wie dieſe, die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunſt zu. Die Kinder werden früh in die Schulen geſchickt und ſehr ſtrenge erzogen. Bücher auszuführen iſt verboten, wenigſtens ſolche, die Nachrichten von der Regierung und dem Lande enthalten, desgleichen Landkarten und Münzen. Eben ſo ſtrenge iſt die Einführung fremder Religionsbücher verboten. Die holländ. Schiffe müſſen, wenn ſie ankommen, dem japaniſchen Befehlshaber von Nangaſaki ihre Religionsbücher in einer Kiſte überliefern, welche ſie bei ihrer Abreiſe wieder erhalten. Die Japaner ſind geſchäftig und arbeitſam, dabei aber wollüſtig, grauſam und zur Rachſucht, die oft erſt nach langer Zeit Befriedigung ſucht, geneigt. Ihr Aberglaube wird durch eine, jede Aufklärung hindernde Prieſterregierung und eine zahlreiche Geiſtlichkeit genährt. Die Regierungsverfaſſung iſt der härteſte Deſpotismus, der ſich mit Blutgeſetzen und mit unerbittlicher Strenge waffnet. Der Wille des Kaiſers iſt das höchſte Geſetz; nächſt dieſem der Wille der von ihm abhängigen kleinen Fürſten, die in den Provinzen eben ſo hart regieren, als jener über das Ganze, aber ungeachtet ihrer Abhängigkeit doch das Recht beſitzen, ſich einander zu bekriegen. Der größte Theil der Einwohner wird von ſchwerer Armuth gedrückt, da der Bauer dem Landesherrn, welcher ſich als den einzigen Eigenthümer von allem Grund und Boden anſieht, wenigſtens die Hälfte, in manchen Gegenden ſogar zwei Drittel ſeiner Ernte abgeben muß. Um Verſchwörungen zu verhüten, iſt Jeder durch die Geſetze des Staats zum Wächter, Aufpaſſer und Bürgen des Andern gemacht, ſo daß Jeder für denjenigen, der mit ihm in irgend einer Verbindung ſteht, dem Staate haften, und im Fall eines Vergehens mit demſelben büßen muß. So muß der Vater für ſeine Kinder, der Herr für ſeine Diener, der Nachbar für den Nachbar, jede Geſellſchaft für ihre Mitglieder ſtehen. Nie wird ein Vergehen an Geld, ſondern ohne Ausnahme an Leib und Leben, durch Gefängniß und Verbannung geſtraft, und jede Strafe mit unerbittlicher Strenge an Vornehmen, wie an Geringen vollzogen. Die urſprünglichen Regenten von Japan hießen Mikaddo, nach dem Stammvater ihres Geſchlechts. Der geiſtliche Kaiſer, der Hoheprieſter von Japan heißt noch immer Dairi, welches von den früheſten Zeiten her der Titel der japaniſchen Kaiſer war, als ſie noch die geiſtliche und weltliche Macht vereint beſaßen. Seit der Revolution, welche ſie der weltlichen Gewalt beraubte, lebt der Oberprieſter zu Miaco als Gefangner des weltlichen Kaiſers. Ihn bewacht ein dem weltlichen Kaiſer verantwortlicher Statthalter. Um ſich des Abkömmlings des alten Herrſcherſtammes von Japan deſto mehr zu verſichern, hat die ſchlaue Politik des weltlichen Kaiſers den Dairi in eine heilige Perſon verwandelt, den kein menſchliches Auge, am wenigſten ein Mann, der nicht zur Bedienung deſſelben angeſtellt iſt, ſehen darf. Wenn der Dairi einmal, was freilich ſelten geſchieht, in ſeinem Garten oder im innern Bezirke ſeines ungeheuern, wohlbefeſtigten Palaſtes friſche Luft genießen

ſoll: ſo wird Allen durch ein Zeichen Entfernung geboten, ehe die Trä-ger den hochheiligen Gefangenen auf ihre Schultern heben. In dieſem Palaſte, wo er geboren wird, lebt und ſtirbt er, ohne je aus deſſen Mauern zu kommen, und erſt lange nach ſeinem Tode wird ſein Name auſſerhalb deſſelben bekannt gemacht. Er genießt reichliche Einkünfte, die in Waaren und Feldfrüchten beſtehen, und die der weltliche Kaiſer durch beträchtliche Zuſchüſſe, und durch den Ertrag des Verkaufs der Ehrentitel, welcher dem Dairi als ein Vorrecht überlaſſen iſt, noch vermehrt. Der weltliche Kaiſer führt den Titel Kubo, und hat ſeinen Sitz zu Jeddo. Unter ihm, dem eigentlichen unumſchränkten Beherrſcher des Reichs, ſtehen alle Statthalter, Fürſten, die dem Kaiſer ſtreng verantwortlich ſind. Er überläßt jedoch dem Dairi den erſten Rang, nimt ſogar Ehrentitel von ihm an, und erwiedert die ihm dadurch ertheilte Auszeichnung durch anſehnliche Geſchenke. Ehedem machte der Kubo jährlich eine Reiſe nach Miaco, um dem Dairi ſeine Ehrfurcht zu bezeigen; nach und nach wurden dieſe Beſuche ſeltner, und jetzt läßt er es dabei bewenden, ihm die Geſchenke durch Geſandte zu überſchicken. Der Kubo verwaltet die Regiernng unter dem Beiſtande eines Staatsraths von ſechs bejahrten Männern. Er zieht ſeine Einkünfte, die in lauter Naturerzeugniſſen beſtehen, aus fünf ſogenannten kaiſerlichen Provinzen und einigen Städten, die unmittelbar unter ihm ſtehen, wozu noch die Geſchenke kommen, welche die Landesfürſten, die über die Provinzen herrſchen, ihm bringen. Jeder dieſer Fürſten beſitzt erbliche Landeshoheit in ſeiner Provinz, er hebt die Einkünfte derſelben, ohne dem Kaiſer Rechenſchaft abzulegen, und beſtreitet davon die Koſten für ſeine Hofhaltung, ſeine Kriegsmacht, und die Unterhaltung der Landſtraßen, kurz alle öffentlichen Ausgaben; um aber ſeine Abhängigkeit anzuerkennen, muß er jährlich 6 Monate am kaiſerlichen Hofe zu Jeddo zubringen, wo ſeine Weiber und Kinder als Geiſel und Bürgen ſeiner Treue in einer Art von Gefangenſchaft leben. — Die Religion der Japaner iſt indiſchen Urſprungs, ſowol die ältere Sekte Xinto, als die neuere Budzo, oder die Fo-Religion, die aus China hinüber gekommen iſt. Außer dieſen Secten gibt es noch mehrere andre, welche mehr oder minder mit ihnen verwandt ſind. Das Volk verehrt eine Menge von Untergottheiten, deren Bilder in den Tempeln der Hauptgottheiten aufgeſtellt werden. Die zahlreiche Geiſtlichkeit und die Mönche und Nonnen, die in einer Menge von Kloſtern leben, ſtehen unter dem Dairi. Nirgend iſt die indiſche Religion durch Aberglauben und ſpätere Zuſätze ſo ſehr entſtellt, als in Japan. Die Budzo-Sekte hat Ähnlichkeit mit der Gelehrten-Sekte in China; ſie verachten allen Tand des Volksglaubens. Die Kriegsmacht der Japaner in Friedenszeit beſteht aus 100,000 Mann und 20,000 gepanzerten Reitern. Das Fußvolk hat nur Helme. Ihre Waffen, Bogen, Flinten, Säbel, Dolche, ſind vortrefflich. Sie haben ſehr ſchwere Kanonen, die ſie aber nicht ſo gut zu gebrauchen verſtehen, als die Chineſen. Die einzelnen Fürſten ſtellen außerdem 368,000 Mann zu Fuß und 38,000 zu Pferde. Die Seemacht iſt unbedeutend. Ehedem hatten die Dairi zahlreiche Flotten, auch baute man ſehr große Schiffe aus Cedernholz, jetzt aber ſind die japaniſchen Schiffe nur klein, höchſtens 90 Fuß lang, den chineſiſchen ähnlich. Im Kriege zeigen die Japaner viel Muth und Tapferkeit, welche durch kriegeriſche Lieder und Erzählungen noch mehr entflammt werden. Zum Handel ſind die Japaner ſehr aufgelegt. Ehedem bedeckten ihre Schiffe die benachbarten Meere, und vor Ankunft der Europäer trieben ſie bedeutenden Activhändel und eine ausgebrei-

tete Schiffahrt, ſo daß ſie z. B. an der Nordweſt-Küſte von Amerika, jenſeit der Beringſtraße, weiter gekommen ſind, als europäiſche Seefahrer. Sie beſuchten beſonders China und Oſtindien bis nach Bengalen. Seitdem man aber anfing zu fürchten, daß die Ausländer den Staat und die Sitten der Eingebornen umkehren würden, verbot man allen auswärtigen Handel und alle Schiffahrt. Ihre ſeidnen und baumwollnen Zeuge, ihre Porzellanwaaren und ihre lackirten Blechwaaren mit erhöhten Blumen oder Figuren (japaniſche Arbeit) ſind berühmte und geſuchte Handelsartikel, ihre Stahlarbeiten ſind vortrefflich, beſonders Schwerter und andre Waffen, deren Ausfuhr aber ſtreng verboten iſt. (Über die Geſchichte von Japan ſ. Kämpfers Hist. of Japan etc. deutſch von Dohm, Lemgo 1777 bis 1779. 4. 4 Bde. m. K.) Vergl. auch Golownin Reiſebeſchreibung. R.

Jargon, ein franzöſiſches Wort, wofür wir noch kein allgemein gebräuchliches deutſches haben. Es bedeutet theils die durch Unverſtand oder Gewohnheit verdorbne Sprechart mancher Perſonen und Stände, theils die ſelbſtgemachten Sprachen, deren bisweilen Leute nach vorgängiger Übereinkunft ſich bedienen, um von andern nicht verſtanden zu werden. Beiſpiele davon ſind die, auf manchen Schulen und Univerſitäten übliche Schul- und Burſchenſprache, die meiſt eine ſeltſame Vermengung von Deutſch und Latein iſt, und, was die zweite Bedeutung betrifft, die ſogenannten Diebesſprachen. In Bezug auf einzelne Wörter und Phraſen wird nicht ſelten der Jargon ſo allgemein, daß das Unverdorbne über dem Verdorbnen faſt vergeſſen wird. Im Franzöſiſchen z. B. iſt aus der Redensart: malgré lui et ses aidans, geworden: malgré lui et ses dents, und es wäre zu wünſchen, daß in ähnlichen Fällen die deutſchen Lexikographen das Verfahren der franzöſiſchen nachahmten, welche ſorgfältig dieſe Verdrehungen anzuzeigen pflegen. Die Erforſchung der Diebes-Jargons iſt wichtig für die Criminaljuſtiz. Einer davon iſt unter dem Namen Kochumerſprache in dem Art. Rotbwälſch abgehandelt worden. Schul- und Burſchenjargon wird nicht ſelten auf der Bühne zu komiſchen Wirkungen benutzt. Die geheime Sprache der Freimaurer kann nicht füglich Jargon genannt werden, da ſie eine Art von mythiſcher Ausbildung beſitzt, die zu poetiſchen Wirkungen auf das Gemüth ſie eignet. A. Mer.

Jaspis, ein beſondres Geſchlecht der Mineralien, das bisweilen ganze Gebirge bildend, häufiger als Geſchiebe und eingeſprengt gefunden und zu allerhand Zwecken geſchliffen und benutzt wird. Er iſt ſtets undurchſichtig, in der Regel matt auf dem Bruche und roth, braun und gelb, jedoch auch grünlich, bläulig, violett und weiß, oft geädert, geflammt und gefleckt gefärbt. Man unterſcheidet bisher 5 Arten: 1) ägyptiſchen, wovon der marmorirte im Badiſchen eine Abart iſt, dieſer hat gemeiniglich 5 Farben; 2) Bandjaspis mit wechſelnden hellen und dunkeln Streifen (einer der ſchönſten findet ſich in Sachſen); 3) Gemeiner, entweder muſchelig oder erdig; 4) Porzellanjaspis; 5) Achatjaspis. Man kann den Jaspis zu Bildnereien, Ringſteinen, Meſſerheften rc. benutzen.

Jaſſy (Jaſch), Hauptſtadt der Moldau, 4 Meilen vom Pruth, nebſt einer Citadelle, iſt die Reſidenz des Hospodars oder Fürſten, und der Sitz des griechiſchen Metropoliten der Moldau. Es gibt hier mehrere Conſuln und eine ruſſiſche, auch öſterreichiſche Poſt. Die Einwohner (7000) ſind meiſtens der griechiſchen Religion zugethan; die Katholiken haben freien Gottesdienſt. Auch halten ſich Juden daſelbſt auf. Die Stadt iſt ein offner, größtentheils zerſtörter Ort von kaum

2000 Häuſern, deſſen Straßen, ſtatt des Pflaſters, mit Balken oder Brückholz belegt ſind. Der viele hier verfertigte treffliche Canevas, wie auch der Wein von Catanapou, aus daſiger Gegend, wird häufig nach Konſtantinopel ausgeführt. 1739 und 1769 wurde die Stadt von den Ruſſen erobert, beide Male aber durch die Friedensſchlüſſe zurückgegeben. 1788 gerieth ſie in die Gewalt der Öſterreicher, und am 9. Jan. 1792 ward hier der Friede zwiſchen den Ruſſen und Türken unterzeichnet. Im März 1753 brannte beinahe die ganze Stadt nebſt dem Palaſte des Hospodars ab, und 1772 wüthete die Peſt daſelbſt.

Java, eine große, von Weſten nach Oſten ſich erſtreckende Inſel in Oſtindien, welche durch die Sundaſtraße von Sumatra getrennt wird und zu den ſundiſchen Inſeln gehört. Ihr Flächeninhalt iſt 2400 Q. M., die Zahl ihrer Einw. 5 Millionen. Letztre beſtehen theils aus urſprünglichen Javanern, die ſich von allen übrigen durch eine verhältnißmäßig ſehr hohe Bildung auszeichnen, theils aus Malaien und Einwanderern aus den benachbarten Inſeln, welche ſich zu einer verdorbnen mohammedaniſchen Religion bekennen, die ihnen ſeit 1406 von fremden Eroberern aufgedrungen ward, und ſeit 1475, wo das letzte Hindu-Reich fiel, allgemeine Landes-Religion iſt; dann aus Chineſen und Europäern. Im Anfange des 16. Jahrh. ſetzten ſich die Portugieſen daſelbſt feſt, wurden ſpäterhin aber von den Holländern verdrängt. Nachdem dieſe 1615 die Molucken erobert hatten, nahmen ſie auch Java (1619) in Beſitz, und erbauten an die Stelle der ältern Stadt Jakatra die Stadt Batavia (ſ. d. Art. Indien). Den Holländern folgten, nach der Eroberung Hollands durch die Franzoſen, die Engländer. Durch einen Vertrag zwiſchen England und dem Königreiche der Niederlande vom 19. Aug. 1814 iſt jedoch Java der letztern Macht 1816 zurückgegeben worden. Die ältern Könige der Inſel werden durch angelegte Feſtungen in den Hauptſtädten derſelben in Gehorſam gehalten. Außerdem müſſen ſie ſich von dem jedesmaligen Gouverneur wählen, und in ihrer Würde beſtätigen laſſen, und dann die Erzeugniſſe ihres Landes, oft um einen ſehr niedrigen Preis, als Tribut liefern. Die wichtigſten dieſer Fürſten ſind der König von Bantam, auf der Nordküſte an der Sundaſtraße; der König von Cheribon, öſtlich von Batavia, und der ſogenannte Samarang oder Kaiſer von Java, welchem die nordöſtlichen Theile von Java nebſt der gegenüber liegenden Madure gehören. Dieſe Reiche liegen ſämmtlich, nebſt dem Gebiete von Batavia (dem alten Reiche Jakatra), in welchem die Holländer ebenfalls noch einige kleine Fürſten beſtehen ließen, auf der Nordſeite der Inſel, die ſehr fruchtbar, aber wegen der ſtehenden Waſſer und der daraus aufſteigenden Nebel theilweiſe ungeſund iſt. Der ſüdliche Theil der Inſel iſt nicht ſo fruchtbar und von den Holländern weniger gekannt. Hier iſt Balambgan, ein unbedeutendes, aber freies Reich. Das ſonſt ganz unbekannte innere Gebirgsland, welches gegen die bisherige Meinung ſich durch das geſündeſte Klima auszeichnet, hat trefflichen Ackerbau und große Waldungen. Bis zu der Beſitznahme der Inſel durch die Engländer war daſſelbe uns faſt ganz unbekannt; erſt durch die erfolgreichen Bemühungen des letzten engl. Gouverneurs, Sir Thomas Stamford Raffles (v. 1811 — 1815) haben wir das merkwürdige Land näher kennen lernen. Nach ſeiner History of Java (London 1817. 2 Bde. 4.) hat Java vor mehr als einem Jahrtauſend auf einer ſehr hohen Stufe der Bildung geſtanden. Der ganze öſtliche Theil der Inſel, und in noch höherm Grade, das innere Gebirgsland, ſind mit Ruinen von Tempelgruppen, Tempelſtädten, Steinbauten, Bildhauerarbeiten im Hinduſtyl, von

dem feinſten Geſchmack und der größten Vollendung, und zum Theil in koloſſaler Größe, gleichſam bedeckt, die den Wanderer in Staunen ſetzen, und dem Forſcher der Alterthümer des Orients die reichſte Ausbeute verſprechen. Der Reichthum an Basrelief's aus der Hindu-Mythologie iſt unbeſchreiblich groß. Nach den mitgetheilten Zeichnungen von einigen vorzüglichen Meiſterwerken der alt-javaniſchen Bildhauerkunſt zu urtheilen, findet ſich daran eine auffallende Ähnlichkeit mit den Überreſten äginetiſcher und etruriſcher Kunſt. Die Tempel liegen in ganzen Gruppen beiſammen, auf hohen Terraſſen mit weiten Plattformen und Treppenfluchten. Die Ruinen von Dieng oder Prahu liegen auf einer Bergebene, die ſich 600 Fuß über die umgebenden Berge erhebt und 29 mit Trümmern, Mauern, Tempeln, Götzenbildern und Sculpturen aller Art bedeckte Berganhöhen hat. Zu der Tempelebene führt eine koloſſale Treppenflucht von nicht weniger denn tauſend Stufen empor. Noch ſtehen vier vollkommen erhaltene Tempel; von 400 verſchiednen glaubt man die Spuren nachweiſen zu können. Auch die javaniſche Literatur, welche mit der hinduſtaniſchen verwandt iſt, zeugt von einer frühzeitigen Cultur der Inſel; der Raum verbietet uns jedoch, hier mehr darüber zu ſagen. Die Erzeugniſſe der Inſel beſtehen in Getreide, wie denn die Javaner eigentlich ein ackerbauendes Volk ſind, und einen großen Theil der Bewohner der Inſeln des indiſchen Oceans mit Korn verſehen, in Pfeffer, Kaffee (deſſen Ausfuhr mit jedem Jahre zugenommen hat), Zucker (in geringer Menge), Reiß (aus welchem zu Batavia Arak bereitet wird), Indigo, indianiſchen Vogelneſtern, ſpaniſchem Rohre, Edelſteinen, Gold, Kupfer u. ſ. w. Der Handel von Batavia (ſ. d. Art.) umfaßt übrigens alle Erzeugniſſe Aſiens und Europa's.

Jaucourt, (Louis, Ritter von) einer der trefflichſten Mitarbeiter an der franzöſiſchen Encyklopädie, geb. 1704 zu Paris. Als er in Genf den Grund zu ſeiner Ausbildung gelegt hatte, begab er ſich nach England und lebte drei Jahre in Cambridge. In Holland trieb er unter Boerhave und Tronchin die Arzneikunſt, entſchloß ſich aber, ſie nur zum Vortheil der Dürftigen auszuüben. Nach ſeiner Rückkehr in ſeine Heimath widmete er ſich ganz ſeiner Neigung zu den Wiſſenſchaften, und von d'Alembert eingeladen, übernahm er nicht nur die Beſorgung der, die Arzneiwiſſenſchaft und Naturkunde betreffende Artikel für die Encyklopädie, ſondern lieferte auch noch viele andre Beiträge, die zu den ausgezeichnetſten gehören. Als er die Abnahme ſeiner Kräfte fühlte, zog er ſich nach Compiegne zurück, wo er 1779 ſtarb. Außer ſeinen Beiträgen zur Encyklopädie, hat man noch verſchiedne, theils eigne, theils überſetzte Schriften, meiſt mediciniſchen Inhalts, von ihm. Die Handſchrift eines allgemeinen mediciniſchen Wörterbuches in 6 Foliobänden ging, auf dem Wege zu dem Verleger in Amſterdam, mit einem Schiffe unter, das an der Küſte von Nord-Holland ſcheiterte.

Jeanne d'Arc, oder die Jungfrau von Orleans. Der Glaube des Mittelalters, daß überirdiſche Kräfte einzelner Menſchen, als Werkzeuge eines höhern Willens, wunderähnliche Thaten erzeugen können, erklärt die außerordentliche Erſcheinung der Jungfrau von Orleans. Nach Carls VI., Königs von Frankreich, Tode (1422) ward, dem Vertrage von Troyes (1420) gemäß, der 9 Monat alte König von England, Heinrich VI., zum Könige von Frankreich ausgerufen; die Regierung führte ſein Oheim, der Herzog von Bedfort. Frankreich war ſeit 42 Jahren durch Parteiſucht zerriſſen. Auf einer Seite ſtan-

den die Königin Iſabella, der Herzog von Burgund und England; auf der andern der, von ſeiner eignen Mutter verſtoßne Dauphin Carl und die orleaniſche Partei. Dieſe Trennung und die brittiſchen Feldherren, die Grafen von Sommerſet, Warwick, Salisbury, Suffolk, Arundel, Talbot und Faſtolfe, hatten faſt ganz Frankreich von England abhängig gemacht. Der neunzehnjährige Dauphin ließ ſich zu Poitiers als König Carl VII. krönen. Er beſaß alle Eigenſchaften, welche die Theilnahme der Franzoſen für ihn erregen konnten; nur fehlten ihm Standhaftigkeit und Entſchloſſenheit; dennoch hielt er ſieben Jahre lang ſich aufrecht. Endlich blieb ihm faſt nur Bourges und deſſen Gebiet. Paris und das nördliche Frankreich bis an die Loire waren in engliſcher Gewalt. Salisbury belagerte Orleans ſeit dem 12. Oct. 1428, das Gaucour tapfer vertheidigte. Fiel es, ſo ſchien Carl VII. verloren. Da lebte in den Thälern der Vogeſen, an der alten Grenze von Lothringen, im Dorfe Dom-Remy (Depart. Obermarne) la Pucelle, an den Ufern der Maas, wo man noch jetzt das Bauernhaus zeigt, in welchem ſie geboren ſein ſoll, Jeanne d'Arc, die Tochter ehrlicher und in ihrer Art wohlhabender Landleute. Mitten unter ſchlichten, furchtſamen und abergläubigen Menſchen, die Schrecken und Kummer bei dem Unglücke des Vaterlandes in unruhiger Spannung erhielten, trieb Johanne, ſtill in ſich gekehrt, die Geſchäfte des Hausweſens, und führte zuweilen die Heerde auf die Triften. — Ihre Geſchichte iſt auf das Genaueſte beurkundet. Die von de l'Averdy im 3. B. d. Notices et Extraits des manuscrits de la biblioth. du Roi, (Paris 1790. 4.) aus 28 Handſchr. über den Verdammungs- und Losſprechungsprozeß der Jeanne d'Arc bekannt gemachten Auszüge (ſ. auch März und Apr. der berlin. Monatsſchr. 1802) enthalten das Wichtigſte. — Sie war ein Mädchen von feinem Bau und ungewöhnlicher Reizbarkeit. Dieſe wurde vielleicht durch den Umſtand erhöht, daß ſie dem Naturgeſetze ihres Geſchlechts nicht unterworfen geweſen; und ſchon Dufresnoy bemerkt mit Recht, wie dies und die Andacht des Mädchens ihre Erſcheinungen begreiflich machen können. Jene Inbrunſt, die in ſich gekehrte Beſchauung, und die „weltüberwindende" Einſamkeit erklären ſehr wohl die dämoniſche Stimme, welche in dem Innern der Jungfrau ertönte, und als ſinnetäuſchendes Geſicht vor ſie hintrat. Während ihre Geſpielinnen unweit der Quelle bei Domremy, unter dem Feenbaume, die ſchöne Maie genannt, (le beau mai ou l'arbre des fées,) der als ein altes druidiſches Heiligthum in hundert Geſpenſtergeſchichten ſpukte, allerlei Mädchenſpiele trieben, ſang oder tanzte Johanne ſchwärmeriſch allein, und band Sträuße für die heilige Jungfrau in der kleinen Kapelle de Notre Dame de Bellemont, zu welcher ſie gewöhnlich Sonnabends wallfahrtete. Sie hat nirgends, am wenigſten in einem Wirthshauſe gedient. Die engliſchen Chronikenſchreiber haben dieſe Thatſachen entſtellt. So irrt auch Hume in Anſehung ihres Alters. Die ſchöne Johanne war 18 Jahr alt, als ſie zum Dauphin nach Chinon in Touraine ging. Aufgefodert, wie ſie erzählte, durch die Erſcheinung ihrer Dame von Bellemont, Orleans zu entſetzen, und Carln zur Krönung nach Rheims zu führen, kam ſie im Febr. 1429 zu dem Gouverneur von Vaucouleurs, Robert von Baudricourt, der ſie anfangs für beſeßen hielt und zweimal fortſchickte, als ſie aber zum dritten Male wiederkam, mit Empfehlungsſchreiben nach Chinon ſandte. Hier ließ ſie der Dauphin zuerſt durch den Biſchof von Meaux und Jean Morin prüfen. Auch ſoll ſie den Dauphin, der ſich unter ſeine Höflinge miſchte, ſogleich erkannt, und ihm den Inhalt eines Gebets,

das er zur Maria gethan, geſagt haben. Gewiß iſt es, daß ſie zu Poitiers von ſachkundigen Männern, Theologen und Parlamentsräthen drei Wochen lang geprüft wurde. Hierauf ließ ſie der Dauphin auch noch von ſeiner Schwiegermutter und ihren Hofdamen insgeheim beſichtigen, und dieſe ſagten aus: qu'elle étoit entière et vraie pucelle. Nun erſt gab man ihr an Daulon, dem biederſten Mann am Hofe, einen beſtändigen Wächter und Waffenbruder, und die Erlaubniß, mit Dunois zum Entſatz von Orleans zu eilen. Von jetzt an erſcheint ſie, wie Friedrich Schlegel ſagt, als der ſchönſte Charakter, welchen die franzöſiſche Geſchichte aus der romantiſchen Mittelzeit aufzuweiſen hat. Vom Kopfe bis auf die Füße gerüſtet, in männlicher Kleidung, führte ſie das Schwert und die heilige Fahne als Siegeszeichen dem Heere voran; aber weit entfernt von unweiblicher Grauſamkeit, iſt ſie ſelbſt zwar mehrmals verwundet worden, hat aber eigenhändig nie getödtet oder Blut vergoſſen, noch iſt, ſagt Friedrich Schlegel (in ſ. Geſchichte d. Jungfrau v. Orleans aus altfranz. Quellen, Berlin 1802) andre irdiſche Neigung in ihr Herz gekommen, als die für das Vaterland, für den Abkömmling des heiligen Ludwig, und für die heiligen Lilien. Auch bezeugen die Actenſtücke, ſowol die ihres Prozeſſes 1431, als die der Reviſion deſſelben 1453, daß ſie eigenhändig keine Feinde getödtet habe, weil ſie nach ihrer zarten Gewiſſenhaftigkeit die Seelen der erſchlagnen Engländer noch mehr beklagte, als ihre Leiber. Indeß ſcheint doch aus einigen Stellen des Lenglet Dufresnoy (Histoire de Jeanne d'Arc, Vierge Héroine. Paris 1753 und Amſt. 1759) zu folgen, daß ſie nicht immer die Fahne trug, ſondern auch von dem geweihten Schwerte, das ſie aus der Catharinenkirche zu Fierbois, wo Niemand davon gewußt haben ſoll, holen ließ, wirklich Gebrauch machte. Die allgemein verbreitete Meinung von ihrer höhern Sendung, an welche ſie ſelbſt mit frommer Einfalt glaubte, brachte die außerordentlichſten Wirkungen hervor. Die Feldherren wußten durch ſie, die offen, feſt und beharrlich, ritterlich, fromm und kühn, nur Ein Ziel im Auge hatte, das Heer zu begeiſtern, ohne darum ſtets ihrem Rathe zu folgen. Die erſte Waffenthat gelang. Mit 10,000 Mann, unter dem Befehle von St. Severre, Dunois und La Hire, brach ſie von Blois auf, und zog d. 29. Apr. 1429 mit einer Zufuhr in Orleans ein. Durch kühne Ausfälle, wozu ſie ermunterte, wurden die Engländer aus ihren Verſchanzungen geſchlagen. Suffolk hob daher die Belagerung auf (8. Mai 1429). Johanne eroberte hierauf mehrere von den Feinden beſetzte Orte, und ſchlug ſie den 18. Juni im Treffen bei Patay, wo General Talbot gefangen wurde, und ſelbſt der tapfere Faſtolfe die Flucht ergriff. So wurde möglich, was vor drei Monaten noch unglaublich ſchien. Carl zog ſiegreich in Rheims ein. Bei der Salbung und Krönung, am 17. Juli, ſtand Johanne dem König zur Seite. In voller Rüſtung und die Fahne in der Hand, vertrat ſie die Stelle eines Connetable, und hielt das Schwert über den König. Hierauf wollte ſie, nachdem ihr Auftrag vollbracht war, in ihre Heimath zurückkehren; aber man bewog ſie zu bleiben. Ganz Frankreich erkannte Carln als König; Bedfort konnte ſich nur durch Waffenmacht und Klugheit behaupten. Er ſchlug im September den Angriff auf Paris ab. Hier ward Johanne verwundet, und Carl zog ſich nach Bourges zurück. Er erhob jetzt die Jungfrau mit ihrer Familie in den Adelſtand. Sie hieß zuerſt Dalis, dann Dulis, endlich Dy Lys; ihr Wappenſchild enthielt zwei goldne Lilien, und ein mit der Spitze in die Höhe gerichtetes Schwert, das eine Krone trägt. Unterdeſſen ſammelte Bedfort neue

Kräfte. Burgund und Bretagne erkannten den in Paris gekrönten jungen König Heinrich VI. an. Die Engländer drangen daher auf's neue vor, und belagerten Compiegne. Das Mädchen warf ſich hinein, wie in Orleans: aber bei einem Ausfalle, d. 25. Mai 1431, ward ſie von den Burgundern gefangen. Man ſagt, franzöſiſche Offiziere hätten ſie aus Neid, weil ihr Ruhm den ihrigen verdunkelt, in der Gefahr verlaſſen. Sie ergab ſich dem Lyonnel, Baſtard von Vendome. Anfangs ſaß ſie zu Crotoy, dann zu Beaurevoir. Als ſie hörte, daß ſie den Engländern ausgeliefert werden ſolle, (der König Heinrich hatte für ſie 10,000 Livres bezahlt), wollte ſie durch einen Sprung ſich aus dem Thurme retten. So kam ſie, gefährlich beſchädigt, in die Gewalt der Engländer. Auf Betrieb ihrer eignen Landsleute leitete der Biſchof von Beauvais, Pierre Cauchon, ihren Proceß ein, und die Univerſität zu Paris verlangte ihre Hinrichtung. Sie ward als Zauberin und Ketzerin von der Kirche gerichtet. Über dieſe vermochte der weltliche Arm Nichts. So entſchuldigt de l'Averdy die Unthätigkeit des Königs, welcher für die Heldin ſo wenig verſuchte. Allein der leichtſinnige Carl zeigte in Nichts beharrlichen Eifer. Nach viermonatlichem Gefängniſſe ward die ſchuldloſe Schwärmerin, welche ſich ſtandhaft vertheidigt hatte, und im Verhöre den heiligen Michael als den Engel nannte, deſſen Stimme ſie, 15 Jahre alt, im Garten ihres Vaters gehört habe, und der ſtets ihr guter Begleiter geweſen, „ihres Umgangs mit hölliſchen Geiſtern und Zauberei wegen" von den Inquiſitoren zu Rouen zum Feuertode verurtheilt. Man führte ſie den 24. Mai 1431 zum Scheiterhaufen; da ſchien ihr Muth gebrochen. Sie unterwarf ſich der Kirche und erklärte ihre Offenbarungen für Teufelswerk. Man verurtheilte ſie darauf zu ewigem Gefängniſſe. Allein bald fand man Vorwände, ſie als Rückfällige (relapsa) zu betrachten, weshalb ſie den 30. Mai zu Rouen, bei langſamem Feuer verbrannt, und ihre Aſche in die Seine geworfen ward. Sie ſtarb mit Unerſchrockenheit. Als man ihr vor dem Gange zum Holzſtoße die Inquiſitionsmütze aufſetzte, ſagte ſie zu ihrem Begleiter: Maitre, par la grace de Dieu, je serai ce soir en paradis. Die Sage, daß, als Johanne auf dem Scheiterhaufen ausgeathmet, eine weiße Taube in die Höhe geſtiegen, erinnert an Herder's ſchöne Legende von der Taube des Polykarpus. „Spotte nicht," ſchließt Herder

„des Bildes, das die Sage ſich erſchuf.
Nur Einfalt, Unſchuld gibt im Tode Muth!"

Theologen hatten ſie verurtheilt, und unter dieſen nur ein einziger Engländer, der Biſchof zu Wincheſter. Schon 1450 und 1451 geſchahen Schritte zur Reviſion des Proceſſes. Im J. 1455 klagten Johanna's Verwandte auf Reviſion. Papſt Calixtus III. übertrug ſie dem Erzbiſchofe von Rheims, den Biſchöfen von Paris und von Coutance, und einem Inquiſitor. Dieſe ſprachen den 7. Juli 1456 das Urtheil: die 12 gegen ſie aufgeſtellten Artikel ſeien falſch, und erklärten die Jungfrau für unſchuldig. Ihr Andenken wurde durch Denkmäler gefeiert. So lieſt man unter dem Wappen ihrer Bildſäule auf dem Markte in Rouen:

Regia virginea defenditur ense corona;
Lilia virgineo tuta sub ense nitent.
(Sicherer iſt die Krone, beſchirmt vom Schwerte der Jungfrau,
Unter der Jungfrau Schwert blühet der Lilien Pracht.)

Nach dem Bildniſſe der Jungfrau, welches Alexander Lenoir auf dem Stadthauſe zu Orleans, wo ſich auch eine Statue von ihr befindet, ent-

deckt und nach Paris in das damalige Muſeum der franz. Denkmäler aux petits Augustins gebracht hat, muß ſie ſehr ſchön geweſen ſein. Ihre Züge ſind ſanft und ſchwärmeriſch; ſie haben das, was die Franzoſen l'intérêt du calme nennen. Sie hat eine Toque mit Federn auf dem Kopfe, in den Händen hält ſie das geweihte Schwert und ein Schild (S. die Copie im Journ. Lond. u. Paris VII. 2.). In Domremy ward ihr ein Denkmal, mit ihrem Bruſtbilde von Marmor, im Sept. 1820 errichtet. Vgl. über dieſen Gegenſtand Berriat St. Prix: Jeanne d'Arc, ou coup d'oeil sur les révolutions au temps de Charles VI. et VII. Par. 1817, und Lebrun de Charmettes: Hist. de Jeanne d'Arc. Aus d. Quellen. Paris 1817, 3 Bd. 8. m. Kpf. Des Mädchens von Orleans berühmter hiſtoriſcher Name iſt nicht weniger merkwürdig in der poetiſchen Literatur. Daher ſtehe hier noch folgendes über die verſchiedne Behandlung des epiſchen und romantiſchen Charakters dieſes Stoffs. Nachdem Chapelain, ein Zeitgenoſſe des Kardinals Richelieu, die Johanne d'Arc, wie Boileau ſagt, in zwölfmal zwölfhundert ſchlechten Verſen beſungen hatte (über deſſen Epopöe: La Pucelle ſ. Halem's Irene, e. Monatſchr. 1802, März S. 255), unternahm Voltaire, ſchon im J. 1730, das poetiſche Ungeheuer ſeines Vorgängers zu parodiren, und nach Shakſpare's Beiſpiel, der dieſen Stoff im 1. Th. ſ. Heinrich VI. epiſodiſch behandelt, und die Jungfrau als eine, mit böſen Geiſtern verbündete Hexe dargeſtellt hatte, die volle Schale ſeines unſaubern Witzes über den ſchon verrufenen Gegenſtand auszugießen. So entſtand das nur zu bekannte komiſche Heldengedicht, welches Mercier ein crime antinational nennt. Es erſchien zuerſt 1757 im Druck. Man ſehe über daſſelbe Bouterweck in der Geſchichte der Poeſie und Beredtſamkeit VI. 359. Die erſte poetiſche Reinigung dieſes, von dem ſchamloſeſten Witze entheiligten, Stoffes verſuchte ein Britte, Robert Southey, in dem Heldengedichte, Joan of Arc, das aber den Leſer kalt läßt. Noch mittelmäßiger iſt Dümenil's Epopöe: Jeanne d'Arc, ou la France sauvée. Par. 1818. Deſto glänzender war die Verherrlichung der Jungfrau durch unſern Schiller. Er hat mehr gethan als Calixt III.; er hat die edle, kühne Schwärmerin in die Rechte des romantiſchen Zeitalters, dem ſie angehört, wieder eingeſetzt. Er gibt uns die kriegeriſche Wunderthäterin als ein Werkzeug des Himmels, nimt unſre Liebe für ſie in Anſpruch, und läßt ſie fallen im glorreichen Kampfe gegen ihres Vaterlandes Feind. Über ſein berühmtes Gedicht, das in der Geſchichte der romantiſchen Poeſie Epoche machen wird, die Jungfrau von Orleans, eine romantiſche Tragödie, von Schiller (zuerſt als Almanach f. d. J. 1802, Berlin), findet man ſeine Bemerkungen in der Allgem. Liter. Zeitung v. 1802, Nro. 15 u. 16. Das Lehrreichſte darüber enthält Böttiger's Würdigung dieſes Meiſterſtücks, in dem Taſchenb. Minerva v. J. 1812. Mercier, der Herausgeber der franz. Überſ. dieſes Schauſpiels von Cramer (Paris 1802), nennt daſſelbe eine Hymne zum Ruhme der Heldin, würdig der vollſten Bewunderung ihrer Zeitgenoſſen. Endlich verdient auch A. W. v. Schlegel's Urtheil über die verſchiedne Darſtellung dieſes Gegenſtandes von Shakſpeare und Schiller (in ſ. Vorleſ. über dramat. Kunſt und Literatur, Th. II. Abth. II.) gehört zu werden; doch wird hier ſeine Vorliebe für den Britten keinen Unbefangenen irre führen. In der neueſten Behandlung dieſes Stoffs: „Jeanne d'Arc, Trauerſp. in 5 Aufz. von F. G. Wetzel. Lpz. 1817." iſt der Dichter der Geſchichte treuer als Schiller geblieben. Aber das genial entworfene und ausgeführte Ganze ſieht einem Gemälde aus der niederländiſchen Schule zu ähnlich. D'Aa-

vrigny's Trauerſpiel: Jeanne d'Arc. Paris 1819, ward in Paris mit großem Beifall gegeben. Lebrün de Charmettes Orléanide (Gedicht in 28 Geſängen) Par. 1820, iſt dem ſchillerſchen Drama nachgebildet.

Jeddo, ſ. Japan.

Jefferſon (Thomas), vor Madiſon bis 1809 Präſident des Congreſſes der verein. Staaten, iſt geb. in Virginien 1749. Nachdem er ſich beſonders mit Geometrie, Phyſik, Aſtronomie und Geographie, auch mit der Malerkunſt bekannt gemacht hatte, widmete er ſich der praktiſchen Rechtsgelehrſamkeit, und zeichnete ſich in derſelben ſo aus, daß ihn der Staat von Virginien noch ſehr jung zum Mitgliede der Geſetzgebung ernannte. Schon damals gab er durch öffentliche Schriften Beweiſe von ſeinen Talenten als Staats- und Geſchäftsmann. Während des Freiheitskrieges war er Statthalter von Virginien, und zwei Jahre lang Mitglied des Congreſſes. Hier ſchlug er mit Lee die Unabhängigkeitserklärung vor, beſchleunigte mit Adams die Verhandlung darüber, entwarf die würdevolle Abfaſſung derſelben, und betrug ſich als Gouverneur von Virginien, zur Zeit der Einfälle von Cornwallis und Arnold, mit Muth und Standhaftigkeit. 1786 machte er eine Reiſe nach England, ging von da in Aufträgen der Republik nach Paris, und erlangte verſchiedne Begünſtigungen des nordamerikaniſchen Handels. Darauf ward er zum Bothſchafter der verein. Staaten am pariſer Hofe ernannt: ein Poſten, dem er zur Zufriedenheit beider Nationen vorſtand. 1789 kehrte er nach Amerika zurück und ward Staatsſecretär der Bundesregierung, in deren Namen er 1792 die entſcheidende Sprache führte, welche ſeinem Vaterlande ziemte, als England die damalige politiſche Schwäche der verein. Staaten mißbrauchen wollte. Auch legte er dem Congreſſe mehrere durchdachte Berichte über die Einheit des Maßes, der Münze und des Gewichts, über die Fiſchereien und den auswärtigen Handel Nordamerika's vor. Sein Vaterland dankt ihm die Einführung der Vaccine, welche er auch unter den Stämmen der Wilden zu verbreiten ſuchte. 1794 legte Jefferſon ſeine Stelle nieder, ward kurz nachher als Vicepräſident an die Spitze der Regierung geſtellt, zog ſich jedoch abermals in den Privatſtand zurück. Die Parteiſucht, welche damals in der Verwaltung der amerikaniſchen Staaten herrſchte, und der ſich Jefferſon widerſetzte, war Urſache, daß man ihn von nun an als den Chef der Oppoſition betrachtete. In Folge der Erbitterung, welche hieraus auf beiden Seiten entſtand, beſchuldigte man ihn, er wolle die Conſtitution ſtürzen, und ſich als Tribun an die Spitze des Volks ſtellen. Doch fiel das Falſche einer ſolchen Beſchuldigung nur zu deutlich in die Augen, und daher kam es, daß man Jefferſon am 17. Febr. 1801 an Adams Stelle, und am 17. Febr. 1805 zum zweiten Male zum Präſidenten des Congreſſes ernannte, welchen Poſten er jedoch nur bis 1809 bekleidete, wo Madiſon an ſeine Stelle erwählt wurde. Als Präſident behauptete er ſtandhaft die Würde des Freiſtaats gegen Englands Anmaßungen. Er entwarf einen Vertheidigungsplan, und ſchlug 1807 die Aufſtellung eines Linienheeres vor; auch ward auf ſeinen Rath ein allgemeiner Beſchlag auf die amerikaniſchen Schiffe gelegt, um den amerikan. Handel bei den, ſich gegenſeitig überbietenden Blokadedecreten Napoleons und Großbritanniens, keinem Verluſte bloß zu ſtellen. Penſylvanien wünſchte ihn abermals zum Präſidenten zu wählen: allein er erklärte, daß er nach den Grundſätzen der Conſtitution in den Privatſtand zurücktreten würde. In der Verwaltung hat er zuerſt das wohlthätige Syſtem begründet, nach welchem die weiße und rothe Bevölkerung der verein. Staaten (Europäer und Indianer) nach und nach verſchmolzen und die

letztern civiliſirt werden ſollen. Dieſe ſind bereits an den Genuß des Eigenthumrechts gewöhnt, und der Vertrag, welchen der Congreß den 29. Nov. 1817 mit den indiſchen Stämmen abgeſchloſſen hat, iſt eine Fortſetzung des jefferſon'ſchen Syſtems, und ein großer Schritt zum Anbau der nordweſtlichen Grenzländer. — Seine wichtigſten Schriften ſind: Summar. überſ. der Rechte des engl. Amerika, 1774; Bemerk. über Virginien, 1781; Entwurf einer Fundamentalconſtitution, 1783; Hypotheſe, daß die Völker Aſiens von den amerikaniſchen Indianern abſtammen, 1789; ferner Manuel du droit parlamentaire, franzöſ. von Pichon. Par. 1816; und Denkſchriften über die foſſilen Rieſenknochen in Virginien; — über die geiſtigen Anlagen der Neger. Auch hat er nach geometriſchen Grundſätzen die Geſtalt der Pflugſchaar zu verbeſſern geſucht. Ein Modell davon übergab er dem Conservatoire des arts et métiers in Paris; ſ. die Schrift darüber in d. Annales du Muséum d'Histoire naturelle. Das pariſer National-Inſtitut hatte ihn ſchon 1800 zu ſeinem auswärtigen Mitgliede erwählt. Im Sept. 1814 bot er dem Congreß ſeine ausgeſuchte Bibliothek unter vortheilhaften Bedingungen zum Erſatz für die, von den Engländern zu Waſhington verbrannte Bibliothek des Congreſſes an. Er lebt jetzt im Schooße der Wiſſenſchaften und des Landlebens auf ſeinem Gute Monticello in Virginien.

Jeffreys, oder Jefferys (Sir Georg) engliſcher Gerichtsbeamter und einer der berüchtigtſten Beförderer willkührlicher Regierungsmaßregeln unter den letzten Stuarten. Er fand ſich 1666 bei der Sitzung der Aſſiſen zu Kingſton ein, wo wegen der herrſchenden Peſtſeuche nur wenige Rechtsgelehrte erſchienen, und obgleich er noch nicht unter die Zahl der Advokaten war aufgenommen worden: ſo erlaubte man ihm doch, vor Gericht aufzutreten und Rechtsſachen zu führen. Von dieſer Zeit an beſchäftigte er ſich fortdauernd mit Sachwaltergeſchäften, bis er zu den höchſten richterlichen Ämtern berufen ward. Einer ſeiner Verwandten führte ihn in die Welt ein, und als guter Geſellſchafter wurde Jeffreys bald ſo beliebt, daß er mit Arbeiten überhäuft war, und in kurzer Zeit eine Anſtellung erhielt. Sein Einfluß in der Altſtadt-Gemeine von London, und der Eifer, womit er alle Maßregeln der Regierung beförderte, bahnten ihm den Weg zu immer einträglichern und einflußreichern Ämtern und höhern Würden, bis er endlich unter Jacob II. Lordkanzler wurde. Er hatte Antheil an allen drückenden und willkührlichen Maßregeln unter Jacobs II. Regierung, und reizte dazu eifrig an, wie er es auch in den letzten Jahren Carls II. gethan hatte, wo er ſich in der Zeit der Verfolgung als den bitterſten Feind der, von den Lehren der biſchöflichen Kirche abweichenden Geiſtlichen zeigte. Die grauſamen Verfolgungen, die er gegen die Anhänger des Herzogs von Monmouth im weſtlichen England erregte, ſchänden ſein Andenken. Auch macht man ihm ſein rachgieriges und rechtswidriges Benehmen gegen den edeln Algernon Sidney (ſ. d. Art.), der ſein perſönlicher Feind war, mit vollem Recht zum Vorwurfe. Mit kalter Grauſamkeit kündigte er dem Verfolgten das Urtheil an, das ihm die Strafe des Stranges und des Viertheilens zuerkannt hatte, und ermahnte ihn höhniſch, ſein Schickſal mit Ergebung zu ertragen. Fühlt meinen Puls, antwortete Sidney, ſeine Hand hinhaltend: und ſeht, ob mein Blut in Unruhe iſt. Jeffreys ſprach im Gericht mit großer Gewandheit, aber wenn ein Angeklagter von einer andern Partei war, oder die Verurtheilung deſſelben dem Hofe angenehm ſein konnte: ſo vergaß er ſeine Amtspflicht, und erlaubte dem Beſchuldigten kaum ein Wort zu ſeiner Vertheidigung zu ſprechen; er

Digitized by Google

überhäufte ihn mit den niedrigſten und gröbſten Schmähungen, machte die Zeugen, die für denſelben auftraten, lächerlich, und drohte ſogar den Geſchwornen mit Geldbuße und Gefängniß, wenn ſie den mindeſten Anſtand nahmen, den Gefangnen ſchuldig zu erklären. Seine furchtbare Stimme und ſein glühendes Geſicht erſchreckten ſelbſt den Schuldigen und ſetzten den Unſchuldigen in Furcht. Solche Züge berechtigten Voltaire wol zu dem Ausſpruche, Jeffreys ſei zum Henker, nicht zum Richter berufen geweſen. Er bewies dagegen bei andern Gelegenheiten, wo der Vortheil der Regierung nicht im Spiele war, mehr als einmal, daß er die Rechte der Bürger kannte und ihnen Achtung zu verſchaffen wußte. Er zeigte dies beſonders bei der Gelegenheit, wo er als Lordkanzler von der Regierung den Auftrag erhielt, bei einer ſtreitigen Wahl alle Mittel aufzubieten, den vom Hofe Begünſtigten in's Parlament zu bringen. Am Wahltage ſetzte er ſich, um die Wähler zu ſchrecken, neben den amtführenden Mayor. Dieſer, obgleich er wohl wußte, wen er vor ſich hatte, ſtellte ſich, als ob er ihn nicht kennte, und wies einen Anhänger des Hofes zurück. Jeffreys erhob ſich wüthend, und verlangte mit unanſtändigen Äußerungen die Zulaſſung des Stimmführers, indem er hinzuſetzte, er ſei der Großkanzler. Der Mayor ſah ihn mit tiefer Verachtung an und antwortete: „Euer ungezognes Benehmen überzeugt mich, daß Ihr nicht ſein könnt, was Ihr vorgebt, denn wenn Ihr der Großkanzler wäret, ſo würdet Ihr wiſſen, daß Ihr hier nichts zu thun habt, und daß ich allein hier den Vorſitz führe." Darauf wandte er ſich zu einem Gerichtsdiener, dem er befahl, den Fremden hinauszuweiſen, was ſogleich geſchah. Jeffreys ging beſchämt in das Wirthshaus und der Anhänger der Volkspartei wurde gewählt. Abends erhielt der Mayor zu ſeinem Erſtaunen die Einladung, zu dem Großkanzler zu kommen, und auf ſeine Weigerung kam Jeffreys ſelber zu ihm, freute ſich, in ihm einen Mann gefunden zu haben, der mit den Landesgeſetzen ſo gut bekannt wäre, und bei der Handhabung derſelben ſo viel Feſtigkeit bewieſen hätte, und gab dem unerſchrocknen Beamten auf der Stelle einen Beweis ſeiner Achtung, indem er einen Verwandten deſſelben zu einer einträglichen Stelle beförderte. Als Wilhelm von Oranien in England gelandet war, und alle Anhänger des Königs in Beſtürzung geriethen, verbarg ſich der verabſcheute Jeffreys, um die Gelegenheit zur Flucht zu erwarten. In Matroſenkleidern ſaß er in einer Schenke, bis auf das Gerücht von ſeiner Anweſenheit der Pöbel herein drang, ihn ergriff und vor die Obrigkeit brachte. Man ſetzte ihn in den Tower, wo er 1689 vor Gram ſtarb, ehe über ſein Schickſal entſchieden war.

Jehovah nannte Moſes bei ſeiner Geſetzgebung den Gott Iſraels, und gab ſeinem Volke dadurch die erhabne Idee des Bleibenden und Unvergänglichem. Denn Jehovah bedeutet im Hebräiſchen den, der da iſt, war und ſein wird, den allein Beſtändigen. Auffallend ſtimmt mit dieſer Bedeutung die berühmte Inſchrift des Iſistempels überein: „Ich bin alles, was war, iſt und ſein wird, und meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gehoben!" In wie weit aber Jehovah mit dem ägyptiſchen Ino verwandt ſei, und ob Moſes die Idee des ewigen Gottes den ägyptiſchen Myſterien verdankt, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit entſcheiden. Nur ſo viel iſt erweislich, daß der Moſaismus ſich durch die Reinheit ſeiner Gottesidee vor allen Volksreligionen des Alterthums auszeichnete. Jedes Idol oder Sinnbild Jehovahs war darin ausdrücklich verboten. Als der unſichtbare Schutzgott und König des Hauſes Iſrael ſollte er durch Gehorſam gegen ſeine Vorſchriften, und pünktliche Beobachtung der, in ſeinem Namen von Moſes angeordneten Gebräuche verehrt werden.

Jedoch brachte es die Beſchaffenheit dieſes religiöſen Particularismus eben ſo ſehr, als die Beſchränktheit der hebräiſchen Bildung mit ſich, daß die Poeſie und der Volksglaube das Weſen des Unanſchaubaren durch menſchähnliche Bilder verſinnlichte, ſeine Gegenwart in Flammen und Wolken, ſeine Wohnung in der heiligen Bundeslade, und daher ſeit dem david'ſchen Zeitalter ſeinen Sitz ausſchließlich im Tempel auf dem Berge Zion fand. Dieſe dürftigen Volksbegriffe wurden zwar nach der Rückkehr aus der babyloniſchen Gefangenſchaft durch den Einfluß der Philoſophie und des Chriſtenthums allmälig aufgeklärt, allein der Glaube an eine beſondre Gunſt und Parteilichkeit Gottes für ihr Volk wird den Juden, ſo lange ſie den hiſtoriſchen Grund ihrer Religion anerkennen, immer eigen bleiben. Auch faſſen ſie die Bedeutung des Namens Jehovah am liebſten in dem Sinne auf, daß Gott ihnen ſei und ſein werde, was er ihren Erzvätern war. E.

Jemappe, ſ. Gemappe.

Jena, eine ſachſen-weimar'ſche Stadt in Thüringen, am Einfluſſe der Leuthra in die Saale, in einem romantiſchen Thale gelegen, mit etwa 6000 Einw. und einem Schloſſe. Berühmt iſt Jena wegen ſeiner Univerſität, welche viele der berühmteſten Gelehrten Deutſchlands unter ihren Lehrern (in der neuern Zeit z. B. Griesbach, Schütz, Reinhold, Fichte, Schiller, Schelling, Schlegel, Eichſtädt, Oken, Luden) und Zöglinge zählte. Sie war ſonſt ein Eigenthum ſämmtlicher erneſtiniſchen Häuſer, jetzt aber haben Weimar und Gotha die Leitung allein. Geſtiftet wurde ſie, nachdem die erneſtiniſche Linie Wittenberg verloren hatte, von Johann Friedrich im J. 1548, und eingeweiht nach deſſen Tode, 1558. Die Zahl der Studirenden belief ſich in frühern Zeiten wol über Tauſend und iſt jetzt 4 bis 500. Sehr beträchtlich iſt die Univerſitätsbibliothek. Ferner nennen wir das Hebammeninſtitut, die trefflichen kliniſchen Anſtalten, das anatomiſche Theater, die Sammlung mathematiſcher und phyſikaliſcher Inſtrumente und Modelle, das Muſeum und das Mineralienkabinet, welches letztre hauptſächlich aus der walchſchen, und der ehemals zu Weimar befindlichen herzogl. Sammlung beſteht, und zu fernerm Anwachs Fonds beſitzt. Noch ſind in Jena zwei Spruchcollegia, eine Juriſtenfacultät und ein Schöppenſtuhl, das Oberappellationsgericht der erneſtiniſchen Häuſer, eine Superintendentur und eine lateiniſche Schule, auch mehrere gelehrte Geſellſchaften, nämlich eine lateiniſche, eine deutſche und eine mineralogiſche. Der in der Nähe gelegene Fuchsthurm iſt der Überreſt des alten Schloſſes Kirchberg auf dem Hausberge.

Jena'ſche Schlacht, oder die Schlacht bei Jena und Auerſtädt am 14. Oct. 1806. Preußen hatte, ſeit dem wiener Vertrage vom 15. Dec. 1805 (ſ. Auſterlitz) in der ungünſtigſten Lage, wegen Hannover mit England und Schweden in Krieg verwickelt, zu ſpät die Waffen ergriffen, um Norddeutſchlands Unabhängigkeit und ſeine eigne, gegen Frankreichs drohende politiſch-militäriſche Stellung im ſüdlichen Deutſchland zu ſchützen. Allein ſtatt bis an den Rhein ſchnell vorzudringen und Kurheſſen, das neutral bleiben wollte, zur Theilnahme zu nöthigen, concentrirte der Oberfeldherr, der 72jährige, unentſchloſſene Herzog von Braunſchweig, das preußiſch-ſächſiſche Heer in Thüringen; dadurch verlor er nicht nur den rechten Augenblick des Angriffs, ſondern auch alle Vortheile ſeiner Schutz- und Verbindungslinie mit der Elbe, indem er hartnäckig, ungeachtet Luccheſini (ſ. Luccheſini: Urſache und Wirkung des Rheinbundes II., 118. fg.) früher, Fürſt Hohenlohe, Maſſenbach u. A. aber noch zuletzt in dem zu Erfurt am 5. und 6. Oct. gehaltenen Kriegs-

räthe widerſprachen und das rechte Saalufer nebſt der Straße von Hof ſtärker zu beſetzen anriethen, und auf der irrigen Meinung beſtand, Napoleon werde nicht angriffsweiſe verfahren. Als er endlich das Heer am 8. Oct., an welchem Tage die preußiſche Kriegserklärung aus dem Heerlager zu Erfurt erſchienen war, über den thüringer Wald nach Franken und dem Main zu führen im Begriff war, und deshalb das rechte Saalufer verlaſſen hatte, erkannte er zu ſpät aus dem, mit demſelben Tage ſich entwickelnden Offenſivplane des Kaiſers Napoleon, daß die linke Flanke des preußiſchen Heers dem Feinde völlig bloß geſtellt war. Der linke Flügel, oder die 36,000 Mann ſtarke Armee von Schleſien, mit der ſich am 20. Sept. 22,000 Mann Sachſen, unter dem General von Zezſchwitz, vereinigt hatten, und die unter dem Befehl des Fürſten Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen ſtand, ſollte nämlich über Saalfeld, Schleiz und Hof vorrücken; der rechte Flügel unter dem General Rüchel den thüringer Wald umgehen, und der Herzog ſelbſt wollte das Mitteltreffen über das Gebirge nach Würzburg führen. Allein Napoleon, der Paris erſt am 25. Sept. verlaſſen hatte und am 8. Oct. in Cronach eingetroffen war, eroberte den Sieg und die großen Erfolge des Feldzugs, noch ehe die Schlacht geſchlagen ward, durch ſeinen ſtrategiſchen Blick, indem er binnen 5 Tagen ſich zum Meiſter des Landes zwiſchen der Saale, Elſter und Elbe machte. Denn zwiſchen den beiden Flügeln des franz. Heeres marſchirte Bernadotte und Davouſt mit 60,000 M. von Bamberg über Cronach nach dem reußiſchen Voigtlande, und am 8. ging Mürat mit den Garden und der Reiterei, 25,000 M. ſtark, bei Saalburg, wo ein ſchwacher preußiſcher Poſten ſtand, über die Saale, hierauf drangen er und Bernadotte am 9. über Schleiz vor, wo ſich das vom linken Flügel abgeſchnittne und umringte, aus 6000 Preußen und 3000 M. Sachſen beſtehende Corps unter Tauenzien, mit großem Verluſte, ruhmvoll durchſchlug. Gleichzeitig rückte der rechte Flügel des franzöſiſchen Heeres unter Soult und Ney, nebſt 10,000 Baiern unter Wrede, an das neutrale Böhmen gelehnt, 64,000 M. ſtark, über Hof (9. Oct.) und Plauen (10. Oct.) vor. An demſelben 10. Oct. vernichteten die von Coburg her mit 30,000 M. auf dem linken Flügel vorgedrungenen Marſchälle Lannes und Augereau, die Diviſion Suchet an der Spitze, bei Saalfeld den 8000 M. ſtarken Vortrab des preußiſchen Heeres, deſſen Anführer, Prinz Ludwig von Preußen, welcher den beſtimmten Befehl hatte, jedes Gefecht zu vermeiden, im Kampfe der Verzweiflung fiel. So war der linke Flügel des preußiſchen Heeres umgangen, und Napoleon, dem jetzt ſchon Sachſen nebſt den Heerſtraßen nach Dresden und Berlin offen lag, drang ungehindert im Rücken der preußiſchen Armee bis Naumburg vor, welches Davouſt am 13. Oct. beſetzte, während das preußiſche Heer noch in der Strecke von Jena bis Eiſenach ſich ausdehnte und der Herzog ſein Hauptquartier vom 10. bis 12. Oct. zu Weimar hatte. Auch wurden von den Franzoſen zwei wichtige Punkte auf dem linken Saalufer beſetzt: Jena von Lannes und Kahla von Augereau. Napoleon ſelbſt langte von Gera am 13. Oct. zu Jena an. Auf dem Marſche von Hof bis Naumburg waren an beiden Orten alle Magazine und ein Pontonzug der Preußen in die Hände der Franzoſen gefallen. Nun mußte das bisher mit dem Geſichte gegen den thüringer Wald gekehrte preußiſche Heer, plötzlich, ſeit den 10. Oct. ſich gegen die Saale hin zurückwenden; daher die Unordnung in der Verpflegung und in der neuen Aufſtellung des Heers. Der Herzog ſelbſt zog am 13. Oct. von Weimar nach Auerſtädt (einem Dorfe im preußiſchen Regierungsbezirke Merſeburg, drei Meilen von Weimar), um bei Freiburg und Laucha den

Übergang über die Unſtrut und die Verbindung mit der Reſerve wieder zu gewinnen, da die Saalpäſſe bei Naumburg bereits vom Feinde genommen waren. Seine Bewegung zu decken, ſtellte Fürſt Hohenlohe ſeine Armee auf den Höhen des linken Saalufers bei Jena auf; Rüchel aber ſollte ſich von Erfurt, und der Herzog von Weimar vom thüringer Walde her der hohenloh'ſchen Armee nähern. In dieſer Lage bot Napoleon dem Könige von Preußen, ſcheinbar wenigſtens, den Frieden an; allein der Überbringer ſeines Schreibens vom 12. Oct. aus ſeinem Heerlager zu Gera, Capit. Montesquiou, fand den König erſt am Tage der Schlacht. Alſo vollendete am 14. Oct. der Doppelkampf bei Auerſtädt und Jena taktiſch die Niederlage der, ſtrategiſch bereits geſchlagenen preußiſchen Armee. Napoleon ſchien von dem Marſche des Herzogs von Braunſchweig auf Auerſtädt keine Kunde zu haben, als er in der Nacht zum 14. Oct. in ſeiner Biwacht auf dem Landgrafenberge, den Angriffsplan entwarf. Er war Meiſter der Übergangspunkte auf das linke Saalufer, und ließ den Marſchall Bernadotte über Dornburg heranziehen; dadurch wurde das preußiſche Heer unter Hohenlohe von dem des Herzogs von Braunſchweig getrennt. Zugleich hatte der Fürſt, indem er bloß die Chauſſee bewachte, welche zu der Ebene führte, wo er angegriffen werden ſollte, die ſteilen Anhöhen, welche rechts und links das Mühlthal bei Jena beherrſchen, der Herzog aber die Anhöhen und den Paß bei Köſen zu beſetzen unterlaſſen. Beides wurde ihnen verderblich. Denn Napoleon ließ in der Nacht zum 14. Oct. von ſeinen Soldaten und Sappeurs die unwegſamſten Stellen in den engen Schluchten ebenen, um das Geſchütz auf das Plateau des Wahlplatzes zu bringen. Am Mergen verbarg ein dichter Nebel ſeinen Aufmarſch. Nach und nach führte er 80,000 Mann in die Schlacht, den linken Flügel Augereau, die Garden Lefebre, das Mitteltreffen Lannes den rechten Flügel Soult. Später rückte Ney aus dem Hintertreffen in die erſte Linie vor. Drei blutige Gefechte entſchieden Hohenlohe's Niederlage. Zuerſt ward der preußiſche Vortrab unter Tauenzien bei Kloſewitz geworfen, dann das Hauptcorps unter dem Fürſten Hohenlohe bei Vierzenheiligen, endlich bei Capellendorf der bisherige rechte Flügel des Heeres unter dem General Rüchel. Dieſer langte nämlich von Mellingen her zu ſpät an, um den Fürſten zu unterſtützen, und erneuerte hierauf, ſtatt den Rückzug deſſelben zu decken, das Gefecht, als eben Mürat an der Spitze der Reiterei in die weichenden Linien der Preußen einbrach. Unordnung und Zerſtreuung des ganzen Heeres von 50,000 M. war die Folge von Rüchel's Eigenſinn und Ungehorſam. An demſelben Tage ſetzte der Herzog ſein 50,000 Mann ſtarkes Heer, bei welchem ſich der König, drei Prinzen des Hauſes und der Feldmarſchall Möllendorf befanden, in drei Abtheilungen, die erſte unter Schmettau, auf der von Auerſtädt nach Köſen führenden Hauptſtraße in Bewegung. Allein ſchon hatte, wenig Stunden zuvor, Davouſt, deſſen Heer aus Gudin's, Friand's und Morand's Schaaren beſtehend, etwa 36,000 M. ſtark war, den wichtigen Paß bei Köſen beſetzt. Die wiederholten Angriffe der Diviſion Schmettau, welche bei Haſſenhauſen auf den Feind ſtieß, und des Gen. Blücher's Reiterangriffe wurden abgeſchlagen, indem die zweite Abtheilung des preuß. Heeres, durch die ſchlechten Wege aufgehalten, nicht zur Unterſtützung eintraf. Als nun der Herzog ſelbſt durch einen Flintenſchuß in die Augen, und Gen. Schmettau tödtlich verwundet worden waren, ſo ging die Einheit der obern Leitung verloren. Der König übertrug jetzt den Oberbefehl dem Feldmarſchall Möllendorf und dieſer ordnete den Rückzug an; allein da ſich die umkehrende erſte Abtheilung mit der herancilenden zweiten verwickelte, ſo benutzte Davouſt die daraus

entſtandne Unordnung, um einen vollſtändigen Sieg zu erkämpfen, der ihm den Titel eines Herzogs von Auerſtädt erwarb. Noch deckte eine Zeitlang Gen. Kalkreuth den Rückzug des Heeres auf der Straße von Auerſtädt nach Weimar und Buttſtädt. Man wollte die Schlacht am 15. erneuern; allein an dieſem Tage erfuhr der König in Sömmerda Hohenlohe's Niederlage. Nun mußte das, von ſeiner Verbindungslinie mit Halle, wo die Reſerve ſtand, gänzlich abgeſchnittene, von Napoleons Schaaren überall verfolgte und in Verwirrung gebrachte Heer in kleine Corps ſich auflöſen, die unter Hohenlohe's Befehl, auf Umwegen über das Harzgebirge, nur zum Theil, erſt am 26. Oct., Magdeburg und die Elbe erreichten. Die Preußen verloren bis zum 14. Oct. über 50,000 M. an Todten, Verwundeten und Gefangenen; die Sachſen überhaupt an todten Offizieren 23, an verwundeten Offizieren 115, und an Gefangenen 300 Offiziere und 6000 M. Die Zahl der gebliebnen oder verwundeten Franzoſen wird von ihnen zu nicht mehr als 4100 angegeben. Größer noch war der Verluſt der Preußen nach der Schlacht. Denn am 16. ergaben ſich 14,000 in Erfurt eingeſchloſſene Preußen, nebſt dem Fürſten von Oranien, unter Möllendorf, mit Capitulation an Mürat zu Gefangenen; die gefangenen Sachſen aber erhielten gegen das Verſprechen, nicht mehr gegen Frankreich zu dienen, die Freiheit, worauf Napoleon durch den Großherzog von Berg am 17. die Neutralität des Kurfürſtenthums erklären ließ; doch wurde der Friede mit Sachſen erſt am 11ten Dec. zu Poſen abgeſchloſſen. Dadurch führte Napoleon beim Vordringen nach Berlin ſeine rechte Flanke und öffnete ſich alle Hülfsquellen des, von ihm beſetzten Kurfürſtenthums. Raſch drängten jetzt einander die wichtigſten Ereigniſſe. Am 18. überfiel Bernadotte die 10,000 Mann ſtarke preußiſche Reſerve unter dem Herzog Eugen von Würtemberg bei Halle und machte 5000 Gefangene; darauf zog Davouſt über Leipzig und Wittenberg, Lannes über Deſſau nach Berlin (25. Oct.), wo Napoleon am 27. eintraf. Spandau ergab ſich an Lannes d. 25. Oct. Indeß gelang es dem General Kalkreuth, einen Theil der Heerüberreſte, 12,000 Mann, hinter die Oder zu führen. Blücher hingegen ſchloß ſich mit den Trümmern der Reſerve nicht an Hohenlohe an, ſondern zog, als der Fürſt mit 17,000 M. bei Prenzlau am 28. Oct. capitulirt hatte, nach Strelitz, wo das Corps des Herzogs von Weimar, das als Vortrab ſchon durch den thüringer Wald gedrungen war und an der Schlacht nicht Theil genommen hatte, unter dem Befehl des Herzogs von Braunſchweig-Oels zu ihm ſtieß. Er war jetzt 21,000 M. ſtark, aber von Mürat, Bernadotte und Soult verfolgt, mußte er ſich am 5. nach Lübeck werfen und am 7. bei Ratkau capituliren. (S. Lübeck.) Unterdeſſen hatte ſich auch ein Corps Reiterei von 6000 M. unter dem Gen. Schimmelpfennig am 29. bei Paſewalk an den Gen. Milhaud, und am 31. ein andres Corps von 4000 M. unter dem Gen. Bila bei Anclam an den Gen. Becker ergeben. Betäubt von ſo vielen Schlägen, welche das preußiſche Heer binnen 14 Tagen vernichteten, übergaben die Feſtungscommandanten ihre Plätze, ohne die Ehre des Wiederſtandes, dem Feinde: Stettin der Gen. Lieut. von Romberg am 29.; Cüſtrin, der Oberſt v. Ingersleben am 31; Hameln, der Gen. v. Schöler am 19. Nov.; Nienburg, der Gen. v. Strachwitz am 25. Nov. Das letzte Bollwerk der Monarchie, das mit allem Bedarf wohl verſehene Magdeburg hatte Gen. von Kleiſt ſchon am 8. Nov. den Franzoſen unter Ney ſchimpflich geöffnet. Dadurch geſchah es, daß Napoleon zu neuen Entwürfen erhoben, die ſchon dem Abſchluſſe nahen Friedensunterhandlungen plötzlich abbrach, ſeine Waffen über die Oder trug, die Polen unter ſeine Fahnen rief, und die ſpät heranrückenden Ruſſen an der Weich-

ſel ereilte. Der Beſitz des ganzen nördlichen Deutſchlands, mit Ausnahme Colbergs, — Napoleon hatte nämlich Kurheſſen am 1. Nov., Braunſchweig und Fulda am 26. Oct., Hannover am 9. Nov., die Hanſeſtädte am 19. fgg., Mecklenburg am 28. Nov. und Oldenburg am 6. Dec. in Beſitz genommen — verſchaffte ihm unermeßliche Hülfsquellen. Er beſchloß nunmehr ſein Continentalſyſtem in Berlin (durch das Decret vom 21. Nov., welches die brittiſchen Inſeln in Blokadeſtand erklärte) und in Warſchau aufzurichten, dadurch aber England zur Herausgabe der franzöſiſchen, holländiſchen und ſpaniſchen Kolonien zu zwingen, und zugleich die Unabhängigkeit der Pforte gegen Rußland ſicher zu ſtellen.

Jenner (Eduard), Arzt in England, als Erfinder oder Verbreiter der Kuhpockenimpfung berühmt, geb. 1749 zu Berkley in Gloceſterſhire, ein Zögling des berühmten Anatomen John Hunter. Nachdem er mehrere Jahre ausübender Arzt und Wundarzt geweſen, widmete er ſich ganz dem Studium der Phyſiologie und Naturgeſchichte. Wegen ſeiner, an Beobachtungen reichen Abhandlung über die Muſik ward er zum Mitglied der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in London ernannt. Auch zeichnete er ſich durch eine vortreffliche Beſchreibung der Angina pectoris aus. Seit 1776 beſchäftigte er ſich mit Unterſuchungen über die Kuhpochen, und gab 1798 die erſte Schrift darüber in London heraus, welche durch Ballhorn's Überſetzung 1799 auch in Deutſchland bekannt wurde. Beobachtungen über die Blattern der Kühe in Gloceſterſhire (cowpox) hatten ihn ſeit 1769 ſchon auf ſeine Entdeckung geleitet. Am 14. Mai 1796 impfte er das erſte Mal die Kuhpocken ein; wurde den Vaccinirten nachher von der Materie der Kinderblattern eingeimpft, ſo bekamen ſie letztre Krankheit nicht. Über dieſe Verſuche gab Jenner 1799 in einer zweiten Schrift Nachricht. Von 6000 Perſonen, die er vaccinirt hatte, ward keine von den Kinderblattern angeſteckt. Er machte auf die Gefahrloſigkeit der durch Vacciniren entſtandenen Blattern, ihre Gelindigkeit, ihre Eigenſchaft, ſich nicht weiter durch Anſteckung zu verbreiten, und auf die Sicherung eines Jeden, der ſie ausgeſtanden, gegen die Anſteckung von den gewöhnlichen Kinderblattern aufmerkſam. Indeß entdeckte er bald, daß es auch falſche Kuhpocken gebe, deren Geſtalt und Verlauf von dem der echten abweiche, und welche vor den Kinderblattern nicht ſicher ſtellten. Er beſtimmte daher genau die Unterſcheidungszeichen. In einer dritten Schrift, 1800, beſtätigte er mit eignen und andrer Ärzte Beobachtungen die Vorzüge der neuen Impfung, und ſchrieb 1801 noch eine Abhandlung über den Urſprung derſelben. Von der großen Anzahl der Geimpften waren mehr als 3000 mit Materie von Kinderblattern ohne Erfolg geimpft worden. Frühzeitig verbanden ſich mit Jenner mehrere Ärzte zu weitern Verſuchen, beſonders Woodwille und Marſhall, Jenner's Freunde, Pearſon und einige Andre. Mit Hülfe eines weitläuftigen Briefwechſels verbreitete Jenner ſeine Entdeckungen in ſehr kurzer Zeit durch ganz Europa, ja in die andern Welttheile, beſonders nach Amerika. Der franzöſiſche Weltumſegler Baudin brachte ſie auf die Inſeln des Südmeers. In London wurde ſchon 1799 eine öffentliche Impfanſtalt errichtet, welche an mehrern Orten Nachahmung fand. Auch die Truppen, welche England nach Ägypten ſandte, wurden vaccinirt, und ſie ertrugen das fremde Klima beſſer, als die franzöſiſchen. Jenner's großes Verdienſt wurde allenthalben, beſonders in England geſchätzt. Die Ärzte der britt. Marine ließen auf ihn eine Denkmünze prägen: Apollo, der einen vaccinirten Matroſen der Britannia vorſtellt, mit einer Bürgerkrone und der Inſchrift: Jenner. Alba nautis stella refulsit. Die verwittwete Kaiſerin von Rußland ſchrieb 1802 an Jenner

und verehrte ihm einen ſchönen Diamant. Im J. 1803 bekam er von dem Gemeinderath der Stadt London das Bürgerrecht in einer goldnen Kapſel, ſein Name ward durch Schaumünzen gefeiert, und das Parlament bezeugte ihm einmüthig zweimal den Dank der Nation, auch bewilligte es ihm (1802 u. 1807) Geldgeſchenke, die ſich auf 30,000 Pfd. beliefen, mit der Bemerkung, daß keine Summe groß genug ſei, um ihn für das, was er durch ſeine Entdeckung der Menſchheit geleiſtet, zu belohnen. Indeß hatte auch ſein Briefwechſel allein ihm über 1000 Pf. St. gekoſtet, und er ſchlug die gehabten Unkoſten auf 6000 Pf. St. an. Es wurde eine Geſellſchaft zur Ausbreitung der Kuhpocken in ganz Großbritannien geſtiftet, die den Namen königlich jennerſche Societät führt, für deren Patrone ſich der König und die Königin erklärten, und an welcher der Prinz und die Prinzeſſin von Wallis, ſo wie mehrere Große Theil nahmen. (Vergl. d. Art. Kuhpocken.) Nach dem ſchlesw. holſtein. Provinzialbericht von 1815, machte der Schullehrer Plett zu Stockendorf bei Kiel ſchon im J. 1790 die Erfahrung, daß, wer die Kuhblattern gehabt, von den natürlichen befreit bliebe. Er verſuchte daher 1791 zu Haſſelburg abſichtlich an drei Kindern die Impfung mit Kuhblattern, und ſie gelang. Da nun Jenner ſeine Impfverſuche erſt 5 Jahre ſpäter 1796 anſtellte: ſo hätte folglich Deutſchland die Ehre der Entdeckung der Vaccine; nur ſchade, daß bei Gegenſtänden dieſer Art die erſte Entdeckung ſo zu ſagen Nebenſache, die allgemeinere Anwendung und Verbreitung aber die Hauptſache iſt. Neuerlich hat Jenner durch ausgedehnte Anwendung künſtlicher Geſchwüre als Heilmittel, von neuem die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen.

Jenny=Maſchinen heißen die berühmten Maſchinen, welche Baumwolle ſpinnen, und gegen das J. 1775 von Richard Arkwright erfunden worden ſind. Als dieſer ein Patent auf ſeine Erfindung nahm, nannte er ſie nach ſeiner Frau Jenny=Maſchine, und ſpäterhin, nachdem er dieſelbe noch verbeſſert hatte, Jenny=Mule (Baſtard=Jenny), von Mule, Maulthier. Dieſe künſtliche Erfindung, Baumwolle zu ſpinnen, beſteht aus vier Haupttheilen, der Krätzmaſchine (Carding mill), welche die Wolle reinigt und ihr die Form eines Tuchs gibt; der Streichmaſchine (Drawing mill), welche die Reinigung der Wolle vollendet, und dieſe in eine wurſtartige Form bringt; die Vorſpinnmaſchine (Roving mill), auf welche die Wolle, nachdem ſie vorher in der Laterne noch mehr verdünnt und auch etwas gedreht worden iſt, aufgeſpult und ſolchergeſtalt zum Spinnen fertig gemacht wird, und der eigentlichen Spinn=Maſchine, einer aus vielen Spindeln beſtehenden Vorrichtung, auf welcher, vermittelſt eines bewundernswürdigen Mechanismus, welchen nur wenige Hände zu leiten brauchen, die Wolle alsdann zu Garn geſponnen wird. Die Spinnmaſchine iſt eigentlich wieder doppelter Art: die eine liefert das Garn (Twist), und die andre das Einſchlaggarn (Weft). Letztre ſoll eigentlich nur den Namen Jenny=Maſchine führen. Die Bewegung aller dieſer Maſchinen geſchieht entweder durch ein großes Waſſerrad, oder auch durch eine Dampfmaſchine.

Jeremias, der zweite unter den großen Propheten des alten Teſtaments, aus einem edeln jüdiſchen Prieſtergeſchlechte, erfüllte in der traurigſten Zeit des Reiches Juda, unter den letzten vier Königen deſſelben bis zur babyloniſchen Gefangenſchaft, alſo über 40 Jahre lang, den prophetiſchen Beruf mit anhaltender Geduld und Treue. Aber vergeblich erſchöpfte er ſich in Lehren, Bitten und Warnungen, das entartete Volk zur Gottesfurcht und Ergebung in ſein Schickſal zu bewegen; ein beſtändiger Druck, unter dem er nur ſeufzen konnte, Mißhandlungen, Kerker

und Todesgefahren waren ſein Lohn. Nach der Zerſtörung Jeruſalems ehrte ihn jedoch Nebukadnezar, da alles Volk in die Gefangenſchaft abgeführt wurde, als den edelſten ſeiner Nation, durch die Erlaubniß, ſich ſeinen Aufenthalt ſelbſt wählen zu dürfen. Der alte Prophet blieb bei den Trümmern der heiligen Stadt, und fuhr fort, die noch zurückgebliebnen Juden durch Rath und Lehre zu leiten, und als ſie endlich, den Bedrückungen der Statthalter zu entgehen, nach Ägypten flohen, begleitete er ſie und ſtarb in Ägypten hochbetagt. Schon unter der Regierung Jojakims hatte er angefangen, ſeine Lehren und Orakel von ſeinem Schreiber Baruch aufzeichnen zu laſſen. Sie ſind, ſo weit wir ſie im Kanon des A. T. beſitzen, Zeugen der glühendſten Vaterlandsliebe und des unerſchütterlichſten Vertrauens auf den Gott der Väter, aber auch deutliche Beweiſe, wie ſehr der Geiſt dieſes Propheten durch ſein und ſeines Volkes Unglück gelähmt und niedergedrückt war. Nur in den Weiſſagungen gegen auswärtige Staaten erhebt ſich ſein Ausdruck zu einiger Stärke; ſonſt iſt ſein Ton ſanft wie ſein Charakter, und traurig, wie die Zeit, in welcher er lebte. Er ſah den Untergang Juda's mit Beſtimmtheit voraus, und beweinte ihn auf den Trümmern von Jeruſalem. Die Frucht dieſes Schmerzes ſind ſeine Klagelieder (daher der Name Jeremiaden), Elegien voll rührender Wehmuth und frommer Ergebung, die durch ihren ſchönen, harmoniſchen Bau an eine beſſre Zeit der hebräiſchen Dichtkunſt erinnern. E.

Jericho war eine nicht unbedeutende Stadt im alten Judäa, in einer Ebene, nordöſtlich von Jeruſalem, weſtlich vom Jordan, wegen ihrer Balſamgärten, Palmen- und Roſenwäldchen, beſonders im ſalomoniſchen Zeitalter ausgezeichnet, und blühend durch den Handel mit Balſam und Gewürzen. Sie war der Schlüſſel zu Paläſtina, und wurde daher von den Iſraeliten, welche unter Joſua über den Jordan gegangen waren, um Paläſtina zu erobern, nachdem ſie vorher Kundſchaften dahin abgeſchickt hatten, zuerſt angegriffen und am ſiebenten Tage, nach einer Sage auf wundervolle Art, erſtürmt und vernichtet, jedoch ſpäterhin wieder aufgebaut. An ihrer Stätte ſteht jetzt das Dorf Riha, die Gärten und Wäldchen ſind verſchwunden. Nur der Balſambaum wird noch gewartet. In unſern Gärten erinnert an dieſe Stadt ein rankenartiges Gewächs mit einer wunderbar geſtalteten, wohlriechenden Blume, die wir die Roſe von Jericho (Anastatica) nennen. Wahrſcheinlich wurden ſie zu den Zeiten der Kreuzzüge von daher zu uns verpflanzt. E.

Jerſey, ſ. Guernſey.

Jeruſalem, (Joh. Friedr. Wilh.), Abt, wurde am 22. Nov. 1709 zu Osnabrück geboren, wo ſein Vater Superintendent war. Seine vorzüglichen Anlagen verriethen und entwickelten ſich früh. Mit allen nöthigen Vorkenntniſſen ausgerüſtet, bezog er ſchon 1724 die Univerſität zu Leipzig, wo er ſich dem theologiſchen Studium widmete. In ſeinem 21. Jahre kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück. Nach einem kurzen Aufenthalt daſelbſt ſtudirte er noch einige Jahre zu Leiden, und führte dann zwei Edelleute auf die eben errichtete Univerſität zu Göttingen. Nachdem er hier drei Jahre zugebracht hatte, unternahm er eine Reiſe nach London, kehrte 1740 nach Deutſchland zurück, und ward darauf vom Herzoge von Braunſchweig zum Hof- und Reiſeprediger, ſo wie zum Lehrer und Erzieher des damals ſiebenjährigen Erbprinzen (des als Feldherr berühmt gewordnen Carl Wilhelm Ferdinand) ernannt, welche Stelle er 1742 wirklich antrat. In einer Unterredung mit dem Herzoge über Schulweſen und Verbeſſerung deſſelben äußerte er ſeine Gedanken über

die Anlegung einer Lehranſtalt, welche die bisherige Lücke zwiſchen den Schulen und Akademien ausfüllen, und jungen Leuten, die nicht zum eigentlichen Studiren, ſondern für den Militärſtand, den Hof, oder ein unabhängiges Privatleben beſtimmt wären, die nöthige Unterweiſung und Sittenbildung verſchaffen könnte. Der Herzog beſchloß die Ausführung, und ſo entſtand, nach einem von Jeruſalem entworfenem Plane, das nachmals ſo berühmt gewordne Collegium Carolinum zu Braunſchweig. Außerdem hat ihm die Stadt Braunſchweig auch die Gründung ihres Armenweſens zu verdanken. Nach und nach ward er nun von dem dankbaren Herzoge zum Probſte der Klöſter St. Crucis und Ägidii, 1749 zum Abt von Marienthal, und endlich 1752 zum Abt des Kloſters Riddagshauſen, in der Nähe von Braunſchweig, ernannt. Den Ruf eines Kanzlers der Univerſität zu Göttingen lehnte er aus Anhänglichkeit an das braunſchweigiſche Haus ab, und ward dafür 1771 zum Vicepräſidenten des Conſiſtoriums zu Wolfenbüttel ernannt. Dieſer vortreffliche, durch Herzensgüte und Gelehrſamkeit ausgezeichnete Mann, deſſen Andenken noch jetzt die Bewohner von Braunſchweig ſegnen, hätte verdient, auch in ſeiner Familie ohne Kummer zu leben. Aber noch am Abend ſeines Lebens ſollte er das Unglück erleben, daß ſein innigſt geliebter Sohn, der zu Wetzlar die Rechte ausübte, ſich in einer melancholiſchen Stunde durch einen Piſtolenſchuß das Leben nahm. Dieſes traurige Ereigniß gab Göthen den Grundſtoff zu ſeinen Leiden des jungen Werther. Nachdem er ſich von dieſen und andern harten Schickſalsſchlägen mit männlichem Muthe emporgerichtet, und ſeinem ausgebreiteten Wirkungskreiſe die gewohnte Thätigkeit noch in ſpäter Zeit gewidmet hatte, entſchlummerte er 1789 im achtzigſten Jahre ſeines Lebens mit Heiterkeit und ruhiger Hingebung. Jeruſalem ſtand als Theolog, Denker und Gelehrter unter ſeinen Zeitgenoſſen auf einer Stufe, die nur wenige erreichen; nicht minder groß war er jedoch von Seiten ſeines Herzens und Charakters. Zu ſeinen vorzüglichſten Schriften gehören: Predigt-Sammlungen, 2 Thle. Braunſchweig, 1788 — 1789; Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion, 2 Bde., 1785 u. 1795.

Jeruſalem. Dieſe weltberühmte Stadt (von der Prevot an Ort und Stelle ein Panoram gezeichnet hat,) liegt in Paläſtina und iſt dem Paſcha von Damaskus unterworfen. Ihre Umgebungen ſind öde und gebirgig. Am weſtlichen Abhange eines Baſalt-Berges, von Felſen und tiefen Thälern umgeben, liegt die Stadt weit kälter, als man nach der geographiſchen Lage ſchließen ſollte. Der ganze Umfang der Stadt beträgt jetzt kaum eine halbe Meile. Die Stadt iſt unregelmäßig gebaut, hat ziemlich hohe Mauern und ſechs Thore, die noch hebräiſche Namen führen. Die Häuſer ſind alle von Sandſtein, drei Stocke hoch und ohne Fenſter im untern Stocke. Dieſe todte Einförmigkeit wird nur durch die Spitzen der Moskeen, durch die Thürme der Kirchen und durch wenige Cypreſſen unterbrochen. Die Bevölkerung von Jeruſalem beläuft ſich auf 30,000 Menſchen, darunter 20,000 Chriſten von allen Sekten, 7000 Mohammedaner, und nur wenige Juden. Chriſten und Juden tragen als Auszeichnung einen blauen Turban: das weibliche Geſchlecht ſieht mit ſeinen dichten Schleiern und ſeinen weißen Gewändern, wandernden Leichen ähnlich. Auf den ungepflaſterten Straßen hat man beſtändig mit dichten Staubwolken oder tiefem Schmutze zu kämpfen. Kein frohes Geſicht begegnet uns. Keinen andern Anblick hat man, als den jener verſchleierten weißen Geſtalten, der übermüthigen Türken, und der ſtumpfſinnigen oder ſchwermüthigen Chriſten. Daß weder Wiſſenſchaften noch Künſte in dem jetzigen Jeruſalem blühen, kann

man ſich bei dem Despotismus der Türken und dem finſtern Aberglauben der Chriſten leicht vorſtellen. Wenige Weber und Pantoffelmacher ſind die einzigen Fabrikarbeiter. Eine ungeheure Menge Reliquien, die wahrſcheinlich nicht alle in der Stadt gemacht werden, ſondern auch aus der Umgebung kommen, werden an die gläubigen Pilger verkauft. Indeſſen bildet die Stadt für die Araber in Syrien, Arabien und Ägypten einen Mittelpunkt des Verkehrs. Man führt Oel aus, und Reis über Acre ein. Doch hat dieſer Handel wenig wohlthätige Folgen für den Wohlſtand der Einwohner. Übrigens ſind die Lebensmittel im Überfluß und wohlfeil: Wildpret vortrefflich, und der Wein ſehr gut. Die Pilger eröffnen für die Einwohner noch immer eine vorzügliche Nahrungsquelle. Vor zehn Jahren waren 1500 auf einmal da, worunter aber nur zwei Europäer. Jeruſalem hat einen Statthalter, einen Kadi oder Oberrichter, einen Commandanten der Citadelle und einen Mufti, als geiſtliche Behörde. In der Stadt werden noch viele Plätze und Gebäude unter alten heiligen Namen gezeigt. Die Citadelle, welche Davids Burg geweſen ſein ſoll, iſt ein durchaus gothiſches Gebäude. Auch nennt man ſie den piſaniſchen Thurm, weil die Piſaner ſie vielleicht während der Kreuzzüge erbaut haben. Alle Pilger wenden ſich an das große Franziskaner-Kloſter zum heil. Erlöſer, worin ſie einen Monat lang umſonſt verpflegt werden. Außer dieſem gibt es noch ein und ſechzig chriſtliche Klöſter in Jeruſalem, worunter das armeniſche das größte iſt. Sie erhalten ſich von milden Beiträgen, die meiſtens aus Europa ihnen zuſließen. Die Kirche des heiligen Grabes iſt ſeit faſt anderthalb Jahrtauſenden der heiligſte Ort in Jeruſalem. Sie beſteht aus mehrern vereinigten Kirchen, und ſoll auf dem Golgatha aufgeführt ſein. Man zeigt hier in einem reichgeſchmückten großen unterirdiſchen Gemach das erdichtete Grab des Erlöſers, mit einem Sarkophag von weißem Marmor. Die Kaiſerin Helena ſoll im 4. Jahrh. dieſe Kirche geſtiftet haben, nachdem ſie das wahre Kreuz aufgefunden. Die Juden leben in dem größten Elend und auf einen kleinen Theil der Stadt beſchränkt. Der Tempel der Mohammedaner, den ſie für eines der größten Heiligthümer halten, iſt ſehr prächtig. Keinem Chriſten oder Juden iſt es erlaubt in das innere Heiligthum zu treten. Doch wiſſen wir, daß dieſer heilige Tempel aus zwei großen Gebäuden beſteht, von denen das eine, El Akſa, mit einer prächtigen Kuppel verſehen, und den herrlichſten Vergoldungen verziert iſt. Das andre Gebäude iſt ein Achteck, es heißt El Sahara; hier zeigen die Mohammedaner den Fußtapfen ihres Propheten von einem goldenen Gitter umgeben, und einen Koran, der 4 Fuß lang und 2½ Fuß breit iſt. Noch ſieht man auf dem Oelberg eine chriſtliche Kirche, in welcher ein Fußtapfen des Heilands gezeigt wird, den er hinterließ, als er gen Himmel fuhr. Man ſieht außer manchen altiſraelitiſchen, eine Menge griechiſcher und römiſcher Denkmäler, mehrere chriſtliche und beſonders gothiſche, die von den Kreuzzügen herrühren. Die Geſchichte dieſer Stadt verliert ſich in das allerfrüheſte Zeitalter. Ein Zeitgenoſſe des Abraham, Melchiſedek, wird ſchon 2000 vor unſrer Zeitrechnung König von Salem genannt: dies Salem ſoll das nachmalige Jeruſalem ſein. Dann beſaßen die Jebuſiter die Stadt, und als 1500 Jahr vor Chriſto die Iſraeliten das Land der Verheißung eroberten, ward dem Stamm Benjamin dieſe Stadt zugetheilt. Doch ſcheinen in der Folge die Jebuſiter ihr Recht wieder geltend gemacht zu haben, denn David eroberte die Stadt, nannte ſie nach ſeinem Namen und baute die Burg Zion. Sein Sohn Salamon verſchönerte Jeruſalem ungemein und ließ durch die kunſtreichen Ty-

rier den vielgeprieſenen Tempel erbauen. Unter ſeinen Nachfolgern ward Jeruſalem die Hauptſtadt des Königreichs Juda. Fünfmal ward ſie erobert und geplündert, zuerſt unter Rehabeam, von den Ägyptern, dann unter Joram, von den Arabern; unter Joas, von den Syrern; unter Amazias, von den Iſraeliten, und unter Joſias wieder von den Ägyptern 611 vor Chr. Geb. Der letztern Eroberung erwähnt auch Herodot, der die Stadt Kadytas nennt, welches an das Kâdiſcha, die Heilige erinnert, wie noch jetzt die Mohammedaner die Stadt El Kods nennen. Endlich bemächtigte ſich der chaldäiſche König Nebukadnezar, auch Nabopolaſſer genannt, unter dem jüdiſchen König Zedekias, des Reichs und der Stadt Jeruſalem, zerſtörte die letztre vom Grunde aus 586 vor Chriſto, und führte die Juden nach Babylon. 70 Jahre darauf erlaubte ihnen Cyrus zurückzukehren, und Stadt und Tempel wieder aufzubauen. Dies geſchah unter Anführung ihrer Hohenprieſter Eſra und Nehemia, deren Nachfolger ſie eine Zeitlang beherrſchten. Daß Alexander, nachdem er Tyrus erobert, auch einen friedlichen Beſuch in Jeruſalem abgeſtattet habe, iſt gewiß nur eine jüdiſche Sage, da Joſephus der einzige Bürge dafür iſt. Alexanders Nachfolger, Ptolemäus, des Lagus Sohn, eroberte Jeruſalem, und führte eine Menge angeſehner Juden nach Alexandrien. Dann ſtand es eine Zeit lang, nachdem Antiochus der Große es eingenommen, unter der Bothmäßigkeit der ſyriſchen Könige. Unter den Makkabäern wurden die Juden wieder auf eine Zeit lang frei, und wählten ſich eigne Könige. Einer der letztern, Ariſtobulus, rief den großen Pompejus in's Land, und ſo kam 64 Jahr vor unſrer Zeitrechnung Jeruſalem unter römiſche Herrſchaft. Da es noch immer eigene Könige dem Namen nach, auch Hoheprieſter neben den römiſchen Statthaltern hatte: ſo veranlaßte dies unabläſſige Meutereien, denen endlich Veſpaſian und Titus dadurch ein Ende machten, daß ſie, nach einer fürchterlichen Belagerung, im J. 71, die Stadt erſtürmten, die Einwohner vertilgten und Alles verwüſteten. So ſchien Jeruſalem gänzlich zu Grunde gegangen zu ſein. Allein theils waren noch Gebäude in Menge übrig geblieben, theils ſammelten ſich nach und nach wieder die zerſtreuten Juden, bauten ſich an, und empörten ſich von neuem gegen die Römer. Hiedurch erbittert ließ Kaiſer Hadrian endlich im J. 118 Alles zerſtören, was Titus verſchont hatte. Er ließ eine neue Stadt unter dem Namen Aelia Capitolina anlegen, worin zu wohnen keinem Juden erlaubt war. Conſtantin der Große und ſeine Mutter Helena zeigten dadurch ihre chriſtliche Frömmigkeit, daß ſie alle heidniſchen Denkmäler ausrotten ließen und viel neue chriſtliche Gebäude aufführten. Julian faßte den Gedanken, den alten Tempel der Juden wieder herzuſtellen, ſoll aber durch Ausbruch unterirdiſchen Feuers daran verhindert worden ſein. Nun blieb die Stadt unter der Herrſchaft der morgenländiſchen Kaiſer, bis Kosroes im J. 614 ſie mit ſeinen Perſern eroberte. Doch gewann der Kaiſer Heraklius im Frieden, 628, die heilige Stadt wieder, verbot den Juden da zu wohnen, und brachte durch Sektenhaß den Patriarchen von Jeruſalem Sophronius, dergeſtalt gegen ſie auf, daß der Kalif der Araber, Omar, im J. 637 ohne viele Mühe die Stadt einnehmen konnte. Von den Arabern ging die Herrſchaft an die Turkmanen über. Im erſten Kreuzzuge eroberte Gottfried von Bouillon 1099, Jeruſalem. Es ward ein eigenes chriſtliches Reich geſtiftet, dem aber die Türken 1157 ein Ende machten.

Jeſaias, der erſte unter den ſogenannten Propheten, wirkte unter der Regierung der Könige in Juda, Uſias bis Hiskias, wenigſtens

47 Jahre, als Volksführer und Prophet. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt nichts Gewiſſes bekannt, als daß ſein Einfluß auf König und Volk bedeutend war. Was von den, unter ſeinem Namen im alten Teſtamente enthaltenen Orakeln erweislich von ihm ſelbſt herrührt, ſichert ihm eine Stelle unter den vorzüglichſten Dichtern. Seine Sprache iſt den Gegenſtänden, die er behandelt, die angemeſſenſte; ſie vereinigt Einfachheit und Klarheit mit der höchſten Würde und Majeſtät, und an Fülle und Kraft bei dem ſchönſten Ebenmaße kommt ihm die Poeſie keines andern Propheten gleich. Der Inhalt ſeiner Dichtungen ſind Strafreden und Klagen über die Sünden des Volks, drohende Verkündigungen eines nahen Verderbens und herzerhebende Ausſichten in eine ſchönere Zukunft. Adel des Gefühls und der Geſinnung ſpricht aus jedem Zuge, Alles trägt den Stempel des Genies und der echten Begeiſterung. Daher ſehen die Gläubigen in ſeinen Weiſſagungen nicht mit Unrecht die Morgenröthe des Tages, der mit Chriſto der Menſchheit aufgegangen iſt. S. den Art. Propheten. E.

Jeſuaten des H. Hieronymus, oder Jeſusdiener, hieß ein im J. 1365 zu Siena entſtandner, wenig und nur in Italien verbreiteter geiſtlicher Orden, deſſen Glieder wegen ihres Handels mit Arzneien und Branntwein Padri dell' aqua vita, Branntweinväter, genannt wurden. Im J. 1668 hob eine päpſtliche Bulle dieſen unbedeutenden Orden wieder auf. E.

Jeſuiten oder Geſellſchaft Jeſu nannte ſich ein geiſtlicher Orden, der ſich viel höher als alle andern Orden, ja über die Kirche ſelbſt ſtellte, und ob er gleich ſeinen Gliedern die Annahme von Kirchenämtern und Prälaturen durchaus verbot, doch in der Kunſt zu herrſchen die weltlichen Regierungen nicht minder, als ſeine geiſtlichen Nebenbuhler übertraf. Ihm läßt ſich auch kein andrer geiſtlicher Orden an die Seite ſtellen. Denn während diejenigen, welche ſich nur der Betrachtung und Andacht widmen, wenig charakteriſtiſche Züge darbieten, und meiſtentheils nur durch Namen, Schnitt und Farbe der Kleidung, größere oder mildere Strenge der Regel, mehr oder weniger Übungen der Buße und Gottſeligkeit von einander verſchieden ſind, und auch die Regſamern, welche durch Unterricht, Seelſorge und Mildthätigkeit, ſo wie durch ihre Ränke an Höfen und in Familien, nach außen wirken, faſt überall dieſelben Manieren zeigen und überall doch immer nur Mönche ſind, wußte die Geſellſchaft Jeſu ſich bald zu dem Range einer welthiſtoriſchen Erſcheinung emporzuſchwingen, die in ihrer Art einzig iſt. Der mindeſte Theil dieſer Größe ging von ihrem Stifter aus, der ſeinen Ruhm mehr der Weltklugheit und Kraft ſeiner Nachfolger, als ſich ſelbſt verdankt. Inigo oder Ignaz, der jüngſte von elf Kindern eines ſpaniſchen Edelmanns, auf deſſen Stammſchloſſe Loyola im Biscayiſchen 1491 geboren, war am Hofe Ferdinand des Katholiſchen als Edelknabe herangewachſen und bald in Kriegsdienſte getreten, ohne ſich anders, als eitel, galant und ritterlich zu zeigen. Eine, 1521 bei der Vertheidigung von Pampelona gegen die Franzoſen erhaltne, ſchwere Verwundung am Beine unterbrach ſeine kriegeriſche Laufbahn. Während der langwierigen Kur, die er zu Loyola abwartete, trieb ihn die Langeweile zum Leſen, und da man ihm die Lebensgeſchichte Jeſu und Legenden der Heiligen gab, entzündete ſich an den Abenteuern der letztern ſeine lebhafte Phantaſie. Überdies durch eine Verunſtaltung ſeines rechten Beins, die ihn in Folge jener Wunde zu lebenslänglichem Hinken zwang, von der Hoffnung fernern Glücks bei den Damen abgeſchnitten, entſchloß er ſich ſein Leben der heiligen Jungfrau Maria zu weihen. Nach ſeiner Gene-

ſung verließ er daher ſeine Familie, legte ſeinen ritterlichen Schmu[ck] bei dem wunderthätigen Marienbilde zu Monſerrate ab, und fing a[n] ſich in freiwilliger Armuth mit Beten, Wachen und Geißeln zu quä[len,] wobei es ihm eben ſo wenig an den wunderlichſten Anfechtungen de[s] Teufels fehlte, als dem heiligen Franz von Aſſiſi. Eine Wallfah[rt] nach Jeruſalem ſollte dieſen Vorübungen zur geiſtlichen Ritterſchaft di[e] Krone aufſetzen. Wirklich kam er 1523 als bettelnder Pilger dahi[n,] kehrte aber, da die Mönche in Paläſtina ſeinen Eifer zur Bekehrun[g] der Türken nicht aufkommen ließen, ſchon 1524 nach Barcellona zurück[.] Hier fühlte er, wie ſehr der Mangel gelehrter Kenntniſſe ſeinen Plane[n] hinderlich ſei, und miſchte ſich unter die Schulknaben, um Latein z[u] lernen. Ob es nun gleich damit viel weniger fortrückte, als mit ſeine[r] Gottſeligkeit: ſo ging er doch ſchon 1526 nach Alcala, wo er philoſo phiſche Studien trieb, ſich vom Betteln nährte und zum Volkslehrer in Chriſtenthume aufwarf. Dieſe unberufne Seelſorge zog ihm jedoch von Seiten der Inquiſition Verfolgungen zu, die ihn bewogen, ſic[h] 1528 nach Paris zu wenden. Daſelbſt brachte er es in der lateiniſche[n] Sprache und den philoſophiſchen Wiſſenſchaften endlich ſo weit, daß ihm 1534 die Magiſterwürde ertheilt werden konnte. Nebenbei hatte e[r] das beliebte Betteln fortgeſetzt, ſeine Bekehrungsverſuche aber au[f] wenige Mitſtudirende eingeſchränkt, aus denen er eine Geſellſchaft zu ſammenwarb, die ſich 1534 durch feierliche Gelübde zu freiwilliger Ar muth, zur Bekehrung der Ungläubigen und zu einer Wallfahrt nach Jeruſalem mit ihm verband. Pierre Le Fevre, ein Savoyarde, Franz Xaver, ein Navarreſe, Jacob Lainez und Nicolaus Bobadilla, zwei kräftige, geiſtvolle Spanier, und Rodriguez, ein portugieſiſcher Edel mann, waren die erſten Gefährten Loyola's. Ein Türkenkrieg hinderte die Reiſe nach Jeruſalem, weshalb die Verbündeten ſich auf den Univer ſitäten in Oberitalien zerſtreuten, um neue Mitglieder zu werben. Loyola ſelbſt ging mit Le Fevre und Lainez nach Rom, wo er endlich ſeinen Plan zur Stiftung eines neuen, ganz eigenthümlich eingerichteten Ordens 1539 zur Ausführung brachte. Er nannte ihn, zu Folge eines angeblichen Traumgeſichts, die Geſellſchaft Jeſu, und verpflichtete die Glieder, deren Stamm jene erſten Gefährten wurden, neben den Ge lübden der Armuth, Keuſchheit und des blinden Gehorſams gegen die Obern, noch zu dem vierten, ſich in jedes Land, wohin der Papſt ſie als Miſſionarien gegen Ketzer und Ungläubige, oder ſonſt zum Dienſte der Kirche ſchicken würde, unweigerlich und ohne Lohn zu begeben, und ihre Aufträge mit allen möglichen Kräften und Mitteln in's Werk zu ſetzen. Die Novizen ſollten außer andern geiſtlichen Übungen, auch durch die niedrigſten Dienſte bei den Kranken geprüft werden, denn Xavers Bei ſpiel hatte es zu einem beſondern Ehrenpunkte der geiſtlichen Ritter ſchaft gemacht, die ekelhafteſten Geſchwüre der Kranken in den Spitä lern auszuſaugen. Eine beſondre Bulle Pauls III. beſtätigte 1540 dieſen, in Betracht ſeines Zwecks dem Papſtthume ſo viel verſprechenden Orden, deſſen Glieder im folgenden Jahre, bei einer Verſammlung zu Rom, den Stifter ſelbſt zum erſten General ernannten. Durch ſeine heroiſche, alle ſeine Gefährten mit fortreißende Begeiſterung, hatte Ignaz dieſe Auszeichnung wol verdient, wenn ihm auch von den geiſtigen Eigenſchaften, die ein ſolcher Poſten erfoderte, die meiſten abgehen mochten. Denn noch hatte er ſich nur als einen gutmeinenden geiſtli chen Abenteurer gezeigt, der ſich von gehabten Viſionen überredete und zum Helden der Kirche von Gott berufen glaubte, aber einer Verwal tung im Großen nicht gewachſen ſchien. Auch als General trieb er mit

einem Eifer, der ſeinem Verſtande weniger, als ſeinem Herzen Ehre macht, Nebendinge, die geringern Gliedern ſchicklicher zugekommen wären. Er verrichtete in der Kirche ſeines Ordenshauſes zu Rom die niedrigſten Dienſte, gab ſich, obgleich nicht einmal der italieniſchen Sprache ganz mächtig, zum Unterricht kleiner Kinder her, und ſammelte Almoſen zur Verſorgung von Juden und Freudenmädchen, deren Bekehrung er ſich ganz beſonders angelegen ſein ließ, während ſeine gelehrten und weiter ſehenden Freunde, vorzüglich Lainez, der immer um ihn war, ſeine rohen Entwürfe zur Ausbildung und Befeſtigung der Geſellſchaft Jeſu mit ſeltner Umſicht und Klugheit auszuſpinnen wußten. Dabei kamen ihnen die günſtigſten Umſtände zu Statten. Die Päpſte Paul III. und Julius III., wol ahnend, welche Stützen gegen das überhandnehmende Reformationswerk ſie an den Jeſuiten haben würden, bewilligten dieſen regulirten Klerikern Vorrechte, wie ſie noch nie irgend eine Körperſchaft in der Kirche oder im Staate erhielt. Sie ſollten nicht nur alle Rechte der Bettelmönche und der Weltgeiſtlichen zugleich genießen und mit ihren Gütern von jeder biſchöflichen und weltlichen Gerichtsbarkeit, Aufſicht und Beſteuerung gänzlich befreit ſein, ſo daß ſie außer ihren Ordensobern und dem Papſte keinen Herrn auf Erden anzuerkennen und prieſterliche Amtshandlungen jeder Art, den Parochialrechten zum Trotze, bei Menſchen aus allen Ständen, ſelbſt während eines Interdicts auszuüben befugt wären; ſondern auch, was ſonſt nicht einmal den Erzbiſchöfen unbedingt erlaubt iſt, von allen Sünden und Kirchenſtrafen eigenmächtig abſolviren, Gelübde der Laien in andre gute Werke verwandeln, ohne weitre päpſtliche Beſtätigung überall Kirchen und Güter erwerben, Ordenshäuſer anlegen und nach Befinden der Umſtände ſich ſelbſt von der Abwartung der kanoniſchen Stunden, von Faſten und Speiſeverboten, ja ſogar vom Gebrauche des Breviers diſpenſiren dürfen. Überdies wurde ihrem Generale bei einer unumſchränkten Macht über alle Glieder des Ordens freigeſtellt, ſie mit Aufträgen jeder Art, wohin er wollte, ſelbſt unter excommunicirte Ketzer zu ſenden, aller Orten als Lehrer der Theologie willkürlich anzuſtellen und mit akademiſchen Würden zu bekleiben, die denen der Univerſitäten gleich gelten ſollten. Dieſe Privilegien, die den Jeſuiten neben einer größern Ungebundenheit in Rückſicht kirchlicher Pflichten, als die Laien genießen, eine faſt an die päpſtliche Gewalt grenzende geiſtliche Macht zuſicherten, hatten ſie von den Päpſten wegen ihrer Beſtimmung zu Miſſionen erhalten, um unter Ketzern und Heiden ſich in jede Lebensart fügen und, wo ſie Eingang fänden, ohne Hinderniß und weitre Bevollmächtigung neue papiſtiſche Kirchen organiſiren zu können; aber die Allgemeinheit, in der ſie ihre Rechte und Freiheiten verſtanden, ließen doch eine nicht zu berechnende Ausdehnung und allen beſtehenden geiſtlichen und weltlichen Gewalten gefährliche Anwendung derſelben um ſo gewiſſer beſorgen, je beſtimmter die Verfaſſung ihres Ordens und die Errichtung einer unabhängigen Monarchie mitten im Schooße der Staaten des Erdkreiſes angelegt war. Allgemeine Verbreitung in der menſchlichen Geſellſchaft bei möglichſt feſtem, innern Zuſammenhange als Orden wurde der Hauptgrundſatz dieſer Verfaſſung. Zufolge derſelben theilt ſich die Geſellſchaft Jeſu in mehrere Klaſſen oder Stände. Die Novizen, welche aus den talentvollſten, wohlgebildetſten Jünglingen und Männern ohne Rückſicht auf Geburt und äußere Verhältniſſe gewählt, und zwei Jahre lang in beſondern Noviziathäuſern durch alle erſinnlichen Übungen der Selbſtverleugnung und des Gehorſams geprüft werden, ob ſie zu den Zwecken des Ordens taug-

lich ſind, gehören noch nicht unter die wirklichen Glieder. Die geringſten unter dieſen ſind die weltlichen Mitarbeiter oder Coadjutoren, die keine feierlichen Kloſtergelübde leiſten, und daher wieder entlaſſen werden können. Sie dienen dem Orden theils als Untergebene und Gehülfen der Glieder höherer Grade, theils als Verbündete, und bilden gleichſam das Volk des Jeſuitenſtaats. Vornehme Weltleute, Staatsbeamte und andre einflußreiche Perſonen, z. B: Ludwig XIV. in ſeinem Alter, hatten bisweilen die Ehre, zu dieſem Grade aufgenommen zu werden, um in der bürgerlichen Geſellſchaft unbemerkt für den Vortheil des Ordens zu wirken. Höher im Range ſtehen die Scholaſtiker oder Schüler und die geiſtlichen Coadjutoren, welche gelehrte Kenntniſſe beſitzen, feierliche Mönchsgelübde leiſten und ſich insbeſondere zum Unterricht der Jugend verpflichten müſſen. Sie ſind die Künſtler und Bürger des Jeſuitenſtaats, deren er ſich als Profeſſoren auf Akademien, als Prediger in den Städten und an fürſtlichen Höfen, als Rectoren und Lehrer in den Collegien, als Hofmeiſter und Gewiſſensräthe in den Familien, die er beobachten oder gewinnen will, und als Gehülfen bei ſeinen Miſſionen bedient. Den Adel endlich oder den oberſten Stand machen die Profeſſen aus, wozu nur die erfahrenſten Glieder kommen, deren Weltklugheit, Kraft und Treue gegen den Orden ſich vorzüglich bewährt hat. Sie leiſten Profeß, indem ſie neben den Mönchsgelübden ſich noch durch ein viertes Gelübde zur Übernahme von Miſſionen aller Art verbindlich machen, und dienen, wenn ſie nicht in den Profeßhäuſern, den eigentlichen Ritterſitzen des Ordens, bequem und andächtig zuſammen leben, als Miſſionäre unter den Heiden und Ketzern, als Regenten der Kolonien in fernen Welttheilen, als Beichtväter der Fürſten, und als Reſidenten des Ordens an Orten, wo er noch keine Collegien hat; von der Verpflichtung zum Jugendunterricht ſind ſie dagegen völlig befreit. Nur die Profeſſen haben eine Stimme bei der Wahl des Generals, der aus ihnen die Aſſiſtenten, Provinzialen, Superioren und Rectoren wählt und ſelbſt Profeß geweſen ſein muß. Der General bekleidet ſeine Würde lebenslang und hat ſeinen Wohnſitz in Rom, wo ihm ein Admonitor und die fünf Aſſiſtenten oder Räthe, welche ſonſt die fünf Hauptnationen, die Italiener, Deutſchen, Franzoſen, Spanier und Portugieſen, bei ihm repräſentirten, zur Seite ſtehen. Er iſt der Mittelpunkt der Regierung des ganzen Ordens, und erhält durch monatliche Berichte von den Provinzialen, und vierteljährige von den Superioren der Profeßhäuſer, von den Rectoren der Collegien, welche die eigentlichen, freilich eben nicht ſehr klöſterlichen Klöſter der Jeſuiten ſind, und von den Novizialmeiſtern Notiz über merkwürdige Ordensbegebenheiten, über politiſche Ereigniſſe und über die Charaktere, Fähigkeiten und Verdienſte aller einzelnen Glieder, worauf er verordnet, was zu thun und wie ein bewährtes Subject zu brauchen ſei. Alle müſſen ihm blindlings und auch wider ihre Überzeugung gehorchen; gegen ſeine Befehle gilt keine Appellation, ja er kann ſelbſt einzelne Ordensregeln abändern, Mitglieder ohne Unterſuchung ausſtoßen, oder durch Verſendungen exiliren, und Strafen verhängen oder erlaſſen, wie es ihm gut dünkt. Ignatius Loyola, der den 31. Juli 1556 zu Rom ſtarb, hinterließ dem Orden den Entwurf dieſer Verfaſſung, und ein myſtiſches Erbauungsbuch, Exercitia spiritualia (geiſtliche Übungen) betitelt, deſſen Gebrauch bei den Jeſuiten förmlich eingeführt iſt, und die erſten vier Wochen jedes Novizen ausfüllen muß. Unvergänglichen Ruhm und die Ehre der Heiligſprechung (1622), verſchaffte dieſem ſchwärmeriſch religiöſen, doch ſonſt eben nicht großen Manne die ſchnelle Ausbreitung ſeines Ordens,

der 1556 ſchon tauſend Glieder in 12 Provinzen zählte. Die erſte war Portugal, wo Xaver und Rodriguez ſchon 1540 auf Einladung des Königs Collegien angelegt hatten. Nicht minder ſchnell ging es mit der Fortpflanzung der Jeſuiten in den italieniſchen Staaten, wo ihnen das Anſehn des Papſtes zu Statten kam, in Spanien, wo, obgleich anfangs die Biſchöfe ſich dieſen neuen Gäſten widerſetzten, doch das Beiſpiel der Großen, vorzüglich eines der mächtigſten Granden, Franz Borgia, Herzogs von Gandia, der ſelbſt Inigiſt (ſo nannte man die Jeſuiten in Spanien nach ihrem Stifter Inigo) wurde, ſehr bald durchdrang und im katholiſchen Deutſchland, wo Öſterreich und Baiern ihnen mit Begünſtigungen und Stiftungen entgegen kamen. Auf den Univerſitäten zu Wien, Prag und Ingolſtadt erlangten ſie ein Übergewicht, in deſſen Beſitz ſie ſich durch zwei Jahrh. behaupteten. In ihren ſtreng hierarchiſchen Grundſätzen, in ihrer raſtloſen, begeiſterten Thätigkeit und in ihrer erfolgreichen Bekehrungsweiſe erkannten die papiſtiſch geſinnten Fürſten, wie die Päpſte ſelbſt, das wirkſamſte Gegengift gegen den mächtig erwachſenden Proteſtantismus. Auch dem großen Haufen empfahlen ſie ſich bald als Kinder eines neuen Zeitgeiſtes, mit dem auch ſolche Weltleute, die den Mönchen ſonſt abhold waren, ſich leicht befreundeten. Denn Anſtalten, denen die Richtung auf das Praktiſche und die heitre Außenſeite abging, konnten ſeit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften und der geſunden Vernunft nicht mehr ihr Glück machen, die aufgeregte Welt wollte nun lieber zum Handeln, als zur Beſchaulichkeit angeleitet ſein, und die Bettelmönche, die ſich allerdings allenthalben ſehen und hören ließen, hatten ihre glänzendſte Epoche überlebt. Wem die Franciskaner zu plump und gemein, und die Dominikaner, als Moraliſten und Inquiſitoren zu ſtreng und finſter waren, dem ſagten die feingebildeten, heitern, umgänglichen Jeſuiten deſto beſſer zu. Müßiges Hinbrüten bei Gebet und Geſang konnte ihnen Niemand vorwerfen, ſelbſt in ihren Profeßhäuſern wurden die kanoniſchen Stunden nicht beobachtet, nirgend hielten ſie ſich, auch als Seelſorger der Laien, lange bei ihren Andachtsübungen auf, ſorgfältig vermieden ſie den Schein des Stolzes auf eine beſondre Heiligkeit, und in ihrer Kleidung glichen ſie ganz den Weltgeiſtlichen, ja ſie durften an Orten, wo ſie ohne geiſtliche Abzeichen leichter Zutritt zu finden hofften, auch dieſe Kleidung mit der üblichen Landestracht vertauſchen. Überdies war ihnen vorgeſchrieben, bei ihrer geiſtlichen und politiſchen Wirkſamkeit ſanft zu verfahren, die Menſchen durch Nachgiebigkeit gegen ihre Eigenheiten zu gewinnen, auch wider erklärte Gegner nie Stirn gegen Stirn zu kämpfen, und überhaupt nichts Leidenſchaftliches blicken zu laſſen; ſondern ihre Abſichten und Maßregeln geheim zu halten, und bei äußrer Kälte und Zurückhaltung deſto unabläſſiger im Verborgnen durchzuſetzen, was öffentlich Widerſtand aufregen konnte. Der Geiſt dieſer Lebenskunſt und Gewandtheit für Händel aller Art, ging beſonders von den ſtaatsklugen Grundſätzen ihres zweiten Generals, Jakob Lainez, aus, der, was die Regeln des Stifters noch Düſtres und Mönchiſches enthielten, geſchickt zu mildern und dem Zwecke des Ordens zeitgemäß anzupaſſen wußte. Dieſer war urſprünglich kein andrer, als die Rettung und Befeſtigung der päpſtlichen Univerſalmonarchie gegen jeden Angriff des Proſtetantismus, der Fürſten und der Nationalbiſchöfe. Darauf arbeiteten die Jeſuiten unter dem Vorwande, die Religion oder die Ehre Gottes zu befördern (in majorem Dei gloriam, wie die Inſchrift ihres Wappens ſagt), planmäßig hin, und weil es hiezu kein dienlicheres Mittel gab, als die Unterjochung der Geiſter und der öffentlichen

Meinung, bemächtigten ſie ſich der Jugend durch Anlegung von Schulen, und der Erwachſenen durch Umgang, Beichtſtuhl und Predigtamt. Als Lainez 1564 ſtarb, war dieſe Richtung und der ihr angemeſſene, kräftige Geiſt bereits entſchieden genug in das innere Leben des Ordens eingedrungen, daß das Beiſpiel der klöſterlichen Frömmelei, welcher ſich ſein Nachfolger, der wie Ignaz ſpäterhin kanoniſirte Franz Borgia ergab, und das Anſinnen der Päpſte Paul IV. und Pius V., wie andre geiſtliche Orden zur Beobachtung der kanoniſchen Stunden zurückzukehren, unwirkſam blieb. Die folgenden Päpſte und Generale ließen dem Orden die ihm unentbehrliche Freiheit von allem mönchiſchen Zwange, und bald ſetzten die wichtigen Erfolge und Verdienſte, deren er ſich rühmen konnte, die Zweckmäßigkeit ſeines Syſtems in's Licht. Einen Fortgang, der, wenn man den Erzählungen der Jeſuiten ſelbſt trauen darf, in's Ungeheure und Fabelhafte ging, hatten ihre Miſſionen außer Europa, die Franz Xaver ſchon 1541 im portugieſiſchen Oſtindien begann. Er bekehrte mit dem ihm nachgeſchickten Gehülfen in Goa, Travankor, Kochin, Malakka, Ceylon, und ſelbſt in dem ſtörriſchen Japan, Hunderttauſende zum Chriſtenthume, und ſtarb 1551 auf dem Wege nach China, mit dem Ruhme einer wahrhaft heroiſchen Aufopferung für die Religion, welche ihm den Namen des Heidenapoſtels und die Ehre der Heiligſprechung erwarb. Seine Siege über das Heidenthum wurden durch die Grauſamkeit der Inquiſition in Goa befeſtigt, während andre Jeſuiten nach Südamerika kamen, und in Braſilien und dem benachbarten Paraguay nicht ohne Erfolg auf die Bildung und Unterwerfung der Eingebornen hinwirkten. Nur Afrika zeigte ſich widerſpenſtig: die weſtlichen Küſten nahmen die Jeſuiten nicht einmal auf, und in Oſten wurden ſie von den Kopten verjagt, und von den Abyſſiniern, die ſie mit Hülfe Portugals (ſ. d. Art. Habeſch) eine Zeit lang beherrſcht hatten, als Hochverräther aufgeknüpft. Dafür nahm ihr Gewicht in Europa ſelbſt deſto ſchneller zu. Daß die Vertilgung der, für den Papismus höchſt gefährlichen Spuren, welche die Reformation auch in katholiſchen Ländern zurückgelaſſen hatte, hauptſächlich das Werk der Jeſuiten war, macht ihnen Niemand ſtreitig, und was zur Verbeſſerung des Schulweſens von den Barnabiten, Somaskern, den Vätern der chriſtlichen Lehre und vom Oratorium und zuletzt von den Piariſten nur im Kleinen oder für die niedern Volksklaſſen begonnen wurde, leiſteten ſie im Großen und für die höhern Stände. Claudius Aquaviva, aus dem Geſchlechte der Herzoge von Atri, von 1581 bis 1615 General der Jeſuiten, wurde der Schöpfer ihrer Pädagogik, und ſein Werk: Ratio et institutio studiorum Societatis Jesu, der Lehrplan der weltberühmten Jeſuitenſchulen. Dieſe waren in den anſehnlichen Gebäuden ihrer Collegien theils als Erziehungsanſtalten oder Penſionen (convictoria alumnorum) für Knaben aus allen Ständen, theils als Seminarien oder Pflanzſchulen für Jünglinge, welche in den Orden treten ſollten, bis zu dem Zeitpunkte ihrer Aufnahme in das Noviziat eingerichtet. Den Unterricht ertheilten die in den Collegien zuſammen lebenden Scholaſtiker und Coadjutoren nach Methoden, die auf das Bedürfniß der Jugend wohlberechnet und durch auffallende Erfolge bewährt, noch im 18. Jahrh. für muſterhaft galten. Ein freierer Geiſt bei unabläſſiger Aufſicht, eine freundliche Herablaſſung zu den Schülern und eine weiſe Sorgfalt für die Bewahrung ihrer Unſchuld und Sittlichkeit zeichnete ſie vor andern Kloſterſchulen aus; Liebe und Vertrauen regierten; was nur den Wetteifer beleben kann, öffentliche Redeübungen, Preisvertheilungen, Ehrentitel, wurden angewendet, um den Fleiß anzuſpornen; für die Körperbildung gab

es gymnaſtiſche Übungen, und auch der äußre Anſtand für das geſellige Leben ſollte durch theatraliſche Darſtellungen verfeinert werden. Freilich waren dieſe letztern, die das Publikum anlocken ſollten, und das oft ſehr ſchlechte Latein, das die Schüler ſelbſt beim Spielen ſprechen mußten, nicht die Lichtſeite der Jeſuitenſchulen; Mangel an Gründlichkeit und die willkürliche Verſtümmelung der alten Claſſiker zum Frommen der Jugend machte ſie überdies den Philologen ärgerlich und verächtlich. Gleichwol hatten ſie, als die beſten Lehranſtalten ihrer Zeit, ungemeinen Zulauf; oft zählte ein Collegium mehrere hundert Schüler; die adelige Jugend wurde ihnen faſt ausſchließlich anvertraut, und auch aus proteſtantiſchen Ländern zugeſchickt, wodurch man ſich proteſtantiſcher Seits genöthigt ſah, Lyceen und Ritterakademien, nach dem Bedürfniſſe des höher trachtenden Zeitgeiſtes, anzulegen. Für ihren Orden zogen die Jeſuiten aus ihren Schulanſtalten den großen Vortheil, die beſten Köpfe frühzeitig auswählen und für ihre Zwecke heranbilden zu können; daher es denn erklärlich iſt, wie die Geſellſchaft Jeſu ſich durch wiſſenſchaftliche Verdienſte ſo bedeutend hervorthun und bei der gelehrten Welt in Achtung ſetzen konnte. Jeſuiten wie Serrarius, Petav, Sirmond, Turſellin, Bellarmin, Balde, Mariana und Flechier, förderten die Geſchichte und Geographie, das Sprachſtudium und die Beredtſamkeit auch außer ihren Orden und ihrer Kirche. Scheiner und Boscowich hatten Verdienſte um Mathematik und Aſtronomie. Die unleugbaren Vorzüge verſtand Niemand beſſer geltend zu machen, als die Jeſuiten ſelbſt; die Menge mußte in ihnen Weltverbeſſerer und Wohlthäter des Menſchengeſchlechts erkennen. Dabei mehrten ſich ihre Häuſer und Beſitzungen zuſehends, ihre Kirchen und Beichtſtühle wurden nicht leer; auch Vermächtniſſe und Schenkungen wußten ſie mit vieler Geſchicklichkeit an ſich zu bringen und jeden Vortheil wahrzunehmen, den die leichtgläubige Andacht und der Umfang ihrer Verbindungen ihnen darbot. Indeß wollten ſie in ihrer innern Verfaſſung weder durchſchaut noch nachgeahmt ſein, und da ein Haufe unternehmender Frauen und Mädchen in Italien und am Niederrheine ſich um 1623 einfallen ließ, auf eigne Hand, unter dem Namen der Jeſuitinnen zu einem Orden zuſammenzutreten, der in Verfaſſung, Ämtern und Graden eine völlige Nachbildung der Geſellſchaft Jeſu war, verbat ſich dieſe, wie ſchon Loyola in einem ähnlichen Falle gethan, jede Annäherung, und wirkte 1631 ein päpſtliches Breve zur völligen Aufhebung dieſer nie anerkannten Halbſchweſtern aus. Dagegen machten die Jeſuiten ſelbſt zwar wiederholt vereitelte Verſuche, ſich in England und den nordiſchen proteſtantiſchen Staaten anzuſiedeln, hatten es aber doch, ohne einen weiblichen Zweig zu dulden, 1618 bis auf 13,112 Mitglieder in 32 Provinzen gebracht, wozu Frankreich, die Rhein- und Niederlande, Polen und Litthauen und, außer Europa, das ſpaniſche Amerika, die Philippinen und China neu hinzugekommen waren. Stolz auf dieſe Blüthe, feierten ſie 1540 unter dem General Vitelleschi mit großem Gepränge das hundertjährige Jubiläum ihres Ordens, ein Feſt, deſſen Freude jedoch nicht ganz ungetrübt ſein konnte. Denn ungeachtet des großen Beifalls, den ſie an den Höfen und unter dem Volke fanden, witterte doch die nichtjeſuitiſche Geiſtlichkeit und der Stand der Gelehrten überhaupt bald das Unheil, deſſen Keim die Geſellſchaft Jeſu, dieſe Wucherpflanze auf dem Boden der Chriſtenheit, ausſtreute. Den Univerſitäten, Biſchöfen und Pfarrern ſtand ſie durch Vorrechte im Wege, die, wo ſie ſie geltend machte, den Lehrſtand und die Geiſtlichkeit beeinträchtigen und verdrängen mußten, und den alten Mönchsorden, deren Neid ſie durch Eingriffe in ihr Gebiet eben ſo ſehr,

als durch ihr Glück gereizt hatte, gab ihr ungeiſtliches, zweideutiges Betragen Stoff genug zu Beſchwerden und giftigen Ausfällen. Sie beobachtete nirgend eine Grenzlinie gegen den Wirkungskreis andrer Orden, und vertrug ſich höchſtens mit den Karthäuſern, welche wegen ihres Stillſchweigens die einzigen Geiſtlichen außer ihren eignen Ordensgenoſſen waren, bei denen die Jeſuiten beichten durften. Mißtrauiſch und eiferſüchtig machten dieſe allzugeſchäftigen Ordensleute auch die Staatsbeamten und Juriſten durch ihr Einmiſchen in politiſche Händel, deſſen verderbliche Wirkungen in Portugal ſchon unter den Königen Johann III. und Sebaſtian, ihrem Zöglinge, weltkundig, und nach des letztern Tode eine Haupturſache der Überlieferung dieſes Reichs an die ſpaniſche Krone geworden waren. Daher wehrte das Parlament und die hohe Geiſtlichkeit in Frankreich die Verſuche der Jeſuiten, ſich einzudrängen, zwanzig Jahre lang entſchloſſen ab. Gemeinſchaftlich mit dieſen Behörden erklärte die Univerſität zu Paris ihren ganzen Orden für unnütz und unverträglich mit den Rechten der gallicaniſchen Kirche, und ſie hatten es hauptſächlich der Gunſt des Hofes zu danken, daß ſie endlich, 1562, unter dem Namen der Väter des Collegiums von Clermont mit einer demüthigenden Verzichtleiſtung auf den Gebrauch ihrer wichtigſten Freiheiten in Frankreich zugelaſſen wurden. Ungeachtet dieſes gedrückten Zuſtandes wußten ſie ſich in Paris und den ſüdlichen und weſtlichen Provinzen bald feſtzuſetzen, und während der bürgerlichen Unruhen, unter dem Schutze der Guiſen, den franzöſiſchen Proteſtanten Abbruch zu thun, ihre Vorrechte allmälig geltend zu machen, und ſich trotz des Verdachts der Theilnahme an Heinrichs III. Ermordung zu behaupten. Zwar wurden ſie wegen des Angriffs ihres Schülers Joh. Chatel auf Heinrichs IV. Leben, 1594, als Majeſtätsverbrecher feierlich aus Frankreich verwieſen, doch hielten ſie ſich ununterbrochen in Toulouſe und Bordeaux auf, und, auf Fürſprache des Papſtes von Heinrich IV. ſchon 1603 wieder aufgenommen, ſpielten ſie als Beichtväter des Hofes, bald wieder die vorige Rolle. Der freilich ſehr wahrſcheinlichen Theilnahme an Ravaillac's That konnte man ſie nicht überweiſen; das Buch, worin der ſpaniſche Jeſuit Mariana den Königsmord vertheidigt, halfen ſie ſelbſt mit verurtheilen, und blieben durch Liſt und Schmeichelei gegen den Hof in ungeſtörtem Beſitze. Noch viel wichtiger machten ſie ſich dem deutſchen Reiche, da Ferdinand II. und III. ihnen vertraueten. Sie entwickelten im dreißigjährigen Kriege ein ungemeines politiſches Talent; die Ligue der Katholiſchen, deren Seele ſie waren, that ohne ſie keinen Schritt; ſie durften 1629 die, zufolge kaiſerl. Mandats von den Reichsſtädten herausgegebnen katholiſchen Kirchengüter zum Nachtheile der Orden, denen ſie gehört hatten, an ſich ziehen; Pater Lamormain, ihr Ordensgenoſſe und Beichtvater des Kaiſers, ſtürzte den großen Wallenſtein, und erhielt durch ſeine Gehülfen das eiferſüchtige Baiern bei Öſterreich. Doch während ſie hier als Staatsmänner glänzten, ohne den Sieg der Religionsduldung im weſtphäliſchen Frieden verhindern zu können, brach durch die janſeniſtiſchen Streitigkeiten ein neues Ungewitter in Frankreich und den Niederlanden über ſie herein. Der alte Haß der Univerſität von Paris, die ſich immerwährend geſträubt hatte, ihnen Lehrſtühle einzuräumen, regte ſich dabei, mit der moraliſchen Strenge der Janſeniſten zugleich, gegen den notoriſchen Semipelagianismus des Jeſuiten Molina und ſeiner Ordensbrüder (vergl. die Art. Gnade und Janſen). Unheilbare Wunden erhielt der gute Ruf der letztern durch Pascal's berühmte Provinzialbriefe, welche (ſeit 1656 vielfältig gedruckt, in ganz Europa begierig geleſen und in dem Verdammungsurtheile, das Innocenz IX. 1679 über 65 anſtößige Sätze

meiſt jeſuitiſcher Caſuiſten ſprach, als Zeugniß angeführt,) die im Lehren und Handeln verderbliche Geſchäftigkeit der Jeſuiten mit einem Aufwande von Witz und dialektiſcher Kunſt an's Licht ſtellten, dem ſie in der erſten Angſt nichts als Schmähungen und Gewaltthätigkeiten entgegenzuſetzen wußten. Aber es half ihnen wenig, daß die von den jeſuitiſchen Beichtvätern Ludwig XIV., la Chaiſe und le Tellier, ausgewirkten königlichen Decrete und päpſtlichen Bullen dem Janſenismus Todesſtreiche verſetzten, und die berüchtigte Conſtitution Unigenitus ihnen endlich den vollen Sieg zuwendete; in den Augen der Wohlgeſinnten blieben ſie dennoch der Anhänglichkeit an die, von Pascal'n angeführten Lehrſätze ihrer vornehmſten Caſuiſten verdächtig, die dem Nachdenkenden über ihr oft räthſelhaftes und zweideutiges Betragen die empörendſten Aufſchlüſſe darbieten mußten. Eine ſchlaffe Moral, die, den Neigungen des unſittlichen Zeitgeiſtes angepaßt, die Grundſätze des Handelns den Eingebungen einer eigennützigen Klugheit und den äußern Umſtänden unterwarf, und die ſchlechteſten Mittel um guter Endzwecke willen heiligte; der Probabilismus, ein Syſtem von Grundſätzen und Lebensregeln für Laſterhafte, wie für Tugendhafte, das Alles erlaubte, was ſich mit wahrſcheinlichen Meinungen vertheidigen ließ; Beſchönigungen für Meineide und Verbrechen aller Art, bald durch willkürliche Wortverdrehungen, bald durch zweideutige Ausdrücke und verwirrende Auslegungen, bald gar durch heimliche Vorbehalte (reservationes mentales), wobei man ſich nur etwas anders denken durfte, als man ſagte und that, um wegen der gröbſten Sünden vor ſich ſelbſt gerechtfertigt zu ſein und dergl. mehr; dies ſind die Vorwürfe, die man aus Pascal's Briefen oder den Schriften der Jeſuiten Sanchez, Bauny, Escobar, Suarez und Buſembaum genauer kennen muß, um zu wiſſen, was die Jeſuiten der Welt geweſen. (Vgl. auch von Bucher: die Jeſuiten in Baiern. München 1819.) Ihre eignen Vertheidigungen dagegen beſtätigen den, wider ihre Sittenlehre erregten Verdacht, indem ſie milderten und die Hälfte zugaben, wo das ganze verwerflich iſt. Dabei wurden andre Beſchuldigungen laut, die ſie noch weniger widerlegen konnten. Die Seichtigkeit ihrer Lehrart und das theatraliſche Unweſen ihrer Schulen hatte Mariana, ein gelehrter ſpaniſcher Jeſuit, ſelbſt gerügt; ihr grober Ordensegoismus war in Sciotti's Monarchia solipsorum öffentlich an den Pranger geſtellt; gegen den Leichtſinn, mit dem ſie bei ihren Heidenbekehrungen die fortgeſetzte Verehrung der alten Götzen unter der Bedingung zuließen, daß die Bekehrten dabei an Chriſtum und die Jungfrau Maria denken ſollten, und gegen ihre Unverträglichkeit mit den übrigen Miſſionarien in China hatten ſchon mehrere päpſtliche Bullen ohne Erfolg geeifert. Überdies entdeckte man hier und da eine ſehr bedenkliche Übereinſtimmung ihrer Sitten mit ihrer gefälligen Moral, weil ſie bei ihren Ausſchweifungen nicht immer vorſichtig genug zu Werke gingen; daher denn ſogar die von ihnen bekehrten Irokeſen ſich in einem Friedensſchluſſe 1682 ausdrücklich die Entfernung dieſer lüſternen Ordensleute ausbedungen, die Alles thäten, was Jeſus nicht gethan. Auch aus einigen Städten in Italien mußten ſie wegen ihres verbotnen Umgangs mit Weibern und Mädchen auf immer entfernt werden, und noch iſt der Abſcheu nicht vergeſſen, den Europa 1731 bei dem Proceſſe gegen den Jeſuiten Girard wegen ſeiner an dem unſchuldigen Fräulein Cadière bei Gelegenheit der Beichte verübten Schändung empfand. Daß die Jeſuiten keineswegs die Beförderung der wahren Religion und Tugend, ſondern nur die Verbreitung des Papismus und nebenbei ihren eignen Genuß und Vortheil beabſichtigten, ſah man nun immer allgemeiner ein. Den letzten Vorwurf beſtä-

tigten die Klagen der Kaufleute wegen des bedeutenden Handels der Geſellſchaft Jeſu mit den Erzeugniſſen ihrer außer-europäiſchen Miſſionsplätze. Die von ihr, unter ſpaniſcher Hoheit aus den Eingebornen in Paraguay und Uraguay gebildete Republik, in der ſie unumſchränkt herrſchte und 1753 beinahe 100,000 Unterthanen zählte, mochte ihrer Regierungskunſt allerdings Ehre machen, und das beſte Mittel zur Bildung jener Wilden geweſen ſein; daß ſie aber dem Orden auch als Handelsniederlage und Geldquelle wichtig war, zeigte ſich bei Gelegenheit eines Tauſchvergleichs, durch den Spanien 1750 ſieben Reductionen oder Pfarrbezirke dieſes Landes an Portugal überließ. Der gewaffnete Widerſtand, den die Eingebornen, 14,000 Mann ſtark, unter Anführung der Jeſuiten den portugieſiſchen Truppen leiſteten, nöthigte die betheiligten Mächte endlich, jenen Vergleich aufzuheben. Trotz ihres Leugnens kamen die portugieſiſchen Jeſuiten hierüber in peinliche Unterſuchung, die noch nicht beendigt war, als ein meuchelmörderiſcher Angriff auf das Leben des Königs von Portugal ihre Sache verſchlimmerte. Der Miniſter Pombal brachte ihre Mitwirkung dabei zu großer Wahrſcheinlichkeit, und wußte endlich, 1759, durch ein Edict, worin der König ſie für Hochverräther erklärt, ihren Orden, mit Einziehung ſeiner Güter, ganz aus Portugal zu vertreiben. Vor dieſem erſten Schlage zählte der Orden 24 Profeßhäuſer, 669 Collegien, 176 Seminarien, 61 Noviziathäuſer, 335 Reſidenzen und 273 Miſſionen in heidniſchen und proteſtantiſchen Ländern und im Ganzen 22,589 Glieder aller Grade, worunter die Hälfte geweihte Prieſter waren. In Frankreich, wo Choiſeul ſowol als die Pompadour gegen ſie eingenommen waren, brachte ihnen der Handel, den ſie allen päpſtlichen Befehlen zum Trotze fortführten, den Untergang. Seit 1743 hatten ſie durch ihren Abgeordneten, Pater La Valette, unter dem Vorwande einer Miſſion, zu Martinique ein Handelshaus angelegt, das den Vertrieb der Erzeugniſſe dieſer und der benachbarten weſtindiſchen Inſeln faſt allein an ſich zog, und mit den größten Kaufleuten Frankreichs in Verkehr trat. Da jedoch zwei Schiffe mit einer Ladung von 2 Millionen an Werth den Engländern in die Hände fielen, machte das Handelshaus Lioncy zu Marſeille, an welche La Valette dieſe Ladung an Zahlungsſtatt geſendet hatte, weil die Jeſuiten keinen Erſatz leiſten wollten, einen Proceß gegen ſie anhängig, der nicht nur ihre Verurtheilung zur vollen Entſchädigung des Hauſes Lioncy, ſondern auch die Aufdeckung andrer Mißbräuche ihres Ordens nach ſich zog. Da Lorenz Ricci, ihr General, mit der Erklärung: sint, ut sunt, aut non sint, („Sie bleibe, wie ſie iſt, oder falle ganz") jede Abänderung ihrer Verfaſſung verweigerte, hob ein königliches Decret 1764 den Orden, als eine religionswidrige, bloß politiſche Geſellſchaft, deren Zweck ein zunehmender Machtgenuß ſei, in allen franzöſiſchen Staaten auf. Vergeblich erließ der Papſt Clemens XIII. gleichzeitig eine Bulle, worin er die Jeſuiten als die frömmſten und gemeinnützigſten Religioſen empfahl. Aus Spanien wurden ſie ſchon 1767 und bald darauf aus Neapel, Parma und Malta verbannt, was unſtreitig das Werk Choiſeul's und des ſpan. Miniſters Aranda war. Die Acht des Zeitgeiſtes ſprach endlich der Papſt Clemens XIV. in der berühmten Bulle: Dominus ac redemtor noster, vom 21. Juli 1773, durch eine völlige Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu in allen Staaten der Chriſtenheit aus. Dieſe Maßregeln wurden allenthalben raſch und gewaltſam ausgeführt, weil eine förmliche Unterſuchung zu gefährlichen Gegenwirkungen Zeit gelaſſen hätte. Doch waren die bedeutendſten Geldſummen und Actenſtücke von ihnen, wie man erzählt, ſchon vorher auf die Seite geſchafft worden, und ihre Archive und

kaſſen befriedigten die Erwartung nicht. Ricci, der dieſes Schickſal durch einige Nachgiebigkeit in Abänderung der Verfaſſung hätte abwenden können, betheuerte die Unſchuld des Ordens, der nun einmal Alles, was von ihm kam, eben darum für recht hielt; denn große, mit jedem wohlgeordneten kirchlichen und bürgerlichen Weſen unverträgliche Beeinträchtigungen der natürlichen Rechte Andrer waren ja durch ihre Freiheiten gleichſam geſetzlich gemacht, ſo daß ſchon ihr Beſtehen in einem Staate ein Ungebührniß genannt werden konnte. Unſtreitig hatte daher die Welt Urſache, bei ihrem Sturze zu frohlocken, wenn auch ein großer Theil ihrer Glieder keineswegs ſtrafbar und tadelnswürdig war, und ihre früher erworbnen Verdienſte immer in gutem Andenken bleiben werden. Übrigens geſchah den Exjeſuiten kein Leid, als daß ſie ihre Häuſer verlaſſen, ihr Ordenskleid ablegen, aller Verbindung mit einander entſagen, und ſich entweder unter andre Orden oder unter die Aufſicht der Biſchöfe begeben mußten. Aus dem Ertrage ihrer allenthalben eingezognen Güter erhielten ſie Jahrgelder, die nur Portugal nicht verabfolgen ließ. Dieſes Königreich und Spanien verſtatteten auch keinem Exjeſuiten den Aufenthalt, dagegen ſie im Kirchenſtaate, in Oberitalien, in Deutſchland, wo man bei ihrer Auflöſung noch am ſchonendſten verfuhr, in Ungarn, Polen, und ſelbſt in Frankreich, als Privatperſonen geduldet wurden. In das allgemeine Einverſtändniß über ihre Entbehrlichkeit ſtimmte zwar Friedrich II. nicht ein, weniger aus Luſt des Widerſpruchs, als um ſeinen katholiſchen Schleſiern gefällig zu ſein, das katholiſche Schulweſen in einer Verfaſſung zu laſſen, die ihm Nichts koſtete, und ſich eine ergiebige Geldquelle offen zu erhalten. Indes mußten die Jeſuiten, um ſich in den preußiſchen Staaten zu halten, ihr Ordenskleid und ihre Verfaſſung aufgeben, und ſich unter dem Namen der Prieſter des königlichen Schulinſtituts auf Jugendunterricht einſchränken, und auch dieſe Anſtalt hob Friedrich Wilhelm II. auf. Nun blieb ihnen nur noch Rußland; aus dieſem Reiche hatte ſie ſchon Peter der Große 1719 vertrieben, im Jahr 1772 aber wurden mehrere Häuſer ihres Ordens, mit dem öſtlichen Theile von Polen, Rußland einverleibt. Catharina behielt ſie auch nach ihrer Aufhebung, aus Schonung gegen ihre katholiſchen Unterthanen, und wegen der Nützlichkeit ihrer Schulanſtalten, bei. Czernitſchew's und Potemkin's Gunſt verſchaffte ihnen die Erlaubniß, 1779 ein Noviziathaus anzulegen, und 1782 einen Generalvicar zu wählen. Allein ihr Bekehrungseifer und ihre Einmiſchung in Regierungsſachen bewogen Alexander I., (Ukas von 25. März 1820) den Jeſuiter-Orden in Polen und Rußland ganz aufzuheben, die Güter einzuziehen und alle Jeſuiten über die Grenze zu ſchicken. — Inzwiſchen hatten ſich die Umſtände in Rom zu ihrem Vortheile geändert. Clemens XIV. ſtarb ſchon 1774, und ſein Nachfolger zeigte ſich bald als Freund der, wenn ſchon unterdrückten, doch lange noch nicht erloſchnen Geſellſchaft Jeſu. Die Exjeſuiten, welche jene Aufhebungsbulle geradezu für ungültig erklärten, weil man ſie ungehört verdammt habe, blieben angeſehne Geiſtliche, denen vielgeltende Freunde aus allen Ständen anhingen und wichtige Lehr- und Kirchenämter anvertraut wurden. Es gab ihrer in den achtziger Jahren, außer Italien bei 9000, die nach dem herrſchenden Glauben immer noch in feſter Verbindung und unter geheimen Obern ſtanden: auch ſollten ſie ſich der Roſenkreuzerei bemächtigt und in die Plane der Illuminaten gemengt haben. Das Geſchrei der allgemeinen deutſchen Bibliothek, welche die Exjeſuiten zum Untergange des Proteſtantismus verſchworen ſah, und überall Spuren ihres Einfluſſes entdeckt haben wollte, machte damals viel von dem Jeſuitismus reden, deſſen ein

Proteſtant leicht beſchuldigt werden konnte, wenn er vertraut mit Katholiken umging. Doch verſtand man unter Jeſuitismus nicht nur das Widerſtreben gegen alle dem Papſtthume ungünſtigen Ideen und Anſtalten, ſondern auch überhaupt das Schleichen und Lauern der Hinterliſt, das Verfahren nach dem Grundſatze: „der Zweck heiligt die Mittel," das verſteckte Spiel ehrgeiziger Ränke unter der Maske der Leutſeligkeit und Religioſität, das vielen Söhnen Loyola's allerdings zur andern Natur geworden war. Ungeſtört von ſolchen Angriffen einer oft ungerechten Parteilichkeit hofften die Exjeſuiten inzwiſchen unter einander wol verbunden auf ihre Wiederherſtellung, von der, nach ihrem Glauben, das Wohl der Menſchheit abhängt. Ein Verſuch 1787, als Vicentiner wieder aufzuleben, ſchlug ihnen fehl, und die Väter des Glaubens, ein geiſtlicher Orden, den Paccanari, ein ſchwärmeriſcher Tyroler und ehemaliger päpſtlicher Soldat, unter dem Schutze der Erzherzogin Mariana 1795 meiſt aus Exjeſuiten ſammelte, und mit Hülfe des leicht überredeten Papſtes als eine neue Auflage der Geſellſchaft Jeſu unter veränderter Regel zu Rom in Thätigkeit ſetzte, wurden von den geheimen Obern der alten Jeſuiten nie als ihres Gleichen anerkannt und daher in Italien und Frankreich, wo Feſch ſie noch begünſtigte, der vertilgenden Polizei, und in England (wo Abbé Broglio wirklich ein Collegium derſelben bei London errichtet hatte), dem Hunger preis gegeben. In erweislicherem Zuſammenhange mit den Planen der Exjeſuiten ſtand, was Pius VII. für ſie that. Er beſtätigte ihren Orden 1801 in Weißrußland und Litthauen, wo er unter dem Generalvicar, Daniel Gruber auf pädagogiſche und prieſterliche Thätigkeit eingeſchränkt fortwirkte, und ſtellte ſie im Stillen 1804 auf der durch das Schickſal des Feſtlandes ganz iſolirten Inſel Sicilien wieder her, daher es unterrichteten Leuten gar nicht unerwartet kam, daß dieſer Papſt, der noch 1806 einen Jeſuiten heilig geſprochen hatte, ſeinen erſten freien Schritt im J. 1814 zur feierlichen Erneuerung der Geſellſchaft Jeſu benutzte. Die hierüber von ihm erlaßne Bulle (Sollicitudo omnium vom 7. Aug. 1814) ſpricht von inſtändigen Bitten und einer allgemeinen Sehnſucht der chriſtlichen Fürſten und Biſchöfe nach dieſem Orden, wovon außer Rom ſchwerlich ein Menſch etwas weiß, und nennt die Wiederherſtellung deſſelben eine Repriſtination, um anzukündigen, daß er durchaus in derſelben Geſtalt, wie er unterging, auferſtehen ſoll. In dieſem Sinne wurde von den wieder geſammelten Jeſuiten am 11. Nov. 1814 das Noviziat zu Rom feierlich wieder eröffnet, und ſeitdem eine Anzahl von ungefähr 40, meiſt durch Rang und Bildung ausgezeichneten Männern aufgenommen. Im Herbſte 1815 hat man ihnen ein Collegium zu Modena eingeräumt und ſie ſäumten nicht, auch den Einladungen der Könige von Sardinien, Neapel und Spanien zu folgen. Auch hat Ferdinand VII. (29. Mai 1815) ſie wieder in den Beſitz aller, ſeit 1767 dem Orden in Spanien entzognen Rechte und Güter eingeſetzt. Sogar hat ſpäterhin der König, in ſeinem religiöſen Eifer den heil. Ignaz zum Generalkapitän der ſpaniſchen Heere und zum Großkreuz des Ordens Carl III. ernannt! Endlich hat auch der helvetiſche Kanton Freiburg am 15. Sept. 1818 das vormals daſelbſt beſtandne Jeſuiter-Collegium, zum Unterricht der Jugend, wieder hergeſtellt. Die Staatsveränderung Spaniens im Mrz. 1820 hatte ihre abermalige Verbannung aus dieſem Reiche zur Folge. In den Schickſalen und Thaten des Ordens iſt buchſtäblich eingetroffen, was ſein dritter General, Franz Borgia, vor 250 Jahren ſagte: „wie Lämmer haben wir uns eingeſchlichen, als Wölfe regieren wir, wie Hunde wird man uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns wieder verjüngen." — Dies letztre ſcheinen ſie

jedoch nicht mehr erwarten zu dürfen. Portugal beharrt ſtandhaft bei ſeiner Verordnung vom 3. Sept. 1759, welche die Jeſuiten aus dem Reiche verwies. Deutſchland hat ihre Aufnahme bis jetzt verweigert; in Frankreich vermochte die Partei der Ultraroyaliſten, ihnen bloß Duldung zu verſchaffen; in Rußland, wo Peter der Große ſie einmal vertrieben hatte, wo ſie unter Catharina II. ſich wieder einſchlichen, und wo ihr Übermuth ſich bis zu Verſuchen, Söhne und Töchter vornehmer Häuſer von der griechiſchen zur katholiſchen Kirche zu bringen, verſtiegen hatte, wurden ſie durch einen Ukas vom 1. Jan. 1817 aus Petersburg und Moskau verwieſen; da ſie aber fortwährend den wohlthätigen Abſichten der Regierung im Wege ſtanden, ihre Proſelytenmacherei ohne Scheu forttrieben, und durch geheime Ränke aller Art das Maß ihrer Vergehungen füllten: ſo erſchien am 25. März 1820 ein kaiſerl. Ukas, durch welchen ihr Orden im ruſſiſchen Reiche und in Polen auf ewige Zeiten für aufgehoben erklärt und zugleich verfügt wurde, daß ſämmtliche Mitglieder deſſelben auf Koſten der Regierung und mit Berückſichtigung des Alters und des körperlichen Zuſtandes der Einzelnen, über die Grenzen der beiden Reiche gebracht, die beträchtlichen Güter des Ordens eingezogen, und inſonderheit auch die Akademie zu Polozk aufgehoben werden ſollten. In England erlaubt ihnen bloß die Toleranz der brittiſchen Verfaſſung ſeit 30 Jahren, zu Stonyhurſt bei Preſton in Lancaſhire ein Collegium ihres Ordens mit einer Erziehungsanſtalt von 500 Zöglingen und mehrern kleinern Koſtſchulen zu unterhalten, von wo aus ſie die Verbreitung des Katholicismus mit merklichen Erfolgen betreiben. (History of the Jesuits. London 1816). Noch beſitzen ſie drei Erziehungshäuſer in Piemont, eins in Ferrara, mehrere Seminarien in Frankreich, eins in Irland, eins in Freiburg in der Schweiz und eins in Nordamerika zu Georgetown. Die Jeſuiten haben ſich überlebt. Die Welt wird von einem Geiſte beherrſcht, dem dieſe an Zahl, Einfluß und Talenten jetzt ſehr unbedeutenden Ordensleute nicht gewachſen ſind. Überdies dürfen einſichtsvolle Fürſten und Regierungen nicht erſt erinnert werden, daß die Maintenon, die Gemahlin des größten Gönners der Jeſuiten, als ſie zu geiſtlichen Führern ihrer Zöglinge zu St. Cyr Lazariſten erwählt hatte, auf die Frage: „Warum nicht Jeſuiten?“ zur Antwort gab: „Ich bleibe gern Herr in meinem Hauſe.“ *)

Jeſus Chriſtus iſt ein Name, der an das Größte und Vortrefflichſte erinnert, was je auf Erden erſchienen iſt. Geheimniſſe und Wunder umgeben ſeinen Eintritt in das irdiſche Leben, wie ſeinen Austritt aus demſelben. Was mitten inne liegt aber, das Leben Jeſu ſelbſt, gehört ganz der Menſchheit an. Um das J. Roms 750, unter der Regierung des Auguſtus, ward Jeſus zu Bethlehem in Judäa, von Marien, einer Erbtochter des verarmten david'ſchen Geſchlechts, die einem Zimmermann, Joſeph aus Nazareth in Galiläa, verlobt war, geboren. Seine erſten Lebensjahre ſind durch die Flucht nach Ägypten, wohin die Sorgfalt Joſephs ihn vor den Gewaltthätigkeiten des alten Königs He-

*) Ein ſehr wichtiges hiſtoriſches Werk, das aus den erſten Quellen geſchöpft iſt, über die Jeſuiten iſt das, im J. 1820 bei dem Herausgeber dieſes Lexicons erſchienene: Catechismo dei Gesuiti. Man ſehe darüber eine in Nr. 1. des J. 1822 befindliche Recenſion in den göttinger Anzeigen, die in Nr. 119 des Lit. Conv. Blattes vom J. 1822 wieder abgedruckt iſt.

rodes rettete, merkwürdig. Sonſt verſtrich ſeine Jugend im Hauſe ſeiner unbemittelten, frommen Ältern zu Nazareth, wohin ſie nach Herodis Tode zurückgekehrt waren, ohne außerordentliche Begegniſſe. Die Mutter ſcheint ihm Freiheit zu ſeiner Entwickelung gegönnt und ſein offnes Gemüth frühzeitig durch die heilige Schrift genährt, Joſeph dagegen ihm Beſchäftigung bei ſeinem Handwerke gegeben zu haben. Eine Scene, die Lucas Kap. 2. erzählt, zeigt von hervorſtechenden Anlagen und tiefem religiöſen Sinne des zwölfjährigen Knaben. Doch vergeblich bemühen wir uns, das Räthſel ſeiner Bildung nach Art der Pſychologen zu löſen. Im 30ſten Jahre ſeines Alters trit er, um Prophet und Lehrer ſeines Volks zu werden, als vollendeter Menſch zu einem öffentlichen Leben in Galiläa auf, und weder die beſchränkten Eſſäer, noch andre Obere irgend eines geheimen Ordens, wären im Stande geweſen, einen Mann wie dieſen heranzuziehen, und zum gehorſamen Werkzeuge ihrer Privatzwecke zu machen. Frei von Vorurtheilen, im Lichte der ewigen Wahrheit ſelbſt, die er verkündigte, erhaben über jeden Eigennutz und jede Leidenſchaft, in der Kraft einer Tugend, von der ſein Zeitalter keine Vorſtellung hatte, ohne Rathgeber und Führer, ſelbſt ein Herr über alle Seelen, die ſich ihm nahen, ſteht er da, einzig in ſeiner Art und unübertroffen; und wenn ſchon das Genie in der Kunſt und Wiſſenſchaft ſich nur von oben herleiten läßt, und das Geheimniß ſeiner Entwickelung dem geübteſten Auge entzieht: ſo können wir uns um ſo eher mit der Rechenſchaft begnügen, die Jeſus ſelbſt von ſeiner geiſtigen Ausſtattung, Thatkraft und Lehre gibt, daß ſie von Gott ſei. Übrigens iſt er an Sitte und Lebensweiſe ganz ein Jude, er ehrt den Sabbath, beobachtet die Gebräuche, und unterwirft ſich der Obrigkeit. Nur dadurch zeichnet er ſich aus, daß er weiſer, beſſer und liebevoller iſt, als alle Andern. Seine Wunder, durch die er allerdings die Menge auf ſeine höhere Sendung aufmerkſam machen will, ſind Wohlthaten an Hülfsbedürftige; aus Prahlerei oder zur Befriedigung der abergläubigen Neugier thut er keins. Denn immer verfolgt er nur den Einen Zweck, ſein Volk aus dem Elende der Unwiſſenheit und des Laſters zu retten, und das Evangelium von der Erbarmung Gottes gegen das Menſchengeſchlecht zum Troſt für alle Zeiten und Völker zu verkündigen. In dieſer Abſicht zieht er durch alle Gegenden ſeines Vaterlandes, benutzt jeden Anlaß, ſeine eindringlichen, durch belebende Gleichniſſe anſchaulichen Belehrungen daran zu knüpfen und dem Elende abzuhelfen. Niemand geht von ihm, ohne etwas Gutes gelernt oder erfahren zu haben. Zu jedem Feſte findet er ſich regelmäßig zu Jeruſalem ein, in deſſen Nähe er bei frommen Familien das Glück der Freundſchaft genießt; am längſten verweilt er aber auf ſeinen Reiſen zu Kapernaum in Galiläa; denn Nazareth achtete ihn nicht. Überhaupt wendet er ſich zunächſt an die Armen und Geringen im Volke, deren unbefangener Wahrheitsſinn ihm am erſten Glauben ſchenkt; auch ſeine zwölf Jünger wählt er aus dieſer Klaſſe, und kein Großer und Reicher war in dem Gefolge von Anhängern und Freunden, das ihn überall begleitete. Denn von Seiten der Vornehmen, beſonders der hohen Prieſterſchaft, drohete ihm Verderben. Sie konnten nicht ohne Beſorgniß ſehen, wie er die alten Vorurtheile und Mißbräuche beſtritt, auf die ſie ihr Anſehn gründeten; und jemehr ſeine Lehren und Thaten das Volk in dem Glauben befeſtigten, er ſei der verheißene Meſſias, von dem man eben ſo ſehr eine politiſche, als moraliſche Wiedergeburt der jüdiſchen Nation erwartete, deſto ernſtlicher wurden auch die Verfolgungen der mächtigen Partei, die der gefürchteten neuen Ordnung der Dinge nur durch den Sturz des Wahrheitslehrers

vorbeugen zu können meinte. Aber unſtreitig wurde er von ſeinen Gegnern mißverſtanden. Politiſche Größe und Oberherrſchaft war nicht ſein Ziel, ja er entzog ſich mehr als einmal dem Zujauchzen der Menge, die ihm die Königswürde zuſprach. Wenn er bei ſeinem letzten Einzuge in Jeruſalem die Huldigungen der Volksgunſt nicht zurückwies, ſo machte er doch auch nicht die geringſte Anſtalt, ſie für ehrgeizige Zwecke zu benutzen, und jenes Austreiben der Taubenverkäufer und Wechsler aus dem Tempelhofe war eine Handlung der geiſtlichen Polizei, die ſich der geachtetſte aller Propheten wol erlauben durfte. Anmaßung kann man ihm daher nicht Schuld geben, aber verwegen würde man ihn nennen müſſen, daß er Jeruſalem nicht vermied, wenn die Anſchläge ſeiner Feinde nicht dies Mal in dem Verhältniſſe einer unwillkürlichen Übereinſtimmung mit dem Rathſchluſſe Gottes geſtanden hätten. Wie jeder Schritt ſeines Lebens, ſo war auch dieſe letzte Feſtreiſe nach Jeruſalem, und was damit zuſammenhing, nur die Ausführung des großen Plans, den er auf den Wink ſeines himmliſchen Vaters verfolgte, und ſeine ausdrücklichen Erklärungen laſſen, wie der Vorgang ſeiner Verhaftung, keinen Zweifel übrig, daß er ſein Schickſal vorausgeſehen, mit weiſer Überlegung vorbereitet, und zur rechten Stunde freiwillig, obwol nicht ohne ſchmerzliches Vorgefühl ſeiner Leiden und ſchweren Kampf mit ſich ſelbſt, übernommen hat. Der Verrath eines ſeiner Jünger, des Iſchariothen Judas, lieferte ihn, nachdem er drei Jahre lang zum Segen der Welt gewirkt hatte, in der Nacht vor dem Rüſttage zum Oſterfeſte, in die Gewalt ſeiner Feinde. Erkaufte, in ihren Ausſagen nicht einmal übereinſtimmende, Ankläger traten in dem Verhör, das der Hohenprieſter im Beiſein des hohen Rathes ſogleich mit ihm hielt, wider ihn auf, und hier erklärte er, was er ſonſt zwar nicht geradezu behauptet, doch auch nicht abgeleugnet hatte, unumwunden, er ſei Chriſtus, (der Geſalbte, Meſſias), der Sohn Gottes. Übrigens kann man ihn keiner Sünde zeihen, und ſein Leben iſt auch in den Augen ſeiner Feinde ohne Flecken. Was aber in ſeinem Munde hier nur Wahrheit und innige Überzeugung ſein konnte, nannten ſeine Richter Gotteslaſterung und verdammten ihn zum Tode. Sie übergaben ihn am frühen Morgen, zur Beſtätigung ihres Urtheils, als einen Empörer und Läſterer, dem römiſchen Statthalter Pilatus, der, ob er gleich keine Schuld an ihm findet, ihrem Anbringen und dem Geſchrei der aufgehetzten Menge endlich nachgibt, und Jeſum ohne Verzug zur Kreuzigung abführen läßt. Dieſe ſchmachvolle und ſchmerzliche Todesſtrafe endete ſonſt das Leben nicht ſchnell; der ohnehin zarte, von den Anſtrengungen der vergangnen Tage, und durch die, ſeit ſeiner Verhaftung erduldeten Mißhandlungen erſchöpfte Körper Jeſu unterlag aber bald. Seine letzten Worte am Kreuze zeigen, daß ihn ſein reiner, göttlicher Sinn auch bis zum Tode nicht verließ. Er ſtarb im 34ſten Jahre ſeines Lebens, um die dritte Nachmittagsſtunde des Rüſttags, des 15. im Monat Niſan. Unverwerfliche Zeugen beſtätigen die Gewißheit ſeines Todes. Zwei ihm in der Stille ergebne Männer vom hohen Rathe ſorgen für ſeine Beſtattung, und nachdem er ungefähr 36 Stunden in der Gruft gelegen, ſteht er, wie er ſelbſt vorher geſagt, am dritten Tage, den 17. Niſan früh, neubelebt vom Tode auf. Nun ſammeln ſich die, durch ſeine Hinrichtung erſchreckten und eingeſchüchterten Jünger wieder. Jeſus erſcheint ihnen, den 70 Jüngern, welche er ſchon früher als bewährte Anfänger zur Verbreitung ſeines Evangeliums unter den Juden ausgeſendet hatte, und einmal auch einer größern Menge ſeiner Gläubigen, um ſie durch nähere Belehrungen und beſtimmte Anordnungen (z. B. der Taufe zur Ausbreitung ſeiner Reli-

gion unter alle Völker und zur Gründung der Gemeinde, die durch den Glauben an ihn beſeligt wird), auszurüſten, und nach 40 Tagen dieſes, ſie wunderbar belebenden Umgangs, ſcheidet er von ihnen, und wird weiter nicht mehr auf Erden geſehen. Er konnte, nach ihrem und unſerm Glauben, nur zu Gott, von dem er ausgegangen war, zurückgekehrt ſein. Man mag, welcher Religion man will, angehören, immer wird man ſich bei der Betrachtung des Lebens Jeſu genöthigt fühlen, jenem heidniſchen Krieger Recht zu geben, der unter ſeinem Kreuze ausrief: Wahrlich, dieſer iſt Gottes Sohn und ein frommer Menſch! Die Angriffe der Gegner ſeiner Religion und die kritiſchen Bemühungen der Schwergläubigen, die ihren Scharfſinn und Zweifelmuth, wie nirgend anders, an den Thatſachen ſeiner Geſchichte geübt haben, konnten nur dazu dienen, ihre Wahrheit und Glaubwürdigkeit in ein deſto helleres Licht zu ſetzen. Der geiſtreiche aber unſittliche Muthwille, mit dem die franzöſiſchen Schöngeiſter im Zeitalter Voltaire's den Himmliſchen, den ſie nicht verſtanden, in das Gewebe leichtſinniger Scherze herabzuziehen wagten, erregt nur noch Bedauern und Unwillen, und ſelbſt jene beſchränkte Denkart einiger tonangebenden Philoſophen und ſogenannten Aufklärer in der letzten Hälfte des 18. Jahrh., die von jeder Größe gar zu gern etwas abhandeln, und das Ungemeine gemein machen möchten, hat höhern Anſichten weichen müſſen. Die Romane, die Venturini u. A. neuerdings aus dem Leben Jeſu machen wollten, ſind, gelind beurtheilt, nur mißlungne Verſuche, und der Streit, der mit Wahrheitsliebe und Scharfſinn noch jetzt über die Wunder Jeſu geführt wird, kann ſeiner Würde nichts nehmen, da unſre Zeit in ſeiner Lehre und in der ſittlichen Größe ſeines Geiſtes tiefere Gründe findet, ihn als den Sohn Gottes anzuerkennen. Seine Verehrer haben daher nicht Urſache, zu fürchten, daß er je vergeſſen werden könne. Die gebildetſten Völker der Erde kennen kein größeres Glück, als ihm anzugehören; unter allen Himmelsſtrichen weiht man ihm die heißeſten Gefühle der Andacht, ſpricht mit Dank und Begeiſterung von ſeinem unendlichen Verdienſte um das Menſchengeſchlecht, und da ſeine Religion das Eigne hat, daß während der Unwiſſendſte und Niedrigſte im Volke ſich ihrer Segnungen tröſten darf, auch der Gebildetſte und Vornehmſte nicht mehr werden kann, als ein Chriſt: ſo ſteht zu hoffen, ſie werde eher, als jede andre, zur Herrſchaft über die geſammte Menſchheit fortſchreiten. E.

Jeſus Sirach, ſ. Sirach.

Joachim I. und

Joachim II., ſ. Brandenburg.

Joachim Mürat, ſ. Mürat (Joachim).

Joachimsthaler. Als man 1516 zu Joachimsthal in Böhmen ein ergiebiges Silberbergwerk entdeckte (welches von 1586 bis 1600 gegen 305,790 Mark Silbers geliefert haben ſoll), ließen die Beſitzer deſſelben, die Grafen Schlick, 1517 eine große Anzahl zwei Loth ſchwerer Silberſtücke ſchlagen, welche daher Joachimsthaler, oder von jener Familie Schlickenthaler genannt wurden; — ihr Werth iſt 1 Thlr. 13 gr. In der Folge ſoll aus jenem Namen die verkürzte Benennung Thaler entſtanden ſein.

Jochbrücke nennt man beim Brückenbau eine Reihe eingerammter Pfähle, die oben mit horizontal liegenden Balken verbunden werden, welches Lager ſodann von einem Joche zum andern eine Bohlenüberdeckung erhält.

Jöcher (Chriſtian Gottlieb), als Literator berühmt, ward 1694 zu Leipzig geboren, ſtudirte daſelbſt ſeit 1712 Medicin und Theologie,

und hielt von 1714 an philoſophiſche Vorleſungen, in welchen er ſich als Anhänger der wolf'ſchen Philoſophie zeigte. 1730 ward er Profeſſor der Philoſophie, und 1732 auch der Geſchichte, 1742 Univerſitäts-Bibliothekar, und ſtarb daſelbſt 1758. Sein allgemeines Gelehrten-Lexicon, Lpz. 1750, 4 Quartbände, behauptet ſich noch jetzt als ein ſehr brauchbares und reichhaltiges Repertorium. Adelung hat dies Werk (Lpz. 1784), durch zwei Quartbände bis zum Buchſtaben J ergänzt, und jetzt wird daſſelbe vom Prediger Rotermund in Bremen fortgeſetzt.

Jodelle, ſ. franz. Literatur, 11 u. 12.

Johann von Leiden, ſ. **Wiedertäufer**.

Johann von Schwaben, ſ. **Johannes Parricida**.

Johann der Beſtändige, ſ. **Sachſen**.

Johann Friedrich der Großmüthige, ſ. **Sachſen**.

Johann Georg I., II., III., IV., ſ. **Sachſen**.

Johann ohne Land, König von England, vierter Sohn Heinrichs II., entriß im J. 1199 ſeinem Neffen, Artus von Bretagne, die Krone. Als Letztrer drei Jahre ſpäter ſeinen Oheim wiederum vom Throne ſtoßen wollte, ward er gefangen, in den Thurm von Rouen geſperrt, und wie man ſagt, von Johann mit eigner Hand erſtochen. Ganz Europa klagte den König Johann dieſes Mordes an, und Conſtantia, die Mutter des unglücklichen Prinzen, flehte bei Philipp Auguſt, König von Frankreich, um Gerechtigkeit für dieſe ſchwarze That, die nicht allein in ſeinem Lande, ſondern auch an einem ſeiner Vaſallen verübt worden war. Da der Beklagte, der, als Vaſall von Frankreich, vor das Gericht der Pärs geladen war, das Erſcheinen verweigert hatte, wurde er zum Tode verurtheilt, und ſeine ganze in Frankreich gelegne Habe zum Vortheile des Königs eingezogen. Auch machte es ſich Philipp bald zur Pflicht, von dem Verbrechen ſeines Vaſallen den gehörigen Nutzen zu ziehen. Johann, in Weichlichkeit und Wolluſt verſunken, ließ ſich die Normandie, Guienne und Poitou entreißen und begab ſich nach England, wo er verachtet und verhaßt war. Seine Trägheit ging ſo weit, daß er, als man ihn von den Fortſchritten des Königs von Frankreich Nachricht gegeben hatte, kaltblütig zur Antwort gab: „Laßt ihn nur machen. In einem einzigen Tage werde ich mehr wieder erobern, als er mir in einem ganzen Feldzuge entriſſen haben wird.“ Von Jedermann verlaſſen, glaubte er, die Herzen ſeiner Unterthanen wieder zu gewinnen, wenn er zwei Acten unterzeichnete, welche die Freiheit Englands begründeten, aber auch zugleich die Quelle aller Bürgerkriege daſelbſt wurden. Die erſte Acte wurde die große Charte (Magna Charta) und die zweite die Charte der Wälder benannt. — Um das Maß ſeines Unglücks voll zu machen, entzweiten ihn (1212) die Auflagen, welche er der Geiſtlichkeit ſeines Reichs auferlegte, und die Härte, mit welcher er ſie eintreiben ließ, mit dem Papſte Innocenz III. Dieſer that daher England in den Bann und verbot den Unterthanen, ihrem Könige zu gehorchen. Aus dieſer Lage konnte er ſich nur dadurch reißen, daß er ſich und ſein Reich dem heiligen Stuhle unterwarf. Aber dieſe Unterwerfung, die ihn bei ſeinen Unterthanen verächtlich machte, wurde bald die Urſache eines Aufruhrs, in welchem Johann von ſeinen eignen Unterthanen zu verſchiednen Malen geſchlagen wurde. Nachdem auch der König Philipp Auguſt 1214 die Schlacht bei Bowines gewonnen hatte, empörte ſich der ganze Adel Englands gegen Johann, und zwang ihn, die Magna Charta noch bündiger zu machen. Doch blieben die Barone des Reichs dabei nicht ſtehen, ſondern riefen Ludwig, den Sohn Philipp Auguſts, nach England und krönten ihn am 20. Mai

1216 zu London zum Könige, der jedoch ſchon im folgenden Jahre zu Gunſten Heinrichs III., Johanns 9jährigen Sohns, dem Throne entſagte. Johann mußte von Stadt zu Stadt, von Land zu Land flüchtig herumirren und ſtarb vor Kummer am 16. Oct. 1216. Die Regierung dieſes Königs macht eine bedeutende Epoche in der Geſchichte Englands. Die Magna Charta veränderte die Regierungsform. Die Barone des Reichs befeſtigten, indem ſie das Intereſſe des Volks mit dem ihrigen vereinigten, ihre Macht und ſchwächten dadurch das Anſehn der Regenten ſelbſt, die fortan nichts weiter, als die erſten Magiſtratsperſonen eines freien Volks waren.

Johann Adolph Herzog in Sachſen Querfurt und Weißenfels, wurde 1685 geb. und 1746 erloſch mit ihm zugleich die Nebenlinie ſeines Stammes, deſſen Land mit der albertiniſchen Hauptlinie Sachſens vereinigt wurde. Im ſpaniſchen Erbfolgekriege diente er zuerſt unter heſſenkaſſelſcher Fahne, dann an der Spitze der ſächſiſchen Truppen in Italien und in den Niederlanden, hernach wider die Schweden und Pommern, Meklenburg und Holſtein; er half in Polen durch Sachſen die Unruhen dämpfen und nahm als Feldherr der Sachſen am erſten und zweiten ſchleſiſchen Kriege Theil.

Johann (Bapt. Joſeph), Erzherzog von Öſterreich, ſechſter Sohn Kaiſer Leopolds II. und der Infantin Marie Louiſe, Carls III., Königs von Spanien, Tochter, geb. am 20. Jan. 1782, jetziger Generaldirector des Genie und der Artillerie. Die Ausbildung ſeines Geiſtes und Gemüths verdankt dieſer treffliche Fürſt mehr ſich ſelbſt, als ſeinen Lehrern. Früh erwachte ſeine Neigung für die Kriegskunſt, auf welche, wie auf die Geſchichte, er ſeine Studien richtete. Vergebens hatte er gewünſcht, 1797 und 1799 den Krieg unter ſeinem ſieggekrönten Bruder Carl zu erlernen. Nachdem dieſer ſich 1800 vom Heere zurückgezogen und Kray mehrere Unfälle erlitten hatte, empfing der Erzherzog Johann den Oberbefehl, und zwar eines geſchlagnen Heers. Das erſte Vorrücken war glücklich, aber am 3. Dec. 1800 geſchah die entſcheidende Schlacht von Hohenlinden. Eine Reihe von Verwirrungen koſtete den Öſterreichern faſt ihre ganze Artillerie und bei 40,000 M.; eine zweite Schlacht bei Salzburg konnte den Sieger Moreau nicht aufhalten. Der Erzherzog zeigte an dieſen Unglückstagen ungemeinen perſönlichen Muth, und bot alles auf, den Geiſt der Truppen neu zu beleben. Als der lüneviller Frieden dieſen Krieg geendigt hatte, ward er zum Generaldirector des Fortifications- und Geniecorps, und zum Director der durch ihn zur ſchönſten Blüthe erhobnen Ingenieurakademie zu Wien und Cadettenakademie in wieneriſch Neuſtadt ernannt. Schon im Sept. 1800 hatte er Tirol bereiſt, er beſuchte es ſeitdem jährlich und entwarf prächtige Plane für die dortige Volksbewaffnung, für die Vertheidigung der feſten Plätze, für die Anlegung eines Hauptwaffenplatzes bei Brixen. Als im Sept. 1805 der Krieg ſeinem Ausbruch nahe war, eilte der Erzherzog mit dem Auftrage nach Tirol, dort und in Vorarlberg die Militärorganiſation in ſchnellen Vollzug zu bringen. Darauf befehligte er die Heerabtheilung in Tirol, welche die Baiern beim Paſſe Strub ſchlug und die Scharnitz heldenmüthig, wiewol vergebens, vertheidigte. Als Buonaparte auf Wien marſchirte, faßte der Erzherzog den genialen Entſchluß, über Salzburg ſich auf die feindlichen Verbindungen zu werfen. Der Unfall der Brigade Szenaſſy hinderte ihn daran. Er vereinigte ſich daher in Kärnthen mit dem Erzherzog Carl, deſſen Abſicht, Wien und die Monarchie zu retten, die Schlacht von Auſterlitz und der darauf folgende Friede vereitelten. Des Erzherzogs Sammlungen und Studien

…ern Tirol zu ſeinem Lieblingsgegenſtande gemacht. Die erſtern be…mmte er der Univerſität Innsbruck, die ihn zu ihrem beſtändigen Rec…r gewählt hatte. Nach dem Verluſt Tirols, wendete er ſeine Aufmerk…mkeit auf die noriſchen Alpen, auf die Alpen von Salzburg, Steier…ark und Kärnthen. Schon damals faßte er den Vorſatz zu Gründung …s Johanneums in Grätz, den er 1811 verwirklichte. Seine Reiſen …ten jetzt dieſer Alpenkette. Fürſtlich von ihm unterſtützt, durchzogen …turforſcher, Antiquare, Zeichner und Maler das Land, deſſen Gemäl…e in geſchichtlicher, ethnographiſcher, ſtaats- und landwirthſchaftlicher …cht möglichſt vollkommen an's Licht treten ſollte. Als bald nach dem …ner Frieden Öſterreichs neue Rüſtungen begannen, arbeitete der Erz…zog beſonders an einem Syſtem des Angriffs und der Vertheidigung …r Salzburg und Innerdſterreich. Unter ſeinem Vorſitz wurden die …ßen Maßregeln der Reſerven und der Landwehr beſchloſſen und aus…führt. Er leitete durch Hormayr die Vorbereitungen zu dem ruhmvol…n tiroler Aufſtande. Beim Kriegsausbruch 1809 befehligte er das nach …lien und Tirol beſtimmte Heer von Innerdſterreich. Er ſiegte bei …zzone, Pordenone, ſchlug bei Sacile den Vicekönig Eugen auf's …upt, und war bis an die Etſch vorgedrungen, als der Unfall bei Re…nsburg ihn zum Rückzug nöthigte. An der Piave kam es abermals zu …ner Schlacht, deren Ausgang zwar ungünſtig, doch ohne große Folgen …ar. Das Treffen bei Tarvis entſchied den weitern Rückzug. Jella…ich's Fehler vereitelten den Plan des Erzherzogs, die ihm entgegenſte…henden Feinde einzeln zu ſchlagen, die verlorne Verbindung mit Tirol zu …öffnen, Innerdſterreich zu befreien und durch einen Marſch gegen Wien, Napoleons Macht zu theilen. Am 14. Juni verlor der Erzherzog die Schlacht bei Raab gegen den Vicekönig, durch die Schuld der ungari…ſchen Inſurrection. Er zog ſich nach Komorn und Presburg. Bei der Schlacht von Wagram hatte er Befehl, ſich mit dem äußerſten linken Flügel des Erzherzogs Carl zu vereinigen. Die Unmöglichkeit, dieſen Befehl in der gegebnen Zeit zu vollziehen, verurſachte den Verluſt dieſer großen und entſcheidenden Schlacht. Nach dem Frieden widmete er ſich ganz ſeinem Beruf als General-Geniedirector und Vorſteher der beiden Akademien, wie auch der Gründung des ſchon oben erwähnten National-Muſeums, welches ſeinen Namen trägt. Im Feldzug von 1815 erhielt der Erzherzog Johann ein Commando. Er beſuchte zuvor Italien, wo er in Mailand, als Stellvertreter des Kaiſers, die Huldigung annahm, …d die Schweiz. Dann befehligte er die Belagerung von Hüningen, …zwang die Übergabe in kurzer Zeit und ordnete die Zerſtörung dieſer …fährlichen Feſtung an. Darauf ging er nach Paris, beſuchte England …d kehrte 1816 über die Niederlande nach Wien zurück.

Johann Sobieski, oder Johann III., König von Polen, war …ner der größten Krieger des 17. Jahrh. Er war 1629 geb. Sein …ter, Jacob Sobieski, durch Tugend und kriegeriſchen Muth gleich …tungswürdig, war ſorgfältig darauf bedacht, dieſe Eigenſchaften auch …f ſeine beiden Söhne, Marcus und Johann, zu übertragen. So eben …rten dieſe von ihren Reiſen zurück, als die Polen bei Pilawiecz in die Flucht geſchlagen wurden. Dadurch ward ihr Muth erregt. Marcus …el in einem zweiten Treffen an den Ufern des Bog; aber Johann, …cklicher als ſein Bruder, ward zum Obermarſchall und Obergeneral des Königreichs ernannt. Voll Muth und Tapferkeit ſetzte er ſich, gleich den gemeinſten Soldaten, den größten Gefahren aus, und pflegte denen, die ihn beſchworen, ſeine Perſon zu ſchonen, zu antworten: „Ihr wür…det mich verachten, wenn ich eurem Rathe folgte.“ So wurde er der

Schrecken der Tataren und Koſacken, über welche er unaufhörlich ſiegte. Am 11. Nov. 1673 gewann er die berühmte Schlacht bei Choczim gegen die Türken, welche daſelbſt 28,000 M. verloren. Im folgenden Jahre ward er zum König von Polen erwählt. Als 1683 die Türken Wien belagerten, eilte er mit einem polniſchen Heere herbei und rettete die Kaiſerſtadt. Seine Reiterei war glänzend, aber das Fußvolk ſchlecht equipirt. Um den übeln Zuſtand letztrer zu verbergen, rieth man ihm, ein Infanterieregiment, welches beſonders ſchlecht gekleidet war, bei Nachtzeit über den Fluß ſetzen zu laſſen, damit der Zuſtand deſſelben dem Blicke der Zuſchauer entzogen bliebe. Sobieski war andrer Meinung. Als ſich das Regiment auf der Brücke befand, ſagte er zu den Nebenſtehenden: „Seht! ſie werden unüberwindlich ſein, denn ſie haben geſchworen, nie eine andre Kleidung, als die der Feinde zu tragen. Im letzten Kriege waren ſie alle türkiſch gekleidet.“ Bei ſeiner Ankunft bemächtigte er ſich der vortheilhafteſten Poſten, erſtieg eine Anhöhe, unterſuchte, wie ſich der Großvezier verſchanzt hatte, und ſagte zu denjenigen, die ihn umgaben: „Er hat eine üble Stellung gewählt. Ich kenne ihn: er iſt unwiſſend und doch eingenommen von ſeinen Talenten. Wir werden keine Ehre von dieſem Siege haben.“ Sobieski hatte die Wahrheit geſagt. Am folgenden Tage verließen die Türken voll Schrecken ihr Lager, und in demſelben auch die geheiligte Fahne Mohammeds, welche der Sieger mit einem Briefe an den Papſt ſandte, worin die Worte vorkamen: „Ich bin gekommen, ich habe geſehen, und Gott hat geſiegt.“ Überdies fand Sobieski in den Zelten der Türken mehrere Tauſend Dukaten, welche er ſeiner Gemahlin überſandte und ihr dabei ſcherzhaft ſchrieb: „Du wirſt nicht zu mir ſagen, was die tatariſchen Weiber, wenn ſie ihre Männer mit leeren Händen aus dem Kriege kommen ſehen, zu den ihrigen ſagen: Ihr ſeid keine Männer: denn ihr kommt ohne Beute zurück.“ Bei ſeinem Einzuge in Wien an der Spitze ſeiner ſiegreichen Polen ward er von den Einwohnern mit einem unbeſchreiblichen Enthuſiasmus empfangen. Sie drängten ſich hinzu, um ſeine Füße zu umſchlingen, ſeine Kleider, ſein Pferd zu berühren und nannten ihn laut ihren Retter und Befreier. Er war davon bis zu Thränen gerührt und rief im Drange des Gefühls aus, daß dies der glücklichſte Tag ſeines Lebens ſei. Als er im J. 1693 von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde, hatte er den Kummer, die Zwietracht ausbrechen zu ſehen, welche eine Königswahl in Polen gewöhnlich hervorzubringen pflegte. Die Feinde von außen vereinigten ſich mit den Parteien im Innern. Sobieski war nicht mehr im Stande den Unruhen vorzubeugen und der Augenblick ſeines Todes nahte heran, wo er mit dem Leben auch den Thron verlieren ſollte. Die Königin wünſchte, er möchte ſein Teſtament machen, wagte jedoch nicht, es ihm zu ſagen und beauftragte einen Biſchof, ihm ihren Wunſch zu erkennen zu geben. Er verweigerte es ſtandhaft und gab als Grund an, daß dies bei einer ſo feilen Nation, wie der ſeinigen, die nur von Parteiwuth beherrſcht werde, ohne Wirkung ſein würde. So ſtarb er 1696 im 23. Jahre ſeiner Regierung. Kaum hatte er die Augen geſchloſſen, als ſich Haß und Neid vereinigten, ſein Andenken zu ſchänden. Einige warfen ihm vor, er habe, trotz den Geſetzen, die dem König verbieten, ein Eigenthum zu beſitzen, Ländereien angekauft; Andre behaupteten, daß die chriſtliche Ligue, in welche er gegen die Türken getreten wäre, dem Vaterland mehr als 200,000 Streiter gekoſtet habe. Wieder Andre verſicherten, er habe das Geld zu ſehr geliebt, und eine zu große Neigung für koſtſpielige Reiſen gehabt. Wahr iſt es, niemals war ein Hof unſtäter

als der ſeinige. Er und die Königin durchſtreiften jedes Jahr Polen von einem Ende zum andern, und beſuchten ihre Landgüter, wie gewöhnliche Edelleute. Doch iſt dieſer Fehler, wenn es ja einer genannt werden muß, nicht im Stande, Sobieski's hervorragende Tugenden zu verdunkeln. Er liebte die Wiſſenſchaften, redete mehrere Sprachen, und verdiente nicht weniger ſeines ſanften Charakters, als ſeiner angenehmen Unterhaltung wegen geliebt zu werden. Carl XII. rief an ſeinem Grabe aus: „Ein ſo großer König hätte nicht ſterben müſſen!“ Seine drei Söhne hinterließen keine männliche Nachkommenſchaft.

Johann VI., der jetzige König von Portugal, Braſilien und den beiden Algarbien, geb. 13. Mai 1767, wurde bei der Gemüthskrankheit der Königin, ſeiner Mutter, Iſabelle Franciſca, als Prinz von Braſilien, Director der Regierung in Portugal 10. Febr. 1792, proclamirt als Souverän im Sept. 1796, und wirklicher Regent 15. Jul. 1799. Er ſchiffte ſich nebſt ſeiner Familie, als Junot vor Liſſabon erſchien, nach Braſilien ein, und landete d. 6. Jan. 1808 zu Rio de Janeiro. Den 16. Dec. 1815 erhob er Braſilien zu einem Königreich, und vereinigte ſeine Staaten zu einer Monarchie. Nach dem Tode ſeiner Mutter, d. 20. März 1816, ward er wirklicher König. Er vermählte ſich 1790 mit der Infantin Charlotte, Carls IV. von Spanien Tochter. Sein Sohn, der Kronprinz Peter, ward vermählt (13. Mai 1817) mit Leopoldine, Franz I. Kaiſers von Öſterreich Tochter. Seine zweite Tochter Maria, die Gemahlin des Königs Ferdinand VII. von Spanien, ſtarb 1818; eine dritte iſt die Gemahlin des Infanten Carl von Spanien. Bei der alten Handelsverbindung Portugals mit England war er nicht im Stande, eine ſtrenge Neutralität gegen Frankreich zu behaupten. Er hatte 1793 der ſpaniſchen Regierung ein kleines Hülfscorps zur Vertheidigung der Pyrenäen überlaſſen; allein nachdem Spanien mit Frankreich 1795 Frieden, 1796 einen Bund geſchloſſen, ward Portugal von beiden feindlich behandelt. Johann begab ſich deswegen unter Englands Schutz. Endlich bewog Bonaparte den ſpaniſchen Hof zu einem ernſtlichen Angriffe auf Portugal, und dieſes mußte im Frieden zu Badajoz (6. Jan. 1801) Olivenza an Spanien, und ein Stück von Guiana an Frankreich abtreten. Nach dem tilſiter Frieden begnügte ſich Napoleon nicht mit den großen Geldopfern, durch welche Johann bisher ſeine Neutralität erkauft; ſondern verlangte von ihm, er ſolle ſeine Häfen den Engländern ſchließen, alle Engländer in Portugal verhaften und ihr Eigenthum einziehen. Da der Regent nur die erſte Foderung erfüllte (weshalb eine brittiſche Flotte ſofort die Häfen von Portugal ſperrte): ſo erklärte der Moniteur, das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren (vergl. Spanien ſeit 1808), und ein franzöſiſch-ſpaniſches Heer rückte in Portugal ein. Nun entſchloß ſich der Prinz-Regent, was ſchon 1800 ihm vorgeſchlagen worden war, ſeinen Hof nach Braſilien zu verſetzen. Der engliſche Geſandte, Viscount Strangford und der britt. Admiral Sidney Smith erleichterten die Ausführung, ſo daß die königl. Familie, nachdem der Prinz-Regent, auf die Dauer ſeiner Abweſenheit bis zum allgemeinen Frieden, d. 26. Nov. eine Regierungs-Junta niedergeſetzt hatte, den 27. ſich einſchiffte und am 29. Nov. mit einer Flotte von 8 Linienſchiffen, 4 Fregatten, 4 Brigas und 20 andern Fahrzeugen aus dem Tajo ſegelte, im Angeſichte der Vorhut von Junot's Heer, das am folgenden Tage in Liſſabon einrückte. Am 1. Dec., dem Jahrestage der Erhebung des Hauſes Braganza, wurden die Fahnen von Braganza herabgeriſſen und durch franzöſiſche Adler erſetzt. Ein Erdbeben und ein Sturm, mit dem die portugieſiſche Flotte im An-

geſichte der Stadt und des Feindes kämpfte, vollendete das Entſetzen der Portugieſen und ihre ſtarre Unterwerfung. Von Rio Janeiro aus hob der Prinz-Regent den 1. Mai 1808 alle bisherigen Verträge mit Spanien und Frankreich auf, und ſchloß ſich enger als je an England, das ihm ſein europäiſches Königreich, von der Tapferkeit des portugieſiſchen Heeres und der Begeiſterung des Volks kräftig unterſtützt, wieder eroberte; ſeitdem aber durch den Marſchal Beresford einen entſchiedenen Einfluß auf die Verwaltung dieſes Landes ausübte bis, im Aug. 1820 durch die Berufung der Cortes ein neues Staatsſyſtem begründet ward. Auch in Amerika eroberten die Portugieſen das verlorne Guiana wieder, und beſetzten das franzöſiſche; doch gab der König letztres 1817 an Frankreich zurück. Unterdeſſen wandte das aufgeklärte Miniſterium des Prinzen-Regenten viel Sorgfalt auf die Bildung Braſiliens. Die Inquiſition ward aufgehoben, die Freiheit der Religionsübung erklärt, die Sklaverei gemindert, und die Anſiedlung europäiſcher Künſtler, Manufakturiſten, Kaufleute und Landbauer (z. B. im J. 1819 eine große Schweizer-Kolonie, Neu-Freiburg), befördert. Auch nahm er an den Congreßverhandlungen in Wien Theil. Doch der Aufſtand der ſpaniſchen Kolonien in Südamerika (vielleicht auch die Weigerung Spaniens, Olivenza zurückzugeben) bewog den Hof von Rio Janeiro, Monte Video und das linke Ufer des la Plataſtroms militäriſch zu beſetzen. Spanien empfand dies ſo übel, daß es die Vermittlung Öſterreichs, Rußlands, Preußens und Großbritanniens aufrief, welche durch ihre an den Marquis von Aguiar, portugieſiſchen Staatsſecretär für die auswärtigen Angelegenheiten gerichtete Erklärung (Paris, den 26. März 1817), den Hof von Braſilien bewogen, Monte Video räumen zu wollen, wenn Olivenza zurückgegeben würde. Mit Buenos-Ayres ward ein Vertrag geſchloſſen, und mit Artigas der Kampf fortgeſetzt bis 1820. Im J. 1817 drohte ein Aufſtand in Pernambuco, wo unter Martinez Anführung eine Republik errichtet werden ſollte, weiter um ſich zu greifen: allein die Stadt wurde zu Lande und Waſſer angegriffen, und während die Aufrührer im freien Felde geſchlagen wurden, nahm man die Stadt von der Seeſeite in Beſitz. Martinez nebſt mehrern andern wurde hingerichtet. Ein, um dieſelbe Zeit in Liſſabon gegen die daſelbſt beſtehende Regentſchaft entdeckte Verſchwörung ward durch die Hinrichtung der Verſchwörer unterdrückt. Seitdem wurden die Freimaurer härter als je verfolgt. In Folge der portugieſiſchen Revolution und der Zuſammenberufung der Cortes im J. 1820, welche der Monarch anerkannt hat, kehrte er 1821 nach Portugal zurück, der Kronprinz blieb aber bisher in Braſilien, wo indes ſowol in Rio Janeiro, als in Pernambuco, ſich ein Geiſt zeigt, der Braſilien entweder von Portugal trennen, oder ſolches nicht als Kolonie, ſondern völlig gleichſtellen will. Vergl. den Art. **Portugal** und portugieſ. Revol. in der Neuen Folge dieſes Werkes.

Johanna, die Päpſtin, ſ. **Päpſte**.

Johanna von Orleans, ſ. **Jeanne** d'Arc.

Johannes der Täufer wurde 6 Monate vor Jeſu, in einer der Mutter deſſelben verwandten Prieſterfamilie in Judäa unter Vorzeichen (Ev. Luc. 1. Kap.) geboren, die ihn als ein von Gott zu beſondern Zwecken erkornes Werkzeug ankündigten. Er wählte die ſtrenge Lebensart eines Gottgeweihten, und erlangte bei früher Gewöhnung an die einfachſte Koſt und Bekleidung, durch einſames Forſchen und ernſtes Eindringen in den Geiſt der heiligen Schriften die edle Unabhängigkeit und Geiſtesſtärke, die ihn, bei ſeinem Auftritte als Prophet, zum Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung machte. Seine Lehre war ein

ringende Auffoderung zur Buße und Vorbereitung auf das durch Jeſum herannahende Gottesreich. Die in den Evangelien von ihm aufbehaltnen Reden ſind ſcharf und mächtig; überall kündigt er ſich als den Vorläufer des Größern an, der nach ihm kam, und erfüllte ſeine Beſtimmung, dieſem den Weg zu bereiten, mit eben ſo viel Eifer, als Selbſtverleugnung und Demuth. Er hatte zahlreiche Anhänger auf den Glauben an ſeine Lehre getauft, und gerade durch den Abſtich ſeiner rauhen Tugend gegen die Weichlichkeit ſeiner Zeit ungemeines Anſehn unter Hohen und Niedern erlangt; als ihm aber bei der Taufe, durch die ſich Jeſus von ihm im Jordan einweihen ließ, deſſen höhere Sendung offenbar werden war, wies er ſeine Schüler zu dieſem neuen Lehrer, und ſah ohne Neid, wie ſein Wort: er muß wachſen und ich muß abnehmen, in Erfüllung ging. Für ſich ſelbſt begehrte er keinen Ruhm und keine weitern Erfolge; nur das Recht, die Wahrheit zu reden, wollte er behaupten, und wurde daher, weil er ſie einem Fürſten geſagt, das Opfer derſelben. Einem rachſüchtigen Weibe zu gefallen, ließ der Vierfürſt Herodes Antipas in Galiläa ihn im Gefängniſſe hinrichten. Eine Anzahl ſeiner Jünger blieb ihm noch im Tode getreu, und von ihnen wurde ohne Zweifel die unter dem Namen Sabier oder Johannischriſten im Orient, am Irak und Shuſter, noch jetzt beſtehende Sekte geſtiftet, welcher der Täufer Johannes ein Gegenſtand beſondrer Verehrung iſt. Vergl. d. Art. Sabier. E.

Johannes der Evangeliſt, iſt unter den Charakteren des chriſtlichen Alterthums einer der reinſten und liebenswürdigſten. Auf den Ruf Jeſu verläßt er als ein Jüngling ſeine Fiſchernetze und folgt dem göttlichen Lehrer von Stund an mit unwandelbarer Treue. Nicht nur auf ſeinen Reiſen iſt er immer um ihn und in allen Lagen ſein nächſter Vertrauter, ſondern auch, da die andern Jünger fliehen, begleitet er denſelben vor Gericht und unter das Kreuz, wo ihn der ſterbende Freund an ſeiner Stelle zum Sohn und Pfleger Mariens erklärt Darum heißt er auch vorzugsweiſe der Jünger, den Jeſus lieb hatte; denn ſo hatte er keinen geliebt, ſo hatte aber auch ihn keiner geliebt. Das ſanfte, zarte, ſinnige Gemüth, das aus den Schriften Johannis ſpricht, war vor andern geeignet, den Herrn ganz zu verſtehen. Und bewundern wir ſchon den Schwung, mit dem ſein Evangelium anhebt, und den bündigen, tiefen Zuſammenhang, in dem darin die Begebenheiten zu dem einigen Zwecke, den Glauben an Jeſum zu begründen, geordnet ſind, redet der Geiſt der ächten, chriſtlichen Liebe nirgend wärmer und inniger zu uns, als in ſeinen Briefen: ſo haben wir wol auch Urſache anzunehmen, daß an ihm im höchſten und eigentlichen Sinne erfüllt worden ſei, was Jeſus den Seinen verheißt: Wer mich liebt, den wird mein Vater wieder lieben, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbarer. Die Offenbarung Johnnnis iſt das Werk der feurigſten, chriſtlichen Begeiſterung, freilich in den Farben des Orients, aber darum nicht weniger des Jüngers würdig, der die Kirche ſeines Herrn im Herzen trug und ihre künftigen Schickſale in einem Lichte ſah, das nicht Jedem zu ſchauen vergönnt iſt. Auch wurde Johannes, deſſen erſte Jünglingsgefühle an der Bruſt Jeſu erwacht waren, alt genug, um von der Vergangenheit auf die Zukunft ſchließen zu können. Er theilte die Arbeit und Leiden der Apoſtel, lebte in Epheſus, eine Zeitlang in der Verbannung auf Patmos, vielleicht auch in Rom, und ſtarb endlich hochbetagt in der ihm vor andern theuern Gemeinde Epheſus. Der Kirchenvater Hieronymus erzählt aus ſeinen letzten Lebensjahren einen rührenden Zug. Da es ihm wegen Altersſchwäche nicht mehr möglich war, ausführlich zu der Gemeinde zu

ſprechen: ſo ließ er ſich doch ſtets in ihre Verſammlungen tragen und rief ihnen, ſo oft er kam, die Worte zu: Kinder, liebet euch unter einander! Endlich befragt, warum er dieſen Zuruf unablässig wiederhole, und nichts Anders und Neues ſage, antwortete er: Weil das des Herrn Gebot iſt, und wird das erfüllt, ſo iſt es genug. E.

Johannes Parricida, oder Johann von Schwaben genannt, war der Neffe Kaiſers Albrecht I. Selbſt von ſanfter, friedlicher Gemüthsart, hätte er die Ungerechtigkeit ſeines Oheims, der ihm Erbländer und Lehen vorenthielt, vielleicht ohne Rache ertragen, wäre nicht ſein Zorn von den Feinden des Kaiſers (ſ. Albrecht I.) zur hellen Flamme angefacht worden. Nach der vollbrachten blutigen That entflohen die Mörder, unter ihnen Johann, der in Mönchstracht gehüllt, Italien durchirrte, nirgends eine bleibende Stätte fand, und ſich endlich in eine ſolche Dunkelheit verlor, daß Niemand wieder etwas von ihm hörte. Einige behaupten, er ſei als Auguſtinermönch zu Piſa geſtorben, Andre, er habe in der Geſtalt eines unbekannten Mönchs auf dem Stammgut Eigen in einem hohen Alter ſein Leben geendet. Zur Beglaubigung letztrer Angabe wird erzählt: es ſei einſtens, wenigſtens 60 Jahre nach der Ermordung Albrechts I., ein ehrfurchtgebietender Greis von edler Geſtalt, mit Namen Johann, auf jenes Stammgut gekommen, habe daneben eine Hütte erbaut, und endlich im Tode, (1368), ſich als den unglücklichen Herzog von Schwaben zu erkennen gegeben. Späterhin will man zu Wien den Sohn deſſelben, Lathenius, als einen Blinden betteln geſehen haben. Die übrigen Mörder entkamen gleichfalls ſämmtlich durch die Flucht, drei Knechte ausgenommen, die aber, trotz der entſetzlichen Todesſtrafen, welche man an ihnen verübte, nichts bekannten. Deſto grauſamere Rache nahm Leopold, der zweite Sohn des Kaiſers, und beſonders Agnes, ſeine Schweſter, verwitwete Königin von Ungarn, an den Verwandten und Freunden der Mörder. Dieſe wurden unter den entſetzlichſten Martern hingerichtet, ihre Burgen zerſtört und die Einwohner derſelben zu Hunderten niedergemetzelt. Nachdem man endlich, beſonders auf Agneſens Betrieb, mehr als tauſend unſchuldige Männer, Weiber und Kinder durch Henkers Hand hingerichtet hatte, ſtiftete eben dieſe Agnes, im Verein mit ihrer Mutter Eliſabeth, die gegen jene Unglücklichen nicht minder ſchrecklich gewüthet hatte, auf dem Felde, wo Albrecht ermordet worden war, ein Mönchs- und ein Frauenkloſter, welche beide mit anſehnlichen Freiheiten und mit beträchtlichen Gütern reichlich beſchenkt wurden. Die Geſchichte Johanns von Schwaben hat zu einem Schauſpiele gleiches Namens Veranlaſſung gegeben, welches vor einigen zwanzig Jahren häufig und mit Beifall auf den deutſchen Bühnen aufgeführt wurde.

Johannes Secundus, war der ſchriftſtelleriſche Name Johannes Everhard's, eines berühmten lateiniſchen Dichters. Er wurde im Haag 1511 geb. Zu Bourges, wo er die Rechtswiſſenſchaften unter Alciatus Leitung ſtudirte, wurde er Doctor, aber die ſchöne Literatur und Dichtkunſt hatten größere Reize für ihn, als die Jurisprudenz. Er ward mit einigen Dichtern jener Zeit bekannt, und der Umgang mit ihnen beſtärkte ihn noch mehr in ſeiner Liebe für dieſe Kunſt. Er zeichnete ſich zugleich durch ſeine Kenntniſſe in der Malerei, der Bildhauer- und Kupferſtecherkunſt aus; aber ſeinen größten Ruhm verdankt er ſeinen dichteriſchen Werken. Er reiſte nach Italien, darauf nach Spanien, wo er Secretär des Kardinals Tavera, Erzbiſchofs von Toledo, ward, auf deſſen Rath er Carl V. auf ſeinem Zuge nach Tunis begleitete. Doch erlaubte ihm ſeine ſchwache Geſundheit nicht, den Mühſeligkeiten des

Krieges ſich zu unterziehen, weshalb er nach den Niederlanden zurückkehrte, wo er 1536 an einem bösartigen Fieber, 25 Jahr alt, ſtarb. Wenigen neuern lateiniſchen Dichtern verdanken wir ſo liebliche erotiſche Dichtungen, wie ihm. Die „Küſſe des Johannes Secundus" ſind darunter am bekannteſten. Seine Werke, worin Elegien, Oden, Epigramme und vermiſchte Gedichte enthalten ſind, wurden von ſeinen Brüdern Nicolaus Grudius und Andreas Marius, die gleichfalls als Dichter ſich auszeichneten, herausgegeben, und haben ſehr viele Auflagen erlebt. Eine der neueſten iſt die 1771 in 8. zu Leiden, mit einer franzöſiſchen Überſetzung herausgekommene. In's Deutſche überſetzt ſind die Küſſe des Johannes Secundus von Fr. Wilh. Freiherrn von der G. (Goltz), und herausgekommen in drei Sprachen, lat., franz. von Mirabeau und deutſch von dem genannten Überſetzer, 1798. Viele findet man in der Zeitſchrift Polychorda. Eine neuere Überſetzung der Küſſe iſt von Franz Paſſow (Leipzig 1807, 8.).

Johannesberg (oder Biſchofsberg), ein Pfarrdorf und ſchönes Bergſchloß im Rheingau im Naſſauiſchen, ehemals unter kurmainziſcher Landeshoheit dem Bisthume Fulda gehörig, iſt wegen ſeines trefflichen Rheinweins berühmt. Der beſte wächſt auf dem Schloßberge ſelbſt. 1807 ward dies Schloß nebſt ſeinen Beſitzungen von Napoleon dem Marſchall Kellermann geſchenkt. Nach der Befreiung Deutſchlands wurde es 1816 von dem Kaiſer Franz dem Fürſten von Metternich zum Geſchenk gemacht. Die Einkünfte betragen 30,000 Fl. Das Schloß ſelbſt iſt von 1722 bis 1732 auf den Ruinen eines alten Kloſters erbaut worden.

Johanniter-Ritter (ſpäterhin Rhodiſer-Ritter, jetzt gewöhnlich Malteſer-Ritter genannt), heißen die Ritter des berühmten weltlichen Ritterordens, welcher zu Anfange der Kreuzzüge und bei Gelegenheit der Wallfahrten, in dem gelobten Lande geſtiftet wurde. Bereits im J. 1048 legten Kaufleute aus Amalfi in Neapel eine Kirche zu Jeruſalem an, und bauten daſelbſt ein Mönchskloſter, welches ſie Johannes dem Täufer widmeten. Die Mönche, welche den Namen Johanniter- oder Hoſpital-Brüder führten, waren verpflichtet, Kranke und Arme zu verpflegen und überhaupt den Wallfahrenden beizuſtehen. Dieſer geiſtliche Orden, welcher nach und nach große Beſitzungen erhielt, ward zu Anfange des 12. Jahrh. von dem Ordensmeiſter Raymund du Puy, mit Beibehaltung der Mönchsregel, zu einem Ritterorden gemacht, deſſen Pflichten, außer dem Gelübde des Gehorſams, der Keuſchheit und der Armuth, noch in der Vertheidigung der Kirche gegen die Ungläubigen beſtehen ſollten. Auch theilte Raymund die ſämmtlichen Ritter in drei Klaſſen: in Ritter (welche die Waffen führen mußten), in Kapellane (die eigentlichen Geiſtlichen) und in Serventi d'Armi (Waffenträger), welche letztern die Kranken verpflegen und die Pilgrime begleiten mußten. Lange Zeit wußte ſich der Orden durch Tapferkeit und Einmüthigkeit gegen die Waffen der Sarazenen und Türken aufrecht zu erhalten, bis er 1191 aus Paläſtina vertrieben ward. Er eroberte darauf Cypern, verlor es aber wieder, und ſetzte ſich 1309 auf der Inſel Rhodus feſt, in deren Beſitz er ſich über 200 Jahre behauptete. Auch von da durch den türkiſchen Sultan Soliman II. (1522) vertrieben, gingen die Ritter nach Kandia, dann nach Venedig, Rom, Viterbo, vornehmlich aber nach Nizza, Villa Franca und Syracuſa, bis ihnen endlich Carl V. (1530) die Inſeln Malta, Gozzo und Comino, unter der Bedingung eines beſtändigen Krieges gegen die Ungläubigen und Seeräuber, und der Rückgabe dieſer Inſeln an Neapel, wenn es dem Orden gelänge, Rhodus wieder zu erobern, zum eigenthümlichen Beſitze überließ. Von dieſer

Zeit an wurden die Ordensglieder gewöhnlich Malteſer=Ritter genannt. 1565 hatten ſie einen gewaltigen Angriff von den Türken auszuhalten, welche jedoch von ihnen mit großem Verluſte zurückgeſchlagen wurden. Sie ſetzten darauf die Seekriege mit den Türken bis in die neueſte Zeit fort, und nur durch Tapferkeit und ſtandhaften Muth gelang es ihnen, in verſchiednen heftigen Fehden mit der Pforte, ſich vom Untergange zu retten. Doch wären ſie 1760, ohne franzöſiſche Vermittelung, wahrſcheinlich ganz bezwungen worden. Seitdem wurden ſie von jenen für unbedeutende Feinde gehalten, und ihre Kreuzzüge zur See ſind nicht ſelten nur Spiegelgefechte geweſen. Die innre Einrichtung des Ordens, der beinahe durch ganz Europa, wo er allenthalben große Beſitzungen hatte, verbreitet war, beſtand in Folgendem. Das Oberhaupt deſſelben, welches Großmeiſter des heiligen Hoſpitals zu St. Johann von Jeruſalem, und Guardian der Armee Jeſu Chriſti hieß, und frei gewählt wurde, hatte ſeinen Wohnſitz zu La Valette auf der Inſel Malta, hatte fürſtliche Würde und bekam von auswärtigen Mächten den Titel: Altezza Eminentissima. Er erhielt jährlich 6000 Scudi aus der Ordenskammer, nebſt allen Gefällen von den drei Inſeln, ſo daß ſeine jährlichen Einkünfte vielleicht nahe an eine Million Gulden betragen mochten. Die weltliche Macht lag größtentheils in ſeinen Händen: doch war er auch hierin von den Vorſtehern der verſchiednen Zungen (Bezirke) beſchränkt, welche Geſetze gaben, Steuern anordneten u. ſ. w. Die geiſtliche Gewalt, d. h. die unmittelbaren Ordensangelegenheiten, wurden von dem Kapitel geleitet, welches aus 8 Ballivi Conventuali beſtand, und in welchem der Großmeiſter den Vorſitz hatte. Die vornehmſten Stellen in dem Orden bekleideten die Häupter (Piliers) der acht Zungen, in welche die Ritter nach den Nationen, aus denen ſie beſtanden, eingetheilt wurden. Dieſe Zungen hießen: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutſchland, Caſtilien und England. Aus dieſen Zungen wurden die obenerwähnten Ballivi Conventuali gewählt und die Ländereien derſelben in Priorate, dieſe in Balleien, und dieſe wiederum in Commenden (Commenthureien) eingetheilt. Von den Prioraten hatte das deutſche den Vorzug, und hieß daher Großpriorat. Es wurde von dem Großprior von Deutſchland, oder dem Johannitermeiſter durch Deutſchland (Oberſten Meiſter des ritterlichen St. Johannis=Ordens in deutſchen Landen) bekleidet, der ein deutſcher Reichsfürſt war und ſeine Reſidenz in Heitersheim (Stadt und Schloß in Breisgau, jetzt im badenſchen Treiſamkreiſe) hatte. Heitersheim bildete nebſt den dazu gehörigen Dörfern ein Fürſtenthum des oberrheiniſchen Kreiſes, und der Großprior hatte daher als Reichsfürſt Sitz und Stimme im Reichsfürſtenrathe und beim oberrheiniſchen Kreiſe. Der Johannitermeiſter ſtand unter dem Großmeiſter zu Malta, dem er alle Jahre gewiſſe Türkenſteuern und Reſponsgelder lieferte, die man auf 170,000 Fl. berechnete. Er ſelbſt beſaß die Gerichtsbarkeit über das Heermeiſterthum Brandenburg, über Ungarn, Böhmen und Dänemark; doch machten Öſterreich, Böhmen und Mähren ein eignes Großpriorat der deutſchen Zunge aus, das mit dem Obermeiſterthume zu Heitersheim nur in geringem Zuſammenhange ſtand. Der letzte Johannitermeiſter in Deutſchland, oder Großprior zu Heitersheim, ein Graf von Reichenbach=Fourmaigne, verlor durch den preßburger Frieden, und die Errichtung des rheiniſchen Bundes, alle ſeine Beſitzungen im weſtlichen Schwaben an den Großherzog von Baden. Von den oben erwähnten 8 Zungen hatte ſich England bereits im 16. Jahrh. losgeriſſen; die drei franzöſiſchen gingen während der Revolution ein; die caſtiliſche und aragoniſche war ſeit dem

Frieden zu Amiens von Malta getrennt, und die italieniſchen und deutſchen Zungen hatten gleichfalls durch die neueſten Ereigniſſe aufgehört. Auf dieſe Weiſe iſt der Johanniter=Orden ſeit jener Zeit für aufgehoben zu achten, und ſeine Wiederherſtellung um ſo weniger zu erwarten, da die Inſel Malta förmlich in den Beſitz Englands gekommen. Nur als eine Erinnerung an dieſen, durch Alter und Verdienſt ehrwürdigen Orden kann der von Friedrich Wilhelm III. geſtiftete preußiſche Johanniterorden angeſehen werden, der unter die königlichen Orden gehör (S. Preußen.). Die Johanniter=Ritter beobachteten übrigens die Regel des Auguſtiner=Ordens; die Proteſtanten waren jedoch nicht verbunden, ehelos zu leben. Alle Mitglieder mußten von gutem, alten Adel ſein. Die Ritter, welche ihre Ahnen auf das ſtrengſte erweiſen konnten, hießen Cavalieri di giustizia (Ritter von Rechtswegen); diejenigen hingegen, bei welchen die Ahnenprobe ſchwierig war, die aber dennoch, in Rückſicht ihrer Verdienſte, aufgenommen wurden, Cavalieri di grazia (Ritter aus Gnaden). Die Ordenspflicht jedes Ritters, wenigſtens drei Mal gegen die Ungläubigen oder die barbariſchen Seeräuber zu Felde zu ziehen, wurde in der letzten Zeit wenig mehr beobachtet, und durch den Frieden von Amiens hob man ſogar alle Feindſeligkeiten gegen die Türken gänzlich auf. Die Kleidung der Ritter beſtand in Friedenszeiten in einem langen ſchwarzen Mantel; auf der linken Bruſt trugen ſie ein achteckiges weißes, und mitten auf derſelben ein goldnes Kreuz; im Kriege waren ſie mit einem rothen Gürtel und einem ſilbernen Kreuze geſchmückt. Bloß in geiſtlichen Sachen war der Orden dem Papſte unterworfen, in allen weltlichen Dingen beſaß er eine vollkommne Souveränität. Die Seemacht beſtand 1770 aus 4 Galeeren, 3 Galeotten, 4 Schiffen von 60, und 2 Fregatten von 36 Kanonen, nebſt verſchiednen kleinen Fahrzeugen. Was die neuere Geſchichte des Ordens betrifft, ſo muß darüber in der Kürze Folgendes gemeldet werden. Nachdem Malta am 8. Juni 1798 unvermuthet von Buonaparte angegriffen worden war, ergab ſich die Inſel ohne Widerſtand durch Capitulation (ſ. Hompeſch). Im J. 1800 eroberten jedoch die engliſchen Flotten die Inſel durch Hunger, und ſeit dieſer Zeit befindet ſie ſich in den Händen Englands. Im Frieden von Amiens (1802) wurde zwar bedungen, daß die Inſel dem Orden, unter der Aufſicht und Garantie einer neutralen Macht, wiedergegeben werden ſollte; da aber die Engländer für die Zukunft einen abermaligen Einfluß der Franzoſen auf Malta, und durch dieſen die Zerſtörung ihres Übergewichts im mittelländiſchen Meere befürchten mußten: ſo blieben ſie fortwährend im Beſitze derſelben, und der 26. Artikel des Entſchädigungsplans und Reichsdeputations=Receſſes vom 25. Februar 1803 blieb ohne Wirkung. In der Zwiſchenzeit wählte der Orden den ruſſ. Kaiſer Paul I., der jene Capitulation von 1798 für verrätheriſch erklärte, und die Johanniter=Ritter in Schutz genommen hatte, am 16. Dec. 1798 zum Großmeiſter. Dieſe Wahl fand vielen Widerſpruch, ſelbſt bei dem Papſte, und der neue Kurfürſt von Pfalzbaiern, Maximilian Joſeph, hob ſogar am 21. Februar 1799, um den Streitigkeiten mit Rußland auszuweichen, in ſeinen Staaten den Orden gänzlich auf. Nach dem Tode Paul I. ernannte der Papſt, am 9. Febr. 1805, den Italiener Tommaſi, und als dieſer mit Tode abgegangen war, das Großkapitel ſogleich den Bailli Caracciolo zum Großmeiſter. Der Hauptſitz des Ordens iſt jetzt Catanea in Sicilien. Vor der franzöſ. Revolution ſchätzte man die Anzahl aller Ordensritter auf 3000. Das Wappen des Großmeiſters beſtand in einem ſilbernen, achteckigen Kreuze, im rothen Felde, oben mit einer herzoglichen Krone, aus welcher ſich

ein Roſenkranz um das Wappenſchild ſchlängelte, mit einem untenhängenden kleinen Kreuze und den Worten: Pro Fide (für den Glauben).

John Bull, ſ. Bull.

Johnſon (Samuel), einer der größten engliſchen Gelehrten, Satyriker und Kunſtrichter, welcher eine rieſenhafte Gelehrſamkeit, vielumfaſſende literäriſche Wirkſamkeit mit claſſiſcher Bildung, reifem Urtheile, reinem Geſchmack und gehaltvollem Witze verband, wurde 1709 zu Lichfield in Staffordſhire geboren, und verrieth frühzeitig außerordentliche Geiſtesfähigkeiten. Die alten Claſſiker, beſonders die römiſchen, machten den vornehmſten Gegenſtand ſeiner frühern Studien aus, und mehrere Überſetzungen aus dem Homer, Horaz, Virgil u. ſ. w., welche er damals verfertigte, verrathen nicht gemeine Sprachkenntniſſe und dichteriſches Genie. Späterhin zeichnete er ſich auf der Univerſität zu Oxford, welche er 1728 bezog, durch eine gelungne Überſetzung des pope'ſchen Meſſias in lateiniſchen Hexametern aus. Ein Anfall von Hypochondrie, die ihn beſonders im J. 1729 betraf, war ſo heftig, daß er dem Wahnſinne nahe zu ſein glaubte: auch genas er nie ganz von dieſer Krankheit. Nachdem er bereits 1731, wegen Dürftigkeit, die Univerſität wiederum verlaſſen, und während einer kurzen Zeit die Stelle eines Unterlehrers an der Schule zu Market-Bosworth in Leiceſterſhire bekleidet hatte, ließ er ſich in Birmingham nieder, wo er ſich mit literariſchen Arbeiten das Leben zu friſten ſuchte. Er wollte darauf eine Erziehungsanſtalt errichten, erhielt aber nur drei Schüler, und unter dieſen den nachmals ſo berühmt gewordnen Garrik. Dieſen begleitete er auch ſpäterhin nach London, wo er ſich abermals bloß von dem Ertrage ſeiner literäriſchen Arbeiten zu ernähren ſuchte. Lange kämpfte er auch hier mit Dürftigkeit. Oft verbarg er ſich in einem Keller, um einem Zimmer mit eiſernen Gittern zu entfliehen. In dieſer Zeit ſchrieb er demoſtheniſche Reden für und wider die wichtigſten Fragen im Parlament, unter Namen wirklicher Mitglieder, die man eine Zeitlang in den Provinzen für echt hielt, und es iſt nicht allgemein bekannt, daß unter dieſen die berühmte Rede Pitts iſt, die dieſer gehalten haben ſoll, als man ihm ſeine Jugend vorwarf, die aber nie aus Pitt's Munde kam. In London machte er damals mit dem unglücklichen Savage, deſſen Leben er nachmals ſo meiſterhaft beſchrieben hat, Bekanntſchaft. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo Johnſon eine bedeutende Stufe zu ſeiner künftigen Größe erſteigen ſollte. Er gab nämlich im J. 1738 ſeine berühmte Satyre London, eine Nachahmung der dritten juvenal'ſchen Satyre, in den Druck, in welcher er mit Witz und Laune die Thorheiten der Hauptſtadt ſchildert. Sie ward in einer Woche zweimal aufgelegt, und brachte dem Verleger reichlichen Gewinn, dem Verfaſſer Berühmtheit. Pope ward dadurch ſo angezogen, daß er die perſönliche Bekanntſchaft des Dichters zu machen ſuchte. Auf dieſes Werk folgten ſeine Debatten des Senats zu Groß-Lilliput, eigentlich commentirte Auszüge aus den Reden der berühmteſten Parlamentsglieder der damaligen Zeit, und von Johnſon ſelbſt nur bis 1743 aufgeſetzt, nachher aber von Hawkesworth bis 1770 fortgeführt. 1739 erſchien von ihm: A compleat Vindication of the Licensers of the Stage from the malicious and scandalous aspersions of Mr. Brooke, author of Gustavus Vasa, ein ironiſcher Angriff auf den Lord Kammerherrn, welcher Brooke's Trauerſpiel, Guſtav Vaſa, zu verbieten für gut befunden hatte; desgleichen Marmor Norfolciense, or an Essay on an ancient prophetical inscription in monkish rhyme, lately discovered near Lynne in Norfolk by Probus Britannicus, eine Schrift politiſchen Inhalts, die ihm einen

Verhaftsbefehl zuzog, welchem er aber durch die Flucht zuvorzukommen wußte. 1744 erſchien darauf ſein erwähntes Life of Richard Savage, eine meiſterhafte Biographie; und ein Jahr ſpäter ſeine Miscellaneous Observations on the Tragedy of Macbeth, with Remarks on Sir Thomas Hanmer's Edition of Shakspeare, welche zugleich Vorſchläge zu einer neuen Ausgabe dieſes Schriftſtellers enthielten. 1747 machte er ſeinen Plan zu einem Wörterbuche der engliſchen Sprache bekannt, der die öffentliche Aufmerkſamkeit in einem hohen Grade auf ſich zog. Der Buchhändler Robert Dodsley, der ſich mit einigen andern Buchhändlern zu dieſem Unternehmen vereinigt hatte, übernahm den Verlag, und ſchloß mit Johnſon für ein Honorar von 1575 Pf. St. den Contract ab. Während ſich Johnſon mit dieſem rieſenhaften Werke beſchäftigte, arbeitete er noch andre Werke aus, die zu den Zierden der engliſchen Literatur zu zählen ſind. Dahin gehört das Seitenſtück zu ſeinem Gedichte London, the Vanity of human wishes, welches 1749 erſchien, und eine Nachbildung der zehnten Satyre Juvenal's iſt. In demſelben Jahre ward auch ſein Trauerſpiel Irene auf's Theater gebracht, aber ausgeziſcht und bald vergeſſen. 1750 fing er eine Zeitſchrift, the Rambler (der Herumſtreifer) an, von welcher bis zum 24. März 1752 das 280ſte und letzte Stück erſchien. Sie ward als meiſterhaftes Seitenſtück zum Spectator mit dem allgemeinſten Beifalle aufgenommen, und Johnſon erlebte noch die 10te Auflage davon. Er erhielt übrigens nur zehn fremde Beiträge zu demſelben, und iſt alſo weit eigentlicher der Verfaſſer des Rambler, als Addiſon Verfaſſer des Spectator. Endlich erſchien im Mai 1755 ſein berühmtes Dictionary of the English language, in 2 Foliobänden, durch welches er ein großes Anſehn in der engliſchen Sprache erlangte. Es übertraf die kühnſten Erwartungen, und wurde 1758 bereits zum 6ten Male aufgelegt. Johnſon ſelbſt veranſtaltete im folgenden Jahre einen Auszug aus demſelben. 1758 begann er darauf eine neue Zeitſchrift: the Idler (der Müßiggänger), welche 1760 mit dem 103. u. letzten Stücke endigte. 1759 ſchrieb er ſeinen politiſchen Roman: History of Rasselas, Prince of Abyssinia. Um dieſe Zeit ſtand Johnſon auf dem Gipfel ſeines Ruhms, und erhielt vom Hofe eine Penſion von 300 Pf. St., die er auch bis an ſeinen Tod genoſſen hat. 1765 erſchien die längſt von ihm angekündigte neue Ausgabe der Werke des Shakſpeare, welche unter der Erwartung der Kunſtrichter blieb. In der That ſcheint Johnſon dieſem Werke nicht die ganze Fülle ſeines kritiſchen und äſthetiſchen Genies gewidmet zu haben. Nachmals vereinigte er ſich mit Georg Steevens zu einer neuen Ausgabe deſſelben, welche zum erſten Male 1774, und zum zweiten Male 1778 in 10 Octav-Bänden erſchien. Nachdem er noch einige politiſche Schriften herausgegeben hatte, ward er durch einen Zweifel an der Echtheit der oſſian'ſchen Gedichte, welchen er öffentlich geäußert hatte, mit Macpherſon, dem er vielleicht aus Vorurtheil gegen die Schotten nicht traute, in eine heftige Fehde verwickelt. Schon 70 Jahre alt, begann er noch das berühmte Werk: The Lifes of the most eminent English Poets, eine Reihe von Biographien, die ſich durch meiſterhafte Schreibart und viele ſcharfſinnige äſthetiſche Bemerkungen empfehlen, ob ſie gleich von dem Vorwurfe der Parteilichkeit nicht ganz frei ſind. Dieſe Biographien, denen die Poeſien jedes Dichters beigefügt ſind, erſchienen von 1777 bis 1781, Und würden endlich 1790 in 68 Duodezbänden von neuem aufgelegt. Sie waren das letzte ſchriftſtelleriſche Erzeugniß Johnſon's. Von der Zeit an kränkelte er, und ſtarb endlich 1784. Seine ſämmtlichen Werke, mit Ausſchluß der poetiſchen, ſind 1786 von Hawkins zu London in 12 Groß-

Octav=Bänden herausgegeben. Sein Freund James Boswell und Arth. Murphy haben ſein Leben beſchrieben.

Jokaſta, ſ. Ödipus.

Jomelli (Nicolo), ein berühmter italieniſcher Tonſetzer, ward im J. 1714 zu Atelli im Königreiche Neapel geboren, ſtudirte zuerſt zu Neapel unter Durante, und nachher unter Prota, Mancini und Lee, die Compoſition. Anfangs ſetzte er Ballete, eine in Italien nur wenig geſchätzte Muſikart, durch welche er ſich auch ſo geringen Beifall erwarb, daß er es nicht wagte, ſich als den Verfaſſer ſeiner erſten komiſchen Oper (L'Errore amoroso) zu nennen, ſondern ſie unter dem Namen Valentino's, eines eben nicht ſehr berühmten Meiſters, aufführen ließ. Dieſe Oper, welche er in ſeinem 23ſten Jahre, wahrſcheinlich für das neue Theater in Neapel, ſetzte, erhielt jedoch einen großen Beifall, durch welchen er angefeuert wurde, in ſeinen Compoſitionen fortzufahren. 1738 ſchrieb er darauf ſeinen Odoardo für das florentiniſche Theater, und mit noch größrem Glücke, welches ihn bewog, 1740 nach Rom zu gehen, wo er mit ſeltner Auszeichnung aufgenommen wurde. Überhaupt ſchrieb er von 1740 bis 1748 für Rom 14 Opern, von denen Astianatte, Iphigenia und Cajo Mario zu bemerken ſind, in welcher letztern die treffliche Arie: Sposo, io vado a morir, beſonders ausgezeichnet wurde. Unter dieſen Opern ſind diejenigen nicht mitbegriffen, welche er in dieſer Zeit für Venedig und andre Städte verfertigte. Jetzt erhielt er die Stelle eines Kapellmeiſters an der St. Peterskirche. Als ſolcher componirte er unter mehrern Motetten auch den Pſalm: Benedictus Dominus Deus Israel, deſſen Muſik ein Meiſterſtück iſt. Der damalige Herzog von Würtemberg trug Jomelli ſeine Dienſte an, und dieſer genoß zu Stuttgart, wo er von 1748 bis 1765 blieb, des größten Ruhms und der ſchmeichelhafteſten Auszeichnung. Nach Italien zurückgekehrt, lud ihn der König von Portugal, Johann V., an ſeinen Hof ein. Ob er gleich dieſen Ruf ablehnte, ſo ſchrieb er doch eine beträchtliche Anzahl Opern für den König, auch überſandte er demſelben von allen ſeinen folgenden Arbeiten Abſchriften. In Rom ſetzte er darauf zwei Opern, Achille in Sciro und eine andre, welche aber beide nicht gefielen, weil er in Deutſchland den leichtern, gefälligern italieniſchen Styl, mit der gründlichen deutſchen Setzkunſt vertauſcht hatte. Er kam hierauf nach Neapel, wo er nicht glücklicher war, und am 28. Aug. 1774, wie man meint, aus Neid über die Palme, welche der Deutſche, Schuſter, errungen, und aus Verdruß über den unglücklichen Erfolg ſeiner Oper an einem Schlagfluſſe ſtarb. Gerber in ſeinem Tonkünſtlerlexicon weicht von dieſer Erzählung in Einigem ab. Kurz vor ſeinem Tode verfertigte er noch ein Miſerere, welches vorzüglich wegen der ſich ſtets gleich bleibenden Verkettung der beiden Chöre Bewunderung verdient. Schubart rühmt von Jomelli, er ſei der Schöpfer eines neuen Geſchmacks geweſen, welcher auch die Inſtrumentalmuſik hob, und eines der erſten muſikaliſchen Genie's. Sein feuriger Geiſt habe ſich durch großes harmoniſches Verſtändniß, Reichthum und Melodie, kühne Modulation, und unnachahmliche Inſtrumentation eine neue Bahn gebrochen. Er habe zuerſt das Staccato der Bäſſe gebraucht, das muſikaliſche Colorit durch Crescendo und Decrescendo genauer beſtimmt, und gemeint, man müſſe den Inſtrumenten auch zu thun geben, um ſie zu bilden. Einige ziehen ſeine Opern ſeinen Kirchenſtücken vor. Im Kammerſtyle ſoll er nachläſſiger geweſen ſein. Man hat ihm überhaupt in ſeinen frühern Werken Mangel an gründlichem Satz, in ſeinen ſpätern Künſtelei und Schwerfälligkeit vorgeworfen.

Jomini (Baron Henri), General-Lieutenant und Adjutant des Kaiſers Alexander, ein ausgezeichneter militäriſcher Schriftſteller, geb. zu Payerne (Peterlingen), im Waadtlande, um das Jahr 1775, diente in Frankreich in einem Schweizer-Regimente, als der 10. Auguſt 1792 die Auflöſung dieſer Truppen herbeiführte. Jomini wählte jetzt den Handel. Er war Oberſtlieutenant bei der Landmiliz, als ihn Ney 1802 bei einer Sendung in das Waadtland kennen lernte, und ſein Beförderer wurde. Jomini trat 1803 in ein pariſer Handelshaus; aber ſeine ganze Muße weihte er ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, dem Studium der Taktik. Schon begann im J. 1804 der Druck ſeines Traité des grandes opérations militaires, als ihn Ney mit dem Grade eines Bataillonschefs bei ſeinem Generalſtabe anſtellte. 1805 ward er in Dienſtſachen nach Wien zum Kaiſer Napoleon geſandt, dem er die beiden erſten Bände ſeines Werks überreichte. Es fand Beifall, und Napoleon erhob den Verfaſſer zum Oberſten. Darauf machte Jomini, als Chef vom Generalſtabe des Marſchalls Ney, die Feldzüge 1806 und 7 in Preußen und Polen mit, ward Brigade-General und Baron, folgte dann 1808 und 1809 dem Marſchall nach Spanien, und trat in der Folge in den Ober-Generalſtab, wo er jedoch mit Berthier uneins wurde, und deshalb ſeinen Abſchied nehmen wollte. Er erhielt ihn nicht, begab ſich aber in die Schweiz, und wurde erſt 1812 wieder bei der großen Armee, die in Rußland eindrang, angeſtellt. Hier blieb er als Gouverneur in Smolensk, bis zu dem unglücklichen Rückzuge. Darauf nahm er, bei dem Ober-Generalſtabe, an dem Feldzuge 1813 in Sachſen Theil. Allein nach Aufkündigung des Waffenſtillſtands von Pleiſchwitz verließ er heimlich das Heer in Schleſien, und ging den 14. Auguſt zu den Verbündeten über. Napoleon hatte ihm nämlich den Grad eines Diviſions-Generals verweigert. Er ward von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt; allein Alexander ernannte ihn zum General-Lieutenant und zu ſeinem Adjutanten. Als ſolcher kämpfte er mit gegen die Franzoſen. Hierüber machte ihm General Sarrazin in ſeiner Geſchichte dieſes Krieges ſo beleidigende Vorwürfe, daß Jomini an ihn ſchrieb und Genugthuung verlangte. Da er dieſe nicht erlangen konnte, ließ er die deshalb gewechſelten Briefe (Correspondance entre le Général Jomini et le Gén. Sarrazin, sur la campagne de 1813.) drucken. Jomini befand ſich 1815 im Gefolge des Kaiſers Alexander in Paris, wo er das Ludwigs-Kreuz erhielt. Die erſte Ausgabe ſeines oben genannten Werks erſchien unter dem Titel: Traité de grande tactique, 2. vol. 8. m. e. Atlas, Paris 1805; die zweite unter dem Titel: Traité des grandes opérations militaires, oder: Relation critique et comparative des campagnes de Frédéric et de Napoléon. Die dritte Auflage erſchien 1817. 8. vol. 8. mit 2 Atl. Der 7te und 8te Theil enthalten die Histoire critique et milit. des campagnes de la révolution. Jomini's Operationslehre beruht auf dem doppelten Grundſatze von der Zuſammenziehung der Streitkräfte und von der Initiative der Bewegungen. Indeß hat er manchmal Napoleon auf Koſten Friedrichs des Großen, des erſten unter den neuern Taktikern, zu ſehr erhoben. Doch bleibt ſein Werk für die Kriegsgeſchichte ſchätzbar, weil Jomini aus den Archiven des Kriegsminiſteriums und andern Amtsquellen geſchöpft hat. Was Friedrichs Feldzüge betrifft, hat er aus Loyd und Tempelhof genommen. Kürzlich iſt von ihm erſchienen ein Tableau de la campagne d'automne en Allemagne, Paris 1817. und in den europ. Annal. 1817.

Jones (Sir William), einer der größten Orientaliſten, wurde 1746 auf dem Gute ſeines Vaters in Wales geboren, und zeichnete ſich in

der Schule zu Harrow durch Fleiß und Talent vor allen ſeinen Mitſchülern aus. Bereits in ſeinem 16. Jahre trat er als Dichter auf, und verfertigte ſeine Prolusions, welche er ſpäterhin unter dem Titel: Arcadia, drucken ließ. Im 18. Jahre bezog er die Univerſität zu Oxford, wo ſeine Vorliebe für das Studium der morgenländiſchen Literatur, und zunächſt der arabiſchen Sprache, rege gemacht wurde. Mit Hülfe eines jungen Mannes, der, aus Aleppo gebürtig, das gemeine Arabiſche fertig redete und ſchrieb, übte er ſich im Überſetzen aus dieſer Sprache, und legte ſich dann mit großem Fleiße auch auf die perſiſche Sprache, da er beider Zuſammenhang eingeſehen. Nicht minder ſtudirte er auch die neuern Sprachen, beſonders die italieniſche, ſpaniſche und portugieſiſche. Hierauf ward er in ſeinem 19. Jahre Lehrer und Erzieher des jungen Grafen Spencer, und erhielt den Auftrag, Dolmetſcher der morgenländiſchen Sprachen zu werden, welchen er aber nicht annahm, und fing im 21ſten Jahre ſeines Alters an, ſeine Commentare über die aſiatiſche Poeſie auszuarbeiten, und beſchäftigte ſich mit Erlernung der ſineſiſchen Charaktere. 1768 überſetzte er für den König von Dänemark eine morgenländiſche Handſchrift, die Lebensbeſchreibung Nadir Shah's, und ward dafür zum Mitgliede der königl. Societät zu Kopenhagen ernannt. Vor dieſer Überſetzung, die 1770 in franzöſiſcher Sprache gedruckt wurde, ſteht eine Abhandlung über die morgenländiſche Poeſie, die viel Neues und Anziehendes enthält. Der Wunſch, noch unabhängiger den Wiſſenſchaften leben zu können, beſtimmte ihn 1770, das Amt eines Erziehers aufzugeben, und die Laufbahn eines Rechtsgelehrten zu betreten; dabei ſetzte er das Studium der morgenländiſchen Literatur eifrig fort, überſetzte im J. 1772 einen kleinen Band Gedichte, meiſtens aus aſiatiſchen Sprachen, und ward 1773 Mitglied der königlichen Societät zu London. Bei der Erlangung der Magiſterwürde ſchrieb er 1774 eine Rede, welche die gelehrten Kenntniſſe gegen den Vorwurf, als wenn durch ſie der männliche Geiſt entkräftet, die Freiheit beeinträchtigt und eine ſklaviſchen Unterwürfigkeit begünſtigt werde, zu ſchützen ſuchte. Zu Anfange des J. 1774 erſchien ſein treffliches Werk: über die aſiatiſche Dichtkunſt. 1778 lieferte er eine Überſetzung der Reden des Iſäus, welche das atheniſche Erbfolgerecht betreffen, mit Einleitung, kritiſchen und hiſtoriſchen Noten und Commentar begleitet. Nachdem er drei verſchiedne Reiſen nach Paris gemacht, und ſeine Überſetzung, der unter dem Namen Moallakat bekannten ſieben arabiſchen Gedichte vollendet hatte, ward er 1783 Oberrichter zu Fort William in Bengalen, und bei dieſer Gelegenheit in den Ritterſtand erhoben. Er ging im April d. J. nach Indien ab, und lieferte von der Inſel Hinzuan (Joanna), an der oſtafrikaniſchen Küſte, eine ſehr anziehende Beſchreibung. Im September landete er in Calcutta. Die Nebenſtunden, welche ſein neues Amt ihm ließen, widmete er auch hier wiſſenſchaftlichen Studien, die ſich beſonders auf den politiſchen und gelehrten Zuſtand Indiens bezogen. 1784 gründete er die gelehrte Geſellſchaft zu Calcutta, von deren Errichtung er im erſten Bande der Asiatic Researches umſtändliche Nachricht ertheilt. Nun ſtudirte er auch, als unentbehrliches Hülfsmittel zur Kenntniß der alten Geſchichte Indiens, die Sanſkritſprache mit dem größten Eifer. 1785 erſchien zu Calcutta eine periodiſche Schrift: The Asiatic Miscellany, deren Inhalt ſich meiſtentheils auf Indien bezieht. Die erſten beiden Bände enthalten ſehr viele Beiträge von Jones, welche rühmliche Beweiſe von der Gewandheit ſeines Geiſtes ablegen, der ſich den verſchiedenartigſten Gegenſtänden und Behandlungsarten anzuſchmiegen wußte. Ein Hauptzweck ſeiner literariſchen Bemühungen ging dahin, ſeinen

Landsleuten eine vollſtändige Sammlung von den Geſetzen der Hindu's und Moslemin mitzutheilen, zu welchem Ende er unter Mitwirkung des Gouvernements für das Geſchäft des Sammelns eine hinlängliche Anzahl gelehrter Hindu's und Mohammedaner auswählte, den Plan des ganzen entwarf, und die Handſchriften nachwies, woraus es geſchöpft werden ſollte. 1789 gab er zu Kalkutta den erſten Band der obgedachten Researches der Societät heraus. Seine eignen Arbeiten machen den lehrreichſten Theil deſſelben aus. Während ſeines Lebens erſchienen noch zwei Bände dieſer Unterſuchungen, die noch jetzt fortgeſetzt werden. Sie enthalten die wichtigſten Aufklärungen über Geſchichte, Alterthümer, Künſte und Wiſſenſchaften Aſiens, beſonders aber Indiens. In eben demſelben Jahre lieferte Jones die engliſche Überſetzung der Sakontala, oder der Schickſalsring, eines höchſt anziehenden Schauſpiels des indiſchen Dichters Kalidaſa. 1794 erſchien ſeine Überſetzung der Verordnungen Menu's, welche das ganze indiſche Syſtem religiöſer nnd bürgerlicher Pflichten enthalten. Jones beſaß ſo reiche und mannichfaltige Kenntniſſe in Künſten, Wiſſenſchaften und Sprachen, als ſie vielleicht noch Niemand, wenigſtens nicht in einem höhern Grade, beſeſſen hat. Sein ganzes Leben war von dem großen Gedanken beſeelt, den Orient und Occident in engere geiſtige Verbindung zu bringen, die Literaturſchätze des Morgenlandes, welche die reinen Grundlaute menſchlicher Bildung enthalten, dem verfeinerten Europa mitzutheilen, und die Morgenländer ſowol an ihre eigne Literatur zu erinnern, als für europäiſche Mittheilungen und Fortſchritte empfänglich zu machen. Er ſtarb im April 1794. Seine Werke, unter denen auch eine ſehr gute perſiſche Grammatik Auszeichnung verdient, ſind in 6 Quartbänden zu London erſchienen.

Jones (Inigo), ein ausgezeichneter engliſcher Baumeiſter und Zeichner. Er wurde 1572 zu London geboren und ſtarb daſelbſt 1651. Früh entwickelte er große Talente in der Zeichnung und in der Landſchaftsmalerei. Ein hoher Gönner, dem ſeine Arbeiten in die Hände fielen, gab ihm die Mittel, nicht allein Italien, ſondern auch einen großen Theil Europa's durchreiſen zu können. Nachdem Jones dieſe Reiſe vollendet hatte, ließ er ſich zu Venedig nieder, wo er Palladio's Werke ſtudirte und ſich bereits einen glänzenden Ruf erwarb. Von dort führte ihn der König von Dänemark, Chriſtian IV., nach Kopenhagen, deſſen Schweſter, nachherige Gemahlin Jacob I. von England, ihn als ihren Architekten mit nach Schottland nahm. Er ging noch einmal nach Italien, und kehrte darauf nach London zurück, wo ihm von Jacob I. die Oberaufſicht über alle königliche Gebäude übertragen wurde. Dieſes ehrenvolle Amt bekleidete er auch unter Carl I. und II. bis an ſeinen Tod. Seine vorzüglichſten Werke hat er erſt nach ſeiner zweiten Reiſe nach Italien ausgeführt. Ihm hat man die Zeichnungen des Palaſtes von Whitehall, ſo wie den Plan zu dem anatomiſchen Theater in London zu verdanken. Er hat ferner die Kapelle der Königin Catharina in dem Palaſte von St. James, die Kirche, den Markt von Covent-Garden und viele andre (im Vitruvius Britannicus namhaft gemachte) Werke aufgeführt. Seine Zeichnungen ſind 1727 und 1744 von W. Kent und Iſaac Ware herausgegeben worden. Auch hat er ſehr anziehende Bemerkungen über die Baukunſt des Vitruv und Palladio hinterlaſſen, welche der engliſchen Überſetzung des Vitruv von Lioni (London 1742) beigefügt worden ſind.

Jongleurs (jetzt die allgemeine franz. Benennung für Gaukler, Marktſchreier,) waren zu den Zeiten der Troubadours Leute, welche

eignen oder fremden Geſang durch Harfe, Zither oder Leier begleiteten. Sie ſtanden ſpäterhin nicht in beſonderm Rufe, da ſie ſich zu Gauklern herabwürdigten, und ſich durch Unſittlichkeit verächtlich machten.

Jonſon (Benjamin), oder Johnſon, gewöhnlich zuſammengezogen Ben Jonſon genannt, ein engl. dram. Dichter, ward 1574 aus einer alten ſchottiſchen Familie geboren. Da ihm ſein Vater kein Vermögen hinterlaſſen hatte, nahm er Kriegsdienſte und zeichnete ſich in den Kriegen in Flandern aus. Nach dem Frieden widmete er ſich der Poeſie, und brachte es in ſeinen theatraliſchen Schriften ſo weit, daß ihn Einige für den Wiederherſteller, oder wol gar für den Gründer des engliſchen Theaters hielten. Er ſtand bei ſeinen Landsleuten in ſolchem Anſehn, daß man ſeinen Leichenſtein mit der Inſchrift: „O ſeltner Ben Jonſon!" ſchmückte. Er war ein jüngerer Zeitgenoſſe, und ſogar Nebenbuhler Shakſpeare's, und ſtarb 1637. Um ein Urtheil über ihn zu fällen, können wir uns auf Wilhelm Schlegel berufen. Ben Jonſon war ein dramatiſcher Schriftſteller, der im Schweiße ſeines Angeſichts, aber mit geringem Erfolge, das engliſche Schauſpiel nicht romantiſch, ſondern nach dem Muſter der Alten auszubilden ſtrebte. Er fand an Shakſpeare einen bereitwilligen Aufmunterer ſeiner Talente. Sein erſtes, noch ziemlich unvollkommnes Stück: Every man in his humour (Jedermann in ſeiner Laune), wurde durch Shakſpeare's Empfehlung auf die Bühne gebracht, und an ſeinen Sejan legte dieſer ſogar ſelbſt Hand, ja er übernahm in beiden eine Hauptrolle. Trotz aller Schulgelehrſamkeit, worin er dem Shakſpeare überlegen war, fielen ſeine Stücke entweder ganz und gar durch, oder ſie erhielten doch nur einen geringen Beifall. Ben Jonſon beſaß allerdings einen ſehr gründlichen Verſtand; er war ſich bewußt, daß er die Kunſt mit Ernſt und Eifer ausübe, und ſein Streben ging dahin, dem engl. Drama Regelmäßigkeit und Correctheit zu geben; daß ihm aber die Natur die Grazie verſagt hatte, ahnete er freilich nicht. Somit war er recht eigentlich zum kritiſchen Dichter gemacht, im guten und böſen Sinne des Worts: und es gelang ihm meiſtens in derjenigen Gattung, woran der Verſtand den meiſten Antheil hat, am beſten. Man hat von ihm zwei tragiſche Verſuche, Sejan und Catilina, dreizehn Luſtſpiele und eine Menge ſogenannter Masken. Der Tragödie entſagte er nach dem mißlungnen Verſuche mit den beiden ſo eben erwähnten; dagegen widmete er ſich deſto eifriger dem Charakter-Luſtſpiele, in welchem er mehr ernſthaft ſpottet, als Lachen erregt; auch zeigt ſich mehr Beobachtungsgeiſt als Phantaſie darin. Außer oben erwähntem: Jedermann in ſeiner Laune, ſind noch zu merken: Jedermann außer ſeiner Laune; Volpone; der Alchymiſt; Epicöne, oder das ſtumme Mädchen, und der dumme Teufel. Seine Masken ſind allegoriſche Gelegenheitsſtücke, welche zum Theil bei Hofe aufgeführt wurden, eine Gattung, die mit ihm faſt wieder ausgeſtorben iſt; ſpäterhin hat nur noch der Komus von Milton in derſelben einigen Ruhm erlangt. Ben-Jonſon's Werke ſind 1716 in 6, und 1757 in 7 Octav-Bänden zu London erſchienen.

Jordan. Dieſer durch heilige Erinnerungen merkwürdige Fluß entſpringt am Fuße des Gebirges Antilibanon in Syrien (Paſchalik Damascus), bildet den See Genezaret oder Tiberias, durchſchneidet Paläſtina von Norden nach Süden, nimt den Kidron auf und ergießt ſich in's todte Meer. Seine Ufer, ſonſt belebt und angebaut, ſind jetzt wüſt, und langſam wälzt ſich ſein gelbes Waſſer im Sande fort. Die Hebräer nannten ihn Jordan, d. h. Fluß des Gerichts; bei den Arabern heißt er Nahar-el-Chiria (Fluß der Furt). Den religiöſen Abwa-

ſchungen in dieſem Fluſſe ſchreiben ſie Heilkräfte zu, und für Juden und Chriſten iſt er ein Gegenſtand ehrfurchtsvoller Betrachtung. E.

Jornandes, eigentlich Jordanes, ein Alane. Er lebte unter Kaiſer Juſtinian, war Notarius, trat aber in den Mönchsſtand und wird fälſchlich als Biſchof von Ravenna aufgeführt. Er hat ſich als Hiſtoriker einen bleibenden Namen erworben. Sein Werk: De Gothorum origine et rebus gestis, und ſeine Chronik: De regnorum et temporum successione, welche beide bis 552 reichen, ſind von großer Wichtigkeit, obgleich in barbariſchem Latein geſchrieben. Sie finden ſich in Muratori's Script. rerum ital.

Joſeph war als der ſpätgeborne Sohn der geliebten Rahel ein Gegenſtand der beſondern Zärtlichkeit ſeines Vaters Jacob und des Neides ſeiner Brüder. Erbittert durch den Vorzug, den ihm der Vater gab, und durch den Übermuth, den ſie in der Bedeutung ſeiner unſchuldigen Träume zu entdecken glaubten, verkaufen ſie ihn, um ſich ſeiner zu entledigen, an ismaelitiſche Sklavenhändler, durch welche er in das Haus Pothiphar's, eines der vornehmſten Staatsbeamten in Ägypten, kommt. Die Klugheit und Treue, womit er die Güter ſeines Herrn verwaltet, milderte ſeine Lage, und durch ſeinen Widerſtand gegen die wollüſtigen Zumuthungen der Frau Pothiphar's erwirbt er ſich auf ewige Zeiten den Beinamen des Keuſchen. Sein Betragen in dieſer Verſuchung zeigt von einer Geiſtesſtärke und Frömmigkeit, die an einem Jünglinge von 20 Jahren in Erſtaunen ſetzt, aber ihn zugleich zum Opfer der Rachſucht des verſchmähten Weibes machte. Doch auch in dem Gefängniſſe, wohin ihre Beſchuldigungen ihn bringen, weiß er ſich das Vertrauen des Aufſehers zu erwerben, und die troſtvolle Auslegung, die er dem gleichfalls verhafteten königlichen Mundſchenken von einem Traume gibt, bahnt ihm den Weg zum glänzendſten Glücke. Denn da der Mundſchenk wieder zu Gnaden gekommen, erinnert er ſich bei Gelegenheit eines Traumes, um deſſen Deutung ſich Pharao und der ganze Hof bekümmert, des hebräiſchen Knechts, der im Kerker ihm den ſeinigen ſo glücklich und ſicher gedeutet hatte. Joſeph wird gerufen und erklärt den Traum des Königs von den 7 fetten und 7 magern Kühen, mit Geiſtesgegenwart und Kenntniß des Landes, von 7 fruchtbaren und 7 unfruchtbaren Jahren, die Ägypten nach einander zu erwarten habe, und gibt dabei ſo zweckmäßige Vorſchläge zur Sicherung des Volks vor Mangel an die Hand, daß Pharao ihm auf der Stelle die Ausführung derſelben überträgt. Die großen Verdienſte, die er ſich hierbei um Ägypten erwirbt, rechtfertigen ganz das Vertrauen des Königs, der ihn Vater des Vaterlandes genannt, und zum Zweiten im Reiche gemacht hatte. Verheirathet mit der Tochter eines ägyptiſchen Großen, im Beſitze der höchſten Gewalt und Würde nach dem Könige, ſo wie der Liebe des Volks, ſieht Joſeph alle ſeine Wünſche befriedigt, außer der Sehnſucht nach den Seinigen. Aber auch dieſe will die Vorſehung ihrem Lieblinge gewähren. Seine Brüder kommen in den Jahren der Theurung, um Korn aus den von ihm angehäuften Magazinen zu kaufen. Ohne ſich ihnen gleich zu erkennen zu geben, ſucht er ſie durch einige harte Proben zur Reue über das, gegen ihn begangne Unrecht zu bewegen, und ihre Geſinnungen zu erforſchen, bis endlich ſein Herz ihn übermannt und in ihre Arme wirft. Höchſt rührend iſt dies Erkennen und die Scene, wo Joſeph den, mit ſeiner Familie nach Ägypten gerufenen Vater wiederſieht. Er, den ſeine Brüder verſtoßen hatten, wird nun ihr Wohlthäter, wofür Jacob bei ſeinem letzten Segen ſeinen beiden Söhnen gleiche Rechte mit den übrigen Brüdern gibt; daher zwei Stämme,

Manaſſe und Ephraim, das Andenken Joſephs unter den Hebräern erhalten. Niemand kann ohne lebhafte Theilnahme ſo große Talente, ſo ſeltne Tugenden und Verdienſte, ſo ausgezeichnete und wunderbare Schickſale in einem Manne vereinigt ſehen, der den älteſten Zeiten der Menſchengeſchichte angehört. Die Erzählung ſeines Lebens iſt unſtreitig die ſchönſte Partie in den moſaiſchen Schriften, und obgleich ſie Jedermann weiß, fürchten und hoffen immer noch Junge und Alte beim Wechſel ſeines Glücks, wenn ſie die einfache Darſtellung jener Urkunde leſen. Darum iſt Joſeph auch ein Lieblingsſtoff der Kunſt; gute und ſchlechte Gemälde haben die Scenen ſeines Lebens verewigt, zahlloſe Poeſien und Romane haben, meiſt ohne ihr Original zu erreichen, die Züge ſeines Charakters und den Gang ſeiner Schickſale nachgeahmt, und erſt neuerdings iſt er in Mehul's Oper: Jacob und ſeine Söhne. wieder auf die Bühne getreten und durch den Zauber der Tonkunſt verherrlicht worden. E.

Joſeph I., römiſch-deutſcher Kaiſer, Sohn Leopolds I. Er war zu Wien den 26. Juli 1678 geboren, und empfing ſchon 1689 die ungariſche, und bald darauf die römiſche Königskrone. 1705 trat er die Regierung wirklich an, deren kurze Dauer durch Kriege in den Niederlanden, Ungarn, Deutſchland, Italien und Spanien bezeichnet war. Er war ein Fürſt von edler Geſinnung, aber zu geringer Thätigkeit. Um das deutſche Reich machte er ſich vornämlich durch Wiederbelebung des Reichskammergerichts verdient. Die Proteſtanten erfreuten ſich unter ſeiner milden Regierung der Duldung und mehrerer Freiheiten. Er ſtarb den 17. April 1711.

Joſeph II., römiſch-deutſcher Kaiſer, Sohn Franz I. und der Maria Thereſia. Die Zeiten, wo dieſer ſeltne Monarch die Welt betrat (13. März 1741), waren eben ſo kriegeriſch, ſeine Staaten eben ſo unruhig, als damals, wo ſein brechendes Auge wieder Abſchied von ihr nahm. Schon war Friedrich der Große Beſitzer der einen Hälfte Schleſiens, ſchon näherte ſich das baieriſche Heer den öſterreichiſchen Grenzen, und erſt 7 Jahre darauf machte der aachner Friede dem Kriege ein Ende. So waren es denn Nachrichten von Schlachten, von Eroberungen und Verwüſtungen, die Joſeph ſtatt der Wiegenlieder und Feenmährchen hörte, und vielleicht trugen dieſe dunkeln Eindrücke dazu bei, in ihm ſpäterhin den kriegeriſchen Geiſt zu erzeugen, der ſich mit ſeiner übrigen menſchenfreundlichen Geſinnung nicht zu vertragen ſcheint. In den Wiſſenſchaften blieb Joſeph hinter ſeinem Bruder (Leopold II.) zurück; doch zeigte er muntern Geiſt und Scharfſinn, und machte beſonders in den Sprachen, der Mathematik und Muſik gute Fortſchritte. Die Handlungsweiſe ſeiner Mutter trug wahrſcheinlich Vieles zur Beſtimmung ſeines Charakters bei. Sein lebhaftes Temperament und ihr ſtrenger Wille mußten ſich natürlich oft begegnen; er gehorchte aus Ehrfurcht, aber ohne Überzeugung und mit zurückgehaltenem Unwillen. Sie war fromm; der Sohn bemerkte, wie ſehr ihre andächtige Denkungsart gemißbraucht wurde; und ſo bekam er eine unbeſiegbare Abneigung gegen die Geiſtlichkeit. Sie legte einen zu hohen Werth auf die Geburt, und ſo faßte er früh einen Widerwillen gegen unverdiente Vorzüge, und ſah in dem Menſchen zunächſt nur den Menſchen. Unterdeſſen war der ſiebenjährige Krieg ausgebrochen; alles war bereit, daß der Thronerbe zum Heere abgehen ſollte, als Thereſia ihren Entſchluß zurücknahm. Er vermählte ſich 1760 mit Eliſabeth von Parma, die er zärtlich liebte, aber ſchon bei ihrer zweiten Niederkunft wieder verlor. Von ſeiner zweiten Gemahlin, der baieriſchen Prinzeſſin Joſephe, mit

der er nicht ſo glücklich lebte, wurde er auch durch den Tod bald wieder getrennt. Nach dem hubertsburger Frieden ward Joſeph, 1764, zum römiſchen König erwählt, und ein Jahr ſpäter, nach dem plötzlichen Tode ſeines Vaters, Oberhaupt des deutſchen Reichs. Seine Mutter erklärte ihn zwar zum Mitregenten der Staaten ſeines Hauſes, und übertrug ihm die Verwaltung des Heeres; aber die eigentliche Regierung blieb in ihren Händen. Joſeph hatte während des Kriegs Veranlaſſung gehabt, aufmerkſam auf den großen Gegner ſeines Hauſes zu werden, ihn zu bewundern und ſich zum Muſter zu nehmen. Von dieſem Muſter durchdrungen, trat er ſeinen erhabnen Beruf an; da er jedoch, das Kriegsweſen ausgenommen, welches er mit Lascy verbeſſerte, wenig freie Hand hatte: ſo benutzte er dieſe Zeit zum Reiſen, um ſeine Staaten ſelbſt kennen zu lernen. Auf einer derſelben beſuchte er, als Graf von Falkenſtein (25. Aug. 1768), Friedrich den Großen im Lager bei Reiſſe. Die beiden Monarchen ſetzten ſich über den Zwang des Ceremoniels hinaus, unterhielten ſich geheim und vertraut, und man ſah ſie wie zärtliche Freunde mit einander umgehen. Im folgenden Jahre erhielt der Kaiſer im Lager zu Mähriſch-Neuſtadt einen Gegenbeſuch von Friedrich. Bald darauf kam die erſte Theilung Polens zu Stande. 1777 beſuchte der Kaiſer Paris und verweilte 6 Wochen dort. Jedermann war von ihm entzückt. Als am Ende dieſes Jahres der Kurfürſt von Baiern ſtarb, brach zwiſchen Öſterreich und Preußen der bekannte Erbfolgekrieg aus, dem jedoch Thereſia ohne Vorwiſſen und gegen den Wunſch ihres Sohnes, der vor Begierde brannte, ſich mit ſeinem großen Gegner im offnen Felde zu meſſen, ein Ende machte. Endlich, 1779, trat Joſeph in den vollen Beſitz ſeiner Erbſtaaten. Vierzig Jahr alt, geſund, voller Feuer, Gebieter über mehr als 22 Millionen Menſchen und über ein vortreffliches Heer, erregte er die Erwartung von ganz Europa. Sein Volk betete ihn an; nur der inländiſche Adel und die Geiſtlichkeit glaubten, ihn fürchten zu müſſen. Dennoch geſchah es, daß bereits nach einigen Jahren das Mißvergnügen über ihn unter allen Ständen allgemein war. Es ſei uns erlaubt, einige von den Verfügungen und Einrichtungen Joſephs, die zum Theil ſehr beifallswürdig waren, wodurch er ſich aber den Haß der Großen und der Geiſtlichkeit zuzog, hier kürzlich namhaft zu machen. Er führte die Conduitenliſten, d. h. Verzeichniſſe der Staatsdiener von ihren Chefs geführt, mit Bemerkungen über ihre Perſönlichkeit, ihren Fleiß, ihre Talente ꝛc. und größere Preßfreiheit ein, hob die Verbindung zwiſchen den Ordensleuten und Rom auf, und verminderte zum Theil die früher ausgeſetzten Penſionen. Durch chriſtliche Duldung ward die jüdiſche Nation gehoben, die Leibeigenſchaft vernichtet, alle Nonnenklöſter und viele Mönchsklöſter eingezogen; beſonders alle die, welche keine Schulen hatten, oder nicht Kranke pflegten, oder deren Mönche nicht predigten. Im Frühjahre 1782 hatte man den ſeltnen Anblick, den Papſt Pius VI. in Wien einen Beſuch abſtatten, geiſtliche Handlungen verrichten und Segen austheilen zu ſehen, während Joſeph fortwährend Klöſter einzog, ſo daß acht Jahre ſpäter die Zahl der Ordensleute in ſeinen Staaten von 63,000 auf 27,000 geſunken war. Durch ein neues Geſetzbuch hob er die Todesſtrafen auf. Alle Zweige der Staatsverwaltung, die öffentliche Erziehung, die Polizei, das Kirchenweſen und der Landbau wurden verbeſſert. Die Reform, welche er mit Ungarn vornahm, welches Königreich er ſeinen übrigen deutſchen Staaten ganz gleich machen wollte, bewirkte leider einen Aufruhr der Wallachen, welchen er nur durch die Hinrichtung ihrer Anführer, des Horia und Gloßka, zu dämpfen im

Stande war. Hierauf folgte 1784 der Streit mit den Holländ[e]
über die freie Schiffahrt auf der Schelde, und die Unterhandlungen, [um]
die Niederlande gegen Baiern zu vertauſchen, welchen ſich der deutſ[che]
Fürſtenbund 1785 entgegenſtellte. 1787 reiſte er, abermals als G[raf]
von Falkenſtein, in die Krimm, wo ihm Catharina in Cherſon die glä[n]-
zendſten Feſte gab. Als Joſeph wieder nach Wien zurückgekehrt w[ar],
traf ihn eine Reihe von Unglücksfällen, die nur mit ſeinem Tode [en]-
digte. Die Niederländer brachen in einen Aufruhr aus; Joſeph h[ob]
alle Neuerungen wieder auf, und die Ruhe ſchien zurückzukehren. A[m]
9. Februar 1788 erklärte er den Türken den Krieg. Dieſer ſchien [in]
den erſten Monaten eine günſtige Wendung für die Öſterreicher zu ne[h]-
men; dann aber wurde er deſto unglücklicher geführt. Sie mußten ſ[ich]
zurückziehen und litten außerordentlich an den Folgen der unerträglich[en]
Hitze und der ungeſunden Gegend. Joſeph ſelbſt kam, erſchöpft [an]
Seele und Leib und niedergebeugt durch das Unglück ſeiner Heere, i[m]
December krank in Wien an. Obgleich im folgenden Jahre das Glü[ck]
den öſterreichiſchen Waffen wieder günſtig ward, Belgrad ſich an La[u]-
don ergab und die Ruſſen große Fortſchritte machten: ſo war doch wä[h]-
rend dieſer Triumphe ganz Deutſchland um das Leben ſeines Kaiſe[rs]
beſorgt, der von Schmerzen des Leibes und der Seele umlagert wa[r].
Mit dem November dieſes Jahres wurde das neue Steuergeſetz eing[e]-
führt, eine der Haupturſachen aller, Joſeph nachher zugeſtoßnen Un-
glücksfälle. Edelleute und Bauern bezeigten ſich gleich unzufrieden d[a]-
mit, und die Loſung zur allgemeinen Unordnung und zum offnen Streit
war gegeben. Hierzu kam, daß die Niederländer in dieſer Zeit völli[g]
in Aufruhr geriethen, ſich für frei erklärten, die kaiſerlichen Truppe[n]
aus allen Provinzen vertrieben, und nur noch Luxemburg in des Kaiſer[s]
Gewalt ließen. Joſeph zeigte ſich zur Nachgiebigkeit geneigt, aber di[e]
Niederländer wieſen jeden gütlichen Vorſchlag trotzig von ſich. Auc[h]
die Ungarn, bei denen die allgemeine Unzufriedenheit nur unter der Aſch[e]
geglommen hatte, empörten ſich um dieſe Zeit, und verlangten ihr[e]
Rechte und ihre alte Verfaſſung zurück. Da erklärte Joſeph, zum Er-
ſtaunen von ganz Europa, im Jan. 1790, alle während ſeiner Regie-
rung erlaſſenen Verordnungen für aufgehoben, und zerſtörte ſo mit ei-
nem Schlage ſein mühſames Werk. Tirol zeigte ſich ebenfalls unzufrie-
den, und Joſeph eilte, auch dort wieder Alles auf den vorigen Fuß z[u]
ſetzen. Wir wollen es nicht verſuchen, mit Worten zu ſchildern, wel-
chen Eindruck die Nothwendigkeit, demüthigende Schritte thun zu müſ-
ſen, auf Joſephs Geiſt machen mußte. Die Folge zeigte es: ſchon im
Febr. 1790 fühlte er, daß er ſich mit großen Schritten dem Tode nä-
here: am 20ſten Morgens um 5 Uhr war er bereits nicht mehr unter
den Lebendigen. Joſeph war von mittler Größe; ſein Temperament
war äußerſt lebhaft; ſchnell ergriff er und eben ſo ſchnell verwarf er
wieder, immer geneigt zu wirken, zu herrſchen, zu zerſtören und zu
bauen. Furchtloſigkeit in Gefahren war ein Hauptzug ſeines Charak-
ters. Er hatte ein ſtarkes lebendiges Gefühl von der Würde der Menſch-
heit, und ehrte ſie in Jedem. Er fühlte, daß das Conventionelle nicht
nothwendig ſei, daß jeder rechtſchaffne Mann einen Anſpruch auf die
Achtung des Andern machen könne, und wenn dieſer Andre durch die
Umſtände auch noch ſo hoch geſtellt ſei. Er ließ den bisher verſchloſſe-
nen Augarten zum Spaziergange öffnen und über den Eingang die In-
ſchrift ſetzen: „Allen Menſchen geweiht von ihrem Schätzer.“ Als man
ihn einſt bat, den Prater nur einzelnen Ständen zum Spaziergange zu
erlauben, damit man ſich hier mit ſeines Gleichen vergnügen könne,

ſchlug er es ab und ſetzte hinzu: „Wenn ich nur mit meines Gleichen leben wollte, ſo müßte ich in die kaiſerliche Gruft zu den Kapuzinern ſteigen, und darin meine Tage zubringen.“ Friedrich der Große ſchrieb an Voltaire folgendermaßen über ihn: „Kurz, es iſt ein Kaiſer, wie Deutſchland lange keinen gehabt hat. Erzogen in der Pracht, hat er doch einfache Sitten angenommen; unter Schmeicheleien groß geworden, iſt er doch beſcheiden; entflammt von Ruhmbegierde, opfert er doch ſeinen Ehrgeiz der Pflicht auf.“ Offenbar war Joſephs Lieblingsidee, Selbſtherrſcher im eigentlichen Verſtande zu ſein und die große Maſchine des Staats ganz einfach durch ſich ſelbſt zu lenken. Alles, was er durch eignes Nachdenken oder durch Kenntniß andrer Länder als eine nützliche Einrichtung anſah, wollte ſeine große Seele auch wirklich bei ſich einheimiſch machen. Aber er bedachte nicht genug, daß er es mit andern Menſchen, mit andern Verhältniſſen zu thun habe, daß eine lange Gewohnheit, ein, durch das Alter geheiligter Gebrauch ſich nicht mit einem Male verändern laſſe, daß die Menſchen, auf die er wirken wollte, nicht die Kenntniß und Erfahrung beſäßen, die er ſich geſammelt hatte. Wenn ihm eine nützliche Erfahrung begegnet war, ſollte ſie auch wirkſam werden. Aber Niemand verſtand ihn, oder wollte ihn verſtehen, und Vorurtheil und Eigennutz ſtellten ihm tauſend Schwierigkeiten entgegen. Dieſer Widerſpruch aus ſo unlautern Quellen bewirkte dann natürlich Unbiegſamkeit und Härte in ſeinen Entſchließungen. Man wird unwillkürlich von dem Gefühle einer ſanften Wehmuth ergriffen, wenn man dem Andenken Joſephs eine ernſthafte und anhaltende Betrachtung widmet. Ein Weiſer, der immer das Gute wollte, und es doch nur ſo ſelten ausführen konnte! Ein Regent, der ſeine Staaten zu beglücken ſuchte, und ſie unglücklich machte! Ein Vater, der ſich für ſeine Kinder aufopferte und dem ſie es nicht dankten! Ein Menſch, der alle Menſchen liebte, und von ihnen nicht wieder geliebt, ja endlich ſogar gehaßt wurde! Sein früher Tod gewährte ihm nicht einmal den Troſt, aus den harten Schlägen des Schickſals, die er erdulden mußte, die Belehrungen ziehen zu können, die darin liegen, und mit deren Hülfe er vielleicht Alles wieder gut gemacht haben würde, was ſein zu großer Eifer verdorben hatte. Kraftvolle, raſche Menſchen laſſen ſich ſelten durch die Warnungen der Geſchichte, oder durch den vorſichtigen Rath ihrer Freunde leiten; im Vertrauen auf ihre Kraft wollen ſie Alles ſelbſt verſuchen. Joſeph konnte die Schule der Erfahrung nicht beenden, und die Schule der Könige iſt doch ſo ſchwer und lang! Man denke ſich ihn als einen ſechzigjährigen Mann, mit kühlerm Blute, mit der Klugheit des Alters, mit den großen und theuren Erfahrungen ſeiner frühern Jahre, würde er da nicht der beglückendſte und glücklichſte Regent der Erde geworden ſein? Achtung, Ehrfurcht und Mitleiden dem Helden, der in der Mitte ſeines Berufes gefallen iſt! Der jetzige Kaiſer von Öſterreich, Franz I., ſein Neffe, hat ihm in Wien 1807 ein glänzendes Denkmal durch den Bildhauer Zauner errichten laſſen. Anziehend ſind die Anekdoten- und Charakterzüge von Kaiſer Joſeph II., in 3 Theilen, und Pezzl's Charakteriſtik deſſelben, Wien 1790. Auch in Dohm's Denkwürdigkeiten finden ſich wichtige Aufſchlüſſe über Joſephs Regierung und Reformenweſen. Als ein wichtiger Beitrag zur Charakteriſtik Joſephs II. kann eine Sammlung von Briefen betrachtet werden, von welchen 1821 die erſte, und 1822 die zweite Aufl. bei dem Herausgeber dieſes Lexicons erſchien. Ihr Titel iſt: Briefe von Joſeph II., als charakteriſtiſche Beiträge zur Lebens- und Staatsgeſchichte dieſes unvergeßlichen Selbſtherrſchers. Bis jetzt ungedruckt.

Zweite mit einer Einleitung: Beiträge zur Würdigung Kaiſer Joſeph II., vermehrte Auflage. (Preis 1 Thlr. 8 gr.)

Joſephus Flavius, ward im J. 37 nach Chr. Geb. zu Jeruſalem aus dem Prieſterſtande geboren, und gab ſchon in der frühſten Jugend einen nicht gewöhnlichen Scharfſinn zu erkennen. So ward er die Zierde der phariſäiſchen Sekte, zu der er ſich bekannte. Er war eine Zeitlang Statthalter von Galiläa, und erhielt ſpäterhin den Befehl des jüdiſchen Heers, in welcher Eigenſchaft er mit Muth, Kenntniß und Entſchloſſenheit in der Feſtung Jotapata von Veſpaſian und Titus eine ſiebenwöchentliche Belagerung aushielt. Durch Verrath ward die Feſtung den Feinden überliefert, 40,000 Einw. wurden niedergehauen, 1200 zu Gefangnen gemacht. Joſephus hatte ſich in einer Höhle verſteckt, wo man ihn jedoch bald entdeckte, und dem römiſchen Feldherrn überlieferte. Dieſer wollte ihn eben dem Nero überſenden, als es, wie man ſagt, Joſephus gelang, durch die Prophezeihung, daß Veſpaſian einſt Kaiſer werden würde, ſich deſſen Gunſt und Freiheit zu verſchaffen. Dies bewog ihn, als er mit Titus vor Jeruſalem gezogen war, ſeine Landsleute zur Unterwerfung aufzufodern, welche Ermahnung jedoch unbeachtet blieb. Nach der Eroberung Jeruſalems ging er mit Titus nach Rom, und ſchrieb, als Augenzeuge, ſeine Geſchichte des jüdiſchen Krieges in 7 Büchern, hebräiſch, dann griechiſch, ein Werk, das unter allen Geſchichtsbüchern dem Livius am nächſten kommt. Seine jüdiſchen Alterthümer (in 20 Büchern) ſind ebenfalls trefflich; ſie enthalten die Geſchichte der Juden von den älteſten Zeiten bis gegen das Ende der Regierung Nero's; doch wirft man dieſem Werke vor, daß es die Wunder Chriſti entſtelle, auch alles dasjenige unterdrücke oder mindere, was im Stande geweſen wäre, die ſogenannten Heiden zu beleidigen. Als kluger Politiker deutete er die Weiſſagung des Meſſias auf den Kaiſer Veſpaſianus. Seine zwei Bücher vom Alterthume des jüdiſchen Volks enthalten koſtbare Bruchſtücke von alten hiſtoriſchen Schriftſtellern, und ſind gegen Apion, einen alexandriniſchen Grammatiker und erklärten Widerſacher der Juden, gerichtet. Die beſte Ausgabe ſeiner Werke iſt die von Havercamp, Amſterdam 1729, in 2 Foliobänden, griech. und lat. Neuſte A. von Oberthür (Leipz. 1781—85.). Deutſch von Frieſe.

Jourdan (Jean Baptiſte), Graf, Marſchall und Pär v. Frankreich, geb. 1762 zu Limoges, wo ſein Vater Wundarzt war, trat 1778 in Kriegsdienſte und focht in Amerika. Nach dem Frieden kam er zurück und widmete ſich der Handlung. 1790 nahm er Dienſte bei der Nationalgarde; 1791 führte er ein Bat. Freiwilliger zur Nordarmee; im Mai 1793 ward er Brigadegeneral, zwei Monate darauf Diviſionsgeneral. In der Schlacht bei Hondscoote erſtieg er an der Spitze der Truppen die feindlichen Verſchanzungen; darauf übernahm er an Houchard's Stelle den Heerbefehl. Den 17. Oct. erfocht er nach 48 ſtündigem Kampfe den Sieg bei Wattignies gegen den Prinzen v. Koburg, weil er aber, gegen die Meinung des Wohlfahrtsausſchuſſes, mit neugeworbnen Truppen ohne Kriegszucht nicht ſogleich angriffsweiſe verfahren wollte, erhielt Pichegrü den Oberbefehl; doch gab man Jourdan bald darauf an Hoche's Stelle das Commando der Moſelarmee. Er eröffnete den Feldzug durch den Sieg bei Arlon, bewirkte hierauf die Vereinigung ſeines Heeres mit dem rechten Flügel der Nordarmee, ging über die Sambre, belagerte Charleroi, und erkämpfte im Juni 1794 den Sieg bei Fleurus, wodurch er Herr von Belgien wurde und die Verbündeten bis über den Rhein trieb, ſo daß Maſtricht und Luxenburg fallen mußten. Man kann alſo Jourdan als den Eroberer Belgiens und

des linken Rheinufers anſehen; Provinzen, die Frankreich bis 1814 behauptete. Im Sept. 1795 ging er bei Bonn, Neuwied und Düſſeldorf über den Rhein, während Pichegrü bei Manheim daſſelbe that. Doch konnte ſich Jourdan auf dem rechten Ufer nicht behaupten. Er kam hierauf an Pichegrü's Stelle, und unternahm 1796 den berühmten Überfall am rechten Rheinufer, worauf er Franken eroberte und gegen Böhmen und Regensburg vordrang. Allein der Erzherzog Carl ſchlug ihn, und ſein Rückzug bis über den Rhein ward zuletzt unordentliche Flucht, worauf Beurnonville den Oberbefehl übernahm. Jourdan kehrte darauf nach Limoges in den Privatſtand zurück. Im März 1797 wurde er zum Mitglied des Raths der Fünfhundert gewählt, und war zweimal Präſident deſſelben. Unveränderlich feſt hielt er an der Republik. Er ſtand auch hier ſeinem Nebenbuhler Pichegrü gegenüber. In den Vorgängen des 18. Fructidor war er auf der Seite des Directoriums. Er war es, der das Geſetz der Conſcription in Vorſchlag brachte. Hierauf zum Befehlshaber der Donau-Armee ernannt, ging er d. 1. März 1799 über den Rhein, drang in Schwaben ein, griff den Erzherzog Carl an, wurde aber am 25. März bei Stockach geſchlagen und mußte ſich zurückziehen. Am 10. Apr. ward er durch Maſſena abgelöſt. Nach der Revolution d. 18. Brumaire (9. Nov.), der er ſich widerſetzte, erhielt er im Juli 1800 die Verwaltung von Piemont. 1802 kam er in den Staatsrath und ward für den Senat gewählt. Darauf ernannte ihn Napoleon 1803 zum Chef der italieniſchen Armee und 1804 zum Reichsmarſchall und Großkreuz der Ehrenlegion. Da er im Sept. 1805 erklärte, daß ſeine Armee zu ſchwach ſei, erhielt Maſſena den Oberbefehl, er aber ward 1806 unter König Joſeph Obergeneral in Neapel und ging mit demſelben 1808, als Majorgeneral, nach Spanien. Aus Verdruß, daß man ihm alle Unfälle zur Laſt legte, zog er ſich zwar 1809 zurück; allein als Napoleon den Krieg gegen Rußland unternahm, befahl er Jourdan, auf ſeinen Poſten nach Spanien zurückzukehren. Doch Joſeph verlor am 21. Juni 1813 die alles entſcheidende Schlacht von Vittoria, und Jourdan wohnte ſeitdem, von Geſchäften entfernt, zu Rouen. 1814 ward er Gouverneur der 15. Militär-Diviſion. Hier erklärte er ſich für Ludwig XVIII. Den 10. März 1815 ſchwor er dem König auf's neue, und ging, nachdem dieſer Fürſt Frankreich verlaſſen, auf ſein Landgut. Napoleon ertheilte ihm die Pärswürde im Juni, und trug ihm die Vertheidigung von Beſançon auf. Nach Ludwigs Rückkehr war Jourdan einer der erſten, der ſich für ihn erklärte. Darauf führte er an Moncey's Stlle den Vorſitz in dem Kriegsgerichte über den Marſchall Ney, das ſich für incompetent erklärte. 1816 ſandte ihm der König von Sardinien ſein Porträt, als ein Zeichen ſeiner Dankbarkeit für die treffliche Verwaltung Piemonts im J. 1800 zu, und Ludwig XVIII. ernannte ihn 1817 zum Gouverneur der 7. Militär-Diviſion und 1819 zum Pär. Er gehört zu der liberal-conſtitutionellen Partei.

Journal, ſ. **Buchhalterei**.

Journale. Mit dem Worte Journal bezeichnet man ein Tagebuch überhaupt, am häufigſten aber im gemeinen Leben periodiſch (beſonders monatsweiſe) erſcheinende Blätter aller Art. Unter den europäiſchen Ländern ſind es hauptſächlich drei, in denen dieſer Zweig der Literatur Unterſtützung findet: England, Deutſchland und Frankreich. In dem erſtgenannten Lande finden beſonders politiſche Zeitſchriften lebhaften Beifall, und wenn ſich gleich die Zahl der Journale dieſer Art, die in Frankreich nie ſehr groß war, in Deutſchland in den Jahren der franzöſiſchen Tyrannei beträchtlich verminderte, indem ſelbſt einige der

gelehrteſten Zeitſchriften ihrer Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe wege unterdrückt wurden: ſo zeigte doch die große Zahl neu entſtandner unglücklich mit einander wetteifernden politiſchen und ſonſtigen gemeinnützigen Blätter, die ſeit der Befreiung von Deutſchland allgemein verbreite ſind, daß der Gemeingeiſt der Deutſchen keineswegs erloſchen, ſonder nur deſſen Äußerung einige Zeit unterdrückt war. Der Nutzen der Journale iſt mannichfaltig beurtheilt worden. Freilich läßt ſich nicht wo leugnen, daß ſie durch ihre Menge und die Mannichfaltigkeit der dari vorkommenden Gegenſtände leicht vom ernſthaften Betreiben der Wiſſenſchaften abziehen können, daß Gewöhnung an Journalleſerei einen Widerwillen gegen angeſtrengte wiſſenſchaftliche Beſchäftigung hervorbringt und daß durch das Journalweſen (Journaliſtik) eine höchſt verderblich Seichtigkeit allgemein verbreitet werden kann: ſo wie z. B. in Frankreic die Bildung eines beträchtlichen Theils der ſogenannten großen Welt ſic nur auf das Leſen einiger Journale beſchränkt. Dagegen muß man ſic aber auch durch das ſo oft gehörte Geſchrei gegen Zeitſchriften nicht verführen laſſen, den großen Nutzen zu verkennen, den die beßern Anſtalten dieſer Art gehabt haben und immer haben können. Es iſt keineswegs in Abrede zu ſtellen, daß durch dergleichen Journale zur allgemeinen Verbreitung einer gewiſſen Bildung unter allen Klaſſen der Nation ſehr thätig gewirkt worden, daß dadurch manche gemeinnützige Kenntniſſe in Umlauf gekommen, und der öffentliche Geiſt oft auf eine ſehr kräftige Weiſe geweckt und geleitet worden iſt: ſo in England und Deutſchland. Daß ſie freilich aber auch zur Verkehrung des öffentlichen Urtheils, zur Verbreitung irriger und abgeſchmackter Meinungen gemißbraucht werden können, hat die Erfahrung überall und beſonders das Beiſpiel von Frankreich nur zu ſehr bewieſen. Weniger gilt der ausgeſprochne Tadel von den rein wiſſenſchaftlichen Journalen, z. B. über Medicin, Phyſik u. ſ. w., die zur Verbreitung des Neueſten und Wiſſenswürdigſten aus ihrem Kreiſe von entſchiednen Nutzen ſein können.

Jouy, ein Flecken mit 900 Einw. und einem ſchönen Schloſſe nebſt Park, an der Bievre, nicht weit von Verſailles, im Depart. Seine und Marne, berühmt wegen der Kattunfabrik mit 200 Drucktiſchen und in den Zeiten der Handels-Sperre mit 1200 Arbeitern, die im J. 1760 von Oberkampf begründet worden iſt, und nach und nach ihre jetzige Vollkommenheit erreicht hat. Ihr Kattun empfiehlt ſich durch ſchöne und dauerhafte Farben und iſt faſt durch ganz Europa unter dem Namen Toiles de Jouy bekannt.

Jouy (Victor Etienne de) Mitglied der zweiten Klaſſe des Inſtituts, und ſeit 1815 (an Parny's Stelle) in der Académie françoise, ein fruchtbarer, dramatiſcher Dichter und geiſtvoller Sittenzeichner, geb. zu Jouy bei Verſailles 1769, war in ſeiner Jugend Soldat, diente 1787 zu Cayenne, dann zu Pondichery, kam 1790 nach Frankreich zurück, wurde Kapitän, und machte 1791 mit Auszeichnuug ſeinen erſten Feldzug als Adjutant des Gen. O'Maran. Als dieſer 1794 auf dem Blutgerüſte ſtarb, rettete ſich Jouy durch die Flucht, und lebte 3 Monate mit dem Marq. de Montesquieu zu Bremgarten in der Schweiz. Nach Robespierre's Sturz kam er zurück, urd diente als Chef des Generalſtabes in der Armee von Paris. Am 2. Prairial trug er zum Siege des Convents über die Terroriſten bei; als er aber am 13. Vendemiaire der obſiegenden Conventspartei entgegen war, kam er als Anhänger der Sectionen von Paris in's Gefängniß. Zwar erhielt er bald ſeine Freiheit, und wurde Commandant zu Lille; aber auch hier ward er, wegen an-

röblich verdächtiger polit. Verbindungen mit dem engl. Friedensunterhändler Lord Malmesbury verhaftet. Nach ſeiner Loslaſſung nahm er ſeinen Abſchied, 1797, und bekam, ſeiner Wunden und langen Dienſte wegen, Penſion. Darauf ſtellte ihn der Präfect des Dyle-Departements zu Brüſſel, Graf Pontecoulant, als Büreauchef an, wo er weſentlichen Antheil an mehrern guten Einrichtungen hatte. Als Pontecoulant in den Senat eintrat, gab Jouy ſeine Stelle auf, und lebt ſeitdem ganz der Literatur. Seine Oper, die Veſtalin, componirt von Spontini, (1820) erhielt den Preis vom Inſtitute. Eine Parodie auf dieſe Oper erſchien zu gleicher Zeit und fand gleichen Beifall; — Jouy hatte ſich ſelbſt parodirt. Noch dichtete er die Opern: les Bayadères; les Abencerrages; Ferdinand Cortez, u. a. m.; das in der Wahl des Stoffs verfehlte Trauerſpiel Tippoo-Saëb. 1813; und mehrere Vaudeville-Komödien, und viele derſelben gemeinſchaftlich mit andern Dichtern, wie Longchamp, Gerſain, Dieulafoy. Als Herausgeber und Mitarbeiter mehrerer Journale, z. B. des Mercure, wußte er ſeinen Beiträgen eine ſo anziehende dramatiſche Form zu geben, daß man ihn den Inventeur des journaux mis en action nannte. Er richtete ſeine leichte und witzige Laune auf die Darſtellung der Sitten des Tages. Dieſe Schriften, die eben ſo anziehend geſchrieben ſind, als ſie von einem feinen Beobachtungsgeiſte zeugen, obwol der Vrf. Perſonen, die andre politiſche Meinungen, als er haben, zu ſehr als Zerrbilder zeichnet, haben auch im Auslande Beifall gefunden; wie der Hermite de la Guiane 3 vol. (Paris 1816), den der Verf. ſelbſt in's Engliſche überſetzt hat. Vorzüglich gefiel ſchon früher ſein Hermite de la Chaussée d'Antin, 5 vol. (engl.: The Paris Spectator, 1815. von Jerdan). Noch ſchrieb er den Franc-Parleur, 2 vol. (engl.: Paris chitchat, or a view of the society.); ferner: Jeux de (12) cartes historiques; und 1818 ſeine 22ſte Schrift: den Hermite en province, vol. 1. Jouy bekennt ſich in dieſen Schriften ganz zu der Philoſophie des 18. Jahrh. und iſt ein Bewundrer Voltaire's. Seit 1818 war er Mitarbeiter an der Minerve françoise, die in dieſem Jahre an die Stelle des Merkurs trat, und auf die öffentliche Meinung einen außerordentlichen Einfluß gewann; durch die im J. 1820 eintreende Cenſur aber hörte dies, für dieſe Zeit merkwürdig bleibende Journal auf. Im J. 1822 brachte Jouy ſein Trauerſpiel Sylla auf die Bühne, und es fand daſſelbe die ausgezeichnetſte Aufnahme. Er iſt fortdauernd Mitarbeiter an den meiſten Journalen, die es mit der liberalen Partei halten.

Joyeuſe Entree hießen ehemals die wichtigen Privilegien der Stände von Brabant und Limburg, mit Einſchluß von Antwerpen. Den Namen: Ioyeuse Entrée (freudiger Einzug) erhielten ſie daher, weil die Herzoge ſie bei der Huldigung vor dem feierlichen Einzuge in die Reſidenz beſchwören mußten.. Ihr wichtigſter Punkt war, daß, ſobald der Herzog verſuchen würde, eines derſelben aufzuheben, kein Unterthan weiter zum Gehorſam gegen ihn verpflichtet ſein ſollte.

Juba, König von Numidien und einem Theil von Mauritanien, der es mit Pompejus gegen Cäſar hielt, und erſt nach einem hartnäckigen Kampf nicht ohne bedeutenden Verluſt von dieſem endlich in Afrika bei Thepſus beſiegt wurde. Sein Sohn gleiches Namens wurde in Rom, nachdem ihn Cäſar im Triumph aufgeführt, anſtändig erzogen und ſpäterhin von Auguſtus zum Beherrſcher von Mauritanien und Gätulien gemacht. Was er über Afrika und Arabien geſchrieben hatte, wurde von dem ältern Plinius benutzt.

Jubeljahr oder Halljahr (ſ. d. Art.) war in der jüdiſchen Verfaſſung jedes 50ſte Jahr, wo die veräußerten Güter wieder an ihre alten Herren fielen. Die römiſche Kirche ergriff die Idee einer ſolchen allgemeinen Verſöhnungsepoche, und der Papſt Bonifacius VIII. erklärte 1300 das erſte Jahr des neuen Jahrh. für ein Jubeljahr oder Jubiläum in welchem Alle, die nach Rom wallfahrten und fromme Spenden bringen würden, einen großen Ablaß erhalten ſollten: daher auch Ablaßjahr. Der Gewinn, den der römiſche Stuhl davon zog, und der Wunſch, daß jeder Chriſt es erleben möchte, bewog erſt Clemens VI. 1350 jedes 50ſte, dann Urban VI. 1389 jedes 33ſte, und endlich Paul II. 1470 jedes 25ſte Jahr zu einem Jubeljahre zu erklären. Freilich wurden nun die Regierungen auf das viele Geld, das man in ſolchen Jahren nach Rom trug, aufmerkſam, und Paul ſah ſich genöthigt, zugleich gewiſſe Kirchen in den verſchiednen Ländern der Chriſtenheit zu Gnadenſtätten für diejenigen zu machen, welche nicht ſelbſt nach Rom kommen konnten, jedoch nur unter der Bedingung, daß der beſte Theil des Gewinnes dieſer Provinzialjubeläen in die römiſche Kammer floß. Die durch ſolche allgemeine Abläſſe geſammelten Gelder wurden bald zum Türkenkriege, bald zum Bau der Peterskirche verwendet. Letztrer blieb ſeit dem 16. Jahrh. der ſtehende Vorwand, unter dem man ſie eintrieb. Die Reformation, zu der eben das Ablaßunweſen den erſten Anſtoß gegeben hatte, ſchmälerte indeß die Einkünfte merklich, und das Jubeljahr, das Benedict XIV. 1750 ausſchrieb, hatte geringen Erfolg. Feſte von beſchränkter Bedeutung ſind die Jubiläen, welche öffentliche Anſtalten zur Bezeichnung der Jahrhunderte ſeit ihrer Stiftung, Regenten und Beamten am Ziele einer 50jährigen Amtsführung, und Eheleute durch ihre goldne Hochzeit (Jubelhochzeit) feiern. Ein Jubelgreis (jubiliarius) iſt ein ſolcher, der ſein Jubelfeſt feiert. E.

Jubilate, ſo nennt man den dritten Sonntag nach Oſtern, weil in der erſten Kirche der Gottesdienſt mit den Worten des 66. Pſalms v. 2. „Jubilate deo omnes terrae“ angefangen wurde.

Juchten oder **Juften** iſt eine Art rothgefärbtes Stier-, oder Kuh-, auch wol Roßleder, welches wegen ſeiner Feinheit, Geſchmeidigkeit und Stärke, wie auch wegen des ihm eignen Geruchs und der dauerhaften angenehmen Farbe ſehr beliebt iſt. Man vermuthet, daß die Kunſt, dieſes Leder zu bereiten, von den alten Bulgaren, einem fleißigen und geſchickten Volke, erfunden worden ſei. Jetzt werden die Juchten von den Ruſſen zubereitet, welche ſtarken Handel mit denſelben treiben. Der Name ſoll von Juften (ein Paar) herkommen, weil bei der Zubereitung allemal zwei Häute zuſammengenäht werden.

Juda, Stamm und Königreich, ſ. d. Art. **Hebräer** und **Juden**.

Judas Makkabäus, ſ. **Juden**.

Judäa, ſ. **Paläſtina**.

Jude der ewige, iſt eine poetiſche Perſon aus der alten Volksſage, deren Entſtehung ſich auf eine durch Überlieferung bekannte Scene aus der Paſſionsgeſchichte gründet. Als der Heiland auf ſeinem Leidensgange zum Richtplatze, unter der Laſt des Kreuzes erliegend, auf einem Steine vor dem Hauſe des Juden Ahasverus, ſo nennt ihn die Sage, ruhen wollte, ſtieß dieſer ihn weg und verwünſchte ihn. Jeſus aber erwiederte ihm mit ſtillem Blicke: du ſollſt nun wandern auf Erden bis ich wiederkomme. Erſt nachdem der Zug vorüber und die Straßen leer ſind, ſoll der beſtürzte Jude zu ſich ſelbſt gekommen ſein; getrieben von

Reue und Sehnſucht, wandert er auf Geheiß des Herrn ſeitdem in ewiger Unruhe von Ort zu Ort, und hat bis dieſen Tag ſein Grab noch nicht finden können. Dieſe Strafe des Unglaubens und der Herzenshärtigkeit, zu einem immerwährenden Wandern auf Erden und zum Zeitgenoſſen aller Jahrhunderte verdammt zu ſein, ſo wie die ganze Sage, war bedeutſam genug, um die chriſtlichen Dichter zur Bearbeitung anzuregen. Mehrere haben ſich daher nach dem Vorgange der Legende an dieſem Stoffe verſucht. Unter den Neuern behandelte ihn Dan. Schubart in einer faſt überkräftigen Weiſe, A. W. Schlegel in einer Romanze, die Warnung, (in ſeinem Muſenalmanach auf 1802), und Göthe gibt im dritten Theile ſeines Lebens eine mit Geiſt und Laune gezeichnete Skizze zum Beſten, in welcher Ahasverus als ein ſokratiſirender Schuſter zu Jeruſalem erſcheint, der ſich dem Heilande im Charakter einer kalten, nur auf das Zeitliche gerichteten Verſtändigkeit entgegengeſtellt, und dafür verwünſcht wird, ſich ſo lange in dieſer Welt, die ihm die einzige iſt, umherzutreiben, bis ihm der Sinn für die höhre aufgegangen ſein würde. Wir mögen nun entweder nach dieſer ſinnreichen Idee in dem Schickſale des ewigen Juden das Loos jener rauhen, für alles Himmliſche und Heilige unempfänglichen Sinnesart der ſogenannten Verſtandesmenſchen erkennen, oder ihn im Sinne der chriſtlichen Legende als das Bild ſeines, in alle Gegenden der Erde zerſtreuten, nirgends recht einheimiſchen Volks betrachten; der Aufbehaltung und des öftern poetiſchen Gebrauchs wird dieſe Sage immer werth erſcheinen.

Juden werden die Hebräer nach der babyloniſchen Gefangenſchaft mit Recht genannt; denn da ein großer Theil dieſes Volks während jener Zeit in den mittlern und öſtlichen Provinzen des perſiſchen Reichs anſäſſig geworden war, kehrten nur 42,360 Männer mit ihren Familien, meiſt von den Stämmen des alten Königreichs Juda, mit Erlaubniß des Cyrus (J. 536 v. Chr.) in ihr Vaterland zurück, und gründeten einen neuen, von den Perſern abhängigen, doch im Innern der Leitung eigner Hoherprieſter und Älteſten nach der moſaiſchen Verfaſſung überlaſſnen Staat in Judäa. Jeruſalem, der Tempel und die Ackerſtädte des Landes wurden nicht ohne Hinderniſſe wieder aufgebaut, die Schriften Moſis, der Hiſtoriker und Propheten zu einer Tempelbibliothek (aus welcher der Kanon unſers A. Teſtaments entſtanden iſt,) geſammelt, die große Synagoge von 120 Gelehrten zur kritiſchen Bearbeitung und Auslegung der heiligen Schriften, für jeden Ort, ſo wie einzelne Synagogen, Schulen zur Vorleſung des Geſetzes und Bildung des Volks, geſtiftet. Alle dieſe Anſtalten, durch welche Esra und Nehemia die Wiederherſteller ihrer Nation wurden, vermochten nicht den echten Moſaismus in's Leben zurückzurufen. Der Geiſt dieſer Geſetzgebung gehörte einer andern Zeit und andern Verhältniſſen an; die neuern Juden konnten nur den Buchſtaben derſelben feſthalten, und verloren ſich bei ihren Auslegungen in die Grübeleien, die ſie den Chaldäern abgelernt hatten. An Übung und Anſtelligkeit für den Erwerb übertrafen ſie aber ihre Vorfahren. Ihr Handelsverkehr und die jährlichen Feſtreiſen zum Tempel, dem jeder Jude eine Abgabe entrichten mußte, häuften unter der milden perſiſchen Regierung Reichthümer in Jeruſalem an, wie ſie zu Salomo's Zeiten daſelbſt nicht geſehen worden waren. Daher fehlte es dieſer Nation nicht an Mitteln, die macedoniſchen Eroberer zu beſänftigen, und ob ſie gleich im Sturze der perſiſchen Monarchie Alexander dem Großen zufiel und in den Strudel der Kriege ſeiner Feldherren um die Oberherrſchaft verwickelt wurde; ſo blieb ihr Schickſal doch immer noch erträglich. Ptolemäus von Ägypten, der 320 v. Chr. von Paläſtina Beſitz nahm, ſchonte

ihre Sonderbarkeit, und gab der jüdiſchen Kolonie, die er nach ſeiner Hauptſtadt Alexandria zur Belebung des Handels hinüberführte, Vorrechte vor den Eingebornen. Um ſo übler bedachten ſich die Juden, da ſie ſich in einem Kriege zwiſchen den ägyptiſchen und ſyriſchen Königen (197 v. Chr.) auf die Seite der letztern ſchlugen. Denn die ſyriſchen Seleuciden betrachteten ihre Reichthümer bald als gute Beute; und nachdem Seleukus IV. den Tempel zu plündern verſucht hatte, beſchloß Antiochus IV., um ſie den übrigen Bewohnern ſeines Reichs in Allem gleich zu machen, ſogar die Ausrottung ihrer Religion. Den Verfall derſelben hatte zwar das ſchändliche Spiel, das der Wetteifer ihrer Prieſter und Großen um die hoheprieſterliche Würde mit Ränken und Beſtechungen am Hofe der Seleuciden trieb, ſchon vorbereitet; aber das Volk hing mit der alten Hartnäckigkeit an den Formen des moſaiſchen Gottesdienſtes. Als daher Antiochus den olympiſchen Jupiter im Tempel zur Verehrung aufſtellen, und die Juden zwingen ließ, Schweine zu opfern und zu eſſen, ſtarben viele lieber den ſchrecklichſten Märtyrertod, als daß ſie vom Geſetze Moſis abgefallen wären. Vergebens wurde Jeruſalem und das Land umher verwüſtet; gerade unter dieſen Verfolgungen entwickelte ſich eine Nationalkraft, die in der Empörung der Makkabäer zum vollen Ausbruche kam. Judas, genannt Makkab (der Hammer), war der dritte Sohn eines Prieſters, der ſich mit den Seinigen vor dem Unterdrücker geflüchtet, und in den Gebirgen von Judäa eine Schaar rechtgläubiger Juden geſammelt hatte. Mit dieſer ſchlug er die Syrer, eroberte Jeruſalem, und ſtellte den moſaiſchen Gottesdienſt (165 v. Chr.) wieder her. Eine neue Epoche des Ruhms und Anſehns beginnt für die Juden unter der Anführung der Makkabäer. Drei Brüder aus dieſer Heldenfamilie, Judas, Jonathan und Simon, bekleideten nach einander die hoheprieſterliche Würde und vollendeten das Werk ihrer Befreiung vom ſyriſchen Joche. Simon, den die Dankbarkeit der Nation zum Fürſten erhob, hinterließ 135 v. Chr. ſeinem Sohne Johannes Hyrkanus ein unabhängiges und durch Bündniſſe mit den Römern geſichertes Reich, das dieſer durch Siege über die Samariter und Idumäer noch erweiterte, und durch die Einſetzung des hohen Rathes oder Sanhedrins befeſtigte. Bedeutende Fortſchritte der Bildung und des Wohlſtandes bezeichnen Hyrkan's Regierung, auch entſtanden unter ihm die Sekten der Phariſäer, Sadducäer und Eſſäer. Sein Sohn Judas Ariſtobulus nahm 105 v. Chr. die Königswürde an, und von außen ſchien der jüdiſche Staat auf dem Wege, die Größe und Herrlichkeit des david'ſchen Zeitalters wieder zu erlangen, da Alexander Jannäus, Ariſtobul's Nachfolger, in einem glücklichen Kriege gegen Ägypten Gaza eroberte. Aber eben jene Sekten gaben Anlaß zu innern zerrüttenden Parteien. Die Krone wird nach dem Tode der, nur von Phariſäern regierten, Königin Salome 70 v. Chr. unter ihren Söhnen Hyrkanus und Ariſtobulus ſtreitig; ein Bruderkrieg ruft fremde Schiedsrichter in's Land. Pompejus, obwol vom Ariſtobul beſchenkt, erobert, 63 v. Chr., Judäa, nach römiſcher Politik für den ſchwachen Hyrkan. Durch dieſen Ausgang des Streites fällt das Gebäude der neuen jüdiſchen Freiheit zuſammen. Jeruſalem verliert ſeine Mauern, das Reich die neuen Eroberungen, die Nation ihre Unabhängigkeit und die Familie der Hasmonäer (Erlauchte, wie die Makkabäer genannt wurden) den königlichen Titel. Hyrkan wird Hoherprieſter und Ethnarch, und jeder Jude den Römern zinsbar. Umſonſt verſuchen Ariſtobuls Söhne durch neue Empörungen den vorigen Zuſtand wieder herzuſtellen; die römiſche Übermacht hält das Volk in Feſſeln, und ein fal-

ſcher Freund, Antipater aus Idumäa, drängt ſich als römiſcher Procurator in Hyrkan's Familie ein, um ſie zu ſtürzen. Denn während die Hasmonäer nach Selbſtſtändigkeit ſtreben, wirbt Herodes, Antipaters Sohn, in Rom für ſich um das Reich. Antigonus, Ariſtobuls II. Sohn, der ſich mit Hülfe der Parther 5 Jahre in Jeruſalem behauptet hatte, ward 35 v. Chr. von dem neuen Könige Herodes verjagt, und auch der letzte Hasmonäer hingerichtet. Die Regierung dieſes fremden Königs, der nur, weil er ſich unter vielfältigen Unruhen aufrecht erhielt, den Beinamen des Großen bekam, brachte der Nation keinen Vortheil. Bei der Zweideutigkeit ſeines eignen Glaubens wurden die an ihm hängenden Großen gleichgültiger gegen ihr altes Heiligthum, und die Mordthaten, die er an ſeiner eignen Familie verübte, ſo wie die fortdauernden Bedrückungen von Seiten der Römer konnten dem Volke nur das Gefühl des allgemeinen Unglücks einflößen. Dabei artete der Gottesdienſt immer mehr in geiſtloſe Formen aus, und die Sittenloſigkeit des Hofes verdarb Hohe und Niedre. So waren die Juden und das Judenthum beſchaffen, als Chriſtus geboren wurde. Herodes erlebte dies große Ereigniß noch, um ſeine letzten Tage durch den Mord der bethlehemitiſchen Kinder zu beflecken. Aber weder er und ſeine Nachfolger, noch die Anſchläge der Phariſäer, vermochten das Schickſal der Juden zu hintertreiben. Unter den Schattenfürſten, die nach Herodes regierten, wurde das Land bald ganz als römiſche Provinz behandelt. Von den Procuratoren gepeinigt, in ſeinen religiöſen Gewohnheiten geſtört, brach das gereizte Volk, 66 nach Chr., in eine Empörung aus, die mit dem gänzlichen Untergange des jüdiſchen Staats endigte. Titus eroberte den 7. Sept. 70 nach Chr. Jeruſalem mit Sturm, der Tempel ging in Feuer auf, die Stadt wurde geſchleift, und was von den Einwohnern nicht umkam, als Sklaven verkauft oder verjagt. Bei 110,000 Juden ſollen während der Belagerung und Zerſtörung von Jeruſalem das Leben verloren haben, und es gibt keinen Greuel und keinen Jammer, den das unglückliche Volk nicht dabei erfahren mußte. Gleichwol konnten die, in den Gebirgen und auf den Trümmern zurückgebliebnen Juden erſt nach mehrern vergeblichen Empörungen bezwungen werden, das, in eine unwirthbare Einöde verwandelte Vaterland zu verlaſſen. Die, nun in alle Gegenden der Erde zerſtreuten Überreſte hatten indes Vortheile auf ihrer Seite, deren kein Volk bei gleichem Unglück ſich rühmen konnte. An ihrer natürlichen Verſchlagenheit und Erwerbſamkeit, an der Stärke ihres Religionseifers und an den literariſchen Schätzen ihrer heiligen Schriften beſaßen ſie ein Eigenthum, das ihnen überall Eingang und Fortkommen verſchaffte, und die Dauer ihrer Nationalität ſicher ſtellte. Judengenoſſen (Proſelyten, die zum Judenthum übergetreten waren) und alte Glaubensverwandte fanden ſie in allen Ländern des römiſchen Reichs und im Orient bis an den Ganges, wo die in der babyloniſchen Gefangenſchaft Zurückgebliebnen ſich zahlreich vermehrt hatten. Ägypten und die ganze Nordküſte von Afrika war voll jüdiſcher Kolonien, und in den Städten Kleinaſiens, Griechenlands und Italiens waren Tauſende im Beſitz des Bürgerrechts. So wurden ſie durch ihre Verbindung unter einander und durch ihre heiligen Bücher, ohne es zu wollen, Werkzeuge der Ausbreitung des Chriſtenthums, das nur wenige von ihnen annahmen. Die römiſchen Kaiſer zwangen ſie auch nicht dazu. Unter dem Kaiſer Julian durften ſie ſogar zu einem neuen Tempelbau, in dem von Hadrian unter dem Namen Aelia capitolina wieder aufgebauten Jeruſalem, Anſtalten machen, und obſchon dies Unternehmen mißlang, erhielten ſie doch an ihrem, in Tiberias wieder errichteten Sanhedrin

und durch Patriarchie (Präſidentſchaften des Sanhedrin), deren ei
erblich in Tiberias für die weſtlichen Juden 429, das andre, deſſen I
haber Fürſt der Gefangenſchaft (Achmalotarch) hieß, erſt zu Maha
dann zu Bagdad ſeinen Sitz hatte, und von dem daſigen Sanhedrin
wählt wurde, für die Juden jenſeit des Euphrats bis 1038 beſta
feſte Stützpunkte; ſo wie an ihren blühenden Akademien im Ori
Pflanzſchulen ihrer, durch mannichfaltige Kenntniſſe ausgezeichne
Lehrer (Rabbiner). Ein Werk derſelben war die Sammlung der mün
lich fortgepflanzten Auslegungen und Zuſätze zum alten Teſtamen
welche um 200 von Rabbi Juda dem Heiligen veranſtaltet, um 5
vollendet, und unter dem Namen Talmud als Glaubensregel von d
zerſtreuten Judengemeinden angenommen wurde. Er verpflichtet ſi
wo 12 Mündige an einem Orte beiſammen wohnen, eine Synagoge z
errichten, und da der Opferdienſt mit der Zerſtörung des Tempels au
hören mußte, dem Gott ihrer Väter durch eine Menge Gebete und klei
licher Formalitäten in der täglichen Lebensordnung zu dienen, welc
als ein Hauptgrund ihrer beſchränkten Religioſität zu betrachten ſin
und ihnen den Betrieb von Gewerben, die eine anhaltende Arbeitſam
keit erfodern, verleiden mußten. Dazu kommt, daß in dieſem Geſetz
buche der Wucher erlaubt, Ackerbau und Viehzucht mit Verachtung be
legt, die ſtrengſte Abſonderung von andern Völkern eingeſchärft, de
Rabbinern, als ihrem Lehr- und Adelſtande, die Regierungsgewalt an
vertraut und überhaupt eine unreine Moral aufgeſtellt iſt, die den Cha
rakter der Juden verſchroben, ihr Treiben und Weſen der öffentlichen
Wohlfahrt der Völker, unter denen ſie leben, gefährlich und ihre Ein-
bürgerung auch da, wo ſie die größten Begünſtigungen genoßen, un-
möglich gemacht hat. Dies gilt von den Rabbaniten, d. h. Anhängern
des Talmuds, wozu faſt alle Juden in Europa gehören. Die jüdiſche
Sekte der Kariten, die ihn verwirft und ſich bloß an das Geſetz Moſis
hält, wird weniger zahlreich und meiſt nur im Orient, der Türkei und
dem öſtlichen Rußland gefunden. Während des Verfalls der Bildung
in Europa, wo die Juden noch unter den Römern als Koloniſten und
durch den Sklavenhandel in Gallien und Deutſchland eingedrungen
waren, blieben ſie wegen ihrer Lehranſtalten immer im Beſitze einer
gewiſſen Bildung, welche, in der Verwirrung der untergehenden und
nach der Völkerwanderung neu entſtehenden Staaten, nicht nur ihr
Beſtehn ſicherte, ſondern ihnen ſelbſt Einfluß und Anſehn verſchaffte.
Sie bemächtigten ſich des Handels der alten Welt und wurden als
Darleiher und Unterhändler, ja nicht ſelten in wichtigen Ämtern den
Fürſten und Großen unentbehrlich; und ſo häufige und ſchreckliche Ver-
folgungen auch ſeit dem 7. Jahrh. die Unduldſamkeit der Chriſten über
ſie verhängte, ſah man ſie doch gerade in den Ländern und Zeiten,
wo man am grauſamſten gegen ſie gewüthet hatte, bald wieder empor-
kommen. Denn meiſt war ihr Wucher, und die Habſucht der Chriſten
mehr, als Religionshaß, die Urſache dieſer Verfolgungen. Alles Un-
heil, jede Landplage und die ſchrecklichſten Frevel wurden ihnen Schuld
gegeben, um einen Vorwand zu haben, ſich durch ihre Hinrichtung oder
Landesverweiſung von läſtigen Gläubigern zu befreien und mit ihren
Schätzen zu bereichern. Aber durch ihr Geld und ihre Gewandtheit
waren ſie zu wichtig geworden, als daß ſie nicht bei geiſtlichen und
weltlichen Herren immer wieder Schutz und Aufnahme gefunden hätten.
Glücklicher, obſchon durch entehrende Abzeichen erniedrigt und mit ſtar-
ken Abgaben belegt, lebten ſie unter den Mohammedanern, und wäh-
rend der mauriſchen Herrſchaft in Spanien begann eine neue Blüthe

ihres Wohlſtandes und ihrer Gelehrſamkeit. (Vergl. d. Art. Rabbiniſche Sprache und Literatur.) In den Städten von Frankreich, Deutſchland und Italien räumte man ihnen ſeit dem 11. Jahrh. eigne Gaſſen und geſchloßne Plätze (noch jetzt Judengaſſen genannt) ein, wodurch in den Verfolgungen während der Kreuzzüge oft Tauſende auf einmal ein Opfer der Volkswuth wurden. Wiederholte kirchliche Synodalbeſchlüſſe und landesherrliche Verordnungen erklärten die Juden für unfähig zum Mitgenuſſe der bürgerlichen Rechte der Chriſten und zur Bekleidung öffentlicher Ämter. Einheimiſch, anſäſſig, irgend einer chriſtlichen Zunft oder Innung zugethan, ſollten ſie nirgends ſein, ſondern nur gegen Erlegung gewiſſer Abgaben den unmittelbaren Schutz der Landesherren genießen, die ſie in Geldverlegenheiten einmal über das andre nöthigten, die Fortdauer dieſes unſichern Vertrags zu erkaufen. In Deutſchland wurden ſie als des heiligen römiſchen Reichs Kammerknechte (Geldagenten), wie ſie ein kaiſerl. Schutzbrief nannte, gegen Entrichtung einer bedeutenden Judenſteuer (1 Fl. rhein. auf den Kopf) geſchützt. Ihre Bekehrung zum Chriſtenthume konnte bei einer ſo ungereimten Behandlung nicht gelingen. Zwar gaben ſie bisweilen, wie beſonders am Ende des 15. Jahrh., in Spanien und Portugal der Gewalt nach, und ließen ſich in Maſſe taufen; war aber der Sturm nur vorüber, ſo ſah man ſie wieder in den Synagogen. Ja ſie konnten bei dem Aberglauben des Mittelalters, deſſen Heiligen= und Reliquienverehrung ihnen als Abgötterei erſcheinen mußte, wol auf den Gedanken kommen, daß ihr reiner Monotheismus vernunft= und ſchriftmäßiger ſei. Daher, und aus ihrem Stolze auf das Alterthum ihrer Nation und Verfaſſung, iſt erklärlich, wie viele öffentlich zum Chriſtenthume übergetretene, die in Portugal neue Chriſten heißen, zu adeligem Range, ja ſelbſt zu hohen geiſtlichen Würden gelangen konnten, ohne in ihrem Privatleben etwas anders zu ſein, als Juden, welche die moſaiſchen Gebräuche gewiſſenhaft zu beobachten fortfuhren. Die portugieſiſche Judenſchaft iſt, wegen ihrer Verbindung mit dieſen heimlichen Anhängern, vorzüglich angeſehen und im Beſitze bedeutender Ländereien. Die holländiſchen Juden, meiſt geflüchtete portugieſiſche, waren ſonſt durch unermeßliche Reichthümer, ſo wie durch eine gewiſſe Rechtlichkeit ausgezeichnet, die polniſchen, die ſchon ſeit 1264 im Beſitz bedeutender Freiheiten und dem ſtädtiſchen Gewerbfleiße ſehr hinderlich waren, und die ruſſiſchen, jetzt die zahlreichſten unter allen, hatten ſich ehedem faſt alles Handels, der Gaſtgerechtigkeiten, des Bier= und Branntweinſchanks, ja hier und da ſogar der Poſtanſtalten bemächtiget; den deutſchen blieb bei dem Wachsthume der deutſchen Handelsſtädte und Innungen meiſt nur die Nachleſe des Kleinhandels. Gleich ſind ſich die Juden aber unter allen Himmelsſtrichen. Ihre Beſchränkung auf Gewerbe, die mehr Liſt und Gewandtheit, als ausdauernden Fleiß erfodern, hat ihrem Charakter die Züge eingeprägt, durch welche ſie ſo oft ein Gegenſtand der Verachtung wurden. Die einzelnen Edeln, die ſich in neuern Zeiten als Gelehrte, Philoſophen oder Ärzte unter ihnen hervorgethan haben, wie Spinoza, Moſes Mendelsſohn, Moſes Kuh u. ſ. w., gehören durch den Weg, den ihre Bildung nahm, mehr den Chriſten, als ihrem Volke an. Die Menge der Juden, durch ein unſtetes Leben verwildert, im täglichen kleinlichen Treiben des Eigennutzes befangen und zur Erduldung des Spottes der bevorrechteten Chriſten gezwungen, konnte nicht Sinn für die edeln Gedanken und Gefühle haben, die den Menſchen im Staate erheben und zu gemeinnützigen Thaten anfeuern. Ohne Ehre, Vaterland und Freiheit glaubte der gemeine

Jude ſich durch die Künſte des Betrugs und der Lüge nicht tiefer herab zuwürdigen, als er ſchon ſtand. Erſt in der philoſophiſchen Stimmung der letzten Hälfte des 18. Jahrh. begann man, neben andern Menſchenrechten, auch die der Juden anzuerkennen; philantropiſche Ideen zur Verbeſſerung ihres bürgerlichen und moraliſchen Zuſtandes kamen zur Sprache, und auch zum Theil, durch den guten Willen einiger Regierungen, zur Ausführung; indeß mit geringem, oft ganz verfehltem Erfolge. Nur der Anſäſſigkeit, die ihnen einige Fürſten zugeſtanden, mochten ſie ſich mit Dank erfreuen; am wenigſten ſchienen ſie aber geneigt, den Wucher zu laſſen und nützliche Handwerke zu treiben, oder in die Reihen der Krieger zu treten. Doch konnten ſie dieſem letzten Schickſale im Zeitalter Napoleons nicht entgehen. Von dem großen Sanhedrin, zu dem er 1806 gegen 100 reiche Juden berief, iſt zwar kein andrer Erfolg bekannt geworden, als daß ein kaiſerliches Dekret bald darauf nur diejenigen Juden für franzöſiſche Bürger erklärte, die ſich eines nützlichen Gewerbes befleißigen würden; aber zur Conſcription wurden ſie dennoch gezogen. Ernſtlicher waren die deutſchen Fürſten bedacht, die Juden zu Staatsbürgern zu machen; die entehrenden Bedingungen ihres Lebens wurden aufgehoben, bürgerliche Rechte ihnen zuerkannt, zur Verbeſſerung ihres Gottesdienſtes und ihrer Schulen in Caſſel unter der weſtphäliſchen Regierung, ſogar ein iſraelitiſches Conſiſtorium errichtet, deſſen, am Hofe beliebter, Präſident Jacobsſon (ſ. d. Art.) im J. 1810 mit vielem Gepränge die Einweihung eines neuen Judentempels (Synagoge) zu Seeſen im Braunſchweigiſchen veranſtaltete. Weniger ſchimmernd, aber ſorgfältiger und nachhaltiger ſind die Verbeſſerungen der jüdiſchen Schulen in Öſterreich, wo ſie zu Prag und Lemberg, in Baiern, wo ſie zu Fürth eigne Akademien für ihre Rabbiner haben, und in den preuſſiſchen Staaten, wo ihnen, wie es ſcheint, zum Nachtheil der Chriſten, 1811 alle Staatsbürgerrechte bewilligt wurden; und im Allgemeinen ſchreitet die jüdiſche Nation in Europa, ohne ihre Religion zu verleugnen, jetzt mehr als je zuvor einer Anſchließung an chriſtliche Sitte und Bildung entgegen, (ſelbſt in Polen, worüber Dav. Friedländers Gutachten (Berl. 1819) Treffliches enthält;) während ihre Glaubensgenoſſen unter den Mohammedanern und Heiden noch die Barbarei ihrer Gebieter theilen, und ſelbſt in dem einzigen 1772 noch beſtehenden, jüdiſchen Staate der Falaſcha im Weſten von Habeſch (vergl. den Art.) nach den Berichten neuerer Reiſenden Roheit und grobe Unwiſſenheit herrſcht. In Rußland ſind den Juden, welche zum Chriſtenthum übertreten wollen, durch einen Ukas vom $\frac{25}{6}$ März 1817 bedeutende Vortheile zugeſichert worden. Es ſollen ihnen z. B. Ländereien unentgeldlich angewieſen werden, wo ſie Niederlaſſungen unter der Benennung: Geſellſchaft der iſraelitiſchen Chriſten bilden können; ſie ſollen unmittelbar unter einer vom Kaiſer zu ernennenden Behörde in Petersburg ſtehen, vom Kriegsdienſte, von Einquartierung, und auf 20 Jahr von allen Abgaben frei ſein, auch ohne Rückſicht auf den etwa beſtehenden Gildezwang, frei und ungehindert jedes Gewerbe treiben dürfen. — Was dieſe Verfügung bis jetzt gewirkt habe, iſt noch nicht bekannt geworden, doch ſollte man glauben, daß die Annahme gleicher oder doch ähnlicher Maßregeln, wenn ſie, was freilich großen Schwierigkeiten unterworfen ſein dürfte, allgemein Statt fände, das beſte Mittel ſein würde, das jüdiſche Volksthum in Europa nach und nach gänzlich auszurotten. Von den neuern, von England ausgegangnen Veranſtaltungen zur Judenbelehrung iſt im Art. Miſſionen die Rede. Über die Anzahl der Juden in

Europa hat man vom J. 1817 folgende Angaben: Rußland mit Polen 402,800, Krakau 2500, Öſterreich 415,000, Preußen ohne die Rheinlande 78,000, deutſche Staaten 68,500, Dänemark 5,300, England 25,000, Niederlande 30,000, Frankreich 60,000, Italien 27,000, joniſche Inſeln 4,500, Türkei 60,000, zuſammen 1,179,500, welche Summe jedoch viel zu gering iſt, da allein Polen vor der Theilung über eine Million und Gallicien 422,000 Juden zählte und die deutſchen gemeiniglich auf 300,000 Köpfe angenommen werden. Die ſchwarzen Juden in Oſtindien ſind Eingeborne und Sklaven, die das Judenthum angenommen haben. — Über das Judenjahr und den jüdiſchen Kalender ſ. d. Art. Kalender und Jahr. E.

Judenſchule, ſ. Synagoge.

Jüdeln heißt gewöhnlich kleinlich wuchern, im Handel und Wandel knickern u. ſ. f. In der Schauſpielerſprache bedeutet es eine jüdiſche Mundart ſprechen. Dieſe Mundart, die der Jude ſelten ganz ablegt, gewinnt dadurch, daß ſie an komiſche Eigenheiten dieſer Nation mahnt, und ſelbſt eine iſt, in der Theaterpraxis eine Wichtigkeit, die dem Schauſpieler das Studium derſelben empfiehlt. Sie nach Bedürfniß der Rolle, der Örtlichkeit u. ſ. f. zu behandeln, um ihn bald zu verſtärken, bald zu mäßigen, bald mit niederländiſcher Naturgemäßheit zu geben und bald zu idealiſiren, ſind Fertigkeiten, in deren Gebrauch ſich der Künſtler auszeichnen kann. Iffland gab ſie als Shylok in Shakſpeare's Kaufmann von Venedig mit großer Kunſt. Man hörte keinen berliner, keinen wiener, keinen breslauer, keinen hamburger Juden; man hörte aber doch den Juden, die Sprache war poetiſch univerſaliſirt, und der Künſtler vermied es glücklich, durch ſie komiſche Nebenideen anzuregen. wo ſie der ernſten Bedeutung dieſes Grauen erregenden Charakterbildes Eintrag gethan haben würden. Von ſelbſt verſteht ſich übrigens, daß das Jüdeln nicht in jeder Judenrolle am Platz iſt, Leſſings Nathan z. B. würde auch durch den leiſeſten Anflug davon unendlich leiden. A.Mnr.

Judica heißt der fünfte Sonntag nach den Faſten, weil die erſte Kirche an ſolchem, der Gottesdienſt mit den Worten „judica me domine" Pſalm 43. v. 1. begann.

Juften, ſ. Juchten.

Jugurtha war der Sohn des Manaſtabal, eines Sohns des Maſiniſſa mit einer Beiſchläferin. Als Neffe des Micipſa, der ſeines Vaters Bruder, und, nach dem Maſiniſſa, König von Numidien war, erhielt Jugurtha eine eben ſo ſorgfältige Erziehung, als die beiden Söhne des Micipſa, Adherbal und Hiempſal. Auch beſaß er Eigenſchaften, welche ihm allgemeine Liebe und Achtung erwarben. Er war ſchön von Körper, voll männlicher Kraft und mit großen Talenten begabt. Er bildete ſich früh zum Krieger. Micipſa, der ihn zu fürchten begann, beſchloß, ihn auf irgend eine ſchickliche Art von ſich zu entfernen, und ihn deßhalb zu allerlei gefährlichen Unternehmungen zu gebrauchen. So ſchickte er ihn z. B. mit einem Heere den Römern zu Hülfe gegen Numantia; aber hier gewann er durch ſeine Tapferkeit und durch ſein kluges Betragen die Achtung des Kriegsheers und die Freundſchaft des Scipio. Micipſa änderte ſelbſt ſeine Geſinnung gegen ihn, und ſuchte ihn durch Güte an ſich zu feſſeln. Er nahm ihn jetzt an Kindes Statt an, und erklärte ihn mit ſeinen Söhnen zum gemeinſchaftlichen Erben ſeiner Krone. Noch auf ſeinem Todbette ermahnte er ihn zur Freundſchaft und Treue gegen ſeine, durch brüderliche Bande mit ihm verbundnen Söhne; dieſen aber befahl er, dem Jugurtha mit Ehrerbietung zu begegnen, und ſeinen Tugenden nachzueifern.

Jugurtha antwortete dem ſterbenden Könige, wie es dieſer nur wünſchen konnte, ob er gleich ſchon damals den Entſchluß gefaßt hatte, ſich zum Alleinherrſcher von Numidien zu machen. Bald nach dem Tode des Micipſa machte er Anſtalt, dieſen Entſchluß auszuführen. Es gelang ihm, den Hiempſal zu ermorden, und ſeinen Bruder Adherbal aus dem Lande zu jagen, indem er ſich faſt ſeines ganzen Antheils an Numidien bemächtigte. Auf die Nachricht, daß Adherbal nach Rom gegangen ſei, ſchickte er ebenfalls Geſandte dahin ab, um durch Beſtechungen die Schritte deſſelben zu vereiteln. Dies glückte ihm auch. Der größte Theil des Senats erklärte ſich für ihn, und ſuchte ſein Verfahren zu rechtfertigen. Es wurden zehn Bevollmächtigte ernannt, um Numidien zwiſchen Adherbal und Jugurtha zu theilen, und über den Tod des Hiempſal an Ort und Stelle Erkundigung einzuziehen. Auch dieſe Bevollmächtigte wußte Jugurtha ganz für ſich zu gewinnen. Sie erklärten die Ermordung des Hiempſal bloß für Gegenwehr, und gaben bei der Theilung dem Jugurtha die reichſten und ſchönſten Provinzen. Kaum waren die Bevollmächtigten abgereiſt, als Jugurtha, um den Adherbal zum Kriege zu reizen, in die Grenzen ſeines Antheils feindlich einfiel, und daſelbſt die ſchrecklichſten Verwüſtungen anrichtete. Adherbal blieb bei allen Beleidigungen ruhig. Wollte alſo Jugurtha ſeinen Zweck erreichen: ſo durfte er nicht weiter auf Vorwand zum Kriege warten. Er brach demnach von neuem mit einem zahlreichen Heere in die Länder des Adherbal ein und nöthigte dieſen mit Gewalt zur Gegenwehr. Bei der Hauptſtadt Cirtha kam es zu einem Treffen, in welchem Adherbals Heer geſchlagen und zerſtreut wurde. Er ſelbſt fand kaum Mittel, nach Cirtha zu entfliehen, wo er von Jugurtha belagert wurde. Während der Zeit bot ſich dem Adherbal Gelegenheit dar, einen Brief nach Rom zu überſenden, worin er ſeinen unglücklichen Zuſtand ſchilderte. Dennoch wußten es die Freunde Jugurtha's dahin zu bringen, daß man wiederum nur Bevollmächtigte nach Numidien abgehen ließ. Natürlich, daß auch dieſe Sendung nichts entſchied, ſondern daß vielmehr Adherbal der Willkühr ſeines Feindes überlaſſen wurde. Dieſer belagerte nun Cirtha mit dem ſtärkſten Nachdrucke, nöthigte den Adherbal zur Übergabe, und ungeachtet ſeines Verſprechens, ihm das Leben zu ſchenken, ließ er ihn gefangen nehmen und auf die unmenſchlichſte Art ermorden. Dieſe ſchändliche That Jugurtha's ſiegte endlich bei dem römiſchen Senate über die Beſtechungen deſſelben. Das Volk verlangte ſelbſt, daß man ernſtliche Maßregeln gegen ihn nehme, und der Senat beſchloß den Krieg gegen ihn. Der Oberbefehl wurde dem Conſul L. Calpurnius Piſo übertragen, einem Manne, der mit vielen Feldherrntalenten die niedrigſte Habſucht verband. Anfangs führte er den Krieg mit vielem Nachdrucke und eroberte mehrere Städte; bald daber ließ er ſich mit Jugurtha in Unterhandlungen ein, und bewilligte ihm endlich, als derſelbe ſeine Schätze nicht geſpart hatte, unerwartet ſehr vortheilhafte Bedingungen. Jugurtha behielt Numidien, und lieferte der Republik bloß eine gewiſſe Anzahl Pferde, Elephanten und eine mäßige Geldſumme. In Rom war man damit ſehr unzufrieden, und Jugurtha wurde beſchieden, ſich gegen ſichres Geleit vor dem Richterſtuhle des Volks zu ſtellen. In Rom gelang es ihm, einen der Volkstribunen auf ſeine Seite zu bringen; als er ſich daher vor dem Volke verantworten ſollte, legte ihm der Tribun Stillſchweigen auf, und ſo mußte das Volk aus einander gehen, ohne das Geringſte beſchließen zu können. Jugurtha trieb nun ſeinen Übermuth in Rom ſo weit, daß er den Maſſiva, einen unehelichen Sohn des Gulaſſa, Bruder des

Micipſa, dem das römiſche Volk die Krone von Numidien zu ertheilen geneigt war, meuchelmörderiſch umbringen ließ. Da ihm ſichres Geleit verſprochen worden war, ſo erhielt er bloß Befehl, Rom unverzüglich zu verlaſſen. Der Krieg wurde ihm nun von neuem erklärt, und vom Conſul Poſthumius Albidus geführt. Aber die Ränke des Jugurtha machten, daß das Jahr zu Ende ging, ohne daß abermals etwas entſchieden wurde. Jugurtha war ſogar ſo glücklich, gleich nach der Abreiſe des Conſuls, dem Bruder deſſelben, Aulus Poſthumius, eine völlige Niederlage beizubringen, ihn zu einem ſchimpflichen Frieden zu nöthigen, und ſein Heer durch das Joch gehen zu laſſen: weßhalb der Senat den Frieden für ungültig erklärte, und den berühmten Metellus nach Numidien ſchickte. Dieſer beſiegte den Jugurtha in einem Haupttreffen und blieb allen ſeinen Beſtechungskünſten unzugänglich. Schon auf dem Punkte, einen ſchimpflichen Frieden zu unterzeichnen, und ſich den Römern zu ergeben, änderte Jugurtha plötzlich, aus Furcht, dieſelben möchten die von ihm begangnen Übelthaten rächen, ſeinen Entſchluß, und wollte noch einmal das Äußerſte wagen. Er ſammelte daher ſeine letzten Kräfte, und wußte ſo geſchickt zu operiren, daß Metellus ſeinen Wunſch, den Krieg zu beendigen, unerfüllt ſah. Marius hatte nämlich durch ſeine Ränke bewirkt, daß Metellus zurückberufen, und er ſelbſt an deſſen Stelle zum Feldherrn ernannt wurde. Aber beinahe wäre Jugurtha, noch vor des Marius Abreiſe von Rom, durch die Verrätherei des Bomilkar, eines ſeiner Diener, den Römern ausgeliefert worden. Nach einem neuen Siege, den Metellus über den Jugurtha erfocht, und welcher ihn faſt nöthigte, aus ſeinem Reiche zu entfliehen, faßte er den Entſchluß, die Gätulier und den mauritaniſchen König Bocchus um Hülfe anzuflehen. Er erlangte ſie auch wirklich, und wagte es nun, mit ſeinem neuen Heere die Wiedereroberung ſeines Reichs zu verſuchen. Unterdeſſen war Marius in Afrika angekommen, um den Metellus abzulöſen. Nachdem er die Stadt Kapſa und das feſte Schloß Mulucha erobert hatte, zog er ſich an die Seeküſte zurück, wurde aber unterwegs von dem vereinigten Heere des Bocchus und Jugurtha angegriffen, und genöthigt, ſich auf einen Berg zurückzuziehen. Hier umſchloſſen ihn die Feinde, und überließen ſich, in der ſicherſten Erwartung eines vollſtändigen Sieges, dem Ausbruche der unmäßigſten Freude. Als ſie aber, vom Tanzen und Schmauſen ermüdet, ſich eben dem Schlafe überlaſſen wollten, ſtürzten die Römer vom Berge auf ſie herab, und ſchlugen ſie nach einer gräßlichen Niederlage völlig in die Flucht. Vier Tage nachher wagten Jugurtha und Bocchus einen neuen Anfall, weil ſie die Römer in völliger Sorgloſigkeit zu finden hofften. Aber Marius empfing ſie ſo tapfer, daß beinahe ihr ganzes Heer von 90,000 Mann niedergehauen wurde, obgleich Jugurtha ſelbſt mit bewundernswürdiger Tapferkeit gefochten hatte. Der mauritaniſche König Bocchus ſchloß nun Frieden mit den Römern, und verließ den Jugurtha. Ja, als Sylla nachher als Geſandter zu ihm kam, ließ er ſich ſogar von ihm bereden, den Jugurtha zu ſich zu locken, und ihn den Römern zu überliefern. Unter dem Vorwande, zwiſchen ihm und den Römern einen Frieden zu vermitteln, brachte man ihn an den Hof des Bocchus. Hier wurde er gefangen genommen und dem Sylla überliefert, der ihn in Ketten legen und nach Cirtha zum Marius führen ließ. So war der Krieg beendigt, und Numidien in eine römiſche Provinz verwandelt. Marius zierte ſeinen Triumph mit dem gefangnen Jugurtha und deſſen beiden Söhnen. Nachdem letztrer bei dieſer Gelegenheit auf eine grauſame Art vom Pöbel gemißhandelt worden war,

warf man ihn in einen finſtern Kerker, wo er nach ſechs Tagen des Hungertodes geſtorben ſein ſoll. Einige Schriftſteller erzählen, er ſei gleich nach geendigtem Triumphe im Gefängniſſe hingerichtet worden. Seine beiden Söhne blieben in der Gefangenſchaft zu Venuſium. Salluſtius hat den Jugurtha und den ihn betreffenden Krieg meiſterhaft beſchrieben.

Julia, die durch ihre Ausſchweifungen ſo berüchtigte einzige Tochter des Kaiſers Auguſt und der Scribonia, beſaß Annehmlichkeiten im Umgange, eine nicht gewöhnliche Schönheit und einen ſehr gebildeten Geiſt. Zuerſt heirathete ſie den jungen Marcellus, den Sohn der Octavia, aus ihrer erſten Ehe. Als ſie bald Witwe geworden war, heirathete ſie den M. Vipſanius Agrippa, welchem ſie drei Söhne und zwei Töchter gebar. Schon bei Lebzeiten dieſes ihres Gemahls führte ſie ein höchſt zügelloſes Leben. Ganz Rom kannte ihre Ausſchweifungen; nur Auguſt nicht. Nach des Agrippa Tode vermählte er ſie mit dem Tiberius, der zwar ihre Aufführung ſehr wohl kannte, aber doch dem Willen des Kaiſers ſich nicht zu widerſetzen wagte. Julia ließ ſich durch dieſe neue Heirath ſo wenig in ihren gewohnten Ausſchweifungen ſtören, daß Tiberius, der eben ſo wenig Zeuge als Ankläger derſelben beim Auguſt ſein wollte, um beiden auszuweichen, den Hof verließ. Ihre Schamloſigkeit ging ſo weit, daß ſie jeden Morgen der Statüe des Mars ſo viele Kronen aufſetzen ließ, als ſie in der vorhergehenden Nacht Liebhaber beglückt hatte. Endlich konnten ihre Ausſchweifungen auch ihrem Vater nicht verborgen bleiben. Er gerieth darüber in den heftigſten Zorn, und wollte ſie anfangs umbringen laſſen; begnügte ſich jedoch, ſie auf eine wüſte Inſel an der Küſte von Campanien, mit Namen Pandataria, zu verbannen, wohin ihre Mutter Scribonia ſie begleitete. Auch war er ſo unerbittlich, daß er ſie, ſelbſt auf die dringendſten Bitten des Volks, nicht wieder begnadigen wollte. Doch ließ er ſich endlich bewegen, ſie von der Inſel auf das feſte Land nach der Stadt Rhegium bringen zu laſſen. Nach Rom durfte ſie nicht zurückkehren. Nach dem Tode des Kaiſers ward ihr Schickſal ſehr traurig. So lange dieſer gelebt, hatte Tiberius noch immer viel Zärtlichkeit gegen ſie geäußert, und den Kaiſer oft gebeten, ſie zu begnadigen. Jetzt aber behandelte er ſie mit der größten Grauſamkeit. Vorher hatte ſie bloß die Stadt Rhegium nicht verlaſſen dürfen; Tiberius aber ſperrte ſie im eigentlichen Sinne in ihrem Hauſe ein. Ja, er entzog ihr auch die kleine Penſion, die ihr Auguſtus ausgeſetzt hatte, und ſo ſtarb ſie im 15. Jahre ihrer Verbannung in Mangel und Dürftigkeit.

Julianus (Flavius Claudius), römiſcher Kaiſer, welchem die Chriſten den Beinamen Apoſtata gaben, Sohn des Julius Conſtanz, (Bruder Conſtantin des Großen) und Baſilia's, ſeiner zweiten Gemahlin, einer Tochter des Präfekten Julian, ward 331 zu Konſtantinopel geboren. Kaum 6 Jahr alt, ſah er, wie ſein Vater und mehrere Glieder ſeiner Familie von den Soldaten des Kaiſers Conſtanz II., ſeines Oheims (eines Sohns von Conſtantin dem Großen), ermordet wurden. Er und ſein jüngrer Bruder Gallus entgingen kaum dem Tode. Julian ſelbſt lag gerade an einer gefährlichen Krankheit darnieder, von der er ſich, wie man glaubte, nicht wieder erholen würde; ſeinen Bruder Gallus rettete ſeine große Jugend. Beiden Prinzen verblieben nur Feinde als Stützen ihres hülfloſen Alters, und die Erziehung derſelben wurde dem Euſebius von Nikomedien anvertraut, welcher ihnen den Mardonius zum Lehrer gab. Man erzog ſie im Chri-

ſtenthume, einer Religion, die damals an dem Hofe der Kaiſer noch neu war. Man ließ ſie ſogar in den prieſterlichen Stand treten, um ſie vom Throne zu entfernen: ſie wurden zu Vorleſern in ihrer Kirche gewählt. Dieſe Erziehung machte einen ganz verſchiednen Eindruck auf die Gemüther der beiden Brüder, deren Charakter an ſich ſelbſt ſchon ſehr verſchieden war. Gallus, der jüngere, wich nie vom Chriſtenthume, und erwarb ſich dadurch das Lob der Kirchenſchriftſteller. Julian hatte, da er älter war, auch die Verfolgung, welche man an ſeiner Familie ausgeübt, ſo wie den Zwang und die Furcht, in welcher man ihn ſeine Jugend hatte zubringen laſſen, deſto lebhafter gefühlt. Er ſuchte daher Troſt in dem Studium der ſchönen Wiſſenſchaften und der Philoſophie, und überließ ſich demſelben mit Eifer. 24 Jahr alt, ging er nach Athen und Nikomedien, wo er den Unterricht verſchiedner Lehrer, insbeſondre des Sophiſten Libanius, genoß. Hier ward er beſtimmt, der Religion derer, die ſeine Familie ermordet hatten, zu entſagen, und zu dem ſogenannten Heidenthume, welches damals noch vorhanden war, überzutreten. Doch ſcheint er nicht Geiſteskraft genug gehabt zu haben, bei Annahme jener Religion, die unhaltbaren, theils ſogar läppiſchen Meinungen derſelben zu verwerfen; wenigſtens finden wir, daß er an Aſtrologie, an die Wiſſenſchaften der Haruſpices, an die Kunſt, gewiſſe vermittelnde Geiſter zu ſeinem Vortheile ſtimmen, und durch ſie in die Zukunft ſehen zu können, und an dergleichen Dinge mehr geglaubt hat. Conſtanz, der theils von den Geſchäften der Regierung niedergebeugt war, theils den Einfall der Deutſchen in die Provinzen des römiſchen Reichs befürchten mußte, entſchloß ſich, Julian den Oberbefehl gegen dieſelben zu übertragen. Dieſer ward daher zu Mailand 355 von Conſtanz feierlich zum Cäſar ernannt, und erhielt deſſen Schweſter Helene zur Gemahlin. Nun zog Julian mit einer nur geringen Anzahl Truppen nach Gallien, welches von den Deutſchen verwüſtet wurde, und woſelbſt er im Anfange des folgenden Decembers anlangte. Kaum war es zu erwarten, daß ein Jüngling, der ſich bis dahin nur mit dem Studium der Philoſophie und mit den ſchönen Wiſſenſchaften beſchäftigt hatte, im Stande ſein würde, beſonders bei ſo ſchwachen Hülfsmitteln, die furchtbaren Deutſchen zu beſiegen, und Gallien von ihnen zu befreien. Selbſt der Kaiſer Conſtanz ſchien auf dieſe Möglichkeit nicht gerechnet zu haben. Nachdem nun Julian den noch übrigen Theil des Winters mit Vorbereitungen zum bevorſtehenden Kriege zugebracht hatte, ging er den Deutſchen entgegen, welche er, nachdem er mehrere Städte erobert und verſchiedne Gefechte gewonnen hatte, in einer Hauptſchlacht, in welcher 7 ihrer Fürſten zugegen waren, bei Straßburg auf's Haupt ſchlug, wodurch er Gallien von den Feinden gänzlich ſäuberte. Damit noch nicht zufrieden, verfolgte er die Deutſchen bis über den Rhein, und bekriegte ſie auf ihrem eignen Grund und Boden. Doch zeigte ſich Julian nicht bloß als tapfern Krieger, ſondern bewies auch ſeine Talente zum Regenten, indem er Gallien eine ganz neue Verfaſſung gab, die Finanzen herſtellte, die Abgaben milderte, zweckmäßiger vertheilte, die Mißbräuche, welche ſich in den Gerichtshöfen eingeſchlichen hatten, abſchaffte, in den wichtigſten Angelegenheiten ſelbſt Recht ſprach, und Städte und Feſtungen erbauen ließ. Während er ſich ſo um das Wohl eines großen Landes verdient machte, ward er bei Conſtanz von Höflingen verläumdet, als ſtrebe er danach, ſich unabhängig zu machen, oder ihn wol gar vom Throne zu ſtoßen. So konnte es nicht fehlen, daß der argwöhniſche Conſtanz auf die glänzenden Erfolge, welche ſein Vetter in Gallien bewirkt hatte,

bald eiferſüchtig werden mußte. Ja, er war nichtswürdig genug, unter der Hand die Gallier ſelbſt gegen ihn aufzureizen, und ihm ſeine beſten Truppen abfodern zu laſſen, indem er vorwandte, dieſe gegen die Perſer gebrauchen zu müſſen. Dieſer Befehl brachte einen Aufruhr unter den Soldaten hervor, welche nicht nach Perſien wollten. Sie riefen daher ihren Cäſar Julian, ungeachtet ſeines Widerſtrebens, im März 360 zum Kaiſer aus. Julian meldete dem Conſtanz den Verlauf der Dinge: dieſer befahl, er ſollte den Kaiſertitel ablegen. So ſehr nun auch Julian dies zu thun geneigt war, ſo widerſetzten ſich doch abermals die galliſchen Legionen. Nun ſandte Conſtanz ein Heer gegen Julian, und dieſer ſetzte ſich in Vertheidigungszuſtand. Julian verläßt Gallien, wo er 5 Jahre zugebracht hatte, erobert Sirmium, die Hauptſtadt von Illyrien, belagert Aquileja, — da erfährt er den Tod des Kaiſers Conſtanz. Jetzt eilt er durch Thracien, und kommt am 11. Dec. 361 zu Konſtantinopel an, wo er feierlich zum römiſchen Kaiſer erwählt wird. Nun beſchäftigte er ſich mit Verbeſſerung der Angelegenheiten des Reichs, ſchaffte unzählige Mißbräuche ab, und ſchränkte ſeinen Hofſtaat ein. Von den tauſend Badern oder Barbierern, die ſein Vorgänger gehabt hatte, behielt er nur einen. Auch die Zahl der Köche, die ſich eben ſo hoch belief, ſchaffte er bis auf einen ab. Die Verſchnittnen wurden ebenfalls verabſchiedet. Auch die ſogenannten curiosi, welche unter dem Vorwande, dem Kaiſer nützliche Dinge zu hinterbringen, zu den gefährlichſten Spionen und einer Geißel für das geſellſchaftliche Leben geworden waren, erhielten ihren Abſchied. Dieſe Aufhebung ſo vieler unnützen Bedienungen kam dem Volke zu Nutz, welchem der fünfte Theil aller Auflagen erlaſſen wurde. In allen Verhältniſſen ſeines öffentlichen und Privatlebens bewies Julian einen ausgezeichneten Charakter. Er ſuchte den heidniſchen Gottesdienſt in ſeinem vollkommnen Glanze wieder herzuſtellen, und wirkte daher dem Chriſtenthume und den Chriſten beharrlich entgegen, ohne doch letztre, wie viele ſeiner Vorgänger, grauſam zu verfolgen. Er entzog den chriſtlichen Kirchen ihre oft großen Reichthümer, und vertheilte ſie unter ſeine Soldaten, verſuchte es auch wol zuweilen, wenn er ſie durch Schmeicheleien und Wohlthaten zu dem Heidenthume nicht zurückzuführen vermochte, ihnen in Dingen, die jedoch der Religion nicht angingen, hinderlich zu ſein. So verbot er ihnen z. B., vor Gericht als Sachwalter aufzutreten, Staats-Ämter zu bekleiden; ja, die Chriſten durften nicht einmal öffentliche Lehrer werden, da er wol wußte, welche große Hülfsmittel, das Heidenthum zu bekämpfen, ſie in ihren Schriften beſitzen müßten. So wollte er Jeſus Prophezeihung, in Betreff des Tempels zu Jeruſalem, nichtig machen, und erlaubte daher den Juden, denſelben, ungefähr 300 Jahre nach ſeiner Zerſtörung, wieder aufzubauen. Aber es ſollen aus der Tiefe feurige Flammen emporgeſtiegen ſein, und mehrere Arbeiter verbrannt haben. So eifrig nun auch Julian darauf bedacht war, die chriſtliche Religion auszurotten, ſo wollte er doch zuvor den Krieg gegen die Perſer beenden. Sein erſter Feldzug gegen dieſelben fiel glücklich aus: er eroberte mehrere Städte und drang bis Kteſiphon vor. Mangel an Lebensmitteln zwang ihn, ſich wieder zurückzuziehen. Hier ward er am 26. Juni 363 gefährlich verwundet, und ſtarb in der folgenden Nacht im 34ſten Jahre ſeines Lebens. Vielleicht gibt es weder in der alten, noch in der neuen Geſchichte einen Fürſten, über welchen die Schriftſteller verſchiedner geurtheilt hätten: vielleicht kommt dies auch daher, weil allerdings in ſeinem Charakter eine Menge Widerſprüche lagen, und Einige glauben,

er habe ſo viel böſe und gute Eigenſchaften beſeſſen, daß es leicht ſei, ihn zu tadeln und zu loben, ohne die Wahrheit zu verletzen. Von der einen Seite unterrichtet, großmüthig, mäßig, enthaltſam, umſichtig, gerecht, gnädig, menſchlich; von der andern leichtſinnig, unbeſtändig, ſonderbar, ſchwärmeriſch und abergläubiſch bis zum höchſten Grade, ehrſüchtig, und voll Begierde, ein Plato, Marcus Aurelius und Alexander zu gleicher Zeit zu ſein, ſtrebte er, durch falſches Urtheil verleitet, allein nach dem, was ihn vor allen andern bemerkbar machen konnte. Allen dieſen Zügen ſcheint eine ſpottende, ſophiſtiſche Kälte und Verſtellungskunſt zum Grunde zu liegen. Von ſeinen Werken ſind auf uns gekommen: mehrere Reden, Briefe und Satyren, unter welchen letztern ſich die Satyre auf die Cäſaren, und die Satyre auf die Einwohner von Antiochien, Miſopogon betitelt, durch Witz und Laune auszeichnen. Namentlich wird erſtere geſchätzt. Ein kritiſches Urtheil über diejenigen, welche auf dem erſten Throne der Erde geſeſſen haben, von einem ſtrengen Philoſophen gefällt, der ſelbſt auf dieſem Throne geſeſſen hat, mußte in der That einen eignen Reiz gewähren. In ſeinem Miſopogon ſpielt Julian den Antiochiern auf eine harte Weiſe mit, ſpart aber kein Lob, wenn von ihm ſelbſt die Rede iſt. Die verſchiednen Werke, welche uns von ihm übrig geblieben ſind (die vollſtändige und beſte Ausgabe derſelben iſt von Ezechiel Spanheim, Leipzig 1696. Fol.), beweiſen, daß dieſer Kaiſer Talent, Geiſt, Lebhaftigkeit, Leichtigkeit im Vortrage und eine gewiſſe Fruchtbarkeit beſaß. Doch ſcheint er dem Geſchmacke ſeines Jahrhunderts, in welchem eine bloß rhetoriſche Deklamation die Stelle der Beredtſamkeit, Anthiteſen die Stelle der Gedanken, und Wortſpiele die Stelle des Witzes vertreten mußten, zu ſehr ergeben geweſen zu ſein. Er ſchrieb auch ein Werk gegen die chriſtliche Religion, von dem uns einige Bruchſtücke erhalten worden ſind, welche der Marquis d'Argens in's Franzöſiſche überſetzt hat. Die neueſte Schrift von Bedeutung über Julian iſt von A. Neander, betitelt: über Kaiſer Julianus und ſein Zeitalter, ein hiſtor. Gemälde. Leipz. 1812. 8.

Julianiſcher Kalender, ſ. Kalender.

Julius, der 7. Monat unſers Jahrs, war bei den Römern, die ihr Jahr im März anfingen, der 5. Monat, und hieß daher Quintilis, bis auf Julius Cäſar, der in dieſem Monate geboren war, und dem zu Ehren derſelbe ſeinen jetzigen Namen erhielt.

Julius Romanus, eigentlich Giulio Pippi, gewöhnlich aber Giulio Romano genannt, der vorzüglichſte von Raphael's Schülern und Gehülfen. Er war 1499 zu Rom geboren. Von wem er ſeinen erſten Unterricht empfangen habe, iſt unbekannt. Da er, ſo lange Raphael lebte, ſtets bei und unter dieſem arbeitete, ſo war er genöthigt, ſich nach deſſen Anordnungen und Vorſchriften zu richten. Nachher aber folgte er ſeinem angebornen Genius, der ſich zum Schrecklichen und Gewaltſamen hinneigte, und legte den erſten Grund zur manierirten Malerei. Nachdem er zu Rom unter Clemens VII. den großen Saal des Conſtantin vollendet hatte, ging er, nicht, wie man wol geglaubt hat, um dem Zorne des Papſtes über die, von ihm entworfnen und von Raimondi geſtochnen, unzüchtigen Zeichnungen zu entgehen, denn dieſe erſchienen ſpäter, ſondern auf die Einladungen des Grafen Caſtiglione, nach Mantua. Hier fand er einen freien Spielraum für den kräftigen Schwung ſeines Geiſtes, ſowol in der Architektur als Malerei. Der Palaſt del Te wurde ganz von ihm, oder unter ſeiner Aufſicht von ſeinen Schülern verziert. Durch die Schule, welche er hier eröffnete, wurden die Grundſätze Raphael's in der Lombardei bekannter. Nach Sangallo's Tode,

1546, ward ihm der Bau der Peterskirche übertragen, aber er ſtarb ebenfalls ſchon in demſelben Jahre. So lange er ſeinen Lehrer nachahmte, zeigte er ſich beſonnen, lieblich und gefällig in ſeinen Werken, als er aber nachher dem ganzen Ungeſtüm ſeiner Einbildungskraft ſich überließ, ſetzte er durch die Kühnheit ſeines Styls, durch die Großartigkeit ſeiner Zeichnung, durch das Feuer ſeiner Compoſition, durch die Hoheit ſeiner poetiſchen Ideen, durch die Kraft ſeines Ausdrucks in Erſtaunen. Man bewundert dieſe Eigenſchaften vereint in dem Sturz der Giganten (im Palaſt del Te) und in den Schlachten Conſtantins (zu Rom). Man wirft ihm vor, daß er das Studium der Natur vernachläſſigt habe, um allein der Antike zu folgen, daß er den Faltenwurf nicht verſtanden, daß in ſeinen Köpfen zu viel Einförmigkeit herrſche, daß ſein Colorit zu ſehr in's Grelle falle; dagegen aber hat kein Meiſter mehr Geiſt und Kenntniſſe in ſeine Gemälde gelegt. Seine ausgezeichnetſten Schüler waren Raphael dal Colle, Primaticcio, und Giovanni Battiſta Mantovano.

Julius Cäſar, ſ. Cäſar.

Jung (Joh. Heinr.), genannt Stilling, badiſcher geh. Hofrath, ſonſt Profeſſor an der Cameralſchule zu Heidelberg, ſtarb 1817 zu Carlsruh an Alterſchwäche. An derſelben Schule lehrte er ſchon (ſeit 1778) in Lautern, wo dieſe für Forſt- und Landwirthſchaft, Fabrik-, Handlungswiſſenſchaft und Vieharzneikunde ſehr nützliche Anſtalt ſich vorher befand. Er war geboren zu Grund im Naſſauiſchen, 1740. In ſeiner Jugend auf dem Wege Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er ſich nebenbei von höhern Dingen ſelbſt belehrt hatte, trieb ihn ſein lehrluſtiger Sinn zu einem Schullehreramt. Dieſer Verſuch mißlang, und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen, weil Jedermann leicht für ihn Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer anzunehmen. Später war er, nach beendigtem Studium der Medicin in Strasburg, Arzt zu Elberfeld. Den größten Theil ſeines merkwürdigen Lebens hat er ſelbſt, ohne dichteriſche Ausſchmückung, in dem berühmten Buche: Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre und Wanderſchaft (Berlin 1777, 3 Th.), in einer neuen Geſtalt unter dem Titel: Lebensbeſchreibung, (Berlin, 1806, 5 Th., wovon der erſte des Verfaſſers Jugend, der zweite ſeine Jünglingsjahre, der dritte ſeine Wanderſchaft, der vierte ſein häusliches Leben enthält und der fünfte den Titel Lehrjahre führt) auf eine Weiſe beſchrieben, welche ſeinen gemüthlichen und frommpoetiſchen Charakter ganz ausſpricht. Er ſelbſt erklärt dieſe Schilderung vom Kleinſten bis zum Größten, vom Alltäglichſten bis zum Wunderbarſten für lautere, unverfälſchte Wahrheit. Weit entfernt, ſagt Matthiſſon in ſeinen Briefen (Zürich 1795, 1. Thl.), ein zu helles Licht über das Gemälde zu verbreiten, hat er vielmehr Manches, und grade immer dasjenige, was ſeinem Geiſte und Herzen am meiſten zur Ehre gereicht, in ein zweifelhaftes Helldunkel geſtellt. Auch hat er uns in demſelben manches herrliche Volkslied aufbewahrt, ſo wie er überhaupt die unverkennbare Beſtimmung zum Volksſchriftſteller darin bewährte. Allein ein einſeitiger Pietismus, zu welchem ſein herrſchendes Gefühl ihn führte, hat dieſe Einwirkung auf das deutſche Publikum ſehr beſchränkt. Seine pietiſtiſchen Schriften ſind ſehr zahlreich. Vorzüglich bekannt iſt ſein Theobald, der Schwärmer; das Heimweh; der Volkslehrer; der chriſtliche Menſchenfreund (in welchem er die ſichtbare Zukunft Chriſti zwiſchen hier und 1836 ſetzt); Taſchenbuch für Freunde des Chriſtenthums und

Sieg deſſelben; der graue Mann (eine noch immer fortwährende Wochenſchrift). Das meiſte Aufſehen und den größten Widerſpruch hat er durch die, in gegenwärtiger Zeit ſeltſame, Erſcheinung ſeiner Theorie der Geiſterkunde (Nürnberg, 1808) und Apologie derſelben (1809), welche ſich an ſeine (ſchon 1803 zu Frankfurt erſchienenen) Scenen aus dem Geiſterreiche anſchließt, erregt. Hier hat er ſeine Meinungen und Hypotheſen von dem Verkehr der abgeſchiednen Geiſter mit Lebenden, gleich erwieſnen Thatſachen, in ſyſtematiſcher Form vorgetragen. Übrigens ſind ſeine frommen Träume mit einem ehrwürdigen Charakter verbunden. Nicht minder hat ſich Jung in den Fächern der praktiſchen Naturwiſſenſchaft (z. B. Ökonomie, Vieharzneikunde), ſo wie in verſchiednen Theilen der Staatswiſſenſchaft (z. B. Nationalökonomie, Cameral- und Finanzwiſſenſchaft) als Lehrer, und durch viele Schriften über dieſelben (ſeit ungefähr 1783) verdient gemacht, und die ausgebreitetſten Kenntniſſe bewieſen. Endlich wird er als geſchickter Operateur des Staars (er hat auch über dieſen Gegenſtand Einiges geſchrieben) mit vielem Lobe genannt. Von ſeiner wohlthätigen Kunſt ſagt Matthiſſon a. a. O.: „Schon über 2000, größtentheils armen Blinden hat er das Geſicht nicht nur unentgeltlich wiedergegeben, ſondern viele von ihnen noch beſchenkt und auf ſeine Koſten während der Kur im Wirthshauſe erhalten.“ Das zuletzt erſchienene Erzeugniß ſeines Geiſtes iſt: Erzählungen, mit einer Vorrede von Ewald. (3 Bdchen, 8.) Eine ſchöne Charakteriſtik Jung's ſehe man in Göthe „Aus meinem Leben“ 2r Th., S. 378 und 489.

Jünger (Joh. Friedr.), wurde 1759 zu Leipzig geboren, wo ſein Vater Kaufmann war. Er genoß eine gute Erziehung, widmete ſich anfangs dem Handel, ſtudirte aber nachher die Rechte, und ſchloß ſeine akademiſche Laufbahn mit einer öffentlichen Disputation. In der Folge beſchäftigte er ſich mehr mit den ſchönen Wiſſenſchaften, wurde Hofmeiſter zweier Prinzen, blieb es aber nicht lange, ſondern ging nach Weimar, wo er eine geraume Zeit als Gelehrter privatiſirte. 1787 kam er nach Wien, und wurde hier, nachdem er ſich bereits als Schriftſteller im dramatiſchen Fache ausgezeichnet hatte, 1789 als Hoftheaterdichter angeſtellt. Eine Veränderung, welche dieſes Theater erlitt, zog 1794 ſeine Entlaſſung nach ſich. Er privatiſirte nun wieder, arbeitete theils für das Theater, theils in andern Fächern der ſchönen Wiſſenſchaften, und lebte von dem ſparſamen Ertrage ſeiner Schriften. Er hatte jetzt zu wiederholten Malen Anfälle von tiefer Melancholie, die an ſtillen Wahnſinn grenzte, und theils von dem angeſtrengten Fleiße, mit welchem er ſich ſeinen Unterhalt verdienen mußte, theils von ſeiner durchaus einſiedleriſchen Lebensart herrührte. Er ſtarb 1797, bedauert von Allen, die ſeine Talente und ſeine unerſchütterliche Rechtſchaffenheit gekannt hatten. Eine merkwürdige, doch nicht ganz ſeltne Erſcheinung iſt es, daß es grade in jener melancholiſchen und hypochondriſchen Zeit die heiterſten Geiſteserzeugniſſe geliefert hat. Er begann ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit dem Romane: Huldreich Wurmſamen von Wurmfeld, und endigte mit dem vielgeleſenen Romane: Fritz. (4 Theile, 1796 bis 1797.) Eine friſche, leichte und gefällige Erzählung machen ſeine Romane angenehm, ob ihnen gleich die tiefere komiſche Kraft abgeht. Zu denen, welche den meiſten Beifall erhalten haben, gehören noch der kleine Cäſar (komiſcher Roman in 3 Theilen, 1781 — 1787), und Vetter Jacob's Launen (in 6 Theilen, 1786 — 1792). Größer ſind Jünger's Verdienſte um die deutſche Bühne. Wiewol Jünger als Schauſpieldichter durchaus keine ſelbſtändige Erfindungsgabe beſaß:

ſo wußte er ſich doch mit glücklicher Leichtigkeit und Wirkung ausländiſcher und einheimiſcher Stoffe zu bedienen und dieſelben durch ſeine Bearbeitung zu ſeinem Eigenthume zu machen, und ſomit berechtigt ihn ſein oft ſehr glücklicher Witz, das Luſtige und Feine ſeiner Intriguen, und ſein leichter, natürlicher Dialog in der Geſellſchaftsſprache zu einem ehrenvollen Platze unter den deutſchen Theaterdichtern. Seine Luſtſpiele ſind in 3 Sammlungen erſchienen: die erſte in 5 Th. 1785 — 90; die zweite unter dem Titel: Komiſches Theater, in 2 Th.; die dritte als theatraliſcher Nachlaß in 2 Th.

Jungfrau von Orleans, ſ. Jeanne d'Arc.

Junius (Briefe des), eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in der politiſchen Literatur der Engländer und in der Geſchichte ihrer Preßfreiheit. Ein furchtbarer Unbekannter, der gewaltigſte Libelliſt der neuern Zeit, griff in einer Reihe zermalmender Briefe (ſie erſchienen ſämmtlich vom 21. Jan. 1769 bis zum 21. Jan. 1771 im Public Advertiser, einer Zeitung, welche der Buchdrucker Woodfall herausgab) die Mitglieder des Kabinets, alle Staatsbeamten, die Tribunale, das Parlament, endlich die Perſon des Königs ſelbſt, mit immer gleicher Bitterkeit und Schonungsloſigkeit an. Mit ausgezeichneten Talenten und Kenntniſſen, einer nie übertroffnen und ſelten erreichten Beredtſamkeit, einer Kühnheit ohne Maß und Ziel, wußte dieſer Unhold — deſſen Name ein nun ſchon funfzigjähriges Geheimniß iſt — zwei Jahre lang die brittiſche Leſewelt in fortdauernder Spannung zwiſchen Luſt und Schrecken, zwiſchen Bewunderung und Abſcheu zu erhalten. Ein Proceß gegen den Herausgeber, von der Kings Bench, im J. 1770, deſſen Verhandlungen endlich niedergeſchlagen wurden, hatte einen merkwürdigen Meinungskampf zur Folge, der im Unterhauſe über den Libellprozeß (ſo nennt man in England das Einſchreiten der Gerichte gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit) geführt, und erſt 1792 durch eine Parlamentsacte dahin entſchieden wurde, daß die Jury, in Criminalprozeſſen gegen Libelle, über ſämmtliche in der Anklageacte enthaltnen Punkte einen allgemeinen Spruch von Schuldig oder Nichtſchuldig zu geben berechtigt ſei. Seitdem entſcheidet in England nicht das Geſetz, ſondern die Jury über den libelliſtiſchen oder nicht libelliſtiſchen Charakter einer publicirten Denkſchrift und zwar, nach einem Herkommen der Gerichtshöfe, ohne dabei auf die factiſche Wahrheit der libelliſtiſchen Behauptungen Rückſicht zu nehmen. (S. v. Gentz in den Jahrb. d. Literat. Wien, 1818, I. S. 240 fgg.) Die Briefe des Junius, welche auf dieſe Art in der Geſch. der engl. Preßfreiheit Epoche machten, erſchienen in einer Sammlung zuerſt 1772, welche bloß die im Public Advert. mit Junius unterzeichneten enthielt; vollſtändiger, mit theils ungedruckten, theils zuvor nicht unter der Firma Junius gedruckten Briefen vermehrt, 1812 in 3 B. 8vo. Woodfall's Sohn gab ſie, mit einer Einleit. u. m. Anm. aus ſeines Vaters Papieren heraus. Doch wandte er auf die Anordnung der Zeitfolge wenig Sorgfalt. Unter den neu aufgenommenen Briefen, die voll heftiger politiſcher Ausfälle, an Kühnheit, Feuer und Beredtſamkeit den geprieſenſten unter den Juniusbriefen gleichkommen, und einen Zeitraum von fünf Jahren umfaſſen, iſt der frühefte, mit Publicola unterzeichnet, vom 28. April 1767; andre aus dem J. 1768 mit Lucius, Brutus, Nemeſis und andern Namen; die ſpätern nach 1771, welche wüthende Angriffe auf den Kriegsſecretair, Lord Barrington, enthalten, haben die Signaturen Veteran und Nemeſis. Seit dem 19ten Jan. 1773 war Junius für immer verſtummt. Ohne einen Commentar ſind dieſe Briefe jetzt ſelbſt Engländern nicht mehr verſtändlich. Man

muß die Verbindungen der damals mächtigen Whigfamilien, ihre Spannungen unter einander und mit den Tories, ſo wie die Urſachen des Mißtrauens des Volks kennen, das über den Einfluß des geheimen Kabinets auf die Verwaltung unzufrieden war. Junius richtete ſeine Pfeile vorzüglich auf den Herzog von Grafton, und die Lords Mansfield, Hillsborough, North, Barrington u. a. m. Auch Chatam und Camden wurden nicht geſchont. Selbſt den Volksführern, wie Wilkes, Horne Tooke u. A. war Junius perſönlich abhold; außer Delolme, der ein Fremder war, hat er keinen ſeiner Zeitgenoſſen gelobt; außer von Fox, Lord Holland und wenig Andern, hat er von Allen übel geſprochen. Übrigens dachte und ſchrieb er, trotz ſeines republikaniſchen Cynismus, ganz in dem monarchiſchen Geiſte der brittiſchen Verfaſſung; ſo betrachtete er den Widerſtand der Amerikaner unabänderlich als Rebellion. Am glänzendſten trat er auf in dem Streite über die Middleſex=Wahl für John Wilkes, der dreimal zum Parlamentsgliede erwählt, dreimal vom Unterhauſe ausgeſtoßen wurde. In Hinſicht auf ſeine Schreibart wird er allgemein als einer der erſten Proſaiſten Englands angeſehen. Sie iſt gedrängt, zuweilen epigrammatiſch, aber nie unklar, im Ausdruck ſicher und feſt, ſparſam in Metaphern, und gewöhnlich ohne Schmuck; dabei ſorgfältig genau. Übrigens ſcheint dieſer politiſche Sonderling, ohne Zweck und Leidenſchaft, bloß um einem finſtern Unmuthe, einer tief gewurzelten Erbitterung, durch gekränkte Eigenliebe oder betrogne Erwartungen erzeugt, Luft zu machen, ſein großes Talent auf jene planmäßige Mißhandlung aller hochgeſtellten Männer oft in ſataniſchen Zerrbildern gerichtet zu haben. Von Woodfall, der durch ihn reich wurde, und der ſeinen Namen nie erfahren hat, bezog er keinen Gewinn. Ein ſchön gebundnes Exemplar der Sammlung ſeiner Briefe, deren genauen Abdruck er zur unerlaßlichen Bedingung machte, war das einzige Honorar, welches er ihm abforderte. Die Furcht entdeckt zu werden, das Gefühl ſeines Frevels, Worte wie Dolchſtiche im Finſtern gebraucht zu haben, Widerſprüche endlich in ſeinen Anſichten und Behauptungen, erklären es, warum Junius Alles that, um unerkannt zu bleiben. Das Publikum (über deſſen Meinung er eine Art von unſichtbarer Gewaltherrſchaft ausübte, der keine andre Macht im Staate mehr gewachſen zu ſein ſchien), erſchöpfte ſich in Muthmaßungen über die Perſon des verkappten Schmähers. Erſt ſeit der vollſtändigen Ausgabe ſeiner Briefe von 1812 weiß man, daß alle dieſe Vermuthungen grundlos waren. Endlich bezeichneten zwei namenloſe Schriften: The Identity of Junius with a distinguished living character established, und: A Supplement to Junius identified. 1817, einen unlängſt verſtorbenen, in England ſehr geachteten Mann als Verf. dieſer Briefe. Sir Philipp Francis (ſeit 1806 Ritter des Bathordens), zur Zeit des Gouverneurs Haſtings Beiſitzer des hohen Raths von Oſtindien zu Calcutta, nachher Mitglied des Parlaments, ein ausgezeichneter Redner und Geſchäftsmann, und obgleich meiſtens in Verbindung mit der Oppoſition, doch von dem Miniſterium geſchätzt und oft zu Rathe gezogen, ſoll der wahre Junius ſein. Für dieſe Vermuthung haben ſich die Herausgeber des Edinburgh Review ſehr günſtig erklärt; allein dem Verfaſſer des (hier benutzten) Aufſatzes über die Juniusbriefe (Ritt. v. Gentz) in dem Jahrbuche der Literatur Wien 1818. I. 255, welcher Proben und hiſtoriſche Erläuterungen der Briefe enthält, ſcheint dieſe Meinung nicht gegründet, weil ſich in den von Sir Philipp Francis gedruckten Parlamentsreden kein auch nur ferner Nachklang von den mächtigen Tönen, mit welchen Junius ſeine Zeitgenoſſen erſchütterte,

vernehmen läßt, wie denn auch in England jene Vermuthung beſtritten worden iſt. K.

Juno, bei den Griechen Here, die höchſte und mächtigſte Gottheit der Griechen und Römer nach dem Jupiter (griech. Zeus), war die Schweſter und Gattin deſſelben, und eine Tochter des Kronos (Saturn) und der Rhea. Arkadien, Argos und Samos rühmten ſich, ihre Geburtsörter zu ſein. Nach Homer wurde ſie vom Okeanos und der Tethys, nach andern aber von den Horen, erzogen. Die Vermählung des Jupiter mit ihr wurde auf der Inſel Kreta, nicht weit vom Fluſſe Theron, gefeiert, und durch die Anweſenheit aller Götter verherrlicht. Nach Homer umarmte Zeus die Here ohne Wiſſen ihrer Ältern; auch ſoll er ſie, nach Andern durch Liſt errungen und auf der Inſel Samos geheirathet haben. Leztres wird folgendergeſtalt erzählt. Nachdem er ſie ſchon lange geliebt hatte, ohne jedoch Gegenliebe zu finden, ſah er ſie einſt, von ihren Begleiterinnen getrennt, auf dem Berge Thronax luſtwandeln, und ſich hier niederlaſſen, um auszuruhen. Jezt ſchickte er ein ſchweres Gewitter, und ſtürzte ſich während deſſelben in Geſtalt eines, von Näſſe und Kälte zitternden Kuckucks zu ihren Füßen nieder. Mitleidig nahm ſie das arme Thier in ihren Mantel, welches ſich aber in ſeine wahre Geſtalt umwandelte und ihr die Ehe verſprach, um ihre Umarmung zu erhalten. Die Ehe dieſer beiden Gottheiten war jedoch keine glückliche. Die ſtolze, herrſchſüchtige und eiferſüchtige Juno konnte die öftere Untreue ihres Gemahls nicht gelaſſen ertragen; er aber behandelte ſie wiederum mit aller Härte, die in ältern Zeiten überhaupt der Mann ſich gegen die Frau zu erlauben pflegte. Die alten Dichter, beſonders Homer, geben uns davon viele Beiſpiele. Als Juno den Herkules, ihres Gemahls Liebling, durch Sturm nach Kos verſchlagen hatte, ward er ſo ergrimmt auf ſie, daß er ihr die Hände band, ihre Füße mit zwei Amboſen beſchwerte und ſie ſo ſchwebend im Olymp anknüpfte. Keiner der übrigen Götter vermochte ihr zu helfen. Als ſie während des trojaniſchen Krieges den Jupiter eingeſchläfert hatte, um während ſeines Schlafs den Griechen Sieg zu verleihen, entging ſie nur mit vieler Mühe den Schlägen, welche ihr Jupiter bei ſeinem Erwachen zugedacht hatte. In den älteſten Gedichten wurde Juno als eine dem Herkules feindliche Gottheit geſchildert, die ihm ſchon bei ſeiner Geburt unheilbringend erſchien und nachher ſich allen ſeinen Unternehmungen widerſezte. Dieſe Idee machte Homer allgemeiner, und ſchuf daraus eine feindſelige Göttin, deren er ſich ſtets bediente, wenn irgend ein Plan zu verhindern, oder irgend eine Unternehmung zu vereiteln war. Man findet bei ihm eine ausführliche Schilderung der Liſt, welche Juno anwandte, um, dem Gebote ihres Gemahls entgegen, die Griechen zu ſchützen. Außerdem iſt ſie die feindſelige Verfolgerin der Frauen, welche Jupiter geliebt (z. B. der Latona, Semele und Alkmene) und der Kinder, welche er mit ihnen gezeugt hatte. Unter leztern mußten Herkules und Bacchus am meiſten leiden. Sogar die Thebaner erfuhren die Wirkungen ihres Haſſes, weil Herkules bei ihnen geboren war; Athamas und deſſen Familie wurden von ihr verfolgt, weil er den jungen Bacchus erzogen hatte. Auch empfanden alle diejenigen ihre Rache, welche ſich oder Andern einen Vorzug vor ihr gaben. Die Schönheit der Juno iſt erhaben, majeſtätiſch und Ehrfurcht einflößend; es fehlt ihr das Sanfte, Einſchmeichelnde, die Herzen Bezaubernde der Venus. Im trojaniſchen Kriege war ſie die Schutzgöttin der Griechen; ja ſie miſchte ſich zuweilen ſelbſt mit in den Kampf. So z. B. erlaubte ihr Jupiter einſt, den Mars, den Schutzgott der Troja-

ner, aus dem Treffen zu entfernen. Keine der Göttinnen durfte ſich im Kampfe mit ihr meſſen. Diana wagte es einſt, aber ihre Wangen mußten die Stärke der mächtigen Juno fühlen. Die Kinder, welche ſie dem Jupiter geboren hatte, waren: Hebe, die Göttin der Jugend; Ilythyia, die älteſte Göttin der Geburt; Mars, der Gott des Kriegs, und Vulcan. Letztern ſoll ſie jedoch ohne Begattung geboren haben, gleichſam dem Jupiter zum Trotze, weil dieſer Minerven aus ſeinem Haupte hatte hervorgehen laſſen. Nach einigen Schriftſtellern brachte ſie auch das Ungeheuer Typhon hervor, dem ſonſt eine andre Abſtammung gegeben wird. Es werden gewöhnlich vier verſchiedne Begriffe mit der Juno verbunden. Nach der orphiſchen Religion war ſie das Symbol der untern Luft, ſo wie Jupiter der obern, auch wol der Luft überhaupt. Damit vermiſchte ſich ein andrer Begriff, den man aus der pelasgiſchen Religion zu Samos geſchöpft hatte, nach welchem ſie die Königin der Götter war. Hierzu kommen phöniziſche Vorſtellungsarten, indem man die Venus Urania, unter welchem Namen die Phönizier die Natur verehrten, in Griechenland mit der Juno vertauſchte. Als ſolche wurde ſie beſonders zu Argos verehrt. Endlich gaben ihr die Dichter den Charakter einer feindlichen Göttin, welche die Anſchläge Jupiters und andrer Götter, oder Helden und Menſchen hintertrieb. Übrigens ward ſie in ganz Griechenland verehrt: ihr vorzüglichſter Sitz aber war zu Argos, in deſſen Nähe ſich ihr berühmter Tempel, Heräum, befand, und zu Samos, dem Orte ihrer Geburt und Vermählung; daher auch, unter vielen andern, der Beiname Samia. Als ſolche wurde ſie auf Münzen, mit dem halben Mond auf dem Kopfe, die Hände auf zwei Stäbe geſtellt, abgebildet. Die Gefährtinnen der Juno waren die Nymphen, Grazien und Horen. **Iris** (ſ. d. A.) war ihre vorzüglichſte Dienerin. Unter den Thieren war ihr der Pfau, die Gans und der Kuckuck heilig. Ihre gewöhnlichen Attribute ſind das königliche Diadem, wie ein längliches Dreieck geſtaltet, deſſen kürzeſte und zugerundete Spitze wie ein Gipfel in die Höhe ſteht. Oft trägt ſie einen mit Sternen beſäeten Schleier, entweder als Kopfputz, oder hinter ihr herfliegend. Auf einer Gemme aus der Stoſchiſchen Sammlung ſieht man ſie in ruhiger Majeſtät auf einem Throne ſitzen, an deſſen Rücken zu beiden Seiten Sonne und Mond, und über ihrem Haupte die Planeten gebildet ſind, um ſie als Herrſcherin des Himmels zu charakteriſiren. Sie wird auf einem Wagen von zwei Pfauen gezogen. Übrigens waren die Abbildungen der Juno bei den Alten nicht ſehr häufig; denn ſelbſt in der Zeit des edelſten Styls der Kunſt beſaßen die Griechen keine einzige vollendete große und berühmte Bildſäule derſelben. Die meiſten Junonen auf geſchnittenen Steinen ſind von griechiſchen Künſtlern aus der Zeit der römiſchen Kaiſer. Bei den Römern hatte Juno denſelben Charakter, wie bei den Griechen. Sie nannten ſie hauptſächlich Juno Regina (regia); Pronuba Matrona (als Beſchützerin der verlobten Jungfrauen) und Lucina (ſ. d. Art. Lucina und Ilythyia). Sie hatte in Rom mehrere Tempel. Alle erſten Tage der Monate und der ganze Junius waren ihr heilig. Über den Planeten d. Namens ſ. d. Art. **Planeten**.

Junta, wörtlich eine Vereinigung, nennt man in Spanien ein hohes Collegium für Staatsſachen. Vor der Revolution hatten jedoch nur zwei obere Stellen dieſen Namen, nämlich der königliche Handels-, Münz- und Bergwerksrath (Real Junta General de Comercio, Moneda, Minas y Dependencias de Estrangeros) und die Tabaksregie-Direktion (Real Junta de Tabaco). Als Napoleon 1808 von den ſpaniſchen Bourbons die Abtretung ihrer Rechte erſchlichen und erzwungen

hatte, berief er nach Bayonne eine Verſammlung der Notabeln Spaniens, unter dem Namen einer Junta. In den ältern Zeiten Spaniens, wo die Reichsſtände noch berufen wurden, hatte man ihre Verſammlung Cortes (ſ. d. Art.) genannt; Napoleon wählte aber jenen Ausdruck, weil er die Komödie der geſetzlichen Umformung Spaniens nur durch einen weniger zahlreichen Ausſchuß zu ſpielen für gut fand. Seine Junta ſollte aus hundert und funfzig Mitgliedern beſtehen, als funfzig vom geiſtlichen, und hundert vom weltlichen Stande; es erſchienen aber nur 90 Abgeordnete, und dieſe ohne hinlängliche Vollmachten, welches ihn jedoch wenig irrte. Die Junta ward den 15. Juni 1808 unter dem Vorſitze des Finanzminiſters, d'Aganze, eröffnet, und nahm einſtimmig die neue Verfaſſung an. Später trat in Madrid, welches König Joſeph Napoleon bereits am 1. Auguſt wieder hatte verlaſſen müſſen, auch von Seiten der Inſurrection und ihrer oberſten Leitung eine Junta zuſammen. Dieſe beſtand zuerſt unter dem Vorſitze des Grafen von Florida Blanca aus 26 Mitgliedern. Nachher wurde die Zahl derſelben auf 44 beſtimmt. Die Fortſchritte der Franzoſen im Spätherbſt verſcheuchten dieſe Junta nach Sevilla, von wo ſie nachher nach Cadix flüchten mußte. Außer dieſer Central-Junta war in jeder einzelnen, von den Franzoſen nicht unterjochten Provinz eine Provinzial-Junta, die jener untergeordnet ſein ſollte. Aber viele derſelben verweigerten der Central-Junta den Gehorſam. Auch erfüllte dieſe, beſonders wegen Uneinigkeit ihrer Mitglieder, die Erwartungen der Nation nur ſchlecht; ihr Mangel an Einſicht und Willenskraft ſchadete der guten Sache ſehr, und erleichterte den Franzoſen lange das Spiel. (S. Spanien.)

Jupiter, bei den Griechen Zeus, war ein Sohn des Saturn (griechiſch: Kronos, daher Kronion und Kronides genannt) und der Rhea, und Bruder der Veſta, Ceres, Juno, des Neptun und Pluto. Nach den verſchiednen Zeiten Griechenlands verband man mit dieſer Gottheit auch verſchiedne Begriffe. Die Pelasger verehrten ihn von den älteſten Zeiten an als das Symbol der Natur, und von da ſchreibt ſich noch ſein Orakel zu Dodona her, ſo wie er auch aus dieſem Grunde der dodonäiſche, pelasgiſche König heißt. In der orphiſchen Religion war Jupiter ein phyſiſches Symbol und bedeutete die obere Luft, den Äther, und in dieſem Begriffe war Juno, das Symbol der untern Luft, mit ihm als Schweſter und Gemahlin verbunden. Hieraus erklärt man folgende homeriſche Fabel. Juno, Neptun und Apollo wollten den Jupiter binden; aber Tethis rief den hundertarmigen Briareus ihm zu Hülfe, der durch ſeine bloße Gegenwart den Anſchlag der Götter hintertrieb (Streit der Elemente, in welchem der Äther beinahe wäre überwältigt worden, wenn er nicht endlich durch ſeine Kraft (Briareus) geſiegt hätte). Eben ſo ſymboliſch erklärt man die Fabel, nach welcher Jupiter ſich einſt vermaß, eine Kette vom Himmel herabzulaſſen, woran ſich alle Götter hängen und doch nicht im Stande ſein ſollten, ihn herunter zu ziehen; er aber wolle ſie alle, nebſt Erde und Meer, zu ſich heraufziehen und dann die Kette um den Gipfel des Olymps ſchlingen, ſo, daß ſie ſämmtlich in den Wolken ſchweben ſollten. (Alles vereinte Streben der niedern Elemente iſt nicht im Stande, den Äther aus ſeinem Sitze herunter zu ziehen). Aus dem Symbole des Äthers entwickelte ſich die Dichtervorſtellung vom Jupiter, als Beherrſcher des Äthers und des obern Luftraumes. In dieſem Sinne werden ihm folgende, auf Lufterſcheinungen ſich beziehende Namen beigelegt: der ſich am Blitze Vergnügende; der Wolkenſammler; der Hochſitzende; der Weitſehende; der Hochdonnernde; der Wolkentreiber. Ein höherer Begriff iſt der des Vaters der Götter und der Menſchen,

wie ihn ſchon Homer an mehrern Stellen nennt; doch iſt dies noch nicht der Begriff eines höchſten Weſens und Weltſchöpfers, welcher erſt ſpäter entſtand. Mehr gehört hierher der Begriff des Jupiter Herkeios, der ein Führer und Schützer des Hauſes, der Familien und ihres Eigenthums, auch wol eines ganzen Volks und eines gewiſſen Bezirks, mithin eine bloß örtliche Gottheit iſt. Er iſt ferner Regierer und Lenker der menſchlichen Schickſale, und hält in ſeiner Hand eine Wage, womit er Jedermann Gutes und Böſes zuwägt. Auch ſtehen in ſeinem Palaſte zwei Urnen: in der einen iſt das Böſe, in der andern das Gute. Bald gibt er den Sterblichen aus beiden vermiſcht, bald aus jeder allein. Nichts deſtoweniger iſt er ſelbſt wieder dem Schickſale, einem unbekannten, in Dunkel ſich hüllenden Weſen unterworfen. Er iſt der weiſeſte aller Götter und Menſchen; Minerva ſitzt ſtets zu ſeiner Seite; er faßt ſeine Entſchlüſſe ohne Andrer Beihülfe, und wem er ſie nicht offenbart, dem bleiben ſie unerforſchlich. Mit ſeinem Rathe ſteht er den Menſchen bei, weswegen er auch der Ertheiler wohl überlegten Raths heißt. Er iſt wahrhaftig, ſeine Verſprechungen ſind unwiderruflich und untrüglich; er kennt alle Schickſale der Menſchen; er hört die Eide der Sterblichen, die ſie bei ihm ſchwören, und rächt den Meineid auf's ſtrengſte Jede Ungerechtigkeit und Härte iſt ihm verhaßt. Wer den um Vergebung bittenden Beleidiger (Hiketes) nicht aufnimt und ihm nicht vergibt, den ſtraft der Jupiter Hiketeſios. Er iſt gütig und liebreich, und will, daß die Menſchen eben ſo einander begegnen ſollen. Daher heißt er auch Jupiter Xenios, der Schützer der Fremdlinge. Dieſe Ideen vom Jupiter, die man obgleich noch auf Örtlichkeiten eingeſchränkt, ſchon bei Homer und den Dichtern ſeines Zeitalters findet, wurden in der Folge immer mehr entwickelt; ſo wie die Bildung der Griechen fortſchritt und eine reinere Philoſophie ſich zu verbreiten begann. Hiermit verband man die hiſtoriſche Sage, nach welcher Jupiter auf der Inſel Kreta und zwar auf dem Berge Ida geboren und erzogen war; denn ein Orakel des Uranus und der Gäa hatte der Rhea den Rath ertheilt, ihren Sohn auf jenem Berge zur Welt zu bringen, damit er nicht vom Kronos verſchlungen werde. Doch ſoll Jupiter auch zu Meſſene, Theben, Olenos in Ätolien, Ägäa in Achaja, auf dem Berge Lykros, oder auf dem Dikte in Kreta, auf dem Berge Lycäus in Arkadien (wo die Höhle gezeigt wurde, in welcher ſeine Mutter mit ihm niederkam), geboren ſein. So verſchieden die Örter ſeiner Geburt angegeben werden, eben ſo verſchieden ſind auch die Nachrichten von dem Orte ſeiner Erziehung. Nach Homer erzog ihn Gäa, und verbarg ihn während der Nacht in einer Höhle des waldigen Gebirges Argäus; Tauben brachten ihm Ambroſia. Die Arkadier und Meſſenier ließen ihn durch Nymphen erziehen, welche ihn von den Kureten erhielten und in dem Brunnen Klepſydra badeten. Nach einer andern Erzählung ſoll die Mutter das Kind den Kureten übergeben haben, welche letztern es durch die Nymphen Ida und Adraſtea warten ließen, und durch das Zuſammenſchlagen ihrer Schilder beſtändig ein ſolches Geräuſch machen mußten, daß Kronos das Kind nicht ſchreien hörte. Statt des Jupiter verſchluckte darauf dieſer einen, in Ziegenfell gewickelten und mit Honig beſtrichenen Stein. Wieder nach andern Erzählungen waren die Töchter des kretiſchen Königs Meliſſus, Amalthea und Meliſſa, ſeine Erzieherinnen, welche ihn mit der Milch einer Ziege, Amalthea, nährten, deren Horn Jupiter in das Fruchthorn verwandelte. Er wuchs ſehr ſchnell heran. In einem Jahre war er ſchon im Stande, zur Ausführung eines Plans, den die Mutter gegen ſeinen Vater entworfen hatte, behülflich zu ſein. Von der Metis (Göttin der Klugheit) bekam Jupiter

ein Brechmittel, welches er dem Kronos eingab. Dies that eine ſo gute Wirkung, daß er alle ſeine bis dahin verſchluckten Kinder wieder von ſich gab, auch den zuletzt verſchluckten Stein, welchen Jupiter zum Andenken bei Pytho, am Fuße des Parnaſſus, niederlegte. Nun ſchritt er zur Entthronung ſeines Vaters. Die älteſten Söhne des Uranus und der Gäa, die Centimanen und Cyklopen, waren in dem Tartarus hart gefeſſelt, und das Ungeheuer Kampe bewachte den Eingang deſſelben. Dieſes tödtete Jupiter auf den Rath der Gäa, und befreiete die Gefangenen. Aus Dankbarkeit bewaffneten dieſe den Jupiter mit dem Blitze, der bis dahin in der Erde verborgen gelegen hatte, den Neptun mit dem Dreizack und den Pluto mit dem unſichtbar machenden Helme. Darauf entthronte er ſeinen Vater, den er mit demſelben Meſſer entmannte, mit welchem dieſer einſt den Uranus entmannt hatte. Die Titanen waren mit dieſer Regierungsveränderung nicht zufrieden, und ſo entſtand ein zehnjähriger Krieg zwiſchen ihnen und den Kroniden und Centimanen. Der Schauplatz des Kampfs waren die Berge Olympus und Othrys. Von dieſem fochten die Titanen, von jenem die neuen Götter herab. Endlich ſiegten die letztern, und die Titanen wurden in den Tartarus geſtürzt. Nun war Jupiter im völligen Beſitze der Oberherrſchaft, und theilte durch's Loos das väterliche Reich mit ſeinen Brüdern, ſo daß er ſelbſt den Himmel und die Erde, Neptun das Waſſerreich und Pluto die Unterwelt zu ſeinem Antheile erhielt. Aber noch war die neue Herrſchaft nicht hinlänglich gegründet. Andre furchtbare Ungeheuer erhoben ſich gegen die neuen Götter, und drohten ihnen den Untergang. Gäa zürnte, daß ihre Kinder, die Titanen, in den Finſterniſſen des Tartarus gefangen gehalten wurden, und brachte die furchtbaren Giganten hervor, welche ſich gegen die neuen Götter empörten. Aber auch ſie wurden endlich mit Hülfe des Herkules beſiegt. Nun gebar Gäa, noch immer zürnend, von dem Tartarus den Typhoeus (Typhaon, Typhon), das furchtbarſte aller Ungeheuer, das Jupiter nur mit vieler Mühe ſich zu unterwerfen vermochte. Nach Einigen verfolgte Jupiter daſſelbe mit dem Blitze und mit ſeiner Sichel, bis ſie am Berge Kaſius mit einander zu ſtreiten begannen. Typhoeus umwickelte den Jupiter mit ſeinen Schlangenſchwänzen, ſtürzte ihn zu Boden, und ſchnitt ihm mit jener Sichel die Sehnen an Händen und Füßen ab, ſchleppte ihn dann in die korcyriſche Höhle und ſtellte einen Drachen als Wächter vor dieſelbe. Aber Merkur und Ägipan (ein Sohn des Jupiter und der Äga, Pan's Gemahlin, oder ein Mitbruder des Jupiter) befreieten ihn heimlich aus derſelben, heilten ihn und ſetzten ihn auf einen geflügelten Wagen, von welchem er auf den Typhoeus ſeine Blitze herabſchleuderte. Bei Niſa und am Hämus kämpften ſie mit einander; endlich ſiegte Jupiter und bedeckte das faſt verblutete Ungeheuer mit dem Ätna, oder mit der Inſel Pithekuſa. Nun befand ſich endlich Jupiter im ruhigen Beſitze der Oberherrſchaft, welche ihm von den Göttern feierlich übertragen wurde, wofür er jedem unter ihnen eine Belohnung ertheilte. Seitdem war er ein König der Götter, ein Begriff, der in den Zeiten entſtanden zu ſein ſcheint, wo Griechenland noch lauter kleine Könige hatte. So wie dieſe oft einen allgemeinen König oder Aufſeher unter ſich wählten, der den Vorrang hatte, wie z. B. Agamemnon im trojaniſchen Kriege, ſo machten es auch, den Erzählungen der Dichter zufolge, die Götter. Sie wählten den Jupiter zu ihrem Könige und Anführer, und daher hatte er das Recht, die Götter bei wichtigen Angelegenheiten in ſeinen Palaſt zu berufen. Im trojaniſchen Kriege unterſagte er den verſammelten Göttern, an demſelben fernerhin Theil zu nehmen, und drohte, den Übertreter dieſes Verbots mit ſeinem Blitze

in den Tartarus zu ſchleudern. Der König Jupiter iſt vom Homer ganz nach dem Begriffe der damaligen griechiſchen Könige geformt, ſo wie überhaupt der ganze Charakter deſſelben nach den Sitten der alten griechiſchen Helden, welche roh, wild und leidenſchaftlich waren, geſchildert iſt. Übrigens wird ihm ſogar eine Geißel zugeſchrieben, womit er als König züchtigt. Dieſe Vorſtellung war von den Ägyptern entlehnt, bei denen die Geißel ein Bild der königlichen Hoheit war. Wir kommen nun auf die Thaten und Liebſchaften Jupiters. Als Regent der Erde hatte er ſein Augenmerk vorzüglich auf das Menſchengeſchlecht gerichtet, welches er, weil es verderbt und laſterhaft war, von Grund aus vertilgte, und aus Bäumen ein andres und beßres ſchuf. Den Prometheus, der das Feuer für die Menſchen geſtohlen hatte, ließ er durch Vulcan an den kolchiſchen Kaukaſus ſchmieden, und ſeine Leber von einem Geier verzehren. Den Äſkulap erſchlug er mit ſeinem Blitze, weil er durch ſeine Heilkunde das Reich des Pluto entvölkert hatte; und als Phöbus, um ſeinen Sohn zu rächen, die Cyklopen tödtete, welche den Blitz geſchmiedet hatten, verbannte er ihn eine Zeitlang aus dem Himmel, und verſtieß ihn auf die Erde. So ſtreng rächte er jede Beleidignng ſeiner Majeſtät. Aus demſelben Grunde tödtete er auch den König Salmoneus, der den Donner nachahmte; den Idas, welcher den Pollux erſchlagen wollte, und den Kapaneus, welcher zuerſt Thebens Mauern erſtieg; ferner die Kureten, weil ſie, von der Juno verführt, den jungen Epaphus verbargen, und den achäiſchen Flußgott Aeſopus, der ſeine Tochter, die Jupiter entführt hatte, wieder zurückverlangte. Auch zog er durch die Welt, ſtrafte die Böſen und belohnte die Guten. Seine beſtändigen Diener waren die Horen und Merkur; ſein und der übrigen Götter Mundſchenk, Ganymedes, vorher Hebe. Sein Palaſt iſt auf dem Olymp. Themis oder Tike ſitzt neben ihm auf dem Throne. Seine erſte Gattin war Metis, eine Tochter des Okeanos, die klügſte unter allen Gottheiten. Als aber Uranus und Gäa ihm weiſſagten, daß ſie ihm ein Kind gebären würde, welches ihm ſeine Herrſchaft rauben ſollte: ſo verſchlang er ſie, als ſie ſchwanger war, und gebar darauf aus ſeinem Haupte die Minerva. Seine zweite Gemahlin war Themis, eine Tochter des Uranus und der Gäa, mit welcher er die Horen und Parzen erzeugte; ſeine dritte und bekannteſte die Juno. Außerdem hatte er unter Göttinnen und ſterblichen Mädchen eine große Anzahl von Geliebten. Unter den Göttinnen liebte er die Dione, eine Tochter des Äthers und der Gäa, und ward durch ſie der Vater Aphroditens; ferner die Mnemoſyne, des Uranus und der Gäa Tochter, mit der er die neun Muſen erzeugte, indem er neun Nächte in ihrer Umarmung zubrachte; die Ceres, ſeine Schweſter, welche durch ihn Mutter der Proſerpina ward; die Eurynome, des Okeanos und der Thetys Tochter, Mutter der Grazien; die Latona, Tochter des Titanen Cous und der Phöbe, Mutter Apoll's und Dianens. Weit größer noch iſt die Zahl ſeiner ſterblichen Geliebten. Zu ihnen gehören: die Danae, des Akriſius Tochter, Mutter des Perſeus; die Niobe, Tochter des Phoroneus, die erſte Sterbliche, die Jupiter liebte, und mit der er den Argus, den dritten König von Argos, zeugte; die Maja, Tochter des Atlas und Mutter Merkurs; ihre Schweſter Taygete, Mutter des Lacedämon, und die dritte Schweſter Elektra, Mutter des Dardanus; ferner die Semele, Tochter des Kadmus und Mutter des Bacchus; Europa, Tochter des Phönix oder Agenor und Kadmus Schweſter, Mutter des Minos, Sarpedon und Rhadamanth; Kalliſto, des Lykaon oder Nykteus Tochter, Mutter des Arkas; Io, des Inachus oder Argus Panoptes Tochter, Mutter des Epaphus; Leda, Tochter des ätoliſchen Kö-

nigs Theſtius oder Glaukus, Mutter der Helena und des Pollux; Ägina, Tochter des Flußgotts Äſopus und Mutter des Äakus; Antiope, Tochter des Nykteus und Mutter des Amphion und Zethus; Klara, Tochter des Orchemenos und Mutter des Rieſen Tityus; die letzte ſeiner Geliebten war die ſchöne Alkmene, die Mutter des Herkules. Auch nennt man die Nymphen als Töchter des Jupiter; ſo wie er ferner durch die Entführung des ſchönen Ganymedes den Griechen das erſte Beiſpiel der Knabenliebe gab. Jupiter hatte mehrere Orakel in Griechenland, nämlich zu Dodona, eins zu Olympia, welches aber bald aufhörte, und eins in der heiligen Grotte auf dem Berge Ida in Kreta. Sein vorzüglichſter Tempel in Griechenland war der zu Olympia oder Piſa. Außerdem wurde er noch beſonders verehrt zu Dodona in Epirus, auf dem Berge Kaſius in Ägypten, in der Stadt Nemea in Argolis, am Ätna, auf den Bergen Athos und Dikte und an vielen andern Orten. Hieraus erklärten ſich viele Beinamen des Jupiter. Bei den Römern hieß er: Feretrius, Elicius, Stator, Capitolinus u. ſ. w. Sein gewöhnliches Attribut iſt der Blitzſtrahl, den er entweder ſelbſt in der Hand hält, oder welchen der Adler neben ihm trägt. Dieſen findet man immer bei ihm; auch zuweilen den ſchönen Ganymedes. Gewöhnlich wird er mit Krone und Scepter abgebildet. Sein Blick verräth Ernſt und Majeſtät, mit Güte und Heiterkeit vermiſcht. Von Statuen, die den Jupiter darſtellten, haben ſich verhältnißmäßig nur wenige aus dem Alterthume erhalten; und noch dazu keine vom erſten Range. Deſto ſchönere Vorſtellungen findet man auf Gemmen, welche uns den König der Götter bald als Büſte, bald in ganzer Figur, bald allein, bald mit andern Figuren gruppirt, in den verſchiednen Auftritten ſeiner Geſchichte darſtellen. Das berühmte Wunderwerk Griechenlands, die Bildſäule des olympiſchen Jupiters von Phidias (ſ. Phidias), iſt zwar für uns verloren gegangen; aber höchſt wahrſcheinlich ſind uns in den vielen vortrefflichen Jupiters-Köpfen auf Gemmen die Hauptzüge deſſelben aufbehalten. Auf einer Gemme des Stoſchiſchen Kabinets bewundert man beſonders den hohen, mit himmliſcher Milde gepaarten Ernſt, der über ſein ganzes Geſicht verbreitet iſt, und den ſchönen, nicht in krauſen Locken der Jugend, ſondern in den ſanften Schwingungen des reifen, männlichen Alters herunterfallenden Haarwuchs, der am treffendſten ſich mit der Mähne des Löwen, des Königs der Thiere vergleichen läßt. Auf einer andern Gemme thront Jupiter als König des Himmels und der Erde auf einem Lehnſtuhle. Mond und Sterne um ihn her, den Erdball in der Rechten, das Scepter in der Linken, und ein Diadem um ſein Haupt, bezeichnen ihn deutlich als den höchſten Herrſcher. Der Untertheil des Leibes iſt bekleidet; der Adler zu ſeinen Füßen blickt zu ihm hinauf, ſeine Befehle erwartend. Wenn Jupiter ſteht, ſo iſt er meiſtens ganz nackend, weil er dann im Handeln begriffen iſt, wobei ihm die Kleidung nur hinderlich ſein würde. Gewöhnlich opferte man ihm Stiere und Adler; Eichen und Buchen waren ihm beſonders heilig. Im zweiten Monate jedes fünften Jahrs wurden ihm die olympiſchen Spiele gefeiert. Außer der homeriſchen und orphiſchen Hymne auf den Jupiter, haben wir noch eine vom Kallimachus und Kleanthes. Noch merken wir an, daß die Alten mehrere Jupiter unterſchieden. Varro gibt deren dreihundert und Cicero drei als die vornehmſten an: den Sohn des Äther, des Cölus und des Saturn. In dem letzten wurden endlich die Geſchichten aller Jupiter vereinigt. Über den Planeten dieſes Namens ſ. den Art. Planeten.

Jura, ein 60 — 80 Stunden langes und 15 Stunden breites Ge-

birge, die nördliche Fortſetzung der, aus Savoyen emporſteigenden Alpen (ſ. d. Art.), von da an, wo die Rhone das Gebirge durchbricht. Aber auch durch die niedrigen Berge des Cantons Waadt ſteht der Jura mit den hohen berner Alpen in Verbindung. Er zieht ſich in mehrern langgeſtreckten Reihen zwiſchen den franzöſiſchen und Schweizergrenzen gegen Norden, theilt ſich endlich und läuft mit dem öſtlichen Hauptarme durch Neufchatel und den helvetiſchen Canton Solothurn, und endigt an der Oſtſeite des Frickthals im Canton Aargau am Rhein, wo auf der deutſchen Seite der Schwarzwald eine Fortſetzung deſſelben iſt. Der weſtliche Arm geht weiter gegen Norden und erhält den Namen des vogheſiſchen Gebirges. Der Jura hat keinen immerwährenden Schnee, auch nicht die auffallende zackige Figur der hohen Alpen. Einer der höchſten Gipfel, der Berg Recùlet, erhebt ſich 885 Toiſen, und die Dole, weſtlich von Nion, 846 Toiſen über die Fläche des mittelländiſchen Meeres.

Jurisprudenz, ſ. **Rechtswiſſenſchaft** und die einzelnen Rechte, als: **Civilrecht**, **Criminalrecht**, **römiſches Recht** u. ſ. w.

Jury (Geſchwornengericht). Das Recht und die Machtvollkommenheit zu ſtrafen, iſt von der ausübenden Gewalt im Staate unzertrennlich. Da aber die Strafgewalt über Eigenthum, Freiheit und Leben der Staatsbürger zu entſcheiden hat, ſo kann die ausübende oder höchſte Gewalt leicht in Deſpotismus, und das Verhältniß der Staatsbürger zu ihr in Sklaverei ausarten, wenn ſie willkürlich ſtrafen kann. Demnach kam es darauf an, ihr die Willkür und die Möglichkeit zu benehmen, ungerecht zu ſein. Da nun bei jedem Straffall eine doppelte Frage zu beantworten iſt, erſtlich: hat der Angeſchuldigte die That begangen welcher er beſchuldigt wird, und zweitens: wenn er ſchuldig iſt, welche Folgen knüpfen die Geſetze an dieſe That, welche Strafe muß ihn treffen? ſo wird die ausübende Gewalt hinlänglich beſchränkt, und doch nicht aufgehoben ſein, wenn man ihr bloß die letzte Frage zu beantworten überläßt; die Beantwortung der erſten aber einer, von ihr geſchiednen, möglichſt unabhängigen Behörde überträgt. Dieſe darf ſich aber weder auf einen Einzelnen, noch auf ein beſtehendes Collegium beſchränken. Beide ſind zu ſehr den Einflüſſen der höchſten Gewalt unterworfen. Nur das Volk in Maſſe iſt nicht zu verführen, da es kein andres, als das volksmäßige Intereſſe der Sicherheit und Freiheit haben kann; nur dieſes ſteht furchtlos der höchſten Gewalt gegenüber, da das Volk nur durch das Volk gezwungen werden könnte. Weil aber ferner das Volk in Maſſe nicht zu Gericht ſitzen kann, auch bekannt iſt, wie wenig von der unparteiiſchen Gerechtigkeit der Menge zu erwarten iſt, ſobald ihr Vortheil in das Spiel kömmt: ſo muß dieſe Thätigkeit einzelnen, für einzelne Fälle oder nur auf kürzere Zeit gewählten, geſchwornen Stellvertretern übertragen werden, damit das Volksgericht nicht in ein feſtſtehendes Amt ausarte. Dieſe, da ſie nicht im voraus beſtimmt ſind, können nicht zum Ziel verführeriſcher Einflüſſe werden, die, wenn auch bei Einigen, doch ſchwerlich bei Allen Eingang finden können. In dieſen Anſichten iſt der Grund und zugleich das Weſen eines jeden Geſchwornengerichtes, namentlich der ſogenannten kleinen Jury in England, und der, dieſer nachgeahmten, Jury de jugement bei den Franzoſen. Der Freiheitsſinn ging in dem erſten Lande noch weiter, und erfand, um des Unheils willen, das ſchon durch bloße Anklagen verurſacht werden kann, die ſogenannte große Jury, ebenfalls geſchworne Volksſtellvertreter, welche über die Zuläſſigkeit einer Anklage zu ur-

theilen haben und ob in Gemäßheit ihrer mit der Criminalunterſuchung gegen Jemand zu verfahren ſei. Ihr Ebenbild beſtand in Frankreich bis 1809 unter dem Namen: Jury d'accusation. An dieſen weſentlichen Charakter eines Geſchwornengerichts knüpfen ſich mehrere, zu ſeiner Vervollkommnung nöthige Beſtimmungen. a) Es müſſen nicht nur Bürger über Bürger zu Gerichte ſitzen, ſondern es muß auch die möglichſte Standesgleichheit unter den Richtern und dem zu Richtenden beobachtet werden, damit nicht verſchiednes Standesintereſſe oder ungleiche Geſichtspunkte zu Ungerechtigkeiten, Parteilichkeit, oder falſchen Beurtheilungen Veranlaſſung geben. In England, wo alle Stände vor dem Geſetze gleich ſind, und man keine beſondern Vorrechte des Standes oder der Geburt kennt, haben alle Adelige, welche nicht zu den Pärs des Reichs gehören (denn dieſe, als unmittelbare Theile der Verfaſſung, als Mittelglieder zwiſchen König und Volk, haben ihres Gleichen, und demnach ihr Geſchwornengericht nur in dem Oberhauſe), ferner die Kinder und Brüder dieſer Pärs und alle nur betitelte Lords eine und dieſelbe bürgerliche Jury mit den gemeinen Bürgern. In den alten deutſchen Gerichten, welche dem Weſentlichen nach Geſchwornengerichte waren, wurde die Ebenbürtigkeit des Richters mit dem zu Richtenden auf das ſtrengſte beobachtet; jedoch nicht ſowol, weil kein Niederer von einem Höhern, ſondern umgekehrt, weil kein Höherer von einem Niedern gerichtet werden durfte. b) Die Geſchwornen können nicht wohl anders als von einem öffentlichen Beamten, in England von dem Sherif, gewählt werden. Jede mögliche Gefährde zu vermeiden, bleibt dem Angeklagten das Recht, einen Theil der Gewählten zu verwerfen. Gleiches Recht iſt auch dem Ankläger verſtattet. Demnach können in England von jenem 20, und beim Verbrechen des Hochverraths 35 verworfen werden, während der Ankläger im Namen des Königs keinen einzigen ohne namentliche Urſache verwerfen darf. c) Das Geſchwornengericht, das in den meiſten Fällen nur aus Ungelehrten des Volkes beſtehen kann, darf an keine geſetzliche Beweistheorie, ſondern bloß an ſeine rein menſchliche und perſönliche Überzeugung gebunden ſein, und eben deswegen kann man ſeine Ausſprüche keiner Reviſion, am wenigſten einer beſtimmten höhern Behörde unterwerfen. In England hat man auch für Civilſachen eine Jury. Weil in Civilſachen die Beſtimmung der Thatumſtände meiſtens ſchon von juridiſchen Fragen abhängt, ſo iſt hier eine Beweistheorie vorgeſchrieben. Allerdings ein offenbarer Widerſpruch, indem hier den Gewählten nichts übrig bleibt, als in Allem den Anſichten und dem Vortrage des vorſitzenden Rechtsgelehrten zu folgen. d) Alle bei der Criminalunterſuchung nöthigen Handlungen, Verhöre u. ſ. w. ſind vor den Augen der Geſchwornen zu bewerkſtelligen. Ihre Erkenntniß auf ein Protokoll, auf Acten oder den Vortrag eines Beamten zu verweiſen, würde an ſich Schwierigkeiten haben, auf alle Fälle aber einer durch äußere Einflüſſe zu beſtimmenden Willkür des Protokollirenden oder des Beamten Raum laſſen, und hiedurch der weſentliche Zweck des Geſchwornengerichts vernichtet werden. Mit der franzöſiſchen Verfaſſung wurde auch das Geſchwornengericht immer weiter auf dem Feſtlande verbreitet und erregte den größten Antheil, bei vielen hohe Bewunderung. Es iſt aber von Feuerbach, in ſeiner klaſſiſchen Schrift über dieſen Gegenſtand (Landshut 1813. 8.), bewieſen worden, daß, in politiſcher Hinſicht betrachtet, das Geſchwornengericht nur in beſtimmten Verfaſſungen einen Werth haben kann, worüber man deſſen Mängel, inſofern es bloß von dem Geſichtspunkte der Criminalgerichtsbarkeit aus betrachtet wird, vergeſſen mag. Politiſche Rückſich-

ten machen das Geſchwornengericht nothwendig in Demokration. Einem einzelnen Magiſtrate oder einer beſtehenden Behörde anvertraut, würde die Criminalgewalt den unmittelbaren Weg zur Alleinherrſchaft oder Ariſtokratie bahnen. Eben ſo unentbehrlich iſt daſſelbe einer gemiſchten Verfaſſung, wie der engliſchen. Denn dieſe würde entweder zur reinen Monarchie, Demokratie oder Ariſtokratie werden, wenn man das ungeheure Übergewicht der Strafgewalt allein dem Monarchen, oder einer der ihm entgegenwirkenden, und ihn beſchränkenden Kräfte, dem Volke oder dem die Nationalſouveränität vorſtellenden Körper übertragen wollte. Gar ſehr fürchten daher auch die Engländer, dieſe Verfaſſung möge dereinſt ſich in eine reine Monarchie auflöſen, ſeitdem es der Regierung gelungen iſt, mehrere Änderungen und Beſchränkungen der Geſchwornengerichte zu machen. Dagegen leuchtet ein, daß in einer Verfaſſung, wo der Monarch unumſchränkter, nur an ſeine eignen Geſetze gebundner Herr iſt, jener politiſche Vorzug einer Jury wegfalle. Hier kann keine Verfaſſung, aber auch keine perſönliche Freiheit der Einzelnen von dem Geſchwornengerichte vertheidigt werden, da der Regent dieſes jeden Augenblick aufheben, oder doch in beſondern Fällen willkürlich durch Specialcommiſſionen unwirkſam machen kann. Das redende Beiſpiel davon iſt Frankreich in den letzten Zeiten. Übrigens ſcheint die Stiftung eines Geſchwornengerichts bei einer rein monarchiſchen, und ſchon durch längre Dauer begründete Monarchie nicht nur nichtig, ſondern auch um ſo entbehrlicher, da hier der Regent nichts mehr durch Ungerechtigkeit gewinnen kann, wol aber Alles zu verlieren befürchten muß. Inwiefern entſpricht aber ein Geſchwornengericht den Anforderungen, welche man an die Criminalgerichtsbarkeit macht? Inwieweit iſt ein zuverläſſiges, wahres Erkenntniß über das Schuldig oder Unſchuldig von ihm zu erwarten? Daß die engliſche Jury durchaus den Verbrecher begünſtigt, bewieſe im Allgemeinen noch nichts gegen dieſe Anſtalt, welche einmal bei den Engländern einen außerordentlich populären Charakter angenommen hat. 1) „Die Erhebung des ſubjectiven Fürwahrhaltens zum Princip der Wahrheit ſelbſt, die Gleichgültigkeit des Geſetzgebers für die objectiven Glieder der richterlichen Überzeugung, für die Reinheit oder Unlauterkeit ihres Urſprungs, räumt dem Irrthum, dem alle Wege offen gelaſſen ſind, einen vollkommen freien Spielraum, und ſogar die Würde und Kraft der Wahrheit ſelber ein.“ Kann man dem Geſchwornen, welcher nur in dem Kreiſe gewöhnlichen Verkehrs ſich zu bewegen gewohnt iſt, und auch nur in und für dieſen ſeine Fähigkeit gebildet hat, Scharfblick genug zutrauen, um die verwickeltſten Verhältniſſe, die ſo oft bei Criminalunterſuchungen vorkommen, zu durchſchauen, um kaltblütig weder die Abneigung noch Zuneigung den Ausſchlag geben zu laſſen? Dieſem Übel mittelſt beſtändiger Geſchwornen, welche durch Übung ſich zu Criminalunterſuchungen bilden könnten, abhelfen wollen, hieße den Begriff des Geſchwornengerichts vernichten. Hierzu kömmt, daß bei der mündlichen Verhandlung vor den Geſchwornen Alles vollkommne Wirkſamkeit erhält, was die Überzeugung durch Trugſchlüſſe und Erregung von Affecten übereilen und irreleiten kann, und daß die verſchiednen, oft unendlich zahlreichen Vertheidigungs- und Beſchuldigungsmomente auf keine Weiſe vergleichend gegenüber geſtellt und gegen einander abgewogen werden mögen; was nur der Beurtheilung des Richters aus geſchriebnen Protokollen möglich iſt. Allemal wird bei einem Geſchwornengerichte der letzte Eindruck der entſcheidende ſein. Die Information, womit, nach beendigten Debatten, der dem Gerichte vorſitzende, rechtsgelehrte Richter die Berathung der

Geſchwornen zu leiten und ihrem ungelehrten Urtheile zu Hülfe zu kommen ſucht, hilft dieſem und den unten bemerkten Mängeln auf eine ſehr folgewidrige Weiſe ab: denn hierdurch wird dieſer in den allermeiſten Fällen zum Herrn des Urtheils. Aus ſeinen ſtrengern oder mildern Geſinnungen kann man in England in der Regel mit Sicherheit dem Ausſpruche der Geſchwornen entgegenſehen. Viele Verbrecher ergreifen die Flucht, wenn ein Großrichter von bekannt ſtrengem Character zur nächſten Sitzung in die Grafſchaft kömmt, und kehren zurück, wenn ſie bei den mildern Geſinnungen eines andern eine günſtigere Entſcheidung erwarten dürfen. 2) Die Erfahrung beſtätigt es, und es liegt in der Natur der Sache, daß die Geſchwornen in der Regel Anſtand nehmen, ſelbſt ihrer Überzeugung entgegen, das Schuldig da auszuſprechen, wo von einem der öffentlichen Meinung nach ſtrenger als billig verpönten Geſetze die Rede iſt. Der gemeinen Anſicht wird es hier unendlich ſchwer, das Factiſche von den rechtlichen Folgen zu trennen. Dieſer Nachtheil zeigt ſich beſonders in England, ja er wird hier, wo die Criminalgeſetzgebung nicht mit der Zeit fortgerückt iſt, und z. B. ein ganz geringer Diebſtahl mit dem Strange beſtraft wird, gewiſſermaßen nöthig. 3) Die Frage über Schuldig oder Nichtſchuldig iſt keine rein factiſche, ſondern auch eine juridiſche, und ſetzt alſo allemal criminalrechtliche Kenntniſſe voraus. Sagen zu können, ob Jemand einen gewaltſamen Diebſtahl begangen habe, muß man erſtlich wiſſen, ob er dasjenige überhaupt gethan, was der Ankläger behauptet, und dann, ob dieſe Handlung jene Kennzeichen habe, welche die Geſetze von einem gewaltſamen Diebſtahle verlangen. Wollte man aber, dieſem Übelſtande abzuhelfen, die Jury auf Beantwortung des bloß rein factiſchen Punktes der Frage über das Schuldig beſchränken, ſo würde man ihren Zweck völlig vernichten, und der Behörde, welcher die Entſcheidung des juridiſchen Punktes überlaſſen bliebe, die größte Willkür freigeben, indem dieſelbe jede Handlung zu jedem ihr beliebigen Verbrechen machen könnte. In England hat man den nur zu unſichern Ausweg eingeſchlagen, daß, wenn die Geſchwornen die Anklage in juridiſcher Hinſicht nur zum Theil gegründet finden, (der Ankläger muß das, von ihm verfolgte Verbrechen bei Vermeidung der Nichtigkeit ſeines Verfahrens ganz beſtimmt nennen) und darin ein kleineres als das angeſchuldigte Verbrechen erkennen, ein zuſammengeſetztes, theils losſprechendes, theils verurtheilendes Verdict (Urtheil, Ausſpruch) geben dürfen, z. B. ſchuldig des Todtſchlags, nicht aber des Mordes. Sind die Geſchwornen über das rein Factiſche einig, können jedoch ihre Zweifel über deſſen juridiſche Beſchaffenheit nicht löſen: ſo haben ſie die Entſcheidung dem Vorſitzer zu überlaſſen. Werden aber die Geſchwornen ihrer Einſicht nicht mehr als billig vertrauen? Wird hier der Vorſitzer nicht unumſchränkter Richter? Man könnte geneigt ſein, mindeſtens darin einen entſchiednen Vorzug der Geſchwornengerichte zu finden, daß der Beſchuldigte von Richtern gerichtet wird, welche ſeines Gleichen ſind, und von welchen, ſcheint es, er eben deswegen ein gerechteres, ſeine beſondre Lage mehr berückſichtigendes Urtheil erwarten kann, als von Andern. Allein erſtlich muß jene ärmſte und verächtlichſte Klaſſe des Volks, welche vor allen andern die criminalprozeſſualiſchen Annalen füllt, um ſeiner Stumpfheit und ſeines Mangels an jedem öffentlichen Intereſſe willen, von der Jury ausgeſchloſſen bleiben, wodurch jene Gleichheit in den meiſten Fällen vernichtet iſt (ſo muß in England, wer Geſchworner werden will, ein beſtimmtes Einkommen haben; daſſelbe wird in Frankreich beobachtet, wo auch noch beſondre Eigenſchaften des Standes berückſichtigt werden); ſodann macht nicht

bloß der Stand die wichtigſte Ungleichheit, ſondern es wird bei den unendlichen Abſtufungen und Verſchiedenheiten des Vermögens, der Erziehung, der Meinungen und unzähliger äußerer Verhältniſſe in der menſchlichen Geſellſchaft, ſtatt vollendeter Gleichheit, oft die größte Ungleichheit zwiſchen den Richtern und Angeklagten Statt finden. Die mannichfaltigen Mittel, wodurch man in Frankreich den Gebrechen der Jury abzuhelfen geſucht hat, (man konnte hier, wo ſie als politiſche Anſtalt gleichgültig war, willkürlich an ihrem Weſen ändern), und welche dennoch keine zweckmäßigere Criminalgerichtsbarkeit ſchaffen konnten, belegen ihre gänzliche Unzulänglichkeit in dieſer Hinſicht zur Genüge. In der N. Folge dieſes Werkes findet man weitre, durch neure Verhältniſſe veranlaßte Erörterungeu dieſes Gegenſtandes. D. M.

Juſſieu (Antoine und Bernard de), zwei Brüder, in den letzten Jahren des 17. Jahrh. geb., zeichneten ſich ſowol in der praktiſchen Arzneikunde, als in der Botanik aus. Antoine machte botaniſche Reiſen, und brachte aus Spanien eine zahlreiche Pflanzenſammlung mit. Er ſchrieb darauf über naturhiſtoriſche und mediciniſche Gegenſtände, und ſtarb 1758 im 72ſten Jahre, wegen ſeiner Menſchenliebe allgemein bedauert. Bernard, geb. 1699 zu Lyon, erhielt im königl. botaniſchen Garten eine Profeſſur der Botanik. Ihm hat man die, 1725 in zwei Duodezbänden herausgekommne neue Ausgabe der Histoire des plantes qui naissent aux environs de Paris von Tournefort zu verdanken. Er hatte die Freude, die Ceder vom Berge Libanon, die in dem Garten des Königs fehlte, und von welcher er ſelbſt in ſeinem Hute zwei Stecklinge aus England nach Frankreich gebracht hatte, unter ſeinen Augen über alle andre Bäume des Gartens hinwegwachſen zu ſehen. Linné beſuchte ihn während ſeines Aufenthalts in Frankreich, und wohnte einer ſeiner botaniſchen Wanderungen bei. Juſſieu's Schüler, ſo erzählt man, erlaubten es ſich, ihren Lehrer auf die Probe zu ſtellen, indem ſie ihm Pflanzen, deren Kennzeichen ſie abſichtlich zerſtört hatten, darbrachten und eine Erklärung derſelben von ihm verlangten. Stets erkannte dann Juſſieu den Betrug und gab, ohne in Verlegenheit zu gerathen, die verlangte Auskunft. Einſt wollten die Schüler mit Linné denſelben Verſuch machen; dieſer aber erklärte frei heraus, nur Gott allein oder ihr Lehrer (Juſſieu) könne ihre Frage beantworten. Nachdem ſich Juſſieu lange Zeit mit einer ſyſtematiſchen Eintheilung des Pflanzenreichs beſchäftigt hatte, ſtarb er 1777 im 79. Jahre ſeines Alters. Noch lebt ſein Neffe, Antoine Laurent de Juſſieu, Arzt, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris und der königl. medic. Schule. 1804 erſtattete er einen Bericht über die Ergebniſſe der Reiſe des Cap. Baudin nach Neuholland. In der Anatomie der Pflanzen hat er ſich durch die Entdeckung eines im Kern enthaltenen Körpers, Periſperme von ihm genannt, bekannt gemacht. 1784 ließ er ſeinen Rapport de l'examen du magnetisme animal drucken. Seine Genera plantarum secundum ordines naturales disposita (nach der Methode im botan. Garten zu Paris) erſchienen 1789 und 1791; auch in Zürich und in Leipzig. 1796 ſchrieb er Tableau synoptique de la méthode botanique de B. et A. L. de Jussieu; und 1800: Tableau de l'école de botanique du Jardin des Plantes de Paris. Er erhielt 1817 den St. Michaelsorden.

Juſtinianus I., der Große genannt, Juſtinus I. Neffe, Kaiſer des oſtrömiſchen Reichs, und berühmt als Geſetzgeber, wurde 483 in einer unbekannten Familie geboren. Er nahm Theil an dem Glücke ſeines Oheims, der vom gemeinen thraziſchen Bauer zum Kaiſer aufge=

ſtiegen war. Als Juſtinian im J. 521 zum Conſul ernannt worden war, gab er dem Volke prächtige Schauſpiele. Eben ſo ſchmeichelte er dem Senate, und ſuchte ſich deſſen Gunſt zu erwerben, wofür ihm auch dieſer den königlichen Titel Nobiliſſimus ertheilte. Sein Oheim, vor Alter ſchwach und an einer empfangnen Wunde leidend, legte gewiſſermaßen die Regierung nieder. Doch wurde Juſtinian erſt nach deſſen Tode, am 1. Aug. 527, zum wirklichen Kaiſer ausgerufen. Jetzt verheirathete er ſich mit der berüchtigten Theodora, welche er aus dem Stande einer Schauſpielerin und öffentlichen Buhlerin auf den kaiſerlichen Thron erhob. Dieſe wußte ſich, theils durch ihre buhleriſchen Künſte, theils auch durch wirkliche Vorzüge, eine unumſchränkte Herrſchaft über ihren Gemahl zu verſchaffen. Unter ſeiner Regierung erhoben ſich die Parteien des Circus mit Erbitterung gegen einander, und veranlaßten, unter dem Namen der Blauen und Grünen, mehrere blutige Scenen in Konſtantinopel. Durch die gewaltſamen Mittel, welche er anwandte, den entſtandnen Aufruhr zu ſtillen, fachte er denſelben nur noch mehr an, und eine Feuersbrunſt, die in Folge des Aufruhrs ausbrach, legte den größten Theil von Konſtantinopel und ſeine ſchönſten Gebäude in Aſche. Juſtinian's Leben ſelbſt ſchwebte in Gefahr. Nachdem durch Ströme von Blut und durch eine Menge von Hinrichtungen die Wuth der Parteien gedämpft war, endigte Juſtinian den Krieg mit den Iſauriern, und erkämpfte durch ſeinen General Beliſarius in den Jahren 523 und 529 drei berühmte Siege über die Perſer. Dieſer große Feldherr zerſtörte auch 534 das Reich der Vandalen in Afrika, und führte Gelimer, den König derſelben, gefangen nach Konſtantinopel. Spanien und Sicilien wurden wieder erobert, die Oſtgothen, welche Italien beſaßen, überwunden. Im J. 536 drang Beliſar ſogar in Rom ein, und der Eunuch Narſes, ein andrer Feldherr des Juſtinian, machte dem Reiche der Oſtgothen in Italien 553 ein völliges Ende. Dieſe Eroberungen gaben dem römiſchen Reiche einen Theil ſeiner vorigen Ausdehnung wieder. Nachdem Juſtinian von innen und außen die Ruhe hergeſtellt hatte, wandte er ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Geſetze, welche ſeit langer Zeit in außerordentlicher Verwirrung gehandhabt worden waren. Er gab zehn Rechtsgelehrten den Auftrag, aus ſeinen eignen und nach den Geſetzen ſeiner Vorgänger einen neuen Kodex zu bilden. Dieſes Geſetzbuch wurde in zwölf Bücher abgetheilt und die Materien darin nach ihrem verſchiednen Inhalte von einander abgeſondert. Wiſſenſchaftliche Rechtsgelehrte haben jedoch dem Tribonian, der an dem Entwurfe deſſelben den vorzüglichſten Antheil hatte, den Vorwurf hatte, daß er bei Vertheilung der Materien einen mangelhaften Plan befolgt habe. (So handelt er z. B. von den Formalitäten des gerichtlicher Verfahrens, ehe er von den Gegenſtänden geſprochen, welche demſelben vorausgehen müſſen.) Auf dieſen Kodex ließ Juſtinian die Pandekten, die Inſtitutionen und die Novellen folgen, welche ſpäterhin unter dem Titel: Corpus juris civilis zuſammenbegriffen wurden. (S. Corpus juris). Außer der Sorge, die Juſtinian auf die Geſetzgebung wandte, war er auch darauf bedacht, neue Städte zu erbauen, andre zu befeſtigen und mit neuen Gebäuden zu verſchönern, beſonders aber darauf, den Frieden in der Religion herzuſtellen. Unter andern Kirchen ließ er die Sophien-Kirche zu Konſtantinopel, welche bei dem Aufruhr der Blauen und Grünen von den Flammen zerſtört worden war, wieder aufbauen. Sie wird für ein Meiſterſtück der Baukunſt gehalten. Der Altar in derſelben wurde ganz von Gold und Silber gearbeitet, und mit einer ungeheuern Menge der verſchiedenartigſten Edelſteine geſchmückt. Dieſe Kirche, welche zum

Theil noch vorhanden und von den Türken in eine Moſchee verwandelt worden iſt, war ſo prachtvoll, daß Juſtinian, als er ſie am Tage der Einweihung zum erſten Male in ihrem vollen Glanze erblickte, vor Freude ausrief: „Gott allein die Ehre! Ich habe dich überwunden, Salomo!" Aber ſein Unglück wollte, daß er, gleich dieſem jüdiſchen Könige, ſich ſelbſt überlebte. Gegen das Ende ſeines Lebens war er nicht mehr derſelbe. Er wurde geizig, ohne ſeiner Prachtliebe zu entſagen, mißtrauiſch, grauſam, drückte das Volk mit Abgaben, und lieh jeder Anklage ein geneigtes Gehör. Wer kennt nicht ſeine Undankbarkeit gegen Beliſarius, dem er ſo viel zu verdanken hatte, und den er noch in ſeinem hohen Alter verfolgte! Von ſeinen Dienern ließ er ungeſtraft die größten Verbrechen begehen. Er ſtarb im J. 565, im 84. Jahre ſeines Alters, nach einer Regierung von 38 Jahren. Seine Liebe für die Mönche, für die Heiligen und für theologiſche Schriftfragen ſchützte ihn nicht vor den Tadel der Theologen; er ſtarb nach ihrer Meinung als ein Ketzer. An dem Nützlichen und Rühmlichen, das unter ſeiner Regierung geſchah, hatte er ſelbſt wenig Antheil.

Juſtinus, ein bekannter lateiniſcher, hiſtoriſcher Schriftſteller, über deſſen Herkunft, Leben und Zeitalter man ſehr ungewiß iſt. Wahrſcheinlich aber iſt es, daß er zu Rom im zweiten oder dritten Jahrh. gelebt habe. Er machte einen Auszug aus der Geſchichte des Trogus Pompejus, eines gebornen Galliers, der zur Zeit des Auguſtus lebte und deſſen Werk in 44 Büchern die allgemeine Geſchichte von den älteſten Zeiten an umfaßte, vorzüglich ausführlich aber die macedoniſche Geſchichte abhandelte und daher auch die Überſchrift führte: Philippiſche Geſchichten. Nach dem Auszuge zu urtheilen (denn das Hauptwerk iſt verloren), fanden ſich in dem Buche mehrere grobe Fehler, beſonders in der jüdiſchen Geſchichte; indeß fand doch dieſer Auszug (der übrigens eben ſo überſchrieben und eingetheilt iſt, wie jenes Werk), weil er in der Kürze ſo vieles Merkwürdige der alten Geſchichte zuſammenfaßt, und dadurch ſich vor andern, weit vorzüglichern Geſchichtswerken auszeichnet. Beifall, und wird auch gegenwärtig häufig in Schulen geleſen. Die Darſtellung iſt im Ganzen elegant und gefällig genug, wenn ihr gleich jene edle Einfachheit und klaſſiſche Correctheit, die das Werk des Meiſters bezeichnen, gänzlich fehlen. Neuere gute Ausgaben ſind die von Fiſcher, (Leipz. 1757.) und Wetzel, (Liegnitz 1806.) Deutſch mit Anmerkungen von Oſtertag.

Juſtitia (die Gerechtigkeit) bei den Griechen Aſträa, Themis, Dyke; doch war die Juſtitia der Römer mehr ein vergöttertes Abſtractum. Auf Münzen erſcheint ſie häufig als Jungfrau mit einer Stirnbinde oder einem Diadem, bisweilen mit Schwert und Wage, bisweilen mit einer Schale in der einen Hand und einem Scepter in der andern. Die Schale deutet auf Gewiſſenhaftigkeit, Religioſität.

Juſtitium (Juriſtitium) iſt der förmliche Stillſtand der Gerichte und der Ausübung des Rechts, welcher nur bei außerordentlichen Fällen, z. B. bei einer großen Landestrauer, bei kriegeriſchen oder ſonſt bedenklichen Zeiten, während der Peſt ꝛc, aber auch bei erfreulichen Veranlaſſungen eintrit, wo alsdann alle Gewerbe und Amtsverrichtungen während einer gewiſſen Friſt aufhören.

Juſtizhoheit. Die Juſtizhoheit im weitern Sinne zerfällt in die bürgerliche Juſtizgewalt oder Civiljuſtiz, und in die Criminalgewalt. Erſtre iſt der Inbegriff aller der Rechte der oberſten Staatsgewalt, die unmittelbar darauf Bezug haben, die entſtehenden Rechtsſtreitigkeiten zu

unterſuchen und zu entſcheiden, und die geſprochnen Urtheile zu vollſtrecken. Sie begreift daher: 1) das Recht der Juſtizgeſetzgebung; 2) die richterliche Gewalt im engern Sinne, oder die eigentliche Gerichtsbarkeit (jurisdictio), die ſich mit der Unterſuchung und Entſcheidung ſtreitiger Rechte, oder der Juſtizſachen beſchäftigt. Mit ihr iſt gewöhnlich auch die Befugniß zur Ausübung der Handlungen der ſogenannten freiwilligen oder willkürlichen Gerichtsbarkeit verbunden, die jedoch, ſtreng genommen, an und für ſich nicht zu den Juſtizſachen gehören, wenn ſie gleich von Richtern vollzogen werden; 3) das Recht der Vollſtreckung, und 4) das Recht der Oberaufſicht über das geſammte Juſtizweſen. Mit dem Worte Criminalgewalt wird dagegen der Inbegriff aller derjenigen Rechte der oberſten Staatsgewalt bezeichnet, die ſich auf die Beſtrafung von Verbrechen beziehen. Sie begreift gleichfalls 1) die Criminalgeſetzgebung, oder das Recht, zu beſtimmen, welche Handlungen im Staate als Verbrechen beſtraft, und mit welchen Strafen dieſelben, falls ſie begangen worden, belegt werden ſollen; 2) die Criminalgerichtsbarkeit, oder die Befugniß, über begangne Verbrechen, nach vorhergegangner Unterſuchung, ein Urtheil zu fällen; 3) das Recht der Vollſtreckung und 4) das Recht der oberſten Aufſicht über das geſammte Criminalweſen. — So lange die deutſche Reichsverfaſſung beſtand, war die Juſtizhoheit in Deutſchland eine doppelte, theils Reichs-, theils Landes-Juſtizhoheit, indem die erſtre von den höchſten Reichsgerichten, und wenn es Criminalfälle betraf, mit Zuziehung des Kaiſers, auch wol des Reichstags, letztre dagegen von den einzelnen Fürſten und Ständen geübt ward. C. Z.

Jütland, ſ. Dänemark.

Juvenalis (Decimus Junius), im J. 38 oder 39 nach Chr. zu Aquinum in Italien geboren, ſtudirte anfangs die Beredtſamkeit bloß zu ſeinem Vergnügen, widmete ſich aber hernach der Dichtkunſt, und beſonders der Satyre. Weil er (in ſeiner ſiebenten Satyre) den beliebten Pantomimen Paris heftig mitgenommen hatte, verwies ihn Domitian (nach Andern Adrian) unter dem Scheine, ihn zu ehren, als praefectus cohortis in das äußerſte Ägypten. Doch kam er unter Trajan wieder nach Rom zurück und ſtarb daſelbſt in ſeinem 82ſten Jahre. Er gehört zu den beißendſten Satyrikern der Römer. Er hat 16 Satyren geſchrieben (die Echtheit der letztern wird jedoch bezweifelt), die in fünf Bücher abgetheilt ſind, und in welchen er ſehr freimüthig und ſtreng gegen die Thorheiten und verdorbnen Sitten ſeiner Zeit eifert. Sein Styl iſt nicht ſo elegant, ſein Charakter nicht ſo heiter und launig, als der Horaziſche, aber auch nicht ſo dunkel und ernſt, als der des Perſius, und verräth oft den Rhetor. Die beſten Ausgaben ſind von Henninius (Traj. ad Rhenum, 1635, 4to) und Caſaubonus (Amſt. 1685, 4to), und die neueſte von Ruperti, Leipz. 1801, 2 Bde. 8. und abgekürzt Göttingen 1804, 8. Man hat deutſche Überſetzungen von C. Fr. Bahrdt (Deſſau 1789) und von Abel (Lemgo, 1786, 8.).

Juventa, Juventas, bei den Römern die vergötterte Jugend, aber nicht mit Hebe zu verwechſeln, da ſie kein individuelles, ſondern ein abſtractes Weſen iſt. Sie hatte auf dem Capitol eine Kapelle und eine eigne, von Jünglingen begangne Feier. Auf Münzen ſieht man ſie mit einer Opferſchale in der Linken, und mit der Rechten Weihrauch auf einen Dreifuß ſtreuend, weil die Jünglinge ihr, wenn ſie die Erſtlinge des keimenden Bartes weihten, ein Weihrauchopfer brachten.

Jynx, eine Tochter des Pan und der Echo, oder der Peitho (der

Suada der Römer). Sie verführte den Jupiter zum Liebeshandel mit der Jo. Zur Strafe dafür verwandelte ſie Juno in einen Vogel, den ſogenannten Wendehals (lynx torquilla), dem noch immer die Kraft inwohnte, theils ſelbſt zur Liebe zu reizen, theils andre zu Liebesverſtändniſſen zu bewegen. Als die kolchiſche Medea mit Liebe zu Jaſon bethört werden ſollte, verehrte dieſem Aphrodite den Zaubervogel Jynx, und lehrte ihn, wie er denſelben auf ein Zauberrad legen und gegen die Medea gebrauchen müſſe. Von dieſer Zeit an war die Jynx ein Theil des Zauberapparats bei den griechiſchen Liebesbeſchwörungen. Man gebrauchte ſie zum Liebeszauber auf mancherlei Art. Die Zauberin band z. B. dieſen Vogel an ein vierſpeichiges Rad, welches ſie mit Zaubergeſang umdrehte; nach einer andern Sage ſpannte ſie die ausgezognen Eingeweide des Vogels um das Rad. Ein drittes Verfahren beſtand darin, daß die Zauberin den Vogel an einer wächſernen Rolle über Kohlen zergehen ließ. So ſoll auch der magiſche Kreiſel, deſſen ſich die Zauberer bedienten, ebenfalls Jynx geheißen haben, weil dieſer Vogel, oder doch deſſen Gedärm darüber geſpannt war. Die bildende Kunſt brauchte ſie als Symbol der Überredungskünſte zur Liebe, und zwar beſonders zur buhleriſchen Liebe. In der Folge ward die Bedeutung der Jynx verändert. Was urſprünglich bethörenden Liebeszauber bedeutet hatte, das ward nun zum allgemeinen Symbol für jeden Zauber der Muſenkünſte, für jeden ſüßbethörenden Reiz der Dichtkunſt und der Tonkunſt. Man nannte die Jynx in dieſer letzten Bedeutung auch Kelebon (Nachtigall), um den edlern Begriff deſto beſtimmter auszudrücken, und ſo erſcheint ſie auf dem Grabmale des Sophokles und am Tempel des pythiſchen Apollo.

K *)

K, der eilfte Buchſtabe des Alphabets, wenn man J. und Jod als zwei Buchſtaben unterſcheidet. Er iſt ein harter Gaumlaut, welcher durch das Andrücken des hintern Theils der Zunge an den Gaumen herausgebracht wird, und vor den Buchſtaben R. L. N. weniger hart lautet, als vor andern Buchſtaben.

Kaaba, ſ. Mekka.

Kabul, ſ. Afghanen.

Käfer nennt man überhaupt alle Inſekten (ſ. d. Art.) der erſten Ordnung (Coleoptera). Sie unterſcheiden ſich von allen andern Inſekten durch die beiden hornartigen Decken, welche über ihren beiden untergeſchlagnen häutigen, durchſichtigen Flügeln liegen. Bei einigen fehlen die wahren Flügel, und man findet nur Flügeldecken. Manche von ihnen können dieſe Decken nicht einmal aufheben, weil ſie zuſammengewachſen ſind. Sie haben (wenige ausgenommen) auch auf allen übrigen Theilen des Körpers eine hornartige Bedeckung, und ſelbſt die Beine

*) Die unter dieſem Buchſtaben gehörigen Artikel, welche man hier vermißt, ſind unter C aufzuſuchen.

und Fühlhörner entſtehen aus einer ähnlichen Maſſe. Alle Käfer haben ſechs Beine, wovon zwei am Bruſtſtücke, und vier am Hinterleibe ſitzen. An dem Bruſtſtücke und Hinterleibe befinden ſich auf jeder Seite acht Luftlöcher. Alle Käfer entſtehen aus Eierchen, welche das Weibchen an beſtimmte Örter legt. Aus ihnen ſchlüpfen kleine madenähnliche Geſchöpfe hervor. Dieſe heiſen Larven, und haben, mit Ausnahme einiger, drei Paar am Bruſtſtücke ſitzende Beine. Wenn dieſe Larven völlig ausgewachſen ſind, verpuppen ſie ſich, oder werden zur Nymphe, aus welcher alsdann der vollkommne Käfer hervorgeht, welcher nun aber nicht mehr wächſt. Seine Theile ſind alle noch weich, erhalten aber an der Luft, nebſt der ihnen zukommenden Farbe, auch bald die gehörige Härte. Übrigens enthält dieſe Ordnung von Inſekten die zahlreichſten Individuen. Linné zählt deren 3319 Gattungen, welche er in 55 Geſchlechter vertheilt. Von Zeit zu Zeit entdeckt man jedoch, beſonders in andern Erdtheilen, noch neue Gattungen.

Kaftan, die bekannte türkiſche Nationaltracht, welche die Form eines Schlafrocks hat, und größtentheils von weißlicher Farbe mit blaßgelben Blumen iſt, wird von baumwollnem oder ſeidnem Zeuge verfertigt, und zuweilen auch mit theurem Rauchwerk gefüttert. Dergleichen Kaftane werden vom türkiſchen Hofe an chriſtliche Geſandte, oder andre Perſonen, welchen er eine beſondre Ehre erzeigen will, als Geſchenke ausgetheilt. Auch ſind die Geſandten, wenn es ihnen nicht ausdrücklich geſtattet iſt, in der Tracht ihrer Nation zu erſcheinen, gezwungen, ſich bei den Audienzen, welche man ihnen ertheilt, in einen Kaftan zu kleiden.

Kain (Le), ſ. Lekain.

Kaiſer — Kaiſerkrönung. In der Rangordnung der europäiſchen Fürſten haben die Kaiſer den höchſten Platz, weswegen auch die Europäer mächtigen, außereuropäiſchen Fürſten dieſen Titel beizulegen pflegen. Das Wort kömmt her von Cäſar, dem gewöhnlichen Titel der römiſchen Imperatoren, und die deutſchen Könige, als Schutzherren Roms, behielten ſeit Carl dem Großen dieſen Titel bei, indem ſie ſich als Nachfolger der alten römiſchen Imperatoren betrachteten. Eben deshalb verlangte und erhielt auch der römiſche Kaiſer unbedingt den erſten Rang vor allen Fürſten der Chriſtenheit, da man ihn als den Nachfolger der Herren der Welt anſah, und Rom das Haupt der Chriſtenheit war. Zweifelhafter ward dagegen der Rang von Rußland, welches 1721 gleichfalls den kaiſerlichen Titel annahm, deſſen Anerkennung von Frankreich und Spanien nur unter der ausdrücklichen Bedingung bewilligt ward, daß Rußland ſich anheiſchig mache, auf dieſen Titel durchaus keine Anſprüche, in Betreff irgend eines Vorrangs, gründen zu wollen, wogegen Rußland nachmals wiederholt erklärte, daß es nur dem römiſchen Kaiſer den Vorrang zugeſtehe. Gewöhnlich wird auch der Großherr in Konſtantinopel als Kaiſer aufgeführt, ohne jedoch den kaiſerlichen Titel, oder den der Majeſtät zu führen. Die, 1806 erfolgte Niederlegung der deutſchen Kaiſerkrone durch Öſterreich, welches ſchon ein Jahr früher die öſterreichiſche Kaiſerwürde angenommen hatte, äußerte auf die Rangfolge weiter keinen Einfluß, dieſe ward vielmehr durch verſchiedne ausdrückliche Beſtimmungen auf den alten Fuß beibehalten. — Die Krönung war vormals, vorzüglich bei den römiſchen Kaiſern, ein höchſt weſentlicher Punkt. Lange Zeit hindurch hielten die deutſchen Könige die Krönung durch den Papſt zu Rom für eine unumgänglich nothwendige Bedingung der Kaiſerwürde, zu welchem Ende ſie daher die oft ſehr verderblichen Römerzüge unternahmen. Nachmals ward jedoch dieſe Krö-

nung, zufolge der Vorſchrift der goldnen Bulle, zu Aachen, und in den letztern Zeiten an dem Wahlorte ſelbſt, zu Frankfurt am Main, vorgenommen. Eine Schilderung der Kaiſerkrönung findet ſich in Göthe's: Aus meinem Leben, 1. Theil. Der König von Frankreich genießt des alten Ranges ſeiner Dynaſtie und nicht des napoleoniſchen in der europäiſchen Diplomatik. Cz.

Kaiſerslautern (Lautern), Stadt am Fluſſe Lauter, mit einem See und 3000 Einw., in Rheinbaiern auf dem Hardtgebirge, iſt in der neuern Zeit durch die Schlacht berühmt worden, in welcher am 28. und 29. Novbr. 1793 der Herzog von Braunſchweig eine Abtheilung der fränkiſchen Moſelarmee, welche, Landau zu entſetzen, durch das Gebirge hervorzubrechen ſuchte, in einem blutigen Treffen zurückſchlug. Dieſe Schlacht, in welcher die Taktik der Preußen und das Genie des Feldherrn gegen die wüthenden Anfälle der Franken entſchied, iſt eine der merkwürdigſten in der neuern Geſchichte, ob ſie gleich mehr aus einer Menge kleiner Gefechte, als aus Hauptangriffen beſtand. Ein zweites Treffen bei Kaiſerslautern, in welchem am 20. Sept. 1794 der damalige Erbprinz von Hohenlohe-Ingelfingen den linken Flügel der fränkiſchen Rheinarmee ſchlug, und in Folge derſelben Kaiſerslautern beſetzte, iſt nicht minder merkwürdig. Da in dieſer Gegend die Päſſe aus den Vogheſen nach Landau und Mainz liegen und beide deutſche Grenzfeſtungen ſind: ſo erklärte ſich, warum gerade hier bisher manche Schlacht vorfiel und leider auch künftig vorfallen dürfte.

Kakerlaken (Albinos, weiße Neger, Blafards, Leukarthiopes, Dondos), welche man ehemals auf der Erdenge von Panama, an den Mündungen des Ganges, gefunden, und als Individuen einer beſondern Menſchenart beſchrieben hat, ſind von neuern Naturforſchern in verſchiednen Gegenden Europa's, wie z. B. in der Schweiz, unter den Savoyarden in den Chamounythälern, in Frankreich, in der Rheingegenden in Tyrol u. ſ. w. ebenfalls wahrgenommen worden. Was man aber ſonſt für eine eigne Gattung, wenigſtens für eine Spielart, genommen hatte, das ſoll an dieſen Kakerlaken eine Krankheit ſein, welche die Menſchen unter allen Himmelsſtrichen befallen kann, und der ſogar die Thiere unterworfen ſind. Die Kakerlaken ſehen milchfahl oder leichenhaft aus, und unterſcheiden ſich von den echten Weißen nicht nur durch ihre runzlige Haut, ſondern auch durch ihre gelben und feuerrothen Augen, welche ſie beim hellen Licht des Tages nicht ganz öffnen können. Bei Mondſchein und im Dunkeln können ſie ziemlich gut ſehen, weswegen ſie auch nur in der Nacht auszugehen pflegen, und von Linné und andern Naturforſchern Nachtmenſchen genannt werden. Ihr Haar iſt zwar wollartig, wenn ſie von wirklichen Negern, und etwas weniger kraus, wenn ſie von Oſtindiern abſtammen, aber allezeit milchfahl und widrig, wie ihre Haut ſelbſt. Dabei ſind ſie nicht nur außerordentlich dumm, ſondern von einer ſehr ſchwachen Leibesbeſchaffenheit, und erreichen faſt niemals die gewöhnliche Größe der Völker, zu denen ſie ihrer Geburt nach gehören. Daher ſind ſie ſelten fähig, Kinder zu zeugen; wenn ſie aber dieſe Kraft haben, ſo werden die Nachkommen wie die Ältern. Übrigens iſt hier der Name Kakerlaken im Allgemeinen genommen, ſowol als Name der ſogenannten Albinos, die ſtets weiß ſind, als auch der eigentlichen Kakerlaken, deren braune Haut mit weißen Flecken geſprenkelt iſt. Girtanner hat die Meinung aufgeſtellt, der Kakerlakismus ſei eine Überladung des Körpers mit Sauerſtoff, der Negrismus hingegen eine Überladung deſſelben mit dem Kohlenſtoffe. (S. auch Kretinen.) — Kakerlaken heißen bei den Indianern eine Art Schaben (Blattae), beſonders

die Blatta gigantea, welche ſich in der indiſchen Wäldern aufhält, auf drei Zoll groß wird und eine Zierde der Inſekten=Sammlungen ausmacht. Sie iſt dunkelbraun und glänzend, und ihre Flügeldecken ſind fuchsroth und gelblich. Von dieſer Schabe haben die Indianer die Kakerlaken benannt.

Kaland (wahrſcheinlich von Calendae) hieß eine, im 13. Jahrh. in mehrern Gegenden Deutſchlands entſtandne Laien=Brüderſchaft, die am erſten Tage jedes Monats an beſtimmten Orten (Kalandshäuſer, Höfe) zuſammen kam, um gemeinſchaftlich für die Seelen verſtorbner Verwandten und Freunde zu beten, Beiträge zu Seelenmeſſen für ſie zu ſteuern und darnach eine Mahlzeit zu halten. Die Mitglieder hießen Kalandsbrüder, und waren ſie Geiſtliche, Kalandherren. Der fromme Zweck kam ſpäter in Vergeſſenheit und nur das Schmauſen erhielt ſich, bis es auf die hohen Feſte eingeſchränkt und endlich die Brüderſchaft als eine Veranlaſſung zu Ausſchwelfungen gänzlich aufgelöſt wurde. Daher ſagt man von einem beſtändig auf Schmauſereien herumſchweifenden Menſchen: er kalandirt die ganze Woche. In einigen Gegenden Niederſachſens werden noch jetzt feſtliche Schmauſereien, und beſonders die jährlichen Verſammlungen der Geiſtlichen eines Bezirks Kalande genannt, und in Berlin gibt es einen Kalandshof, der zum Stadtgefängniſſe gebraucht wird. Doch beſteht auch in Braunſchweig noch jetzt ein Kalandsſtift, deſſen Mitglieder (Geiſtliche und Schullehrer) ſich bei eintretenden Vacanzen durch freie Wahl ohne Einmiſchung einer höhern Behörde, ſelbſt ergänzen, und gegen die Verpflichtung der regelmäßigen Beiwohnung eines kurzen ſonntäglichen Gottesdienſtes, gewiſſe Einkünfte an Geld und Naturalien beziehen.

Kaleidoſkop (Schönbilderzeiger), iſt ein, von D. Brewſter in Edinburg neu erfundnes katoptriſches Inſtrument. In einem inwendig ſchwarz gefärbten Rohr von ziemlich willkürlicher Länge und Weite befinden ſich zwei Spiegel, welche durch die ganze Länge des Rohrs reichen und in einen Winkel geſtellt ſind, der den vierten, achten, zwölften oder ſechszehnten Theil des Kreiſes ausmacht. Das Ocularglas, unmittelbar an den Spiegeln liegend, ſo wie ein zweites Glas, welches die Enden der Spiegel berührt, ſind Plangläſer; am untern Ende des Rohrs befindet ſich ein matt geſchliffnes Glas. Zwiſchen dieſe beiden Gläſer legt man allerlei Stückchen buntes Glas, Moos, Blätter und dergl. von belirbiger Geſtalt. Da nun dieſe Gegenſtände, ſo unordentlich ſie auch unter einander liegen mögen, dem Auge ſtets in regelmäßiger Form und zwar ſo vielmal vervielfacht, als der Winkel, unter welchem die Spiegel gegen einander ſtehen, in dem Kreisumfange enthalten iſt, erſcheint, und eine eben ſo vielſpitzige arabeskenartige Figur bilden, welche ſie verändert, ſo oft jene ſie erzeugenden Gegenſtände eine andre Lage gegen einander annehmen, ſo daß beim bloßen Umdrehn des Rohrs ſich unaufhörlich neue Bilder, bald um den Mittelpunkt und aus dieſem hervorgehend, bald um den Rand, aus dieſem aufſteigend, in ſtetem Wechſel erzeugen: ſo kann dies Inſtrument nicht nur zu einer angenehmen Unterhaltung, ſondern auch dem Zeichner von Roſetten, Arabesken und Muſtern für allerlei Zeuge zu einer unerſchöpflichen Fundgrube dienen, Sehr zweckmäßig hat man für letztern Zweck das Kaleidoſkop mit einem Statif verſehn, um die entſtehenden und bei jeder Bewegung ſich verändernden, höchſt ſelten aber auf dieſelbe Weiſe wiederherzuſtellenden Bilder für den Zeichner ſicherer feſtzuhalten.

Kalfatern heißt in der Schiffsbaukunſt die Bohlen der Schiffe

mit Werg verpichen, welche nachher betheert werden, auch die Fugen der Schleußenböden oder Seiten mit Werg verſtopfen.

Kalif, (Khalif), Kalifat. Kalif, d. i. Statthalter, nannten ſich beſcheidner Weiſe die Nachfolger Mohammeds in der Herrſchaft über die Gläubigen und in dem hohen Prieſterthume. Kalifat haben daher latiniſirende Geſchichtſchreiber das Reich dieſer Fürſten genannt, welches die Araber in Aſien gründeten, und, von dort durch religiöſe Begeiſterung herumgetrieben, binnen wenig Jahrhunderten zu einer Herrſchaft erhoben, die an Ausdehnung das römiſche Kaiſerreich faſt übertraf. Mohammed (ſ. d. Art.) hatte ſich als Prophet Gottes zum geiſtlichen und weltlichen Regenten ſeines Volks gemacht. In der ziemlich ſtürmiſchen Wahl eines Nachfolgers des Propheten nach deſſen Tode trug Abdallah Ebn Abu Koafas, genannt Abubekr, d. i. Vater der Jungfrau (weil ſeine Tochter Ajedſcha die einzige unter den Weibern Mohammeds war, die dieſer als Jungfrau geheirathet), über Ali, den Vetter und Eidam des letztern, den Sieg davon, und ward erſter Kalif (Jahr der Hegira 11., n. Chr. 632.). Durch Hülfe ſeines Feldherrn, des tapfern Kaled, über alle innern Feinde ſiegreich, begann er, mit Schwertes Gewalt, den Islam, wie der Koran will, zu benachbarten Völkern zu tragen. Mit der Loſung: Bekehrung oder Zinsbarkeit! drang ein unzählbares Heer, ganz aus freiwilligen Streitern beſtehend, die durch ein Aufgebot zum heiligen Kriege begeiſtert worden, zuerſt in Syrien ein. Sieger in der erſten Schlacht, wurden ſie doch nachher von den Griechen mehrere Male geſchlagen; als ſie aber einmal durch die verrätheriſche Übergabe von Bosra feſten Fuß im Lande gefaßt, unternahmen ſie unter Kaled die Belagerung von Damaskus, und gewannen es, nachdem dieſer zwei große Heere, die Kaiſer Heraklius zum Entſatz ſandte, geſchlagen, durch Capitulation (633, Heg. 12), welche treulos gebrochen wurde, indem Kaled die abziehenden Chriſten verfolgen und niederhauen ließ. Durch Abubekr's letzten Willen, der nur ein Jahr den Propheten vertrat, ward Omar, ein andrer Schwiegervater des Propheten, zweiter Kalif. Dieſer vertraute den Oberbefehl über die Streiter des Islams, anſtatt Kaled, dem menſchlichen Obeidah, und vollendete durch ihn, doch nicht ohne tapfre Gegenwehr der Griechen, die Unterwerfung von Syrien (638, Heg. 17). Als Jeruſalem genöthigt worden, die Übergabe anzubieten (636, Heg. 15), zog Omar ſelbſt dahin und beſtimmte die Capitulation, die nachher dem Verhältniſſe der Moslemin zu den unterjochten Chriſten überall zum Muſter gedient hat, und auf deren Beobachtung der gerechte Kalif pünktlich hielt. Eben ſo glücklich war ein andrer Feldherr, Amru, in Ägypten, das in zwei Jahren (bis 640) dem Kalifat unterworfen wurde. Omar ward zuerſt Emir al Mumenin (Fürſt der Rechtgläubigen) genannt, ein Titel, der auf alle folgende Kalifen forterbte, und von den unkundigen Europäern in Miramolin verdreht wurde. Nach Omars Ermordung durch einen rachſüchtigen Sklaven (643, H. 23), erwählte ein Rath von einigen Männern, die er auf dem Sterbebette dazu ernannte, mit abermaliger Übergehung des Ali, den Osman oder Othman, Eidam des Propheten. Unter ihm gelangte das Reich der Araber ſchnell zu einer bewundernswürdigen Größe. Während ſie in Oſten den Islam mit Kriegsgewalt nach Perſien brachten, drangen ſie in Afrika längs der Nordküſte bis nach Ceuta vor. Auch Cypern (647) und Rhodus (654) wurden erobert, jenes aber ſchon nach zwei Jahren wieder verloren. So mußte auch Alexandrien und ganz Ägypten den Griechen, die ſich

mit Hülfe der Eingebornen wieder dort feſtgeſetzt, zum zweiten Male, nicht ohne Schwierigkeit, entriſſen werden. Solche Unfälle begaben ſich durch die Maßregeln Othmans, der, dem trefflicher Omar an Weisheit weit nachſtehend, nicht den Tüchtigſten, ſondern ſeinen Günſtlingen die Provinzen vertraute. Die Unzufriedenheit mit ihm brach (654, H. 34), in einen allgemeinen Aufſtand aus, der mit ſeiner Ermordung endigte. Ali, gleichfalls Eidam des Propheten durch Fatimen, ward durch die Wahl des Volks von Medina der vierte Kalif, und wird für den erſten rechtmäßigen von einer zahlreichen Sekte der Mohammedaner gehalten, die ihm und ſeinem Sohne Hoſſein faſt gleiche Ehre mit dem Propheten erweiſet. Die Perſer ſind jetzt dieſes Glaubens: daher der Haß der Türken gegen ſie. Ali ſelbſt hatte, anſtatt die Eroberungen ſeiner Vorfahren fortſetzen zu können, ſtets mit innern Feinden zu kämpfen. Nicht nur gehäſſig war ihm Ajedſcha, des Propheten Witwe, genannt Mutter der Gläubigen; es machten auch Tellah, Zobeir und beſonders der mächtige Moawijah, Statthalter von Syrien, auf die Regierung Anſpruch. Alle dieſe wußten den Verdacht zu erregen und zu verbreiten, daß Ali die Ermordung Osmans veranſtaltet habe. Vergebens ſuchte Ali ſeine Widerſacher durch Beſetzung der Statthalterſchaften mit ſeinen Freunden zu entkräften. Die neuen Stadthalter wurden nirgends angenommen. Die Mißvergnügten brachten ein Heer zuſammen und Baſſora in ihre Gewalt. Ali ſchlug ſie, wobei Tellah und Zobeir blieben, aber den Moawijah und ſeinen Freund Amru konnte er nicht hindern, in Syrien, Ägypten, und ſelbſt in einem Theile von Arabien ſich auszubreiten und zu behaupten. Drei Männer von der Sekte der Kharegiten machten den Anſchlag, zur Herſtellung der Eintracht unter den Gläubigen, jeder eins der drei Häupter der Parteien, Ali, Moawijah und Amru zu tödten; doch nur das Unternehmen auf Ali gelang. Er fiel 660, H. 40. Ali war nicht ohne wiſſenſchaftliche Bildung. Die bekannten Sittenſprüche und das ſogenannte Giafa ſind unter ſeinen Werken am berühmteſten. Sein Sohn, der ſanfte, friedliche Haſſan, hatte keine Luſt, das ihm übertragne Kalifat gegen den unermüdlichen Widerſacher Moawijah zu vertheidigen; aber vergebens glaubte er durch feierliche Niederlegung der Regierung Sicherheit zu erwerben. Gift, von Moawijah, ſoll ihn getödtet haben. Moawijah I. verlegte den Sitz des Kalifats aus der Stadt des Propheten, Medina, wo er bis dahin ſtets geweſen, in ſeine bisherige Statthalterſchaft nach Damask (673, H. 54). Mit ihm fängt die Reihe der ommajadiſchen Kalifen an, welchen Namen dieſes Geſchlecht von dem Urältervater Moawijah's, Ommajah, führte. Auch er mußte bald nach ſeiner Thronbeſteigung einen Aufſtand der Khoregiten durch einen Feldzug, und eine Empörung zu Baſſora durch ſchwere Strafgerichte dämpfen. Sodann dachte er ernſtlich auf den gänzlichen Umſturz des byzantiniſchen Reichs. Sein Sohn Jezid durchzog Kleinaſien, faſt ohne Widerſtand zu finden, ging dann über den Helleſpont und unternahm die Belagerung von Konſtantinopel, mußte ſie aber wieder aufheben (669, H. 49). Glücklicher war der Feldherr Obeidah gegen die Türken in Khoraſan; er ſchlug ſie und drang ſelbſt in Turkeſtan ein (673, H. 54). Ein nicht völlig würdiger Nachfolger des ſtaatsklugen Moawijah war (679, H. 60) ſein Sohn Jezid. Er wurde anfangs von den heiligen Städten Mekka und Medina nicht anerkannt, die, ſo lange die Kalifen in letztrer Stadt gewohnt, eine vorzügliche Stimme bei deren Wahl behauptet hatten, aber nicht gefragt worden waren, als Moawijah, nach der Sitte der Kalifen, bei ſeinem Leben ſeinen Nachfolger be-

ſtimmte. Die Unzufriednen fielen theils dem Hoſſein, dem berühmten Sohne Ali's, theils dem Abdallah, Zobeirs Sohne, welche beide die Krone in Anſpruch nahmen, zu. Eine Empörung der Bewohner in Irak zu Gunſten Hoſſeins, von Moslem und Hani geleitet, ward durch die Klugheit und Entſchloſſenheit des kufaniſchen Statthalters Obeidallah erſtickt, und der von den Verſchwornen herbeigerufne Hoſſein getödtet (680, H. 61), zu großer Unzufriedenheit des Kalifen, der an den Kindern Hoſſeins das dem Vater zugefügte Unrecht durch Wohlthaten gut zu machen ſuchte. Abdallah Ebn Zobeir ward in Medina als Kalif erkannt, wo man den Jezid wegen ſeiner Üppigkeit und Freigeiſterei verabſcheute. Medina ward darauf berennt, bezwungen und geplündert, aber Hoſſeins dort wohnende Familie auf des Kalifen ausdrücklichen Befehl verſchont. Nach Jezids Tode (683, H. 64), legte ſein Sohn Moawijah II., ein frommer Jüngling von der Sekte der Motazeliten, (die den Fanatismus der übrigen Mohammedaner verwarfen), das ihm übertragne Kalifat nach wenig Monaten freiwillig nieder. Da er ſich keinen Nachfolger erwählt hatte, ſo brach Anarchie ein. Obeidallah, Statthalter von Irak, verſuchte, in Baſſora ein eignes Reich zu ſtiften, ward aber bald von den Einwohnern ſelbſt vertrieben, die nun, wie ganz Irak, Hegiaz, Yemen und Ägypten, den Abdallah Ebn Zobeir als Kalifen erkannten. In Syrien ward anfangs der dem Abdallah ergebne Dehak zum Reichsverweſer, dann aber von den Damaſcenern gleichwol der Ommajade Merwan I. zum Kalifen ernannt, der ſich bald ganz Syrien und Ägypten unterwarf. Khoraſan riß ſich vom Kalifate los und gab ſich einen eignen Fürſten in dem edlen Salem. Im folgenden Jahre (684, H. 65) erhob Soliman Ebn Sarad einen mächtigen Aufſtand der Unzufriednen von Syrien und Arabien, und erklärte beide Kalifen für abgeſetzt, ward aber von dem bewährten Krieger Obeidallah geſchlagen. Merwan hatte eidlich verſprechen müſſen, dem Sohne Jedzids, Kaled, das Kalifat zu hinterlaſſen; dennoch ernannte er ſeinen Sohn Abdalmelek zu ſeinem Nachfolger. Unter ihm (684, H. 65) ward Mokthar, ein neuer Empörer wider beide Kalifen, vom Nebenkalifen Abdallah überwunden (686, H. 67), dadurch aber dieſer dem Abdalmelek deſto furchtbarer. Abdalmelek, um zu ſeiner Bekämpfung freie Hand zu haben, ſchloß mit dem griechiſchen Kaiſer, Juſtinian II, einen Frieden, worin er, die Ordnung des Korans gerade umkehrend, den Chriſten einen jährlichen Tribut von 50,000 Goldſtücken bewilligte. Er zog darauf gegen Abdallah, ſchlug ihn zweimal, nahm Mekka mit Sturm, wobei Abdallah blieb, und vereinigte ſo wieder in ſeiner Hand die Herrſchaft über alle Muſelmänner; doch machte ihm die Widerſetzlichkeit der Statthalter, der Fluch aller Despotien und Vorbedeutung der einſtigen Zerſpaltung des Kalifats, noch viel zu ſchaffen. Er war der erſte Kalif, der Münzen ſchlagen ließ († 705, H. 86). Unter Walid I., ſeinem Sohne, eroberten die Araber öſtlich Chowaresmien und Turkeſtan (707. H. 88), nördlich Galatien (710) und weſtlich Spanien (711) (ſ. d. Art. Spanien). Er ſtarb 716, H. 97. Sein Bruder und Nachfolger ließ Konſtantinopel belagern, erlitt aber durch Stürme und durch das griechiſche Feuer zweimal völlige Zerſtörung ſeiner Flotte; dagegen eroberte man Georgien. († 718, H. 99). Omar II., durch Solimans letzten Willen ſein Nachfolger, erregte das Mißvergnügen der Ommajaden durch ſeine milden Geſinnungen gegen die Aliden, und ward von jenen vergiftet. (721, H. 102). Jezid II., ebenfalls nach Solimans Verfügung ſein Nachfolger, ſtarb vor Gram über den ſelbſt verſchuldeten Tod einer Geliebten (723, H. 104). Seinem Bru-

der Heſcham machte der Alide Zeid, Hoſſeins Enkel, das Kalifat ſtreitig. Dieſer ward zwar überwältigt und getödtet, aber ein andres Haus, die Abbaſſiden (von Abbas, dem Sohne des Abdalmotaleb, des Oheims des Propheten, abſtammend) fing an furchtbar zu werden. Unter Heſcham wurde den Fortſchritten der Saracenen im Weſten durch die Kraft Carl Martell's, der bei Tours (732) und bei Narbonne (736) ihre Heere vernichtete, ein Ziel geſetzt. Der Wollüſtling Walid II. ward nach einjähriger Herrſchaft umgebracht (743, H. 124). Nach den faſt eben ſo kurzen Regierungen Jezids III. und des Abbaſſiden Ibrahim, folgte Merwan II. mit dem, bei den Arabern achtbaren, Beinamen: der Eſel (al Hemar). Ibrahim, von dieſem entthront und eingekerkert, ernannte ſeinen Bruder, Abul Abbas, zu ſeinem Nachfolger, und ward darauf im Gefängniß ermordet. Abdallah, Abul Abbas Oheim, erhob nun die Waffen gegen den Kalifen, der eben damals mit einer gefährlichen Empörung in Perſien viel zu thun hatte. Mervan ward zweimal geſchlagen und blieb (752, H. 133). Mit ihm ſchließt die Reihe der ommajadiſchen Kalifen. Der wüthende Abdallah rottete verrätheriſcher Weiſe durch ein gräßliches Blutbad bei einer Zuſammenkunft alle Ommajaden aus. Nur zwei entrannen. Abdorrahman entkam nach Spanien, wo er das unabhängige Kalifat von Cordova ſtiftete (ſ. Spanien); ein andrer in einen Winkel Arabiens, wo er als Kalif erkannt wurde und ſeine Nachkommen bis in's 16. Jahrh. herrſchten. Abul Abbas, obwol unſchuldig an jener Grauſamkeit, die ihm den Thron ſicherte, bekam doch davon dem Namen Saffah, der Blutige. Er ſtarb ſehr bald, 18 Jahr alt, an den Kinderblattern (753, H. 134). Sein Bruder, Abu Giafar, genannt al Manſor (der Sieghafte) mußte zuerſt im eignen Oheim Abdallah einen Nebenbuhler bekämpfen, den er jedoch glücklich beſiegte. Sein Geiz zog ihm viele Feinde zu, die aber ſeine treuloſe Schlauheit zu unterdrücken wußte. Jenen prächtigen Beinamen erwarben ihm ſeine Eroberungen in Armenien, Cilicien und Kappadocien. Er baute (764, H. 145) die Stadt Bagdad am Tigris, und verlegte (768, H. 149) dahin den Sitz des Kalifats. Er ſtarb auf einer Wallfahrt nach Mekka, mit Hinterlaſſung eines ungeheuern Schatzes (775, H. 156). Mahadi, ſein edlerer Sohn und Thronfolger, mußte die unruhigen Khoraſaner unter dem vorgeblichen Propheten Hakem bekämpfen († 785, H. 166), und Hadi, ſein Enkel, die Aliden unter Hoſſein, Ali's Urenkel. Hadi ließ die Zendinen, eine, der Lehre von zwei Naturprincipen anhängende Sekte, vertilgen. Nach der gewöhnlichen Erbfolgeordnung und Mahadi's Verfügung folgte dem Hadi nicht ſein Sohn, ſondern ſein Bruder Harun (786, H. 167), der wegen ſeiner Gerechtigkeit Al Raſchid genannt, und durch Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften berühmt iſt. Er ſchloß einen Waffenſtillſtand (wirklicher Friede durfte nie mit den Chriſten gemacht werden) mit der griechiſchen Kaiſerin Irene (788, H. 169), die ihm Tribut bewilligen mußte. Jahir, ein Alide, machte ihm den Thron ſtreitig, unterwarf ſich aber nachher. Gleichwol befleckte Harun ſeinen Ruhm durch Ermordung deſſelben; noch mehr durch die ſeiner Schweſter Abbaſſah und ihres Geliebten, des Barmeciden Giafar, und durch die Verſtoßung und Verfolgung des ganzen, um den Staat und ihn ſelbſt hochverdienten Hauſes der Barmeciden. Harun theilte das Reich unter ſeine drei Söhne. Al Amin ſollte, als einiger Kalif, Irak, Arabien, Syrien, Ägypten und Afrika unmittelbar beherrſchen, unter ihm al Mamun Perſien, Turkeſtan, Khoraſan und den ganzen Oſten; Molaſſem Kleinaſien, Armenien und alle Küſtenländer des ſchwarzen Meers. Die jüngern Brüder ſollten dem Amin im Kalifate folgen.

zu Thus in Khoraſan, wo Harun durchreiſte, um einen in Samarkand ausgebrochnen Aufruhr zu ſtillen, ereilte ihn der durch wunderbare Träume vorbedeutete Tod (809, H. 190). Al Amin (der Getreue; er hieß eigentlich Mohammed) war dieſes Namens unwerth. Ungetreu ſeinen Herrſcherpflichten und allen Lüſten ergeben, überließ er, jene auszuüben, ſeinem Vezier Fadhel. Dieſer bewog, aus Haß gegen Mamun, den Kalifen, ſeinen Sohn zum Nachfolger zu ernennen, und den Motaſſem aus ſeinem Landstheile zu verdrängen. Bruderkrieg erhob ſich. Mamuns Feldherr, Thaher, ſchlug die Völker des Kalifen, nahm Bagdad ein, und ließ den Amin tödten (813, H. 194). Mamun ward als Kalif erkannt. Edler in ſeinen Regierungen, als Amin, pflegte er Künſte und Wiſſenſchaften, überließ aber, wie jener, Dienern Regierung und Heere. Seine Maßregel, einem, obwol würdigen Günſtlinge, Riza, zu Gefallen, das Kalifat auf die Aliden zu bringen, brachte die mächtigen Abbaſſiden zum Aufſtande. Sie erklärten den Mamun des Throns für verluſtig und den Ibrahim zum Kalifen, unterwurfen ſich aber wieder, als Riza geſtorben und der Kalif andern Sinnes geworden war. Das große Reich der Araber, in unzähligen Statthalterſchaften über zwei Welttheile ausgedehnt, mochte ſchwer unter ſeinem Scepter gehalten werden. Vom Satrapendeſpotismus iſt nur Ein, unter ſchwachen Oberherren leichter) Schritt zur Selbſtherrſchaft. Die Weisheit der erſten Abbaſſiden vermochte dieſes Übel nur aufzuhalten, die Fehler der ſpätern beförderten es. Schon unter Harun al Raſchid hatten die Aglabiden in Tunis (800, H. 181), eben ſo die Edriſiden in Fez, unabhängige Reiche geſtiftet. Jetzt warf Thaher, zum Statthalter von Khoraſan ernannt, ſich dort zum Herrn auf. Von ihm die Thaheriden. Mamun ſandte den Thomas, einen vertriebnen Griechen, mit einem Heere gegen den griechiſchen Kaiſer Michael II. (den Stammler). Thomas verheerte Kleinaſien und belagerte Konſtantinopel; aber ein Sturm zerſtreute ſeine Flotte (823, H. 207). Einen zweiten Angriff auf die Kaiſerſtadt halfen die Bulgaren abſchlagen; Thomas ward gefangen und hingerichtet. Gegen die vielen Religionsſekten, in die die Muſelmänner ſich damals theilten, erwies ſich Mamun duldſam († 833, H. 218). Während ſeiner Regierung (um 830, H. 215) eroberten die afrikaniſchen Araber Sicilien und Sardinien, wo ſie ſich gegen 200 Jahre behaupteten, bis ihnen jenes (1035) von den Normännern, dieſes (1051) von den Piſanern entriſſen ward. Montaſſem, zuerſt Billah (von Gottes Gnaden) zubenannt, Haruns dritter Sohn, erbaute 12 Meilen von Bagdad eine neue Stadt, Samareth, und verlegte ſeinen Sitz dahin. In ſeinen Kriegen gegen die Griechen und aufrühreriſchen Perſer brauchte er zuerſt türkiſche Söldner. Aus Gram über den Tod ſeines Leibarztes ward Montaſſem wahnſinnig und ſtarb (842, H. 227). Vathek Billah, ſein Sohn, Anhänger der motazelitiſchen Sekte, that Manches für wiſſenſchaftliche Bildung, aber, ein entkräfteter Wollüſtling, ſtarb er an Nervenſchwäche (846, H. 232). Einen Erbfolgeſtreit zwiſchen ſeinem Bruder Motawackel und Sohne Mothadi entſchied die ſchon ſehr mächtige und anmaßende türkiſche Leibwache für den Unwürdigſten, den Erſtern. Immer mehr wurde es unter Motawackel Billah Sitte, alle Kriege durch die türkiſchen Söldner zu führen, wodurch die Araber unkriegeriſch und weichlich wurden, wie in jenem heißen Klima Jeder, der nicht in beſtändiger Thätigkeit lebt. Motawackel zeigte einen blinden Haß gegen die Aliden, ſelbſt gegen das Andenken der Verſtorbnen, übrigens ſchadenfrohe Rohheit, Hang zur Wolluſt und Grauſamkeit. Sein eigner Sohn Montaſſer, von ihm zu beidem erzogen und dabei oft ſchändlich gemiß-

handelt, verſchwor ſich wider ihn mit der türkiſchen Leibwache und ließ ihn umbringen (861, H. 247). Ihn riefen nun die Türken, die Kalifenwahl ſich anmaßend, zum Fürſten der Gläubigen aus, und zwangen ſeine an der Schandthat unſchuldigen Brüder, deren Rache ſie fürchteten, der Thronfolge, die ihnen von Motawackel beſtimmt war, zu entſagen. Montaſſer ſtarb nach kurzer Zeit an einem Fieber, das Gewiſſensbiſſe ihm zugezogen (862, H. 248). Die Türken erwählten nun Moſtain Billah, einen Enkel des Kalifen Montaſſem. Zwei Aliden warfen ſich neben ihm zu Kalifen auf. Der eine, zu Kufa, ward beſiegt und getödtet; der andre aber ſtiftete in Tabareſtan ein unabhängiges Reich, das ein halbes Jahrhundert beſtanden hat. Uneinigkeit der türkiſchen Söldner unter einander ſelbſt vollendete die Zerrüttung des Reichs. Eine Partei erhob den Motaz, zweiten Sohn Motawackels, auf den Thron, und nöthigte den Moſtain, abzudanken. Motaz Billah ließ ihn bald aus dem Wege räumen, ſo wie ſeinen eignen Bruder Muwiad. Er dachte darauf, die türkiſchen Söldner abzuſchaffen, aber ehe er das Herz faßte, es auszuführen, empörten ſie ſich wegen rückſtändigen Soldes und nöthigten ihn, die Regierung niederzulegen, worauf er bald ſtarb (869, H. 255). Sie erhoben zum Kalifat Mohadi Billah, des Kalifen Wathek Sohn, ſtürzten aber dieſen trefflichen Fürſten ſchon nach elf Monaten wieder, weil er ihre Kriegszucht verbeſſern wollte. Unter Motawackels drittem Sohne, dem Lüſtlinge Motamed Billah, den ſie darauf zum Kalifen ausriefen, gelang es endlich ſeinem klugen und wackern vierten Bruder Muaffek, die verderbliche Übergewalt dieſer Türken zu dämpfen. Motamed verlegte den Sitz des Kalifats von Samarath wieder nach Bagdad (873, H. 259), wo er ſeitdem geblieben. In demſelben Jahre folgte in den unabhängigen Khoraſan, durch eine Revolution, auf die Dynaſtie der Thaheriden die der Soffariden, die ihre Herrſchaft in der Folge über Tabareſtan und Segeſtan ausbreitete. Auch der Statthalter von Ägypten und Syrien, Achmet Ben Tulun, machte ſich (877, H. 263) dort zum Selbſtherrſcher, von ihm die Tuluniden. Zwar vernichtete der tapfre Muaffek das Reich der Zinghier in Kufa und Baſſora zehn Jahre nach ſeiner Entſtehung (881, H. 268); aber das Kalifat vor dem Zerfallen, zu dem es immer mehr ſich hinneigte, zu erretten, vermochte er nicht. Motamed ſtarb bald nach ihm (892, H. 279) und Muaffeks Sohn, Mothadad Billah, folgte ihm. Er bekriegte unglücklich eine neue in Irak entſtandne Sekte, die Karmathen (899, H. 286). Sein Sohn Moktaphi Billah (902, H. 289) war glücklicher gegen dieſe, noch mehr aber gegen die Tuluniden, indem er Ägypten und Syrien ſich wieder unterwarf (905, H. 292). Unter deſſen Bruder, Moktadar Billah, der ihm (909, H. 296) in einem Alter von 13 Jahren folgte, zerrütteten Empörungen und blutige Zwiſte um die Regierung das Reich. Er ward mehrere Male ab- und wieder eingeſetzt, endlich gemordet (931, H. 319). Unter ihm erhob ſich in Afrika Abu Mohammed Obeidallah, der von der Fatime, Tochter des Propheten (alſo von Ali) abzuſtammen vorgab, ſtürzte die Dynaſtie der Aglabiden in Tunis, und ſtiftete die der Fatimiten (910, H. 298). Nicht zufrieden, dort unabhängig vom Kalifen zu herrſchen, behaupteten dieſe, als Kinder des Propheten, ſelbſt die einzigen rechtmäßigen Kalifen zu ſein. Bald darauf gelangte in Perſien die Dynaſtie der Buiden zu Anſehn und Macht (925, H. 315). Khoraſan war noch immer unabhängig, nur daß an der Soffariden Stelle die Samaniden traten; in einem Theile Arabiens herrſchten die ketzeriſchen Karmathen, in Meſopotamien die Hamadamiten. In dem kaum wieder gewonnenen Ägypten wurde Akſchid

vom Statthalter zum Herrſcher erhoben. Von ihm die Akſchiditen. Kaher Billah, Mothadeds dritte Sohn, verdiente durch Bosheit und Grauſamkeit ſein Schickſal. Die wieder mächtig gewordnen türkiſchen Söldner ſtürzten ihn vom Throne in's Elend (934, H. 322), in welchem er nach 5 Jahren umkam. Rhadi Billah, ſein Bruder, führte die Würde eines Emir al Omra (Befehlshaber der Befehlshaber) ein, mit welcher die Ausübung einer unumſchränkten Gewalt im Namen der Kalifen verbunden war, und ſtellte dadurch ſich ſelbſt immer mehr in den Hintergrund. Der erſte, der dieſe Würde bekleidete, hieß Raik; bald aber entriß ſie ihm der Türke Jakan durch Gewalt der Waffen (939, H. 327) und dehnte ihre Macht zu einer Unumſchränktheit aus, die dem Kalifen von ſeiner weltlichen Gewalt nichts, als dieſen Namen ließ, und ſelbſt das Recht, über die Thronfolge zu verfügen, umfaßte. Raik bekam zur Entſchädigung Kufa, Baſſora und Irak Arabeh als unabhängiges Reich. Noch einmal verſuchte der folgende Kalif, Motaki Billah, Moktaders Sohn, durch Ermordung Jakems, die Selbſtregierung wieder zu gewinnen, aber bald zwangen ihn die türkiſchen Söldner, einen andern ihrer Landsleute zum Emir zu ernennen, den Tozun, der dieſes Amt erb- und eigenthümlich machte. Er vermachte es förmlich einem gewiſſen Schirzad; bald aber kam es in die Hände des perſiſchen Fürſtenhauſes der Buiden, die der folgende Kalif Moſtakſi Billah gegen die Tirannei des Schirzad zu Hülfe gerufen. Der erſte buidiſche Emir, Moezeddulat, vererbte es auf ſeine Nachkommen. Nun herrſchte in Bagdad nicht der Kalif, ſondern der Emir, aber nur über einen kleinen Strich Landes. In jeder etwas entlegnen Provinz gab es unabhängige Fürſten. Ein Namensverzeichniß derer, die fortan Kalifen hießen, fortzuführen, wäre überflüſſig; denn dieſe muſelmänniſchen Päpſte hatten bei weitem nicht die Macht der chriſtlichen. Zu weitläufig wäre die Verfolgung der einzelnen Zweige, in welche die Geſchichte des Kalifats ſich nun zerſpaltet; aber die Hauptveränderungen, durch welche die einzelnen Staaten und ihre Dynaſtien hindurchgingen und durch welche die Herrſchaft der ottomaniſchen Pforte vorbereitet wurde, müſſen wir andeuten. Die Minderjährigkeit des Akphiditen Ali benutzte der Fatimir Morz Ledinillah, Nebenkalif in Tunis, um ſich Ägypten zu unterwerfen (969 H. 358), und baute darauf Kahirah, den Sitz ſeines Kalifats. So waren nun drei Kalifen, zu Bagdad, Kahirah und Cordova, deren jeder die andern verketzerte. Die Fatimiten fielen aber, wie die Abaſſiten, unter die Gewalt ihrer Veziere; die Ommajjaden in Cordova wurden, wie dieſe, durch Theilung Spaniens in viele kleine Reiche, um alle Gewalt gebracht, bis die Morabethun ſie völlig ſtürzten (ſ. Spanien). Als Ilkan, König von Turkeſtan, Khoraſan erobert und die Samaniden geſtürzt hatte, vertrieb ihn Machmud, Fürſt von Gazna, wieder, und gründete dort die Herrſchaft der Gazneviden (998, H. 388), die aber bald von ſeldſchukiſchen Türken unter Togrul Beg wieder geſtürzt wurden (1030, H. 421). Dieſer eroberte auch Chowaresmien, Georgien und das perſiſche Irak. Vom Kalifen Kajem Bemeillah zu Bagdad gegen die Tirannei der buidiſchen Emirn zu Hülfe gerufen, kam er nach Bagdad und ward ſelbſt Emir (1055, H. 448), wodurch die Herrſchaft der Türken über alle Muſelmänner feſt begründet wurde. Er vererbte auf ſeinen Neffen, Alr Arslan (der den griechiſchen Kaiſer Romanus Diogenes ſchlug und gefangen nahm) dieſe Würde mit ſolcher Macht, daß dieſe türkiſchen Emire al Omra häufig Sultane von Bagdad genannt werden. Türkiſche Fürſten, die ſich in andern Provinzen zu Herrſchern aufwarfen, begnügten ſich anfangs mit dem Titel Atabek

(Vater, Lehrer), wie die Atabeks von Irak und Syrien, von Adherbidſchan, Fars (Perſien) und Lariſtan. Die Atabeks von Syrien und Irak waren es, mit denen die Kreuzfahrer hauptſächlich zu kämpfen hatten. Der erſte hieß Omadeddin Zenghi, bei den Franken Sanguin. Nachher nannten auch ſie ſich Sultane. Alle erkannten den Kalifen von Bagdad als geiſtlichen Oberherrn aller Muſelmänner; ſeine weltliche Gewalt erſtreckte ſich nicht über die Mauern von Bagdad hinaus. Nureddin, Zenghi's Sohn, vom fatimitiſchen Kalifen Adhed erſucht, Bagdad gegen die Willkür ſeines Veziers zu ſchützen, ſandte gen Kairo nach einander die Kurden, Schirkueh und Salaheddin; Letztrer aber ſtürzte die Fatimiten (als ſchismatiſche Gegenpäpſte) und warf ſich zum Sultan von Aegypten auf (1170, H. 556), womit er nach Nureddins Tode auch Syrien vereinigte. Dieſes iſt der große Salaheddin (Saladin), der furchtbare Chriſtenfeind, der Eroberer von Jeruſalem. Die Dynaſtie, die er begann, heißt von ſeinem Vater Ajub, die der Ajubiden. Sie herrſchten über Aegypten, bis die Mameluken ſie verdrängten (1250). Die ſeldſchukiſchen Sultane von Irak wurden (1194, H. 590) von den Chowaresmiern geſtürzt, und da die von Khoraſan ausgeſtorben, blieb von der ſeldſchuckiſchen Herrſchaft nur noch das Reich Ikonium oder Rum in Kleinaſien übrig, von welchem das heutige türkiſche Reich ſich herſchreibt (ſ. d. Art. Türkiſches Reich). Die chowaresmiſchen Sultane verbreiteten ihre Eroberungen weit nach Aſien, bis der Schrecken der Tatarn, unter Dſchingiskan (1220, H. 617), in dieſe Gegenden kam. Deſſen Sohn Octai ſtürzte ſie endlich ganz. Auch Bagdad, der Reſt des Eigenthums der Kalifen, ward durch des Veziers al Kami und des Sklaven Amram Verrätherei unter dem 56ſten Kalifen Motazem, die leichte Beute einer Mongolenhorde unter Holagu (1258, H. 636). Der Neffe des grauſam ermordeten Motazem floh nach Aegypten, wo er ſich mit Vergünſtigung der Mameluken fortwährend Kalif nannte, und das mohammedaniſche Papſtthum auf ſeine Nachkommen vererbte. Als die Türken 1517 Aegypten eroberten, ward der letzte dieſer Schattenkalifen nach Konſtantinopel geführt, und ſtarb, nach Aegypten zurückgebracht, 1538. Seitdem nahmen die türkiſchen Sultane den Kalifentitel an, und der Padiſchah zu Konſtantinopel behauptet ſolchen bis auf den heutigen Tag mit allen, doch außerhalb ſeines eigentlichen Reichs wenig geachteten, und von den Perſern ſehr beſtrittenen, Anſprüchen der geiſtlichen Oberherrſchaft über alle Muſelmänner.

Kalk (Kalkerde) iſt, wie es ſcheint, der in der Natur am weiteſten verbreitete Körper. Die hieher gehörigen Foſſilien machen ein eignes, ſehr weitläufiges Geſchlecht aus. Doch findet er ſich nicht bloß als Mineral, ſondern iſt auch durch das Thier- und Gewächsreich verbreitet. Vorzüglich viel Kalkſtoff enthalten die Knochen, Muſcheln, Korallen und die Eierſchalen. Im Pflanzenreiche bildet Kalk die Baſis vieler in den Säften enthaltner Pflanzen und phosphorſaurer Salze. Der Kalk, als Mineral, iſt theils nur halbhart, theils gar weich. Im Feuer werden ſelbſt die härteſten mineraliſchen Kalke mürbe. Nicht alle Kalkarten aber ſind von gleicher Reinigkeit: manche führen viele fremde Stoffe bei ſich. Faſt immer ſtehen ſie mit irgend einer Säure in Verbindung, und nach der Verſchiedenheit dieſer Säuren theilt Blumenbach das ganze Kalkgeſchlecht in fünf Gattungen, nämlich in kohlenſaure, ſchwefelſaure, ſpathſaure, phosphorſaure und boraxſaure Kalke. Reine Kalkerde iſt graulich von Farbe, löſt ſich in allen Säuren auf, bildet mit Schwefelſäure Gyps, und färbt blaue Pflanzenſäfte grün, ſchmilzt auch, an und für ſich, im heftigſten Feuer nicht, außer wenn ſie mit Alaunerde ver-

miſcht iſt; gebrannt erhitzt ſie ſich mit Waſſer. In der Luft wird ſie leicht mit Kohlenſäure und mit Waſſer geſättigt, ihre Temperatur erhöht, an Gewicht ſchwerer, und verliert ihren brennenden und ätzenden Geſchmack. Im Waſſer löſt ſich reine Kalkerde ſehr ſchnell auf, die Temperatur wird erhöht, und man bemerkt ein Leuchten. Das Waſſer wird dabei in Gas verwandelt. Dieſes Gas hat einen beſondern Geruch, und färbt ebenfalls blaue Pflanzenſäfte grün. Kalkſteine ſind feſte mineraliſche Kalke. In Anſehung ihres Gefüges ſind ſie von verſchiedner Beſchaffenheit: dicht, löcherigt, ſchuppig, faſerig, ſchieferig. Sie ſind eine kohlenſaure Kalkart, welche ſich in mancherlei Geſtalt überall auf der Erde verbreitet findet. Der gemeine Kalkſtein hat eine gelbliche oder röthliche, am meiſten aber eine graue Farbe, und wird in vielen Gegenden der Erde bergmänniſch aus Flötzgebirgen gewonnen. Der Marmor iſt eine feinere Art von Kalkſtein. Kalk brennen, heißt, durch Feuer Kalk im eigentlichen Sinne hervorbringen, indem die rohe Kalkerde durch Feuer ihres brennbaren Weſens beraubt, und ſo die reine Kalkerde gewonnen wird. Es geſchieht ſo, daß man in einer Grube, gewöhnlich ſechs Ellen tief und drei Ellen breit, diejenigen Steine, welche man zu Kalk brennen will, feſt aufeinander ſchichtet. Dieſe Grube bewirft, verklebt und beſchlägt man alsdann mit Lehm, damit die Steine in derſelben weder zerfallen, noch ungleich brennen können, und ſchürt ſodann Feuer unter dieſelbe, welches ſieben, acht und mehrere Tage in ſteter Flamme erhalten wird. Beſſer als ſolche Löcher, ſind jedoch die Kalköfen. Kalk löſchen, heißt, den gebrannten Kalk mit dem Waſſer ſich erhitzen laſſen. Der Wärmeſtoff, welcher ſich bei dieſem ſogenannten Löſchen, d. i. bei der Verbindung des Kalks mit Waſſer entwickelt, kommt aus dem Waſſer, und entſteht daher, daß ſich das Waſſer mit der Kalkerde in feſter Geſtalt (als Eis) verbindet, wodurch aller Wärmeſtoff frei wird, welcher die Geſtalt des Waſſers erhält, daß es nicht zu Eiſe wird. Gelöſchter Kalk iſt daher Kalkerde mit Waſſer verbunden, die, mit Sand vermiſcht, zu einem Steine verhärtet; ungelöſchter oder lebendiger Kalk, der ſich mit dem Waſſer noch nicht erhitzt hat. In der Chemie heißt Kalk auch jeder, durch chemiſche Einflüſſe ſeines brennbaren Weſens beraubte Körper, der von den Säuren aufgelöſt wird, und mit denſelben ein Mittelſalz bildet. Das chemiſche Zeichen des Kalks iſt Ψ.

Kalckreuth (Friedr. Adolph Graf von), preußiſcher Feldmarſchall, Ritter des ſchwarzen und rothen Adlerordens u. ſ. w., geb. zu Eisleben 1737, verlor ſeinen Vater früh, wurde 1747 in das Seminar der mähriſchen Brüder zu Neu-Salza gethan, kam dann in eine franzöſiſche Erziehungsanſtalt nach Berlin, und trat 1751 in das Militär. Er wurde zunächſt bei der Garde du Corps angeſtellt, im ſiebenjährigen Kriege diente er mit Auszeichnung als Adjutant des Prinzen Heinrich, ſtieg von Stufe zu Stufe bis zum General, und ward 1788 in den Grafenſtand erhoben. In dem Kriege mit Frankreich, den er übrigens nicht billigte, bewies er eben ſo viel Muth als Geſchicklichkeit. 1793 belagerte er Mainz, und unterzeichnete den 22. Juli die Capitulation dieſer Feſtung. Zu dem Siege Möllendorf's bei Kaiſerslautern den 23. Mai 1794 trug er weſentlich bei, indem er die, gegen Pirmaſens vordringende franz. Heerabtheilung gänzlich ſchlug. Er vertrieb hierauf die Franzoſen aus Zweibrücken und drang bis Saarlouis vor. Als aber die Franzoſen Trier einnahmen, legten dies die öſterreichiſchen Feldherren den Preußen zur Laſt. Der General Kalckreuth bewies dagegen durch eine öffentliche Anzeige vom 25. Aug., daß, nach einer am 26. Juli getroffnen Überein-

Digitized by Google

kunſt, Trier gar nicht zur Vertheidigungslinie der Preußen gehört habe, daß er gleichwol Trier zu Hülfe geeilt ſei, aber es nicht habe retten können, weil die Öſterreicher den Platz ſo ſchnell geräumt hätten. Am Ende des J. 1795 übernahm er den Oberbefehl über die Truppen in Pommern, wurde darauf im Mai 1806 Gouverneur von Thorn und Danzig, und General-Inſpector der Cavallerie. Im Herbſt ſtieß er zu dem Hauptheere in Thüringen, nahm aber an der Schlacht bei Jena und Auerſtädt keinen Theil, weil ſein Heerhaufen zum Nachzug gehörte. Am 15. Oct. trug er im Namen des Königs auf einen Waffenſtillſtand an, den aber Napoleon verweigerte. Der König zog hierauf mit der, etwa 12,000 Mann ſtarken Abtheilung Kalckreuth's über Magdeburg gegen die Oder. Die Vertheidigung des, ſeit dem 19. März 1807 von dem franz. Marſchall Lefebre belagerten Danzig, wo Kalckreuth an Manſtein's Stelle den Oberbefehl übernahm, führte er mit ſolcher Einſicht und Tapferkeit, daß man ihm, als Danzig (51 Tage nach Eröffnung der Laufgräben) ſich nicht länger halten konnte, den 24. Mai dieſelben ehrenvollen Bedingungen zugeſtand, welche er einſt der franzöſiſchen Beſatzung in Mainz bewilligt hatte. Am 25. Juni 1807 ſchloß er zu Tilſit den Waffenſtillſtand zwiſchen Preußen und Frankreich mit Berthier ab; hierauf am 9. Juli nebſt Golz den Frieden mit Talleyrand. Er wurde unmittelbar darauf zum Feldmarſchall erhoben. Im Januar 1810 ernannte ihn der König zum Gouverneur von Berlin; auch überbrachte er deſſen Glückwunſch zu Napoleons Vermählung mit der Erzherzogin nach Paris. Im letzten Kriege war der Graf Kalckreuth Gouverneur von Breslau, und kehrte 1814 nach Berlin zurück, wo er das Gouvernement wieder übernahm und 1818 ſtarb. Er war ein Mann von ſeltnen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens und als Held und Menſch gleich hochachtungswerth. Von ſeinem Sohne, dem jetzt in Dresden lebenden Grafen Kalckreuth, einem glücklichen Dichter und Muſenfreunde, haben wir noch die Herausgabe von Memoires zu erwarten, die der Feldmarſchall hinterlaſſen hat.

Kalligraphie heißt die Kunſt, ſchön und ſauber zu ſchreiben, Schönſchreibekunſt. Es iſt begreiflich, daß in dieſer Kunſt gewiſſe Regeln vorhanden ſein müſſen, die allein dasjenige hervorbringen können, was wir eine ſchöne Schrift nennen. Vor Allem muß den gegebnen Buchſtaben eine möglichſt angenehme Form ertheilt werden, denn dies bedeutet hier der Ausdruck ſchön. Alles übrige ſcheint ſich auf den Grundſatz zu ſtützen, daß das überladene entweder gar keine, oder gerade die entgegengeſetzte Wirkung hervorbringt. Nach dieſem Grundſatze muß nun bei der Kalligraphie im Allgemeinen dreierlei beobachtet werden: die verhältnißmäßige Größe der Buchſtaben, die Einfachheit und die Deutlichkeit derſelben. Die Höhe der langen Buchſtaben muß, wenn die Schrift ein dem Auge wohlgefälliges Anſehn erhalten ſoll, mit den kurzen Buchſtaben in einem gewiſſen Verhältniſſe ſtehen. Dieſes ſcheint für die deutſche Currentſchrift getroffen zu ſein, wenn den langen Buchſtaben die fünffache, und den halblangen die dreifache Höhe der kleinen Buchſtaben zugemeſſen wird. In Betreff der Einfachheit der Schrift iſt zu bemerken, daß zur wirklichen Schönheit derſelben alle und jede Züge, die nicht unmittelbar zur Bildung der Buchſtaben nöthig ſind, vermieden werden müſſen, wenn das Auge nicht beleidigt werden ſoll. Die Deutlichkeit der Schrift iſt ein nicht minder wichtiges Erforderniß, und beſteht darin, daß die Form jedes Buchſtaben mit der ihr zukommenden Ausführlichkeit vollendet dargeſtellt werde. Letztre Regel wird im Allgemeinen weniger verletzt, als die beiden erſten, deren Befolgung mehr

Aufmerkſamkeit, Geſchmack und Übung erfordert. Ausgezeichnet ſind bei uns die in Kupfer geſtochnen kalligraphiſchen Muſterſchriften von Roßberg in Dresden, Jäck in Berlin, Heinrichs in Köln, Kurka in Wien ꝛc.

Kalliope, eine der neun Muſen (ſ. d. Art.). Man kennt die Kalliope an der Tuba, welche ſie in der einen, und an dem Heldengedichte, welches ſie in der andern Hand hält, ſo wie an den Blumen- und Lorbeerkränzen, mit welchen ihr Haupt geſchmückt iſt. Doch iſt die Beziehung dieſer Muſe auf das Epos oder Heldengedicht ſpätern Urſprungs.

Kalliſto, eine Nymphe der Diana, Tochter des arkadiſchen Königs Lykaon. Jupiter liebte ſie, daher ſie von der eiferſüchtigen Juno in eine Bärin verwandelt, von jenem aber unter die Sterne verſetzt wurde, wo ſie noch als großer Bär glänzt.

Kalmariſche Union, ſ. **Margaretha**.

Kalmäuſer, Andächtler, Kopfhänger. Peter Damiani (ſ. den Art. **Geißelungen**) hatte den Einſiedlern von Camaldoli auf den Apenninen eine ſtrengere Zucht gegeben, wodurch dieſer Orden in den Ruf beſondrer Heiligkeit kam. Wie dieſe Heiligkeit ſelbſt, artete in der Folge auch das, der deutſchen Volksſprache minder geläufige, Wort Camaldulenſer in Kalmäuſer aus. E.

Kalmücken (Ölöt, Eluths, Eluthen) machen den merkwürdigſten Zweig des mongoliſchen Völkerſtamms aus. Sie ſelbſt behaupten, ihre älteſten Wohnſitze zwiſchen dem Koko=Noor (blauen See) und Tibet gehabt zu haben. Lange vor Dſchingis=Kan ſoll dieſes Volk gegen Weſten bis nach Kleinaſien, einen Heereszug gethan, und ſich dort und um den Kaukaſus verloren, der Überreſt aber, welcher in der großen Tatarei zurückgeblieben war, von ſeinen tatariſchen Nachbarn den Namen Chalimik (Abtrünnige) erhalten haben. In der That nennen ſich die Kalmücken auch noch heut zu Tage Chalimik, obgleich Ölöt, welches Wort daſſelbe bedeutet, noch immer ihre eigenthümliche Benennung iſt. Sie theilen ſich, wenigſtens ſeit der Zerrüttung des mongoliſchen Reichs, in vier verſchiedne Hauptzweige, die ſich Choſchot, Derbet, Soongar und Torgot nennen. Der größte Theil der choſchotiſchen Kalmücken hat ſich in und um Tibet und am Koko=Noor erhalten, und ſoll nach der Zerſtörung der ſoongariſchen Kalmücken unter chineſiſchem Schutze geblieben ſein. Der kleinere Theil dieſes Stammes war ſchon lange zuvor an den Irtiſch gezogen, und gerieth endlich unter die Herrſchaft der ſoongariſchen Horde, mit welcher er gemeinſchaftlich an den Kriegen gegen China Theil nahm, aber auch zugleich mit derſelben zerſtreut wurde. Die unter chineſiſcher Hoheit noch jetzt vereinigte Horde der Kaſchoten (Krieger, Helden), ein Name, den ſie durch ihre Tapferkeit unter Dſchingi's Anführung erworben haben, wird auf 50,000 Köpfe geſchätzt. Da auch ihr Fürſtenſtamm ſeinen Urſprung unmittelbar von des großen Dſchingi's Bruder ableitet, ſo behaupten ſie aus beiden Gründen den erſten Rang unter den kalmückiſchen Stämmen. Ein geringer Theil derſelben, etwa 18,000 Familien, hat ſich 1759 an der Wolga niedergelaſſen und freiwillig die ruſſiſ. Oberherrſchaft anerkannt. Die ſoongariſchen Kalmücken machten bei der Zerſplitterung des mongoliſchen Reichs mit den Derbeten nur einen einzigen Stamm aus, der ſich ſpäterhin unter zwei uneinigen Brüdern aus ihrer Fürſtenfamilie theilte. Dieſe Horde iſt es, die ſich im 17. und zu Anfange des 18. Jahrh. einen großen Theil der übrigen kalmückiſchen Stämme, beſonders die Choſchot, Derbet und Choit, unterwürfig machte, und mit der Mongolen ſowol, als mit dem chineſi=

ſchen Reiche blutige Kriege führte, welche ſich aber mit ihrer gänzlichen Unterjochung und Zerſtreuung endigten. Sie galten für die tapferſte, reichſte und mächtigſte Horde. Die derbetiſchen Kalmücken, welche ihre Weideplätze anfänglich in der Gegend des Koko-Noor hatten, zogen von da wegen der mongoliſchen Unruhen gegen den Irtiſch, und theilten ſich hierauf in zwei Haufen. Einer derſelben vereinigte ſich mit den Soongaren, und ward mit dieſen am Ende aufgelöſt; der andre ließ ſich am Ural, Don und an der Wolga nieder, und ein großer Theil derſelben vereinigte ſich daſelbſt mit den Torgoten, trennte ſich aber nachmals wieder von denſelben. Die torgotiſchen (wolgaiſchen) Kalmücken ſcheinen ſich ſpäter, als die übrigen kalmückiſchen Zweige, zu einer beſondern Horde gebildet zu haben. Gleich anfangs trennten ſie ſich von den unruhigen Soongaren, und ließen ſich an der Wolga nieder, weshalb ſie von den Ruſſen, denen ſie ſich bereits 1616 unterwarfen, die wolgaiſchen Kalmücken genannt werden. Als aber der Druck der ruſſiſchen Regierung eine Unzufriedenheit unter ihnen erregt hatte, zogen ſie 1770 in die Soongarei zurück und begaben ſich unter chineſiſchen Schutz, wo man jedoch gleich anfangs ſtrenge Maßregeln gegen ſie nahm. Alle dieſe verſchiednen Stämme ſtanden ehemals, oder ſtehen noch jetzt, unter ihren eignen Kans, die der Regierung, unter welcher die Horde lebt, nur mittelbar durch Tribut unterthan ſind. Auch gibt es eine Kolonie getaufter Kalmücken, denen die ruſſiſche Regierung beſonders im orenburgiſchen Gebiete der Statthalterſchaft Ufa ein fruchtbares Gebiet, nebſt der Stadt Strawropol eingeräumt hat. Dieſe Kolonie hat ſich in der letzten Zeit ſehr vermehrt. Noch iſt in eben der Statthalterſchaft eine kleine Kolonie mohammedaniſcher Kalmücken vorhanden, die aus einzelnen Proſelyten, welche die Kirgiſen gemacht und unter ſich aufgenommen haben, entſtanden iſt.

Kälte iſt Mangel an Wärme. Wir empfinden Kälte, wenn die uns umgebenden Körper uns mehr Wärmeſtoff entziehen, als wir von ihnen erhalten. Da aber die Kunſt unvermögend iſt, einen Körper abſolut von Wärmeſtoff zu befreien: ſo bleibt der Begriff von Kälte nur relativ und der wahre Nullpunkt des Thermometers unbekannt. Kälte entſteht, wenn die Capacität eines Körpers für die Wärme vermehrt wird. Dieſes iſt der Fall, wenn dichte und feſte Körper eine ausgedehntere Form annehmen, d. i., wenn ſie in den flüßigen oder gasförmigen möglichſt expanſibeln Zuſtand übergehen, denn in dieſem Falle wird den benachbarten Körpern der Wärmeſtoff geraubt und gebunden. Hierauf gründet ſich auch die Entſtehung der Kälte. Durch Ausdehnung oder Verdünnung der Luft, durch Verdampfung bei vermehrtem Luftzug, durch Vermiſchung gewiſſer trockner, mit dem Waſſer ſehr verwandter Salze und Eis rc. durch die Ausdünſtung, wird im menſchlichen Körper und in der ganzen belebten organiſchen Natur, den nachtheiligen Wirkungen zu ſehr vermehrter Wärme Einhalt gethan. Auf Verdünſtung beruht das Abkühlen der heißen Zimmerluft durch Beſprengen der Wände und des Fußbodens mit Waſſer, die Bildung des Hagels, Schnees u. ſ. w. Bringt man ſehr flüchtige Flüßigkeiten, Naphtha, Schwefelalkohol u. ſ. w. auf die Hand, oder tröpfelt man dieſelbe auf eine Thermometerkugel, und ſchwenkt dieſe in der Luft: ſo entſteht eine ſtarke Kälte und im letztern Falle ſinkt das Queckſilber bis auf den Gefrierpunkt des Waſſers. Auf Verdünſtung beruht endlich das Kühlhalten und das Gefrieren des Getränks in poröſen, unglaſirten irdnen Gefäßen, deren man ſich in beiden Indien, Spanien, Italien u. ſ. w. bedient, indem man ſie in gegen Abend gelegne, mit trocknem Rohr ausgelegte Gruben ſtellt. Will man durch Auflöſun-

gen kryſtalliniſcher Salze Kälte erzeugen: ſo muß man vorzüglich Sorge tragen, genau dasjenige Verhältniß der Miſchung zu treffen, in welchem die Capacität für die Wärme am meiſten vermehrt wird, denn auch im entgegengeſetzten Fall kann Wärme entwickelt werden, weil das Kryſtalliſationseis noch etwas Wärmeſtoff enthält, der, wenn jenes ſich mit den Körpern noch mehr verdichtet, abgeſchieden wird. Man muß beim künſtlichen Gefrieren freilich die Salze in möglichſt gepulvertem und ſelbſt geſiebtem Zuſtande anwenden. Die Flüßigkeiten, welche gefrieren ſollen, können in ſehr dünne Hüllen, welche gute Wärmeleiter ſind, dagegen die, Kälte erregende Miſchung in ſchlechte Wärmeleiter geſchüttet werden. Auch ſind die einzelnen Miſchungstheile vor der Vermiſchung möglichſt abzukühlen. Durch Miſchungen, die eine große Kälte erzeugen, hat man Flüßigkeiten kryſtalliſirt, die man außerdem nie in concreter Geſtalt kannte, z. B. gasförmiges und tropfbarflüſſiges Ammonium, Salpeterſäure, Schwefeläther, Queckſilber u. ſ. w.

Kalumet, bei den nordamerikaniſchen Wilden eine große, geſchmückte Tabakspfeife, welche ſie als Sinnbild des Friedens überreichen: Friedenspfeife.

Kalypſo, eine Tochter des Atlas (nach Andern des Nereus und der Doris, oder des Oceanus und der Thetis). Sie bewohnte die tief im Ozean liegende waldige Inſel Ogygia. Obgleich Göttin, lebte ſie dennoch einſam und fern von allem Umgange mit Göttern und Menſchen. Als Ulyſſes an ihrer Inſel Schiffbruch litt, nahm ſie ihn gütig auf, pflegte ihn und verſprach ihm die Unſterblichkeit, wenn er ſich mit ihr vermählen wollte. Allein ſeine Sehnſucht nach dem Vaterlande und nach ſeiner Gattin überwand die Reize der Göttin. Sieben Jahre mußte er bei ihr bleiben. Endlich brachte Merkur der Kalypſo vom Zeus den Befehl, den Ulyſſes in ſeine Heimath zurückkehren zu laſſen. Dieſem Befehle durfte ſie nicht widerſtreben; Ulyſſes reiſte ab, Kalypſo aber, welche zwei Söhne mit ihm erzeugt hatte, den Nauſinous und Nauſithous, ſtarb vor Gram. Vielfach iſt dieſer Stoff bearbeitet worden; neuerlich auch in einer Oper dieſes Namens, mit Muſik von Winter.

Kameel. Wir führen den Namen dieſes merkwürdigen aſiatiſchen, übrigens aber hinlänglich bekannten Thieres hier beſonders nur deshalb auf, um zu erwähnen, daß ſich ſchon ſeit Jahrhunderten in dem Großherzogthum Toscana, nahe bei Piſa, an der Küſte des mittelländiſchen Meers, ein zu dem Landgute San Roſſore gehörendes Kameelgeſtüt befindet, welches freilich mehr eine örtliche Merkwürdigkeit der Gegend ausmacht, als daß es bedeutenden Nutzen gewährte. Ein Groß-Prior des Johanniter-Ordens, von Geburt ein Piſaner, ſoll dieſe Thiergattung zu den Zeiten der Kreuzzüge daſelbſt eingeführt haben, und die Zahl der geſammten, an der Meeresküſte frei herumgehenden Kameele ſich auf zweihundert belaufen. Das einzige, wozu man ſich ihrer bedient, ſind die verſchiednen Arbeiten, welche der Landhaushalt des Gutes San Roſſore erfodert. Außerdem werden auch alle, auf europäiſchen Meſſen und Jahrmärkten zur Schau herumgeführten Kameele hier zu dem mäßigen Preiſe von 36 bis 40 Thlr. eingekauft (S. Br. über Ital. a. d. Franz. des Hrn. Lüllin v. Chateauvieux, v. H. Hirzel. Lpz. 1821.). Uneigentlich heißt **Kameel** eine, 1688 zu Amſterdam erfundne Zurüſtung, um Schiffe im Waſſer in die Höhe zu heben und über Untiefen zu führen. Sie beſteht aus zwei platten, mit Waſſer angefüllten Fahrzeugen, zwiſchen welchen das Schiff befeſtigt wird, und ſich nachher, ſo wie man das in denſelben befindliche Waſſer auspumpt, mit ihnen um fünf bis ſechs Fuß in die Höhe hebt. Man bedient ſich dieſer Vorkehrung unter an-

dern auch in Rußland, um die auf den petersburger Werften erbauten Schiffe über die ſeichten Stellen der Newa nach Kronſtadt zu bringen. Endlich kommt noch in Luther's Bibelüberſetzung (Matth. 19. 24.) das Wort Kameel vor, wo es ein dickes Tau, ein Ankertau bedeutet: ein Ausdruck, der jedoch jetzt gänzlich veraltet, und außer Gebrauch iſt.

Kämpfer (Engelbrecht), ein berühmter Reiſender, ward 1657 zu Lemgo geboren, und von ſeinem Vater, einem Geiſtlichen, trefflich erzogen. Nachdem er zu Königsberg Medicin ſtudirt hatte, machte er 1683 als Secretair einer ſchwediſchen Geſandtſchaft eine Reiſe zu Lande durch Rußland nach Perſien, beſuchte darauf Arabien, Indoſtan, Java, Sumatra, Siam und Japan, in welchem letztern Lande er zwei Jahre verweilte. 1692 kehrte er zurück, ward in ſeiner Vaterſtadt Leibarzt des Grafen von der Lippe, und ſtarb 1716. Unter ſeinen Schriften verdient beſonders genannt zu werden: Geſchichte und Beſchreibung von Japan. Dieſes Werk war ſchon 1727, aus der Handſchrift in das Engliſche überſetzt, zu London in zwei Foliobänden herausgegeben worden, und erſchien erſt 1774, von Dohm zum Druck beſorgt, zu Lemgo in deutſcher Sprache. Der größte Theil ſeiner, an wichtigen Beobachtungen reichen Handſchriften iſt noch nicht gedruckt. Hans Sloane kaufte ſie von Kämpfer's Erben; ſie befinden ſich jetzt in dem, aus der Sloaneſchen Verlaſſenſchaft entſtandnen brittiſchen Muſeum.

Kamtſchatka, eine 4014 Q. M. große Halbinſel, die ſich von der öſtlichen Küſte Sibiriens aus, 180 deutſche Meilen lang und in der höchſten Breite von 50 Meilen, ſüdwärts in den Ozean hinein bis an die kuriliſchen Inſeln erſtreckt. Dies nordöſtliche Ende der alten Welt ward erſt 1696 durch einen gewiſſen Moſosko, der mit 16 Koſaken einen Zug dahin unternahm, genauer bekannt, und 1697 der ruſſiſchen Krone zinsbar. Es iſt für den Pelzhandel ausnehmend gut gelegen, und hat in der Awatſcha-Bai vortreffliche Häfen, und iſt es durch ſein Klima (zwiſchen 51 und 63° n. Br.) keineswegs des jetzt faſt noch ganz vernachläſſigten Anbaus unfähig: ſo daß bei zweckmäßigen Maßregeln der Regierung, zu denen Kruſenſtern Vorſchläge gethan hat, dort Handelsniederlaſſungen ſehr gut gedeihen werden. Beſonders wäre nöthig, ſtatt der Soldaten und Zuchtmeiſter, eine Kolonie von Ackerleuten hinzuſenden, und nicht ferner, wie bisher, Kamtſchatka als ein Botany-Bai für Officiere von ſchlechter Aufführung anzuſehen. Kamtſchatka wird der Länge nach von einer Gebirgskette durchſchnitten, von welcher rechts und links kleine Flüſſe dem kamtſchatkiſchen und ochotzkiſchen Meere zulaufen, und die an der ſüdlichen Spitze das Vorgebirge Lopatka bildet. Sie enthält Kupfer- und Eiſenwerke, und mehrere Vulkane. Die Bevölkerung iſt auſſerordentlich gering; die Zahl der Eingebornen, ohne die Ruſſen, beläuft ſich jetzt nicht viel über 1000 Köpfe. Vor hundert Jahren war ſie vielleicht 20 bis 30 Mal ſo groß. Urſachen dieſer Entvölkerung ſind die mörderiſchen Kämpfe bei verſchiednen, zur Befreiung vom ruſſiſchen Joche, gemachten Verſuchen, die verheerenden Kinderblattern, der unmenſchliche Druck der Ruſſen, und die unnatürliche Gewohnheit der heidniſchen Kamtſchadalinnen, die Leibesfrüchte abzutreiben. Die Kamtſchadalen, ein häßliches Mongolengeſchlecht, nennen ſich ſelbſt Itelmen. Sie ſind gutmüthig und gaſtfrei, aber voll der gröbſten Sinnlichkeit, welches ihre Gefräßigkeit und ihre unkeuſchen Tänze ſattſam beurkunden. Am widrigſten macht ſie ihre Unreinlichkeit. Jedes kamtſchadaliſche Dorf (Oſtroſchok) wird von einer Familie bewohnt, und beſteht aus mehrern Balaganen oder Sommerwohnungen, die auf Pfählen erbaut ſind, ſo daß man auf gekerbten Baumſtämmen hinanſteigt. Im Winter kriechen

die Bewohner von etwa ſechs Balaganen zuſammen in eine Jurte oder Winterwohnung, eine fünf Fuß tiefe, durch ein rings verſchloſſnes kegelförmiges Dach bedeckte Grube, in welche man nicht anders kommen kann, als indem man äußerlich am Dache, an dem Rande der Grube hinauf, und durch den im Gipfel angebrachten Schornſtein, mitten im aufſteigenden Rauch hinabſteigt. Die kamtſchadaliſche Kleidung beſteht aus Rennthier- oder Hundefellen, hat aber jetzt viel Ruſſiſches angenommen. Die Kamtſchadalinnen ſind mit der häuslichen Arbeit ganz allein belaſtet, während der Mann ruhet, wenn ihn nicht die Nothwendigkeit treibt, zu jagen und zu fiſchen, die Geräthſchaften für beides zu verfertigen, oder Schlitten und Häuſer zu bauen. Die Jagd geht auf Pelzthiere, Rennthiere, Wallfiſche und Seehunde. Ackerbau wird nur von den Ruſſen etwas getrieben. Die Hauptnahrung der Kamtſchadalen beſteht in Fiſchen, mit Wallfiſch- und Seehundsfett zugerichtet, und einer Art Nudeln, aus zarter Birkenrinde bereitet; ihr liebſtes Getränk iſt Birkenſaft. Das wichtigſte und unentbehrlichſte Hausthier iſt den Kamtſchadalen der Hund. Dieſer gibt ihm nicht nur ſeine Kleidung, ſondern er iſt auch ſein Zugthier. Die Hunde werden zu dieſem Zwecke caſtrirt, und vier bis acht vor einen kleinen Schlitten geſpannt, der 16 Pfund ſchwer iſt, und einen Menſchen trägt. Mit dieſem legen ſie jede Stunde faſt eine deutſche Meile zurück. Der größte Vortheil iſt, daß dieſes Geſpann nur im Winter Futter verlangt; denn im Sommer läßt man die Hunde frei laufen, welche ihren Unterhalt durch die zahlreichen Fiſche finden, die Flüſſe und Meere auswerfen. Zahme Rennthiere hält der Kamtſchadale gar nicht, wiewol es alle benachbarte Völker thun. Die Religion der Kamtſchadalen war, und iſt noch bei den Wenigen, die das Chriſtenthum nicht angenommen haben, die ſchamaniſche. Aber auch die chriſtlichen Kamtſchadalen haben ſich ihre Zauberer oder Schamanen nicht nehmen laſſen. Indeß findet man bei ihnen bewundernswürdige, auf uralte Sagen unverkennbar hindeutende Religionsideen. Sie glauben einen allmächtigen Gott, Schöpfer der Welt, Kutka genannt, verehren ihn aber nicht, weil die unzähligen ſchamaniſchen Fetiſche ſie nicht dazu kommen laſſen. Sie glauben die Unſterblichkeit der Seele, die ſie jedem, auch dem unbedeutendſten Thierchen, zuſchreiben. Sie ſchreiben den Thieren Sprache und Vernunft zu, und glauben, die Hunde erkundigten ſich nach den Fremden, wenn ſie dieſelben anbellten. Auch von einer, vor Alters über die Erde verbreiteten allgemeinen Überſchwemmung, aus der nur ein Paar Menſchen ſich gerettet, erzählen ſie. K.

Kant (Immanuel), war geboren zu Königsberg 1724, wo er auch anfangs, durch dürftige Umſtände genöthigt, Theologie ſtudirte, ferner als akademiſcher Lehrer (1755) auftrat, ſeit 1770 als Profeſſor der Logik lebte, und bis zu ſeinem Tode (12. Febr. 1804) unabläſſig wirkſam war. Sieht man aber auf die Art und Größe ſeiner Wirkſamkeit, mit welcher er in dem Gebiete des philoſophiſchen Wiſſens eine heilſame Revolution bewirkt, und durch ſie allen folgenden Denkern den freien Weg zur Wahrheit gebahnt hat; ſieht man ferner auf das ausgebreitete Wiſſen und die Mannichfaltigkeit der Kenntniſſe, welche der Geiſt dieſes Mannes, der nicht über Pillau (7 Meilen von Königsberg) hinausgekommen war, umfaßte, und endlich auf den Ernſt ſeines ſittlichen Charakters, mit welchem ſich bei ihm auf die ſeltenſte Weiſe die heiterſte Geſelligkeit verband, ſo dürfen wir behaupten: Kant gehörte der Welt und Menſchheit an. Zu ſeiner mehr äußerlichen Schilderung entlehnen wir von Reichardt (Urania, Taſchenbuch f. 1812) folgendes: Kant war ein, an Leib und Seele ganz trockner Mann. Magerer, ja dürrer, als ſein kleiner Kör-

per, hat vielleicht nie einer exiſtirt; kälter, reiner, in ſich abgeſchloſſen wol nie ein Weiſer gelebt. Eine hohe, heitre Stirn, feine Naſe und helle, klare Augen, zeichneten ſein Geſicht vortheilhaft aus. Aber der untre Theil deſſelben war dagegen auch der vollkommenſte Ausdruck grober Sinnlichkeit, die ſich bei ihm beſonders im Eſſen und Trinken übermäßig zeigte. Das Bild vor dem Repertorium der allgemeinen Literaturzeitung drückt dieſe Eigenſchaften auch gut genug aus (auch die bekannte Büſte von Schadow), und iſt das ähnlichſte, welches man von ihm hat. Er liebte ſehr eine gute Tafel in fröhlicher Geſellſchaft, und war ſelbſt ein angenehmer Geſellſchafter, der durch ſehr ausgebreitete Beleſenheit und einen unerſchöpflichen Vorrath von unterhaltenden und luſtigen Anekdoten, die er ganz trocken, ohne je dabei ſelbſt zu lachen, erzählte, und durch echten Humor in treffenden Repliken und Anmerkungen jede Geſellſchaft aufheiterte und unterhielt. Kant's Geſellſchaft wurde um ſo mehr von den beſten Häuſern und angeſehenſten Familien geſucht, da er ſich durch die vollkommenſte Rechtlichkeit und durch den echten Stolz, der ihm nicht nur als dem geiſtreichſten Manne des Orts, ſondern als einem der tiefſten Denker, die je die Menſchheit geehrt haben, wohl anſtand, überall in hoher Achtung zu erhalten wußte, auch im Äußern nicht nur ſtets ſauber, ſondern ſehr ſtattlich erſchien. Er paßte auch um ſo mehr in jede große und kleine Geſellſchaft, da er das Kartenſpiel liebte, und nicht gern einen Abend ohne ſeine kleine L'Hombre-Partie zubrachte. Er hielt dieſes für das einzige, ſtets ſichre Mittel, den Kopf vom angeſtrengten Denken abzuziehen und zu beruhigen. Schöne Künſte hatte er nie geübt, und liebte ſie auch nicht beſonders. Es war vielmehr, als wäre er lauter tiefer Verſtand, neben welchem man ſelten ein ſo grenzenloſes Gedächtniß antreffen wird, als Kant beſaß. Seine Vorleſungen wurden auch dadurch äußerſt intereſſant und lehrreich. Er las den größten Theil des Vormittags; Nachmittags ſelten, und ließ ſich zwiſchen jeder Vorleſung zwanzig Minuten Zeit für die folgende. Logik und Methaphyſik las er gewöhnlich öffentlich; dann noch abwechſelnd Naturrecht, Moral, Anthropologie, Phyſik und phyſiſche Geographie. Letztres waren beſonders angenehme und lehrreiche Vorleſungen für junge Leute, durch die unermeßliche Beleſenheit in Geſchichte, Reiſebeſchreibungen, Biographien, Romanen und in allen Fächern, die nur je Materialien zur Bereicherung oder Erläuterung für jene Wiſſenſchaften liefern können. Sein Gedächtniß zeigte ſich dabei in voller Stärke; denn obgleich er die Hefte vor ſich liegen hatte, ſah er doch ſelten hinein, und ſagte oft ganze Reihen von Namen und Jahreszahlen frei aus dem Kopfe her. Aber auch ſeine Vorleſungen über abſtracte Philoſophie erhielten durch jenen Schatz von Erläuterungen und Beiſpielen, die ſein Gedächtniß darbot, große Klarheit und Deutlichkeit, und ſeine Schriften ſind Vielen wol immer dadurch ſo lange dunkel und ſchwierig geblieben, weil er den beſten philoſophiſchen Schriften zuviel zutraute, als daß er jene hinzuzufügen für nöthig hätte erachten ſollen. Was aber ſein innerſtes Weſen ausſpricht, ſeine Philoſophie, oder vielmehr die philoſophiſche Methode, welche er übte und durch ſein Beiſpiel empfahl: ſo werden die folgenden Grundſätze derſelben zu unſerm Zwecke hinreichend ſein. In der Zeit, welche Kant's philoſophiſchen Unterſuchungen kurz vorherging, hatte ein ſchlaffer Eklekticismus die Herrſchaft erreicht, welcher ſich mehr mit Bearbeitung einzelner abgeriſſener Theile, als mit dem Ganzen der Philoſophie und ihren Grundſätzen beſchäftigte, und auf den noch nicht begründeten Stoff der philoſophiſchen Erkenntniß, voll Zuverſicht des Gelingens, die demonſtrative Methode der Mathematik anzuwenden ſuchte. Die Blößen die-

ſes Dogmatismus, wie aller dogmatiſchen Verwirrungen der frühern Zeit mit ſcharfem Auge entdeckend, und durch Hume's feinen Skepticismus angeregt, wollte Kant den Grund des Mißlingens aller bisherigen Metaphyſik den denkenden Köpfen ſeiner Zeit enthüllen, und den Weg anzeigen, auf welchem der philoſophiſche Forſcher gehen müſſe, wenn er ſich nicht über die Grenzen der Erkenntniß verlieren, und damit zugleich der Wahrheit verluſtig werden wolle. Er führte daher mit äußerſter Gründlichkeit und größtem Scharfſinn die philoſophiſche Unterſuchung bis auf ihre eigentlichen Anfangspunkte zurück, weil dadurch allein wahre Wiſſenſchaftlichkeit gewonnen werden könne, indem er vor allem die Frage aufwarf: Was kann ich erkennen? und was iſt es, das ich urſprünglich weiß? Die Beantwortung dieſer Fragen führte ihn zu einer Kritik und Unterſuchung der Grundüberzeugungen des menſchlichen Erkenntnißvermögens, oder wie er ſie ſelbſt nannte und anſah, zu einer Kritik der reinen Vernunft (wobei vorausgeſetzt wurde, daß die philoſophiſche Erkenntniß die, von der Erfahrung ganz getrennte Vernunft zur Quelle habe). Das Allgemeine und Nothwendige in unſrer Erkenntniß, lehrt er, kann nicht als durch Erfahrung gegeben gedacht werden, iſt alſo ſubjectiv. Die Nothwendigkeit in unſern Urtheilen, oder die objective Beziehung unſrer Vorſtellungen, welche mit allen allgemeingültigen und nothwendigen Urtheilen verbunden iſt, iſt nicht objective Realität (Gültigkeit) der Erkenntniß, oder objective Erkenntniß ſelbſt. Die Grenzen des Wiſſens liegen mithin im Gemüthe, oder vielmehr der einzige Gegenſtand der philoſophiſchen Erkenntniß iſt das Gemüth nach ſeiner erſcheinenden Thätigkeit. Zu dieſem beſchränkenden Ergebniß gelangte er auf folgendem Wege. Zuerſt ſchied er, was der Sinnlichkeit und dem Verſtande in unſern Vorſtellungen angehört, und was im Geiſte ungetrennt iſt, durch pſychologiſche Analyſe. Die theoretiſche Vernunft, oder das Erkenntnißvermögen, zerfällt in Sinnlichkeit (als das Vermögen der Anſchauung), und Verſtand (als das Vermögen des Denkens), wie das Erkennen ſelbſt im Anſchauen und Denken beſteht. In der Anſchauung unterſcheiden wir die Materie, welche durch die jedesmalige Empfindung gegeben wird, von der Form, welche unſrer Sinnlichkeit ſelbſt angehört, und hiernach auch das ſinnliche Object, von den urſprünglichen und nothwendigen Bedingungen des ſinnlichen Anſchauens (d. i. Zeit und Raum nebſt ihren mannichfaltigen Beſtimmungen), welche die Formen der Sinnlichkeit, oder die transſcendentalen Objecte genannt werden, die nur in uns ſelbſt liegen, unabhängig von und vor aller Erfahrung. Sie ſind es, nach welchen wir die Welt und ihre Erſcheinungen vorſtellen. Der Verſtand iſt das ſelbſtthätige Vorſtellungsvermögen, durch welches wir den, durch Sinnlichkeit gegebnen Stoff verbinden, und er iſt bei dieſer Verbindung (im Begreifen und Urtheilen ꝛc.) an urſprüngliche Bedingungen gebunden, die Kategorien, oder Formen des Verſtandes, welche Kant meiſterhaft entwickelt hat. Nach beiderlei Formen nun werden die Gegenſtände der Erfahrung von uns beſtimmt; wir erkennen alſo die Dinge nur wie ſie uns erſcheinen, und wie wir ſie nach den Geſetzen unſres Geiſtes denken müſſen, keineswegs wie ſie ſind, überhaupt nur die Erſcheinungen, nicht die Dinge an ſich (wegen letztrer Anſicht hat man auch Kant's Lehre den kritiſchen — den auf Kritik des Geiſtesvermögens beruhenden — Idealismus genannt). Durch alle jene Formen aber, heißt es, ſchreibt der Verſtand der Natur Geſetze vor, ſo nämlich, daß ſie überall nach ihnen gedacht werden müſſe, und in ihnen beſtehe die einzige theoretiſche Erkenntniß a priori, oder philoſophiſcher Art. Denn die theoretiſche Vernunft iſt ſelbſt das höchſte Denkvermögen (ein höherer Verſtand),

welcher nach abſoluter Einheit durch Ideen ſtrebt. Aber dieſe Ideen, die Erzeugniſſe derſelben, haben kein ihnen entſprechendes Object in dem Kreiſe der Erfahrung, und es darf von ihnen kein conſtitutiver Gebrauch gemacht werden, um wirkliche Gegenſtände, die über das Gebiet der Erfahrung hinausliegen (transſcendentale Gegenſtände), durch ſie zu erkennen; ja die Vernunft geräth in lauter Widerſprüche, wenn ſie einen conſtitutiven Gebrauch von ihnen machen will, was Kant durch ſeine ſogenannten Antinomien zu zeigen ſich bemühte. Die reine Vernunft erhält in ihnen alſo nur regulative Grundſätze zur Erweiterung der gegebnen Erkenntniß, und kann mithin überhaupt über das Gebiet der Erſcheinungen hinaus nie zu einer gewiſſen Erkenntniß vordringen, und etwas objectiv Wahres über Gott, Freiheit rc. ausſagen, denn dieſes ſind bloße Ideen. Allein die Vernunft iſt auch praktiſch, inſofern ſie den Willen ſelbſtthätig zur Tugend beſtimmt, welche zur Glückſeligkeit würdig macht. Was nun die theoretiſche Vernunft nicht zu leiſten vermag, leiſtet die praktiſche. Denn durch das praktiſche Vermögen der Vernunft (moraliſche Freiheit) ſtrebt der Menſch weit über die Erfahrung hinaus zu einer überſinnlichen Vollkommenheit, und dieſes Streben überzeugt ihn von der Realität des Idealen und einer intelligibeln Welt: indem die Tugend, welche durch ein Vernunftgeſetz a priori geboten wird, nur mit Glückſeligkeit verbunden, das höchſte Gut macht, für welche Verbindung, da ſie nicht von uns abhängig iſt, wir eine höchſte Urſache annehmen müſſen, welche nur das vollkommenſte Weſen, die Gottheit, ſein kann. Dieſe Überzeugung aber iſt kein theoretiſches Wiſſen, ſondern ein praktiſcher Vernunftglaube, und ſomit nun die Philoſophie überhaupt nur auf die Erkenntniß unſrer moral. Natur und jener urſprünglichen Verſtandesformen beſchränkt und verwieſen. Es gibt mithin keine eigentliche ſpeculative Philoſophie, oder Metaphyſik, ſondern nur eine Kritik derſelben. Aber wodurch erkennen wir denn die praktiſche Vernunft und ihr Vermögen? wirft hier der Denker unwillkürlich ein. Antwort: Nur durch die theoretiſche Vernunft, die mit der praktiſchen doch nur ein Vermögen iſt. Darum ſagte ein neuerer philoſophiſcher Forſcher: Kant laſſe den Glauben gleichſam in ſeiner erſten Inſtanz den Prozeß verlieren, um ihn bei einer andern wieder zu gewinnen, und ſuche die Gültigkeit der Ideen durch moraliſche Beweiſe oder Poſtulate zu ſtützen, anſtatt hierin ohne Beweis auf die unmittelbare Erkenntniß der Vernunft zurückzugehen; ein Andrer: er führe die Ideen zur Vorderthür der Philoſophie hinaus, um ſie durch die Hinterthür wieder einzuführen. Die Richtung, welche hier Kant's Unterſuchungen nahmen, führte ihn hauptſächlich zur Ausbildung der praktiſchen Philoſophie (hieher gehört ſeine Grundlegung der Sitten, Riga 1785, 8.), zu welcher er nun auch die Religionsphiloſophie (eben weil er den Glauben an Gott auf das Praktiſche gründete) verwies, namentlich aber zur ſtrengern und reinern Ausbildung der Moral im engern Sinne, und der moraliſchen Begriffe von Pflicht und Sittengeſetz, welches er den kategoriſchen Imperativ nannte (vergl. auch ſeine metaphyſiſchen Anfangsgründe der Tugendlehre, Riga 1797); wobei ſich ſein ſtrenger, dem erſchlaffenden Eudämonismus entgegengeſetzter, moraliſcher Sinn kräftig offenbarte; obgleich nicht zu leugnen iſt, daß die von ihm beſchriebne Tugend nur ſtrenge Geſetzmäßigkeit (Handlungsweiſe um des Geſetzes willen) iſt. Dieſes ſind die Grundzüge ſeiner Anſicht, welche er in ſeiner Kritik der reinen Vernunft (5 Aufl. Leipz. 1799), und in ſeiner Kritik der praktiſchen Vernunft (zuerſt Riga, 1787), ſeinen beiden Hauptwerken, niedergelegt hat; denn was ſeine übrigen Behauptungen über einzelne philoſophiſche Gegenſtände anlangt, ſo ſind dieſe

nur untergeordnet, wie z. B. ſeine Unterſuchungen über die Natur (in den metaphyſiſchen Anfangsgründen der Naturwiſſenſchaft, Riga 1786, 8.; Kritik der Urtheilskraft, Berlin 1790), und über das Schöne (Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabnen, Riga 1771. S. auch d. Art. *Aeſthetik*); ferner ſeine Rechtslehre (metaphyſiſche Anfangsgründe der Rechtslehre, Königsberg 1797, 8.), — eine formale Entwickelung juriſtiſcher Begriffe, welche zu einer negativen Moral führt. Seine Anthropologie in pragmatiſcher Hinſicht (Königsberg 1798 und 1800) enthält einen Reichthum feiner Bemerkungen aus dem Gebiete der höhern Menſchenkenntniß, mehr in der populären Form eines Leſebuchs; ſeine phyſiſche Geographie (herausgegeben von Rink, 1802, 8.) und ſeine von Jäſche herausgegebne Logik aber ſind leider nur Abdrücke unvollkommner Collegienhefte. Die meiſten kleinern, aber größtentheils ſehr ſcharfſinnigen, und an feinen Bemerkungen reichhaltigen Abhandlungen Kants, ſind in ſeinen kleinern Schriften (Königsberg und Leipz., 1797, in 3 Bdn. 8.), und in der von Tieftrunk herausgegebnen Sammlung (Halle, 1799, 3 Bde. 8.) enthalten. Man hat nun jene philoſophiſche Grundanſicht Kant's, wegen des Ganges, welchen ſeine Unterſuchung nahm, oder wegen der Methode, die er hierin zuerſt aufſtellte, und ſelbſt durch den Titel ſeiner Hauptwerke bezeichnete, den Kriticismus, oder die kritiſche (prüfende) Philoſophie genannt. Weil jedoch die kritiſche Methode zu philoſophiren, d. h. diejenige, vermöge deren man von einer, nach gewiſſen allgemeingültigen Grundſätzen angeſtellten Prüfung und Unterſuchung des Erkenntnißvermögens, zur Erkenntniß der Objecte fortſchreitet (dahingegen der Dogmatismus durch folgerechte Ableitung ſeiner Behauptungen aus gewiſſen, willkürlich angenommnen Grundlagen — ungeprüften Erkenntnißſätzen — Gewißheit der Erkenntniß erlangt zu haben glaubt, deren Möglichkeit der Skepticismus entweder überhaupt oder doch mit Einſchränkung leugnet) auch von andern Philoſophen angewendet werden, und zu andern Ergebniſſen führen kann: ſo iſt der Ausdruck: kritiſche Methode und Kriticismus nicht gleichbedeutend mit kantiſcher Philoſophie, und kritiſche Philoſophen ſind nicht bloß die Kantianer, oder alle Kantianer kritiſche Philoſophen zu nennen; ja jene Methode ſollte von jedem ſelbſtthätig und vorurtheilsfrei denkenden Philoſophen überall angewendet werden. Darin aber beſteht das Hauptverdienſt Kant's, daß, obwol er dieſe Methode nur auf beſchränkte Weiſe angewendet, er doch zuerſt auf ſie aufmerkſam gemacht, und in dieſer Hinſicht der Erfinder derſelben genannt werden kann. Die Wichtigkeit dieſer Erfindung zeigte ſich auch in der That. Denn obgleich die erſten Schriften Kant's anfangs faſt unbemerkt blieben (ſo ſeine Abhandlung: de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis, Königsberg 1770, 4, in welcher er die Grundidee zu ſeiner Kritik der reinen Vernunft aufſtellt), und ſelbſt dieſe Kritik (zuerſt Riga, 1787), als das Erzeugniß eines echtphiloſophiſchen Geiſtes, wegen ſeiner Neuheit und ſeines außerordentlichen Scharfſinnes, anfangs mehr ein dumpfes Staunen, und die natürliche Klage über Schwerfälligkeit und Dunkelheit bei den damaligen Philoſophen erzeugen mußte, auch die bei dieſem Werke gebrauchten Kunſtausdrücke viele zurückſtießen: ſo ſchien doch zu einer lebendigern Regſamkeit im Gebiete der deutſchen Philoſophie durch Kant's Kritik der erſte und kräftigſte Antrieb gegeben zu ſein (ſ. d. Art. *Deutſche Philoſophie*). Viele Gegner traten gegen dieſe Anſicht mit verſchiednen Waffen auf; die vorzüglichſten: Feder, Garve, Platner, Flatt, Jacobi, Herder, und beſonders G. E. Schulze (als Aenesidemus, 1792, und in ſeiner Kritik der theoretiſchen Philoſophie, Hamb.

1801, 2 Thle). Bald aber ſammelte ſich eine noch größere Schaar von Anhängern, und man muß, was den größern Theil derſelben anlangt, faſt geſtehen, daß jene ſich durch ihre freiern Unterſuchungen um die kantiſche Philoſophie verdienter gemacht haben, als die Kantianer ſelbſt, welche den großen Meiſter in unzähligen Schriften oft ſehr geiſtlos commentirten, und durch leeres Geräuſch mit ſeinen Formeln zu erreichen glaubten, oder nichts ernſtlicher beſtrebten, als aus ſeiner Kritik, ganz gegen den Sinn des Urhebers, ein Syſtem zu bilden, welches bei dem gegebnen negativen Ergebniß derſelben, und weil nur die Verſtandesformen nebſt den praktiſchen Geſetzen der Vernunft, als das eigentlich Philoſophiſche der Erkenntniß zurückblieben, folgerecht durchgeführt nothwendig verunglücken, und in pſychologiſche Unterſuchungen über philoſophiſche Gegenſtände (Subjectivitäts-Philoſophie) ausſchlagen, oder ſich in logiſchen Formalismus verlieren mußte. Daher, und weil Kant nach ſeiner, zum Grunde gelegten pſychologiſchen Anſicht den Verſtand zu ſehr erhoben hatte, ſo viele gehaltleere und bloß logiſche Bearbeitungen der einzelnen Wiſſenſchaften in der kantiſchen Schule, welche dadurch entſtanden, daß man den gegebnen Stoff der Wiſſenſchaften, und die vorgefundnen Begriffe derſelben über den Leiſten der aufgeſtellten Kategorien ſchlug, als könne daraus eine gründliche Erkenntniß der Dinge entſtehen; daher jener geiſtloſe Formalismus, welcher kaum in einer andern Schule ſo proſaiſch aufgetreten war, und welcher Schiller'n das ſcharfe Wort entlockte: „wenn die Könige bau'n, haben die Kärner zu thun.“ Konnte aber ſelbſt in der kantiſchen Schule der Trieb nach dem Dogmatismus nicht unterdrückt werden, um ſo mehr mußte jenes negative Ergebniß der kantiſchen Lehre, außer ſeiner Schule, das Bedürfniß philoſophiſcher Syſteme erwecken, welche durch dieſe Unterſuchungen Kant's auf verſchiedne, wenn auch nur negative Weiſe vorbereitet, zahlreicher, verſchiedner und bedeutender als vorher erſchienen. So war es auch das Beſchränkende der kantiſchen Unterſuchungen, was die größten der neueren Philoſophen neben Kant, nämlich Fichte und Schelling, zur Aufſtellung ihrer Anſichten erweckte. Wenn alſo auch der Trieb nach ſyſtematiſcher Anſicht (Philoſophie) über das Weſen der Dinge, und ſomit auch in gewiſſem Sinne der Dogmatismus, durch die kantiſche Philoſophie nicht vertilgt werden konnte, ſo daß das Bedürfniß danach vielmehr nur immer dringender ſich äußerte, je mehr man bei dem Schwanken, vorzüglich in der politiſchen Welt, einen feſten Standpunkt in dem Gebiete des Geiſtigen ſuchte: ſo wird doch Kant's ſcharfſinniger und feinerer Unterſuchung das große Verdienſt bleiben, durch dieſelbe den, zu ihrer Zeit herrſchenden rohen Dogmatismus in ſeine Schranken verwieſen, und einen kräftigern Ton in der Philoſophie angeſtimmt zu haben; auch wird ſie künftig jeden philoſophiſchen Denker an eine ſorgfältigere und umfaſſendere Prüfung der Grundlagen ſeiner Anſicht warnend erinnern, und zu einer, auf wahre Selbſterkenntniß (d. i. Erkenntniß der eignen Vernunft) gegründeten Philoſophie, treffliche Winke und Anleitung geben. Hiedurch vorzüglich verdient Kant die Verehrung der Nachwelt, welche ſich ſchon auf mehrere Weiſe würdig geäußert hat, ſo z. B. bei ſeiner, am 22ſten April zu Königsberg gehaltenen Gedächtnißfeier (beſchrieben, mit einem Kupfer und Bildniſſe Kant's, Königsberg 1811, 8.), bei welcher man ſeine, aus carariſchem Marmor von Schadow gearbeitete Büſte, in einer offnen Halle der königsberger Dom- und Univerſitätskirche, wo bereits die Gebeine des großen Mannes ruhten, als ein Denkmal öffentlicher Verehrung feierlich aufſtellte, und dadurch jene Halle zu einer Stoa Kantiana weihte. Über Kant vergl. übrigens Ludw. Ernſt Borowski, Dar-

ſtellung des Lebens und Charakters Kant's (Königsberg 1805, 8.); Waſianski, Imm. Kant in ſeinem letzten Lebensjahre (Königsberg 1805, 8.); Jachmann's Imm. Kant geſchildert in Briefen ꝛc. (Königsberg 1805), und die nordiſchen Miſcellen (1804, 3. Hft. p. 172 und 184), auch Prof. Herbart's (welcher gegenwärtig den kantiſchen Lehrſtuhl in Königsberg einnimt) Rede über Kant's Verdienſte in der angeführten Beſchreibung ſeiner Gedächtnißfeier. Übrigens ſind die Verſuche, Kant's Philoſophie im Auslande zu verbreiten, in Beziehung auf Frankreich (z. B. durch Charles Villers unternommen) und England, ohne große Wirkung geblieben. Mehr Eingang hat dieſe Anſicht in Holland und in den nördlichen Reichen gefunden. T.

Kanthariden, ſ. Fliegen.

Kanzlei iſt eigentlich ein, von Schranken (cancellis) umgebner, eingeſchloſſner Ort, wo ſich ein Gericht, ein Collegium ꝛc. abgeſondert von den Parteien verſammelt, dann das Collegium ſelbſt (beſonders in Staaten geringern Umfangs), und der Vorſitzende deſſelben heißt Kanzlei-Director. Ferner auch der Ort, wo öffentliche Schriften und Urkunden Einer Art ausgefertigt, oder aufbewahrt werden (z. B. die Hofkanzlei, Kriegskanzlei), und das dazu angeſtellte Perſonal, deſſen oberſter Vorſteher der Kanzler iſt, eines der höchſten Ämter. Indeſſen hatten ehemals auch die Stifter und Klöſter, die hohen Schulen und einige Univerſitäten haben noch jetzt ihren Kanzler. Kanzleiſchreiben iſt ein ſolches Schreiben, das aus einer Kanzlei erlaſſen wird, und ſich durch gewiſſe Förmlichkeiten (z. B. das Wir, ſtatt ich) unterſcheidet. Die dabei ſonſt gebräuchliche deutſche Schriftart, welche zwiſchen Fractur und Current ſteht, nennt man Kanzleiſchrift. Hierauf beruht auch der Kanzlei-Styl, d. i. der Styl, deſſen man ſich bei Abfaſſung öffentlicher Schriften und Urkunden in den Kanzleien bedient. Er iſt die höhere Gattung des Geſchäftsſtyls und wird eingetheilt in den Hofſtyl und in den Gerichtsſtyl. Der Hofſtyl enthält den Ausdruck und die Bezeichnung derjenigen Verhältniſſe, in welchen der Staat, als eine moraliſche Perſon, theils gegen andre Staaten, theils gegen ſeine eignen Bürger ſteht. Er betrifft alſo die ausländiſchen und inländiſchen Angelegenheiten. Zu den Schriften, welche an andre Staaten gerichtet werden, gehören aber ſowol die öffentlichen Verhandlungen und gegenſeitigen Bekanntmachungen (Verträge Vergleiche, Bündniſſe, Manifeſte, Kriegserklärungen, Friedensſchlüſſe u. ſ. w.) als auch die geheimen Verhandlungen. Der Hofſtyl für die innern Staatsangelegenheiten faßt in ſich theils die Verhandlungen der Regierung mit allen Bürgern ihres eignen Staates zur Begründung und Sicherſtellung der Rechte derſelben (Wahlcapitulationen, Landtagsordnungen, Receſſe, Vergleiche mit einzelnen Ständen, Mandate zur Feſtſetzung von Steuern und Abgaben, Reſcripte, Beſtallungen, Decrete, Privilegien u. ſ. w.), theils die Verhandlungen der Bürger eines Staates mit der Regierung (Bittſchriften, Geſuche, Berichte, Klagen u. ſ. w.). Im Gegenſatze des Hofſtyls enthält der Gerichtsſtyl die Bezeichnung und Form der rechtlichen Verhältniſſe der Staatsbürger und der einzelnen Stände eines Staates unter ſich ſelbſt unter dem Schutze und im Namen der Regierung. Durch den Gerichtsſtyl werden die wirklichen Rechte der Mitglieder eines Staates näher gegen einander beſtimmt, und die ſtreitigen Rechte gegen einander entſchieden und ausgeglichen. Zu ihm gehören alle Verhandlungen der Juſtiz und Polizei, Citationen (Vorladungen), Protokolle, Relationen (Berichte), Klagſchriften, Proteſtationen (Einreden), Appellationen, Läuterungen, Repliken, Dupliken, Exceptionen, Conſenſe, Contracte, Steckbriefe, Kundſchaften, Geburtsbriefe,

Teſtimonia oder Atteſte (Zeugniſſe), Vollmachten, Teſtamente, Trauſcheine, Todtenſcheine u. ſ. w.. Im Allgemeinen ſoll der Kanzlei-Styl bei aller Würde, mit welcher eine Regierung ſpricht, auch die vernünftige Klarheit beſitzen, welche vor allen den Ausſprüchen einer Regierung gebührt, und ihnen einen innern Vorzug vor dem gemeinen Geſchäftsſtyl geben kann. Statt deſſen war ehemals der gewöhnliche Styl, beſonders deutſcher Regierungsſchriften (einige Regierungen haben auch darin den Geiſt der Zeit erkannt) ſo ſteif, ſchleppend, weitſchweifig und verworren, daß dadurch nicht nur der Sinn der Verfügungen verdunkelt ward, und der Unterthan, um den Willen ſeiner Obrigkeit zu treffen, ſich unzuverläſſigen Mittelsperſonen anvertrauen mußte; ſondern auch der Styl der öffentlichen Verhandlungen ein Gegenſtand des Spottes geworden, indem man durch den Ausdruck Kanzlei-Styl ſprichwörtlich jeden ſteifen, durch abgeſchmackte und verworrene Wortfügung ſchwerfälligen Styl zu bezeichnen pflegt. Indeß wird die ſogenannte Courtoiſie im Kanzleiſtyl nie völlig abgeſchafft werden können, und iſt auch von den Franzoſen, wie ſehr dieſelben in Gewandheit, Klarheit und zweckmäßiger Kürze des Geſchäftsſtyls uns übertreffen mögen, beibehalten worden. Sie iſt eine Eigenthümlichkeit deſſelben, und beſteht in dem Feſthalten der, durch gewiſſe Ausdrücke und Formeln feſtgeſetzten Bezeichnung der äußern Würde und gegenſeitigen Verhältniſſe der verſchiednen Staatsmitglieder gegen einander, und gegen das Staatsoberhaupt, und ſie zeigt ſich nicht bloß in dem richtigen Gebrauche der herkömmlichen Titel, ſondern auch in gewiſſen hergebrachten Wendungen des Ausdrucks, ſo wie in der äuſſern Form der Geſchäftsaufſätze, in Hinſicht auf Größe und Feinheit des Papiers, Stellung der Unterſchrift ꝛc. (ſ. auch den Art. Ceremoniel). Unter den Schriften über den Kanzleiſtyl ſind vorzüglich: Biſchoff's Lehrbuch des deutſchen Kanzleiſtyls (Helmſt. 1795, 2 Thle., noch nicht ganz vollendet); Link's neuer Katechismus des Kanzleiſtyls (Koburg 1798); von Brenſen's Verſuch einer ſyſtematiſchen Entwicklung der Lehre von den Staatsſchriften ꝛc. (Erlangen 1800—1802, in 2 Bdn.) und einige andre ſeiner Schriften zu empfehlen.

Kapital (Nationalökonomie) iſt der Vorrath von Gütern oder Genußmitteln, welcher den gegenwärtigen Bedarf des Beſitzers überſteigt, und beſtimmt iſt zur Erfüllung von Zwecken in der Zukunft. Je nachdem dieſe Güter entweder geiſtig oder ſinnlich ſind, heißt der Vorrath derſelben geiſtiges oder ſinnliches Kapital. Der Vorrath von geiſtigen ſowol, als von ſinnlichen Gütern einzelner Bürger heißt Privatkapital, der Gütervorrath ſämmtlicher Bürger im Staate heißt Volks- oder Nationalkapital (ſ. d. Art.), und derjenige Gütervorrath, in deſſen Beſitz ſich die Volks- oder Nationalgeſammtheit befindet, macht das Staatskapital aus. Der Gütervorrath beſitzt entweder die Eigenſchaft, daß er augenblicklich gegen andre Güter umgeſetzt werden kann, oder er beſitzt dieſelbe nicht, im erſten Falle nennt man jenen Vorrath lebendiges Kapital (ſ. d. Art.) oder Kapitalſtoff, im letzten todtes Kapital. Mit Unrecht wird gewöhnlich das Kapital als eine unmittelbare Quelle von neuen Gütern betrachtet, und demſelben in dieſer Hinſicht ein hoher Werth beigelegt; aber Güter können nie Güter ſchaffen, ſchaffende Kraft beſitzen bloß die Natur und der menſchliche Geiſt. Wie ſehr daher immerhin die Maſſe von Kapitalien bei einem Volke ſich vermehrt haben mag, ſo kann doch ſein Vermögen und ſein Einkommen dadurch allein nicht zunehmen eben ſo wenig als das Vermögen und das Einkommen eines Münzkapitaliſten wachſen kann, der ſeine Münzvorräthe nicht auf Zinſen leiht ſondern müßig im Kaſten liegen läßt. Unendlich groß aber iſt der Ein-

luß, welchen Kapitale mittelbar auf Hervorbringung neuer Güter äuſſern, wenn der menſchliche Geiſt ſich ihrer bedient als Mittel zur Äußerung ſeiner ſchaffenden Kraft. Hier erſcheint das Kapital recht eigentlich als Ergebniß früherer Gütererzeugungen, welches der gegenwärtigen Gütererzeugung zu Hülfe kommt, und wodurch der Menſch eine ungeheure Kraft in einen einzelnen Punkt zuſammenzudrängen in den Stand geſetzt wird. Dieſer Einfluß des Kapitals kann auf doppelte Weiſe ſich äußern, einmal, wenn der menſchliche Geiſt ſich ſeiner bedient, um dem Schooße der Natur Dinge zu entlocken, welche er demnächſt zu Gütern erheben will, und zweitens, wenn das Kapital angewandt wird zur Unterſtützung und Belebung der ſchaffenden Kraft des menſchlichen Geiſtes. Die Mitwirkung des Kapitals auf Hervorbringung neuer Güter kann auf doppelte Weiſe ſich äußern; entweder geſchieht dieſelbe ſo, daß das Kapital noch über die Hervorbringung des Guts fortdauert, und im Beſitze deſſen bleibt, der denſelben zu dieſem Behufe verwandte, dieſe Gattung heißt **Stehendes Kapital** (ſ. d. Art.); oder die Mitwirkung auf Hervorbringung neuer Güter geſchieht auf ſolche Weiſe, daß, um dieſen Zweck zu erreichen, der Beſitz des Kapitals aufgegeben werden muß, dieſe Art von Kapital heißt **Umlaufendes Kapital** (ſ. d. Art.). K. M.

Kapitalrente (Nationalökonomie) iſt der Ertrag, welcher aus der Anlegung eines Kapitals hervorgeht, der Antheil an der Hervorbringung eines Guts, welcher der Mitwirkung des Kapitals zu verdanken iſt. Die Anwendung eines Kapitals auf Hervorbringung neuer Güter geſchieht entweder von dem Eigenthümer des Kapitals ſelbſt, oder von einem Andern, welchem jener daſſelbe vorgeſchoſſen hat zur Belebung und Unterſtützung ſeiner ſchaffenden Kraft. Im erſten Falle fließt dem Benutzer oder Anleger des Kapitals der ganze Ertrag der, mit Hülfe deſſelben hervorgebrachten Güter, alſo die ganze Kapitalrente, zu, im andern muß gewöhnlich der Anwender des Kapitals einen Theil der Kapitalrente dem Eigenthümer (dem Kapitaliſten) abtreten, von welchem er das Kapital als Darlehn bekommen hat. Der auf ſolche Weiſe abzutretende Theil der Rente heißt Kapitalzins. Sowol das ſtehende, als das umlaufende Kapital, jenes jedoch nur inſofern es ſinnlich iſt, kann Andern zur Benutzung überlaſſen werden, daher kann auch bei dem einen, wie bei dem andern, ein Zinsertrag Statt finden. Wird die Gattung von umlaufenden Kapitalen, welche man unter dem Ausdruck Münze begreift, Andern zur Benutzung dargeliehen: ſo dient dieſelbe dem Empfänger als allgemeines Tauſchmittel, wodurch er ſich diejenigen Dinge verſchafft, durch deren Bearbeitung oder Verwendung er die Rente gewinnen will, welche er dem Kapitaliſten als Zins zu entrichten hat; dieſe Dinge beſtehen z. B. in Nahrungsmitteln, welche ihm und den Arbeitern, deren ſchaffende Kraft die ſeinige unterſtützt, zum Unterhalte während der Gütererzeugung dienen, oder in rohen Stoffen, woran ſich dieſe ſchaffende Kraft äußern ſoll. Die Höhe des Kapitalzinſes richtet ſich zunächſt lediglich nach den Bedingungen, durch welche der Preis aller in den Tauſch kommenden Waaren geleitet wird. Je größer die Anzahl derer iſt, welche fremde Kapitale ſuchen, und je ungleicher die Größe der Nachfrage im Verhältniß gegen die Größe des Angebots iſt, um ſo höher wird auch der Zins ſein, welchen der Kapitaliſt von ſeinem, Andern zur Benutzung dargeliehenen Kapitale erwarten kann. Hoch muß daher ſelbſt bei einer großen Anzahl von Kapitaliſten die Zinsrente ſein, wenn dieſe größtentheils ſelbſt zugleich Anleger ihrer Kapitale ſind und mit denſelben fremde Kraft für eigne Rechnung miethen, niedrig hingegen, wenn der größte Theil der Kapitaliſten es vorzieht, die Kapitale Andern zur Benutzung

zu überlaſſen, und ſich bloß mit dem Zinſe zu begnügen. Der Zinsfu kann daher nie als ein Gradmeſſer des Reichthums eines Volks betrachtet werden. Aus dem Sinken des Zinsfußes läßt ſich eben ſo wenig au Vermehrung des Nationalwohlſtandes ein Schluß ziehen, als ſich au dem Steigen deſſelben auf Verminderung des Nationalwohlſtandes ſchließen läßt. In den, an Kapital reichſten Ländern muß der Zinsfuß wachſen, wenn der Handelsverkehr und der Umſatz der Kapitale lebhaft iſt und in den ärmſten muß derſelbe ſinken, fehlt es dem Volke an Betriebſamkeit oder an Stoff oder an Gelegenheit zu Anlegung von Kapitalen ſoll daher aus dem Steigen oder Sinken des Zinsfußes im Lande irgend eine Folgerung für die Erhöhung oder Verminderung des Volkswohlſtandes gezogen werden: ſo kommt es lediglich darauf an, die Urſachen zu ergründen, welche jenes Steigen oder Sinken veranlaßt haben. Ohne genaue Kenntniß dieſer Urſachen muß jedes Urtheil der Art als gewagt und ſchwankend erſcheinen (ſ. Kapital). K. M.

Kapitalſteuer. Man verſteht darunter bald die Abgabe, welche vom eigentlichen Kapitalvermögen der Staatsbürger erhoben und gewöhnlich Vermögensſteuer genannt wird, bald die Abgabe von der Kapital=Rente, d. h. von dem Einkommen, welches die Anwendung des Kapitals verſchafft. Erſtre widerſpricht den Grundſätzen einer guten Finanzwirthſchaft, wonach das National=Kapital nur in den dringendſten Fällen des Staatsbedürfniſſes beſteuert werden darf, die letztre hingegen, die Kapitalrenten=Steuer iſt, inſofern ſie richtig angelegt worden, jenen Grundſätzen vollkommen angemeſſen. (S. Abgaben). Es erfodern jedoch wenige Steuern hinſichtlich ihrer Anlage und Vertheilung eine ſolche Vorſicht und Sorgfalt, wie dieſe, denn 1. je nachdem das Einkommen, was Kapitale gewähren, entweder Zins oder Gewinnſt iſt, (ſ. Kapitalrente) muß auch die Art und Weiſe, daſſelbe zu beſteuern, verſchieden ſein, und während der Kapitalzins überall im Lande faſt gleich, alſo der Ertrag deſſelben leicht auszumitteln iſt, ſind die Gewinnſte, welche den Anlegern der Kapitale zu Theil werden, immer höchſt verſchieden und ungleich. 2. Es iſt ſehr ſchwer, genau in Erfahrung zu bringen, was Jemand an Einkommen beſitzt, ſtrenge Nachforſchungen ſind tyranniſch und führen nur theilweiſe zum Zweck; es muß nämlich hiebei nicht bloß das ſichtbare, ſinnliche Kapital in Anſchlag gebracht werden wie z. B. Häuſer, Waaren, Maſchinen ꝛc., ſondern auch das unſichtbare, geiſtige Kapital, nämlich die erworbnen Geſchicklichkeiten und Talente der Staatsbürger, welche Gewinnſte abwerfen. 3. Eine ſtarke Abgabe dieſer Art und ſtrenge Nachforſchungen von Seiten der Finanzbehörde können einen großen Theil der Kapitale, wenigſtens der beweglichen und umlaufenden, wie z. B. Metallmünze, aus dem Lande treiben, was die Hervorbringung ungemein ſchwächen und mittelbar den Finanzen größern Schaden zufügen würde, als der Vortheil beträgt, welchen die Steuer ihnen gewährt. Wollte aber die Regierung, um eine ſolche Wegſendung der Kapitale in's Ausland zu verhüten, die Beſteuerung auch auf die, aus der Fremde eingehende Kapitalrente ausdehnen: ſo würde ſie immer nur höchſt unvollkommen in dieſer Hinſicht ihren Zweck erreichen, theils weil es ihr ſtets an der dazu nöthigen Aufſicht fehlen müßte, theils weil ſie doch nie das Auswandern der Kapitaliſten ſelbſt ganz zu hindern vermöchte. K. M.

Kapudan=Paſcha heißt bei den Türken der Großadmiral der Flotte. Er iſt ein Mitglied des Divans und bekleidet ſeine Stelle gewöhnlich nur ein Jahr. Sein Hauptgeſchäft beſteht darin, daß er im Sommer mit einem Theile der türkiſchen Flotte nach dem Archipel ſe=

zelt, theils um dieſelbe im Seedienſte zu üben, theils um die Abgaben aus den dortigen Provinzen einzutreiben. Er führt zwei bis drei Roßſchweife.

Karamſin, ein gelehrter Ruſſe und einer der vorzüglichſten Schriftſteller ſeiner Nation. Er iſt Verfaſſer einer Geſchichte ſeines Vaterlandes, von der im J. 1816 die neun erſten Bände erſchienen, die bis 1560 reichen. Eine deutſche Überſetzung liefert Hauenſchild. Seine Briefe eines reiſenden Ruſſen ſind von Richter in's Deutſche überſetzt worden (Leipz. 1799 — 1800, 4 B.); desgleichen ſeine Erzählungen. Von letztern begnügen wir uns die Sammlung Aglaja zu ernennen (Moskau, 1794, 2 B.). Kaiſer Alexander hat ihm den St. Annenorden verliehen, ihn zum Staatsrath ernannt und für die Herausgabe ſeines großen Werks 60,000 Rubel, dem Verfaſſer aber in einem Luſtſchloß der Kaiſerin Catharina II. freie Wohnung angewieſen.

Karat, ein kleines Gewicht, deſſen ſich die Münzmeiſter, Wardeine und die Goldarbeiter bei Beſtimmung des innern Gehalts oder der Feinheit des Goldes, ſo wie die Juweliere bei Abwägung und Schätzung der Perlen und Edelſteine bedienen. Eine Mark enthält 24 Karat, ein Karat 12 (bei Edelſteinen aber nur 4) Gran, und ein Gran 3 Grän. Bei Abwägung des Goldes rechnet man nach Gran. Man nimt nämlich an, daß der Gegenſtand von Gold, den man abwägen will, in 24 Theile, welche man Karat nennt, getheilt iſt. Enthält dieſer Gegenſtand nun gar keinen Zuſatz von einem andern Metalle, das heißt, iſt er ganz reines Gold, ſo ſagt man, es ſei vierundzwanzigkaratiges Gold. Finden ſich aber z. B. in dem zu wägenden Gegenſtande nur zwanzig Karat reines Gold, und ſind die übrigen vier Karat fremdartiger Zuſatz, ſo ſagt man, es ſei zwanzigkaratiges Gold, ꝛc. Bei den Edelgeſteinen wird das Karatgewicht auf 4 Gran, jeder ſo ſchwer, als das As des Ducatengewichts beſtimmt. Auch wird die Verſetzung des Goldes mit Silber oder Kupfer zum Bearbeiten, Karatirung, und zwar im erſten Falle die weiße, im zweiten die rothe Karatirung genannt.

Karfunkel, ſ. Carbunkel.

Karlſtadt, eigentlich Andreas Bodenſtein, und nur nach ſeinem Geburtsorte Karlſtadt in Franken ſo genannt, iſt in der Geſchichte der Reformation durch ſeine Hitze und Schwärmerei, wie durch ſein Unglück merkwürdig geworden. Als Archidiakon, Kanonikus und Profeſſor der Theologie zu Wittenberg wurde er ſchon durch ſein Anſehn und ſeine Gelehrſamkeit eine bedeutende Stütze Luthers bei ſeinen erſten Schritten zur Reformation. Das berühmte Religionsgeſpräch, das er zur Vertheidigung der ſtrengauguſtiniſchen Lehre von der Gnade (ſ. d. Art. Gnade) 1519 mit Dr. Eck zu Leipzig hielt, ſeine Streitſchriften gegen dieſen und den Papſt, der ihn 1520 in der Verdammungsbulle gegen Luthern ausdrücklich als deſſen Anhänger bezeichnete, ſeine kühne Appellation vom Papſte, an ein allgemeines Concilium, worin er das erſte Beiſpiel gab, und ſeine bald wirkſame Erklärung für die Ehe der Geiſtlichen, waren deutliche Beweiſe ſeines Eifers für die Reformation. Während aber Luther auf der Wartburg ſaß, erlaubte ſich Karlſtadt noch ſtärkere und ſogar tumultuariſche Ausbrüche dieſes Eifers. Am Weihnachtsfeſte 1521 fing er an, in der Schloßkirche die Meſſe in deutſcher Sprache zu leſen, das Abendmahl mit Weglaſſung der Beichte unter beiderlei Geſtalt auszutheilen, und führte Volk und Studenten mit Ungeſtüm zur Zerſtörung der Heiligenbilder und Altäre an. Luther, der dieſe unzeitigen Schritte höchlich mißbilligte, ſtellte gleich nach ſeiner

Zurückkunſt die alte Ordnung der Dinge her, und Karlſtadt, obwol dabei mit Schonung behandelt und auf zwei Jahre zum Schweigen gebracht, konnte doch dieſe ſchnelle Vernichtung eines Werks, von dem er ſich nicht weniger Ruhm für ſeine Perſon, als Segen für die gute Sache verſprochen hatte, nicht verſchmerzen. Er ging daher 1524 heimlich nach Orlamünde, veranlaßte daſelbſt, nach Vertreibung des Pfarrers, dieſelben gewaltthätigen Auftritte, und warf ſich, als eben Luther zu Jena gegen dieſe Unruhen predigte, öffentlich als deſſen Gegner auf; ſo daß ſelbſt Kurfürſt Friedrich wegen ſeiner heftigen Klagſchrift wider Luther, und, (zumal da Karlſtadt ſich ſchon früher mit den zwickauiſchen Bilderſtürmern und den mühlhauſiſchen Aufrührern, ja ſelbſt mit Münzern in Verbindung eingelaſſen hatte,) für die öffentliche Ruhe beſorgt, ihn im Sept. 1524 aus ſeinen Landen verwies. Karlſtadt wich, begann aber nun den unſeligen Sacramentsſtreit, in welchem er gegen Luther die leibliche Gegenwart Chriſti im Abendmahle leugnete, einen Streit, der von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführt, und, da ſich Zwingli, wiewol mit beſſern Gründen, für Karlſtadt's Meinung erklärte, der erſte Anlaß des Kampfes der ſchweizeriſchen Theologen mit den wittenbergern und der daraus erfolgten Trennung der reformirten von der lutheriſchen Kirche wurde. Karlſtadt irrte inzwiſchen, der Theilnahme an dem Bauernkriege in Franken mit Grund verdächtig, in Deutſchland unſtät umher, und ſuchte endlich, zum äußerſten Elende herabgeſunken, bei Luther Hülfe, der ihn auch, nach einer in etwas befriedigenden Erklärung über jenen Streit, großmüthig aufnahm, und ihm unter der Bedingung, daß er ſeine Meinungen ganz zurückhalte, einen Zufluchtsort in Lemberg verſchaffte. Hier lebte der gedemüthigte Mann, als Nachbar Andreas, von Feldbau und einem Handel beinahe drei Jahre. Sein unruhiger Geiſt verleitete ihn jedoch ſchon 1528 jene Bedingung durch Herausgabe einiger Schriften und durch Verkehr mit dem Irrlehrer Schwenkfeld (ſ. d. Art.), ja ſelbſt durch Ränke gegen Luthers Perſon zu brechen. Um dem verſchuldeten Ungewitter auszuweichen, begab er ſich zu Ende deſſelben Jahrs nach der Schweiz. Hier fand er die beſte Aufnahme, wurde zuerſt Pfarrer zu Altſtädt im Rheinthal, 1530 Diakon zu Zürich, und 1531 Prediger und Profeſſor der Theologie zu Baſel, wo er ruhig und mit dem Ruhme eines frommen und redlichen Mannes 1541 oder 1543 ſtarb. Seine Verirrungen waren gewiß mehr Fehler des Kopfes, als des Herzens, man muß den Eifer, den er an eitle und mißliche Unternehmungen verwendete, bedauern, und ſeine Schwärmerei, Unbeſonnenheit und anfangs ganz ungegründete Erbitterungen gegen Luther mißbilligen.

Karnieß, ſ. Säule.

Kärnthen, ein zur öſterreichiſchen Monarchie gehöriges Herzogthum. S. Öſterreich.

Karſchin, oder richtiger, Karſch (Anne Louiſe), geborne Dürbach, wurde am 1. Dec. 1722 auf einer adelichen Meierei unweit Schwibus an der ſchleſiſchen Grenze geboren, und nach dem frühzeitigen Tode ihres Vaters, eines Pachters und Bierbrauers, bei ihrem Oheim, einem Amtmanne, unterrichtet. Ihr Talent und die Fortſchritte, die ſie in den Wiſſenſchaften machte, brachten die Mutter auf den Gedanken, welchen nachher die Erfahrung nur allzuſehr beſtätigte, daß ſie einſt die Hauswirthſchaft darüber vernachläſſigen würde. Sie wurde alſo von ihrem Oheim weggenommen, und mußte drei Jahre lang auf dem mütterlichen Landgute die Kühe weiden. Allein ſie fand bald Gelegenheit, ihrer Lieblingsneigung nachzuhängen: denn ſie machte Bekanntſchaft mit

Digitized by Google

einem Hirtenknaben, der ſie mit verſchiednen, meiſt ſchlechten Büchern verſorgte. Durch dieſe Bücher, die ſie nur heimlich leſen konnte, ſo wie durch ihr Naturgefühl und ihre lebhafte Phantaſie, wurden ihre erſten, ohne alle Anweiſung gemachten Gedichte veranlaßt, die man, ungeachtet ihrer Fehler, dennoch nicht ohne Bewundrung leſen kann. Ihre Mutter, die ſie nur zu einer guten Hausmutter bilden wollte, beſtimmte ſie endlich einem Tuchmacher zu Schwibus, Hirſekorn, zur Gattin. Die Tochter, obwol ſie den Bräutigam nie geſehen, willigte gehorſam ein. Aber die Ehe mit dieſem geizigen, zänkiſchen und mürriſchen Manne ſtürzte ſie in unabſehbare Qualen, die ſich erſt nach elf Jahren durch Scheidung endigten. In die äußerſte Armuth dadurch verſetzt, begab ſie ſich auf ein nahes Dorf, und lebte hier faſt ein Jahr ganz hülflos. Ihre Lage zu verbeſſern, beſchloß die zur Unzeit ſorgſame Mutter, ſie mit einem Schneider, Karſch, zu Frauſtadt, zu verheirathen, den die Tochter wegen ſeiner beſtändigen Trunkenheit ſogar haßte. Allein die Mutter drohte, und unſre Dichterin verehlichte ſich zum zweiten Male. Nun erſt ward ſie in eine wahrhaft traurige Lage verſetzt. Ihr Mann verſchwendete durch Trunk ſein ganzes Vermögen, und ſie wurde gezwungen, ſich durch ihre Muſe den nöthigſten Unterhalt zu verdienen. Sie verfertigte daher Gelegenheitsgedichte und Glückwünſche, reiſte ſogar viele Meilen weit im Lande umher, und declamirte aus dem Stegreife Verſe, erwarb ſich auch dadurch allgemeine Bewunderung und vieles Geld, welches jedoch ihr Mann ſogleich wieder verſchwendete. Nun wandte ſie ſich mit ihrem Manne nach Großglogau; entfernte ſich aber endlich von ihm, und der Baron von Kottwitz war ſo großmüthig, ſie 1761 in Berlin bei ſich aufzunehmen, und mit Kleidung und allen Bedürfniſſen reichlich zu verſehen. Hier begann die glänzendſte Zeit ihres Lebens. Man zog ſie in die erſten Geſellſchaften, und ergötzte ſich an ihrer ungemeinen Fertigkeit zu improviſiren, und Gedichte ſogleich niederzuſchreiben. Hiedurch bekam ihr Geiſt einen neuen Schwung. Ramler, Sulzer, Krünitz u. a. m. unterſtützten ſie; Gleim, welcher ſie die deutſche Sappho nannte, gab ihre Gedichte 1763 heraus, und verſchaffte ihr dadurch 2000 Thaler; ſie bekam von dem Grafen von Stolberg-Wernigerode und Andern anſehnliche Jahrgelder; allein alles reichte doch nicht zu, ſie ſelbſt, zwei Kinder und ihren Bruder zu ernähren. Friedrich II., an den ſie ſich mehrmals gewendet hatte, zeigte ihr wenig Theilnahme, und gewährte ihr die verſprochne Penſion nicht. Sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., dagegen ließ ihr in Berlin ein einträgliches Haus bauen. Allein ſie konnte dieſes Glück nicht lange genießen, denn ſie ſtarb bereits 1791. Einen Theil ihrer beſſern Geiſteswerke hat nach ihrem Tode, 1792, ihre Tochter, Frau von Klenke, 1796, nebſt ihrem Lebenslaufe herausgegeben.

Kartenſpiel, wahrſcheinlich eine Erfindung der Morgenländer, wie aus dem Namen, welche die Karten anfänglich in Italien führten (Naibi) und noch jetzt in Spanien und Portugal haben (Naipes), zu erhellen ſcheint, welche Worte in den morgenländiſchen Sprachen ſo viel als Vorausſehung oder Wahrſagung bedeuten. Wenn noch erwieſen werden könnte, daß die Zigeuner die Karten zuerſt in Aſien und Afrika bekannt gemacht haben, ſo wäre jene Vermuthung außer allem Zweifel geſetzt. Von den Zigeunern lernten, wie man behauptet, die Araber oder Saracenen die Karten kennen, welche letztre den Gebrauch derſelben in Europa verbreiteten. Auch der Weg, den das Kartenſpiel bei ſeiner Verbreitung durch Europa nahm, zeigt, daß es aus dem Oriente zu uns gekommen ſein muß: denn in den Ländern, die weiter gegen Morgen

und Mitternacht liegen, wird es früher vorgefunden, als in den Abendländern. Die älteſten hiſtoriſchen Spuren vom Gebrauche der Karten finden ſich in Italien, dann in Deutſchland, Frankreich und Spanien. Die erſten Karten wurden gemalt, und für ſolche werden die ital. Karten von 1299 anerkannt. Die Kunſt, Karten zu drucken, ward zwiſchen 1350 und 1360 von den Deutſchen erfunden. Außerdem haben die Deutſchen noch manche Veränderungen mit den Karten vorgenommen: die Figuren, Bilder und Zeichnungen, ſo wie die Namen: Schellen, Eicheln, Herz, Grün, der große und der kleine Wenzel u. a. m. beweiſen dies. Das Lanzknechtsſpiel, welches man für das erſte deutſche Kartenſpiel hält, iſt ebenfalls eine deutſche Erfindung. Von dieſem Spiele finden wir ſchon 1392, unter dem Namen Lansquenet, eine Nachahmung in Frankreich, welche ſich daſelbſt bis zu Moliere und Regnard, und vielleicht noch länger erhalten hat. Die erſte ſichre Spur vom Kartenſpiele in Frankreich fällt in das J. 1361; und Carl VI. ſoll ſich am Ende des 14. Jahrh. in ſeiner Krankheit mit demſelben ergötzt haben. Die neuern franzöſiſchen Figuren ſollen in Frankreich zwiſchen 1430 — 1461 erfunden ſein. Eine unverbürgte Meinung behauptet, daß die Karten ſchon 1332 in Spanien bekannt geweſen ſeien: indeſſen kann dieſelbe durch nichts begründet werden. Das älteſte bekannte Zeugniß vom Kartenſpiele in Spanien iſt das Verbot deſſelben, welches der König von Kaſtilien, Johann I., 1387 ergehen ließ, wo es alſo damals doch ſchon ſehr verbreitet geweſen ſein muß.

Kartoffeln, ſ. Erdäpfel.

Kaſſiopeja, die Gemahlin des Cepheus, Königs von Aethiopien, dem ſie die Andromeda gebar. Vom Jupiter ward ſie Mutter des Atymnius. Vergl. Andromeda, Perſeus und Sternbilder, von denen eins der nördlichen dieſen Namen führt.

Kaſtanie (edle), ſoll ihren Namen von der Stadt Caſtanum nahe bei Magneſia in Kleinaſien erhalten haben. Die Kaſtanien kamen zuerſt aus Kleinaſien nach Europa, und beſonders nach Sardinien. Von hier aus verbreiteten ſie ſich nördlich immer weiter. Sie können in Mitteldeutſchland überall gerathen, nur liebt dieſer Baum keine feuchte Nebelluft und nicht die Morgenſeite der Berge, weil er dann zu früh blüht und ſeine Frucht zu häufig durch Nachtfröſte zerſtört wird. Auch muß man ſehr ſorgfältig mit der Inoculation verfahren. Die Roßkaſtanie ſoll Cluſius 1550 aus Nordaſien uns zugeführt haben. Auch dieſer Baum verdiente an geeigneten Stellen, beſonders in Gegenden ſtarker edler Schafzucht, mehr angebaut zu werden, weil die Frucht im Herbſt den Schafen eine geſunde Nahrung anbietet.

Kaſtenvogt, Vogt, advocatus, hieß im Mittelalter derjenige Fürſt oder Edle, dem der Schutz einer Kirche oder eines Kloſters übertragen war. Seine Geſchäfte beſtanden hauptſächlich in Ausübung der weltlichen Gerichtsbarkeit über die Unterthanen des Kloſters, und in Anführung derſelben, inſofern ſie heerbannspflichtig oder ſpäter lehnspflichtig waren. In ältern Zeiten ſetzte der Kaiſer die Kaſtenvögte, nach Abgang der Karolinger aber maßten ſich die Stifter an, ſie ſelbſt zu wählen und belehnten ſie mit der Kaſtvogtei. Die Vögte misbrauchten häufig ihre Gewalt zu Bedrückungen der ihnen anvertrauten Stifter, daher die Klagen dieſer über ſie durch's ganze Mittelalter ſehr häufig waren.

Käſtner (Abraham Gotthold), einer der berühmteſten Mathematiker und witzigſten Epigrammatiſten, wurde 1719 zu Leipzig geboren. Er beſuchte nie eine öffentliche Schule. Schon von ſeinem zehnten Jahre

an benutzte er die juriſtiſchen Lehrſtunden ſeines Vaters, welcher Profeſſor in Leipzig war, und trat bereits im elften einem Collegio disputatorio mehrerer, die Rechte ſtudirenden Jünglinge bei. Eigentlicher Student ward er 1731. Als ſolcher legte er ſich mit großem Eifer auf Philoſophie, Phyſik und Mathematik; beſonders hatte, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe, die Metaphyſik viel Anziehendes für ihn. Merkwürdig iſt, daß ihm das Addiren und das Einmaleins noch ſchwer fielen, als er bereits in der Mathematik einige Fortſchritte gemacht hatte. Übrigens ſetzte er das Studium der Rechte eifrig fort, und ward 1737 als Candidat dieſer Wiſſenſchaft examinirt, obgleich er von nun an dieſes Fach, zu Gunſten der früher genannten zurückzuſetzen anfing. 1769 disputirte er, um ſelbſt öffentlich leſen zu können, von welcher Zeit er an mathematiſche, philoſophiſche, logiſche und juriſtiſche Vorleſungen zu halten begann. Außer der Mathematik beſchäftigte er ſich auch mit den ſchönen Wiſſenſchaften. Nachdem er 1746 eine außerordentliche Profeſſur nebſt eine Penſion erhalten hatte, ward er 1756 unter ſehr vortheilhaften Bedingungen in Göttingen als wirklicher Profeſſor der Naturlehre und Geometrie angeſtellt. 1765 ward er daſelbſt Hofrath, und ſeine glänzendſte Zeit als Lehrer und Rathgeber der Akademie waren die ſechziger und ſiebenziger Jahre des vorigen Jahrh. Durch ihn ward das mathematiſche Studium ſehr befördert. Unter ſeinen vielen Schriften, die in Meuſel's gelehrtem Deutſchland allein neun Seiten füllen, und welche nach und nach die wolfiſchen Lehrbücher verdrängten, bleibt ſeine Geſchichte der Mathematik (1795) dasjenige Werk, von welchem Kenner urtheilen, daß es unter dem Ruhme ſeines Verfaſſers ſtehe, ſo wie denn überhaupt ſein Scharfſinn mehr auf das Einzelne gerichtet zu ſein ſchien, als daß er das Ganze der mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften hätte glücklich umfaſſen und darſtellen können. Eben ſo ſehr, wie durch den Anbau ernſter Wiſſenſchaften, ward er durch ſeinen unerſchöpflichen Witz berühmt, der ſich oft in treffenden Epigrammen ergoß, von denen eine Auswahl zu allen Zeiten gefallen wird. Durch ſie zog er ſich aber auch manche Fehde in ſeinem literariſchen und bürgerlichen Leben zu. Er ſtarb 1800.

Katafalk, ſ. **Castrum doloris.**

Katharer, ein Ketzernahme, der ſeit der Mitte des 11. bis in das 13. Jahrh. mehrern, erſt in der Lombardei, dann auch in andern Ländern des Occidents entdeckten und wegen manichäiſcher Lehren und Gebräuche als Feinde des Papſtthums heftig verfolgten Separatiſtenhaufen und Sekten beigelegt wurde. Man nannte ſie bald wegen ihrer Herkunft aus der Bulgarei, Bulgaren, woraus das franzöſiſche Schimpfwort: „Bougres" entſtand, bald zum Zeichen ihrer Verächtlichkeit, als Menſchen aus der niedrigſten Volksklaſſe, nach der Pataria, einer übelberufnen Gegend bei Mailand, Patarener oder Patariner, bald Publikaner oder Popelitaner, und in den Niederlanden Piphles. Der allgemeinſte Namen aber, mit dem das Mittelalter ſie bezeichnete, war Katharer, der entweder aus dem griechiſchen Worte καθαροὶς die Reinen, wofür ſie ſich ſelbſt hielten, oder nach der Nationalbenennung Gazaren, weil ſie aus der Gazarei, der heutigen Krimm, gekommen ſein ſollten, gebildet und in dem deutſchen Ausdrucke „Ketzer" erhalten wurde. Die Religionsanſicht und Übung der, unter dieſem Namen begriffnen Ketzerhaufen war freilich nach der Gegend und dem Zeitalter, worin ſie auftraten und nach dem Geiſte ihrer Anführer ſehr verſchieden; doch in dem hartnäckigen Widerſtande gegen den Katholicismus ſtimmten ſie alle überein und trafen in folgenden Punkten der Lehre und des religiöſen

Lebens zuſammen. Den Widerwillen gegen das Jüdiſche im Chriſtenthum, den in bibliſche Redensarten gekleideten Dualiſmus, der den Teufel neben Gott ſtellt, und den Dünkel einer höhern ſittlichen Vollkommenheit hatten ſie mit den alten Manichäern gemein, ohne Mani als Prophet zu verehren. Der Einfluß arianiſcher Vorſtellungen und platoniſcher Ideen leuchtete aus ihren Deutungen der Dreifaltigkeitslehre hervor, nach denen der Vater die Einheit des göttlichen Willens, der Sohn oder Logos ſein erſter Gedanke und der Geiſt die gemeinſame Wirkung ſein ſollte. In jedem guten Menſchen ſahen ſie einen Chriſtus und unterſchieden daher in ihren Gemeinen Auserwählte von den Anfängern. Das Verdienſt des Erlöſers fanden ſie mehr in ſeinem Beiſpiele, als in ſeinem Verſöhnungstode, und bauten die Hoffnung ihrer Seligkeit, zu der eine Auferſtehung der Leiber ihnen nicht nöthig ſchien, auf das Maß ihrer eignen Tugend. Im religiöſen Leben des Menſchen hielten ſie die Erhebung des Geiſtes über das Irdiſche bis zur myſtiſchen Beſchauung für die höchſte Stufe; als leeres Gepränge verachteten ſie Meſſe, Altardienſt und ähnliche Kirchengebräuche, als todten Aberglauben die Verehrung des Kreuzes, der Heiligen und Reliquien ſammt allen willkürlichen Bußübungen und ſogenannten guten Werken. Die tägliche Einſegnung ihrer Speiſen und Getränke galt ihnen als heiliges Abendmahl, das Auflegen der Hände untadelhafter Lehrer zur Mittheilung des Geiſtes als Taufe und Unterpfand der Sündenvergebung. Innige Herzensandacht beim Gebet, und reiner, durch Enthaltung vom Beiſchlaf und Genuß aufreizender Nahrungsmittel, verherrlichter Wandel war ihnen genug zur Übung der Frömmigkeit. Die Satzungen des Papſtthums und das Prieſterthum der Katholiſchen, wie es damals war, hielten ſie für ganz unchriſtlich und verderblich; dagegen drangen ſie auf Rückkehr zur apoſtoliſchen Einfachheit und auf buchſtäbliche Erfüllung der Vorſchriften des neuen Teſtaments, das ſie fleißig laſen, aber freilich oft mißverſtanden. In einem Zeitalter, wo todtes Buchſtabenweſen, kalte Dialektik, mechaniſche Verwaltung des Gottesdienſtes und ärgerliche Sitten der Geiſtlichkeit die Religion immer mehr aus der herrſchenden Kirche entfernten, mußten ſolche Lehren und Grundſätze ſchon um des Gegenſtandes willen Beifall finden. Die lebendige Religioſität und Sittlichkeit, deren ſich die meiſten Separatiſten befleißigten, der Reiz ihrer geheimen Verbindung und vorgeblichen höhern Einſicht, die Wärme ihrer Myſtik und die rührende Kraft ihres einfachen Gottesdienſtes verſchafften ihnen viele Anhänger, und zwar nicht bloß aus dem gemeinen Volke; Unzufriedne aller Art, auch Geiſtliche und Edelleute ſchloſſen ſich ihnen an, daher ſie in Frankreich bons hommes, gute, d. h. adelige Leute hießen, und bei dem rohen Zuſtande der Staatsverfaſſungen, unter den Verwirrungen der bürgerlichen Kriege und kirchlichen Händel jener Zeit konnten ihre wenig mit einander zuſammenhängenden, politiſch nicht gefährlichen Gemeinen oft lange Jahre ſtraflos ihr ſtilles Weſen treiben. Freilich fehlte es auch nicht an Ausartungen bei dieſen Secten: die nächtlichen Zuſammenkünfte, die Gemeinſchaft der Güter, die heimathloſe, herumſchweifende Lebensart, wegen der mehrere derſelben Paſſageren, Paſſagini genannt wurden, die urſprünglich aſcetiſche Geringſchätzung des Eheſtandes Mancher von ihnen gab, da ſie doch das Zuſammenleben beider Geſchlechter geſtatteten, Gelegenheit zu groben Unſittlichkeiten, und das Geheimniß, in das ſie ihre Religionsübung hüllten, bedeckte bisweilen auch arge Verwirrungen einer ſich ſelbſt überlaſſnen Schwärmerei. Doch wenn ältere Sektennamen durch ſolche Flecken übel berüchtigt wurden: ſo gaben neue

Anführer und Reformen in Lehre und Leben auch neuen Sekten Daſein und Namen, und dem einmal beliebten Geiſte des Separatismus friſchen Schwung. Verſuche dieſer Art waren die Regungen unter dem Volke in Frankreich, der Schweiz und Italien, die Peter von Bruys, Heinrich und Arnold von Brescia im 12. Jahrh. verurſachten, und dadurch die Parteinamen Petrobruſianer, Henricianer und Arnoldiſten aufbrachten (vergl. d. Art. Arnold v. Brescia). Nun wurden zugleich die geiſtlichen Obern eifriger im Auffſpüren und Beſtrafen der Ketzer, ſo daß dieſe neuen, noch dazu unter einander nicht einigen Gattungen der Katharer bald wieder erloſchen. Zwar brauchten jetzt jene ältern Katharer, Publikaner, Patarener u. ſ. w., wo ſie anſäſſig waren, die Vorſicht, ſich öffentlich zu den katholiſchen Kirchen zu halten, und ihre Privatverſammlungen immer mehr in nächtliches Dunkel zurückzuziehen; auch geſtatteten ſie den bedrängten Gliedern, ſich vor den geiſtlichen Gerichten durch ſcheinbaren Widerruf zu helfen; die Aufmerkſamkeit dieſer Behörden war aber einmal rege, und da die Päpſte die Verfolgung der Ketzer durch eigne Legaten betrieben, und im 13. Jahrh. die furchtbare Inquiſition errichteten: ſo gab auch das unbeſcholtenſte bürgerliche Leben und die tiefſte Verborgenheit der Religionsübung den Irrgläubigen keine Sicherheit mehr. Das Schickſal der Albigenſer, (ſ. d. Art.), welche großentheils Katharer waren, brachte endlich im 13. Jahrh. dieſer ganzen Sektenfamilie den Untergang. Nur die Waldenſer (ſ. d. Art.), die man ohne Grund mit den Katharern verwechſelt hat, erhielten ſich. Später entſtandne Sekten führten nicht mehr dieſen allgemeinen Ketzernamen. E.

Katalog, ſ. Bücherkatalog.

Katapult, ſ. Geſchütz.

Katarakt, ſ. Waſſerfall.

Katt, ſ. Friedrich II., König von Preußen.

Katzbach (Schlacht an der), 26. Aug. 1813. Der Waffenſtillſtand zwiſchen Napoleon und den Verbündeten hörte mit dem Morgen des 17. Aug. auf. Blücher ſtand ſeit dem 14. am rechten, der Feind am linken Ufer der Katzbach (einem Fluſſe im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz in Schleſien). Letztrer zog ſich zwar gegen den Bober zurück, und wich nach blutigen Poſtengefechten am 19. und 20. von Bunzlau, wo Ney die Boberbrücke abbrechen ließ, bis hinter Löwenberg; doch auf Napoleons Befehl rückte den 21. das franzöſiſche Heer unter Ney, Macdonald, Lauriſton und Sebaſtiani, zu denen noch Marmont und Mortier nebſt allen Garden geſtoßen waren, 130,000 Mann ſtark, wieder an das linke Boberufer vor. Denſelben Tag kam der Kaiſer in Löwenberg an. Sofort überſchritten die franzöſiſchen Heerhaufen hier und bei Bunzlau, wo Sacken vor Ney weichen mußte, den Bober, und drängten in drei blutigen Tagen die Verbündeten bis hinter Goldberg. Blücher ſollte jedes Haupttreffen gegen überlegne Macht vermeiden. Er ſtellte daher das Heer in einer durch Stromthäler und Höhenzüge gedeckten Gegend auf, und nahm den 23. ſein Hauptquartier zu Jauer. Das feindliche befand ſich zu Goldberg an der Katzbach. Aber ſchon am 23. Nachmittags eilte Napoleon mit ſämmtlichen Garden und den Heerhaufen unter Marmont und Mortier, nebſt den Marſchällen Berthier und Ney, nach Dresden zurück, um dieſe Stadt gegen das, aus Böhmen hervorgebrochne Heer der Verbündeten zu behaupten. In Schleſien ſtanden jetzt zwei Heere einander gegenüber, jedes etwa 80,000 Mann ſtark; unter Blücher: Sacken, York und Langeron mit ihren Heermaſſen; unter Macdonald: außer ſeiner Heerſchaar, die von Ney und Lau-

riſton, nebſt der Reiterei unter Sebaſtiani. Als nun der Kampf mit gleicher Streitkraft beginnen ſollte, regnete es fünf Tage und Nächte (24. bis 28. Aug.) faſt ohne Aufhören, daß alle Bergſtröme aus ihren Ufern traten. Doch Ney's Heerhaufen rückte am 25. bis an die Katzbach vor, und ſtand den 26. bei Liegnitz; Lauriſton ſtand bei Goldberg, und Macdonald hinter Goldberg. Schon hatte Blücher den Angriff beſchloſſen, als der Feind über die Katzbach ging, und die Heerhaufen unter Langeron und York zurückdrängte. Da ward er am 26. von den Verbündeten zwiſchen Eichholz und Weinberg angegriffen. Sacken focht gegen Souham auf dem rechten, Langeron gegen Lauriſton auf dem linken Flügel, York gegen Macdonald in der Mitte des Bundesheeres. Aber zu weit war Lauriſton auf dem linken Flügel der Verbündeten vorgegangen, als Blücher Nachmittags vom ſiegenden rechten Flügel her, an der Spitze der ruſſiſchen Reiterei mit Geſchütz und Fußvolk auf Macdonald ſtürzte, und das feindliche Mitteltreffen zerriß. Man ſchlug ſich mit blanken Waffen, da kein Gewehr losging. Ein Viereck franzöſiſcher Grenadiere wurde von dem brandenburger Bataillon, das 200 M. verlor, binnen 20 Minuten mit den Kolben zu Boden geſchlagen. So ward des Feindes Schlachtlinie durchbrochen! Als nun Blücher mit der Reiterei den vorgedrungenen Lauriſton in die Flanke fiel, miſchte ſich im furchtbaren Todeskampfe preußiſche und franzöſiſche Reiterei, 8000 M. Nach einer Viertelſtunde entſchied Blüchers altritterlicher Muth, und die Heldenkraft ſeiner begeiſterten Schaaren den Sieg. Der Feind ward mit Roß und Mann, und unter dem Rufe: Drauf und dran! in die wüthende Neiſſe und in die Katzbach geſtürzt. Am folgenden Tage ſchlug man das fliehende Heer bei Liegnitz; Blücher trieb es bis hinter Goldberg; am 28. ward es bei Löwenberg geſchlagen. Durch die angeſchwollenen Bergſtröme aufgehalten, traf General Pacthod, der am 24. von Löwenberg aus über Schönau gezogen war, um dem verbündeten Heere bei Jauer in den Rücken zu kommen, zu ſpät in der Gegend des Kampfplatzes ein. Da er ſich nun nicht bei Hirſchberg auf das linke Boberufer retten konnte, zog er am rechten hinab bis gegen Löwenberg. Hier ſtieß er auf Langeron. Zwar ſetzte er ſich auf den Höhen von Plagwitz, aber ſein 8000 M. ſtarker Haufe ward zertrümmert, und er entkam den 30. mit nur 700 Mann zu Macdonald. Vergebens wollte dieſer den 29. mehrere Brücken über den Bober ſchlagen. Er wurde Nachmittags angegriffen, und wer nicht im Bober ertrank, ward gefangen. Doch entfloh Macdonald in der Nacht vom 29. auf den 30. mit etwa 12,000 Mann über den Bober nach Görlitz. Der ausgetretene Fluß hemmte die weitere Verfolgung. Dies war der Sieg an der Katzbach. Die Verbündeten nahmen 103 Kanonen, 2 Adler, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazareth, Gepäck, Feldſchmieden und Mehlvorräthe; dabei machten ſie 18,000 Gefangene, nebſt einem Diviſions- und 2 Brigade-Generalen. Schleſien war befreit. Darauf trieb der graue Feldherr den Feind bis zum 7. Sept. über den Queiß und die Neiſſe. Blücher blieb bei Görlitz auf dem rechten Neiſſufer ſtehen, und vereinigte ſich mit den Öſterreichern unter Bubna. Dadurch ward auch Böhmen frei gemacht; und Poniatowski, der bis Reichenberg vorgedrungen war, mußte ſich den 17. September in die feſte Stellung bei Stolpen zurückziehen. *K.*

Kauf und Verkauf (emtio et venditio) iſt ein gegenſeitiger Vertrag, durch welchen Jemand irgend einen Gegenſtand, der ihm zugehört, gegen einen beſtimmten Preis dem Andern zu überlaſſen verſpricht. Beſteht dieſer Preis in Gelde, ſo nennt man ihn Kauf und

Verkauf im Sinne des römiſchen Rechts. Dabei hängt es, wie ſich von ſelbſt verſteht, von dem Willen der Parteien ab, von welcher Zeit an das Eigenthum auf den Käufer übergehen ſoll. Iſt der Kauf unter einer ſucceſſiven Bedingung geſchloſſen worden: ſo geht das Eigenthum nicht früher über, als bis die Bedingung vorhanden iſt. Iſt jedoch die Sache überhaupt (in genere) verkauft, ohne daß eine beſondre Verbindlichkeit Statt gefunden hat: ſo geht das Eigenthum ſogleich an den Käufer über. Iſt der Handel auf baares Geld, und nicht auf Glauben geſchehen: ſo geht das Eigenthum nicht eher über, als bis der Kaufſchilling oder das Aufgeld bezahlt iſt. Nach dem römiſchen Rechte ſoll ein Vertrag nicht hinreichen, das Eigenthum zu übertragen, ſondern es wird überdies noch eine körperliche Handlung dazu erfordert, welche die Übergabe (traditio) genannt wird und darin beſteht, daß der Verkäufer den Käufer perſönlich in den Beſitz der verkauften Sache ſetzt, oder dieſe ihm eigentlich übergibt. Allein, da Eigenthum auch ohne wirklichen Beſitz Statt finden kann: ſo ſcheint es, wie man behauptet, ohne Grund, daß es nicht ohne jene körperliche Handlung an einem Andern übergehen könne. Sobald aber das Eigenthum auf den Käufer übergegangen iſt, ſo trägt auch dieſer die Gefahr, wenn nämlich hier nicht eine ſuſpenſive Bedingung Statt findet. Ob nun gleich die erwähnte perſönliche und körperliche Übergabe nicht zur Vollkommenheit, ſondern nur zur Vollendung (consummatio) des Vertrages zu gehören ſcheint: ſo dürften dabei dennoch, nach Pufendorf, einige Einſchränkungen zu machen ſein. Wenn nämlich nach vollkommen abgeſchloſſnem Contracte eine Verzögerung eintrit: ſo fragt es ſich, ob dieſelbe vom Käufer oder Verkäufer herrühre. Im erſten Falle muß der Käufer die Gefahr tragen. Denn von der Zeit an, da vermöge des Contracts die Sache hat übergeben werden ſollen, ging das Eigenthum der Sache, wenn der Verkäufer beweiſen kann, daß er nicht an der Verzögerung der wirklichen Übergabe Schuld geweſen iſt, auf den Käufer über, und die Sache ſelbſt fing an, ein Eigenthum des letztern zu werden. Sollte der Verkäufer aus freiem Willen die Aufbewahrung der Sache, die in dem Vertrage nicht ausbedungen war, über ſich genommen haben: ſo ſchiene es unbillig zu ſein, wenn er auch noch den Schaden, welcher durch Zufall entſteht, tragen ſollte. Auf der andern Seite übernimt der Verkäufer die Gefahr, wenn er verſäumt hat, die Sache zur beſtimmten Zeit zu übergeben. Wenn aber Grotius behauptet, daß eine Sache, welche an verſchiedne Perſonen zwei oder mehrere Male verkauft worden iſt, derjenigen Perſon angehören müſſe, welcher ſie überliefert worden iſt: ſo ſtimmt damit zwar das bürgerliche Recht überein, inſofern Letztrer ein ſtärkres Recht hat, nämlich das jus in re, dem das jus ad rem allemal nachſtehen muß. Allein nach dem natürlichen Rechte ſcheint obiger Grundſatz nicht anwendbar zu ſein. Denn der Verkäufer hat ja bereits durch den erſten Vertrag, wenn derſelbe mit keiner ſuſpenſiven Bedingung geſchloſſen worden iſt, ſein Eigenthum einem Andern überlaſſen, und kann es folglich nicht zum zweiten Male verkaufen. Wenn demnach der erſte Vertrag alle Eigenſchaften eines vollkommnen Vertrags hat, und der erſte Abkäufer nichts unternommen hat, was dieſem Vertrage entgegenſtehen kann: ſo muß die verkaufte Sache unbezweifelter Weiſe dem erſten Käufer angehören. Denn es iſt nicht ſeine Schuld, daß er das jus in re nicht bekommen hat, ſondern Schuld des Verkäufers. Eben ſo kann es aus der Natur eines ſolchen Verkaufs nicht bewieſen werden, daß der Verkäufer die Gewähr leiſten müſſe, am wenigſten, wenn er bonae fidei iſt, obgleich dieſe Gewähr in einigen Fällen zur Bedingung gemacht werden kann. Übrigens

iſt Alles, was in ſeinem Werthe geſchätzt, und auf einen Andern übe
tragen werden kann, ein Gegenſtand des Kaufvertrags. Folglich laſſ
ſich alle Hoffnungen, die ein Menſch zu gewiſſen Gütern, oder zur E
haltung eines wahrſcheinlichen Gewinnes hat, alle Foderungen des Ein
an den Andern, ſo wie alle Verſicherungen gegen einen ungewiſſen Sch
den eines Andern, kaufen und verkaufen. (Vergl. Vertrag.)

Kaufmann (Angelica), eine berühmte Malerin, ward 1741 z
Chur in Bünden geboren, und erhielt von ihrem Vater, der ein herun
ziehendes Leben führte, bei der Geburt der Tochter aber biſchöflicher Ho
maler war, den erſten Unterricht im Zeichnen und Malen. Früh entfa
tete ſich ihre Neigung zu allem Schönen; ſie liebte die Muſik, beſonder
aber die Malerei, in welcher Kunſt ſie unter ihrem Vater, der ſelbſt nu
ein mittelmäßiges Talent beſaß, die bedeutendſten Fortſchritte macht
Mit dem angeſtrengteſten Fleiße erwarb ſie ſich eine nicht gewöhnlich
Kunſtfertigkeit, und bald hatte ſie ihren Vater und Meiſter übertroffe
Kaum 13 Jahre alt, machte ſie ihre erſte Reiſe nach Italien, wo ſie ſi
abwechſelnd zu Mailand, Florenz, Rom und Neapel aufhielt, und in dieſen, den Künſten geweihten Städten ihre Kunſtfertigkeit zur Meiſterſchaft erhob. 1769 verließ ſie Italien und begab ſich nach London, w
ſie das Glück hatte, die königliche Familie zu malen, und dadurch ſowo
ihren Ruf, als ihre Glücksumſtände noch feſter zu gründen: beide wuchſen mit der Dauer ihres Aufenthalts in England. Hier ward ſie zum
Mitgliede der königlichen Akademie der Künſte aufgenommen, und gin
auch hier ihre erſte unglückliche Ehe ein, von welcher gewöhnlich Folgende
erzählt wird: Während ihres Aufenthaltes in London bewarb ſich ei
engliſcher Künſtler um ihre Hand, erhielt aber eine abſchlägige Antwort
Dadurch erbittert, ſann er auf Rache. Ein ſchöner, aber aus den Hefen
des Volks gewählter Menſch ward in den Stand geſetzt, in Angelica's
Hauſe zu erſcheinen und ſich um ihre Liebe bewerben zu können. Si
ließ ſich täuſchen, reichte dem Abenteurer ihre Hand und der verſchmäht
Künſtler entdeckte den ihr geſpielten Betrug. Angelica ward nun zwar
geſchieden, mußte jedoch ihrem Manne, der aber bald darauf ſtarb, eine
jährliche Penſion geben. Nach ihrer Rückkehr nach Rom (1782) verheirathete ſie ſich zum zweitenmal mit einem venetianiſchen Maler, Zucchi, welche Verbindung glücklicher ausfiel. Aber auch dieſer ſtarb lange vor ihr, und Angelica lebte ſeitdem einzig der Kunſt und ihren Freunden bis zu ihrem Tode, 1807. Ihrem Leichenzuge folgten alle ausgezeichnete Männer Roms, und ihre Büſte ward 1808 im Pantheon aufgeſtellt. Sie hinterließ eine ausgeſuchte Bibliothek und ein anſehnliches Vermögen. Sie hat viele Porträts und hiſtoriſche Gemälde, letztre beſonders nach Antiken gemalt; ihre Arbeiten werden vorzüglich wegen der Grazie geſchätzt, welche darin herrſcht, wenn auch dem wahren Kenner ſowol die Incorrectheit ihres Styls, als auch das Einerlei ihres Plans und der Ausführung nicht entgehen kann.

Kaufmann (Joh. Gottfr. und Friedr.), Vater und Sohn, berühmt als Akuſtiker, Mechaniker und Tonkünſtler. Der Vater war 1752 zu Siegmar, bei Chemnitz in Sachſen, von armen Ältern geboren. Schon als Kind verrieth er Genie für Mechanik. Er kam zu einem Strumpfwirker in die Lehre, entſagte jedoch nach drei Jahren dieſem Gewerbe, und ging, um ſeiner Neigung zu mechaniſchen Arbeiten zu folgen, nach Dresden. Hier kam er in das Haus eines Mannes, der ſich mit Ausbeſſern von Uhren und ähnlichen Arbeiten beſchäftigte. Wie ſchnelle Fortſchritte er machte, beweiſt der Umſtand, daß er, als nach 1½ Jahren ſein Lehrmeiſter ſtarb, das Geſchäft allein für Rechnung der Witwe und

der Kinder fortzuſetzen im Stande war. 1779 heirathete er die jüngſte Tochter des Hauſes, mit der er eine Tochter und einen Sohn zeugte. Nachdem er mehrere neue Uhren gefertigt, verſuchte er auch, obgleich er nie Unterricht in der Muſik genoſſen hatte, den Bau von Spiel- und vorzüglich Harfenuhren, wozu er einen eignen Mechanismus erdacht hatte. Späterhin wagte er ſich in das Gebiet der Orgelbaukunſt, und lieferte bald ganz vorzügliche Flötenuhren. Aber auch hier blieb er nicht ſtehen: er war in Sachſen der Erſte, der beides mit einander verband und 1789 eine Flöten- und Harfenuhr zu Stande brachte, die wegen ihrer Vortrefflichkeit ſogleich von dem damaligen Kurfürſten zum Geſchenk für ſeine Gemahlin beſtimmt wurde. Dieſe Aufmunterung ſpornte ſeinen Fleiß immer mehr an, und ſo brachte er es durch raſtloſen Eifer und durch den Grundſatz, nie zwei Werke ganz gleich zu bauen, dahin, daß ſchon 1800 ſeine Arbeiten in Italien, Öſterreich und Rußland als Meiſterwerke geſucht wurden. Um dieſe Zeit fing auch ſein Sohn Friedrich, den er von Jugend auf in der Muſik hatte unterrichten laſſen, an, ihn bei ſeinen Arbeiten zu unterſtützen. 1804 ſah er zum erſtenmal ein von Mälzl in Wien gefertigtes Trompetenwerk. Sogleich verſuchte er ein Ähnliches, und was er leiſtete, beweiſt ſein Belloneon. In den J. 1807 und 8 erfand er eine Vorrichtung, wodurch an ſeinen Spieluhren die ſ. g. Harfe in ein wahres Fortepiano umgewandelt wurde. Auch gelang es ihm, die gewöhnlichen Orgelpfeifen dahin zu vervollkommnen, daß ſie, ohne die Stimmung zu verändern, durch Vermehrung und Verminderung des Windes das Crescendo und Decrescendo hervorbringen, was man bis dahin für unmöglich gehalten hatte. Von Vater und Sohn gemeinſchaftlich wurden dieſe Ideen nachher berichtigt und bei dem Chordaulodion zuerſt ausgeführt. Beide Künſtler erfanden darauf auch das Harmonichord, über deſſen außerordentliche Eigenſchaften nur Eine Stimme iſt. Der Sohn gab dazu die erſte Idee und ein Theil der Ausführung gehört ihm; die eigenthümliche Art der Stimmung aber iſt die Erfindung des Vaters. Nachdem beide Künſtler ſchon früher mehrere Städte Deutſchlands mit ihren Inſtrumenten beſucht, unternahmen ſie 1816 eine Reiſe nach London und Paris. Überall erwarben ſie eben ſo viel Beifall und Bewunderung durch ihre Talente, als Hochachtung und Zuneigung durch ihren perſönlichen Charakter. 1818 waren ſie in Frankfurt, woſelbſt der Vater ſtarb.

Kaufungen, ſ. **Kunz von Kaufungen**.

Kaunitz (Wenzel Anton, d. h. R. R. Fürſt von), Graf zu Rietberg, Ritter des goldnen Vließes, des heil. Stephans-Ordens Großkreuz, k. k. Staats- und Conferenz-Miniſter, geheimer Hof- und Staatskanzler, war aus einem altgräflichen Hauſe, deſſen Stammhaus die Herrſchaft Kaunitz in Mähren, zwei Meilen von Brünn, iſt. Sein Großvater, Andreas Dominik, Graf von Kaunitz, Ritter des goldnen Vließes u. ſ. w., war k. k. erſter Botſchafter bei der Friedensverſammlung zu Ryswick und ſtarb 1705. Der Sohn deſſelben, geb. 1679, wurde k. k. Kämmerer, geheimer Rath, Ritter des goldnen Vließes, Geſandter am römiſchen Hofe und an eingen Kreiſen des deutſchen Reichs, endlich Landeshauptmann in Mähren und Reichshofrath, und ſtarb 1746. Durch die Heirath mit einer gebornen Erbgräfin von Oſtfriesland und Rietberg brachte er die Grafſchaft gleiches Namens an die Familie Kaunitz, hatte aber darüber langwierige Prozeſſe mit dem Könige von Preußen, als Nachfolger in der Grafſchaft Oſtfriesland. Aus dieſer Ehe entſprangen neunzehn Kinder, unter welchen Wenzel Anton der fünfte Sohn war, und zu Wien 1711 geboren wurde. Da

er unter ſeinen, am Leben gebliebnen Brüdern der jüngſte war, ſo wurd er dem geiſtlichen Stande gewidmet, und ſchon früh mit einer Domherrnſtelle zu Münſter bekleidet. Als aber ſeine Brüder theils im Felde, theils auf dem Krankenbette geſtorben waren, und er dadurch der einzige Stammhalter ſeines Hauſes wurde, verließ er den geiſtlichen Stand, und beſchloß, ſich den Staatsgeſchäften zu widmen. Seine geiſtigen Fähigkeiten, unterſtützt durch einen ſchönen und ſtarken Körperbau und große Gewandtheit in allen Gattungen von Leibesübungen, entwickelten ſich nach Wunſch. Er ſtudirte mit Eifer anfangs zu Wien, hierauf, nach damaliger Gewohnheit des öſterreichiſchen Adels, zu Leipzig, auch einige Zeit zu Leyden. 1732 trat er ſeine Reiſen nach England, Frankreich und Italien an, und 1735 ernannte ihn Kaiſer Carl VI. zum Reichshofrath und nicht lange darauf zum zweiten kaiſerl. Commiſſarius am Reichstage zu Regensburg. Als bald nachher dieſer Kaiſer ſtarb, und Kaunitz'ens Amt dadurch aufhörte, begab er ſich auf ſeine Güter in Mähren. Nach dem Regierungsantritte der Königin Maria Thereſia eröffneten ſich ihm glänzende Ausſichten. Er wurde 1741 nach Rom an den Papſt Benedict XIV., und von da nach Florenz geſchickt, und entledigte ſich ſeiner geheimen Aufträge zum Beifalle der gegenſeitigen Parteien. Am Ende des J. 1742 ging er als Geſandter nach Turin, um das Vertheidigungs-Bündniß zwiſchen Öſterreich und Sardinien gegen die bourboniſchen Höfe deſto enger zu knüpfen, welcher Verbindung auch endlich England beitrat. Die Art, wie er dieſe verſchiednen Aufträge ausgeführt hatte, erregte eine ſolche Meinung von ſeinen Miniſtertalenten, daß man ihm bald noch wichtigere Geſchäfte anvertraute. Er wurde 1744 zum öſterreichiſchen Miniſter am Hofe Herzogs Carl von Lothringen, des General-Gouverneurs der öſterreichiſchen Niederlande, ernannt. Da kurz darauf die Gemahlin deſſelben, Erzherzogin Maria Anna, ſtarb: ſo übernahm er, in Abweſenheit des Herzogs, die einſtweilige Regierung der öſterreichiſchen Niederlande, welche damals um ſo bedenklicher zu führen war, als Frankreich ſchon den Krieg erklärt hatte, und die Niederlande den franzöſiſchen Einfällen am erſten ausgeſetzt waren. Im Febr. 1745 ward er zum wirklichen bevollmächtigten Miniſter daſelbſt ernannt, und verwaltete dieſen ſchwierigen Poſten zur Zufriedenheit der Niederländer, bis die franzöſiſchen Waffen allzumächtig vordrangen. Als ſich im Februar 1746 Brüſſel den Franzoſen ergeben mußte, erhielt Kaunitz für das Gouvernement und für die wenigen vorhandnen öſterreichiſchen Truppen eine beſondre Capitulation, welche ihnen freien Abzug nach Antwerpen gewährte, von wo er, als auch dieſe Stadt ſich den Franzoſen ergeben mußte, nach Aachen ging. Hier bat er, ſeiner geſchwächten Geſundheit wegen, die Kaiſerin wiederholt um ſeine Entlaſſung, die er auch erhielt. Kaum nach Wien zurückgekehrt, erſchien Kaunitz ſchon wieder als k. k. Geſandter bei dem Friedenscongreſſe zu Aachen. Bekanntlich wurde die Unterhandlung daſelbſt nur zwiſchen den Bevollmächtigten von Frankreich, England und Holland gepflogen und ſo eifrig betrieben, daß die übrigen Miniſter, und auch Kaunitz ausgeſchloſſen wurden. Letztrer proteſtirte daher gegen die Präliminarien, und trat denſelben ſpäter, als die übrigen Miniſter, bei. In dieſer ganzen Unterhandlung erwarb er ſich durch ſeine Geſchicklichkeit und Offenheit die Achtung der verſchiednen Geſandten, und legte hier den Grund zu ſeinem nachher ſo großen Ruhme als Diplomatiker. Nach geſchloſſnem aachner Frieden wurde Kaunitz zum wirklichen k. k. Conferenz- und Staatsminiſter ernannt und 1749 mit dem Orden des goldnen Vließes

belohnt. Zugleich beſtimmte ihn die Monarchin zum Geſandten am franzöſiſchen Hofe. Dieſe Geſandtſchaft dauerte von 1750 — 1752, während welcher er durch ſein kluges, einſchmeichelndes Weſen den Grund zur Ausſöhnung des öſterreichiſchen und franzöſiſchen Hofes legte, und das Bündniß unter beiden knüpfte, das erſt 1756 bekannt wurde. 1753 wurde er als Hof- und Staatskanzler nach Wien zurückberufen und noch überdies 1756 zum niederländiſchen und italieniſchen Kanzler ernannt, wodurch die Leitung der Geſchäfte dieſer Provinzen in ſeine Hände fiel. Seit dieſer Zeit hatte er alle auswärtigen Staatsangelegenheiten Öſterreichs unter Maria Thereſia geleitet, auch auf die innere Verwaltung den größten Einfluß gehabt. 1764 wurde er darauf vom Kaiſer Franz I. mit ſeinen männlichen Nachkommen, nach dem Rechte der Erſtgeburt in den Reichsfürſtenſtand erhoben. So lange Maria Thereſia lebte, war das Vertrauen dieſer Monarchin zu Kaunitz unbegränzt. Als aber Kaiſer Joſeph allein regierte, beehrte er zwar den greiſen Miniſter mit allen äußerlichen Zeichen der Achtung und des Vertrauens, befolgte aber nicht immer deſſen Rathſchläge. Der mißlungne Verſuch, die Schelde zu eröffnen, der mißlungne Austauſch von Baiern, und der noch ungleich mißlungnere Krieg mit den Türken, waren davon die Folgen. Noch ſchwächer ward Kaunitz'ens Einfluß unter Leopolds II. Regierung. Das hohe Alter und die damit verknüpfte Abnahme ſeiner Kräfte bewogen ihn endlich, beim Antritte der Regierung Franz II., die Würde als Hof- und Staatskanzler niederzulegen. Kaunitz hatte einen ausgebildeten Verſtand. Seine Beurtheilung war langſam, aber deſto reifer, und daher ſeine endliche Entſcheidung faſt immer richtig. Voltaire war ſein Lieblingsſchriftſteller, und Rouſſeau, der ſogar einige Wochen lang ſein Privatſecretär in Paris geweſen war, wurde ſehr von ihm geſchätzt. Die dramatiſche Literatur der Franzoſen liebte er leidenſchaftlich; weniger kannte er die deutſche Literatur, ob er gleich derſelben in den neuern Zeiten, nachdem Wieland aufgetreten war, viel Aufmerkſamkeit ſchenkte. Der deutſchen Sprache war er kundig; in der franzöſiſchen aber lebte er. Er ſprach franzöſiſch, italieniſch und deutſch; das Lateiniſche las und verſtand er; auch war ihm in ſeiner Jugend die engliſche Sprache nicht fremd geweſen. Die große Encyklopädie wurde fleißig von ihm gebraucht, um daraus für ſeine geſellſchaftlichen Unterhaltungen Stoff zu holen, und um einen Faden zu haben, dem er ſeine und ſeiner Freunde Ideen anreihen konnte. Auch hinterließ er den Ruhm eines Freundes der Wiſſenſchaften und Gönners der Gelehrten. Er ſchuf in der Lombardei und in den Niederlanden ſehr anſehnliche Akademien. Fremde Gelehrte fanden bei ihm Zutritt und Aufnahme. Er war es, der den verdienſtvollen Geſchichtſchreiber der Deutſchen, den würzburgiſchen Hofrath Schmid, nach Wien brachte. Noch entſchiedner war ſeine Neigung für die ſchönen Künſte und deren Ausüber. Die vortrefflich eingerichtete Kunſtſchule zu Wien iſt faſt ganz ſeine Schöpfung. Er trug viel dazu bei, daß der berühmte Kupferſtecher Schmutzer durch Wille in Paris gebildet, und nach ſeiner Zurückkunft der Stifter und Director einer Lehrſchule der Kupferſtecherkunſt wurde, aus welcher ſo viele ſchätzbare Künſtler hervorgegangen ſind. Mit Mechel aus Baſel, der lange Zeit zu Wien war und die Bildergallerie ordnete, beſonders aber mit dem Hiſtorienmaler Caſanova, lebte Kaunitz, bei ihrem Aufenthalte in Wien, in einem täglichen, faſt vertrauten Umgange. Doch hatten ſie dieſe Auszeichnung wol eben ſo ſehr ihrer feinen Lebensart, als ihrem Kunſttalent zu verdanken: denn der Künſtler, wenn er nicht die Geſchmeidig-

keit des Hofmannes hatte, galt ihm wenig. Kaunitz war in ſeinen jungen Jahren ein ſchöner Mann geweſen, und hatte eine von jenen Phyſiognomien, die Ehrfurcht einflößten. Man hat ihn einer weiter getriebnen Putzliebe beſchuldigt, als einem Manne ſonſt wohl geziemen möchte. Unter ſeinen moraliſchen Eigenſchaften rühmt man von ihm Treue und Redlichkeit. Vornehm und trocken war er oft gegen Fremde von ſeinem Stande, dagegen gütig und herablaſſend gegen Niedere, ernſt aber gegen Alle, und immer, beſonders in Anwandlungen von Unmuth, kurz und derb. Es erinnert ſich Niemand, ihn, beſonders in ſeiner ſpätern Zeit, lachen geſehen zu haben. Nie hat wol ein Miniſter an irgend einem Hofe ein größres Vertrauen auf längere Zeit genoſſen, als Kaunitz an dem ſeinigen. Dies Vertrauen war auf die vollkommenſte Überzeugung von ſeiner Rechtſchaffenheit und ſeinen Einſichten gegründet. Unter Joſephs II. Regierung kam er nicht mehr nach Hofe, ſondern der Kaiſer ging, wenn er ihn ſprechen wollte, zu ihm, und dies geſchah ſehr oft. An den kirchlichen Reformen Joſephs nahm Kaunitz den thätigſten Antheil. Zu Rom war man ſogar überzeugt, daß ſie alle von ihm allein ausgingen; deswegen wurde er in der Miniſterial-Correſpondenz nie anders als il ministro eretico (der ketzeriſche Miniſter) genannt. Als der Papſt in Wien war, reichte er dem Fürſten, aus einem Übermaße von Politik, nicht den Rücken der Hand, ſondern das Innere derſelben zum Küſſen dar, welches ehemals für die größte Gnadenbezeigung galt. Der Fürſt aber that, als ob er nichts von dieſer Etiquette verſtände, nahm die ihm von dem Papſte dargebotne Hand und drückte ſie nach altdeutſcher Sitte. Obgleich ſein Einfluß unter Leopold II. aufhörte, ſo fuhr man dennoch fort, ihm mit der ausgezeichnetſten Achtung zu begegnen. Er ſtarb 1794 an Entkräftung mit dem bleibenden Ruhme eines vielerfahrnen, um Öſterreich hochverdienten Miniſters, und dem noch ſchönern eines edeln Menſchen.

Kauris, Kaurimuſcheln, Muſchelmünze, (vergl. Cowries, Cowry-shells), eine Art kleiner, nur in den indiſchen Meeren einheimiſcher Muſcheln, welche zu den Porzellanſchnecken gerechnet und wegen ihrer Geſtalt auch Bruſtharniſch, Otternköpfchen u. ſ. w. genannt werden. Cypraea moneta des Linné, haben eine einfache, eiförmige, glatte Schale, ſind oben glänzend weiß oder ſtrohgelb, am Bauche weiß, und inwendig blau. Sie werden höchſtens 1½ Zoll groß, und ſind auf beiden Seiten der Mundöffnung geſäumt und gezahnt. Man fiſcht ſie jährlich zweimal im bengaliſchen Meerbuſen, an der malabariſchen Küſte, in beſonders großer Menge aber bei den malediviſchen Inſeln, und man bedient ſich ihrer in ganz Oſtindien, vorzüglich in Bengalen, auch im afrikaniſchen Handel, ſtatt des Geldes (hauptſächlich wol nur ſtatt der Scheidemünze). Der Abſatz derſelben iſt ſo groß, daß, ungeachtet des geringen Einkaufspreiſes (1780 bezahlte man das Pfund mit 1 Groſchen) jährlich für ungefähr 200,000 Thaler nach Bengalen geſchickt werden.

Kauſcher (Koſcher), heißt bei den Juden, was rein und ihnen nach ihrem Geſetz zu genießen oder zu gebrauchen erlaubt iſt. — **Kauſcher-Wein**, der zum Gebrauch der Juden gekoſcherte und deshalb verſiegelte Wein.

Kauſticität, ſ. Ätzkraft. **Kauſtik**, ſ. Ätzkunſt. **Kauſtiſch**, ätzend, beißend, auch figürlich vom Witz.

Kaviar (Ickari, Störrogen) wird in Rußland aus dem Rogen der Störe, der Hauſen, der Beluga's, der Sterleten u. a. m. gemacht. Man ſtreift nämlich den Rogen von der daran klebenden Haut ab, ſalzt

an ein und thut nach acht Tagen Pfeffer und kleingeſchnittne Zwiebeln hinzu. So eingemacht, wird er getrocknet und als eine delikate Speiſe auf geröſteter Semmel oder Butterſchnitten genoſſen. Der beſte Kaviar iſt der krimmiſche (tauriſche), von welchem aus Kerſch und Jenikale jährlich auf anderthalbtauſend Tönnerchen in die Moldau- und die Donaugegenden ausgeführt werden.

Kegel (mathematiſcher) wird in der Stereometrie derjenige Körper genannt, welcher zur Grundfläche eine Kreisebene hat, und mit dieſer kreisförmigen Rundung ſpitzig zuläuft; auch die runde Pyramide, — Konus. Die Kegel ſind entweder gerade- oder ſchiefſtehende. Schneidet man einen geradeſtehenden Kegel ringsum gleich hoch über der Grundfläche, d. i. mit der Grundfläche parallel durch: ſo muß die dadurch entſtehende Fläche der Grundfläche ähnlich, und, da dieſe ein Kreis iſt, ebenfalls ein Kreis ſein. Geſchieht aber der Schnitt ſchief, d. h. auf der einen Seite höher über der Grundfläche, als auf der andern: ſo entſteht keine kreisförmige, ſondern eine länglich-runde Fläche, welche man eine Ellipſe nennt. Geſchieht dieſer Schnitt nicht ſchief durch, ſondern neben der Spitze ſenkrecht herab auf die Grundfläche: ſo entſteht eine nur nach oben krumme, unten aber durch die Grundlinie abgeſchnittne Fläche. Dieſe heißt Hyperbel. Drittens kann aber auch der Schnitt mit der einen Seite des Kegels gleichlaufend geſchehen, wodurch eine andre, ebenfalls nur nach oben gekrümmte und unten von der Grundfläche abgeſchnittne Fläche entſteht, welche Parabel genannt wird. Dieſe drei letztern, aus Zerſchneidung eines Kegels entſtehenden, Figuren oder Flächen nennt man Kegelſchnitte. Die Eigenſchaften derſelben ſind ſchon von den Griechen mit bewundernswürdigem Scharfſinne entwickelt worden. Das noch darüber vorhandne Hauptwerk iſt von Apollonius Pergäus. Um die Vervollkommnung der Theorie derſelben haben ſich dann insbeſondre die Engländer verdient gemacht. — In der Buchdruckerkunſt heißt Kegel die Dicke, welche die Lettern (nicht in die Breite, ſondern in die Länge gerechnet) nach den verſchiednen Schriftgrößen haben. Bei den Kanonen heißt Kegel das Viſir. M. L.

Kehl, Dorf und ehemalige Reichsfeſtung am Ausfluſſe der Kinzig in den Rhein, über welchen hier eine Brücke nach dem, eine halbe Stunde davon gelegnen, Straßburg führt. Die Feſtung ward zu Ende des 17. Jahrh. von den Franzoſen erbaut, und ſollte gleichſam ein Schlüſſel ſein zu den weitläuftigen Eroberungen, die Ludwig XIV. auf dem rechten Rheinufer zu machen gedachte. Im ryswicker Frieden 1697 kam dieſelbe jedoch an Deutſchland, namentlich an den Markgrafen von Baden-Baden, wobei ſich Kaiſer und Reich das Beſatzungsrecht vorbehielten. In der Mitte des vorigen Jahrh. aber wurden die Wälle abgetragen; Kehl ward ein bedeutender Fabrik- und Handelsort, und unter andern auch durch die, von Beaumarchais daſelbſt angelegte Druckerei berühmt, aus welcher die prächtige Ausgabe des Voltaire und andre Prachtdrucke hervorgingen. Während des Revolutionskrieges ſtellte man die Feſtungswerke wieder her. Kehl mußte mehrere Belagerungen aushalten (die merkwürdigſte 1796), war abwechſelnd in deutſchen und franzöſiſchen Händen, brannte zu drei verſchiednen Malen nieder, und wurde 1808 von Napoleon mit dem Departement Niederrhein verbunden, bis es 1814 wieder an Baden zurückfiel. Im J. 1815 wurden die Feſtungswerke abgetragen.

Keil, das bekannte Werkzeug, welches zum Spalten des Holzes ſo häufig gebraucht wird, iſt ein viereckiger, in Verhältniß zu ſeiner

Breite und Dicke langer Körper, der nach dem einen Ende in eine gerade Schärfe, oder auch in eine Spitze ausgeht. Die Größe ſeiner Wirkung hängt von der Neigung ſeiner Seitenflächen, von der Größe des Spaltes ſelbſt, und von dem Widerſtand der geſpalteten Flächen ab, und ihre Beſtimmung gehört zu den ſchwierigen Aufgaben der Mechanik. Vorzüglich wichtig iſt die Lehre vom Keil (Schlußſtein) in der Baukunſt, namentlich bei den Gewölben.

Keilſchriften hat man einige morgenländiſche Schriften auf alten Denkmälern in Perſien und Babylonien genannt, weil ihre Charaktere aus einer Verbindung mehrerer oder weniger keilförmigen Striche in allerlei Richtungen beſtehen. Nach äußern und innern Merkmalen kann man zwei Hauptgattungen der Keilſchrift, die perſiſche und babyloniſche, oder die mediſche und chaldäiſche unterſcheiden, wovon jene wieder drei, dieſe zwei Unterarten hat. Die perſiſche Keilſchrift findet ſich, ein paar Kleinigkeiten aus Aegypten ausgenommen, nur in den Ruinen von Paſargadä und Perſepolis, und zwar ſtehen hier gewöhnlich alle drei Schriftarten, faſt Wort für Wort ſich entſprechend, unter einander; die babyloniſche hingegen findet ſich immer nur einfach, auf allerlei Ziegel- und andern Steinen des alten Babylons, wie auch auf Gemmen und cylinderförmigen Amuleten. Alle dieſe Schriftarten ſtimmen darin überein, daß ſie wagerecht von der Linken zur Rechten geleſen werden und eine Lautſchrift, zum Theil mit beſondern Worttheilen und einzelnen Monogrammen ſind. Ohne bei den verſchiednen Meinungen und Entzifferungsverſuchen zu verweilen, wozu dieſe Schriften Veranlaſſung gegeben, führen wir nur an, daß, nach der wahrſcheinlichſten Auslegung, die perſiſchen Inſchriften Titel der perſiſchen Könige und Glückwünſche für ihr und ihrer Völker Wohl, die babyloniſchen aber magiſche Formeln für Talismane und zur Sicherung gegen den Einfluß böſer Geiſter enthalten.

Keim iſt die Grundlage zu jedem organiſchen Körper, aus welchem ſich dieſer unter den dazu erforderlichen Bedingungen nach und nach entwickelt. Beſonders bedient man ſich dieſes Ausdrucks bei den Gewächſen, und hier kann man eine dreifache Gattung derſelben annehmen: die Knospen an mehrjährigen Pflanzen, die Zwiebeln (Knollen) unter der Erde, und die Keime in den Früchten (Samen). Daß die Augen (Knospen) Keime ſind, ſieht man daraus, daß ſich vermittelſt des Einimpfens aus ihnen neue Pflanzen entwickeln. Sie würden ſich ſogar wie Samen ausſäen laſſen, wenn ſie nicht in der Erde der Fäulniß zu ſehr ausgeſetzt wären. Im Samenkorne oder in der Frucht iſt der Keim derſelbe, aber nur anders eingehüllt, und von der Natur beſtimmt, ſich in feuchter Erde zu entwickeln.

Keiſer (Reinhard) ward 1673 zu Leipzig geboren, und erhielt daſelbſt auf der Thomasſchule ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung. Nachdem er hier auch die Univerſität bezogen hatte, entwickelte ſich ſein, nachher ſo ausgezeichnetes muſikaliſches Talent um ſo mehr, als die dortige Oper, verbunden mit den Concerten dieſer Stadt, ihm Vorbilder jeder Muſikgattung zum Studium darſtellen konnte. Bald zeichnete er ſich ſo ſehr aus, daß der braunſchweigiſche Hof ihn zur Compoſition zweier Opern berief, welche großen Beifall erhielten. 1694 begab er ſich nach Hamburg, wohin ihn die dortige Oper zog, die ſich damals in ihrem höchſten Glanze befand. Auch hier gefielen ſeine Opern ſo ſehr, daß er, eine Reiſe nach Kopenhagen ausgenommen, Hamburg nie wieder verließ und 40 Jahre hindurch mit dem größten Ruhme für das dortige Theater componirte. Wir haben, außer ſeinen übrigen Concert-

und Kirchenmuſiken, 116 (118) Opern von ihm, in welchen ſämmtlich eine ſo geniale Erfindung, eine ſolche Neuheit der Gedanken und beſonders ein ſo edler, melodiſcher Geſang herrſchen, daß man ihn, beſonders wenn man bedenkt, daß er kein Nachahmer war, ſondern faſt alles aus ſich ſelbſt erfand, für einen der größten Componiſten, die je gelebt haben, erklären muß. Er ſtarb 1739.

Keith (Jacob von), königl. preuß. Feldmarſchall, und einer der ausgezeichnetſten Feldherren des 18. Jahrh., jüngſter Sohn Georg Keiths, Marſchalls von Schottland, wurde 1696 zu Freterreſſa in der ſchottiſchen Grafſchaft Kincardin geboren, und zeigte ſchon in früher Jugend eine außerordentliche Neigung zum Militärſtande. 18 Jahr alt, trat er auf Antrieb ſeiner Mutter, deren Vater, Lord Perth, unter Jacob I. Großkanzler v. Schottland geweſen war, zu der Partei des Prätendenten über, und wohnte der Schlacht von Sheriſmuir bei, in welcher er verwundet wurde. Da das Heer des Prätendenten zerſtreut worden war, floh Keith nach Frankreich, und legte ſich daſelbſt, unter Maupertuis Anleitung, mit ſo vielem Glücke auf das Studium der Mathematik, daß er durch Verwendung ſeines Lehrers in die Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen wurde. Nachdem er voll brennenden Eifers, ſich zu unterrichten, Italien, die Schweiz und Portugal durchreiſt war, ging er nach Madrid, wo der Herzog von Leyria ihm eine Stelle als Oberſt des irländiſchen Regiments verſchaffte, und ihn bald darauf zum außerordentlichen Geſandten nach Petersburg ernannt, mit dahin nahm, wo Keith (1728) in den Dienſt der Czaarin trat, welche ihn zum Brigadegeneral, und bald darauf zum Generallieutenant und Ritter des Andreasordens ernannte. Hier zeichnete ſich Keith in allen Schlachten, welche unter der Regierung dieſer Kaiſerin gegen die Türken (1737) geliefert wurden, durch ſeinen Muth aus, und war bei der Eroberung von Otſchakow der erſte, der die Breſche erſtieg, wobei er an der Ferſe verwundet wurde. In dem Kriege mit den Schweden (1741 — 1743) ſtritt er in Finnland, und er war es, der ſowol den Gewinn der Schlacht von Wilmanſtrand entſchied, als auch die Schweden von den Alandsinſeln in der Oſtſee vertrieb. In dem Frieden zu Åbo (1743) ward er von der Kaiſerin als Geſandter an den Hof von Schweden geſandt, wo er ſich durch Pracht auszeichnete. Als er nach Petersburg zurückgekehrt war, ſchmückte ihn die Kaiſerin mit dem Marſchallsſtabe. Da aber dennoch ſeine Einkünfte in Rußland immer ſehr mäßig blieben und er überdies von Beſtuchef beleidigt worden war, begab er ſich an den Hof des Königs von Preußen, welcher darauf bedacht war, talentvolle Männer in ſeine Dienſte zu ziehen. Dieſer ſchenkte ihm ſein unumſchränktes Vertrauen, und machte ihn zum Generalfeldmarſchall und Gouverneur von Berlin (1749). Keith durchreiſte mit ihm einen großen Theil Deutſchlands, Polens und Ungarns. Als 1756 der ſiebenjährige Krieg ausgebrochen war, ging er als Feldmarſchall mit einer preußiſchen Heerabtheilung nach Niederſachſen. Nach der aufgehobnen Belagerung von Olmütz (1758) deckte er den merkwürdigen Rückzug des Belagerungsheeres, ward aber noch in dem nämlichen Jahre (14. Oct.), als Daun das Lager der Preußen bei Hochkirchen überfiel, von einer Stückkugel vom Pferde geriſſen, und ſtarb auf dem Schlachtfelde, nachdem er im Dunkel der Nacht dreimal die Öſterreicher zurückgetrieben hatte. Keith war ein Mann von großen Talenten, ausgezeichneter Tapferkeit, ſtrenger Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit. Lord Marſchall, ſein Bruder, ſchrieb an Madame Geoffrin nach Paris: „Denken Sie ſich, welch' eine große Erbſchaft mir mein Bruder hinterläßt. Er hat, an

der Spitze eines großen Heers, Böhmen gebrandſchatzt, und ich habe ſiebenzig Dukaten bei ihm gefunden!" Friedrich der Große ließ ihm zur Anerkennung ſeiner Verdienſte in Berlin auf dem Wilhelmsplatze eine Marmor-Statue errichten.

Keläno, eine der Harpyen (ſ. d. Art.)

Keller (Joh. Balth.), ein ausgezeichneter Erzgießer, ward zu Zürich geboren, und widmete ſich dieſer Kunſt zu Paris in der blühendſten Zeit der Regierung Ludewigs XIV. Bald zeichnete er ſich durch die Kühnheit aus, mit welcher er den Guß der bedeutendſten Stücke unternahm. Gegen das Ende des 17. Jahrh. verfertigte Girardon das Modell einer Ritterſtatue des Königs von 21 Fuß Höhe. Bis dahin waren die Statuen Marc Aurel, Coſmus von Medici, Heinrichs IV. und Ludewigs XIII. in einzelnen Stücken gegoſſen worden; Keller unternahm es, jene Statue in einem einzigen Guſſe zu gießen. Dieſes Werk machte unſtreitig Kellern eben ſo viel Ehre, als Girardon; ja, man könnte ſagen, daß die Schönheiten des Modells der Kühnheit des Guſſes nicht gleich kamen. Der König ließ ihn durch ſeine Miniſter belohnen, und übertrug ihm auch die Aufſicht über die Stückgießerei des Zeughauſes. Er ſtarb 1702. Sein Bruder Joh. Jac. Keller, geboren 1635, welcher 1700 in ſeinem 65. Jahre zu Colmar ſtarb, war ebenfalls ein geſchickter Künſtler im Gießen.

Kellermann, Herzog von Valmy, Marſchall und Pär von Frankreich, geb. 1735 in Strasburg, trat als gemeiner Huſar 1752 bei der Legion Conflans in Dienſte und machte als ſolcher die erſten Feldzüge des 7jährigen Kriegs mit. Aber ſchon 1758 wurde er ſeines tapfern Verhaltens wegen zum Offizier ernannt. So durchlief er alle Dienſtgrade bis zum Marechal de camp, wie ihn die Revolution fand. Er zeichnete ſich bei Ausbruch derſelben durch Patriotismus und verſtändiges Betragen in einem ſolchen Grade aus, daß die Bürger von Landau, wo er ſich in Garniſon befand, ihm eine Bürgerkrone überreichten. Nach Ausbruch des Kriegs erhielt er erſt das Commando der Moſelarme, vereinigte ſich im September mit der Hauptarmee unter Dümouriez und hielt am 19. Sept. den berühmten Angriff des Herzogs von Braunſchweig aus, der unter dem Namen Kanonade von Valmy welthiſtoriſch merkwürdig geworden. Sie iſt es dadurch, weil ſie die Alliirten zum Rückzug beſtimmte und nicht bloß den ganzen Feldzug entſchied, ſondern vielleicht Europa's Schickſale und Frankreichs Waffenherrſchaft bis zum Jahre 1813 hinaus. Kellermann erhielt in den nachfolgenden bewegten Zeiten der verſchiednen Kriege, in welche Frankreich verwickelt blieb, vielerlei General-Commando's, in welchen wir ihn hier nicht folgen können. Keine ſeiner ſpätern Waffenthaten übertraf aber die Haltung, welche er bei Valmy an den Tag gelegt hatte, weshalb er auch ſtets als der Sieger von Valmy genannt blieb. Auch Napoleon überhäufte ihn mit den höchſten Ehren aller Art und gab ihm die herrliche Beſitzung Johannisberg als Dotation. Nach der Reſtauration der Bourbons wurde er in die Pärskammer ernannt, wo er ſich, wie immer, als einer der erſten Vertheidiger der öffentlichen Freiheit zeigte. Er ſtarb am 12. Sept. 1820 in dem hohen Alter von 83 Jahren. In ſeinem letzten Willen hatte er verordnet, daß ſein Herz auf dem Schlachtfelde von Valmy ſollte begraben, mit einem einfachen Denkſteine und mit folgender Inſchrift bezeichnet werden: ici sont morts glorieusement les braves qui ont sauve la france au 20. Sept. 1792. Un soldat, qui avoit l'honneur de les commander dans cette mémorable journée, le marechal Kellermann, duc de Valmy, dictant,

après 28. ans, ſes dernières volontés, a voulu que ſon coeur fut placé au milieu d'eux. Dieſe Handlung fand am 20. Oct. 1820 auf eine eben ſo rührende, als feierliche Weiſe ſtatt.

Kemble (Johann Philipp), eine der erſten Zierden der engliſchen Bühne, iſt zu Preſton in Lancaſhire 1757 geboren. Sein Vater, Roger Kemble, der ſich als Schauſpieler ebenfalls vortheilhaft bekannt gemacht hat, gab ihm eine ſorgfältige Erziehung. Zum geiſtlichen Stande beſtimmt, ſtudirte er im Collegio zu Douay in Flandern, verließ aber die Schule, und ward, wider den Willen ſeiner Familie, Schauſpieler. Er trat zuerſt zu Wolverhampton als Theodoſius, in Rowe's Tragödie dieſes Namens, mit großem Beifall auf, beſuchte dann Mancheſter, Liverpool und York, und ging von da 1781 nach Dublin. Hier trat er in der Rolle des Hamlet auf, worin er ſeitdem ohne Nebenbuhler glänzte. Nicht mit gleicher Auszeichnung verſuchte er ſich in komiſchen Rollen. 1783 kam er nach London, wo er zuerſt als Hamlet auf dem Theater Drury=Lane auftrat. Zehn Jahre ſpäter ward er Regiſſeur, und blieb es bis 1796. Er hatte in dieſem Zeitraume, als ein feiner Kenner der dramatiſchen Werke ſeiner Nation, wovon er vielleicht die größte Sammlung in England beſitzt, manches treffliche ältere Stück wieder auf's Repertorium gebracht. Dagegen fanden ſeine neuen Lesarten, wodurch er z. B. den Text des Shakſpeare häufig veränderte, nicht den Beifall der Kritiker. Nach manchen Verdrießlichkeiten nahm er ſeinen Abſchied, und beſuchte 1802 und 3 Frankreich und Spanien. Nach ſeiner Rückkehr kaufte er für 20,000 Pf. einen Antheil am Covent=Garden=Theater, und trat hier in Lewis Stelle. In heroiſchen Rollen, deren Charakter mehr in Kraft und Würde, als im Pathos beſteht, in philoſophiſcher Declamation, und in Rollen würdevoller Zärtlichkeit, hat er vielleicht ſeines Gleichen nicht. Als Schriftſteller hat ſich Kemble durch einige Farcen, z. B. The Projects, The Panuel, The Farm-House, und durch einige Umarbeitungen, bekannt gemacht. Eine Sammlung von Jugendgedichten hat er bald nach ihrer Erſcheinung unterdrückt. Von Shakſpeare hat er 24 Schauſpiele für die Bühne bearbeitet. Seine Hauptrollen waren: Hamlet, Macbeth, Coriolan, Beverley und Othello. 1817 verließ Kemble die Bühne. Er trat zum letzten Male als Coriolan auf. Mit der größten Bewunderung ſeiner Kunſtleiſtung ward dieſer Abſchied vom Hauſe und ſeinen Freunden gefeiert. Lord Holland überreichte ihm bei dem feſtlichen Mahle eine prächtige Vaſe mit der Inſchrift, daß Kemble 34 Jahre lang die Würde des Drama und Shakſpeare's Ruhm auf der Nationalbühne behauptet habe. Die Geſchichte ſeiner Kunſt hat Kemble gründlich ſtudirt. Moliere'n bewunderte er als den Mann der Natur, der nicht Frankreich allein, ſondern allen Nationen angehöre. Kemble's Schweſter iſt die berühmte Siddons. Sein Bruder Charles Kemble, geb. im Nov. 1775, ſtudirte ebenfalls in Douay, und ward dann bei der Poſt angeſtellt; aber auch ihn trieb ſeine Neigung auf die Bühne. Er trat zuerſt 1792 als Roland in dem Stück von Shakſpeare: As you like it, mit Beifall in Sheffield auf; dann 1794 als Malcolm im Macbeth auf dem Drurylane=, und dann auf dem Haymarket=Theater, bis 1802, in welchem Jahre er auf das feſte Land reiſte. Nachher vereinigte er ſich mit ſeinem Bruder beim Coventgarden=Theater. Er hat einige Luſtſpiele geſchrieben. Seine Gattin, Marie Thereſe Kemble, geb. zu Wien 1774, wo ihr Vater, von Camp, Tonkünſtler war, trat ſchon als Kind in Noverre's Balletten auf. Sie ſpielte und tanzte auf mehrern Bühnen mit Beifall; vorzüglich auf dem Drurylane=Theater als Julie in der Oper Ri=

chard Löwenherz. 1799 wurde ein von ihr verfaßtes Luſtſpiel: die erſten Fehler, auf derſelben Bühne mit Beifall gegeben. 1806 heirathete ſie Hrn. Charles Kemble, und ſpielt jetzt auf dem Coventgarden-Theater. Von ihr iſt noch 1808 ein Zwiſchenſpiel: der Tag nach der Hochzeit, erſchienen. Eine umſtändlichere Biographie und Charakteriſtik John Philipp Kemble's (von Hüttner) findet ſich im IX. Heft der Zeitgenoſſen.

Kempelen (Wolfgang von), ein berühmter mechaniſcher Künſtler, zuletzt k. k. wirklicher Hofrath, ſtarb 1804 in ſeinem 71. Jahre. Um welche Zeit dieſer erfinderiſche Mann die berühmte Schachmaſchine zu Preßburg, woſelbſt Kempelen geboren wurde, bekannt gemacht hat, iſt unbekannt; doch wird derſelben ſchon 1771 gedacht. Sie ſtellt einen Mann von natürlicher Größe vor, der türkiſch gekleidet iſt, und vor einem Tiſche ſitzt, auf welchem ein Schachbrett ſteht. Der Tiſch ſelbſt hat an den Füßen Rollen, um ihn deſto leichter von einer Stelle auf die andre bewegen, und ſomit den Verdacht, als ſei ein Menſch unter dem Tiſche verborgen, um ſo mehr vermeiden zu können. Dieſe Maſchine ſpielte mit den geſchickteſten Spielern, und war ihnen faſt immer überlegen. Inwiefern der Erfinder, der immer neben dem Tiſche ſtand, oder auch in ein, auf einem entfernten Tiſche befindliches, mit dem Schachſpieler ſelbſt in keiner Verbindung ſtehendes Käſtchen ſah, das Spiel des Schachſpielers leitete, oder ob in der Maſchine ſelbſt ein Menſch verborgen war, hat nicht entdeckt werden können. Der Erfinder war ſtets bereit, das Innere der, mit Rädern, Hebeln und Springfedern angefüllten Maſchine Jedem, der es verlangte, zu zeigen. Da die Züge eines Schachſpielers indeß nur durch ein denkendes Weſen hervorgebracht werden können: ſo war nur ein ſolches im Stande, den gethanen Zügen entſprechende entgegenzuſetzen, und folglich mußte, auf welche Weiſe es auch bewerkſtelligt wurde, ein denkendes Weſen mit ihr in verborgner Verbindung ſtehen. Demnach lag das Verdienſtliche der Maſchine mehr in dem Mechanismus, als in der Kunſt, mit welcher ſie ihrem Gegenſpieler die Partien abzugewinnen wußte. Sie befand ſich übrigens im J. 1812 in der Villa Buonaparte zu Mailand, wo jedoch der Hofrath Winkler aus Dresden (S. Sänger's Reiſe, von Theodor Hell, 1r Th.) den Türken ohne große Anſtrengung matt machte. — Im J. 1778 erfand Herr von Kempelen die noch künſtlichere Sprachmaſchine, welche $1\frac{1}{2}$ Fuß breit und $\frac{1}{2}$ Fuß lang, aus einem viereckigen, mit einem Blaſebalge verſehenen Kaſten beſtand. Wenn der Blaſebalg nebſt ſeinen Klappen, nach Verhältniß der zu ſprechenden Wörter, bewegt wurde, ſo ſprach die Maſchine alle Sylben deutlich und vernehmlich aus.

Kempis (Thomas a), ſ. Thomas a Kempis.

Kennicot (Benj.), zuletzt Doctor und Profeſſor der Theologie zu Oxford, ward 1718 zu Tottneß in Devonſhire geboren, wo ſein Vater ein armer Schuhmacher und zugleich Küſter war. Er hat ſich durch ſeine weitläufige und koſtbare Sammlung von Leſearten aus 253 Handſchriften und 12 gedruckten Ausgaben der hebräiſchen Bibel, und durch den Abdruck derſelben unter dem hebräiſchen Texte verdient und berühmt gemacht. Dieſes Werk führt den Titel: Vet. Test. hebr. cum variis lectionibus, II. Tomi Oxon. 1776 — 1780 fol. Dem zweiten Bande iſt eine Diss. gener. in V. T. hebr. vorgedruckt, welche Bruns (Brunovici 1783. 8.) beſonders herausgegeben und mit Anmerkungen verſehen hat. Kennicott war bei dieſer mühſamen und koſtſpieligen Unternehmung durch eine Unterzeichnung von mehrern tauſend Pf. St. unter-

ſtützt, und ſomit in den Stand geſetzt worden, mehrere Gelehrte, unter andern Bruns, nach Spanien, Italien, Deutſchland u. ſ. w. zu ſchicken, welche Handſchriften und Ausgaben vergleichen ſollten. Allein die Ausbeute war dennoch nicht ſo bedeutend, als man ſich anfangs geſchmeichelt hatte. Im Ganzen hat man der Schreibfehler viele, der brauchbaren Leſearten hingegen ſehr wenige in dem Werke ſelbſt gefunden. Auch fehlte Kennicott theils ſelbſt im Plane, theils war er weder mit den morgenländiſchen Sprachen, noch mit den echten Grundſätzen der Kritik vertraut genug. Nach ſeinem Tode erſchien von ihm: Remarks on select passages in the Old Test, to which are added eight sermons, Oxf. 1787. 8. (Bemerkungen über einige auserwählte Stellen des alten Teſtaments, nebſt acht Predigten). Er ſtarb 1783.

Kent (William), aus Yorkſhire, der Vater der brittiſchen Gartenkunſt. Sein Hauptſtudium war die Malerei und er gab lange den Ton zu Gartenverzierungen in England an, nachdem Lord Burlington zu Rom ſeine Anlagen für die Gartenverſchönerungen bemerkt hatte. Er ſtarb 1748, 64 Jahr alt. Von Lord Burlington angeleitet, ging er zur Baukunſt über. Er bemerkte, daß die Natur die Symmetrie nur in kleinen Körpern liebe, nicht aber in der Oberfläche des Bodens und in ihren großen Werken Mannichfaltigkeit und Ordnung herrſchen ließe. Nur zur Abwechſelung wähle ſie die gebogene Linie, gebe aber den Gewäſſern einen ſchlängelnden Lauf, bepflanze die Anhöhen, ohne ſie zu ebnen, verſchönere natürliches Gebüſch, ohne ſolches zu zerſtören, laſſe auf reichem Boden eine Fülle von Vegetation entſtehen, öffne dem Auge reizende Ausſichten und folgerte daraus, daß man einen anmuthigen Hain mit Gebäuden veredlen müſſe. Enthuſiaſtiſch nahmen die Britten die Zeichnungen von Kent's Anlagen auf. Auch Popes ſchöne Anlagen zu Twickenham leiteten den Gartenkünſtler Kent zu noch größern Ideen.

Keppler (Joh.), ein berühmter Mathematiker und Aſtronom, dem die Aſtronomie den Grund der Höhe verdankt, zu welcher ſie in neuern Zeiten gelangt iſt. Er war 1571 zu Wiel im Würtembergiſchen geboren, und ſtammte aus einem adeligen Geſchlechte. Armuth und das immer wandelbare Schickſal ſeines Vaters (eines Gaſtwirths) war den Grund der Vernachläſſigung ſeiner Erziehung und der vielen trüben Tage ſeiner Jugend. Obgleich ſein Unterricht in den Anfangsgründen der Wiſſenſchaften bisweilen durch ökonomiſche Geſchäfte unterbrochen wurde: ſo brachte er es doch in ſeinem 18ten Jahre dahin, daß er nach ſeines Vaters Tode die Kloſterſchule Maulbrun verlaſſen, und die Univerſität Tübingen beziehen konnte. Hier ſtudirte er nach dem damals vorgeſchriebnen Gange, zuerſt Philoſophie und Mathematik, und dann Theologie. Nebenbei aber folgte er ſeiner Lieblingsneigung zur Aſtronomie, wo ihn insbeſondre die Unterſuchung der phyſikaliſchen Gründe der Bewegung der Weltkörper beſchäftigte. Von Tübingen wurde er als Profeſſor der Mathematik und Moral nach Grätz in Steyermark berufen, wo er ſeine aſtronomiſchen Unterſuchungen fortſetzte. Aus Furcht, ſeine Stelle zu verlieren, ging er nach Ungarn, kehrte aber nach einiger Zeit wieder zurück. Unterdeſſen war der berühmte Aſtronom Tycho de Brahe nach Deutſchland gekommen, deſſen Bekanntſchaft auf Keppler's Schickſal einen wichtigen Einfluß hatte. Keppler entſchloß ſich nämlich, ſein Amt zu verlaſſen, und zu Prag mie Tycho die ſogenannten rudolphiniſchen Tafeln zu verfertigen. Durch des Letztern Empfehlung ward er nun zwar hier vom Kaiſer Rudolph II. als kaiſerlicher Mathematikus angeſtellt; allein da ihn ſein Amt und ſeine Wiſſenſchaft

nicht hinlänglich nährten: ſo ſtudirte er noch Medicin, um von der Praxis leben zu können. Der Kaiſer hatte ihm ein Jahrgeld beſtimmt; allein in den bedrängten Zeiten, welche den 30jährigen Krieg vorbereiteten, blieb dieſes immer aus. Selbſt da er auf Befehl des Kaiſers Matthias in Linz angeſtellt war, wurde ſeine Hoffnung, das Rückſtändige zu erhalten, getäuſcht. Streitigkeiten mit den Geiſtlichen, ſo wie überhaupt die damaligen Unruhen in den öſterreichiſchen Landen, hatten ſehr nachtheiligen Einfluß auf ſeine Lage. Er verließ Linz, begab ſich nach Regensburg, ſchlug einen Ruf nach England aus, wurde vom Kaiſer Ferdinand II. zum kaiſerl. Mathematiker beſtätigt, und ging darauf nach Ulm, wo er die rudolphiniſchen Tafeln drucken ließ. 1627 kam er nach Prag zurück, und erhielt vom Kaiſer 6000 Gulden. Endlich bekam er auf Befehl des Herzogs Albert von Wallenſtein, damals Herzog von Meklenburg, eine Profeſſur zu Roſtock, erhielt aber die verſprochne Beſoldung nicht. Er reiſte deshalb nach Regensburg, wo er aber 1630 ſtarb. Keppler war klein, hager und ſchwach von Körper, kurz von Geſicht, nicht ſelten munter und ſcherzhaft; mit Liebe hing er an ſeiner Wiſſenſchaft, mit Eifer ſuchte er die Wahrheit, vergaß aber darüber die Regeln der Weltklugheit; auch war ihm eine gewiſſe Geheimnißſucht eigen. Sein Schickſal hatte ihm die Freuden des Lebens ſparſam zugemeſſen, aber er ertrug alle Widerwärtigkeiten mit Standhaftigkeit. Hauptſächlich beſchäftigte ſich ſein ſcharfſinniger Geiſt mit der Beſtimmung der Bahn des Mars. Die wichtigſte ſeiner Entdeckungen war: daß die Kubikzahlen der mittlern Abſtände der Planeten von der Sonne ſich verhalten, wie die Quadratzahlen der Umlaufszeiten. Er machte ſie den 15ten Mai 1618. Die von ihm entdeckten Geſetze des Planetenlaufs (die ſogenannten drei keppleriſchen Regeln, ſ. d. Art. Naturgeſetze) gaben Newton die nähere Veranlaſſung zu ſeinen Entdeckungen. Seine unſterblichen Verdienſte um die Aſtronomie fanden in unſern aufgeklärten Zeiten, bei einer dankbaren Nachwelt, ihre gerechte Verehrung. Zu Regensburg ward ihm von Karl Theodor von Dalberg 1808 ein Denkmal errichtet. Es beſteht in einem doriſchen Tempel, in welchem Keppler's, von Doll gearbeitete, Büſte ſteht.

Kerguelen Tremarec (Ives Joſeph de), ein berühmter franzöſiſcher Seeheld, zu Quimper in Bretagne geboren. Er wurde 1767 und 1768 zur Anlegung und Bedeckung einer Fiſcherei an der Küſte von Island benutzt, ging 1771 unter dem Miniſterio des Herzogs von Praslin und dem Herrn de Boynes nach Isle de France, um den, vom Ritter Grenier vorgeſchlagenen kürzern Weg nach Indien zu prüfen und das ſüdliche, von Gonneville entdeckte Land zu unterſuchen. Nachdem er die Maldiven beſucht, kam er um Ceylon herum, nach Isle de France zurück. Am 16. Jan. 1772 ging er wieder in See, und entdeckte am 12. Febr. unterm 49 Grad ein neues Land, wovon er im Namen des Königs von Frankreich Beſitz nahm. 1776 fand Cook auf ſeiner dritten Seereiſe eine zurückgelaſſne Flaſche, als Document der frühern franzöſiſchen Beſitzergreifung durch Kerguelen. Gleich nach ſeiner Zurückkunft erhielt er eine neue Miſſion zur Entdeckung und kam 1774 in Breſt wieder an. Er hatte aber ſogleich das Unglück, daß einer ſeiner Offiziere als Ankläger wider ihn auftrat, dem viele Cameraden beiſtimmten, welchen er bisher bei Beförderungen vorgezogen war, und wurde verhaftet und ſchuldig befunden, daß er auf ſeinem Kriegsſchiffe geſtattet habe, Waaren zum Verkauf einzuſchiffen, obgleich er bloß verſchiednen Subalternen erlaubt hatte, für ihr Baar Waaren zum Debit am Bord eines Kriegsſchiffs mitzunehmen, wozu er ſogar den weniger

Reichen perſönlich Vorſchuß gab. Die Urſache ſeiner Verfolgung war der, in Frankreich nur zu allgemeine Neid der Offiziere, die auf der königl. Flotte und in den Navigationsſchulen ſich zum Marinedienſt gebildet hatten, wider diejenigen, welche ihre praktiſche Kenntniß zuerſt auf Handelsſchiffen gewonnen hatten, und dann mit Offiziersrang in die königl. Marine eintraten. Auch in der Revolutionszeit fürchteten die Schreckensmänner dieſen Seemann, ließen ihn erſt verhaften, und verabſchiedeten ihn nachher. Er ſchrieb eine Geſchichte der franzöſiſchen Seekriege und Darſtellung der Urſachen, welche den Ruin der franz. Seemacht herbeiführten, ſo wie der Mittel, ſolche herzuſtellen, und ſchickte ſolchen Nachrichten von den Ereigniſſen des Seekriegs zwiſchen Frankreich und England vom J. 1778 voraus. Auch ließ er eine Beſchreibung ſeiner Reiſen in der Nordſee erſcheinen, und eine andre zur Auffindung eines neuen Weges nach China, dem Südmeer und Indien in den J. 1771 — 1773. Er ſtarb 1797.

Kermes, ein kleines Inſekt mit fadenförmigen Fühlhörnern und einem Saugſtachel auf der Bruſt, deſſen Weibchen ungeflügelt und mit einem Schilde bedeckt ſind. Wenn ſie trächtig ſind, ſetzen ſie ſich an die Bäume und Pflanzen feſt. Die Jungen kriechen, während die Mutter ſtirbt, durch die Hinterſpalte des Schildes hervor. Unter den 41 Arten dieſer Thiere ſind nur 3 oder 4 wegen ihrer Farbe berühmt. Unter ſolchen iſt die vorzüglichſte die Schildlaus der Stecheiche. Spanien hat den beſten Kermes. Er findet ſich auf der kleinen 3 bis 4 Fuß hohen Steineiche Bauhin, die auch in Südfrankreich, Kleinaſien und Perſien einheimiſch iſt. Im Valencianiſchen beobachtet man bei der Einſammlung des Kermes folgendes: Im März bemerkt man, daß jenes Inſekt kaum ſo groß, als ein Hirſekorn, an jenen Eichen hinankriecht. Es ſetzt ſich feſt und vergrößert ſich. Eine feine Wolle überzieht ſolches. Die Figur iſt oval und da, wo die Wolle fehlt, ſieht man einige goldne Punkte durchſchimmern. Im April iſt der Kermes zur Größe einer Erbſe ausgedehnt und hat ſich die wollige Bedeckung in Staub verwandelt. Man nimt dagegen eine Schale gewahr, worin Eier liegen. Ende Mai hat die Schale nebeneinander ſtehende blutrothe Eier. Nun ſtirbt die Mutter und der Kermes muß eingeſammelt werden. In guten Jahren hat ein ſolcher Eierſack an 20,000 Eier. Wartet man länger: ſo bemerkt man im July durch das Vergrößerungsglas, wie aus dieſen Eiern kleine goldgelbe geflügelte Inſekten mit 6 Füßen, 2 langen Fühlhörnern und einem gabelförmigen Schwanze ausſchlüpfen. Dies ſind die Männchen; die Zahl der Weibgen unter dieſen Inſekten iſt nicht zahlreich. Für Arme und wenig beſchäftigte Perſonen iſt das Kermesſammeln ein nährendes Gewerbe und kratzen ſie mit den dazu lang erhaltenen Nägeln die Eierſäcke ab. Die beſten Stunden zum Einſammeln ſind die thauigen Frühſtunden. Wo die Sucherin viel Kermes findet, kann ſie 2 bis 3 Pfd. täglich ſammeln. Die Käufer breiten ihn auf Leinewand, die mit Eſſig beſprengt wird, um die Inſekten in den Eiern zu tödten. Zugleich entſteht durch die Einſprengung ein rother Staub, der ſich von der Schale ablöſt. Dann wird er getrocknet, geſiebt und in lederne Beutel, ſo wie dieſe wieder in linnene aufbewahrt. Hauptſächlich geht er nach Afrika. Sowol beim Kermes, als bei der Cochenille, erhöht man die Farbe durch Kalizuſatz beim Färben. — Mineraliſcher Kermes (Kartheuſerpulver) bildet ein kermes- oder rothbraunes ſanft anzufühlendes Pulver von ſchwachem Geruch und Geſchmack. In Waſſer und Weingeiſt iſt es unauflöslich, in Äzlauge unvollkommen, in Schwefelkalilauge vollkommen auflösbar. Salzſäure

löſt das Oxydul auf, entwickelt Schwefelwaſſerſtoffgaß und läßt etwas Schwefel, welcher durch Zerſetzung des Schwefelwaſſerſtoffs zu entſtehen ſcheint, zurück.

Keſſelsdorf, ein Dorf, eine Meile von Dresden, berühmt durch die Schlacht am 15. Dec. 1745, in welcher die Preußen, unter Anführung des Fürſten Leopold von Deſſau, das ſächſiſche Heer (unter dem Herz. von Weiſſenfels und dem Feldmarſchall Rutowski) ſchlugen. S. Friedrich II. Der von dem verſt. ſächſ. Major Lehmann entworfene treffliche Plan der Schlacht gewährt eine deutliche Überſicht. In der Nähe des Dorfes ſind bedeutende Steinkohlengruben. S. Plauiſcher Grund.

Kette, ſ. Meſſungen.

Kettenbruch heißt in der Rechenkunſt ein ſolcher Zahlenbruch, wo der Zähler eine ganze Zahl, der Nenner aber nicht wie gewöhnlich auch bloß eine ganze Zahl iſt, ſondern noch einen Bruch bei ſich hat. Beiſtehendes Beiſpiel zeigt einen ſolchen:

$$\frac{1}{2+\frac{1}{6+\frac{1}{7+\frac{1}{1+\frac{1}{3}}}}}$$

Jeden gewöhnlichen Bruch kann man in einen Kettenbruch verwandeln, wenn man den Zähler durch den Nenner dividirt; daher die Zähler der Brüche, wodurch das Ganze wie eine Kette zuſammenhängt, gemeiniglich 1 ſind, wie auch das Beiſpiel zeigt. Eben ſo kann man jeden Kettenbruch verwandeln, wenn man den letzten Nenner (hier $\frac{1}{1+\frac{1}{3}}$) auf die gewöhnliche Form $\frac{8}{10}$ bringt und eben ſo bis zum erſten fortfährt. Das beigeſetzte Beiſpiel gibt den Bruch $\frac{105}{889}$. Die Kettenbrüche dienen dazu, gemeine Brüche auf die möglichſt genaue Art abzukürzen. Den erſten Gebrauch derſelben hat Lord Brounker gemacht, und die beſte Theorie Joh. Schulz (Hofpred. in Königsberg) geliefert. M. L.

Kettenrechnung nennt man in der Rechenkunſt das künſtliche Verfahren, zwei verſchiedenartige Größen durch ihre Mittelgrößen zu vergleichen. Sie iſt daher, inſofern das Rechnen ein Denken oder Schließen iſt, eine Schlußkette (Logik), und hat, weil durch die Einſchiebung der Mittelgrößen alle wie die Glieder einer Kette in einander hängen, mit ebendemſelben Rechte jenen Namen. Man vergleicht und vertauſcht die Größen ſo mit einander, daß und bis man auf diejenige kommt, welche man ſucht. Ein Beiſpiel wird dies deutlich machen. Will man wiſſen, wieviel eine engl. Krone Conventionsgroſchen macht: ſo ſchließt man ſo: 1 engl. Krone iſt 573 As fein Troyes, 4864 As fein Troyes machen 1 köln. Mark fein, 1 köln. M. f. gibt 20 Conventionsgulden, und 1 Conventionsgulden 16 Conventionsgroſchen. Wenn man nun die Producte der gegenſeitig in Verhältniß ſtehenden Zahlen durch einander dividirt (573 × 1 × 20 × 16 divid. d. 4854 × 1 × d. i. nach der Reduction $\frac{2855}{76}$): ſo gibt d. Quotient die Summe der Conventionsgroſchen, die auf eine Krone gehen. Die Urſache dieſes Zutreffens entwickelt die Arithmetik. Die Zuſammenſtellung und Anordnung der verbundnen Größen bei dieſer Rechnung, nennt man einen Kettenſatz, und die Vorſchrift dieſes kunſtreichen Verfahrens Kettenregel, Regula multiplex (weil oft ſehr viele Sätze dabei gebraucht werden) auch reeſiſche Regel (von ihrem Erfinder K. F. de Rees). Dieſe Rechnungsart, welche gegen das ſonſt gewöhnliche Verfahren den bedeutenden Vorzug der größern Kürze

nd Genauigkeit hat, findet daher beim Handel und Verkehr häufige Anwendung, und iſt Geſchäftsleuten ſehr wichtig. M. L.

Ketzer gibt es nur inſofern, als eine ſich für rechtgläubig haltende Kirche Andersmeinende, die ihr angehören, dafür erklärt. Als das Chriſtenthum in Paläſtina entſtand, war daſſelbe in den Augen der Juden eine Ketzerei (Häreſie), d. h. eine Abweichung von dem geltenden Lehrbegriffe und Gottesdienſte des Judenthums. Seit ſich aber das Chriſtenthum förmlich von ihm trennte, ſich auch unter den Heiden Bekenner ſammelte und ſeinen, vom Judenthum weſentlich verſchiednen Grundcharakter durch ein eignes Kirchenthum geltend zu machen anfing, konnten weder die Chriſten von den Juden, noch die Juden von den Chriſten mehr Ketzer (Häretiker) genannt werden; eben ſo wenig ſind Heiden und Mohammedaner in den Augen der Chriſten Ketzer, ſondern Ungläubige, die keiner Abweichung vom rechtgläubigen Chriſtenthume, das ſie nicht angenommen hatten, beſchuldigt werden können. Aber in der Chriſtenheit ſelbſt entſtand der Gegenſatz zwiſchen den Rechtgläubigen und Ketzern, ſobald die Richtung der Kirche zur Einheit des Glaubens und zur Alleinherrſchaft gewiſſer, durch Übereinkunft der Mehrzahl für rechtgläubig erklärter Lehrſätze und Gebräuche bei den wortführenden Lehrern zum Bewußtſein kam. Der Streit über ſolche Lehrſätze und Gebräuche führte zur Verketzerung der unterliegenden Gegenpartei. Die Häreſiarchen (Anführer andersdenkender Parteien) wurden mit ihren Anhängern, vor der Erhebung des Chriſtenthums zur Staatsreligion, nur mit Ausſchließung aus der Kirchengemeinſchaft, ſeit Conſtantin d. G. aber von der weltlichen Macht, außer dem Bann, den die Biſchöfe verhängten, auch mit der Verbannung, dem Verbrennen ihrer Bücher und dem Verluſte ihrer bürgerlichen Rechte beſtraft. Das erſte Beiſpiel einer Lebensſtrafe gegen Ketzer gaben auf der Synode zu Trier 385 ſpaniſche Biſchöfe durch die Verurtheilung Priscillians zum Tode. Die bis zur Einführung der Inquiſition den Biſchöfen überlaſſenen Ketzergerichte konnten nur unter Mitwirkung der weltlichen Macht Lebensſtrafen über Ketzer verhängen; ſeit dem Anfange des 13. Jahrh. wurden aber faſt in allen Ländern der Chriſtenheit eigne Ketzermeiſter mit unumſchränkter Vollmacht beſtellt, die ſich durch zahlloſe Gütereinziehungen und Hinrichtungen furchtbar machten. Die Kreuzzüge, die Simon von Montfort um dieſe Zeit gegen die Albigenſer, eine aus Manichäern, Katharern und Waldenſern beſtehende, im ſüdlichen Frankreich, beſonders um Toulouſe und Albi, verbreitete Sekte, anführte, war offenbar ein bürgerlicher Krieg zur Vernichtung der Ketzer. Frankreich, Spanien und Italien wurden vom 13. bis in's 16. Jahrh. durch Ketzerverfolgungen verheert und erſtres noch im 17. Jahrh. durch die Beichtväter Ludwigs XIV. ſeiner fleißigſten Einwohner beraubt. Seit dem 11. Jahrh., wo einer unter dem Namen Katharer oder Gazarer beſonders in der Gazarei (Krimm) herrſchende Sekte nach Weſten vordrang, ſcheint durch dieſe Gazarer der Ausdruck Ketzer zur Bezeichnung von Chriſten, die vom allgemeinen Kirchenglauben abweichen, unter den Deutſchen in Gebrauch gekommen zu ſein. Auch in Deutſchland trieben Ketzermeiſter, deren erſter Conrad von Marburg von 1214 — 1233 am Rheine wüthete, von Zeit zu Zeit ihr Weſen; doch konnte hier, wenn auch die unpolitiſche Schwärmerei einiger deutſchen Fürſten ſich bisweilen Hinrichtungen und noch öfter Verbrennungen Andersmeinender erlaubte, die Verketzerungsſucht nie ſo weit um ſich greifen, als in den Staaten von Weſt- und Südeuropa, und die Aufklärung neuerer Zeiten hat, indem ſie den religiöſen Werth des Menſchen mehr nach ſeinem Wandel, als nach ſeinen

Meinungen ſchätzen lehrte, in und außer Deutſchland Grundſätze der D dung verbreitet, die auch den unverſöhnlichen Ketzerhaß, den die Lehre Katholicismus athmet, entwaffnen und Glaubensgenoſſen jeder Art gegenſeitige Verträglichkeit gewöhnen mußten. E.

Keuchhuſten, eine Krankheit, die eigentlich zwar dem Kindes ter angehört, jedoch zuweilen auch Erwachſene überfällt. Der ech Keuchhuſten beſteht aus heftigen, öfters hintereinander ununterbroch folgenden Ausathmungen, gleichſam kleinen Lungenconvulſionen, die en lich, wenn die Lungen beinah luftleer ſind, durch ein tiefes, pfeifend Einathmen unterbrochen werden, worauf ſogleich wieder die vorigen H ſtenanfälle folgen. Dieſes convulſiviſche Aushuſten und ſchreiende Ei athmen wechſeln ſo lange mit einander ab, bis der die Lungen zuſam menſchnürende Krampf den höchſten Grad erreicht hat, worauf das Kin entweder in eine Art Starrſucht und Stillſtand des Athems, mit Naſen bluten, dunkel= ſogar blaurothem Angeſicht, unwillkürlichem Abgang de Winde und des Urins, geräth, oder zum Brechen kommt, wonach de Anfall für diesmal gelöſt iſt. Läßt der Huſten ohne Brechen nach: ſo i der Anfall noch nicht beendigt ſondern ſetzt bald von neuem an. Huſten welche die obigen weſentlichen Zufälle nicht haben, ſind bloß Krampfhu ſten. Der echte Keuchhuſten iſt eine fremde, aus andern Welttheile (nach Roſenſtein aus Afrika) zu uns gebrachte Krankheit, herrſcht jeder zeit epidemiſch, entwickelt ein anſteckendes Gift, durch welches er ſic nach Art der Maſern, des Scharlachs u. ſ. w. von einem Kinde zum an dern fortpflanzt, und wahrſcheinlich den Menſchen nur einmal befällt Der regelmäßige Verlauf der Krankheit kann wahrſcheinlich eben ſo we nig unterbrochen oder abgekürzt werden, wie der jener Krankheiten: ſo lange wir kein gewiſſes Mittel haben, den Anſteckungsſtoff zu zerſtören. Gewöhnlich braucht der Keuchhuſten 4 bis 6 Wochen zu ſeinem Verlauf. Sich ſelbſt überlaſſen, kann er mehrere Monate bis zu einem halben Jahre dauern, und, wenn er nicht früher tödtlich wird, endlich in Aus= zehrung und Lungenſucht übergehen. Gefährlich wird er durch Convul= ſionen, Steckfluß, Übergang in Lungenentzündung, Entſtehung von Brü= chen u. a. m. Bei vollem Magen kann der Anfall durch Erſticken töd= ten, daher die Kinder immer nur wenig eſſen dürfen, und das baldige Erbrechen befördert werden muß. Auch iſt es rathſam, die Kinder bei Zeiten durch Bandagen vor der Entſtehung eines Bruchs zu ſchützen. Als Schutzmittel hat man Verſchiednes verſucht. Das Sicherſte iſt, Kinder vor der Anſteckung zu bewahren. Man hat vorzüglich ſolche Mittel empfohlen, deren Ausdünſtung krampfſtillend iſt, z. B. das An= hängen von Kampfer und Moſchus. H.

Kiel, eine Stadt, mit einem guten Hafen, an einem Buſen der Oſtſee, im däniſchen Herzogthum Holſtein, bis 1773 die Hauptſtadt des gottorpiſchen (kaiſerl. ruſſiſchen) Antheils am Herzogthum Holſtein, wel= che in dem genannten Jahre gegen Oldenburg und Delmenhorſt an Dä= nemark vertauſcht wurden. Die daſige Univerſität ward 1665 vom Her= zoge Chriſtian Albrecht von Holſtein geſtiftet (daher ihr Name Chri- ſtiana Albertina), und zählt über 250 Studirende. Unter ihren Leh= rern nennt ſie den Philoſophen Reinhold, die Theologen Eckermann und Kleuker, die Juriſten, die Etatsräthe Niemann und Cramer, die Pro= feſſor Falke und Dahtmann, den Philologen Heinrich, den Hiſtoriker Hegewiſch, die Docenten Naſſer, den Bibliothekar und Literator B. Kor= des u. A. Der groſe Jahrmarkt, genannt der kieler Umſchlag, welcher nach dem heil. Dreikönigstage gehalten wird, iſt berühmt, weil auf demſelben eine groſe Menge Fremder zuſammenkommen, um Geld zu

...chen oder einzukaſſiren und umzuſetzen. Auch befindet ſich in Kiel ein
...minar für Schullehrer und mehrere treffliche Anſtalten. Die daſi-
...e kleine Gemeine griechiſcher Religion hat ihren eignen Geiſtlichen,
...d ſteht ſeit 1773 in geiſtlichen Sachen unter der ruſſiſchen Geſandt-
...ſchaft in Kopenhagen. Die Stadt enthält 800 Häuſer mit 7000 Einw.,
...e Handel und Schifffahrt treiben. In Kiel ſchloß Schweden den 14.
...anuar 1814 den Frieden mit Dänemark, durch den letztres Norwe-
...n abtrat.

Kiel. Dies Wort hat ſehr verſchiedne Bedeutungen, beſonders in
...en Zuſammenſtellungen. Wir führen deren einige hier an. Kiel,
...uhle, Poſe, der feſtere, unten hohle, ſpannkräftige Theil der Feder, wird
...in der ernſten wie in der ſcherzhaften poetiſchen Sprache für Schreibfeder
...braucht. „Mein Kiel ſoll dich erheben." — Kiel nennen die Gärtner die
...wiebel der Blumengewächſe. Daher Kielwerk für Zwiebelgewächſe — Kiel
...iſt ferner der unterſte lange Balken eines Schiffes, welcher vom vordern
...zum hintern Ende des Schiffes geht, und die Grundlage des ganzen Ge-
...äudes iſt. Dichter brauchen es daher zuweilen für Schiff: „Mich trug
...n Kiel durch die Wogen" (Voß). — Kielwaſſer iſt die ſich ziemlich
...ng erhaltende, ſichtbare Furche, welche der Kiel beim Laufe des Schiffs
... Waſſer hinter ſich läßt, und die, ſelbſt bei hoher See, faſt ganz eben
...d ruhig iſt, ſo daß ab- und zugehende Böte ſie gern benutzen. — Kiel-
...eld werden die Abgaben genannt, welche Schiffe zahlen müſſen, wenn
...zum erſten Male in einem Hafen ankern. — Kielherr iſt ſo viel als
...chiffer. — Kielen heißt ein Schiff mit einem neuen Kiele verſehen, iſt
... mit kielholen gleichbedeutend; dann ſagt man es von Vögeln, wel-
...e Kiele bekommen; und endlich von einem Flügel (das Muſikinſtru-
...ment), den man ganz oder zum Theil mit neuen Kielſpitzchen verſieht,
... man auch bekielen, beſiedern gebraucht. — Kielholen oder kielen
...ßt ein Schiff ſo auf die Seite legen, daß man zum Kiele kommen und
...eſſen ausbeſſern, oder den untern Theil des Schiffbauchs kalfatern, oder
...mit Kupfer beſchlagen, oder eine andre Ausbeſſerung daran vornehmen
...nn. — Kielholen, Kielhaalen iſt auf den Schiffen eine Strafe, wel-
...e zunächſt auf die Todesſtrafe folgt, und wobei das Leben immer auf
...m Spiele ſteht. Sie iſt von den Holländern zuerſt gebraucht, jetzt
...er allgemein abgeſchafft worden. Der Verbrecher wird in einen bleier-
...en Bruſtharniſch geſteckt. An dieſem ſind hinten zwei ſtarke Seile be-
...feſtigt. Über dem Kopfe hängt er an einem andern Seile, welches durch
...ürde an der Seite des Schiffs ſo tief in's Waſſer läuft, daß der Mann,
...ne anzuſtoßen, unter dem Kiel durchgehen kann, welches man an einem
...ichen erkennt. Er erhält in die linke Hand eine, mit etwas Luft ge-
...llte Blaſe an einem Federkiel, den er zum Athemholen in den Mund
...mt, und in die rechte wird ihm ein mit Oel getränkter Schwamm ge-
...eben, den er vor die Naſe hält, damit ihm kein Waſſer in den Leib
...inge. An die Füße werden ſchwere Gewichte gehängt. Nun läßt ihn
...e dazu befehligte Mannſchaft bis auf die gehörige Tiefe in's Waſſer
...unter. Dann ergreifen ihn die unten in 2 Schaluppen haltenden
...eute an den Stricken am Rücken und ziehen ihn daran dreimal unter
...em Kiel des Schiffs hindurch und wieder zurück. Hier iſt die Haupt-
...efahr; denn, wenn die Soldaten ihn nicht tief genug unter dem Kiel
...nwegziehen, ſo ſtößt er an dieſen und zerſchmettert ſich den Kopf, was
...eſonders bei zu großer Schnelle leicht geſchieht. Darauf wird er rück-
...ings in die Schaluppe gelegt und mit Spiritus gelabt. Dies Verfah-
...en muß er dreimal ausſtehen. Zum Beſchluß wird er an den hintern
Maſtbaum gebunden, und erhält noch, nach Beſtimmung des Urtheils,

eine Anzahl Geißelhiebe. Kielkropf heißt der Kropf an der Kehle, vo züglich wenn er ſchon bei der Geburt vorhanden iſt. Auch nennt m ein damit behaftetes Kind Kielkropf.

Kienlong (Kjän Lun), Kaiſer von China, eben ſo groß im Kri ge, als im Frieden, der vierte Kaiſer aus dem durch ſeine Helden u Regententugenden berühmten tatariſchen Geſchlecht Tſim, war 1710 g boren, und gelangte 1735, nach dem Tode ſeines Vaters, zur Regi rung. Bis 1754 regierte er ruhig; von dieſer Zeit an aber war er imm mit den benachbarten Reichen in Kriege verwickelt, die er faſt imm glücklich führte. Unter andern Eroberungen, die er in denſelben macht nahm er die ganze Kalmuckei in Beſitz, ſo daß das chineſiſche Reich u ter ihm nach dem ruſſiſchen das weitläufigſte aller jetzigen Reiche g worden iſt. Sein Charakter war voll Menſchenliebe und Sanftmut ganz unverdient haben ihn Einige als ein Ungeheuer von Grauſamk und Tyrannei verſchrieen. Er hat mehrere Millionen an ſeine dur Mißwachs und Überſchwemmungen in's Elend geſtürzten Unterthan vertheilt. Die chriſtliche Religion wurde aus politiſchen Urſachen v ihm mehr heimlich als öffentlich, begünſtigt; er verhängte ſogar eini Chriſtenverfolgungen, entweder in Rückſicht auf das Volk, oder weil die zu große Verbreitung des Chriſtenthums zu verhindern wünſch Doch duldete er zu Peking vier Miſſionshäuſer oder Kirchen, behandel auch die Miſſionäre ſehr gut, und nahm mehrere davon in ſeine Dienſ Er war nicht nur ſelbſt Gelehrter, ſondern auch Beſchützer der Kün und Wiſſenſchaften. Von ſeinen poetiſchen Aufſätzen kennt man unt andern ein Lobgedicht auf den Thee und auf die Hauptſtadt Mukd (überſetzt von Amiot), imgleichen ein andres auf die Eroberung der Ka muckei, das er in Stein graben ließ. Unter den Künſten ſchätzte er b ſonders die Malerei und Kupferſtecherkunſt. Er wollte das Andenk ſeiner Siege durch dieſe Kunſt verewigen, und trug franzöſiſchen Me ſtern die Copie der Gemälde auf, welche ſie vorſtellten; Ludwig X ließ ſie für ihn in Kupfer ſtechen. Auch eine Bibliothek von 600,0 Bänden legte er an, lauter Abſchriften nützlicher Bücher. Auf ſei Veranſtaltung kam die im 14ten Bande des büſchingſchen Magazi befindliche Beſchreibung des chineſiſchen Reichs heraus. Er ſtarb zu P king 1786.

Kieſel, ein zahlreiches Geſchlecht von Mineralien, hat ſeinen N men von der Kieſelerde, welches eine primitive oder Grunderde iſt, d den Hauptbeſtandtheil der Kieſelarten ausmacht. Dieſe Erde iſt f ſich allein im Feuer nicht ſchmelzbar, wol aber in Verbindung mit a dern mineraliſchen Stoffen. Sie bleibt an der Luft und im Waſſer u veränderlich, wird nur von der Spathſäure angegriffen, ſchmilzt mit be derlei feuerfeſtem Laugenſalze, der Soda und Pottaſche, zu Glas, u wird daher auch glasartige oder vitreſcible Erde genannt. Trocken un fein bildet die Kieſelerde den Sand, welcher rauh und ſcharf anzufühle iſt und zwiſchen den Zähnen knirſcht. Alle kieſelartige Steine ſind hä ter, als thonige und kalkige; ſie geben, mit dem Stahle geſchlage Funken, und ſind größtentheils mehr oder weniger durchſichtig. Ga reine Kieſelarten findet man nicht; denn ſelbſt der Bergkryſtall enthä etwas Thonerde und Kalk. Will man ganz reine Kieſelerde haben, ſchmelze man ſie mit Weinſteinſalz. Hiedurch erhält man eine durchſi tige, an der Luft zerfließende Maſſe, welche man Kieſelflüſſigkeit nenn Aus dieſer ſchlägt dann wiederum jede andre Säure die Erde nieder und dies iſt die reine Kieſelerde. Gewiſſe Kieſelgattungen ſind in unge heurer Menge über den Erdboden verbreitet: die gemeinen Kieſelſtein

finden ſich in ganzen Lagen theils unter der Erde, theils an der Oberfläche derſelben. Einzelne Gattungen dieſes Geſchlechts ſind: der Quarz, der Kieſelflinter, der Chalcedon, der Opal u. ſ. w. Zu dem Kieſelgeſchlechte gehören die meiſten Edel- und Halbedelſteine. Auch wird der reine durchſichtige Kieſel, welcher im Sande gefunden wird, wie Edelſteine geſchnitten, in Ringe gefaßt oder zu Uhrpetſchaften u. ſ. w. verarbeitet.

Kilogramm, ſ. Gramme.

Kind, Kindheit, ſ. Alter.

Kind (Joh. Friedr.), einer unſerer vorzüglicheren Dichter, herzogl. ſächſiſ. gothaiſcher Hofrath, iſt geboren 1768 zu Leipzig und lebt in Dresden. Sein Vater, der als Stadtrichter zu Leipzig 1793 ſtarb, iſt unter andern durch ſeine Überſetzuug der Biographien Plutarchs bekannt. Unſer Dichter, der unter dem Namen Friedrich Kind allen gebildeten deutſchen Sprachgenoſſen lieb und bekannt iſt, ſtudirte in Leipzig, und ward 1793 Advocat; legte aber 1816 die juriſtiſche Praxis nieder. Seine Erzählungen haben ihm unter den Lieblingsſchriftſtellern unſrer Nation eine ehrenvolle Stelle angewieſen. Er gehört im Reiche der Kunſt ganz unſerm Volke an. Sein Genius hat nie in den Luſtrevieren der fremden neuern Sprachen umhergeſchweift; wohl aber hat er romantiſche Stoffe des Mittelalters in friſche blühende Geſtalten verwandelt, oder den Ernſt der Geſchichte durch die Darſtellung erheitert. Unter ſeinen Schriften nennen wir: Die Novelle Carlo (Züllichau, 1801. 8.), Natalia (Züllichau, 1802. 3 B.), Leben und Liebe Rynos und ſeiner Schweſter Minona (Züllichau, 1804. 8. 2 B.), die von ihm herausgegebnen Sammlungen von Erzählungen, Gedichten und kleinen Theaterſtücken, die Malven (Züllichau, 1805. 2 B.), die Tulpen (Leipzig, 1806 — 1810. 7 B.), Roswitha (Leipzig, 1811 bis 1813. 3 B.), deren Fortſetzung: die Lindenblüthen (bis 1819. 3 Bde), die Harfe (1814 bis 1819. 8 Bde) und die Muſe (1821 und 1822.) Eine Sammlung ſeiner Gedichte erſchien in Leipzig 1808. 8. (2te verbeſſ. Aufl. Leipzig 1817 — 19. 4 B.) Kleine Erzählungen und Gedichte findet man in den beliebteſten Taſchenbüchern und Tageblättern. Becker's Taſchenbuch zum geſelligeu Vergnügen, zu welchem er ſeit 1807 Beiträge geliefert, wird, nach dem Tode des Hofraths Becker (im J. 1813) ſeit 1815 von ihm herausgegeben. Sein Schauſpiel: Vandyk's Landleben, welches er 1816 auf die Bühne brachte, erhielt den größten Beifall, und ſchien eine neue Gattung der ſceniſchen Darſtellung begründen zu wollen. Auch ſein Nachtlager von Granada ward in Dresden und Wien 1818, ſo wie ſein Weinberg an der Elbe, ein Feſtſpiel, mit plaſtiſchen Darſtellungen nach der Antike, 1817 mit großem Beifall aufgenommen. Seit 1817 gibt Theodor Hell (Carl Winkler) mit ihm gemeinſchaftlich die Abendzeitung heraus; doch nimt Kind nur wenig an der Herausgabe Theil. Im J. 1821 wurde ſeine Oper: der Freiſchütz, componirt von Maria von Weber, auf die Bühne gebracht und mit außerordentlichem Beifall aufgenommen.

Kinderkrankheiten ſind ſolche, zu denen die Anlage in der Natur des kindlichen Alters gegründet iſt, welche daher entweder bloß Kinder überfallen, oder doch vorzüglich bei denſelben vorkommen. Die Eigenheiten des kindlichen Alters ſind in dem Artikel: Alter, dargeſtellt, und es iſt daſelbſt gezeigt, welche Theile vermöge derſelben vorzüglich von Krankheiten befallen werden und der Entwickelung derſelben günſtig ſind. Die vorzüglichſten Kinderkrankheiten ſind: Asphyrie der Neugebornen, Gelbſucht, Schwämmchen, Verhärtung des Zellgewebes

(Elephantiaſis), Kinderroſe, Skropheln, Atrophie (Darrſucht), Rhac
tis (engliſche Krankheit), Keuchhuſten, Maſern, Blattern, Scharlachfi
ber, Rötheln, Würmer, Waſſerkopf, häutige Bräune (Croup)
a. m. H.

Kings=Bench, ſ. Bench.

Kinsbergen, Ritter von, in neuerer Zeit einer der ausgezeic
netſten public Characters der Niederlande, geb. 1735 zu Doesborg
Geldern, und erſt kürzlich (182.) in dem hohen Alter von 8. Jahr g
ſtorben. Schon in einem Alter von 9 Jahren trat er bei der Landa
mee in Militärdienſte, jedoch verlies er dieſe, als er ſein 14. Jahr e
reicht hatte, um ſich dem Seedienſt zu widmen, in welchem er vom C
detten bis zum Vize=Admiral mit ungewohnter Schnelligkeit alle Gra
durchlief. Mit Erlaubniß der holländiſchen Regierung trat er 1767 b
dem ausgebrochnen Türkenkrieg in ruſſiſche Dienſte, in welchen er b
1776 verweilte. Kinsbergen genoß bei Catharinen II. des höchſten Ve
trauens, und er entſprach demſelben durch den glänzenden Sieg, welche
er im ſchwarzen Meer mit fünf Schiffen von 40 Kanonen und einige
kleinern Kriegsfahrzeugen über die türkiſche Flotte von 13 Linienſchiffe
davon trug. Von dieſem Seetreffen datiren ſich mehrere wichtige Flo
ten=Maneuvres, mit welchen Kinsbergen hier die erſten Verſuche mac
te, und die ſeitdem von der geſammten europäiſchen Marine ſind ang
nommen worden. Durch eine Denkſchrift über die freie Schiffahrt a
dem ſchwarzeu Meere, die er Catharinen zuſandte, empfahl er ſich dieſe
großen Monarchin auch als Politiker. Auch überhäufte ſie ihn mit E
renbezeigungen. Demohngeachtet kehrte Kinsbergen im J. 1776 in ſei
Vaterland zurück. Hier wurde ihm gleich der wichtige Auftrag mit der
Kaiſer von Marocco einen Frieden zu verhandeln, deſſen Abſchluß ihr
auch gelang. An dem für die holländiſche Marine ſo ruhmvollen Tag
von Doggersbank (5. Aug. 1781) kommandirte Kinsbergen unter der
Ober=Admiral Zoutman ſieben Linienſchiffe und hatte er an der
Siege über den engl. Admiral Parker den größten Antheil. Nach der
pariſer Frieden von 1783 boten die ruſſ. Kaiſerin und der König vo
Dänemark alles auf, um Kinsbergen zu vermögen, in ihre Dienſte z
treten. Er lehnte aber alle Anträge ab. In dem franzöſ. Re
volutionskriege war er ſeinem Vaterlande beſonders in den Feldzügen
von 1793 und 1794 vom höchſten Nutzen. Nach dem unglücklichen Feld
zug von 1795 und der eingetretenen Regierungs=Veränderung wurd
Kinsbergen außer Thätigkeit geſetzt, und er lehnte von dieſem Zeitpunkt
an alle und auch die glänzendſten Anerbietuugen ab, die ihm von der
nachfolgenden öfterer wechſelnden Regierungen ſeines Vaterlandes ge
macht wurden. Auch Schimmelpennink, ihm perſönlich befreundet, ge
lang es nicht, ihn ſeiner glücklichen Muße, die er ganz den Wiſſenſchaf
ten, der Landwirthſchaft und der Volkserziehung widmete, zu entziehen
König Ludwig Napoleon ernannte ihn zu ſeinem erſten Kammerherrn
zum Grafen von Doggersbank, zum Staatsrath, zum Großkreuz de
Unions=Ordens. Alles vergebens. Kinsbergen verließ ſeinen glückli
chen Landſitz in der Nähe von Appeldoorn in Geldern nicht mehr, auc
nahm er keins der großen Gehalte an, welche mit dieſen Poſten verbun
den waren. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich (1810)
ſuchte auch Napoleon ihn zu gewinnen. Er ernannte ihn zum Sena
teur. Die Würde konnte Kinsbergen nicht ablehnen, wol lehnte e
aber auch hier den damit verbundnen Gehalt ab. Im Beſitz und Genuſ
eines großen Privatvermögens hat Kinsbergen dies auf die großmüthig
ſte Weiſe entweder ſchon dagewesenen wohlthätigen Stiftungen ſeines

Vaterlandes gewidmet, oder damit neue gegründet, das zahlreich geſcheſchehen iſt. Wenige Menſchen mögen in irgend einem Lande, deſſen Verfaſſung der Entwickelung großer Bürgertugenden nicht entgegen tritt, den Ruf eines ſo achtungswerthen Staatsbürgers, Vaterlands- und Menſchenfreundes hinterlaſſen haben, als Kingsbergen. Daß er mit vielen Orden geſchmückt war, führen wir nur als Nebenſache an; bemerkenswerther iſt, daß er, Mitglied oder Correſpondent der wichtigſten europäiſchen gelehrten Geſellſchaften war. Als Schriftſteller wird Kinsbergen in ſeinem Fache zu den klaſſiſchen gerechnet. Die Zahl ſeiner Werke und herausgegebnen Charten iſt bedeutend.

Kingſton (Eliſabeth, Herzogin von), mit Schönheit und Geiſt gleich verſchwenderiſch ausgeſtattet, war eine Tochter des Oberſten Thomas Chudleigh, nach deſſen frühem Tode ſie (1743) Hofdame bei der Prinzeſſin von Wallis wurde. Bald darauf warb der Herzog von Hamilton um ihre Hand und erhielt dieſelbe; die völlige Verbindurg wurde jedoch verzögert, denn der Herzog machte vorher eine Reiſe durch Europa. Indeſſen wurden die Briefe des Herzogs an ſeine Geliebte durch den Sohn des Grafen von Briſtol, Hervey, der ſie ſchon lange in's geheim geliebt hatte, aufgefangen, und Miß Chudleigh ſuchte den Herzog zu vergeſſen, weil ſie ſich von ihm vergeſſen glaubte. Sie heirathete im Stillen eben dieſen Hervey, ging aber ſchon nach einigen Tagen in ihren Dienſt zurück, während ihr Gemahl, mit dem ſie ſich bald veruneinigte, als Schiffslieutenant nach Weſtindien ſegelte. Indeſſen war ein Kind die Folge dieſer kurzen Verbindung: es ſtarb jedoch, und die Verbindung blieb geheim. Sie ſelbſt ging nach Deutſchland, und fand die ſchmeichelhafteſte Aufnahme ſowol am preußiſchen als am ſächſiſchen Hofe. Bei ihrer Rückkunft nach England eroberte ſie durch Liebreiz und Geiſt Aller Herzen. Da ſie die angeſehenſten Partien ausſchlug, ſo glaubte man ſie in's geheim mit Lord Howe vermählt, und dieſes Gerücht war die günſtigſte Auslegung ihres vertraulichen Umgangs mit demſelben. Es gewann noch größere Glaubwürdigkeit, da Miß Chudleigh von dieſer Zeit an den ungeheuerſten Aufwand machte. Das Gerücht gab ihr überdies einen Liebhaber an der Seite des Thrones. Unter der Begünſtigung des Staatsminiſters vertilgte ſie die letzte Spur ihrer Verbindung mit Hervey aus den öffentlichen Akten. Als dieſer jedoch 1759 Graf von Briſtol ward, und in eine Krankheit fiel, von welcher keine Rettung möglich ſchien: ſo reizte ſie plötzlich der Ehrgeiz, ihre Vermählung mit dem Grafen eben ſo eifrig bekannt zu machen, als ſie dieſelbe vorher geheim gehalten hatte. Auch jetzt kam der Miniſter ihren Wünſchen zuvor. Als aber der Graf ganz unvermuthet wieder hergeſtellt wurde, zeigte ſich plötzlich eine andre Geſinnung. Ihre Abſichten gingen nun auf den Herzog von Kingſton. 1765 ſchlug ihr der Graf von Briſtol, der ſich in eine andre Dame verliebt hatte, die Eheſcheidung vor; ſie klagte ihn vor dem Matrimonialgerichte an, und wurde für frei und ledig erklärt. Einen Monat darauf heirathete ſie der Herzog von Kingſton. Fünf Jahre hatte ſie in dieſer Ehe gelebt, als ihr Gemahl ſtarb. Vermöge ſeines letzten Willens kam ihr der lebenslängliche Genuß aller ſeiner Güter und Beſitzungen zu; nach ihrem Tode fiel die ganze Erbſchaft an einen jüngern Neffen des Verſtorbnen, mit Ausſchließung eines ältern. Voll Unwillen hierüber, ſuchte dieſer die letzte Ehe ſeines Oheims für ungültig zu erklären. Während die verwitwete Herzogin eine Reiſe nach Italien machte, klagte er ſie der Bigamie an. Sobald ſie in Rom Nachricht hiervon bekam, flog ſie zu ihrem Banquier Jenkins, ſetzte ihm eine Piſtole auf die Bruſt, und nöthigte ihn zur

Auslieferung der ihm anvertrauten Papiere. Bei ihrer Rückkunft in England verbürgten ſich der Herzog von Newcaſtle, der Lord Mon Stuart und Glover für ſie. Ihr Prozeß, der vor dem Oberhauſe geführt wurde, begann am 15. April 1776 und dauerte fünf Tage hindurch. Die Herzogin wurde verurtheilt; allein ſie wich der Strafe, mit einem glühenden Eiſen in die Hand gebrannt zu werden, dadurch aus, daß es ihr gelang, ein Privilegium, welches den Adel von dieſer Strafe ausnimt, geltend zu machen. Ihre Feinde machten den Anſchlag, ſie einſperren zu laſſen; ſie aber rettete ſich über's Meer nach Calais. Seit der Zeit lebte ſie bald in Rom, bald in Petersburg, immer auf einen glänzenden Fuß, da das Teſtament des Herzogs von Kingſton in ſeiner erſten Kraft geblieben war. Endlich begab ſie ſich nach Frankreich, wo ſie zu gleicher Zeit ein Haus zu Calais und zu Paris unterhielt. Sie ſtarb an letzterm Orte 1787.

Kiow (**Kioff**, **Kiew**), die Hauptſtadt der Ukraine. S. **Ukraine**.

Kirche, wird zuerſt die Geſammtheit der Bekenner des Chriſtenthums genannt, in wiefern ſie eine moraliſch-religiöſe, d. h. eine Geſellſchaft ausmachen, deren Zweck es iſt, ſittliche und religiöſe Bildung und Belehrung unter ihren Mitgliedern zu befördern. Der Stifter der Kirche in dieſem Sinne war Jeſus Chriſtus. Denn, obgleich ſeine Bekenner erſt nach ſeinem Tode von der Gemeinſchaft der Synagoge ſich trennten und in eine beſondre Geſellſchaft zuſammentraten: ſo hatte er doch durch ſeine eigenthümliche, von dem Judaismus weſentlich verſchiedne Lehre und durch die Schüler und Freunde, die er um ſich verſammelte, den Grund zu einer ſolchen Vereinigung gelegt, und da er ſeinen Jüngern bei ſeinem Abſchiede von der Welt den Auftrag gab, auszugehen in alle Welt, und die Heiden zu lehren, und zwei Religionshandlungen anordnete, welche Unterſcheidungsmerkmale ſeiner Bekenner ſein ſollten: ſo läßt ſich nicht bezweifeln, daß die Stiftung der Kirche in ſeinem Plane lag. Eine die chriſtliche Kirche vorbereitende religiös-politiſche Anſtalt war das Judenthum, von welchem aber die chriſtliche Kirche ſich dadurch weſentlich unterſcheidet, daß ſie theils gar keine politiſche, ſondern bloß eine religiös-moraliſche Richtung hat, theils nicht auf ein Volk ſich beſchränkt, ſondern von ganz allgemeiner Beſtimmung iſt. Weſentlich unterſcheidet ſich die Kirche von dem Staate. Denn der Zweck des Staates iſt Erhaltung der Selbſtſtändigkeit eines Volks und Ausübung des Rechts; der Zweck der Kirche iſt Beförderung ſittlich-religiöſer Bildung. Über das Verhältniß der Kirche und des Staats gibt es ein dreifaches Syſtem, das hierarchiſche, nach welchem der Staat der Kirche untergeordnet wird, das Territorialſyſtem, nach welchem das entgegengeſetzte Verhältniß Statt findet, und das Collegialſyſtem, nach welchem Staat und Kirche als einander beigeordnete Geſellſchaften betrachtet werden. Das zuletzt genannte iſt das zweckmäßigſte. Die aus dem hierarchiſchen Syſteme fließenden Anſprüche kann der Staat nicht dulden; durch die Befugniſſe aber, welche das Territorialſyſtem dem Staate zugeſteht, wird die Kirche beeinträchtiget, und offenbar trit der Staat aus der, durch ſeinen Zweck beſtimmten Sphäre hinaus, wenn er ſich anmaßt, den Lehrbegriff der Kirche beſtimmen und ihren Gottesdienſt anordnen zu wollen. Auch iſt es nicht gut, daß, wie in den meiſten proteſtantiſchen Ländern geſchieht, die Diener der Kirche von den Staatsbehörden angeſtellt werden; weit zweckmäßiger iſt es, wenn der Kirche ſelbſt, d. h. den ſie vertretenden Synoden, die Wahl der Lehrer überlaſſen bleibt, wie dies auch in einigen reformirten Ländern der Fall

iſt. Die Entſtehung der Kirche, ihre allmälige Ausbreitung, ihr in verſchiednen Zeiten verſchiednes Verhältniß zu dem Staate, die Ausbildung ihrer Geſellſchaftsverfaſſung, ſo wie die Umänderungen, welche in ihren Lehren und Gebräuchen erfolgt ſind, beſchreibt die Kirchengeſchichte. Nicht immer aber wird das Wort Kirche von der Geſammtheit der Bekenner des Chriſtenthums gebraucht. Oft hat dieſes Wort eine engere Bedeutung und bezeichnet einen Theil der Chriſtenheit, welcher ſich durch eigenthümliche Lehren, Verfaſſungen und Gebräuche von andern Chriſten unterſcheidet. Seit dem 11. Jahrh. trennten ſich die griechiſchen oder morgenländiſchen Chriſten von den lateiniſchen oder abendländiſchen, und es entſtand dadurch der Unterſchied zwiſchen der griechiſchen Kirche, deren Oberhaupt der Patriarch von Konſtantinopel war, und der lateiniſchen, an deren Spitze der römiſche Biſchof ſtand. Im 16. Jahrh. erfolgte durch die Reformation eine Trennung der abendländiſchen Chriſtenheit, indem ein Theil derſelben von der Verbindung mit dem römiſchen Biſchofe ſich losriß und einen neuen Lehrbegriff annahm, der andre aber in dieſer Verbindung beharrte, und die Lehren, welche bis dahin gegolten hatten, zu bekennen fortfuhr. So entſtand der Unterſchied zwiſchen der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche, welche letztre, da ihre Stifter über einige, jedoch außerweſentliche Punkte ſich nicht vergleichen konnten, ſich wieder in die lutheriſche und reformirte theilte. Das Verhältniß dieſer drei Kirchen zu einander hat ſich zwar im Laufe der Zeiten weſentlich verändert; die lutheriſche und reformirte Kirche haben ſich einander ſo genähert, daß faſt gar keine Glaubensverſchiedenheit mehr Statt findet, auch in mehrern deutſchen Ländern unter dem Namen der evangeliſchen Kirche völlig wieder vereinigt, und obgleich der Katholicismus und der Proteſtantismus ſich nicht in einander verſchmelzen konnten: ſo haben doch die Grundſätze der Duldung unter den Katholiken, wie unter den Proteſtanten Eingang gefunden. Die Grenzen der drei Kirchen des Abendlandes aber ſind ſeit dem 16. Jahrh., wo ſie entſtanden, nicht merklich verändert worden. Die kleinen kirchlichen Geſellſchaften, welche entweder zu der Zeit der Reformation entſtanden, wie die Socinianer und die Taufgeſinnten, oder die ſpäter, beſonders in England, ſich bildeten, wie die Quäker und die Methodiſten, pflegt man nicht Kirchen, ſondern Sekten und Parteien zu nennen. In einer noch engern Bedeutung nimt man das Wort Kirche, wenn man daſſelbe drittens von den Chriſten eines Landes braucht, und von einer deutſchen, engliſchen, franzöſiſchen Kirche redet. In einer vierten Bedeutung ferner bezeichnet Kirche ein dem öffentlichen Gottesdienſte der Chriſten beſtimmtes Gebäude, und in dieſer Bedeutung unterſcheidet man eine Kirche von einem Tempel, wo Heiden, von einer Synagoge, wo Juden, und von einer Moſchee, wo Mohammedaner ihren öffentlichen Gottesdienſt halten. Die Chriſten im 1. Jahrh. hielten ihren Gottesdienſt, da ſie eine von dem Staate nicht anerkannte und oft verfolgte Partei waren, in Privathäuſern, oft auch im freien Felde an entlegnen Orten. Seit dem 3. Jahrh. erſt konnten ſie es wagen, ihrem Gottesdienſt mehr Öffentlichkeit zu geben und Kirchen zu erbauen. Seit dem 4. Jahrh. wurden die Kirchen der Chriſten große und prachtvolle Gebäude. Conſtantin, beſonders Theodoſius und Juſtinian, erbauten dergleichen; auch verwandelte man viele heidniſche Tempel in chriſtliche Kirchen. In dem Baue der Kirchen beſonders verſuchte ſich die Baukunſt der mittlern Zeit. Die berühmteſten Kirchen ſind gegenwärtig die Peterskirche zu Rom, die Paulskirche zu London, die Kirche Notre Dame zu Paris, die Stephanskirche zu Wien, die Iſaakskirche zu Pe=

tersburg, der Münſter zu Straßburg und der Dom zu Köln. In einer fünften Bedeutung endlich heißt Kirche die Verſammlung der Gemeinde eines Orts zur Ausübung des öffentlichen Gottesdienſtes, in welcher Bedeutung man das Wort nimt, wenn man ſagt, daß an dieſem oder jenem Tage Kirche gehalten werde. Über den Urſprung des Worts Kirche übrigens ſind die Meinungen der Sprachforſcher getheilt, indem es Einige von dem griechiſchen Worte *κυριακον*, welches ein dem gottesdienſtlichen Gebrauche beſtimmtes Gebäude bezeichnet, herleiten, Andre aber annehmen, daß es die wörtliche Überſetzung des lateiniſchen ecclesia ſei, daher von Kören, Küren, herkomme und den Begriff der Auswahl, des auserwählten Volks andeute. N.

Kirchenagende iſt das, von der über die kirchlichen Angelegenheiten eines Landes geſetzten Behörde autoriſirte Buch, welches die bei kirchlichen Handlungen (bei der Taufe, bei dem Abendmahle, bei der Trauung u. ſ. w.) zu brauchenden Formulare enthält. Wenn die Conſiſtorien die Prediger verpflichten, ſich nur der in der Agende enthaltenen Formulare zu bedienen: ſo beſchränken ſie die Amtsthätigkeit derſelben und hindern die Wirkſamkeit der heiligen Gebräuche, weil Formulare ihrer Natur nach nur allgemein ſein können, die Wirkſamkeit der Amtsreden aber vornehmlich darauf beruht, daß ſie den jedesmaligen Umſtänden und der Perſönlichkeit der Zuhörer angepaßt werden. Daher ſollen die Agenden dem Prediger nur eine Anweiſung zu ſeinen Amtsverrichtungen geben und ihn in ſolchen Fällen unterſtützen, wo ihm eine Vorbereitung auf ſein Geſchäft nicht möglich iſt. N.

Kirchenbann iſt die Ausſchließung entweder von der Gemeinſchaft einer kirchlichen Geſellſchaft überhaupt, oder von der Theilnahme an ihren Andachtsübungen und Gebräuchen, namentlich von der Feier des heil. Abendmahls, weshalb der Kirchenbann in den großen und kleinen eingetheilt wird. Er iſt das Mittel, durch welches eine kirchliche Geſellſchaft ihre Zucht aufrecht erhält, und da jede Geſellſchaft das unſtreitbare Recht hat, Mitglieder, welche ſich ihrer unwürdig machen, oder doch die von ihr gebilligten Geſetze übertreten, von ihrem Vereine auszuſchließen, und durch die Entziehung der ihnen zuſtehenden Geſellſellſchaftsrechte zu beſtrafen, ſo iſt der Kirchenbann eine rechtliche Anſtalt. Dem Kirchenbanne verdankte die alte Kirche die Reinheit ihrer Sitten, und nur ſo lange haben die kleinen kirchlichen Geſellſchaften der neuen Zeit durch Reinheit der Sitten vor den größten Kirchen ſich ausgezeichnet, als ſie ſtreng über die kirchliche Zucht hielten. Anfangs übte in der alten Kirche die geſammte Gemeine das Recht aus, über die Ausſchließung und Aufnahme ihrer Mitglieder zu entſcheiden; ſpäter kam dies Recht an die Biſchöfe. Wie alle menſchliche Einrichtungen, ſo iſt auch der Kirchenbann gemißbraucht worden, und der römiſche Biſchof insbeſondre hat ſich deſſelben oft bedient, ſeine Herrſcher-Anſprüche durchzuſetzen. Auch nach den Grundſätzen der proteſtantiſchen Kirche iſt der Kirchenbann zuläſſig, und der kleine Kirchenbann wenigſtens in frühern Zeiten nicht ſelten gegen Perſonen, die einen anſtößigen Wandel führten, ausgeübt worden. Das Recht indeß, ihn auszuüben, ſteht nicht dem Pfarrer, ſondern dem Conſiſtorium zu. Mit dem Falle der kirchlichen Zucht aber iſt auch die Anwendung des Kirchenbannes außer Gebrauch gekommen. Vergleiche Interdict. N.

Kirchenbuße ward in der alten Kirche die Genugthuung genannt, welche die Gefallnen und von der kirchlichen Gemeinſchaft Ausgeſchloſſenen der Geſellſchaft, wegen des ihr gegebnen Aergerniſſes, leiſten mußten, wenn ſie wieder in die Gemeinſchaft derſelben aufgenom-

men werden wollten. Die Büßenden ſtanden in Trauerkleidern am Eingange der Kirche, baten die Ein- und Ausgehenden um Verzeihung, und mußten ein öffentliches Bekenntniß ihres Vergehens ablegen, ehe die Losſprechung erfolgte, und ſie wieder in die Kirchengemeinſchaft aufgenommen wurden. Dieſer Kirchenbuße mußten ſich theils ſolche, welche während der Verfolgungen vom Chriſtenthume abgefallen waren, theils ſolche welche durch unſittliche Handlungen die Gemeinde geärgert hatten, unterziehen. Bei ſchweren Vergehungen dauerte die Zeit der Buße viele Jahre lang. Auch in der proteſtantiſchen Kirche fand vormals eine Kirchenbuße Statt, welche beſonders denen, die ſich fleiſchlicher Vergehungen ſchuldig gemacht hatten, auferlegt ward, und darin beſtand, daß die büßende Perſon während des Gottesdienſtes vor dem Altare kniete und der Geiſtliche im Namen derſelben eine öffentliche Abbitte von der Kanzel ablas. N.

Kirchengeſang, iſt eins der wirkſamſten Mittel der Erbauung, da ſich in ihm Dichtkunſt und Muſik vereinigen, das menſchliche Herz auf religiöſe Weiſe zu rühren. Er war ſchon in der früheſten Kirche gebräuchlich, welche ſich anfangs der Pſalmen, bald auch andrer religiöſer Geſänge bediente. Die früher für den kirchlichen Gebrauch gedichteten Geſänge ſind verloren gegangen; aus dem vierten und fünften Jahrhunderte aber haben ſich mehrere von Ambroſius, Prudentius u. A. erhalten. Um das Muſikaliſche des Kirchengeſanges machte ſich der römiſche Biſchof, Gregor der Große, welcher im 6. Jahrh. lebte, verdient. Es wurden aber in der alten Kirche und im Mittelalter die Kirchengeſänge nicht von der Gemeinde, ſondern von dem Chore, oder von dem Chore und den Geiſtlichen geſungen. Doch gab es auch Wechſelgeſänge, an denen die Gemeinde Theil nahm (Antiphonien). Im Mittelalter verlor der Kirchengeſang dadurch viel, daß er durchaus lateiniſch und mithin den Laien unverſtändlich war. Ein großes Verdienſt erwarb ſich daher Luther durch die Einführung des deutſchen Kirchengeſanges, welcher nirgends mehr als in der deutſch-proteſtantiſchen Kirche vervollkommnet worden iſt. Luther ſelbſt dichtete kraftvolle Kirchenlieder; ſpäter verſuchten ſich viele Andre, unter denen beſonders Paul Gerhard ausgezeichnet zu werden verdient, in der heiligen Poeſie, und in der neuern Zeit haben die erſten Dichter der Nation, Gellert, Klopſtock, Cramer, durch ihre herrlichen Lieder den Kirchengeſang vervollkommnet. Zu beklagen iſt, daß die größten Dichter der letzten Zeit, Schiller und Göthe, nichts für dieſen Zweck gedichtet haben. N.

Kirchengeſchichte. Über den Begriff und die Behandlung dieſer hiſtoriſchen Wiſſenſchaft ſ. d. Art. **Geſchichte**. Einen Umriß von dem Inhalte der Geſchichte der chriſtlichen Kirche gibt der Art. **Chriſtenthum**.

Kirchengeſetze ſind die, das Verhalten der Mitglieder einer kirchlichen Geſellſchaft beſtimmenden Verordnungen, welche entweder von der Kirche ſelbſt oder von der Staatsgewalt ausgehen. Die erſten Kirchengeſetze wurden auf den Synoden gegeben, wo die Vertreter mehrerer Gemeinden zu gemeinſchaftlicher Berathung verſammelt waren. Dieſe Kirchengeſetze heißen canones. (S. den Art. **Kanoniſches Recht**.). In der katholiſchen Kirche heißen Kirchengebote insbeſondre, zum Unterſchiede von den ſogenannten 10 Geboten Gottes, ſechs von der Kirche oder deren ſichtbarem Oberhaupte gegebne ſittliche Gebote. Als in der Folge die Kirche mit dem Staate in eine Geſellſchaft zuſammenfloß, wurden, ohne daß darum die Synoden aufhörten, auch von der Staatsgewalt Geſetze über kirchliche Angelegenheiten gegeben. Viele

ſolche Geſetze werden in dem Codice Theodosiano und Justinianeo auch in den Kapitularien der fränkiſchen Könige gefunden. Nachdem das hierarchiſche Syſtem ſich ausgebildet hatte, kam die geſetzgebende Macht in die Hände des Papſtes, und die von ihm erlaſſenen Bullen erhielten in der ganzen Chriſtenheit geſetzliche Kraft. Nach dem Territorialſyſteme (ſ. den Art. Kirche), welches in den proteſtantiſchen Ländern gilt, gehen die Kirchengeſetze einzig von der Staatsgewalt aus. N.

Kirchenjahr. Es fängt in Deutſchland und in den meiſten katholiſchen und proteſtantiſchen Ländern mit dem erſten Adventſonntage an. Daß es nicht mit dem 25ſten December, als mit dem Tage, welcher als der Geburtstag Jeſu Chriſti angenommen wird, beginnt, hat vielleicht ſeinen Grund darin, daß das fromme Alterthum wollte, es ſollten in jedem Kirchenjahre der Vorbereitung auf die Erinnerung an das wichtige Ereigniß der Geburt Jeſu Chriſti einige Wochen gewidmet werden. In England fängt das Kirchenjahr mit dem Feſte der Verkündigung Mariä (25. März), als mit dem Tage an, wo die Entſtehung der menſchlichen Natur in dem Leibe ſeiner Mutter begonnen habe. N.

Kirchenmuſik. Wie alle ſchöne Künſte in ihrem reinſten Aufblühen mehr oder weniger dem religiöſen Leben huldigen, ſo auch die Muſik. Faſt alle Nationen, die einen öffentlichen, feſtlichen Gottesdienſt hatten, haben die Tonkunſt zu einem wichtigen Beſtandtheile deſſelben gemacht. Aber auch dem Herzen, das in der Einſamkeit ſein friſches Gefühl ausſtrömte, mußte die Erfindung der Kunſt zur Veräußerung religiöſer Stimmungen um ſo willkommner ſein, je lebendiger in der Jugendzeit der Völker das Verhältniß des Menſchen zu der überall ihn umgebenden Gottheit iſt. Hier war die Kunſt mehr dem Gefühl überlaſſen; dort bildete ſie ſich in regelmäßigen Gattungen, der jedesmaligen Forderung des Gottesdienſtes gemäß, zur Darſtellung gemeinſamer religiöſer Stimmung aus. In dieſem allgemeinen Sinne könnten wir nun auch die bei den gottesdienſtlichen Feſten der vorchriſtlichen Völker, namentlich der Aegypter, Hebräer, Griechen und Römer angewendete Muſik, nicht minder auch die religiöſen Feſtgeſänge der Barden und Skalden, Kirchenmuſik nennen. Da jedoch die religiöſe Muſik der Chriſten, welchen wir ausſchließend eine Kirche zuſchreiben, ſich dem Charakter ihrer Religion gemäß, eigenthümlich entwickelt hat, ſo nennen wir richtiger und beſtimmter nur die für den chriſtlichen Gottesdienſt beſtimmte Muſik, Kirchenmuſik, und wollen nur kürzlich die Bedingungen andeuten, unter welchen dieſelbe entſtanden iſt. Die unvollkommne Muſik der Griechen und Römer war durch den Luxus des ſinkenden Heidenthums noch mehr in Verfall gerathen. Die Chriſten, die zu religiöſem Geſang in ihren Gemeinden ſchon durch viele Stellen ihrer heiligen Schriften aufgefodert waren, verpflanzten die Geſänge der Pſalmen und Hymnen, zum Theil aus dem jüdiſchen Gottesdienſt, in ihre Gemeinden, vorzüglich die morgenländiſchen. Die abendländiſche Kirche erhielt durch Ambroſius, Biſchof von Mailand (ſ. d. Art.), einen geregelten und dem morgenländiſchen ähnlichen Kirchengeſang, den man den ambroſianiſchen Kirchengeſang nennt. Wahrſcheinlich war dieſer nicht bloß ein declamatoriſch freier Vortrag, ſondern mit beſtimmter Modulation und beſtimmten Rhythmus bekleidet, nur daß beide durch Mangelhaftigkeit damaliger Muſik noch ſehr unvollkommen, und letztrer auf bloße lange und kurze Töne beſchränkt geweſen zu ſein ſcheint, erſtre ſich auf die in Italien damals noch üblichen griechiſchen Tonarten ſtützte und

ſehr gering war. Vielleicht wurden hier manchen vorhandnen Melodien griechiſcher und römiſcher Hymnen chriſtlich-religiöſe Texte untergelegt. Die Zeugniſſe der Kirchenväter beweiſen den Gebrauch des Geſanges in den chriſtlichen Gemeinden der erſten Jahrhunderte, und viele derſelben, wie eben Ambroſius und Auguſtinus ſelbſt, waren hohe Verehrer deſſelben und von der Würde der Tonkunſt überhaupt ergriffen. Was die Art des Singens in den erſten Gemeinden betrifft, ſo war ſie bald Sologeſang, bald Wechſelgeſang (Antiphonien), bald Chorgeſang der ganzen Verſammlung, die in einen vorgeſungnen oder vorgeleſenen Spruch einfiel, wovon wahrſcheinlich erſt ſpäter das weibliche Geſchlecht ausgeſchloſſen wurde. Zur regelmäßigen Anordnung des Geſangs wurden aber bald (4. Jahrh.) beſondre Vorſänger angeſtellt, die zu den niedern geiſtlichen Beamten gerechnet wurden, und ihre Nachfolger bildeten. Eigne Singſchulen aber findet man erſt ſpäter und nur an wenig Orten. Beſonders hat ſich Papſt Gregor der Große im 6. und 7. Jahrh. als Stifter einer neuen Singſchule, in welcher Knaben aufgenommen und unterrichtet wurden, in der römiſchen Kirche berühmt gemacht. Sie wurden das Muſter vieler andrer Anſtalten dieſer Art. Durch die Bildung beſondrer künſtlicher Sänger aber, welche auch in verſchiedne Klaſſen getheilt wurden, wurde der Geſang nicht nur künſtlicher und daher bald ausgeartet, ſondern auch dem Volke aus den Händen geriſſen, um ſo mehr, da er lateiniſch war. Gregor ſammelte in ſeinem Antiphonarium die vorhandnen Kirchengeſänge, die er nach den beſten alten Melodien auserwählte, verbeſſerte und mit neuen vermehrte. Der nach ihm benannte gregorianiſche Geſang ſchrit einſtimmig im Einklange und in lauter Noten von gleichem Werthe ohne Rhythmus und Metrum (dadurch ſoll er ſich von dem ambroſianiſchen hauptſächlich unterſchieden haben; ſ. Forkel Geſch. der Muſ. 2 Th. S. 182), aber mit umfaſſenderer Modulation fort. Und dieſer Geſang iſt es, der durch Gregor und ſeine Nachfolger auf dem päpſtlichen Stuhle im ganzen Orient verbreitet wurde, und welcher die Grundlage der eigentlichen chriſtlichen Kirchenmuſik geworden iſt. Man nannte ihn auch cantum choralem (Choral), weil er vom Chor geſungen wurde; wie denn in der That ſeine beſchriebne Beſchaffenheit nicht nur dem Geſange einer großen Volksmaſſe, welcher ſich ſchwer und in weniger beſtimmt abgemeßnen Zeiträumen fortbewegt, ſondern auch dem feierlichen einfachen, Ausdruck eines allgemeinen chriſtlich-religiöſen Liedes ſehr geeignet war, und man ſich nicht wundern darf, daß der Choral, ſo viele Jahrhunderte hindurch, bei allem Wechſel der übrigen Muſik ſich behauptet und unverändert erhalten hat. Zuerſt verbreitete ſich der gregorianiſche Geſang nach England und nach Frankreich. Carl der Große, der vorzüglich zu ſeiner Verbreitung wirkte, ließ mehrere Singſchulen in Frankreich errichten, und verband ſie mit den Klöſtern. Nach Deutſchland kam der gregorianiſche Geſang, wahrſcheinlich durch Bonifaz; aber erſt zu Carls des Gr. Zeiten wurde er auch in Deutſchland verbreitet. Durch den Choral mochte ſich wol der vierſtimmige Geſang leichter entwickeln, aber gewiß haben dazu, ſo wie überhaupt zur Entwickelung der vollkommnen Harmonie, die muſikaliſchen Inſtrumente noch mehr beigetragen, unter dieſen aber vorzüglich die Orgel (ſ. d. Art.), die in der Kirche bald den Vorrang behauptete. Nun entwickelte ſich die Figuralmuſik und der figurirte Geſang (Cantus figuratus), welcher im 15. Jahrh. anfing, allgemeiner zu werden, indem man zuerſt nur die begleitenden Stimmen einer Melodie veränderte, erweiterte und ausſchmückte, wogegen die Hauptſtimme, d. h. diejenige, in welcher die Grundmelodie

enthalten war, unverändert blieb (daher ſie cantus firmus, canto firmo, pleint chant genannt wurde), doch ſo daß die Hauptſtimme ſehr oft in die Unterſtimme verlegt wurde. Dies geſchah jedoch nachher auch mit der Melodie. Die Erfindung der Menſuralmuſik bewirkte, daß auch der Choral im beſtimmtern Zeitmaß vorgetragen wurde, und bildete die Harmonie weiter aus. Nun wurden Singchöre nothwendiger, und der Geſang vorzüglich in Italien zu mehrerem Glanze des religiöſen Cultus angewendet (ſ. Italieniſche Muſik). Die Orgeln wurden ſeit dem 15. Jahrh. immer vollkommner, und auch andre Inſtrumente in der Kirche eingeführt, gegen welche, ſo wie überhaupt gegen die neue Figuralmuſik, die in der Inſtrumentalmuſik eine vorzügliche Stütze fand, ſich öfters eifernde Stimmen in der Kirche erhoben. Doch gingen ſie größtentheils gegen den Mißbrauch der Figural- und Inſtrumentalmuſik, und vermochten dieſe nicht aus der Kirche überhaupt zu verbannen. Die Kirchenmuſik wurde nun immer glänzender, und immer mehr durch weltliche Muſik verfälſcht, dagegen Luthers Verdienſt um den guten deutſchen Kirchengeſang in Ehren bekannt iſt. Forkel, der in der Einleitung zum zweiten Theile ſeiner Geſchichte der Muſik von dem Verfalle des geſammten kirchlichen Muſikweſens in den neuern Zeiten ſpricht, führt als Haupturſachen an: den allzuhäufigen Gebrauch der Muſik, wodurch dieſelbe, ſo zu ſagen, entheiligt wird; ferner Mißbräuche in der Anwendung der Muſik; Mangel an hinlänglicher Kenntniß derſelben, und Sparſamkeit in Hinſicht des zu einer guten Muſik erfoderlichen Aufwandes, wobei man die Vermögensumſtände der meiſten Kirchen, ſo wie die zu groſſen Anfoderungen der neuern Componiſten auch in Betracht ziehen muß. In Hinſicht auf letztern Punkt betrachtet er die Beſchaffenheit der Cantorate, deren geringe Einkünfte mit den Foderungen an gute Kirchenmuſik in großem Mißverhältniſſe ſtehen, ferner die Organiſten, Stadtmuſikanten und Singchöre, welche zur Kirchenmuſik erfoderlich ſind, und redet dann von der Nothwendigkeit einer Verbeſſerung der Kirchenmuſik, und von den Mitteln, ſie zu bewirken, mit Rückſicht auf die vorher berührten Foderungen und Mängel. Indeſſen muß die Klage über die unvollkommne Ausführung der Kirchenmuſik, welche man beſonders in den proteſtantiſchen Kirchen häufig wahrnimt, von der Klage über Ausartung der Kirchenmuſik überhaupt unterſchieden werden. Da es der Zweck der Kirchenmuſik iſt, religiöſe Gefühle zu erwecken und auszudrücken, welche die Herzen der Zuhörer zu feierlicher Andacht und Frömmigkeit ſtimmen ſollen: ſo muß ſich der Kirchenſtyl durch Ernſt, Feierlichkeit, Erhabenheit und würdige Haltung, durch Entfernung aller profanen Künſteleien und Manieren, ſchwierige Läufe und Coloraturen, die allein dazu dienen, die äußere Bildung und Fertigkeit der Sänger und Spieler zu zeigen, und Verbannung weltlich ſüßer üppiger oder ſcherzender Melodien, von dem freiern und ungebundnern Style der weltlichen Muſik, beſonders vom Theaterſtyl, welchen man dem Kirchenſtyl entgegenſetzt, unterſcheiden. In dieſer Hinſicht darf man von der Ausbildung des religiöſen Geſangs in unſern neuern Schulen und der wieder erwachten Liebe für den alten Kirchengeſang viel Gutes erwarten. In Rückſicht des Techniſchen und Akuſtiſchen erfodert die Kirchenmuſik große Einſicht, weil größere Gattungen der Harmonie und zu ſchnelle Modulationen in den nachhallenden Gewölben großer Kirchen leicht undeutlich vernommen und mißtönend werden. In der römiſchkatholiſchen Kirche hat übrigens die Kirchenmuſik ihre beſtimmten Formen des Textes, welchen ſie ſich feſter anſchließt, (z. B. der Text der Meſſe oder Miſſa, die Offertorien, Te

deum, Salve, Requiem, Pſalmen); bei den Proteſtanten hingegen haben ſich Dichter und Tonſetzer neue Formen erlaubt, und es wechſeln bei dem gewöhnlichen Gottesdienſt zum Theil jene genannten Stücke lateiniſch geſungen mit deutſchen Motetten, Cantaten, Oratorien ab, in welchen letztern, beſonders wenn ſie dramatiſch ſind, ſehr oft der Übergang in die Opernmuſik bemerkt worden iſt. Die größten neuern Kirchencomponiſten ſind: Paleſtrina, Allegri, Durante, Leo, Pergoleſi, Händel, Bach, Graun, Haſſe, Jomelli, Rolle, Naumann, Schulz, Kunzen, Wolf, Mich und Joſ. Haydn, Mozart, Vogler, Cherubini; doch ſind die letztern, vom Vater Haydn an, nicht immer den galanten Styl der weltlichen Muſik ausgewichen. Auch haben wir treffliche Werke von Homilius, Telemann, Schmittbaur, Schuſter, Doles, Hiller, Schicht, Faſch, Weinlig, Himmel, Zumſteg, Abt Stadler, Danzi, Winter, G. und L. W. Weber, Fr. Schneider (Vocalmiſſen) u. A. — Schriftſteller über die Kirchenmuſik ſind: Gerbert de musica sacra (geſchichtlich) St. Blasii 1774 2 Vol. 4., Hiller, was iſt wahre Kirchenmuſik? ꝛc. Leipzig, 1789 4. und Vogler's deutſche Kirchenmuſik ꝛc. München 1807. T.

Kirchenrecht, ſ. kanoniſches Recht.

Kirchenſatzungen ſind von der Kirche angenommne Meinungen und eingeführte Gebräuche, welche ſich nicht auf das Anſehn der heiligen Schriften gründen.

Kirchenſpaltung, ſ. Schisma.

Kirchenſtaat. So nennt man den Länderbeſitz des Papſtes in Italien. Er hat ſeinen Urſprung in der Schenkung, welche 754 der König der Franken, Pipin, Stephan II., dem Biſchof von Rom, mit den Beſitzungen machte, welche die Longobarden dem Exarchate entriſſen hatten, und gegen welche Stephan II. den König Pipin zu Hülfe gerufen hatte. Carl der Große erneuerte 774 die Schenkung und erhielt dafür zur Dankbarkeit 800 von Leo III. die römiſche Kaiſerwürde. Die folgerechte Politik der Päpſte erzog ſich, durch die Begünſtigung der Normänner in Unteritalien, in dieſen kräftige Vertheidiger ihres Stuhls, welchen darauf die Normänner den Lehnseid leiſteten. Die künſtliche Gründung des Papſtthums gedieh 1075 unter Gregor VII. zur höchſten Vollendung. Die Kreuzzüge, welche 1096 begannen, förderten die Abſichten des römiſchen Stuhls im Anfange mehr, als im Fartgange. Die mathildiſche Erbſchaft (ſ. Mathilde) vergrößerte die Macht der Päpſte, und ſie behielten ſie, ſo oft auch von den Deutſchen der Verſuch gemacht wurde, ſie denſelben zu entreißen. Der päpſtliche Stuhl befreite ſich von ſeinen gefährlichen Nachbarn aus dem hohenſtaufiſchen Stamme dadurch, daß er 1265 das Haus Anjou auf den Thron von Neapel rief. Die ungezähmte Herrſchſucht der Päpſte, verbunden mit ihrem regelloſen Wandel, erregte am Ende den Widerſtand der unzufriednen Römer, und die Päpſte ſelbſt ſahen ſich genöthigt, von 1360 bis 1378 ihre Reſidenz nach Avignon zu verlegen, welches Clemens VI. 1348 von Johanne, Königin von Neapel und Gräfin von Provence, gekauft hatte. Da nun auch die unter dem Einfluſſe des franzöſiſchen Königs ſtehenden Päpſte ſelten oder nie die Zuſtimmung der Römer und Deutſchen erhielten: ſo entſtand daraus die Wahl mehrerer Gegenpäpſte, in deren Kämpfen mit einander weder der Kirche, noch des Staats Beſtes befördert wurde. Die Rückkehr der Päpſte nach Rom war, obgleich die deutſchen Kirchenverſammlungen oft eine nachdrückliche Sprache führten, der Vergrößerung der päpſtlichen Beſitzungen nicht anders als ſehr vortheilhaft. Julius II. brachte 1513 den Staat von Bologna und 1532 Ancona an ſich.

Die Venetianer mußten Ravenna abtreten; Ferrara wurde 1598 der modeneſiſchen Erbſchaft entriſſen, und Urbino von ſeinem letzten Herzoge, Franz Maria, 1626 aus dem Hauſe Rovere, dem päpſtlichen Stuhl vermacht. Jetzt zum höchſten Gipfel der weltlichen und geiſtlichen Macht erhoben, verloren die Päpſte einen großen Theil ihres weltlichen und geiſtlichen Einfluſſes; wozu jedoch ſchon der ſchnelle und große Fortgang der Reformation, von 1517 an, den Grund gelegt hatte. Zwar ſteuerte Sixtus V. weiſe Verwaltung gegen das Ende des 16. Jahrh. dem Übel; aber die Verſchwendung und der Nepotismus der folgenden Päpſte erzeugte wiederum verderbliche Übel. Clemens XIV. ſah ſich genöthigt, 1773 den Jeſuitenorden aufzuheben. In neuern Zeiten hob Neapel 1788 ſeine alten Lehns-Verbindlichkeiten gegen den päpſtlichen Stuhl auf, und ſelbſt die Reiſe Pius VI. nach Wien konnte 1782 die großen Veränderungen nicht aufhalten, welche Joſeph II. in den geiſtlichen Angelegenheiten unternahm. Durch das Waffenglück der Franzoſen in Italien ſah ſich der Papſt im Frieden von Tolentino, 18. Febr. 1797, gezwungen, Avignon an Frankreich, und Romagna, Bologna, Ferrara an die cisalpiniſche Republik abzutreten. Ein Aufſtand in Rom gegen die Franzoſen, 28. Dec. 1797, veranlaßte am 10. Febr. 1798 die Einnahme Roms und die Erklärung des Kirchenſtaats zur römiſchen Republik. Pius VI. ſtarb in Frankreich. Die Siege der Ruſſen und Öſterreicher in Italien begünſtigten die Papſtwahl Pius VII., 14. März 1800, welcher alsdann unter dem Schutze der öſterreichiſchen Waffen von Rom wieder Beſitz nahm. Durch das Concordat, welches er 1801 mit dem erſten Conſul der franzöſiſchen Republik abſchloß, ging dem päpſtlichen Stuhle abermals ein großer Theil ſeiner noch übrigen weltlichen Macht verloren. Aber 1807 erfolgten an den heiligen Vater neue Zumuthungen und Foderungen, den Code Napoleon einzuführen und England feierlich den Krieg zu erklären. Der Papſt weigerte ſich. Da rückte und da auch jetzt noch der Papſt widerſtrebte, wurde ihm am 3. April erklärt, daß Frankreich mit dem Papſte im Kriege ſei, und die Provinzen Ancona, Urbino, Macerata und Camerino wurden dem Königreiche Italien einverleibt; dem Papſte blieb nur der Kirchenſtaat jenſeit der Apenninen. (Man ſehe die Aktenſtücke, z. B. die Correſpondenz Pius VII. mit Napoleon betreffend, in Stäudlin's kirchenhiſtoriſchem Archiv 1. Bd. 1815). Ein Dekret vom 17. Mai 1809 vernichtete endlich den Kirchenſtaat ganz. Die noch übrigen Beſitzungen des Papſtes 1808 den 2. Febr. ein franzöſiſches Corps von 8000 Mann in Rom ein, wurden zu Frankreich geſchlagen und dem Papſte, deſſen geiſtliche Hoheit fortdauern ſollte, 2 Mill. Franken jährlich angewieſen. Der Papſt wurde genöthigt, ſeinen Aufenthalt in Frankreich zu wählen, bis ihm die Ereigniſſe des J. 1814 erlaubten, von dem Kirchenſtaate wieder Beſitz zu nehmen. (S. d. Art. Pius VII.) Der Kirchenſtaat (Stato della Chiesa) enthält 18 Delegationen mitten in Italien zwiſchen der ſogenannten Lombardei, Toscana, Neapel und dem toscaniſchen und adriatiſchen Meere belegen. Die Apenninen erſtrecken ſich mitten durch dieſelben und die merkwürdigſten Flüſſe ſind: die Tiber und der Po. Die Volksmenge iſt 2,425,000 Seelen auf 715 Q. M. Die Einkünfte rechnet man auf 8 Mill. Gulden. Die Kriegsmacht iſt jetzt 8000 Mann. Eine Marine beſteht nicht mehr. Die Erzeugniſſe des Landes ſind: alle Arten von Getreide, feines Obſt, Pomeranzen, Citronen, Feigen, Datteln ꝛc., viel Oel, gute Weine und Maulbeerbäume. Die Berge enthalten reiche, nicht hinlänglich benutzte Waldungen, auch ſchönen Marmor; Spuren von Metallen finden ſich an mehrern Stellen, aber

den eigentlichen Bergbau kennt man daſelbſt nicht. Die Zucht des Rindviehes und der Schafe wird ziemlich ſorgfältig betrieben. Der Ackerbau iſt vernachläſſigt und Manufakturen gedeihen nicht.

Kirchenſtrafen ſind die Strafen, welche von der Behörde, die in einer kirchlichen Geſellſchaft die geſetzgebende und ausübende Gewalt beſitzt, den die Geſetze der Geſellſchaft übertretenden Mitgliedern derſelben auferlegt werden. Beſtehen ſie bloß in der Entziehung der Geſellſchaftsmahle, in der Zurückweiſung von den gottesdienſtlichen Verſammlungen, in der Verſagung des heil. Mahls, in der Verweigerung des Begräbniſſes nach dem Gebrauche der Geſellſchaft, und in der Ausſchließung von der kirchlichen Gemeinſchaft: ſo läßt ſich gegen die Zuläſſigkeit der Kirchenſtrafen nichts einwenden, da jede Geſellſchaft die unbeſtrittne Befugniß hat, denen, die ihre Geſetze übertreten, den Genuß der ihren Mitgliedern zuſtehenden Rechte zu verſagen. Hieher gehören die **Kirchenbuße**, der **Kirchenbann** (ſ. d. Art.). Erſtrecken ſie ſich aber auch auf den Verluſt der bürgerlichen Rechte, ſo müſſen ſie als ein Mißbrauch der kirchlichen Gewalt betrachtet werden. So war es z. B. ein widerrechtliches Verfahren, wenn die katholiſche Kirche die Ketzer mit dem Tode oder mit Gefängniß beſtrafte. N.

Kirchenväter (patres ecclesiae) ſind die Lehrer und Schriftſteller der alten Kirche, welche nach den Apoſteln und apoſtoliſchen Vätern (ſo nennt man die unmittelbaren Schüler der Apoſtel), vom 2. bis 6. Jahrh. blühten. Von Einigen werden aber auch noch die Lehrer und Schriftſteller der folgenden Jahrhunderte bis zu den Scholaſtikern, die mit dem 12. Jahrh. anfangen, Kirchenväter genannt. Eine große Zahl ihrer Schriften iſt erhalten und von neuern Gelehrten herausgegeben worden. Die Kenntniß ihres Lebens und ihrer Werke macht den Inhalt einer eignen Wiſſenſchaft, Patriſtik genannt, aus. Die Kirchenväter führten die griechiſche und römiſche Wiſſenſchaft in das Chriſtenthum ein, und viele von ihnen waren eben ſo geiſtvolle, als gelehrte Männer. Die meiſten der frühern Kirchenväter waren, ehe ſie ſich zum Chriſtenthume wendeten, Rhetoren und Sachwalter geweſen, woraus manche Eigenthümlichkeiten ihrer Disputirmethode ſowol, als, ihres Vortrags erklärbar werden. Ihre Schriften beſchäftigen ſich mit der Vertheidigung der chriſtlichen Religion und der Geſellſchaft der Chriſten, mit Beſtreitung des Heiden- und Judenthums, und der Ketzer, mit der Erklärung der heiligen Bücher, mit Darſtellung der Glaubens- und Sittenlehre, mit der Geſchichte des Chriſtenthums und der chriſtlichen Kirche, mit dem Unterrichte und der Erbauung des Volkes, und ſie ſind daher entweder apologetiſchen, oder exegetiſchen, dogmatiſchen, moraliſchen, hiſtoriſchen, polemiſchen, oder endlich ascetiſchen Inhalts. Die Kirchenväter theilen ſich in 2 Hauptklaſſen, in die griechiſchen und in die lateiniſchen. Die berühmteſten unter den griechiſchen ſind: Clemens von Alexandrien, welcher zuerſt über das Chriſtenthum philoſophirte; Origenes, ausgezeichnet als Apologet, Exeget und Homilet; Euſebius, welcher die erſte Geſchichte der chriſtlichen Kirche ſchrieb; Athanaſius, welcher auf die Bildung des Lehrbegriffs entſchiednen Einfluß hatte, und Chryſoſtomus, der bewundertſte Kanzelredner der alten Kirche. Die merkwürdigſten lateiniſchen Kirchenväter aber ſind: Tertullian, einer der originellſten Schriftſteller; Auguſtin, ebenfalls ein Mann von eigenthümlichem Geiſte, welcher das Orakel der abendländiſchen Kirche ward; Ambroſius, der ſich als Kanzelredner auszeichnete, und Hieronymus, der zwar viel Gelehrſamkeit beſaß, und beſonders ein glücklicher Erklärer der heil. Schriften war,

aber auch den Fortgang des Aberglaubens, namentlich die Bewunderung des eheloſen Lebens und die Entſagung der Welt in den Abendländern beförderte. N.

Kirchenverſammlung, ſ. Concilium.

Kirchenzucht, begreift die Zwangsanſtalten, durch welche eine kirchliche Geſellſchaft das Anſehn ihrer Geſetze aufrecht erhält. Die Kirchenzucht wird auch kirchliche Disciplin oder Kirchendisciplin, kirchliche Polizei genannt. Über die Rechtmäßigkeit der Kirchenzucht und die Grenzen derſelben ſ. d. Art. **Kirchenſtrafen**.

Kirchenſprengel, ſ. Diöces.

Kirchweihe iſt die Religionshandlung, durch welche eine neu erbaute, oder ihrer Beſtimmung eine Zeitlang entzogne Kirche dem gottesdienſtlichen Gebrauche feierlich gewidmet wird. Die Sitte, die Kirchen zu weihen, entſtand ſeit dem 4. Jahrh. Bei den Katholiken pflegen die Biſchöfe, bei den Proteſtanten die Superintendenten die Weihung der Kirche zu vollziehen. In der alten Kirche ſchon ward der Tag der Kirchweihe als ein Feſt gefeiert, welche Sitte bis auf dieſen Tag in einem großen Theile der chriſtlichen Welt herrſcht. Man pflegt dies Feſt das Kirchweihfeſt, auch die Kirchmeſſe (und im gemeinen Leben, inwiefern man beſonders die an dieſem Feſttage gewöhnlichen Vergnügungen andeuten will, zuſammengezogen die Kirmſe) zu nennen, weil es in der röm. Kirche üblich iſt, zum Andenken der Stiftung und Einrichtung einer Kirche eine Meſſe (Kirchmeſſe) zu halten.

Kircher, (Athanaſius), ſeit 1618 ein Jeſuit, geb. 1601 zu Fulda, ein guter Mathematiker und gründlicher Gelehrter, war Profeſſor der Mathematik und Weltweisheit zu Würzburg, als die Waffen der Schweden die Ruhe, welche er daſelbſt genoß, unterbrachen. Dies veranlaßte ihn, ſich nach Frankreich zu begeben, woſelbſt er mit dem P. Maignan Streit bekam, darauf 1635 nach Avignon und von dort nach Rom ging, wo er 6 Jahre Mathematik lehrte, über die hebräiſche Sprache las und ſich mit dem Studium der Hieroglyphen beſchäftigte. Er ſtarb daſelbſt 1680 in einem Alter von 79 Jahren. Wir nennen von ſeinen vielen Werken nur einige der berühmteſten: Ars magna lucis et umbrae. Romae, 1646. 2 Vol. in fol. Muſurgia univerſalis, 1650 in fol. 2 Vol. worin K. ſchon die Aeolsharfe beſchreibt. Obeliſcus Pamphilius, 1650, in fol. Oedipus Aegyptiacus. Romae 1652 — 1655, 4 Vol. in fol. Dies ſeltne Werk enthält die Erklärung einer großen Anzahl von Hieroglyphen, wie man ſie von einem Gelehrten erwarten konnte, der voll ſonderbarer Grillen und abentheuerlicher Vermuthungen war. In dieſem Werke, ſo wie in ſeinem Prodromus coptus (Rom 1636, 4.) und ſeiner Lingua aegyptiaca reſtituta (Rom, 1644, 4.) ſtellte er Forſchungen über die koptiſche Sprache an. Mundus ſubterraneus. Amſtelod. 1678, in fol. 2 Vol. China illuſtrata. Amſtelod. 1667, in fol. Arca Noë. in fol. Turris Babel, in fol. Amſtelod. 1679. Dies ſeltſame Werk handelt von der Bauart des Thurms zu Babel und von der Zerſtreuung der Nationen. Polygraphia, ſeu artificium linguarum, quocum omnibus totius mundi populis poterit quis correſpondere, 1663, in fol. Scrutinium phyſico-medicum contagioſae luis. Lipſ. 1671, mit einer Vorrede von Langius. Dies iſt eine Abhandlung über die Peſt, welche ſehr kenntnißreich und gut geſchrieben iſt. Mundus magnus, in 4to, in welchem Werke die Idee einer allgemeinen anziehenden Kraft dargeſtellt wird. Magica catoptrica, in welcher von den Brennſpiegeln des Ar-

[Arch]imedes gehandelt wird. Dies Werk enthält in der That nicht die einzige Idee, welche er den neuern Phyſikern an die Hand gegeben hat; im Gegentheil iſt es ihm gelungen, auf mehrere ſpätre Erfahrungen vorzubreiten. Nur gereicht ihm zum Nachtheil, daß er mit wahren und gegründeten Meinungen die Vorurtheile ſeiner Zeit und ſeine eignen zuſammenſtellte. Latium, id est nova et parallela Latii, tum veteris, tum novi, descriptio, 1671, in fol., ein ſehr gelehrtes Werk, das viele Nachforſchungen gekoſtet hat. Historia Eustachio-Mariana, de admiranda Eustachii sociorumque vita. Romae, 1665, in 4to, cum fig. Dieſe Lebensbeſchreibung des heiligen Euſtachius iſt ein ſehr ſeltnes Werk. — Alle Schriften des Paters Kircher (Vergl. Ebert's allgem. Bibl. Lexikon Bd. 1), verrathen eine [...]ſe, erſchöpfende Gelehrſamkeit, zeichnen ſich aber auch durch ge[...]ſte Sonderbarkeiten aus. Kircher hinterließ ein Antiquitäten- und Modell-Kabinet, welches von Bonani (Rom, 1709) eigens beſchrieben worden iſt. Er wird mit Recht für einen der ausgezeichnetſten Gelehrten ſeiner Zeit, ſo wie für einen der fruchtbarſten Schriftſteller der Geſellſchaft Jeſu gehalten. Er beſaß ungemeine Kenntniſſe in der Philoſophie, Mathematik, Phyſik, Kosmographie, Naturgeſchichte, Philologie, Geſchichte und Alterthumskunde, und ſchrieb über dies Alles. Am geſchätzteſten ſind ſeine Werke über die Alterthumskunde, von welchen wir jedoch ſeine Turris Babel, ſo wie ſeine Arca Noë ausnehmen müſſen. Zu ſeinen Erfindungen gehört der von ihm genannte kircher'ſche Brennſpiegel, aus 5 Planſpiegeln (ebnen Spiegeln) von gleicher Größe beſtehend, welche ſämmtlich die Strahlen auf Einen Punkt, der über 100 Fuß entfernt iſt, werfen und von ſehr ſtarker Wirkung ſind. Kircher machte damit den erſten Verſuch auf der Inſel Malta, daher dieſer Spiegel auch der malteſiſche Spiegel genannt worden iſt. Auch erfand er einen künſtlichen Springbrunnen (der kircher'ſche Brunnen), wo ein Vogel ſo viel Waſſer ſchluckt, als eine Schlange in ein Becken ausſpeit.

Kirchgeßner (Mariane) ward 1770 zu Bruchſal, im Badiſchen geboren, und verrieth ſchon als Kind ihr großes Talent für die Muſik, welches durch den Verluſt ihres Geſichts, den ſie bereits im vierten Jahre durch bösartige Blattern erlitt, eher zugenommen, als vermindert zu haben ſchien. In einem Alter von 6 Jahren ſpielte ſie das Klavier mit Fertigkeit und Ausdruck. Sie ward darauf von dem badiſchen Kapellmeiſter Schmittbaur zu Carlsruhe in der Muſik, und beſonders auf der Harmonica, unterrichtet, auf welcher ſie ſchon in ihrem zehnten Jahre ſo außerordentliche Fortſchritte gemacht hatte, daß ſie ſich öffentlich, unter allgemeiner Bewunderung, hören laſſen konnte. In Geſellſchaft des Raths Boßler, ihres nachherigen Biographen, machte ſie zu Anfange des J. 1791 eine Reiſe durch ganz Deutſchland, wo ihr allenthalben enthuſiaſtiſcher Beifall zu Theil wurde, und begab ſich darauf 1794 nach London. Ihr dortiger dreijähriger Aufenthalt war ihr nicht nur, außer der Vervollkommnung ihrer Kunſt, durch Erfindung einer Harmonika, mit Reſonanzboden nützlich, ſondern ihr ward auch daſelbſt das Glück, einigermaßen ihr Geſicht wieder zu erhalten. Zu Anfange des Novembers 1796 ging ſie über Deutſchland nach Kopenhagen, von wo ſie ſich, abermals über Deutſchland, nach Petersburg begab, und dann, nachdem ihr in allen dieſen Ländern gerechter Beifall und verdienter Lohn geworden war, 1799 das Dorf Gohlis, nahe bei Leipzig, zu ihrem Wohnorte wählte. 1801 machte ſie eine Reiſe in ihr Vaterland, und dann nach Paris, von wo ſie aber-

mals nach Gohlis zurückkehrte, und daſelbſt in Geſellſchaft des Raths Beßler bis 1807 lebte. In dieſem Jahre unternahm ſie eine neue Reiſe in ihr Vaterland, wo ſie jedoch zu Schaffhauſen von einem Bruſtfieber befallen wurde, an welchem ſie daſelbſt am 9. Dec. in ihrem 38ſten Jahre ſtarb.

Kirgiſen (Kirgis-Kaiſaken) nennen ſich ſelber Sara-Kaiſaki (Steppenkoſaken). Den Namen Kirgiſen haben ſie wahrſcheinlich von irgend einem Stifter ihrer Horde. Man hält ſie gewöhnlich für Nachkommen der älteſten Mongolen, die anfänglich in der Nähe der chineſiſchen Mauer gewohnt haben, und bei der allgemeinen Wanderung mongoliſcher Stämme, in weſtlichere Gegenden gezogen ſind. Als man zur Zeit der ruſſiſchen Eroberung Sibiriens zuerſt von dieſem Volke etwas vernahm, nomadiſirten die Kirgiſen in der Gegend des obern Jeniſei, und wurden dann zugleich mit den Barabinzen dem ruſſiſchen Reiche unterwürſig. Seit der Zeit haben ſie ſich als ein ſehr unruhiges, wankelmüthiges und gefährliches Volk bekannt gemacht. Jetzt bewohnen ſie die ungeheure Wüſte zwiſchen dem Ural und Irtiſch, von den Ruſſen die kirgiſiſche Steppe genannt, die 31681 Q. M. groß iſt. Dieſe Wüſte grenzt weſtlich an das kaſpiſche Meer und die Statthalterſchaft Kaukaſien, nördlich an die ufaiſche und tobolskiſche, und öſtlich an die koliwaniſche Statthalterſchaft. So lange die Kirgiſen bekannt ſind, haben ſie ſich ſtets in die große, mittlere und kleine Horde getheilt. Die erſte war lange, wegen ihre Tapferkeit und wegen der unzugänglichen Gebirge, in welchen ſie wohnt, unabhängig, bis ihr Sultan 1819 Rußlands Hoheit anerkannte; die mittlere und kleine Horde erkennen ſeit 1731 die ruſſiſche Schutzherrſchaft an, haben ſich aber ſtets als treuloſe Bundesgenoſſen, und als ein ſehr räuberiſches Volk gezeigt, weßhalb auch längs den Grenzflüſſen Linien von kleinen Feſtungen gegen ſie angelegt ſind. Man ſchätzt die mittlere und die kleine Horde jede auf 30,000 Kibitken, oder Familien; wahrſcheinlich ſind ſie jedoch weit ſtärker.

Kirnberger (Joh. Phil.), ein berühmter Contrapunktiſt in der Muſik, wurde 1721 zu Saalfeld im Thüringiſchen geboren. Nachdem er hier die erſten Anfangsgründe der Violine und des Klaviers gelernt hatte, nahm er Unterricht bei dem berühmten Organiſten Kellner zu Gräfenrode, ebenfalls im Thüringiſchen. 1738 begab er ſich nach Sondershauſen, wo er unter Anleitung des Kammermuſikus Meis ſich dem Violinſpiele widmete. Hier benutzte er jede Gelegenheit, die ſich ihm darbot, ſeinen Geſchmack zu bilden, hörte unausgeſetzt die Kapelle des Fürſten, und ſuchte ſich mit der Spielart des Organiſten Gerber, eines Schülers von Bach, deſſen Bekanntſchaft er fleißig ſuchte, vertraut zu machen. Erſterer hatte ihm dieſen großen Componiſten ſo ausnehmend gerühmt, daß Kirnberger der Luſt, nach Dresden zu gehen, und dort die Bekanntſchaft deſſelben in eigner Perſon zu machen, nicht widerſtehen konnte. Er führte dieſen Vorſatz 1739 aus, und genoß während zweier Jahre ſowol auf dem Klavier, als in der Compoſition, den Unterricht jenes großen Meiſters. 1751 ſtudirte er noch unter der Anführung des königlichen Kammermuſikus Fickler die Geige. Von Dresden begab er ſich nach Berlin, und trat daſelbſt als Violiniſt in die Kapelle des Königs, welche er aber 1754, mit Zuſtimmung deſſelben, wieder verließ, um Kammermuſikus des Markgrafen Heinrich zu werden. Auch dieſe Stelle gab er kurze Zeit nachher wieder auf, und ging als Kammermuſikus in die Dienſte der Prinzeſſin Amalie von Preußen. Hier ſtarb er 1783 nach einer langen und ſchmerzhaften Krankheit. In

den letzten 20 Jahren ſeines Lebens beſchäftigte er ſich bloß mit der Theorie der Kunſt, ob es ihm gleich zur praktiſchen Ausführung weder an Geſchicklichkeit, noch an Geſchmack gebrach. Seine theoretiſchen Werke ſind: Conſtruction der gleichſchwebenden Temperatur, 1760; die Kunſt des reinen Satzes, 2 Thle., 1774; die wahren Grundſätze zum Gebrauche der Harmonie, 1773 (welches Werk jedoch nicht von ihm, ſondern von Schulz verfaßt ſein ſoll); Grundſätze des Generalbaſſes, als erſte Linien zur Compoſition, mit vielen Kupfern, 1781; Gedanken über die beſondern Lehrarten der Compoſition, 1782; Anleitung zur Singcompoſition, mit Oden in verſchiednen Sylbenmaßen, Berlin, 1782. Auſſerdem hat er die meiſten muſikaliſchen Artikel verfaßt, welche in dem erſten Bande der ſulzer'ſchen Theorie der ſchönen Künſte befindlich ſind. Auch iſt hier, unter ſeinen Bemühungen um die Harmonie, das von ihm neu erfundne Intervall zu erwähnen, dem er den Namen J gab. Das Verhältniß deſſelben iſt 4 : 7, oder etwas größer, als die übermäßige Sexte, und etwas kleiner, als die kleine Septime. Er machte nicht allein in einer Flötenſonate von dieſem Intervalle Gebrauch, ſondern veranlaßte auch, daß es einer berliniſchen Orgel, wenn wir nicht irren, in der Garniſonkirche, einverleibt wurde. Da aber nach ihm Niemand davon Gebrauch machen wollte oder konnte; ſo iſt es wieder weggenommen worden. Daß dieſes Intervall keine bloße nutzloſe Grübelei Kirnbergers war, beweiſt der Gebrauch, den in neuern Zeiten Faſch davon zu machen gewußt hat.

Klagen und Einreden. Beide ſind gerichtliche Mittel, ſeine Rechte gegen Andre zu verfolgen, und Haupthandlungen der ſtreitenden Theile im bürgerlichen Prozeſſe; und zwar iſt die Klage (actio) dasjenige Rechtsmittel, vermöge deſſen man dem Richter ein von Andern beſtrittnes Recht oder erlittnes Unrecht vorſtellt, und ihn auffodert, daſſelbe als Recht des Klagenden gerichtlich anzuerkennen, und die dadurch begründete Foderung (an den Beklagten) geltend zu machen. Jede Klage ſoll daher eine Geſchichtserzählung, einen Klagepunkt und eine beſtimmte Anzeige der Foderung (Bitte) enthalten. Sie iſt eine mündliche bei Gegenſtänden von geringerm Belange; eine ſchriftliche bei wichtigern Gegenſtänden, und mit ihr beginnt der bürgerliche (Civil-) Prozeß (ſ. d. Art.). Die Schrift, welche die Klage enthält, heißt die Klageſchrift, Libell, auch oft ſelbſt die Klage. Die Klage muß bei dem competenten Richter angebracht werden, d. h. bei demjenigen, deſſen Gerichtsbarkeit ſich ſowol über den Beklagten, als über den Gegenſtand der Klage erſtreckt. Wer aber die Klage anſtellt, (erhebt, führt — der Kläger, actor), muß nicht nur überhaupt die in den Geſetzen beſtimmten Erforderniſſe eines Klägers haben, ſondern öfters ſchon bei Einreichung der Klage ſogleich mit erweiſen, in wiefern ihm ein Unrecht geſchehen ſei (z. B. wenn er wegen einer Erbſchaft klagt; in welchem Falle er ſein Erbrecht aus dem Teſtamente darthun muß) öfters auch wegen der durch Anſtellung des Prozeſſes verurſachten Koſten Sicherheit leiſten (damit weder der unſchuldige Beklagte, noch der Richter in Nachtheil gerathe). Auch hat die Klage einen beſtimmten Zeitpunkt, innerhalb deſſen ſie allein angeſtellt werden kann, und nach deſſen Verlauf ſie als erloſchen betrachtet wird; dieſes nennt man die Verjährung der Klagen. Die Klagen ſelbſt ſind ferner, in Beziehung auf ihren Gegenſtand und Zweck, in Beziehung auf die Art und Weiſe, wie ſie angeſtellt werden (z. B. ordentliche oder auſſerordentliche — ſummariſche Klagen, in welchen unmittelbar die Hülfe des Richters aufgefodert wird), in Beziehung auf Dauer und Verjährung, ſo wie in Rückſicht auf die Vererbung

verſchieden. Hat Jemand mehrere Klagen gegen eine und dieſelbe Perſon anzuſtellen, ſo entſteht ein Zuſammenlauf der Klagen (concursus actionum), welche entweder einen oder verſchiedne Gegenſtände betreffen. Die Klage in dem angegebnen (engern) Sinne (im weitern nennt man Klage jedes Rechtsmittel, durch welches man vor Gericht ſein Recht verfolgt) hat überhaupt zum Zweck, die gerichtliche Verurtheilung des Gegners, und eine Veränderung, welche dadurch in den Verhältniſſen der Partheien vorgehen ſoll. Ihr entgegen ſteht die Einrede (exceptio), oder die Einwendung gegen die Klage, welche zur Einlaſſung auf die Klage gehört, und den Grund enthält (oft heißt auch dieſer die Exception), durch welchen ſich der Beklagte gegen den Antrag des Klägers ſchützt. Sie hat mithin den entgegenſetzten Entzweck. Die Einreden ſind verzögerliche (dilatoriſche), welche die Anklage wenigſtens eine Zeitlang abwenden (z. B. wenn ein incompetentes Gericht abgelehnt wird), oder zerſtörliche, welche die Klage ganz unwirkſam machen, oder den Prozeß verhindern; ſchriftliche oder mündliche (nach Beſchaffenheit der Klagen). Es wird dem Beklagten zur Beantwortung der Klage, mithin auch zu Einreden, eine gewiſſe Friſt geſtattet, eben ſo dem Kläger zur Replik u. ſ. f., doch ſo, daß der Beklagte das letzte Wort haben muß. Nach Einlaſſung des Beklagten auf die Klage darf der Kläger ſeinen Klaggrund nicht eher ändern, er müßte denn einen neuen Prozeß anſtellen und die Koſten des erſten tragen wollen; eben ſo ſind nach geſchehener Einlaſſung auf die Klage Einreden, welche man zur Zeit der Einlaſſung ſchon kannte, unzuläſſig; was aber der Beklagte nicht ausdrücklich einräumt, wird als abgeläugnet angenommen. Die juriſtiſche Lehre von den Klagen und Einreden iſt ſeit Böhmer und Menken am beſten von J. L. Schmidt, in ſeinem praktiſchen Lehrbuche von Klagen und Einreden, 6. Ausg. von Weber, 1803, wozu deſſen Sohn einen Commentar geliefert hat (Lpz. 1792), und Weber in ſeinem Beitrage zu dieſer Lehre, 2. Ausg. 1795; ferner von Wehrs, u. A. bearbeitet worden. Übrigens darf mit der Klage im bürgerlichen Prozeß nicht die Anklage (denunciatio) oder Anzeige im peinlichen Prozeß verwechſelt werden, welche ganz andrer Natur iſt. S. Criminalprozeß.

Klangfiguren. Wenn man eine gläſerne, metallne oder auch hölzerne Scheibe, in horizontaler Richtung auf einer paſſenden Stelle gehalten oder unterſtützt, mit klarem Sand oder einer andern ähnlichen körnigen, trocknen und gleichförmigen Maſſe beſtreut, und am Rande mit einem geharzten Violinbogen ſtreicht: ſo wird gleichzeitig mit dem dadurch erregten Klange der Sand oder die aufgeſtreute Maſſe durch die vibrirende Bewegung der Scheibe an den mehrſten Stellen ab- und fortgeſtoßen werden, an andern aber zurückbleiben und ſich anhäufen; ſo daß ſich lineariſche Figuren auf der Scheibe bilden, die nicht nur Regelmäßigkeit zeigen und unter gleichen Verhältniſſen immer auf gleiche Weiſe wieder erſcheinen, ſondern auch mit der Form und der Größe der Scheibe und dem danach hervorgelockten Tone in einem gewiſſen übereinſtimmenden Verhältniß ſtehen. Es liegt dabei folgendes Geſetz der ſchwingenden Bewegung tönender Körper zum Grunde. Jeder klingende Körper kann in ſeiner ganzen Ausdehnung (mit Ausnahme eines oder zweier Punkte, wo er gehalten wird) ſchwingen; oder er kann auf mannichfaltige Art in Theile relativ ſich ſcheiden, die in entgegengeſetzten Richtungen ſchwingen, während die zwiſchen dieſen Theilen befindlichen Stellen, die man Schwingungsknoten nennt, in Ruhe bleiben. Die Theile, in welche ſich der klingende Körper theilt, haben allemal gegen einander ein ſolches Verhältniß der Größe, als erfoderlich iſt, um in

gleicher Geſchwindigkeit ſchwingen zu können. Mehrere Arten der ſchwingenden Bewegung und alſo auch mehrere Töne können zugleich bei einem klingenden Körper Statt haben ohne daß eine die andre hindert. Jene Knotenlinien, die in Ruhe bleiben, ſind es, wo die aufgeſtreute Maſſe auch in Ruhe bleibt, während ſie von den übrigen Stellen abgeſtoßen wird, und ſich nach der Richtung jener Linien anhäuft. Die dadurch hervorgebrachten Figuren aber werden regelmäßig oder unregelmäßig ſein, je nachdem die Scheiben eine regelmäßige Form haben und an Stellen, wo Knotenlinien durchlaufen, gehalten oder befeſtigt werden, auch die geſtrichnen Stellen der Scheiben mit ihnen in einem gehörigen Verhältniß ſtehen. Chladni hat zuerſt dieſe Erſcheinung beobachtet und erklärt, und dadurch die Akuſtik weſentlich bereichert.

Klaproth, M. H., einer der erſten deutſchen Chemiker, dem die Naturwiſſenſchaften große und wichtige Bereicherungen verdanken, war 1743 geb. Unter ſeinen vielen Entdeckungen nennen wir die Circon-Erde, das Tellurium, Titanium, Uranium und ſeine Analyſe der Meteorſteine. Von ſeinen zahlreichen Schriften nennen wir ſein mit Fr. Wolff gemeinſchaftlich bearbeitetes chemiſches Wörterbuch in 6 und 2 Supplementbänden. Er ſtarb 1817 in Berlin — Sein Sohn, Heinr. Jul., geb. in Berlin 1783, hat ſich als Sprachforſcher und durch die Herausgabe einer Reiſe nach dem Kaukaſus bekannt gemacht. Es lebt ſolcher ſeit mehrern Jahren in Paris, wo er ſich, von der preuß. Regierung mit einer Penſion unterſtützt, angeblich mit der Herausgabe eines chineſiſchen Wörterbuchs beſchäftigt.

Kleiſt (Ewald Chriſtian von) ward am 3. März 1715 zu Zeblin in Pommern geboren. Seine Eltern ſchickten ihn im neunten Jahre in eine Jeſuitenſchule nach Kron in Großpolen, im 15. auf das Gymnaſium zu Danzig, und im 17. ging er auf die Univerſität nach Königsberg, um die Rechte zu ſtudiren. Hier gewann er die Liebe zu den Wiſſenſchaften, die ihn nachher vor Männern ſeines Standes ſtets ausgezeichnet hat, und erwarb ſich eine ausgebreitete Kenntniß der alten Literatur, der Philoſophie, der Mathematik und der Rechte, dabei eine große Fertigkeit in den neuern Sprachen. Um ſich Kenntniß der großen Welt zu verſchaffen, reiſte er zu ſeinen Anverwandten nach Dänemark, die ihn bald ſo lieb gewannen, daß ſie ihn für immer an ihr Vaterland zu feſſeln wünſchten. Er bewarb ſich daſelbſt vergeblich um einige Civilſtellen. Daher wählte er, auf Anrathen ſeiner Verwandten, den Militärſtand, und wurde 1736 däniſcher Offizier. In dieſer Laufbahn ſtudirte er Alles, was in das Gebiet der Kriegswiſſenſchaft gehörte, mit Eifer, verließ aber den däniſchen Dienſt bald, ging gleich bei dem Antritte der Regierung Friedrichs II. nach Berlin, und wurde dem Könige vorgeſtellt, der ihn zum Lieutenant bei des Prinzen Heinrichs Regiment ernannte. Im Grunde ſcheint er jedoch nie wahre Neigung für den Soldatenſtand, den ihn nur der Zufall wählen ließ, empfunden, auch ſich nur durch die Vorſtellung ſeiner Pflicht, und die Bewunderung ſeines großen Königs mit demſelben verſöhnt zu haben. Dieſer Streit ſeines Schickſals mit den Wünſchen ſeines Herzens welche nur Ruhe beabſichtigten, verbunden mit einer unglücklichen Liebe, die ſich ſeit 1738 entſpann, hat ihn auch vielleicht zum Dichter gemacht, oder doch ſeinen Gedichten den Hauptcharakter der ſanften Schwermuth, der in ihnen herrſcht, aufgedrückt. Sein älteſtes Gedicht iſt an ſeinen Schulfreund, den Rittmeiſter Adler, 1739 geſchrieben. Nicht leicht machte ein deutſches Gedicht, und zwar von einem noch unbekannten Verfaſſer, ein ſo ſchnelles Glück, als ſein Frühling, welcher zuerſt 1749 bloß für die

Freunde des Verfaſſers gedruckt wurde. Kleiſt hatte ein ſehr glückliches Talent, Gegenſtände der ſichtbaren Natur zu ſchildern, wozu ſeine einſamen Spaziergänge viel beitrugen, die er (nach Göthe, aus meinem Leben 2 Th.) ſeine poetiſche Bilderjagd nannte. 1757 wurde Kleiſt Obriſt-Wachtmeiſter bei dem hauſenſchen Regimente, welches nach Leipzig in Garniſon kam, wo er ſich Gellert's und Weiße's Freundſchaft erwarb. 1759 focht er unter dem Prinzen Heinrich in der kunersdorfer Schlacht, erhielt zwölf ſtarke Quetſchungen, und wurde in die beiden erſten Finger der rechten Hand verwundet, ſo daß er den Degen in der linken Hand halten mußte. Er hatte mit ſeinem Bataillon bereits drei Batterien erobert, führte es darauf gegen die vierte an, ward durch eine Kugel in den linken Arm verwundet, nahm den Degen wieder in die verwundete rechte Hand, drang weiter vor, und war nur noch 30 Schritte von dieſer letzten Batterie entfernt, als ein Kartätſchenſchuß ihm das rechte Bein zerſchmetterte. Man trug ihn hinter die Fronte; aber ein Feldſcheer, der ihn eben verbinden wollte, ward in den Kopf geſchoſſen. Bald darauf kamen die Koſaken, zogen ihn nackt aus, und warfen ihn in einen Sumpf. In der Nacht fanden ihn einige ruſſiſche Huſaren, zogen ihn auf's Trockne uud bedeckten ihn mit einem Mantel. Einer von ihnen wollte ihm einen halben Gulden geben; Kleiſt weigerte ſich, ihn anzunehmen; aber der Huſar warf das Geld mit edlem Unwillen auf eben den Mantel, womit er ihn bedeckt hatte, und ritt davon. Die Koſaken kamen am Morgen wieder, und beraubten ihn nochmals. Gegen Mittag ließ ihn ein ruſſiſcher Offizier, der vorbei ging, und dem ſich Kleiſt entdeckte, nach Frankfurt an der Oder bringen. Eilf Tage nach der Schlacht trennten ſich die zerſchmetterten Knochen und zerriſſen eine Pulsader, worauf er am 24. Aug. an einer Verblutung ſtarb. Sein Freund Uz hat ihm ein würdiges Grablied geſungen, und Nicolai durch das Ehrengedächtniß, das er ihm ſchrieb, das erſte Beiſpiel einer guten deutſchen Biographie gegeben. Durch ſeine Talente und ſeinen vortrefflichen Charakter hatte ſich Kleiſt nicht nur die Freundſchaft der beſten Köpfe ſeiner Nation erworben, ſondern auch jeder gebildete Deutſche zollte ihm Bewunderung, und ſein Name wird in der deutſchen Literatur, welche er zuerſt mit bilden half, unvergeßlich ſein. Seine Schriften ſind zuletzt unter folgendem Titel erſchienen: Ewald Chriſtian von Kleiſt's ſämmtliche Werke. Von Wilh. Körte. 2 Theile. Berlin 1803. gr. 8.

Kleiſt (Heinrich von), dieſer Dichter war den 10. Oct. 1777 zu Frankfurt a. d. O. geb., trat in königl. preuß. Kriegsdienſte, wurde Lieutenant, dann Aſſeſſor der Kammer zu Königsberg, und privatiſirte ſeit 1807 einige Jahre zu Dresden. Späterhin lebte er zu Berlin, und erſchoß ſich und ſeine Geliebte, Frau Adolphine Sophie Henriette Vogel, geb. Keber, 1811 in einem nahe bei Potsdam gelegnen Gehölze am heiligen See. Man muß ihm den Dichterberuf allerdings zuerkennen, und bedauern, daß er nicht länger unter uns geweilt, um ſich mehr und mehr auszubilden. Denn eine Eigenthümlichkeit der Erfindung, ein ungemeiner Schwung und Flug der Phantaſie, ein tiefes, zartes Gefühl, das mit holder Gemüthlichkeit ſich den Gegenſtänden hingibt, und liebend auf ihnen verweilt, eine ſeltne Kraft und Geſundheit der Charakteriſtik, die des Plaſtiſchen ſich erfreut, ja eine nicht gemeine Ironie, und überhaupt eine ſprudelnde Lebensfülle verrathen ſeine Werke. Dieſe ſind: die Familie Schroffenſtein, ein Trauerſpiel; Penthesilea, ein Trauerſpiel; Amphitryon; der zerbrochene Krug, ein Luſtſpiel; das Käthchen von Heilbronn, oder: die Feuerprobe, ein hiſtoriſches Ritter-

ſpiel, und endlich zwei Bändchen Erzählungen. Die Familie Schroffenſtein iſt ein Werk, das zu den beſſern gehört, die aus der Tiefe der Zeit, wenn auch nicht ganz ſchlakenlos, ſich hervorgehoben. Noch tiefer aus den Abgründen des Geiſtes iſt das Käthchen von Heilbronn gegriffen. Wol iſt das Ebenmaß des Baues zuweilen verletzt, durch gehäufte und in die Handlung nicht ſcharf und ſtetig eingreifende oder umriſſene Figuren. Dafür aber ſind auch viele an und in der Handlung ſich entwickelnde eigenthümlich und ſcharf gezeichnet, und der Styl ſo frei, großartig und üppig, daß er mit Wahrheit das Gemüth ergreift. Im Käthchen iſt der Abgrund der Liebe mit einem geheimen ſeelenvollen Zauber erſchloſſen. In der früher erſchienenen Pentheſilea iſt die Liebe in der Bruſt der Scythia, einer Amazonenkönigin, gemiſcht mit dem durch Sitte genährten rauhen Männerſtolz', in weicher Frauenbruſt, und mit ihrem milden Koſen dargeſtellt. Zwei nachgelaſſene Schauſpiele: Prinz Friedrich von Homburg, und die Herrmannsſchlacht hat L. Tieck (in H. von Kleiſt hinterlaſſen Schriften, Berlin 1821) mit einer ſchätzbaren Vorrede über des Dichters Leben und jene beiden Schauſpiele herausgegeben, worüber die Beurtheilung dieſes Werks in Hermes zu vergleichen iſt. Auch für das Luſtſpiel zeigte Kleiſt einen ungemeinen Sinn. Der zerbrochene Krug, wenn er gleich unſern, für das Komiſche nicht empfänglichen Zeiten nicht zuſagen ſollte, enthält einen Schatz von Laune und Witz. Alles iſt ſcharf und keck gezeichnet und greift raſch in einander. Manchen üppigen Sproß des Humors möchte man doch nicht wegwünſchen, denn jeder offenbart des Dichters überſprudelnden, regen, friſchen Geiſt. Daß das Ganze im Kleinen und Gemeinen ſich bewegt, wird wol Niemand tadeln, der überlegt, daß das Komiſche überhaupt das Widerſpiel des Schönen iſt. Amphitryon, die bekannte Mythe, iſt von Kleiſt mit gutmüthiger Treue dem molieriſchen Luſtſpiele nachgebildet; nur iſt der lockere franzöſiſche Frevel verwiſcht, Jupiter und Alkmene ſind edler und zarter gehalten. Das Ganze beurkundet einen, zu innigem Ernſt, wie zu leichtem, geiſtreichen Scherze gleich aufgelegten, und mit Liebe ſich hinneigenden Geiſt. Unleugbar hatte ſich in Kleiſt ein vorzüglicher dramatiſcher Genius unſerm Zeitalter angekündigt. Aber auch ſeine Erzählungen zeichnen ſich durch Reichthum und Üppigkeit der Erfindung, durch raſchen Fortgang der Handlung, in und mit welcher zugleich ſich die Charaktere entwickeln, durch lebendige, ſcharfe Zeichnung der Charaktere, durch tiefes Gefühl, ja durch eine ſeltne Gediegenheit des Styls aus. Auch durch ſie zieht nicht ſelten etwas Myſtiſches hin, welches in der Darſtellung wunderbar erſchüttert, wie z. B. in der H. Cäcilie. Vor Allem iſt wol die längere Erzählung Michael Kohlhaas für gelungen zu achten. Der Farbenton des Ganzen, den Kleiſt immer mit kühnem Pinſel gab, iſt hier unnachahmlich und einzig wahr, die Gruppirung einfach und klar. Auch dem Zweikampfe kann man die Bewunderung nicht verſagen. Die Verlobung in St. Domingo iſt durch eine nicht gelungne Bearbeitung für die Bühne, von Körner, bekannter geworden, unter dem Titel: Toni.

Wa.

Kleiſt von Mollendorf. Emil Friedrich Graf Kleiſt von Mollendorf, ward zu Berlin 1762 geboren. Früh dem Kriegedienſt gewidmet, wohnte er bereits dem Feldzuge von 1778 bei, ward ſpäter Adjutant des Feldmarſchalls von Möllendorf, dann im Generalſtabe angeſtellt, in welchem er zum Kapitän aufgerückt, die Rheinfeldzüge mitmachte, und durch ſeltne Entſchloſſenheit zum glücklichen Ausgange des Gefechts am 2. Oct. 1792 beitragend, den Verdienſt-

orden erwarb. Nachdem er einige Jahre lang ein Grenadier-Bataillon befehligt, trat er 1803 in den bedeutungsvollen Wirkungskreis des vortragenden General-Adjutanten des Königs. Er muß dieſen Poſten, trotz des Tadels des Herrn von Maſſenbach ſehr zur Zufriedenheit ſeines Herrn ausgefüllt haben, denn er blieb fünf Jahre darin, und ſchied nur daraus, um ein nicht unbedeutendes Commando zu übernehmen. Nach der Schlacht von Auerſtädt dem Könige folgend, ward er unter andern von demſelben an Napoleon (im Hauptquartier Oſterode) abgeſchickt, um auf die durch den General Bertrand gemachten Friedensvorſchläge zu entgegnen. Bei der Rückkehr der vaterländiſchen Truppen als General-Major und Chef der weſtpreußiſchen Brigade in Frankfurt an der Oder angeſtellt, erhielt er bald einen neuen Beweis des Vertrauens ſeines Monarchen, indem ihn dieſer, als nach Schill's bekanntem Auszuge der bisherige Commandant von Berlin, Chazot, dieſe Stelle niederlegte, dazu beſtimmte; wer die damaligen Verhältniſſe kennt, wird wiſſen, welches Maß von Fähigkeit, Kraft und Gewandtheit erfodert wurde, um in dieſem Poſten allen Anſprüchen der Regierung zu genügen. Er hat die Aufgabe gelöſt. Der Krieg von 1812 rief auch eine preußiſche Heerabtheilung in's Feld, bei welcher Kleiſt angeſtellt ward, und rühmlichen Antheil an den Gefechten nahm, in welchen dieſe, ganz gegen ihre Wünſche fechtenden Truppen eben ſo ſichre Beweiſe der Tapferkeit als der Hingebung in die Befehle des Königs ablegten. Die Übereinkunft, welche General York ſchloß, iſt bekannt. Man brauchte die dadurch erlangte Muſe zu den eifrigſten Rüſtungen zum Kriege gegen Frankreich, in welchem der Held ſich das ewige dankbare Andenken ſeines Vaterlandes erringen ſollte. Wir finden den General-Lieutenant von Kleiſt am Ende des Monats März 1813 vor Wittenberg wieder, welches damals eingeſchloſſen ward. Als das große verbündete Heer die Elbe überſchrit, folgte Kleiſt dieſer Bewegung über Deſſau, und beſetzte den Saalübergang bei Halle. Am 28. April mit Übermacht angegriffen, hielt der General den Poſten mit großem Verluſt den ganzen Tag, um der Stadt die Greuelſcenen eines Sturms zu erſparen, und zog ſich darauf über Schkeuditz zurück. Es iſt wohlthuend, zu erwähnen, daß die Einwohner von Halle, das, was damals für ſie geſchehen würdigend, ſich bei erſter Gelegenheit beeilten, ihrem Retter ſo rührende, als achtungswerthe Beweiſe ihres Dankgefühls zu geben. In der Schlacht von Bautzen fand Kleiſt zuerſt Gelegenheit, ſeinen Feldherrnberuf zu bewähren. Unter den Augen des Kaiſers Alexander und ſeines Königs, ſo wie des ganzen Heers, vertheidigte er den ganzen 20. Mai mit geringen Kräften den Spree-Übergang bei Burg, und zog ſich erſt zurück, als der General Miloradowitſch Bautzen verlaſſen hatte, auf das ſchmeichelhafteſte von Alexander belobt, der ſeinen General auf dieſes ruhmwürdige Beiſpiel aufmerkſam gemacht haben ſoll. Es iſt bekannt, daß der General von Kleiſt es war, der als preußiſcher Bevollmächtigter den Waffenſtillſtand mit abſchloß; er befehligte nach Ablauf deſſelben das Corps, welches nebſt den Garden zum großen öſterreichiſchen Heere in Böhmen ſtieß. Nachdem ſein Corps an der Schlacht von Dresden Theil genommen hatte und dem allgemeinen Rückzuge folgte, trat der Augenblick ein, wo dem Helden nur die verhängnißvolle Wahl zwiſchen Tod oder Gefangenſchaft zu bleiben ſchien; Vandamme war bereits auf nähern Wegen mit 40,000 M. in Böhmen eingedrungen, der Rückzug abgeſchnitten. Da faßte der General ganz von ſelbſt den kühnen Entſchluß, ſich das Gebirge herab gerade in den Rücken des Feindes zu werfen. Die Lage der Dinge ward den

Truppen nicht verheimlicht, ein Theil blieb zur Sicherung des eignen Rückens auf den Höhen von Peterswalde ſtehen, der Reſt ſtürmte (30. Aug.) in das Thal von Kulm hinab, die Schlacht entſcheidend, welche Böhmen und einen großen Theil des verbündeten Heers rettete. So ließ die kalte Entſchloſſenheit des Generals und ſeiner Truppen Muth das ihnen zugedachte ſchmähliche Geſchick auf den Gegner zurückfallen, und erwarb dem Helden einen Namen, den die Erinnerung an dieſen ruhmvollen Tag auf ſpäte Geſchlechter fortpflanzen wird. Wir übergehen die übrigen Gefechte in den böhmiſchen Grenzgebirgen, um ſogleich des Antheils zu erwähnen, den Kleiſt an der Schlacht bei Leipzig nahm, wo er auf dem linken Flügel des großen Heers bei Markkleberg, Goſſa und Wachau ſich neue Anſprüche auf den Dank, und einen Ehrenplatz in der Geſchichte des Vaterlandes erwarb. Das Corps des Generals ſchloß ſodann Erfurt ein, und folgte, als die franzöſiſche Beſatzung ſich in die Citadellen zurückgezogen, dem Heer nach Frankreich, wo es bei der ſchleſiſchen Armee eben noch ankam, um die Reihe von Unfällen, die ſie raſch nach einander trafen, durch das Gefecht bei Joinvillers (14. Februar 1814) zu beſchließen. Die großen Vortheile, welche der linke Flügel des Heers bei Laon am 9. Mai erfochten, wurden durch den Entſchluß der Generale von York und von Kleiſt, den Feind am Abende zu überfallen, errungen. Daß ſie nicht noch glänzendere Folgen hatten, lag wenigſtens nicht an dieſen Männern. Nach dem Gefecht bei Claye (29. März), wo der General perſönlich eine Brigade zum Sturm eines Vorwerks führte, rückten die Heere bekanntlich vor Paris, wo der Friede geſchloſſen ward. Von dem Könige zum Grafen Kleiſt von Nollendorf erhoben, mit einem Infanterie-Regimente (1. weſtpreuß., das 6te in der Armee) beliehen, folgte er dem Monarchen nach England, und übernahm ſpäter den Oberbefehl des am Rheine ſtehen bleibenden Heers. Es war ihm bei Napoleons Rückkehr das norddeutſche Bundes-Corps, ſo wie das 2te preußiſche Corps übergeben worden. Ehe er es indeß vor den Feind führen konnte, überfiel ihn eine langwierige gefährliche Krankheit, die ſeine Theilnahme an den nachherigen Ereigniſſen hemmte. Bei der neuen Eintheilung der preußiſchen Monarchie in Provinzen und Militärabtheilungen wurde er in der Provinz Sachſen als General-Gouverneur angeſtellt. Im J. 1821 zog er ſich auf ſeine Güter zurück. L.

Klerus, iſt die aus der griechiſchen Sprache ſtammende Benennung des geiſtlichen Standes, mit welcher derſelbe im Gegenſatze gegen die Laien bezeichnet wird. Das griechiſche Wort bedeutet: Eigenthum, Erbtheil, und der geiſtliche Stand ward darum Klerus genannt, weil man ihn auszeichnen, ehren, und andeuten wollte, daß er in einem beſondern Sinne Gottes Eigenthum und Erbtheil ſei. Der Klerus (man ſagt auch die Kleriker) ward in der alten Kirche in den hohen und niedern getheilt. Zu dem erſten gehörten die Biſchöfe, Presbytern (Älteſte) und Diakonen; zu dem letztern alle übrige geiſtliche Perſonen. Von dem Worte Klerus kommt die Benennung Kleriſei her, mit welcher man die geſammte Geiſtlichkeit eines Landes oder einer Stadt bezeichnet. S. d. Art. Geiſtlichkeit. N.

Klinger (Friedr. Maximil. von), geb. zu Frankfurt a. M. 1753, gehört zu denen, durch deren Kraft und eigenthümliches Streben vor nun etwa 40 Jahren jene neue Periode unſrer Literatur geſchaffen wurde, welche man nach dem Titel eines klingerſchen Schauſpiels die Sturm- und Drangperiode benannt hat. Auch ihn begeiſterte der Genius Shakſpeare's, und ſeine Jugendkraft gefiel ſich im Außergewöhnlichen. Da

es wirkliche Kraft war, die ihn hob und drängte: ſo durfte er das ſchon wagen, und ſeine Kühnheit wurde vom glücklichſten Erfolge gekrönt. So hatte noch kein deutſcher Dichter alle Leidenſchaft in Bewegung geſetzt, als er in ſeinen Zwillingen, ſo gewaltig hatte noch keiner in die Saiten des Herzens gegriffen und die Phantaſie entzügelt. Was Wunder, wenn ihm allgemeine Bewunderung ward! Die größere Bewunderung verdient indeß, daß er mit ſeiner Kraft ſich ſelber bändigte, und durch ſein Feuer ſich nicht lange auf Abwege leiten ließ. Übung und Umgang, ſagt er ſelbſt, hätten ihn von überſpannten Idealen zurückgebracht und ihn den Geſinnungen der wirklichen Welt genähert: das bürgerliche Leben müſſe Jeden lehren, daß Einfachheit, Ordnung und Wahrheit die Zauberruthen ſeien, mit denen man an das Herz anſchlagen müſſe, wenn es ertönen ſolle. Wie ſehr macht uns ein ſolches Geſtändniß bedauern, nicht mehr von dem Leben dieſes Mannes zu wiſſen. Zum Glücke hat Göthe, ſein Landsmann und Jugendfreund, uns in den Stand geſetzt, den Mangel einigermaßen zu erſetzen. „Klingers Äußeres, ſagt er, war ſehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, ſchlanke, wohlgebaute Geſtalt und eine regelmäßige Geſichtsbildung gegeben; er hielt auf ſeine Perſon, trug ſich nett. Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abſtoßend, und, wenn es nicht innerlich ſtürmte, gemäßigt. Er empfahl ſich durch eine reine Gemüthlichkeit, und ein unverkennbar entſchiedner Charakter erwarb ihm Zutrauen. Auf ein ernſtes Weſen war er von Jugend auf hingewieſen; er, nebſt einer eben ſo ſchönen und wackern Schweſter, hatten für eine Mutter zu ſorgen, die, als Witwe, ſolcher Kinder bedurfte, um ſich aufrecht zu erhalten. Alles, was an ihm war, hatte er ſich ſelbſt verſchafft und geſchaffen; ſo daß man ihm einen Zug von ſtolzer Unabhängigkeit, der durch ſein Betragen durchging, nicht verargte. Entſchiedne natürliche Anlagen, leichte Faſſungskraft, vortreffliches Gedächtniß, Sprachengabe beſaß er in hohem Grade; aber Alles ſchien er weniger zu achten, als die Feſtigkeit und Beharrlichkeit, die ſich ihm, gleichfalls angeboren, durch Umſtände völlig beſtätigt hatten. Einem ſolchen Jünglinge mußten Rouſſeau's Werke vorzüglich zuſagen. Emil war ſein Haupt- und Grundbuch, und jene Geſinnungen fruchteten um ſo mehr bei ihm, als ſie über die ganze gebildete Welt allgemeine Wirkung ausübten, ja bei ihm mehr, als bei Andern. Denn auch er war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten auf angefangen; das, was Andre wegwerfen ſollten, hatte er nie beſeſſen; Verhältniſſe, aus welchen ſie ſich retten ſollten, hatten ihn nie beengt: und ſo konnte er für einen der reinſten Jünger jenes Naturevangeliums angeſehen werden, und in Betracht ſeines ernſten Beſtrebens, ſeines Betragens als Menſch und Sohn, recht wohl ausrufen: Alles iſt gut, wie es aus den Händen der Natur kommt! Aber auch den Nachſatz: Alles verſchlimmert ſich unter den Händen der Menſchen! drängte ihm eine widerwärtige Erfahrung auf. Er hatte nicht mit ſich ſelbſt, aber außer ſich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Feſſeln der Bürger von Genf uns zu erlöſen gedachte. Weil nun in des Jünglings Lage dieſer Kampf oft ſchwer und ſauer ward: ſo fühlte er ſich gewaltſamer in ſich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer frohen und freudigen Ausbildung hätte gelangen können: vielmehr mußte er ſich durchſtürmen, durchdrängen; daher ſich ein bittrer Zug in ſein Weſen ſchlich, den er in der Folge zum Theil gehegt und genährt, mehr aber bekämpft und beſiegt hat. In ſeinen Productionen zeigt ſich ein ſtrenger Verſtand, ein biedrer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menſchlichen Mannichfaltig-

keit, und eine charakteriſtiſche Nachbildung der generiſchen Unterſchiede. Seine Mädchen und Knaben ſind frei und lieblich, ſeine Jünglinge glühend, ſeine Männer ſchlicht und verſtändig; die Figuren, die er ungünſtigt darſtellt, nicht zu ſehr übertrieben; ihm fehlt es nicht an Heiterkeit und guter Laune, Witz und glücklichen Einfällen; Allegorien und Symbole ſtehen ihm zu Gebot; er weiß uns zu unterhalten und zu vergnügen, und der Genuß würde noch reiner ſein, wenn er ſich uns den heitern bedeutenden Scherz nicht durch ein bittres Mißwollen verkümmerte. Doch dies macht ihn eben zu dem, was er iſt, und dadurch wird ja die Gattung der Lebenden und Schreibenden ſo mannichfaltig, daß ein Jeder, theoretiſch, zwiſchen Erkennen und Irren, praktiſch, zwiſchen Beleben und Vernichten hin und wieder wogt. Klinger gehört unter die, welche ſich aus ſich ſelbſt, aus ihrem Gemüth und Verſtande heraus zur Welt gebildet hatten. Jenes Beharren eines tüchtigen Charakters aber wird um deſto würdiger, wenn es ſich durch das Welt- und Geſchäftsleben durch erhält, und wenn eine Behandlungsart des Vorkömmlichen, welche Manchem ſchroff, ja gewaltſam ſcheinen möchte, zur rechten Zeit angewandt, am ſicherſten zum Ziele führt. Dies geſchah bei ihm, da er ohne Biegſamkeit, aber deſto tüchtiger, feſter und redlicher, ſich zu bedeutenden Poſten erhob, ſich darauf zu erhalten wußte, und mit Beifall und Gnade ſeiner höchſten Gönner fortwirkte, dabei aber niemals weder ſeine alten Freunde, noch den Weg, den er zurückgelegt, vergaß. Ja er ſuchte die vollkommenſte Stetigkeit des Andenkens, durch alle Grade der Abweſenheit und Trennung, hartnäckig zu erhalten; wie es denn gewiß angemerkt zu werden verdient, daß er, als ein andrer Willigis, in ſeinem, durch Ordenszeichen geſchmückten Wappen, Merkmale, ſeiner frühſten Zeit zu verewigen nicht verſchmähte." Man ſieht aus dieſem Letztern, daß Klinger bürgerlicher Herkunft iſt; deſto ehrenvoller für ihn, daß er durch eigne Kraft emporſtieg. Er war in der Zeit ſeiner erſten Blüthe Theaterdichter bei der ſeiler'ſchen Geſellſchaft, und lebte eine Zeitlang in Weimar, von wo er nach Rußland ging, um ſein Glück zu ſuchen. In Petersburg begünſtigte ihn der Zufall, daß er der großen Kaiſerin bekannt ward. Seit 1780 trat er als Offizier in ruſſiſche Dienſte, ward nachher Vorleſer bei dem Großfürſten Paul, ging im Generalſtabe des Prinzen von Würtemberg mit nach Taurien, und ward bei ſeiner Rückkehr, mit dem Charakter eines Majors, als Director der Ritterakademie angeſtellt. Auf der ſchlüpfrigſten Laufbahn, umgeben von einer üppigen Welt, unter mißlichen Verhältniſſen, zu einer Zeit, wo feſter Männlichkeit und kühnem Muthe wol gar Gefahr drohte, ſtand er feſt in Behauptung hoher moraliſcher Kraft, und erhielt ſich ſtets ein unwandelbares Vertrauen. Selbſt Kaiſer Paul verzieh ihm ſeine männliche Geradheit; unter Alexanders Regierung ward er zu noch höhrer Wirkſamkeit hervorgezogen. Er wurde General, Präſident zweier wichtigen Departements, Director der Cadettenſchule, und wirkte in allen dieſen Beziehungen mit dem erfreulichſten Erfolge. Im J. 1820 nahm er ſeine Entlaſſung, behielt jedoch ſeinen vollen Gehalt. Die Stelle eines Curators der Univerſität Dorpat, welche er mehrere Jahre bekleidete, hat er ſeit 1817 freiwillig abgegeben. Bei alle dieſem Wirken in der bürgerlichen Welt hat die poetiſche Welt Klingern nicht verloren, der aber freilich eine Anſicht von der Poeſie und dem Dichten gewonnen hatte, von der ſich unſre Aeſthetiker nichts träumen ließen. Eine hohe, moraliſche Stimmung, einen mit edeln, großen Gedanken beſchäftigten Geiſt, eine durch den Charakter beſtimmte, kräftige Denkungsart, ein-

fache Sitten, Gefallen an einer beſchränkten Lebensweiſe, völlige Unkenntniß der Glücksjägerei, der ſchleichenden Mörderin des Beſten im Menſchen, wer hätte denn die von dem Dichter gefodert? Wie eine ſolche Theorie in ihm entſtand, wie erſt die wirkliche Welt bloß durch den dichteriſchen Schleier ſich ſeinem Geiſte darſtellte, wie die Dichterwelt bald darauf durch die wirkliche erſchüttert ward, und dann doch den Sieg behielt, weil der erwachte, ſelbſtſtändige, moraliſche Sinn Licht durch die Finſterniß verbreitete, die des Dichters Geiſt ganz zu verdunkeln drohte, darüber wird der achtſame Leſer manches Bekenntniß in dieſes Dichters anziehenden Betrachtungen und Gedanken über verſchiedne Gegenſtände der Welt und Literatur leicht auffinden. Ganz in dieſem Sinne entwarf er eine Reihe von Romanen: Fauſts Leben, Thaten und Höllenfahrt; Geſchichte Giafars, des Barmeciden; Geſchichte Raphaels de Aquillas; die Reiſen vor der Sündfluth; der Fauſt der Morgenländer; Geſchichte eines Deutſchen der neueſten Zeit; der Weltmann und der Dichter (in jeder Hinſicht ſein gelungenſtes Werk); Sahir, Eva's Erſtgeborner im Paradieſe. Dieſe Werke umfaſſen alle natürliche und erkünſtelte Verhältniſſe das ganze moraliſche Daſein des Menſchen, und berühren Geſellſchaft, Religion, hohen idealen Sinn, die ſüßen Träume einer andern Welt, die ſchimmernde Hoffnung auf reineres Daſein über dieſe Erde. Natürlich iſt der Ton ſeiner verſchiednen Romane verſchieden, und eben ſo verſchieden der Eindruck, den ſie im Gemüth des Leſers hinterlaſſen. Das Herz, das im Fauſt ſich zerriſſen fühlt, wird im Giafar und Raphael ſtark und erhoben. Will der kalte Verſtand die Blüthe des Lebens vertrocknen, ſo wird ſie im Fauſt der Morgenländer durch das Herz belebt. Erregten der Weltmann und der Dichter und die Geſchichte eines Deutſchen eine milde Trauer, ſo wird Sahir dieſe mild verſcheuchen. Es iſt unmöglich, die Werke dieſes Geiſtes zu leſen, ohne reicher an Welt- und Menſchenkenntniß, reicher an hohen, kräftigen Gedanken, reicher an edlen Geſinnungen und Gefühlen, aufgelegter zur Tugend und zum Kampfe für ſie, hingegebner der Natur und ihren einfachen reueloſen Genüſſen vom Leſen zurückzukehren. In der Sammlung ſeiner Werke hat er in 12 Bänden, Königsberg 1809, das Reinſte, was er empfunden, das Edelſte, was er gewollt, das Beſte, was er gedacht, in möglichſter Vollendung der Nachwelt hinterlaſſen. dd.

Klopſtock (Friedr. Gottlieb), einer der größten Dichter der Deutſchen, ward zu Quedlinburg 1724 geboren. Sein Vater, anfangs quedlinburgiſcher Commiſſionsrath, ein ſehr origineller Mann, der ſich oft mit Ahnungen und Teufelserſcheinungen befaßte, hatte nachher das Amt Friedeburg im Mansfeldiſchen gepachtet, wo unſer Klopſtock im ländlichen Aufenthalte ſein Knabenalter glücklich verlebte, und hernach das Gymnaſium zu Quedlinburg beſuchte. Im 16. Jahre kam er auf die Schulpforte bei Naumburg. Hier entwickelte ſich zuerſt ſein Charakter als Menſch und als Dichter. Er vervollkommnete ſich in den alten Sprachen, gewann immer mehr Vorliebe für die klaſſiſchen Schriftſteller, machte ſelbſt mehrere poetiſche Verſuche, und faßte ſchon hier den Entſchluß, irgend ein großes epiſches Gedicht zu fertigen, obgleich er in der Wahl des Stoffes nicht mit ſich einig werden konnte, und ihm damals vorzüglich Kaiſer Heinrich der Vogler, als würdiger Gegenſtand einer Epopee vorſchwebte. 1745 verließ er Pforte, ſtudirte in Jena, und entwarf ſchon im Stillen die erſten Geſänge der Meſſiade. In Leipzig, wohin er ſich ſchon im folgenden Jahre begab, lernte er Cramer, Schlegel, Rabener, Zachariä u. a. m. kennen, die damals die

bremiſchen Beiträge herausgaben, in welchen dann zuerſt die drei Geſänge ſeines Meſſias erſchienen. Bald wurde ihm der Aufenthalt in Leipzig unangenehm, da mehrere ſeiner Freunde die Akademie verließen, und ſo ging auch er 1748 nach Langenſalza, in das Haus eines Verwandten, Weiß, über deſſen Kinder er die Aufſicht übernahm, und wo er Schmidt's Schweſter, die in ſeinen Oden ſo oft beſungne Fanny, perſönlich kennen lernte, und mit der heißeſten Zärtlichkeit liebte, deren Gegenliebe aber nicht fand. Die Erſcheinung ſeiner Meſſiade erregte damals außerordentliches Aufſehen, und zog ihn eben ſo viel Bewunderung, als Tadel zu. Ein Theil verehrte den Sänger des Meſſias wie einen heiligen Dichter und Propheten des alten Bundes; man ſah ſein Werk als ein Religionsbuch an, und den Dichter nannte man nur mit Ehrfurcht. Andre, namentlich alte Theologen, glaubten, die Religion werde durch ſeine verwegnen Dichtungen entweiht. Ja ein ehrlicher Dorfpfarrer kam ausdrücklich zu ihm und bat ihn in allem Ernſte, „er möchte um Gottes und um der Religion willen den Abadonna (einen abgefallnen Engel) ja nicht ſelig werden laſſen." Daß auch tadelnde Kritiken erſchienen, war um ſo weniger zu verwundern, je weniger damals das richtige Verſtändniß dieſes Gedichtes zu erwarten war. Klopſtock's Ruhm wurde dadurch nur noch mehr erhöht. Den ſtärkſten Eindruck hatte ſein Gedicht in der Schweiz gemacht. Kein Wunder, daß ihn Bodmer und ſeine Freunde wiederholt einluden, in die Schweiz zu kommen. Klopſtock nahm es an, und reiſte mit Sulzer im Sommer 1750 nach Zürich, wo Alles aufgeboten wurde, ihn daſelbſt feſt zu halten. Man bewunderte ihn mit einer Art heiliger Ehrfurcht. Auch fand er es hier und in mehrern Kantonen, in welche er eine Luſtreiſe machte, äußerſt reizend, und auf ſchweizeriſchem Grund und Boden keimten jene große Ideen von Vaterland, Freiheit und deren heldenmüthigem Vertheidiger Hermann. Auch in Dänemark hatte man die drei erſten Geſänge ſeines Meſſias, hauptſächlich durch Bernſtorf kennen gelernt, und Klopſtock wurde, mit einem Gehalte von 400 Thalern, nach Kopenhagen eingeladen, um ſeinen Meſſias zu vollenden. Er reiſte 1751 ab, machte ſeine Reiſe über Braunſchweig und Hamburg, und hier lernte er, durch einen Brief von Gärtner an eine eigentlich ſtrenge Leſerin ſeiner Geſänge empfohlen, in dieſer ſelbſt das geiſtreiche Mädchen, Meta (eigentlich Margaretha) Moller, kennen, über welche er Fanny bald vergaß. In Kopenhagen, von wo er mit ihr Briefe wechſelte, wurde er von Bernſtorf mit Freundſchaft und hoher Achtung aufgenommen; er blieb den Winter über daſelbſt, wurde dann im folgenden Sommer durch ſeinen Freund Moltke dem Könige Friedrich V. vorgeſtellt, und da dieſer im Sommer 1752 eine Reiſe nach Holſtein machte, benutzte Klopſtock die Gelegenheit, zu ſeiner geliebten Meta nach Hamburg zurückzukehren, wo er ſich den ganzen Sommer aufhielt, zwar wieder nach Dänemark mit dem Könige zurückkehrte, auch das J. 1753 hier noch zubrachte, aber im Sommer 1754 abermals nach Hamburg reiſte, und ſich mit Meta verband. Leider genoß er das Glück der ehelichen Liebe nicht lange: der Tod entriß ſie und ein noch ungebornes Kind dem Dichter (1758), an dem ſie mit der reinſten, innigſten Liebe hing; er begrub ſie in dem Dorfe Ottenſen bei Hamburg, und ſetzte ihr dort die einfach ſchöne Grabſchrift:

Saat geſäet von Gott,
Am Tage der Garben zu reifen.

In den J. 1759—1763 war er abwechſelnd in Braunſchweig, Qued-

linburg und Blankenburg. Am letztern Orte entſpann ſich zwiſchen ihm und einem Mädchen, das er poetiſch Done nennt, eine neue Liebe; doch widerſtrebte der Vater derſelben ihrer Verbindung. 1764 dichtete er ſeine Hermannsſchlacht, und ſandte ſie dem Kaiſer Joſeph zu. Später beſchäftigte er ſich mit Unterſuchungen über die deutſche Sprache. Von 1770 an lebte er, mit dem Charakter eines königl. däniſchen Legationsraths und markgräfl. badenſchen Hofraths (welchen letztern ihm der nachherige Großherzog Carl Friedrich von Baden nebſt einem Jahrgehalte ertheilt hatte), in Hamburg in der Stille, wo er nun ſeinen Meſſias vollendete. Im Winter fand er ſein höchſtes Vergnügen am Schlittſchuhlaufen, wobei er aber ſelbſt einmal in die höchſte Lebensgefahr kam. Darauf bezieht ſich eine Stelle am Schluſſe des Meſſias:

Du gabſt mir Muth in der Nähe des Todes.

Klopſtocks Ende war wie ſein Leben. Mit voller religiöſer Überzeugung, mit Ruhe und Ergebung ſtarb er den glücklichen Tod des Gerechten und Guten, den er ſelbſt im zwölften Geſange ſeiner Meſſiade beſungen hat, am 14. März 1803 ſanft und ohne Schmerzen. Sein Leichenbegängniß, gewiß eines der feierlichſten, das einem Gelehrten Deutſchlands zu Theil ward, zeigt die allgemeine Theilnahme ſeiner Mitbürger, die ſie im Namen aller fremden Verehrer des Entſchlafenen hier zu Tage legten. Die hier wohnenden Geſandten und Geſchäftsträger, alle angeſehne Bürger, Senatoren, Kaufleute, Kirchen- und Schullehrer, Künſtler u. ſ. f. begleiteten in 126 Wagen die Leiche, welche unter einer Ehrenwache von 100 Mann zu Fuß und zu Pferde, unter dem großen volltönenden Geläute der ſechs Hauptthürme Hamburgs, durch Zuſtrömen vieler Tauſende und unter mehrern angemeſſenen Feierlichkeiten, an einem heitern Frühlingstage den 22. März zu Ottenſen neben ſeiner Meta eingeſenkt wurde, wo er ſchon bei ihrem Tode ſich ſein Grab beſtellt hatte. Klopſtock war von Seiten ſeines Charakters munter und aufgeweckt, ſein nicht ſparſamer Scherz ſtets mit einer gewiſſen Würde verbunden, ſein Spott nie bitter. Eine gewiſſe Geradheit hielt ihn von der nähern Bekanntſchaft mit Vornehmern zurück, denn die kalte Herablaſſung der Großen ſah er mehr als Beſchimpfung an. Er zog gern mit ganzen Familien ſeiner Freunde auf's Land, und war immer gern unter Kindern. An dem Wohl und dem häuslichen Glücke ſeiner Freunde nahm er den innigſten Antheil; aber beſonders war ihm die Rückerinnerung an ſeine Dichterfreunde, mit denen er in Leipzig vereint geweſen, und von denen er einen nach dem andern in's Grab ſinken ſah. Auch Ebert überlebte er; mit Faſſung und Standhaftigkeit vernahm er die Nachricht von ſeinem Tode. Vier und zwanzig Tage vor ihm ſtarb Gleim. Beide waren ſich über ein halbes Jahrhundert treu geblieben. — Von den neuern Weltbegebenheiten vermied er abſichtlich zu ſprechen, und ſo ſehr er auch Freiheit des menſchlichen Geiſtes liebte, und überhaupt jede Tyrannei haßte: ſo iſt doch die ihm zugeſchriebne Revolutions-Ode an Rochefoucauld's Schatten als untergeſchoben zu betrachten. Zu ſeiner Biographie dient: Klopſtock und ſeine Freunde. Briefwechſel der Familie Klopſtock unter ſich und mit Gleim, Schmidt, Fanny. Aus Gleim's briefl. Nachlaſſe herausgegeben von Klamer Schmidt, 2 Theile, Halberſtadt, 1810. 8. Als Odendichter gehört wol Klopſtock zu den größten Dichtern aller Zeiten. Man kann ihn den Pindar der neuern Poeſie nennen, aber er übertrifft dieſen an Fülle und Tiefe der Empfindung, ſo wie die Seelen-

welt, die er ſchildert, die von dem griechiſchen Dichter dargeſtellten Gegenſtände der Sinnenwelt übertrifft. Seine geiſtlichen Oden, z. B. die Frühlingsfeier, nehmen den Schwung des Pſalmiſten, und zeigen ſelbſt in der Freiheit des Metrums die Sicherheit ſeines lyriſchen Geiſtes. Die erſten Oden an Fanny, Ebert, ſind wegen der darin herrſchenden Melancholie und erhabnen Stimmung gewiß keinem gebildeten Leſer unbekannt. Und auch im Gefühle der Freude, z. B. in der Ode, am zürcher See, ſelbſt wenn er beinahe anakreontiſch wird, wie in manchen kleinen Gedichten an Cidli, verleugnet er nie ſeine hohe Würde und die platoniſche Richtung ſeiner Liebe. Die ſpätern Oden, wo er Theil an den Begebenheiten der Zeit, namentlich an der franzöſiſchen Revolution nimt, und worin deutſches Vaterland und deutſche Sprache die gefeierten Gegenſtände ſind, zeichnen ſich durch das Feuer des Patriotismus und neue ſchöpferiſche Wendungen des Ausdrucks aus. Durch letztre, wie auch durch die gewählte nordiſche Mythologie wird er freilich mehrern Leſern oft dunkel; aber auch dieſe werden Klopſtock als geiſtlichen Liederdichter verſtehen und dankbar verehren, wenn ſie ſich an die Lieder: Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du ꝛc. Wenn ich einſt von jenem Schlummer ꝛc., die ſich beſonders durch den von Klopſtock ſonſt vermiednen Reim unterſcheiden, mit Rührung erinnern. Den größten und ſchnellſten Ruf erwarb ſich aber Klopſtock durch ſeine Epopee, der Meſſias, deren erſte Geſänge gleich bei ihrer Erſcheinung durch den erhabnen Prophetenſchwung, durch die Pracht ihrer Schilderungen und durch den hohen ächt patriarchaliſchen Idyllenton Milton's Übertreffer verkündigten. Ein einziger Vers von Klopſtock hat einen größern Schwung der Empfindungen, als Milton je hervorbringen kann; nur ermüdet zuweilen der fortgeſetzte Hymnenton. Klopſtock's Bardiete ſind mehr dramatiſirte Heldengedichte und lyriſch-theatraliſche Scenen, als Trauerſpiele: die Chöre, von denen auch Glück mehrere meiſterhaft componirt hatte, die aber leider! da ſie Gluck mehr im Kopfe, als auf dem Papiere hatte, ganz für uns verloren ſind, ſind vom höchſten lyriſchen Schmuck, und athmen den kühnſten Patriotismus und Freiheitsſinn. Er hat den deutſchen Charakter idealiſirt, wie Keiner. Über Klopſtock als vaterländiſchen Dichter hat Morgenſtern eine Vorleſung mitgetheilt (1814, Dorpat), ſo wie früher eine andre über Klopſtock (Dorpat, 1807. 4). Um die Sprache hat ſich Klopſtock auch durch grammatiſche Schriften ein großes Verdienſt erworben. Seine Fragmente über Sprache und Dichtkunſt, ſeine Gelehrten-Republik und ſeine grammatiſchen Geſpräche klärten viele Gegenſtände der deutſchen Grammatik und Poeſie auf, wenn auch ſeine Neuerungen in der Wortſchreibung, wo er alle überflüſſigen Buchſtaben wegwarf, ſo wie überhaupt mehrere Grundſätze ſeines Styls, nicht allgemeinen Beifall finden konnten.

Kloska (Kloſchka, Gloska) war, nebſt ſeinem Gefährten Horiah, der Anführer einer räuberiſchen Bande, welche 1784 in Ungarn die größten Gewaltthätigkeiten ausübte und beſonders alle Edelleute in der Gegend zittern machte. Horiah hatte ſich von Joſeph II. für den Flecken Brad in zarantiſchen Kreiſe das Marktrecht ausgewirkt. Mit Hülfe der darüber ausgefertigten Urkunde überredeten nun beide den einfältigen Pöbel, es ſei ihnen das Recht zur Vertilgung aller Edelleute gegeben worden; ja auf einen beſtimmten Tag ſollten alle Adelige in der ganzen Gegend ermordet werden. Da aber die Verſchwörung entdeckt und zur Habhaftwerdung beider Aufrührer Befehl gegeben wurde: ſo glaubte nun die Rotte, zu ihrer eigenen Sicherheit nicht länger zögern zu müſſen, und fing an, gegen Adel und Geiſtlichkeit mit unerhörter Grauſamkeit

zu wüthen. So verloren über 400 Perſonen, größtentheils unter den entſetzlichſten Martern, ihr Leben. Der Kaiſer gab die geſchärfteſten Befehle, um die Ruhe wieder herzuſtellen. Aber die Rebellen leiſteten den hartnäckigſten Widerſtand, und konnten nur mit der größten Anſtrengung zerſtreut werden. Die beiden Anführer wurden erſt am 3. Jan. 1785 gefangen genommen, und erhielten bald nachher auf dem Rade den Lohn ihrer Verbrechen.

Klöſter wurden zuerſt im 4. Jahrh. im Morgenlande, namentlich in den Wüſten Oberägyptens gegründet (ſ. d. Art. **Mönchswesen**). Antonius, der insgemein der Große genannt wird, ſammelte hier um 305 eine Anzahl Einſiedler, die, um die Vortheile der Einſamkeit in Geſellſchaft zu genießen, ihre Hütten an einander bauten und ihre Andachtsübungen gemeinſchaftlich hielten, wie ſpäter die paläſtinenſiſchen und noch jetzt die abyſſiniſchen Mönche pflegen. Genauer als dieſe Verbindung, welche man Laura nannte, war die, von ſeinem Schüler Pachomius gegen die Mitte des 4. Jahrh. geſtiftete. Dieſer baute auf Tabenna, einer Nilinſel in Oberthebais, mehrere Häuſer in geringer Entfernung von einander, in deren jedem eine Anzahl Mönche (monachi) zu drei bis vier in Zellen beiſammenwohnten und unter einem Prior ſtanden. Dieſe Priorate machten zuſammen das Cönobium oder Monaſterium (daher Münſter) aus, wurden von einem Vorſteher, der Abbas (Vater), Higumen oder Mandrit hieß, regiert, und zu einer beſtimmten gleichförmigen Lebensordnung angehalten. Nach des Pachomius Tode 348 beſtand die Mönchskolonie auf Tabenna aus 50,000 Perſonen. Aber nicht nur in Aegypten hatte dieſe Einrichtung einen ſchnellen Fortgang, auch in Paläſtina, Syrien und Armenien fand ſie bald Nachahmung. Die Wüſten und Wälder füllten ſich mit Cönobien von verſchiedener Größe; ſelbſt in und bei den Städten entſtanden ſolche Anſtalten, in denen, wegen der Nähe der Verſuchung, die Strenge der Clauſur, d. h. des Verbots hinauszugehen und mit den Weltleuten zu verkehren, den Mangel abgeſchiedner Wüſteneien erſetzen ſollte, und die daher Anlaß gaben, die Cönobien Claustra, d. h. verſchloſſene Örter, Klöſter zu nennen. Das Kloſterleben, anfangs nur von Männern frei erwählt und daher noch wenig durch andre Geſetze eingeſchränkt, als die Jeder, dem Zwecke andächtiger Einſamkeit gemäß, ſich ſelbſt gab, erhielt, da ſeit der Mitte des 4. Jahrh. auch Frauenmünſter oder Nonnenklöſter (Nonne ſoll in der koptiſchen Sprache die Reine bedeuten) geſtiftet wurden und Menſchen jedes Alters und Standes ſich zudrängten, beſtimmte Regeln vom heiligen Baſilius, durch welche eine gewiſſe Gleichheit der Verfaſſung und Zucht in den Klöſtern des Orients hergeſtellt wurde. Doch gab es im 4. und 5. Jahrh. (außer daß der Eintritt in's Kloſter für eine ſtillſchweigende Verpflichtung zur Keuſchheit und Enthaltſamkeit von allen Weltfreuden, und zum Gehorſam gegen die angenommenen Regeln der innern Lebensordnung galt), noch keine eigentlichen Kloſtergelübde und feierliche Profeſſionen. Erſt im 6. Jahrh. brachte ſie der heil. Benedikt von Nurſia auf. Seiner ſtrengen und zweckmäßigen Regel, die zuerſt in dem, von ihm 529 erbauten Kloſter zu Montecaſino bei Neapel, und nachher in allen Klöſtern des Abendlandes als eine gemeinſame Geſetzgebung angenommen wurde, iſt es vornehmlich zuzuſchreiben, daß die Häuſer nun Wohnſitze der Frömmigkeit, des Fleißes, der Mäßigkeit und der, bei der Verwirrung jener Zeiten in ihre Mauern geflüchteten Gelehrſamkeit zu werden anfingen. Miſſionäre gingen von ihnen aus, Wälder und Einöden wurden von den arbeitſamen Mönchen gelichtet und urbar gemacht; um den Anbau des

Bodens, und um die Bekehrung und Bildung der germaniſchen und ſlaviſchen Völker erwarben ſie ſich vom 6. bis in's 9. Jahrh. weſentliche Verdienſte. Freilich veränderten dieſe, im Zeitalter der Rohheit ſo gemeinnützigen Anſtalten allmälig ihre Natur, jemehr ihr Reichthum und Anſehn wuchs. Müßiggang und Schwelgerei ſchlich mit allen Laſtern der Welt in ihre Mauern ein, und ihr Verfall war unvermeidlich, da ſie theils durch die, unter den fränkiſchen Königen eingeriſſene und von andern Fürſten bald nachgeahmte Gewohnheit, Klöſter wegen ihrer Pfründen an Grafen und Herren zu verſchenken, unter die Aufſicht von Laienäbten (Commendaturäbten) kamen, welche, nur auf den Genuß der Einkünfte bedacht, nichts zur Aufrechterhaltung der Zucht unter den verwilderten Mönchen und Nonnen thun mochten, theils von den Biſchöfen, welche die urſprünglichen Aufſeher der Klöſter waren, aber den Sinn für das kanoniſche Leben meiſtens ſelbſt verloren hatten, entweder nun beraubt und gedrückt, oder wegen der, ihnen zugeſtandnen Freiheiten und Exemptionen ſich ſelbſt überlaſſen wurden. Nur durch die, von Carl dem Großen zur beſſern Bildung der Geiſtlichkeit geſtifteten Kloſterſchulen wußten einige, z. B. die zu Tours, Lyon, Köln, Trier, Fulda, Osnabrück, Paderborn, Würzburg u. ſ. w. den Ruhm ihrer Gemeinnützigkeit auch im 9. und 10. Jahrh. zu behaupten. Dem allgemein empfundnen Bedürfniſſe einer Reform ſuchte zuerſt das Kloſter zu Clugny in Burgund abzuhelfen, das 910 nach der faſt vergeſſenen Regel Benedikts eingerichtet wurde, und ſie noch durch einige ſtrengere Zuſätze verſchärfte. Eine Menge Klöſter in Frankreich, Spanien, Italien und Deutſchland ließen ſich nach dieſem Muſter reformiren; andre gaben der Regel Benedikts eine eigne, neue Geſtalt, und ſtifteten im 11. und 12. Jahrh. mehrere Orden mit einer großen Anzahl von Filialklöſtern, die als Zweige des Hauptſtammes der alten Benediktiner eben ſo viele, durch einen ſtolzen und eiferſüchtigen Conföderationsgeiſt eng verbundne Mönchsſtaaten bildeten. Mit dem Rufe der wiederhergeſtellten Heiligkeit gewannen die Klöſter neues Anſehn und neue Schätze; viele wußten ſich die Befreiung von aller, außer der unmittelbaren päpſtlichen Gerichtsbarkeit zu verſchaffen (exemte Klöſter) und während der Kreuzzüge, wo eine Menge Kreuzfahrer ihnen ihre Güter verpfändeten, oder auf den Fall, daß ſie nicht zurückkehrten, ganz überließen, ihren Reichthum beträchtlich zu vermehren. Das Vorrecht der Unverletzlichkeit, das die öffentliche Meinung den Klöſtern unter den täglichen Räubereien und Privatfehden des Mittelalters zugeſtand, brachte überhaupt unſäglich viel Privateigenthum, das man bei dem rohen Zuſtande der Juſtiz und Polizei nicht beſſer ſicherſtellen zu können glaubte, unter ihren Schutz und in ihre Gewalt. Freilich riß damit, als jener Verbeſſerungseifer abgekühlt und die Macht der Orden befeſtigt war, auch neues Sittenverderben in den Klöſtern ein, und es kam, da der landesherrliche und biſchöfliche Einfluß durch Exemptionen geſchwächt war, und gegen den, durch die Politik der Päpſte geſchützten Uebermuth der in allen Ländern mächtigen Ordenskörperſchaften wenig vermochte, meiſt nur auf die Perſönlichkeit der Aebte an, welcher Geiſt in ihnen herrſchen ſollte. Zur Zeit der Reformation, wo die reichen Güter der von den Mönchen und Nonnen verlaſſenen Klöſter in den proteſtantiſch gewordnen Staaten von den Fürſten theils zu ihrem Fiscus gezogen, theils zu Gründung und Erhaltung öffentlicher Bildungsanſtalten, oder in Univerſitäten und Akademien verwandelt worden ſind, angewendet, theils zur Belohnung verdienter Kirchenlehrer als Pfründen (wie die Abteien in Niederſachſen und im Wirtembergiſchen), auch zur Verſorgung adeliger Fräulein mit

oder ohne Ahnen und mit Indigenat bis zur Heirath der Eingeſchriebenen, wie in Heſſen, Holſtein, Meklenburg u. ſ. w. vorbehalten wurden, mußte ſich die Zahl der Klöſter beträchtlich verringern. In katholiſchen Ländern erhielten ſie zwar ihre Verfaſſung bis in's 18. Jahrh., ſielen aber doch durch den Alles ergreifenden Einfluß eines neuen Zeitgeiſtes immer mehr in der Meinung des Volkes, und mußten beim Sinken der päpſtlichen Macht auch von katholiſchen Fürſten manche Beſchränkung ihrer alten Rechte erdulden, oder was ihnen noch blieb, durch große Opfer erkaufen. Was ſie ehedem als Bewahrer literariſcher Schätze, als Zufluchtsörter für Verfolgte und Nahrloſe, als Erziehungsanſtalten für die Jugend, als bequeme Ruheplätze für ausgediente und abgelebte Weltleute aus den höhern Ständen, als milde Gewahrſame und Beſſerungshäuſer für verirrte und gefährliche Glieder der menſchlichen Geſellſchaft geleiſtet hatten, verſchwand in den Augen der ſtatiſtiſchen Berechnung und philantropiſchen Philoſophie neuerer Zeiten vor dem Nachtheile, den ſie durch die Befördrung der Eheloſigkeit der Bevölkerung, durch ihr unabläſſiges Streben nach den Familiengütern der Reichen, die ihnen Söhne und Töchter anvertrauten, dem Nationalwohlſtande, durch den Müſſiggang ihrer Bewohner dem Gewerbfleiße der Aufklärung und wahren Religioſität, und durch die in ihren Mauern erzeugten geheimen Sünden und Ränke, deren Greuel ſich nicht länger verbergen ließen, und jedes menſchliche Gefühl empören mußten, der Sittlichkeit brachten. So waren dieſe veralteten Stiftungen ſchon von einem großen Theile der erleuchteten Welt geächtet, als Joſeph II. 1781 die Klöſter einiger Orden ganz aufhob, und die, welche er beſtehen ließ, auf eine beſtimmte Zahl von Religioſen einſchränkte, und außer alle Verbindung mit auswärtigen Obern ſetzte. In Frankreich wurde 1790 die Abſchaffung aller Orden und Klöſter decretirt, welchem Beiſpiele ſowol die dieſem Reiche inverleibten Länder, als auch im 19. Jahrh. unter Napoleons Schutz alle katholiſche Staaten des Feſtlandes, außer Oeſterreich, Spanien, Portugal, Neapel, Polen und Rußland, folgten. Die Abſicht dieſer Aufhebung ſchien indeß mehr eine wolberechnete Finanzmaßregel, als ein Werk der Humanität zu ſein. In Preußen wurde für die vertriebnen Religioſen geſorgt, und, nach Joſephs Beiſpiele, der durch die Seculariſationen gewonnene Reichthum den Fonds des Kirchen- und Schulweſens z. Th. zugewendet; wo aber das franzöſiſche Syſtem galt, fielen die Kloſtergüter dem landesherrlichen Fiscus zu, und den Religioſen fehlte es bisweilen am Nothwendigen. Die neueſten Zeitereigniſſe haben indeß ihr Schickſal in Italien ſehr verbeſſert, und während Pius VII. die Wiederherſtellung der eingegangnen Klöſter beabſichtigt, und in ſeinen mit Frankreich, Baiern und Neapel geſchloſſenen Concordaten die Errichtung neuer Klöſter und die Erhaltung der noch beſtehenden geſichert hat, kann die bei jenen gewaltthätigen Seculariſationen aufgeworfne Frage: ob es nicht gerathener ſei, einige dieſer reich begabten Anſtalten als Prytaneen für verdiente Gelehrte und Künſtler, als Ruheſtätten einer beſchaulichen Muße, und Zufluchtsörter für Schwache, die durch Verwaiſung und Unglück mit der Welt zerfallen ſind, noch ferner zu erhalten, auf's neue zur Sprache gebracht werden. In den öſterreichiſchen Staaten ließ man manches Kloſter ausſterben. Diejenigen aber, welche ſich durch Erziehung, beſonders der weiblichen Jugend, und durch Krankenpflege verdient machen, ſollen auch in Zukunft beibehalten werden. Eine ſchätzbare Abhandlung über Klöſter von Fr. von Raumer findet man im Hermes 1822. N. XV. E.

Kloſtergelübde ſind die drei das Kloſterleben bedingenden Ge-

lübde der Armuth, Keuſchheit und des Gehorſams. Die Armuth beſteht darin, daß der Kloſtergeiſtliche kein Eigenthum haben darf; wol aber können die Klöſter Eigenthum beſitzen, denn die katholiſche Kirche unterſcheidet eine hohe, höhere und höchſte Armuth. Die hohe beſteht darin, daß ein Kloſter zwar etwas von liegenden Gründen beſitzen darf, jedoch nicht mehr, als zur Erhaltung des Lebens nöthig iſt, wie die Karmeliter und Auguſtiner. Die höhere beſteht darin, daß ein Kloſter gar keine liegenden Gründe, wol aber bewegliche Gegenſtände, als Bücher, Kleider, Vorräthe an Speiſen und Getränken, Renten u. ſ. w. beſitzen kann, wie die Dominikaner. Die höchſte endlich erlaubt einem Kloſter weder bewegliches noch unbewegliches Beſitzthum, wie die Franciskaner und vornehmlich die Kapuciner. Die Keuſchheit beſteht in der gänzlichen Enthaltung alles vertrauten Umgangs mit dem andern Geſchlecht und der Gehorſam in der Befolgung der Ordensregel und der Befehle der Vorgeſetzten.

Klotz, (Chriſtian Adolph). Dieſer einſt berühmte, gegen das Ende ſeiner Laufbahn aber durch ſeine literariſchen Streitigkeiten, namentlich mit Burmann und Leſſing, berüchtigte Gelehrte wurde d. 13. Nov. 1738 zu Biſchofswerda in der Lauſitz geboren, wo ſein Vater Superintendent war. Den erſten Unterricht, dem er die Liebe zu den Griechen und Römern und den guten lateiniſchen Styl verdankte, welcher ſo viel zu ſeinem Rufe beitrug, genoß er in Görlitz. Er ſtudirte darauf in Leipzig und Jena. Im Hörſaale ſah man ihn jedoch wenig: deſto mehr liebte er den Privatfleiß, benutzte den Umgang mit Gelehrten und bediente ſich ihres Büchervorraths. 1762 wurde er zum auſſerordentlichen Profeſſor in Göttingen ernannt, und 1764 erhielt er daſelbſt eine ordentliche Profeſſur. Bald aber mißfiel ihm Göttingen, und er nahm den Ruf an, den er 1765 durch ſeinen Gönner Quintus Icilius, von Friedrich II. als Hofrath und Lehrer der philoſophiſchen Beredtſamkeit nach Halle erhielt. Friedrich d. Gr. achtete ihn als einen ſeiner vorzüglichſten Gelehrten, und als er einen Ruf nach Warſchau mit 1200 Thlr. Gehalt erhielt, bewilligte ihm der König eine Zulage und den Titel eines Geheimenraths. Klotz hat viel geſchrieben, und ſich vorzüglich durch ſeine lateiniſchen Gedichte, ſeine Historia nummorum contumeliosorum et obsidionalium, ſeine Werke über das Studium des Alterthums und über den Nutzen und Gebrauch alter geſchnittner Steine und ihrer Abdrücke ꝛc. berühmt gemacht. Das letztre Werk aber, das er 1768 herausgab, erweckte ihm harte Widerſprüche, welche ſeinen Ruhm ſehr ſchmälerten. Am meiſten war er als Recenſent in ſeinem Wirkungskreiſe; er arbeitete auch an der allgemeinen deutſchen Bibliothek, unter der Chiffer E. Weil aber in dieſer Zeitſchrift vieles nicht nach ſeinem Willen ging, auch hin und wider Einiges an ſeinen Schriften getadelt wurde: ſo ging er ab, und errichtete in ſeinen Actis litterariis eine Oppoſition gegen die Bibliothek, wodurch er zu dem Namen Klotzianer Gelegenheit gab. Er verwickelte ſich mit vielen der angeſehenſten Gelehrten in Streitigkeiten. Der ſcharfſinnigſte und witzigſte ſeiner Gegner, der ſeinen Fall am meiſten beſchleunigte, war Leſſing, der, wie Herder in ſeinem Aufſatze über Leſſing ſich ausdrückt, in ſeinen beiden Bändchen von Briefen antiquariſchen Inhalts zwei Bären gegen Klotz und ſeine Brut abſchickte. Klotz war unſtreitig ein feuriger und genialer Kopf, welcher eine Idee, die ſich ihm darbot, ſchnell auffaßte und weiter ausbildete. In der griechiſchen und lateiniſchen Sprache hatte er gute Kenntniſſe und erwarb ſich als Lehrer derſelben entſchiedne Verdienſte; von neuern Sprachen wußte er wenig. Bei allen ſeinen

eingeſchränkten Kenntniſſen in den Alterthümern kam er dennoch auf den Einfall, dieſe Kenntniſſe in einer neuen Einkleidung vorzutragen. Im Umgange war er feurig und einnehmend, doch etwas veränderlich und beißend. Selbſt ſein Buſenfreund Schirach mußte ihm oft zur Zielſcheibe ſeines Witzes dienen. Ein regelloſes Leben beſchleunigte ſeinen Tod. Er ſtarb den 31. Dec. 1771.

Knall heißt jeder augenblicklich vorübergehende, heftige Schall. Er wird entweder durch eine ſtarke Anhäufung von Luft und Dampf in einem verſchloſſenen Raume bewirkt, welche ſich plötzlich einen Ausweg verſchafft, oder auch durch einen, plötzlich entſtandnen luftleeren Raum, in welchen die äußere Luft ſchnell einzudringen ſucht. Von den vielen knallenden Stoffen brechen, einige bei Entzündung, Erhitzung oder Schmelzung los, wie, außer dem bekannten Schießpulver, folgende: das Knallgold (Platzgold), ein Niederſchlag des Goldes aus ſeiner Auflöſung in Königswaſſer mittelſt des Ammoniaks oder des flüchtigen Laugenſalzes. Es hat das Anſehn eines gelblichen Kalks und zerplatzt bei geringer Hitze mit einem heftigen Knalle. Dieſer Knall entſteht, indem der Waſſerſtoff des im Knallgold enthaltenen Ammoniums mit dem Sauerſtoff des Goldes Waſſerdunſt bildet, der im Augenblicke der Bildung mit dem frei werdenden Stickgas entweicht, und die Luft in heftige Bewegung ſetzt. Knallkugeln ſind hohle Glaskugeln von der Größe einer Zuckererbſe, mit etwas Waſſer, Weingeiſt oder Luft in ihrer Höhlung verſehen. In Feuer oder auf glühende Kohlen gelegt, zerſpringen ſie mit einem heftigen Knalle, weil das, im Innern befindliche Waſſer durch die Hitze in Dämpfe verwandelt, welche dann, um ſich auszudehnen, die Kugeln zerſprengen. Eine andre Art dieſer Kugeln, von größrem Umfange, werden an der Lampe geblaſen und dadurch ziemlich luftleer gemacht. Zerbricht man ſie: ſo entſteht ebenfalls ein heftiger Knall, weil die äußere Luft plötzlich in den leeren Raum dringt. Knallpulver iſt ein Gemenge, welches, auch ohne eingeſchloſſen zu ſein und ſelbſt in geringer Maſſe, mit einem heftigen Schlage abbrennt, wenn es in einem Löffel über glühende Kohlen allmälig einen Grad von Hitze erlangt, bei welchem ſich Schwefel entzündet. Das Knallpulver beſteht aus 3 Theilen trocknem Salpeter, 2 Th. trocknem Kali und 1 Th. Schwefel, oder aus 2 Thl. Salpeter und 1 Th. alkaliſcher Schwefelleber. Wahrſcheinlich wird durch das allmäliche Schmelzen aus dem Schwefelalkali ein ſchwefelhaltiges Waſſerſtoffgas, und aus dieſem wiederum mit dem, aus dem Salpeter entbundnen Sauerſtoffgas eine Knallluft gebildet. Knallqueckſilber wird durch Auflöſung des Queckſilbers in Salpeterſäure und Niederſchlagung dieſer Auflöſung durch Alkohol in Geſtalt eines Pulvers gebildet, welches ſich wie Schießpulver entzünden läßt, nicht ſo ſtark knallt, wie Knallgold, aber doch im Stande iſt, einen Flintenlauf zu zerſtören. Selbſt unter der Luftpumpe, bei 368° Fahrenheit, entzündet es ſich; ſehr laut blitzt es auf durch einen elektriſchen Funken, noch lauter durch Reiben, am lauteſten durch einen Schlag mit dem Hammer. Doch kann es das gewöhnliche Schießpulver nicht entzünden. Man erhält das Knallqueckſilber, wenn man 100 Gran Queckſilber in 1½ Kubikzoll Salpeterſäure mittelſt der Hitze auflöſt, die Auflöſung kalt in einem Glaſe auf 2 Kubikzoll waſſerfreien Weingeiſt gießt, bis zum Aufbrauſen erhitzt, dann den Niederſchlag auf Fließpapier bringt, denſelben mit deſtillirtem Waſſer wohl abwäſcht und bei einer Wärme des ſiedenden Waſſers trocknet. Knallſilber iſt ein ſchwärzliches Pulver, welches man erhält, wenn man in Salpeterſäure aufgelöſtes Silber mit Kalkwaſſer niederſchlägt, mit deſtillirtem Waſſer wäſcht, mit ätzendem Salmiakgeiſte im Sonnenſcheine

ſo lange digerirt, bis es eine ſchwärzliche Farbe angenommen hat, und dann trocknet. Hitze über dem Siedpunkte, Druck und Reibung entzünden das Knallſilber mit einer ſtarken Exploſion. Die Urſache des Knallens ſowol dieſes, als des Knallqueckſilbers, iſt dieſelbe, wie beim Knallgolde. Knallluft iſt eine Vermiſchung von Waſſerſtoffgas mit atmosphäriſcher Luft. 2) Andre Körper hingegen explodiren durch einen bloßen Schlag, wie vorzüglich ein Gemenge von 20 Thl. hyp. oxygenirt ſalzſaurem Kali, 2 Th. Schwefel und 2 Th. Kohle; und 3) noch andre bei bloßer Berührung mit der Luft, wie das Phosphor-Waſſerſtoffgas, und beſonders eine neuerlichſt entdeckte Subſtanz, das oxygenirt ſalzſaure Salpeterſtoffgas, in Verbindung mit Phosphor oder Schwefel. Y.

Knappe, ſ. Schildknappe.

Knechtſchaft, Sklaverei. Durch dieſes Wort bezeichnet man dasjenige Verhältniß, durch welches der Menſch nicht als eine ſelbſtſtändige Perſon, ſondern nur als eine Sache angeſehen und behandelt wird, ſeiner perſönlichen Freiheit entbehrt. Die Abſtufungen dieſes Verhält-hältniſſes ſind unzählig. Von der Sklaverei des Negers in den weſtindiſchen Kolonien der Europäer, bis zu der milden Eigenhörigkeit, die in einigen Gegenden von Deutſchland, ſelbſt in neuern Zeiten, beſtand, findet bei allen Schmälerung der perſönlichen Freiheit Statt. Zwei Fragen müßen bei der Unterſuchung, ob Knechtſchaft zuläſſig ſei, berückſichtigt werden: 1) kann ſie überhaupt je rechtlich ſein? und 2) iſt ſie dem Berechtigten ſelbſt zuträglich? Iſt es für ihn vortheilhafter, wenn er über unfreie, als wenn er über freie Menſchen zu gebieten hat? Was die erſte Frage betrifft, ſo iſt der Menſch ein vernünftiges Weſen, eine Perſon, nicht aber eine Sache, kann alſo von Natur die Behandlung als ein ſelbſtſtändiges Weſen fodern. Jede Behandlung eines Menſchen als eine Sache iſt unnatürlich und kann daher nicht rechtlich ſein. Man führe dagegen nicht an, daß der Leibeigne ſich oft freiwillig in ein eigenhöriges Verhältniß geſetzt habe, daß er ſelbſt, wenn ihm die Gelegenheit dazu gegeben worden, dies oft ungern verlaſſen wolle. That er dies, ſo that er es unwiſſend, weil er die Folgen und die Wichtigkeit ſeines Schrittes in ſeiner Blödſinnigkeit nicht einſah. In einem ſolchen Falle iſt er dem Kinde gleich zu achten, das über ſein Vermögen Verträge ſchließen wollte. Was in keinem gutgeordneten Staate in Rückſicht des Vermögens rechtlich iſt, das ſollte in Rückſicht der Perſon und der Rechte der Perſönlichkeit, des höchſten Gutes, das der Menſch beſitzt, rechtlich ſein können? Der Menſch, der einen ſolchen unnatürlichen Vertrag für ſich und ſeine Nachkommen einging, war ein Blödſinniger, der durch die Geſetze gegen die Folgen ſeiner Thorheit, die er nicht begreift, geſchützt werden muß; aus dieſer Thorheit der Vorfahren des Pflichtigen Vortheil ziehen zu wollen, bleibt in jedem Falle höchſt widerrechtlich. Diejenigen jedoch, welche die mäßige Knechtſchaft in Schutz nehmen, berufen ſich ungleich weniger auf ihre Rechtmäßigkeit, als vielmehr darauf, daß ſie des Vortheils der Berechtigten wegen beibehalten werden möchte, daß dieſe durch ihre Aufhebung einen, nicht zu berechnenden Verluſt erleiden würden. Es kommt alſo hier hauptſächlich auf die Entſcheidung der Frage an, ob der unfreie Gezwungne eben ſo viel und gut, oder vielleicht noch beſſer und mehr arbeite, als der Freie, und ob der Lohn, der dem letztern für ſeine Arbeit allerdings gereicht werden muß, mit den Koſten im Verhältniſſe ſtehe, welche der Unterhalt des Unfreien dem Herrn verurſacht. Der erſte Punkt wird durch die Vernunft und Erfahrung auf vollkommen gleiche Weiſe beantwortet. Erſtre ſagt, es ſtreite gegen die menſchliche Natur, daß derjenige, der nur durch

Zwang und geringen Vortheil zu einer Arbeit vermocht werde, von der er übrigens ſo viel beſchicken ſolle, als der, deſſen Vortheil größer wird, je mehr er arbeitet. Sie zeigt, daß der Unfreie durchaus nicht viel arbeiten wollen könne, denn er muß fürchten, daß, je mehr er arbeitet, ihm deſto mehr auferlegt werde, daß es daher ſein eigner Vortheil ſei, ſo wenig als möglich zu arbeiten, während bei dem freien Arbeiter gerade das Gegentheil eintrit. Die Furcht iſt eine ungleich ſchwächere Triebfeder, als der eigne Vortheil; gegen die Strafe ſelbſt wird der unfreie, rohe Menſch abgeſtumpft. Noch ungleich mehr aber muß ſich dieſer Unterſchied bei der Güte der Arbeit bewähren. Wer ungern arbeitet, wird nie auf die Vervollkommnung ſeiner Arbeit bedacht ſein. Was liegt ihm daran, ob die Arbeit gut oder ſchlecht ausfällt, ſobald er nur keine Strafe zu befürchten hat? Er arbeitet nur, was ihm aufgegeben iſt; ſelbſt auf Verbeſſerungen zu ſinnen, fällt ihm nicht ein; theils iſt er dazu nicht im Stande, denn die unwürdige Behandlung, die er erduldet, ſtumpft ſeine äußern und innern Sinne ab, theils würde er auch dadurch nicht den geringſten Vortheil haben. Aus dem Vorhergegangnen beantwortet ſich auch die zweite aufgeworfne Frage beinahe ſchon von ſelbſt, ob nämlich der Lohn, der dem freien Arbeiter gereicht werden muß, mit den Koſten in Verhältniß ſtehe, die der Unterhalt des Unfreien erfodert. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier auch zugleich mit in Anſchlag gebracht werden muß, daß der Freie erwieſener Maßen mehr und beſſer arbeiten werde, als der Unfreie, der obendrein bei ſeiner Arbeit durchaus nichts, keine Geräthſchaften u. ſ. w. ſchonen wird, da ja doch Alles ſeinem Zwingherrn allein gehört, dieſen allein der Schaden trifft; daher auch jene unbegreifliche Sorgloſigkeit, die man an den Leibeignen wahrnimt. Er ſorgt nicht für die Zukunft, ſelbſt wenn er mit leichter Mühe könnte; warum ſollte er es auch thun, muß ja doch der Herr ihn füttern, wenn er ſich nicht den größten Schaden zufügen will. Alles, was er beſitzt, gehört entweder durchaus ſeinem Herrn, oder ſein eigner Beſitz iſt wenigſtens ſchwankend, hängt von den Launen ſeines Gebieters ab: wie mag man da Sorgſamkeit und Sparſamkeit erwarten? Sich einige viehiſche Genüſſe zu verſchaffen, im vorübergehenden Rauſche der Zuchtruthe zu vergeſſen, die ihn zur Arbeit treibt, darauf ſinnt er allein. Fragt man endlich die Erfahrung, ſo beſtätigen die unverwerflichſten Zeugniſſe das, was ſchon eine oberflächliche Unterſuchung als vollkommen einleuchtend darſtellt. Wo das Verhältniß der Eigenhörigkeit oder der Leibeigenſchaft, verſteht ſich mit der nie zu vergeſſenden, höchſt nöthigen Vorſicht, aufgehoben wurde, da geſchah es jedesmal auch zum größten Vortheile der Berechtigten des Staats.

Cz.

Knees (Knäzi) bedeutet in Rußland eine Perſon von hohem Adel, oder auch einen Fürſten. Sie können in alte und einheimiſche, und in neue und fremde eingetheilt werden. Unter den einheimiſchen Knäzi ſind Familien, welche von den alten Großfürſten abſtammen, z. B. Dolgorucki und Repnin. Die Kneeſen Golitzin und Kurakin leiten ihren Urſprung von den alten Großherzogen von Litthauer ab. Die tatariſchen Kneeſen in Rußland ſtammen theils aus vormals wirklich regierenden Familien, theils nur von tatariſchen Großen ab. Dieſe letztern haben mit den ruſſiſchen Kneeſen bei weitem nicht gleichen Rang. Da die Kneeſen über ihre Unterthanen keine größere Gewalt haben, wie die übrigen Edelleute: ſo kommen ſie mit den regierenden deutſchen Fürſten in keine Vergleichung; jedoch iſt der ruſſiſchen Kneeſen Benutzungsrecht der Induſtrie ihrer Hörigen größer, als unſre deutſchen Dynaſtien es

ſich, wegen des Einſpruchs der beiden Reichsgerichte jemals erlauben durften.

Kneller (Gottfr.), einer der berühmteſten Porträtmaler, ward 1648 zu Lübeck geboren, und, weil er für den Militärſtand beſtimmt war, nach Leyden auf die Univerſität geſandt, um ſich daſelbſt der Mathematik und Feſtungsbaukunde zu widmen. Da er jedoch eine entſchiedene Neigung für die Malerei zeigte: ſo ließen ihn ſeine Ältern anfangs unter Rembrandt und nachher unter Ferdinand Bole ſtudiren. In Geſellſchaft ſeines Bruders, Joh. Zachar., der ſich der Baukunſt gewidmet hatte, begab er ſich darauf nach Italien, wo er einige der vollendetſten Gemälde Titian's und Hannibal Caracci's copirte und nebenbei auch den freundſchaftlichen Unterricht Carlo Maratti's benutzte. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Rom ging er nach Venedig, wo er anfangs Hiſtorienmaler, aber nachher faſt einzig Porträtmalerei trieb, durch deren Werke er daſelbſt einen großen Ruhm erlangte. 1672 begab er ſich nach Deutſchland zurück, arbeitete in Nürnberg, München und Hamburg, und ging von da 1674 mit großen Empfehlungen nach London. Hier erregten ſeine Arbeiten allgemeine Bewunderung. Auch Carl II. ernannte ihn 1680 zu ſeinem Hofmaler. 1684 machte Kneller, auf Ludewigs XIV. Einladung, eine Reiſe nach Paris, wo er den König und die ganze königl. Familie malte. Dort erhielt er die Nachricht von dem Tode Carls II., ſeines Beſchützers. Doch brachte dies keine Änderung in ſeiner Lage hervor, denn Jacob II. hegte daſſelbe Wohlwollen gegen ihn. Auch Wilhelm bewies ſich gegen den Künſtler ſehr gnädig. Kneller ward 1692 zum Knight (Ritter) ernannt und mußte, auf Befehl des Königs, eine Reiſe nach Brüſſel machen, um daſelbſt den Kurfürſten von Baiern zu malen, wofür er von dieſem eine Medaille, nebſt goldner Kette, dreihundert Pf. Sterl. an Werth, zum Geſchenk erhielt. Kneller ſchien vom Schickſale auserſehen zu ſein, im Beſitze der Gunſt der Könige zu leben, ohne die veränderliche Laune derſelben erfahren zu müſſen; ſelbſt nicht die politiſchen Stürme hatten Einfluß auf ſein günſtiges Schickſal. Obgleich ein eifriger Anhänger der Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron gehoben hatte, blieb er doch in ſtetem guten Vernehmen mit den Freunden des vertriebnen Königs, Jacobs II., und ſetzte ſogar ſeinen vorigen Umgang mit demſelben fort. Georg I. ernannte ihn 1715 zum Baronet, unter dem Titel von Whitton in der Grafſchaft Middleſex, und der deutſche Kaiſer Joſeph I. noch früher zum römiſch-deutſchen Ritter. Was den wahren Werth ſeiner Porträts betrifft, ſo behaupten gleichzeitige Schriftſteller, er habe zu ſehr den Abgebildeten geſchmeichelt, aber durch Leichtigkeit und Anmuth der Ausführung ſowol, als durch kräftiges Colorit und edle Einfalt, den Mangel der Ähnlichkeit erſetzt. Kneller ſtarb 1723, und hinterließ ein großes Vermögen. Nach ſeinem Tode ward ihm in der Weſtminſter-Abtei ein Denkmal errichtet, mit einer übertrieben lobpreiſenden Inſchrift, für deren Verfertigung Pope, noch bei Lebzeiten des Künſtlers, fünfhundert Pfund empfangen haben ſoll. Vergl. Spence's Anecdotes, by Singer. Lond. 1820.

Knigge (Adolph Franz Friedrich Ludwig, Freiherr), geboren d. 16. Oct. 1752 zu Bredenbeck, einem Gute ſeines Vaters, nicht weit von Hannover, ward daſelbſt bis in ſein vierzehntes Jahr ſehr ſorgfältig erzogen. Dann machte er einige Reiſen mit ſeinem Vater, auf welchen dieſer den Überreſt ſeines Vermögens verzehrte, ſo daß er dem Sohne bei ſeinem Tode (1766) anſehnliche aber tiefverſchuldete Lehngüter hinterließ. Der junge Knigge genoß nun Privatunterricht und bezog 1769

die Univerſität Göttingen. Auf einer Reiſe nach Caſſel wurde er vom Landgrafen Friedrich II. zum Hofjunker und Aſſeſſor der Kriegs- und Domänenkammer ernannt, welche Stelle er 1772 antrat. Indeſſen ward er, ehe ſeine dortigen vortheilhaften Ausſichten ſich verwirklichen konnten, durch ökonomiſche Verhältniſſe genöthigt, ſeine Stelle in Caſſel niederzulegen und auf ſeine Güter zu gehen. Aber ſchon 1777 trat er als Kammerherr in Dienſte des weimariſchen Hofes, machte nachher mehrere Geſchäftsreiſen und privatiſirte dann mit ſeiner Familie nach und nach zu Hanau, Frankfurt und Heidelberg. Im J. 1790 ward er zum Oberhauptmann und Scholarchen in Bremen erwählt, wo er bereits am 6. Mai 1796 ſein ziemlich unruhiges Leben endigte, mit Hinterlaſſung einer, nach ſeiner Genialität gebildeten Tochter. Er war in mehr, als einem Fache ein gewandter Schriftſteller; beſonders erhielten ſeine Romane, durch leichte, gefällige Erzählung und durch einen Anſtrich von Satyre, beſonders aber durch eine populäre Lebensphiloſophie, den Beifall der Leſewelt. Seine Reiſe nach Braunſchweig, die man lange für einen komiſchen Roman hat gelten laſſen, in welcher aber nur einige luſtige Situationen anzutreffen ſind, zeigt, daß Knigge, wenn er nicht ſtets in ſeiner eignen Perſönlichkeit befangen geweſen wäre, ſich zu reinkomiſchen Erzeugniſſen hätte erheben können. Ein großes Glück hat ſein Werk: über den Umgang mit Menſchen, gemacht, welches auch, aus dem beſchränkten Standpunkte angeſehen, aus welchem der Verfaſſer den Menſchen betrachtet, allerdings viel Gutes enthält, welches aber, wenn es wirklich zur allgemeinen Handlungsweiſe erhoben werden ſollte, das Leben, wie der Krämer ſeine Waare, in einzelnen Quentchen auswägen würde. Daß übrigens Knigge's Laune nur erkünſtelt war, daß ſein Charakter ſich in einiger Befangenheit erhielt, ſehen wir ſchon aus ſeiner Hinneigung zu dem bekannten Illuminaten-Orden, deſſen Mitglied er 1780 wurde, und für welchen er mit großer Thätigkeit wirkte. Dieſe Verbindung verwickelte ihn in viele unangenehme Verhältniſſe, unter andern mit Zimmermann, gegen welchen er jedoch den angeſtellten Prozeß gewann. Unter dem Namen Philo gab er dann, nach Aufhebung jenes Ordens, eine merkwürdige Erklärung über denſelben heraus, ſo wie er ſeinen Unwillen in der Geſchichte der Aufklärung von Abyſſinien, in Wärmbrand's politiſchem Glaubensbekenntniſſe und den Papieren des Etatsrath von Schafkopf darſtellte. Einen Antheil an Bahrdt mit der eiſernen Stirn, der unter ſeinem Namen erſchien, hat er völlig von ſich abgelehnt. Seine übrigen Schriften ſind: der Roman meines Lebens; Geſchichte Peter Clauſens, und Geſchichten des armen Herrn von Mildenburg.

Knight (engliſch ein Ritter) kömmt von dem deutſchen Knecht, welches ehemals eine Perſon männlichen Geſchlechts überhaupt, dann die den Fürſten oder hohen Adligen dienenden Perſonen, welche ebenfalls Edelleute waren, bedeutete, und erſt nach und nach ſeine heutige niedere Bedeutung erhalten hat. In England iſt der Knight eine Stufe des niedern Adels. Vor Zeiten bis in die erſte Hälfte des 17. Jahrh: herab, gab es zwei Stufen der Ritterwürde, Knights-Bannerets (die vom König, oder vielleicht auch von Heerführern, gewöhnlich zur Belohnung der Tapferkeit, erhoben wurden, indem man ihr Banner viereckig ſchnitt) und Knights-Bachelors, die unterſte Stufe. Jene ſind gänzlich erloſchen, dieſe aber, die auch bloß Knights genannt werden, haben einen bloßen, nicht erblichen Ehrentitel, welcher, als leicht zu erwerben, nicht ſehr geachtet wird. Der König ertheilt ihn Bürgern, Gelehrten, Ärzten, indem er den Knieenden mit dem Degen auf die rechte

Schulter ſchlägt, und dazu ſpricht: Rise Sir (Steht auf, Herr). Die höhere Stufe bilden jetzt die Knights-Baronets, die gewöhnlich bloß Baronets genannt werden. Dieſe Adelswürde, die einzige erbliche Ritterwürde, ſteht unter dem Baron, und wurde 1621 von König Jacob I. geſtiftet, der auf einmal 200 ernannte. Wer Baronet werden will, muß von achtbarer Herkunft ſein, und 1000 Pfund Sterl. Einkünfte von ſeinen Gütern haben. Er ſetzt den Titel Sir vor ſeinem Taufnamen, und Baronet nach ſeinem Geſchlechtsnamen. Er hat den Rang vor allen Rittern, außer den Rittern des Hoſenband-Ordens. — Es gibt auch eigene Baronets von Schottland, die man auch Baronets of nova Scotia nannte. Dieſe Würde ward von Jacob I. und Karl I. eingeführt, um die Anſiedlungen in Neu-Schottland oder Acadien in Amerika zu befördern. Jeder dieſer Baronets erhielt ein Stück Land in Neu-Schottland zum Geſchenk. Unter Cromwell ging dieſe Würde unter, und ward erſt 1775 hergeſtellt. Auch Irland hat eigene Baronets. Die Mitglieder eines Ritterordens werden ebenfalls Knights genannt. K. B., welches man häufig bei engliſchen Titeln findet, heißt: Ritter des Bath-Ordens.

Knipperdolling, ſ. Taufgeſinnte.

Knittelverſe heißen kurze jambiſche Verſe (am gewöhnlichſten acht- oder neunſylbige) welche ſich paarweis reimen, übrigens aber keine ſtrenge Meſſung beobachten, wodurch ſie gewöhnlich etwas Rauhes, Ungeebnetes erhalten, und weshalb ihr Gang mit dem über einen Knitteldamm verglichen worden; daher ihr Name. Es läßt ſich nicht beſtimmt nachweiſen, wann und von wem dieſe Art Verſe zuerſt gebraucht worden iſt: ſo viel iſt indeſſen gewiß, daß ſie ſehr alt ſind, wie denn ſchon unſre älteſten Sprichwörter in Knittelverſen abgefaßt ſind. Da das Geſetz des Reims in den neuern Sprachen das erſte Erforderniß bei Ausbildung derſelben zur Poeſie geweſen iſt (denn ein noch ungeübtes Ohr iſt am empfänglichſten für den Reim): ſo ſcheint mit dem ſogenannten Knittelverſe auch der erſte Schritt zur Verskunſt gethan zu ſein. Jetzt bedient man ſich ihrer nur in der burlesken Poeſie, wo ſie durch ihren freien Charakter oft von großer Wirkung ſind.

Knobelsdorf (Hans Georg Wenceslaus, Freiherr von), ein großes architektoniſches Genie. Er wurde 1697 geboren, trat in königl. preußiſche Kriegsdienſte und ſtieg bis zum Hauptmann. 1730 nahm er ſeinen Abſchied, um ſich ganz der Malerei und Baukunſt zu widmen, und machte eine Reiſe nach Italien und Frankreich, durch die er ſeinen Geſchmack bildete. Hierauf begab er ſich nach Rheinsberg zu Friedrich II., damals Kronprinzen, dem er an Malerei und Baukunſt Geſchmack beibrachte, und von ihm ſpäterhin zum Oberaufſeher aller königlichen Gebäude und zum geheimen Finanzrath ernannt wurde. Er ſtarb im J. 1753 zu Berlin. Unter ſo manchen, von ihm aufgeführten königlichen Gebäuden bleibt beſonders das Schloß Sans-Souci ein Denkmal ſeines Ruhms; den Thiergarten zu Berlin hat er gleich beim Antritte der Regierung Friedrichs II. ungemein ſchön angeordnet. Man hat auch gute Bildniſſe und Landſchaften von ihm. Von dieſem Manne, der mit einem großen Geiſte Treue und Redlichkeit verband, ſagte ein Zeitgenoſſe, daß, wenn er den Verſtand als Perſon malen ſolle, Knobelsdorf ihm dazu ſitzen müſſe. Sein Freund Friedrich II. ſchrieb ſelbſt ſein Ehrengedächtniß, welches in den Memoiren der Akademie T. VIII. gedruckt iſt.

Knochen (Gebeine) ſind die härteſten und feſteſten Theile des thieriſchen Körpers. Sie machen die Grundlage ſolcher Körper aus, die

nicht von außen, wie die Körper der meiſten Inſekten, durch einen feſten hornartigen Ueberzug gedeckt ſind. Die weichen, feſten Theile ſchließen ſich an die Knochen an. Dieſe ſind bei ihrem Entſtehen weich und biegſam und heißen dann Knorpel. (Viele Thiere haben ſtatt der Knochen nur Knorpel, ſie heißen daher Knorpelthiere — z. B. die Knorpelfiſche). Der urſprüngliche Stoff, woraus die Knochen gebildet werden, iſt der Knochenſaft, welcher aus phosphorſaurer Kalkerde und thieriſcher Gallerte beſteht und von der, die Knorpel und ſpäterhin die Knochen umgebenden Haut abgeſondert wird und dahin ſtrömt, wo nach der Abſicht der Natur ein Knochen gebildet werden ſoll. Zuerſt fließt der Knochenſaft nach dem Mittelpunkte dieſer Stelle (dem Verknöcherungspunkte) und häuft daſelbſt immer mehr Knochenmaſſe zuſammen, bis der Knochen ſeine durch den Knorpel beſtimmte Geſtalt gewonnen hat. Leidet er irgend eine Zerſtörung: ſo erſetzt die Natur den Schaden durch Herbeiführung des Knochenſafts ſogleich wieder. Der Knorpel, an welchem ſich die Knochenſubſtanz abſetzt, wächſt ſelbſt durch den, ihm von den Arterien zugeführten Stoff. Knorpel bemerkt man ſchon in Embryonen von einem Monate, aber noch keine Knochen. Gegen Ende des zweiten Monats bemerkt man Knochenkerne, und zu Ende der Reife völlig ausgebildete Knochen in ihnen. Nach der Geburt bilden ſich die Knorpel immer mehr aus, und haben in gemäßigten Erdſtrichen, beim Menſchen zwiſchen dem 15ten und 20ſten Jahre ihre Vollkommenheit erlangt. Von hier an bis zum 50ſten Jahre verändern ſie ſich nicht ſonderlich, ob ihnen gleich nicht ganz dieſelbe Form bleibt. Nach dieſer Zeit verſchlechtern ſie ſich, und werden ſogar dünner und leichter. Alle Knochen der Thiere aus den beiden erſten Klaſſen ſind äußerlich, auf und dicht unter ihrer Oberfläche dichter und feſter, nach innen zu lockerer. Ihre Subſtanz iſt, die Zähne ausgenommen, faſt einerlei, und nur die Zuſammenfügung oder Verbindung der feinſten Knochentheilchen zu einem ganzen Knochen iſt zellig, und alle ſind, außer den Zähnen, mit der Bein- oder Knochenhaut überzogen, welche letztre aus dichtem Zellſtoffe, aus Schlag- und Blutadern und aus Saugadern beſteht. Dieſe Beinhaut dient zur Erhaltung und Ernährung des Knochens. Bei den Knochen, welche inwendig hohl ſind, trifft man eine andre Materie, nämlich das Mark- oder Knochenfett an, welches durch Arterien, die überall in die Knochen eindringen, abgeſondert wird, die wahrſcheinlich dazu dient, die Knochen ſtets in einem geſchmeidigen Zuſtande zu erhalten. Durch anhaltendes ſtarkes Kochen im Waſſer, beſonders im papinianiſchen Topfe, oder durch Auflöſung des erdigen Theils in einer mit vielem Waſſer verdünnten Salpeterſäure kann man die Knochengallerte abſcheiden. Knochen geben pr. Pfund faſt 2 Unzen Taſchenbouillon, Fleiſch dagegen nur die Hälfte. Die Knochenerde erhält man durch das Verbrennen oder Verkalken der Knochen. Die Lehre von den Knochen wird nach dem griechiſch-lateiniſchen „Osteologia“ Oſteologie genannt.

Knoten (in der Aſtronomie) werden die beiden Punkte genannt, in welchen die Bahnen der Planeten, Nebenplaneten und Kometen die Ekliptik an der ſcheinbaren Himmelskugel durchſchneiden. Sobald jene Himmelskörper auf ihrer Laufbahn um den Himmel die Knoten berühren, befinden ſie ſich ſelbſt in der Ekliptik und haben daher keine Breite. Die ſcheinbare Himmelskugel wird durch die Ekliptik in zwei Hälften getheilt, wovon die eine über der Ekliptik nach dem Nordpole, die andre aber unter ihr nach dem Südpole zu liegt. Trit nun einer der Himmelskörper bei ſeinem Durchgange durch einen der Knoten in die obere

Hälfte: ſo iſt dies der aufſteigende Knoten, weil der Himmelskörper ſich dann uns, Bewohnern der nördlichen Hemiſphäre, nähert; trit er in die untere Hälfte: ſo iſt dies der niederſteigende Knoten. Alle Knoten der Himmelskörper haben eine langſame rückgängige Bewegung, welche zwar in einer kurzen Reihe von Jahren wenig beträgt, aber doch auf die Länge bedeutend wird. Davon iſt die gegenſeitige Anziehung der Planeten Urſache. Bei dem Monde iſt der Rückgang ſo beträchtlich, daß die Knoten deſſelben binnen 19 Jahren durch den ganzen Thierkreis gehen.

Knox (Joh.), der Reformator Schottlands, geb. 1505 in Gifford bei Haddington in Schottland, auf der Akademie St. Andrews zum ſcholaſtiſchen Philoſophen und gewandten Dialektiker gebildet und ſchon vor 1530 Lehrer dieſer Philoſophie und ordinirter Prieſter, kam durch das Studium der Kirchenväter, beſonders des Hieronymus und Auguſtinus, ſeit 1535 in nähere Bekanntſchaft mit der Bibel und durch dieſe zu proteſtantiſchen Anſichten. Schottland, um hundert Jahre hinter der Bildung des Feſtlandes zurück, trug damals die Feſſeln eines Klerus, der roher, als irgendwo, aber durch Reichthum und Volksglauben übermächtig, ſeit 1524 mehrere Anhänger der deutſchen Reformation den Flammen geopfert hatte. Erſt 1542, nach Jacobs V. Tode, gewann das neue Licht einigen Raum, da der Regent, Graf Arran, ihm anfangs ſelbſt huldigte, und 1543 das Leſen der engliſchen Bibel frei gab. Knox, ſeit 1542 erklärter Proteſtant, predigte um dieſe Zeit im Süden des Reichs gegen das Papſtthum, und fand unter den neuen Verfolgungen, welche die 1543 erfolgte Umſtimmung des Regenten nach ſich zog, einen ſichern Aufenthalt im öſtlichen Lothian als Hauslehrer bei dem Laird Douglas. 1547 ward er Prediger bei den Verſchwornen, die nach Ermordung des Kardinals Beaton das Schloß St. Andrews eingenommen hatten. Hier veranſtaltete er die erſte öffentliche Communion unter beiderlei Geſtalt, kam aber noch in demſelben Jahre mit der Beſatzung in Gefangenſchaft und nach Frankreich auf die Galeeren. Nach ſeiner Befreiung, im Febr. 1549, wurde er von der Regentſchaft in England als Miſſionsprediger des Evangeliums in der Provinz Berwick gebraucht, 1551 mit Beibehaltung dieſes Geſchäfts zum Kapellan des Königs ernannt und ein vorzügliches Werkzeug der engliſchen Reformation. Beſonders denkwürdig machte er ſich der engliſchen Kirche dadurch, daß er bei Berathungen mit der Regentſchaft die Abſchaffung der Brodverwandlungslehre und der Hoſtienverehrung bewirkte. Doch immer unzufrieden mit den papiſtiſchen Gebräuchen, die man in England noch beſtehen ließ, ſchlug er 1553 ein Pfarramt in London und bald darauf auch ein von Eduard VI., vor dem er mehrmals predigte, ihm angetragenes Biſthum aus. Durch den Tod dieſes Königs verlor er 1554 ſeine Bevollmächtigung zum Miſſionsgeſchäft, und entging den Verfolgungen der Königin Maria nur durch ſeine Flucht nach Genf, wo ihn Calvin mit brüderlicher Achtung und Freundſchaft aufnahm. Hier befeſtigte ſich ſeine ſchon entſchiedne Vorneigung für die Lehre und Kirchenverfaſſung der presbyterianiſchen Reformirten, daher er auch das im Nov. 1554 übernommne Predigtamt bei den engliſchen Ausgewanderten in Frankfurt am Main, wegen innrer Spaltungen dieſer zum Theil der engliſchen Liturgie geneigtern Gemeine, nach wenigen Monaten aufgeben mußte, und 1555 nach Genf und von da nach Schottland zurückkehrte. In dieſem Reiche hatten inzwiſchen die Freunde der Reformation ſich zwar vermehrt, aber von der katholiſchen Kirche noch nicht förmlich losgeſagt. Dazu bewog nun Knox die in Edinburgh Gegenwärti-

gen, vor denen er in Privatverſammlungen predigte, wie auch Viele in den Provinzen, wo er predigend umherzog. Von der Geiſtlichkeit nach Edinburgh gefodert, erſchien er daſelbſt den 15. Mai 1556; aber ſtatt ihn zur Verantwortung zu ziehen, ließen die erſchrocknen Biſchöfe ihn 10 Tage in einem Privathauſe ungeſtört predigen, und die Königin Regentin begnügte ſich, ſeine Rechtfertigung nicht zu leſen. Denn nach ihrem Wunſche ſollten entſcheidende Schritte von beiden Seiten jetzt vermieden werden, und daß Katholiken und Proteſtanten in Schottland verträglich neben einander leben könnten, hielt weder die katholiſche Geiſtlichkeit, noch die proteſtantiſche Partei für räthlich oder nur möglich. Ungeachtet Knox mehrere bedeutende Männer von hohem Adel für dieſe Partei gewonnen hatte, ſchien ihm ſein Vaterland zu einer allgemeinen Reformation doch noch nicht rief, und noch im Sommer 1556 folgte er mit ſeiner Gattin, Miß Bowes, die er ſchon in England gewählt, aber wegen ſeines unſtäten Lebens bis jetzt nicht bei ſich gehabt hatte, dem Rufe zum Predigtamte bei der engliſchen Gemeine in Genf, während die ſchottiſchen Biſchöfe ihn nach ſeiner Abreiſe wieder vorluden und in contumaciam zum Feuertode verdammten. Von Genf aus erließ er eine Appellation gegen dieſes Urtheil an ein allgemeines Concilium, mit Ermahnungen an den Adel und die Gemeinen von Schottland, und wußte überhaupt den Mangel ſeiner Gegenwart im Vaterlande durch kraftvolle Lehrſchreiben zu erſetzen. Schon 1557 verlangte die nun verbundne Congregation Chriſti (ſo nannte ſich die proteſtantiſche Partei in Schottland) ſeine Rückkehr; er übergab auch ſein Predigtamt einem Andern; doch ihre Unentſchloſſenheit nöthigte ihn, von Dieppe, nach einigem Aufenthalte unter den Reformirten in Frankreich, wieder nach Genf zu gehn, wo er nicht nur ſeine theologiſchen Studien, vorzüglich der hebräiſchen Sprache fortſetzte, ſondern auch mit einigen Freunden die engliſche Bibelüberſetzung beſorgte, die unter dem Namen der genfer Bibel bekannt iſt. Auch gab er hier ſein Schreiben an die Königin Regentin zur Widerlegung der Vorurtheile gegen die Reformation, und ſeinen Zuruf und Ermahnung an den Adel und die Reichsſtände von Schottland heraus, worin er dieſen ihre Pflicht für die Kirchenverbeſſerung zu ſorgen einſchärfte und den Proteſtanten eine Liturgie für ihre Verſammlungen vorſchrieb. Beide Schriften waren für ihren Zweck von großer Wirkung. Aber ohne etwas zu verbeſſern, ſchadete er nur ſich ſelbſt durch die, 1558 erſchienene, eigentlich bloß gegen die grauſame Maria von England gerichtete, höchſt bittre und heftige Schrift: Erſter Trompetenſtoß gegen das monſtröſe Weiberregiment, die ihm die perſönliche Feindſchaft der Königin Eliſabeth von England, wie der Regentin und ihrer Tochter, der Königin Maria Stuart zuzog. Er ging daher neuen Gefahren entgegen, als er den ruhigen und für die Erweiterung ſeiner theologiſchen Kenntniſſe ſehr wichtigen Aufenthalt in Genf 1559 endigte, um wiederholten Einladungen nach Schottland zu folgen, und, das Vorbild der genfer Kirche im Herzen, eben ankam, da die Regentin die Vertreibung der proteſtantiſchen Lehrer beſchloſſen hatte. Sogleich erklärte ſie ihn beſonders in die Acht und befeſtigte dadurch ſeine, nun unverholen ausgeſprochne Überzeugung, daß den Königen in ungerechten Dingen kein Gehorſam zu leiſten ſei. Das Volk nahm ihn mit Begeiſterung auf; aber wider ſeine Abſicht brach es nach einer feurigen Predigt, die er zu Perth gegen den Bilderdienſt hielt, in eine Zerſtörungswuth aus, die ſeine Worte gerechtfertigt zu haben ſchienen, wenn gleich der Schlag, mit dem ein, nach der Predigt des Reformators Meſſe leſender Prieſter die Neckereien eines Knaben beſtrafte, das Signal dazu war. Altäre

und Bilder wurden niedergeriſſen und zerſchmettert, Klöſter der Erde gleich gemacht und ihre Schätze unter die Armen vertheilt; dies geſchah erſt zu Perth, bald auch in andern Städten. Die einmal aufgeregte Menge war von einer Schwärmerei ergriffen, die weder Lehrer noch Obrigkeit mehr bändigen konnten. Freilich gehörten dieſe Bilderſtürmer zum niedrigſten Pöbel und Knox ſelbſt äußerte laut ſeinen Unwillen über ihre Ausſchweifungen. Dennoch brachte ſie die katholiſche Partei auf ſeine Rechnung, und die Congregation der proteſtantiſchen Lords mußte ſie vertreten. Man ſchrit daher auf beiden Seiten zur Gewalt der Waffen. Wo die Proteſtanten ſiegten, reformirten ſie auf eigne Hand. Knox, die Seele ihrer Partei, predigte zu St. Andrews und auch hier zertrümmerte das Volk die Zierden des Katholicismus. Das Kriegsglück brachte ihn endlich nach Edinburgh, wo die Bürgerſchaft ihn zum Prediger wählte. Doch er mußte bald wieder dem franzöſiſchen Heere der Regentin weichen und unternahm eine Predigerreiſe durch die Provinzen. Von hier aus knüpfte er Unterhandlungen mit England an, um den franzöſiſchen Hülfstruppen der Regentin engliſche entgegen zu ſtellen; vergebens ſetzte ſie einen Preis auf ſeinen Kopf, ſeine Partei nahm ihr die Zügel der Regierung und erzwang den Abzug der Franzoſen. So wurde der Proteſtantismus in Schottland frei und die Reformation 1560 durch das Parlament geſetzlich. Knox hatte dabei die Genugthuung, daß in Rückſicht der Lehre und des Gottesdienſtes ſeine (die presbyterianiſch reformirte) Anſicht die allgemeine Zuſtimmung gewann und den Charakter der ſchottiſchen Kirche beſtimmte, aber auch den Schmerz, das reiche Erbe der alten Kirche durch die Habſucht des Adels zerſplittert und den Zwecken der Religion größtentheils entzogen zu ſehen. Seit 1560 verwaltete er das Predigtamt in Edinburgh mit der ihm eignen Freimüthigkeit und Gewalt über die Seelen. Schon darum, aber noch mehr wegen ſeines Gewichts im Rathe der Congregation mußte er, ſobald die junge Königin Maria Stuart 1561 den ſchottiſchen Boden betrat, ein Gegenſtand ihrer Sorgen und Pläne werden. Vergebens ſuchte ſie ihn in fünf vertraulichen Unterredungen, zu denen ſie ihn berief, bald zu ſchrecken, bald zu gewinnen. Ihre Künſte ſcheiterten in der Geradheit und ſittlichen Strenge dieſes Mannes, der, obwol nicht ungerührt bei den Thränen, die der Ärger über ſeine Unbiegſamkeit ihr auspreßte und weder ſo unehrerbietig, als ihre Schutzredner behauptet haben, noch härter gegen ſie, als ihm das Gewiſſen gebot, ſeinem Unwillen über ihre leichtſinnige Lebensweiſe und papiſtiſche Denkungsart ſelbſt auf der Kanzel freien Lauf ließ. Da ſie endlich für ihren Hof den katholiſchen Gottesdienſt öffentlich einführte, berief er, um die, ſeiner Kirche drohende Gefahr abzuwenden, den Adel zu einer Verſammlung. Der Brief, worin er dies that, wurde aufgefangen und Knox von der Königin des Hochverraths beſchuldigt und vor ein Gericht der Lords geſtellt, bei dem ſie nur das rachgierige Weib zeigte. Zu ihrem Verdruſſe ſprachen die Richter ihn frei und „an dieſem Abende,“ ſo ſchreibt er ſelbſt, „wurde bei Hofe weder gefiedelt noch getanzt.“ Seine bittern Äußerungen über ihre Heirath mit dem katholiſchen Darnley gaben ihr neuen Anlaß zur Klage. Doch verließ Knox Edinburgh erſt, da ſie 1566 ſelbſt dahin kam und kehrte ſogleich nach ihrer Abſetzung im Sommer 1567 dahin zurück. Er hatte dazu deſto eifriger mitgewirkt, jemehr ihr Plan, die Reformation in Schottland wieder zu unterdrücken, ihm klar geworden war; ja er ſtimmte ſelbſt für ihr, durch Mord und Ehebruch verdientes Todesurtheil, dem ſie ſich aber durch die Flucht entzog (ſ. d. Art. Maria Stuart). Noch das letzte Jahr ſeines Lebens

wurde durch einen Bürgerkrieg beunruhigt, den Mariens Anhänger 1571 erregten; ſie vertrieben ihn von Edinburgh und als die Wiederherſtellung der Ruhe ihn 1572 dahin zurückführte, war er ſo ſchwach, daß ſeine Stimme die Kirche nicht mehr ausfüllte. Am 24. Nov. 1572 ſtarb er. Im Augenblicke der Einſenkung ſeines Leichnams gab der Regent Graf Morton ihm das Zeugniß: Hier liegt der Mann, der ſich nie vor einem Menſchen fürchtete. Er hinterließ von ſeiner erſten, 1560 verſtorbenen Gattin zwei Söhne, die als Theologen zu Cambridge unbeerbt ſtarben, von der zweiten, ihm 1564 verbundnen Gattin, einer Tochter des Lord Ochiltree drei Töchter, die ſich an Prediger verheiratheten; die jüngſte derſelben zeigte ſich bei der Verbannung ihres Gatten, Welch, an Geiſt und Kraft ihrem Vater ähnlich. Knox nimt unter den Reformatoren des 16. Jahrh. eine ehrenvolle Stelle ein. Er beſaß mehr Verſtand als Gelehrſamkeit, mehr Kraft, als Milde. Eifrig und unerſchrocken, wie Luther, im Kampfe faſt noch heftiger, aber verſchloſſen in ſeinem Weſen, und tiefer in die politiſchen Händel der Partei, die er beſeelte, hineingezogen, leitetete er die Reformation planmäßiger, als dieſer. Eine hinreißende, gewaltige Beredtſamkeit, eine ehrfurchtgebietende Perſönlichkeit, eine tiefe Religioſität gab ſeinen Vorträgen den Reiz, der die Gemüther feſſelt. In Schottland wurde er von allen Parteien gefürchtet, von der ſeinigen auch kindlich geliebt und verehrt. Die jetzige Verfaſſung der presbyterianiſchen Kirche in Großbritannien, iſt ſein Werk. Daß ihn Hume getadelt, Robertſon nur ſchwach vertheidigt und die Lobredner der ſchönen Maria Stuart der Rohheit und Säure beſchuldigt haben, mußte in der Zeit, wo es unter den Schriftſtellern Mode ward, die Partei dieſer Königin zu nehmen, ſeinem Andenken allerdings ſchaden. Dieſe Tadler vergaßen aber, welche Rückſicht die Sitte ſeines Volks und ſeiner Zeit, die Bitterkeit ſeiner Erfahrungen und Schickſale, ſeine Stellung als Verfechter einer bedrohten Partei und das unaufhaltſame Treiben ſeines thatendurſtigen Geiſtes bei der Beurtheilung ſeines Verfahrens erheiſcht. Rauh, ja zum Trübſinn geneigt, war er freilich bisweilen, doch in Schottland, wo Privatintereſſen oft noch ſtärker wirkten, als öffentliche, und die Verwirrung ohne eine zuſammenhaltende Kraft unheilbar geworden wäre, bedurfte die Reformation gerade eines ſolchen ſtrengen Mannes, um zu gedeihen. Vergl. Life of John Knox by Th. M'Crie 3 ed. Edinb. 1814, im Auszuge überſetzt unter dem Titel: Leben des ſchottiſchen Reformators rc. mit einer Vorrede herausg. von Plank, Göttingen 1817. 8. und Cooke's History of the Reformation of Scotland. E.

Kobalt (Kobold) iſt ein Mineral, welches ein eignes Geſchlecht ausmacht, und deſſen Erze Kobaltſpeiſe genannt werden. Es hat eine eiſen- oder ſtahlgraue, in's Röthliche ſpielende Farbe. Der Kobalt iſt ſchwer, ſpröde, zerfällt unter dem Hammer in Brocken, und zeigt nur im Stande der höchſten Reinheit einen geringen Grad von Dehnbarkeit. Gewöhnlich iſt er mit Arſenik, Nickel und Eiſen vermengt. Er ſoll auch vom Magnet nicht allein angezogen werden, ſondern ſelbſt anziehend ſein. Im Feuer iſt der Kobalt ſehr ſchwer flüſſig zu machen, ſo daß dazu die Hitze des ſchmelzenden Kupfers verlangt wird, und je mehr er von Arſenik frei iſt, deſto ſchwerer fließt er und deſto ſchwerer läßt er ſich verkalken. Ja, er zeigt ſich in dem ſtärkſten Grade von Hitze feuerfeſt. Er löſet ſich in allen Säuren auf, im Waſſer bleibt er aber unauflöslich. Seine Halbſäuren, oder nicht er ſelbſt, bilden, in Vereinigung mit den Erden, eine Art blaues Glas. Das von ſeinen Zuſätzen geſchiedne Erz heißt Kobaltkönig, von welchem man jedoch im

Großen keinen Gebrauch machen kann, weßhalb man ihn nur in kleinen Maſſen zu chemiſchen Verſuchen ſcheidet. Der Kobaltkalk, mit dem der Kobalt vermiſcht iſt, und das Kobaltglas, ſind allein der Zweck der Scheidung. Der Kobaltkalk wird durch's Schmelzen mit Kieſel und Potaſche, oder einem andern Laugenſalze zu einem dunkelblauen, ja ſchwarzen Glaſe, welches die bekannte Schmalte (blaue Farbe, blaue Stärke) gibt. Die Anſtalten, wo dieſe Schmalte bereitet werden, heißen **Blaufarbenwerke** (ſ. d. Art.). Ehe man die Erfindung machte, Schmalte aus den Kobalterzen zu bereiten, warf man ſie als unnütz, ja wegen ihrer giftigen Eigenſchaften ſogar als ſchädlich, weg. Die vornehmſten Arten von Kobalterzen ſind: weißer Speiskobalt; grauer Speiskobalt (ſtahlderber Kobalt); Glanzkobalt und ſchwarzer Erdkobalt. In Sachſen, wo der vorzüglichſte im Erzgebirge gefunden wird, iſt die Ausfuhr dieſes Halbmetalls bei hoher Strafe verboten.

Kobold iſt in der Geiſtertheorie des Volks dadurch vom Geſpenſt verſchieden, daß dieſes, wie geglaubt wird, der rückkehrende Geiſt eines vorhin lebendigen menſchlichen Weſens, jener hingegen eine für ſich beſtehende, an irgend ein Haus, oder an eine Familie geknüpfte körperloſe Erſcheinung iſt. Die Kobolde necken und ängſtigen nach dieſer Theorie gewöhnlich nur die Menſchen, thun ihnen übrigens eher Gutes als Böſes, und letztres eigentlich nur dann, wenn ſie dazu gereizt werden. In den Bergwerken heißen die Kobolde: Bergmännchen, Berggeiſter, und erſcheinen daſelbſt in der Geſtalt zwergartiger Kinder, oder blauer, ſchwebender Flämmchen, die reichhaltige Anbrüche verkünden, aber allerhand ſchadenfrohe Neckereien ausüben, wenn ſie von den Bergknappen in ihrem Beginnen geſtört werden. Vielleicht daß auch von hier die erſten Erzählungen von ſolchen Geiſtern ausgingen. Kobold (Kobalt) nennen die Isländer auch ihren Abgott oder Teufel, der von ihnen angebetet wird.

Kochkunſt. Sie kam zuerſt in Aſien auf, und wurde in den älteſten Zeiten bloß von Männern betrieben; bei den Griechen war ſie das Geſchäft der Frauen, beſonders der Sklavinnen. Bei den Römern wurde ſie anfangs nur von Leibeigenen geübt. Die Mahlzeiten der Römer beſtanden meiſtens aus drei Gängen, deren erſter leichte Speiſen, worunter beſonders Eier, Auſtern und andre, den Appetit reizende Gerichte waren, enthielt, dann kamen die Hauptſpeiſen — die wirkliche Schlacht, wie es die Alten nannten, welche aus Gebratenem und Geſottenem aller Art beſtand, und dann folgte die Nachkoſt, das Deſert (mensae secundae), aus Obſt und Backwerk beſtehend. Der Tafelluxus ſtieg aber, als die Römer mit der aſiatiſchen Üppigkeit bekannt wurden, ſo, daß er endlich ſogar durch Geſetze eingeſchränkt werden mußte. Lucullus trieb die Schwelgerei, aller einſchränkenden Geſetze ungeachtet, vielleicht am höchſten. Er ließ in ſeinen Wohnungen immer mehrere Speiſeſäle einrichten, deren jeder den Namen einer Gottheit führte, der zugleich den Haushofmeiſter zur Beſtimmung der Etikette und der Koſten des Mahles diente, indem z. B. eine Mahlzeit (coena) im Saale des Apollo gewöhnlich 50,000 Drachmen, oder 6250 Thaler Sächſiſch koſtete. Unter Pompeſus erfand M. Aufridius Lurco das Mäſten der Pfauen und hatte in Kurzem 60,000 Seſtertien mit dieſer Kunſt verdient. In dieſer Zeit ließ ein Schauſpieler bei einem Gaſtmahle eine Schüſſel auftragen, welche 2500 Thaler koſtete. Sie beſtand aus Sing- und Sprech-Vögeln, von denen jeder 150 Thaler gekoſtet hatte. Der Sohn jenes Schauſpielers trieb die Ver-

ſchwendung noch weiter; er bewirthete ſeine Gäſte ſogar mit Perlen, die er in Eſſig auflöſte. Unter Tiberius gab es in Rom bereits ordentliche Schulen und Lehrer der Kochkunſt; unter ihm zeichnete ſich auch die Familie der Apicier aus, deren einer viele neue Speiſen, z. B. ein ſalziges Gericht aus der Leber der Fiſche, manche Küchengeſchirre, und die Kunſt, die Schweine mit trocknen Feigen zu mäſten, erfand. Ein andrer dieſes Namens ſchrieb ſogar ein Kochbuch, welches das älteſte iſt, das wir beſitzen, und erfand die Kunſt, die Auſtern friſch zu erhalten. Der Kaiſer Vitellius ward einſt von ſeinem Bruder mit 2000 auserleſenen Fiſchen und 7000 Vögeln bewirthet, Vitellius ſelbſt ließ einmal in einer einzigen Schüſſel die Lebern, die Zungen, die Milch und das Gehirn von vielen theuern Vögeln und Fiſchen auftragen. In den neuern Zeiten iſt vorzüglich die franzöſiſche Küche, beſonders ſeit Ludwig XIV., in ganz Europa verbreitet worden, am meiſten fand ſie an Höfen Beifall. Man ſtrebt hier vorzüglich darnach, durch Mannichfaltigkeit der Reize bei geringerm Maſſengehalt der Speiſen den Gaumen zu vergnügen, dahingegen die engliſche Küche mehr für feſtere, nahrhafte, ſtärkende Speiſen ſorgt, und beſonders in Bereitung von Mehlſpeiſen und des Fleiſches, vornehmlich des Rindfleiſches ſich auszeichnet. Die Brühen oder Saucen ſpielen in England, wie in Frankreich, eine große Rolle, und in London gab es vor nicht langer Zeit Leute, die ſich eigens mit Bereitung des Salats beſchäftigten, und zur Zeit des Eſſens aus einem Hauſe in's andre gingen, um dieſes Geſchäft zu beſorgen. Die Spanier und Italiener halten weit weniger auf die Freuden der Tafel, erſtre ſind ganz vorzüglich mäßig im Eſſen. Die Deutſchen ſtehen, wie in vielem andern, auch hier in der Mitte. Wer ſich über die Küche der Alten gründlich unterrichten will, leſe das 25ſte Kapitel der Reiſe des jüngern Anacharſis durch Griechenland, Theil 3, oder den Nonius de re cibaria Veterum. Das Kochbuch des Apicius iſt ſchon oben angeführt worden. S. a. d. Art: Apicius, Deſſert, Gourmand und Grimod de la Reynière.

Kochſalz ſ. Salz.

Kochumerſprache, ſ. Rothwälſch.

Kohle, dieſe Subſtanz, welche man vormals nur als Brennmaterial betrachtete, iſt durch die neuern Fortſchritte in der Chemie ungemein wichtig geworden. Der Rückſtand, welchen unter der Glocke vollkommen ausgeglühete thieriſche oder Pflanzen-Stoffe zurücklaſſen, wird Kohle genannt. Die, auf dieſe Weiſe erhaltne Kohle iſt jedoch eben ſo wenig rein, als die Kohle aus Bergwerken, ſondern enthält noch fremde Theile, bald Salze, bald Erde, bald Metalle. Im möglichſt reinſten Zuſtande erhält man ſie durch Deſtillation des reinen Zuckers bei Zerſetzung des Äthers, Weingeiſtes, ätheriſcher Oele, des Kamphers durch Hitze in glühenden Röhren. Auch der reinlich aufgefangne und in einem verſchloſſenen Gefäße ausgeglühete Oelruß iſt faſt reine Kohle. Die Kohle iſt ſchwarz, abfärbend, geht aus dem Staubigen durch alle Zwiſchengrade in das Feſte und Dichte über, geruch- und geſchmacklos, unſchmelzbar und in verſchloſſenen Gefäßen vollkommen feuerbeſtändig. Sie iſt ein ſchlechter Wärmeleiter, allein ein Leiter der Elektricität und widerſteht kräftig der Luft und Feuchtigkeit. Waſſer, Äther, Weingeiſt, Oele, die Alkalien und die meiſten Säuren löſen die Kohle nicht auf. Etwas auflöslich macht ſie die Salpeterſäure. Die Kohle iſt der feuerbeſtändigſte Körper; doch verbrennt ſie in atmoſphäriſcher Luft bei Erhitzung und bei Sauerſtoffgas, und verwandelt ſich

alsdann in kohlenſaures Gas. Ausgeglühete, gegen den Zutritt der Luft verwahrte Kohle nimt dadurch, daß man ſie der Luft ausſetzt, an Gewicht zu. Die Kohle, wie alle poröſen Körper, abſorbirt Gas, und um ſo mehr, je niedriger die Temperatur iſt. Durch Ausglühen und durch Auspumpen der Luft treibt man das Gas wieder aus. Die dichte Kohle abſorbirt mehr, als Kohlenpulver. Am ſtärkſten abſorbirt die gut ausgeglühete und unter Queckſilber ausgelöſchte Kohle von Buchsbaumholz. Bei der Abſorbtion findet Wärmeentwicklung Statt. Das Sauerſtoffgas kann die Abſorbtion Jahre lang fortſetzen, indem ſich kohlenſaures Gas bildet, welches erſt nach einigen Jahren hinreichend iſt, die Kohle zu ſättigen. Kommt die Kohle mit Sauerſtoffgas in Berührung: ſo erfolgt Erhitzung, der Schwefel wird abgeſchieden und Waſſer gebildet. Auf die Eigenſchaft ausgeglühter Kohlen, Gas zu abſorbiren und zu verdichten, gründet ſich ihre Anwendung zur Zerſtörung des übeln Geruchs in Fäulniß übergegangner Stoffe, der Miasmen in Krankenhäuſern, als Zahnpulver, zur Reinigung fauler Wunden, das Aufbewahren des Waſſers auf Seereiſen in verkohlten Tonnen und die Reinigung faulen Waſſers durch Kohlenpulver. Auch abſorbirt die Kohle Farbeſtoffe. Zu den erdigen Oxyden hat die Kohle große Verwandſchaft, denn kommt ſie damit in Dampfform in Berührung, ſo färbt ſie viele derſelben ſchwarz. Hierauf beruht ihre Anwendung zum Schwarzfärben irdener Geſchirre.

Kokarde (cocarde). Das Wort iſt aus Frankreich zu uns gekommen, wo es urſprünglich coquarde geſchrieben ward, indem es eigentlich einen Büſchel von Hahnenfedern bedeutete, womit verſchiedne öſterreichiſche (kroatiſche, ungariſche) und andre Milizen ihre Mützen verzierten, welches in Frankreich nachgeahmt wurde. Die jetzige Kokarde iſt eine, aus ein- oder mehrfarbigem Bande verfertigte Roſette, welche ebenfalls an Mützen und Hüten getragen wird, und bekanntlich, als Erkennungszeichen politiſcher Parteien, eine Art von hiſtoriſcher Beredtſamkeit erlangt hat.

Komiſch. Der Grund der ſehr verſchiednen Erklärung des äſthetiſchen Komiſchen liegt in dem ſpielenden Wechſel, in welchem ſich das Komiſche uns offenbart. Die Theorie des Komiſchen iſt nur die Frucht einer gänzlich freien, vom einſeitigen Beiſpiel abſtrahirenden Speculation. Das Komiſche gehört der dramatiſchen Darſtellung des Lächerlichen (ſ. d. Art.) an, und iſt daher der Darſtellung des Ernſten oder Tragiſchen entgegengeſetzt. Seinen Namen führt es, weil eine komiſche Darſtellung in demjenigen Erzeugniſſe der Poeſie, welches wir Komödie (Luſtſpiel) nennen, den weiteſten Spielraum hat, indem ſie hier in einer, durch mehrere komiſche Charaktere und Situationen bewirkten Handlung beſteht. Die poetiſche Darſtellung des Lächerlichen will aber nicht das Gemeine nachahmen, ſondern ſoll als kunſtmäßige Darſtellung daſſelbe unter der Form des Sinnreichen und Witzigen erſcheinen laſſen. Sie ſoll, in charakteriſtiſchen Formen ausgedrückt, ein fröhliches Spiel des Geiſtes zeigen, der über dem verkehrten Thun der Menſchen dahinſchwebt, und ſich mit freier Luſt und Phantaſie in die niedern Regionen der Menſchenwelt herabläßt, um ungebunden, obwol in ſich ſelbſt das Maß des Edeln und Sittlichen tragend, hinter der Maske der Narrheit und Ungereimtheit die Narren zu necken, und das edle Selbſtgefühl des geiſtig Geſunden ſcherzend zu erregen und über das Nichtige ſpielend zu erheben. Die komiſche Darſtellung erhebt das Lächerliche zu einem ſinnreichen Ganzen, und obwol ſie ſcheinbar dem Schönen entgegengeſetzt iſt und alle Form aufzulöſen ſcheint,

die in dem Schönen als ideal dargeſtellt iſt: ſo ſchafft ſie doch ihre eignen Formen; nur iſt das Ideal, welches ſie zunächſt zeigt, das umgekehrte und die Form demſelben angemeſſen. Der lächerliche Charakter und die lächerliche Situation erheben durch ihre anſchaulich und charakteriſtiſch vollendete Darſtellung zu dem Idealen, wie der deutlich erkannte Irrthum zur Wahrheit, und der komiſche Dichter läßt in den lächerlichen Gegenſtänden, je mehr er ſie in einem, mit ihnen und in ſich ſelbſt vollkommen übereinſtimmenden, durch Phantaſie und Witz belebten Ganzen zeigt, in den flüchtigen Zerrbildern des Lebens das Ideal ſchauen, um in den luſtig erſonnenen, der Wirklichkeit verwandten Ungereimtheiten, welche die Reflexion in dem Verhältniß menſchlicher Lagen und Handlungen und in dem launigen Zufall findet, die freie Luſt und den Witz des geiſtvollen Beobachters zu genießen. Nicht jeder witzige Einfall, oder eine zuſammenhangsloſe Darſtellung des Gemeinen in Sitten und Handlungen ſtellt ſich komiſch dar. Wir halten komiſche Lagen, Reden und Einfälle des täglichen Lebens vergleichend an die komiſche Darſtellung und urtheilen, ob dieſelben einer ſolchen ähnlich ſind, oder in dieſelbe zu gehören ſcheinen, und daher gleichſam ein höheres, poetiſches Lachen erregen. Die neueſte Schrift von Gehalt über dieſen Gegenſtand iſt: St. Schütze's Verſuch einer Theorie des Komiſchen. Leipzig. 1817, 8.

Kommerzielle Production (in der Staatswirthſchaft), iſt diejenige Kraftäußerung, wodurch Güter oder Genußmittel von deren Erzeuger an den Verbraucher gelangen. Der Kommerz oder Handel befördert weder genießbaren Stoff, oder dem Stoffe entriſſene Güter in ihrer urſprünglichen Geſtalt zum Genuß, wie es die Urproduction thut, noch gibt derſelbe dem ungenießbaren Urſtoffe die Form und damit die Eigenſchaft der Genießbarkeit, wie es bei der induſtriellen Production der Fall iſt, aber er befördert einen genußfähigen Stoff zu einem Genuſſe, der außer der, zu dieſer Beförderung verwandten Kraft nicht Statt gehabt haben würde, und eben darum iſt derſelbe im nationalwirthſchaftlichen Sinne wahre Production. Der Urproducent nämlich, ſo wie der induſtrielle Producent, hört in dem Augenblicke auf, das Eine oder Andre zu ſein, wo er Andern ſein Product mittheilt, und er kann es auch ohne Stillſtand ſeiner Arbeit höchſtens nur ſeinen nächſten Umgebungen mittheilen, daher muß eine dritte Kraftäußerung zur Austheilung und Verbreitung der Genußmittel Statt finden, welches die kommerzielle iſt. Der Sinn des Handels iſt kein andrer, als die Erzeugniſſe der Natur und der menſchlichen Arbeit allen Völkern und Menſchen gemeinſam zu machen, d. h. einem jeden Menſchen Gelegenheit zu geben, die ganze Sinnenwelt, inſofern ſie dem Menſchen überhaupt zugänglich iſt, inſoweit zu gebrauchen, als die Eigenthümlichkeit ſeines Weſens ihrer bedarf. Gewöhnlich wird der Umſatz oder Umtauſch der Genußmittel als das Princip des Handels dargeſtellt, jedoch nicht ganz mit Recht; denn die Austauſchung der Waaren iſt ja nur das Mittel, nicht das Weſen des Handels. Nicht der Tauſch an ſich producirt und vermehrt den Reichthum, ſondern der Zuwachs an Werth, welchen die Genußmittel durch die Verpflanzung von dem einen Orte zum andern erhalten, iſt es, was dieſe wohlthätige Wirkung hervorbringt. Auf doppelte Weiſe trägt der Handel zur Vermehrung des Nationalreichthums bei, unmittelbar und mittelbar. Die unmittelbare Wirkung deſſelben beſteht in der Wertherhöhung der bereits vorhandenen Genußmittel, die mittelbare hingegen in der Hervorbringung neuer Genußmittel durch Unterſtützung und Belebung der

Urproduction und des induſtriellen Gewerbfleißes. Was zuerſt jene unmittelbare Wirkung auf den Nationalreichthum betrifft, ſo beſteht die, durch den Handel hervorgebrachte Wertherhöhung der bereits vorhandnen Genußmittel theils aus dem Lohne aller, mit der kommerziellen Production beſchäftigten Arbeiter, alſo auch der Schiffer und Fuhrleute, welche den Waarentransport beſorgen, theils aus den Zinſen und Gewinnſten der im Handel angelegten, ſtehenden und umlaufenden Kapitale. Geblendet von dieſen, in der That nicht unbedeutenden Vortheilen, welche der unmittelbare Einfluß des Handels auf den Nationalreichthum dem Staate gewährt, waren von jeher die meiſten Regierungen hauptſächlich darauf bedacht, nur dieſen Einfluß auf alle mögliche Weiſe zu befördern, und beachteten kaum die, weit wichtigere und ſegenreichere Wirkung, welche der Handel durch Unterſtützung der Ur- und induſtriellen Production mittelbar auf den Nationalreichthum äußert, ja ſie gingen oft in ihrem Irrthume ſo weit, daß ſie durch unpolitiſche Maßregeln und Geſetze zu Gunſten jenes mindern Vortheils dieſen wichtigern aufopferten. Das Kapital des Kaufmanns gibt nämlich den Urproducenten, ſo wie den induſtriellen Producenten, von denen er die rohen oder verarbeiteten Waaren, mit welchen er handelt, bekommen hat, ihre Kapitale mit dem gehörigen Gewinnſte wieder, und ſetzt Jeden derſelben dadurch in den Stand, ſein Gewerbe fortzuſetzen; es unterſtützt auf dieſe Weiſe die werthſchaffende Arbeit der Geſellſchaft und vermehrt die Maſſe ihres jährlichen Erzeugniſſes. Würde kein Kapital darauf verwandt, die rohen und verarbeiteten Erzeugniſſe von den Orten, wo ſie überflüſſig ſind, dahin zu ſchaffen, wo es daran fehlt: ſo könnte an keinem jener Orte mehr hervorgebracht werden, als der Ort ſelbſt und die nächſte Umgebung verbrauchen kann, denn nur da werden Kapitale auf Erzeugung eines Ueberfluſſes von Genußmitteln verwandt, wo Hoffnung vorhanden iſt, daß der Handel dieſen Ueberfluß abnehmen und Genußmittel andrer Art dagegen zuführen werde. Die kommerzielle Production iſt gleichfalls das Rad, welches die beiden Endpunkte des Nationalwohlſtandes, der Production und der Conſumtion, in die nöthige Berührung bringt, indem ſie zunächſt und unmittelbar nur den Kreislauf des Rades der Conſumtion zu fördern ſcheint, fördert ſie zugleich mittelbar auch den Umlauf des Rades der Production. Wäre kein Kaufmann da, welcher dem Producenten ſeinen Überfluß abnähme und ihn in die Hände des Conſumenten förderte: ſo würde die Thätigkeit des Erſtern oft eine lange Zeit hindurch ſtocken müſſen: und der Producent würde oft, mitten im Ueberfluſſe ſeiner Erzeugniſſe, an den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen Mangel leiden. (S. Handel.) KM.

Komödie, ſ. Schauſpiel.

Komorn, Hauptſtadt der Geſpanſchaft gl. N. in Ungarn. 2000 Schritt davon, zwiſchen der Waag und Donau, liegt die neu gebaute Feſtung, welche Natur und Kunſt beinahe unüberwindlich machen.

König (regulus), heißt in der alchymiſtiſchen Sprache der Mineralogen das reine, aus den Erzen geſchidene, von Beimiſchungen unmetalliſcher Stoffe befreiete Metall.

König — Römiſcher König. Dieſer Titel ſoll aus dem Fränkiſchen Chunig entſtanden ſein. So nannten die Franken Chlodowig wegen ſeiner Tapferkeit, welche im Fränkiſchen Chune geheißen haben ſoll. Andre leiten dieſen Titel, den Chlodowig unter allen Fürſten deutſcher Abkunft zuerſt führte, von dem tatariſchen Chan oder Khan ab. Nächſt dem kaiſerlichen Titel wird in Europa der königliche

als der vornehmſte geachtet. Den Königen gebührt, ſo wie den Kaiſern, ausſchließlich der Titel Majeſtät, auch ſind noch andre, größtentheils das Ceremoniel betreffende Vorrechte an den Königstitel geknüpft, die in der Diplomatik unter dem Namen der königlichen Ehren (honneurs royaux, honores regii) begriffen werden. Dieſe königlichen Ehren beſitzen jedoch auch zuweilen ſolche Staaten, deren Regenten den königlichen Titel nicht führen; ſo beſaß ſie die alte Republik Venedig und die der vereinigten Niederlande, ſo noch jetzt die Schweiz, die Kurfürſten (wie noch jetzt der von Heſſen), Großherzoge, wenigſtens zum Theil. Die Zahl und die Benennung der in Europa vorhandnen Königreiche hat durch die, ſeit der franzöſiſchen Revolution erfolgten Umwälzungen mannichfaltige Veränderungen erlitten. Vor der franzöſiſchen Revolution gaben folgende Länder ihren Regenten den königlichen Titel: Deutſchland, Frankreich, Spanien, Portugal, Neapel und Sicilien (oder beide Sicilien), Sardinien, Preußen, Böhmen, Ungarn, Gallizien und Lodomerien, Polen, England, Irland, Schottland, Schweden, Dänemark und Norwegen. Nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution verſchwand zuerſt Frankreich, bald auch Polen aus der Reihe der Königreiche; dagegen aber wurden, ſeitdem Buonaparte an der Spitze von Frankreich ſtand, mehrere neue Königreiche geſchaffen, von denen jedoch einige nur eine ephemere Exiſtenz erhielten. So entſtand zuerſt ein Königreich Hetrurien aus dem vormaligen Großherzogthume Toscana, ſo bald darauf ein neues Königreich Neapel, während in Sicilien die alte Familie die königliche Würde fortdauernd behauptete, ſo bildeten ſich ein Königreich Italien, ein Königreich Holland, und mit dem Anfange des J. 1806 die Königreiche Baiern und Würtemberg, worauf 1807 die Königreiche Sachſen und Weſtphalen folgten. Hetrurien und Holland wurden jedoch bald durch Frankreich ſelbſt, Weſtphalen in unſern Tagen durch die Befreiung Deutſchlands von fränkiſcher Oberherrſchaft als Königreiche vernichtet. Dagegen entſtanden nach Napoleons Sturz das Königreich der Niederlande und das Königreich Hannover, und an die Stelle des Königreichs Italien trat, unter öſterreichiſcher Oberherrſchaft, das lombardiſch-venetianiſche Königreich. Der königliche Titel ward bisher in Europa nur wirklich regierenden Königen, oder doch ſolchen, welche es geweſen waren, ertheilt, dagegen aber ward er, ſeitdem Buonaparte den Kaiſertitel angenommen, auch zum Titel für einen Kronprinzen gemacht, welches noch nie der Fall geweſen war. Dieſer neue König von Rom war jedoch nicht mit dem römiſchen Könige zu verwechſeln. Der Titel eines römiſchen Königs bezeichnete in dem vormaligen deutſchen Staatsrechte den, noch bei Lebzeiten des römiſchen Kaiſers von den Kurfürſten erwählten Nachfolger deſſelben, der jedoch als ſolcher durchaus keinen Antheil an der Reichsregierung hatte; den Titel eines Königs von Rom dagegen ſollte, nach der Einverleibung Roms mit dem franzöſiſchen Reiche, vermöge eines Senatusconſults vom 17. Febr. 1810, jedesmal der älteſte Prinz des Kaiſers von Frankreich führen. Dieſer Titel verſchwand mit dem Kaiſerthume ſelbſt. Man unterſchied einſt zwiſchen gemeinen und geſalbten Königen. Dieſe letztern beſaßen die prieſterliche und königliche Gewalt und hatten in ihrem Titel das Dei gratia, welches auch nachher die gemeinen Könige annahmen. Cz.

Königsberg (Krolewiez, Karalanzus), Regierungsbezirk und Hauptſtadt der Provinz Oſtpreußen, im ſchaakener Kreiſe, 1ſte Militärabtheilung, mit 4550 Feuerſtellen und 64,000 Einw., darunter eine franzöſ. Kolonie, die 1780 aus 869 Köpfen beſtand, und über

1000 Juden. Sie iſt die zweite Reſidenzſtadt der preußiſchen Monarchie und eine berühmte Handelsſtadt, ehemals zum hanſeatiſchen Bunde gehörig, liegt am Einfluſſe des Pregel, über welchen hier ſieben Brücken gehen, in das friſche Haff, und hat, die dreizehn Vorſtädte mit eingerechnet, zwei Meilen im Umkreiſe, in welchen Raum aber viele Gärten, Felder und ein See mit eingeſchloſſen ſind. Das dortige Schloß iſt prächtig gebaut, liegt auf einer Anhöhe und enthält 180 Zimmer, von denen aber ein großer Theil nicht mehr bewohnbar iſt. Die Stadt hat 23 Kirchen, und iſt der Sitz des Oberpräſidenten von Oſtpreußen, des Oberlandgerichts, der Regierung, des Provincialbankcomptoirs des oſtpreußiſchen Kommerz- und Admiralitätscollegiums und des Hofpoſtamts u. ſ. w. Beſonders ſchöne Häuſer enthält die Königsſtraße (neue Sorge). Der vornehmſte Theil der Stadt heißt Kneiphof; dieſer liegt auf einer Inſel im Pregel und iſt auf Pfählen erbaut. In dem ſehenswürdigen Dome iſt die Orgel zu bemerken, die 1721 vollendet worden iſt. Die dortige Univerſität, welche vom Markgrafen Albrecht dem Erſten, Herzoge von Preußen (daher Academia Albertina), 1544 geſtiftet iſt, und deren Rector Magnificentissimus ſeit 1809 der jetzige Kronprinz von Preußen iſt, zählt zwiſchen 300 und 350 Studenten. Auf dieſer Univerſität glänzte Kant, und noch jetzt rechnet ſie einen Reidnitz (ihren Kanzler), Schweigger, Herbart, Gaſpari, Wrebe, Burdach, zu ihren Lehrern. Sie hat eine Sternwarte, einen botaniſchen Garten und eine Bibliothek, die aus 50,000 Bänden beſtehen kann. Noch befinden ſich daſelbſt: das Friedrichsgymnaſium mit 3 lateiniſchen Schulen, 1 Seminarium, Taubſtummen-, Blinden- und andere Anſtalten. Auch hat Königsberg mehrere gelehrte Geſellſchaften. Die Feſtung Friedrichsburg mit Kirche und Zeughaus liegt vor dem Kneiphofe. Die dortige katholiſche Kirche iſt 1777 erbaut. Obgleich der Pregel neben der Stadt 15 Fuß Tiefe hat, ſo kann doch, wegen einiger, ſich darin befindlichen ſeichten Stellen, kein großes beladnes Seeſchiff auf demſelben zur Stadt kommen. Die Schiffe müſſen alſo in Pillau, dem Hafen von Königsberg, liegen bleiben. Fabriken und Handel ſind von der größten Bedeutung.

Königsmark (Marie Aurore, Gräſin von), zuletzt Propſtin des Stiftes Quedlinburg, die bekannte Geliebte Auguſts II., Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen, ward um das J. 1678 geboren und ſtammte aus einer der älteſten Familien der Mark Brandenburg her. Sie iſt, ſowol wegen der geiſtigen und körperlichen Reize, mit welchen ſie von der Natur verſchwenderiſch ausgeſtattet war, als auch wegen der politiſchen Verhältniſſe, in welchen ſie lebte, als eine der berühmteſten und ausgezeichnetſten Frauen des 17. und 18. Jahrh. anzuführen. Kaum war ſie 18 Jahr alt und ſchon redete und ſchrieb ſie, meiſtens mit Reinheit und Eleganz, die ſchwediſche, deutſche, franzöſiſche, italieniſche und engliſche Sprache, verſtand Latein, las die alten klaſſiſchen Schriftſteller, beſaß ausgebreitete hiſtoriſche und geographiſche Kenntniſſe, und war Dichterin in der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache. Auch war ſie Tonkünſtlerin, ſang vortrefflich, ſpielte die Laute und Gambe zum Bewundern und componirte für dieſe Inſtrumente. Überdem malte ſie auch in einer Vollkommenheit, von der noch jetzt einige ihrer Werke zeugen, die in Quedlinburg vorhanden ſind. Mit dieſen mannichfaltigen und ausgezeichneten Talenten verband ſie den feinſten Witz und die reizendſte Unterhaltungsgabe. So ausgebildet, kam ſie in Begleitung ihrer beiden Schweſtern 1694 nach Dresden, um daſelbſt in einer Erbſchaftsangelegenheit, welche ſie in Hamburg hatte, die

Verwendung des Kurfürſten zu ſuchen. Dieſer ſah die Gräſin, entbrannte von heftiger Liebe zu ihr, und wandte alles an, um ſie ſich geneigt zu machen. Nach tauſend vergeblichen Bemühungen gelang ihm ſein Vorhaben, und Aurora erſchien öffentlich als die Geliebte des Kurfürſten. Sie ſchenkte ihm darauf einen Sohn, den nachher ſo berühmt gewordnen Moritz, Marſchall von Sachſen (ſ. d. A.). Bald aber erloſch die Leidenſchaft des Kurfürſten für die Gräſin, welche ihr Schickſal mit Würde ertrug und ſelbſt noch als verſtoßne Geliebte nicht allein dem ungetreuen Geliebten, ſondern auch dem Hofe und dem Publikum Achtung und Ehrerbietung einflößte. So geſchah es, daß ſie mit dem Kurfürſten in dem innigſten Freundſchaftsverhältniſſe blieb, nachdem ſie ſchon längſt aufgehört hatte, ſeine Geliebte zu ſein. Auf ſein Verwenden ward ſie vom wiener Hof zur Propſtin des Stifts Quedlinburg erhoben, und daſelbſt am 24. Mai 1700 feierlich eingeführt. Von dieſer Zeit an hielt ſie ſich abwechſelnd zu Quedlinburg und zu Dresden auf. Wie ſehr ſie ſich die Achtung und Freudſchaft des Kurfürſten, der nun König von Polen geworden war, zu erhalten gewußt, und wie groß deſſen Begriffe von ihrer Klugheit und Einſicht ſein mußten, erhellt daraus, daß er ſie 1702 zu Carl XII. ſandte, um mit dieſem eine Friedensunterhandluug einzuleiten. Da dieſer ſich jedoch weigerte, die Gräſin vor ſich zu laſſen, mußte ſie unverrichteter Sache wieder zurückreiſen. Sie ſtarb 1728. Ihr Leichnam, an welchem man noch jetzt, beinahe nach einem Jahrhunderte, Ueberreſte von den Reizen der Gräſin erkennen ſoll, ward in der fürſtlichen Gruft zu Quedlinburg beigeſetzt.

Königsſtuhl hieß bei den alten Deutſchen ein erhabner Raſenplatz auf freiem Felde, wo von dem Grafen oder oberſten Richter des Sonntags Gericht gehalten wurde; insbeſondre aber führte dieſen Namen ein, auf Säulen ruhendes ſteinernes Gebäude bei Renſe, einem ehemals kurkölniſchen Städtchen im jetzigen Regierungsbezirk Koblenz, der preußiſchen Provinz Niederrhein, wo in alten Zeiten die Kurfürſten des Reichs zuſammenkamen, um über wichtige Angelegenheiten zu rathſchlagen, und wo z. B. auch der neugewählte röm. König und Kaiſer öffentlich ausgerufen zu werden pflegte. Maximilian I. ſoll der letzte Kaiſer geweſen ſein, bei welchem dies geſchehen, und das wenigſtens als Alterthümlichkeit merkwürdige Gebäude auf 7 Schwibbogen wurde 1814 ganz zerſtört.

Königſtein, berühmte Bergfeſtung im meißner Kreiſe, Amt Pirna des Königreichs Sachſen, nebſt einem Städtchen gl. N., an der Elbe, nahe an der böhmiſchen Grenze. Der Sandfelſen, auf welchem die Feſtung liegt, hat, von der Oberfläche der Elbe an 50 Ellen in der Höhe, und eine gute halbe Stunde im Umkreiſe. Der Bau der Feſtung ſelbſt hat 1589 unter dem Kurfürſten Chriſtian I. begonnen, iſt aber 1731 erſt gänzlich vollendet worden. Sie hat einen einzigen, ſehr verwahrten Zugang, kann weder unterminirt, noch von den umliegenden Bergen beſchoſſen, noch ausgehungert werden, weil, außer dem jedesmaligen Proviante, Ackerbau, auch Holz genug in der hohen Ebene iſt, um die kleine Beſatzung hinlänglich zu verſorgen. Außerdem hat ſie einen, 586 Ellen tiefen Brunnen, und kann ſowol das unten gelegne Städtchen, als auch die Elbe, mit ihren Kanonen beſtreichen. Sie hat an 600 Bewohner, mit Inbegriff der Beſatzung, die theils aus der von jedem Infantrie-Regimente abgegebenen Mannſchaft, theils aus einer Abtheilung des Artilleriekorps beſteht. Unter ihre Merkwürdigkeiten gehört das Zeughaus, die bombenfeſten Kaſematten, das

ſogenannte Pagenbette (ein ſchmaler Abſatz der Mauer, auf welchem einſt ein Page, ohne herunterzufallen, geſchlafen haben ſoll), die Kirche und die Keller. Das ehemalige große Weinfaß, das 3709 dresdner Eimer hielt, iſt ſeit mehrern Jahren aus einander genommen worden.

Königswaſſer, ſ. Scheidewaſſer.

Konſtanz, ſ. Coſtnitz.

Kopf (phyſiſch), derjenige Theil des thieriſchen und menſchlichen Körpers, welcher den Mittelpunkt des Nervenſyſtems, das Gehirn in ſich enthält und die vorzüglichſten Sinneswerkzeuge an ſich trägt. Aus dieſer Erklärung ſchon ſieht man, daß, wenn ja unter den organiſchen Gliedern eine Rangordnung Statt findet, der Kopf diejenige Stelle, die er phyſiſch beim Menſchen einnimt, die oberſte, mit Recht behauptet, wenn auch, wie in der bekannten Fabel, die übrigen Glieder ihre Unentbehrlichkeit beweiſen können. Der Kopf des Menſchen weicht in vielen Stücken von dem der Thiere ab, und zeigt den Vorzug des Menſchen in Hinſicht ſeiner äußern Bildung. Der Menſch trägt den Kopf aufwärts, und ſchaut gen Himmel; bei den Thieren ſteht er horizontal, oder gar unterwärts; der vordere, glatt heruntergehende Theil bildet das Geſicht, mit vollkommnen und ſchön ausgebildeten Theilen; bei den Thieren ſind die Knochen der Kinnladen mehr oder weniger hervorſtehend und verlängert. Nur der obere und hintere Theil des Kopfes des Menſchen iſt mit Haaren bewachſen, der vordere und die beiden Seitentheile ſind größtentheils glatt und ſymmetriſch geordnet. Das Knochengebäude des Kopfes beſteht aus acht einzelnen Knochen, die aber ſo feſt in einander gefügt ſind, daß ſie alle aus einem Stücke zu ſein ſcheinen, und den Schädel ausmachen (ſ. Schädel). Das Geſicht ſelbſt beſteht wieder aus mehrern andern Knochen, die mit dem Schädel in Verbindung ſtehen. Die ganze Kopflänge beträgt in der Regel den achten Theil des ganzen Körpers. Das Knochengebäude des Kopfes iſt mit der Haut bedeckt, welche der des übrigen Körpers gleich iſt. Unter derſelben iſt noch eine Hautlage von Muskeln und Sehnen. Die Knochen ſelbſt haben außerdem noch ihre eigne Beinhaut, wie die andern Knochen. Die Höhle des Kopfes iſt vom Gehirn ganz ausgefullt. Dieſes hat gleichfalls eine dreifache Hautdecke um ſich, davon die, dem Schädelknochen, und die, dem Gehirne ſelbſt zunächſt liegenden, viele Blutgefäße bekommen, die mit der letztern Haut (Gefäßhaut) bis in das Innere des Gehirns eindringen, welches auch außerdem noch durch mehrere große Schlagadern viel Blut erhält. Daher iſt auch der Kopf bei vermehrtem Zuſtrömen des Blutes verſchiednen Krankheiten unterworfen. Kopfkrankheiten heißen alle diejenigen Krankheiten, welche an oder in dem Kopf vorzüglich erſcheinen. Unter dieſen ſind die ſogenannten Kopfſchmerzen die gewöhnlichſten, weil beinahe jede Kopfkrankheit ſich durch Schmerz bemerklich macht; daher aber auch die Kopfſchmerzen von verſchiednen Urſachen herrühren, und ein Zeichen mannichfaltiger Krankheiten ſein können. Sie können von Rheumatismus, von einer Art Entzündung der Muskel- und Sehnenhaut über den Knochen, ſelbſt von Entzündung der eigentlichen Beinhaut Kopfſchmerzen entſtehen, welche ſehr heftig und hartnäckig ſind; ferner können ſie von zu ſtarkem Zuſtrömen des Blutes nach den innern Theilen des Kopfes entſtehen, welches von allgemeiner Erhitzung des Körpers und Erregung des Blutes herrührt, oder von Anſtrengung des Kopfes durch Geiſtesarbeiten, oder von zu ſtarken, das Gehirn zu ſehr reizenden Ausdünſtungen und Gerüchen. Nervenſchwache Perſonen beiderlei Geſchlechts ſind beſonders Kopfſchmerzen unterworfen, noch mehr wenn ſie vollblütig ſind. Jede ge-

ringe Blutwallung verſetzt das Gehirn in einen gereizten, mit Schmerzen begleiteten Zuſtand. Man hat ſonſt, wie alle Schmerzen, auch dieſe mit dem Namen der Krämpfe belegt; allein das Gehirn hat keine Muskeln, kann daher auch keine wahre Krämpfe haben, und die dagegen oft angerathenen krampfſtillenden Mittel vermehren die Blutwallung, und damit auch die Kopfſchmerzen. Da die Kopfſchmerzen ſo verſchiednen Urſprung haben können: ſo iſt es beſſer, jedesmal den Arzt um Rath zu fragen, als auf's Ungefähr verſchiedne Mittel zu gebrauchen, die oft mehr ſchaden, als helfen. Indeſſen ſind im Allgemeinen gelinde kühlende Mittel, als Citronenſaft in Waſſer mit Zucker, Weinſteinſäure mit Zucker, ableitende Mittel, als Fußbäder und Zugpflaſter, noch am meiſten zu empfehlen. Hypochondriſche und hyſteriſche Perſonen haben oft auf dem Wirbel des Kopfes einen Schmerz, der einen kleinen Fleck einnimt, aber ſehr empfindlich iſt (Clavus hystericus). Manche haben nur auf einer Seite des Kopfes einen oft wiederkehrenden Schmerz, der meiſtens von Rheumatismus herrührt (ſ. Migräne). Man ſollte bei Kopfſchmerzen, mehr als bisher gewöhnlich war, das Anlegen der Blutigel anwenden, weil dieſe in den meiſten Fällen die größte Erleichterung verſchaffen. H.

Kopfſteuer, Perſonenſteuer, Perſonalſteuer iſt diejenige Abgabe, welche von der Perſon, als ſolcher, gleichſam alſo wegen des perſönlichen Daſeins, erhoben wird. Dieſe Abgabe, der eine vernünftige Grundlage gänzlich fehlt, indem ſie das Einkommen der Beſteuerten der Regel nach völlig unberückſichtigt läßt, iſt entweder auf ſämmtliche Unterthanen gelegt oder nur auf einen Theil derſelben. In Rußland z. B. ſind ganze Stände davon ausgenommen, in Polen hingegen ſind alle Klaſſen der Bürger damit belegt worden. Von jedem Kopfe kann ein gleich ſtarker Beitrag gefodert werden, der Beitrag der Beſteuerten kann aber auch ſehr verſchieden ſein. Trifft die Steuer einen jeden Kopf auf gleiche Weiſe, ſo iſt dieſelbe höchſt ungerecht, weil das Einkommen der Einzelnen ſo ſehr verſchieden iſt. Iſt dieſelbe aber nach Klaſſen eingerichtet, ſo iſt es entweder der Rang oder das Einkommen, was die Klaſſe beſtimmt. Im erſten Falle wird die Steuer ungerecht, weil der Rang an ſich kein Einkommen gewährt, und im letzten iſt dieſelbe nichts anders, als eine Einkommenſteuer (ſ. d. Art.) unter einem andern Namen. Zur Empfehlung dieſer Abgabe wird angeführt: 1. die Leichtigkeit, ſie zu heben, 2. die Schwierigkeit, ſie zu umgehen und 3. die Sicherheit, ſo wie der hohe Belauf ihres Ertrags. Um über den Werth oder Unwerth dieſer Abgabe ein richtiges Urtheil zu fällen, hat man zuvor jedesmal zu prüfen, in welchem Lande und unter welchen Verhältniſſen ſie eingeführt worden. Wird dieſelbe Unterthanen aufgelegt, die durch andre Abgaben wenig belaſtet ſind, die Nebenverdienſte ſich verſchaffen und das Erzeugniß ihres Fleißes vermehren können: ſo muß ſie ganz andre Folgen haben, als da, wo bereits ſtarker Druck der Abgaben Statt hat und der Erwerb ſich nicht vergrößern läßt. Auch iſt das, wonach der Staat die Abgabe benennt, oft nur die Richtſchnur, welche ihm das Geſchäft der Erhebung erleichtert; die Quelle, woraus die Abgabe wirklich bezahlt wird, kann er ſelten genau erforſchen. So iſt die Kopfſteuer freilich eine ſchlechte Steuer, wenn man ſie zur einzigen machen wollte. Wenn aber einmal die nothwendigen Lebensmittel beſteuert werden müſſen, ſo wird es in manchen Fällen vielleicht, da Jeder ohngefähr gleich viele ſolcher Lebensmittel verzehrt beſſer ſein, die Abgabe davon durch eine, in Klaſſen vertheilte Kopfſteuer (direct), als durch eine weitläufige Accis-Anlage (indirect) zu heben.

Koppeljagd, die Jagd auf gemeinſchaftlichem Gebiete.

Koppelwirthſchaft, ſ. Ackerbau.

Korallen (Corallia) heißen diejenigen Pflanzenthiere (Phytozoa), welche horn- oder kalkartig ſind, und Löcher oder Zellen bilden. Es gibt Röhrenkorallen, Sternkorallen, Punktkorallen, Gliederkorallen, Hornkorallen u. ſ. w. Ehemals rechnete man die Korallen zum Mineralreiche; jezt werden ſie jedoch zu dem Pflanzenreiche gezählt. Aber auch bloße Gewächſe ſind es nicht, ſondern Gehäuſe, worin lebendige Thiere wohnen. Dieſe aber ſind nicht von den Thieren erbaut, wie etwa die Zellen von den Bienen, ſondern ſie entſtehen ungefähr wie die Muſcheln und Schneckenſchaalen, nur daß bei der Fortpflanzung das junge Thier zugleich mit ſeinem kalkigen Gehäuſe von dem alten, wie ein Zweig von einem Stamme, hervorgetrieben wird, und ſich daher, beim ſchnellen Wachsthume und bei der ſtarken Vermehrung dieſer ſonderbaren Geſchöpfe, die ungeheure Größe und der Umfang derſelben erklären läßt. Wie ſchnell ſich Korallen irgendwo anhäufen, ſieht man aus manchem Schiffswrack in Weſtindien, welches oft über und über mit Korallen dicht bepflanzt iſt, ob es gleich zuweilen noch kein völliges Jahr im Meere gelegen hat. Viele vulkaniſche Inſeln in der Südſee und in Weſtindien, z. B. Barbados, ſind ganz von einer Rinde von Korallen überzogen. An manchen Küſten der Südländer und einiger Südſeeinſeln ragen ungeheuere Korallenſtämme aus einer erſtaunlichen Tiefe vom Grunde des Meeres empor; man nennt dieſe auch Korallenbäume. — Es gibt weiße und rothe, oder Blutkorallen. Aus den leztern beſonders dreht man kleine Kügelchen zu Halsbändern, Paternoſtern ꝛc. Die ſchönſten Korallen findet man im mittelländiſchen Meere, an den Küſten der Barbarei, und es hat ſich zu Marſeille eine eigne Handelsgeſellſchaft gebildet, welche die Korallenfiſcherei daſelbſt regelmäßig betreiben läßt, auch zu dieſem Behuf eine Niederlaſſung, die Baſtei von Frankreich (Bastion de France) genannt, gegründet hat. — In der Medicin werden die Korallen als zuſammenziehendes Mittel gebraucht. — Die künſtlichen Korallen werden aus rothgebeizten Knochen verfertigt.

Kork (Pantoffelholz) iſt die dicke, leichte und ſchwammige Rinde von der Korkeiche (Quercus suber). Dieſer Baum unterſcheidet ſich, dem äußern Anſehn nach, faſt gar nicht von der immer grünen Eiche; nur iſt ſeine Rinde nicht glatt, ſondern riſſig und ſchwammig. Er wird in Italien, im ſüdlichen Frankreich, in Spanien und Portugal gefunden, wo er, als ein dicker, hoher Baum, ein Alter von hundert Jahren erreicht. In Deutſchland kann er jedoch im Winter nicht im Freien ausdauern. Man hält ihn daher bei uns in Gewächshäuſern, wo er aber nicht groß wird. Seine Früchte ſind ſüßer, als unſre Eicheln, und werden in Spanien wie Kaſtanien gebraten und gegeſſen. Vielen Thieren und Vögeln ſind ſie eine nahrhafte Koſt. Das Merkwürdigſte an dieſem Baume iſt jene Rinde, welche den Kork liefert. So lange der Baum noch jung iſt, darf man ihn, wenn er im Wachsthume nicht geſtört werden ſoll, nur alle ſieben bis acht Jahre abſchälen; im höhern Alter geſchieht dies ohne Schaden alle vier Jahre. Diejenige Rinde, welche den Splint unmittelbar bedeckt, muß jedoch ſorgfältig geſchont werden. Die Rinde von alten Bäumen bei der dritten Abſchälung iſt die beſte. Außer zu Stöpſeln und Sohlen, dient der Kork auch, ſeiner Leichtigkeit wegen, zu Schwimmkleidern. Ein Kamiſol, mit zwölf Pfund Kork gefüttert, erhält einen erwachſenen Menſchen über dem Waſſer. Aus verbranntem Kork wird eine feine, ſchwarze Farbe, das ſpaniſche Schwarz, gemacht. **Korkbildnerei**, ſ. Phelloplaſtik.

Korn, ſ. Schrot.

Kornack, in Indien, der Wärter und Führer eines zahmen Elephanten.

Kornbrantwein, ſ. Brantwein. Die Erfindung, aus mehlartigen Stoffen geiſtige Getränke zu bereiten, iſt für die nordiſchen Völker ſehr wichtig, denen die Natur den Wein verſagt, und denen bei der Rauhheit des Klima, bei den dicken Nebeln und bei der feuchten Seeluft der Genuß geiſtiger Getränke eine Magenſtärkung iſt. Vielleicht muß man es zum großen Theile dem Branteweine zuſchreiben, daß nach den Hungerjahren 1816 und 17 keine Seuchen ausbrachen, ſo wie in früherer Zeit, z. B. 1709, wo nach den Hungerjahren in Litthauen die Peſt ausbrach, welche ein Drittel der Bevölkerung wegraffte. Auch hat der Ackerbau ſehr dadurch gewonnen, weil nun das Korn einen größern Abſatz und einen größern Markt bekommt, denn was jetzt als Korn nicht zu verkaufen iſt, wird als Brantwein verkauft. Ebenfalls hat der Ackerbau durch die Vermehrung des Viehſtandes ſehr gewonnen, die immer eine Folge der Brantweinbrennereien iſt. In neuern Zeiten haben ſich die Brantweinbrennereien aus Kartoffeln ſehr vervollkommnet und vermehrt, und wahrſcheinlich gewinnen dieſe zuletzt ganz die Oberhand über die Kornbrennereien, da man es ſo weit gebracht, von einem Morgen, mit Kartoffeln beſtellt, ſo viel Brantwein zu gewinnen, als von 5 Morgen mit Korn beſtellt. Das Korn bleibt alſo mehr in dem Mehlverbrauch und im allgemeinen Welthandel, wozu es viel geeigneter iſt, als die Kartoffeln. — Man hat öfters gefragt: ob das Brantweinbrennen in theurer Zeit zu verbieten ſei? — Wenn dieſes überall geſchähe, nämlich in ganz Europa, ſo könnte es etwas helfen, denn die Frucht, die nicht in Brantwein verwandelt wird, muß in dem Mehlverbrauch bleiben; allein da ſolches nicht überall geſchieht: ſo kann es nicht helfen, und ob eine Schiffslaſt Roggen in Riga, oder in Amſterdam, oder in Köln in Brantwein verwandelt wird, ſie verſchwindet auf gleiche Weiſe aus dem Mehlverbrauche. In Hinſicht der Kartoffeln iſt es anders, da dieſe kein Gegenſtand des Welthandels ſind, und auch immer da verbraucht werden, wo ſie liegen, weil ſie keine Landfracht ertragen, da dieſe ſie zu ſehr vertheuert. Wenn das Brantweinbrennen verboten wird, ſobald ſie das doppelte des gewöhnlichen Mittelpreiſes koſten, ſo müſſen ſie in dem Mehlverbrauch der Gegend bleiben, wo ſie liegen. Da man bei Hungersnoth ſehr die öffentliche Meinung zu berückſichtigen hat, damit die Geſellſchaft nicht unruhig werde, und da dieſe ſich immer gegen die Brantweinbrenner richtet, die das Volk haßt, weil ſie ihres Vortheils wegen die Nahrungsſtoffe in Getränk verwandeln, die es ſelbſt ſo große Luſt hat, zu eſſen, wenn der Hunger in ſeinen Eingeweiden wüthet, — ſo iſt es weiſe, durch ein Geſetz feſtzuſtellen: daß das Brantweinbrennen aus Korn ſo wie aus Kartoffeln aufhört, ſobald der Preis über das Doppelte des Mittelpreiſes geht. Durch dieſes Geſetz werden die Gewerbe nicht geſtört, weil jeder es vorher weiß und ſich alſo darnach einrichten kann. Ebenfalls wird kein Scheffel Korn und kein Scheffel Kartoffeln weniger gebaut, weil ein Preis, der das doppelte vom gewöhnlichen iſt, dem Landmann ſo große Vortheile gibt, daß er im nächſten Jahre doch wieder möglichſt viel Korn und Kartoffeln baut. Bg.

Körner (Theodor), ein deutſcher Tyrtäus im heiligen Kriege (1813). Er ſtammte aus einer angeſehenen Familie in Dresden und war 1791 geboren. Sein Vater, bis 1813 Appellationsrath daſelbſt, jetzt königl. preuß. Staatsrath und Ritter des kaiſerl. ruſſ. Wladimiror-

dens, in Berlin, als Schriftſteller im Fache der Staatswiſſenſchaft und Aeſthetik (er iſt Verfaſſer der äſthetiſchen Anſichten, Leipzig 1808), ſo wie durch die Herausgabe von Schiller's Werken, vortheilhaft bekannt, nannte Schiller und Göthe ſeine Freunde und ſah ſie oft in ſeinem Hauſe. Zu ſeinen Lehrern gehörten Dippoldt und der Conrector Küttner an der Kreuzſchule zu Dresden. Beide nährten in ihm die glühende Liebe für Alterthum, Kunſt und Poeſie. Dabei war ihm ſein würdiger Vater der beſte Freund und Lehrer. Er beſuchte zuerſt die Bergakademin in Freiberg, und hatte, wie man auch aus ſeinen Gedichten ſieht, viel Neigung für den Bergbau. 1810 bezog er die Univerſität Leipzig. Schon hier entwickelte er ein ungemeines Talent poetiſcher Improviſation und Verſification. Der durch Uebung ſchon erworbnen Glätte und äußern Harmonie ſeiner poetiſchen Erzeugniſſe (damals erſchienen die Knospen von Theodor Körner, Leipzig bei Göſchen, 1810) widerſprach ſein eignes nachläſſiges Aeußere auf ſeltſame Art. In den meiſten ſeiner, damals bekannt gewordenen Verſuche zeigte ſich das Talent, einzelne poetiſche Momente ſchnell und leicht in gebildeten Verſen zuſammenzuſtellen; aber meiſtens ergriff er nur romantiſche Schatten und Klänge, ſtatt des poetiſchen Geiſtes. Eine Erinnerung deshalb konnte damals keine tiefere Wirkung auf ihn machen da er theils in jenen glänzenden, doch unſtäten Jünglingsträumen und poetiſchen Bildern noch ſelbſt zu ſehr verſunken war, theils dem ungebundnen, frohen Umgange ſeiner Freunde faſt ganz gewidmet, ſchon die Meinung zu hegen ſchien, man müſſe, um genial zu ſein, ſich jedes tiefern Studiums entſchlagen und ſeinem Talente, wohin es auch führe, ganz vertrauen. Man konnte ihm dies nicht ſehr übel anrechnen, da er gewiß zum eigentlichen Gelehrten nicht geboren war, und nur dem Wunſche der, für ihn beſorgten Seinigen zufolge die Univerſität beſuchte, damit er ſich, gleichſam von den Wiſſenſchaften umgeben, für ein beſtimmtes Studium entſcheide und dadurch ſeine bürgerliche Laufbahn begründe. Allein zu ſehr hatte ihn der Zauber der Poeſie gefeſſelt. Seine akademiſchen Verbindungen riſſen ihn zu jugendlichen Verirrungen hin, ſo daß er bald genöthigt wurde, die Univerſität, ohne jenen Zweck erreicht zu haben, zu verlaſſen. Ein Glück für ihn: denn er ſchwebte in Gefahr, in ſeinem Streben nach dem Höhern durch wüſtes Treiben gehemmt und in eine niedere Sphäre herabgezogen zu werden. Ja er mußte ſich bei längerm Aufenthalte in dieſem plan- und zügelloſen Herumtreiben ganz verlieren; denn auch die Poeſie, der er anhing, hatte für ihn noch nicht die Geſtalt der Wahrheit gewonnen. Auch Berlin verließ er nach einem kurzen Aufenthalte, ohne jenem Zwecke näher gekommen zu ſein, und ging nach Wien. Mehrere dramatiſche Erzeugniſſe, welche er hier ſchnell hinter einander auf die Bühne brachte, zogen die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ihn. Einige empfehlen ſich als artige Kleinigkeiten, wie der grüne Domino, die Braut und der Nachtwächter. Von andern z. B. Toni und Zriny (die hier angeführten Stücke erſchienen zuerſt in den dramatiſchen Beiträgen, deren erſten Theil Körner ſelbſt herausgab, Wien, 1813. 8.) glaubte man, der Dichter wolle Schiller's dramatiſches Pathos mit Kotzebue's gewandter Theater-Praxis verbinden. Letzterm verdankte er auch die Stelle eines k. k. Theaterdichters. Aufgefordert von einem großen, nach dem Neuen und Glänzenden ſo ſehr begierigen Publikum, thätig zu ſein und von Zeit zu Zeit neue Erzeugniſſe für die Bühne zu liefern, da er bis jetzt nur im Gebiete des Lyriſchen einheimiſch war, ohne den ſcharf beobachtenden Blick in die verſchiednen Kreiſe der Menſchen und in den weiten Um-

kreis der Geſchichte zu beſitzen, in welche der dramatiſche Dichter ſeine magiſche Beleuchtung fallen läßt, ſchien er in Gefahr zu ſein, in dieſen Verhältniſſen ſeinem Talent eine falſche Richtung zu geben, und dieſe Beſorgniſſe wurden durch einige Äuſſerungen tieferer Kenner beſtätigt, welche auch in jenem, vieles Aufſehn erregenden dramatiſchen Werke Körner's nur ſein lyriſches Talent ſahen. Allein die Scheinbilder poetiſchen Lebens befriedigen nicht den kräftigen Lebensdrang, und die Leere, welche ein ſtetes Herumſchweifen in den Klängen und Bildern, und die Schwelgerei der Gefühle zurückläßt, mußten den kräftigern Geiſt zu einem lebendigen Verlangen nach Verwirklichung ſeiner ritterlichen Ideale aufregen. Körner hatte den feſten Zielpunkt ſeines Wirkens noch nicht gefunden. Wie konnte er das Leben in fremden Handlungen bilden und darſtellen, in welchem er ſelbſt noch nicht einheimiſch geworden? Sein guter Genius rief ihn warnend in die Bahn der Thaten. Ein neues Morgenroth brach von Oſten über Deutſchland an. Mächtig drang auch in ſeine Bruſt der Ruf, und der hochgeſinnte Jüngling ſäumte keinen Augenblick, die Leier mit dem Schwerte zu vertauſchen. Wie dies ſein freiheitathmender Sinn für ſeine ernſte Pflicht gehalten, und wie er die Feigheit am Jünglinge und am Manne verabſcheute, das ſprachen mehrere ſeiner kräftigen Lieder aus, mit denen er damals und nachher die Herzen ſeiner Brüder und Kampfgenoſſen beſeelte. Er verließ mit fröhlichem Jugendmuthe ſeine, ſo glücklichen Verhältniſſe und zog dahin zur deutſchen Schaar, die ſich unter Lützow's Anführung in Breslau ſammelte. Jetzt, in der Laufbahn des Kriegs, fand er das Ziel des thatendurſtigen Strebens und hochherzige Freunde, die mit ihm wetteifernd ſich verbanden auf Leben und Tod. Hier fand er die ernſte Beſchäftigung, hier den Stoff lebendiger Geſänge, den wahren Sinn der Poeſie, welche die ernſte Zeit verlangt, und der Sturm der Thaten, der ihn umbrauſte, den er ſelbſt erlebte, ſtrebte hoch zum männlichen Liede an. Die beſten, kräftigſten, ſeiner Lieder hat er in dieſer Zeit hervorgebracht. Früher hatte er ſich zu den Lützow'ſchen Büchſenjägern geſellt, aber die für ihn peinliche Unthätigkeit, in welcher nach der Schlacht von Lützen die Infanterie jenes Corps bleiben mußte, bewog ihn, zu der Cavallerie deſſelben zu treten. Als lützow's Adjutant machte er den kühnen, den Feind ſo ſehr erbitternden Streifzug in dem Rücken des letztern mit. Faſt wäre es franzöſiſchem Verrathe gelungen, ihn in dem Gefecht bei Kitzen, wo er ſtark verwundet wurde, zu fangen; er wurde aber durch menſchenfreundliche Hülfe ſeiner Kameraden und einiger Bauern aufgehoben, gepflegt, und ging nachher, noch während des Waffenſtillſtandes über Töplitz zu ſeinem Corps zurück, für welches ſich eine treue Anhänglichkeit in allen ſeinen Liedern ausſpricht. Nach geendigtem Waffenſtillſtande kämpfte er in mehrern Gefechten gegen die Franzoſen unter Davouſt mit kühnem — faſt allzukühnem Muthe. In einem ſolchen verlor er auch am 26ſten Aug. 1813, auf einem Felde, neben der Straße von Schwerin nach Gadebuſch, eine halbe Stunde weſtlich von Roſenberg, ſein jugendlich kräftiges Leben. Eine Flintenkugel hatte ſeinen Unterleib durchbohrt. Die Leber und das Rückgrat waren verletzt; die dadurch entſtandne Nervenerſchütterung benahm ihm gleich die Sprache und wahrſcheinlich auch den Schmerz. Nach einigen Minuten hörte er auf zu athmen. Eine Stunde vor dem Anfange des Gefechts hatte Körner nach einem Nachtmarſche das, im Anhange zu den, von ſeinen Freunden herausgegebnen zwölf freien deutſchen Gedichten, 1813. 8., befindliche Schwertlied

in dem oben erwähnten Holze beendigt und ſeinen Freunden vorgeleſen. Körner's Leiche wurde, wie die des, nach ihm gefallnen jungen Grafen Hardenberg, fortgeführt, in einen Sarg gelegt, von ſeinen Freunden mit Eichenlaub bekränzt, mit militäriſchen Ehrenbezeigungen, begleitet von allen Offizieren des Corps und allen ſeinen Waffenbrüdern, die ihn näher kannten und liebten, unter einer alten Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin begraben. Sein Name ſchmückt die Rinde dieſes Baumes. Der regierende Herzog von Mecklenburg hat dem Vater Körner's einen Raum von 45 Quadr. Ruthen um die Grabſtätte geſchenkt, in deren Mitte ſich ein nach des Vaters Idee in Eiſen gegoſſenes Denkmal erhebt. Seine einzige Schweſter ſtarb im März 1815 und ruht an ſeiner Seite. Körner's trauernder Vater hat ihm außerdem durch Herausgabe von 32 ſeiner auserwählten, kriegeriſchen Gedichte, unter dem Titel: Leier und Schwert (Berlin, 1814, mit Vignette von Gubitz), ſo wie ſeines poetiſchen Nachlaſſes (in zwei Bänden, deren erſter Zriny und Roſamunde, der zweite aber noch ungedruckte lyriſche Gedichte und Erzählungen nebſt einem großen Theile der in den Knoſpen erſchienenen, begleitet von biographiſchen Notizen und einer Charakteriſtik von Tiedge, nebſt dem, in Kupfer geſtochenen Bildniſſe Theodors enthält, Leipz. 1814 und 1815) ein unvergängliches Denkmal geſtiftet. In den Zeitgenoſſen, 2te Abtheil. des erſten Bandes befindet ſich eine umſtändliche Charakteriſtik Körners.

Kornbill iſt das engliſche Geſetz, welches in beſtimmten Fällen die Einfuhr des fremden Getreides bald erlaubt, bald verbietet, im J. 1815 durchging und bisher vom Parlament aufrecht erhalten worden iſt. Während der Verhandlungen über die Bill behaupteten die großen Landbeſitzer, es müße kein fremdes Getreide in Großbrittannien eingeführt werden, als bloß bei eintretender Hungersnoth oder hoher Theurung; die Manufakturſtädte dagegen ſahen die Wohlfeilheit des Getreides als einen Segen für's brittiſche Gemeinweſen an und forderte daher, daß bei irgend ſteigenden Getreidepreiſen die Einfuhr und der Debit des fremden Getreides in Großbrittannien geſtattet werden müſſe. In England verzehrt Jedermann viel ſtarkes Bier aber weniger Brod, als anderswo; dagegen iſt der Haferverbrauch der Luxuspferde in dieſem Reiche ſehr groß. Ferner verbraucht die brittiſche Geſamtbevölkerung von mehr, als 20 Millionen Einwohnern, gewiß im Durchſchnitt nicht weniger Getreide, als eine gleiche Menſchenmenge auf dem Continent, und nur in Irland, das jetzt an Hunger, nicht aus Mangel, ſondern aus Armuth leidet, verzehrt die Menge ſehr viel Kartoffeln, und führt ſolche ſogar als Ballaſt der Schiffsladungen nach den Kolonien aus. Da Großbrittanien jetzt eine hohe Taxe angenommen hat, die erſt die Getreideeinfuhr erlaubt, wenn das Getreide zu mangeln anfängt: ſo hat es in unſrer jüngſten Zeit eine Partei dort gegeben, die zum Vortheil des brittiſchen Landbaues, das Minimum der erlaubten Weitzen- und Hafereinfuhr (80 Sch. und 28 Sch. für ein Quarter oder faſt 5 berliner Scheffel) noch geſteigert verlangte und wenigſtens — aber vergebens — zu erlangen wünſchte, daß überall, auch nicht zur Wiederausfuhr bis dahin, während der verbotenen Einfuhr zum inländiſchen Verbrauch, in Großbrittannien fremdes Getreide eingeführt werden ſolle. Beſonders war gemeiniglich kurz vor der Ernte in England an ſchwerem Hafer Mangel und da er bei der Überfarth leicht naß wird und ſich dann erhitzt: ſo war es eine Ausſicht der nahen niederländiſchen, deutſchen und däniſchen Küſte, dadurch einen Überfluß an einer Getreideart faſt jährlich nach den brittiſchen Häfen

gut verkaufen zu können, woran fernere Küſten, des leichtern Verderbniſſes halber, bei einer langen Seefarth, nicht Theil nehmen konnten. Während der Continentalſperre hatte ſich die Bevölkerung in Großbrittannien um 2 ½ Mill. vermehrt, allein ungeachtet die großen brittiſchen Heere in der pyrenäiſchen Halbinſel, Malta und Sicilien großentheils aus dem Vaterlande ihre Subſiſtenzmittel bezogen, war nie Mangel, wenn auch bisweilen ein hoher Marktpreis des Getreides in Großbrittannien eingetreten war, weil man viel ſonſt dem Getreidebau nicht gewidmetes Land dazu verwandt und aus der Gemeinweide oder grünen Benutzung aufgebrochen hatte. Für die reichen Landherren erhöhete dieſes Verhältniß, ungeachtet der geſtiegnen Staats- und Armentaxen, die Einkünfte ſehr. Nachdem aber der Continentalfriede hergeſtellt worden, klagten die reichen Landeigenthümer, daß ihre Pächter und ſie zu Grunde gingen, weil die Ausländer, während einer kurzen Einfuhrfreiheit in die brittiſchen Häfen, zu viel fremdes Getreide auf den Markt brächten und dadurch auch im nächſten Jahre, den Getreidepreis in England erniedrigten. Es iſt aber bisher bei dem alten Tarif der bedingt erlaubten Getreideeinfuhr geblieben. In den Parlamentsdebatten wurde ausgemittelt, daß die jährliche Production des Ackerbaues in Großbrittannien im Durchſchnitt den Werth von 87 Mill. Pfd. St. beträgt und diejenige der Ausfuhr in Manufakturen und Fabriken 45 bis 50 Mill., worauf der Fabrikgewinn 15 bis 25 Thl. betrüge.

Kornhandel. Seit der Ackerbau durch die Cerealien die große Ausdehnung erreicht, hat ſich der Kornhandel ſehr erweitert. Denn bei der Leichtigkeit der Waſſerfracht auf den großen Waſſerſtraßen der Erde kann der Landmann Getreide für eine Conſumtion 1000 Stunden von ſeiner Landwirthſchaft erzeugen. Die Natur des Kornhandels wohl zu erkennen, iſt beſonders in Hungerjahren wichtig, damit die Regierungen nicht aus Unwiſſenheit auf falſche Maßregeln geführt werden, und durch unrichtig berechnete Sperrungen den Kornhandel verwirren. In den beiden letzten Hungerjahren 1816 und 17 hat man hierüber traurige Erfahrungen gemacht. Wenn eine ſolche Fehlernte eingetreten, wenn in einem großen Reiche von Europa nur die Hälfte von den gewöhnnlichen Lebensmitteln gewachſen iſt, ſo verhungert noch Niemand, weil die Ernte nicht überall mißrathen iſt: ſo wie auch im J. 1816, wo das Regenwetter ſich an der Weichſel geſchieden, und der Oſten ein trocknes und fruchtbares Jahr gehabt. Allein es können ſich nun nicht mehr alle Leute ſatt eſſen, ſondern viele müſſen mit einer geringern Portion verlleb nehmen, denn es können nicht mehr Lebensmittel gegeſſen werden als gewachſen ſind, und bis zur nächſten Ernte werden auch keine neuen erzeugt. Die Geſellſchaft befindet ſich alſo in der Lage wie die Garniſon in einem belagerten Platze, welche mit den vorhandnen Lebensmitteln von einem Monat nun zwei Monat auskommen ſoll. Jeder muß auf halbe Portion geſetzt werden, und es muß eine möglichſt große Zurathehaltung aller Nahrungsmittel eingeführt werden, alles unnöthige Vieh wird abgeſchafft, und jedes Krümchen wird zurückgelegt. Allein man kann die Geſellſchaft nicht bevormundſchaften wie eine Garniſon, wo jedem täglich ſeine halbe Portion Lebensmittel zugewieſen wird, und dadurch die andre Hälfte erſpart, die er nicht verzehrt, weil er ſie nicht hat. In der Geſellſchaft ſtellt ſich dieſe Erſparniß auf einem ganz natürlichen Wege mit der Theurung ein. Derjenige, welcher wöchentlich nur einen Thaler auf den Ankauf des Brotes verwenden kann, erhält, wenn es doppelt ſo theuer iſt, für ſeinen Thaler nur die Hälfte — und er iſt

alſo nur die Hälfte, und die andre Hälfte, die er nicht ißt, wird in dem allgemeinen Magazine der Geſellſchaft geſpart. Ein Andrer, dem es nichts verſchlägt, ob er wöchentlich 1, 2, 3 oder 10 Thaler auf Brot verwendet, holt ſich aus dieſem Magazin immer ſeine ganze Portion und bezahlt dieſe um ſo viel theuerer. Dieſer trägt alſo zum Sparen nichts bei. Indeß je theuerer das Brot wird, deſto höher hinauf reicht in der Geſellſchaft das Sparen, deſto mehr bleibt im Magazine, bis endlich ein feſtes Verhältniß zwiſchen dem, was vorhanden iſt, und dem, was verzehrt wird, eintrit, wo dann der Preis nicht mehr ſteigen kann. Denn dieſer richtet ſich beim Korn, wie bei allen andern Waaren, immer nach dem Verhältniſſe, welches zwiſchen dem Vorhandnen und zwiſchen dem Bedarf Statt findet. Die Theurung iſt alſo dasjenige, was dem Verbrauch eine gewiſſe Grenze ſetzt. Sie iſt die erſte Bedingung, daß die Geſellſchaft mit dem, was ſie in ihrem Magazine hat, bis zur Ernte ausreicht, und, indem die Theurung eine Folge der Fehlernte iſt, ſo iſt ſie zugleich wieder die Hülfe dagegen, indem ſie zwar nicht die Lebensmittel vermehrt, aber doch den Verbrauch mindert, welches für das geſtörte Verhältniß eben ſo gut iſt, wie jenes, da es auf dieſelbe Weiſe wieder dadurch hergeſtellt wird. Durch die Theuerung wird der Kornhandel aber ungemein befördert, indem nun, ungeachtet der Fracht, das Korn von dem Orte, wo es wohlfeil iſt, nach dem Orte kann hingebracht werden, wo es theuer iſt. Beſonders gilt dieſes von der See- und Stromfracht, da dieſe, in Verhältniß gegen die Landfracht, wohlfeil iſt. Eine Schiffslaſt Korn koſtete 1817 von Riga oder Archangel bis Amſterdam (alſo 5 bis 700 Meilen) 30 bis 35 Gulden. Dieſelbe Laſt koſtete von Amſterdam bis Düſſeldorf, 25 Meilen Strom aufwärts, ebenfalls 30 bis 35 Gulden, und wurde ſie nachher auf der Achſe 6 Meilen weit auf preußiſcher Chauſſee gefahren, ſo koſtete ſie ebenfalls 30 bis 35 Gulden. Die Laſten ſind etwas verſchieden; die amſterdamer iſt 55 berl. Scheffel. Der berliner Scheffel wird alſo bei 500 Meilen Seefracht, bei 25 Meilen Stromfracht und bei 6 Meilen Landfracht immer nur zwei Gulden theurer, als er an Ort und Stelle war. Alle Völker von Europa ſitzen um das Weltmeer, als um eine große Tafel, und führen ſich ihre Lebensmittel zu. Die See iſt der große Markt, und ob ein Sack mit Getreide an dem einen Ende zu Riga, oder an dem andern Ende zu Amſterdam ſteht, das macht nur einen kleinen Unterſchied — da das Meerſchiff ihn für einen Gulden herüberholt. Aus dieſem Geſichtspunkte muß man den Kornhandel anſehen, und nach den angegebnen Zahlen beurtheilen. Man ſieht dann, daß der Landhandel zwiſchen viel engern Grenzen eingeſchloſſen iſt, als der Stromhandel, und dieſer wieder zwiſchen engern, als der Seehandel. Ob man jemand einen Scheffel Korn ſchenkt, der 50 Meilen weg liegt, das hilft ihm nichts, wenn er ihn zu Lande holen muß. Der Kornhandel befördert das gleichförmige Vertheilen der Lebensmittel in der Geſellſchaft, und iſt daher äußerſt wohlthätig. Denn je mehr an der allgemeinen Erſparniß Theil nehmen, je gleichförmiger ſich die Theuerung verbreitet, deſto beſſer iſt es, da es offenbar daſſelbe iſt, ob einer ſich in Riga halb ſatt ißt, oder einer in Köln, oder einer in Paris. Ebenfalls ermuntert der Kornhandel den Getreidebau. Denn wenn in fruchtbaren Jahren in Gegenden, die eine ſchwache Bevölkerung haben, wie alle Gegenden an der Oſtſee, eine große Menge Korn vorhanden iſt, die nicht gebraucht wird, ſo ſinkt es unter ſeinen Werth und der Ackerbau leidet. Kommt nun der Kaufmann mit dem Seeſchiffe und holt es weg: ſo wirkt dieſes auf den Ackerbau wie eine Prämie, und nun iſt

auch in unfruchtbaren Jahren immer noch mehr Korn vorhanden, als ohne dieſes ſein würde. (S. d. Art. Kornmangel.) Der Kornhandel iſt demnach äußerſt wohlthätig für die Geſellſchaft, und darf auf keine Weiſe durch Ausfuhrverbote geſtört werden, auf welche unrichtige Maßregel bisweilen wenig aufgeklärte Regierungen kommen, weil ſie nicht einſehen, daß in Hinſicht des Kornhandels alle Nationen von Europa in einem und demſelben Verbande liegen. Bg.

Korn-Magazine. Die Anlegung von Getreide-Magazinen wird häufig als eins der vorzüglichſten Mittel gegen Theuerung empfohlen, aber nur ſelten mit Grund. Allerdings ſind dergleichen Anſtalten fähig, jenen Zweck zu erreichen, wenn ſie groß genug ſind, das Land eine geraume Zeit hindurch mit Brotkorn zu verſehen. Sie entfernen dann die Furcht vor möglichem Mangel, und ſchützen das Land vor Entblößung von dem, zum Bedarfe nöthigen Getreide. Allein der Errichtung und Unterhaltung ſo bedeutender Land-Magazine ſtehen große, faſt unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege; denn 1) ſie können nur in ſehr wohlfeilen Zeiten und bei größerm Getreideüberfluß angelegt werden; geſchieht die Anlegung in theuern Jahren: ſo wird dadurch nicht allein die Staatskaſſe großen Verluſten ausgeſetzt, ſondern es wird auch offenbar dadurch der Preis des Getreides noch mehr in die Höhe getrieben; 2) ungeheuer iſt der Koſtenaufwand, den die Anlegung, Unterhaltung und Verwaltung ſolcher Magazine erfodert, ungeheuer der Verluſt, welchen theils die Untreue, die Unterſchleife, die Betrügerei bei der Verwaltung, theils die jährliche Einbuße durch Schwand, Mäuſefraß, Kornwurm, Brandſchaden ꝛc. herbeiführen. Mit Unrecht wird gewöhnlich zur Empfehlung dieſer Maßregel das Beiſpiel Preußens unter Friedrich dem Großen angeführt. Friedrich erlebte gerade ſolche Zeiten, in welchen ergiebige Ernten und faſt überall ſehr niedrige Kornpreiſe die Einmagazinirung ausnehmend begünſtigten. England erbaute faſt während der ganzen Dauer ſeiner Regierung weit mehr Getreide, als es ſelbſt bedurfte und wurde durch die Prämie (bounty) in den Stand geſetzt, alle Märkte mit ſeinem Überfluſſe zu überſchwemmen. In Frankreich war zwar zuweilen das Getreide theuer, aber die deutſchen Häfen fanden doch ſelten ihren Vortheil dabei, es dahin zu führen. Friedrich hatte ſtets Mittel in Händen, die Polen zu nöthigen, daß ſie ihren Getreide-Überfluß preußiſchen Ländern zuführten. Auf ſolche Weiſe hatte er es in ſeiner Gewalt, wohlfeiles Getreide in ſeinen Magazinen aufzuſchütten, und damit zuweilen ſogar einen, für ſeine Finanzen vortheilhaften Handel in's Ausland zu treiben. Da er den Kornhandel ſehr eingeſchränkt hatte, mithin nur wenige Privat-Kapitale demſelben gewidmet werden konnten: ſo blieb Friedrich in wohlfeilen Zeiten faſt der einzige Käufer des Überfluſſes und die Landbauer geriethen oft in Verzweiflung, wenn der König nicht kaufte. Dieſe Umſtände haben ſich ſeit dem Tode Friedrichs ſehr geändert. Englands Getreide-Ausfuhr hatte ſchon vor Friedrichs Ableben aufgehört, und nach demſelben iſt es faſt die ganze Zeit hindurch ein ſtarker Käufer auf deutſchen Märkten geworden. Deutſchlands Bevölkerung hat zugenommen, und dadurch iſt der Verbrauch im Innern vermehrt worden, ohne daß der Ackerbau wegen der mannichfaltigen ihm entgegenſtehenden Hinderniſſe in gleichem Verhältniſſe fortgeſchritten wäre. Unter den zahlloſen Entwürfen, welche in der neueſten Zeit zum Vorſchein gekommen, um durch Getreide-Magazine das Volk gegen das Unglück eines Mangels an Lebensmitteln und gegen einen, für viele Klaſſen der Staatsbürger unerſchwinglichen Preis derſelben zu ſchützen, ſcheint die

vom Grafen von Soden zuerſt auf die Bahn gebrachte und in mehrern Ländern bereits praktiſch ausgeführte Idee eines Ideal-Getreide-Magazins (S. deſſen Schrift: Zwei national-ökonomiſtiſche Ausführungen, 1) das idealiſche Getreide-Magazin, 2) die National-Hypothekenbank. Leipzig, bei Barth, 1813) am meiſten Aufmerkſamkeit zu verdienen. Dieſe Anſtalt beruht auf einer einzigen, einfachen Staats-Polizei-Verordnung, welche 1. jeden Staatsbürger, der Grund-Eigenthum oder Getreide-Gefälle aus Grund-Eigenthum beſitzt, verpflichtet, einen beſtimmten Theil dieſes ſeines Getreide-Einkommens für den Staat aufzubewahren oder in Bereitſchaft zu halten; 2. um die Maſſe des aufzubewahrenden Getreides zu beſtimmen, muß die Regierung das jährliche, ungefähre National-Bedürfniß kennen; 3. die Regierung theilt ein beſtimmtes Quantum z. B. die Hälfte dieſes jährlichen National-Bedürfniſſes, nach Beſchaffenheit der Ernte, am Ende jedes Jahrs auf den ganzen Staat, nämlich auf die Grundeigenthümer und Natural-Renten-Beſitzer aus; 4. dieſe Austheilung geſchieht im zunehmenden, progreſſiven Verhältniß, d. h., jeder Grund-Eigenthümer oder Natural-Renten Beſitzer, der nur ſein und ſeiner Familie eignes Bedürfniß erzeugt, bleibt von der Aufbewahrung ganz frei, und in dem Grade, als die Quantität des, nicht zum eignen Bedarf erforderlichen Ertrags und Beſitzes ſteigt, erhöht ſich auch die aufzuhebende Maſſe; 5. die Regierung viſitirt nicht die Getreide-Böden, ſie enthält ſich inquiſitoriſcher Maßregeln, ſie verlangt nur den, jedem Einzelnen nach jenen Grundſätzen zugetheilten Betrag und 6. dieſen Betrag verlangt ſie nur dann, ſie verlangt ihn einzig in dem Fall, wo wirklicher Mangel eintrit, wo alſo z. B. dieſer durch das drei- oder vierfache des, unter gewöhnlichen Verhältniſſen Statt findenden Getreide-Preiſes ſich verkündet; 7. die Regierung verlangt dieſen Betrag nicht in einem andern, als dem höchſten zu beurkundenden Ausfuhr-Preiſe; 8. ſie verlangt zwar zunächſt den Natural-Vorrath, aber ſie ſtellt dem Grund-Eigenthümer oder Natural-Renten-Beſitzer frei, den ihn treffenden Betrag um dieſen, ihm von ihr zu vergütenden Preis beizuſchaffen; zu dieſer Beiſchaffung und zu nichts weiter verbindet ſie ihn. Die Vorzüge eines ſolchen idealiſchen Getreide-Magazins vor den gewöhnlichen Magazin-Anſtalten beſtehen in Folgendem: 1. das Kapital zum Ankauf des Getreides bei einem reellen Magazin iſt erſpart, alſo ſind auch die Zinſen dieſes Kapitals gewonnen; 2. der ſehr bedeutende Nachtheil, daß durch reelle Getreide-Magazine ſo anſehnliche Vorräthe dem Verkehr entzogen werden, iſt vermieden; 3. der Aufwand auf die Unterhaltung der Gebäude, die Aufbewahrungskoſten, die Verwaltungskoſten, der bei großen Getreidevorräthen unvermeidliche Verluſt iſt gänzlich erſpart. Praktiſch ausgeführt worden iſt dieſe Idee im Herzogthum Sachſen-Gotha, in Baiern und in verſchiednen andern Ländern. Übrigens treffen die Einwendungen, welche man gegen die Errichtung allgemeiner Landes-Magazine gemacht, keineswegs die partiellen Anſtalten dieſer Art, welche für beſondere Zwecke, z. B. für das Militär, für die Armen, für die Berg- und Hütten-Arbeiter ꝛc. beſtimmt ſind. Dergleichen Anſtalten ſind häufig von großem Nutzen und ihre Anlegung iſt in der Regel höchſt verdienſtlich. KM.

Kornmangel. Seit das Band der Staaten ſtark geworden, das Eigenthum geſichert, und die Geſetze mächtig, hat ſich die Menge der Lebensmittel ſehr vermehrt, und mit derſelben die Bevölkerung. Dieſe kann ſich zwar nie über die vorhandnen Lebensmittel vermehren, und es würde nie Kornmangel eintreten, wenn die Ernten immer eben

ergiebig wären oder wenn ſie zum Theil aufgeſpeichert würden, ſo daß reiche Ernten und arme Ernten immer durcheinander wirkten; allein eine ſo große Magazinirung iſt nicht wohl möglich, da ein Volk von 10 Millionen jährlich 4000 Mill. Pfund Korn verbraucht. Am meiſten wird dem Kornmangel durch den Kornhandel entgegengearbeitet (ſ. dieſen Artikel), weil in demſelben Jahre das Korn nie überall in Europa mißräth und alle Völker um denſelben Markt ſitzen, das Meer, wo ſie ihr Korn hinbringen und holen. Seit die Kartoffeln ſo allgemein geworden, hat ſich die Menge der Lebensmittel ungemein vermehrt und mit ihnen die Bevölkerung. Mißrathen dieſe ebenfalls (wie es 1816 am Rheine der Fall war wo die Näſſe die Kornernte und die Kartoffelernte zerſtörte), ſo entſteht eine große Noth, weil die Kartoffeln nicht, wie das Korn, Gegenſtand des Welthandels ſind. (S. den Art. Kornbrantwein und Kornbranntweine.) Um dem Kornmangel in ſolchen Jahren, wie die von 1816 und 17, abzuhelfen, hat man Kornvereine errichtet (ſ. dieſen Art.) Bg.

Kornvereine. Man nennt Kornvereine ſolche Vereine, welche von den Bürgern zum Ankaufe von Korn geſtiftet werden, um in theuern Jahren ſich gegen Hungersnoth zu ſichern, und um zugleich wohlfeileres Brot zu haben. Sie gleichen einem wohleingerichteten Haushalte, worin der Hausvater gleich von Anfang ſo viel Frucht kauft, als er das ganze Jahr bedarf, und zwar nicht in der Nähe, wo ſie theuer iſt, ſondern in entfernten Gegenden, wo ſie wohlfeil iſt. In den Jahren 1816 und 17 ſtifteten zu Elberfeld 153 Bürger eine ſolche Kornhanſa (an deren Spitze der Banquier Aders ſtand), welche ein Kapital von 74,000 Thlr. zuſammenſchoß, und hiermit einen Kornhandel im Großen trieb, in welchem ſie 455,416 Thlr. umſetzte. Sie kaufte das Korn in Amſterdam und an der Oſtſee. Hierdurch wirkte ſie wohlthätig auf die ganze Gegend, weil nun Elberfeld mit ſeinen 20,000 Einwohnern vom Kornmarkte der Gegend verſchwand, und weil ſich die Gegend immer nach den Preiſen richtete, die die Kornhanſa wöchentlich für ihr Kornhaus feſtſetzte. 15 Schöffen beſorgten die Geſchäfte der Hanſa. Dieſe ließen eine Münze prägen, auf der die Worte ſtanden: Elberfelder Kornverein, und auf der andern Seite: Kauft in der Zeit, ſo habt ihr in der Noth, und wöchentlich wurden von 74 Nachbarmeiſtern dieſe Münzen nach einer Liſte an die Bürger von Elberfeld vertheilt. Dieſe Münze galt beim Brotkauf für 5 Stüber. Das Brot hatte nun ſeine gewöhnliche Taxe, allein jeder Bürger, der eins holte, bekam es 5 Stüber wohlfeiler, weil er die Münze dem Bäcker für 5 Stüber anrechnete. Der Bäcker kaufte nun das Korn im Kaufhauſe zu dem feſtgeſetzten Preiſe, und brachte 50 ſolche Münzen mit, die ihm für 4 Thlr. 10 Stüber angerechnet wurden, wenn er ein Malter Korn holte. Auf dieſe Weiſe konnte nur ein elberfelder Bürger Brot beim Bäcker holen, und nur ein elberfelder Bäcker Korn im Kaufhauſe. Durch dieſe einfache Einrichtung wurde allem Verſchleppen des Brotes außerhalb Elberfeld vorgebeugt, welches früher gewinnſüchtige Bäcker gethan. Die Bürgerſchaft erhielt das ganze Jahr hindurch das Brot um 5 Stüber wohlfeiler, als die Taxe, und gewann gegen die Preiſe der umliegenden Gegend 65,000 Thlr. Dabei hatte die Kornhanſa unter ſo glücklichen Umſtänden gekauft und verkauft, daß ſie noch 10,000 Thlr. Überſchuß hatte. Hiervon wird ein Denkmal errichtet, um an dieſe Zeit immer zu erinnern, in der verſtändiger Bürgerſinn Elberfeld vor Hungersnoth ſchützte. Dieſes beſteht in einem allgemeinen Krankenhauſe, zu dem der König ebenfalls 1000 Thlr. geſchenkt, um ſein Wohlgefallen an dieſer

bürgerlichen Vorſorge und Thätigkeit zu erkennen zu geben. In Frankfurt ſtifteten 409 Bürger eine ähnliche Kornbanſa. Sie ſchoſſen 128,305 Gulden zuſammen, mit denen ſie für 300,649 Fl. Geſchäfte machten. Sie gingen von dem Grundſatz aus: das Brot für die Unbemittelten immer auf dem Preiſe von 26 Kr. (6 Pfd.) zu halten, wohingegen die elber elder Kornhanſa dem Preiſe folgte, ſo wie das Korn in die Höhe ging, und nur immer 5 Stüber unter dem Satze blieb. Die frankfurter Kornhanſa bildete ſich nicht ſchon im Juli 1816, wie die elberfelder, ſondern erſt im Nov. Sie mußte nun in der Nähe kaufen und zu hohen Preiſen. Indeß hat ſie es doch durchgeſetzt, daß die Armen das Brot immer um 26 Kr. erhielten, obgleich die Hanſa von ihren 128,000 Gulden 74,000 Fl. einbüßte, wohingegen die elberfelder Actionärs ihr Kapital mit 5 pr. Cent Zinſen zurückerhielten. Dieſe Kornvereine ſind ſo wie die Hülfsvereine am Rhein, dadurch beſonders merkwürdig geworden, daß ſie ſich ganz von ſelber gebildet, ohne Zuthun der Regierungen, und daß ſie in der Wirklichkeit mehr geleiſtet, als die großen Regierungsapparate der Behörden. Sie ſind ein merkwürdiges Zeichen der neuern Zeit, in der verſtändiger Bürgerſinn rege geworden, der die Angelegenheiten der Gemeine wohl zu ordnen weiß. Ein merkwürdiges Ergebniß lieferte noch der elberfelder Kornverein in Hinſicht der Größe des Kapitals, das in ſolchen theuern Jahren in den Brotverbrauch umgeht. In Elberfeld hatte jeder Menſch in dem Jahre für 20 Thlr. Brot gegeſſen. Folglich waren in dieſem Jahre in den preußiſchen Provinzen am Rheine und in Weſtphalen, die eine Bevölkerung von 2 Mill. 800,000 Seelen haben, 56 Mill. Thaler in dem Brotverbrauch verzehrt worden. Bg.

Korn und Schroot, oder Schroot und Korn. Korn iſt der innere Gold- und Silbergehalt der Münzen, Schroot das Gewicht derſelben. Gold und Silbermünzen, die nicht mehr Zumiſchung an fremden Metall haben, als ſie geſetzmäßig haben ſollen und dabei das beſtimmte Gewicht haben, ſind nach dem Münzfuß, richtig in Schroot und Korn.

Körper heißt jede Materie in der Natur, inſofern wir ſie nicht als geſtaltlos, ſondern als einen beſtimmten Raum einnehmend betrachten. In der Geometrie heißen dieſe beſtimmt begrenzten Räume ſelbſt, ohne alle Rückſicht auf Materie, Körper, welche dann nach der Art ihrer Begrenzung in Körper von ebenen oder krummen Flächen eingetheilt werden. Unter den erſten ſind die merkwürdigſten die Prismen, Pyramiden, vollkommen und bedingt regulären; unter den andern beſonders die Kugel und das elliptiſche Sphäroid. Außerdem gibt es Körper, die von ebenen und krummen Flächen begrenzt werden, wie z. B. Cylinder und Kegel. In der Naturlehre theilt man die Körper in Beziehung auf den Aggregatzuſtand ihrer Materie, in feſte oder flüſſige, letztre in liquide oder tropfbarflüſſige, und in expanſible oder elaſtiſchflüſſige, wie z. B. Luft und Licht. Bei den feſten unterſcheidet man bekanntlich wieder harte und weiche, ſpröde und elaſtiſche u. ſ. w. Ferner werden die Körper eingetheilt in organiſirte, die vermittelſt gewiſſer innerer Einrichtungen und Lebenskräfte fähig ſind, ſich ſelbſt zu entwickeln, zu erhalten und fortzupflanzen, und in unorganiſirte, die beim Mangel aller Lebenskraft nur durch Anhäufung von außen, durch mechaniſche Kräfte entſtehen und verändert werden. Wir verweiſen wegen dieſer Eigenſchaften auf die einzelnen, darauf Bezug habenden Artikel. L.

Korybanten (Kureten, Idäi, Daktyli, bei den Römern Galli

unter welchem Namen ſie in Rom eine eigne Prieſterſchaft ausmachten) ſollen von Korybas, einem Sohne der Cybele und des Jaſion, abſtammen. Sie waren Prieſter, welche von Korybas zum religiöſen Dienſte ſeiner Mutter, der Göttin Cybele, auf der Inſel Kreta und in Phrygien eingeſetzt waren. Nach einer andern, bei weitem ältern Sage, waren ſie Abkömmlinge des Vulkan. Darauf deutet man die Erzählung von dem Getöſe, das ſie mit den Waffen machten, als ihnen Rhea den neugebornen Jupiter übergab, damit Saturn das Geſchrei des weinenden Kindes nicht höre. Nach Apollodorus waren die Korybanten Söhne Apollo's und der Thalia, nach Andern Apollo's und der Rhetia.

Kos oder Koos, eine berühmte Inſel des ägäiſchen Meeres (jetzt Stanchio oder Stincho) an der kleinaſiatiſchen Küſte, den Städten Halikarnaß und Knidos gegenüber. Es war hier ein berühmter Tempel des Aeskulap, und ſie war das Vaterland des Apelles und Hippokrates. Beſonders berühmt waren die feinen, halbdurchſichtigen Gewänder, die hier verfertigt wurden.

Koſacken (Kaſacken) heißen jetzt mit einem allgemeinen Namen alle diejenigen Völkerſtämme, welche die ſüdlichen und öſtlichen Gegenden von Rußland, Polen, der Ukräne u. ſ. w. bewohnen, und die unermeßlichen Grenzen des ruſſiſchen Reichs, nach dieſer Seite hin, bewachen, weswegen ſie auch keine eigentliche Schatzung bezahlen, ſondern dafür den Kriegsdienſt verſehen. Faſt alle bekennen ſich zur griechiſch-ruſſiſchen Kirche; die Einrichtung ihres Gemeinweſens iſt jedoch gänzlich unabhängig von der ruſſiſchen Regierungs-Verfaſſung, und durchaus kriegeriſch: denn der Krieg hat ſie erzeugt, und erhält ſie auch. Sie müſſen ſowol in Betreff ihrer Abſtammung, als ihrer gegenwärtigen Verfaſſung, in zwei Hauptſtämme eingetheilt werden, in die kleinruſſiſchen (maloroſſiſchen), und in die doniſchen Koſacken. Beide Hauptſtämme haben wieder viele Nebenzweige gebildet, beſonders der doniſche. Von dieſem, dem gebildetern, ſtammen ab die wolgaiſchen, terekſchen, grebinskiſchen, uralſchen und ſibiriſchen Koſacken. Zu jenen gehören auch die ſaporogiſchen oder Haydamacken, die zügelloſeſten und wildeſten. Was den Urſprung dieſes Volks und die Herleitung ſeines Namens betrifft, ſo iſt man darüber nicht einig. Es iſt möglich, daß ſich beides auf die Landſchaft Kaſchia, von Conſtantin Porphyrogeneta alſo benannt, zurückführen läßt. Im Türkiſchen bedeutet das Wort Kazak einen Räuber, im Tatariſchen aber einen herumſtreichenden, leichtbewaffneten Soldaten. Da die Koſacken in der That aus den großen Gefilden jenſeits der Wolga herſtammen: ſo können ſie allerdings Ueberbleibſel von verſchiednen Türken- und Tatarhorden ſein, welche ſich zu verſchiednen Zeiten daſelbſt niedergelaſſen haben. Nach Einigen aber ſind ſie ruſſiſchen Urſprungs. Auch ihre Sprache iſt eigentlich die ruſſiſche, ob ſie gleich durch ihre frühern Kriege mit den Türken und Polen viele Wörter von dieſen aufgenommen haben. Wahrſcheinlich iſt jedoch die Vermuthung, daß ſowol die doniſchen, als die kleinruſſiſchen (maloroſſiſchen) Koſacken von zuſammengelaufnen, verwegnen, ruſſiſchen Abenteurern der nowogorodiſchen Provinzen entſtanden ſind. Ihre Abſicht war das Beutemachen in den Kriegen und Fehden mit den Tataren auf den Grenzen des ruſſiſchen Reichs. Da ſie durch dieſe Beſtrebung zu einer ſichern Bedeckung der Grenzen deſſelben wurden: ſo gewährte ihnen die Regierung große Vorrechte, wodurch dann dieſen, gleichſam immer ſtehenden Freicorps, beſonders als man demſelben auch Land einräumte, ein bedeutender Zulauf verſchafft wurde. Dadurch gewannen ſie nun nicht allein an Stärke, ſondern auch an innerm Gehalte

und dauerndem Beſtande. Dieſe Vorrechte ſind aber ſeit 1804 ſehr eingeſchränkt worden. Im J. 1597 machten 3000 doniſche Koſacken den erſten Feldzug mit den Ruſſen nach Liefland. Dann eroberten ſie Sibirien, drängten die Tataren aus vielen ruſſiſchen Provinzen zurück, und trugen zur Beſiegung der Türken bei. Die doniſchen Koſacken widerſetzten ſich auch öfters den Befehlen der ruſſiſchen Regierung: ſo lebten ſie unter der Anführung des furchtbaren Pugatſcheff im offenbarſten Aufruhre gegen Rußland. Aus dieſen Empörungen entſtanden nothwendige Spaltungen unter den Koſacken, und die große Stammfamilie zerfiel in mehrere einzelne Unterabtheilungen, von welchen wir die vornehmſten bereits oben nahmhaft gemacht haben. Unter dieſen ſind die ſibiriſchen Koſacken die eigentlichen Eroberer und erſten ruſſiſchen Koloniſten der ſibiriſchen Wüſtenei. Dieſer Zweig des großen doniſchen Familienſtammes entfloh nämlich, etwa 7000 Mann ſtark, um der Strafe für mehrere begangne Verbrechen zu entgehen, im J. 1577 nach der Kama und nach Permien, ſpäter ſogar bis an den Ob. Dort verjagten ſie die anſäſſigen Wogulen, Oſtjaken und Tataren. Als ſie jedoch bei dieſen immerwährenden Kämpfen mit den daſigen Einwohnern am Ende ſelbſt bis auf ein kleines Häuflein zuſammengeſchmolzen waren, und der Anführer nicht hoffen durfte, das Eroberte fernerhin behaupten zu können, unterwarfen ſie ſich der ruſſiſchen Regierung, baten um Verſtärkung, und erhielten ſie auch. Dadurch iſt nun dieſer Stamm der Koſacken gleichſam zum Herrn von Sibirien geworden. Über die Stärke der Koſacken im Allgemeinen ſind verſchiedne Meinungen vorhanden. Archenholz gab die Zahl der wirklich ſtreitbaren Männer unter denſelben auf 700,000 an. Man darf aber dreiſt behaupten, daß nicht die Hälfte im wirklichen Dienſte iſt. Zwei Drittel von dieſer Hälfte werden überdem noch zum innern Dienſte gebraucht, und kommen nie nach Europa, daß alſo nicht viel mehr, als 100,000 Mann der ruſſiſchen Regierung für den Krieg von Europa zu Gebote ſtehen möchten. Während des ſiebenjährigen Kriegs hatte das ruſſiſche Heer nicht mehr als 10,000 Koſacken. Nach der, ſeit 1804 erhaltnen Einrichtung ſind gewöhnlich von 3 Regimentern 2 zu Hauſe, das dritte verſieht den Dienſt an der Grenze. Bei einem Aufgebote aber müſſen ſie alle in's Feld rücken, und erhalten dann von der ruſſiſchen Krone Sold und Ration. Jetzt bilden ſie größtentheils (beſonders der doniſche Stamm, der überhaupt noch am unabhängigſten iſt) die irreguläre fliegende Reiterei des ruſſiſchen Heeres, in eigne, abgeſonderte Haufen eingetheilt. Die Verfaſſung der kleinruſſiſchen Koſacken iſt jedoch ſchon beſchränkter: ſie können faſt für reguläre Truppen gelten. Die Koſacken haben keinen Adel unter ſich: alle ſind gleich, und können, ohne ſich herabzuſetzen, bald befehlen, bald gehorchen. Die Vorgeſetzten werden von ihnen aus ihrer Mitte gewählt; bloß die Oberbefehlshaber werden von der Regierung beſtätigt, und können auch nur mit Genehmigung derſelben wieder abgeſetzt werden. Die Befehlshaber ſtehen ſämmtlich im Solde der Krone, die gemeinen Koſacken aber nur ſo lange, als ſie im Dienſte ſind. Ihre Regimenter (Pulks) ſind nach Verhältniß der Größe des Kreiſes von 500 bis 3000 Mann ſtark, und werden von einem Oberſten (Hettmann, ſ. d. Art., eigentlich in ihrer Sprache Atamann) befehligt. Auch der Oberbefehlshaber ſämmtlicher Korps führt den Titel Hettmann. Die Offiziere bis zum Oberſten (die Offiziere einiger Regimenter, die gleichen Rang mit den Offizieren in der Armee haben, ausgenommen) ſind ohne Rang, und können im Entſtehungsfalle Unteroffizieren des regulären Heeres untergeordnet werden. Jeder Koſack iſt

vom 18. bis zum 50. Jahre dienſtpflichtig, muß ſein eignes Dienſtpferd haben, und ſich polniſch oder orientaliſch kleiden, wobei die Farbe und Güte der Kleidungsſtücke gänzlich ſeiner Willkür überlaſſen bleibt. Ihre Hauptwaffe iſt die 10 bis 12 Fuß lange Pike; nebenbei führen ſie einen Säbel, eine Flinte oder ein Paar Piſtolen, auch wol nur Pfeil und Bogen. Die Lanze, meiſtens mit einem bunten Fähnchen geſchmückt, wird im Reiten, vermittelſt eines Riemens auf dem Fuße, am Arme oder Sattelknopfe hängend, aufgerichtet getragen. Die Bogenſchützen tragen einen Köcher über die Achſel. Auch der Kantſchu, ihre, aus Leder dick geflochtne Karbatſche, dient ihnen zur Waffe gegen unbewaffnete Feinde, ſo wie zum Regieren ihrer Pferde. Weniger geſchickt zu eigentlich taktiſchen und regelmäßigen Bewegungen, thun ſie Wunder bei Anfällen auf Gepäck, Magazine und beim Verfolgen zerſtreuter Korps. Ihre Pferde ſind meiſtens klein und ſehen elend aus, ſind aber dauerhaft, gut zugeritten und ſo ſchnell, daß ſie, da ſie nicht in geſchloſſnen Haufen zu reiten brauchen, und nur wenig oder gar kein Gepäck führen, ohne ſonderliche Beſchwerde, und mehrere Tage nach einander, 12 bis 16 Meilen zurücklegen können. Jeder Pulk hat zwei oder mehrere ſeidne Fahnen, welche gewöhnlich mit Heiligenbildern geziert ſind. Alle übrige kriegeriſche Geräthſchaften ſind ihnen fremd. Die Taktik der Koſacken, und ihre Art, im Felde zu fechten, beſteht vorzüglich darin, daß ſie ſich in kleinen, getheilten Haufen aufſtellen, und mit ſolchen den Feind auf allen Seiten, vornämlich auf den Flanken und im Rücken, unter einem lauten, fürchterlichen Hurrah-Geſchrei mit gefällten Piken in dem ſtärkſten Laufe angreifen. Iſt es ihnen gelungen, durch einen ſolchen wüthenden Anprall den Feind zu theilen: ſo laſſen ſie die Pike fallen, die an einem Riemen nachſchleppt, greifen zum Säbel oder zur Piſtole, und richten dadurch große Verwüſtungen an. Finden ſie Widerſtand und iſt die Möglichkeit zum Eindringen nicht vorhanden: ſo ſtäuben ſie gleich auseinander, fliehen eiligſt zu einem beſtimmten Sammelplatze, bilden dort abermals kleine Haufen, und erneuern ihre Angriffe ſo lange, bis der abgemattete Feind zur Flucht gebracht iſt. Dies iſt dann der entſcheidende Augenblick, wo ſie unter die Zerſtreueten oder Fliehenden Tod und Verderben bringen. Im J. 1570 erbauten ſie ihre Hauptſtadt Tſcherkaskoi, 70 Werſt oberhalb Aſow, auf einigen Inſeln mitten im Don. Sie kann das tatariſche Venedig genannt werden, denn ihre Häuſer ruhen auf hohen hölzernen Pfeilern, und ſind durch kleine Brücken in Verbindung mit einander geſetzt. Zur Zeit der hohen Gewäſſer ſcheint die Stadt, von welcher aldann nur die Häuſerſpitzen hervorragen, auf dem Waſſer zu ſchwimmen. Sie hat anſehnliche Kirchen, deren Inneres reichlich mit Gold und Edelſteinen ausgeſchmückt iſt. Es iſt daſelbſt ſogar ein Theater vorhanden, auf welchem regelmäßig geſpielt wird. Man findet mehrere Privatbibliotheken in dieſer Stadt, ferner eine Lehranſtalt, in welcher Franzöſiſch, Deutſch, Geometrie, Geſchichte, Geographie, Phyſik ꝛc. gelehrt wird. Die Stadt beſitzt einen ausgebreiteten Handel, der durch Griechen, Armenier, Juden ꝛc. noch lebhafter gemacht wird. Die Pracht der Koſacken-Weiber daſelbſt zeichnet ſich insbeſondre aus. Da die Stadt wegen der Überſchwemmungen eine ungeſunde Lage hat, wodurch nicht ſelten verheerende Krankheiten entſtehen: ſo hat man an einem Arme des Don, eine Meile von der jetzigen Stadt, Neu-Tſcherkaſk zu bauen angefangen, wohin alle Einwohner der alten Stadt, die jedoch für den Koſtenaufwand entſchädigt werden ſollen, ziehen werden, ſo daß vielleicht in funfzig Jahren von derſelben keine Spur mehr übrig ſein wird.

Koſciuszko (Thaddäus), der Republik Polen letzter Oberfeldherr, einer der edelſten Männer ſeines Zeitalters, aus einer alten adeligen, aber wenig begüterten Familie in Litthauen. Er wurde in der Cadettenſchule zu Warſchau erzogen, wo der Fürſt Adam Czartoryski ſeine Talente und ſeinen Fleiß bemerkte, und ihn auf ſeine Koſten nach Frankreich ſchickte, wo er die Kriegskunſt ſtudirte und ſich in den zeichnenden Künſten übte. Nach ſeiner Rückkehr ward er Hauptmann. Aber ein Vorfall, den ſeine Neigung zu der Tochter des Marſchalls von Litthauen, Sosnowski, veranlaßte, nöthigte ihn, Polen zu verlaſſen. Einſame Studien, vorzüglich in Geſchichte und Mathematik, und ſeine, für das Erhabene empfängliche Einbildungskraft, hatten ihn auf der Schule des Kriegs, der Freiheit und der Lebensweisheit, in welche er jetzt unter Waſhington (als deſſen Adjutant) eintrat, vorbereitet. Er machte ſich in Amerika bei mehrern Gelegenheiten, vorzüglich bei der Belagerung von Ninety=Six, bemerkbar. Waſhington wurde ſein Freund. Das Heer, die franzöſiſchen Offiziere und Franklin zeichneten ihn durch ihre Achtung aus. Er und Lafayette waren die einzigen Europäer, welche das Kreuz des Cincinnatus=Ordens trugen. Mehrere Jahre nach ſeiner Rückkehr in das Vaterland ernannte ihn der Reichstag zum Generalmajor. Er erklärte ſich für die Conſtitution vom 3. Mai 1791, und diente unter dem Prinzen Joſeph Poniatowski. In dem Feldzuge von 1792 zeichnete er ſich gegen die Ruſſen bei Zieleneck und Dubienco aus. An dem letzten Orte hielt er ſich mit ungefähr 4000 Mann gegen 16,000 Ruſſen auf einem Poſten, den zu befeſtigen, er nur 24 Stunden Zeit gehabt hatte, ſechs Stunden lang und zog ſich ohne großen Verluſt zurück. Dieſe That gründet ſeinen militäriſchen Ruf. Als der König Stanislaus ſich dem Willen Catharinens unterwarf, nahmen er und 16 Officiere ihren Abſchied. Darauf mußte er Polen verlaſſen und begab ſich nach Leipzig. Um dieſe Zeit ertheilte ihm die geſetzgebende Verſammlung in Frankreich den Titel eines franzöſiſchen Bürgers. Bald rief ihn ſein Vaterland zurück. Dieſes wurde, nach der zweiten Theilung, durch die Anmaßungen des ruſſiſchen Geſandten, Grafen von Sievers, und des Generals Igelſtröm, der zugleich die ruſſichen Truppen in Warſchau befehligte und Geſandter war, von Rußland ſo abhängig, daß es ohne deſſen Einwilligung die ihm aufgedrungne Verfaſſungsform nie ändern oder verbeſſern ſollte. Da beſchloſſen insgeheim einige edle Polen in Warſchau, das Joch abzuwerfen. Sie wählten Koſciuszko zum Feldherrn, und machten ihn mit ihrem Vorhaben bekannt. Er theilte daſſelbe dem Grafen Ignaz Potocki und Kolontai (ſ. d. Art.) in Dresden mit, die jedoch das Unternehmen für unzeitig hielten. Indeß begab ſich Koſciuszko an die Grenze, nebſt Zajonczeck, den er nach Warſchau ſandte, um Alles in der Stille vorzubereiten, damit nichts übereilt würde. Als aber das polniſche Heer theils unter das ruſſiſche geſteckt, theils bis auf 16,000 Mann vermindert werden ſollte, brach der Aufſtand vor der Zeit aus. In Poſen widerſetzte ſich Madalinski der Auflöſung ſeines Regiments mit Gewalt. Nun griff Alles zu den Waffen, und Koſciusko kam in Krakau an, als eben die ruſſiſche Beſatzung aus der Stadt verjagt worden war. Die Bürger entwarfen die Acte der Conföderation von Krakau (24. März 1794), an deren Spitze Koſciuszko die Polen aufrief, die Conſtitution vom dritten Mai wiederherzuſtellen. Seume nennt das Manifeſt unklug, weil es perſönliche Beleidigungen enthielt; allein der heftige Ton deſſelben war auf die polniſche Nation gerechnet, und der Zorn eines Republikaners von einfachen und ſtrengen Sitten, wie

Kosciuszko war, mußte entbrennen, als man die Polen jacobiniſcher Grundſätze und Verbrechen vor ganz Europa anklagte, und deshalb dem geſetzmäßigen Schritte der Nation und des Königs, ſich eine dauerhafte Verfaſſung zu geben, den Krieg erklärte. Was Catharina durch Bajonette erzwang, das hatte Friedrich Wilhelm II. durch Aufhebung ſeines, mit Polen geſchloſſenen Schutzbündniſſes möglich gemacht. Solche Politik konnte jeden Polen, der ein Herz für ſein Vaterland hatte, empören. Als Kosciuszko hörte, daß die Ruſſen anrückten, zog er ihnen entgegen. Ohne Geſchütz, mit 4000 Mann, zum Theil nur mit Senſen und Piken bewaffnet, ſchlug er bei Raclawice (4. April 1794) 12,000 Ruſſen. Darauf brachte er ſein Heer auf 9000 Mann, und vereinigte ſich mit dem General Grochowski. Unterdeſſen hatten Warſchau und Wilna die ruſſiſchen Beſatzungen theils getödtet, theils gefangen genommen. Kosciuszko that den Ausbrüchen der Volswuth Einhalt, ſandte Truppen gegen Volhynien ab, und richtete die Regierung in Warſchau ein. Hierauf zog er mit 13,000 Mann den Preußen entgegen, die 40,000 Mann ſtark vorrückten, griff ſie bei Spczekocinn den 8. Juni an, wurde aber nach dem tapferſten Widerſtande geſchlagen. Er zog ſich in das verſchanzte Lager vor Warſchau zurück. Die Preußen eroberten Krakau. Darüber gerieth in Warſchau das Volk den 28. Juni in Aufruhr; es ermoderte einen Theil der Gefangnen, und henkte einige den Ruſſen anhängliche Polen auf. Allein Kosciuszko beſtrafte die Schuldigen und ſtellte die Ordnung wieder her. Jetzt vereinigte ſich der König von Preußen mit den Ruſſen und belagerte Warſchau mit 50,000 Mann. Doch Kosciuszko belebte den Muth. Nach zweimonatlichen blutigen Gefechten ſchlug er einen allgemeinen Sturm zurück. Zugleich ſtand unter Dombrowski ganz Großpolen gegen die Preußen auf. Dies und der Verluſt eines Artillerie-Transports nöthigte den König von Preußen, die Belagerung von Warſchau aufzuheben. So behauptete ſich der kühne Feldherr mit 20,000 Mann regelmäßiger Truppen und 40,000 ſchlechtbewaffneter Bauern gegen vier feindliche Heere, die zuſammen gegen 150,000 Mann ſtark waren. Seine größte Macht war das Vertrauen ſeiner Mitbürger. Der Neffe des Königs, einſt ſein General, diente unter ihm. Niemand zweifelte an ſeiner Bürgertugend, welche durch echte Religioſität das Volk begeiſterte. Kosciuszko verwaltete die Republik mit unumſchränkter Gewalt, aber er bediente ſich ihrer mit Waſhington's Rechtſinn und mit Cäſar's Thätigkeit. Er ſorgte für Alles, für die Verpflegung der Truppen, für Anſchaffung der Kriegsbedürfniſſe, er leitete die Einnahmen und Ausgaben ſelbſt, um Plünderung oder Betrügerei zu hindern; aus dem Staatsrathe flog er auf das Schlachtfeld. Seine Tage und ſeine Nächte, alle ſeine Kräfte, waren dem Vaterlande geweiht. Zugleich ſicherte er den Gang der Gerechtigkeit, hob die Leibeigenſchaft auf, erklärte laut, daß Polen nicht nach jacobiniſchen Grundſätzen frei ſein wolle, und gab endlich der Nation den 29. Mai in dem hohen Nationalrathe, den er errichtete, die ihm anvertraute höchſte Gewalt zurück. So ein Ariſtides und Cincinnatus als Bürger, Staatsmann und Feldherr, war er zugleich Soldat, Unterthan und Regent. Man machte ihm den Vorwurf, daß er die, dem Biſchofe von Chelm und Lublin, Skarszewski, nach dem Geſetze zuerkannte Todesſtrafe, auf Verwenden des päpſtlichen Legaten, in Gefängniß verwandelte. Allein er wolle das der Geiſtlichkeit ergebne Gemüth des Volks ſchonen. Hätte er nur mehr Strenge gegen die Großen, welche von Gehorſam und Ordnung nichts wiſſen wollten, bewieſen! Den König Stanislaus

behandelte er mit Achtung; aber unmöglich konnte er dieſem eine Theilnahme an der Gewalt geſtatten, welche die Nation allein ihm übertragen hatte. Indeſſen handelte er zu mild gegen die Verdorbenen unter ſeinen Landsleuten; er wollte das Recht und die Ehre wirken laſſen. Hätte die Nation zu ihm ſich erhoben, ſie wäre nimmer unterlegen. Friedrich Wilhelm verzweifelte, Kosciuszko zu beſiegen. Er machte ihm glänzende Anerbietungen. Wie wenig kannte er den Mann aus Waſhington's Schule! Endlich entſchied Catharina den Kampf durch Truppenübermacht. Suwarow ſchlug in Volhynien bei Brzec die Polen unter Sierakowski den 18. und 19. Sept. Repnin drang durch Litthauen vor und vereinigte ſich mit jenem; der ruſſiſche General Ferſen ſollte mit 12,000 Mann zu ihnen ſtoßen. Dies zu hindern, rückte ihm Kosciuszko von Warſchau mit 21,000 Mann entgegen. Poninski ſollte mit ſeiner Diviſion zu ihm ſtoßen; allein die Ruſſen fingen die Botſchaft auf. Nun griffen die vereinigten Ruſſen, welche dreimal ſtärker waren, unter Ferſen, den 10. October bei Macziewice das polniſche Heer an (12 Meilen von Warſchau); dreimal zurückgeſchlagen, durchbrachen ſie beim vierten Angriffe die Linie der Polen. Kosciuszko ſank mit Wunden bedeckt, unter den Worten: Finis Poloniae, vom Pferde und fiel in feindliche Gewalt. In ihm verlor ſein Vaterland Alles. Suwarow ſtürmte Praga den 4. November. Warſchau unterwarf ſich den 9. November. Madalinski verließ Großpolen. Ein öſterreichiſches Heer rückte bis Lublin vor. So ging Polen unter. Unnütz für ihr Vaterland waren die, welche ihm ſich opferten, nicht gefallen. Die öffentliche Meinung Europa's war durch die edle Anſtrengung der Beſiegten für die unglücklichen Polen gewonnen, und Kaiſer Alexander hat die theuerſte Hoffnung der Nation, mit welcher ſie von Napoleon grauſam hingehalten ward, — die Wiederherſtellung des Königreichs mit einer freien Verfaſſung, — im J. 1815 großmüthig erfüllt. Katharina ließ den Helden und ſeine edlen Genoſſen in ein Staatsgefängniß werfen. Paul I. gab perſönlich dieſe Männer frei und zeichnete Kosciuszko durch mehrere Beweiſe ſeiner Achtung aus. Er beſchenkte ihn mit 1500, und ſeinen Freund, den Dichter Niemcewicz mit 1000 Bauern. Beide begaben ſich über London, wo Kosciuszko mit Auszeichnung behandelt wurde, 1797 nach Amerika. Sein Vermögen war unbedeutend. Amerika hatte ihm, als er nach dem amerikaniſchen Freiheitskriege in ſein Vaterland zurückging, ein Jahrgehalt gegeben. Auch jetzt fand er mit ſeinen braven Genoſſen daſelbſt Schutz und Achtung. 1798 ging er nach Frankreich. Alle Parteien nahmen den Helden der Freiheit feſtlich auf. Seine Landsleute in der italieniſchen Armee überſchickten ihm den Säbel Johann Sobieski's, welchen ſie 1799 zu Loretto entdeckt hatten. In der Folge faßte Napoleon den Plan auf, durch Polens Wiederherſtellung Rußland wehe zu thun, und ſich die Herrſchaft über das öſtliche Europa vorzubereiten. Kosciuszko aber konnte, nicht bloß durch Krankheit, ſondern vielmehr durch ſein Paul I. gegebnes Wort, nicht wider die Ruſſen zu dienen gehindert, an ihrem Kampfe unter Dombrowski's Leitung in den Jahren 1806 und 1807 nicht Theil nehmen. Er erklärte ſelbſt auf Napoleons Anträge: er könne nicht an Polens Lage Theil nehmen, bis er dieſem Lande eine freie Nationalverfaſſung und ſeine alten Grenzen geſichert ſähe. Fouché ſollte alles verſuchen, um Kosciuszko nach Polen zu bringen, ſogar mit Gensd'armerie! Aber Kosciuszko erwiederte mit Feſtigkeit: „Gut, ſo werde ich aber Polen ſagen, daß ich nicht frei bin." Einen Aufruf an die Polen, den man unter ſeinem Namen den

1. Nov. 1806 im pariſer Moniteur las, hat er für unecht und von Napoleon erdichtet öffentlich erklärt. Er kaufte ſich in der Nähe von Fontainebleau ein Landgut und lebte hier bis 1814 in ländlicher Ruhe. Von da reiſte er 1815 mit Lord Stewart nach Italien, und ließ ſich 1816 in der Schweiz, zu Solothurn, nieder. Von hier machte er im April 1817 einen gerichtlichen Freibrief bekannt, durch welchen er auf ſeinem Gute Siecnowicze in Polen die Leibeigenſchaft aufhob. Uebrigens war die Landwirthſchaft ſeine liebſte Beſchäftigung. Er lebte einſam im Umgange mit wenig Freunden. Ein Fall mit dem Pferde in einen Abgrund, unweit Vevay, wurde die Veranlaſſung ſeines Todes. Er ſtarb mit ruhiger Faſſung den 15. Octob. 1817 zu Solothurn, über 60 Jahr alt. Er war nie verheirathet. Von ſeiner Familie lebte nur ein Neffe. Im J. 1818 hat Fürſt Jablonoswki, auf Koſten des Kaiſers Alexander, Kosciuszko's Leichnam in Solothurn abgeholt, deſſen Beiſetzung in Krakau der Kaiſer auf die Bitte des Senats erlaubt hat. Hier wird ihm auch ein Denkmal errichtet. *K.*

* Koſegarten (Ludwig Theobul), als Dichter und Prediger rühmlich bekannt, geb. d. 1. Febr. 1758 zu Grevesmühlen, einem meklenburgiſchen Städtchen, erhielt daſelbſt ſeine erſte Bildung, ſtudirte zu Greifswalde, war eine Zeit lang Erzieher in einer adelichen Familie, und wurde darauf Rector der Schule zu Wolgaſt in Schwediſch-Pommern. 1792 erhielt er die Stelle eines Probſtes auf der Inſel Rügen und ward 1793 Doctor der Theologie. Auf dieſer patriarchaliſchen Inſel lebte er im Genuſſe der Natur, ſeiner Familie, der Poeſie, der Wiſſenſchaften und in achtungswerther Ausübung ſeines Amtes, eine Reihe von glücklichen Jahren, bis er 1807 einen Ruf nach Greifswalde annahm, wo er ſpäterhin auch zum Conſiſtorialrath ernannt ward, und daſelbſt 1818, als Rector der Univerſität, im 61 Jahre ſeines Lebens ſtarb. Die Früchte ſeiner Muße, ſeine Romane, (z. B. Ida von Pleßen, 2 Thle.), ſeine Poeſien, ſeine Rhapſodieen, ſeine Legenden, ſein brittiſches Odeum, ſeine epiſch-idylliſchen Gedichte: Jukunde und die Inſelfahrt, ſeine vaterländiſchen Geſänge, mehrere Überſetzungen unter denen Richardſon's Clariſſa ſich vortheilhaft auszeichnet u. a., haben ihm viele Freunde und einen nicht unbedeutenden Rang in unſrer Literatur erworben

Kosmetiſche Mittel, Schönheitsmittel (von dem griechiſchen Zeitworte κοσμεω (kosmeo) zieren, verſchönern. Man verſteht darunter mancherlei Zubereitungen von meiſtentheils wohlriechenden Oelen, Salben, Waſſern, Pulvern ꝛc., welche die Schönheit des menſchlichen Körpers befördern, Runzeln und Warzen vertreiben, eine ſpröde Haut geſchmeidig machen ꝛc. ſollen; Erfindungen des Luxus, deren Wirkſamkeit immer wenigſtens ſehr zweifelhaft iſt, und deren unvorſichtiger Gebrauch oft von übeln Folgen ſein kann.

Kothe hieß urſprünglich im Niederſächſiſchen ein Bauerhaus, welches weder Hof noch Ländereien hat, und deſſen Beſitzer deshalb bloß zu Hand- und Fußdienſten verbunden iſt. Daher heißen Kothſaſſen, Koſaſſen, Koſſäten (Köther, auch Hinterſaſſen) zum Unterſchiede der eigentlichen Bauern, diejenigen Dorfbewohner, welche eine bloße Kothe, mithin weder Zugvieh, noch Länderei beſitzen. Dies iſt jedoch in neuern Zeiten anders geworden; es gibt jetzt Groß- und Kleinköther, wovon erſtere mit 3 — 5 Pferden 50 — 70 Morgen, und letztre mit 2 — 4 Pferden bis an 40 Morgen Land bauen. Oft werden auch die ſogenanten Schutzverwandten oder Häuslinge mit dem Namen Hinterſaſſen belegt. Ehemals waren die Kothſaſſen (adscriptitii) eine Art

von Leibeigenen, welche an ein gewiſſes Gut gebunden waren, mit dem ſie auch verkauft werden konnten. — Kothen (Salzkothen), beſonders in Halle, ſind die kleinen Hütten in den Salzwerken, worin das Salz geſotten wird.

Köthen (Anhalt-), ein zum deutſchen Bunde gehöriges Herzogthum. Als nach Joachims I. Tode 1586 (ſ. Anhalt) deſſen vier Söhne — der fünfte ward anderweit abgefunden, — ſich in die anhaltiſchen Länder theilten, erhielt Ludwig Köthen. Er begünſtigte Künſte und Wiſſenſchaften, und hatte z. B. den bedeutendſten Antheil an der 1617 geſtifteten fruchtbringenden Geſellſchaft, oder dem Palmenorden. Die Wunden, welche der dreißigjährige Krieg auch ſeinem Lande ſchlug, ſuchte er durch weiſe Verwaltung nach Möglichkeit zu heilen. Nach ſeinem Tode, 1649, kam ſein Sohn, Wilhelm Ludwig, zur Regierung. Dieſer ſtarb 1665 ohne männliche Nachkommenſchaft. Jetzt fielen, laut des Vertheilungsvertrags (ſ. Anhalt), die köthenſchen Länder an die Söhne Auguſts, des ältern Bruders Ludwigs, Lebrecht und Emanuel, welche früher Plötzkau beſeſſen hatten, das aber nun an die Linie Bernburg kam. Da bald darauf Lebrecht 1669 ohne Erben ſtarb, ſo vererbte der ganze köthenſche Ländertheil auf ſeinen Bruder Emanuel. Dieſer ſtarb 1670 und hinterließ die Regierung ſeinem noch ungebornen Sohne, Emanuel Lebrecht, welcher dieſelbe 1692 antrat und 1704 ſtarb. Er ſtiftete zuerſt das Recht der Erſtgeburt in ſeinem Hauſe, welches zwar, da der Kaiſer ſeine Zuſtimmung nicht gegeben hatte, unter den beiden Söhnen, Leopold und Auguſt Ludwig, einen Streit erregte, der jedoch bald ausgeglichen wurde, worauf alsdann Leopold die Regierung antrat. Da dieſer aber 1728 ohne Nachkommen geſtorben war, ſo gelangte Auguſt Ludwig zur Regierung, unter welchem das Land an Bevölkerung, Fabriken und Manufakturen ſehr gehoben wurde. Ihm folgte 1755 Carl Georg Lebrecht, der in öſterreichiſchen Dienſten gegen die Türken kämpfte und 1789 zu Semlin ſtarb. Sein Sohn und Nachfolger, Auguſt Chriſtian Friedrich, 1769 geboren, war ſein Nachfolger. Er trat, als ſouveräner Herzog, 18. April 1807, dem Rheinbunde bei, und war mit einer neuen Organiſirung ſeines Landes, namentlich mit der Einführung des franzöſiſchen Geſetzbuchs beſchäftigt, als er 1812 ſtarb. Seitdem führte Deſſau die Verwaltung für den 1802 gebornen, unmündigen Herzog, Ludwig Auguſt Carl Friedrich Emil, einen Bruders ſohn des letztverſtorbnen Herzogs. Als dieſer aber in Leipzig, wo er ſtudirte, 1818 geſtorben und das Haus mit ihm erloſchen war, gelangte die Seitenlinie Anhalt-Pleß (Fürſt Ferdinand, geb. 1768) zur Regierung. Die Geſammtbeſitzungen des Herzogthums Anhalt-Köthen betragen 15 Q. M., mit 4 Städten, 1 Flecken, 93 Dörfern, 28,900 Einwohnern und 120,000 Thalern Einkünften. Die Hauptſtadt Köthen zählt 700 Häuſer und 6000 Einwohner. Eine Sehenswürdigkeit derſelben iſt der Saal, in welchem die Wappen und Denkſprüche der, von Ludwig 1617 geſtifteten fruchtbringenden Geſellſchaft befindlich ſind. Durch die Ceſſion des Fürſten 1819 ſtiftete ſein Bruder, Prinz Heinrich, geb. 1778, (bisher ohne Erben) die jetzige Linie Anhalt-Pleß. Das ſchleſiſche Fürſtenthum Pleß hat 25 Quadr. M. 61000 Einw. und 40000 Rthlr. Einkünfte.

Kotzebue (Aug. Fried. Ferd. von), geb. 3. Mai 1761 zu Weimar, wo ſein Vater, den er in der früheſten Kindheit ſchon verlor, (bürgerlicher) herzoglicher Legationsrath war, und ſeine Mutter in einem hohen Alter (1823) noch lebt. Durch Lebhaftigkeit und Gefühl zeichnete er ſich ſchon als Kind aus, und

noch nicht ſechs Jahre alt, wagte er die erſten poetiſchen Verſuche. Seine Neigung zur Schauſpielkunſt wurde früh durch die damalige, ſehr gute Schauſpieler-Truppe in Weimar, bei welcher ſich die Familien Seiler, Brandes, Böckh und Eckhof befanden, geweckt. Kotzbue beſuchte um dieſe Zeit das Gymnaſium, wo Muſäus, nachmals ſein Oheim, durch Unterricht und Beiſpiel vorzüglich auf ihn wirkte. Er war noch nicht völlig 16 Jahre alt, als er auf die Univerſität nach Jena ging, wo ſein Hang für die Schauſpielkunſt in einem Liebhabertheater neue Nahrung fand. Aus Liebe zu ſeiner Schweſter, die ſich nach Duisburg verheirathete, ging er eine Zeitlang auf dieſe Univerſität, von wo er 1779 nach Jena zurückkehrte und ſich den Rechtswiſſenſchaften widmete, ohne darum aufzuhören, für das Theater zu leben und Mancherlei zu dichten. Ein kleines Luſtſpiel: die Weiber nach der Mode, hatte einige wirkliche komiſche Züge. Bald hierauf wurde er examinirt und Advocat. Jetzt genoß er ganz die Freundſchaft des redlichen Muſäus, und verſuchte, was er bereits mit Wieland, Göthe, Hermes und Brandes gethan, auch Muſäus nachzuahmen, wovon ſein Ich, eine Geſchichte in Fragmenten, den Beweis liefert. Zu Leipzig ließ er ein Bändchen Erzählungen drucken, ging 1781 auf Veranlaſſung des preuß. Geſandten am ruſſiſchen Hofe, Grafen Görz, nach Petersburg, ward, durch denſelben empfohlen, Secretär bei dem Generalgouverneur v. Bawr, und da dieſer die Direction des deutſchen Theaters erhielt, ſo kam Kotzebue wieder in ſein Element. Nach zwei Jahren aber ſtarb Bawr. Da er Kotzebuen dem Schutze der Kaiſerin empfohlen hatte, ſo wurde dieſer zum Titularrath ernannt, und 1783 als Aſſeſſor des Oberappellationstribunals in Reval angeſtellt. 1785 ward er Präſident des Gouvernementsmagiſtrats der Provinz Eſthland, und als ſolcher in den Adelſtand erhoben, einen Stand, den er wahrſcheinlich durch ſein Werk: über den Adel, verſöhnen wollte, nachdem er ihn als Dichter ſo oft Preis gegeben hatte. Zu Reval war es, wo es ſeinem Talente gelang, eine Reihe von Werken zu liefern, welche ihn zum Liebling des Publikums machten. Seine Leiden der ortenbergiſchen Familie (1785 fg.) und ſeine kleinen geſammelten Schriften (1787 fg.) beurkundeten zuerſt ſeine gefällige und mannichfaltige Darſtellungsgabe auf eine glänzende Weiſe; vorzüglich waren es aber doch ſeine beiden Schauſpiele: Menſchenhaß und Reue und die Indianer in England, welche dem Dichter in ganz Deutſchland den größten Beifall erwarben. Seine erſchütterte Geſundheit nöthigte ihn 1790 zu einer Reiſe nach Pyrmont, wo er durch ſeinen berüchtigten Doctor Bahrdt mit der eiſernen Stirn, den er ſogar unter Knigge's Namen erſcheinen ließ, einen großen Theil der öffentlichen Achtung verſcherzte. Nach dem Tode ſeiner Gattin ging er nach Paris, und dann eine Zeitlang nach Mainz. Er nahm hierauf ſeine Entlaſſung und zog ſich 1795 auf das Land zurück, wo er ſich 8 Meilen von Narva, in Eſthland, den kleinen Landſitz Friedenthal erbaute. Die jüngſten Kinder meiner Laune und über 20 Schauſpiele gehören in dieſen Zeitraum. Darauf ward er 1798 als Hoftheaterdichter an Alxinger's Stelle nach Wien berufen. Hier erſchien ein ziemlicher Theil ſeiner neuen Schauſpiele. Da mancherlei Unannehmlichkeiten ihm ſeine Stelle in Wien verleideten, nahm er nach zwei Jahren ſeine Entlaſſung, erhielt 1000 Gulden jährlicher Penſion und lebte jetzt wieder in Weimar; entſchloß ſich aber, nach Rußland zurückzukehren, wo ſeine Söhne im Cadettenhauſe zu Petersburg erzogen wurden. Der ruſſiſche Geſandte in Berlin, Bar. v. Krüdener, gab ihm den nöthigen Eingangspaß; allein an der ruſſiſchen Grenze

ward er (April 1800) verhaftet, und, ohne zu wiſſen warum, nach Sibirien geſchleppt. Ein günſtiger Zufall rettete ihn. Ein junger Ruſſe, Namens Krasnopulski, hatte Kotzebue's kleines Drama: der Leibkutſcher Peters des Dritten, eine indirecte Lobrede auf Paul I., in's Ruſſiſche überſetzt. Dieſe Überſetzung wurde dem Kaiſer Paul in der Handſchrift vorgelegt, welchen das Stück dergeſtalt entzückte, daß ſogleich den Verfaſſer aus ſeiner Verbannung zurückholen ließ und ihm ſeine vollkommne Gnade zuwendete. Unter andern beſchenkte er ihn mit dem ſchönen Krongute Wocroküll in Liefland, übertrug ihm die Direction des deutſchen Theaters und ertheilte ihm den Charakter als Hofrath. Herr v. Kotzebue hat jenes Exil ſelbſt romanhaft genug beſchrieben. (S. von ihm: Das merkwürdigſte Jahr meines Lebens. Er gerieth darüber in Streit mit H. Maſſon, dem Verf. der Mém. secrets sur la Russie.) Nach dem Tode Pauls I. bat Kotzebue um Entlaſſung, und erhielt dieſelbe mit dem Titel eines Collegienraths. Er wendete ſich wiederum nach Weimar, wo er kurze Zeit lebte; dann aber zog er nach Jena. Mancherlei Irrungen, in welche er mit Göthe gerieth, machten ihn jedoch bald ſo verdrießlich, daß er 1802 nach Berlin ging, wo er in die Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen ward und, im Verein mit Garlieb Merkel, den Freimüthigen herausgab. Beide machten nun Partei gegen Göthe und deſſen Anhänger, namentlich A. W. und Fr. Schlegel, und da Spazier, als damaliger Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt, Partei für dieſe genommen hatte, ſo gab es einen hartnäckigen Zeitungskrieg. Eine Folge jener Irrungen zwiſchen Kotzebue und Göthe war die Verlegung der jenaiſchen Literaturzeitung nach Halle und die Begründung einer neuen Literaturzeitung in Jena. Außer mehrern größern dramatiſchen Werken, die er in dieſer Zeit lieferte, fing er jetzt auch den Almanach dramatiſcher Spiele an, den er bis an ſeinen Tod fortgeſetzt hat. Seine Erinnerungen aus Paris, ſo wie aus Rom und Neapel (wohin er in den J. 1803 und 1804 gereiſt war), enthalten einiges Gute, mehreres Angenehme, viel Flüchtiges und manches Falſche. Hierauf begab er ſich, um die Geſchichte Preußens zu ſchreiben, 1806 nach Königsberg, wo ihm der Gebrauch des Archivs verſtattet war. Sein Werk: Preußens ältere Geſchichte (4 Thle. Riga, 1809), iſt zwar kein hiſtoriſches Kunſtwerk, verdient aber beſonders wegen der darin abgedruckten Urkunden ausgezeichnet zu werden. Das für die preußiſche Monarchie ſo unglückliche Jahr 1806 vertrieb ihn aus Preußen; er flüchtete nach Rußland, wo er ſeit 1807 auf ſeinem Gute Schwarze in Eſthland lebte, und ſeitdem nie aufhörte, die Franzoſen und ihren Kaiſer mit allen Waffen, die dem witzigen Schriftſteller zu Gebote ſtanden (z. B. in der Zeitſchrift: die Biene), zu bekämpfen. Da nun unter ſolchen Umſtänden ſeine politiſchen Äußerungen die Aufmerkſamkeit in einem höhern Grade erregt hatten: ſo ſchien er bei der großen Wendung der politiſchen Angelegenheiten Europa's im J. 1813 ganz der Mann, um die, den Franzoſen ſo ungünſtige Stimmung der Völker zu unterhalten. Zum Staatsrath erhoben, folgte er dem ruſſiſchen Hauptquartiere und gab in Berlin eine Zeitlang ein ruſſiſch-deutſches Volksblatt heraus. 1814 ging er als ruſſiſcher General-Conſul in die preußiſchen Staaten nach Königsberg, wo er, nebſt mehrern politiſchen Flugſchriften, größern und kleinern Luſtſpielen, auch eine ſehr einſeitige Geſchichte des deutſchen Reichs geſchrieben hat. 1816 wurde er als Staatsrath bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg angeſtellt und erhielt 1817 mit einem Jahrgehalte von 15,000 Rubel den Auftrag, ſich nach Deutſch-

land zu begeben, um über den Zuſtand der Literatur und der öffentlichen Meinung Berichte an den Kaiſer Alexander unmittelbar einzuſenden. Er that dies in Weimar, ſpäter in Mannheim, und ſchrieb zugleich ein literariſches Wochenblatt, in welchem er ſich zum Richter über alle Schriften aus allen Fächern, die ihm nennenswerth ſchienen, aufwarf, zugleich aber über Politik und Zeitgeiſt höchſt einſeitig abſprach. Ihm waren Deutſchland und die neue Zeit fremd geworden. Indeß fand ſein Spott über liberale Ideen und das Verlangen der Völker (die er ſämmtlich für unmündig erklärte) nach ſtändiſchen Verfaſſungen, Preßfreiheit u. ſ. w. im Namen des geſunden Menſchenverſtandes, für deſſen Repräſentanten er ſich anſah, bei einer gewiſſen Klaſſe von Leſern vielen Beifall. Sie reizte aber auch gegen ihn den Unwillen Mancher, und man glaubte in dem, durch den Volksfreund, von Ludwig Wieland bekannt gewordnen franzöſiſchen Büllerin, das Kotzebue an den Kaiſer Alexander über die politiſche Literatur der Deutſchen eingeſandt, eine leichtſinnige, in dieſem Falle ſtrafbare Flüchtigkeit zu bemerken, mit der er Stellen aus Schriften ausgehoben und franzöſiſch überſetzt hatte, ohne den Sinn der Verfaſſer, deren politiſche Anſichten er verketzerte, einmal zu treffen. — Beinahe möchte man ihn in mancher Hinſicht den deutſchen Voltaire nennen, denn beide haben ſich in denſelben Fächern als Dichter, als Philoſophen, als Hiſtoriker, als Kritiker verſucht; beide haben verwandte Leichtigkeit und Fruchtbarkeit, verwandte Senſibilität and Wärme, ſich ähnelnden Geiſt, Witz und Ton, ſich gleichende Leichtfertigkeit und Ungenirtheit, ſo wie denſelben Mangel an Tiefe und Vollendung in der Anlage und Ausführung mit einander gemein. Beide haben als Schriftſteller einen glänzenden Beifall erlangt, nur an Correctheit, Eleganz und Univerſalität wird Kotzebue von Voltaire übertroffen. Voltaire's Schriften werden fortdauern, ſo lange es eine franzöſiſche Sprache gibt. Voltaire war dabei bis zu ſeinem letzten Athemzuge der eifrigſte Verfechter aller liberalen Ideen. Kotzebue dagegen kennt kein Heil für die Völker, als in der Benutzung der Gnade der Fürſten, und der Zuſtand Europens vor der franzöſiſchen Revolution iſt ihm der Typus des höchſten Völkerglücks. Dadurch reizte er einen ſchwärmeriſchen Jüngling, Sand (ſ. d. A.), bis zum Fanatismus; er fiel unter den Dolchſtichen deſſelben in Mannheim den 23. März 1819. Er war dreimal verheirathet und hinterließ eine 82jährige Mutter und 13 Kinder. S. d. Leben A. v. K. nach ſ. Schriften und authent. Mittheil. Lpz. Brockhaus, 1819. — Einer der Söhne Aug. v. K., Otto, in der ruſſiſchen Marine angeſtellt, trat im Aug. 1814 auf Koſten des Grafen Romanzow eine Reiſe um die Welt an. Er kam von dieſer Reiſe 1818 glücklich zurück, und ſein Bericht über dieſelbe iſt im J. 1821 in Weimar bei Hoffmann im Druck erſchienen.

Krahn, Kran, Krahnig, Gran, iſt ein Hebezeug, Laſten in die Höhe zu ziehen, welche nicht unmittelbar unter die Welle gebracht werden können. Es beſteht aus einem aufwärts gerichteten Balken, über welchen ein andrer Balken (Krahnbalken) dergeſtalt gelegt iſt, daß die ganze Maſchine nach allen Seiten gewendet werden kann. Oben iſt eine Rolle angebracht, über welche das Zugſeil läuft, welches ſich durch Räder (Krahnräder) um die Welle windet. Man gebraucht die Krahne theils an Ufern, um damit Laſten aus den Schiffen oder in die Schiffe zu heben, theils auch bei Aufführung großer Gebäude. Die Benennung dieſer Maſchine ſtammt offenbar von dem Vogel Kranich ab, weil ſie einige Ähnlichkeit mit dem Baue deſſelben hat. — Das Krahnrecht iſt das Recht, einen ſolchen Krahn öffentlich halten zu dürfen.

In engerer Bedeutung wird darunter auch das Recht des Landesherrn verſtanden, die Schiffer zu zwingen, an einem beſtimmten Orte ihre ſämmtlichen Waaren auszuladen und ſie daſelbſt zu verzollen.

Krain, ein zur öſterreichiſchen Monarchie gehöriges Herzogthum. S. Oeſterreich.

Krake, (Seekrabbe, Seewurm, Seepolyp) ſoll ein Seeungeheuer von dem Geſchlecht der Polypen, der Sage nach, das größte Thier unſrer Erde und einer ſchwimmenden Inſel gleich ſein. Nach dem Berichte des Pontoppidan, welcher, als der erſte Schriftſteller, in ſeiner norwegiſchen Naturgeſchichte dieſes Seeungeheuers Erwähnung thut, läßt ſich daſſelbe dann und wann in den norwegiſchen Gewäſſern ſehen, trägt, eine halbe Stunde im Umfange habend, Berge und Thäler auf ſeinem Rücken, wohnt auf dem Grunde des Meeres und erhebt ſich nur bei ſtiller Witterung, um ſich ein ganzes Jahr ſatt zu freſſen, und dann, bei erhobnem Winde, wieder langſam in die Tiefe zu ſinken. Bei dieſem Unterſinken ſoll es einen ungeheuern Seeſchlund verurſachen, der Alles mit ſich fortreißt. Dieſe offenbar märchenhafte Erzählung hat hernach durch die eidliche gerichtliche Ausſage einer engliſchen Heringsbuyſe, welche dieſes Ungeheuer im Aug. 1774, und eines andern Schiffs, welche es am 5. Aug. 1786 geſehen zu haben beſtätigten, wieder einigen Schein von Glaubwürdigkeit erhalten. Sehr wahrſcheinlich iſt es, daß entweder dicke, niedrigſtehende Nebel, welche zuweilen, ſelbſt von erfahrnen Seeleuten, für Küſten gehalten werden, oder die großen Klippen und Sandbänke, welche bei ſtiller See ſichtbar werden, bei ſtürmiſchem Wetter aber wieder verſchwinden, oder endlich Wallfiſche Veranlaſſung zur Erzählung von dieſen Kraken gegeben haben. Nach einer nordiſchen Sage ſoll das ſogenannte Meduſenhaupt das Junge des Kraken ſein.

Krampf, ein krankhafter Zuſtand des lebenden Körpers, welcher in einer unregelmäßigen Zuſammenziehung der Muskeln beſteht. Die Muskelbewegung iſt an die Einwirkung der Nerven gebunden, theils willkürlich, wie bei den Muskeln der Gliedmaßen, des Kopfes, des Geſichts u. a. m., theils unwillkürlich, nach Beſtimmung gewiſſer Verrichtungen der innern Eingeweide, z. B. die Bewegung des Herzens, der Gedärme, der Pulsadern u. ſ. w.; andre Bewegungen der Muskeln gehen unwillkürlich vor ſich, gehorchen aber auch dem Einfluſſe des Willens, z. B. die Muskeln des Bruſtkaſtens, das Zwerchfell. Auf die Einwirkung des Nerven zieht ſich der Muskel zuſammen, verkürzt ſich, und bewirkt dadurch die Bewegung der Theile, an welche er befeſtigt iſt. Geſchieht bei den, der Willkür unterworfnen Muskeln dieſe Nerveneinwirkung ohne Antrieb des Willens, bei den andern aber heftiger, anhaltender und dem Zwecke nicht angemeſſen: ſo entſteht eine unwillkürliche, zu heftige, unordentliche und zweckwiedrige Bewegung des Gliedes oder Theils, verbunden mit einem unangenehmen, ſchmerzhaften Gefühle von Spannung und Anſchwellung des Muskelfleiſches, welche die Zeichen des Krampfes ſind. Die Krämpfe ſelbſt ſind ſehr mannichfaltig, je nachdem die fehlerhafte Einwirkung der Nerven auf dieſe oder jene Muskelpartie anhaltend oder abwechſelnd wirkt. Toniſche Krämpfe ſind anhaltend; kloniſche, abwechſelnd; Convulſionen ſind heftig, ſtoßweiſe; Katalepſie, Epilepſie (ſ. d. A.), Herzklopfen, Stammeln, Bruſtkrämpfe, St. Veitskrampf, Starrkrampf, das ſardoniſche Lachen u. ſ. w. gehören hieher. Menſchen, deren Nervenſyſtem beſonders empfindlich und deren Muskelſyſtem ſchwach iſt, ſind den Krämpfen am meiſten unterworfen, z. B. Kinder, zarte Frauen-

zimmer, und kränkliche, hypochondriſche Männer. Krampfſtillende Mittel ſind ſolche, welche den unordentlichen Wirkungen des Nerven auf die Muskeln Grenzen ſetzen, indem ihre Wirkung die Thätigkeit deſſelben herabgeſetzt, regelt oder beſchränkt, oder die Stärkung des Muskelſyſtems bewirkt. Wenige Mittel wirken jedoch nur allein und unmittelbar auf die Nerven, die meiſten zugleich erhitzend auf das Blutſyſtem. Der Gebrauch derſelben erfodert daher Vorſicht. H.

Krankenhäuſer ſind zur Aufnahme, Unterhaltung und möglichen Heilung einer größern oder kleinern Anzahl von Kranken, zuweilen auch noch zum Unterricht und zur Übung angehender Ärzte, wie z. B. bei den großen Krankenhäuſern in Berlin (Charité), in Wien, Würzburg u. a. m., beſtimmt. Obgleich mit den Krankenhäuſern mehrere Nachtheile verbunden ſind, die nicht allemal vermieden werden können, ſo haben doch die Vortheile, welche ſie gewähren, und das Bedürfniß ihre Errichtung und Erhaltung nothwendig gemacht. Eben darum aber, weil die Noth die Urſache zur Entſtehung der meiſten Krankenhäuſer war, konnten viele Mängel bei der erſten Stiftung und Errichtung derſelben nicht vermieden werden, und wenn auch in der Folge durch Vergrößerungen und Verbeſſerungen den meiſten Mängeln abgeholfen wurde, ſo waren doch ſelten die Fehler der erſten Anlage ganz zu vertilgen. Daher findet man, ſo viele Krankenhäuſer es auch gibt, vielleicht kaum einige wenige, welche den Erfoderniſſen derſelben vollkommen entſprechen. Bei der Anlage eines Krankenhauſes ſind beſonders folgende Regeln zu beobachten. Es muß an einem freien, luftigen, trocknen und hinlänglich großen Platze gebaut werden, der fließendes Waſſer in der Nähe, oder wenigſtens Brunnenwaſſer im Überfluß hat. Krankenhäuſer, die in Plätzen, vom beſtändigen Luftwechſel abgeſchnitten, ſumpfig ſtehen, oder Mängel an Waſſer leiden, führen nicht nur die größten Unbequemlichkeiten mit ſich, ſondern werden auch durch verderbte Luft und Mangel an Reinlichkeit die ſchlimmſten Brutneſter fauliger, bösartiger, anſteckender Krankheiten. Bei dem Baue ſelbſt muß Alles vermieden werden, was dem Zwecke des Krankenhauſes zuwider wirkt. Die Steine müſſen trocken und feſt, nicht dem Salpeterfraß unterworfen ſein, welcher die Mauern feucht und kältend macht. Die Koſten für unnöthige äußere Verzierungen verwende man lieber auf innere Bequemlichkeit. Im Innern überhaupt muß hinlänglicher Raum ſein, damit die Kranken nicht zu enge beiſammen wohnen, und die gehörige Lüftung möglich bleibt. Die Öfen müſſen zur gleichmäßigen Erwärmung gehörig vertheilt, die Krankenſtuben nicht nach der Wetterſeite gerichtet, nicht zu enge und nicht zu niedrig, die Geräthe von hartem Holze verfertigt, die Betten von Eiſen ſein, und bei der übrigen Möblirung alle wollne Stoffe vermieden werden, weil in wollnen Zeugen ſich die Anſteckungsſtoffe leichter feſthängen. Die verſchiednen Abtheilungen der Kranken müſſen von einander gehörig abgeſondert, die anſteckenden getrennt, die Kranken ſelbſt nicht zu ſehr angehäuft ſein, und die Zahl der Ärzte, Wundärzte und Krankenwärter mit der Menge der Kranken im Verhältniß ſtehen; auch müſſen alle gehörig belohnt werden, damit der Staat die ordentliche Beſorgung der Kranken mit Recht verlangen kann. Endlich dürfte auch die Art der zu verſorgenden Kranken nicht zu verſchieden ſein, weil Eins das Andre ſtört. So taugt es nicht, wenn ein und daſſelbe Krankenhaus, noch dazu von beſchränktem Raume, auch Wahnſinnige, oder wol gar Schwangere und Geſunde zur bloßen Verſorgung aufnehmen ſoll. Es iſt beſſer, dafür verſchiedne Anſtalten abgeſondert zu errichten, und ſelbſt unter den Kranken die

bloß chirurgiſchen, die veneriſchen und krätzigen abgeſondert zu verſorgen. Einige der vornehmſten Krankenhäuſer in Europa ſind: das Friedrichs-hoſpital in Kopenhagen, geſtiftet 1756 vom Könige Friedrich V. durch den Grafen von Bernſtorf; in Stockholm das königliche Lazareth und das Dankwiks-Hoſpital; in Turin das Hoſpital vom heiligen Johannes; in Mailand das große, vom Herzog Franceſco Sforza geſtiftete Hoſpital; in Wien das große allgemeine Krankenhaus; in Berlin die Charité; in Frankfurt a. M. das ſenkenberg'ſche Hoſpital; in Würzburg das Juliushoſpital; in Bamberg das Krankenhaus; in München u. a. O. m. H.

Krankheit, iſt derjenige Zuſtand des lebenden Körpers, in welchem die Harmonie der Verrichtungen der einzelnen Theile zur Erhaltung des Ganzen geſtört iſt. Jede Krankheit trübt alſo die reine Idee des Organismus oder Körperbaues. Nicht jede Abweichung von derſelben in der Wirklichkeit erſcheint jedoch als Krankheit (vergl. d. Art. Geſundheit), ſondern es wird dazu erfodert, daß dieſelbe das Organ in ſeiner Verrichtung ſtöre. Man kann daher die Krankheit auch als eine Abweichung von der relativen Geſundheit beſtimmen. Die Gefahr der Krankheit für das Leben hängt davon ab, inwiefern ſie in einem, zum Leben mehr oder weniger nothwendigen Körpertheile oder Syſteme Statt findet, die geſtörte Verrichtung zur Erhaltung des Lebens von größerer oder geringerer Wichtigkeit, und die Störung ſelbſt anhaltend oder vorübergehend iſt. So iſt z. B das Gehirn ein, zur Erhaltung des Lebens höchſt wichtiges Organ, und die Verletzung deſſelben, oder eine anhaltende Hemmung ſeiner Verrichtungen erſcheint als bedeutende Krankheit. Die Verrichtung der Lungen iſt beſtimmt, die Flamme des Lebens zu unterhalten, daher dieſe bald zu verlöſchen droht, wenn das Athmen unterbrochen wird, oder die Lungen bedeutend verletzt werden. Die Verrichtungen der Sinneswerkzeuge hingegen zielen nicht unmittelbar auf Erhaltung des Lebens, daher iſt ihre Störung, obgleich örtliche Krankheit, doch für das Leben an und für ſich nicht gefährlich. Ein Blinder z. B. kann, ſeiner Blindheit ungeachtet, ſo alt werden, als ein Sehender. Die Krankheiten werden in örtliche und allgemeine eingetheilt, inſofern die Krankheitsäußerung nur in einem einzelnen Theile und an einer beſtimmten Stelle des Körpers zu bemerken iſt, oder das Ganze deſſelben leidet. Da jedoch alle einzelne Theile mit den andern in Verbindung ſtehen, die einzelnen Syſteme des Körpers ſich allenthalben zeigen und ihre Verrichtungen wechſelſeitig einander beſtimmen: ſo iſt es nothwendige Folge, daß, wenn das eine angegriffen und deſſen Verrichtung geſtört iſt, auch bald die Verrichtung eines andern, und zwar zuvörderſt des zunächſt mit ihm verbundnen, darunter leiden muß. Iſt alſo das urſprünglich ergriffene Organ ein wichtiges, auf viele andre Einfluß habendes, ſo werden bald auch in mehrern andern Krankheitserſcheinungen zu bemerken ſein. So hängt z. B. von dem Magen die Verdauung ab, von der Verdauung die Bereitung des Milchſaftes, von der Beſchaffenheit des Milchſaftes die Güte des Blutes, von dem Blute der Stand der Lebenskraft überhaupt. Iſt alſo der Magen in ſeiner Verrichtung geſtört, ſo kann zwar anfangs dieſe Krankheit bloß örtlich ſein, allein bald wird die Beſchaffenheit des Blutes ſchlechter werden, weil der Nahrungsſtoff, ſchlecht bearbeitet, einen ſchlechten Milchſaft für das Blut liefert, welcher, als roher, fremdartiger Stoff, die Lebensluft aus der Atmoſphäre (das Sauerſtoffgas) wenig aufnimt. Daher wird der ganze Körper ſchwach, die Lebenskräfte ſinken, die Ernährung des Körpers leidet, und ſo wird die Krankheit allgemein. Die Krankheiten

werden ferner eingetheilt, nach der Länge ihrer Dauer: in hitzige und langwierige (acute und chroniſche). Unter die erſten gehören z. B. diejenigen Fieber, welche ihren Verlauf in Zeit von 8, 14 Tagen, höchſtens 4 Wochen beendigen. (Vergl. d. Art. Chroniſch). So macht man ferner einen Unterſchied zwiſchen innerlichen Krankheiten, welche einen innren Theil, oder ein ganzes Syſtem des Körpers befallen, z. B. Nervenkrankheiten, Fieber und dergleichen, und äußerlichen, welche bloß auf der Oberfläche des Körpers ihren Sitz haben, ohne innere Theile zugleich mit zu befallen, oder ihren Grund in ihnen zu haben. Krankheitsanlage iſt die hervorſtechende Neigung zu irgend einer beſondern Abweichung von der relativen Geſundheit. Sie iſt alſo auch nicht Krankheit ſelbſt, kann aber bei gleicher Einwirkung einer Schädlichkeit leichter in dieſe übergehen, als bei einem andern Menſchen, der die Krankheitsanlage nicht hat. Wer z. B. eine ſchwache Bruſt und reizbare Lungen hat, kann ſich immer dabei relativ geſund befinden, jedoch wird er bei kalter, feuchter Luft vom Katarrh oder einer andern Bruſtkrankheit eher befallen werden, als bei einem Andern der Fall ſein würde. Krankheitsurſachen ſind diejenigen, welche den Grund der wirklichen Ausbildung und Erſcheinung der Krankheit enthalten. Man unterſcheidet dabei die nächſte Urſache, welche in derjenigen Veränderung im Körper beſteht, die den vollſtändigen Grund aller andern, darauf folgenden in ſich enthält und die entfernten Urſachen, welche in ſolchen ſchädlichen Einwirkungen auf den Körper beſtehen, die theils die erſte Abweichung ſetzen, theils zum Übergang aus der Krankheitsanlage in die wirkliche Krankheit Veranlaſſung geben. — Krankheitserſcheinungen (Symptome) ſind die ſinnlich wahrnehmbaren Zeichen und Ausdrücke der Krankheit. — Krankheitsform iſt die Reihe von Erſcheinungen in und an dem Körper, wodurch ſich eine beſtimmte Krankheit äußerlich offenbart und von allen andern unterſcheidet. Dieſe ſind theils zugleich vorhanden, theils folgen ſie in beſtimmter Ordnung auf einander (ſucceſſive Symptome), nach den Geſetzen des Organismus, nach dem Zuſammenhange der Organe und Syſteme in demſelben und ihrer Wechſelwirkung auf einander. — Inſofern die Krankheitsform bei jedem Menſchen durch deſſen perſönliche Anlage und eigne Verhältniſſe beſtimmt wird, entſteht der einzelne Krankheitsfall. — Unter Kränklichkeit verſteht man den Zuſtand, der zwiſchen Anlage und Ausbruch einer Krankheit mitten inne ſchwebt. H.

Krater, ſ. Vulkane.

Kräuterabdrücke erhält man, wenn man die getrockneten Pflanzen mit Kienruß überſtreicht und auf Papier abdruckt. Dieſe Kunſt ward zu Anfange des 16. Jahrh. von dem pſeudonymen Schriftſteller, Alexius Pedemontanus, den man mit J. Jac. Wecker, welcher 1586 ſtarb, für eine und dieſelbe Perſon hält, bekannt gemacht. Auch Hieronymus Cardanus, der um 1576 ſtarb, ſoll dieſe Kunſt gelehrt haben, und der nun verſtorbne Profeſſor Baier beſaß eine Sammlung ſolcher Pflanzenabdrücke aus dem 16. Jahrh. Heſſel, der 1707 in Amerika die Pflanzen ſelbſt zu den Typen oder Abdrücken in botaniſchen Werken gebrauchte, iſt alſo nicht der erſte Erfinder dieſer Kunſt. Der Profeſſor Kniephof legte 1727 (1728) mit Hülfe des Buchdruckers Funke zu Erfurt die erſte ordentliche Druckerei an, worin auf Schreibpapier ſchwarze Pflanzenabdrücke von natürlichen Pflanzen geliefert wurden. Dieſe Arbeit blieb aber liegen, als eine Feuersbrunſt die Beſitzungen Kniephof's, 1736, in Aſche gelegt hatte. Der Buchdrucker Trampe verbeſſerte darauf mit Hülfe des Profeſſors Ludwig den Kräuterdruck, und beide gaben 12 Centurien von Abdrücken heraus. 1728 verfertigte der Eng-

länder Kirnhals die erſten Pflanzenabdrücke mit bunten Farben, welche Kunſt 1734 von Seutter zu Augsburg wiederholt wurde. Der Doctor Junghans zu Halle hat nachher die Mittel entdeckt, faſt alle Pflanzen (die zu weichen ausgenommen) ſo abzudrucken, daß ſie mindeſtens den Kupferſtichen an die Seite geſetzt werden können, vor denen ſie den Vorzug der größern Wohlfeilheit und Natürlichkeit haben.

Kräuterkunde (mediciniſche) gehört als Hülfswiſſenſchaft zur Arzneikunde, und zwar in die Lehre von den Arzneimitteln. Wir unterſcheiden deswegen die beſondre Kräuterkunde, in mediciniſcher Rückſicht, von der allgemeinen, der wir den Namen Botanik, Pflanzenkunde, laſſen wollen, und rechnen zu jener bloß die Summe von botaniſchen Kenntniſſen, deren der Arzt, als ſolcher, zu ſeiner vollkommnen Ausbildung bedarf. Der Botaniker von Profeſſion muß den ganzen Umfang dieſer Wiſſenſchaft inne haben, — wozu, bei der jetzigen Ausbreitung und Höhe derſelben, ein Menſchenleben beinahe ausſchließlich gehört. Der Arzt, welcher die Botanik zu ſeinem Hauptſtudium machen wollte, würde daher ſeiner Ausbildung ſehr ſchaden, da die mediciniſche Kräuterkunde nur einen Theil der Arzneikunde ausmacht, und in der hiſtoriſchen Kenntniß derjenigen Pflanzen beſteht, die einen Beitrag zu den Heilmitteln liefern, ſo wie in der Kenntniß der Phyſik der Pflanzen, in ſoweit ſie dazu dient, den organiſchen Bau derſelben mit dem der Thiere zu vergleichen und die Geſetze des organiſchen Lebens zu erläutern. So können wir auch eine ökonomiſche, eine Forſt-Kräuterkunde u. ſ. w. unterſcheiden. H.

Krebs, Krebsſchaden, ein höchſt bösartiges Geſchwür, deſſen Entſtehung in einer Drüſe, oder in drüſigten Theilen Statt findet, von da aber auch auf andre Theile ſich fortpflanzen kann. Der Urſprung des Krebſes iſt meiſtens in verhärteten (ſcirrhöſen) Drüſen, doch darf man deswegen nicht jede Drüſengeſchwulſt als Anlage zum Krebs fürchten, denn es gibt auch dergleichen, welche ohne Nachtheil ſind, und ſich leicht wieder zertheilen laſſen. Entſtehen in veralteten Scirrhen plötzliche Schmerzen und Stiche, ſo iſt der Übergang in Krebs zu befürchten, und man nennt es den verborgnen Krebs. Dabei wird die Verhärtung größer, es laufen blaue aufgetriebne Adern um die Geſchwulſt herum, welche von ihrem Anſehn (beſonders auf einer Bruſt) wahrſcheinlich zu dem Namen Veranlaſſung gegeben haben. Bricht die Geſchwulſt auf und bildet ein um ſich freſſendes, ſehr ſchmerzhaftes, leicht blutendes und mit vielen Auswüchſen, welche ſchnell emporkommen, verſehenes, übelriechendes Geſchwür, ſo heißt dies der der offene Krebs. Zur Entſtehung des verborgnen Krebſes gibt oft äußere Verletzung der Drüſen, ein Stoß, Druck oder Reiben die erſte Veranlaſſung; doch kann auch eigenthümliche Erzeugung des Krebsgiftes und Abſatz deſſelben Statt finden. Im letztern Falle iſt die Heilung ſehr ſchwer, wo nicht ganz unmöglich; im erſtern Falle iſt das Ausſchneiden der Verhärtung das ſicherſte Mittel. Oft wird ein Geſchwür krebsartig genannt, nur weil es an Bösartigkeit und Hartnäckigkeit dem wahren Krebſe nahe kommt. H.

Kreide gehört nach der Beſtimmung der neuern Chemiker zu den kohlenſauren Kalkerden, und beſteht aus feinen, mager anzufühlenden Theilen, die nur leicht an einander hängen und ſich daher leicht an fremde Körper anſetzen. Dies iſt der Grund, warum Kreide ſo leicht abfärbt. Sie beſitzt im Allgemeinen die Eigenſchaften der Kalkerden. Die reinſte iſt ſchneeweiß und fällt in's Graue, je mehr ſie mit Thon und Kieſelerde vermiſcht iſt. Ihr Name kommt wahrſcheinlich von

Creta (jetzt Kandia) her, welche Inſel ſie nicht nur in großer Menge, ſondern auch in beſondrer Güte liefert. In England, Frankreich, Spanien, Italien, Deutſchland, Dänemark und andern Ländern iſt ſie ſehr gemein und bildet daſelbſt oft ganze Vorgebirge, zumal an den Seeküſten, wie in England. In letzterm Lande brennt man aus der Kreide Kalk; wir brauchen ſie zum Schreiben, mit Leim vermiſcht als Farbe, und zum Poliren des Silbers und andrer Metalle. Sie wird ferner zur Verfertigung des Spiegelglaſes, des reaumur'ſchen Porzellans, der Schmelztiegel, als Grundlage auf Holz bei Vergoldungen, als Düngmittel auf thonigen Aeckern und noch zu anderm Behufe gebraucht. Durch ſie kann man ſaures Bier verbeſſern, Fettflecke aus dem Papiere bringen, und in Verbindung mit Alaun, ranzige Oele wieder herſtellen. Die Kreide kommt mehrentheils aus England und Dänemark in ganzen Ladungen als bloßer Ballaſt nach Hamburg, Bremen und andern Seeſtädten.

Kreis, circulus, in der Geometrie, die in ſich ſelbſt geſchloſſene, krumme Linie, in welcher alle Punkte von dem Mittelpunkte gleich weit abſtehen; welcher Abſtand Radius oder Halbmeſſer genannt wird. — Figürlich heißt Kreis jede Rückkehr zu dem Punkte, wo man ausgegangen war. So begeht man z. B. einen Kreis oder Cirkel (ſ. d.) im Beweiſe, wenn man den Schluß des Beweiſes ſchon im Anfange deſſelben vorausgeſetzt hat. — Aus der geometriſchen Erklärung des Kreiſes folgt, daß die Größe ſeines Umfangs (Peripherie) allein von der Größe ſeines Durchmeſſers abhängt, und es iſt daher eine höchſt wichtige Aufgabe, das Verhältniß des Durchmeſſers zum Umfange zu finden, d. h. den Kreis zu rectificiren, weil man hierbei die krumme Linie des Kreiſes ſich in eine gerade verwandelt denken muß. Inhalt des Kreiſes heißt der Flächeninhalt der vom Kreiſe begrenzten Ebene, der dem Product aus dem Umfange in den halben Radius gleich iſt. Gäbe es ein rationales Verhältniß (d. i. ein Verhältniß in ganzen Zahlen) der Kreisfläche zu einer Quadratfläche, ſo hätte man offenbar zugleich auch ein rationales Verhältniß des Durchmeſſers zur Peripherie. Weil nun dieſes Verhältniß häufig aus jenem Flächeninhalt iſt geſucht worden, ſo wurde die Rectification des Kreiſes gewöhnlich Quadratur (Quadratur des Cirkels) genannt. Aus geometriſchen Gründen aber iſt kein rationales Verhältniß des Durchmeſſers zum Umfange möglich, ſondern es kann daſſelbe nur näherungsweiſe gefunden werden, doch ſo genau und weit genauer noch, als es zu irgend einem Zwecke nöthig iſt. Indeß hat es in den neueſten Zeiten noch Cirkelquadrirer gegeben, die ſich ihr ganzes Leben hindurch damit beſchäftigt und in ihrer Unwiſſenheit am Ende ein Ergebniß gefunden haben, das ſich weit von der Richtigkeit entfernte. Setzt man den Durchmeſſer $= 1$, ſo iſt nämlich der Umfang $= 3,141\,592\,6535$ u. ſ. w. So weit hat ſchon Franz Vieta dieſe Zahl gefunden. Nachher iſt ſie weiter beſtimmt worden von Adrianus Romanus bis auf 15, von Ludolph von Kölln (von ihm wird ſie auch die ludolphiſche Zahl genannt) bis auf 35, von Sharp bis auf 72, von Machin bis auf 100, von Lagny bis auf 126, und endlich findet ſie ſich in einem oxfordiſchen Manuſcript bis auf 156 Decimalſtellen berechnet. Zuerſt fand Archimedes das Verhältniß des Durchmeſſers zum Umfange wie 7 zu 22, oder wie 1 zu 3, 142 . . nachher Metius wie 113 zu 355, oder wie 1 zu 3, 141 592 9, alſo ſchon bis auf 6 Decimalſtellen richtig, was zu den meiſten Zwecken hinlängliche Genauigkeit gibt. L.

Kreml (**Kremlin**) das kaiſerliche Reſidenzſchloß in der Stadt

Moscau. Es macht gleichſam eine kleine Stadt aus, und iſt mit dreifachen, dicken Mauern und einem tiefen Graben umgeben, auch mit Geſchütz verſehen. Es befinden ſich in dieſem Schloſſe, außer zwei Klöſtern, viele ſteinerne Kirchen, inſonderheit die Kathedralkirche, in welcher letztern jedesmal die kaiſerliche Krönung geſchieht. In der Kirche zum Erzengel Michael iſt das Begräbniß der ruſſiſchen Monarchen, und hinter derſelben das Haus des ehemaligen Patriarchen, in welchem ſich jetzt die geiſtliche Synode verſammelt und eine an griechiſchen und ruſſiſchen Handſchriften reiche Bibliothek vorhanden iſt. Im Schloſſe ſelbſt haben die kaiſerlichen Collegien ihren Sitz; auch befindet ſich das Zeughaus in demſelben. Als am Ende des J. 1812 bei dem Vordringen des franzöſiſchen Heeres die Stadt von den ruſſiſchen Behörden freiwillig angezündet und den Flammen Preis gegeben wurde, brannte ein Theil des Kremls ebenfalls mit ab; den andern aber ſprengte der Marſchall Mortier, auf Napoleons Befehl, bei der Räumung Moskaus, ſo daß nur noch einzelne Ringmauern ſtehen blieben. Alexander hat den Kreml wiederhergeſtellt.

Kretinen, Kreiblinge, eine eigne Menſchenart, die ſich durch Mißgeſtalt des Körpers und Geiſtesſchwäche auszeichnet. Sie haben nämlich einen dicken, unförmlichen, oben platten Kopf, plumpe, grobe Geſichtszüge, ſchlaffe Muskeln an Backen, Händen und Füßen, röthliche Augen ohne Geiſt und ohne den geringſten Ausdruck, einen großen Kropf, der nicht ſelten bis über die Bruſt herabhängt. Sie ſind fühllos und keiner höhern Bildung fähig, dabei äußerſt träg, unreinlich und gefräßig. In den Thälern des Walliſerlandes, der Schweiz und Savoyens kommen ſie am häufigſten vor. Sie machen wohl auf 1000 Familien aus, und pflanzen meiſtens den Kretinismus (ſo nennt man dieſe krankhafte Verunſtaltung ſelbſt) unter ſich fort; doch können auch geſunder Eltern Kinder Kretinen werden. Manche Menſchen in den dortigen Gegenden halten die Kretinen für heilig und verehren ſie aus Aberglauben. Man ſchreibt die Entſtehung des Kretinismus der ungeſunden, feuchten und eingeſchloſſenen Luft der tiefen Thäler, dem unreinen, mit vielen erdigen und andern fremdartigen Theilen verſehenen Waſſer, der Unreinlichkeit der Straſſen, der Trägheit, dem Schmutz und den Mangel an Bildung der Einwohner ſelbſt zu. Das Übel könnte vermindert und vielleicht ausgerottet werden, wenn die Heirathen der Kretinen unter einander verboten würden, anſtatt daß der Aberglaube ſie hie und da befördert; wenn man Kinder, bei denen man einen Anſatz zu der Krankheit bemerkt, in hoch liegenden Gegenden, in welchen der Kretinismus nicht vorkommt, erziehen ließe; wenn man die Reinlichkeit, Thätigkeit und Geiſtesbildung der Bewohner jener Thäler mehr beförderte (ſ. auch Kakerlaken. H.

Kretſchmann (Carl Friedr.) ein bekannter deutſcher Dichter, namentlich ein geiſtvoller Epigrammatiſt, wurde 1738 zu Zittau in der Oberlauſitz geboren, woſelbſt ſein Vater Oberamtsadvocat war. Auf dem Gymnaſium daſelbſt erhielt er die erſte wiſſentſchaftliche Bildung, worauf er 1757 die Univerſität zu Wittenberg bezog, um daſelbſt die Rechte zu ſtudiren. In demſelben Jahre verlor er, außer ſeinem Vater, auch noch ſein ganzes Vermögen durch das Bombardement von Zittau. 1764 wurde er Oberamtsadvocat und 1774 Gerichtsactuarius daſelbſt. 1797 ſetzte ihn der Magiſtrat als Emeritus in den Ruheſtand, in dem er 1809 ſtarb. Kretſchmann hat ſich in mehrern Arten der Dichtkunſt nicht geringe Verdienſte erworben: er bearbeitete das Bardenlied, das

epiſche Gedicht, die Hymnen, die Ode, das ſchmerzhafte Lied, die Elegie, das Singgedicht, die Fabel und Erzählung, ſo wie das Drama. Auch als Proſaiker und Überſetzer hat er ſich zu ſeinem Vortheile bekannt gemacht. Unter dem angenommnen Namen: Rhingulf der Barde zog er durch ſeine Bardiete Aufmerkſamkeit auf ſich. Unter ſeinen lyriſchen und epigrammatiſchen Gedichten zeichnen ſich viele durch Neuheit, Wahrheit, Witz und Feinheit, ſo wie durch geſchmackvolle Sorgfalt und ſtrenge Politur aus. Seine ſämmtlichen Werke ſind Leipzig 1784 — 1805 in 7 Theilen herausgegeben worden.

Kreutzer, (Rudolph), ein berühmter Tonſetzer und einer der erſten Violinſpieler in Europa, geb. zu Verſailles 1767. Sein Lehrer auf der Violine war Anton Stamitz. Kaum 13 Jahre alt, ſpielte er ein von ihm geſetztes Concert öffentlich mit großem Beifall. Im 19ten Jahre hatte er zwei große Opern geſetzt, die dem Hofe gefielen, daß ihn die Königin zu ihren Privatconcerten mit auswählte. In der Folge machte er Kunſtreiſen in Italien, Deutſchland und Holland; darauf wurde er erſter Violiniſt bei Napoleon's Kapelle und bei der großen Oper, auch Mitglied des Conſervatoriums. Gegenwärtig iſt er Profeſſor des Violinſpiels bei der königl. Schule für Muſik und Declamation. Er hat an der, von Baillot für den Unterricht im Conſervatorium herausgegebnen Violinſchule Theil genommen, und ſelbſt mehrere Concerte, Symphonien, Duos, Sonaten u ſ. w. herausgegeben. Für die große Oper hat er den Aſtyanax (mit ſchönen Chören), Ariſtipp und den Tod Abels, auf einige Ballete geſetzt, und für die komiſche Oper 9 Opern, darunter Lodoiska, Jeanne d'Arc u. a. m. — Sein jüngerer Bruder, beim Orcheſter der großen Oper, iſt ebenfalls ein ausgezeichneter Violinſpieler.

Kreuz. Der Umſtand, daß Jeſus am Kreuze geſtorben iſt, hat dies, bei den Römern übliche Werkzeug der ſchimpflichſten Todesſtrafe zu einem heiligen Zeichen erhoben, deſſen ſich die Chriſten als Unterſcheidungs- und Erinnerungsmerkmal bedienen. Der Gebrauch, ſich zum Andenken des Todes Jeſu zu bekreuzigen, geht bis auf das dritte Jahrh. zurück. Conſtantin der Große ließ auf öffentlichen Plätzen, in Paläſten und Kirchen Kreuze aufſtellen, und ſchon damals bemalte man damit den Eingang der Häuſer, um ſie als chriſtliche zu bezeichnen, auch wurden ſpäterhin die meiſten Kirchen in Kreuzesform gebaut. Zum Gegenſtande der Verehrung wurde es aber erſt, nachdem die Kaiſerin Helena, Conſtantins Mutter, das Kreuz, an dem Jeſus geſtorben ſein ſollte, in Jeruſalem gefunden, und einen Theil davon nach Konſtantinopel gebracht hatte. Daher ſchreibt ſich das Feſt der Kreuzeserfindung in der kathol. Kirche, welches den 3ten Mai gefeiert wird. Nun galt es bald als Panier des Sieges und der freudigſten Hoffnungen; Fahnen und Waffen wurden damit geſchmückt und der Kaiſer Heraklius glaubte das Palladium ſeines Reichs wiedererobert zu haben, als er jenes zu Jeruſalem aufbewahrte Stück des Kreuzholzes, das den Perſern 616 in die Hände gefallen war, 613 von ihnen wiedergewann. Zum Andenken an dieſe Wiedergewinnung wurde das Feſt der Kreuzeserhöhung geſtiftet, weil Heraklius das Kreuz zu Jeruſalem auf der Schädelſtätte aufrichten ließ. Es fällt den 14. Sept. Wunderbar vervielfältigte ſich dieſe heilige Reliquie; unzählige Kirchen wußten Stückchen davon aufzuweiſen, deren wunderthätige Kraft ſich durch die erſtaunungswürdigſten Thatſachen bewährt haben ſollte, und man glaubte im Ernſt, daß es ſich theilen laſſe, ohne kleiner zu werden. Vergeblich fochten die Bilderſtürmer auch die Anbetung des Kreuzes an;

man glaubte, ihm mit dem daran gehefteten Bilde des ſterbenden Erlöſers (Crucifix) vor allen andern Heiligenbildern Verehrung ſchuldig zu ſein, und nach dem Lehrbegriffe Johannes von Damask wurde es im 7. Jahrh. in den Kirchen des Orients förmlich angebetet. Daß auch der Occident ſeiner Geſtalt geheime Kräfte zuſchrieb, beweiſt die Kreuzprobe oder das Kreuzgericht (ſ. Ordalien). Die Feldzüge, welche die Chriſtenheit im Mittelalter zur Wiedereroberung des heiligen Landes geführt hat, ſind ebenfalls vom Kreuze benannt (ſ. Kreuzzüge), weil ſich jeder Theilnehmende mit einem, auf ſein Kleid gehefteten Kreuze von rothem Tuch, Seide oder goldnem Bande bezeichnen und dadurch zum Kreuzfahrer machen ließ. Einen andern Sinn hatten die, unter dem Namen: Kreuzbrüder, im Anfange des 15. Jahrh. nach Art der Geißler herumſchweifenden Rotten, die nur ſchwärmeriſche Bußübungen und Abſonderung von den kirchlichen Mißbräuchen beabſichtigten. E.

Kreuzbulle, ſ. Cruzada.

Kreuzen (in der Schifferſprache) heißt, ſich einige Zeit auf einer Höhe in der See halten, um daſelbſt Schiffe zu erwarten, Kaper oder Schleichhändler zu entfernen, feindliche Schiffe wegzunehmen, Zufuhr abzuſchneiden, Flotten zu beobachten, oder ſonſt aus andern Abſichten (wie oft die Kaper ſelbſt) in einer Gegend des Meeres hin und her fahren. Die kreuzenden Schiffe ſperren die Häfen, ſichern vor Landungen und ſuchen überhaupt den ankommenden Schiffen, inſofern ſie dieſe als feindliche zu betrachten haben, den möglichſten Schaden zuzufügen, der in ihrer Gewalt ſteht. Die Schiffe, welche dazu gebraucht werden, ſind bewaffnet und führen den Namen Kreuzer, ſo wie die Gegend, wo ſie ſich umher treiben, die Höhe des Kreuzens heißt.

Kreuzfahrer, ſ. Kreuzzüge.

Kreuzherren, Kreuzträger, ein, urſprünglich zum Hoſpitaldienſte geſtifteter, ſpäter zum Kloſterleben übergegangner Orden regulirter Chorherren, welcher ſich durch ein rothes Kreuz auf der ſchwarzen Kleidung auszeichnet. Noch jetzt ſind die Kreuzherren Beſitzer anſehnlicher Pfründen in Böhmen und bekleiden meiſt Kirchenämter und Profeſſuren an der Univerſität zu Prag. Sprichwörtlich verſteht man unter Kreuzträger einen Menſchen den ſchwere Leiden drücken, einen frommen Dulder, mit Anſpielung auf das Leiden Chriſti, der unter andern gezwungen ward, das Kreuz, an welchem er ſterben ſollte, ſelbſt nach der Gerichtsſtätte zu tragen. E.

Kreuzzüge, ſind die von den chriſtlichen Völkern des Abendlandes ſeit dem Ende des 11. Jahrh. bis gegen das Ende des 13ten Jahrh. zur Eroberung Paläſtina's unternommenen Kriege. Kreuzzüge wurden ſie genannt, weil alle in dieſe heiligen Kämpfe ziehende Krieger (Kreuzfahrer genannt) das Zeichen des Kreuzes trugen. Längſt befanden ſich die chriſtlichen und mohammedaniſchen Völker im Kriegsſtande, in Aſien nicht nur, ſondern auch in Europa, wo die, dem mohammedaniſchen Glauben ergebnen Mauren oder Mohren ſich in der pyrenäiſchen Halbinſel feſtgeſetzt hatten, und das Chriſtenthum durch den Islamismus beeinträchtigt worden war. Tief ſchmerzte es die frommen Völker des Abendlandes, daß ſie das heilige Land, wo der Stifter ihres Glaubens gelebt und für das Heil der Welt gelitten hatte, wo noch das Grab des Erlöſers ſich befand, nach welchem fromme Pilgrime wallfahrteten, in der Gewalt der Ungläubigen wiſſen mußten. Die aus dem Morgenlande zurückkehrenden Pilgrime konnten die Gefahren,

denen ein frommer Wallfahrer ausgeſetzt war, nicht genug ſchildern, beſonders ward der fatimitiſche Kalif, Hakem, als ein Nero beſchrieben, welcher, der Sohn einer Chriſtin, den Verdacht, daß er ſelbſt geheimer Chriſt ſei, in dem Blute der Chriſten abwaſchen wolle. Dazu kam der kriegeriſche Unternehmungsgeiſt, welcher im Mittelalter die fränkiſch-germaniſchen Völker beſeelte, und der Vortheil, welchen ſich die Menſchen jedes Standes und Verhältniſſes von dieſen Unternehmungen verſprachen. Der Papſt betrachtete ſie als das Mittel, das Chriſtenthum unter den Ungläubigen auszubreiten und ganze Nationen dem Schooße der Kirche zuzuführen; die Fürſten hofften Sieg und Erweiterung ihrer Herrſchaft; die Völker erwarteten, rühmliche Abentheuer zu beſtehen, und der, in den meiſten Gegenden Europa's verarmte Landmann zog willig nach dem Lande, welches man ſich als ein Paradies dachte. Auch wurden den Theilnehmern an dem heiligen Kriege die kräftigſten Segnungen verheißen. Die Hoffnung, die heiligſten Oerter der Erde zu betreten, mußte auf jedes fromme Gemüth mächtig wirken, und in der gewiſſen Ausſicht auf die Freuden des Himmels verlor der Tod ſeine Schrecken. Aus dieſen Urſachen muß man die Kreuzzüge und den Eifer der Völker für dieſe Unternehmungen erklären. Die Veranlaſſung zum erſten Kreuzzuge gab Peter von Amiens, oder Peter der Einſiedler, welcher im J. 1093 mit andern Wallfahrenden nach Jeruſalem gereiſt war. Nach ſeiner Rückkehr ging er zu dem Papſte Urban II., ſchilderte ihm auf das Beweglichſte den traurigen Zuſtand der Chriſten im Morgenlande, und überbrachte ihm ein Schreiben des Patriarchen von Jeruſalem, in welchem er die abendländiſchen Chriſten flehentlich bat, ihren bedrängten Brüdern beizuſtehen. Der Papſt eröffnete die, im J. 1095 zu Piacenza, wegen der zahlreichen Menſchenmenge unter freiem Himmel gehaltne Kirchenverſammlung mit dem, was ihm Chriſtus durch Peter den Eremiten habe ſagen laſſen, ließ die Geſandten des griechiſchen Kaiſers Alexius den traurigen Zuſtand der Chriſtenheit im Morgenlande ſchildern, und bewog viele zu dem Verſprechen, den bedrängten Brüdern im Morgenlande Hülfe zu bringen. Noch größer war die Bewegung, welche er auf der, 1096 zu Clermont veranſtalteten Kirchenverſammlung, wo Abgeordnete aller Nationen zugegen waren, hervorbrachte. Denn er begeiſterte die ganze Verſammlung ſo für ſeinen Plan, daß ſie, nachdem er ihr das Elend der morgenländiſchen Chriſten geſchildert hatte, einſtimmig ausrief: Gott will es! Noch in demſelben Jahre zogen unzählbare Heeresſcharen auf verſchiednen Wegen aus. (Man rechnet dies als den erſten Kreuzzug). Viele dieſer Scharen aber, welchen alle Kriegszucht mangelte, wurden in den Ländern, durch welche ihr Weg ſie führte, aufgerieben, ehe ſie noch Konſtantinopel, welches man zum allgemeinen Sammelplatze beſtimmt hatte, erreichten. Ein wohlgeordnetes, auserleſenes Heer von 80,000 Mann aber führten Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, Hugo, der Bruder des Königs Philipp von Frankreich, Balduin, Gottfrieds Bruder, Robert von Flandern, Raimund von Toulouſe, Boemund, Tancred von Apulien und andre Helden. Mit dieſem Heere zogen die kriegserfahrnen Führer durch Deutſchland und Ungarn, ſetzten über die Meerenge von Gallipoli, eroberten 1097 Nicäa, 1098 Antiochien und Edeſſa, und endlich 1099 Jeruſalem ſelbſt. Gottfried von Bouillon ward zum König von Jeruſalem ernannt, ſtarb aber ſchon im J. 1100. Der Ruf von der Eroberung Jeruſalems entflammte den Eifer auf's neue; im J. 1102 brach eine Maſſe von 260,000 Menſchen aus

Europa auf, welche aber theils auf dem Wege, theils durch das Schwert des Sultans von Konia umkamen. Auch wurden von den Genueſern und andern ſchifffahrenden Völkern Seezüge unternommen. Einen zweiten großen und regelmäßig geleiteten Kreuzzug veranlaßte der Verluſt von Edeſſa, welches die Sarazenen 1142 einnahmen. Die Nachricht von dieſem Verluſte erregte große Beſtürtzung in Europa, und man befürchtete, auch die übrigen Beſitzungen und Jeruſalem ſelbſt würden wieder verloren gehen. Darum ermahnte der Papſt Eugen III., unterſtützt durch den heiligen Bernhard von Clairvaux, den Kaiſer Conrad III. und den König von Frankreich, Ludewig VII., das Kreuz zu nehmen. Beide Fürſten zogen im Jahre 1147 mit zahlreichen Heeren aus; ihr Unternehmen aber hatte keinen glücklichen Erfolg, und ſie mußten das Königreich Jeruſalem in einem ſchwächern Zuſtande, als ſie es gefunden hatten, verlaſſen. Als der Sultan Saladin 1187 den Chriſten Jeruſalem wieder entriſſen hatte, flammte die Begeiſterung in Europa höher auf, als ſelbſt zu Anfange der Kreuzzüge, und die Beherrſcher der drei europäiſchen Hauptreiche, der Kaiſer Friedrich I., Philipp Auguſt, König von Frankreich, und Richard I., König von England, entſchloſſen ſich, perſönlich Heere gegen die Ungläubigen zu führen (1189). Man rechnet dies als den dritten Kreuzzug. Friedrichs Unternehmen hatte keinen glücklichen Erfolg; den Königen von Frankreich und England aber gelang es, Acre oder Ptolomais zu erobern, welches bis zur völligen Beendigung der Kreuzzüge das Bollwerk der Chriſten im Orient blieb. Den vierten Kreuzzug führte der König von Ungarn, Andreas II., 1217 zu Waſſer an. Dem deutſchen Helden, Friedrich II., welcher 1228 genöthigt war, von dem Papſte, der ihn verderben wollte, um ein, in ſeiner Jugend gegebnes Verſprechen zu löſen, einen fünften Kreuzzug zu übernehmen, gelang es, Jeruſalem wieder zu erobern, ob er ſich gleich den dauernden Beſitz des Landes nicht zu ſichern vermochte. Die Reihe der Helden, welche die Unternehmungen führten, ſchließt Ludwig der Heilige, König von Frankreich, auf einige würdige Weiſe (ſechſter Kreuzzug von 1248 an), obgleich das Schickſal ſeinen, mit Klugheit entworfenen und mit Tapferkeit ausgeführten Plan vereitelte. Noch während Ludwig in Aegypten verweilte (denn in Aegypten, dem Sitz der damaligen Beherrſcher von Paläſtina, wollte er das heilige Land erobern), ereignete ſich hier eine Revolution, welche für den Beſitz des heiligen Landes entſcheidend war. Saladin's Haus wurde geſtürzt, und es bildete ſich die Herrſchaft der Mamelucken und Sultane. Dieſe wurden Eroberer, und die Beſitzungen der Chriſten in Paläſtina wurden ihr Ziel. Tripolis, Tyrus, Broylus kamen nach und nach in ihre Hände, und mit Acre oder Ptolemais fiel 1291 das letzte Bollwerk und der letzte Reſt des chriſtlichen Reichs auf dem Feſtlande von Aſien. Ward nun gleich der eigentliche Zweck dieſer Unternehmungen nicht erreicht, und wurden Millionen Menſchen das Opfer derſelben, ſo waren ſie doch von der größten Wichtigkeit für die europäiſche Menſchheit. Denn durch dieſe Unternehmungen ward eine engere Verbindung unter den europäiſchen Völkern vermittelt, ward das Steigen des Bürgerſtandes vorbereitet, theils, indem der Adel durch dieſe koſtſpieligen Züge verarmte, theils, indem ein Handelsverkehr in Europa ſich bildete, mithin den Städten große Reichthümer zuführte, ward der Geſichtskreis des menſchlichen Geiſtes erweitert, und eine große Anzahl neuer Kenntniſſe und Künſte nach Europa gebracht. Der gegenwärtige Zuſtand der europäiſchen Welt iſt größtentheils eine mittelbare Folge dieſer Unternehmun-

gen. Von den neuern Schriften über dieſe merkwürdigen Begebenheiten ſind beſonders die Geſchichte der Kreuzzüge nach morgenländiſchen und abendländiſchen Berichten, von Friedrich Wilken, Leipzig 1807 — 19, 3 Theile; Haken's Gemälde der Kreuzzüge (Frankf. a. d. O. 1808) und die Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge, Leipzig bei Brockhaus (2 Bd. 1821 — 22) zu bemerken. Unter den Franzoſen hat Michaud und unter den Engländern Mills neuerlich die Geſchichte der Kreuzzüge bearbeitet. Über den Einfluß der Kreuzzüge auf die europäiſche Welt aber findet man in der Schrift von Heeren: Verſuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa, Göttingen 1808, ſehr befriedigende Belehrungen. N.

Krieg iſt im Allgemeinen der Zuſtand der Gewaltthätigkeit unter unabhängigen Menſchen. Im völkerrechtlichen Sinne derjenige Zuſtand unter unabhängigen Nationen, wo dieſe ihre Rechte mit Gewalt verfolgen, oder der Zuſtand der öffentlichen Feindſeligkeit zwiſchen Völkern. Dieſen Zuſtand pflegt man auch öffentlichen Krieg im engern Sinne zu nennen, zur Unterſcheidung vom Bürgerkriege, d. i. von dem Kriege eines Theils des Volks gegen den andern. Eine gewöhnliche Eintheilung iſt die in Angriffs- und Vertheidigungs- (Offenſiv- und Defenſiv-) Krieg, wobei man ſich jedoch wohl hüten muß, zu glauben, daß der nothwendig einen Angriffs-Krieg führe, der zuerſt zu Feindſeligkeiten ſchreitet; denn oft kann der, der ſich nur zu vertheidigen ſcheint, der wirkliche Angreifer ſein, wenn er entweder vorher die Rechte des andern Theils verletzte, oder eine, bis zur moraliſchen Gewißheit geſteigerte Wahrſcheinlichkeit vorhanden iſt, daß er dies thun werde. Bekanntlich pflegt jeder der kriegführenden Theile ſich gern das Anſehn zu geben, als führe er nur einen Vertheidigungskrieg, theils um die öffentliche Meinung für ſich zu gewinnen, die, wiewol nicht immer mit Grund, den Vertheidigungskrieg für rechtmäßig, den Angriffskrieg für unrechtlich erklärt, theils aber auch, damit er, falls er mit andern Mächten in Schutzbündniſſen ſteht, unter dem Vorwande der eingetretenen Bedingung, die vertragsmäßige Hülfe in Anſpruch nehmen könne. Was das Recht, Krieg zu führen, betrifft, ſo ſteht daſſelbe nur dem jedesmaligen Souverän und demjenigen zu, dem dieſes Recht von dem Souverän ausdrücklich übertragen worden iſt; ein Fall, der ſich z. B. bei großen Handelsgeſellſchaften nicht ſelten ereignet. Jeder aber, der ohne Auftrag von Seiten des Souveräns Feindſeligkeiten übt, wird von der andern kriegführenden Partei als Räuber beſtraft. Zur See werden nicht nur die Kriegsſchiffe, ſondern auch die Kaper, ſobald ſie mit hinreichenden Vollmachten von Seiten des Staats verſehen ſind, unbedingt als rechtmäßige Feinde angeſehen, und nur diejenigen, die ohne eine ſolche Ermächtigung ſich Feindſeligkeiten erlauben möchten, als Seeräuber beſtraft.

Kriegsbaukunſt, ſ. Ingenieurkunſt.

Kriegsgefangne. Durch den ausgebrochnen Krieg werden beide Theile berechtigt, alle Perſonen, die zu der feindlichen Nation gehören, als ihre Feinde anzuſehen und zu behandeln, welches jedoch der völkerrechtliche Gebrauch auf die Befugniß beſchränkt, die feindlichen Individuen außer Stand zu ſetzen, uns zu ſchaden (ſ. Kriegsrecht). Daher folgt, daß auch das Recht, Kriegsgefangne zu machen, ſo wie das, die Feinde zu tödten, nur gegen diejenigen Statt hat, welche Widerſtand leiſten. Diejenigen aber, die, ohne Waffen zu führen, dem Heere folgen, ſollen der Strenge nach nicht zu Kriegsgefangenen gemacht werden können, ſo wenig als dies bei den übrigen Un-

bewaffneten rechtlich iſt, inſofern ſich dieſelben keine Widerſetzlichkeit zu Schulden kommen laſſen. Als Kriegsgefangne ſind vielmehr allein anzuſehen und zu behandeln ſowol diejenigen, welche die Waffen wegwerfen und ſich ſelbſt für Kriegsgefangne erklären, als auch alle die, welche bewaffnet, aber durch Wunden entkräftet, nicht ferner ſich zu vertheidigen im Stande ſind, wo es alſo eine Barbarei ſein würde, ſie zu tödten oder zu verwunden. In die Klaſſe derjenigen aber, die zwar dem Heere folgen, aber ohne die Waffen zu führen, und die eben deshalb auch nicht als Feinde behandelt, alſo nicht zu Kriegsgefangnen gemacht werden ſollten, gehören vornehmlich: Feldprediger, Aerzte, Wundärzte, Marketender, Quartiermeiſter, Pfeifer und Tambours; jedoch kommt es auf die jedesmaligen beſondern Umſtände an, inwiefern die genannten Perſonen in ihrer bürgerlichen Eigenſchaft reſpectirt werden können. Die Kriegsgeſetze erlauben durchaus nicht, Kriegsgefangne zu verletzen; nur ihrer Habe ſich zu bemächtigen, iſt dem, der ſie gefangen nimt, geſtattet, und bis zu Ende des Kriegs, oder bis zu erfolgter Auswechſelung ſie in Gefangenſchaft zu halten. Kriegsgefangne zu tödten, kann nur mit der ſeltnen Nothwendigkeit der Wiedervergeltung, oder dem noch ſeltnern Falle, wo beſondre militäriſche Gründe ein ſolches Verfahren entſchuldigen möchten, berechtfertigt werden; nur Spione und Freibeuter, oder Plünderer, d. h., ſolche Soldaten, die einzeln oder in kleinen Haufen, ohne Befehl ihrer Offiziere, ſich Gewaltthätigkeiten, Feindſeligkeiten und Plünderungen gegen die Einwohner erlauben möchten, können auf die Behandlung als Kriegsgefangne keinen Anſpruch machen; beide werden vielmehr in der Regel mit dem Tode beſtraft. Eben ſo hat auch der völkerrechtliche Gebrauch die Gewohnheit, Kriegsgefangne zu Sklaven zu machen oder in fremden Ländern zu verpflegen, längſt unter gebildeten Nationen verbannt. Jede Nation iſt in der Regel verpflichtet, die Kriegsgefangnen, die ſie gemacht hat, zu unterhalten; doch pflegen nicht ſelten, zumal bei langwierigen Kriegen, beide Theile übereinzukommen, ihre in der Gewalt des Feindes befindlichen Landsleute ſelbſt unterhalten zu wollen. Nicht immer werden jedoch die wechſelſeitig gemachten Kriegsgefangnen von den kriegführenden Mächten bis zu Ende des Kriegs gefangen gehalten; häufig werden ſie noch während der Dauer deſſelben entlaſſen oder ausgewechſelt. Die ehemalige Sitte, den Gefangnen gegen ein, von ihm zu zahlendes Löſegeld wieder in Freiheit zu ſetzen, iſt in neuern Zeiten außer Gebrauch gekommen. Dagegen entläßt man häufig die Gefangnen, vorzüglich die die Offiziere, auf ihr Ehrenwort, nicht eher wieder zu dienen, als bis ſie förmlich ausgewechſelt worden, und ſo oft es gefodert werden wird, ſich zu ſtellen: und jeder, der das gegebne Ehrenwort bricht, wird im Wiederbetretungsfalle als ein Ausreißer beſtraft. Oder man entläßt die Gefangenen gegen das Verſprechen, nur während einer beſtimmten Friſt, wie z. B. während der Dauer des Kriegs, oder binnen Jahresfriſt nicht weiter zu dienen. Endlich werden auch während des Krieges häufig Übereinkünfte über die wechſelſeitige Auslieferung gewiſſer Kriegsgefangnen geſchloſſen. Über die Art der Auswechſelung ſ. d. Art. Auswechſelung der Kriegsgefangenen.

Kriegsgeſetze heißen im weiteſten Sinne alle, ſich auf den Krieg beziehenden Geſetze, insbeſondre die Kriegsartikel (ſ. Kriegsrecht) und militäriſchen Geſetze; ferner alles, was im Kriege zwiſchen Nationen üblich und gebräuchlich iſt. In einem engern Sinne verſteht man unter dem Ausdrucke, Kriegsgeſetze: nur die Kriegsmanier,

oder diejenigen Regeln und Gebräuche, über welche die gebildeten Nationen übereingekommen ſind, um die Übel des Kriegs nicht unnöthiger Weiſe zu vermehren. Dadurch ſind manche Maßregeln als völlig unzuläſſig im Kriege erklärt worden, andre dagegen zwar in der Regel als unzuläſſig, aber durch außerordentliche Umſtände und durch die höchſte Noth zu entſchuldigen. Die Befugniß, zu dergleichen, in der Regel durch die Kriegsmanier verbotnen Maßregeln in außerordentlichen Fällen ſeine Zuflucht zu nehmen, wird alsdann mit dem Namen der Kriegsraiſon bezeichnet. Unter die wichtigſten, durch allgemeine, ſtillſchweigende ſowol, als ausdrückliche Übereinkünfte der gebildeten Nationen feſtgeſetzten Kriegsregeln gehören hauptſächlich folgende: es dürfen keine Feindſeligkeiten geübt werden, bevor der Krieg nicht förmlich angefangen hat, das heißt, ſeit der Mitte des 17. Jahrh., bevor derſelbe nicht durch beiderſeitig erlaſſene Manifeſte erklärt war; dahingegen aber iſt in neuern Zeiten der Krieg zuweilen gar nicht ausdrücklich erklärt worden; unter Napoleon ließ dieſer durch eine Botſchaft an den Senat ſeinen Entſchluß zu einem neuen Kriege bekannt machen. Das bloße Aufheben der beſtehenden Verträge zwiſchen zwei Mächten und das Zurückrufen der Geſandten iſt nicht nothwendig als eine Kriegserklärung anzuſehen. Um die Ungewißheit über den wirklichen Anfang des Kriegs zu vermeiden, hat man daher oft ausdrücklich beſtimmt, die Abreiſe der wechſelſeitigen Geſandten als den Anfang des eingetretenen Kriegsſtandes anſehen zu wollen. Wäre es gleich den ſtrengen Begriffen vollkommen gemäß, alle in dem Augenblicke des ausbrechenden Kriegs bei einer der beiden Parteien befindlichen feindlichen Perſonen und Güter feindſelig zu behandeln: ſo ward jedoch in neuern Zeiten nicht nur dieſen, ſondern auch ſelbſt denjenigen, die nach ſchon ausgebrochnem Kriege, ohne etwas davon zu wiſſen, in's feindliche Land kommen mochten, die Rückkehr in ihr Vaterland geſtattet. Erſt Frankreich gab in dieſer Rückſicht in unſern Tagen ein Beiſpiel, welches uns in die barbariſchen Zeiten des Mittelalters zurückſetzte, indem es beim Wiederausbruche des Seekriegs alle, in Frankreich befindlichen Engländer, beinahe noch vor der Abreiſe des engliſchen Geſandten, für Kriegsgefangne erklärte. Während des Kriegs betreffen die Kriegsgeſetze theils die Perſonen, theils die Güter des Feindes. In Betreff der bewaffneten und zu Gefangnen gemachten Feinde ſehe man den Art. Kriegsgefangene; nur muß noch bemerkt werden, daß, obgleich es in der Regel erlaubt iſt, den bewaffneten Feind zu verwunden und zu tödten, dennoch der Gebrauch gewiſſer Arten, dem Feinde zu ſchaden, wie z. B. einen Preis auf ſeinen Kopf zu ſetzen, der Meuchelmord, die Vergiftung, der Gebrauch gewiſſer Waffen, wie z. B. der Nägel, der Glasſtücke und des gehackten Bleies, ſo wie zur See der glühenden und der Ketten- und Stangenkugeln, durch die Kriegsmanier für eine unerlaubte Barbarei erklärt worden iſt. Dahin wird auch ziemlich allgemein die Sitte gerechnet, die Soldaten für jeden eingebrachten feindlichen Kopf zu bezahlen. Endlich erlaubte man ſich gleichfalls nicht, auf einen feindlichen Souverän oder Prinzen abſichtlich zu zielen, oder denſelben zum Gefangenen zu machen, indem man von dem Grundſatze ausging, daß durch den Krieg die perſönlich freundſchaftlichen Verhältniſſe der Fürſten unter einander nicht geſtört werden dürften, wogegen gleichfalls von Frankreich ſeit dem Revolutionskriege ein ungleich weniger humaner Gebrauch eingeführt worden iſt. Was die Güter des Feindes betrifft, ſo kommt durch die Eroberung allerdings das feindliche Land unter die einſtweilige Souveränetät des Eroberers,

der dadurch, ſtreng genommen, zur Ausübung aller Souveränetätsrechte befugt wird; dagegen aber hat der neuere Gebrauch eine Ausnahme von der Regel zu Gunſten des feindlichen Privateigenthums gemacht, welches, ſo lange die auferlegten Steuern richtig bezahlt werden, geſchont werden ſoll. Freilich wird dabei vorausgeſetzt, daß die Foderungen und Contributionen nicht, wie dies in unſern Tagen von Frankreich geſchah, ſo ungeheuer vermehrt werden, daß dadurch der, dem Privateigenthümer zugeſicherte Schutz wenig mehr, als ein leerer Name wird. In Seekriegen pflegt man jedoch dieſen Unterſchied zwiſchen öffentlichen und Privatgütern nicht zu machen; beide ſind dort gleich gute Beute. Beinahe allgemein hat man in See- und Landkriegen den Termin von 24 Stunden angenommen, binnen welchem die Beute Eigenthum desjenigen wird, der ſie machte, nach welcher Friſt alſo jedes Recht des frühern Beſitzers daran für erloſchen angeſehen wird. Durch die Eroberung wird zwar, wie ſchon bemerkt worden, der Eroberer vorläufig Eigenthümer des eroberten Landes, doch äußert dieſes Verhältniß in der Regel erſt dann ſeine Wirkung auf dritte Mächte, wenn die Eroberung von dem frühern Eigenthümer förmlich abgetreten worden iſt. Bei Unterhandlungen in Kriegszeiten werden allgemein die Parlementärs als unverletzliche Perſonen betrachtet, wie auch die Sauvegarden; ſo hat auch endlich die Kriegsmanier, in Bezug auf die gegebnen oder genommnen Geißeln, in neuern Zeiten mildere Grundſätze eingeführt, indem man ſich damit begnügt, ſie bis zur Erfüllung der Foderungen, für deren Sicherheit ſie geſtellt worden, in einer mehr oder weniger engen Gefangenſchaft zu halten. Cz.

Kriegskunſt. Die neuere Krigskunſt nimt ihren Anfang von der Einführung des Feuergewehrs und der ſtehenden Truppen, wodurch nothwendig die geſammte, im Mittelalter gebräuchliche Art, Krieg zu führen, verändert werden mußte. So lange es hauptſächlich perſönlicher Muth und körperliche Stärke und Gewandtheit waren, die in dem Kampfe entſchieden, hatte der Krieg für den Edlen ungleich mehr Reiz, als nachher; er war damals die Lieblingsbeſchäftigung der höhern Klaſſen der Nationen. Sie fochten zu Roß, denn Jeder unterhielt ſich ſelbſt während des Kriegs; nur die Ärmern, die Knechte, bildeten das Fußvolk; eben deshalb aber mußte auch die Kriegskunſt, nach unſern Begriffen beurtheilt, fortdauernd in ihrer Kindheit bleiben. Erſt während des Kampfes Carls V. und Franz I. lernte man den hohen Werth eines regelmäßigen Fußvolks ſchätzen, und die Schweizer, damals das beſte dieſer Art, entſchieden nicht ſelten das Schickſal der Schlachten. Durch die Einführung des Feuergewehrs, vorzüglich groben Geſchützes (ſ. Kanonen), verlor der perſönliche Muth und die körperliche Kraft an Werth; die Kunſt mußte erſetzen, was dieſen abging; zugleich aber verlor auch das Kriegshandwerk einen großen Theil ſeiner Annehmlichkeiten. Die Freiwilligen wurden immer ſeltner, man mußte immer mehr zu gedungnen Söldnern aus den niedrigſten Volksklaſſen ſeine Zuflucht nehmen, — nur, die Befehlshaberſtellen zu bekleiden, ließen ſich höchſtens die vornehmern Stände bereitwillig finden; zugleich erfoderte das Kriegsweſen eine größere Übung, größere erlernte Fertigkeiten, und ſo mußten allmälig ſtehende Heere (ſ. d. Art.) ſich bilden. Doch war anfangs noch an keine Taktik im ſpätern Sinne des Worts zu denken; nur in großen, beinahe unbeweglichen Maſſen wurde gefochten. Durch Heinrich IV. von Frankreich ſowol, als durch die Republik der vereinigten Niederlande, in ihrem Freiheitskampfe gegen Spanien, ward dies Syſtem der ſtehenden Heere mehr ausgebildet, wenn gleich die Stärke derſelben im

Verhältniß zu den Heeren der ſpätern Zeit in den einzelnen Staaten nur gering blieb. Auch die Taktik machte durch die großen Feldherrntalente eines Heinrichs IV., eines Prinzen Moritz von Naſſau und des Herzogs Alexander von Parma Fortſchritte; vorzüglich aber war es die Belagerungskunſt, die in dem ſpaniſch-niederländiſchen Kriege vervollkommnet wurde. Ungleich wichtiger ward noch der dreißigjährige Krieg. Zwar beſtand noch immer der größte Theil der Heere aus Menſchen, die von dem Feldherrn nur für die Dauer des Kriegs angeworben waren, wie z. B. Wallenſtein's Scharen; allein dagegen ward durch Guſtav Adolph eine wichtige Veränderung in der Taktik hervorgebracht. Er verminderte die tiefen Stellungen, führte kleinere Abtheilungen, leichtere Waffen und manche Verbeſſerungen bei der Artillerie ein, wodurch überhaupt erſt ſchnelle und künſtliche Bewegungen möglich wurden. Wiederholte Siege bewährten die Vorzüge des neuen Syſtems vor der alten Kriegskunſt, der ſelbſt noch Wallenſtein huldigte. Das geſammte Kriegsweſen erhielt bald darauf, unter Ludwig XIV., durch den Kriegsminiſter le Tellier und deſſen Sohn und Nachfolger Louvois, die Kriegskunſt insbeſondre durch Turenne und andre gleichzeitige, große Feldherrn, eine vollkommen veränderte Geſtalt. Das Syſtem der ſtehenden Heere ward auf eine, bisher noch nicht geſehene Weiſe ausgedehnt. Statt der 14.000 Mann, die Heinrich IV. gehalten, unterhielt Ludewig XIV. ſeit dem nymweger Frieden ſchon ein Heer von 140,000 Mann. Frankreich hatte das Beiſpiel gegeben, alle andere Mächte folgten nach; nur die Seeſtaaten England und Holland ſträubten ſich lange Zeit gegen eine gleichmäßige Vermehrung der ſtehenden Heere, die man dort immer, als der Freiheit gefährlich, fürchtete. Nothwendig mußten dieſe großen Maſſen auch auf die Kriegskunſt einen wichtigen Einfluß haben. Es war eine Kunſt, die immer mehr in's Große getrieben ward. Frankreich war es zugleich, welches ſeine Grenzen auf jede Weiſe durch Erbauung neuer Feſtungen zu ſichern ſuchte, und die franzöſiſchen Kriegsbaumeiſter wurden beſonders geſchätzt. Im Anfange des 18. Jahrh. begann für das geſammte Kriegsweſen und die Kriegskunſt eine neue wichtige Epoche: nicht nur erhielt Rußland durch Peter den Großen ein zahlreiches, auf europäiſche Art gezognes und geübtes, ſtehendes Heer, welches nachmals unter der Regierung der Kaiſerin Anna auch in ſeiner innern Einrichtung den Heeren der übrigen europäiſchen Staaten gleich gemacht ward, ſondern auch Preußen trat, unter Friedrich Wilhelm I., als anſehnliche Militärmacht in Europa auf. In der preußiſchen Monarchie ſtand das ſtehende Heer bald mit der Bevölkerung des Staats nicht mehr im Verhältniß, und ſo gab Preußen vor allen zuerſt das Beiſpiel fremder Werbungen, woraus der Übelſtand ſich bildete, daß der Staat viele, im Augenblicke der Gefahr unzuverläſſige Krieger hatte, und daß die Disciplin ſchwer zu erhalten war, unter einem Theil, der zum Auswurf der Ausländer gehört hatte und den Inländer verdarb. Zur Maſchine ſollte das Heer werden, und wie hätte ein ſolches Heer auch anders dienen können. Dieſe Idee ward durch Friedrich II. in Anſehn geſetzt. Das Syſtem der ſtehenden Truppen erhielt eine Ausdehnung, wie es noch nie gehabt; preußiſche Taktik ward das Vorbild für alle Heere Europa's. Zugleich aber ſchlichen ſich auch ſchon jetzt Fehler ein, die in der Folge nothwendig ihre nachtheilige Wirkung vollkommen äußern mußten. Die übergroße Zahl des fremden, angeworbnen Geſindels führte immer mehr zu einer entehrenden Zucht, die den Stand des Soldaten höchſt elend machte; alle Ausſicht auf Beförderung, und damit jeder Ehrgeiz, ward durch die ausſchließliche Beſetzung der Offiziersſtel-

len mit Adeligen, welche ſich überdies (eine natürliche Folge des langen Friedensſtandes ſeit dem ſiebenjährigen Kriege) nach dem Dienſtalter richtete, erſtickt. So ſchien das Syſtem des Kriegsweſens auf die höchſte Stufe der Ausbildung erhoben zu ſein, als die franzöſiſche Revolution einen Sturm herbeiführte, der Europa in ſeinen Grundfeſten erſchütterte und die Blößen des bisherigen Syſtems in ihrem ganzen Umfange aufdeckte. Durch die gewaltige Ausdehnung des Syſtems der ſtehenden Heere war eine weite Kluft zwiſchen ihnen und den Nationen allmälig entſtanden; nur das Heer war bewaffnet, nicht die Nation, dieſe war vielmehr gänzlich wehrlos geworden. War das Heer geſchlagen, ſo war auch die Nation unterjocht; zugleich waren die Heere ſo über alles Verhältniß zu den Geldkräften der Staaten vergrößert, daß ſie nothwendig für den Gebrauch größtentheils todt bleiben mußten. Die Übertreibung ſtrafte ſich, wie immer, ſo auch hier! Man hatte die Heere zu Maſchinen gemacht und alle moraliſche Triebfedern waren zerbrochen; was mußte erfolgen, wenn, wie jetzt geſchah, ein Volk in fanatiſcher Überſpannung den Kampf gegen die veralteten, gewohnten Mittel begann, als in Frankreich plötzlich die Nation zu den Waffen gerufen ward gegen die verroſtete Maſchine der ſtehenden Heere? Eine neue, einfache Taktik, durch junge militäriſche Genies gegründet, entſtand. Sie blieb unbeſiegt, ſo lange ſie ihrem urſprünglichen Zwecke getreu war; — als aber der Herrſcher von Frankreich, wiederum in den alten Wahn verfallend, ſein Heer immer mehr als Maſchine für ſeine ehrgeizigen Abſichten zu gebrauchen begann, als die übrigen Mächte Europa's, durch die Erfahrung belehrt und auf ihre gerechte Sache geſtützt, endlich die Nationen ſelbſt für Recht und Freiheit zu den Waffen riefen: da bewährte es ſich von neuem, daß keine, auch noch ſo gerühmte Kunſtfertigkeit, keine noch ſo vollkommne Maſchine der moraliſchen Kraft und der Begeiſterung, wenn auch weniger geübter Heere, auf die Dauer zu widerſtehen vermag. Cz.

Kriegsrecht, Kriegslaſten, Kriegsſchäden. Das Wort Kriegsrecht wird in verſchiedner Bedeutung gebraucht; zuweilen bedeutet es nichts weiter, als Kriegsraiſon (ſ. Kriegsgeſetze). So iſt es z. B. Kriegsgebrauch, einen mit Sturm eroberten Platz, oder einen Ort, deſſen Einwohner ſich Feindſeligkeiten erlaubt haben, zu plündern, das Privateigenthum auf dem Wege der Wiedervergeltung nicht zu achten, oder daſſelbe zu zerſtören, wenn die Maßregel durch die Sorge für die eigne Erhaltung vollkommen gerechtfertigt wird, oder wenn es nur durch Zerſtörung dem Feinde entriſſen werden kann, deſſen Unternehmungen es erleichtern würde. Dagegen pflegt man auch oft die Kriegsgeſetze (ſ. d. Art.), insbeſondre die Kriegsreglements und die Anwendung derſelben, oder das Kriegsgericht, mit dem Namen Kriegsrecht zu bezeichnen. In dieſer Rückſicht ſind die Truppen allgemein beſondern Kriegsgerichten unterworfen, doch nicht eben ſo allgemein iſt der Gebrauch darin, ob dieſelben auch in nicht militäriſchen Angelegenheiten einen beſondern Gerichtsſtand beſitzen, oder dem gewöhnlichen Richter unterworfen ſind. Erſteres war z. B. in den mehrſten deutſchen Staaten der Fall, letztres findet dagegen unter andern in Frankreich und England Statt. Die Kriegsartikel, oder die Geſetze für die Soldaten im Kriege und Frieden, werden denſelben gewöhnlich, ehe ſie zur Fahne ſchwören, vorgeleſen. — Das Kriegsrecht unterſcheidet ſich durch ein höchſt ſummariſches Verfahren, bei dem die mehrſten bürgerlichen Formen wegfallen, — ein Verfahren, welches allerdings wol im Kriege und bei den Heeren zu entſchuldigen iſt; allein ein heilloſer Mißbrauch bleibt es,

daſſelbe auch im Frieden und in gewöhnlichen Rechtsfällen anwenden zu wollen, wie dies in Frankreich der Fall war. Die Greuel der franzöſiſchen Specialtribunäle, Militärcommiſſionen und wie die blutigen, mit dem Namen von Gerichten ſpottweiſe belegten Anſtalten noch weiter heißen mögen, ſind leider auch in Deutſchland nicht unbekannt geblieben. — Unter dem Ausdrucke Kriegslaſten werden überhaupt alle die außerordentlichen Beſchwerden begriffen, welche der Kriegszuſtand für die Bürger mit ſich führt, wie Einquartierungen, Militärfuhren, Natural- und Geldlieferungen aller Art; mit dem Worte Kriegsſchäden dagegen gewöhnlich die Verluſte bezeichnet, die durch den Krieg ſelbſt verurſacht worden, wie z. B. Verwüſtungen von Gebäuden und Feldern, Vernichtung des Viehſtandes, Brand u. ſ. w. Die Vertheilung des durch dergleichen Kriegsſchäden verurſachten Verluſtes und des dafür den Beeinträchtigten zu gebenden Schadenerſatzes iſt ein ſehr ſchwieriger Punkt, der vorzüglich in unſern Tagen, wo die Kriegsſchäden ſo häufig und anſehnlich waren, oft zur Sprache gekommen iſt. Cz.

Kriegsſchiffe, die für den Seekrieg beſtimmten Schiffe, im Gegenſatz der Handels-, der Kauffarteiſchiffe. Sie werden nach ihrer Größe und Bauart eingetheilt. Die erſte Klaſſe nehmen die Linienſchiffe, die zweite die Fregatten ein (ſ. beide Art.). Auf dieſe folgen die kleinern Kriegsfahrzeuge, als Korvetten, Schebecken, Brigantinen, Briggs, Kutters, Kanonenböte, Bombardiergallioten u. ſ. w. Schweden und Rußland beſitzen außerdem noch eine, aus flachen Schiffen, die allein in den Klippen der ſchwediſchen und ruſſiſchen Küſten gebraucht werden können, beſtehende ſogenannte Scheerenflotte (ſ. Scheeren). Die Kriegsſchiffe führen in der Regel eine doppelte Bemannung, beſtehend aus Matroſen, die nur durch eine lange Übung gebildet, und daher nur in Staaten, die eine beträchtliche Handelsſchifffahrt haben, in hinlänglicher Menge gefunden werden können, und aus Seeſoldaten, die ein beſondres, in Regimenter, gleich wie die Landtruppen, getheiltes ſtehendes Corps bilden, wogegen die Matroſen gewöhnlich in Friedenszeiten größtentheils entlaſſen und nur beim Ausbruch eines Kriegs, durch Werbung oder Conſcription, von neuem zuſammengebracht werden Die Seeſoldaten werden vorzüglich bei Landungen und zu dem militäriſchen Polizeidienſte auf den Schiffen ſelbſt gebraucht; auf jedem einzelnen Schiffe iſt jedoch der Befehlshaber der Seeſoldaten dem des Schiffs untergeordnet. Die Befehlshaber der Seemacht führen verſchiedne Titel, die bei den meiſten Mächten mit geringer Abweichung in folgendem Range auf einander folgen: Admirale, Viceadmirale, Contre- oder Rear-Admirale, Kapitäne, Lieutenants und Fähnriche; dann kommen die Kadetten (Midschipmen, Aspirans de Marine). Verſchieden von den Kriegsſchiffen, die unmittelbar dem Staate zugehören und deren Mannſchaft im Dienſte des Staats ſteht, ſind die Caper (ſ. d. Art.). Cz.

Kritik, mit dieſem griechiſchen Worte bezeichnet man die gründliche Beurtheilung und Prüfung eines Gegenſtandes; dann die Fähigkeit oder Kunſt der Beurtheilung gewiſſer Gegenſtände, und endlich auch die Wiſſenſchaften für die Beurtheilung derſelben, oder die wiſſenſchaftliche Darſtellung der, aus der Natur oder dem Begriffe eines Gegenſtandes hervorgehenden Regeln, nach welchen ſeine Wahrheit oder Zweckmäßigkeit beurtheilt werden kann. Jede Kritik ſetzt alſo einen Gegenſtand als gegeben voraus; als gründliche Beurtheilung und Beurtheilungskunſt aber auch eine Theorie, durch welche die Idee eines Gegenſtandes entwickelt wird, denn die vollkommenſte Beurtheilung kann nur aus wiſſenſchaftlich klarer Einſicht in das Weſen eines Gegenſtandes

entſpringen. Daher ſetzt alſo z. B. die Kunſtkritik eine Aeſthetik voraus, und ohne eine ſolche Theorie iſt die Beurtheilung nur ein unvollſtändiges und deshalb unſicheres Raiſonement, keine Kritik. Die eigentliche Kritik (Beurtheilung des Zweckmäßigen) findet nur in Beziehung auf das Freie und Willkürliche Statt. Dem Gegenſtande nach iſt die Kritik eben ſo verſchieden, als es abweichende Arten freier Thätigkeit gibt; beſonders aber bezieht ſie ſich auf die höchſten Gegenſtände menſchlicher Thätigkeit, Wiſſenſchaft und Kunſt im weitern Sinne. 1) In Beziehung auf die erſtere iſt ſie philoſophiſche oder hiſtoriſche Kritik. Der erſtere Ausdruck hat verſchiedne Bedeutung. Philoſophiſche Kritik im weiteſten Sinne kann eine wiſſenſchaftliche, durchgeführte, nur die Idee eines Gegenſtandes und ihr Verhältniß zur Darſtellung betrachtende Kritik ſein, dahingegen die hiſtoriſche eine ſolche, welche nur das Äußerliche eines Gegenſtandes oder Werks und ſeine Beziehung auf Zeit und Raum, ſo wie das daraus entſpringende Verhältniß deſſelben betrifft. So iſt z. B. die äſthetiſche Kritik einer Antike (und dieſes ſoll ja eine philoſophiſche ſein) von der techniſchen und antiquariſchen Kritik derſelben verſchieden, obgleich dieſe mit jener wie Form und Gehalt innig verbunden, ja eine ohne die andre nicht möglich iſt. Dann bedeutet philoſophiſche Kritik im engern Sinne die Kritik philoſophiſcher Werke, welche auf die Haupterforderniſſe der logiſchen und materiellen Wahrheit gerichtet iſt. Endlich gaben Kant und ſeine Schüler dem Namen Kritik noch eine bisher ungewöhnliche Bedeutung dadurch, daß ſie ihn auf die Prüfung des Erkenntnißvermögens, oder auf die Unterſuchung deſſen, was dem Menſchen zu erkennen möglich ſei, bezogen. Auch unterſcheidet man in der Philoſophie die kritiſche Methode (den Kriticismus) von der dogmatiſchen (ſ. d. Art.) und von der ſkeptiſchen. (Vergl. darüber die Art. Philoſophie, Methode, Kantiſche Philoſophie.) Die hiſtoriſche Kritik bezieht ſich auf die Wirklichkeit äußerer Thatſachen und ihre, durch Erfahrung erkennbare Beſchaffenheit, und iſt die Unterſuchung der Ächtheit (Authenticität) gewiſſer (beſonders ſchriftlicher) Zeugniſſe. Sie iſt wiederum ſo verſchieden, als die hiſtoriſche Wiſſenſchaft (ſ. d. Art. Hiſtoriſch). Hieher gehört vorzüglich die geſchichtliche oder hiſtoriſche Kritik im eigentlichen Sinne, welche die Wirklichkeit und Beſchaffenheit gewiſſer Angaben der Geſchichtſchreiber u. ſ. w. nach beſtimmten, aus dem Zwecke der Geſchichte hergeleiteten, aus den logiſchen (in der angewandten Logik entwickelten) Kriterien und Erfoderniſſen der hiſtoriſchen Gewißheit hervorgehenden und auf die verſchiednen Arten der hiſtoriſchen Quellen angewandten Regeln prüft. Sie macht einen Beſtandtheil der hiſtoriſchen Kunſt im weitern Umfange (oder der Thätigkeit des Hiſtorikers) aus. Mit ihr in genauer Verbindung ſteht die philologiſche Kritik (ſ. Philologie), die Prüfung der ſchriftlichen Denkmäler, vorzüglich des Alterthums, welche entweder auf Unterſuchung der Ächtheit des Ganzen, in Beziehung auf einen genannten Verfaſſer (ob es ihm mit Recht oder fälſchlich, und zwar im letzten Falle mit oder ohne Abſicht, zugeſchrieben wird), oder des Einzelnen, d. i. auf die Ächtheit und Unverfälſchtheit einzelner Stellen, und wenn ſie abſichtlich oder durch Irrthum verdorben worden ſind, auf ihre Wiederherſtellung und Verbeſſerung (z. B. durch Conjecturen — daher Conjecturalkritik) gerichtet iſt. Erſteres nennt man die höhere, letztres die niedere Kritik. Sie geht bei einer Unterſuchung von äußern Umſtänden, von Überlieferung ꝛc., oder von innern und weſentlichen Beziehungen, d. i. von dem Inhalte, Geiſt, Sprache, und Styl der Schrift aus, vergleicht dieſes mit dem bekannten Namen und Charakter des angegebnen Verfaſſers, und be-

30 *

ſtimmt darnach, ob ſie demſelben, oder welchem andern Verfaſſer und welcher andern Zeit ſie zuzuſchreiben ſei. Im erſtern Falle heißt ſie äußere, im letztern innere Kritik. Dieſe philologiſche Kritik, welche in Verbindung mit der Auslegungskunſt oder Interpretation die höhere Philologie ausmacht, iſt vorzüglich unter den Deutſchen in neuerer Zeit auf einen ſehr hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Man bewundert, ſagt ein deutſcher Denker, die Sicherheit der Reſultate unſrer hiſtoriſchen Forſcher und die Feſtigkeit, mit welcher philologiſche Kritik uns die klaſſiſche Literatur gereinigt hat. Freilich ſind die Unterſuchungen, vorzüglich der innern Kritik, oft an ſehr leiſe Andeutungen der Wahrſcheinlichkeit gebunden; allein da jede Zeit, jeder Ort, jedes Individuum der Eigenthümlichkeiten ſo viele hat: ſo bewährt es die Erfahrung doch, daß ſie, wenn ſie mit nöthiger Unbefangenheit, hinlänglichem Scharfſinn, umfaſſender Sachkenntniß und ausdauernder Sorgfalt angeſtellt werden, meiſtentheils eine beſtimmte Entſcheidung mit überwiegender Wahrſcheinlichkeit gewähren. Wem fallen hier nicht die größten unſrer neuern Philologen, ein Wolf, Hermann, Heyne u. A. ein. Einen glücklichen Verſuch, dieſe Kritik auch auf die altdeutſche Literatur anzuwenden, hat A. W. Schlegel (im deutſchen Muſeum) abgelegt. Übrigens iſt zu bemerken, daß, wenn von Kritik ſchlechthin die Rede iſt, gemeiniglich die philologiſche Kritik vorzugsweiſe, beſonders aber die gewöhnlichere, niedere Kritik, welche ſich mit Beurtheilung der verſchiednen Lesarten in den Werken der alten Schriftſteller und mit Feſtſetzung der richtigen beſchäftigt, zu verſtehen iſt. Was aber 2) die Kunſtkritik anlangt, ſo unterſucht ſie, wie wir oben andeuteten, den innern, idealen, oder äſthetiſchen Werth des Kunſtwerks, und heißt inſofern äſthetiſche Kritik, oder ſie beurtheilt nur die äußere körperliche und mechaniſche Bearbeitung, die regelmäßige Anwendung der Werkzeuge und Darſtellungsmittel der Kunſt oder eines Gewerbes, und heißt inſofern techniſche oder technologiſche Kritik. Der gründliche Kritiker (Kritikus), Beurtheiler, Kunſtrichter unterſcheidet ſich von dem Kritikaſter, Krittler oder Afterkritiker, d. h. demjenigen, welcher ohne objectiven Grund und Nothwendigkeit, und zwar gewöhnlich aus Übelwollen, Neid ꝛc., tadelt, oder ſich auf willkürliche und conventionelle Geſetze, welche hier nichts entſcheiden, oder endlich nur auf Kleinigkeiten und anſcheinende Fehler gründet. Das Gefühl menſchlicher Beſchränktheit und die Einſicht, daß das Vollkommenſte nur Ideal iſt, lehrt dem Kritiker bei Beurtheilung menſchlicher Erzeugniſſe nachſichtig zu ſein, ja ſelbſt, um ſeines eignen Genuſſes willen, der Beurtheilung im Leben eine Grenze ſetzen, um nicht mit Recht verhaßt zu werden. Außer letzterm Grunde aber, der in dem Mißbrauche der Kritik liegt, iſt die Kritik nur jener Eigenliebe der Beurtheilten, welche in dem Geſchäft, das ſie betreiben, ſei es ſo hoch und wichtig, als es wolle, nur ſich ſelbſt ſehen und ihre perſönlichen Anfoderungen geltend zu machen ſuchen, oder der Trägheit der gewöhnlichen Beurtheiler verhaßt, welche ſich lediglich ihrem Gefühle, ſei es geübt oder ungeübt, verdorben oder nicht, überlaſſen und anvertrauen. Dieſe ſehr hervorſtechenden Triebfedern menſchlicher Denk- und Beurtheilungsweiſe haben freilich ſelbſt dem Namen Kritik, Kritikus und Kritiſch (welcher Ausdruck nicht nur prüfend, unterſuchend, ſondern auch etwas Bedenkliches, Mißliches und Gefährliches bedeutet), ſo wie dem Geſchäfte des Kritiſirens eine verdächtige Bedeutung gegeben; allein gewiß iſt es, daß, ſo lange der Menſch ein verſtändiges, Mittel und Zwecke vergleichendes Weſen ſein wird, er auch der wahren und humanen Beurtheilung ſeiner Werke, wie viel mehr der geiſtvollen

und umfaſſenden Kritik, einen unverkennbaren und noch höhern Werth beilegen wird, als der einſeitigen Zeugungskraft und beſchränkten Manier, über welche ſich die Kritik durch die Idee erhebt. Dieſen Werth belegt auch die Erfahrung und Geſchichte, welche uns zeigen, wie oft die wahre Kritik vor Verirrungen und gefährlichen Abwegen in Wiſſenſchaft und Kunſt verwahrt und abgehalten hat. Nur erhebe ſich der Kritiker nie über die eigenthümliche Schöpferkraft des reichen Genies. T.

Kritik der reinen Vernunft, ſ. Kant.

Kritiſche Philoſophie, ſ. Kant und Philoſophie.

Krone, eiſerne Krone, Kronämter, Krönung. Mit dem Worte Krone bezeichnet man den goldnen Stirnreif, das Merkmal und Abzeichen der höchſten Gewalt. Die Kronen ſelbſt ſind nach der verſchiednen Würde derer, die ſie tragen, verſchieden; ſo ſpricht man in der Wappenkunde von Kaiſer-, Königs-, Großherzogs-, Herzogs-, Fürſten- und Grafen-, von alten und neuen Kronen. (Über die päpſtliche Krone ſ. Tiara) Ausgezeichnet war die ſogenannte eiſerne Krone, welche aus einem bloßen, drei Finger breiten, goldnen, reich mit Perlen und Edelſteinen geſchmückten Ring beſteht, und inwendig einen dünnen eiſernen Reif hat (daher ihr Name). Theudelinde, eine baieriſche Prinzeſſin, ließ ſie verfertigen, um mit derſelben ihren Gemahl Agiluff (590) zum Könige der Lombardei krönen zu laſſen (daher auch lombardiſche Krone genannt). Carl der Große wurde 774 damit gekrönt, als er zugleich zum Könige von Italien geſalbt wurde. Napoleon ſetzte ſich dieſelbe 1805 ſelbſt auf. Außer jenem eigentlichen und vornehmſten Sinne hat das Wort Krone aber auch noch mehrere Nebenbedeutungen. So wird daſſelbe gleichbedeutend mit Reich oder Staat gebraucht; man ſpricht z. B. von einer Krone England, von einer Krone Spanien. Dagegen hat man vorzüglich in den neu enſtandnen Staaten angefangen, die Wörter Krone und Staat als ſich einander geradezu entgegengeſetzt zu gebrauchen, indem man unter Krone die Regierung oder den Inbegriff aller der Rechte und Vorzüge verſteht, die dem Regenten, als eine beſondre, vom Staate verſchiedne, moraliſche Perſon betrachtet, zukommen. So ſpricht man von Krondomänen, Krongütern (auch Kammergütern, Domänen), im Gegenſatze von Staatsgütern, indem man mit den erſtern einen ähnlichen Begriff, wie vormals in Deutſchland mit dem Worte Chatoullgüter, verbindet. Jedoch wird heut zu Tage, wie z. B. in Frankreich, noch ein Unterſchied zwiſchen Kron- und Privatdomänen gemacht, indem erſtere in der Regel unveräußerlich ſind und jedem Beſitzer der höchſten Gewalt zum Nießbrauche anheim fallen, letztere dagegen gleich andern Privatbeſitzungen anzuſehen ſind. Dieſer Eintheilung zufolge kann daher der Kronſchatz noch von der Privatchatoulle des Fürſten im engſten Sinne verſchieden ſein. In ſolchen Staaten aber, die auch der Form nach vollkommen unumſchränkt ſind, findet natürlich der Unterſchied zwiſchen Krone und Staat nicht Statt. Mit dem Ausdrucke Kronämter ward ehemals gleichfalls ein, von dem neueſten zum Theil ſehr verſchiedner Begriff verbunden. Die Kronämter in den alten Staaten waren freilich größtentheils auch Hofwürden, zum Theil aber auch wahre Staatsämter, ſo z. B. in dem ehemaligen deutſchen Reiche, ſo noch gegenwärtig in Ungarn, wobei der beſondre Umſtand zu bemerken iſt, daß dieſe Ämter gewöhnlichen in beſondern Familien erblich waren. Dagegen ſind die, in verſchiednen Staaten in neuern Zeiten errichteten Kronämter beinahe nur ausſchließlich Hofdienſte, die einen beſondern hohen Rang geben; nur hin und wieder ſind auch mit einigen militäriſchen Würden Kronämter verbunden, wie z. B. in Frankreich, wo

es bürgerliche und militäriſche Großoffiziere der Krone gab (ſ. Dignitarien). Erblichkeit dieſer Ämter findet in den neuern Staaten überhaupt gar nicht Statt; dagegen aber ſind die Kronämter in den alten Staaten zum Theil zu bloßen Titeln geworden, oder ihre Titulare verſehen höchſtens bei einzelnen außerordentlichen Gelegenheiten die damit verknüpften Geſchäfte. In dieſen alten Staaten wird auch der Unterſchied zwiſchen Kron- und Reichswürden nicht genau beobachtet, wogegen dieſelben in den neuern Staaten allerdings ſtreng getrennt ſind; ſo gründete Napoleon beſondre hohe Reichswürden, oder vielmehr nur die Titel derſelben; denn er hütete ſich ſehr, den Inhabern derſelben etwas mehr, als ein leeres Ceremoniel zu geſtatten. In manchen Staaten, wie in England, hat man die hohen Reichswürden, die hier mehr als bloße Titel waren und ihren Inhabern alle die Rechte und Geſchäfte gaben, die der Name der Würde anzeigte, ausſterben laſſen, ſo z. B. die Würde eines Großadmirals, da es gefährlich ſchien, einem Einzelnen eine ſolche ausgebreitete Macht zu überlaſſen. — Die Krönung ward in alten Zeiten bei Kaiſern und Königen, die man deshalb auch vorzugsweiſe gekrönte Häupter nannte und auch noch gegenwärtig ſo nennt, für durchaus nothwendig geachtet; jedoch iſt in neuern Zeiten dieſer Gebrauch nur noch in einigen Reichen üblich und hat in andern allmälig aufgehört. Cz.

Kronion, ſ. Jupiter.

Kronos, ſ. Saturnus.

Kropf, eine Geſchwulſt am vordern Theile des Halſes, in der Gegend der Schilddrüſe. Man belegt zwar im gemeinen Leben ſelbſt die Anſchwellung und Vergrößerung der Schilddrüſe mit dem Namen des Kropfes, allein genau genommen ſind beide verſchiedne Übel. Der wahre Kropf entſteht außerhalb, wiewol in der Gegend der Schilddrüſe, von Antreibung des Zellgewebes, der in ihm befindlichen Adern, Austreten von Blut und lymphatiſchen Feuchtigkeiten, und kann zu einer ungeheuern Größe wachſen, wie man an den Kretinen ſieht. Die Geſchwulſt der Schilddrüſe entſteht langſam, kann zwar auch ſehr anwachſen, iſt jedoch ſeltner, als der Kropf. Sie bildet eine genau umſchriebne, von den benachbarten Theilen wol zu unterſcheidende Geſchwulſt; der wahre Kropf entſteht ſchnell, meiſtens aus mechaniſchen Urſachen, nach Anſtrengung, heftigem Huſten, Schreien, Tragen auf dem Kopfe, iſt im Anfange eine mehr bewegliche, ſchwammige Geſchwulſt, die dem Drucke des Fingers leicht nachgibt. In der Folge erſt, wenn er älter wird, wird er härter und hie und da gleichſam knorplich. Die häufige Veranlaſſung zum Kropfe iſt das ſchwere Tragen bergan, wenigſtens findet man ihn in bergigen Gegenden unter der Klaſſe von Menſchen, die von ſolchen Beſchäftigungen ſich ernähren, am meiſten. Mehr, als das Trinken des Schneewaſſers, trägt wahrſcheinlich der häufige Genuß ſehr kalkreicher Waſſer zur Entſtehung des Kropfes und der Anſchwellung der Schilddrüſe bei. Der Kropf iſt leichter heilbar, wenn gleich im Anfange die gehörigen Mittel angewandt werden; ſpäterhin, wenn die vielen Blutgefäße ſich in die Geſchwulſt fortgeſetzt, verlängert und erweitert haben, wenn die Häute und kleinen Muskeln verdickt, die ausgetretenen Feuchtigkeiten ſich verhärtet haben, wird es immer ſchwerer. H.

Krüdener (Juliane Freifrau von). Dieſe berühmte Frau iſt um das J. 1766 in Riga geboren. Sie erhielt im Hauſe ihres Vaters, des Barons von Vietinghoff, eines der reichſten Gutsbeſitzer in Kurland, von altdeutſchem Rittergeſchlecht, eine ſorgfältige Erziehung. Sie war

neun Jahr alt, als ſie mit ihren Ältern nach Paris ging, woſelbſt das Haus ihres Vaters ein Sammelplatz der ſchönen Geiſter Frankreichs war. Man bewunderte den Witz und die Kenntniſſe der aufblühenden Jungfrau, die weniger durch Schönheit, als durch feinen Wuchs, zarte Züge und kindliche Heiterkeit gefiel. Sie beſaß alle Reize, die Anmuth und Bildung verleihen. dabei ein weiches Herz und eine, dem Himmel der Unſchuld und des Glaubens offne Phantaſie, aber auch einen unwiderſtehlichen Hang zu ſchwermüthigen Träumereien. Man vermählte ſie ſchon in ihrem 14. Jahre mit einem, durch edle Geſinnung und gründliches Wiſſen ausgezeichneten Liefländer, dem Freiherrn von Krüdener, damals ungefähr 36 Jahr alt. Sie begleitete ihren Gemahl nach Venedig, wo er als ruſſiſcher Geſandter mehrere Jahre lebte. Hier, wie in Petersburg, durch Stand und Vermögen den Erſten gleich geſtellt, glänzte die Frau von Krüdener in den vornehmſten Zirkeln. Bei ihrer Liebenswürdigkeit und ihren Talenten ſah ſie ſich von Verehrern umringt und war, — von Gefühlen und getäuſchten Hoffnungen der Einbildungskraft unruhig bewegt, nicht glücklich. Sie gebahr ihrem Gemahl einen Sohn (jetzt kaiſerl. ruſſ. Geſchäftsträger bei der Eidgenoſſenſchaft, auch bekannt durch den Zweikampf, in welchem er den jungen Murſinna in Berlin erſchoß) und eine Tochter, jetzt die Gemahlin des Kammerherrn von Berkheim, eines Bruders des badenſchen Miniſters. Ihre Ehe wurde getrennt. Wie öffentliche Blätter erzählen, und wie ſie ſelbſt in einem Briefe an ihren Schwiegerſohn es andeutet, hatte ſie, durch ihre natürliche Lebhaftigkeit und durch die Lockungen der großen Welt verleitet, ſich zu vielen Verirrungen hinreißen laſſen, welche ihre häuslichen Verhältniſſe ſo zerrütteten, daß es endlich zur Eheſcheidung kam. Sie kehrte 1791 nach Riga in das Haus ihrer Ältern zurück. Hier galt ſie im Allgemeinen für eine der liebenswürdigſten Frauen, die Welt und Geiſt mit freier Bildung, anmuthigen Formen und allen Reizen eines beweglichen Herzens und einer lebhaften Einbildungskraft verband. Unbefriedigt von ihren Umgebungen, ging ſie wieder nach Paris. Sie ſuchte das Glück außer ſich in dem mannichfachen Wechſel glänzender Verhältniſſe, fand es aber nicht, und begab ſich 1798, in Geſellſchaft eines Franzoſen, der ihr aus Paris gefolgt war, nach Leipzig, wo ſie einige Zeit ſehr eingezogen lebte. Hierauf ging ſie nach Rußland, und 1801 abermals nach Paris. Ihr Hang nach Zerſtreuung verwickelte ſie hier, wie in Petersburg, in tauſend Verlegenheiten. Auch jetzt noch lebte ſie in Paris ganz der feinen Welt und ihren Prunkfreuden. Um ſie war ein Kreis von Gelehrten und Dichtern verſammelt, und der wilde, leichtſinnige Garat ſoll damals ihr Herz beherrſcht haben. Indeß arbeitete ſie mitten im reichen Flitterglanze weltlichen Treibens an einem ſchon früher entworfnen Roman: Valérie, ou lettres de Gustave de Linar à Erneste de G., in welchem ſie ein Verhältniß ſchilderte, das ihr ſelbſt einſt theuer geweſen war. Valerie iſt eine liebenswürdige, junge Frau, in welche ein ſchwärmeriſcher Jüngling, der Verwandte und Pflegeſohn ihres Mannes, ſterblich verliebt iſt, und ſich in dieſem Kampfe verzehrt. Ihr Ehrgeiz war, dieſem Roman, in welchem ſich die Schwärmerei eines tiefen Gemüths ausſpricht, klaſſiſche Vollendung zu geben, und ſich einen Ruf als Schriftſtellerin dadurch zu gründen. Der Sturz der preußiſchen Monarchie erweckte bald nachher den nordiſchen Ernſt auf's Neue, welchen bisher ſüdlicher Leichtſinn umgaukelt und mit Farbenbildern bethört hatte. Sie befand ſich damals bei der Königin Louiſe, und das klare, reine Gemüth dieſer hohen Frau hat vielleicht tiefer auf die empfängliche Natur der Frau von Krüdener eingewirkt, als die Verfaſſerin

der Valerie durch ihr geiſtreiches Geſpräch über die Tröſtungen der Religion auf jenen, unter den Sterblichen wandelnden Engel. Frau von Krüdener fühlte ſich damals auch ſehr zu dem Pietismus der Brüdergemeinde hingezogen. Sie begab ſich wieder nach Paris, wo der Empfänglichen viele ſich ihr anſchloſſen; darauf, als der große nordiſche Krieg ausbrach, ging ſie nach Genf und 1813 nach Deutſchland, überall beſchäftigt mit dem Enthüllen der unſichtbaren Welt in ſich, indem ſie von der äußern ſich abgeſtoßen und derſelben ſich immer mehr entfremdet fühlte. In Karlsruhe ging ſie viel mit Jung-Stilling um. Schon jetzt glaubte ſie ſelbſt berufen zu ſein, den Armen das Evangelium zu predigen. Daher begab ſie ſich in Heidelberg in den Gefängniß-Thurm, um die zum Tode verurtheilten Verbrecher mit dem Troſte des göttlichen Worts zu erquicken. Als ſie darauf, im Herbſt 1814, wieder nach Paris kam, hielt ſie in ihrem Hauſe religiöſe Verſammlungen, bei welchen die bedeutendſten Perſonen ſich einfanden, und wo man ſie im Hintergrunde mehrerer dunkler Zimmer in dem Gewande einer Prieſterin auf den Knien betend erblickte. Hier, in ihrem Betſale, ſoll auch, wie man einſt behauptete, die Idee des heiligen Bundes geweckt und durch Unterredungen mit dem Monarchen, deſſen Religioſität übrigens von jeder Schwärmerei frei iſt, entwickelt worden ſein. Bei Gelegenheit des Feſtes, das die ruſſiſchen Heere in den Ebenen von Chalons feierten, gab ſie eine Beſchreibung deſſelben heraus (Le Camp de Vertus. Paris, chez Normand), worin ſie ihre Anſicht von der Zeitgeſchichte darlegt. Im Herbſte 1815 begab ſich Frau von Krüdener nach Baſel, wo der Pietismus bereits eine ſtille Gemeinde verſammelt hatte. Hier ſchloß ſich ihr ein junger Geiſtlicher aus Genf, Namens Empeytas, an, welcher in der Erbauungsſtunde, die Frau von Krüdener alle Abende in einem Gaſthofe hielt, über religiöſe Gegenſtände ſprach. Frauen und Mädchen hörten gläubig zu, wurden aber von dem Drange, ihr Vermögen den Armen zu geben, tiefer ergriffen, und ſpendeten reichere Opfer, als die Ordnung des Haushaltes geſtattete. Bald entſtanden darüber Unordnungen und Mißhelligkeiten in den Familien. Da trat der Pfarrer Fäſch auf und predigte gegen die unberufene Lehrerin. Sie mußte jetzt auf Befehl der Obrigkeit Baſel verlaſſen. Eben ſo ging es ihr an andern Orten, in Lörrach, Aarau u. ſ. w. Doch wuchs überall die Zahl ihrer Verehrer, beſonders unter der Jugend. Dabei führte ſie einen ausgebreiteten Briefwechſel. Von weitem her brachten ihr Boten Briefe und Geld. In der Mitte des Juni 1816 nahm ſie nebſt ihrer Tochter ihren Aufenthalt nicht weit von Baſel, im Badenſchen, auf dem grenzacher Horn. Ihr Begleiter war, außer Empeytas und dem Prof. Lachenal, ein Herr Kellner, ein geborner Braunſchweiger, der unter der weſtphäliſchen Regierung Poſtbeamter geweſen, als politiſch verdächtig in's Gefängniß gekommen war, und dort, ſo erzählt man, durch das Leſen der Bibel, des einzigen Buches, welches man ihm geſtattete, vom Syſtem des Materialismus zu einer chriſtlichen Geſinnung bekehrt wurde. Auf dem grenzacher Horn verſammelten ſich um die Frau von Krüdener viele Arme und Elende, aber noch mehr Landſtreicher, welche bei ihr Obdach und Speiſe fanden. Mit gedankenloſer Begier griff der Arme, ohne ſich zur Arbeitſamkeit, Sparſamkeit, Frömmigkeit, Geduld und muthigen Ausharren zu bekehren, nach der Hülfe, welche die neue Lehre „der guten, gnädigen Frau" ihm zeigte, die dem hartherzigen Reichthum die Schuld alles Übels vorwarf. So ſtörte, ohne es zu wollen, das ſchwärmeriſche Beginnen der Frau von Krüdener die Ordnung der bürgerlichen Verhältniſſe. Daher ließ die Obrigkeit 1817 das Hörnlein mit Jägern umringen und die Bettler nach

Lörrach abführen. Frau von Krüdener ſchrieb deshalb an den Miniſter von Berkheim zu Karlsruhe einen merkwürdigen Brief, in welchem ſie den Befehlen der Obrigkeit das Gebot Gottes, ſich der Hülfloſen anzunehmen, entgegenſetzte, für welches ſie, „durch die Wüſte der Civiliſation wandernd,“ bereit ſein müſſe, ihr Leben dahin zu geben. Als ſie hierauf, im Mai, das grenzacher Hörnlein verließ, theilte ſie einen Aufruf an die Armen und eine Zeitung für die Armen (wovon aber nur ein Blatt erſchienen iſt) aus, worin ſie zwar manches Gute im Allgemeinen, aber wenig zweckmäßig und klar Gedachtes ſagte, und ſtatt das einfache: „Bete und arbeite, und bleibe im Lande und nähre dich redlich“ einzuſchärfen, vielmehr dem Irrthum und falſcher Auslegung überall die Hand bot. Da die Frau von Krüdener da, wo ſie hinkam, die Einbildungskraft des großen Haufens in unruhige Bewegung ſetzte, — oft umgaben ſie mehr als 3000 Menſchen, — und durch die reichen Almoſen, die ſie ausſpendete, mehr Aufſehn erregte, als Nutzen ſtiftete: ſo konnte ihr die Obrigkeit nirgend einen bleibenden Aufenthalt geſtatten. Auch von Luzern wurde ſie von der Polizei abgeführt. Von dieſem Zeitpunkte an blieb ſie ſtets unter polizeilicher Aufſicht, ward von einem Ort zum andern verwieſen, und endlich, da man ihr den Eintritt weder in das Öſterreichiſche, noch in den Elſaß geſtattete, zu Ende Auguſts aus der Schweiz nach Deutſchland, wo Empeytas und Lachenal ſie verlaſſen mußten, gebracht. Polizeibeamte geleiteten ſie hierauf aus dem Badenſchen, Würtembergiſchen und Baieriſchen durch Franken bis nach Sachſen. So kam ſie in der Mitte Decembers in Leipzig an, wo man ſie mit Achtung behandelte und ihr einen längern Aufenthalt zu ihrer Erholung gewährte. Hier hatte anfangs jeder Gebildete zu ihr freien Zutritt; doch fand die Polizei bald nöthig, Wachen vor ihre Thür zu ſtellen, und den Umgang mit ihr zu beſchränken. Nach des Prof. Krug Geſpräch unter vier Augen mit der Frau von Krüdener (Leipzig, 1818. 22 S.), zeigte ſie ſich ſelbſt in ihrer ſchwärmeriſchen Befangenheit als eine achtungs- und liebenswürdige Frau, doch unter wahrhaft frommen Ausſtrömungen ihres religiöſen Gemüths äußerte ſie mit prophetiſcher Anmaßung wunderliche Gedanken. Übrigens ſprach ſie oft mit einem Feuer, einer Innigkeit und Zuverſicht, daß ihr zum Himmel gewandtes Antlitz ſich wie das Geſicht einer Heiligen verklärte. — Ihr Wunſch, nach Deſſau oder Berlin zu gehen, ward nicht erfüllt. Die Polizei führte ſie im Jannuar 1818 nach Eilenburg, wo ſie ein preußiſcher Polizei-Commiſſär übernahm, der ſie über Frankfurt an der Oder nach Königsberg begleitete. Beobachtungen über ſie machten Brescius und Spieker bekannt. Als ſie über die ruſſiſche Grenze kam, ward ihr angedeutet, daß ſie weder nach Petersburg noch nach Moskau kommen dürfte. Auch trennte man ihren Secretär Kellner und 9 andre Perſonen ihrer Begleitung von ihr, und brachte dieſe auf die preußiſche Grenze zurück. Ihre Tochter, die Frau von Berkheim, blieb bei ihr. In Mitau beſchloß die Frau von Krüdener ihr öffentliches Predigtamt, und es hieß, daß ſie ſich in das Innere von Rußland begeben würde, um daſelbſt eine chriſtliche Beſſerungsanſtalt für einzelne verirrte Perſonen zu gründen, ſo daß ſie aus jener regelloſen Öffentlichkeit in ein beſtimmtes und beſchränktes Verhältniß frommer Wirkſamkeit zurückgetreten zu ſein ſcheint. In den Zeitgenoſſen (X. S. 107 — 174) ſteht ein reichhaltiger, aus ihren eignen Äußerungen und dem Inhalte ihrer Schriften, beſonders der Valerie, entwickelter Beitrag zu dem Leben und der Charakteriſtik dieſer pſychologiſch merkwürdigen Frau, der mit vorſichtiger Milde abgefaßt iſt.

Nach dem, was Krug, Brescius und Spieker über die Äußerungen der Fr. von Krüdener berichtet haben, ſind Einſeitigkeit und Überſpannung, bei ſich ſelbſt täuſchender Eigenliebe und Anmaßung, unter dem heiligen Schimmer von Demuth und andächtiger Erhebung in ihrem ganzen Weſen nicht zu verkennen. In ihren Vorträgen war kein Zuſammenhang der Gedanken. Mitten unter ihren rührenden Äußerungen eines tiefbewegten Gemüths kommen Einfälle des Witzes und abſprechende oder halbwahre Urtheile eines aſcetiſchen Dünkels vor. Frau von Krüdener beſtätigt die Wahrheit, daß guter Wille allein den Menſchen nicht vor Verirrungen bewahre, daß vielmehr Gefühl und Einbildungskraft, je reizbarer und lebendiger ſie ſind, um ſo eher auf Abwege führen, wenn ſie nicht unter der Herrſchaft des Verſtandes und der Vernunft ſtehen, die doch auch herrliche Gottesgaben ſind. In jedem Falle iſt der Eindruck, den dieſes Meteor der frommen Schwärmerei auf die Menge gemacht hat, ein Beweis mehr, daß die Welt, nachdem ſie lange Zeit einer frivolen Aufklärerei und einem herzloſen Unglauben geſtröhnt, nicht zur einfachen Wahrheit, Gott im Geiſt und in der Wahrheit anzubeten, zurückkehre, ſondern zur myſtiſchen Schwärmerei und zum verſtandloſen Aberglauben hinübertaumle. Nach den jüngſten Nachrichten in den öffentlichen Blättern lebt ſie jetzt ruhig in Rußland. R.

Krünitz (Joh. Georg), Doctor der Medizin zu Berlin ward daſelbſt 1728 geboren und ſtudirte zu Göttingen und zu Frankfurt a. d. Oder. 1759 ging er nach Berlin zurück, widmete ſein ganzes Leben literariſchen Geſchäften und ſtarb 1796. Eine Menge nützlicher mediciniſcher, naturhiſtoriſcher, geographiſcher und andrer Werke, welche er aus verſchiednen Sprachen überſetzte, eigne Arbeiten und Abhandlungen, Regiſter zu mehrern Schriften u. ſ. w. ſind die Früchte ſeiner unermüdet thätigen Betriebſamkeit. Sein Hauptwerk aber iſt die ökonomiſch-technologiſche Encyklopädie, welche er 1773 begann. Er kam damit bis zum 73. Bande, wo über dem Artikel Leiche ihn der Tod ereilte. Krünitz hat in dieſem ſehr ſchätzbaren Werke mit guter Auswahl und der fleißigſten Benutzung der vorhandnen Quellen Alles geleiſtet, was man von einer ſolchen Arbeit erwarten kann; indeſſen ſind in demſelben die verſchiedenartigſten Gegenſtände mit unverhältnißmäßiger Weitläuftigkeit ausgeführt, weil der Plan nicht gleich anfangs mit Beſtimmtheit entworfen wurde. Nach Krünitz's Tode ſetzte Fr. Jac. Flörke die Encyklopädie fort, ſtarb aber ſchon 1799. Seitdem beſorgte deſſen Bruder, H. G. Flörke, und ſeit 1815 J. W. D. Korth die Fortſetzung, und das Werk iſt bis 1821 auf 131 Bände (koſtet über 400 Rthlr.) angewachſen. Der Auszug des großen Werks beſteht bis jetzt aus 32 Bänden.

Kruſenſtern (Adam Johann Ritter von), kaiſerl. ruſſiſcher Schiffskapitän, hat der Wiſſenſchaft, ſeinem Kaiſer, dem ruſſiſchen Reiche und ſeinem eignen Verdienſte in ſeiner Reiſe um die Welt in den J. 1803 bis 1806, ein Denkmal geſtiftet, das ſeinen Namen auf die Nachwelt bringen wird. Schon vor ihm hatte Rußland mehrere Entdeckungsreiſen ausgeführt. Zu Bering's Reiſe und zu Tſchirikoff's dritter Reiſe dauerten die Zurüſtungen 9, zu Billing's Reiſe 10 Jahre. Außer dieſen nennt die ruſſiſche Geſchichte folgende denkwürdige Reiſende: Spangenberg, Walton, Schelting, Chemiteſſkov, Synd, Krenitzin, Lewaſcheff, Laxmann, Sarytſcheff. Aber Kruſenſtern's Reiſe übertraf die ſeiner Vorgänger nicht bloß durch ihren Umfang, ſondern auch durch den Erfolg. Vor ihm hatte ſich die ruſſiſche Schiffahrt im atlantiſchen Ocean nie bis zu den Wendekreiſen erſtreckt. Kruſenſtern

fahr vom 60° N. B. bis zum 60° S. B. der andern Hemiſphäre; und auf dieſer, mehr als 3 jährigen Reiſe ſtarb ihm nicht ein Mann. Wie reich aber die Ausbeute in wiſſenſchaftlicher Hinſicht war, beweiſen 3 im Drucke erſchienene Beſchreibungen dieſer Entdeckungsreiſe, welche Alexanders Regierung verherrlicht. Der Kaiſer that auch Alles, um das wiſſenſchaftliche Gelingen dieſer Nationalunternehmung zu ſichern. So ließ er z. B. die beſten Inſtrumente von Troughton, Arnold und Pennington ankaufen. Er belohnte die Seefahrer mit kaiſerlicher Freigebigkeit. Kruſenſtern's Gattin wies er die Einkünfte eines Guts an, welche ſich auf 1500 Rubel jährl. beliefen, um ihren Mann, während der Abweſenheit, wie er ſich ausdrückte, über den Wohlſtand ſeiner Familie zu beruhigen. Alle Offiziere beider Schiffe wurden um einen Grad befördert und erhielten lebenslängliche Penſionen; die Gelehrten auf Lebenszeit jährl. 300 Ducaten. Aber der Ruhm der Unternehmung gebührt dem beſcheidnen Kruſenſtern. Kein Seefahrer hat ſo viel Menſchenfreundlichkeit, Sorgfalt und Aufopferung ſeiner eignen Bequemlichkeit mit einer umfaſſendern Kenntniß ſeines Faches vereinigt. Wenn irgendwo der Satz ſich bewährt hat, daß den Talenten und Kenntniſſen eines Mannes nur ſein moraliſcher Charakter den wahren Werth ertheilt, ſo zeigt es der Erfolg dieſer Reiſen. Man kannte den Kapitän von Kruſenſtern ſchon in der gelehrten Welt durch einen Aufſatz in Storch's Annalen, worin er die Schwierigkeiten des Handels über Ochotzk nach den Inſeln und Küſten von Amerika gezeigt und bewieſen hatte, daß dieſer Handel nur dann erſt, wenn Schiffe aus der Oſtſee um das Cap Horn oder das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach der Nordweſtküſte von Amerika gingen, wichtig werden könnte. Allein, wenn Rußland unmittelbar an dem Handel mit China und Indien Theil nehmen ſollte, mußte es der indiſchen Gewäſſer kundige Seeleute beſitzen. Kruſenſtern hatte hierüber die nöthigen Erfahrungen eingeſammelt, als er im Kriege von 1793 bis 1799 auf der engl. Flotte diente. Jetzt verſchaffte ihm der ruſſ. Geſandte am engl. Hofe, Graf Woronzoff, Gelegenheit, auf einem britt. Chinafahrer ſelbſt nach Indien zu gehen. Er hielt ſich in den J. 1798 und 1799 zu Kanton auf und lernte daſelbſt die Vortheile kennen, die den ruſſ. Beſitzungen auf der amerik. Küſte aus einem unmittelbaren Abſatze ihres Rauchwerks erwachſen könnten. Indeß fand ſein Plan, welchen er nach ſeiner Rückkunft dem Handelsminiſter, H. von Soimonoff überreichte, daß nämlich außer den 600 adeligen Seekadetten noch 100 Nichtadelige, aber bloß zum Kauffarteidienſte erzogen, daß ferner Schiffsbaumaterialien mit Handwerkern, Büchern und Inſtrumenten, oder kleine Schiffe aus den Häfen der Oſtſee den ruſſ. Kaufleuten auf den Aleuten und auf der Küſte von Amerika zugeführt werden ſollten, damit die Ruſſen ihren Activhandel nicht mehr Ausländern überlaſſen dürften, ſondern ihre Pelzwaaren unmittelbar in Kanton abſetzen und dadurch, außer der Rückfracht, auch tüchtige Seeleute für die kaiſerl. Marine erhalten könnten, kein Gehör. Erſt Alexander faßte, durch den Miniſter Grafen Romanzoff und den Adm. Mordwinoff auf Kruſenſtern's Vorſchläge aufmerkſam gemacht, dieſen Plan wieder auf, und übertrug dem wackern Seemanne, nach einer von dem damaligen Handelsminiſter, nachmaligen Reichskanzler, Grafen von Romanzoff, entworfenen Inſtruction, die nähere Unterſuchung der Nordweſtküſte von Amerika. Später verband man damit den Nebenzweck, die ſeit Laxmann's Reiſe nach Japan zerriſſenen Handelsverbindungen in Nangaſaky wieder anzuknüpfen. Kruſenſtern trat willig aus

ſeiner unabhängigen und glücklichen häuslichen Lage heraus, um ſeinem Vaterlande zu dienen. Die Wahl des Perſonals beider Schiffe war ihm überlaſſen. Außer dem Aſtronomen Horner aus der Schweiz, den Naturforſchern Tileſius aus Leipzig, Langsdorf und dem Arzte Laband, war kein Ausländer am Borde. Seinem Freunde, dem Kapit. Lieut. Liſanskoy, übergab er die Führung der Newa. Nachdem er für den Zweck der Reiſe Alles vorbereitet hatte, verließ er den 5. Oct. 1803 die Rhede von Falmouth. Den 26. Nov. wehete zum erſten Male die ruſſiſche Flache jenſeits des Aequators, und den 19. Aug. 1806 kehrte die Nadeshda nach Kronſtadt zurück. Man muß über dieſe Reiſe die verſchiednen Beſchreibungen nachleſen. Das Hauptwerk iſt: Reiſe um die Welt in d. J. 1803 bis 1806, auf Befehl Sr. Maj. K. Alexanders I. auf den Schiffe Nadeshda (die Hoffnung) und Newa, unter dem Kommando des Kapit. von der kaiſerl. Marine, A. F. von Kruſenſtern. St Petersburg. Auf Koſten des Verf. I. II. III. Thl. 4. 1810 — 1812. Die beiden erſten Theile enthalten die Erzählung der Reiſe und koſten 15 Rthlr; der dritte Theil enthält naturhiſtoriſche und phyſikaliſch-nautiſche Abhandlungen vom Hofr. Tileſius, Dr. Carl Espenberg, Hofr. Horner und dem Kapit. Kruſenſtern. Der Atlas in 6 H. enthält 16 Bl. über Japan und naturhiſtoriſche und ethnographiſche Abbildungen vom Hofr. Tileſius. Eine 2te Aufl. dieſes Werks iſt mit Bewilligung des Verf. in Berlin bei Haude und Spener in 12. 1811 — 1812 erſchienen, geſchmückt mit dem Bildniſſe des Verfaſſers und mit illuminirten und ſchwarzen Kupfern. Eine engl. Überſetzung der kruſenſten'ſchen Reiſe von Goppner iſt unvollſtändig und durch eine Menge Fehler entſtellt. — Auch Kapit. Liſanskoy hat die auf der Newa gemachten Reiſe um die Welt in ruſſ. Sprache beſchrieben (St. Pertersburg 1813, 2 Thle. 8), vom Hofr. Dr. Pansner deutſch überſetzt. Das dritte Hauptwerk über dieſe Reiſe hat der kaiſerl. ruſſ. Hofr. G. H. v. Langsdorf unter dem Tittel herausgegeben: Bemerkungen auf einer Reiſe um die Welt in den J. 1803 bis 1807, 2 B. 4. m. Kupf. Frankfurt a. M. b. Wilmans 1812, wovon jedoch nur der erſte Band die kruſenſtern'ſche Reiſe betrifft, da der Verfaſſer im J. 1805 die Expedition in Kamtſchatka verließ und ſeine Reiſe von den Aleuten aus zu Lande durch Sibirien endigte. Auch dieſes Werk iſt in's Engliſche überſetzt. Über den wiſſenſchaftlichen Werth der kruſenſtern'ſchen Reiſe iſt nur eine Stimme. Kruſenſtern entdeckte die Orlowsinſeln und durch ihn wurden die neuen Marqueſas- oder Waſhingtonsinſeln, beſonders Nukahiwa und die Meerenge von Sangaar bekannter. Vorzüglich gewann die Geographie von Auſtralien, die der japaniſchen Küſte und der Inſeln des chineſiſchen Meeres. Die öſtlich von Japan gelegne Inſel aber, welche die Spanier 1610 entdeckt haben ſollten, konnte Kruſenſtern ſo wenig finden, als vor ihm Vries und La Peyrouſe. Dagegen unterſuchte er genau die Weſtküſte der J. Jedſo, die Straße la Peyrouſe und die Küſten der J. Sachalin. Von Nukahiwa brachte er den Franzoſen Kabris (ſ. d. Art.) nach Petersburg. Der Wunſch, die Handelsverbindungen mit Japan wieder anzuknüpfen, mißlang, der dahin beſtimmte ruſſ. Geſandte, Kammerherr von Reſanoff, ward nicht angenommen. Was Kruſenſtern's Reiſe aber vor allen ähnlichen auszeichnet, iſt der Umſtand, daß er ſeine ganze Mannſchaft, die auf der Nadeshda aus 85 Perſonen beſtand, nach einer, mehr als 3 jährigen, faſt durch alle Zonen gemachten Seefahrt, geſund und vollzählich heimſührte. Für den ruſſiſchen Handel wird dieſe Reiſe erſt in der Folge recht wichtig werden, wenn die vorgeſchla-

genen Verbeſſerungen in der Verwaltung der ruſſiſchen Niederlaſſungen auf den Aleuten und auf der Nordweſtküſte von Amerika, auf deren Mißbräuche Kruſenſtern mit edler Wahrheitsliebe aufmerkſam gemacht hat, ausgeführt ſind. Dann ſteht auch dem ruſſiſchen Seehandel mit China nichts mehr entgegen. Aber freilich müſſen die ruſſiſchen Soldaten, Jäger, Kaufleute und Befehlshaber in jenen Gegenden rechtlich und gebildet handeln lernen, ſonſt werden ſie, von den Japaneſen und Chineſen verabſcheuet, keinen Zutritt in dieſem Theile von Aſien finden. Jene Barbaren haben bis jetzt die großen und guten Abſichten ihres Kaiſers vereitelt, und eine ſtrenge Gerechtigkeit, die Kruſenſtern fodert, iſt nöthig, um das Anſehn der Geſetze unter jenem öden Himmelsſtriche zu gründen. Das neueſte Beiſpiel, wie verhaßt ſich die Ruſſen im öſtlichen Aſien gemacht haben, enthält der amtliche Bericht Kruſenſtern's über des Kapit. Golownin Reiſe zur Unterſuchung der kuriliſchen Inſeln. So greift die kruſenſtern'ſche Reiſe auf mehr als einer Seite in die Geſchichte des ruſſiſchen Reichs ein. Möge dieſer beſcheidne, kenntnißvolle und erfahrne Seemann noch lange für ſein Vaterland wirkſam bleiben. Von ſeinen literariſchen Arbeiten, welche vorzüglich die nautiſche Geographie bereichern, enthalten die A. Geogr. Ephemeriden mehrere Proben, u. a. den Aufſatz über Maldonado's vorgebliche Entdeckung einer nordweſtlichen Durchfahrt im J. 1588, und ſein Mémoire sur une carte du détroit de la sonde et de la rade de Batavia. Auch hat er Wörterſammlungen aus den Sprachen einiger Völker des öſtlichen Aſiens und der Nordküſte von Amerika, Petersburg 1813. 68 S. in 4. und Beiträge zur Hydrographie der größern Ozeane ꝛc. Lpz. 1819 4. herausgegeben. In ſeiner Schule hat ſich der Kapit. von **Kotzebue** gebildet, der mit dem Rurik eine Reiſe um die Welt unternahm, von welcher er, im J. 1818, ebenfalls glücklich zurückgekehrt iſt. (S. d. eigenen Art.)

Kugel, nennt man einen Körper, auf deſſen Oberfläche alle Punkte gleich weit von einem Punkte innerhalb (dem Mittelpunkte) abſtehen. Ihr körperlicher Inhalt verhält ſich zu dem eines **Cylinders** (ſ. d. Art.) von gleicher Baſis und Höhe genau wie 2 zu 3, hingegen zu einem mathematiſchen Kegel von gleicher Baſis und Höhe wie 2 zu 1. Dieſes Verhältniß hat zuerſt Archimedes gefunden. Es zeigt, daß die Kugel in Rückſicht ihres Inhalts zwiſchen den beiden andern Körpern mitten inne ſteht; ſie erhebt ſich aber durch ihre Geſtaltung als die vollkommenſte über dieſe empor. Merkwürdig iſt es, wie die Natur, von dem Eie des kleinſten Würmchens bis zu der Sonne, in deren Strahlen es ſich wiegt, von dem kleinſten Tröpfchen des Thaues bis zum größten der Körper, die im Weltall rollen, ungeachtet der mannichfaltigſten Verſchiedenheit ihrer Bildungen, nach dem Ideale der Kugelgeſtaltung ſtrebt. Hiernach iſt es kein Wunder, wenn viele weiſe Männer in den Zeiten des Alterthums, wo man ſich das überſinnliche vermittelſt der Gegenſtände der Sinnenwelt vorſtellte, ſelbſt die Gottheit als Kugel dachten. Künſtliche Erd- und Himmelskugel, ſ. den Art. **Globus**.

Kugeldreieck, ſphäriſches Dreieck, iſt ein von drei Bogen größter Kreiſe eingeſchloſſenes Stück einer Kugelfläche. Da unſre Erde auch eine Kugel iſt, ſo müſſen 3 Oerter auf derſelben, die nicht in einer Richtung liegen, wie Dresden, Wien und Strasburg, die Spitzen eines ſolchen Kugeldreiecks ſein.

Kügelgen (Gerhard von), Geſchichts- und Porträtmaler, Mitglied der Akad. von St. Petersburg und Berlin und Prof. an der

Akad. zu Dresden, und Carl von Kügelgen, Landſchaftmaler, Mitgl. der Akad. von St. Petersburg und Berlin, waren Zwillingsbrüder und im J. 1772. zu Bacharach am Rhein geboren. Sie erhielten von ihren Aeltern (der Vater war kurkölniſcher Hofkammerrath) eine chriſtlich fromme Erziehung. Beide zog ſchon in früher Jugend ein lebendiger Trieb zur Malerei hin; dies und ihre ſeltne Ähnlichkeit im Äuſſern, in welcher ſich die Ältern oft ſelbſt irrten, erregte Aufſehn. Aber die Malerei galt in jener Gegend nur als ein Handwerk, und die berühmteſten Meiſter dieſer Kunſt ſtanden im Rufe eines etwas lüderlichen Lebens. Kein Wunder alſo, daß der Vater der Zwillinge dieſe Kunſt unter die loſen zählte, welche ſogar dem Seelenheile ſeiner Söhne gefährlich werden könnte. Sie mußten daher ihrer Neigung entſagen, und ſich zu einer andern wiſſenſchaftlichen Bildung vorbereiten. So wurden ſie, 14 Jahre alt, in das Jeſuiten-Gymnaſium zu Bonn gebracht. Zwei Jahre darauf ſtarb ihr Vater. Jetzt gelang es dem ältern Zwilling, Gerhard, von ſeiner Mutter die Erlaubniß zu erhalten, daß er ſich der Kunſt ganz widmen konnte. Der Anfang berechtigte zu größern Erwartungen, und der Hiſtorienmaler Januarius Zick in Koblenz übernahm, gegen ein jährliches Lehrgeld, ſeinen Unterricht. Ein halbes Jahr darauf erklärte der Zwillingsbruder Carl, daß er unmöglich etwas Andres, als ſein Bruder treiben könnte. Da er ſchon in der früheſten Jugend Häuſer und Bäume mit derſelben Luſt gezeichnet hatte, wie ſein Bruder Geſichtsbildungen, ſo ward er in Frankfurt am Main dem Landſchaftsmaler Schütz übergeben. Nach einer Übung von kaum zwei Jahren copirte Gerhard die kleinen Bilder ſeines Meiſters ſo treu, daß man ſie für Originale anſehen konnte; allein die etwas eigen geſinnte Mad. Zick glaubte, dies ſchade dem Vortheile ihres Mannes, und es wurden zum Copiren keine Originale mehr verabfolgt. Damals lernten die Zwillinge auf einer Luſtreiſe nach Mainz den Geſchichts- und Porträtmaler Feſel aus Würzburg kennen. Dieſer freundlich geſinnte Mann übernahm ihren weitern Unterricht unentgeltlich. Aber nach einem halben Jahre ſchrieb ihnen die Mutter, da der ältere Bruder Joſeph auf der Univerſität Bonn erhalten werden müſſe, ſo falle es ihr ſchwer, die Zwillinge in dem koſtſpieligen Studium der Mahlerkunſt zu unterſtützen; ſie möchten daher ſelbſt auf Mittel zu ihrem Fortkommen denken. Beide beſchloſſen, ſich an den Kurfürſten von Kölln, Maximilian, Erzherz. von Öſterreich, zu wenden. Gerhard malte zu dieſem Endzwecke ſein eignes Bild mit einem Blatte in der Hand, auf welchem ein beflügelter Genius mit Palette und Pinſel zu einer, auf Wolken thronenden Minerva empor ſtrebt, von einer Bettlerin in Lumpen aber, der Armuth, an einer Kette zurückgehalten wird. Carl malte die Gegend von Würzbung und die Stadt. Der Kammerpräſident Freih. Spiegel zum Dieſenberg, ein wohlwollender Mann, mit offenem Sinne für alles Gute und Schöne, welcher die Zwillinge wegen ihres Schulfleißes, als Vorſteher des Gymnaſiums, in liebreichem Andenken hatte, bahnte ihnen den Weg zum Kurfürſten. Dieſer Fürſt unterhielt ſich lange ſcherzhaft mit ihnen, und ließ ihnen noch denſelben Abend die Zuſicherung ertheilen, daß ſie eine Reiſepenſion von 200 Ducaten jährlich drei Jahre lang in Rom beziehen ſollten. 1791 traten die Brüder ihre Wanderung nach Rom an; durch Deutſchland größtentheils zu Fuß. Die reiche Schönheit Roms feſſelte bald den Landſchaftsmaler ſo, daß ihm das Copiren nach andern Meiſtern nicht zweckmäßig ſchien. Den Hiſtorienmaler aber zogen die Idealgeſtal-

ten der Antiken und das wunderſam Rührende in Raphaels Gemälden ſo an, daß er ausſchließlich nur dieſes und jene nachzubilden bemüht war. Indem ſich alſo keiner von beiden Brüdern auf das Anſehn eines Meiſters oder einer Schule ſtützte, war künſtleriſches Streben frei und in Jedem entfaltete ſich das eigenthümliche ſeines Genius. So iſt in den landſchaftlichen Darſtellungen des jüngern Bruders die üppige, oft ſogar etwas überreiche italieniſche Natur, wie in den hiſtoriſchen Bildern des ältern jener nach dem Antiken ſtrebende Schönheitsſinn, mit gemüthvollen Affecte verbunden, nicht zu verkennen. Der franzöſiſche Revolutionskrieg hemmte jedoch bald die Verbindung Roms mit den Rheinländern und es konnte den Brüdern kein Geld überſchickt werden. Gerhard reiſte 1795 mit einem jungen Liefländer, der ſein Freund war, von Rom zu Fuße nach München, um ſich durch Porträtmalen Unterſtützung zu verſchaffen. Hier fand er bei ſeiner Ankunft Briefe von ſeinem Bruder aus Rom, der ihm meldete, daß er unterdeſſen die Bekanntſchaft des Lord Briſtol gemacht, welcher mehrere Bilder von ihm gekauft und andre beſtellt habe, auch war die Penſion nebſt andern Geldern angekommen. Allein Gerhard zog es vor, bis zur Rückkehr ſeines Bruders aus Italien die Galerie zu München zu ſeinem Studium zu benutzen. Hier ſah er eines Morgens einen kleinen, ſchwarz gekleideten Mann, der ihn mit großer Verwunderung betrachtete. Es war der Lord Briſtol, der nicht wenig ſtaunte, den jüngern Kügelgen, welchen er mit Aufträgen in Rom zurückgelaſſen hatte, hier auf einmal vor ſich zu ſehen. Wie nun den Engländer das Außerordentliche leicht anſpricht, ſo verſchaffte dieſe Überraſchung dem ältern Zwilling ſogleich die volle Zuneigung des brittiſchen Sonderlings. Er kaufte mehrere ſeiner Bilder, wollte ihm Anftrage über Aufträge geben, und bot ihm eine Verlängernng der Reiſepenſion von 100 Ducaten auf unbeſtimmte Zeit an. Voll Freude meldete der junge Künſtler dieſen Antrag ſeinem Freunde, mit dem er aus Italien nach Deutſchland gewandert war und der ſich damals in Lauſanne aufhielt. Allein derſelbe kam ihm mit dem dringenden Wunſche entgegen, er ſollte mit ihm nach Riga reiſen, wo er als Kind in ſeiner Ältern Hauſe alles Liebe erfahren werde. Ja es lag dieſer Plan dem jungen Liefländer ſo ſehr am Herzen, daß er erklärte, er wolle nur mit ſeinem Freunde, oder nie, ſeiner Ältern Haus wieder betreten. Der junge Künſtler ſtand jetzt an einem dunkeln Scheidewege. Dort riefen ihn ſein Bruder und Italien, hier ein Freund in ein unbekanntes Land. Aber dieſer Freund hatte im Augenblicke der Noth mit ihm ſein Reiſegeld brüderlich getheilt; er entſchloß ſich daher, ihn in ſeine Heimath zu begleiten. Da er während ſeines vierteljährigen Aufenthalts in München viele Miniaturporträts gemalt hatte, ſo fehlte es ihm nicht an den Mitteln. Im Sept. 1795 kamen beide Freunde in Riga an, wo Kügelgen die erfreulichſte Aufnahme fand. Unterdeſſen hatte ſein Bruder Carl in Rom die Aufträge des Lord Briſtol vollendet; und da ihm die Revolutionszeiten den längern Aufenthalt in Italien verleideten: ſo folgte er der Einladung Gerhards nach Riga, bei deſſen kunſtſinnigen Bewohnern er ebenfalls eine liebevolle Aufnahme und viel Beſchäftigung fand. 1799 beſuchten die Brüder St. Petersburg. Hier beſchäftigten den Porträtmaler ehrenvolle Aufträge des Kaiſerhofes, und der Landſchaftmaler wurde vom Kaiſer Paul, der ihm mehrere Bilder abkaufte, mit einem Gehalte von 3000 Rubeln angeſtellt. Nach wenig Jahren ſahen ſie ſich in der Lage, um die Hand von zwei Schweſtern anzuhalten, welche ſie auf

der Reiſe nach St. Petersburg in Reval kennen gelernt hatten. Da dieſe aus adeligem Geſchlechte waren, ſo hielt man es für anſtändig, daß auch die Brüder den Adel ihrer Familie wieder herſtellten. Als hierauf Carl von Kügelgen 1803 eine Reiſe nach der Krimm machte, um in der daſigen ſchönen Natur ſeiner Kunſt zu leben, beſuchte Gerhard von Kügelgen die noch lebende Mutter in Koblenz und ließ unter ihrem Schutze Frau und Kind, um bei den, aus aller Welt zuſammengeraubten Kunſtſchätzen in den pariſer Muſeum zu verweilen. Bald nach ſeiner Rückkehr von Paris ſtarb ſeine Mutter. Betrübt durch dieſen Verluſt verließ der Künſtler ſein, ihm durch das franzöſiſche Leben fremd gewordnes Vaterland und wählte zu ſeinem Aufenthalte das kunſtreiche Dresden. Hier lebte er mit ſeiner Familie ſeit dem Mai 1805. Die daſigen Kunſtſammlungen gaben ihm Veranlaſſung zur fernern Entwickelung ſeines Kunſtſtrebens, aber auf der Mitte ſeiner ſchönen Bahn fiel er unter den Händen eines Raubmörders, eines ſächſ. Artilleriſten, auf freier Straße nahe bei Dresden, den 27. März 1820. — Der Landſchaftsmaler lebt in Petersburg, oder auf dem Gute ſeines Schwagers, des Freih. v. Manteufel zu Kurken in Liefland. Ideale Formen, dichteriſche Compoſition, der innigſte Ausdruck des innerſten Lebens, künſtleriſche Darſtellung und ein ſchönes Colorit zeichnen im Allgemeinen die Werke Gerhards von Kügelgen aus. Es iſt ſchwer, die beſten darunter zu nennen. Seine Magdalena und ſein Johannes möchten wol jedem Nachbildner unreichbar ſein. Sein Amor und ſeine Porträts von Göthe, Schiller, Herder und Wieland, erſchienen in Kupfer geſtochen zu Wien bei Artaria; und mehrere Umriſſe enthält ſein Leben, das Prof. Haſſe herausgab. Die Werke ſeines Bruders Carl von Kügelgen ſind größtentheils in dem Beſitze des ſeitdem verſtorbnen Lords Briſtol, in Berlin, Riga und in den Kunſtſammlungen von Petersburg. Ein großer Atlas von Zeichnungen und Anſichten aus der Krimm iſt noch in des Künſtlers Beſitz, der eine krimm'ſche Galerie in 30 Bl. für den ruſſ. Kaiſer gemalt und jetzt von ſeinem Monarchen den Auftrag erhalten hat, eine ähnliche landſchaftliche Galerie von Finnland zu malen. Auch beſchäftigt ihn die Herausgabe einer maleriſchen Reiſe in die Krimm für das Publikum. Eine treue und vollſtändige Erzählung von dem Leben und von den Werken beider Brüder (vom Prof. Haſſe) findet man in den Zeitgenoſſen. St. XI. Eine vollſtändige höchſt anziehende Biographie mit dem von Gottſchick meiſterhaft geſtochnen Bildniß v. K. und zehn Umriſſen ſeiner vorzüglichſten Gemälde iſt 1823 von demſelben Verf. bei Brockhaus in Leipzig erſchienen.

Kuh (Ephr. Moſes) wurde 1731 zu Breslau von jüdiſchen Ältern geboren und zeigte ſchon frühzeitig ein ungemein ſtarkes Gedächtniß, eine große Lebhaftigkeit des Geiſtes und immer rege Wißbegierde. In der Folge beſtimmte ihn ſein Vater, ein begüterter Kaufmann, für die jüdiſche Gelehrſamkeit und das theologiſche Studium des Moſaismus. Doch entſprach der Erfolg den Erwartungen des Vaters keineswegs; denn obgleich der junge Ephraim das Wiſſenſchaftliche des Judenthums mit ſeltner Begierde erlernte: ſo war doch Niemand im Stande, ihm für die ſcholaſtiſche Dogmatik, für die ſophiſtiſchen Hypotheſen und für die erkünſtelten Subtilitäten der jüdiſchen Theologie Geſchmack beibringen. Deswegen wollte ihn der Vater darauf zum Kaufmann bilden, und ließ ihm Unterricht in der franzöſiſchen, italieniſchen und engliſchen Sprache ertheilen. Durch die Erlernung dieſer Sprachen gewann er Geſchmack am Leſen und dadurch Kenntniß der neuern

Literatur und Poeſie. Nach dem Tode ſeines Vaters ging er nach Berlin, wo er als erſter Gehülfe in die Handlung ſeines Oheims trat. Hier war es, wo er ſich durch ſeine Talente die Bekanntſchaft und Freundſchaft Mendelsſohn's, Ramler's, Leſſing's und andrer Gelehrten erwarb, durch deren Umgang ſich ſein poetiſches Talent zu entwickeln begann. Da er, außer ſeinem bedeutenden Gehalte, ein anſehnliches Vermögen beſaß, ſo hätte er in Berlin in angenehmen Verhältniſſen leben können; aber eine zu weit getriebne Gutherzigkeit, welche oft die Beute liſtiger Betrüger wurde, verbunden mit einer an Verſchwendung grenzenden Bücherliebhaberei, hatte in wenigen Jahren ſowol ſein Vermögen, als ſeinen übrigen Erwerb faſt gänzlich erſchöpft. Er verließ Berlin, durchreiſte Holland, Frankreich, Italien, die Schweiz und Deutſchland, und gerieth am Ende in eine ſo hülfloſe Lage, daß ihm ſeine Familie ein Kapital zu ſeinem Unterhalte ausſetzen mußte. Dieſe Umſtände veranlaßten bei ihm eine gewiſſe Schwermuth, die nach und nach in wirklichen Wahnſinn ausartete, von dem er nur durch die raſtloſe Thätigkeit eines geſchickten Arztes gerettet werden konnte. In den lichten Zwiſchenräumen jenes Zuſtandes war es gerade, wo ſeine beſten Gedichte ihre Entſtehung erhielten. Nach ſeiner Wiederherſtellung ward er 1785 durch einen Schlagfluß gelähmt und ſogar der Sprache beraubt, worauf er 1790 ſtarb. Seine Gedichte erſchienen nach ſeinen Tode unter den Titel: Hinterlaſſene Gedichte von Ephraim Moſes Kuh. 2 Thle. Zürich, 1792.

Kuhpocken, Kuhblattern, Schutzpocken, eine Krankheit der Kühe, bei welcher ſie Blattern an dem Euter bekommen. Man unterſcheidet bis jetzt die Windblattern, weißen, gelben, ſchwarzen und blauen Kuhblattern. Die letztere Art derſelben kommt zuweilen bei friſchmelkenden Kühen, beſonders im Holſteiniſchen, in England, epizootiſch vor, und iſt durch ihre Eigenſchaft, ſich bei den Menſchen durch örtliche Anſteckung fortzupflanzen, und diejenigen, welche dergleichen Blattern gehabt haben, vor der Anſteckung der Menſchenblattern zu ſichern, beſonders merkwürdig geworden. Das Weitere hierüber enthalten die Artikel Inoculation und Jenner. H.

Kulichan (Tahmaſp) auch Shah Nadir genannt, geboren 1687, einer der größten und ausgezeichnetſten, aber auch abſcheulichſten Menſchen, welche die Geſchichte alter und neuerer Zeiten aufzuweiſen hat. Er hieß eigentlich Nadir, und war anfänglich perſiſcher Feldherr, verließ aber bald den Kriegsdienſt, und wurde Anführer einer gefürchteten Räuberbande. Der König von Perſien, Tahmaſp, ließ ihm gänzliche Verzeihung angedeihen, und erhob ihn wegen ſeiner großen militäriſchen Talente nach und nach zum oberſten Feldherrn aller perſiſchen Truppen. Bald aber empfand er die Folgen dieſes unvorſichtigen Schritts. Denn Nadir, der ſich nun auf ſeinen Befehl ſelbſt Tahmaſp Kuli (Sklav des Tahmaſp) mit dem Zuſatze Chan (des größten Ehrentitels, den ihm der König geben konnte) nannte, und das ganze Heer für ſich gewonnen hatte, entthronte ſeinen Wohlthäter, als dieſer ohne ihn mit den Türken Friede geſchloſſen hatte, bemächtigte ſich hierauf im Namen des jungen Prinzen, der noch in der Wiege lag, als Vormund der Regentſchaft, und ward 1735, nach einem blutigen Siege über die Türken, und nachdem ſein Mündel geſtorben war, zum König von Perſien erwählt. Seit dieſer Zeit ward er Shah Nadir genannt. Seine Waffen waren überall ſiegreich; allein er vergoß zahlreiche Ströme Bluts, und wühtete ſelbſt gegen ſeine eignen Unterthanen mit der empörendſten Grauſamkeit. Seine Soldaten waren durch die

vielen Kriege und dabei verübten Plünderungen ausnehmend bereichert worden, und ihm daher ſo ergeben, daß es Niemand wagen durfte, dem blutdürſtigen Tyrannen die Spitze zu bieten. Selbſt der Haß der Geiſtlichen, welchen er viele Einkünfte entzogen hatte, vermochte nichts gegen ihn, und alle Pläne, ihn vom Throne zu ſtoßen, wurden ſchon in ihrer Entſtehung vereitelt. Sein größter, aber auch abſcheulichſter Feldzug war derjenige, welchen er 1739 gegen den Großmogul unternahm. Shah Nadir wußte ſich theils durch ſeine überall ſiegreichen Waffen, theils durch Verrätherei den Beſitz aller Länder deſſelben zu verſchaffen, plünderte und brandſchatzte, ließ die Hauptſtadt Delhi einäſchern und über zweihunderttauſend Einwohner niederhauen, wobei er noch die Frechheit hatte, ſich ſelbſt für eine von Gott geſandte Strafe der Völker zu erklären. Doch endlich hatte die Stunde geſchlagen, die ſeinen Gräuelthaten ein Ziel ſetzen ſollte. Es ward eine Verſchwörung gegen ihn geſtiftet, an deren Spitze ſein Neffe und einer ſeiner Statthalter ſtanden. Als die Verbündeten auf ihn eindrangen, flehte er um Gnade; allein man rief ihm zu, daß derjenige, welcher niemals in ſeinem Leben Gnade ertheilt, auch keine zu empfangen werth ſei. Und ſo hauchte dieſer Wütherich unter den Streichen der Mörder im J. 1747 ſeinen Geiſt aus.

Kuma oder **Kyme**, die größte und vornehmſte Stadt Aeoliens und zugleich eine der älteſten, am ägeiſchen Meere. Von ihr hat die kumäiſche oder kumaniſche Sibylle den Namen, und Heſiodus war hier geboren. Übrigens galten nach Strabo die Einwohner für etwas einfältig. Eine kumäiſche Kolonie war die ebenfalls ſehr alte Stadt Kumä in Unter-Italien, und zwar in Campanien. Mit den Kumäern zugleich hatten ſie, der Sage nach, die Phocäer angelegt, und die Bewohner Italiens verſetzten ſpäterhin die aſiatiſche Sibylle hierher, welcher Annahme auch Virgil in der Aeneis folgt. Die Grotte der Wahrſagerin lag in dem, der Göttin Trivia geweiheten Haine und in ihrer Nähe war der acheruſiſche See. In dieſer Gegend beſaß Cicero ein Landgut, das daher das kumaniſche hieß.

Kunkellehn (von Kunkel, die Spindel, oder auch das Spinnrad) heißt dasjenige Lehn, welches auch auf Frauen forterben kann. Reines Kunkellehn, welches nur auf Frauen forterbt, gibt es nicht: denn ſobald männliche Erben da ſind, fällt das Lehn auf dieſe. In demſelben Sinne heißt Kunkeladel ein ſolcher Adel, der, bei einem unadeligen Vater, von der Mutter herſtammt.

Kunſt. I. Im weiteſten Sinne. Alle Kunſt iſt etwas Praktiſches, d. h. auf freien Kraftäußerungen vernünftig-ſinnlicher Weſen in der Sinnenwelt Beruhendes, denn ſie iſt (ſubjectiv) die Geſchicklichkeit oder Fertigkeit vernünftig-ſinnlicher Weſen, gewiſſe, nach freien Zwecken beſtimmte, regelmäßige Wirkungen hervorzubringen; oder (objectiv) das ganze Gebiet der äußern Wirkungen und ſelbſtſtändigen Erzeugniſſe dieſer freien Thätigkeit in der Sinnenwelt. Die Äußerungen aber, und mithin dieſe Wirkſamkeit ſelbſt, ſind um ſo vollkommener, je mehr durch ſie etwas für ſich beſtehendes, d. i. ein ſelbſtſtändiges, zu jenen Zwecken in allen ſeinen Theilen übereinſtimmendes Werk hervorgebracht wird, welches wir inſofern Werk der Kunſt im eigentlichen Sinne des Worts, oder Kunſtwerk nennen; unterſchieden von Kunſtſtück, welches ſeinem innern Werthe nach von weniger Bedeutung iſt und gewöhnlich nur den Zweck hat, eine überraſchende Fertigkeit im Hervorbringen flüchtiger und vorübergehender Wirkungen, durch kluge Übung erworben, oder nur auf Sinnenſchein und Täuſchung gegrün-

det, an den Tag zu legen. Durch jene Beſtimmung iſt nun die Kunſt von der Natur und ihren Erzeugniſſen unterſchieden, welche wir nur uneigentlich, und durch gewiſſe auffallende Ähnlichkeiten an den äußern Erſcheinungen geleitet, Künſtlerin und künſtlich nennen (ſ. Kunſttriebe): denn die Natur wirkt, ob ſie gleich wie die Kunſt hervorbringt, nach nothwendigen Geſetzen bewußtlos ihre Erſcheinungen. Von der andern Seite iſt jedoch die Kunſt durch die Natur begründet, und durch ſie allein möglich gemacht. Sie ſetzt einen Stoff voraus, den ſie geſtaltet, und der ſich auf die Erſcheinungen der Natur unmittelbar oder mittelbar bezieht. Der Menſch kann nämlich, wie ſchöpferiſch auch ſeine Einbildung wirke, dennoch keinen Stoff im eigentlichen Sinne erſchaffen. Seine Schöpfung bezieht ſich alſo auf Formgebung; die höchſte iſt eine eigenthümliche Zuſammen. Er empfängt den Stoff, in welchen er bildet, von der Natur und Geſchichte, und dieſer Stoff muß eben ſowol der Bildung zu vernünftigen Zwecken fähig, als der Menſch für die Auffaſſung, Wahrnehmung und Bearbeitung deſſelben empfänglich gedacht werden. In Hinſicht auf deſſen Kunſtfähigkeit insbeſondre iſt die Kunſt ſchon dadurch von der Natur abhängig, daß der Menſch zugleich Naturweſen iſt, und die Natur in ihm die höchſte und bekannte Stufe der Vollkommenheit und Bildung erreicht hat. Vermittelſt letzterer faßt er die Natur auf, lernt die Geſetze kennen, und auf dieſelbe zur Erreichung ſeiner Zwecke geſetzmäßig einwirken. Die Geſetze, nach welchen er Werke der Kunſt hervorbringt, ſind daher zugleich Naturgeſetze, d. h. in ſeiner Anſchauung der Natur gegründet, aber er verfolgt ſie mit Bewußtſein und Willkür. Von der Wiſſenſchaft aber iſt die Kunſt hauptſächlich dadurch verſchieden, daß jene Erkenntniß der Natur und des Zuſammenhanges der Dinge iſt, und als höchſte Wiſſenſchaft (Wiſſenſchaft ſchlechthin, oder Philoſophie) die nothwendigen Geſetze des Denkens und Seins aufſucht und über die Erſcheinungeu hinausgehend, den Grund der Erſcheinungen und ihren Zuſammenhang zu erforſchen ſtrebt. Die Wiſſenſchaft alſo beruht auf dem Wiſſen, oder beſteht in deſſen Ausbildung, und iſt mithin auf die theoretiſche Thätigkeit des Geiſtes gegründet. Die Kunſt aber hat es zu thun mit Etwas, das weder ſelbſt ein Wiſſen iſt, noch bloß oder unmittelbar durch das Wiſſen um einen Gegenſtand, ohne äußere Fertigkeit und Kraftübung, hervorgebracht werden kann, obgleich es auch nicht ohne alles Bewußtſein, und ohne Anwendung des Verſtandes hervorbringen möglich iſt. Darum war es falſch, wenn man ſonſt einige ſchöne Künſte, z. B. die Poeſie, weil ſie die geiſtigſte iſt, und ſich, wie die Wiſſenſchaft, zu ihrem Darſtellungsmittel der Sprache bedient, ſchöne Wiſſenſchaften nannte. Dadurch aber ſind Wiſſenſchaft und Kunſt wiederum verbunden, daß letztere, wie eben angedeutet wurde, eine Art der Erkenntniß überhaupt (Wiſſenſchaft im weiteſten Sinne), bei aller Kunſtübung vorausſetzt, daß ferner auch die Wiſſenſchaft, als Ergebniß der ausgebildeten Erkenntniß gedacht, eine gewiſſe Fertigkeit oder Geſchicklichkeit (Kunſt im weitern Sinne), den Zuſammenhang der Gedanken nach Ideen zu leiten und zweckmäßig anzuordnen, erfodert; daß endlich auch die Wiſſenſchaft, inſofern ſie ſich in ſelbſtſtändigen und von dem Innern, worin ſie erzeugt worden, ſich abſondernden Werken darzuſtellen und mitzutheilen ſtrebt, in dieſen Darſtellungen Kunſt iſt, wenn gleich dieſe Kunſtform nicht die Form der ſchönen Kunſt iſt, der ſie ſich jedoch in verſchiednen Gattungen wiſſenſchaftlicher Darſtellung mehr oder weniger annähern darf. Denn die Kunſt äußert ſich vorzüglich als die vom Geiſte ausgehende

Fertigkeit, in irgend einem Gebiete etwas Selbſtſtändiges hervorzubringen, oder für Andre darzuſtellen. Wiederum wird auch die Kunſt durch Wiſſenſchaft erkannt und in ihren Werken beurtheilt. Daher die Kunſtphiloſophie und alle Theorie der Künſte. Wir ſprechen demnach das Verhältniß der Kunſt zur Wiſſenſchaft in der Kürze alſo aus: Die Kunſt iſt, ihrem Weſen nach, Darſtellung, will etwas Inneres zur Erſcheinung bringen, und nicht das Wiſſen iſt bei ihr die Hauptſache, ſondern das äußerlich Hervorgebrachte; die Wiſſenſchaft weilt im Kreiſe des Allgemeinen, der Geſetze und des Zuſammenhanges der Dinge, bei ihr iſt alſo die Darſtellung nicht die Hauptſache, ſondern das Bewußtwerden geiſtiger Wahrheiten durch Begriffe und deren Verbindungen. Wollen wir aber das Weſen der Kunſt genauer betrachten, ſo müſſen wir auf das Bedürfnis zurückgehen, welches den Menſchen überhaupt antreibt, durch Bearbeitung des von der Natur empfangnen Stoffs, und Umbildung vorhandner Formen, Veränderungen in der Erſcheinungswelt hervorzubringen, und die Natur zu ſeinen Zwecken zu behandeln. Das Bedürfniß, welches ihn hierzu treibt, iſt die Wahrnehmung oder das Gefühl, daß die einzelnen Umgebungen und Erſcheinungen der Natur und des Menſchenlebens, mit den ihm eigenthümlichen, oder mit andern gemeinſchaftlichen Zwecken, nicht immer übereinſtimmen. Inwiefern er nun theils den Drang, zu wirken, lebhaft in ſich fühlt, theils die Natur nach ihren Geſetzen erkannt, und mithin auf ſie geſetzlich zu wirken, ſie zu bilden und behandeln gelernt hat; inſofern ſucht er auch den ſelbſtthätig vorgeſetzten, oder ihm gegebnen Zweck, und die vorhandnen Mittel zur Erreichung deſſelben vergleichend, das noch Mangelnde durch Combination zu ergänzen, und erzeugt dadurch in ſich die Vorſtellung von etwas Äußerm, das als Mittel, die Foderung des Gedankens und ſeiner innern Welt überhaupt mit den äußern und vorhandnen Erſcheinungen zu verbinden, eintreten ſoll: er erfindet und dichtet. Herrſchaft des Geiſtes über die Natur iſt ſomit aller Kunſt Weſen und Kennzeichen, und aller Kunſtbeſtrebungen letzter Zweck und Erfolg beruht darauf, daß mit dem wachſenden geiſtigen Bedürfniſſe des Menſchen die Natur und ſeine Umgebungen zu ſeinen idealen Foderungen immer mehr erhoben werden. II. Künſte. Freie Künſte. Durch ihre nächſten Zwecke, und durch das nächſte Bedürfniß, worauf ſich die Werke der Kunſt gründen, ſo wie durch die herrſchenden Kräfte, welche bei ihrer Hervorbringung wirkſam ſind, und die Art, wie ſie dabei in Wirkſamkeit geſetzt werden, unterſcheidet man Gebiete oder Klaſſen der Kunſt, oder Künſte. Jene Zwecke ſind aber, in Beziehung auf die Idee der Humanität, niedere oder relative, d. h. ſie finden nur in Beziehung auf die höchſten Statt, und ſind ihnen, in Hinſicht auf die Beſtimmung des Menſchen, näher oder entfernter untergeordnet (ſolche ſind z. B. Vergnügen, Nutzen), oder höhere und abſolute und ſomit ſind auch die Bedürfniſſe niedere oder höhere; äußere, welche ſich auf den Körper und die Sinnlichkeit beziehen, oder innere, aus dem Gemüthe ſelbſt hervorgehende. Einige ſetzen ferner mehr die Kräfte des Körpers, andre mehr die geiſtigen Kräfte, und zwar einſeitig (z. B. den Sinn, den Verſtand ꝛc.), oder allſeitig in Bewegung. Endlich, die Wirkſamkeit dieſer Kräfte iſt mehr mechaniſch und mit Anſtrengung verbunden (Arbeit), oder freie, leicht von Statten gehende Thätigkeit, die in ihrer Äußerung ihren eignen Genuß findet, und ſich ſelbſt zur Vollendung ihrer Werke anreizt (Spiel); und hiernach ſind die Künſte gebundne (mechaniſche), oder freie Künſte.

Beiläufig muß hier bemerkt werden, daß man freie Künſte (artes ingenuae, liberales, bonae) diejenigen Kenntniſſe und Fertigkeiten nannte, welche bei den Alten zu dem Unterrichte der Freigebornen gehörten, und die man eines freien Mannes würdig achtete, entgegengeſetzt den Beſchäftigungen der Sklaven (artes serviles), worunter man größtentheils mechaniſche Arbeiten verſtand. Man nahm dabei den Ausdruck: Kunſt, nicht ſo ſtreng, und rechnete daher auch Wiſſenſchaft hinzu. Gewöhnlich redet man von ſieben freien Künſten, nämlich: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Muſik, Arithmetik, Geometrie, Aſtronomie, nach dem bekannten alten Gedenkverſe:

Gram loquitur, *Dia* verba decet, *Rhe* verba minisrat,
Mus canit, *Ar* numerat, *Ge* ponderat, *As* colit astra.

Dieſe Gegenſtände machten den allgemeinen Lehrcurſus in der Erziehung der Alten aus. In ſpätern Zeiten wurden freie Künſte auch die unzünftigen Gewerbe genannt, und den zunftmäßigen entgegengeſetzt. Die freien Künſte in unſerm Sinne nun, ſelbſt die, welche auf edlern Bedürfniſſe beruhen, haben entweder einen, außer ihren Werken liegenden Zweck, zu welchem ſie Verſtand oder Willen hinleiten wollen, und zu deſſen Erreichung alſo dieſe nur Mittel ſind, weshalb ſie auch nicht rein für ſich ſelbſt gefallen — (ſie können daher relative Künſte genannt werden, und zu ihnen gehört z. B. ſelbſt die Redekunſt); oder ſie ſind ſolche, deren Werke nur die Erſcheinungen des begeiſterten Gemüths darſtellen, und als ſolche Darſtellungen durch ſich ſelbſt gefallen. Ihnen liegt das höhere Bedürfniß und der Wunſch zum Grunde, die Momente innerer Anſchauungsfülle, die Ideale der Phantaſie, ſo wie die Momente der vollkommenſten, idealſten Wirklichkeit gleichſam für die Ewigkeit feſtzuhalten, und in ſelbſtſtändigen, in ſich abgeſchloſſenen, der Anſchauung durch ſich ſelbſt würdigen Formen auszuprägen. Dieſe Künſte werden wir daher abſolute Künſte, oder vorzugsweiſe Künſte, und ihre Werke Kunſtwerke nennen. Denn die Darſtellung, welche der Kunſt Kennzeichen iſt, wird hier auf das Höchſte gebracht, zu etwas Abſolutem erhoben, indem in der Darſtellung ſelbſt das Ideale auf eigenthümliche Weiſe und in allen ihren Theilen zur vollkommenſten Anſchauung gebracht wird, oder zur Erſcheinung kommen ſoll. Dieſes geſchieht dadurch, daß die Idee ſich mit der dargeſtellten Form unzertrennlich verbindet, ſo daß dieſe gleichſam um ihrer ſelbſt willen da iſt. Nun aber beſteht die Schönheit, welche nebſt der Wahrheit und Güte zu den höchſten Ideen der Menſchheit gehört, in der Übereinſtimmung des Sinnlichen und Individuellen mit dem Idealen, als deſſen vollendete Form es erſcheint, oder kürzer, in der Vollkommenheit der Erſcheinung. Die abſoluten Künſte ſind alſo keine andern, als die ſogenannten ſchönen Künſte; und darum werden dieſe eben vorzugsweiſe Künſte, ihr Inbegriff Kunſt ſchlechthin, ſo wie ihre Werke Kunſtwerke genannt. In ihnen herrſcht die Schönheit, die durch ſich ſelbſt gefällt, ohne fremde Beziehung, und ihren Zweck in ſich ſelbſt trägt; dahingegen die Werke der relativen und niedern Kunſt dem Nutzen und der Brauchbarkeit huldigen, auch nicht einzeln und für ſich, ſondern nur in ihrer Geſammtheit, und auf ihren höchſten Gipfel erhoben, auf Schönheit, als letzten Zweck aller Hervorbringungen, hinzielen, indem nämlich das Nützliche und Zweckmäßige mit der fortſchreitenden Bildung der Menſchen immer mehr ſich mit dem Gefälligen und durch ſeine Form Bedeutſamen vereint, ja mit dem allmälig verminderten Widerſtande des äußern Stoffs, das Arbei-

ten und Bilden des Menſchen in demſelben überall leichter, freier und geiſtiger wird. III. Schöne Kunſt, oder Kunſt vorzugsweiſe; Kunſtwerk: deſſen Erfoderniſſe; Künſtler. Die Kunſt, von welcher wir hier ſprechen, iſt alſo die freie Darſtellung des Schönen in ſelbſtſtändigen, anſchaulichen Werken, und das Kunſtwerk eine einzelne Darſtellung (ein Werk) dieſer Art. Man hat oft die Kunſt Nachahmung der Natur genannt: inwiefern wir aber unter Natur wie dieſer Ausdruck am gewöhnlichſten genommen wird, nur die uns umgebenden Dinge, oder die Erſcheinungen und Veränderungen der Natur verſtehen, inſofern ſteht die Kunſt, als Eigenthum des freien Weſens, höher als dieſe, und die Schönheit iſt dem Kunſtwerke, das nach Ideen erzeugt wird, weſentlich und nothwendig, d. h. ſie gehört zu ſeinem Begriffe, und ohne Belebung durch Schönheit kann von keinem wahren Kunſtwerke die Rede ſein: den einzelnen Naturerſcheinungen, welche aus dem Individuellen bewußtlos entſtehen, iſt hingegen die Schönheit nur zufällig. Der Menſch, als höheres Naturweſen, vermag daher Werke hervorbringen, die ihrer Bedeutung nach die einzelne Naturerſcheinung weit übertreffen. Die Kunſt kann alſo auch in dieſem Sinne nicht Nachahmerin der Natur ſein. Aber in einem höhern Sinne iſt die Natur ſelbſt, oder die Welt, die höchſte lebendige Schönheit; indem ſie als allumfaſſende Mannichfaltigkeit ſinnlicher Erſcheinungen in Wechſelwirkung mit dem Geiſte, der ſich in ihr vollkommen offenbart, auch das vollkommenſte Ganze bildet, in welchem die höchſte Mannichfaltigkeit und Einheit, die höchſte Ruhe und Bewegung ſich verbinden und alle ſtreitenden Gegenſätze vereinen. In dieſem Geiſte gedacht, und als die nimmer ruhende, bei keiner Bildung ſtehen bleibende bildende Kraft, als raſtloſe Erzeugerin der unendlichen Fülle endlicher Produkte und Geſtalten, ſchwebt ſie als Vorbild über dem menſchlichen Kunſtwerke und nach ihrer Idee werden die einzelnen äußern Erſcheinungen von uns beurtheilt. Denn vermöge jener Fähigkeit, von der äußern Welt allſeitig berührt zu werden, welche an ein beſondres Syſtem fein gebildeter Organe geknüpft iſt, und indem ſich im Menſchen die Urſtoffe der ganzen, uns ſichtbaren Welt ſo innig vereinen, daß die beſeelte Menſchengeſtalt uns ſelbſt als das vollkommenſte Sinnbild der Welt (als eine Welt im Kleinen) erſcheint, ſpiegelt ſich im Geiſte gleichſam die Natur: und wie der Menſch ſich als das Ebenbild der Gottheit erkennt, ſo iſt auch das anſchauliche Werk, das in dieſem Geiſte empfangen wird, Nachſchöpfung, oder ein Sinnbild der lebendigen Welt, abgeſchloſſen und ſelbſtſtändig wie ſie, und die mannichfaltigen Geſtalten und Wirkungen der Natur erhalten einen höhern Glanz, wenn ſie in geiſtiger Beziehung, wie Strahlen in einem Spiegel, aufgefaßt, und in einem idealen Bilde zurückgeworfen werden. Auch vermag der Menſch den Sinn und die Idee der Naturerſcheinungen aufzufaſſen, und die Veränderungen der Natur ſelbſt auf demjenigen Punkte zu ergreifen, wo ſie am meiſten der Idee ſich nähern. Und in dieſem Sinne kann man von Nachahmung der Natur, — nicht ihrer einzelnen ſinnlichen Erſcheinungen, — reden, da ohnehin nicht letztere allein, ſondern auch das innere Leben der Menſchheit, und deſſen Einwirkung auf die äußere Umgebung, ſofern es der Einbildungskraft anſchaulich vorſtellbar, als abgeſchloſſenes Bild in mannichfaltigen Charakteren, Gruppen, Thaten und Schickſalen der Menſchen, überſchauen läßt, mithin als Geſchichte zu einem Gegenſtande der Kunſt erhoben wird. Die freie Darſtellung des Schönen, wie wir die Kunſt nannten, iſt aber zugleich Darſtellung des Lebens: denn

das Schöne iſt etwas Lebendiges, und darſtellen läßt ſich nur etwas Inneres, was zum Leben gehört, oder das Leben ausmacht. Das Kunſtwerk ſoll aber vollendete Darſtellung ſein, mithin das vollendete Leben, oder die Erſcheinungen, Äußerungen und Regungen eines genialen Gemüths (d. i. eines ſolchen, in dem die höchſten Kräfte, vorzüglich aber Vernunft, Phantaſie und Gefühl in einem natürlichen Gleichgewichte ſtehen, und das von einem höhern Geiſte, dem Geiſte der Welt, gleichſam bewegt wird,) mithin zugleich die Idee des menſchlichen Lebens in ſeinen verſchiednen Geſtalten und Äußerungen in einem organiſchen Bilde zur äußern Anſchauung bringen. Das Kunſtwerk iſt alſo gleichſam das Zeichen, durch welches dieſes innere Leben feſtgehalten werden ſoll, und das Erzeugniß eines lebendigen Dranges; mithin zwar nicht das (innere oder äußere) Leben ſelbſt (dadurch ſteht es auch in gewiſſer Hinſicht hinter der Naturerſcheinung zurück), ſondern nur Schein, oder die vollkommenſte Erſcheinung deſſelben (wodurch es ſich über die Naturerſcheinung erhebt). Aber der Künſtler muß das Leben in ſich tragen, und jes darzuſtellen wiſſen als den eigentlichen Gegenſtand des Kunſtwerks: und ſo wird es auch das Schöne darſtellen. Ferner iſt das Kunſtwerk ein endliches und individuelles Werk, die Schönheit, Idee; die nähere Beſtimmung iſt alſo: 1) die Schönheit iſt das Geſetz des Kunſtwerks, die Beziehung auf dieſelbe dem Kunſtwerke weſentlich; aber 2) das Kunſtwerk, als einzelnes Werk, umfaßt nicht die Schönheit, ſchließt nicht die höchſte Schönheit ein (denn dieſe iſt unendlich, Aufgabe aller Kunſtwerke, und wird nur durch die ganze Kunſt, d. i. durch das unendliche Ganze aller Kunſtwerke aller Zeiten und Völker fortſchreitend verwirklicht), ſondern es ſtellt nur 3) das Schöne dar, d. h. die Schönheit an einem einzelnen, individuellen Gegenſtande, oder das Ideale (das Leben) in individueller Geſtalt. In letzterer Beziehung nehmen die Kunſtwerke, wie die Naturerſcheinungen, nach der Verſchiedenheit der Ideen, die in den Dingen waltet, bald mehr den Charakter des Erhabnen (gleichſam des männlich Schönen; ſ. d. Art. Erhaben), bald mehr den Charakter des Reizenden, der Anmuth, der Grazie (oder des weiblich Schönen), und alle andre Modivicationen (z. B. des Ernſtes und Scherzes) an, deren das innere Leben und ſeine Äußerung, wie überhaupt die Schönheit fähig iſt (ſ. d. Art. Schönheit). In erſterer Beziehung, oder inſofern die Schönheit Geſetz und Aufgabe der Kunſt iſt, muß jedes Kunſtwerk ideal (von einer Idee belebt), individuell (dieſe Idee in eigenthümlichen, mannichfaltigen Zügen ausdrückend — in Beziehung auf gewiſſe darzuſtellende Gegenſtände auch charakteriſtiſch genannt) und beides in innerer Durchdringung (mithin harmoniſch überhaupt, gegliedert in ſeinen einzelnen Theilen und abgeſchloſſen, wie eine eigne Welt, oder organiſch); in Beziehung auf den Künſtler und ſeine innere Anſchauung, welche als rein menſchliche Anſchauung zur äußern Erſcheinung gebracht werden ſoll, objectiv (keine zufällige, mit der rein menſchlicher Anſchauung nicht beſtehende Subjectivität des Darſtellenden verrathend, ſondern gegenſtändlich und ſelbſtſtändig) frei und eigenthümlich (aus dem Innern ſelbſtthätig, ohne ſichtbare Mühe, nicht aus Nachahmung oder bloßem Nachdenken, ſondern aus einem eigenthümlichen Drange des genialen Menſchen entſprungen), endlich in Beziehung auf den regelmäßigen Gebrauch der Darſtellungsmittel auch correct (ſ. d. Art. Correctheit) ſein. Denn die Schönheit, als Volkommenheit der Erſcheinung, iſt ja in ſich ſelbſt die höchſte, vollkommenſte Harmonie des Idealen und Invividuellen in der Erſcheinung, die Offenbarung des Göttlichen in ſinnlich vollendeter

Hülle; in welcher Anſicht die eben angegebnen Erfoderniſſe des Kunſtwerks, d. i. Idealität, Individualität, Organismus, Objectivität, Eigenthümlichkeit, Correctheit u. ſ. w. eingeſchloſſen ſind, und das Geſetz der Kunſt: Idee und Form, ſollen in dem Kunſtwerke unzertrennlich eins ſein, ausgeſprochen iſt. Was wir von dem Kunſtwerke, der Idee der Kunſt gemäß, fodern, dazu muß der Künſtler die Fähigkeit in ſich tragen. Das Leben ſoll er darſtellen, was ſich im Gleichgewichte des Geiſtigen und Sinnlichen als vollendet zeigt. Die höchſten geiſtigen Lebensthätigkeiten alſo, vornehmlich die, durch welche wir der Ideen und ihrer Darſtellung in anſchaulichen Sinnbildern des Lebens fähig ſind (Vernunft und Phantaſie), müſſen mit hoher Kraft in unzertrennlicher Verbindung alſo wirkſam ſein, daß das innere Leben, als rein menſchliches, leicht ſeinen entſprechenden Ausdruck, die Idee, ihre harmoniſch ausgebildete Form und Hülle finde, und in dieſer Wirkſamkeit das innere Gefühl ſein Ideal belebt. Eine ſolche Beſchaffenheit des Gemüths, deren herrſchendes Organ (weil hier von Darſtellung, als dem Weſentlichen der ſchönen Kunſt, die Rede iſt), die von dem Gefühle des Unendlichen angeregte Phantaſie ſein muß; eine ſolche glückliche Harmonie der höchſten Kräfte des Gemüths iſt nicht Sache der Freiheit allein, nicht des Fleißes und der Anſtrengung, nicht durch Klarheit des Wiſſens erreichbar; jene Eigenthümlichkeit des Kunſtwerks ſetzt vielmehr eine Eigenthümlichkeit des Künſtlers, eine Schöpfungskraft, mit einem Worte die Genialität voraus, welche, als Anlage angeboren, durch Freiheit nur entwickelt und ausgebildet wird (ſ. Genie). Ja das wahre Kunſtwerk wird nur durch Genialität hervorgebracht, daher man das Kunſtgenie auch vorzugsweiſe Genie genannt hat. In der Wirklichkeit gibt es aber unendliche Verſchiedenheiten der Genialität und Grade der Künſtlerkraft, deren niedere wir mit dem Namen der einzelnen Kunſttalente belegen, die ſie bald auf das Innere des Kunſtwerks, bald mehr auf das Äußere beziehen, und dann techniſche Fertigkeiten genannt werden, die ſich mit dem Genie leicht verbinden. Denn wir unterſcheiden beim Bilden des Werks ſelbſt wiederum den Entwurf von ſeiner Ausführung, und von der Darſtellung im engſten Sinne (ſ. Darſtellung). Wie nun dem Künſtler, kraft der in ihm herrſchenden idealen Phantaſie, eine begeiſterte Weltanſchauung eigen iſt, welche ihm die Dinge von ihrer bedeutſamſten Seite zeigt, und durch welche er den Naturgeiſt ergreift, den Sinn des Menſchenlebens deutet, und eine neu entdeckte Welt aus ſeinem Innern hervorgehen läßt: ſo iſt auch die Stimmung ſelbſt, in welcher das vollendete Werk der Kunſt entſpringt, immer eine begeiſterte, — Begeiſterung (ſ. d. Art. Begeiſterung). In dieſer Begeiſterung offenbart ſich uns die höhere, ausgezeichnete, gleichſam von der Gottheit angeregte Natur des Künſtlers dadurch, daß er mit einer faſt inſtinktmäßigen Nothwendigkeit, bei welcher die Rückſichten auf das Äußere, auf ſeine Perſönlichkeit und alle einſeitige Anſicht ganz verſchwinden, obgleich auch nicht ohne höhere Beſonnenheit, und ungetheilte Aufmerkſamkeit auf das ihm vorſchwebende Ideal, etwas hervorbringt, was ſich nach ſeiner innern Bedeutung dem einzelnen Naturerzeugniſſe keck entgegenſtellt, weil es ein unmittelbares Abbild der Idee iſt, die in dem Gemüthe waltet. Und in dieſer ſeltnen Zuſammenſtimmung und Harmonie einer bewußten und bewußtloſen Thätigkeit im Künſtler, in jener Sicherheit und Nothwendigkeit, mit welcher der Künſtler das Geſetz lebendig übt, ohne an daſſelbe zu denken, das Ideale darſtellt, ohne ſich der Idee, abgeſondert von der Geſtalt

bewußt zu ſein: hierin liegt eben das Wunderbare und Räthſelhafte des Genius. Nicht minder auch in deſſen geheimer und tiefer Entwickelung, ſo wie in ſeiner ſchnellen Äußerung. Die Genialität des Künſtlers begreift aber auch eine glückliche, äußere Organiſation, namentlich in Beziehung auf diejenigen Sinne, durch welche wir die vollendeten Formen der Erſcheinungswelt auffaſſen und darſtellen (Schönheitsſinne), auf deren Gegenſtände ſich die Phantaſie bezieht, und von welchen ſie gleichſam die Grundſtoffe ihrer Darſtellungen empfängt. Nächſtdem bedarf der Künſtler auch gewiſſer erworbner, wenn auch durch ſeine Natur ihm erleichterter, techniſcher Fertigkeiten, der Übung in der Welt- und Lebensanſchauung, und im Gebrauche beſondrer Darſtellungsmittel (denn jede Kunſt hat als Darſtellung ihre beſondern techniſchen Grundlagen, und folgt den, durch die Natur beſtimmten Geſetzen, nach welchen ein beſondrer Stoff bearbeitet wird), und dieſes iſt das eigentliche Erlernbare in der Kunſt. Dieſer erwerblichen Fertigkeiten und Kenntniſſe bemächtigt ſich der geniale Geiſt bei der Darſtellung, und handhabt ſie frei, jedoch zweckmäßig, um das, im Geiſte Vollendete auch äußerlich vor die Anſchauung zu bringen. Der mechaniſche Künſtler aber beſitzt nur dieſe Fertigkeiten, der correcte folgt nur der Regel, nicht dem innern Drange, der bloß talentvolle ſchafft glänzende Einzelnheiten, aber kein Ganzes, ſetzt leicht und glücklich Gegebnes zuſammen, bildet auch wol eigenthümlich und neu, aber nicht aus voller Kraft, ein gediegnes, organiſches Werk, von hoher Muſterhaftigkeit und unſterblicher Dauer. IV. Schöne Künſte, Eintheilung derſelben. Die Kunſt iſt ihrem Weſen nach Eine, und umfaßt ein unendliches Gebiet von Darſtellungen. In dieſem unendlichen Gebiete unterſcheiden wir Klaſſen der Darſtellungen, in welche wir die allgemeine künſtleriſche Thätigkeit unter gewiſſen Verſchiedenheiten oder beſtimmten Beſchränkungen wirken ſehen. Die Eintheilung dieſer Klaſſen iſt verſchieden, nach verſchiednem Zwecke und Bedürfniß. Eine äſthetiſche, mithin wiſſenſchaftliche Eintheilung der ſchönen Kunſt in ſchöne Künſte, welche von Verſchiedenheiten handeln ſoll, die ſich auf die Schönheit der Kunſtdarſtellungen, oder das innere Weſen der Kunſt ſelbſt beziehen, muß von der nothwendigen Verſchiedenheit der Darſtellungsmittel ausgehen, deren ſich der Menſch als vernünftig ſinnliches Weſen bedienen kann, auch muß ſie das ganze Kunſtgebiet leicht überſehen laſſen, und die Verwandtſchaft des Einzelnen andeuten. Nun heißt aber darſtellen, zur Erſcheinung bringen; die ihrem Weſen nach verſchiedenen Darſtellungsmittel beziehen ſich alſo auf die verſchiednen Gebiete der Erſcheinungswelt, und die Organe für die Auffaſſung und Darſtellung derſelben. Wie wir daher eine innere und äußere Erſcheinungswelt, einen innern und äußern Sinn unterſcheiden, ſo unterſcheiden wir auch Künſte des äußern Sinnes und Kunſt des innern Sinnes. Nur können die Darſtellungsmittel der ſchönen Künſte erſterer Art nur auf den Empfindungen der edlern oder der Schönheitsſinne, vermittelſt deren wir ſelbſtſtändige äußere Formen in ihrem Beſtehen, ſo wie in ihren Verhältniſſen zu einander, mit einem Gefühle der Luſt wahrnehmen, gegründet ſein. Dieſes ſind aber Geſicht und Gehör. Auf dieſe beziehen ſich alſo die bildende und die tönende Kunſt. Jene ſtellt unter der Form des Sichtbaren, dieſe unter der Form des Hörbaren dar. Alle Sinnenempfindungen aber umfaßt der Gedanke mittelſt der Einbildungskraft (der individuelle Gedanke). Diejenige Kunſt alſo, welche das Leben durch Gegenſtände des innern Sinnes, d. i. durch die Vorſtellungen der Einbildungskraft, zunächſt für die Einbildungskraft

darſtellt, oder die Kunſt des inneren Sinnes, iſt die Poeſie, ποίησις, Dichtkunſt vorzugsweiſe). Das allgemeine Organ der Schöpfungskraft ſchöner Kunſtwerke iſt ihr eigenthümliches, und ſie bezieht ſich erſt mittelſt deſſelben auf die äußern Sinne. Sie iſt daher die mittelbarſte und geiſtigſte Kunſt, bedarf aber auch für ihre Darſtellungsmittel noch beſondrer äußerer Zeichen, der Worte, als der eigenthümlichen Zeichen der Gedanken; doch beruht nicht in den Worten, noch in den Tönen für ſich, das Weſen der Poeſie, weshalb ſie auch fälſchlich zu den tönenden Künſten gerechnet worden iſt (ſ. d. Art. Poeſie). Dieſes aber ſind die drei Elementar- oder Stammkünſte. Andre ſind abgeleitete und zwar entweder einfache abgeleitete, untergeordnete, wie die Malerei, Bildhauerkunſt (Plaſtik, Sculptur), Baukunſt, und dieſen analog, jedoch mit Rückſicht auf die ſucceſſive Erſcheinung eines Kunſtgartens, auch die Gartenkunſt; oder zuſammengeſetzte abgeleitete, welche man auch Übergangskünſte nennen könnte. Letztere ſind die Declamation und Mimik, von denen die erſtere von der Poeſie zur tönenden Kunſt, dieſe von der Poeſie zur bildenden Kunſt den Übergang macht; aus Declamation und Mimik entſpringt die Schauſpielerkunſt; die Tanzkunſt aber bildet den Übergang von der Mimik zur tönenden Kunſt. (Andre Eintheilungen der ſchönen Künſte mag man in W. T. Krug's Verſuch einer ſyſtematiſchen Encyklopädie der ſchönen Künſte, Leipzig, 1802, §. 15. u. ſ. f. nachſehen.) Wie nun die ſchönen Künſte unter einander verſchieden ſind, ſo weichen auch die Erfoderniſſe des Künſtlers, in Hinſicht auf dieſe verſchiednen Gebiete der Kunſt, von einander ab, und es iſt dieſe Genialität (des bildenden Künſtlers, oder des Tonkünſtlers z. B.) durch das beſondere Darſtellungsmittel, durch die natürliche Anlage, welche der Gebrauch deſſelben vorausſetzt, und die vorwaltende Beziehung deſſelben auf gewiſſe Thätigkeiten des Geiſtes (z. B. des Hörbaren auf das Gefühl, des Sichtbaren auf die Beurtheilungskraft) genauer beſtimmt. V. Kunſtphiloſophie, Theorie der ſchönen Künſte. Die Wiſſenſchaft von der ſchönen Kunſt und den beſonderen Gebieten derſelben (ſchönen Künſten), kann man die Kunſtwiſſenſchaft nennen. Handelt ſie von der ſchönen Kunſt, und den Künſten überhaupt, ihrer Idee nach, oder in unmittelbarer Beziehung auf die Idee der Schönheit, welche durch ſie verſchieden dargeſtellt wird: ſo iſt ſie Kunſtphiloſophie, und macht einen Haupttheil der Aeſthetik aus (ſ. d. Art. Aeſthetik). Als Kunſtphiloſophie handelt ſie von der ſchönen Kunſt überhaupt (allgemeine Kunſtphiloſophie, wovon wir hier einen kleinen Umriß gegeben haben), und von den einzelnen ſchönen Künſten in der angegebnen Beziehung. Letzterer Theil der Kunſtphiloſophie wird auch die äſthetiſche Theorie der ſchönen Künſte genannt, und macht die angewandte, oder beſondre Aeſthetik aus. Da aber jede Kunſt, wie oben geſagt worden iſt, ihre äußere Grundlage, oder ihr eigentlich Techniſches hat, ſo gibt es auch eine techniſche Theorie der ſchönen Künſte, oder eine Technologie der einzelnen ſchönen Künſte; dieſe iſt empiriſchen Urſprungs und gibt Anleitung zur zweckmäßigen mechaniſchen Behandlung der jedesmaligen Kunſtmittel. VI. Kunſtſinn, Kunſtgeſchmack, Kunſtkenntniß, Kunſtkritik, Kunſtrichter, Kunſtfreund. Das Kunſtwerk, welches aus einem reichen Innern entſprungen iſt, erfodert auch, um mündig aufgenommen zu werden, ein verwandtes Gemüth, einen reifen und würdigen Geiſt, der den Sinn des Lebens verſteht und das lebendige Werk nicht von einzelnen Seiten und mit einzelnen Kräften auffaßt. Dieſelben Kräfte alſo, wenn auch nicht in demſelben Maße, welche zum geiſtigen Hervorbrin-

gen des Werks erfodert wurden, werden daher auch bei dem vollkommenen Genuſſe deſſelben in Thätigkeit geſetzt. Gewöhnlich aber ſetzt man den Genuß des Kunſtwerks bald in das, durch die Anſchauung zunächſt erregte, oft ſehr unbeſtimmte Gefühl, ſo z. B. der oberflächliche Liebhaber (Dilettant) der Kunſt; bald in die Beurtheilung nach beſtimmten Regeln, wie der kalte Kunſtrichter. Bei der wahren Auffaſſung aber verbindet ſich beides, das Gefühl des Anſchauenden löſt ſich in Urtheil auf, und iſt dem ideenmäßigen Urtheil ganz entſprechend. Es iſt daher einleuchtend, daß zur wahren Auffaſſung eines Werks nicht bloß der allgemeine Kunſtſinn (Empfänglichkeit für Eindrücke der Kunſt, Intereſſe für Kunſtwerke und Leichtigkeit, ſich in die Kunſt zu finden), ſondern vor allen Dingen die individuelle, unbefangne Anſchauung deſſelben, und zu ſeiner wahren Würdigung Kunſtgeſchmack (d. i. ein feines Beurtheilungsvermögen, nach der bewußt oder bewußtlos vorſchwebenden Idee des Schönen, oder eine Leichtigkeit, das Kunſtſchöne von dem Kunſtwidrigen zu unterſcheiden), und daher auch Kunſtkenntniß, d. i. Kenntniß des Weſens der Kunſt und der Künſte, insbeſondre auch des Techniſchen der Künſte, ſo wie der Geſchichte der Kunſt erfoderlich iſt; denn, nur mit dieſen Eigenſchaften ausgerüſtet, wird man einem Kunſtwerke ſeinen wahren Platz in dem großen Gebiete derſelben, in Beziehung auf die, in demſelben zu realiſirende Idee der Kunſt, anweiſen können, welches der letzte Zweck der Kunſtkritik iſt. Die Kunſtkritik (ſ. **Kritik**) ſetzt alſo in ihrer Vollkommenheit voraus: 1) unbefangne Anſchauungskraft; 2) Kunſtſinn und Kunſtgeſchmack. Letzterer iſt nach ſeinem Umfange in den Künſten, ſo wie in Beziehung auf die Werke verſchiedner Völker und Zeiten, mehr oder minder ausgebreitet oder beſchränkt, ſeinem Urſprunge nach natürlich oder ausgebildet; durch Übung im Anſchauen von dem Naturgeſchmack (oder der Beurtheilung des Schönen in der Natur), immer aber durch höhere Bildung verſchieden (ſ. den Artikel Kunſtbildung und Geſchmack); 3) wiſſenſchaftliche und geſchichtliche Kenntniß der Kunſt (Kunſtphiloſophie, Theorie der Künſte, Technologie, Kunſtgeſchichte, wozu auch Archäologie der Kunſt gehört): denn bei allen Urtheilen wendet man Geſetze auf die zu beurtheilenden Gegenſtände an. Alles dieſes ſind daher auch nothwendige Eigenſchaften des wahren Kunſtrichters. Daraus geht aber auch hervor, daß die bloße Eigenſchaft des Kunſtkenners noch nicht zum Kunſtrichter macht, indem dieſe Kennerſchaft bald mehr auf die Theorie des Innern, bald mehr auf die Theorie des Äußern, oder das Geſchichtliche der Kunſt geht, und der Beſitz dieſer Grundſätze noch nicht die Fähigkeit, ſie anzuwenden, gewährt. Auch mangelt dem Kunſtkenner, ſo wie dem feinen Geſchmacke, oft das warme und lebende Intereſſe des Kunſtſinnigen, oder des Kunſtfreundes, welches uns das innere Leben des verwandten Kunſtwerks aufſchließt. T.

Kunſtausſtellung, ſ. d. Art. **Ausſtellung**.

Kunſtbildung heißt: 1) der natürlichen entgegengeſetzt, die durch Erziehung, Umgang und andre Verhältniſſe, vornehmlich aber durch methodiſche Einwirkung erlangte, oder abſichtlich erworbne Bildung, die man auch oft Cultur in einem engern Sinne nennt. Zu dieſer gehört auch 2) die auf der Kunſt, vorzüglich auf der ſchönen Kunſt, beruhende Bildung. Dieſe mag nun auf Kunſtausübung ſich gründen, und mithin mehr thätiger Art, oder nur aus Kunſtgenuß und Kunſtanſchauung hervorgegangen (mithin mehr paſſiver Art) ſein; in beiden Fällen iſt ſie, wenn ſie gründlich iſt, eine Bildung, welche, gemäß der Idee der Kunſt, die doppelte Anlage des Menſchen, die ſinnliche

und geiſtige, in einen gewiſſen Einklang ſetzt, dieſelben gleichmäßig anregt, und eben darum eine ächt menſchliche Bildung iſt, welche von Sinnlichkeit eben ſo weit, als von dem einſeitigen Gedankenleben, das uns der Welt entzieht, entfernt liegt, vielmehr das Ideal und die Wirklichkeit liebend verbindet und gleichſam verſöhnt. Kunſtbildung iſt daher nicht Kunſtſchwärmerei, obgleich der geniale Künſtler und der wahre Kunſtfreund ſich in das Werk ihrer Anſchauung ſo verlieren, daß ſie ihre äußere Perſönlichkeit darüber ganz vergeſſen, und obgleich die ungetheilte Aufmerkſamkeit und Kraft, womit der begeiſterte Künſtler ſchafft und der Kunſtfreund anſchaut, von dem, für die hohe Bedeutung des Kunſtwerks Unempfänglichen nur für planloſes, willkürliches Schweben und Regen des Gefühls und der Einbildungskraft (Schwärmerei) angeſehen wird, ja davon oft den äußern Anſchein hat. Kunſtbildung äußert ſich auch nicht durch Kunſtgeſchwätz von der Oberfläche der Kunſtwerke, oder ihrer Theorie abgeſchöpft; denn ſelbſt der Kritiker erkennt es an, daß das Weſen der Kunſt und das Höchſte der Kunſtwerke unausſprechlich iſt. Sie ſetzt überhaupt Talente und Fertigkeiten voraus, welche nicht Jedem eigenthümlich ſind (ſ. d. Art. Kunſt V.). Weil ferner die Kunſt Darſtellung des Schönen iſt: ſo gehört die Kunſtbildung, im angegebnen Sinne, zu der äſthetiſchen Bildung (ſ. d. Art.); aber auch der Geſchmack an dem Schönen in der Natur gehört zu dieſer. Von letzterm unterſcheidet ſich die Kunſtbildung dadurch, daß die Natur, ohne viel vorausgeſetzte Erfoderniſſe, leicht von uns verſtanden wird; die Kunſtverſtändniß aber eine gewiſſe Bildung, Erhebung eines an ſich geſunden Sinnes bis zur Fertigkeit der Anſchauung, ferner mannichfaltige Lebensanſichten und Reiſe des Urtheils erfodert. Daher hat derjenige, welcher Naturgeſchmack beſitzt, noch nicht den Kunſtgeſchmack, noch weniger die Bildung, welche erſt durch Kunſt erworben wird; und es verhält ſich der Naturgeſchmack zur Kunſtbildung, wie der geſunde oder gemeine Menſchenverſtand zu dem wiſſenſchaftlich ausgebildeten Verſtande der Philoſophen und ſeiner tiefern Lebensanſicht. Wenn wir uns aber fragen, wie es komme, daß es in der Kunſt ſo viele Naturaliſten gibt, d. h. die ohne tiefere und durch Übung erworbne Kunſtbildung in dem Kreiſe der Kunſt producirend oder urtheilend auftreten, und warum in keinem Gebiete die Kritik ſo ſehr in leeres Geſchwätz ausartet, ſo ſind die vornehmſten Urſachen dieſe. Die Kunſt hat eine ſinnliche Seite, welche Jedem leicht zugänglich iſt, der die unſichtbare Seite derſelben nicht wahrnimt. Dieſe, gleichſam populäre Seite zieht ſeine Sinnlichkeit, und was damit in Verbindung ſteht, Luſtſucht, Eitelkeit ꝛc., vorzüglich an. Wem nun die Kunſt nur etwas Sinnliches iſt, der wird ſich in dem Gebiete, welches ihm durch Augen und Ohren zugänglich iſt, ferner in den Darſtellungen der Sprache, — weil er ſich letzterer von Jugend auf bedient, — und worin er nur die Nachahmung der Wirklichkeit erblickt, beſtimmt und eingerichtet, einen verfeinerten Sinnenreiz hervorzubringen, oder in wechſelnde, dunkle Gefühle der Luſt zu verſetzen, leicht den Verſuch, leicht ein entſcheidendes Wort erlauben. Das Gefühl an ſich fragt nicht nach Gründen; vor ihm gilt jedes Urtheil, die Foderungen der Sinnlichkeit und des Wirklichen (etwa höchſtens durch das geſellige Leben modificirt) ſind auszumeſſen; aber die Tiefe der Kunſt, die das Himmliſche und Irdiſche verbindet und das Individuelle zur bedeutſamen Hülle des Idealen erhebt, erfodert tiefere Bildung und Einſicht, und das Leben iſt nicht die gemeine Wirklichkeit. T.

Kunſtfertigkeit, ſ. Virtuoſität.

Kunſtreiſen ſind, wie ſich leicht verſteht, Reiſen, welche um der Kunſt willen gemacht werden. Hier kann ſowol Zweck ſein, die eigne Kunſt zu üben, als auch die Kunſt Andrer im fremden Lande kennen zu lernen. Der Reiſende kann mithin in beiden Fällen ſelbſt Künſtler, oder im letztern nur Kunſtfreund ſein. Da jedoch der Fall ſelten angetroffen wird, daß jemand, der nicht Künſtler iſt, bloß der Kunſtanſchauung und Kunſtbildung wegen eine Reiſe anſtellt, wiewol der Eifer für die Kunſt und die Wichtigkeit eines Landes, in Hinſicht auf eine beſondre Gattung derſelben, dies leicht zum Hauptzweck einer bedeutenden Reiſe machen kann: ſo verſteht man gewöhnlicher und gleichſam vorzugsweiſe unter Kunſtreiſen Reiſen, welche von Künſtlern um der Kunſt willen gemacht werden. Aber da, wie wir eben ſagten, ſelten ein Nichtkünſtler die Kunſt zum einzigen Zweck ſeiner Reiſe macht, ſo könnte man, mit Rückſicht auf die Menge und Beſchaffenheit der Kunſtreiſen, welche heut zu Tage gemacht werden, mit Recht behaupten, daß die Künſtler noch ſeltner die Kunſt zum Hauptzweck ihrer Reiſen machen, und ſich dieſes hochklingenden Ausdrucks meiſtens nur bedienen, um die ſchlechten Triebfedern zu verdecken, welche ſie bei dieſen Reiſen leiten. Sonach liegt doch den Kunſtreiſen an ſich eine ſchöne Idee zum Grunde? Allerdings. Die Kunſt iſt etwas Allgemeines und über den Schranken des Individuums Erhabnes. Es iſt die Schönheit ſelbſt, welche im Menſchengeiſte ſchaffend wirkt und beſeligt. An dieſer hat der Einzelne gleichſam nun ſeinen Antheil, und ſoll er etwas Lebendiges, dem Menſchen Angemeſſenes und Erfreuliches hervorbringen, ſo muß die Schönheit menſchlicher Werke ihn erfreut und mannichfaltig angeregt haben. Zwar wird die Wiſſenſchaft ebenfalls nicht von dem Einzelnen erzeugt, und ihre Ausbildung wäre ohne große Theilnahme und Mitwirkung menſchlicher Individuen unmöglich, weil ſich auch hier durch Prüfung und Vergleichung des Verſchiednen die Anſicht und Schranke der einzelnen Kraft erweitert; aber im Verhältniß zur Wiſſenſchaft, die durch Literatur befördert wird, iſt die Kunſt doch mehr wandernder Natur. Das Geiſteswerk wird durch Schrift vervielfältigt, und die wiſſenſchaftlichen Fortſchritte ferner Länder werden den Gelehrten leicht auf ſeiner Stube bekannt. Nicht eben ſo iſt es mit allen Werken der Kunſt, die keine Beſchreibung vollſtändig kennen lehrt. Die Poeſie ſchließt ſich hier zunächſt an die Wiſſenſchaft an, und wenn die Dichter reiſen, ſo geſchieht es mehr, um ihren poetiſchen Geiſt durch erweiterte Lebensanſchauung anzuregen, als um auf dieſen Reiſen ihre Kunſt unmittelbar zu üben und fremde Poeſie kennen zu lernen. Anders war es überall, wo Dichter und Sänger oder Schauſpieler noch eine Perſon ausmachten. In den älteſten Zeiten der griechiſchen Bildung finden wir wandernde Sänger, die an den Höfen der Fürſten, oder vor dem Volke ihre Lieder ſangen, und hochbewundert und belohnt davon zogen. So wurde, wie es von **Arion** heißt, die Kunſt, die ihm ein Gott gegeben, „vieler Tauſende Luſt.“ So nennen uns die älteſten, übrig gebliebnen Nationalgeſänge der Griechen ſchon wandernde Sänger. Die Rhapſoden trugen dieſe Nationalgeſänge vor, und viele dieſer reiſten ſpäterhin zu den muſiſchen Wettſtreiten in den Odeen, wo ſie in allen Dichtungsarten wetteifernd auftraten; denn die Kunſt war in Griechenland das Intereſſe der Nation. In der neuern Poeſie finden wir wandernde **Troubadours** und **Minneſänger** (ſ. d. Art.); aber ihre Wanderungen und Wettſtreite waren nicht auf allgemeine Theilnahme des Volks berechnet. Mehr, als die Poeſie an ſich, bedarf die bildende Kunſt der Reiſen zu ihrer Entwicklung. Der Bau-

künſtler findet am Orte ſeiner Geburt und Heimath ſelten Gelegenheit zur vollkommnen Ausbildung und Ausübung ſeiner Kunſt, wie ſehr auch die Baukunſt durch klimatiſche Verhältniſſe bedingt iſt. Daher finden wir ſchon Wanderungen der Baukünſtler in der älteſten Zeit. Zur Verſchönerung und Vergrößerung Jeruſalems wurden phöniciſche Bauleute gebraucht, und viele Kirchen, welche in Italien prangen, wurden durch deutſche Baumeiſter ausgeführt. — Was den Bildhauer betrifft, ſo iſt es anerkannt, daß ohne Anſchauung und Studium der Antiken in dieſem Fache keiner etwas Bedeutendes zu leiſten im Stande iſt. Daher muß dieſer Künſtler, wenn er nicht an Orten lebt, wo Antiken in Muſeen aufgeſtellt ſind, nach dieſen reiſen, oder das vielgeprieſene Land ſehen, welches noch jetzt die meiſten bedeutenden Werke der Baukunſt und Bildhauerkunſt des griechiſchen und römiſchen Alterthums aufbewahrt. — Der Maler, der ſeine Phantaſie mit allem ſichtbaren Schönen, ſei es Werk der Natur oder der Kunſt, mithin auch der Bildhauer- und Baukunſt, befruchten muß, bedarf zu ſeiner Ausbildung unter den bisher genannten Künſtlern des Mittels des Reiſens am meiſten, und nur zufällig oder untergeordneter Zweck (der Porträtiſt macht hier nur wenig Ausnahme) kann Erwerb durch ſeine Kunſt auf Reiſen ſein. Und dieſes iſt der Grund, warum der größte Theil der Kunſtreiſen in neuerer Zeit nach dem klaſſiſchen Boden Italiens gemacht worden ſind, wo die neuere Kunſt ſich zuerſt über der alten, umgeben von einer ſüdlich romantiſchen Natur, üppig blühend erhob. Hier reiſt der Archäolog und Kunſtfreund, hier der Architekt und der Bildhauer, welche die ſchönen Denkmäler der alten, der Geſchichtsmaler, der die Heiligthümer der neuern Kunſt, und der Landſchaftsmaler, der dort die Natur in ihren größten und anmuthigſten Schauplätzen, umgeben von der friſchanregenden Wirklichkeit, zu ſchauen begehrt. In Hinſicht der Muſik jedoch verhält ſich's beinahe umgekehrt. Denn obgleich Italien auch das Land des Geſangs und der Melodie iſt, ſo leben und reiſen doch mehr italieniſche Virtuoſen in Deutſchland und in andern Ländern, als umgekehrt; der bildende Künſtler aber würde Italien noch beſuchen, und wenn es auch ein dreifach reicheres Muſeum außer dieſem Lande gäbe, als das Muſeum in Paris — war. Die ſ. g. ausübenden Künſtler (Muſiker und Schauſpieler vorzüglich) bedürfen endlich der Reiſen noch aus beſondern Gründen. Der ausübende Künſtler bleibt auf einer ſehr beſchränkten Stufe der Kunſtbildung ſtehen, wenn er nur ſein Publikum kennt und an den Künſtlerkreis, in welchem er ſteht, gefeſſelt bleibt. Der Geſchmack eines einzigen Publikums, z. B. in einer Provinzialſtadt, iſt ſehr einſeitig, und ſteht oft ſehr niedrig, je nach den Ständen und Klaſſen, welche an einem ſolchen Orte den herrſchenden Ton angeben. Auch der ſchlechte Schauſpieler wird von einem ſolchen Publikum zuletzt ertragen, der mittelmäßige (da man nichts Höheres geſehen hat), mit allen ſeinen Manieren heimiſch geworden, von ihm weit über ſeinen Werth geſchätzt, ja oft vergöttert; und hat auch der Talentvolle keine guten Vorbilder neben ſich, ſo roſtet das Talent in trauriger Verwöhnung und einſeitigem Mechanismus allmälig ein. Kunſtreiſen prüfen daher den Künſtler, können ihn aufmerkſam auf ſich ſelbſt und ſeine Verwöhnungen machen; ſie erhalten die Künſtlerfreiheit, wo Kritik ihm daheim mangelt, denn ſie zeigen ihm ſeine Kunſt in größerer Mannichfaltigkeit, als ſie gewöhnlich ſein Auge wahrnimt, ſie ſchützen vor Einſeitigkeit. Die eigentlichen Kunſtreiſen dieſer Art aber ſetzen ein vielſeitig gebildetes Land voraus, wo eine große Hauptſtadt, oder, wie in den meiſten Ländern Europa's, eine reiche Bildung durch mehrere Haupt- und Provinzial-

Städte vertheilt iſt, deren Wirkung ſich auch die Künſte durch vielſeitige Anregung erfreuen. Aber es iſt auch noch ein Grund vorhanden, warum dem ausübenden Künſtler vorzüglich das Reiſen nahe liegt. Jeder der vorhergenannten Künſtler ſtellt oder ſendet ſein Werk in die weite, offne Welt, das noch lange nach des Meiſters Tode geſehen und erkannt von Vielen, in den entfernteſten Ländern das Andenken deſſelben erneuert. In der ausübenden Kunſt iſt dagegen das Werk mit dem Schöpfer aus; es lebt und ſtirbt mit ſeinem Meiſter. Aber die Kunſt verlangt Anerkennung, und ſie kann ſich nur nach allen Seiten erweitern, je mehr das Vortreffliche allſeitig anerkannt wird. Darum verlangt auch ein bedeutender Künſtler mit Recht nach Anerkennung über ſeinen täglichen Aufenthalt hinaus. Dieſer edle Trieb wird freilich bei gemeinem Sinn zu niedriger Gefallſucht, an welche ſich das Streben nach leidigem Erwerb anſchließt. Was einerſeits der Künſtler, der mit einem friſchen, empfänglichen Gemüth, mit ſteter Rückſicht auf die beſeelende Kunſt reiſet, durch Mannichfaltigkeit der Anſchauung, und durch Anregung des Lebens, in abwechſelnden Formen deſſelben, und was andrerſeits das, in verſchiednen Städten zerſtreute Publikum der Kunſtliebhaber durch Reiſen großer Künſtler, die ſelten eine Heimath feſthält, an Ausbildung und Erweiterung des Geſchmacks zu gewinnen vermag, läßt ſich nicht ſchätzen, und die Kunſtreiſen eines Iffland, einer Bethmann, wie eines Rode, Spohr, Hermſtädt und andrer eigenthümlicher Künſtler beweiſen dies zur Genüge. Nur muß jeder, welcher der Kunſtübung wegen eine Reiſe unternimmt, vor allen auch wirklich Künſtler ſein (d. h. eine Darſtellungsgabe beſitzen), oder die Bürgſchaft dazu von der Natur empfangen haben, es zu werden, und der Kunſtreiſende überhaupt nicht bloß reiſen, um zu reiſen, d. h. um in der wilden Fremde und Ungebundenheit, in einer Art luſtigem Müßiggang, aller feſten Sitte und ernſtem Studium zu entſagen, mit Pralerei und Frechheit, der Leute Beutel zu fegen und eine Plage der Bühnenvorſteher und aller Menſchen zu ſein, die zu ernſter Thätigkeit ihre koſtbare Zeit brauchen.

Kunſtſchulen. Über die Geſchichte und den Zweck der, für bildende Kunſt in neuern Zeiten geſtifteten Anſtalten, und die wichtigſten derſelben ſiehe die neue Folge dieſes Werkes.

Kunſtſtraßen ſ. Chauſſéen.

Kunſttriebe. Kunſt iſt nur da möglich, wo Freiheit iſt; ſie ſteht der Natur entgegen, und dieſe kann nur inſofern Künſtlerin genannt werden, als wir in ihren Erzeugniſſen Zweckmäßigkeit ſuchen und finden. Namentlich treffen wir bei den Geſchöpfen, die durch den Charakter der Thierheit mit uns verwandt ſind, gewiſſe Erſcheinungen an, die wir den zweckmäßigen Wirkungen, welche der Menſch hervorbringt, darin ähnlich finden, daß ſie den beſondern Bedürfniſſen des Thieres vollkommen entſprechen, — Erzeugniſſe ihrer Wirkſamkeit, welche, gleichſam als menſchliche Werke betrachtet, einen hohen Grad von Geſchicklichkeit (Kunſt) und Übung erfodern würden. Nun nennen wir die Regungen eines innern, urſprünglichen Bedürfniſſes organiſcher Körper Triebe, (bei dem Thiere gewöhnlicher Inſtinkt, inſofern hier die Triebe, durch Empfindung beſtimmt, und mit willkürlicher Bewegung verbunden, mächtiger ſich äußern); man nennt daher die Triebe der Thiere, deren äußere Erzeugniſſe wir in einem auffallenden Grade zweckmäßig und wunderbar finden, Kunſttriebe, und ſie ſind Handlungsweiſen des Inſtinkts, oder ihres, durch Natur nothwendig beſtimmten Begehrens. Abgeſehen aber von der Zweckmäßigkeit, welche

in den Äußerungen dieſer Art Statt zu finden ſcheint, offenbart ſich die mechaniſche Nothwendigkeit des Inſtinkts, durch welche ſie ſich von den Kunſtwerken des Menſchen unterſcheiden, in der unüberwindlichen Einförmigkeit dieſer Werke, an welchen die Wahl, und mithin die Willkür keine Theil hat. Vergl. Reimarus über die Triebe der Thiere, 1798, 2 Th., und die Art. Inſtinkt und Thier. T.

Kunſtwort (terminus technicus) heißt, im Allgemeinen, jedes Wort, womit ein Gegenſtand, oder eigner Begriff in einer Kunſt, Wiſſenſchaft, in einem Gewerbe, einer Beſchäftigung auf eine auszeichnende, kurze und den Kunſtgenoſſen verſtändliche Art bezeichnet und ausgedrückt wird. Das Studium der Kunſtwörter (Terminologie, worunter man aber auch ein Syſtem ſolcher Kunſtwörter verſteht, z. B. die juriſtiſche Terminologie,) iſt um ſo unerläßlicher, als durch den Mißbrauch eines Kunſtworts, beſonders im abſtracten Wiſſen, nicht ſelten auch in den materiellen Wiſſenſchaften und Künſten große Irrthümer und Verwirrungen entſtehen können. Kunſtwörter ſind ganz unentbehrlich, weil man, um eine genaue Beſchreibung eines Gegenſtandes oder Begriffes zu geben, ohne deren Hülfe immer zur Verſchwendung von mehr oder weniger Worten ſeine Zuflucht nehmen müßte. So wie aber nicht einerſeits denjenigen, die eine Wiſſenſchaft ſtudiren, die Pflicht obliegt, ſich mit dem eigentlichen Sinne der in derſelben vorhandnen Kunſtwörter ſo vollkommen, als möglich, bekannt zu machen: ſo iſt es von der andern Seite auch Pflicht jedes Erfinders oder Begründers einer Wiſſenſchaft, die Terminologie derſelben ſo beſtimmt, als möglich, aufzuſtellen, d. h. einmal, die Begriffe möglichſt ſtreng von einander zu trennen, und nichts Ungleichartiges in ein und daſſelbe Kunſtwort zu faſſen; zweitens, den Begriff dieſes Kunſtwerks mit der höchſten Klarheit zu entwickeln und in keinem Falle Ausnahmen in demſelben zu geſtatten. Nur dann, wenn dieſe Regeln mit ſteter Umſichtigkeit beobachtet ſind, kann es den Leſern möglich werden, das aufgeſtellte Syſtem von allen Seiten zu verſtehen und gründlich zu durchſchauen. Pq.

Kunz von Kaufungen, deſſen Geburtsjahr und frühere Jugendgeſchichte völlig unbekannt ſind, ward auf der Burg Kaufungen bei Penig, und nicht, wie von Vielen irrig angegeben wird, in Krotendorf geboren. Ob er gleich ſchon im Huſſitenkriege mit Auszeichnung gefochten haben ſoll, ſo wird ſeiner doch erſt bei Gelegenheit der Fehde, welche die Stadt Nürnberg mit dem Markgrafen Albert von Brandenburg, 1449, hatte, namentlich gedacht. Kunz, der für die Nürnberger kämpfte, hatte das Glück, den Markgrafen gefangen zu nehmen, ließ ihn aber, ſtatt ihn pflichtmäßig der Stadt zu übergeben, gegen ein hohes Löſegeld wieder los. Kurz darauf trat er in des Kurfürſten von Sachſen, Friedrichs des Sanftmüthigen, Dienſte, und ward, als er in dem Kriege, den dieſer gegen ſeinen Bruder führte, zum Entſatz von Gera abgeſchickt worden, nebſt dem andern Anführer, Niclas von Pflug, von den böhmiſchen Hülfsvölkern des Herzogs Wilhelm gefangen genommen und nach Böhmen geführt, wo beide ſich um 4000 Goldgülden loskaufen mußten. Kunz foderte den Erſatz dieſes Löſegeldes, aber der Kurfürſt verweigerte ihn, weil Kunz nicht ſein Lehnsmann ſei, ſondern ihm nur als Söldner gedient habe. Noch ein andrer Umſtand trat ein, um Kunzens Unzufriedenheit zu vermehren und ihm zu dem Entſchluß einer höchſt frevelhaften Rache zu treiben. Der Kurfürſt hatte ihm nämlich zur einſtweiligen Entſchädigung, bis zum Frieden, für ſeine verwüſteten Beſitzungen in Thüringen, verſchiedne Bit-

thum'ſche, in Meißen gelegne Güter gegeben, und foderte ſie nach geſchloßnem Frieden zurück. Auch aus dieſem Grunde machte Kunz große Anſprüche an den Kurfürſten, welcher den Streit zu Altenburg durch Schiedsrichter entſcheiden laſſen wollte. Ohne jedoch dieſe Entſcheidung abzuwarten, entwarf jener einen Plan, ſich ſelbſt Hülfe, oder mindeſtens Rache zu verſchaffen. Er beſchloß, die beiden Söhne des Kurfürſten zu rauben, um, im Beſitz dieſer koſtbaren Unterpfänder dem Vater Bedingungen vorzuſchreiben. Nachdem er ſich mit einigen andern Edelleuten, von denen wir nur Wilhelm von Moſen und Wilhelm von Schönfels nennen, verbunden, und mit dem Küchenbedienten des Kurfürſten, Namens Schwalbe, ein Einverſtändniß angeknüpft hatte, erſchien er, eine Reiſe des Kurfürſten nach Leipzig benutzend, von mehrern Rittern und Reiſigen begleitet, in der Nacht vom 7. zum 8. Juli 1455 vor dem Schloſſe zu Altenburg, auf welchem ſich, außer der Kurfürſtin und den beiden Prinzen, nur wenige Perſonen befanden, indem die Meiſten bei einem Schmauſe in der Stadt waren. Durch Schwalben's Beihülfe wurden an einem geöffneten Fenſter Strickleitern befeſtigt, auf welchen Kunz nebſt neun ſeiner kühnſten Begleiter in das Schloß gelangte. Als vormaliger Schloßhauptmann kannte er alle Zimmer und Gänge. Nachdem ſie die Gemächer der Kurfürſtin und ihrer Frauen von außen verſchloſſen hatten, drangen ſie in das Zimmer, wo die Prinzen mit einer alten Kammerfrau der Kurfürſtin ſchliefen. Kunz entführte den älteſten Prinzen Ernſt und trug Wilhelm von Moſen auf, ihm den jüngern, Albert, nachzubringen. Dieſer aber hatte Zeit gefunden, ſich zu verſtecken. Statt ſeiner bemächtigte ſich Moſen des jungen Grafen von Barby, der mit dem Prinzen in einem Bette ſchlief. Man war ſchon auf dem Schloßhofe, als Kunz den Irrthum gewahr wurde. Er übergab ſogleich den Prinzen Ernſt ſeinen Gefährten und holte ſelbſt den Prinzen Albert. Unterdeß war im Schloſſe Lärm geworden und die Kurfürſtin, welche aus dem Fenſter Zeugin des Vorgangs war und Kunz erkannte, flehte um Schonung und begleitete ihre Bitten mit den größten Verſprechungen. Allein ſie fand kein Gehör. Ihrer Verabredung gemäß trennten ſich die Verſchwornen, um auf verſchiednen Wegen nach Böhmen zu gehen. Kunz eilte mit dem Prinzen Albert auf dem kürzeſten Wege der böhmiſchen Grenze zu, während Schönfels und Moſen mit dem Prinzen Ernſt auf einem Umwege dahin zu gelangen ſuchten. Mit Schnelligkeit verbreitete ſich jetzt die Nachricht von dem geſchehenen Raube; allenthalben ertönte die Sturmglocke, das ganze Land war in Bewegung. Kunz hörte den Sturm aus der Ferne und beflügelte ſeine Flucht. Er war in die Gegend von Elterlein und Grünhain gekommen und kaum noch eine kleine Meile von ſeinem Ziele entfernt. Dieſe Nähe flößte ihm Sicherheit ein; es war ſchon Mittag vorüber, die Sonne brannte gewaltig und der Prinz klagte, daß er vor Durſt verſchmachten müſſe. Nachgiebig hielt Kunz, der, außer ſeinem Knechte Schweinitz und noch einem andern, ſeine übrigen Begleiter auf Kundſchaft vorausgeſchickt hatte, ſein Roß an, und Alle ſtiegen ab, um einige Beeren zu pflücken. Ein Köhler, Namens Schmidt, der in der Nähe ſeinen Mittagsſchlaf in Geſellſchaft ſeines Hundes hielt, erwachte von dem Geräuſch. Dieſer hatte die Sturmglocken aus der Ferne gehört, und der Anblick gewappneter Männer weckte in ihm Verdacht. Er näherte ſich daher mit ſeinem Schürbaum und fragte Kunz, wer er ſei. Während des Geſprächs verwickelte ſich Kunz mit ſeinen Spornen im Geſtrippe und fiel. Dieſen Augenblick benutzte der Prinz, ſich dem Köhler zu erkennen zu ge-

den, welcher mit ſeinem Schürbaume die Knechte niederſchlug, Kunzen, der ſich nicht ſo ſchnell aufraffen konnte, feſt nahm, und ſich mit Hülfe herbeigerufner Köhler ſämmtlicher Räuber bemächtigte. Hätte der Prinz nicht ſelbſt für Kunz gebeten, ſo würde der Köhler ihn unfehlbar todt geſchlagen haben. Der Prinz wurde hierauf mit Milch, Brot und Waſſer gelabt, die Gefangnen aber dem Abt Liborius in Grünheim übergeben, der ſie dem Voigt von Zwickau, Veit von Schönburg, zuſandte. Am folgenden Tage wurde der Prinz, unter Schmidt's Anführung, von vielen Köhlern und Kloſterknechten begleitet, im Triumph nach Altenburg geführt und der Kurfürſtin übergeben, welche ſogleich mit ihm und ſeinem Befreier zu ihrem Gemahle nach Chemnitz abreiſte. In ſeiner Erzählung, die der Köhler dem Kurfürſten machte, ſagte er unter andern: daß er den Kunz mit ſeinem Schürbaum weidlich getrillt habe. Davon nahm der Kurfürſt Gelegenheit, ihm und ſeiner Familie den Namen Triller beizulegen. Auf die Frage: was er zum Lohne begehre, war des einfachen Mannes Verlangen nicht mehr, als freies Holz zum Kohlenbrennen. Der Kurfürſt fügte noch ein Freigut und ein jährliches Deputat an Korn hinzu, welches die Familie bis auf die neueſten Zeiten erhoben hat. Moſen und Schönfels waren indeß mit dem Prinzen Ernſt bis in die Gegend von Hartenſtein gekommen, und hatten ſich hier in einer Höhle an der Mulde verſteckt, wo ſie ſo lange bleiben wollten, bis Alles ruhig geworden, um dann im Verborgnen weiter zu ziehen. Aus dem Geſpräche von Holzhauern, die ſie behorchten, erfuhren ſie Kunzen's Schickſal. Muthlos beſchloſſen ſie, für ihre Rettung zu ſorgen. In dieſer Abſicht ſchrieben ſie an den Amtshauptmann, Friedrich von Schönburg, nach Hartenſtein, und erboten ſich, den Prinzen auszuliefern, wenn ihnen Begnadigung zugeſichert würde; im entgegengeſetzten Falle drohten ſie den Prinzen zu ermorden. Schönburg, um den Prinzen zu retten, bewilligte ihre Foderung. Dies geſchah am 11. Juli, und ſchon am folgenden Tage war auch der Prinz Ernſt ſeinen bekümmerten Ältern wiedergegeben. Leicht hätten Kunzen's Genoſſen auch für ihn Begnadigung ausbedingen können; ſie hatten es jedoch verſäumt, und ſo wurde Kunz, der indeß nach Freiberg gebracht worden, nach einem kurzen Proceß, am 14. Jul. daſelbſt mit dem Schwerte gerichtet. — Ausführliche Nachrichten von dieſem merkwürdigen Ereigniſſe enthält Schreiter's Geſchichte des Prinzenraubes (Leipz. 1804. 8.).

Kunzen (Fried. Ludw. Emil), einer der berühmteſten und gebildetſten Tonſetzer unſrer Zeit, ward 1763 zu Lübeck geboren, wo ſein Vater Organiſt und Muſikdirector war. Er ſtudirte 1784 in Kiel, wo er viel mit dem, nachher in Paris verſtorbnen Cramer und mit Schulz zuſammen lebte. Schon damals zeichnete er ſich durch fertiges Klavierſpielen, glänzendes und geſchmackvolles Phantaſiren und durch ſeine gründlichen Einſichten in der Compoſition aus, welche letztre er ſich durch eignen Fleiß erworben hatte. In Kopenhagen, wohin er von Kiel gegangen war, und wo 1787 Schulz mit ihm zuſammentraf, wollte es ihm nicht gelingen, eine angemeſſene Anſtellung bei der dortigen Kapelle zu erhalten. Er benutzte dort ſeine Zeit, um ſich immer größere Vollkommenheit in der Compoſition zu erwerben, und componirte verſchiedne Gelegenheitsmuſiken, in denen ein größerer Aufwand von Kunſt und Fleiß hörbar war, als man in ſolchen Muſiken gewöhnlich zu ſuchen und zu finden pflegt. Sein erſter theatraliſcher Verſuch war die Oper: Holger Danske (oder Oberon) von Baggeſen, welche 1789 unter Schulzen's Leitung zu Kopenhagen aufgeführt und mit großem

Beifall aufgenommen wurde. Schon in dieſer Oper, in welcher das Pathetiſche und Lyriſche mit dem Hoch- und Niedrig-Komiſchen abwechſelt, legte Kunzen einen Beweis von ſeinem richtigen Urtheile und Gefühle, von ſeiner Kenntniß des Theater-Effect und von ſeiner fruchtbaren Erfindung ab. Auf Schulzen's Anrathen ging er im Julius 1790 nach Berlin, wo Reichard ihn mit offnen Armen aufnahm. Seine Begierde, zu arbeiten, war Urſache: daß er ein Singſtück von einem dortigen Schauſpieler in Muſik ſetzte, welches aber, wahrſcheinlich wegen des geringen Gehalts des Textes, bei der Aufführung kein Glück machte. Bald nachher ward er bei dem neuerrichteten Nationaltheater in Frankfurt a. M. angeſtellt, wo er Gelegenheit hatte, ſich mit dem Geiſte der mozart'ſchen Werke bekannt zu machen. Dieſem Vorbilde hatte er ſo viel zu verdanken, und er arbeitete demſelben mit ſo glücklichem Erfolge nach, daß, als er einige Jahre nachher, ebenfalls als Muſikdirector bei der Schauſpielergeſellſchaft in Prag, ſein Winzerfeſt auf das dortige Theater brachte, dieſe Arbeit den lauteſten Beifall erhielt. Um dieſe Zeit geſchah es, daß Schulz in Kopenhagen wegen Kränklichkeit um ſeinen Abſchied anhalten mußte. Da es der König ihm anheim ſtellte, einen Nachfolger zu ernennen, ſo ſchlug er Kunzen vor, der auch an ſeine Stelle 1795 zum königlich däniſchen Kapellmeiſter ernannt wurde, und dieſem Poſten ſeit der Zeit mit Ehren vorſteht. Nebſt mehrern däniſchen Opern, Cantaten und Oratorien ſind auch von ihm ein Hallelujah und mehrere Klavierſtücke und Lieder vortheilhaft bekannt worden.

Kupfer, oder, wie es auch zum Unterſchied des Meſſings genannt zu werden pflegt, rothes Kupfer, iſt das erſte Metall geweſen, welches die Alten gekannt haben. Die Römer beſaßen die Kunſt, daſſelbe ſo hart zu machen, daß es hierin unſerm jetzigen Stahl beinahe gleich kam. Sie nannten es Cyprium oder aes Cyprium, von der Inſel Cypern, wovon auch der deutſche Name ſtammt. Aus dieſem Metall verfertigten ſie damals die vorzüglichſten ihrer Geräthſchaften, z. B. Pflug-Eiſen, Waffen, Meſſer u. ſ. w. Es hat einen eignen Geſchmack und Geruch; an Dichtigkeit ſteht es nur dem Eiſen nach, übertrifft aber dieſes, ſo wie das Blei, an Dehnbarkeit, folgt hinſichtlich der Härte dem Eiſen und Platina, und ſteht an Feuerbeſtändigkeit hinter Gold, Platina und Silber. In allen Theilen der Welt gibt es Kupferminen; das beſte liefert Japan, und nächſt dieſem Sibirien; in Europa aber iſt Schweden wol am reichlichſten damit verſehen; beſonders berühmt ſind die Kupferbergwerke zu Falun in Dalecarlien. Nächſt Schweden hat Ungarn das meiſte Kupfer. Norwegen liefert ebenfalls viel und vorzüglich gutes Kupfer. Obwol Deutſchland nicht ſo viel Kupfer hat, als jene Länder: ſo gibt es doch in verſchiednen Provinzen eine nicht geringe Menge Kupfer; das meiſte und beſte aber geben der Harz und vorzüglich das Mannsfeldiſche. Man findet das Kupfer in den Bergwerken theils gediegen, und in dieſer Geſtalt am häufigſten in Nord-Amerika, theils aber vererzt und verkalkt. Das meiſte wird aus dem Kupferkies gewonnen, der oft mit andern Metallen verbunden, häufig aber ſo innig damit vermengt iſt, daß dieſelben durch Klauben und Pochen nicht abzuſondern ſind. Aus den geröſteten und alsdann geſchmolznen Erzen erhält man zunächſt den Rothſtein, der dann, noch einmal geröſtet und mit Kohle geſchmolzen, das Schwarzkupfer gibt. Dieſes wird alsdann gar gemacht, das heißt ſo lange im Fluß erhalten, bis ſich die darin befindlichen unreinen Beimiſchungen abgeſondert haben, und iſt dies geſchehen: ſo heißt man es Gar- oder

Roſettenkupfer, und dies iſt das reinſte und geſchmeidigſte. Enthält das Roſettenkupfer weder Blei, Silber, noch Gold, ſo kann es auf den Kupferhammer verarbeitet werden, im entgegengeſetzten Falle aber muß es vorher durch Saigern (ſ. d. Art.) von jenen metalliſchen Beimiſchungen geſchieden werden. Je reiner das Kupfer iſt, deſto ſchwerer iſt es, ausgenommen, daß es mit Blei vermiſcht wäre; daher die eigenthümliche Schwere von einem pariſer kubiſchen Fuß japaniſches Kupfer 658 Pf. Cöl. Gew., da der vom ſchwediſchen nur 642 Pf. iſt. Das Kupfer verbindet ſich mit allen Metallen, und einige dieſer Verbindungen (Legirungen) ſind von techniſcher Brauchbarkeit. Mit Arſenik gibt es eine, zu Teleskopenſpiegeln brauchbare Maſſe, mit Zink, Similor und (beſonders mit Galmei) Meſſing, mit Nickel und Zink das Packfong der Chineſen. Das Kupfer wird von Salzen und Säuren aufgelößt, und die Auflöſung wird, nach Verſchiedenheit der Auflöſemittel, bald grün, bald braun oder gelb, bald blau, bald farblos. Aus dem Kupfer allein macht man das Grünſpan, oder das ſpaniſche Grün. Ferner dient das verarbeitete Kupfer zum Bekleiden der Schiffe, zum Decken der Dächer auf Kirchen und andern großen Gebäuden; die Kupferſtecher wenden es zu Platten an; das meiſte aber wird zu allerlei Geräthen verbraucht.

Kupferdruck iſt die Art und Weiſe, wie von der, vom Kupferſtecher geſtochnen Kupferplatte mittelſt der Kupferpreſſe Abdrücke auf Papier gemacht werden. Das dazu nöthige Papier darf nicht zu ſtark geleimt ſein und wird angefeuchtet, doch nicht zu ſehr und zu lange, damit es nicht durch gelbe Flecke ganz unbrauchbar werde. Damit das Papier die Farbe beſſer aufnehme, miſcht man einige Loth Alaun in das, zum Anfeuchten beſtimmte Waſſer. Die Schwärze der Kupferdrucker iſt feiner, als die Buchdruckerfarbe, und wird von Frankfurt a. M. bezogen, wo man ſie aus Weinheſen bereiten ſoll. Sie wird auf einem Reibeſteine mit Firniß, oder dem noch beſſern Nußöhl gerieben, und zuweilen mit etwas Maſtix erhöht. Iſt nun Papier und Farbe gehörig vorbereitet, ſo wird die Platte, wenn es kalt iſt, auf einem Roſt gelinde erwärmt, die Farbe mit einem Span aufgetragen, und mit einem Ballen durch Auftupfen, nicht Streichen, überall verbreitet. Hierauf wiſcht man die Farbe mit Leinwand behutſam ab, ſo daß die Oberfläche völlig gereinigt wird und nur die Schraffirungen von ihr ausgefüllt bleiben. Nach allem dieſen bringt man die Platte auf einem Lager von Pappe und weichem Papier auf die Tafel der Preſſe, legt das Papier, welches den Abdruck erhalten ſoll, auf, bedeckt auch dieſes mit einigen Bogen weichen Papiers, und macht nun den Druck. Jetzt nimt man das Blatt mit dem Abdruck ab und trocknet dieſen, wenn der Kupferſtich von Werth iſt, auf einer Tafel, ſonſt auf der Leine. Die Platte wird dann am beſten durch Potaſchenlauge von der alten Schwärze gereinigt. Außer den ſchwarzen Abdrücken gibt es auch rothe, von Zinnober und Mennig, dunkelrothe, von florentiner Lack, blaue, von berliner Blau. Auch kennt man die Kunſt, bunte Abdrücke zu liefern, wozu mehrere Farben gebraucht werden, und dieſe iſt beſonders von den Engländern ſehr verbeſſert worden.

Kupferſtecherkunſt iſt die Kunſt, durch Striche und Punkte die Formen Lichter und Schatten von Gegenſtänden in Kupfer abzubilden, um dieſe Darſtellungen dann, vermittelſt des Drucks, zu vervielfältig en. Der Kupferſtecher verhält ſich zu dem Maler, wie ein Überſetzer zu ſeinem Autor. So wie aber unmöglich iſt, von einem geiſtvollen Werke eine gute Überſetzung zu liefern, ohne ſelbſt Geiſt zu ha:

den: ſo wird auch von einem guten Kupferſtecher erfodert, daß er die Compoſition in ihren feinſten Theilen verſtehe, in die Geheimniſſe der Zeichenkunſt eingeweiht ſei und nicht kalte, leere Darſtellungen der bloßen Formen, Lichter und Schatten ſeines Gemäldes, ſondern Abbildungen liefere, in welchen der Charakter der Gegenſtände in dem eigenthümlichen Geiſte ſeines Urbildes frei und leicht aufgefaßt, das rauhe, glänzende oder matte Gewand derſelben wiedergegeben und zugleich die eigenthümliche Farbe derſelben angedeutet werde. Bedenkt man, daß der Kupferſtecher zu dieſem allen kein Mittel hat, als Punkte und Striche, ſo wird man gewiß keinen Augenblick anſtehen, dem Talente eines guten Kupferſtechers die ehrenvolle Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, die daſſelbe verdient. Die Kupferſtecherkunſt wurde in Europa erſt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. erfunden; die Chineſen ſollen dieſelbe ſchon lange vorher gekannt haben. Unter den europäiſchen Völkern ſtreiten die Deutſchen, die Italiener, die Holländer um dieſe Erfindung; jedoch ſcheint bis jetzt die Sache für die Deutſchen entſchieden zu ſein. Der erſte namhafte Kupferſtecher iſt ein Deutſcher, Martin Schön, Goldſchmied und Maler aus Kulmbach (geſtorben um's J. 1486), von welchem man noch viele Blätter hat. Aber es gibt noch eine Menge andrer Kupferſtiche, welche zwar ohne Jahrzahl und Namen ſind, aber doch älter, als Schön's Blätter, zu ſein ſcheinen. Die Kupferſtecherkunſt entwickelte ſich unſtreitig aus dem Formſchneiden, und die erſten Abdrücke ſind wahrſcheinlich von Arbeiten der Goldſchmiede und Silberſtecher gemacht worden. Unter den eigentlichen Kupferſtichen iſt die Arbeit mit dem Grabſtichel die älteſte; die andern Arten der Kupferſtecherkunſt ſind erſt nachher erfunden worden. Wir werden die vorzüglichſten derſelben anführen und zwar in der Ordnung, wie ſie nach und nach aufgekommen ſind, wobei wir jedoch bemerken, daß man oft mehrere dieſer Manieren mit einander zu verbinden pflegt. I. Das Kupferſtechen mit dem Grabſtichel, oder die Kupferſtecherkunſt im engern Sinne des Worts. Man zeichnet die Umriſſe und Formen ſeines Stoffs mit einer ſpitzen Nadel, welche die kalte Nadel genannt wird, in das Kupfer, und ſchneidet nachher, vermittelſt des Grabſtichels, mehr oder weniger große und tiefe Furchen, welche Taillen (Schraffirungen) genannt werden. Dieſe Manier iſt der größten Sauberkeit und Genauigkeit fähig, auch iſt ſie die ſchwerſte unter allen. So wie aber alle mitmittelmäßige Arbeit hierin ſehr unangenehm ausfällt, ſo iſt auch die zu genaue Regelmäßigkeit und Schärfe des Strichs in derſelben nicht für alle Gegenſtände in der Natur paſſend. Bauſe, Bloemaert, Edelink, Sharp, Wille u. A. ſind vorzügliche Meiſter in derſelben. II. Das Ätzen oder Radieren. Man überzieht die Kupferplatte mit dem ſogenannten Radiergrunde, welcher in einem gewiſſen Firniſſe beſteht und den man am beſten mit Wachsruß anlaufen läßt. Dieſer Grund wird nach der darzuſtellenden Zeichnung mit der Radiernadel bis auf das Kupfer aufgeriſſen, auch wol etwas in das Kupfer hineingeritzt; hierauf zieht man rings um die Kupfertafel herum einen Rand von Wachs, und gießt Scheidewaſſer darauf, welches in die, vom Ätzgrunde entblößten Stellen eindringt, dieſelben vertieft, und ſo die Figuren in Kupfer darſtellt. Außer dem Talente der Zeichnung wird zu dieſer Manier vorzüglich die Kenntniß, mit dem Scheidewaſſer gut umzugehen, erfodert. Übrigens kann den geätzten Platten durch den Grabſtichel (welcher ſehr bald mit der Radiernadel vereinigt wurde) die gehörige Vollendung in Rückſicht auf Reinheit und Kraft gegeben werden. Die Ätz- oder Radiermanier iſt die bequemſte Art, auf Kupferplatten zu

zeichnen. In Rückſicht auf ihre Wirkung ſteht ſie zwar andern Manieren nach, iſt aber doch überall, wo es auf treffende Darſtellung des Sujets (Gegenſtandes), auf richtige Zeichnungen der Formen und auf Ausdruck der Charakter ankommt, beinahe ganz hinreichend, dem wahren Kenner das Weſentliche zu geben; beſonders können Landſchaften überhaupt und in allen ihren weſentlichen Beſtandtheilen in einem hohen Grade von Ausführung geäzt werden. Ohne ſich eigentlich mit der Kupferſtecherkunſt zu beſchäftigen, haben mehrere große Maler Werke von ſich radiert, und dieſe Arbeiten werden vorzüglich hochgeſchäzt. Stephan della Bella, Callot, die Caracci, Daniel Chodowiecki, le Clerc, Cochin, Albrecht Dürer (welchen lezten man für den Erfinder der Äzkunſt hält, wiewol dies nicht ſo ausgemacht iſt, als daß er dieſe Kunſt ſehr vervollkommnet hat), Geyſer, Hogarth, Meil, Mathias Merian, Rembrandt, Salvator Roſa u. A. ſind diejenigen Künſtler, deren radierte Arbeiten am höchſten geſchäzt werden. III. Die Punktirmanier, mit dem Hammer oder Punſen, und mit dem Roulet (Opus mallei). Da die Kupferſtecherkunſt von den Goldſchmieden ausging, ſo iſt zwar der Hammer der Goldſchmiede gleich anfangs dabei gebraucht worden; allein die gehämmerte Arbeit kam vorzüglich im 16. Jahrh. auf, wo man mit einem Spizhammer feine Punkte in die Platte ſchlug, und ſo die Figuren herausbrachte, dabei aber gewöhnlich zugleich mit dem Grabſtichel nachhalf. Im engern Sinne des Worts heißt jedoch gegenwärtig punktirte Manier diejenige Vervollkommnung derſelben, an welcher Bartolozzi in England, wo nicht den erſten, doch den vorzüglichſten Antheil hatte. Sie iſt eine Zuſammenſezung von Punkten und Schraffirungen, in welcher aber die Punkte der herrſchende Theil, und gewöhnlich in dem Fleiſchigen und in den Gründen angebracht ſind. Man kann ſich dazu des Scheidewaſſers bedienen, oder nicht. Dieſe Manier iſt, wie der Grabſtichel, mühſam und langwierig, gibt weniger Beſtimmtheit, als dieſer, aber mehr Sanftheit. Mit Bartolozzi zugleich und nach ihm haben Burke, Collyer, der unglückliche Ryland u. A., und unter den Deutſchen: Daniel Berger, C. Feller, G. Fr. Schmidt u. A. in dieſer Manier gearbeitet. Übrigens ſind in derſelben auch rothe und bunte Abdrücke vorhanden. Wahrſcheinlich iſt die eben erwähnte punktirte Manier, die ſich vorzugsweiſe in den Händen der engliſchen Künſtler befindet, aus der ſogenannten Crayon-Manier entſtanden, welche auch zur Punktirmanier gehört, mit dem Roulet und andern Werkzeugen ausgeübt wird, und Handriſſe von ſchwarzer und rother Kreide nachahmt. Sie wurde in der Mitte dieſes Jahrhunderts von François erfunden und von Desmarteaux zur Vollkommenheit gebracht. Sie iſt vorzüglich geſchickt, Vorzeichnungen zu liefern; denn derjenige, der nach Kupferſtichen zeichnet, gewöhnt ſich an eine harte und ſteife Manier. IV. Die ſchwarze Kunſt, und V. die Tuſchmanier, welche in eignen Artikeln abgehandelt ſind. S. Schwarze Kunſt und Aqua tinta. Was VI. die bunten Kupfer betrifft, welche, wiewol nicht zum Vortheil der echten Kunſt, in England ſo ſehr Mode geworden ſind: ſo muß man illuminirte Kupfer von bunten Abdrücken unterſcheiden, welche leztre theils mit mehr als einer Platte, theils mit einer einzigen gemacht werden. Bunte Abdrücke mit mehr als einer Platte wurden ſchon im vorigen Jahrhunderte, beſonders zu Anfange des gegenwärtigen von Le Blond verſucht; ſeit 12 bis 15 Jahren aber hat man ſich vorzüglich in England mit bunten Abdrücken beſchäftigt, unter denen die mit einer Platte die beſten, aber auch die theuerſten ſind. Über die neuerlich in England ausgebildete Erfindung,

der Kupferſtecherkunſt, durch Abdrücke von Stahlplatten, eine, in gewiſſer Hinſicht wichtige Erweiterung zu geben, ſ. d. Art. Siderographie.

Kuppel (ital. cupola, franz. coupole, dôme, [coupole heißt eigentlich der äußere und dôme der innere Theil der Kuppel] lat. tholus), Kugel- oder Keſſelgewölbe, iſt ein ſphäriſches, oder halbkugelrundes Gewölbe, welches runden Gebäuden zur Decke dient und oben gemeiniglich eine runde Öffnung behält, durch welche das, zur Beleuchtung nöthige Licht hereinfällt, welche Öffnung entweder ganz frei bleibt, oder mit einem kleinen, an den Seiten offnen Thürmchen erbaut wird, welches man die Laterne nennt. Die Alten, welche oft runde Tempel bauten, ſind die Erfinder der Kuppeln, von welchen uns noch das ehemalige Pantheon, die jetzige Santa Maria Rotonda, zu Rom übrig iſt. Die Kuppeln werden inwendig mit Eintheilungen in Felder, mit vergoldeten Stäben u. ſ. w., oder auch mit Gemälden verziert, und ſind dazu beſtimmt, den Gebäuden von außen ein großes und prächtiges Anſehn zu geben, welches ſie durch hohe Thürme ſchwerlich erlangen dürften. Zu den berühmteſten gehören die Kuppel der St. Peterskirche in Rom, des Doms zu Florenz und der Paulskirche zu London.

Küraß, Bruſtharniſch, (franz. cuirasse) iſt ein Panzer von Eiſenblech, welcher dem ſchweren Cavalleriſten zum Schutz gegen Säbelhiebe und Musketenkugeln gegeben wird. Da die älteſten Küraſſe von Leder waren, ſo erhielten ſie daher ihren Namen. Man hat ganze und halbe Küraſſe. Küraſſier ſind eine Gattung Reiter, die mit einem Küraſſe und einer Sturmhaube bewaffnet und von Guſtav Adolph eingeführt worden ſind. Dieſer verwandelte die bis dahin gebräuchlichen ganzen Harniſche der Reiter in bloße Bruſtharniſche und Sturmhauben. Nachher iſt der Name auch nach Abſchaffung der Küraſſe und Sturmhauben (welche jedoch wieder aufgekommen ſind) dieſer Truppengattung geblieben.

Kurden, ein nomadiſches Volk, in viele Stämme zertheilt, das die Gebirge am Fuße des Kaukaſus bis an's ſchwarze Meer und bis an die Quellen des Tigris und Euphrats bewohnt. Die Streifereien deſſelben in's ruſſiſche Gebiet haben durch die tapfre Gegenwehr der ruſſiſchen Grenztruppen abgenommen, und aus Perſien ſind ſie lieber gewichen, als daß ſie ſich nach dem Willen des Schach anſäßig und tributbar machten. Sie ſind Mohammedaner, aber weder von türkiſcher Sekte, noch von perſiſcher. Die ſchlimmſten unter den Kurden ſind die Yezidis, denen ſelbſt Raub an Karavanen, Mord, Diebſtahl und Blutſchande erlaubte Dinge ſcheinen. Armeniſche Chriſten gibt es unter dieſem Volke nicht, das, ungeachtet der öftern Anfoderung der Paſcha's, der Pforte weder Grundſteuer (miri), noch Kopfgeld entrichtet. Sie ſchlagen indeß bisweilen der Pforte ihre Paſchen und Bey's vor, welche dieſe zu beſtätigen nicht verfehlt. Man ſagt, daß die Kurden von den Usbeck-Tataren, oder von den Mongolen abſtammen. Ihr Äußeres iſt indeß keineswegs tatariſch. Die Kurden tragen einen Mantel von ſchwarzen Ziegenfellen, und ſtatt eines Turbans eine hohe rothe Mütze. Türkiſche Kleidung tragen ſie niemals, weil dies bedeuten würde, daß ſie des Sultans Vaſallen wären. Die Jugend trägt Schnurrbärte, das Alter läßt die Barthaare wachſen. Der Kurde iſt ein guter Reiter und ſchwingt ſeine Lanze mit Geſchicklichkeit. Er liebt die Muſik und beſingt die Begebenheiten ſeines Volks in Romanzen. Es gibt in Armeniens Ebenen einige ſeßhafte, aber keine Stämme, die ſich der Pforte unterworfen haben. Hier bei dieſen lebt Winters der wilde Bergkurde, wenn es ihm zu kalt in ſeinen Bergen wird, in niedrigen Hüt-

ten von ſchwarzem groben Linnen. Eine Hecke von Schilf umgibt den Lagerplatz ſeines Viehes, das er aus den Bergen mitnahm, um's Gezelt des Kurden herum. Gaſtfreundſchaft hält dies Räubervolk in Ehren, und entläßt die Fremden gemeiniglich mit einem Geſchenk, wenn ſie abreiſen. Das patriarchaliſche Anſehn der Eltern iſt ſehr groß. Kein Sohn verheirathet ſich ohne Genehmigung ſeiner Eltern. Dies ſonſt ſo unmoraliſche Volk hat den Glauben, daß man ohne göttliche Strafe einem Unglücklichen niemals eine Bitte abſchlagen dürfe. Das wußte ſchon Mithridates, König von Pontus, in ſeinen Römerkriegen zur Herſtellung geſchlagner Heere zu benutzen. Je wunderbarer die Lebensrettung des Unglücklichen war, je mehr trauen ſie, daß ſich nun des Unglücklichen Schickſal wenden werde. Deswegen ſind dieſe Berge beſtändig die Zuflucht aller Feinde der türkiſchen Paſchen, und ſie kehren von hieraus oft mit größern Angriffsmitteln, als vorher, zurück. Brei, Milch und Honig ſind die Hauptnahrung der Kurden. Bloß nach Konſtantinopel führen beide jährlich 1,500,000 Schaafe und Ziegen in Heerden von 1500 bis 2000 Stück, deren Hirten 15 bis 18 Monate auf der Reiſe hin und zurück zubringen. Das nördliche Kurdiſtan führt Getreide, Schwefel und Alaun aus, das wärmere ſüdliche, Getreide, Reiß, Seſam, Früchte, Baumwolle, Tabak, Honig, Wachs, Manna und Galläpfel über Smyrna bis nach Amerika. Kurdiſtan hat Sandjacks zu Bayagid, Mouch, Wan, Djulamerk, Amadia, Suleihmanieh, Kara-Teholan und Zahou. Von allen dieſen Statthaltern ernennt die Pforte immer bloß den zu Wan. Jeder Sandjack iſt Obrigkeit einer großen Zahl Stämme ſeiner Nation, die ihm im Kriege Folge leiſten, im Frieden aber ganz unabhängig leben. Die, meiſtens von Chriſten bewohnten armeniſchen Ebenen leiden jährlich durch die Streifereien der Kurden, und werden, bei der Ohnmacht der Pforte, die Armenier zu ſchützen, dieſe Chriſten zwingen, immer weiter nach Süden aus ihren, ihnen ſo theuren Vorbergen zu weichen, um dort wieder von plündernden Beduinen oder Wechabiten ſich plagen laſſen zu müſſen. Ihre einzige Hoffnung iſt Rußlands wachſende Heeresmacht an türkiſcher, kurdiſcher und perſiſcher Grenze, und daß dieſe am Ende dem Räuberweſen der Türken, ſo wie den Bedrückungen der Paſchen ein Ende machen werden.

Kuräten, ſ. Korybanten.

Kuriliſche Inſeln, im 18. Jahrh. nach und nach von den Ruſſen entdeckt, erſtrecken ſich in geringer Entfernung von einander von Kamſchatka bis Japan und China. Dieſe Inſeln (ohne Jeſſo 25, zuſammen 145 Q. M. groß) ſind, was ihre Beſchaffenheit anlangt, erſt ſeit Kruſenſtern's Reiſe genauer bekannt. Die nördlichen tragen Lerchenbäume und Fichten, die ſüdlichen ſpaniſches Rohr, Bambus und Weinſtöcke. Die Bewohner derſelben, welche Kurilen genannt werden (worunter man aber auch die Bewohner der angrenzenden Küſte von Aſien und des ſüdlichen Kamſchatka verſteht), ſind Heiden, und einige derſelben kommen an Sprache, Geſtalt und Sitten den Japanern nahe, andre hingegen den Kamſchadalen, von denen viele, bei der Eroberung Kamſchatka's durch die Ruſſen, ſich nach den kuriliſchen Inſeln flüchteten. Einige der Inſeln haben von beiden Stammvölkern Einwohner. Die ſüdlichen Kurilen ſtehen unter japaniſcher Herrſchaft; viele davon ſind aber ganz unabhängig; die nördlichen hingegen (21) ſind nur einigermaßen dem ruſſiſchen Reiche unterworfen, und geben meiſtens nur, wann ſie erſt gezwungen werden, Meerottern, Füchſe und andres Pelzwerk als Tribut.

Kurzſichtig (myops, von dem Griechiſchen μύς die Maus und

ὄψ das Geſicht), nennt man denjenigen, welcher beſſer in der Nähe als in der Ferne ſieht. Wenn nämlich das Auge einen Gegenſtand deutlich ſehen ſoll, ſo gehört dazu, das die, von jedem Punkte deſſelben kommenden, und im Auge ſich brechenden Lichtſtrahlen (ſ. d. Art. Auge) genau auf der Netzhaut des Auges ſich wieder in einem Punkte ſammeln, und daſelbſt das deutliche Bild des Gegenſtandes darſtellen. Bei ſolchen Augen, deren Hornhaut zu convex gebaut iſt, deren Feuchtigkeiten ſelbſt vielleicht zu viel Brechungsfähigkeit haben, und bei denen die Linſe ſehr convex iſt, werden die Lichtſtrahlen zu ſehr gebrochen, ſo daß ſie ſich ſchneller einander nähern, und der Vereinigungspunkt vor die Netzhaut fällt, wodurch nun die Lichtſtrahlen erſt dann auf ſie kommen, wenn ſie wieder von einander abweichen und einen Kreis bilden, ſo von dem Gegenſtande kein deutliches, ſondern ein verworrnes Bild auf der Netzhaut entſteht. Dies geſchieht bei entfernten Gegenſtänden um ſo mehr, weil die einzelnen Lichtſtrahlen eines, auf das Auge fallenden Strahlenkegels um ſo näher zuſammenfallen (convergiren), je entfernter der Punkt, oder die Spitze des Kegels iſt, von dem ſie herkommen, alſo auch deswegen ihr Vereinigungspunkt im Auge um ſo weiter vor die Netzhaut fallen muß, folglich die wieder auseinandergehenden Lichtſtrahlen ein um ſo undeutlicheres Bild auf der Netzhaut darſtellen. Ganz nahe befindliche Gegenſtände hingegen bilden aus entgegengeſetztem Grunde ein ganz deutliches Bild auf der Netzhaut, werden folglich auch deutlich geſehen. Einem kurzſichtigen Auge kommt man alſo dadurch zu Hülfe, daß man den Gegenſtand, welchen man deutlich ſehen will, dem Auge ſo nahe rückt, als ſeiner Fähigkeit, die Lichtſtrahlen zu brechen, angemeſſen iſt. Will oder kann man dies nicht: ſo muß man dem Auge ein hohlgeſchliffenes Glas vorhalten, welches die Lichtſtrahlen des Strahlenkegels, ehe er auf das Auge fällt, um ſo viel von einander entfernt, als ſie das Auge zu ſehr bricht. Wird dies Verhältniß richtig getroffen: ſo ſieht das kurzſichtige Auge alsdann eben ſo in der Ferne, als ein geſundes. Hieraus erhellt, daß nicht jedes Glas für jedes Auge paſſend iſt und man oft unter einer großen Menge derſelben ſuchen muß, um eins zu finden, durch welches man deutlich ſehen kann. Uneigentlich nennt man auch diejenigen kurzſichtig, welche nicht im Stande ſind, mit den Augen des Geiſtes einen weiten Geſichtskreis zu umfaſſen, und auf einen höhern Standpunkt geſtellt, den Zuſammenhang ganzer Begebenheiten zu überſehen, ſondern nur einen beſchränkten Kreis ihnen nahe liegender Umſtände und Begebenheiten aufzufaſſen vermögen.

Kutſche. Sie unterſcheidet ſich von andern Fuhrwerken am meiſten durch einen bedeckten und in Riemen hängenden Kaſten. Schon in den älteſten Zeiten hatten die Könige und Fürſten beſondre Wagen, deren ſie ſich bei feierlichen Gelegenheiten bedienten, welche aber ganz unbedeckt waren. In der Bibel werden derer bereits zu Joſephs Zeiten in Aegypten erwähnt. Doch ſcheinen auch die bedeckten Wagen von hohem Alter zu ſein. Denn ſchon zu Moſes Zeiten gab es bedeckte Laſtwagen, und die nomadiſchen Scythen ſollen mit Leder bedeckte Wagen gehabt haben, um ſich vor Sonne und übler Witterung zu ſchützen; ſo auch die Spartaner, die einen ſolchen Wagen Kanathron nannten. Eben ſo iſt der Sitz des Kutſchers eine uralte Erfindung des Aetoliers Oxilus, welcher um 2881 das Königreich Elis in Beſitz nahm. Auch die Römer hatten offne und bedeckte Wagen: auf den letztern ſchaffte man kranke Soldaten und alte Leute fort. Später wurde der bedeckte Wagen, welcher caruca hieß und deſſen Plinius zuerſt gedenkt, erfunden; dieſer wurde von Elfenbein, Erz und endlich gar

von Silber und Gold verfertigt, weswegen auch nur Magiſtratsperſonen und Vornehme beiderlei Geſchlechts ſich deſſelben bedienten. Er wurde von Mauleſeln gezogen. Bedeckte Wagen waren alſo den Alten bekannt, aber hängende Wagen oder Kutſchen nicht. Dieſe ſollen in Ungarn erfunden und ihre Benennung, welche in der Sprache dieſes Landes ſo viel als bedecken heißt, ebenfalls ungariſchen Urſprungs ſein. Andre leiten das Wort von Gutſche ab, welches ehemals ein Ruhebett hieß. Schon Carl V. ſoll ſich beim Podagra eines ſolchen fahrenden Ruhebetts bedient und in demſelben ſogar geſchlafen haben. Die Erfindung der Kutſchen in Ungarn wird auf das J. 1457 geſetzt; doch ſoll ſchon Iſabella, die Gemahlin Carls VI. von Frankreich, 1405 in einem bedeckten, in Riemen hängenden Wagen ihren Einzug in Paris gehalten haben. Da ſich anfangs nur Frauenzimmer dergleichen Wagen in Frankreich bedienten, ſo nannte man ſie aus dieſem Grunde auch chariots damerets. Unter Franz I. erhielten die Kutſchen die gehörige Einrichtung, man nannte ſie carrosses und verſah die Öffnungen derſelben mit ledernen Vorhängen. Die erſte Mannsperſon, welche ſich einer ſolchen Karoſſe bediente, war Raymond von Laval, ein Hofcavalier Franz I., der ſo dick war, daß ihn kein Pferd mehr tragen konnte. Seine und der berühmten Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, Mätreſſe Franz I., Kutſche waren gegen 1540 die erſten dergleichen hängenden Fuhrwerke in Paris, und zehn Jahre ſpäter zählte man deren noch immer nicht mehr als drei. Unter Carl IX. (1560 — 1574) ſuchte der erſte Parlamentspräſident, der ſich vergebens bei dem Könige für die Abſchaffung der Kutſchen verwandt hatte, den Gebrauch derſelben durch ſein eignes Beiſpiel einzuſchränken, indem er, wenn er auf's Land reiſte, ſeine Gemahlin und Tochter in einem ſchlechten, mit Stroh gefüllten Wagen fahren ließ, und nebenher auf einem Maulthiere ritt. Unter Heinrich III. (1574 — 1589) ward die vierte Kutſche, und zwar von einer Privatperſon, gehalten, denn bis dahin war es nur ein Vorrecht des königlichen Hauſes oder ſehr vornehmer Beamten geweſen. Heinrich IV., der bekanntlich in einer Kutſche ermordet wurde, hatte nebſt ſeiner Gemahlin nur eine Karoſſe, deren ſie ſich gemeinſchaftlich bedienten, wie aus einem Briefe erhellt, in welchem er ſein Ausbleiben bei einem Freunde damit entſchuldigt, daß ſeine Gemahlin die Kutſche gebraucht habe. Noch zu ſeiner Zeit pflegte Nicole von Aubeſpine, die Dame vom höchſten Range in Paris, wenn ſie Beſuche machte, auf einem Maulthiere hinter ihres Mannes Secretär zu reiten. Der Marſchall Baſſompierre brachte 1599 aus Italien die erſte Kutſche mit Glasfenſtern nach Frankreich, und 1658 waren ſchon 520 Kutſchen in Paris, deren Zahl nun immer höher ſtieg. In Deutſchland bedienten ſich die Kaiſer und Fürſten bereits im 15. Jahrh. der Kutſchen; ſo kam Kaiſer Friedrich III. 1474 in einem hängenden Wagen nach Frankfurt. 1509 hatte die Gemahlin des Kurfürſten Joachim I. von Brandenburg einen ganz vergoldeten Wagen und zwölf andre, mit Carmoiſin beſchlagne Kutſchen. Der Markgraf Johann Sigismund von Brandenburg fuhr 1594 mit 36 Kutſchen, deren jede mit ſechs Pferden beſpannt war. In Spanien ſoll man 1546, und in Schweden in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. die erſte Kutſche geſehen haben. In England flüchtete ſchon 1360 die Mutter König Richard II. in einem ſolchen Fuhrwerke, welches man Wirlicotes nannte; aber erſt 1580 unter der Königin Eliſabeth kamen die eigentlichen Kutſchen aus Deutſchland nach England und waren daſelbſt 1605 bereits allgemein. In der Schweiz waren ſie 1650 noch eine Seltenheit.

Kutuſow, Fürſt von Golenitſchef Smolenskoi, ruſſiſcher Feldmarſchall, einer der berühmteſten Feldherren der neuern Zeit. Er wurde 1745 geboren, und trat 1759 in Dienſt. Er focht in Polen in den J. 1764 — 69 und dann gegen die Türken unter Romanzow. Die Feſtung Schiumla wurde von ihm erſtürmt und ſpäter trug er bei der Rebellion Pugatſchew's viel zu deſſen Bezwingung bei. 1788 war er bei der Eroberung Oczakow's, nachdem er ein Jahr früher ſchon zum General-Gouverneur in der Krimm war ernannt worden. Eine gefährliche Verwundung, die er bei Erſtürmung von Oczakow erhielt, beraubte ihn ſeines rechten Auges. Mit dem Prinzen von Koburg vereint, half er den Sieg von Fockſchani erfechten und in dem merkwürdigen Kampfe von Rimnik (31. Dec. 1789) that er Wunder der Tapferkeit. Nach der Erſtürmung Ismails unter Suwarow, der überhaupt als Kutuſow's Vorbild zu betrachten iſt, wurde er zum Generallieutenant erhoben, und bei den, nun bald erfolgenden Unterhandlungen mit der Pforte erwarb er ſich auch den Ruhm eines gewandten Diplomaten. 1793 ging er als Geſandter nach Konſtantinopel, und in dem bald darauf wieder eintretenden polniſchen Kriege finden wir ihn bei dem ruſſiſchen Heere unter Suwarow, namentlich an dem blutigen, furchtbaren Tage von Praga (ſ. d. Art.). Nach hergeſtellter Ruhe erhielt Kutuſow erſt das Generalcommando von Finnland, und ward dann von Paul zum General-Gouverneur von Litthauen ernannt, wo er mehrere Jahre in Wilna lebte und ein Studium nachzuholen ſuchte, das er in früherer Zeit hatte verſäumen müſſen. Eine kurze Zeit war er nun auf dem wichtigen Geſandtſchaftspoſten zu Berlin, kehrte aber bald nach Wilna in ſein General-Gouvernement zurück. 1805 erhielt er, ſchon 60 Jahre alt, vom Kaiſer Alexander den Oberbefehl des erſten ruſſiſchen Armeecorps gegen die Franzoſen. Er führte daſſelbe gegen den Inn, traf daſelbſt aber erſt nach der unvorhergeſehenen Capitulation von Ulm ein, worauf er das kleine öſterreichiſche Corps des Generals Kienmayer an ſich zog, und den ganzen Andrang des franzöſiſchen Heeres aufhielt. Auf den rechten Donauufer, auf welches er überging, wurde er von den Franzoſen lebhaft verfolgt, und mußte mehrere Gefechte, namentlich den 18. und 19 Novbr. das glückliche bei Dürnſtein gegen den Marſchall Mortier beſtehen. Zur Belohnung ſeines Benehmens ſchickte ihm der deutſche Kaiſer bei dieſer Gelegenheit das Großkreuz des Maria-Thereſienordens. Nachdem er ſich hierauf mit den andern ruſſiſchen Corps vereinigt hatte, befehligte er unter dem Kaiſer Alexander das verbündete Heer bei Auſterlitz, wo er verwundet wurde, und zugleich ſeinen Schwiegerſohn, einen hoffnungsvollen, jungen Mann, verlor. In dem letzten Türkenkriege ward ihm vom Kaiſer Alexander der Auftrag ertheilt, den Kampf an der Donau zu beendigen. Nachdem dies geſchehen und Kutuſow nach Rußland zurückgekehrt war, erhielt er, als Barclay de Tolly daſſelbe nach den erſten rückgängigen Bewegungen abgegeben hatte, jetzt ein ſiebenzigjähriger Greis, den Oberbefehl des ruſſiſchen Heers in dem ruſſiſch-franzöſiſchen Kriege von 1812. In der Schlacht bei Moſaisk, in der Barclay de Tolly und Bagration unter ihm befehligten, und welche hartnäckig und mörderiſch mit abwechſelndem Glücke 10 Stunden gedauert hatte, gab er, nachdem die Widerſtandskraft der Ruſſen erſchöpft war, das Zeichen zum Rückzuge auf Moskau. Kaum hatte er dieſe Stadt den 13. Sept. geräumt, als ſein Gegner vor den Thoren derſelben erſchien. Kutuſow befolgte jetzt einen neuen Kriegsplan, und richtete, während Napoleon glaubte, er werde ſich nach Aſien wen-

den, ſeinen Marſch nach Süden, wo er ſich bei Tula und Kaluga in der Flanke des franzöſiſchen Heers aufſtellte. Unterdeſſen nöthigte der Brand von Moskau, nach welchem Napoleon die Hoffnung eines vortheilhaften Friedens verloren hatte, dieſen zum Rückzuge. Vorher wollte er noch verſuchen, welche Vortheile ihm betrügeriſche Verſchlagenheit in den angeknüpften Unterhandlungen gewähren dürfte; aber Kutuſow begegnete jeder von Napoleon angewandten Liſt mit ſcharfſichtiger Würdigung der obwaltenden Verhältniſſe, und gewann dadurch den unſchätzbaren Vortheil, daß die Jahreszeit vorrückte und der Eintritt des Winters die natürliche Stärke der Ruſſen vermehrte. Als endlich kein Augenblick mehr zu verlieren war, hatte Napoleon kaum das Zeichen zum Aufbruche gegeben, als Kutuſow's rechter Flügel die franzöſiſche Reiterei bei Tarutino überfiel und einen großen Theil derſelben vernichtete. Bei Malo = Jaroslawetz wollte Napoleon Kutuſow's linken Flügel aufreiben, damit der Rückzug der Franzoſen auf Smolensk deſto gefahrloſer bewerkſtelligt werden könnte; allein Kutuſow leiſtete einen Widerſtand, der die Abſichten des franzöſiſchen Kaiſers vereitelte, und hatte, ehe Napoleon über Smolensk bei Krasnoi anlangen konnte, dieſe Gegend bereits durch einen Flankenmarſch gewonnen, wo er mit Ungeduld ſeinen Gegner erwartete. Kaum war demnach dieſer angelangt, als von beiden Seiten mit erneuerter Erbitterung gekämpt wurde. Kutuſow ſchlug an dem einen Tage das Corps des Fürſten von Eckmühl, am folgenden die Nachhut des Herzogs von Elchingen. Mehr als 20,000 Gefangne, Beute ohne Maß, und unter dieſer mehrere franzöſiſche Adler, waren der Lohn ſeiner Anſtrengungen. Er ſtellte dann die Verfolgung des Feindes für einige Tage ein. Zur Verewigung dieſer Siege erhielt er vom Kaiſer Alexander den Beinamen des Smolenskers. Da er wußte, welches Schickſal den fliehenden Feind an den Ufern der Bereſina erwartete: ſo folgt er nur langſam, und der Feldzug war bereits beendigt, als er bei Wilna anlangte, wo er ſeinen Kaiſer empfing. Dieſer Feldzug hatte Kutuſow's Kräfte erſchöpft, für die Fortſetzung deſſelben war er nicht geſtimmt; denn ihm, dem mehr als ſiebenzigjährigen Greiſe ſchien es ein allzukühner Gedanke, den Feind in dem Wohnſitze ſeiner Macht anzugreifen. Nachdem er noch aus Kaliſch die merkwürdige ruſſiſche Proclamation, in welcher die Sache Europa's, Deutſchland und der allgemeinen Menſchheit mit ſo eindringlicher Beredtſamkeit geführt war, erlaſſen hatte, ſtarb er zu Bunzlau am 28. April 1813 und ward als derjenige Held betrauert, der durch den Charakter ſeiner Maßregeln und durch ſeinen Sieg bei Smolensk den entſchiedenſten Einfluß auf den Ausgang des franzöſiſch = ruſſiſchen Feldzugs, und auf die ſegensreiche Befreiung des ganzen Europa gehabt habe.

Kux, Kuxe, (die Benennung jedes der hundert acht und zwanzig Theile, in welche ein Bergwerk oder eine Zeche (Schmelzhütte) eingetheilt wird) ſoll aus der ſlavoniſchen Sprache abſtammen, wo Kukus ein Theil, und kukſen theilen heißt. Andre leiten dieſen Namen von einem Schneeberger her, der Kux geheißen und die Eintheilung der Zechen zuerſt aufgebracht haben ſoll. Zuweilen wird eine Zeche auch in Schichte getheilt, wo alsdann zwei und dreißig Kuxe eine Schicht ausmachen. Vier Kuxe heißen ein Stamm, und folglich machen zwei und dreißig Stamm eine ganze Zeche aus. Ein Erbkux (Erb = oder Ackertheil) iſt ein ſolcher, welcher von demjenigen, auf deſſen Grund und Boden das Bergwerk liegt, frei gebaut wird und gewöhnlich aus vier Kuxen beſteht, wogegen aber der Grundherr verpflichtet iſt, das nöthige

Holz zu den Schachten, Gruben und Stollen, aber nicht zu den Häuſern, Schmelz- und Kohlenhütten, unentgeltlich zu liefern. Ein Kux wird, wenn das Ganze in Geſellſchaft gebaut und unter die einzelnen Theilnehmer vertheilt iſt (Bergantheil), in dieſem Falle zu den liegenden Gründen des jedesmaligen Beſitzers gerechnet.

Kyau (Fried. Wilh. Freiherr von) erregte zu ſeiner Zeit durch ſeine unerſchöpfliche Laune viel Aufſehen, und hat ſich durch ſeine witzigen Einfälle auch bis jetzt noch in lebhaftem Andenken erhalten. Er war 1654 zu Oberſtrohwalde geboren, diente von ſeinem 17. J. an unter dem brandenburgiſchen Heere als Gemeiner, ſtieg erſt nach zehn Jahren zum Fähnrich und war ſchon damals als ein aufgeweckter Kopf bekannt, allein eine verunglückte Poſſe zog ihm Verhaft in Spandau zu. Als er auf Vorbitten der Kurfürſtin von Brandenburg losgelaſſen worden war, nöthigte ihn ein Zweikampf, nach Sachſen zu fliehen, wo er wieder Kriegsdienſte nahm. Seine frohe und ſatyriſche Laune machte ihn bald am Hofe des Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen, Auguſt II. beliebt; er ſtieg in Kurzem bis zum Generaladjutanten des Königs, und mußte daher beſtändig bei demſelben ſein; endlich erhielt er auf ſeine, auf eine ſchwankhafte Weiſe vorgetragne Bitte die Stelle eines Generallieutenants und Commandanten des Königſteins, welchen er von da an ſeine ſteinerne Frau (er war nie verheirathet) nannte, der er auch bis an ſeinen Tod, 1733, treu blieb. Sein Charakter war brav; er haßte alle Schmeichelei und rügte begangne Fehler mit der größten Freimüthigkeit. Ohne den Namen eines Spaßmachers zu führen, diente er dem ganzen Hofe zur Beluſtigung, und behauptete deſſen ungeachtet ſeine Würde, da er weniger ſich, als Andre zum Gegenſtande des Gelächters machte. Wenn er auch bisweilen kindiſche oder unanſtändige Scherze trieb, ſo war dies theils Fehler ſeines Zeitalters, theils erreichte er dadurch oft am ſicherſten ſeinen Zweck, ſich gegen den Muthwillen Andrer zu ſchützen, und Niemand fühlte ſeine Geißel mehr, als die Höflinge, die auf ihren Adel ſtolz waren. Noch in den neueſten Zeiten hat man dieſen Mann einer beſondern Aufmerkſamkeit gewürdigt und zwei verſchiedne Lebensbeſchreibungen deſſelben geliefert, deren eine 1796 zu Freiſtadt, die andre von Wilhelmi, 1797 zu Leipzig erſchienen iſt.

L.

L, der zwölfte Buchſtabe des deutſchen Abc, welcher zu den Zungenbuchſtaben gehört und mit Anſtoßung der Zunge an den Gaumen und die obere Reihe Zähne ausgeſprochen wird. Zugleich iſt er der erſte der ſ. g. Halblauter oder der fließenden Buchſtaben, welcher häufig mit r verwechſelt wird, beſonders von denen, die dieſen Buchſtaben nicht gut ausſprechen können.

Laar (Peter von) oder Laer, mit dem Beinamen il Bamboccio, ein Maler, geb. 1613 zu Laar, einem Dorfe, nahe bei Naarden in Holland, ſtarb zu Harlem im J. 1675. Jenen Beinamen erhielt er bei ſeinem Aufenthalte in Rom, theils ſeiner ſonderbaren Geſichts-

bildung, theils ſeiner fratzenhaften Darſtellungen wegen (Bambocciaden), welche er in Umlauf brachte. Schon in ſeiner früheſten Jugend war er ſtets damit beſchäftigt, alles, was ihm vorkam, abzuzeichnen. Sein Gedächtniß leiſtete ihm dabei ſo treffliche Dienſte, daß er im Stande war, Gegenſtände, die er vor langer Zeit, oder auch nur ein einziges Mal, geſehen hatte, mit der größten Ähnlichkeit darzuſtellen. Übrigens war er auch einer der größten Muſiker ſeiner Zeit. Der Kummer, welchen er darüber empfand, daß man den Werken des Wouvenardes vor den ſeinigen den Vorzug gab, wurde die Urſache ſeines Todes. Er hat ſich nur in kleinen Gegenſtänden, als in Jahrmärkten, Kinderſpielen, Jagden, Landſchaften und dergleichen verſucht. Aber dennoch herrſcht in ſeinen Gemälden ein beträchtlicher Aufwand von Kraft, Geiſt und Annehmlichkeit. Das pariſer Muſeum beſaß mehrere ſeiner Arbeiten.

Labat (Johann Baptiſta) ein Mitglied des Dominikaner-Ordens und durch ſein Wirken als Miſſionär und Reiſender bekannt, wurde 1663 zu Paris geboren, und legte bereits in ſeinem 19. Jahre das Gelübde ab. Gleich darauf lehrte er Mathematik und Philoſophie in Nancy, wo er zugleich die Stelle eines Predigers verſah, 1693 kehrte er aber wieder nach Paris in das dortige Dominikanerkloſter in der Straße St. Honoré zurück. Ein bald darauf von dem Superior der Dominikaner auf den franz. Antillen einlaufender Brief, in welchem dieſer Geiſtliche ſeine Brüder in Europa auffoderte, zu ſeiner und der Seinigen Unterſtützung nach den Inſeln zu kommen, weil eine anſteckende Krankheit viele Ordensglieder weggerafft habe, beſtimmte Labat augenblicklich, ſeinen längſt ſchon gehegten Wunſch und Plan, als Miſſionär zu reiſen und zu nützen, auszuführen. Zwar wollte man ihn ungern fortlaſſen, da ſeine Kenntniſſe den Vorſtehern des Ordens auch in Frankreich nützliche Dienſte zu leiſten verſprachen, indeß ſetzte Labat doch ſein Vorhaben durch, und ſchiffte ſich mit mehreren Ordensbrüdern ſchon im November 1693 in Rochelle ein. Im Januar 1694 landete er auf Martinique und erhielt ſogleich die Verwaltung des Kirchſpiels von Makuba, welchem er 2 Jahre vorſtand, worauf er nach Guadelupe geſendet wurde, um dort unter ſeiner Aufſicht, auf einer der Beſitzungen des Ordens, eine Waſſermühle erbauen zu laſſen. Seine mathematiſchen Kenntniſſe empfahlen ihn hier dem Gouverneuer, der ihn auf einer Reiſe durch die Inſel mitnahm um die beſten Punkte, wo Vertheidigungsſtalten angelegt werden könnten, ausmitteln zu helfen. Zurückgekehrt nach Martinique, fand Labat zwar ſeine Stelle daſelbſt durch einen Andern beſetzt, erhielt aber zur Schadloshaltung das Amt eines General-Procureurs der Miſſion, in welchem er Gelegenheit hatte, den ganzen Umfang ſeiner nützlichen Thätigkeit zu entwickeln und zugleich durch ſeine mathematiſchen Kenntniſſe der Regierung vielfach zu dienen. Auf mehreren, in Geſchäften der Miſſion unternommnen Reiſen unterſuchte er nun die ganzen Antillen, ſowol die franzöſiſchen, als engliſchen und holländiſchen, und als 1703 die Engländer Guadeloupe (woſelbſt und in Martinique Labat ſich am mehrſten aufhielt) feindlich angriffen, da erwies er ſeinen Landsleuten als erfahrner Ingenieur große Dienſte. Aber ſchon 1705 ward er in Angelegenheiten des Ordens wieder nach Europa geſendet, und in Cadix landend, ergriff er ſogleich dieſe Gelegenheit, um ſowol die Umgegenden dieſer Stadt, als die ganze Küſte von Andaluſien bis Gibraltar geometriſch und wiſſenſchaftlich zu unterſuchen. Auch Oberitalien und Rom, wohin ihn ſeine An-

gelegenheiten rieſen, beſuchte er, und eine ziemliche Zeit in Civita-Vecchia lebend, kehrte er endlich 1716 nach Paris zurück, woſelbſt er, zurückgezogen im Kloſter Rue du Bac, ſich mit Herausgabe eines Theiles ſeiner Schriften beſchäftigte und 1738, den 6. Januar, ſtarb. Man hat von ihm eine, mehrmals aufgelegte und in mehrere Sprachen überſetzte Reiſe nach den amerikaniſchen Inſeln, enthaltend eine Darſtellung der Naturgeſchichte dieſer Länder, des Urſprungs, der Sitten, der Religion und der Staatseinrichtungen ihrer Einwohner, ſo wie der merkwürdigſten politiſchen Begebenheiten in jenen Gegenden, welche ſich während der Anweſenheit des Verfaſſers daſelbſt zugetragen haben (ein, im Ganzen ſehr gutes Werk, in welchem beſonders die Nachrichten über den Anbau der dortigen Gewächſe und über mehrere kleine, wenig beſuchte Inſelchen intereſſant ſind); ferner: eine naturgeſchichtliche Beſchreibung des weſtlichen Afrika (der Länder zwiſchen den Senegal, dem Cap-Blanc und der Sierra-Leona), eine Reiſe durch Spanien und Italien, und eine Überſetzung des Werks von Cavazzi über das weſtliche Äthiopien. Außerdem gab Labat noch die Reiſen des Ritter Demarchais nach Guinea und Cayenne und die Memoiren des Ritter d'Arvieux, deſſen Reiſen nach Paläſtina, Syrien und die Barbarei enthaltend, heraus. Zu Labat's Ehren haben die Naturforſcher einem Paar Bäumen von der Inſel Cuba und aus Cayenne, ans dem Flider-Geſchlecht, ſeinen Namen beigelegt.

Labé (Louiſe), bekannt unter dem Namen der ſchönen Seilerin (la belle Cordière), wurde 1526 oder 1527 zu Lyon geboren. Ihr Vater ließ ihr eine ſorgfältige Erziehung geben: ſie lernte Muſik, mehrere Sprachen, und erhielt ſogar Unterricht im Reiten und andren militäriſchen Übungen. So kam es, daß ſie ſich für den Soldatenſtand beſtimmte und ſchon 1543 mit dem franzöſiſchen Heere der Belagerung von Perpignan beiwohnte. Ihr Kriegsname war Capitaine Loys. Unter den Lobſprüchen, welche ihr gleichzeitige Schriftſteller ertheilen, rühmen ſie beſonders die Stärke ihres Arms, ihren Muth und ihre kriegeriſchen Thaten. Aber ſchon der erſte Feldzug, an dem ſie Antheil nahm, fiel nicht glücklich aus; die Franzoſen waren genöthigt, die Belagerung von Perpignan aufzuheben. Nun leiſtete Louiſe auf den Militärdienſt Verzicht, um ſich ganz dem Studium der Wiſſenſchaften, der Poeſie und nicht minder der Liebe zu widmen. Sie heirathete einen ſehr reichen Seiler, Ennemond Perrin, und konnte nun ihrer Neigung zur Literatur Genüge leiſten. Mit mehrern angenehmen Talenten verband ſie eine, nicht mittelmäßige Kenntniß der griechiſchen, lateiniſchen ſpaniſchen und italieniſchen Sprache. Ihr Haus war ein Sammelplatz aller liebenswürdigen Leute und ſchönen Geiſter. Die vornehmſten Perſonen fanden ſich bei ihr ein. Sie erregte die Bewunderung der Dichter ihrer Zeit, aber auch den Neid der Frauen zu Lyon, welche ihr, um ſich dafür zu rächen, daß ſie ihnen ihre Männer und Liebhaber untreu machte, ihre Liebeshändel vorwarfen. Gleichzeitige Schriftſteller haben verſchiedne Meinungen über die Tugend der ſchönen Seilerin geäußert; einige haben ihre Keuſchheit gerühmt, andre ihr Ausſchweifungen vorgeworfen. Mehrere ihrer Poeſien, beſonders das achtzehnte Sonett, zeugen allerdings gegen ihre Keuſchheit. Sie ſcheint nach und nach alle Perioden der Liebe durchlaufen zu ſein; anfangs treue und leidenſchaftliche Geliebte, hernach gefallſüchtige Coquette, ward ſie endlich zur Buhlerin. Doch gereicht es ihr zur Entſchuldigung, daß ſie zu einer Zeit lebte, wo die Galanterie als Ehrenſache betrachtet wurde, und wo ſie ſelbſt von einem Schwarme liebenswürdiger Wüſtlinge um-

geben war, wie denn auch ihre Großherzigkeit, ihr Geſchmack für die Wiſſenſchaften und ihre mannichfaltigen, für jene Zeit ſehr ungewöhnlichen Talente in den Augen der meiſten ihrer Zeitgenoſſen jene Flecken ihrer Lebensweiſe verwiſchten. Die großen und zahlreichen Beweiſe von Achtung und Verehrung, welche ihr gleichzeitige Schriftſteller gegeben haben, ſo wie der Umſtand, daß die Straße in Lyon, wo ihr Haus befindlich war, ihren Namen erhielt, alles dies beweiſt die hohe Achtung, in welcher ſie zu ihrer Zeit ſtand. Die Annehmlichkeit ihres Umgangs, ihr Geiſt, ihr Wiſſen, ihre Talente, die Verſe, welche ſie dichtete und unter Begleitung der Laute ſang, feſſelten ihre zahlreichen und ausgezeichneten Anbeter mit unwiderſtehlichen Banden. Ihre Werke ſind folgende: Epiſtel an Clementia von Bourges, mit vielem Geiſte geſchrieben; der Kampf der Liebe und der Thorheit, in Proſa, worin Reiz und Erfindung herrſcht; drei Elegien; vier und zwanzig Sonette, von denen das erſte in italieniſcher Sprache abgefaßt iſt. Die erſte Ausgabe dieſer Schriften erſchien 1555.

Labrador (Eſtotiland, Terra de Labrador, Neubritannien, das Land der Eskimo's), eine (21,300 Q. M.) große Halbinſel des nördlichen Amerika, die der Portugieſe Caspar Cortereal im J. 1500 entdeckt und wohin Martin Forbisher 1576 die erſte Reiſe unternommen hat. Sie iſt gegen Norden durch die Hudſonsbai von den Ländern unter dem Nordpole abgeſondert und wird gegen Morgen durch das Nordmeer, gegen Süden durch Kanada und gegen Weſten durch noch unbekannte Länder begrenzt. Sie gehört zu dem brittiſchen Gouvernement Newfoundland und wird gegen Süden von den *Eskimo's* (ſ. d. Art.), einer wilden Nation (etwa 15,000 Seelen) bewohnt. Die Luft iſt überaus kalt und das Land, wegen ſeiner großen Gebirge und Wälder, nur an den Küſten bekannt. Es gibt hier 6 Factoreien engliſcher Kaufleute von der Hudſonsbai-Compagnie, deren eigentlicher Sitz in London iſt. Die bekannten Labradorſteine (eine Art Feldſpath, welcher der Hauptfarbe nach grau iſt, deſſen Fläche aber, in verſchiednen Richtungen gegen das Auge gewandt, die mannichfaltigſten Farben ſpielt), Wallfiſche, Seehunde, Bären, Wölfe, Füchſe, Bieber, Rennthiere, Lachſe, Stockfiſche, Seevögel, Marienglas, Eiſen, Kupfer, Schwefel, Reiß, Kryſtall ſind die einzigen Gegenſtände des hieſigen Handels. In den neuern Zeiten haben ſich auch Miſſionen von evangeliſchen Brüdern hier niedergelaſſen.

Labyrinth (Irrgarten) nannte man bei den Alten ein großes, künſtliches Gebäude, welches eine ſolche Menge gegen einander laufender Gänge und Zimmer enthielt, daß man ſich darin leicht verirren konnte. Es ſind vorzüglich drei Labyrinthe der Alten merkwürdig: *das ägyptiſche Labyrinth*, unter allen das berühmteſte, befand ſich in Mittelägypten, oberhalb des Sees Möris, nicht weit von Krokodilopolis, in der Gegend, welche jetzt Fejum heißt. Nach Einigen ſoll es von den zwölf Fürſten (650 vor Chr.), nach Andern von Pſammitichus, nach Andern von Ismandes, der daſelbſt auch begraben liegen ſoll, erbaut worden ſein. Es iſt allem Vermuthen nach nur ein Grabmal geweſen. Das Gebäude, halb über, halb unter der Erde, war eins der ſchönſten der alten Welt, und ſoll 3000 Säle oder Zimmer enthalten haben, deren ganze Einrichtung eine architektoniſch-ſymboliſche Darſtellung des Thierkreiſes und des Sonnenſyſtems geweſen zu ſein ſcheint. Alle dieſe Säle waren von einer gemeinſchaftlichen Mauer eingeſchloſſen und ringsherum mit Säulen umgeben, die Wege aber, welche zu den Paläſten führten, ſo verwickelt angelegt, daß kein Fremder

Digitized by Google

ohne Führer ſich wieder herausfinden konnte. In den untern Zimmern ſollen die Särge der Erbauer des Labyrinths und der heiligen Krocodile aufbewahrt worden ſein, die obern Zimmer aber an Kunſt und Pracht alle andre menſchliche Werke übertroffen haben. Jezt ſollen in dieſem Labyrinthe nur noch hundert und funfzig Zimmer zugänglich ſein, Schutt und Finſterniß aber den Eingang in die übrigen verbieten. — Nächſtdem war das kretenſiſche Labyrinth bekannt, über deſſen Beſtimmung und innern Bau wir jedoch noch weniger wiſſen. Die alten Schriftſteller meinen, es ſei dieſe unterirdiſche Höhle von Dädalus nach einem verjüngten Maßſtabe des ägyptiſchen, auf Befehl des Minos, der den Minotaurus einſperrte, erbaut worden. Schon zu Diodor's und Plinius Zeiten war dies Labyrinth nicht mehr vorhanden: ja, man wußte nicht einmal die Zeit ſeiner Zerſtörung. — Das Labyrinth zu Cluſium endlich war vom Könige Porſenna, wahrſcheinlich zu ſeinem eignen Grabmale, erbaut worden. Es war viereckig, von Stein, und hatte funfzig Fuß in der Höhe, dreißig auf jeder Seite in der Breite. An jeder Ecke ſtand eine Pyramide, und eine in der Mitte, jede hundert und funfzig Fuß hoch, und unten fünf und ſiebenzig breit. Übrigens waren dieſe Gebäude nicht des Verirrens wegen erbaut, ſondern hatten nur zufällig dieſe Eigenſchaft, weshalb man jede verworrne, ſchwer zu entwickelnde Mannichfaltigkeit von Dingen ein Labyrinth oder labyrinthiſch (irrvoll, verwickelt) nannte. Die Anatomen nennen die, aus vielfach gewundnen Gängen beſtehende Höhle des Ohres ebenfalls Labyrinth.

Lacaille, ſ. Caille.

Lacedämon, ſ. Sparta.

La-Chaiſe (François d'Aix de), Beichtvater des König Ludwig XIV. und Mitglied der Congregation der Jeſuiten, wurde auf dem Schloſſe d'Aix im Auguſt 1624 geboren. Die Familie d'Aix de La-Chaiſe gehörte damals zu den angeſehenſten in Frankreich, und ein Großonkel von Franz de La-Chaiſe, der Pater Cotton, war ſchon Beichtvater Heinrich IV. Im Jeſuiten-Collegium zu Rohan, welches einer ſeiner Vorfahren gegründet hatte, begann La-Chaiſe den Curſus ſeiner Studien und ſezte ſie in Lyon, wo ein Onkel von ihm, der Pater d'Aix, den Lehrſtuhl der Mathematik und ſchönen Wiſſenſchaften inne hatte, fort. Durch den Erzbiſchof von Lyon, Villeroy, in deſſen Dienſten ein Bruder von unſerm Pater La-Chaiſe als Stallmeiſter ſtand, ward er dem König bekannt, und Ludwig wählte ihn, nach dem Tode ſeines bisherigen Beichtigers, des Pater Ferrier, an deſſen Stelle. La-Chaiſe war damals Provinzial ſeines Ordens. Von jezt an begann eigentlich erſt das öffentliche Leben dieſes Mannes, der bis dahin, entfernt vom Hofe, in großer Zurückgezogenheit gelebt hatte. Seine Wahl zum Beichtvater des Königs, — eine, in damaligen Zeiten wichtige Function, — erregte im ganzen Lande um ſo mehr Aufmerkſamkeit, da einestheils die Streitigkeiten zwiſchen den verſchiednen Parteien der Janſeniſten, Moliniſten u. ſ. f. bereits den, an Frömmelei häufig kränkelnden Hof Ludwigs XIV., und die, eben ſo, wie der Hof, zwiſchen Üppigkeit und Bigotterie hin und her ſchwankenden Hauptſtadt theilten, anderntheils aber auch, ſeit dem Pater Cotton, kein Jeſuit zu dieſer wichtigen Stelle gelangt war, was denn, da es nun geſchah, den Orden und deſſen Anhänger zu den angenehmſten Hoffnungen für ihr Intereſſe begeiſterte. Dies alles machte aber die Stellung des neuen Beichtvaters ziemlich ſchwer, der ſich bald in ein Gewebe von Hofränken befangen ſah, aus welchem er ſich nur durch große Vorſicht

Digitized by Google

retten konnte. Die Montespan und die Maintenon, die Janſeniſten und Jeſuiten ſtanden ſich feindlich einander gegenüber, und der ſogenannte große Ludwig, den ſeine Schmeichler mit allen möglichen Regententugenden zu ſchmücken trachteten, ſchwankte, bewegt von Sinnlichkeit und Aberglauben, zwiſchen dieſen Parteien wie ein Rohr. Dennoch gelang es La = Chaiſe, ſich bis an ſein Ende an den ihm übertragnen Poſten zu halten, obſchon weder Mad. Montespan, noch die, eben ſo wenig taugende Maintenon ihn beſonders leiden konnten, und oft genug in bittern Sarkasmen ihren Widerwillen gegen ihn ausſprachen. Überall, bei der berühmten Erklärung der franzöſiſchen Geiſtlichkeit über die Freiheiten der gallicaniſchen Kirche, bei der unſeligen Zurücknahme des Edicts von Nantes, bei den quintiſtiſchen Streitigkeiten, bei der Vermählung der Maintenon mit dem König (1686), und manchen andern, ähnlichen, Epoche machenden Vorfällen jener Zeit, mußte, in Folge ſeines Amtes, der Pater La = Chaiſe, bald mehr, bald minder, die Hände im Spiele haben, und ſo ſehr er auch mit ſteter Vorſicht jeden ſeiner Schritte überlegte: ſo konnte es doch nicht fehlen, daß ihm nicht oft von beiden Seiten die bitterſten Vorwürfe gemacht wurden. Über ſeinen Privatcharakter und ſein Benehmen überhaupt urtheilten indeß die einſichtsvollſten Männer ſtets nie ganz ungünſtig, und ſowol Saint-Simon, der kein Jeſuitenfreund war, als Voltaire in ſeiner Darſtellung des Jahrhunderts Ludwigs XIV., ferner de Boza, Spen u. A. laſſen dem Beichtvater des eitelſten aller Könige und dem Mittelsmann zwiſchen den erbittertſten und mannichfachſten Intereſſen die Gerechtigkeit wiederfahren, daß er ſich mit Anſtand, Ruhe, Geſchick und Glück in ſeinen Verhältniſſen zu benehmen wußte, und daß er, obſchon ein eifriger Jeſuit, doch nie ſich zu heftigen Maßregeln gegen die Gegner hinreißen ließ. Daß Ludwig ſeine Verbindung mit Mad. Maintenon damit krönte, daß er dieſe, nur zu berühmt gewordne Frau förmlich ehelichte, ſchreibt Voltaire in ſeinem oben, angegebnen Werke beſonders den Rathſchlägen von La = Chaiſe zu; daß dieſe Verbindung aber nur eine geheime blieb, und nicht, wie die eben ſo ehrſüchtige, als bigotte Maintenon wünſchte, eine öffentlich anerkannte wurde, iſt gleichfalls des Paters Betrieb, der dafür freilich den fortwährenden Haß von Scarron's Wittwe zu tragen hatte. La = Chaiſe, in der Gunſt ſeines Monarchen bis an's Ende ſeiner Tage ſich haltend, und von dieſem noch zu allen Berathungen gezogen, als ſchon Altersſchwäche und Kränklichkeit ihn faſt zu einer lebenden Leiche gemacht und ſeinen Geiſt gelähmt hatten, ſtarb im Januar 1709, 85 Jahre alt. Man hat von ihm einige philoſophiſche, theologiſche und archäologiſche Schriften, und ſeine Vorliebe für das Studium der Numismatik, ſo wie der große Antheil, welchen er an der Verbeſſerung derſelben in Frankreich hatte, ſind bekannt. Bemerken wollen wir nur noch, daß König Ludwig XIV. ihm öſtlich von Paris, am Ende der heutigen Boulevards = neufs, ein Landhaus erbauen ließ, welches damals, wegen ſeiner Lage an einem Hügel, den Namen Mont = Louis erhielt, und deſſen weitläuftiger Garten jetzt den berühmten Kirchhof des Pater La = Chaiſe bildet, den größten von den vieren, welche die Hauptſtadt Frankreichs beſitzt, und auch der, welcher dermalen durch die Mode, — die in jener Hauptſtadt Alles, ſelbſt das Reich des Todes beherrſcht, — am ausgezeichnetſten iſt. Eine Menge der ſchönſten und reichſten Denkmale, welche trauernde Liebe oder Eitelkeit den Hingeſchiednen weihte, zieren nun die Orte, wo ſonſt die frivolen und ränkeſüchtigen Hofleute des vierzehnten Ludwig häufig ſich einfanden, um den einflußreichen Beichtvater ihres unumſchränkten Her-

ren aufzuwarten, und wo einſt nicht ſelten ſelbſt die frömmelnde Maintenon voll ehrſüchtiger Pläne ſich einfand, da trifft man jetzt nur noch auf die Spuren des Todes und auf die Erinnerung an die Vergänglichkeit aller menſchlichen Dinge. Das Haus ſelbſt, in welchem der mächtige Jeſuit einſt wohnte, und in deſſen Sälen vielleicht der Plan zur Verfolgung der unglücklichen Bewohner der Cevennen ausgearbeitet wurde, ſteht zwar noch, aber ſtärker, als die ganze Umgebung, erinnert es jetzt nur noch durch ſeine Ruinen an das, was nicht mehr iſt. Die Pracht iſt dem Verfall, das Geräuſch der Stille gewichen, und wo ſonſt die Großen eines glänzenden Hofes weilten, da umſchwirren nur Fledermäuſe das Haupt des neugierigen Beſuchers. Nicht minder ausgezeichnet, wie durch die Menge koſtbarer Epitaphien, iſt der Kirchhof des Pater La-Chaiſe, aber auch durch ſeine Lage an dem Abhange eines Hügels, von deſſen Höhe man eine der herrlichſten, panoramatiſchen Anſichten auf einen bedeutenden Theil der großen Stadt und ihrer nächſten Umgebungen genießt, und unter den Hügeln, die ſich hier wölben, ſchlummert mancher, in der neuſten Geſchichte thätig Geweſene, manches Opfer dieſer großen, bewegten und denkwürdigen Zeit; wie z. B. der Marſchall Ney, den Frankreich den Tapferſten der Tapfern nannte; Labedoyère, deſſen Treue an ſeinem Kaiſer ihm ein frühes Grab bereitete. Im Jahr 1814, bei der erſten Annäherung der Feinde an die Hauptſtadt Frankreichs, ward auch dieſer Kirchhof als ein, zur Vertheidigung der Stadt wohl geeignete Ort, befeſtigt, und die Zöglinge der polytechniſchen, ſo wie die der Veterinair-Schule übernahmen die Vertheidigung Durch die Ruſſen erſtürmt, ward dieſe, den Todten geweihte Schlummerſtätte aber ſehr verwüſtet, und beſonders litten durch das Bivouaq der Truppen die ſchattengebenden Alleen, die jedoch ſeitdem wieder ziemlich ergänzt worden ſind. Kurz vor der zweiten Einnahme von Paris (1815) ward der Kirchhof von La-Chaiſe 14 Tage (vom 24. Juny bis 8. July) inſofern geſchloſſen, daß man keine Beerdigung daſelbſt vornahm, aus Furcht, durch die, die Hauptſtadt umgebenden Truppen aufgehalten zu werden, und man begrub in dieſer Zwiſchenzeit die Todten auf den, längſt außer Gebrauch geſetzten Gottesacker von St. Marguerite, innerhalb der Stadt.

Lächerlich, urſprünglich das, was Lachen erregt. Das Lachen aber iſt eine convulſiviſche Äußerung des Menſchen, welche im Zuſtand der Luſt und Freude, wie in der Verzweiflung und des bittern Spotts über Welt und menſchliche Verhältniſſe eintrit. Erſteres iſt ihr gewöhnlicher Urſprung; weshalb auch das Lächerliche nur auf das Lachen der Luſt und Freude bezogen wird. Indeſſen unterſcheidet man noch das Belachte, oder das, was Einem, oder dem Andern lächerlich iſt, von dem Belachenswerthen oder dem Lächerlichen im engern Sinne. Letztres deutet auf eine beſondre Beſchaffenheit oder Beziehung der Dinge auf unſern Verſtand hin. Das wirklich Lächerliche hat, jener convulſiviſchen Äußerung entſprechend, in einem ſchnellen Zuſammendenken und Zuſammenwirken ſolcher Dinge ſeinen Grund, die mit ihrem Begriffe und Zwecke in einem unerwarteten, aber unſchädlichen Widerſpruche ſtehen, welchen man anſchaulich wahrnimt. Hieraus iſt auch erklärbar, warum das Lächerliche nur am Menſchen vorkommt, oder von dieſem auf äußere Dinge übertragen wird. Denn dem Menſchen iſt unter allen, uns bekannten Geſchöpfen allein das Vermögen der Begriffe und Zwecke eigenthümlich. Aber das Lächerliche darf das ſittliche Weſen des Menſchen nicht verletzen, oder ſchädlich ſein, weil dann das reine Luſtgefühl aufgehoben werden würde, welches mit dem Lächerlichen in Verbindung

ſtehen ſoll. Wo alſo das Lächerliche eine ſittliche Handlung betrifft, oder das Gebiet des Sittlichen berührt, da muß vielmehr diejenige Seite hervorgehoben werden, wodurch die Handlung als unverſtändig und ungereimt erſcheint. Anſchaulich muß ſich jener Widerſpruch des Ungereimten zeigen, und auf Willkür gegründet ſein, denn ſo tritt der Irrthum ſpielend hervor; auch liegen Irrthum und Wahnſinn außer der Sphäre des rein Lächerlichen. Endlich iſt das Lächerliche um ſo beluſtigender, je überraſchender es hervortrit, weil es um ſo mehr und ſchneller den Geiſt thätig beſchäftigt. Aber nicht immer und nicht bei jedem Individuum weckt das wahrhaft Lächerliche das Lachen, oft nur das ſanftere Lächeln der Fröhlichkeit, oder die innere, ungeäußerte Freude, je nachdem es in ſeiner Darſtellung mit dem Sinnreichen und Witzigen verbunden iſt, oder nicht, (vergl. den Art. Komiſch.)

Lacépède (Graf Bernard von), großer franzöſiſcher Naturforſcher, iſt in Agen im J. 1756 geboren. Obgleich dem Waffendienſt in erſter Jugend gewidmet, verließ er denſelben bald, und beſtimmte ſich nun ausſchließend dem Studium der Naturwiſſenſchaft. Seine Lehrer und Freunde, Büffon und Daubenton, verſchafften ihm ſchnell die wichtige Stelle eines Conſervateurs bei den naturgeſchichtlichen Sammlungen im Pflanzengarten. Er blieb bei dem Ausbruch der Revolution nicht ohne Antheil an derſelben; ja er wurde bei der geſetzgebenden Verſammlung zum Mitglied ernannt. Zu der gemäßigten Partei gehörend, hatte er das Glück, ſich während der Schreckenszeit vergeſſen zu machen. Erſt unter dem Directorium trat er wieder hervor, wo er dann ſogleich zu einem der erſten Mitglieder des Inſtituts gewählt wurde. Napoleon ernannte Lacépède in den Erhaltungs-Senat, und ertheilte ihm die hohe Würde eines Großkanzlers der Ehrenlegion. Lacépède wurde dagegen ſeiner Seits einer der feurigſten Anhänger des Kaiſers, der ſich hierdurch wieder ſehr geſchmeichelt fühlte. Es gab während der zehnjährigen Dauer der kaiſerlichen Regierung wenige feierliche Ereigniſſe, wo Lacépède nicht als Redner zu erſcheinen hatte. Nach der erſten Reſtauration verlor Lacépède den Poſten eines Großkanzlers der Ehrenlegion, wurde vom König aber zum Pär ernannt. Während den 100 Tagen wurde Lacépède vom Kaiſer zum Großmeiſter der Univerſität gewählt, welchen Poſten er aber ablehnte. Von dieſem Zeitpunkte an ſcheint Lacépède ſich wieder mehr den Wiſſenſchaften zugewandt zu haben. So erſchien 1817 eine, von ihm beſorgte neue Ausgabe von Büffon's Werken; er kündigte dabei zugleich an, daß er den Auftrag ſeines verſtorbnen Freundes Lagrange jetzt ausführen und deſſen Theorie über die Kometenbildung herausgeben wolle. Nicht minder erſchien eine Fortſetzung des, von ſeinen großen Vorgängern begonnenen Werks über die Cetaceen. Seine Geſchichte der Fiſche, 5 Bände in Quart, wird jedoch für ſein wichtigſtes Werk gehalten. Das vollſtändige Verzeichniß ſeiner Schriften, zu welchen auch zwei kleine, anonym erſchienene Romane gehören, iſt ſehr groß. Er verſteht die ſeltne Kunſt, auch die trockenſten Gegenſtände ſeiner Kunſt mit den Annehmlichkeiten eines glänzenden Styls auszuſchmücken.

Lacheſis, ſ. Parcen.

Lachter (Berglachter, Klafter) iſt das Maß, nach welchem gewöhnlich in den Bergwerken gemeſſen wird. Es beträgt ungefähr 7 bis 8 Schuh und zerfällt wieder in 80 Zoll. Lachterſchnur oder Lachterkette iſt eine Kette aus ungeglühtem Meſſingdrahte (der ſich nicht zieht) geflochten, 5 bis 6 Lachter lang, welche den Steigern und Geſchwornen beim Bergbau zum Maße dient.

Lackiren beſteht in der Kunſt, eine Auflöſung von harzigen Subſtanzen, Firniß, Lackfirniß genannt, auf allerlei Geräthe aufzutragen, welcher Auftrag durch Abtrocknen feſt, hart und glänzend wird, und dann durch Poliren oder Schleifen zu einer noch feinern Oberfläche behandelt werden kann. Welchem Volke man die Erfindung der Lackirkunſt zu danken habe, mag noch unentſchieden ſein, aber ſo viel iſt gewiß, daß die Chineſen, Tunkineſen und Japaner ſchon ſehr früh im Beſitz derſelben waren, und es darin zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht haben, was z. B. die Engländer dadurch anerkennen, daß ſie die ganze Kunſt das Japanen nennen. Der Name Lackiren kommt von dem Worte Lack, welches urſprünglich perſiſch iſt, und eine jede, beſonders glänzende und rothe Farbeſubſtanz bedeutet. In engerm Sinne aber bezeichnet dieſes Wort einen rothbraunen, verhärteten Pflanzenſchleim, welcher die Eigenſchaften eines Gummi und Harzes in ſich vereinigt; denn es theilt dem Waſſer zwar, wie ein färbendes Gummi, ſeine Farbe mit, löſt ſich aber nur in Weingeiſt und Oelen vollſtändig auf. Der (oder das?) Lack, auch Gummilack genannt, entſteht durch den Stich einer Art von Schildläuſen (Gummilackſchildlaus, Coccus ficus Linn.) auf den Blättern verſchiedner indiſcher Bäume, beſonders den Ficus religiosa und indica, auch des Ziziphus jubata. Anfangs ein milchartiger Schleim, welches das Inſekt umgibt, wird dieſe Subſtanz durch den Einfluß der Luft und des Lichts hart und rothbraun. Im Handel kennt man den Lack unter dreierlei Geſtalten: 1) Die Zweige mit den unverſehrten Zellen nennt man Stocklack (Gummilack in baculis); 2) in Körnern (Gummilack in granis), welches die durch Klopfen von der Pflanze getrennten und zertheilten Zellen ſind (Körnerlack); 3) in Platten oder Tafeln, wie der Leim (Gummilack in tabulis), eine Geſtalt, welche die Indianer dem Lack durch Schmelzen und Gießen in Formen ertheilen (Schellack). Im Kleinhandel kommt der Lack nur in den beiden letzten Formen, am häufigſten als Platt- oder Schellack vor. Ehemals ſcheint der Gummilack in Europa den Hauptbeſtandtheil der Lackfirniſſe ausgemacht zu haben, jetzt braucht man ihn vorzüglich zur Bereitung des Siegellacks, und aus dem Plattlack macht man die jetzt ſehr gebräuchliche Lackpolitur, womit die Tiſchler und Drechsler ihren Erzeugniſſen durch Einreiben einen vortrefflichen und dauerhaften Glanz zu geben wiſſen. — Die Chineſen ſollen ihren Lackfirniß aus dem harzigen, glänzend-ſchwarzen Safte des Augia chinensis Lour., mit dem Oel aus den Früchten der Vernicia montana Lour. vermiſcht, bereiten. Noch weit mehr ſchätzt man den japaniſchen Lack (Lackfirniß), nach Thunberg's Nachrichten aus Rhus vernix durch Einſchnitte in die Rinde gewonnen, und zum Gebrauche mit dem Oele der Bignonia tomentosa vermiſcht. — Die neuere Lackirkunſt der Europäer unterſcheidet zwei, nach den Löſungsmitteln benannte, Hauptgattungen von Lackfirniſſen, deren ſie ſich zu verſchiedenen Zwecken bedient, nämlich die Weingeiſtfirniſſe (Spirituslacke) und Oellackfirniſſe (Oelfirniſſe, Oellacke). Bei der erſtern Gattung ſind die Beſtandtheile verſchiedne, in einem beſtimmten Verhältniß zuſammengeſetzte Baumharze. Dahin gehört z. B. der Sandarak (Wachholderbaumharz), der Maſtix (vom Maſtixbaum), der gemeine und beſonders venediſche Terpentin (ein weiches Harz oder Balſam, jener vom Tannen-, dieſer vom Lerchenbaum), deſſen man ſich als geringen Zuſatz, zur Milderung der Sprödigkeit der übrigen Harze, bedient; das Elemiharz, welches zu gleichem Zweck zugeſetzt wird; Gummilack

(in Körnern oder Tafeln), auch Kolophonium (Geigenharz, aus Terpentin bereitet), Weihrauch, Gummi animae u. ſ. a. Das Löſungsmittel (Verflüſſigungsmittel) aber zur Bereitung dieſer Lackfirnißgattung iſt höchſtrectificirter Weingeiſt (Alkohol). Die Löſung geſchieht in (Arznei-) Gläſern, deren Mündung mit Blaſe verbunden und dieſe mit einer Nadel durchſtochen wird, in anfangs gelinder, ſpäter aber bis zur Siedhitze verſtärkter Wärme. Die Oelfirniſſe theilen ſich wieder in fette und ätheriſche Oelfirniſſe. Zu den fetten Firniſſen nimt man Erdharze (die in Weingeiſt nicht löſbar ſind), beſonders Bernſtein und Kopal, welche, geſchmolzen, mit einem fetten Oele, am beſten mit dem zu Malerfirniß bereiteten Leinöle (ſ. Firniß), vermiſcht werden. Bernſtein- und Kopallack geben die feſteſten und dauerhafteſten Lackirungen, welche, nach dem Poliren, die bekannte Probe beſtehen, nämlich ſich nicht mit dem Nagel ritzen laſſen. Dieſe Feſtigkeit, und daher die Güte eines fetten Lackfirniſſes dieſer Art hängt von dem kunſtmäßigen Schmelzen der genannten Erdharze ab, welche dabei leicht geröſtet (in gewiſſem Grade verbrannt) werden, und dadurch in gleichem Grade an Feſtigkeit verlieren, was ſich durch das Dunkelnwerden ihrer Farbe ankündigt. Je weniger alſo die Erdharze beim Schmelzen ihre Farben verändern oder gebräunt werden, deſto beſſer iſt es. Man hat daher zu dieſem Behuf zweckmäßige Vorrichtungen und Methoden erfunden, welche hier aber nicht näher bezeichnet werden können. Der geſchmolzene Bernſtein oder Kopal wird allmälig mit dem heiß gemachten Leinöl in einem beſtimmten Verhältniß vermiſcht, und man gießt zuletzt zur Verdünnung, Terpentinöl, ebenfalls heiß, aber mit Vorſicht (nur wenig auf einmal) zu, weil ſich der Firniß dabei leicht entzündet. Die Kopalfirniſſe werden mit Recht, wegen ihrer hellern Farbe oder größern Durchſichtigkeit, auch ſtärkern Glanzes nach dem Auftrag, höher geſchätzt als die Bernſteinfirniſſe. Beide werden vorzüglich zum Lackiren der Blech- und Papiermachéwaren benutzt. Durch das Trocknen in ſtarker Hitze z. B. eines Lackir- oder auch Backofens erhalten die Lackirungen die zum Schleifen und Poliren nöthige Härte. — Der Kopal iſt auch im Weingeiſt löſbar, aber ſchwer, wegen ſeiner erdharzigen Natur, und man hat neuerlich entdeckt, daß die Löſung in den heißen Dämpfen des Weingeiſtes oder Alkohols am vollkommenſten gelingt, aber man muß ſich dazu eines luftdicht verſchließbaren Gefäßes von ſtarkem Kupferblech bedienen, worin man den Kopal, mittelſt einer ſchicklichen Vorrichtung, über den Weingeiſt aufhängt und dann das Gefäß über Kohlenfeuer erhitzt. Gläſer ſpringen dabei leicht. — Die ätheriſchen Oelfirniſſe nennt man auch Terpentinfirniſſe, weil Terpentinöl oder Terpentingeiſt das gewöhnliche Löſungsmittel für die dazu gewählten Harze iſt. Sandarak z. B. und Maſtix, in Terpentinöl gelöſt, gibt den gewöhnlichſten Terpentinfirniß, deſſen man ſich zum Lakiren der Spielſachen, z. B. der Puppenköpfe, Thierfiguren u. d. gl. bedient. — Übrigens iſt die einer Lakirung zugebende Farbe nichts Weſentliches beim Lackiren, ſondern bloß ein willkürlich zu wählendes Verſchönerungsmittel, das, unter Umſtänden, auch entbehrlich iſt. Denn auf Geräthe z. B., die aus Holzarten von Werthe verfertigt ſind, trägt man den klaren, durchſichtigen Lack ohne Farbe auf. Will man aber eine fertige Lackirung: ſo kann man ſich jeder Farbe dazu bedienen, die ſonſt auch zum Anſtreichen gebraucht und zum Auftrag mit Leim- oder Gummiwaſſer angerieben wird. Die Farbe wird entweder mit dem Lack vermiſcht, oder zuvor ohne Lack aufgetragen, welcher Auftrag dann, nach dem Trocknen und

Abſchleifen deſſelben, lackirt wird. — Jede gute Lackirung erfodert mehrere Aufträge, wovon jedem beſonders die gehörige Zeit zum Abtrocknen gelaſſen werden muß, und es erfodert das kunſtgemäße Auftragen des Lacks viel Übung, um die nöthige Ebenheit und Gleichförmigkeit dabei zu beobachten. Es iſt in der neueſten Zeit über die Lackirkunſt ſehr viel geſchrieben worden, nicht ſowol in beſonders dazu beſtimmten Werken, als untermiſcht in den häufig erſchienenen und immer ſich erneuernden ökonomiſch technologiſchen Haus- und Kunſtbüchern aller Art; das meiſte iſt aber Compilation, das wenigſte von den Verfaſſern ſelbſt erprobt und aus eigner Erfahrung als zuverläſſig mitgetheilt. — Liebhaber der Lackirkunſt und Künſtler, welche derſelben zu ihren Arbeiten bedürfen, werden in folgender Schrift viel Brauchbares finden: Vollſtändige Anleitung zur Lackirkunſt, oder genaue Beſchreibung der beſten Firniſſe und Lackfirniſſe auf alle nur möglichen Gegenſtände, allerhand Beitzen auf Holz, Elfenbein, Knochen ꝛc. Bereitung verſchiedner Farben zum Malen ꝛc. Von Chr. Fr. G. Thon. Caſſel. Krüger.

Laclos, (Chaderlos de,) der Verf. des berühmten und berüchtigten Romans: les liaisons dangereuses (die gefährlichen Bekanntſchaften) geb. zu Amiens im J. 1741, war vor der Revolution franz. Artillerie-Offizier und Secretair des Herzogs von Orleans. Laclos galt in ſeiner Jugend für einen der geiſtreichſten und liebenswürdigſten, dabei aber auch in ſittlicher Hinſicht gefährlichſten Männer von ganz Frankreich und ſeine Feinde wollen, daß er ſich in ſeinem Roman in dem Vicomte von Valmont ſelbſt geſchildert habe. Andre rühmen wenigſtens in einer ſpätern Lebenzeit die Einfachheit, Redlichkeit und Gutmüthigkeit ſeines Charakters. In keinem Falle dürfte es zu rechtfertigen ſein, wenn von einem einzelnen hervorſtehenden Charakter ſeines Romans auf ſeinen eignen, zurückgeſchloſſen wird. Gewiß gehörte Laclos aber zu den Häuptern der ſogenannten orleans'ſchen Partei, wobei er von dem Grundſatz ausging, daß Dynaſtien, gegen welche Revolutionen gerichtet geweſen, ſich nicht dazu eignen, die Grundſätze derſelben in der Nation zu conſolidiren. In dem Prozeß über die Tage vom 5. u. 6. Oct. verwickelt, folgte er dem Herzog von Orleans nach London. Nach der Rückkehr des Königs von Varennes ſuchte Laclos im Jacobinerclub die Gründung der Republick zu bewirken, indem er annahm, daß ſie vorübergehend zur Erhebung des Hauſes Orleans auf den franz. Thron führen werde. Beim Ausbruch des Kriegs wurde Laclos dem alten Luckner als geiſtiger Beiſtand zugegeben. Nach dem Sturze des Hauſes Orleans verſchwand auch Laclos von der Bühne. Man konnte ſich indeſſen nicht erklären, wie Robespierre ihn als den erklärteſten Anhänger dieſes geächteten Hauſes verſchonen könne, und ſo erfand man die Fabel, daß Laclos dieſem Volks-Tribun ſeine Reden entwerfe. Nach dem 9. trat Laclos in ſeine alte Thermidor-Laufbahn zurück, und rückte in derſelben bis zum Inſpecteur General der Artillerie herauf. Als ſolcher ſtarb er in Tarent im J. 1803.

Lacretelle, es gibt zwei berühmte Schriftſteller dieſes Namens, die oft verwechſelt werden, das um ſo weniger zuläſſig iſt, da ſie, wenn auch Brüder, in ihren Grundſätzen einander faſt entgegenſtehen. I. P. L. Lacretelle der ältere (der ſelbſt auch gewöhnlich L. ainé genannt) aus Metz gebürtig und ehemaliger Parlamentsadvocat, kam vor der Revolution nach Paris und machte ſich durch einige Schriften, namentlich eine über die lettres de cachet, ſehr vortheilhaft bekannt. Er

nahm zugleich neben Laharpe an der Redaction des Mercur Theil, ein Geſchäft, dem er ſich im J. 1817 unter ſehr veränderten Verhältniſſen im Verein mit Jouy, Joy, B. Conſtant u. A. auf's neue unterzog. Lacretelle umfaßte die Ideen der Revolution mit allem Feuer eines groſſinnigen Charakters, ohne doch zuweilen in ihre Ausſchweifungen überzugehen. In der geſetzgebende Verſammlung gewählt, ſtand er hier mit an der Spitze der conſtitutionellen Partei der ſich zur Republik hinneigenden, den Girondiſten, entgegen. Mit dem 10. Auguſt verſchwand Lacretelle von der öffentlichen Bühne. Er widmete ſich von jetzt an der Literatur und wir finden ihn erſt im J. 1801 wieder und zwar als Mitglied des (napoleoniſchen) geſetzgebenden Körpers. In dieſer Zeit wurde er auch an Laharpe's Stelle in's National-Inſtitut gewählt. Die, nach der zweiten Reſtauration in Frankreich eintretende ariſtokratiſche Reaction die ſich beſonders durch die Kammer von 1815 (ſ. Chambre introuvable von 1815, in der neuern Folge dieſes Werks) warf ihn in die Oppoſition, welche die liberale Parthei zu bilden begann, und die ſich zu ihrem Zweck des Mercure de france bemeiſtert hatte. Ein Preßgeſetz unterwarf aber die Journale, welche an beſtimmten Tagen erſchienen, der Cenſur. Der Mercure wurde alſo aufgegeben und die Minerve française, angeblich an unbeſtimmten Tagen erſcheinend, trat an jene Stelle. Lacretelle ſtand an der Spitze dieſer politiſch-literariſchen Intrigue. Die Minerve française gewann indeſſen einen ſolchen außerordentlichen Einfluß auf die öffentliche Meinung, daß man, nachdem ſie bis zum achten Bande vorgeſchritten war, durch neue Preßgeſetze ſie ebenfalls unter die Aufſicht der Cenſur brachte, wo ſie denn gleich aufhörte. Zwar verſuchte Lacretelle, der jetzt zum Schein Buchhändler wurde, ihre Fortſetzung durch eine Menge kleiner Flugſchriften, allein mehrere Prozeſſe, worin die Regierung ihn deshalb verwickelte, beſeitigten dieſen literariſchen Schleichhandel bald. — II. Charles Lacretelle, der jüngere Bruder des Vorhergehenden, und daher gewöhnlich Lacertelle jun. genannt, war noch ſehr jung, als die Revolution ausbrach und er nach Paris kam. Er machte ſich bald durch eine ſcharfe Logik und Dialektik, ſo wie durch große Verſtändigkeit in ſeinen Anſichten und Privatunterhaltungen bemerkbar, ſo daß ihm in Verbindung mit einem H. Dûcos die Redaction das eben neu entſtehenden Journal des debats angetragen wurde. Seine zweite literariſche Arbeit war ſein bekannter précis de la revolution, der das Werk von Rabaud St. Etienne fortſetzt. Bei der Opoſition der pariſer Sectionen, welche das Decret des National-Convents, welches zwei Drittel deſſelben für die nächſte Legislatur beibehielt, ſtand Charles Lacretelle mit an der Spitze derſelben, und er verfaßte im Namen der Sectionen die ſchneidendſten Adreſſen ſowol an den Convent als an die franz. Wahlverſamlungen. Es kam am 13. Vendemiaire zur offnen Empörung gegen den Convent, der aber durch Bonaparte's Klugheit und Energie die pariſer Sectionen beſiegte, und ihren Bewegungen ein Ziel ſetzte, bis die Conſtitution und die zuerſt kräftig auftretende Directorial-Regierung in Gang war. Immer der damaligen Oppoſition zugethan und für ſie wirkend, wurde er nach dem 18. Fructidor arretirt und zwei Jahr gefangen gehalten. Von Napoleon wurde er nach dem 18. Brûmaire in mancherlei Geſchäften gebraucht. Im J. 1813 erhielt auch er eine Stelle im National-Inſtitut und im J. 1816 die Präſidenz der franz. Akademie oder der 3. Klaſſe des Inſtituts. In den geſchichtlichen Vorträgen, welche er als Profeſſor der Geſchichte an der pariſer Univerſität hält, entwickelt er ein ſeltnes Talent, weshalb ſie ſtets zu den beſuchteſten

gehört haben. Als Geſchichtsſchreiber ſind ihm Reinheit der Diction, Adel des Ausdrucks und vollendete Form eigen; ſeine Gedanken haben Kraft und Eigenthümlichkeit, und oft Tiefe. Zu ſeinen geſchätzteſten Werken ſind ſeine Geſchichte Frankreichs im 18. Jahrh in 6 Bänden, und ſeine Geſchichte Frankreichs während der Religionskriege zu zählen. Erſtere iſt jedoch nicht vollſtändig von Sander; dieſe von Kieſewetter in's Deutſche überſetzt.

Lacrymä Chriſti (Chriſti Thränen), auch Thränenwein genannt, der vorzüglichſte unter den italieniſchen Weinen, von dunkelrother Farbe, wächſt am Fuſſe des Veſuvs bei Neapel. Der Name dieſes Weins kommt daher, weil er, ehe noch die Trauben gepreßt werden, in Geſtalt von Thränen aus der Kelter läuft. Auch auf mehrern griechiſchen Inſeln wird eine Art Thränenwein gezogen.

Lactantius (Lucius Coelius Firmianus), einer der berühmteſten Lehrer der lateiniſchen Kirche. Sein Vaterland iſt ungewiß. Lange Zeit lebte er zu Nikomedien als Lehrer der Beredtſamkeit (Rhetor), bis er Conſtantin dem Großen bekannt ward, welcher ihn an ſeinen Hof rief, und ihm die Unterweiſung ſeines älteſten Sohnes Crispus auftrug. Er ſtarb um das Jahr 325. Seine Schriften (von Sparke, Oxford, 1684; von Bünemann, Leipzig 1739, und von Düfresnoy, Paris 1748 herausgegeben) zeichnen ſich beſonders durch eine lichtvolle und angenehme Darſtellung aus, und er iſt wegen ſeiner reinen und beredten Schreibart häufig der chriſtliche Cicero genannt worden. Beſonders berühmt ſind ſeine VII Bücher Institutionum divinarum.

Lady iſt in England der geſetzmäßige Titel der Gemahlin eines Lords, Baronets oder Ritters. Den Töchtern derſelben kömmt eigentlich nur der Titel Miß zu; indeſſen nennt man auch ſie aus Höflichkeit Lady. Der Plural Ladies (meine Damen) wird im Allgemeinen, den Rang unbeachtet, gebraucht; eben ſo wie man Gentlemen (meine Herren) ſagt.

Ladronen oder Diebsinſeln, eine Gruppe vnn 15 ſpaniſchen Inſeln im großen Weltmeer, öſtlich von den Philippinen. Ihr Entdecker, Magellan, gab ihnen den Namen der St. Lazarusinſeln. Nach der Königin Maria Anna von Oeſterreich, die während der Minderjährigkeit ihres Sohns, Carls II., zuerſt Miſſionarien dahin ſandte, wurden ſie die marianiſchen Inſeln benannt. Sie ſind 58 Q. M. groß, fruchtbar, reich an Lebensmitteln, aber wenig bevölkert. Der ſpaniſche Gouverneur wohnt auf der Inſel Guam oder Agana.

Laërtes, der Sohn des Akriſius und der Chalkomethuſa, wohnte der kaledoniſchen Jaad und dem Argonautenzuge bei, und heirathete nachher die Tochter des Autolykus, Euryklea, mit welcher er, außer mehrern Töchtern, einen einzigen Sohn, den Ulyſſes, zeugte. Er erreichte ein hohes Alter und erlebte noch die Rückkehr ſeines Sohns aus Troja, über deſſen Abweſenheit er in die tiefſte Trauer verſunken war, deſſen Rückkunft aber ihn ſo verjüngte, daß er noch an dem Kampfe gegen die aufrühreriſchen Ithacenſer Theil nehmen konnte.

Lätare heißt der vierte Sonntag in den Faſten, weil an demſelben die alte Kirche ihren Gottesdienſt mit den Worten Laetare sterilis oder Laetare Jerusalem et exultate in ea, anzufangen pflegte.

Lafare, ein geſchätzter franzöſiſcher Dichter, 1644 geboren, ward Gardekapitän bei dem älteſten Bruder des Königs und dann bei deſſen Sohne, dem nachmaligen Regenten des Königreichs. Letztrer liebte ihn beſonders ſeiner heitern Laune und der Annehmlichkeit ſeines Charakters wegen. Lafare's poetiſches Talent entwickelte ſich, nach Voltaire,

als er, beinahe 60 Jahr alt, auf die Frau von Caylus ſeine erſten Verſe machte. Seine Poeſien haben eine angenehme Ungezwungenheit und liebenswürdige Nachläſſigkeit: doch iſt der Styl derſelben oft unrein und ohne Beſtimmtheit. Die Früchte ſeiner Muſe ſind in der Ausgabe von Saint-Marc den Poeſien ſeines Freundes Chaulieu angehängt. Dieſem hatte Lafare unſtreitig ſeinen Geſchmack für jene leichte Dichtungsart zu verdanken. Beide Männer waren ganz für einander gemacht: ſie theilten dieſelben Neigungen, denſelben Hang zum Vergnügen, dieſelbe Denkungsart und daſſelbe Talent mit einander, und es herrſchte in ihren Tugenden ſowol, als in ihren Fehlern, eine vollkommene Übereinſtimmung. Er ſtarb 1712. Außer den Poeſien, wozu auch die zum Theil vom Herzog von Orleans in Muſik geſetzte Oper Panthée gehört, hat man noch von ihm Memoiren und Betrachtungen über die vornehmſten Ereigniſſe, welche ſich unter der Regierung Ludewigs XIV. zugetragen haben. Letztre ſind mit großer, oft ſelbſt zu weit getriebener Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit geſchrieben.

Lafayette (Marquis de), ward 1757 aus einer der älteſten und edelſten Geſchlechter Auvergne's geboren und befand ſich in einem Alter von 20 Jahren als Herr eines großen Vermögens, das er in der Revolution verlor. Indeß ſchenkte ihm der Congreß der nordamerikaniſchen Freiſtaaten ſehr anſehnliche und werthvolle Ländereien bei Neu-Orleans, die er größtentheils veräußerte, und davon jetzt unabhängig leben kann. Beim Ausbruch der Streitigkeiten zwiſchen England und Amerika das Intereſſe der Kolonien mit Begeiſterung umfaſſend, beſchloß er, ihnen Leben und Vermögen zu widmen und landete im April 1777 in Charles-Town. Er bot den Crongreß ſeine Dienſte als Freiwilliger an, erhielt aber gleich ein ausgezeichnetes Commando. Seine Thaten in der neuen Welt ſind bekannt, insbeſondre hatte er die Ehre der Capitulation von Cornwallis. Der wackere, aber unglückliche, engliſche Feldherr wollte nur in La Fayette's Hände ſeinen Degen niederlegen. La Fayette wurde der Held ſeiner Zeit. So kam er nach Frankreich zurück, voll von Ideen über bürgerliche Freiheit und Gleichheit, Volksrechte, Volksvertretung und alle den Elementen, aus denen ſich der Vulkan der franzöſiſchen Revolution endlich enzündete. Von dem Adel ſeiner Provinz zu den Generalſtaaten abgeordnet, hielt er ſich ſtets auf die Seite der Liberalen, und ward eine der Hauptſtützen der Volkspartei. Man ernannte ihn zum Chef der pariſer Nationalgarde, und er machte ſich dieſes Vertrauens durch Mäßigung und weiſe Umſicht würdig, mißfiel aber auch dadurch den Anarchiſten, die ihn von jetzt an nicht zu verleumden aufhörten. Nach dem Ausbruch des Kriegs, 1792 erhielt er den Oberbefehl der Ardennen-Armee. Als er nach der Kataſtrophe des 10. Auguſts ſich überzeugt hatte, den Orkan, der damals im franzöſiſchen Volke wüthete, nicht bezwingen zu können, beſchloß er, mit einigen erwählten Freunden ſein undankbares Vaterland zu verlaſſen und zu ſeinen alten Freunden in der neuen Welt zurückzukehren. Von den öſterreichiſchen Vorpoſten angehalten, wurde er aber als Staatsgefangner betrachtet, erſt nach Luxenburg und dann nach Weſel und Magdeburg, und endlich nach Ollmütz gebracht und mit großer Härte behandelt. In Ollmütz ſuchten ihn 1794 zwei junge Amerikaner, D. Bollmann und Hager, zu befreien, allein acht Meilen von Ollmütz wieder eingeholt, ward ſein Schickſal nun noch härter. Endlich nach fünfjähriger Gefangenſchaft erhielt er 1797 durch Buonaparte's Verwendungen die Freiheit. Er ging erſt nach Hamburg, wo er an Archenholz einen großen Freund und Verehrer hatte,

kehrte nach Frankreich erſt nach dem 18. Brumaire, zurück, lehnte aber alle Ehrenſtellen ab, die Buonaparte ihm anbot, und lebte, von allen Geſchäften zurückgezogen, ruhig auf ſeinem ihm übrig gebliebenen Landſitze Lagrange in Auvergne. Hier ſah ihn auch Fox nach dem Frieden von Amiens und wurde ſein Freund. Erſt 1815, nach Buonaparte's Rückkehr von der Elba, trat er für eine kurze Zeit wieder in's öffentliche Leben. Er war zum Abgeordneten in die, von Buonaparte zuſammenberufene Repräſentantenkammer ernannt, und wurde hier als einer der Veteranen der alten Freiheit zum Vicepräſidenten erwählt. Nach der Schlacht von Waterloo war er einer von denen, welche ſich den weitern Uſurpationen Buonaparte's, der jetzt nach der Dictatur greifen wollte, kräftig widerſetzten. Auch war er einer der Commiſſarien, welche mit Blücher und Wellington vorläufige Unterhandlungen anknüpfen ſollten. Nach der zweiten Einnahme von Paris zog er ſich in den Ruheſtand zurück, ward jedoch 1818 auf's neue zum Mitglied der Deputirten-Kammer gewählt, wo er, wie immer, für die Sache der Freiheit ſprach. Eine umſtändlichern Art. über Lafayette finde man in der neuen Folge dieſes Werks (Band XI. und XII).

Lafayette (Maria Magdalena, Gräfin v.) geiſtreiche, franzöſiſche Schriftſtellerin, Tochter des Gouverneurs in Havre de Grace, Aymar de Bergne. Eine ſorgfältige und ſelbſt gelehrte Erziehung hatte ihr eine ſo große Liebe zu den Wiſſenſchaften eingeflößt; daß ſie dieſelben nicht allein mit Eifer beſchützte, ſondern auch mit glücklichem Erfolg ſelbſt bearbeitete. 1655 heirathete ſie den Grafen Franz Lafayette, und machte nun ihr Haus zum Verſammlungsort der ausgezeichnetſten Geiſter ihrer Zeit. Der berühmte Herzog von Rochefaucauld ſtand in innigem Freundſchaftsverhältniß mit ihr. Unter den Gelehrten, die ſich näher um ſie verſammelten, waren die bekannteſten und vorzüglichſten: Huet, Menage, Lafontaine und Segrais. Sie ſtarb 1693. Ihre Schriften haben ihr mit Recht einen ehrenvollen Platz unter den Schriftſtellerinnen Frankreichs erworben. Die vorzüglichſten ſind: Zaïde, la Princesse de Clève und la Princesse de Montpensier. Friedrich Schulz hat dieſelben in's Deutſche übertragen.

Lafontaine (Aug. Heinr. Jul.), der fruchtbarſte und zugleich einer der anmuthigſten Romandichter Deutſchlands, iſt 1756 in Braunſchweig geboren. Sein Vater war Maler und ein braver Künſtler. Auguſt war in Braunſchweig und Schöningen auf Schulen, und ſtudirte in Helmſtädt Theologie. Er hatte keine Neigung zum Pfarrleben, und wurde 1786 in Halle Hauslehrer beim General von Thadden. 1789 ward er Feldprediger, ging 1792 als ſolcher mit dem preuß. Heere nach der Champagne, kehrte nach dem baſeler Frieden nach Halle zurück, und privatiſirte dort ſeit dieſer Zeit ununterbrochen. Der König von Preußen ſchenkte ihm eine Anwartſchaft auf eine Domherrn-Präbende in Magdeburg. Das Urtheil über dieſen fruchtbaren und beliebten Romanſchriftſteller iſt jetzt ziemlich gleichlautend folgendes: Bei Fertigung ſeiner Liebesgeſchichten iſt es ihm weder um Aufſtellung des eigentlichen Romans im höhern Sinne, noch um Kunſtwerth überhaupt zu thun. Er will nur angenehm und rührend unterhalten; und dieſen Zweck erreicht er faſt immer. Seine Phantaſie iſt nicht glühend, aber lebhaft; ſeine Darſtellungsart beweißt viel Geſchick und Gewandtheit: Plan und Ausführung ſind ſehr flüchtig, aber meiſtens gut, der Styl iſt dieſem Allem angemeſſen, und die Moral, welche er einwebt, läßt auf das reine Herz des Verfaſſers ſchließen. Doch hat er eine überwiegende Neigung, den Menſchen von Seiten ſeiner Schwäche und

Gebrechlichkeit zu ſchildern; auch iſt er hierin weit glücklicher, als im Darſtellen der edlen Menſchennatur, darum mißlingen ihm große Charaktere. Seine Menſchen ſind ein Mittelſchlag, und die Liebe quält ſie oft von Kindesbeinen an. Eine Scene des peinigenden Kampfes der Pflicht mit der Leidenſchaft folgt auf die andre; die unglückliche, ſich ſelbſt verzehrende, unaufhörlich zwiſchen Entzücken und Verzweiflung ſchwebende Liebe wird mit überſättigender Ausführlichkeit und mit entnervender Empfindlichkeit geſchildert. Feuchte Augen, glänzende Thränen, zagende Herzen und tiefe Seufzer ſind daher Hauptbeſtandtheile ſeiner Romane. Die Tugend bleibt zwar, trotz den ewigen Kämpfen und der nahen Gefahr des Unterliegens, meiſtens am Ende Siegerin; aber ihres Sieges kann man nicht recht froh werden, da die von vielem Gram, Schmerz und Kummer zerweichte Empfindung kein Gefühl von Erhebung und Freude zuläßt. Daß übrigens in ſeinen bürgerlichen und Familiengemälden eine große, in den neueſten ſeiner Schriften faſt zur Einförmigkeit gewordne Familienähnlichkeit herrſcht, iſt anerkannt, ſo daß, wer einige ſeiner Romane, beſonders die ältern (z. B. den Sonderling, Quinctius Heymeran von Flamming, die Familie von Halden u. a.) welche an Friſche der Empfindung und reinen Naivetät alle ſpätern weit übertreffen, geleſen hat, und nicht bloß Leſer iſt, die übrigen entbehren kann; daher ihr Publikum ſchon nicht mehr ſo groß, als ehemals iſt; wozu wol auch der Umſtand beiträgt, daß viele ſeiner, aus der bürgerlichen Wirklichkeit genommenen Charaktere nun zu altern anfangen, weil ſie in eine frühere Zeit gehören, oder weil die Überſpanntheit der Empfindung zur Ehre unſrer Zeit und unſrer Nation dem kräftigen Thatentriebe weicht. — Lafontaine's Individualität ſcheint mit ſeinen Schriften in einem ſeltſamen Contraſte zu ſtehen; denn man findet an dem launigen und fröhlich unterhaltenden Geſellſchafter ſchwerlich eine Spur von der in ſeinen Romanen herrſchenden Empfindſamkeit. Auch iſt ſeine Biederkeit geachtet und von Allen, die ihn kennen, anerkannt. In der neueſten Zeit hat er ſich der Bearbeitung des Aeſchylos gewidmet, und im 1. Bde. (Halle 1821) den Agamemnon im 2ten die Coephoren, mit geiſtreichen Erläuterungen geliefert, worin er hauptſächlich eine, nach eigenthümlichen Anſichten vorgenommne Kritik des Textes zu begründen ſucht.

Lafontaine (Jean), berühmt durch ſeine lieblichen Fabeln und Erzählungen, wurde zu Chateau-Thierry 1621 geboren, wollte ſich in ſeinem 19ten Jahre dem geiſtlichen Stande widmen, entſagte dieſem Entſchluſſe aber bald. Er war in einem Alter von 22 Jahren noch völlig unbekannt mit ſeinen ausgezeichneten Talenten für die Poeſie, als er die ſchöne Ode Malherbe's auf die Ermordung Heinrichs IV. hörte, die plötzlich den in ihm ſchlummernden Dichterfunken erweckte. Aufgemuntert nach ſeinem erſten Verſuche von einem Anverwandten, fing er an, die beſten franzöſiſchen und fremden Schriftſteller alter und neuer Zeit zu leſen. Die Scherze Rabelais, die Naivetät Marot's und die ländlichen Gemälde d'Urfé's zogen ihn vor allen an, und bald charakteriſirten ihn ſelbſt und ſeine Dichtungen dieſelbe Einfachheit, Treuherzigkeit und Naivetät, die er an jenen bewunderte. Nie hat ſich ein Schriftſteller getreuer in ſeinen Werken gezeichnet, als er. Sanft, aufrichtig, natürlich, leichtgläubig, nachgibig, furchtſam, ohne Ehrgeiz, ohne Galle, alles zum Beſten kehrend, war er, nach dem Ausſpruch eines geiſtreichen Beurtheilers, einfach, wie die Helden ſeiner Fabeln. Er ſprach wenig und unbeholfen, ausgenommen, wenn er ſich unter Vertrauten befand, oder wenn das Geſpräch einen Ge-

genſtand berührte, der ſeinen Geiſt zu erwärmen vermochte. Er verheirathete ſich mit einem ſchönen und geiſtreichen Frauenzimmer. So ſehr er ihre Eigenſchaften ſchätzte, ſo entfernten ihn doch ſeine Vorliebe für die Hauptſtadt und ſein Hang zur Zwangloſigkeit von ihr. Die Herzogin von Bouillon, die zu Chateau-Thiery in der Verbannung lebte, hatte Lafontaine kennen gelernt, und nahm ihn, als ſie zurückgerufen wurde, mit ſich nach Paris. Hier war der Intendant Foucquet ſein erſter Wohlthäter. Lafontaine hat das Unglück dieſes Mannes, das ihn durch die Ungnade des Königs traf, in einer rührenden Elegie beklagt. Er trat darauf in die Dienſte der bekannten Henriette von England, nach deren Tode es ſich mehrere Große zur Ehre rechneten, für ſeinen Unterhalt zu ſorgen. Wol verdient es eine Bemerkung, daß Lafontaine an den reichlichen Wohlthaten, die Ludwig XIV. den großen Geiſtern ſeiner Zeit zutheilte, keinen Theil hatte; ſeine kunſtloſe Einfachheit konnte dieſen Fürſten nicht anziehen, auch dachte er nicht eben daran, ſich bei Hofe einzuführen. An Paris feſſelten ihn die Freuden der Geſellſchaft und ſeine Verbindungen mit den trefflichſten Geiſtern ſeiner Zeit. Jährlich aber machte er im September eine Reiſe zu ſeiner Frau, und jedesmal verkaufte er einen Theil ſeiner liegenden Gründe, ohne ſich mit Sorgen für das übrigbleibende zu beläſtigen. Er ſchloß nie einen Mieth- oder Pachtcontract ab. Dieſe Sorgloſigkeit erſtreckte ſich auf ſein ganzes Betragen, und machte ihn zuweilen ſelbſt unempfindlich gegen das Ungemach der Witterung. Die Herzogin von Bouillon ſah ihn, als ſie eines Morgens nach Verſailles fuhr, träumend unter einem Baume am Wege ſitzen, und als ſie Abends zurückkam, fand ſie ihn noch an demſelben Orte und in derſelben Stellung, wiewol es den ganzen, ſehr kalten Tag über geregnet hatte. Seine Zerſtreutheit ſoll ſo groß geweſen ſein, daß ſie ihn zuweilen des Gedächtniſſes, ja ſelbſt der Urtheilskraft beraubte. Die ſcheinbare Einfalt, die ſich in der Miene dieſes geiſtreichen Mannes ausdrückte, veranlaßte ſeine Wohlthäterin, die Frau von Salière, als ſie ihr Geſinde ſämmtlich abgeſchafft hatte, zu der Äußerung: daß ſie nichts behalten habe, als ihre drei Thiere, den Hund, die Katze und Lafontaine. Lafontaine ſtarb zu Paris 1695. Unter den herrlichen Werken, die wir von dieſen unnachahmlichen Dichter übrig haben, ſtehen ſeine Erzählungen und vorzüglich ſeine Fabeln oben an. Er wird von ſeiner Nation hierin mit Recht für ein unerreichbares Muſter der Naivetät gehalten. Er iſt anſpruchslos, kunſtlos, freundlich. Aber dieſe Kunſtloſigkeit iſt nur ſcheinbar; bei näherer Zergliederung findet man alles mit Bewußtſein angeordnet, und die Nachläſſigkeit wie ein reizendes Gewand über einen ſchönen Körper verbreitet. Ihm war die Sprache ſeiner Zeit ſchon zu geſchliffen und rhetoriſch; darum las er die beſten ältern Schriftſteller und machte ſich ihre Einfachheit und Friſche eigen, übertraf ſie aber durch Leichtigkeit, Lebendigkeit, Anmuth und Feinheit. Außer ſeinen Fabeln und Erzählungen verdienen erwähnt zu werden: Les amours de Psyche; die beiden kleinen Luſtſpiele: l'Eunuque und Florentin; ſein Poëme sur le Quinquina; ein andres: sur St. Malch, und ein kleines, aber meiſterhaftes Gedicht: Adonis. Seine Statue ſchmückt den Saal der franzöſiſchen Akademie.

Lagrange (Joſeph Louis), einer der ausgezeichnetſten Geometer der neuern Zeit, wurde 1736 zu Turin geboren, und widmete ſich anfänglich der Philoſophie. Bald trat aber die, ihm gleichſam angeborne Liebe zu der Wiſſenſchaft, in welcher er einſt glänzen ſollte, hervor, und er warf ſich nun mit einem ſolchen Eifer auf das Studium derſelben, daß er ſchon in ſeinem 18. Jahre im Stande war, in einem öffentlich ge-

machten Briefe an den berühmten Fagnano eine Menge neuer, von ihm gemachter Entdeckungen in geometriſchen Berechnungen aufzuſtellen. Ein Jahr ſpäter löſte er die, von Euler lange Zeit vergeblich aufgeworfne Frage über eine zweckmäßigere Berechnung der Iſoparimeter, und bald darauf auch die über das, gleichfalls von Euler aufgeſtellte Princip der geringſten Bewegung (ſ. Dynamik). Kaum 19 Jahr alt, erhielt Lagrange die Stelle eines Profeſſors der Mathematik an der Artillerieſchule in Turin, und die Memoiren des wiſſenſchaftlichen Vereins, welchen er, mit Genehmigung der Regierung und im Verein mit dem berühmten Cigna und dem nachherigen Marquis von Saluçes, ſtiftete, erregten ſolche Aufmerkſamkeit in der gelehrten Welt, daß man den Herausgeber in Berlin bald zum Mitgliede der dortigen Akademie ernannte, und Euler und d'Alembert in fortwährenden Briefwechſel mit dem jungen Mann traten. Eine Reiſe nach der Hauptſtadt von Frankreich, in Geſellſchaft ſeines Freundes Caraccioli, der als Geſandter nach London beſtimmt war, machte Lagrange endlich mit ſeinen pariſer Collegen perſönlich bekannt, und er wurde daſelbſt allgemein mit der größten Anerkennung aufgenommen. Leider genoß er das Vergnügen dieſes Aufenthalts alda nicht lange. Kränklichkeit nöthigte ihn, heimzukehren, und er warf ſich nun mit erneutem Eifer auf ſeine Arbeiten. In dieſer Zeit war es, wo er den, von der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris ausgeſetzten Preis, in Betreff der Trabanten des Jupiters errang, und zugleich durch die Darlegung der erſten Grundzüge ſeiner Lehre vom Planetenſyſtem begann, ſeinen Namen unſterblich zu machen. Bald darauf verließ er auch für immer ſein Vaterland, um nie wieder dahin zurückzukehren. Er erhielt nämlich von Friedrich den Großen den Ruf, an Euler's Stelle (welcher nach Petersburg ging) nach Berlin zu kommen, wo er den Titel eines Directors der Akademie und ungefähr 1500 Thaler Gehalt erhielt. (Nur mit Mühe entſchloß ſich der König von Sardinien, ſeinen berühmten Unterthan ziehen zu laſſen, und erſt die gekränkte Eitelkeit beſtimmte den ſchwachen Fürſten dazu. In dem Briefe, welchen Lagrange von Berlin erhalten hatte, ſtand: „der größte Geometer Europa's muß bei dem größten König ſich befinden," dies war dem turiner Hofe verrathen worden, und der König fühlte ſich dadurch ſo verwundet, daß er nun den Geometer nicht mehr zurückhielt.) Geſchätzt von dem großen Friedrich, der den freimüthigen Mann dem etwas zu unterwürfigen Euler vorzog, geachtet von Allen, die ihn kennen lernten, lebte Lagrange in Berlin in angenehmen Verhältniſſen, die nur durch die fortwährende Kränklichkeit ſeiner Gattin (einer Landsmännin von ihm, mit welcher er ſich ſeit ſeinem Aufenthalte in der preußiſchen Hauptſtadt verbunden hatte) geſtört wurden, ſo lange, bis der große König die Augen ſchloß, und Berlin dadurch ein faſt durchgängig andres Anſehen erhielt. Die Achtung, welche bis dahin Männer von Kopf und Talent an dem Hofe Friedrichs II. gefunden hatten, fiel weg, andere Motive bewegten die Cirkel, und Lagrange ſah ſich nach einem andern Unterkommen um. Um dieſe Zeit lebte Mirabeau in Berlin. Er hatte den Geometer kennen lernen, und beſchloß, dieſen ausgezeichneten Mann wo möglich für Frankreich zu gewinnen. Auf die, deshalb von Paris aus gemachten Anträge nahm Lagrange auch das Erbieten an, und wieß die, ihm gleichfalls von den Geſandten von Neapel, Sardinien und Toscana gemachten Vorſchläge von der Hand. So kam er 1787 nach Paris und wurde daſelbſt auf's Beſte empfangen. Aber eine tiefe Schwermuth ſchien ſich ſeiner bemächtigt zu haben, und ſeinen Geiſt, trotz aller der Anſtrengungen, welche

ſeine Freunde machten, um ihn zu zerſtreuen, zu lähmen. Er geſtand, daß er in denſelben Fall gerathen ſei, den d'Alembert ſchon früher einmal an ſich empfunden hatte, daß ihm nämlich die Liebe zu ſeiner Wiſſenſchaft verlaſſen hätte. Wirklich war dem ſo, aber nur für eine Zeitlang. Lagrange beſchäftigte ſich eifrig mit der Geſchichte der Religion, mit einer Theorie der ältern Muſik, mit Sprachen, und ſelbſt mit den mediziniſchen Wiſſenſchaften; nur ſein Studium hatte keinen Reiz mehr für ihn, und dies ging ſo weit, daß er ſelbſt ſein berühmteſtes Werk (La Mecanique analytique, zu welchem Duchatelet, dem Lagrange es im Manuſcript übergeben, ſeltſamer Weiſe lange keinen Verleger finden konnte), als es erſchienen war, zwei Jahre liegen ließ, ohne ſich entſchließen zu können, es wieder durchzuſehen. Noch mehr trug die, indeß ausbrechende Revolution zu der Zerſtreuung bei, welche den Geometer von ſeiner Wiſſenſchaft abzog, in die er ſich nur nach und nach hineinarbeitete und ihr von neuem Geſchmack abgewann. Auf den Antrag von Duſejour ward ihm 1791 von der Nationalverſammlung ſein Gehalt von 6000 Franken beſtätigt, und um ihn ſpäter für den Verluſt, welchen er an dem Papiergelde erlitten hatte, zu entſchädigen, ward er erſt zum Mitglied der Belohnungscommiſſion für nützliche Erfindungen, dann (im März 1792) zu einem der Vorſteher bei der Münze ernannt. Doch gefiel dieſer Poſten, obſchon einſt Cicavo in Rom, und ſpäter Newton in London ähnlichen Functionen eine Zeitlang vorſtanden, Lagrange gar nicht, und er legte ihn, nur als eine drückende Bürde betrachtend, bald wieder nieder. In demſelben Jahre verheirathete er ſich zum zweitenmale mit einer Tochter des bekannten Akademikers Lemonnier, hoffend, mitten in den wildeſten Stürmen der Revolution ein ruhiges Daſein führen zu können. Das Edict vom 16. October 1793, in Folge welchem alle Ausländer aus Frankreich gewieſen wurden, die Hinrichtung Bailly's, Lavoiſier's und mancher andern ausgezeichneten Männer riſſen ihn aber bald aus ſeinem Wahne, und zeigten ihm nur zu deutlich, was auch ihm vielleicht bevorſtand. Zwar wurde, durch Guyton-Morveau's Vermittlung, das ſtrenge Geſetz der Verweiſung außer Land gegen ihn nicht angewendet; aber die Gefahr, ein Opfer wilder Pöbelwuth zu werden, war darum doch nicht verſchwunden, und Herault de Sechelles erbot ſich daher, um das Leben eines ſo ausgezeichneten Menſchen, wie Lagrange, ſicher zu ſtellen, ihm eine Stelle bei einer, nach Preußen beſtimmten Geſandtſchaft zu verſchaffen, was jedoch Lagrange, voll Liebe für ſein neues Vaterland, Frankreich, nicht annahm, ſondern es vorzog, aller Gefahr zum Trotz, zu bleiben. Auf die wilde Gährung der Parteien folgte endlich eine beſſere Zeit. Ruhe und Ordnung kehrten zurück; man dachte darauf, die, während der Periode der Anarchie zerſtörten Lehranſtalten wieder herzuſtellen, und Lagrange ward zum Profeſſor an der neuerrichteten Normalſchule in Paris ernannt. Jetzt, in dieſem neuen Wirkungskreiſe, wachte auf einmal die erloſchne Liebe für ſeine Wiſſenſchaft mit aller Stärke wieder in ihm auf, wie dies ſeine raſtloſe Thätigkeit und mehrere, in dieſer Zeit verfaßte Schriften beweiſen. Bei der Errichtung des Inſtituts ward der Name Lagrange der erſte, welcher die Liſte der Mitglieder deſſelben eröffnete, und gleichfalls ernannte man ihn zuerſt zum Mitglied des neuentſtehenden Längen-Büreaus. Sein Ruhm ſtieg nun von Tage zu Tage, und Frankreich, das ſich durch den Beſitz eines Mannes, wie er, geehrt fühlte, beſchloß, ihm ein öffentliches Zeichen ſeiner Achtung zu geben. Auf Befehl der Regierung beauftragte der damalige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten (Talleyrand) den franzöſiſchen Charge-d'Affaires in Turin,

den Bürger d'Emayer, Lagrange's Vater aufzuſuchen und ihm im Namen Frankreichs Glück zu wünſchen, einen ſolchen Sohn zu beſitzen. Dieſer Auftrag ward von d'Emayer auf die glänzendſte Art vollführt, indem er ſich, begleitet von mehrern Generalen und andern ausgezeichneten Perſonen zu dem Greiſe begab, der, gerührt von ſolcher Ehre und Anerkennung, ſeinen Dank ſtammelte, aber auch zugleich, feſtklebend an den früh eingeſognen Begriffen von mißverſtandener Frömmigkeit, die Furcht äußerte, ſein, im revolutionairen Paris lebender Sohn werde vielleicht vor Gott nicht die Gnade finden, die er vor der Welt fand. Eben ſo, wie die republikaniſche Regierung, ehrte aber auch der Held des Jahrhunderts Lagrange's Geiſt und Verdienſte. Als Bonaparte als Sieger von Italien heimkehrte und die Ehre der Aufnahme im Inſtitut empfing, da ſetzte er ſich beſcheiden unter den Gelehrten, und als Conſul und als Kaiſer hörte er nie auf, ihm ſeine ausgezeichnete Achtung auf alle Weiſe zu bezeigen. Zum Mitglied des Senats ernannt, mit dem Großkreuz der Ehrenlegion geſchmückt, zuletzt in den Grafenſtand erhoben, ſah Lagrange ſich mit allem äußerm Glanze geſchmückt; weder dies, noch die Vertraulichkeit des Staatsoberhauptes gegen ihn, vermochten ihn aber eitel zu machen, und eben ſo beſcheiden, wie ſonſt, widmete er ſich auch jetzt noch mit demſelben Eifer ſeinen Studien, wie einſt. Leider beſchleunigte dies aber höchſt wahrſcheinlich ſein Ende. Vorgerückt im Alter, wie er war, konnte er ſich nicht entſchlieſſen, ſich weniger zuzumuthen, und eben, da er im Begriff ſtand, die zweite Auflage ſeiner: Théorie des fonctions analytiques, mit Anmerkungen bereichert, herauszugeben, überraſchte ihn der Tod den 10. April 1813. Seine irdiſchen Überreſte wurden im Pantheon beigeſetzt, und Lacépède und Laplace hielten ihm die Gedächtnißrede. Lagrange war eben ſo liebenswürdig im Umgange, als beſcheiden in ſeinen Anſprüchen, und nie ließ er ſich durch die, ihm ſo vielfach erwieſnen Ehren und Auszeichnungen hinreißen, den Werth Andrer zu verkennen. Beſonders groß war ſeine Hochachtung für Euler, und er pflegte oft zu ſeinen Schülern zu ſagen: „Studiren Sie den Euler, wenn Sie Geometer werden wollen." Seine Schriften ſind theils einzeln, theils in den Memoiren der Akademieen von Turin, Berlin und Paris, in dem Journal der polytechniſchen Schule, den Connaissances du temps und in den Ephemeriden abgedruckt. Wir nennen hier nur: Mécanique analytique (Paris 1787, neue Aufl. 1811 u. 1815). Théorie des fonctions analytiques (Paris 1797 u. 1813); Resolution des équations numériques (Paris 1798 u. 1808); Leçons sur le calcul des fonctions (mehrere Ausgaben; die neueſte, Paris 1806); Essai d'arithmétique politique (in den, im Jahr IV [1796] von Roeder herausgegebnen Collections befindlich). Ein Theil von Lagrange's nachgelaſſnen Papieren wurden 1815. von Carnot, als damaligem Miniſter des Innern, dem Inſtitut übergeben, und hierauf, nach einem Gutachten der Akademie, der Bibliothek dieſer gelehrten Anſtalt einverleibt.

Lagunen machen denjenigen Theil der Küſte am adriatiſchen Meere aus, den daſſelbe durch Einreißung eines, von der Natur gemachten Dammes durchbrochen und überſchwemmt hat, woraus hernach viele kleine Inſeln und Seen entſtanden ſind. Venedig iſt auf ſechzig ſolcher Inſeln erbaut worden. Die Seen ſelbſt, welche vozugsweiſe Lagunen heißen, ſchwellen bei einem hohen Strande des Meers außerordentlich an, werden aber auch zuweilen ſo ſeicht, daß ſie durch ihre unangenehme Ausdünſtung der Geſundheit gefährlich werden. S. Venedig.

Lagus, ſ. Ptolemäer.

Laharpe (Jean François de), Mitglied der franzöſiſchen Akademie, war zu Paris 1739 geboren. Da er ſehr arm war, ſich aber durch Talente auszeichnete, ſo erhielt er eine Freiſtelle im Collége d'Harcourt; früher hatten ſich die barmherzigen Schweſtern ſeiner angenommen. Die Correctur eines Pasquills auf einen ſeiner Lehrer, die er, ohne vielleicht etwas Arges dabei im Sinne zu haben, übernommen hatte, war Urſache, daß man ihn bald nachher für den Verfaſſer einer andern Schmähſchrift, ebenfalls auf einen ſeiner Lehrer, der zugleich ſein Wohlthäter war, anſah. Er wurde dafür auf einige Monate in die Baſtille gebracht. In der Folge erhielten mehrere ſeiner dichteriſchen Jugendverſuche den Preis, und ſchon 1762 gab er eine Sammlung von Heroiden und Gedichten heraus, die man anmuthig und elegant fand. 1763 trat er mit ſeinem Trauerſpiele: Warwick auf, welches mit vielem Beifall aufgenommen ward und ſich auf dem Theater erhielt. Weniger Glück machten Timoleon und Pharamon. Ungefähr um dieſe Zeit ward Laharpe mit Voltaire bekannt, der ihm Beweiſe ſeines großmüthigen Wohlwollens gab, wofür er nicht immer dankbar geweſen ſein ſoll. Er fing darauf an, ſich um die, von der Akademie ausgeſetzten Preiſe zu bewerben, und wenige Schriftſteller ſind darin ſo glücklich geweſen, als er. Unter ſeinen Lobreden ſteht die auf Heinrich IV. oben an; auch die auf Fenelon, Racine und Catinat zeichnen ſich vortheilhaft aus. Nicht von gleichem Werthe ſind ſeine Poeſien. Zugleich arbeitete Laharpe fortwährend für das Theater, wiewol Warwick das einzige blieb, das ſich eines dauernden Beifalls erfreute. Doch werden ſeine Überſetzungen des Philoktet von Sophokles, und ſein Schauſpiel Melanie mit Auszeichnung genannt. Laharpe fuhr ununterbrochen in ſeinem literariſchen Fleiße fort, und gab, außer verſchiednen andern Werken, ſein: Lycée ou Cours de Littérature ancienne et moderne, heraus, auf welchem ſein Ruf beſonders gegründet iſt. Man findet durchaus eine geſchmackvolle Behandlung und ein geſundes Urtheil, dagegen darf man tiefes Eindringen in die Elemente der Äſthetik, und neue, große Ideen nicht darin ſuchen, wie er denn in der Würdigung der Erzeugniſſe der Dichtkunſt lediglich von dem bekannten Standpunkte der franzöſiſchen Kritik ausgeht. Was ſeine Geſinnungen betrifft: ſo zeigte er ſich zu Anfang der Revolution als einen eifrigen Demokraten, änderte aber im Gefängniſſe, in welches ihn die anarchiſche Partei warf, ſeine Grundſätze, und ward ein Anhänger der Kirche und des Königthums. Gleich in den erſten Sitzungen des Lycée des Arts hatte er den Muth, gegen die Tyrannei des Terrorismus laut und nachdrücklich zu ſprechen. Am 18ten Fructidor 1798 ward er zur Deportation verurtheilt, der er jedoch ſo glücklich war, durch die Flucht zu entgehen. Noch kurz vor ſeinem Tode zog er durch einige freie Äußerungen über die Verfügungen der Regierung den Unwillen des erſten Conſuls auf ſich, und wurde nach Orleans verwieſen. Er erhielt jedoch bald die Erlaubniß, zurückkehren zu dürfen, und ſtarb im 64ſten Jahre ſeines Alters, nach einer langwierigen Krankheit, als ein echter und eifriger Katholik.

Laharpe (Friedrich Cäſar). Dieſer, als Director der helvetiſchen Republik in den Jahrbüchern der Schweiz berühmt gewordne Mann war zu Rolle in einer, zum Adel des Waadtlandes gehörigen Familie 1754 geboren und erzogen. Neſemann's blühendes Seminarium zu Haldenſtein und Bunden, in welches der vierzehnjährige Jüngling trat, nährte und ſtärkte ſeine idealen Anſichten von Freiheit und Vaterland. Er kam von Haldenſtein mit dem Rufe eines Halbwilden zurück. In den Wiſſenſchaften allein lebte er, unter denen er die Mathematik als die erſte betrachtete. In Genf wurden Sauſſure und Bertrand ſeine Lehrer

Goog

Darauf ſtudirte er zu Tübingen die Rechte, und empfing in ſeinem zwanzigſten Jahre den Doctorhut. Nicht ohne einen harten Kampf gelang es ihm jetzt, aus ſeiner Ideenwelt in die Wirklichkeit des beſchränkten Geſchäftslebens überzugehen. Er ward Sachwalter bei der welſchen Appellationskammer in Bern, folgte aber bald der Einladung eines angeſehenen Ruſſen, ihn durch Italien zu begleiten, ſah die Wunder dieſes Landes, Malta und Sicilien, und begab ſich von da, auf des Barons Grimm Vorſchlag, 1782 nach Petersburg, wo er 1783 der Lehrer des Großfürſten Alexander und deſſen Bruders ward. Ein ſo erhabner Wirkungskreis war ſeines Geiſtes und Herzens würdig; er widmete ſich ihm mit ganzer Seele. Inzwiſchen brach die franzöſiſche Revolution aus, deren Fortgang ihm große Theilnahme einflößte. Auch aus der Ferne wollte er für die Befreiung ſeines Vaterlandes wirken. Er verfaßte unter andern eine Bittſchrift im Namen ſeiner Mitbürger an die berner Regierung, worin er ehrfurchtsvoll, aber freimüthig eine Zuſammenberufung der Stände zu Abſtellung der Mißbräuche foderte. Bald aber brachen Unruhen aus, und die Regierung, die ihn als Mitanſtifter derſelben betrachtete, ſetzte ihn unter die Zahl der Geächteten, und es gelang ſeinen Feinden, die Verlobungsfeierlichkeiten Alexanders zu ſeiner Entfernung zu benutzen. Er ging nach Genf, und wollte in ſein Vaterland zurückkehren, als er erfuhr, daß ſchon der Befehl gegeben ſei, ihn dort zu verhaften. Darüber erbittert, ging er im Oct. 1796 nach Paris und übergab der Regierung ein Memoire. Wirklich wurde, auf des franzöſiſchen Geſandten Verwenden in Bern, allen Waadtländern Amneſtie gewährt jedoch mit Ausnahme derer, die durch Schriften die Unruhen im Waadtlande angeſtiftet hatten; und ſo blieb Laharpe davon ausgeſchloſſen. Noch mehr dadurch gereizt, ließ er neue Pamphlete im Druck erſcheinen, und übergab endlich 1797 dem franzöſiſchen Directorium eine, von 22 ausgewanderten Patrioten der Waadt und Freiburgs unterzeichnete Bittſchrift, worin die Ausübung der, im J. 1565 durch den Vertrag von Lauſanne feſtgeſtellten Gewährleiſtung von Frankreich begehrt wurde. Dem zufolge ließ das Directorium den berüchtigten Beſchluß vom 6ten Nivoſe ergehen, welcher die waadtländiſchen, ſich auf die Rechte ihres Volks berufenden Bürger unter Frankreichs unmittelbaren Schutz ſtellte. Dieſer Gewaltſchritt rief die Revolution der Eidgenoſſenſchaft hervor, und unter Laharpe's Mitwirkung ward die helvetiſche Republik eingerichtet. Aber nur zu bald zeigte ſich, in welche Übel dadurch die Schweiz geſtürzt worden. Laharpe trat in's Directorium, und verfolgte, der öffentlichen Stimme zum Trotz, ſein Syſtem mit der größten Hartnäckigkeit und unter den ſchwierigſten Verhältniſſen, bis ein Beſchluß der geſetzgebenden Räthe das Directorium auflöſte. Laharpe ging in ſeine Heimath zurück, wo man ſich begnügte, ihn unter Aufſicht zu ſtellen. Indeß bewahrte er auch nach ſeinem Sturze, bei Freunden und Feinden, den Ruf der Redlichkeit. Er war im Begriff, Lauſanne, wo er lebte, zu verlaſſen, um ſich nach Paris zu begeben, als ihm der Zufall einen, mit dem Namen des General-Secretärs Mouſſon unterzeichneten Brief in die Hände führte, in dem von einer Verſchwörung gegen den erſten Conſul Buonaparte, der in Italien Melas gegenüber ſtand, die Rede zu ſein ſchien. Wahrſcheinlich war der Brief untergeſchoben, entweder um Laharpe oder die Regierung in Unannehmlichkeiten zu verwickeln; aber die Ähnlichkeit der Handſchrift täuſchte ihn. Er übergab ihn dem Gericht, worauf die geſetzgebenden Räthe Mouſſon's und Laharpe's Verhaftung befahlen. Man verſiegelte ſeine Papiere; er ſelbſt wurde am 2ten Juli 1800 verhaftet, um nach Bern geführt zu werden. Dieſe

Schmach ſchien ihm unerträglich, und er entging ihr durch die Flucht, die er unterwegs glücklich bewerkſtelligte. Buonaparte empfing ihn in Paris mit einem Ton, aus dem hervorleuchtete, wie ſehr er gegen ihn eingenommen ſei; ſeine Ideen fanden nicht Eingang. Seitdem lebte er auf ſeinem Landhauſe, Pleſſis-Piquet bei Paris, machte 1801 eine Reiſe nach Rußland, und kehrte 1802 mit Beweiſen der Achtung ſeines kaiſerlichen Zöglings zurück. Im J. 1814 beſuchte er in Paris ſeinen Zögling, den Kaiſer Alexander, der ihn zum ruſſiſchen General ernannte. Beim wiener Friedenscongreß war er für die Unabhängigkeit der Kantone Waadt und Aargau und deren Trennung von Bern ſehr thätig. Er lebt ſeitdem in ſeinem Vaterlande als Privatmann, aber in ſehr hoher Achtung ſeiner dankbaren Mitbürger.

Lahyre (eigentlich Etienne Vignoles) war einer jener Ritter unter Carl VII. von Frankreich, die ſich in den Kämpfen mit den Engländern beſonders auszeichneten, und iſt in der Geſchichte vorzüglich als ein treuer Gefährte des Mädchens von Orleans bekannt, wie ihn auch unſer großer Dichter in ſeinem Drama, deſſen Heldin jenes berühmte Mädchen iſt, gezeichnet hat. Den Haß gegen die Engländer, welche damals Frankreich verwüſteten, hatte Lahyre gleichſam mit der Muttermilch eingeſogen, denn der Wohlſtand ſeiner, einſt reichen und angeſehnen Familie ward, wie ſo vieles Andre, durch dieſe immerwährenden Feinde ſeines Volks, zerſtört worden. Als 1418 Coucy durch die Verrätherei der Geliebten des Commandanten an die Bundesgenoſſen der Britten, die Burgunder, überging, ſtellten Lahyre und der, nicht minder tapfre Peter de Raintrailles ſich an die Spitze der noch übrigen Beſatzung, und führten das Wagſtück aus, die kleine Schaar glücklich durch ein, mit Feinden bedecktes Land, unter beſtändigen, meiſt ſiegreichen Gefechten, hindurch zu führen. 1429 eroberten die beiden Freunde Crespi in Valois, wurden aber im folgenden Jahre durch die Burgunder wieder daraus vertrieben. Hierauf in der Champagne mehrere glänzende Ritterthaten vollbringend und Chateau-Thierri lange gegen die überlegnen Feinde vertheidigend, ward Lahyre endlich gefangen, und nur nach Erlegung eines anſehnlichen Löſegeldes wieder frei gelaſſen. Er griff hierauf ſogleich mit einem kleinen Haufen Compiegne an, half Montargis entſetzen, und eilte nun dem bedrängten Orleans zu Hülfe. Von der Regierung dieſer Stadt an den Dauphin (Carl VII.) geſendet, um Unterſtützung von dieſem zu erbitten, fand er den ſchwachen und genußſüchtigen Fürſten beſchäftigt, eben ein großes Feſt anzuordnen. „Was denkt Ihr?“ ſprach Carl zu dem Ritter, der das eitle Treiben an des Dauphins Hofe mit finſtern Blicken betrachtete: „Ich denke,“ erwiederte Lahyre, „man kann ein Königreich nicht luſtiger verlieren.“ Nach Orleans zurückgekehrt, ſuchte er nun ſein Möglichſtes zu thun, um die Stadt zu retten und die Trümmer der geſchlagnen Armee zu ſammeln, und als endlich die begeiſterte Jungfrau erſchien, und den verglommnen Muth in der Bruſt der Franzoſen wieder anfachte, ſchloß er ſich zuerſt an die Retterin an, und geleitete ſie bei ihrem Einzuge in die Stadt. Hierauf die geſchlagnen Engländer verfolgend, und in den Schlachten von Jargeau und Patai ſich auszeichnend, ſtürmte er mitten im Winter Louviers und drang bis vor die Thore von Rouen, in der edlen Abſicht, die unglückliche Johanna, die als ein Opfer wilder Rachſucht und Bigotterie fiel, zu befreien, wobei er aber ſelbſt das Schickſal hatte, von den Engländern gefangen zu werden, deren Haft er ſich jedoch bald wieder entzog, um ſie von neuem, mit Raintrailles vereint, zu bekämpfen. So blieb Lahyre bis an ſein Ende der erbittertſte Feind

der Feinde ſeines Vaterlandes, und durch ſeine Liſt und Tapferkeit that er ihnen manchen bedeutenden Schaden. Mehrmal noch, oft durch die Verrätherei falſcher Freunde, in Gefangenſchaft gerathen, wußte er ſich doch ſtets wieder loszumachen, und trotzte ſogar eine Zeitlang ſeinem eignen König, indem er den kleinen Krieg gegen die Engländer und Burgunder fortführte und einige Städte beſetzt hielt, während Carl ſchon längſt Frieden mit den Feinden geſchloſſen hatte. Auf einer Reiſe nach Montauban, wohin er Carl VII. im Jahre 1442 begleitete, ſtarb er, geſchwächt durch Wunden, und ſeine romantiſche Tapferkeit und die Anhänglichkeit an das Mädchen von Orleans erwarben ihm nach ſeinem Tode die ſeltſame Ehre, daß ſein Name dem Coeur valet in der franzöſiſchen Karte, — deren Bilder ſich bekanntlich mit allerlei Heldennamen ſchmücken, — beigelegt wurde.

Laien werden in der katholiſchen Kirche die Weltlichen, im Gegenſatze gegen die Kleriker (ſ. d. Art. Klerus) oder Geiſtlichen genannt; daher Laienbrüder und Laienſchweſtern, die zur Bedienung der Ordensperſonen in Klöſtern beſtimmten Perſonen, welche Handwerkerarbeiten verrichteten; Laienprieſter, ein Prieſter, welcher kein Kloſtergelübde gethan hat; Laienpfründe, eine geiſtliche Pfründe, welche ein Weltlicher beſitzt. Unter den Proteſtanten, bei welchen die Geiſtlichen nicht durch eine ſo ſcharfgezogne Grenze, wie bei den Katholiken, von den Weltlichen geſchieden ſind, braucht man dieſes Wort nicht leicht in ſeiner eigentlichen Bedeutung. Da im Mittelalter die Geiſtlichen die einzigen Gelehrten waren: ſo bedeutet Laie oft ſo viel, als ein Ungelehrter. Daher kommt es, daß man ſich dieſes Worts noch bedient, um einen, einer Sache Unkundigen, zu bezeichnen; denn Laie in einer Wiſſenſchaft oder Kunſt ſein, heißt ſo viel: als einer Wiſſenſchaft oder Kunſt unkundig ſein, oder ſie wenigſtens nicht gründlich ſtudirt zu haben.

Laireſſe (Gérard de), Maler und Kupferſtecher, wurde 1640 zu Lüttich geboren und ſtarb 1711 zu Amſterdam. Muſik und Dichtkunſt machten abwechſelnd ſeine Erholung, die Malerei hingegen ſeine eigentliche Beſchäftigung aus. Sein Vater unterrichtete ihn im Zeichnen, und ſchon im funfzehnten Jahre war er im Stande, ſich vom Porträtmalen zu nähren. Mit Leichtigkeit verdiente er Geld, brachte es aber eben ſo leicht wieder durch. Als er 1690 blind geworden war, dictirte er einem Andern ſein Werk: über die Maler, in die Feder, welches von Janſen (Paris, 1787. 2 Vol. in 4.) in's Franzöſiſche überſetzt worden iſt. Den poetiſchen Theil der Malerei verſtand Laireſſe vollkommen, ſeine Gedanken ſind reizend und erhaben; er erfand mit Leichtigkeit und zeichnete ſich beſonders in großen, zuſammengeſetzten Gemälden aus. Aus den Werken ſeiner Nation hatte er jene Wahrheit des Colorits und jenen Reiz der Ausführung geſchöpft, durch welche ſich die niederländiſche Schule auszeichnet; aber er übertraf jene Werke durch die Genauigkeit der Zeichnung, durch die Wahl und Erhabenheit der Gegenſtände, und durch die Würde im Ausdrucke. Glücklich in ſeinen Erfindungen, wußte er ſie ſtets mit ſorgfältigem, markigem und leichtem Pinſel auszuführen. Alle Theile ſeiner Kunſt waren ihm gleich ſehr geläufig, daher wurde er mit Recht der Pouſſin ſeiner Nation genannt. Man machte ihm jedoch den Vorwurf, ſeine Figuren zu kurz und zu wenig graziös gebildet zu haben. Er hatte Pouſſin zu ſeinem Vorbilde genommen, und erreichte ihn in der Wahl und Anordnung der Gegenſtände, aber nicht in der Tiefe des Studiums, nicht in der Vortrefflichkeit der Gedanken, und eben ſo wenig in der Kenntniß der Antike. Er arbeitete zu ſchnell, davon zeugt ſein Apollo und die neun Muſen, welche er in einem

einzigen Tage vollendete. Übrigens war er vollkommen in der Mythologie und in der Geſchichte bewandert, und beobachtete das Coſtüm und die Schicklichkeit mit Genauigkeit. Sein Colorit iſt angenehm, und ſeine Zeichnung, ohne gerade vollkommen richtig zu ſein, empfiehlt ſich durch eine gewiſſe Nettigkeit. Er hatte viele geätzte Kupferſtiche hinterlaſſen, von welchen viele nachgeſtochen worden ſind. Eins ſeiner vorzüglichſten Gemälde iſt: Antiochus und Stratonice, welches 1781 der bekannte Tronchin zu Delices, nahe bei Genf, beſaß. Er hatte drei Söhne und drei Brüder, die ebenfalls Maler waren. Unter den letztern waren Ernſt und Johann Laireſſe gute Thiermaler, Jacob Laireſſe war ein guter Blumenmaler, der auch ein Werk über die praktiſche Malerei in flamändiſcher Sprache geſchrieben hat.

Lais, eine berüchtigte Buhlerin, Tochter der Timandra, einer Geliebten des Alcibiades, wurde zu Hyccarra in Sicilien geboren, und von dort nach Griechenland geführt, als der athenienſiſche Feldherr Nicias ihr Vaterland verwüſtete. Korinth war der erſte Schauplatz, auf welchem ſie ihr Talent zur Buhlerin entwickelte; hier huldigten Fürſten, Redner und Philoſophen ihren Reizen. Ganz Griechenland, ſagt Propertius, lag vor den Thüren der korinthiſchen Lais. Demoſthenes machte ihretwegen eine Reiſe nach Korinth, kehrte jedoch, als Lais eine Summe von etwa 1000 Thalern für ihre Gunſtbezeigungen von ihm gefodert hatte, ohne ihre Reize genoſſen zu haben, nach Hauſe zurück, indem er ſagte: „So theuer will ich keine Reue erkaufen.“ Da ſie ſich überhaupt nur zu einem ſehr hohen Preiſe den Umarmungen ihrer Anbeter Preis gab, ſo konnten auch nur wenige auf dieſelben Anſpruch machen. Dies gab Anlaß zu dem Sprichworte: Non licet omnibus adire Corinthum (nicht Jedermann kann nach Korinth gehen). Von Korinth begab ſie ſich nach Theſſalien zu einem jungen Manne, in den ſie ſich verliebt hatte. Hier ſoll ſie im J. 340 vor der chriſtlichen Zeitrechnung von einigen Weibern, aus Eiferſucht über ihre Schönheit, in dem Tempel der Venus ermordet worden ſein. Man errichtete ihr öffentliche Denkmäler, ſowol an den Ufern des Peneus, als zu Korinth. Eine andre Lais, nach Pauſanias eine Tochter des Damaſander, war eine eben ſo berüchtigte Buhlerin, welche oft mit jener verwechſelt wird.

Lak, ſ. Rupie.

Lakonien, Lakonica, Lakonismus, ſ. Sparta.

Lalande (Joſeph Jerôme Le Français de), ein berühmter franzöſiſcher Aſtronom und Mathematiker, Mitglied der Ehrenlegion und aller großen gelehrten Akademien, ward 1732 zu Bourg en Breſſe geboren. Von ſeinem Vater für die Rechtsgelehrſamkeit beſtimmt, ging Lalande nach Paris; während er jedoch dieſe Wiſſenſchaft mit Eifer trieb, bekam er beim Anblicke der Sternwarte eine unüberwindliche Neigung zur Mathematik und Aſtronomie, welche bald zur Leidenſchaft für ſein ganzes Leben wurde. Er ſtudirte nun unter dem berühmten Aſtronomen Le Monnier, und nützte, bei dem ihm angebornen Talente, den Unterricht deſſelben mit ſolchem Erfolge, daß er die glänzendſten Fortſchritte machte, und zum Abgeſandten der Akademie nach Berlin ernannt wurde, um daſelbſt die Parallaxe des Mondes zu beſtimmen, während La Caille zu gleichem Zweck nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung reiſte. Friedrich der Große konnte, beim Anblicke eines ſo jungen Aſtronomen, der kaum neunzehn Jahr alt war, ſeine Verwunderung nicht verbergen. Als ſich jedoch Lalande der Wahl der pariſer Akademie würdig gezeigt hatte, ward ihm nicht nur der Zutritt bei Hofe geſtattet, ſondern die Akademie zu Berlin nahm ihn auch zum Mitgliede auf. Zu Paris

öffnete ihm die Art und Weiſe, wie er ſeine Sendung zu Berli
richtet hatte, den Eintritt in die Akademie der Wiſſenſchaften
Von dieſem Augenblicke an, bis zur Aufhebung derſelben, erſc
Band ihrer Schriften, in welchem nicht irgend ein wichtiger Bei
ihm enthalten wäre; doch beſchränkte ſich der thätige Antheil, d
den Arbeiten derſelben nahm, nicht bloß auf aſtronomiſche Geg
Ihm haben die Franzoſen eine Ausgabe der halley'ſchen Ta
ſo wie die Geſchichte des Kometen von 1759 zu verdan
Beſtimmung dieſes merkwürdigen Kometen lieferte er Clairault
ſten und ſcharfſinnigſten Berechnungen. Als Herausgeber der: C
sance des temps, 1760 und ff. Jahre, änderte er den Plan
Einrichtung dieſes nützlichen Werks durchaus, und ging dadur
Nachfolgern mit einem guten Beiſpiele voran. 1761 lieferte
Charte, welche die Phaſen des berühmten Durchgangs der Ven
die Sonnenſcheibe für alle Gegenden der Erde bezeichnete. 176
ſeine Astronomie heraus, ein berühmtes und klaſſiſches Werk,
nach in drei Quartbänden gedruckt worden iſt, drei Auflagen er
und wovon auch ein, den Liebhabern dieſer Wiſſenſchaft nicht
empfehlender, von ihm ſelbſt verfaßter Auszug: Abrégé d'astr
Paris, 1795, erſchienen iſt. 1765 und 1766 machte er eine
Reiſe durch Italien. Seine Beſchreibung derſelben (8 Duod
enthält ſchätzbare Nachrichten. Er war der Verfaſſer aller aſ
ſchen Artikel für die große Encyklopädie, arbeitete dieſe jedoc
Encyclopédie méthodique ganz um. Schon ſeit 1761 war e
erſten Lehrer, Le Monnier, in der aſtronomiſchen Profeſſur am
de France gefolgt, wo er ſeinen öffentlichen Vorleſungen eine
Reiz zu geben wußte. Sein Hörſaal ward eine Art Pflanzſch
welcher eine Menge ſeiner Schüler zu Vorſtehern einheimiſcher
ländiſcher Obſervatorien angeſtellt wurden. Sein Werk: Des
de navigation et spécialement du canal de Languedoc,
Fol., enthält eine allgemeine Geſchichte aller alten und neuen
die bisher auf der Erde unternommen, vollendet, oder auch bloß
fen worden ſind. Ein ſolches Werk hatte bis dahin noch gefehlt
ſpäterhin den Ingenieurs von großem Nutzen geweſen. Seine:
graphie astronomique, 1 Vol., in 4., iſt ein ausführliches Ve
aller, über die Aſtronomie erſchienenen Werke. Da er Mitgl
großen Akademien war, ſo machte er gleichſam das gemeinſ
Band aus, durch welches ſie zuſammenhingen, indem er von
auf die andre übertrug, was eine jede Merkwürdiges hervor
hatte. Mit glühendem Eifer und bewundernswürdiger Thätig
band er eine, oft übertriebne Wahrheitsliebe. Jede ſchonende
ſchien ihm eines freien und rechtlichen Mannes unwerth zu ſein.
greift man, wie er, während ſeiner langen Laufbahn, manch
liebe verletzt haben mag, beſonders, da er glaubte, ſich wol b
wann des Übergewichts, welches ihm ſeine Verdienſte gaben,
zu können. Durch ſeine Arbeiten, ſeine Schriften, ſein Beiſpi
Schüler, ſeinen Einfluß und ſeinen Briefwechſel ſchon bei ſein
der Aſtronomie nützlich, iſt er es noch nach ſeinem Tode durch
daille, die, einem Vermächtniſſe von ihm zufolge, jährlich d
faſſer der beſten aſtronomiſchen Abhandlung, oder der merkw
Beobachtung zuerkannt wird. Ein ſo raſtloſes und ruhmvolles
ſchien dazu geeignet zu ſein, ihm ein unveränderliches Glück zu
und in der That war er lange Zeit im Beſitze des glänzendſt
Mit mehr Nachſichtigkeit würde er dieſen Ruf bis an's Ende ſein

Digitized by Google

erhalten haben: aber ſeine unkluge Freimüthigkeit, die Unerſchrockenheit, mit welcher er ſelbſt in den ſtürmiſchſten Zeiten ſeine Meinungen geäußert hatte, die oft beleidigende Strenge, welche er gegeu Syſteme, deren Unſtattbaſtigkeit keiner Rüge werth war, auszuüben pflegte, die Gewohnheit, ſelbſt da, wo er ſchweigen durfte, ſeine Geſinnungen frei zu offenbaren, alles dieſes reizte eine Menge von Unzufriednen gegen ihn auf, die ihn verfolgten, und denen es ſogar gelang, ihm ſeine wirklichen Verdienſte ſtreitig zu machen. Dazu kam, daß ſein Charakter ein ſonderbares Gemiſch von großen, empfehlungswürdigen Eigenſchaften und von auffallenden Sonderbarkeiten war, welche aus Eitelkeit und einer gewiſſen Sucht, Aufſehn zu erregen, hervorgegangen ſein mögen. Unter letztern zeichnete ſich ſein Atheismus aus, der ihm viele Feinde zuzog. Ungeachtet dieſer Sonderbarkeiten war Lalande gütig, großmüthig und gefühlvoll, und überhaupt wol auch religiöſer, als er ſelbſt glaubte, oder ſein wollte. Er ſtarb 1807.

Lally Tolendal. I. Der Vater, Thomas Arthur, franzöſiſcher Generallieutenant u. ſ. w., von irländiſcher Abkunft. Aus Anhänglichkeit an die Stuarte waren ſeine Vorfahren mit Jacob II. nach Frankreich gekommen. Arthur zeichnete ſich 1740 in der Schlacht von Fontenoi rühmlich aus. Während der Dauer des ſiebenjährigen Kriegs wurde er (1756) nach Oſtindien geſchickt, um dort gegen die Engländer große Maßregeln zu treffen und die franzöſiſchen Beſitzungen ſicher zu ſtellen. Er war hier aber nicht glücklich, er wurde in Pondichery eingeſchloſſen, dieſer wichtige Platz von den Engländern erobert und er zum Gefangnen gemacht (22. Jan. 1761). Nach hergeſtelltem Frieden ward ihm über ſeine Kriegsführung in Oſtindien der Prozeß gemacht er wurde des Todes ſchuldig erkannt und am 9. May 1767 hingerichtet. Man nannte ſeinen Tod einen Juſtizmord, und ſeine hinterlaſſenen Freunde, ſo wie ſein Sohn, namentlich auch Voltaire, brachten es 1778 dahin, daß ſein Prozeß revidirt und caſſirt wurde. II. Der Sohn, Teophile Gérard, geb. 1751, widmete ſich ebenfalls dem Kriegsdienſte. Er machte ſich früh durch die Schutzſchriften zur Ehrenrettung ſeines Vaters bekannt, und umfaßte die Sache der Revolution mit Feuer, aber auch mit großem Verſtande, indem ihm die Abwege nicht entgingen, auf welche die Anarchiſten das Volk nur mit zu großem Erfolge zu leiten ſuchten. Er verließ ſogar bei den fortſchreitenden Volksausſchweifungen Frankreich, und ging zu ſeinem Freunde Mounier nach der Schweiz. Er kehrte zurück, wurde verhaftet und entging, wie durch ein Wunder, den Septemberermordungen. Darauf floh er nach England, und bot ſich von da vergebens beim Prozeſſe Ludwigs XVI. zum Vertheidiger an. Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück, nahm aber erſt unter Ludwig, nach deſſen Reſtauration, Theil an den öffentlichen Angelegenheiten und wurde von dieſem in die Kammer der Pärs gerufen.

Lama, Lamaiſche Religion. Lama, welches im tangutaniſchen Mutter der Seelen, Seelſorger bedeutet, iſt bei den Mongolen die Benennung aller Geiſtlichen, bei den Kalmucken nur der vornehmern. Danach heißt die Religion der Mongolen und Kalmuken die lamaiſche. In derſelben wird als höchſter Gott der Schigemuni, und als deſſen Stellvertreter der Dalai-Lama, d. h. der große Lama verehrt. Er iſt das Oberhaupt der geiſtlichen und weltlichen Macht in Tibet, welches Kaiſerthum als ein Kirchenſtaat (Theokratie) betrachtet werden kann. Er ſtellt nicht bloß einen ſichtbaren Stellvertreter der Gottheit auf Erden vor, ſondern auch eine, unter den Menſchen woh-

nende, wirkliche Gottheit. Der Glaube an ſein ewiges Fortleben
ſich an die dort herrſchende Idee der Seelenwanderung an. Man g
daß die Gottheit, ſo wie ſie den Körper des Dalai=Lama, den
her bewohnte, verläßt, ſogleich wieder auf eine übernatürlich
Beſitz von einem andern Körper nehme, daß alſo nur das Äußer
das Weſen ſelbſt wechſelt. Und in der That kann man auf eine
Weiſe dies annehmen: denn bei dem ſo durchaus regelmäßigen h
ſchen Syſteme iſt es faſt gleichgültig, wer an der Spitze ſteht
gewöhnlicher Wohnſitz ſind zwei, in der Nähe der Hauptſtadt Lh
legne Klöſter, in denen er abwechſelnd ſich aufhält. Überall i
einer Menge Geiſtlichen umgeben; kein Frauenzimmer aber darf
er ſich aufhält, übernachten. Unſtreitig geſchieht dies um der ih
legten Reinheit willen; er iſt der Unbefleckte. Die Anbetung
gebornen ſowol, als einer erſtaunlichen Menge von Fremden (d
alle mongoliſche Völkerſchaften in Rußland erkennen ihn an)
lange und beſchwerliche Reiſen unternehmen, um ihm zu huld
ſeinen Segen zu erhalten, empfängt er auf einer Art von Al
einem großen, prächtigen Kiſſen mit übereinander geſchlagnen
ſitzend. Nach den Tibetanern bezeigen ihm die Tatarn die grö
erbietung. Aus den entfernteſten Gegenden begeben ſie ſich zu i
die Fürſten unterwerfen ſich denſelben Ceremonien, wie das
aber beweiſt ihnen nicht mehr Achtung, als Andern. Er gr
mand, entblößt ſein Haupt nicht, ſteht vor Niemand auf, und
ſich, ſeine Hand auf das Haupt ſeiner Anbeter zu legen, welch
Vergebung ihrer Sünden zu erlangen glauben. Sie ſind überz
die höchſte Gottheit in ihm lebt, daß er Alles weiß und ſieht,
nerſten der Herzen lieſt, und über Nichts Erkundigung ei
braucht. Thut er es doch, ſo geſchieht es nur, um den Un
und Übelgeſinnten keine Veranlaſſung zu Klagen zu geben.
theilt er Kügelchen von geweihtem Mehlteig aus, mit denen die
viel Aberglauben treiben; falſch aber iſt es, daß von ſeinem
Kügelchen gemacht, ausgetheilt, in goldnen Büchſen verwahrt
mit den Speiſen vermiſcht würden. Seine Macht war ſonſt
die Chans ein= und abſetzte, größer, als jetzt, wo er vom K
China, obſchon ihm dieſer in religiöſer Hinſicht unterworfen
abhängt. In ſeiner Hauptſtadt halten ſich jetzt zwei chineſiſche
nen mit einer Garniſon von 1000 Chineſen auf, und im Pal
king unterhält der chineſiſche Kaiſer einen Unterlama, der
Nuntius von Tibet abgeſandt wird. Iſt ein Dalai=Lama g
ſo kommt es darauf an, zu entdecken, wo es ihm gefallen h
neue wieder geboren zu werden. Hierin muß man ſich ſtets
Lama's verlaſſen, welche allein von den Zeichen unterrichtet
welchen er erkannt werden kann, oder vielmehr, welche wiſſen
Kind der Verſtorbne zu ſeinem Nachfolger ernannt hat. — D
ten überhaupt theilen ſich in Gelb= und Rothmützen.
ſteht unter drei Lama's: jene unter den Dalai, Tiſchu oder
Taranautlama, dieſe unter den drei Schammar. Der Dalai=
unter allen der vornehmſte, nächſtdem der Tiſchulama, welcher
lumbu, zehn Tagereiſen ſeitwärts von Lhaſſa, wohnt. Die dr
mar wohnen in verſchiednen Klöſtern, der vornehmſte von ihne
ſiſudon, der Hauptſtadt von Butan. Ihnen untergeordnet ſind
Geiſtliche von verſchiednem Range, die in großem Anſehn
Unterricht beſorgen, und zum Theil nach gewiſſen Ordensrege
eheloſem Stande, wie die chriſtlichen Mönche, leben. Man

Digitized by Google

am Lhaſſa 3000 Klöſter. Die lamaiſche Religion iſt von Tibet ausgegangen und kennt kein ewiges Urweſen. Ihre Götzen oder Burchanen, 108 an der Zahl, ſind erſchaffne Weſen, die ſchon vor der jetzigen Welt durch ihre, in vierzigfältigen Wanderungen bewieſne Heiligkeit zum Range göttlicher Weſen emporſtiegen. Schigemuni, der Hauptgötze, erſchien 1000 Jahr vor Chr. zuletzt auf der Welt als Stifter des lamaiſchen Glaubens, und beherrſcht jetzt das, in Elend verſunkne Weltalter. Die Erde iſt von Geiſtern aus der Oberwelt, die zu Menſchen ausgeartet ſind, bewohnt. Je nachdem ſie die Prüfung des Lebens gut oder ſchlecht beſtanden hat, trit nach dem Tode des Körpers die menſchliche Seele in einen höhern oder niedrigern Zuſtand. Dieſer Glaube macht die Lamaiten wohlthätig, menſchenfreundlich und ſittſam. Ihr Götzendienſt beſteht in ſchreienden und lärmenden Geſängen und Gebeten, begleitet mit einer überlaut tönenden Muſik, in prächtigen und feierlichen Umzügen, und in der Feier gewiſſer Feſte zu beſtimmten Zeiten, verbunden mit Wallfahrten und Kaſteiungen. dd.

Lamarck (Jean Baptiſte Antoine Pierre Monet, Chevalier de) wurde 1745 in der Picardie geboren, wo er von einer angeſehenen Familie abſtammte, und frühzeitig in den Militairſtand trat. Eine Verletzung, die er ſich zuzog, zwang ihn jedoch bald, dieſem Stande zu entſagen, und er widmete ſich nun den Studien. Anfänglich zog die Medizin ihn an, dann ergab er ſich der Aſtronomie und machte hierin ſo bedeutende Fortſchritte, daß die Akademie der Wiſſenſchaften ſeine erſten Verſuche in dieſem Felde einer günſtigen Aufnahme würdigte; durch Bernard de Juſſieu's geiſtvolle Vorträge der Botanik fühlte er ſich aber plötzlich zum Studium der Naturkunde hingeleitet, in welchem er ſich fortan auszeichnen ſollte. Juſſieu hatte nämlich bei Gelegenheit einer botaniſchen Wanderung, welcher Lamarck beiwohnte, geäußert, wie die bisherige Manier des Unterrichts in dieſem Fache noch viel zu wünſchen übrig laſſe, und Lamarck faßte nun den Gedanken, dem abzuhelfen. Mit großem Fleiß arbeitete er eine Abhandlung aus, in welcher er die Fehlerhaftigkeit der ältern Methoden zeigte, und eine neue vorſchlug, die den allgemeinſten Beifall fand. Von allen Seiten ermuntert, unternahm er es nun, ſein neu aufgeſtelltes Syſtem auf die ſämmtlichen Pflanzen Frankreichs anzuwenden, und überreichte demzufolge der Akademie ſeine, nach dieſen Grundſätzen ausgearbeitete: Flore française, ou Description succinte de toutes les plantes, qui croissent en France. Dies Werk erhielt die Auszeichnung, daß es, auf den darüber von der Akademie gegebnen Bericht, auf Koſten der Regierung zum Beſten des Verf. gedruckt wurde (1780 unter der Jahrzahl 1778. 3 Bände in 8.) Eine zweite Auflage davon erſchien 1793; eine dritte, vermehrte und von Decandolle umgearbeitete, 1805.) Von nun an wandte Lamarck ſeinen ganzen Fleiß auf dieſe Wiſſenſchaft und übernahm deshalb auch mehrere botaniſche Reiſen nach Auvergne und einen Theil von Deutſchland, letztere mit dem Sohne des großen Buffon. Bei ſeiner Rückkehr nach Paris übernahm er die Redaction des botaniſchen Theils der Encyklopädie, welche der Buchhändler Panckoucke damals heraus gab, und widmete ſich dieſer Arbeit mit ſolchem Eifer, daß er bereits 1783 die erſte Hälfte des erſten Bandes mit einer Einleitung konnte erſcheinen laſſen, die einen kurzen Umriß der Geſchichte ſeiner Wiſſenſchaft enthielt. 1788 kam der 2te Bd. heraus und alles verſprach eine baldige Beendigung des Werks. Leider erfolgte dieſe aber nicht. Eine Zwiſtigkeit zwiſchen ihm und dem Verleger über einige aufzunehmende Artikel brachte die Sache in's Stocken, und Lamarck's botani-

ſche Laufbahn endete zugleich hiermit. Außer den genannten Werken hat man noch von ihm mehrere, in den Memoiren der Akademie und in dem von ihm, dem Abbe Haüy, Fourcroy, Bruquiere, Olivier und Pelletier herausgegebnen Journal d'Histoire naturelle (2 Bände 1792) abgedruckte, trefliche botaniſche Abhandlungen, die bedauern laſſen, daß ihr Verf. ſich von dieſem Zweige der Wiſſenſchaft wegwendete. Beim Ausbruch der Revolution war Lamarck zweiter Lehrer beim königl. Pflanzengarten, erhielt aber nun, in Folge andrer Einrichtungen, das Fach der Zoologie, in welchem er ſich bald aber ſo, wie in dem frühern, auszeichnete, wie unter andern ſeine Schrift: Système des animaux sans vertèbres, ou Tableau général des classes, des ordres et des genres de ces animaux (1. Bd. in 8. Paris, 1801.), ferner ſeine Philosophie zoologique und ſeine Histoire naturelle des animaux sans vertèbres beweiſen. Auch auf Phyſik wandte ſich Lamarck's umfaſſender Geiſt und er gab ſchon 1794, 2 Bände: Recherches sur les causes des principaux faits physiques heraus, in welchen er gegen mehrere falſche Aufſtellungen in dieſer Wiſſenſchaft auftrat. In demſelben Sinn iſt auch ſeine Refutation de la théorie pneumatique etc., die 1796 in Paris erſchien. Seine meteorologiſchen Beobachtungen ſammelte er in ſeinem Annuaire météorologique, welches er zuerſt 1799 herausgab und bis 1809 fortſetzte. Lamarck iſt jetzt Mitglied des Inſtituts und man hat ihm zu Ehren mehrern Pflanzen ſeinen Namen beigelegt.

Lambert (Joh. Hein.) einer der größten Philoſophen und Mathematiker des 18. Jahrh. Geb. 1728 zu Mühlhauſen im Sundgau, wo ſein Vater, Lucas, ein Schneider war, ward er auf Koſten des Magiſtrats unterrichtet; da ihm aber zum weitern Studiren die nöthige Unterſtützung fehlte, beſtimmte ihn der Vater zu ſeinem Handwerke. Um ſeine Wißbegierde fortdauernd zu befriedigen, ſtudirte er des Nachts, während er ſeine jungen Geſchwiſter wiegen mußte. Er verfertigte kleine Handzeichnungen und verkaufte ſie, um ſich das nöthige Licht zu verſchaffen. Mathematiſche Schriften zogen ihn ganz vorzüglich an. Dieſer Eifer für die Wiſſenſchaften bewog bald einige biedre Menſchen, ihn zu unterſtützen und unentgeltlich unterrichten zu laſſen. Kenntniß der Mathematik, der Philoſophie und morgenländiſchen Sprachen erwarb er ſich in ſeiner Vaterſtadt. Seiner zierlichen Handſchrift verdankte er eine Schreiberſtelle. Im 15. Jahre ward er Buchhalter in dem Eiſenwerke eines Herrn de la Lampe, wo er franzöſiſch lernte. Siebzehn Jahre alt kam er als Secretär zu Iſelin nach Baſel (damals Herausgeber einer Zeitung); allein die mechaniſchen Geſchäfte dieſes Amts befriedigten ſeinen denkenden Geiſt zu wenig. Daher empfahl ihn Iſelin dem Präſidenten von Salis als Hofmeiſter, bei welchem er, von einer guten Bibliothek unterſtützt, ſich in allen Wiſſenſchaften vervollkommnete und beſonders ſein mathematiſches Genie entwickelte. Nach einem achtjährigen Aufenthalte in Chur begleitete er 1756 ſeine Zöglinge nach Göttingen, wo er Correſpondent der Societät der Wiſſenſchaften wurde, von da 1757 nach Utrecht, und 1758 nach Paris, Marſeille und über Turin nach Chur zurück. Nach einem kurzen Aufenthalte in ſeiner Vaterſtadt begab er ſich 1759 nach Augsburg, wo er ſein Werk über die Photometrie (Meſſung der Stärke des Lichts und der Farben), die er als Wiſſenſchaft begründete, drucken ließ. Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Baiern, mit 800 Gulden Gehalt, war er nur kurze Zeit, weil er ſich nicht in München aufhalten wollte. Er begab ſich nach Erlangen. In dieſer Zeit gab er ſeine kosmologiſchen Briefe über die Einrichtung des Weltbaues heraus, welche die Tiefe ſeines Geiſtes beurkunden.

1763 machte er eine Reiſe nach Veltin, und wurde Mitglied einer Geſellſchaft zur Berichtigung der Grenzen zwiſchen Mailand und der Republik. Im Dec. deſſ. J. ging er nach Leipzig und, nachdem er hier ſein neues Organon herausgegeben hatte, im Febr. 1764 nach Berlin, wo ihn Friedrich II. mit einem anſehnlichen Gehalte zum Oberbaurath und zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften ernannte. Lambert verwaltete dieſe Ämter bis an ſeinen frühzeitigen Tod, 25. Sept. 1777. Er war ein Mann von aufrichtigem, redlichem und geradem Weſen, in hohem Grade mitleidig, theilnehmend, wohlthätig und friedliebend, und von einer unſtörbaren Ruhe des Gemüths und Gewiſſens. Hatte er auch in einigen Wiſſenſchaften nur mittelmäßige Kenntniſſe, ſo war er in der Mathematik, in der Logik und Metaphyſik damals der größte Analytiker und unterſtützte ſeine Talente durch den bewundernswürdigen Fleiß, mit welchem er täglich von früh 5 Uhr bis in die ſpäte Mitternacht für die Wiſſenſchaften thätig war. Er entdeckte auch die Theorie des Sprachrohrs. ML.

Lamettrie (Julien Offroy de), ein berüchtigter Materialiſt und mediciniſcher Charlatan, geboren zu St. Malo 1709, ſtudirte die Medicin in Holland unter Boerhaave. Mit Kenntniſſen bereichert, kam er nach Paris, wo er bei dem Duc de Grammont, Oberſten der Garden, angeſtellt wurde, der ihn zum Arzt ſeines Regiments machte. Er folgte demſelben zur Belagerung von Freiburg, und ward hier gefährlich krank. Er glaubte wahrzunehmen, daß die geiſtige Kraft, welche man Seele nennt, mit dem Körper ſchwindet und mit ihm verblüht, und ſchrieb als Phyſiker von dem, was nicht in die Phyſik gehört, und verfaßte eine Histoire naturelle de l'âme. Dieſes Werk, das auf jeder Seite den gröbſten Materialismus und Unglauben athmet, erweckte ihm Feinde; ſein Beſchützer blieb, und er verlor ſeine Stelle. Jetzt kehrte er ſeine Waffen gegen ſeine pariſer Collegen und ſchrieb, unter dem Namen: Aletheius Demetrius, ſeine Satyre: Pénélope ou Macchiavel en médecine, Berlin 1748, weswegen er genöthigt ward, ſich vor ſeinen Widerſachern nach Leyden zu flüchten. Hier gab er ſeinen L'homme Machine heraus. Beſtändige Vorausſetzung deſſen, was bewieſen werden ſoll, unvollkommne Vergleiche oder Analogien ſtatt der Beweiſe, einzelne richtige Beobachtungen, aus denen allgemeine Schlüſſe gezogen werden, die nicht daraus folgen, Behauptungen ſtatt Zweifel, darin beſteht die Philoſophie des Verfaſſers. Verfolgt in Holland, wo ſein Buch zum Feuer verurtheilt wurde, ging er 1748 nach Berlin, ward Vorleſer und Freund des Königs und Mitglied der Akademie, ſtarb aber ſchon 1751 an einem Fieber, das er nach ſeinen eignen widerſinnigen Anſichten behandelte. Der König von Preußen ſelbſt verfaßte ſeine Leichenrede, welche in der Akademie verleſen wurde. Man findet in allen Werken Lamettrie's Feuer und glänzende Phantaſie, aber wenig Urtheil, Genauigkeit und Geſchmack. Seine philoſophiſchen Schriften ſind zu Berlin 1751 in zwei Bänden geſammelt erſchienen. Dieſe Schriften ſind außer den genannten: L'homme plante; L'art de jouir; Le discours sur le bonheur u. ſ. w. In der letztern iſt Lamettrie nach Diderot ein unverſtändiger Schriftſteller, der die Leiden des Weiſen mit den Qualen des Böſewichts, die leichten Übel des Wiſſens mit den verderblichen Folgen der Unwiſſenheit verwechſelt, der die Frivolität des Geiſtes in dem, was er ſagt, und die Verderbtheit des Herzens in dem, was er nicht zu ſagen wagt, zu erkennen gibt; der hier behauptet, der Menſch ſey böſe von Natur, und anderwärts aus der Natur der Weſen ihrer Pflichten und ihre Glückſeligkeit ablei-

tet; der ſich zu bemühen ſcheint, den Verbrecher bei ſeinem Verbrechen, den Laſterhaften bei ſeinen Laſtern zu beruhigen, und deſſen grobe, aber wegen der Scherze, womit er ſie würzt, gefährliche Sophismen einen Schriftſteller verrathen, der nicht die erſten Ideen von der Grundlage der Moral hat. Das Chaos von Verſtand und Überſpannung in ſeinen Schriften kann nur von leichtſinnigen Leſern ohne Widerwillen betrachtet werden, welche Witz und Wahrheit verwechſeln, und denen man alles bewieſen hat, wenn man ihnen ein Lächeln abgewinnt. Selbſt Voltaire, der ihn in Schutz genommen hatte, nahm ſpäter ſeine Lobſprüche zurück; ſo wie er ſelbſt denn auch noch auf dem Todenbette von jenem Unglauben zurückgekommen iſt, und unzweideutige Beweiſe einer ernſtlichen Reue abgelegt hat.

Lamoignon=Malesherbes (Chrétien=Guillaume) geboren den 16. Dec. 1721 zu Paris, wo ſein Vater Kanzler von Frankreich war, widmete ſich, nach vollendeten Studien, der Rechtswiſſenſchaft, ward Subſtitut des General=Procurators, dann Parlamentsrath, und 1750 erſter Präſident bei der Steuerkammer (cour des aides). In den 25 Jahren, während welcher er dieſe Stelle bekleidete, widerſetzte er ſich mit Muth ſowol dem Übermaße unheilbringender Auflagen, als auch der Raubgier der Generalpächter. Eine Menge Discours und Remontrances, welche er während dieſes langen Kampfes gegen den Despotismus verfertigte, ſind, als Meiſterwerke von Abhandlungen über die Finanzverwaltung, 1779 gedruckt worden. In dieſen Werken verbreitete er ſich auch über den Mißbrauch der ſogenannten Lettres de cachet (Verhaftsbefehle). Als im April 1771 die oberſte Steuerkammer aufgehoben wurde, zog ſich Lamoignon auf ſeine Landgüter zurück, wo er durch Unterricht und Wohlthun der Beglücker ſeiner Unterthanen wurde. Nachdem er 1774, bei Wiederherſtellung jenes Gerichtshofs, von neuem an die Spitze deſſelben getreten war, ward er bei der Thronbeſteigung Ludwigs XVI., welcher nur von den rechtſchaffenſten Männern ſeiner Nation umgeben ſein wollte, 1775 zum Miniſter des Innern erwählt. Er verwaltete dieſe Stelle zum Wohle ſeines Vaterlandes etwa ein Jahr, und nahm bei der Entlaſſung Türgot's aus den Miniſterium Gelegenheit, auch die ſeinige zu verlangen. Nachdem er unter erborgtem Namen einen großen Theil Frankreichs, der Schweiz und Holland durchreiſt war, und allenthalben über Künſte und öffentliche Anſtalten die zweckmäßigſten Nachforſchungen angeſtellt hatte, kehrte er zu Anfang der Revolution nach Frankreich zurück. Als Ludwig XVI. vor Gericht geſtellt werden ſollte, erbot ſich Lamoignon freiwillig, Vertheidiger deſſelben zu werden, welches ehrenvollen Amts er ſich auch auf die rühmlichſte Weiſe entledigte. In Folge der Verbrechen, welche während der Revolution begangen wurden, konnte es nicht fehlen, daß auch Lamoignon den Verdacht der Tyrannen erregte; er ward, nebſt ſeiner Tochter und Enkelin in's Gefängniß geworfen, zum Tode verurtheilt, und am 22. April 1793 hingerichtet. Seine Heiterkeit verließ ihn auch im Tode nicht. Lamoignon war zugleich ein Mann von gelehrten Kenntniſſen. Er war im J. 1750 zum Mitgliede der franz. Akademie, und 1759 der Akademie der ſchönen Künſte und Inſchriften ernannt. Als Director des Buchhandels wußte er der Preſſe alle Freiheit zu verſchaffen, welche Weisheit und Ordnungsliebe in einem guteingerichteten Staate geſtatten dürfen. Die meiſten ſeiner Schriften ſind dem Ackerbau und der Naturkunde gewidmet. Seine Lebensgeſchichte iſt nach Boiſſy d'Anglas in den Zeitgenoſſen St. 17. erzählt.

Lamien, ſ. **Lemures**.

Lamothe Valois (Gräfin de la), berüchtigt durch die weltkundige Halsbandgeſchichte, gab ſich für einen Sprößling aus der Familie der Valois aus, aus welcher ſie durch einen Baſtard Heinrichs II. abſtammen wollte. Bis zu dem Augenblicke, wo ſie durch jenen Prozeß die Aufmerkſamkeit von ganz Europa auf ſich zog, hatte ſie troß ihrer vorgeblichen Abkunft in Elend und Verachtung gelebt, ob ſie gleich, in alle Künſte der Sittenloſigkeit und Intrigue eingeweiht, kein Mittel unverſucht gelaſſen, ſich Anſehn und Reichthum zu verſchaffen. Von dieſer Seite einem großen Theile des Adels zu Verſailles und Paris bekannt, ſetzte ſie Alle, die von ihren Glücksumſtänden unterrichtet waren, in Erſtaunen, als ſie plötzlich im Jahre 1784 einen Aufwand zu machen begann, der auf einen ungeheuern Reichthum ſchließen ließ. Kaum hatte man Zeit gehabt, dieſe auffallende Verwandlung ihrer Verworfenheit zuzuſchreiben, als ein leiſes Gerücht von einer Intrigue ruchbar wurde, die ganz Europa mit Erſtaunen erfüllte. Der Fürſt **Louis von Rohan** (ſ. d. Art.), Kardinal, Biſchof von Straßburg, Groß-Almoſenier, und eine der vornehmſten Perſonen des Reichs, war, aus nicht hinlänglich bekannten Gründen, in Ungnade gefallen. Die Gräfin de Lamothe, von dem Beſtreben des Kardinals, um jeden Preis die Gunſt des Hofs wieder zu erhalten, unterrichtet, hatte ihm vorgeſpiegelt, ſie wiſſe, daß die Königin, bei der ſie einen bedeutenden, obgleich zur Zeit noch geheimen Einfluß habe, einen gewiſſen koſtbaren Halsſchmuck, der ihr zum Kauf angeboten worden, zu beſitzen wünſche, ohne daß ſie für den Augenblick im Stande ſei, die Kaufſumme aus eignen Mitteln zu beſtreiten. Auch hatte ſie ihm zu verſtehen gegeben, es biete ſich ihm jetzt, wenn er jenes Halsband in ſeinem Namen kaufen und der Königin abſchlägliche Zahlung geſtatten wolle, die beſte Gelegenheit dar, die Gunſt derſelben wieder zu erlangen. Der Kardinal war in dieſe Schlingen gefallen, hatte das Halsband gekauft, und es der Gräfin de Lamothe zur Einhändigung an die Königin geliefert, wogegen ihm ein von Letztrer fälſchlich unterſchriebner Revers, der die Termine der Rückzahlung beſtimmte, zu ſeiner Sicherheit übergeben worden war. Damit noch nicht zufrieden, hatte die Gräfin, um den Kardinal deſto vollkommner zu täuſchen, ein, mit ihr einverſtandnes Frauenzimmer unter der Maske der Königin im Auguſt 1784 ihm im Garten von Verſailles erſcheinen, und eine Roſe zu deſſen Füßen hinwerfen laſſen. Der Termin, an welchem der Kardinal ſelbſt das Halsband zu bezahlen verſprochen, war erſchienen, und er, der einer ſo großen Summe nicht mächtig geweſen, hatte den Juwelieren entdeckt, die Königin habe ihr Halsband gekauft. Als die Juweliere, nach langem Warten, keine Bezahlung erhalten konnten, wandten ſie ſich endlich unmittelbar an den König, und gaben ſomit Veranlaſſung zur Entdeckung des geſpielten Betrugs. Durch den Spruch des Parlaments ward der Kardinal aller ſeiner Würden entſetzt, die Gräfin de Lamothe als überwieſen, das Halsband unterſchlagen und verkauft zu haben, zu Brandmarkung, Staupbeſen und ewigem Gefängniſſe verurtheilt. Aus dieſem entkam ſie nach einigen Jahren, worauf ſie nach England entfloh, und dort in Vereinigung mit ihrem Gemahle, der daſelbſt das Halsband verkauft hatte, eine Schrift gegen den Hof von Verſailles, beſonders gegen die Königin, erſcheinen ließ. Neue und höchſt anziehende Aufklärungen über die Halsbandgeſchichte geben die nachgelaſſnen Werke des Exjeſuiten Abbé Georgel, welcher Rohan's Secretär war. Pq.

Lampen. Die Erfindung der Lampen wird den Aegyptern zugeſchrieben. Schon an dem Feſte, welches von uralten Zeiten her zu Sais

in Niederägypten, der Minerva zu Ehren gefeiert wurde, brannte eine Menge Lampen. Zu Hiob's und Moſis Zeiten waren ſie ſchon bekannt. Die Aegypter waren auch die erſten, welche brennende Lampen, als Sinnbild der Unſterblichkeit der Seele, in die Gräber zu den Leichnamen ſetzten. Dies ſoll der Urſprung der ſogenanten ewigen Lampen ſein, deren Docht und Nahrung unverzehrbar war, dergleichen hernach der Minerva zu Ehren erfunden wurden, von denen die des Kallimachus aber nur ein Jahr brannte. Von den Aegytern kamen die Lampen zu den Griechen, welche ſie der Minerva als Göttin der Wiſſenſchaften widmeten, weil ſich die Gelehrten beim nächtlichen Studiren der Lampen bedienten. Ehe die Römer die Lampen von den Griechen kennen lernten, hatten ſie Lichter. — Die vortheilhafteſte Lampe erfand Argand zu Genf und machte ſie 1784 bekannt (ſ. Argand'ſche Lampen). Die Entdeckung, daß ſich die brennende Luft durch den elektriſchen Funken entzünden laſſe, leitete Fürſtenbergen in Baſel auf die Erfindung einer elektriſchen Lampe, durch welche man leicht, ſicher und ohne Feuerzeug ein Licht anzünden kann. Dieſe Lampe ward hernach von Brander in Augsburg, de Gabriel in Straßburg, Ingenhouß und Pickel bedeutend verbeſſert. Auch Langenbucher, die beiden Ehrmann und der Profeſſor Stegmann in Caſſel erfanden um 1780 elektriſche Lampen. S. auch Thermolampen.

Lancaſter's und Bell's Syſtem einer verbeſſerten Schuleinrichtung hat in England und Frankreich ſo viel Aufſehn gemacht, und in den Kreiſen der vornehmen Welt ſo eifrige Beförderer gefunden, daß es jetzt in Europa überall, wo die Theilnahme für die Volksſchulen angeregt iſt, zur Sprache kommen muß. Dieſes Syſtem beſteht in dem Kunſtgriffe, die Schule vermittelſt der Schüler ſelbſt zu halten, und mit einem verhältnißmäßig ſehr geringen Koſtenaufwande eine ungewöhnlich große Anzahl von Schülern (Lancaſter hatte 880 beiſammen und will es mit 1000 Schülern ausführen) in einem Lehrzimmer unter einem Lehrmeiſter zu gleicher Zeit, und, wie die Erfinder hinzuſetzen, mit dem beſten Erfolge zu unterrichten. Die ganze Anzahl der Schüler wird dabei in eine Menge kleiner Klaſſen getheilt, und jede derſelben durch einen größern Schüler in den nöthigſten Fertigkeiten (Leſen, Schreiben, Rechnen und Memoriren eines Religionsbuchs) ſo weit geübt und abgerichtet, als dieſer ſie ſelbſt vorher von dem Lehrmeiſter erlernt hat. Solche Schulgehülfen oder Unterlehrer heißen Monitors, und haben ihre Klaſſe (ungefähr 10 Schüler) auf einer Bank, oder, wie Bell es angeordnet hat, in einem Halbkreiſe ſtehend, vor ſich. Die geübteſten und moraliſch zuverläſſigſten Schüler führen als Obergehülfen oder General-Monitors die Aufſicht über dieſe Unterlehrer und deren Klaſſen. Andre Gehülfen beſorgen den kleinen Dienſt der Schulpolizei und guten Ordnung, einer das Aufzeichnen der Abweſenden, ein andrer das Liniren der Schreibbücher, ein andrer das Austheilen und Aufbewahren der Schiefertafeln u. ſ. w. Dieſes ganze Triebwerk vollendet, bei einer zweckmäßigen, jede Störung einer Claſſe durch die andre verhütenden Eintheilung des großen Schulzimmers, ohne ungehöriges Geräuſch und in genau abgemeſſener, pünktlicher Aufeinanderfolge der Geſchäfte, jede Aufgabe, die der Lehrmeiſter vorher dem Gehülfen vorgemacht hat. Ein ſtreng gehandhabtes Syſtem von Strafen und Belohnungen, die theils körperlich, theils auf den Ehrtrieb (Ehrenbillets, Verdienſtorden, Schandzettel, Pranger) berechnet ſind, hält die Maſſe der Kinder zu guter Zucht. Alles geht und wirkt zum Zwecke, wie die Arbeit in einer Fabrick, wo jeder Arbeiter einen Theil des Fabricats fertigt und

der Meiſter nur anordnet, oder wie in einer militäriſchen Heerſchaar, wo das Commando vom General durch die Unterbefehlshaber bis auf die einzelnen Abtheilungen der Gemeinen herabläuft und maſchinenmäßig vollzogen wird. Der Lehrmeiſter unterrichtet nur die Gehülfen, wacht über den planmäßigen Gang des Ganzen und handhabt die Zucht; nebenher gibt er noch Jünglingen, die ihm ſeinen Unterrichtsmechanismus abſehen, um ihn künftig als Lehrmeiſter eigner Schulen nachzumachen, methodiſche Fingerzeige. Unſtreitig verdient die Ordnung, Pünktlichkeit, Sorgfalt und ſtreng geregelte, ſich gleichbleibende Thätigkeit, in der mehrere Hunderte von Schülern in einem Zimmer bei dieſer Schuleinrichtung erhalten und nützlich beſchäftigt werden, eine achtungsvolle Anerkennung, und aus bekannten Gründen hat die außerordentliche Wohlfeilheit derſelben (zur Erſparung des Papiers werden die erſten Übungen im Schreiben auf Tiſchen gemacht, die mit Sand beſtreut ſind) die Bewunderung und Theilnahme der Staatsmänner erregt, denen auch die militäriſche Zucht recht angemeſſen ſchien, um die Kinder aus der Hefe des Volks an ein geſittetes und geſetzmäßiges Betragen zu gewöhnen. Die Ehre der erſten Erfindung gehört dem Dr. Andreas Bell, einem engliſchen Geiſtlichen, der Aufſeher einer Waiſenſchule in Oſtindien auf die Idee, Anfänger durch geübtere Schüler unterrichten zu laſſen, gekommen war, und ſie von 1790 bis 1796 in dieſer Anſtalt (zu Egmore bei Madras) angewendet hatte. Der nach ſeiner Rückkehr an die oſtindiſche Compagnie darüber von ihm erſtattete Bericht erſchien 1797 zu London im Druck, ohne beſondre Aufmerkſamkeit zu erregen. Im folgenden Jahre eröffnete aber Joſeph Lancaſter, ein Quäker, in einer Vorſtadt Londons eine Armenſchule, die er, durch die Menge ſeiner Schüler veranlaßt, allmälig nach der oben beſchriebnen Methode einrichtete und 1805, durch die Mildthätigkeit vieler Kinderfreunde unterſtützt, bis auf 800 Schüler erweiterte. Zugleich vereinigte er mehrere hundert Mädchen zu einer ähnlichen Schule, und umgab ſich mit jungen Erziehern, die er zu Lehrern heranzog und an ſeiner Stelle arbeiten ließ, während er in den Jahren 1810 und 1811 die brittiſchen Königreiche bereiſte und die Einrichtung mehrer Schulen nach ſeinem Syſtem bewirkte. Mehrere engliſche Große, ſelbſt königliche Prinzen, beförderten die Ausbreitung des Lancaſterianismus; die hohe Geiſtlichkeit aber, unzufrieden, die Verbeſſerung der Schulen von einem Quäker betrieben zu ſehn, ſtellte ihm den Dr. Bell, der bisher auf einem Landgütchen privatiſirt hatte, als den erſten Erfinder entgegen. Dieſer mußte ſeit 1812 in England Schulen errichten, pädagogiſche Lehrbücher ſchreiben und unter der Leitung eines pädagogiſchen National-Vereins, der, den Prinzen Regenten zum Patron, den Erzbiſchof von Canterbury zum Präſidenten und mehrere Biſchöfe und Staatsmänner zu Mitgliedern hat, die Sache in's Große treiben. Bell's Schulen haben faſt ganz die dargeſtellte, von Lancaſter ſchon angewendete Einrichtung. Demnach wird das Unternehmen auf beiden Seiten als Parteiſache behandelt. Bell wird von der Hofpartei, Lancaſter von der Volkspartei unterſtützt, der Staat aber hat von dieſen Schulen nicht Kenntniß genommen und ſie ſind bis jetzt, wie die Volksſchulen in England überhaupt, Privatanſtalten geblieben. Der Graf Laborde brachte die Kunde von dieſer Schulverbeſſerung 1814 nach Frankreich, mehrere Große in Paris vereinigten ſich 1815 zu einer Geſellſchaft für den erſten Unterricht, es entſtand ein Wetteifer, lancaſter'ſche Schulen zu errichten und mit anſehnlichen Geldbeiträgen zu unterſtützen, unter den franzöſiſchen Vornehmen, den eine königliche Verordnung vom 19. Febr. 1816 mit

Empfehlung dieſer guten Sache beſtens belobte; 1817 war die Zahl der Unterzeichner bis 700 angewachſen, und (1819) beſtanden in Paris 17 Schulen nach Lancaſter's Methode, jede von 2 bis 300 Kindern, und in den Departements, beſonders den nördlichen und öſtlichen, viele ähnliche. Sie ſind auch in Frankreich durchaus Privatanſtalten, die der Wohlthätigkeit ihr Beſtehen verdanken, und nur Kinder der ärmern Klaſſe aufnehmen. In Paris werden Lehrer nach Lancaſter's Idee gebildet. Der ruſſiſche Kaiſer ſchickte 1815 den Baron Strandmann mit 4 jungen Ruſſen nach England und Frankreich, um dieſe Methode prüfen und nach Rußland verpflanzen zu laſſen. Im Herbſt 1817 eröffnete ein Pädagog, Namens Scappa, im königlichen Armenhauſe zu Neapel eine lancaſter'ſche Schule und Bell's Anweſenheit in der Schweiz gab Gelegenheit zur Stiftung ähnlicher Schulen zu Genf und im Waadtlande. In Wien ließ 1818 der General Bianchi junge Soldaten nach der lancaſter'ſchen Methode unterrichten. Dieſe Schulen ſind in Ländern, wo bisher noch faſt gar Nichts, wie in Frankreich, oder nichts Geordnetes und Zweckmäßiges, wie in England, für den Volksunterricht geſchaffen war, unſtreitig von großem Nutzen, doch immer nur ein Nothbehelf, der die mangelnde Volkserziehung nicht erſetzen kann. Sie wirken bloß auf äußere Abrichtung in den Fertigkeiten des Leſens, Schreibens und Rechnens nach ſehr unvollkommnen Methoden. Der Religionsunterricht beſchränkt ſich auf ein ſeelenloſes Auswendiglernen. Sprachunterricht, Singen, Zeichnen und Denkübungen fehlen ganz. An Wirkſamkeit des Lehrers auf das Gemüth der Kinder und an eigentliche Geiſtesbildung iſt dabei gar nicht zu denken. So hat denn England, Frankreich ꝛc. ein Lehrſyſtem, deſſen todter Mechanismus in Deutſchland ſchon ſeit 50 Jahren geächtet und durch beſſere Methoden zur wahren Menſchenbildung verdrängt worden iſt, mit einem Eifer aufgenommen, der eine gänzliche Unbekanntſchaft mit den Fortſchritten der deutſchen Erziehungskunſt und mit dem Geiſte der peſtalozzi'ſchen Erziehungsidee verräth. Deutſche Dorfſchulmeiſter leiſten jetzt mehr für die Geiſtesbildung ihrer Schüler, als Lancaſter und Bell, und kein Deutſcher, der das einheimiſche Gute kennt, kann auf den Einfall kommen, uns eine Schuleinrichtung zu empfehlen, die wol zur Entwilderung des Pöbels in England und Frankreich brauchbar ſein mag, aber, wo Menſchen und Chriſten gebildet werden ſollen, unzulänglich und zweckwidrig iſt. E.

Lancaſter (Jacob) war der erſte engliſche Seefahrer, welcher eine, nach Oſtindien beſtimmte brittiſche Flotte befehligte. Mit 3 Schiffen ging er den 10. April 1591 in Plymouth unter Segel, hatte aber gleich das Unglück, im Kanal von Mozambique eines derſelben einzubüßen. Mehrere Priſen, die er den Portugieſen abnahm, entſchädigten ihn jedoch für dieſen Verluſt. Nachdem er bis Malakka gekommen, auch auf Ceylon angelegt und überall ſich bemüht hatte, ſeinen Landsleuten nützliche Handelsverbindungen zu knüpfen, lichtete er im December 1592 die Anker wieder, um nach Europa zurückzukehren, ward aber, aus Mangel an Lebensmitteln bald gezwungen, wieder in den Meerbuſen von Paria einzulaufen. Später überfiel ihn auf der Rückreiſe ein Sturm, der ihn bis zu den bermudiſchen Inſeln hin verſchlug, und ihn endlich nöthigte, an einem Eilande, unweit St. Domingo, anzulegen. Hier ward er durch die Treuloſigkeit des größten Theils der Schiffsequipage verrathen; denn, indem er mit 21 Mann an's Land ging, ſeegelten die Andern fort und überließen ihn und ſeine Begleiter ihrem Schickſal. Ein franzöſiſches Fahrzeug fand die Unglücklichen und brachte ſie nach St. Domingo. So kam Lancaſter endlich glücklich wieder nach Europa

(1593) und ſeegelte das folgende Jahr nach Braſilien. 1601 ward er auf's neue mit einer Expedition in die indiſchen Gewäſſer geſandt, und der, nachher durch ſeine Entdeckungen bekannt gewordne John Davis folgte ihm als Steuerman ſeines Schiffs. Lancaſter ſchloß auf dieſer Reiſe, ungeachtet der Hinderniſſe, welche ihm die, damals in jenen Gegenden ſehr mächtigen Portugieſen überall in den Weg legten, abermals mehrere, den Engländern nützliche Handelsverbindungen mit den Beherrſchern von Torbay, Bantam u. ſ. w. ab, und begab ſich dann auf die Rückreiſe. Ein furchtbarer Sturm, welcher ihn wieder im Golf von Mozambique überfiel, trennte ſeine kleine Flotte und brachte ſein Fahrzeug in die größte Gefahr. Er übergab daher einem, noch bei ihm gebliebnen minder beſchädigten Schiffe, Briefe für die oſtindiſche Compagnie, in welchen er dieſer Geſellſchaft die Aufſchlüſſe mittheilte, die er ſich von einer nordweſtlichen Durchfahrt nach Oſtindien verſchafft hatte, und befahl dem Capitain, in der Stille weiter zu ſeegeln, während er alles Mögliche that, um die ihm anvertraute, reiche Ladung zu retten. Wirklich gelang ihm auch dies, und er lief nach manchen Gefahren glücklich in die Dünen ein. Auf die beſtimmten Angaben dieſes kühnen Seefahrers, rüſtete endlich England unter den Capitänen Weymouth und Hudſon eine Expedition aus, die nordweſtliche Durchfahrt zu verſuchen, welche man nicht fand, wiewol man mehrere bedeutende Endeckungen machte. Baffin, deſſen Namen die große Bay im Nord-Oſten Amerika's noch führt, kam bei dieſen Unternehmungen (die in neueſter Zeit verſchiedentlich wiederholt worden ſind) damals am weiteſten und von ihm ward zu Ehren des erſten Anregens dieſer Idee, die unter dem 74 Grad liegende Meerenge zwiſchen Amerika und Aſien „Lancaſters-Sund" genannt. Lancaſter ſelbſt, zum Ritter erhoben, ſtarb 1620. Beſchreibungen ſeiner Seefahrten finden ſich im 3. Bande von Hakluyt's, und im 1. Bande von Purchas's Reiſewerken.

Lancelot vom See, iſt der Name eines der Paladine die wir in den Sagen und Überlieferungen von des fabelhaften König Arthus oder Arthur (ſ. d. Art.) Tafelrunde finden. Jenen Sagen nach, ſoll Lancelot ein Sohn des Königs Ban von Brucic geweſen und nach ſeines Vaters Tode von der Fee Viviana (der Dame vom See; daher auch Lancelot's Zuname: vom See) erzogen worden ſein, die ihn dann, als der Jüngling wehrhaft geworden und große Tapferkeit zeigte, ſelbſt nach Cramalat an den Hof des Königs Arthus, brachte, und dieſen bat, ihrem Schützling den Ritterſchlag zu ertheilen und ihn in die Zahl der Helden der Tafelrunde aufzunehmen. Dies that denn auch Arthus, indem er den Jüngling mit ſeinem Schwerte (Eskalibor) zum Ritter ſchlug, und dieſer zeichnete ſich nun unter allen Paladinen der Tafelrunde durch außerordentliche Thaten und Heldenmuth aus. Seine Liebe zu Genevra, der ſchönen Gemahlin von Arthus, und ſein Verſchmähen der Gewogenheit der Fee Morgana, einer Schweſter von Genevra's Gemahl, verwickelten den Ritter in tauſenderlei wunderbare und gefährliche Abentheuer, aus denen er ſich jedoch ſtets durch ſeine große Tapferkeit und den Beiſtand der Dame vom See, glücklich herauszog, und ſo endlich durch Erlegung des Mörders ſeines Vaters, des Königs Claudas, auf den Thron ſeiner Vorältern kam, zuletzt aber doch von Mordrec, dem Mörder und Neffen von Arthus, den Lancelot zu züchtigen auszog, überfallen und erſchlagen wurde. In der Scheideſtunde nahte ſich ihm noch Viviana, und nahm mit einem ſanften Kuſſe das Leben von der Lippe des ſterbenden Helden, der der letztübrige der Ritter von der Tafelrunde war, und deſſen Gebeine nach

ſeinem Schloſſe Freudenwacht gebracht und dort neben den Reſten der ſchönen Genevra beigeſetzt wurden. So die Sage von Lancelot, die ſeitdem von Romanciers und Dichtern vielfach verarbeitet worden iſt, und, wie der ganze Sagen-Cyclus von Arthus Hof und Rittern, zu den romantiſchten und dichteriſchten aus jenen Zeiten gehört.

Landammann, ſ. Schweiz.

Landau, deutſche Bundesfeſtung im baieriſchen Rheinkreiſe, mit baieriſcher Beſatzung, an der Queich, war ehemals eine Reichsſtadt in der Unterpfalz, zum Niederelſaß gehörig. Sie hat 620 Häuſer, 5200 Einw., eine, den Lutheranern und Katholiken gemeinſchaftliche Collegiatkirche, und einen Kanal, vermittelſt deſſen alle Bedürfniſſe der Stadt zu Waſſer herbeigeſchafft werden können. Vauban hat die Feſtungswerke angelegt. Im ſpaniſchen Erbfolgekriege ward ſie 1702 durch die kaiſerliche und Reichsarmee den Franzoſen, und von dieſen wiederum 1703 den Deutſchen, jedoch 1704 abermals von den Kaiſerlichen und Verbündeten den Franzoſen abgenommen, worauf ſie wiederum eine Reichsſtadt wurde. Nachdem 1713 die Franzoſen ſie abermals erobert hatten, ward ſie ihnen 1714 im badenſchen Frieden mit allem Zubehör förmlich überlaſſen. Während des Kaiſerthums gehörte ſie zum Departement des Niederrheins. 1815 ward ſie wieder an Deutſchland abgetreten, von Oeſterreich an Baiern übergeben, und zu einer Bundesfeſtung erklärt worden.

Landbaukunſt, oder landwirthſchaftliche Baukunſt, iſt die Kunſt der vortheilhafteſten und bequemlichſten Einrichtung und Erbauung derjenigen Gebäude, welche der Landwirth, ſowol im Kleinen, als im Großen, zu den verſchiednen Zweigen der Bewirthſchaftung ſeiner Güter unumgänglich nöthig hat. Dieſe Gebäude führen den allgemeinen Namen: Wirthſchaftsgebäude, Haushaltungsgebäude, und wir rechnen dazu: Wohnungen für Menſchen; Stallungen für das Zug- und Nutzvieh; Vorrathsgebäude, z. B. Scheunen, Schuppen ꝛc., Brauhäuſer, Brantweinbrennereien, Backhäuſer und Backöfen, Waſchhäuſer, Schlachthäuſer, Schmiede- und Mühlengebäude, Spritzenhäuſer, Eſſigbrauerei- und Stärkemachereigebäude, Ziegelbrennerei- und Kalkbrennereigebäude nebſt noch mehrern andern nützlichen und bequemen Anſtalten, z. B. Miſtſtätten, Viehſchwemmen, Brunen ꝛc. Übrigens iſt noch zu bemerken, daß die landwirthſchaftlichen Gebäude überhaupt genommen entweder zu einem Bauergehöfte, oder zu einem Vorwerke, zu einer Meierei eines anſehnlichen Landguts gehören, nur daß ſie bei dem einen größer, als bei dem andern ſein müſſen. Alle Haushaltungsgebäude müſſen Feſtigkeit, Regelmäßigkeit und Bequemlichkeit beſitzen, welchen noch, ſoweit es den Koſtenaufwand nicht zu ſtark vermehrt, Schönheit, Ebenmaß, gute und geſchmackvolle Formen beigefügt werden können. Endlich müſſen ſie beſtändig der Größe des Landguts angemeſſen ſein, damit es auch bei der ergibigſten Ernte nicht an Raum fehle. Auch wird Landbaukunſt die Theorie der Landbaukunſt genannt.

Landcultur (große und kleine). Wie die allgemeine Frage, ob und wiefern es der Regierung überhaupt zukomme, in die Verwendung von Fleiß und Kapital der Unterthanen ſich unmittelbar zu miſchen, ſeit jeher von den Staatswirthen ſehr verſchiedenartig iſt beantwortet worden: ſo auch die beſondre, ob die große oder kleine Landcultur den Vorzug verdiene und von Seiten des Staats zu begünſtigen ſei, oder ob vielmehr die Regierung in dieſer Hinſicht Alles ſeinem natürlichen Gange überlaſſen müſſe. Dieſer Gegenſtand iſt beſonders in unſern Tagen von hoher Bedeutung, weil davon die Entſcheidung der

Frage abhängt: in wiefern die Zerſchlagung und Vertheilung der Staatsdomänen, ſo wie deren Veräußerung, rathſam ſei, oder nicht. Der Beſitzer kleiner Grundſtücke iſt, weil er ſeine Felder ſtets unter Augen hat, im Stande, jenes Fleckchen Erde auf das vollkommenſte zu benutzen und durch öftern Wechſel der Cultur dem Boden den möglich höchſten Ertrag zu entlocken; keine Beſchwerde ſcheut er, keine Mühe läßt er ſich verdrießen, bietet ſich ihm eine Ausſicht dar, von ſeinen Aeckern höhere Gewinnſte zu beziehen, während der große Landwirth, nur um das Ganze bekümmert, nicht ſelten das Einzelne vernachläſſigen muß. Letztrer, im Stande, mit leichter Mühe ſeine Bedürfniſſe jeder Art aus ſeinen Einkünften zu befriedigen, wird ſelten mit ſolcher Betriebſamkeit und ſo regem Eifer den Boden bauen, als der kleine Landbeſitzer, von deſſen Fleiße und Gewerbſamkeit ſein eigner, und vielleicht einer ganzen Familie Lebensunterhalt abhängt. Jener muß ſich fremder Arbeiter bedienen, die noch weniger, als er ſelbſt, Intereſſe an dem möglichſt = vollkommnen Anbau haben; dieſer verrichtet faſt alle Geſchäfte ſelbſt, und bietet ſeinen ganzen Vorrath von Geiſtes- und Körperkräften auf, um recht reichen Gewinn aus ſeinen Aeckern zu ziehen. Hieraus allein ſchon geht hervor, daß, in Anſehung der Maſſe der Erzeugniſſe, in der Regel die große Cultur der kleinen weit nachſtehen müſſe. Auch lehrt die Erfahrung, wie ſehr Pächter und Verwalter großer Landgüter bei ihrer Benutzung betrogen werden, und wie ſchwer ſie landwirthſchaftliche Verbeſſerungen aufnehmen. Schon dies Hängen der großen Beſitzer am Stationären macht ihre Güter unproductiver. Daraus jedoch, daß die kleine Cultur die Erzeugung einer weit ſtärkern Maſſe von Genußmitteln möglich macht, als die große, folgt noch nicht, daß ſie vor dieſer den Vorzug verdiene, denn nicht die Menge des Hervorgebrachten, ſondern der reine Ertrag allein kann hier entſcheiden, und dieſer iſt bei einer geringren Maſſe von Erzeugniſſen oft bedeutender, als bei einer großen. Aber auch im Reinertrage hat die kleine fleißigere und aufmerkſamere Cultur große Vorzüge, denn ſonſt würden zerſchlagne, vererbpachtete Grundſtücke nicht mehr eintragen, als da ſie ein ſogenannter großer Oekonom bewirthſchaftete. Wie aber die kleine Cultur auf die Hervorbringungskraft der Erde und ihren rohen Ertrag höchſt wohlthätig wirkt, eben ſo wohlthätig wirkt ſie auch auf die Bevölkerung des Staats; denn es empfangen vermöge derſelben von den Erzeugniſſen des Bodens, der außerdem nur eine Familie ernährt hätte, mehrere Familien ihren Unterhalt, und wovon ſonſt zehn Menſchen im Wohlſtande lebten, davon erhalten vielleicht jetzt zwanzig ihr nothdürfges Auskommen. Die Beſitzer großer Oekonomien verzehren ihre Reinerträge gemeiniglich in der Hauptſtadt oder im Auslande, und in jedem Falle bedarf der Mann großen Einkommens viel aus dem Auslande und der Familienvater mit kleinem Einkommen weniger. Deswegen blühen in den Regionen der kleinen Cultur die nahen Städte ſehr und weniger da, wo die große vorherrſcht. Deswegen muß der Staat die große Landcultur nicht geſetzlich verbannen, aber er muß ſie auch nicht durch unweiſe Geſetze direct befördern und aufrechthalten, wenn das Intereſſe der wachſenden Bevölkerung gebietet, daß ſich die Zahl der Eigenthümer vermehren muß. Nicht in der wachſenden Bevölkerung, ſondern in der wachſenden Vermehrung der Eigenthumloſen liegt Gefahr. Die Spatencultur iſt überall mit der großen Cultur unverträglich, weil ſie für übergroße Landgüter zu koſtbar iſt. Sobald die Landgüter ihren Hauptertrag, das Getreide wohlfeil verkaufen müſſen: ſo arbeiten ſie mit Schaden und ſind zur Zerſtückung reif. Grade der

große Landbauer macht in der Regel am wenigſten große Verſuche und ahmt ſie erſt nach, wenn der kleine ihm das Beiſpiel des Gewinns klar darlegte. Wenn zu wohlfeile Producten-Preiſe und Krieg die Völker heimſuchen: ſo ſinkt zuerſt im Reinertrage und im Kaufwerth das große Landgut, deſſen Eigenthümer und Pächter ſich weniger einzuſchränken verſteht, als der Beſitzer und Selbſtbenutzer mäßiger Landſtellen. Das lehrt allenthaben die Erfahrung gründlicher, als die unklaren Berechnungen eines Thomas und eines Youngs. Letzterer nach Britten Art, denkt ſich immer den Fall, daß der Gutsherr und der Bauer zwei verſchiedne Individuen ſind und täuſcht ſich doch, daß das große Landgut im Getreidebau und der Viehwirthſchaft mehr, als das kleinre abwerfen ſoll. Nur da, wo das kleinre Landgut von ſehr ſchlechten und unkundigen Wirthen benutzt wird, kann es im Ertrage zurückſtehen, alſo da, wo die Zehentplagen, Leibeigenſchaft, Meyerverhältniſſe dieſen drükken oder erſt eben aufgehört haben. Der große Landbauer hat nicht immer in ſeiner Macht, die Aecker ſo zu beſtellen, wie es eigentlich ſein ſollte, auch kann er oft, des bedeutenden Umfangs ſeiner Wirthſchaft wegen, den rechten Zeitpunkt zur Saat, zur Ernte und zu ähnlichen Feldarbeiten nicht treffen. Große und kleine Güter, eine große und kleine Cultur mögen zur vollkommnen Benutzung des Bodens und zur Befriedigung der verſchiedenartigen Bedürfniſſe der Bürger neben einander fortexiſtiren, bis der große Landwirth einſieht, daß er mit Schaden arbeitet, was in Staaten häufiger innerer oder äuſſerer Getreideſperren ſehr leicht der Fall iſt. Der eigne Vortheil und deſſen Verfolgung iſt es, was der Regel nach die zweckmäßigere den Umſtänden angemeſſene Vertheilung und Bereitung des Bodens herbeiführen muß; der geſtiegne, höhere Preis der kleinen Ländereien muß bei verſtatteter Freiheit die Inhaber der größren Güter antreiben, ſie zu zerſtückeln und umgekehrt. Freiheit in der Anwendung von Kapital und Fleiß iſt, wie bei jeder andern Erzeugung, ſo auch insbeſondre beim Landbau, dem wichtigſten Zweige der Urerzeugung, das wohlthätige Geſetz, das die Staatswirthſchaft vorſchreibt, um den einzelnen Bürgern, wie der Nation überhaupt, die größten Vortheile zu gewähren. Mögen die Regierungen bei ihren Beſchlüſſen dieſes Geſetz ſtets vor Augen haben und nur dann davon weichen, wenn ganz beſondre Fälle, deren Möglichkeit nicht zu leugnen iſt, ſeine Anwendung verbieten; mögen ſie beſonders die Feſſeln löſen, welche faſt überall noch den Ackerbau ſo hart drücken, die Schranken zerbrechen, die Fleiß- und Gewerbſamkeit ſo häufig lähmen, die Hinderniſſe hinwegräumen, welche der freien Benutzung des Nationalkapitals im Wege ſtehen, und Schutz und Sicherheit gewähren allen angebornen und erworbnen Rechten ihrer Unterthanen; ſo befolgen ſie der Staatswirthſchaft erſtes Geſetz, erfüllen die heiligſte ihrer Pflichten, und tragen am vollkommenſten zum Glück und Wohlſtand ihrer Völker bei.

Landeshoheit. Die Landeshoheit iſt eine Staatsform, die ſich in Deutſchland ſeit dem Anfange des 12. Jahrh. zu entwickeln angefangen hat. Sie iſt endlich die allgemein herrſchende Staatsform geworden, nachdem das Anſehen der Kaiſer immer mehr geſunken, bis zuletzt nur noch ein Schatten der ehemaligen Macht übrig war, der dann auch zuletzt 1805 völlig verſchwunden und erloſchen iſt. Der Urſprung der Landeshoheit lag, wie Möſer ſagt, in der Reichsvoigtei. Die Reichsvoigteien waren, nach unſrer jetzigen Art zu reden, Ämter, und die Reichsvoigte Amtleute, die dieſe Ämter verwalteten, welche Stellengüter als Lehne verliehen und als Lehne erblich wurden. Ungefähr in

der Weiſe, wie eine mächtige Familie in Hannover auch ein oder mehrere Ämter beſitzt, die ſie in Pacht hat, und auf denen der Pacht vom Vater auf den Sohn erbt. Die Grafen waren damals Reichsbediente, welche nach der caroliugiſchen Einrichtung über den Gau (den jetzigen landräthlichen Kreis) geſtellt waren, die Recht ſprachen und den Heerbann muſterten und anführten. Sie waren zu gleicher Zeit Landrath, Major und Friedensrichter in ihrem Gau. Als die Grafenſtellen erblich wurden, vermehrte ſich das Beſitzthum dieſer Grafenfamilien immer mehr; ſie ſuchten die Reichsvoigteien, die in ihren Gauen lagen, oder ihnen ſonſt gelegen, an ſich zu bringen, und indem ſie ſtets unter ſich heiratheten, ſo fiel durch Erlöſchen der Familien und durch Erbtöchter dieſer Beſitz in immer wenigere Hände zuſammen. Eine ſolche landräthliche Familie hatte nun zweierlei Beſitzthum zu verwalten: 1. den Gau oder landräthlichen Kreis; 2. die Reichsvoigteien und andre Reichsgüter, die ſie durch Kauf, Erbſchaft, Krieg oder auf andre Weiſe an ſich gebracht hatte. Aus dieſen Gütern bildete ſie eine Grafſchaft, in der ſie faſt dieſelben Rechte und Befugniſſe hatte, wie in ihrem Gau; denn lagen dieſe Güter in ihrem Gau: ſo hatte ſie dieſe Befugniſſe über ihr Beſitzthum ohnehin, und lagen ſie in einem fremden, ſo ließen ſie ſich vom Kaiſer über ihre Güter mit dem Grafenbanne belehnen, um ſo alle fremde Gerichtsbarkeit und alle fremde Einmiſchung eines andern Landraths abzuwenden. Auf dieſe Weiſe entſtanden alſo auf demſelben Boden zwei verſchiedne Staatsſyſteme: der Gau und die Grafſchaft, die in ihren Einrichtungen gleich, allein in ihren Formen ſehr verſchieden waren. Denn der Gau bildete, ſo wie der jetzige landräthliche Kreis, eine an einander hängende Fläche, da es eine Abtheilung des Reichsbodens war. Die Grafſchaft hingegen, die aus einzelnen Beſitzungen beſtand, war zerſtückelt; ihre Beſtandtheile lagen hie und da zerſtreut, und es hat vier hundert Jahre gedauert, ehe die Familien das dazwiſchen Liegende erworben und ſo ein zuſammenhängendes Erbe erhalten haben. An dieſe Entſtehung der Landeshoheit muß man ſich immer erinnern, wenn man eine klare Vorſtellung von ihrer Natur haben will. Die Landeshoheit iſt auf dem Wege der Conglomeration entſtanden. Waren die Grafſchaften zerſtückelt, ſo wurden es die Gaue nun ebenfalls; denn wenn zehn Beſitzungen benachbarter Landräthe, die in einem Gau lagen, von der Gerichtsbarkeit des Gaus ausgenommen waren: ſo hatte der Gau auch eben ſo viel Löcher bekommen, und dieſe Löcher wurden immer größer und liefen immer mehr zuſammen, ſo daß man zuletzt nicht mehr ſagen konnte, ob der Gau mehr zerſtückelt war, oder aber die Grafſchaften, die in ihn hinein reichten. Es war natürlich, daß dieſe Auflöſung der Gaue immer größer wurde, und daß endlich mehr Inſeln in ihnen waren, als feſtes Land. Die Grafſchaften hingegen, deren Daſein an eine regierende Familie geknüpft war, die ihren Beſitz ſtets mehrte, waren ſtets bei guter Geſundheit, und dieſe gute Geſundheit iſt es, die die Landeshoheit von jeher ausgezeichnet, und die es gemacht, daß ſie das Reich und alle ſeine Einrichtungen, ſo wie den Kaiſer endlich völlig überwachſen hat. An dieſe gute Geſundheit, die in der Landeshoheit wohnt, haben diejenigen nicht gedacht, die im Jahr 1815 den Kaiſer, das Reich und die 12 Herzoge des Reichs zurück wünſchten. Das Erſte, was die Landeshoheit verſchwinden machte, war die Gau-Eintheilung. Im 11. Jahrh. verliert ſich dieſe, und an ihre Stelle treten die Grafſchaften, die aber andre Eintheilungen und andre Grenzen halten, als die ehemaligen Gaue, und die noch vielfach durch andre Beſitzungen durchſchnitten wurden. Von nun an haben

wir bloße Grafſchaften, die aber vielfach mit den alten Gauen verwechſelt werden, weil an der Spitze der Grafſchaft eben ſo ein Graf (Comes) ſtand, wie an der Spitze des Gaues. Aus dieſer Verwechſelung ſind viele Irrthümer entſtanden. Die Grafſchaft und der Gau waren zwei ähnliche Staatsſyſteme, aber doch unter ſich weſentlich verſchieden. Carl der Große war klug genug, einzuſehen, daß das Kaiſerthum eine Inſtitution des Reichs, und das römiſche Reich eine Republik ſei, an deren Spitze ein Cäſar ſtehe, der ihr die Einheit gebe, und ſie in ihren weitgedehnten Grenzen ſchütze. Auch ſah er ein, daß die Inſtitution des Kaiſerthums an zweierlei zu Grunde gehen könne, — an den Kaiſerwahlen und an den großen Reichsbedienten. Er ſuchte deswegen, nachdem er vom Papſte gekrönt und vom römiſchen Volke am Chriſttag 800 zum Kaiſer gewählt und ausgerufen worden, die Kaiſerwürde erblich zu machen, damit die Geburt die Nachfolge beſtimme, und weder die Garde, noch das Heer, noch das Volk, noch die Präfecten der Provinzen. Dann wollte er ferner keine Mittelmacht aufkommen laſſen, ſondern theilte das Land bloß in Gaue, über die er den Grafen ſetzte; allein er wollte keine Herzöge über die Provinzen. Die Grafen controllirte er durch ſeine Sendgrafen (missi), und dieſe gaben auch die Urlaubspäſſe für den Heerbann, ſo daß es alſo nicht in der Willkür des Grafen ſtand, welche von den Landeigenthümern, die zu ſeinem Regimente gehörten, er aufbieten, und welche er zu Hauſe laſſen wollte. Als unter Carls ſchwachen Nachfolgern das Inſtitut der Sendgrafen in Verfall kam: ſo konnte der Graf in ſeinem Gau, und ſpäter in ſeiner Grafſchaft, ſo ziemlich thun, was er wollte. Er gab nun die Urlaubspäſſe, und beſtimmte nach Willkür, welche in's Feld gehen ſollten, und welche zu Hauſe bleiben könnten. Diejenigen, die ſich über dieſe Willkür beſchwerten, mußten als Räſonneurs zuerſt ausmarſchiren, wo hingegen diejenigen, welche dem Grafen ſehr ergeben waren, oder auf ſeinen Gütern wohnten, vielfach verſchont blieben. Darin, daß der Landrath damals zu gleicher Zeit Major, und daß keine Aushebungscommiſſion vorhanden war, lag der Grund von der großen Macht und dem großen Anſehn des Grafen. Denn zu allen Zeiten hat ſich die Freiheit nur durch Theilung der Gewalt erhalten laſſen. Was die Macht der Grafen ſehr vermehrte, war das Aufkommen der Lehnmiliz und des Ritterweſens. Kaiſer Otto dem Großen (geſt. 973) war ein Ritter, der mit ihm über die Alpen zog, um in Italien Eroberungen zu machen, lieber, als tauſend Landwehrmänner, die keine Auflage bezahlten, und bloß verpflichtet waren, ihr Land zu vertheidigen, aber nicht dem Kaiſer erobern zu helfen. Der Graf konnte daher mit den Landwehrmännern ſo ziemlich machen, was er wollte, wenn er dem Kaiſer nur Gewappnete zuführte. Indem er nur für ſeinen landräthlichen Kreis auch die Stellung des Contingents übernahm, und für die Heerbannspflichtigen (die bei auswärtigen Kriegen den dritten oder den ſechsten Mann ſtellen mußten) die Urlaubspäſſe ſchrieb, ſo war er zugleich der Lieferant der Erſatzmänner. Einem Landrath, der jetzt zu gleicher Zeit Major und Friedensrichter wäre, und auch die Erſatzmänner ſtellte, gehörte in hundert Jahren der ganze landräthliche Kreis, und er wäre in dieſem völlig Souverän; vorausgeſetzt, daß er nicht die nahe Bezirks-Regierung und den Oberpräſidenten über ſich hätte, und daß er bloß, wie damals, unter dem entfernten Kaiſer oder Könige ſtände. Das Commando, das der Graf hatte (als Major), und das Commiſſariat, das der Sendgraf hatte, kam nun in eine Hand, und hiermit war die Entwicklung der Landeshoheit gegeben, ſobald die Stellen in den Familien erblich wurden. Allein in jedem erb-

lichen Regimente liegt auch wieder etwas Mildes, — das Jahr übt eine ſonderbare Macht über die Menſchen, und die Sicherheit des Beſitzes führt die Sitte ein, deren Gebote oft weniger verletzt werden, als die Gebote des Geſetzes. Und ſo, meint Möſer, ſei die Landeshoheit unter den verſchiednen Formen, die die Reichsinſtitutionen nach Carl dem Großen hätten nehmen können, unſtreitig die beſte geweſen. Denn jeder Landesfürſt betrachte die Reichsgemeinen und Voigteien, die er erworben, als ſein Eigenthum, oder vielmehr als das Eigenthum ſeiner Familien, und ſo ſuche er ſie zu erhalten und zu vermehren. Und hieraus ſei eigentlich das väterliche Regiment der Landeshoheit hervorgegangen. Denn die Einrichtung von Carl dem Großen, die Grafen und die Biſchöfe durch Sendgrafen zu controlliren, hätte nicht bleiben können, oder Carls Nachfolger hätten alle ſeine Größe und thätigen Geiſt haben müſſen. Denn dieſe Sendgrafen würden bald in herumreiſende und plündernde Baſſen ausgeartet ſein, mit denen jeder Graf ſich hätte abfinden müſſen, und die ihm dann erlaubt, von ſeinen Untergebnen wieder das zu nehmen, was ſie ihm bei ihrer Rundreiſe abgenommen. Oder aber dieſe Sendgrafen wären auf Lebenszeit in ihre Provinz getrieben, und dann hätten ſie dieſelbe Verwaltung angefangen, wie die Generalpächter in Frankreich. Zwar hätten die Kaiſer aus dem Hauſe Hohenſtaufen der aufſtrebenden Landeshoheit und der mächtigen Reichsbedienten noch Herr werden können, wenn ſie die Städte, die damals in ihrer Blüthe waren, zu einem Hauſe der Gemeinen verbunden, und aus den Reichsfürſten ein Oberhaus gebildet, dem jenes die Waage gehalten. Allein das Intereſſe der Städte war auch ſehr verſchieden, und die Seeſtädte hatten bald ein andres, wie die Landſtädte, ſo daß auch unter dieſen ſchwerlich Einheit zu erhalten geweſen ſein würde, beſonders da damals der Austauſch der Ideen und der Anſichten nicht Statt fand, wie jetzt, weil noch keine Druckerei, keine Poſten und keine Zeitungen waren. Die Geſellſchaft konnte ſich daher damals ſehr ſchwer über ihre wahren Intereſſen aufklären, und dieſe mit Klugheit verfolgen. Auf dem Wege der Landeshoheit ſind wir nach ſechs Jahrhunderten endlich wieder auf denſelben Punkt gekommen, von dem Carl der Große ausging. Denn die Grafſchaften wurden endlich dicht, und indem ſie groß und die Familien mächtig wurden, ſo wurden ſie vom Kaiſer zu Herzogthümern erhoben. Als mehrere dieſer Herzogthümer in eine Familie vereinigt waren, ſo wurden ſie ein Königreich. So beſteht das Königreich Preußen aus den Herzogthümern Preußen, Schleſien, Pommern, Brandenburg, Sachſen, Weſtphalen, Niederrhein, Jülich, Cleve und Berg. Dieſe ſind nun wieder in landräthliche Kreiſe getheilt, welche eben ſo eine, an einanderhängende Fläche bilden, wie der Gau der carolingiſchen Reichseintheilung. Möſer hat die Entſtehung der Landeshoheit in folgenden Worten dargeſtellt: „Der erſte Grund der Landeshoheit lag in der Reichsvoigtei, welche ſich nach dem Maße erhob und ausdehnte, als der carolingiſche Gau, von dem uns kein einziger übrig geblieben, ſeine Einrichtung, Befugniſſe und Unterſtützung verlor. Aus einzelnen Reichsvoigteien waren edle Herrlichkeiten erwachſen. Wo ein edler Herr ihrer mehrere zuſammengebracht und vereinigt hatte, war es ihm leicht geworden, dieſe Sammlung zu einer neuen Grafſchaft erheben zu laſſen, und ſich damit die Obergerichte in ſeinen Voigteien zu erwerben. Beſonders aber hatten Biſchöfe, Herzoge, Pfalzgrafen, Grafen und andre kaiſerliche Repräſentanten in den Provinzen die, in ihren Sprengeln gelegnen Voigteien an ſich gebracht, und ſich darüber mit dem Grafenbann und auch wol, um alle fremde Gerichtsbarkeit ab-

zuwenden, mit dem Freiherzogthum und der Freigrafſchaft belehnen laſſen. Der Adel, die Klöſter und die Städte, welche nicht unter der Voigtei geſtanden, hatten ſich zum Theil gutwillig den kaiſerlichen Repräſentanten unterworfen, und der Kaiſer hatte zu einer Zeit, da noch kein Generalpacht erlaubt oder bekannt war, ſich ein Vergnügen daraus gemacht, die mit vielen Beſchwerden und mit wenigen Vortheilen begleitete Ausübung der Regalien den höchſten Obrigkeiten eines jeden Landes zu überlaſſen, da er ſonſt hierzu eigne Localbeamte hätte anſtellen müſſen. Hierzu war die Reformation gekommen, und hatte allen Landesherren öfter Gelegenheit gegeben, diejenigen Rechte, die ſich aus Obigem leicht folgern ließen, in ihrer ganzen Stärke auszuüben. Beſonders erweiterten ſie die Schranken, die ihnen die eigne Verfaſſung ihrer Länder (die Landſchaft) entgegenſtellte, und die von der kaiſerlichen Gnade unabhängig war. Die Vollmacht hierzu entlehnten ſie theils aus der Noth der Zeit, theils wurde ſie ihnen von dem Haſſe der ſtreitenden Parteien gutwillig gegeben. Und ſo war es denn kein Wunder, wenn beim weſtphäliſchen Frieden, als alles lange genug in Verwirrung geweſen und jeder ſich nach Ruhe ſehnte, diejenigen Reichsſtände, welche nach und nach die Voigtei, den Grafenbann, das Freiherzogthum und die ganze Vollmacht des Missi an ſich gebracht, die Beſtätigung einer vollkommnen Landeshoheit erhielten; die andern hingegen, die bloß die Reichsvoigtei gehabt, jedoch ſich die höhern Reichsbeamten erwählt hatten, erhielten die Unmittelbarkeit, und in Religionsſachen eine völlige Unabhängigkeit.“ Soweit Möſer. Was nun die Schranken betrifft, welche die Landeshoheit in der Verfaſſung ihrer eignen Länder gefunden, und die, wie Möſer ſagt, von der kaiſerlichen Gnade unabhängig geweſen wären: ſo ſoll hiervon in dem Art. Landſtände geredet werden. Denn nachdem die Landeshoheit des Kaiſers ledig, ſo findet ſie ſich bloß noch durch dieſe Schranken beſchränkt, welche ſie verhindert, die Souveränetät in dem Sinne zu üben, wie die Fürſten und Miniſter ſolches verſtanden, ſo zum Rheinbunde gehörten (vergl. d. Art. Graf und Fürſt). Bg.

Landesvermeſſung. Wenn eine größere Landſtrecke vermeſſen werden ſoll, ſo hebt man mit Beſtimmung einer Anzahl hoch und paßlich gelegner Haupt- oder Fixpunkte, Kirchthürme, Berggipfel u. d. m. an, die man ſich zu Dreiecken verbunden denkt, wodurch alſo die betreffende Landſtrecke in eine Anzahl von Dreiecken zerlegt, und die zu entwerfende Karte mit einem Netze ſolcher Dreiecke überzogen wird, welche Operation man das geometriſche Trianguliren nennt. Hiernächſt mißt man eine Seite wirklich mit der Kette, beſtimmt die Winkel mit irgend einem Winkelinſtrumente, beſonders dem Spiegelſextanten, und findet nun die andern Seiten durch die Trigonometrie, mittelſt bloßer Rechnung. In dieſe Dreiecke wird dann das Detail durch ſpecielle Meſſung eingetragen. Nach der Verſchiedenheit des Zwecks, die eine ſolche Meſſung hat, wird ſie auch verſchieden eingerichtet. Will man bloß eine allgemeine Karte vom Lande haben, ſo werden die Wege und die Flüſſe mit Schritten aufgemeſſen und die Krümmungen mit der Magnetnadel beſtimmt. Hiebei nimt man zuerſt die Bergrücken auf, weil man auf ihnen die meiſten, als Anhaltspunkte dienenden Dreieckpunkte ſehen kann. Nachher werden die zwiſchenliegenden Thäler aufgenommen, für die der gezeichnete Bergrücken ſchon eine Anhaltlinie iſt. Iſt der Zweck der Landesvermeſſung aber die Verfertigung einer Special-Karte, welche in einem großen Maßſtabe aufgenommen wird: ſo muß das Einzelne mit mehr Sorgfalt aufgenommen und die Entfernungen müſſen mit der Kette gemeſſen werden. Iſt endlich der Zweck die Aufnahme einer allgemeinen

Flurkarte, ſo muß jedes einzelne Stück gemeſſen werden. Das Verfahren, welches hiebei beobachtet wird, findet ſich in dem Art. Cataſter, ſo wie von dem Eingangs erwähnten Verfahren, auch im Art. Gradmeſſung gehandelt worden.

Landecker Bäder. Sie befinden ſich bei dem Dorfe Ober-Thalheim, nicht weit von der Stadt Landeck in Schleſien und ſind einige hundert Schritte von einander entfernt. Das alte oder Georgenbad ſoll ſchon 1498 vom Dr. Conrad v. Berg chemiſch unterſucht worden ſein, und ſpäterhin kamen die Quellen ſo in Ruf, daß Landeck 1624 ihretwegen für eine gar feine Stadt gehalten wurde. Außer jenem iſt noch das ſogenannte neue oder Lieb-Frauenbad, das 1678 erbaut ward. Das Waſſer hat eine Temperatur von 24½ Gr. Reaumur, iſt ſehr hell, von etwas blau-grüner Farbe, von ſchweflichem Geruche und widerlichem Geſchmack. Die chemiſchen Beſtandtheile ſind vorzüglich aufgelöſte Schwefelleber, Kalkerde und geiſtiger Luftſtoff. Es iſt zugleich hier ein Douche- und Tropfbad angelegt. Nicht weit davon iſt noch ein kalter Schwefelbrunnen. Die landecker Bäder werden vorzüglich bei Verſtopfungen, Gicht, Lähmungen ꝛc. angewendet. Alles badet im gemeinſchaftlichen Bade, nimt aber zuvor ein Wannenbad in einem nahen Zimmer, in deſſen Nähe Zimmer zum An- und Auskleiden befindlich ſind.

Landfriede. Uralt iſt bei den Deutſchen die Sitte, Beleidigungen ſelbſt zu rächen und Streitigkeiten durch Kampf abzuthun. Sie ſchreibt ſich aus den Zeiten her, wo eine öffentliche Gewalt noch nicht beſtand. Aber auch dann, als innre und äußre Kriege und die Züge der Völkerwanderung die deutſchen Völker in eine Art von Staatsverfaſſung nöthigten, ja ſelbſt als ſie Theile der fränkiſchen Monarchie wurden, wollten ſie von jener trotzigen Sitte nicht laſſen, und achteten das Anſehn richterlicher Hülfe für den Mann entwürdigend. Die fränkiſchen Könige, wohl einſehend, daß dieſe Gewohnheit nicht auszurotten ſei, ſuchten ſie lieber zu mildern, und verpönten die Gewaltthätigkeit gegen den, der ſich (ebenfalls nach alter deutſcher Sitte) von der Fehde (Privatrache) loszukaufen (Wehrgeld, Buße zu bezahlen) bereit war. Aus derſelben Sitte ſchreiben ſich die Kampfgerichte her, Zweikämpfe, die vor Gericht geſchahen, um nach dem Ausgange, den man für ein Orakel Gottes hielt, zweifelhafte Fälle zu entſcheiden. Auch dieſe mußten die Könige, als dem Geiſte deutſcher Nation zu weſentlich, beibehalten (ſ. davon den Art. Ordalien). Die Prieſterſchaft, an der gänzlichen Abſchaffung der Privatfehden, die ihr ein heidniſcher Greuel dünkten, ebenfalls verzweifelnd, ſuchte ſie durch die wohlthätige Macht des Chriſtenthums wenigſtens zu mildern. Sie ſtellte es als ſündhaft dar, an den Tagen der Woche, die der Tod und die Auferſtehung des Erlöſers heiligt, unchriſtliche Gewalt zu üben. Zuerſt, ſoviel wiſſen wir, in Südfrankreich und Burgund, nach dem J. 1030, gelang es, durch Vorgebung einer göttlichen Inſpiration, die einem Biſchofe geſchehen, dieſer heiligen Scheu allgemeinen Eingang zu verſchaffen, und über ganz Europa verbreitete ſich bald die Beſchränkung der Fehden; um ſo vollkommner, als ſie einen gütlichen Vergleich zwiſchen Gewiſſen und Leidenſchaft darbot, und die Zügelloſigkeit des einen Tages durch die Mäßigung des andern zu rechtfertigen ſchien. Wer vom Donnerstage Abend bis zum Montage Gewaltthätigkeiten übte, fiel als ein Gottloſer in den Bann. Dieſe wöchentliche Waffenruhe nannte man den Gottesfrieden (Treuga Dei, Trève de Dieu), auch hin und wieder den St. Petersfrieden. Montag, Dienſtag, Mittwoch und Donnerſtag blieben zur Ausübung des, den germaniſchen Völ-

kern ſo werthen Rechts der Privatkriege frei. Erſt durch Lehre und Gewohnheit eingeführt und heilig gehalten, wurde der Gottesfrieden auf den Concilien zu Narbonne (1054), Troyes (1093), Clermont (1095) Rouen (1096), Nordhauſen (1105), Rheims (1136), St. Johann von Lateran (1139 und 1179) und Montpellier (1195) durch ausdrückliche Satzungen beſtätigt und eingeſchärft. Später ward er hin und wieder auch auf den Donnerstag ausgedehnt, ja die Befehdung, um ſie immer mehr zu beſchneiden, zu gewiſſen heiligen Zeiten auf mehrere Wochen ganz verboten, oder vielmehr ganz verdammt, z. B. vom erſten Adventsſonntage bis zum Feſte der Erſcheinung Chriſti, vom Aſchermittwoch bis zum Montage nach Tinitatis, überdies an den Quatembern, Marien- und Apoſteltagen ꝛc. Auch wurden gewiſſe Örter, als: Kirchen, Klöſter, Spitäler, Gottesäcker ꝛc., und gewiſſe Perſonen, als: Geiſtliche, Ackerleute auf dem Felde, überhaupt alle Wehrloſe, beſonders aber, auf dem Concilium zu Clermont (1095), die Kreuzfahrer durch Kirchengeſetze gefriedigt. So gelang, was der weltliche Arm kaum zu unternehmen wagte, wenigſtens zum großen Theile der geiſtlichen Macht, weil ſie klüglich nicht mehr verſuchte, als zu erhalten möglich war, und die ſtörrigen Zeitgenoſſen bei ihrer einzigen milden Seite, der Religioſität, angriff. Doch darf man ſich nicht vorſtellen, daß jene geheiligten Schranken nie von der Leidenſchaftlichkeit überſchritten worden wären, vielmehr klagten über Verletzungen des Gottesfriedens viele Concilien und viele klöſterliche Chroniſten. Aber ſie blieben doch immer nur allgemein verabſcheute Ausnahmen. Mehr, als dieſe, trieb wol die Unzulänglichkeit des Gottesfriedens überhaupt die deutſchen Kaiſer, durch bürgerliche Geſetze für den Frieden des Reichs zu ſorgen und der Selbſthülfe, wie dem ſogenannten Fauſtrechte, in das ſie ausartete, Schranken zu ſetzen. Denn die Gewalt, einmal im Falle der Rache und Genugthuung erlaubt, wurde bald zu Unbilden aller Art gemißbraucht, und jeder hielt für rechtmäßig, was er mit ſeiner Fauſt vermochte. Daher allenthalben Räubereien und Wegelagerungen, zum großen Nachtheil des Verkehrs: denn keine Straße war ſicher vor den anwohnenden und herumſchweifenden Gewaltthätern. Schon Conrad II. und Heinrich III. gaben Geſetze gegen dieſen Unfug, doch wahrſcheinlich nur gegen die ungerechten Angriffe, nicht gegen die Selbſthülfe aus gerechter Urſache. Des letztern Kraft wußte ſeinen Geſetzen einen, für die damalige Zeit beiſpielloſen Gehorſam zu verſchaffen; allein in den Bürgerkriegen unter ſeinen Nachfolgern und bei der daraus entſpringenden gänzlichen Verwirrung der Gerichtsverfaſſung wurden die Privatfehden wieder häufiger und die Straßen unſicherer; als je. Die hohenſtaufenſchen Kaiſer, zur Unterdrückung der Selbſthülfe ebenfalls zu ſchwach, begnügten ſich, durch Eingehen in den Geiſt der Zeit, ſie der öffentlichen Sicherheit ſo unſchädlich, als möglich zu machen. Friedrich I. befahl auf dem Reichstage zu Nürnberg 1187, daß der, den man aus gerechter Urſache befehden wollte, bei Strafe der Ehrloſigkeit, wenigſtens 3 Tage vorher davon benachrichtigt werden ſolle. Dies nannte man abſagen, widerſagen (diffidare oder diffiduciare, d. i. das Vertrauen auf den Frieden benehmen). Das Abſagen geſchah durch den Fehdebrief, der, nach Anführung der Urſachen, die Formel enthielt: „Darum will ich euer und eurer Helfer und Helfershelfer Feind ſein, und, ſo ihr drob Schaden nehmet, deß meine Ehre gegen euch und die euren verwahrt haben.“ — Eine ſolche Vorſchrift fand in damaliger Zeit am leichteſten Eingang, der es ritterlich und edel ſchien, nur den zum Kampfe Vorbereiteten

anzugreifen. Die Sicherheit, die dadurch Jedem, dem nicht vorher abgeſagt worden, gewährt wurde, nannte man den Landfrieden. Dies war Alles, was damals die deutſchen Könige von ihrem Volke für die öffentliche Sicherheit erlangen konnten; ſelbſt was die kräftigere königliche Machthabung in Frankreich einführte, daß während des öffentlichen Krieges alle Privatfehden ruhen mußten, das konnte bei den zügelloſen Deutſchen nicht durchgeſetzt werden, höchſtens vermochte man die Fehden von kaiſerlichen (und andern neutralen) Burgen entfernt zu halten (Burgfrieden), ſo wie von fremden Häuſern (Hausfrieden). Eine mittelbar drückende Folge des Fauſtrechts waren für die Reiſenden die Erpreſſungen unter dem Namen des Geleites. Manche Fürſten und Edle machten nämlich ein Gewerbe daraus, Wanderern und Fuhrleuten, zur Sicherung vor räuberiſchen Anfällen, Bedeckungen von Gewaffneten auf den Weg mitzugeben, und zwangen ihnen dafür oft große Summen Geldes ab, wodurch dieſe, an ſich wohlthätige Einrichtung, da es gar nicht im freien Willen des Reiſenden ſtand, ſich geleiten zu laſſen, zu einer ſchweren Laſt wurde. Ja ſelbſt ohne ſich die Mühe des Geleits zu geben, heiſchten viele Burgherren an den Straßen und Flüſſen, die bei ihren Sitzen vorüberführten, Zölle von den Reiſenden, — eigentlich Loskaufungen der Plünderung, die ſie denſelben bloß darum droheten, weil ſie an dieſem Orte in ihrer Macht ſtand. Als König Philipp im J. 1201 ein neues Geſetz gegen die Friedbrüche (d. i. gegen die unverkündeten Fehden) gab, — ein deutlicher Beweis der, wenigſtens nicht allgemeinen Befolgung des Landfriedens, verbot er zugleich auf's ſtrengſte jene Erpreſſungen. Ähnliche Verbote zur nothwendigen Einſchärfung dieſer, zu leicht vergeſſenen Verfügungen erließen Otto IV. 1209 zu Oldenburg, Friedrich II. 1234 zu Frankfurt und 1236 zu Mainz, bei Abhauung der Hand. Aber die Unruhe des Reichs verhinderte dieſe Kaiſer, ihren Geſetzen Nachdruck zu geben, und in den ſtürmiſchen Zeiten nach Friedrichs Tode kamen ſie faſt gänzlich in Vergeſſenheit. Da mußten die Unterthanen ſelbſt darauf bedacht ſein, dieſem Übel zu ſteuern. Den Städten, die in dieſem Zeitraume zuerſt durch den Handel zu blühendem Wohlſtand und achtunggebietender Macht emporſtiegen, war an der Sicherheit des Verkehrs am meiſten gelegen. Schon im J. 1247. traten alle, am Rhein gelegene Städte, und viele benachbarte, mit den 3 Erzbiſchöfen und einigen Fürſten in den rheiniſchen Bund zuſammen. Sie vereinigten ſich zu Worms, allen Wegelagerungen und Straßenräubereien, Zoll- und Geleitserpreſſungen in der Rheingegend mit gemeinſamer Macht zu widerſtreben, und den Frieden in ihren Gauen mit Gewalt zu erhalten. Auch gelang es ihnen, die benachbarten Herren und Edlen zur Abſchaffung ihrer unbefugten Rheinzölle, ja ſogar viele zum Beitritte zu dieſem Friedensbunde zu zwingen. König Wilhelm beſtätigte 1255 zu Oppenheim dieſen Verein, und befahl, bei vorkommenden Streitigkeiten erſt Hülfe bei ihm und ſeinen Richtern zu ſuchen, und nur wenn dieſe verweigert würde oder unwirkſam bliebe, im Namen und unterm Banner des Bundes Gewalt gegen den Ungerechten zu brauchen. Vortrefflich, und bei jener Schwäche der Staatsgewalt einzig zur Gewähr öffentlicher Sicherheit geeignet war jenes Bündniß, das an den Ufern des Rheins einen, bis dahin unerhörten Frieden bewirkte; aber die Uneinigkeit aller Reichsſtände im Zwiſchenreiche ſchwächte auch ſeine Wirkſamkeit, und die Fehden der Parteien gaben der Habſucht und Erbitterung der Einzelnen neuen Vorwand und Spielraum. In den Landen, wo die Herzöge und Markgrafen die Landeshoheit auszuüben ſchon damals

anfingen, und mit Nachdruck herrſchten, gelang es ihnen auch ſo ziemlich die Räuber und Gewaltthäter zu bändigen. So in Baiern, Meißen, Thüringen und Brandenburg. Aber in Schwaben, Franken, Sachſen und am Rhein, wo mit der kaiſerlichen Gewalt auch die herzogliche fehlte, ſtieg die Unordnung und Unſicherheit auf's Äußerſte, ſo daß viele Hunderte von Edeln nur vom Raube lebten. Rudolph von Habsburg, des Reichs Wiederherſteller, ſuchte ihm auch den Frieden wiederzugeben. Die Deutſchen zum ewigen Aufgeben ihres Waffenrechts zu bringen, daran war nicht zu denken; doch gelang es ihm auf dem Reichstage zu Würzburg 1287, einen Landfrieden auf drei Jahre von den Ständen genehmigen und im Reiche verkündigen zu laſſen. Dieſen verlängerte er 1291 zu Speier auf ſechs Jahre, aber mit ſeinem Tode war er vergeſſen. Sein Nachfolger Adolph befeſtigte ihn 1293 zu Köln von neuem auf drei Jahre. Albrecht I. gab zu Nürnberg ein ausführliches und ſtrenges Geſetz gegen die Friedbrecher, welches unter dem Namen der erneuerten Satzung König Albrechts bekannt iſt. Ludwig der Baier beſchwor bei ſeiner Thronbeſteigung nebſt den Reichsſtänden dieſe Satzung, und ſchärfte ſie 1333 auf den Reichstage zu Speier von neuem ein. Die häufigen Wiederholungen dieſer Geſetze beweiſen nur ihre ſchlechte Befolgung, wiewol man von Carl IV. rühmt, daß es ihm ſo ziemlich gelungen ſei, ſeinem im J. 1354 auf dem Reichstage zu Mainz publicirten Landfrieden Gehorſam zu verſchaffen. Dieſe Geſetze machten aber neue Verbindungen zur Verwahrung der öffentlichen Sicherheit, wie ſie auch nun häufig bald mit kaiſerlicher Beſtätigung, bald ohne ſie geſchloſſen wurden, keineswegs überflüſſig; denn die vollziehende Gewalt war in Zeiten, wo Alles die Waffen führte, gar zu kraftlos. Solche Bedürfniſſe nannte man, nach ihrem Zweck und Geiſte, ſelbſt Landfrieden. Die Bundesglieder verhießen einander deſſen Aufrechterhaltung, Beiſtand gegen Gewaltthäter, und geſtanden ſich, um ſich in jedem Falle Zufluchtsorte zu ſichern, gewöhnlich das Öffnungsrecht in ihren Städten und Burgen zu. Wenn Bundesglieder mit einander Streit bekamen, der nur durch Waffen zu ſchlichten war: ſo mußten ſie denſelben in andern Gegenden (außerhalb der Landfriedensziele) ausfechten. Albert I. beſtätigte 1307 zu Speier einen ſolchen Landfrieden der ſchwäbiſchen Grafen und Städte auf zwei Jahre, und zwar ſo, wer dieſem Bunde nicht beitreten wollte, im allgemeinen Landfrieden keinen Schirm finden ſollte. Die rheiniſchen Städte errichteten 1319 einen neuen Bund, der den Landfrieden aufs nachdrücklichſte handhabte; denn jeder Edle und Ritter, welchen ihre Gewaffneten „im Schaden des Landes" begriffen fingen, ward in der nächſten Stadt ohne Gnade enthauptet. 1332 ward dieſer Bund erneuert. Außerdem errichteten viele Städe und Fürſten in einzelnen Gegenden dergleichen Bündniſſe von weniger Theilhabern. So beſtanden im Elſaß zwei dergleichen, der obere und der untere Landfriede im Elſaß genannt. So gab es dergleichen kleinere Verbindungen oder Landfrieden in Baiern, Franken, Schwaben, in der Wetterau, Lothringen, Sachſen (dem heutigen Braunſchweig). In Weſtphalen gab es zwei dergleichen, die Geſellſchaft vom Roſenkranz und die von den Roßkammen. Überall ſetzten dieſe Verbindungen die Todesſtrafe auf den Landfriedensbruch und vollzogen ſie ſelbſt. Die Mitglieder dieſer kleinern Verbindungen hielten ſogar noch feſter zuſammen, als die größern, und behielten ſich beim Eintritt in dieſe gewöhnlich vor, nicht gegen einander zu fechten (nahmen einander aus). Das Hauptübel, und die hauptſächliche Urſache jenes Kriegs Aller gegen Alle, lag immer in dem Man-

gel einer ſtrengen und wohlgeordneten Gerichtsverfaſſung, verbunden mit der Abneigung der Deutſchen gegen gerichtliche Entſcheidung ihrer Uneinigkeiten. Daher vereinigten ſich die Städte, die in ſolche Bündniſſe zuſammentraten, gewöhnlich dahin, ihre Zwiſte durch ſchiedsrichterliche Ausſprüche (Austräge) entſcheiden zu laſſen. Dies geſchah namentlich in einem neuen Bunde, den die ſchwäbiſchen Städte 1331 zu Weinsberg auf die Lebenszeit Ludwigs des Baiers eingingen, dem die Pfalzgrafen bei Rhein und andre Herren beitraten, und den Ludwig 1340 beſtätigte. Als Carls IV. Landfrieden von 1354 zu Ende gegangen war, ſchloſſen die ſchwäbiſchen Städte (1356) unter kaiſerlicher Beſtätigung abermals einen Friedensbund, doch nur auf anderthalb Jahre. Dieſe Verbindungen, wie zahlreich und wie oft erneuert, vermochten doch die Sicherheit des Reichs nicht überall zu erhalten. Ja ſie arteten ſelbſt, beſonders gegen das Ende des 14. Jahrh. auf das Verderblichſte aus. Zur Erhaltung des Friedens aufgerichtet, dienten ſie bald nur, die Fehden allgemeiner und ernſthafter zu machen, indem ſie vom Schutz zum Trutz übergingen und die Eidgenoſſen einander in allen und jeden, auch ungerechten und friedbrecheriſchen Zügen beiſtanden. Diejenigen Bünde, welche aus Fürſten und Städten, die ein ſo ſehr verſchiednes Intereſſe hatten, beſtanden, löſten ſich bald in zwei Parteien auf, die ſich um deſto bitterer bekriegten. Denn immer blieben unerledigt die Klagen der Städte über die Fürſten wegen der Bedrückungen des Handels durch Zoll und Geleite, ſo wie die der Fürſten über die Städte wegen Aufnahme von Pfalbürgern u. a. m. So wenig läßt ſich ein Staat nur durch die Waffen der Bürger in Ruhe erhalten, und das Verderbniß ſelbſt zum Heilmittel des Verderbens brauchen. Wo eine kraftloſe Regierung die vollziehende Gewalt in die Hände des Volks legen muß, da iſt der Staat in ſeinen erſten Grundlagen ermorſcht, und jene traurige Auskunft muß ſeine Auflöſung beſchleunigen. Gegen Gerhard, Biſchof von Worms, die Grafen Eberhard und Ulrich von Würtemberg und Kraft von Hohenlohe ſchloſſen die ſchwäbiſchen Städte 1376 den ſogenannten großen Bund, und führten offenen und heftigen Krieg gegen ſie. Carl IV. ſetzte kurz vor ſeinem Tode (1378) zu Nürnberg zwiſchen den feindlichen Parteien Schiedsrichter, die 1379 den Span verglichen, worauf die Städte mit den Palzgrafen bei Rhein und dem Markgrafen zu Baden einen Bund auf fünf Jahre errichteten, doch wieder nicht ſowol zur Erhaltung des Friedens, als zum Schutz und Trotz gegen ihre Feinde; indeſſen verhießen ſie ſich, Streitigkeiten unter ihren Unterthanen auf dem Wege Rechtens auszugleichen. Die Fürſten und Herren, eiferſüchtig und argwöhniſch gegen die Macht der Städte und erbittert über die Bündniſſe derſelben, beſonders da auch landſäſſige Städte oft, ohne ihre Unterthanenpflicht vorzubehalten, dazu traten, ſchloſſen ihrerſeits ebenfalls Bündniſſe zum Schutz ihrer Gerechtſame unter dem Namen Geſellſchaften, wie die Geſellſchaft vom Leuen, die von St. Wilhelm und St. Georg, die mit den Hörnern, nach ihren gewählten Wahrzeichen ſo genannt. Bisweilen traten dieſe Geſellſchaften auch wol mit den Städten in Bündniß, wie z. B. 1382 mit denen des ſchwäbiſchen Bundes auf ein und drei viertel Jahre; aber dieſe unnatürlichen Verbindungen waren nie von Dauer. König Wenzel, der die Fürſten fürchtete, ſoll es ſelbſt gern geſehen haben, wenn die Städte, durch Bündniſſe geſtärkt, ein Gegengewicht gegen ſie bildeten. So ſchloſſen gegen die Frieden ſtörenden Edeln und zur Erhaltung ihrer Freiheiten und Rechte ſieben der vornehmſten Städte am Rhein im J. 1381 einen ſolchen Bund, der ſich bald mit dem ſchwäbiſchen

vereinigte, ſo daß der ſtädtiſche Verein in Jahresfriſt auf ein und vierzig Städe anwuchs; bis zum J. 1384 aber traten ihm faſt alle Städte in Baiern, Franken, Schwaben und am Rheine bei. Der Bund war eigentlich ſtillſchweigend gegen die Fürſten gerichtet; es wurden anfangs gewiſſe Fürſten namentlich ausgenommen, bald aber dieſe Ausnahmen ausdrücklich wieder aufgehoben. Dennoch verbündeten ſich auf kaiſerl. Befehl im J. 1384 viele Fürſten auf vier Jahre mit dieſem Städtebunde, und 1387, wo er zu Mergentheim auf einige Jahre erneuert ward, faſt alle: ſo daß durch die Allgemeinheit des Bündniſſes der Friede, den es eigentlich nicht zum Zwecke hatte, befördert wurde. So that Wenzel Alles für die öffentliche Sicherheit, was er nach der zügelloſen Ungebundenheit damaliger Zeit thun konnte. Bei dem allen ſahen die Städte immer ihre Verbindung unter einander für enger an, als die mit den Fürſten, erneuerten jene oft, und nahmen neue Städte auf, ohne Zuziehung dieſer, ſo daß der Same der Zwietracht unerſtickt blieb. Überdies erlaubten ſich nicht nur die Fürſten immerfort widerrechtliche Anmaßungen, ſondern auch die Söldner der Städte Unordnungen und Gewaltthätigkeiten, die mit den friedlichen Abſichten ſchlecht ſtimmten, welche die Städte vorgaben, wohinter ſie aber oft nicht weniger Ehrgeiz und Habſucht, als den Fürſten zur Laſt fielen, verbargen, übermüthig durch die Stärke ihres Bundes, zumal da König Wenzel 1387 den Städten beſonders ſeinen Schutz gegen Jedermann, der ſie kränken würde, verſprach. Vornemlich erbitterte die Fürſten der Beiſtand, den der ſchwäbiſche Bund 1386 den Schweizern gegen Herzog Leopold von Öſterreich leiſtete. So brachen 1388 offene Feindſeligkeiten zwiſchen den Städten und Fürſten aus. Der Krieg ward mit abwechſelndem Glück geführt. König Wenzel nahm ſich dabei anfangs der Städte ſehr an, und erklärte ſich öffentlich für ſie; bald aber ließ der Unbeſtändige ſelbſt ſeine Völker zum Fürſtenheere ſtoßen. Die Städte wurden durch Übermacht und die Unerſchwinglichkeit der Kriegskoſten gezwungen, nachzugeben. Der Bürgerkrieg in ſeiner furchtbarſten Geſtalt hatte endlich den ernſtlichen Wunſch nach Frieden erregt. Es ward 1389 der Landfriede zu Eger auf 6 Jahre errichtet, wodurch alle ſtädtiſche, und ſofern die Städte nicht ferner widerſpenſtig ſein würden, auch die fürſtlichen Bündniſſe für aufgehoben erklärt werden. Dieſer Landfriede erhielt aber, da die meiſten Städte ſich nicht ſogleich fügen wollten, erſt durch den Vertrag zu Heidelberg, in demſelben Jahre, ſeine Wirkung. Es wurden hier für jeden der vier Bezirke: Schwaben, Baiern, Franken und Elſaß oder Rheinland, ſchiedsrichterliche Ausſchüſſe beſtellt, um fernere Streitigkeiten zu ſchlichten, aus vier fürſtlichen und vier ſtädtiſchen Abgeordneten, unter einem Obmann, vom Kaiſer ernannt, beſtehend. So half man ſich, wie man konnte, ohne jedoch eine ordentliche feſte Gerichtsverfaſſung, zu deren Einführung es hier an Luſt, dort an Kraft fehlte, erſetzen zu können. Nach Ablauf des egerſchen Friedens, nach Erholung der erſchöpften Kräfte, kehrte die alte Zwietracht wieder, wenn ſie auch nicht wieder in ſo lichte Flammen aufſchlug. Oft verſuchten die Städte, im 15. Jahrh., ſich von neuem zu verbünden, aber die Fürſten wußten es immer zu hintertreiben. Dagegen wurden von einzelnen Städten unter einander und mit den Fürſten Bündniſſe zur Erhaltung des Landfriedens geſchloſſen, wie auch von den Fürſten allein. Im Anfange dieſes Jahrhunderts verbanden ſich die ſchwäbiſchen Prälaten, Grafen, Herren und Edeln in eine Einung, von ihrem Wahrzeichen die Geſellſchaft von St. Georgen-Schild genannt, und da Kaiſer Siegmund im J. 1422 Bündniſſe für den Landfrieden zu ſchließen vergünſtig

te und aufmunterte, gewann dieſer Bund mehr Ausdehnung und Feſtigkeit: ſo daß er in der älteſten, 1431 zum Huſſitenkriege gefertigten Reichsmatrikel als eine öffentlich anerkannte Gemeinſchaft (gleichſam an die Stelle des Herzogthums Schwaben) mit einem gemeinſamen Contingent angeſetzt iſt. 1431 ward er, weil er zu zahlreich war, in drei Theile getheilt, die Partei in Oberſchwaben, Niederſchwaben und im Hegau. Andrerſeits verbot Kaiſer Siegmund alle Bündniſſe: „ohne des Reichs Wiſſen, Gunſt, Urlaub und Willen." Überhaupt aber waren die Stände in dieſem Jahrhunderte doch geneigter zum Frieden, und wurden es deſto mehr, je dringender deſſen Nothwendigkeit durch die gemeinſame Gefahr von den Huſſiten, und dann von den Türken erſchien. Es errichtete Kaiſer Siegmund 1431 einen allgemeinen Landfrieden auf die Dauer des Huſſitenkriegs. 1433 ward zu Baſel von neuem über den Landfrieden gerathſchlagt, aber wenig bewirkt. Albrecht II. war der erſte, dem es gelang, dem Namen nach einen ewigen Landfrieden durchzuſetzen. Er führte in ſelbigem (1438) zuerſt geſetzliche Austräge oder Schiedsrichter ein, und theilte das Reich in 4 Kreiſe, deren jedem er einen Landfriedenshauptmann vorſetzte. Aber dieſer ewige Landfriede ward bald übertreten und vergeſſen, denn er war noch nicht an der Zeit. Friedrich III. mußte wieder, um nur wegen des Türkenkriegs Luft zu bekommen, ſich begnügen, den Landfrieden, wie ſeine Vorgänger, auf etliche Jahre zu befeſtigen, wie z. B. zu Frankfurt 1467 auf 5 Jahre, 1471 zu Regensburg auf 4 Jahre geſchah, welcher letztre Landfriede 1474 zu Augsburg auf 6 Jahre verlängert wurde. Der Kaiſer hatte die Abſicht, alle Verbindungen unter den Ständen ganz zu verbieten, konnte aber mit dieſem, wie mit ſo manchem andern Entwurfe zu Verbeſſerung der Verfaſſung nicht durchdringen; vielmehr vermochte, er jene Landfrieden ſelbſt nur in Form bei freien Bündniſſen durchzuſetzen. Alle Fürſten, Herren und Edle, wie alle Stadträthe, ja oft alle einzelne Bürger der Städte mußten ſie jedesmal feierlich beſchwören. Wer nicht ſchwören wollte, ward für ächt- und rechtlos erklärt. Bei jedem ſolchen, auf Zeit errichteten Landfrieden wurden gewiſſe Friedensgerichte (Landgerichte) niedergeſetzt, nicht ſowol zur Entſcheidung von Streitigkeiten, als zu Beſtrafung der Friedbrecher. Ein Reichsgraf oder Dynaſt, genannt Landfriedenshauptmann, und, wo der Kaiſer den Frieden geſetzt und ihn ernannt hatte, Reichsvogt, auch, da ſeine Macht ſich gewöhnlich nur über einzelne Landſchaften erſtreckte, Landvogt, führte dabei den Vorſitz, und die Beiſitzer beſtanden aus Abgeordneten der Ritterſchaft und Städte. Bei Verbindung einzelner Stände, wegen des Landfriedens, wie ſie immer noch häufig waren, ernannten die Bundesglieder den Hauptmann, der dann nicht Vogt, ſondern Obmann, auch Mundmann (von Mund, Schutz) hieß. Zu Gewährung ſichern Geleits, wie zu Feldzügen gegen die Friedbrecher, bei denen er befehligte, konnte der Hauptmann die Eidgenoſſen aufmahnen. Der Hülfsbedürftige benachrichtigte die Verbündeten von ſeiner Noth durch Lärmfeuer, Sturmfahnen und Sturmläuten. Die Gerichte hielten gewöhnlich viermal des Jahrs, die Sonntage nach den vier Quatembern, ihre ordentlichen Sitzungen; außerordentliche, ſo oft es Noth that. Die Strafe des Friedbrechers war die Acht, wozu die Kirche gewöhnlich noch den geiſtlichen Bann fügte, auch das Hundetragen. Im J. 1486 wurde zu Frankfurt der letzte interimiſtiſche Landfriede auf zehn Jahre geſchloſſen, eine, bisher unerhört lange Friſt, die auf den ewigen, der folgenden Regierung vorbehaltenen, vorbereitete. Hier wurden von neuem regelmäßige Austräge verordnet, und an ſie und die

Reichshofgerichte die Streitigkeiten der Stände gewieſen, dagegen alle Befehdungen ſcharf verboten. Um dieſen Frieden, beſonders in Schwaben, das, ohne Herzog und in viele kleine Gebiete getheilt, immer der Schauplatz der meiſten Fehden war, Sicherung zu verſchaffen (aber auch zugleich, um gegen die Herzöge von Baiern und gegen die Schweizer nachdrücklich Hülfe zu erhalten), veranlaßte Friedrich ſelbſt, auf Anrathen Bertholds, Kurfürſten von Mainz, die, hundert Jahre lang verhinderte Wiederherſtellung des ſchwäbiſchen Bundes. Dieſer wurde 1488 zu Eßlingen gebildet, indem die ſchwäbiſchen Städte mit der Geſellſchaft von St. Georgen-Schild auf 8 Jahre in eine Verbündniß traten, der Bund im Land zu Schwaben, auch im folgenden Jahrhundert überhaupt die Geſellſchaft von St. Georgen-Schild genannt. Zugleich verbot der Kaiſer alle Bündniſſe der Reichsſtände, worin der ſchwäbiſche Bund nicht ausdrücklich ausgenommen, d. i. gegen ihn nicht zu fechten, vorbehalten würde. Durch den Beitritt des Kurfürſten von Mainz, des Biſchofs von Augsburg, der Herzoge von Wirtemberg und der Markgrafen von Brandenburg (wegen Anſpach), und Baden, ſo wie der Löwengeſellſchaft, wurde der Bund ſehr mächtig. Ein Hauptgrundſatz deſſelben war die Feſtſetzung von Austrägen. Die St. Georgenſchilds-Geſellſchaft, ein Theil des Bundes, wurde nun in vier Bezirke getheilt, deren jedem ein Hauptmann und ein Bundesrath vorgeſetzt war, am Kocher, am Neckar, an der Donau, im Hegau und am Bodenſee; der ganze Bund aber, die Städte einbegriffen, hatte zwei gemeine Hauptleute, einen von der Geſellſchaft und einen von den Städten, und einen gemeinen Bundesrath von acht Räthen. Dieſe waren die Austrägal-Obrigkeit und hatten eine förmliche Gerichtsordnung. Das ganze Bundesheer betrug im J. 1500, 9000 Mann Fußvolk und 1250 Mann Reiterei. Maximilian verlängerte den zehnjährigen Landfrieden im J. 1494 erſt nur um drei Jahre. Aber die Erfahrung hatte die Nation die Mißlichkeit und Unzulänglichkeit der zeitwierigen Landfrieden immer mehr einſehen, ſo wie die, in dieſem Jahrhunderte immer weiter gediehene Entwilderung ſie die Aufopferung des barbariſchen Rechts der Selbſthülfe gering achten und feſt verbürgte bürgerliche Ordnung vermiſſen gelehrt: ſo daß die letztre nun faſt allgemeiner Wunſch, allgemeine Stimme ward, gegen welche das Murren weniger trotzigen Edeln nicht aufkommen konnte. So vermochte denn endlich Maximilian I., auf dem Reichstage zu Worms im J. 1495 den Reichslandfrieden zu Stande zu bringen, der mehr dem Gange der Nationalbildung, als ſeiner Kraft zuzuſchreiben iſt; denn ſonſt wäre es wol manchem Vorgänger eher, als ihm gelungen. Die Reichsſtände ſelbſt, von der Nothwendigkeit einer ſolchen Anordnung durchdrungen, zwangen den Kaiſer, dem mehr, als der Landfriede, der Krieg gegen die Türken und Italien am Herzen lag, ſie durchzuſetzen, indem ſie, bevor nicht der Friede des Reichs geſichert war, Geld- und Waffenhülfe zu dieſen Feldzügen dem ſtets bedürftigen Kaiſer verweigerten. Es wurde alſo aus den Kurfürſten, Fürſten und Städten ein Ausſchuß zur Abfaſſung des ewigen Landfriedens niedergeſetzt, der dieſe ſehr geſchwind vollendete, ſo daß, nach Vorbringen und Berückſichtigung verſchiedner königlicher und ſtändiſcher Erinnerungen, das Geſetz am 25. Juli 1495 publicirt wurde. Darin wurde jede Art der Selbſthülfe auf ewige Zeiten verboten, bei Strafe von 2000 Mark löthigen Goldes. Die Fürſten verpflichteten ſich unterm 7. Auguſt noch durch eine beſondere Urkunde, der die Städte ſpäter beitraten, „zu Handhabung des Friedens, Rechts und der Ordnung.“ Die Stände ſollten darnach jährlich ſich verſammeln, um des Landfrie-

dens Behauptung, ſo wie die etwa vorgefallnen Übertretungen in Erwägung zu ziehen. Um die verbotnen Fehden auch unnöthig und überflüſſig zu machen, ward ein ſtehendes Gericht, aus Beiſitzern vom Kaiſer und den Reichsſtänden gewählt, eingerichtet, das Reichskammergericht zu Speier, und durch ein beſondres Geſetz, die Reichskammergerichtsordnung, Verfaſſung und Verfahren deſſelben feſt beſtimmt (ſ. d. Art. Reichskammergericht). Kürzere Dauer, als dieſes, hat das, ebenfalls damals errichtete Reichsregiment gehabt, eine ſtehende Behörde, oder ein Senat, welchem die oberſte Leitung der Reichsangelegenheiten und die Erhaltung des Landfriedens im Namen des Kaiſers anvertraut wurde; denn theils durch die Eiferſucht des Kaiſers und der Fürſten, die darin eine Beſchränkung ihrer Rechte ſahen, theils aus Mangel an Unterſtützung zerſchlug es ſich nach wenig Jahrzehnden. Die nachdrücklichſte Handhabung des Landfriedens mußte immer noch die bewaffnete Macht gewähren, die mehr in der Stände, als in des Kaiſers und Reichs Händen war. Es dauerte bis in die Mitte des 16. Jahrh., und bis das Gedächtniß der alten Zeit ausgeſtorben war, ehe die deutſchen Edelleute bewogen werden konnten, ſich ihres Fauſt- und Kolbenrechts ganz zu entſchlagen. Viele Bündniſſe wurden daher für des Landfriedens Handhabung neu geſchloſſen, viele alte erneuert, aber alle, nach dem Geſetze Friedrichs III., mit ausdrücklicher Ausnahme und Vorbehalt des ſchwäbiſchen Bundes. Dieſer wurde 1496 auf 3 Jahre verlängert, dann 1500 auf 12 Jahre, 1511 auf 10 Jahre, endlich 1522 auf 11 Jahre. 1523 zerſtörte er 23 Burgen von Rittern, die den bloßen Verdacht des Friedbruchs (da man die Thäter gewiſſer verübter Gewaltſtreiche nicht kannte) eidlich nicht ablehnen konnten, oder wollten. Um's J. 1530 löſte der Bund ſich auf, trotz der Bemühungen des Kaiſers, ihn zu erneuern; da inzwiſchen der ſchmalkaldiſche Bund entſtanden war, und die proteſtantiſchen Fürſten, jenen als eine Stütze der erneuerten Macht fürchtend, die Erneuerung hintertrieben, überdies aber der Geiſt dieſer Anſtalt ausgeartet war, und der Bund den Privatabſichten der Häupter dienen mußte, ſo daß die ſchweren Koſten, von denen nur die Fürſten den Nutzen zogen, den Städten jeden Bund verleideten. Dagegen haben der ewige Landfriede und das Reichskammergericht bis zur Auflöſung des deutſchen Reichs im Unglücksjahre 1805 beſtanden und vielfach wohlthätig gewirkt. H. L.

Landgut, iſt die Vereinigung mehrerer, aus Äckern, Wieſen, Gärten, Weideplätzen, bisweilen auch Holzungen, Teichen ꝛc. beſtehenden Grundſtücke und Sachen zur Betreibung des Landbaues und der Viehzucht. In landwirthſchaftlicher Rückſicht ſind die Landgüter ſehr verſchieden. Man theilt ſie daher in vollſtändige und unvollſtändige, je nachdem alle landwirthſchaftlichen Erfoderniſſe dabei anzutreffen ſind, oder nicht. Eben ſo ungleich ſind ſie in rechtlicher Hinſicht. In Beziehung auf das Eigenthum befinden ſie ſich entweder in einem unbeſchränkten, oder beſchränkten, in einem privativen, oder Geſammteigenthume; ſie ſtehen ferner in dem Eigenthume des Landes, des Landesherrn, oder einer einzelnen Perſon, Familie, oder einer moraliſchen Perſon, z. B. Kirche, Stift, Kloſter, Gemeine. In Rückſicht auf Befreiungen und Laſten ſind ſie entweder freie, oder pflichtige, und jene wiederum entweder mit beſondern Vorzügen und Vorrechten, z. B. Gerichtsbarkeit, Landſtandſchaft, Jagd ꝛc. verſehen, oder nicht. Es gibt daher, nach der Natur der Sache, ſehr verſchiedne Gattungen von Landgütern, unter welchen ſich die Allodial-, Stamm- und Fideicommißgüter, die Domänen-, Kammer-, Pfarr- und Kirchengüter, die Frei- und Rittergüter, die Gemeindegüter, und die ſteuer-, zins- und dienſtpflichtigen ver-

ſchiedentlich benamten Bauergüter beſonders auszeichnen. Auf eignen Landgütern iſt ein Jeder, der Grundeigenthum beſitzt und beſitzen darf, im rechtlichen Sinne landwirthſchaftsfähig; auf fremden Gütern aber können nur diejenigen Perſonen Landwirthſchaft treiben, welchen es die Geſetze erlauben, und die außerdem fähig ſind, einen Landwirthſchafts-Pachtcontract einzugehen. X.

Landkarten ſind Verzeichnungen der Erdfläche oder einzelner Theile derſelben, auf ebnen Flächen. Karten, welche die ganze Erdfläche darſtellen, heißen Planiglobien, Univerſalkarten (Mappe-mondes); Darſtellungen von Theilen derſelben Particularkarten, welche wieder in mehrere Arten zerfallen. Die Generalkarten ſtellen ganze Erdtheile oder Staaten, die Specialkarten einzelne Provinzen, die topographiſchen Karten einzelne Bezirke derſelben dar. Oreographiſche Karten ſtellen bloß die Gebirge und deren Züge, hydrographiſche die Gewäſſer dar. Außerdem hat man Productenkarten (von Crome), Kunſt-, zoologiſche, anthropologiſche, Kriegs-, Poſt- und Reiſe-, Seekarten u. a. Um geographiſche Gegenſtände auf Flächen durch Verzeichnung zur Anſchauung zu bringen, muß man dieſe Flächen nach beſondern Grundſätzen dazu bezeichnen. Man zeichnet zu dieſem Behufe darauf Netze oder Roſte, d. i. die einander durchkreuzenden Beſtimmungslinien der Längen- und Breitengrade, ſo wie der kleinern Gradtheile, wozu ein gedoppelter Maßſtab und logarithmiſche Rechnungen erfodert werden. Iſt dies geſchehen, ſo werden die Gegenſtände nach Maßgabe ihrer Länge und Breite eingetragen. Dieſe Kunſtgriffe reichen aber bei größern Stücken der Erdfläche, für welche die Kugelgeſtalt mit in Betracht kommt, nicht mehr aus. Bei Special- oder topographiſchen Karten, die gewöhnlich nur einen kleinen Theil der Erdfläche enthalten, der alſo eine unmerkliche Krümmung hat, nimt man dieſen Theil als eine ebene Fläche an. Größere Stücke der Erde, bei denen die Krümmung merklich iſt, müſſen nach den Geſetzen der Perſpective auf einer Fläche entworfen werden, welches man eine Projection nennt, deren es ſehr viel verſchiedne Arten gibt. Weil es aber unmöglich iſt, alle Stellen einer Kugelfläche in ungeänderten Lagen auf einer Ebene zu entwerfen: ſo hat ohne Zweifel diejenige Projectionsart den Vorzug, welche die größtmögliche Ähnlichkeit beibehält. Man ſtellt ſich vor, das Auge befinde ſich in irgend einem Punkte auf der Oberfläche einer Kugel, und die perſpectiviſche Tafel ſei die Ebene eines größten Kreiſes, in deren Mittelpunkt die Geſichtsaxe fällt. Dieſe Art iſt die ſtereographiſche Projection, von einem griechiſchen Worte, welches feſt, dicht, körperlichen Inhalts bedeutet. Hierbei laſſen ſich nun folgende Fälle gedenken. Die perſpectiviſche Tafel iſt nämlich entweder der Äquator, und das Auge hat im Pole ſeine Stelle, oder die perſpectiviſche Tafel iſt irgend ein Meridian, und das Auge befindet ſich in der Peripherie des Äquators, oder endlich die perſpectiviſche Tafel iſt ein jeder andrer größter Kreis, und das Auge erhält ſeine Stelle in dem Pole der, zu dieſem Kreiſe gehörigen Axe. Nach dieſen Fällen entſtehen: 1) die Polar-, 2) die äquatoriſche und 3) die ſtereographiſche Horizontal-Projection. Denkt man aber das Auge von der Kugel unendlich entfernt, ſo entſteht die orthographiſche Projection, von einem griechiſchen Worte, welches gerade, recht bedeutet, weil bei einer unendlichen Entfernung des Auges die Geſichtslinien als Parallelen erſcheinen. Man ſieht, die Kunſt, genaue Landkarten zu entwerfen, oder die Mappirungskunſt, erfodert mannichfaltige mathematiſche Kenntniſſe und Fertigkeiten bei großer geographiſcher Kunde, und wird hieraus den Schluß auf die Unvollkommen-

heit der erſten Verſuche in dieſer Kunſt leicht ſelbſt machen. Die Geſchichte derſelben kann man in 3 Perioden abtheilen. Die erſte geht von den erſten Verſuchen bis auf Agathodämon, welcher im 5. Jahrh. nach Ch. zu der Geographie des Claud. Ptolemäus Karten lieferte. Hier ſind unter den frühern Arbeiten die von Anaximander (500 J. v. Ch.) die berühmteſten. Die zweite Periode erſtreckt ſich von Agathodämon bis auf den Nürnberger, Martin Behaim, und den Veroneſer, Hieron. Fracaſtor, im 16. Jahrh. n. Ch., welche in neuer Zeit auch die erſten Erdkugeln verfertigten. Im achten und folgenden Jahrhunderten hatte man in einzelnen fürſtlichen Bibliotheken metallne Planiglobien und Landkarten. Carl der Große beſaß eine ſolche von Silber, und Roger I. von Sicilien, im 11. Jahrh., einen ſilbernen, 100 Mark ſchweren Globus. Eine, auf 12 Pergamenthäute gezeichnete Landkarte der damals bekannten Erde hat man von dem J. 1265. Die 3. Periode geht von Behaim bis auf unſre Zeit. Die Gebrüder Appian verfertigten 1513 eine Weltkarte mit Darſtellung der ſogenannten neuen Welt. Der Mathematiker Werner theilte 1514 die Erde in 4 Theile. Gerhard Mercator aus Rüremond († 1594) erfand eine neue Projectionsmethode, nach welcher er Karten (die erſte 1550) mit wachſenden Meridians-, aber unveränderlichen Parallelgraden zeichnete, welches darum wohl zu merken iſt, weil noch jetzt viel Karten nach dieſer Projectionsart entworfen werden. Gemma Friſius, welcher die jetzige Art, Landkarten zu ſtechen, erfand (1595), lieferte die Weltkarte mit den Entdeckungen in Oſt- und Weſt-Indien. Alle bisher geſtochnen Karten machen eine Sammlung von ungefähr 24,000 Stücken aus, unter denen aber kaum 4500 Originale ſich befinden. Joh. Mathias Haſe, Prof. zu Wittenberg, fing unter den Deutſchen zuerſt an, die Landkarten nach mathematiſchen und geographiſchen Gründen zu verbeſſern. Welche Verdienſte ſich Homann erworben, hat ein eigner Artikel gezeigt. Hübner (ſ. d. Art.) fing zuerſt an, die Landkarten methodiſch zu illuminiren. Noch immer beſteht die homann'ſche Officin, und mit ihr wetteifern das geographiſche Inſtitut zu Weimar, Schrämbl und Mollo in Wien, Schropp in Berlin u. A. Die Namen eines Güſſefeld, Sotzmann, Kindermann, Reichard, Mollo, Streit ꝛc. ſind bekannt. Unter den Ausländern ſind: Delisle, d'Anville, Barbier, Rizzi Zannoni, Jeffery, Arrowſmith, Bugge, Akrel u. A. berühmt. In Haubner's Verſuche einer umſtändlichen Hiſtorie der Landkarten (Ulm, 1724), mit den Zuſätzen in deſſen Discours von dem gegenwärtigen Zuſtande der Geographie (Ulm, 1727), Hübner's Museum geograph., Käſtner's Geſchichte der Mathematik und Fabri's Geographie für alle Stände (Th. I., Bd. I., S. 71.) findet man ausführlichere Belehrung. Angaben, auch nur der vorzüglichſten Karten für jeden Staat wird man um ſo weniger hier erwarten, da faſt jedes Lehr- und Handbuch der Geographie dieſes Bedürfniß befriedigt. Kartenſammler finden ein brauchbares Hülfsmittel in des geographiſchen Inſtituts zu Weimar ſyſtematiſchem Sortiments-Catalog von Landkarten, der ſich nicht bloß auf eignen Verlag beſchränkt.

Landrecht nannte man im Mittelalter den Inbegriff der Rechtsgewohnheiten, die in jedem Lande gleich Geſetzen befolgt wurden. Weil das Lehnrecht von allgemeiner Gültigkeit und von größerer Gleichförmigkeit, als jene beſondern Rechte, war, entſtand der Gebrauch, alles Privatrecht, das nicht Lehnrecht war, Landrecht zu nennen. Daher iſt auch der Ausdruck: Landerben, d. h. Allodialerben, oder Erben nach Landrecht, den Lehnserben entgegengeſetzt. Die deutſchen Rechtsgewohnheiten im Mittelalter theilten ſich in zwei Hauptzweige, das fränkiſche

Recht im ſüdlichen, und das ſächſiſche Recht im nördlichen Deutſchland. Von beiden wurden im 13. Jahrh. durch Privatleute Sammlungen veranſtaltet. Die ſächſiſchen Gewohnheitsrechte trug, unter dem Titel: Sächſiſches Landrecht, zwiſchen den J. 1215 und 1218, der ſächſiſche Edelmann, Eike von Repkow zuſammen, und dieſes Werk bildet den erſten Theil ſeines Sachſenſpiegels (ſ. d. Art.), deſſen zweiter Theil das ſächſiſche Lehnrecht iſt, und der Jahrhunderte lang in den Gerichten Norddeutſchlands, Preußens, Polens ꝛc. als Geſetzbuch betrachtet wurde. Ein ungenannter Nachahmer Repkow's verfertigte zwiſchen den J. 1268 und 1282 den Schwabenſpiegel (ſ. d. Art.), deſſen erſter Theil das ſchwäbiſche Landrecht iſt. Außer dieſen beiden berühmteſten Privat-Sammlungen wurden noch auf Befehl einzelner Landesfürſten die Gewohnheitsrechte ihrer Länder zuſammengetragen, namentlich ſchon im 13. Jahrh. das öſterreichiſche und älteſte frieſiſche oder ruſtringer Landrecht, in dem 14. ein andres altfrieſiſches Landrecht, das emſiger Landrecht vom J. 1312, die obſtalboomſchen Geſetze von 1323, das femariſche Landrecht von 1326, und das baieriſche von 1346; im 15. das nordfrieſiſche von 1426, und das ditmarſiſche von 1447. (Vergl. deutſches Recht). In neuern Zeiten hat Friedrich Wilhelm II. ſeinem neuen Geſetzbuche den Namen: preußiſches Landrecht, gegeben (ſ. d. folg. Art.). Oft wird auch der Name Landrecht dem Stadtrechte entgegengeſetzt. HL.

Landrecht (preußiſches). Wenn ſchon in den älteſten Zeiten das Geſchäft des Geſetzgebers für eins der wichtigſten und ſchwierigſten in der Verwaltung eines Staats geachtet wurde: ſo wird es als ein ſolches um ſo mehr in neuern Zeiten gelten müſſen, wo alle Lebensverhältniſſe verwickelter, der Kreis menſchlicher Thätigkeit ausgedehnter und mannichfacher, und die Sitten von der urſprünglichen Einfalt und Roheit in ſo vielen Beziehungen gar ſehr abgewichen ſind. Wir verſtehen aber hier unter Geſetzgebung nur die Feſtſetzung von Geſetzen für die Unterthanen eines Staats, keineswegs die Beſtimmung der Staatsgrundgeſetze (legum fundamentalium), obgleich die Staatsverfaſſung auf die Geſetzgebung einen bedeutenden Einfluß haben muß. Die vorzüglichſte Geſetzgebung des Alterthums, welche auch noch in unſern Staaten fortlebt, indem ſie der Grund der meiſten neuern geworden iſt, iſt die römiſche, beſonders die von Juſtinian begründete. Allein ehe man noch daran dachte und denken konnte, eine umfaſſende, vollſtändige, klare und beſtimmte Geſetzgebung in irgend einem Staate aufzuſtellen, bildeten ſich die Geſetze gewiſſermaßen durch das Bedürfniß von ſelbſt aus den Entſcheidungen, welche in ſtreitigen Fällen die geſunde Vernunft, oder das angeborne Gefühl des Rechts und der Billigkeit gab, und die von dem Geſetzgeber dann zum Grunde ſeiner allgemein ausgeſprochnen Vorſchriften gelegt wurden. So im römiſchen Reiche, wo lange vor Juſtinian die Meinungen der Rechtsgelehrten und die Edicte der Prätoren die Quellen des Privatrechts waren. In den neuern Staaten und auch in den preußiſchen trat der nämliche Fall ein. Die verſchiednen Provinzen und Landſchaften hatten von Alters her verſchiedne Gewohnheits- und ſtatutariſche Rechte gehabt, nach denen man die Streitigkeiten zu entſcheiden pflegte. Erſt als der Staat ſich inniger als Einheit fühlte, d. h. nach dem ſiebenjährigen Kriege, und unter Friedrichs des Großen Regierung fühlte man auch das Bedürfniß der Einheit in der Geſetzgebung. Die wichtigen und wohlthätigen Wirkungen einer allgemeinen, ſo viel möglich vollſtändigen, klaren und beſtimmten Geſetzgebung leuchteten dieſem großen Regenten ſo deutlich an, daß er ſich, in

den letzten Jahren ſeiner Regierung beſonders, weſentlich mit Ausführung dieſer Idee beſchäftigte. Es wurden von in- und ausländiſchen Gelehrten Entwürfe zu einem allgemeinen Geſetzbuche begehrt. Es gingen viele ein, welche Andern wieder zur Beurtheilung vorgelegt wurden, und das ganze Geſchäft ſtand unter der Leitung des damaligen Großkanzlers von Carmer, eines Mannes, der mit einer umfaſſenden Rechtskenntniß Scharfſinn und Beurtheilung verband. 1792 wurde endlich das preußiſche Landrecht öffentlich bekannt gemacht, und mit Geſetzeskraft verſehen. 1803 erſchien eine neue Ausgabe davon, und noch eine neuere 1806, mit einer großen Anzahl von Erläuterungen unter dem Namen der Anhänge zu Geſetzen. Dieſes allgemeine preußiſche Landrecht beſteht aus einer Einleitung und zwei Theilen, wovon der erſte Theil 23, der zweite 19 Titel enthält; der 20. Titel dieſes Theils aber, von Verbrechen und Strafen handelnd, eine Art peinlichen Geſetzbuchs ausmacht. Nach der Aufſtellung allgemeiner Rechtsgrundſätze geht es zum Perſonenrechte und dann zu den Rechten, in Beziehung auf Sachen, d. h. Dinge, die ſelbſt keine Rechte haben, alſo nicht Perſonen ſind, über. Man hatte gleich anfangs in dieſem Geſetzbuche getadelt, daß es im Allgemeinen nicht beſtimmt genug ſei, ungeachtet viel Fleiß auf die Auseinanderſetzung der behandelten Gegenſtände verwandt worden; ferner daß es das ſchon Beſtehende mehr ergänzt und modificirt, als neu geſtaltet habe; daß es in vielen Punkten gar zu weitläuftig ſei, daher dem, der nicht die Rechte ſtudirt habe, oft unverſtändlich bleibe, weil er ſich aus den vielfachen Unterſcheidungen und Erörterungen nicht finden könne u. ſ. w. Ferner miſche es zu viel Fremdartiges, als: polizeiliche Verordnungen, Verfügungen über gewiſſe beſondre Geſchäfte, wie das Berg- und Hüttenweſen, auch ſtaatsrechtliche Gegenſtände mit ein. Einer der vorzüglichſten deutſchen Rechtsgelehrten, Feuerbach, ſagt (in ſeiner Themis): „dem preußiſchen allgemeinen Landrechte ſei es keineswegs um Erreichung höherer politiſcher Zwecke, um eigentliche Reform der bürgerlichen Verhaltniſſe ſelbſt zu thun geweſen. Um nicht an den gefährlichen Klippen jedes neuen Geſetzgebungsplanes, — an Landſchaft und Ständen, an den beſondern Rechten und Vorrechten der verſchiednen Bürgerklaſſen, — zu ſcheitern, habe es Alles, was hierauf Beziehung hatte, nur mit leiſem Finger berühren, an dem Beſtehenden nichts Weſentliches verrücken, an keinem der, wohl oder übel erworbnen Rechte etwas verändern dürfen. Der Hauptzweck der Reform ſei nicht ſowol auf den Inhalt und das Weſen der Rechtsverhältniſſe, als auf ihre äußere Form und Geſtalt gegangen. Veränderung der Rechtsſtreite durch Beſtimmtheit und Gewißheit der bürgerlichen Rechte und Verbindlichkeiten, dieſes und wenig mehr ſei die Aufgabe geweſen, welche die preußiſche Geſetzgebung habe löſen wollen, und woraus ſich alle ihre Mängel, ſammt ihren unverkennbaren Vorzügen, leicht erklären ließen.“ „Bei ſolchen Aufgaben konnte ſie, fährt er fort, alle Inſtitute, die ſie vorfand, in ihrem Weſen fortbeſtehen laſſen, wenn ſie nur über die Rechtsfragen, welche dabei entſtanden waren, oder noch entſtehen konnten, keinen Zweifel übrig ließ. Die Leibeigenſchaft, wenn gleich unter dem beſcheidnen Namen der Erbunterthänigkeit, die Ungemeſſenheit der Frohnen, alle Rechte und Unrechte der Gutsherren, alle Vorkaufs- und Einſtandsrechte, und andre Inſtitute, wogegen ſich Vernunft und Staatsklugheit ſchon längſt kräftig ausgeſprochen hatten, blieben nach wie vor in ihrem verjährten Beſitze, und was etwa hier und da als Beſchränkung hinzukam, iſt meiſtens ſo unbedeutend

oder folgenleer, daß es kaum für mehr, als eine Höflichkeitsformel gelten kann, die man dem Geiſte des aufgeklärten Zeitalters ſchuldig zu ſein glaubte. Dagegen mußte aus dem Geſichtspunkte der preußiſchen Geſetzgeber die größte Sorgfalt einerſeits auf die Formbeſtimmung der bürgerlichen Geſchäfte, andern Theils auf die größte Vollſtändigkeit der Materien und auf das Detail in der Entwickelung allgemeiner Grundſätze verwandt werden. In jener Abſicht wurde bei allen bürgerlichen Geſchäften jeder Tritt und Schritt mit genauer Pünktlichkeit gemeſſen und beſtimmt, und die Freiheit des Verkehrs an eine lange Kette von Förmlichkeiten gebunden; in der zuletzt erwähnten Abſicht mußte das Geſetzbuch zugleich ſein eigner Commentar werden, und einen ſeiner erſten Vorzüge darin finden, daß es ſo viel möglich dem Richter ſo wenig, als möglich, nachzudenken vergönnte, und indem es jeden Grundſatz in allen, wenn gleich noch ſo einfachen Folgen, wiederholte, den unendlichen Reichthum rechtlicher Combinationen durch zahlloſe Ideen und Aber zu erſchöpfen ſuchte. Die allgemeine Aufgabe der preußiſchen Geſetzgebung beſtimmte zugleich ihr Verhältniß zur wirklichen Anwendung. Da nur Gewißheit der Rechte das Ziel ſein ſollte, ſo war es nicht nothwendig, die ſchon beſtehenden Provinzialrechte zu verdrängen. Dieſes würde ſogar zweckwidrig geweſen ſein, weil die beſondern Landes- und Provinzialgeſetze Entſcheidungen enthalten konnten, worüber, bei aller ſeiner Vollſtändigkeit, das allgemeine Landrecht ſchwieg. Jede Provinz, jeder Diſtrict, jeder Ort blieb daher bei ſeinen alten Particularrechten, und das allgemeine Geſetzbuch begnügte ſich mit dem Range einer bloßen Hülfsgeſetzgebung." So Feuerbach. Zu einem, in Deutſchland allgemein einzuführenden Geſetzbuche dürfte es ſich daher nicht eignen, wiewol es des ernſtlichen Studiums der Rechtsgelehrten daher, wegen mancher ſchätzbaren Anſichten, Entwickelungen und Beſtimmungen, werth iſt. Sehr empfehlenswerth ſind die, bei dem Herausgeber dieſes Lexicon erſchienenen Ergänzungen zum preußiſchen Landrecht, welche daſſelbe bis auf die neueſte Zeit fortführen. Ihr vollſtändiger Titel iſt: Ergänzungen des allgemeinen Landrechts für die preußiſchen Staaten; enthaltend eine vollſtändige Zuſammenſtellung aller noch geltenden, das allgemeine Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Geſetze, Verordnungen und Miniſterialverfügungen; nebſt einem chronologiſchen Verzeichniſſe derſelben und einem Regiſter. 2 Bände. gr. 8. 1823. (Mit dem allgemeinen Landrecht gleichförmig gedruckt.) 76 Bogen. 3 Thlr. Ähnliche Ergänzungen ſind für die preußiſche Gerichts-Ordnung erſchienen (Preis 1 Thlr. 12 Gr.), ſo daß dadurch die ganze preußiſche Civil-Geſetzgebung bis auf die neueſte Zeit (1823) in der Paragraphenfolge der Hauptwerke fortgeführt iſt.

Landrente, Grundrente, Bodenrente. Die Idee dieſer Abſtraction entſtand in England, weil hier der Eigenthümer und der Benutzer des Bodens ſehr ſelten eine Perſon ausmacht. Im weitern Sinne wird darunter die Vergütung verſtanden, welche der Grundeigenthümer für den Gebrauch ſeines Bodens vom Pächter erhält; dieſe Vergütung beſteht entweder in einem gewiſſen Theile des, dem Boden abgewonnenen Erzeugniſſes, wie es gewöhnlich beim Bergbau der Fall iſt, oder in dem Preiſe eines ſolchen Theils; unter Grund und Boden aber wird die ganze Erdoberfläche, alſo auch das Waſſer in Seen und Flüſſen, nicht bloß das Land begriffen. Auch, wenn der Eigenthümer ſelbſt ſeinen Boden nutzt, wird ſich in dem Einkommen, was er daraus zieht, der Theil, welcher ihm, als Eigner, an der Rente gehört, von

dem andern, der ihm, als Unternehmer, vom Gewinnſte zukommt, unterſcheiden laſſen, ſobald man nur prüft, wie viel ihm von einem Dritten, dem er den Gebrauch ſeines Bodens überließe, dafür entrichtet werden würde. Mit dieſer Rente iſt aber gewöhnlich noch Gewinnſt von einem, nicht dem Unternehmer, ſondern dem Grundherrn, zugehörigen Kapitale vermiſcht, wodurch die Benutzung des Bodens erleichtert und vergrößert wird; zieht man dieſen Gewinnſt von der ganzen Rente des Bodens ab: ſo bekommt man die echte oder eigentliche Landrente im engern Sinne. Dieſe iſt als ein bloßes Geſchenk der Natur und als ein reines Einkommen zu betrachten, welches allenfalls dem Grundeigenthümer entzogen werden könnte, ohne daß dadurch der Urerzeugung, der daſſelbe ſein Daſein verdankt, ein abſoluter Nachtheil erwüchſe. Würde z. B. der Grundeigenthümer genöthigt, das, was er als Landrente bezogen, ganz oder größtentheils als Steuer in die Staatskaſſe abzuliefern: ſo würde dennoch die Urerzeugung ihren ungeſtörten Fortgang haben können, denn es würden ja denſelben dadurch eben ſo wenig ihre Kapitale, als den Arbeitern ihre Lohne entzogen, und ſo lange dies nicht geſchieht, leidet die Erzeugung ſelbſt keinen weſentlichen Abbruch. Inzwiſchen iſt die Landrente gewöhnlich die einzige Hülfsquelle, welche dem Grundeigenthümer zu Gebote ſteht, um den Anbau ſeines Bodens zu vervollkommnen, daher muß ſtets deren gänzliche Entziehung, wenigſtens mittelbar, höchſt nachtheilig auf die Urerzeugung wirken. KM.

Landſchaft. Die gewöhnlichen Bedeutungen des Wortes Landſchaft ſind bekannt. Außerdem aber führen dieſen Namen gewiſſe Gründungen in einzelnen deutſchen Staaten. Hier ſind Landſchaften Aſſociationen von Grundeigenthümern, deren Zweck ſich in der Regel auf ein Geld- und Schulden-Intereſſe bald des Landesherrn, bald andrer Betheiligter beziehet. Um ſie richtig zu begreifen, iſt es nöthig, einen Blick in ihr geſchichtliches Entſtehen zu werfen. Daß Geld, Steuern, und Verſchuldungen eine Erſcheinung bilden, die erſt nach dem Verfall des Lehnsweſens ſichtbar wird, haben ſchon mehrere hiſtoriſche Schriftſteller bemerkt. Eine Entwicklung der Gründe zu dieſem Ereigniß iſt von Wichtigkeit auch für das Verſtändniß der landſchaftlichen Inſtitute. Der Feudalismus concentrirt alle geſellſchaftlichen Verhältniſſe zu einem innig verbundnen Weſen, und leiht ihnen eine wahrhaft organiſche Natur. Alles Organiſche aber vollbringt ſeine Verrichtungen ohne den Beiſtand eines äußern fremdartigen Hülfsmittels. Die Lehnsverbindung bewies ſich um ſo mehr wirkſam, als keineswegs die Oberfläche des geſellſchaftlichen Lebens dasjenige war, was ihr Geiſt ſichtbar beherrſchte und äußerlich zuſammen hielt. In das Innere deſſelben drang er mit einflußreicher Kraft hinein. Dort verborgen, wirkte er, ohne ſich namhaft, ohne ſich augenſcheinlich zu machen. Größere und kleinere Reiche ſtellten wirklich ein gegliedertes Weſen dar, bildeten einen Körper. Lebendig mit aufgenommen in eine enge und innige Verzweigung, war jedes Individuum. Keine Thätigkeit an irgend einem Orte dieſer Verzweigung vermochte ſich zu äußern, welche nicht die Thätigkeit aller einzelnen Beſtandtheile unmittelbar und wie durch ſich ſelbſt in eine, der Hauptthätigkeit entſprechende Bewegung verſetzt hätte. Kein Reiz, kein Anſtoß von Auſſen kann einzelnen Theilen eine ſo vollkommen übereinſtimmende Bewegung leihen. Auch erhielten jene Theile dieſe Bewegung nicht durch Reiz oder Anſtoß, ſondern dadurch, daß alle Glieder gleichſam natürlich der Bewegung des Ganzen ſich anſchloßen, und daß ſie in dieſe mit

eingriffen. Dies ſchrieb ſich wieder aus der Gemeinſchaftlichkeit des einen lebendigen Mittelpunktes her. Die Kraft und Natur eines lebendigen Mittelpunktes aber iſt jedesmal die Kraft und Natur der Wurzel. Geld hingegen, eben ſo ſehr ein Löſungs-, wie Bindungsmittel, kann nicht in Betracht kommen, wo wirkſamer Zuſammenhang mit der Kraft der Wurzel ſich erhalten hat. Erſt der Gegenſatz jener Lebensform, in welcher der Zuſammenhang mit der Wurzel es war, der alle Verrichtungen lenkte und beſtimmte, mußte ſich ausbilden, damit dem geprägten Metall Werth und Bedeutung wurde. Dem Feudalgeiſt nach gehört der Einzelne zuerſt der Geſammtheit an; aber er fühlt dieſes Angehören nicht als Abhängigkeit. Denn es iſt zuvörderſt einen engern, ihm näher ſtehenden Verbande verſchwiſtert, und deſſen Vermittelung erſt ſtellt ihn in die Reihe des Ganzen. Trotz dem aber bleibt er auch ſeinem Selbſt, oder ſeinem Individuum allein angehörig: nur iſt dies letztre Verhältniß nicht das voranſtehende, ſondern das untergeordnete oder das ſpätere. Trug nun auch jeder Einzelne früherhin zu dem Gedeihen der Geſammtheit bei: ſo nahm ihn dieſe Geſammtheit doch nicht zwangsweiſe darum für ſich in Anſpruch, weil ſie gewiſſe Leiſtungen und Verpflichtungen von ihm begehrte. Vielmehr der Einzelne war ungewohnt, ſich zu betrachten, als zwar freiſtehendes Individuum, aber dennoch belaſtet mit gewiſſen zwangsweiſen Verpflichtungen an ein, über ihm ſtehendes Weſen. Er ſah lieber, als ſein Selbſt, er betrachtete, als früher entſtanden, den Geſammtkörper, dem er einverleibt war, einer Familie gleich, zu welcher er gehörte. Ungezwungen erkannte Jedermann jenes für die Quelle ſeines Glücks, ja ſeines Daſeins. Wer hätte ein Leben, einen Erwerb, eine Ausbildung außerhalb dieſer Vereinigung in einſamer Abſonderung des, bloß individuellen Kreiſes wol denken mögen? Wer hätte gewünſcht, begründet zu ſein in ſich ſelbſt, als frei auf ſich beruhendes Weſen, und, dann widerſprechend, verpflichtet einer ſogenannten moraliſchen Vereinigung? Umgekehrt, in der Totalität begründet fühlten ſich Alle, und nur auf Momente zog ſich der Einzelne aus der Geſammtheit heraus in den abgeſchloßnen Kreis eines beſondern Daſeins. Dieſe wenigen Züge geben im Allgemeinen den Unterſchied an, zwiſchen Verfaſſungen, welche das innere Band des Feudalorganismus vereinigt hält, und zwiſchen Verfaſſungen, welche das äußere Bindungs- und Löſungsmittel des Geldes zuſammenhält. Die Verſchiedenheit beider Verhältniße begründete für ein jedes derſelben mannichfache Folgen. Im erſteren feudaliſtiſchen Verhältniß blieb jede Loskaufung des Einzelnen vom Ganzen unmöglich. Zu weſentlich gehörte dieſer Einzelne dem Ganzen mit der vollkommnen Fülle ſeiner, ſehr feſt ausgebildeten Individualität an. In dem letztern antifeudaliſtiſchen Verhältniß beruht der Einzelne ungeſtört auf ſich ſelbſt. Er hat dem Ganzen nur für gewiſſe Zwecke und Bedürfniße einen Zoll abzutragen; und dieſes Ganze, gleichgültig gegen die Individualität jedes einzelnen Mitgliedes, bringt nur deſſen Quote zu gewiſſen Geſammtleiſtungen in Anſchlag, deren Abtragung, aber weiter nichts, gefodert ward. Knüpften ſich auch an dieſe Abtragung gewiſſe Bedingungen, ſo galt es nur deren vollſtändige Erfüllung; der Anſpruch an individuelle Perſönlichkeit ruhte. So ward Stellvertretung möglich, und nichts verbot ſie anzunehmen, ſobald der Staat aufhörte, eine Verkettung wechſelſeitiger Verrichtungen zu ſein. Die qualitativen Verpflichtungen fingen allmälig an, ſich in quantitative zu verwandeln. Nun behaupten zwar nicht alle, aber viele Geldtheorien, dieſes Geld ſei lediglich Stellvertreter, Repräſentant, bald von Ge-

Digitized by Google

genſtänden, bald von Kräften. Gewiß repräſentirt es auch in ſehr vielen Fällen. Wird daher ein geſellſchaftlicher Verband gleichgültig gegen die Eigenthümlichkeit ſeiner Angehörigen, verlangt er nur deren Quote zum allgemeinen Bedürfniß entſprechend abgetragen, um ſo mehr muß Stellvertretung, auch der Functionen, möglich werden. Nach und nach laſſen ſich die Verrichtungen ſo gut von dem Einen, wie von dem Andern verſehen. Cajus kann ſeinem Intereſſe gemäß finden, vom Öffentlichen und Allgemeinen wenig Notiz zu nehmen, um ungeſtörter die Privatexiſtenz zu genießen. Titius dagegen ſagt es mehr zu, ſich dem Öffentlichen völlig tributär zu machen mit ſeinen Kräften, und dafür ein Einkommmen zu beziehen. So entwickelt ſich allgemach ein Syſtem von Stellvertretung in allen perſönlichen Functionen und dinglichen Darbringungen, das unglaublicher Ausdehnung und Verfeinerung fähig iſt. Nun erwacht das Bedürfniß zum günſtigſten Repräſentativmittel, zum Gelde. Vielleicht ward dies um ſo ſchneller allgemein, als frembartige Ereigniſſe, ſogar Weltbegebenheiten, förderlich entgegen traten. So entſteht Geldweſen und Schuldenweſen, beides nahe verwandt mit einander, doch unverträglich mit den Lehnweſen. Im Feudalismns wirken alle Theile durch ſich ſelbſt, durch ihre Stellung gegen einander, lebendig, gleichſam autokratiſch zum Ganzen; dieſem gehören die erſten, die hauptſächlichſten Verrichtungen. Erſt ſpäter kommen die in Betrachtung, welche der eignen Subſiſtenz der Privaten gewidmet ſind. Jene Verrichtungen können kaum, dieſe dagegen leicht Gegenſtand der Stellvertretung oder des gegenſeitigen Austauſches werden. Alſo am frühſten werden Privatbedürfniſſe die Anwendbarkeit des Geldes geſtatten. Aber je weniger man vom Gelde lebt, je mehr ein jeder noch vom Leben ſelbſt zehrt, in ſo geringerm Maße wird geprägtes Metall Bedürfniß bleiben. Denn das dringende Bedürfniß allein, und nichts weiter, kann das Verlangen nach dieſem tödtenden Material erwerben. Darum charakteriſirt ein mäßiger Geldbedarf den Feudalismus. Einen geringen Theil ihrer Maſſe haben die edlen Metalle für dieſen ſterilen Gebrauch abzuſetzen. Das meiſte wird bei jenem Zuſtande für Schmuck und Geräthe verwendet, die dem Menſchen mehr Genuß und Freude ſchenken, als geprägte Metallſtücke. Schon dies mäßige Bedürfniß wird keine Verſchuldung aufkommen laſſen; aber noch mehr verhindert ſie der Geiſt des Feudalismus ſelbſt. Denn jedes Überbieten der natürlichen, d. h. von oben verliehenen Kräfte, widerſpricht ſeinem Geiſte. Im geſunden Organismus halten Kräfte und Verrichtungen Maß, und nie werden ſie das naturgemäße Verhältniß aufgeben. Kein Organ thut hier zu wenig und erlahmt an Stockungen, als Folge ſeiner Trägheit. Kein Organ thut zu viel und erſtirbt durch Erſchöpfung der übertrieben angeſtrengten Kraft. Daſſelbe iſt dem Fundalismus eigen, ſo lange er die Surrogation durch Geld beſchränkt. Iſt es doch dieſes Geld, welches im geſellſchaftlichen Zuſtande zuerſt vermittelt, daß ein Organ während einer gegebnen Zeit mehr leiſtet, als es, während dieſer gegebnen Zeit, zu leiſten vermag. So wird durch dieſes Geld-Material zuerſt ein Umkehren der natürlichen Ordnung befördert. Denn Verſchuldung iſt jedesmal eine Überſpannung der gegebnen Kraft binnen einem gegebnen Zeitraume, welche in der Hoffnung unternommen wird, künftige größere Schonung werde den frühern Abgang an Kräften erſetzen. Aber dieſe Erwartung künftigen Erſatzes läuft allen Geſetzen der Natur entgegen. Selten wird die übermäßige Kraftanſpannung eines Organs durch eine ſpätere verlängerte Ruhe aufgehoben oder erſetzt. Stockungen bringt ſie her-

vor. Aus dieſen bilden ſich todte Maſſen, und dieſe löſen zerſetzend ſich in Afterorganiſationen auf, ein zerſtörendes Gift für den Geſammtorganismus. Der Staat, wenn er ſich zwar den Naturgeſetzen anfügen ſoll, aber doch deren unbedingte Anwendung auf ſich keinesweges verträgt, geſtattet deß ungeachtet, daß manche Wahrnehmung aus der Natur auf ihn übertragen werde, und Folgendes läßt ſich über Verſchuldungen behaupten, inſofern ſie zu ſeinen Operationen gehören. Gewöhnlich ſind Verſchuldungen Kraftüberſpannungen, und ihre Folgen widerſprechen meiſtens der Annahme, welche obgewaltet hat, indem ſie eingegangen wurden. Selten erſetzen ihre Wirkungen die Folgen des, mit der Kraftüberſpannung eintretenden Kraftverluſtes. Ereigniſſe andrer Art, Stockungen, Lähmungen, Afterorganiſationen ziehen ſie nach ſich. Drum muß völliges Zurückzahlen von Staatsanleihen beinahe zur Ausnahme werden, drum verwandeln ſie in der Regel die Natur des Staats. Verſchuldungen, welche ohne ſchädliche Folgen vorübergehen, gehören zu den Ausnahmen. Nur bei geringen Schuldſummen, deren Zurückzahlung einen kurzen Zeitraum erfodert, ſind ſie möglich. Mußten Verſchuldungen eintreten, ſobald das Lehnsweſen durch das Geldweſen verdrängt ward; ſo erlagen die Landsherren zuerſt dieſer neuen Nothwendigkeit. In der Regel fiel ihnen wenig zur Laſt, wenn ſie mit den Territorialeinkünften die Bedürfniſſe nicht ferner befriedigen konnten, die daraus beſtritten werden ſollten. Die Unzulänglichkeit der Territorialintraden mußte ſich wol allmälig einſtellen; denn das Verhältniß war verrückt. Bedürfniſſen, welche im Feudalismus ohne Geld ihre Befriedigung finden konnten, war nach Erſchütterung des Lehnsweſens nicht ferner ohne Geld abzuhelfen. Die Landesherren brauchten geprägte Münze für Zwecke, die vormals nicht daran erinnert hatten. Nicht überhaupt verarmt, nur bedürftiger an Geld waren ſie geworden. Es ließ ſich hoffen, die Territorialintraden und das vielleicht nur vorübergehende neue Geldbedürfniß würden wieder in Gleichgewicht treten. So begegnete ſich das Bedürfniß landesherrlicher Gelddarlehne mit einem Räſonnement, das deren Nothwendigkeit zu rechtfertigen ſchien. Hier findet ſich der erſte Anlaß, ſowol zur Verpfändung landesherrlicher Domainen wie zur Errichtung der landſchaftlichen Inſtitute. Auf die Art ihrer Ausbildung hatten folgende, der deutſchen Reichsverfaſſung angehörige Verhältniſſe Einfluß. Die deutſchen Landesherren beſaßen zwar die gewöhnliche Landeshoheit, aber der Oberhoheit des geſammten Reichs mit dem Kaiſer an der Spitze, waren ſie dabei doch verpflichtet. Neue Beſchatzungen ihrer Schatzungspflichtigen, ohne Einwilligung der ſchatzungsfreien Ritterſchaft, durften ſie nur allgemeiner Reichsbedürfniße wegen vornehmen. Jene Ritterſchaft blieb mehrentheils abgabefrei, weil ſie ſich die feudalen Functionen mit der Perſon oder durch Naturalien vorbehalten hatte, wodurch ſie, wie ſich in der Folge zeigen wird, alles Verſchulden länger von ſich abwehrte. Zugleich lag in ihrem Intereſſe, darauf zu wachen, daß der Landesherr die Hinterſaſſen nicht zur Gebühr beſchatzte. Hieraus folgte, daß der Adel auf Überzeugung von der Nothwendigkeit jeder Steuererhebung drang, die nicht der Reichsbedürfniſſe wegen eintrat. Dieſe Überzeugung wollte er entweder ſich verſchaffen, oder mußte der Landesherr ihm geben. Dann erfolgte die Bewilligung. Wollten daher die oft unverſchuldet in Bedrängniß gerathnen Landesherren ihre Domänen nicht verpfänden, was ohnehin bald durch Hausverträge verhindert ward: ſo mußten ſie Anleihen eingehen, bald von ihrer Ritterſchaft, oder den Ständen ſelbſt borgend, bald be-

ren Credit benutzend. Für beide Fälle bedurften ſie der ſtändiſchen Einwilligung dahin, daß der Betrag des Darlehns an Zinſen und abzuzahlendem Kapitale vom Lande aufgebracht werden durfte. Jedes Darlehn erfodert zweierlei. Es muß ein Object der Sicherheit vorhanden ſein, worauf es gegeben, und eine Valuta, worin es dargeſtellt wird. Der Stände oder Ritterſchaften erſte Sorge war Erſchaffung des erſtern, gleichſam der Hypothek oder Bürgſchaft für das Darlehn. Gewöhnlich leiſtete ſelbige eine Steuerverwilligung, welche das Darlehn deckte, und dieſer wegen bedurfte es zuvörderſt eines Rezeſſes mit der Ritterſchaft oder den Ständen. Der Name Landſchaft, welcher beim erſten Anblick unpaſſend erſcheint, läßt ſich vielleicht erklären, ſobald man erwägt, daß jene Steuern vielleicht die erſten waren, welche im Gegenſatze der Reichsbedürfniſſe für die beſondre Landesherrſchaft auf eine längere Reihe von Jahren bewilligt und erhoben worden. Auch konnte der Name entſtanden ſein, weil, jener Abgabe wegen, ſich die erſten collegialiſchen Behörden zur Verwaltung einer Landesangelegenheit bildeten. Denn früher waren es die fürſtlichen Geheimſchreiber oder Räthe, welche für die Regierungsgeſchäfte genügten. Mochten nun die Stände das Darlehn ſelbſt vorgeſtreckt, oder mochten ſie nur Bürgſchaft dafür geleiſtet haben; ſo war in jedem dieſer Fälle einmal der Bewilligungsrezeß wegen der Tilgungsſteuer, zum andern die Erhebung der letztern durch die Stände unerläßlich. Nachdem der Landesherr das Kapital der Schuldentilgung empfangen, ſchien natürlich, daß die Stände, mochten ſie nun ſelbſt Darleiher oder nur Bürgen ſein, den Tilgungsfond verwalteten. Aber je nachdem ſie das eine oder das andre waren, modificirte ſich die übrige Organiſation und Adminiſtration weiter. Die landſchaftlichen Verfaſſungen ſind daher nach Maßgabe jenes Unterſchieds auch in den einzelnen deutſchen Ländern verſchiedenartig eingerichtet, wie z. B. in Brandenburg, Kurheſſen, Würtemberg u. ſ. w. Über jede dieſer beſondern Verfaſſungen gibt es eigne Werke, welche der nachzuleſen hat, dem das Einzelne wichtig iſt. Von der kurmärk'ſchen Landſchaft iſt übrigens zu bemerken, daß ſie ſeit einigen Jahren aus den Liſten jener Inſtitute geſtrichen worden. Sie bildete die Grundlage der geſammten kurmärk'ſchen Verfaſſung. Den Ständen waren für die landesherrliche Schuldentilgung gewiſſe Gefälle überlaſſen worden, welche eine landſchaftliche Behörde, das Verordneten-Collegium genannt, verwaltete. Ritterſchaft und Städte hatten nämlich auf ihren Credit Kapitalien aufgenommen und darüber Obligationen, auf den Stamm der Darleiher lautend, ausgefertigt. Nachdem der größte Theil dieſer Obligationen abgezahlt worden, bildete der für die Abtragung des Reſtes mehr denn zulängliche Betrag der, anfangs bewilligten Steuern, einen ſehr ergibigen und reichlichen Fond, welchen die Stände benutzt hatten, auch noch benutzten, die ſtändiſche, d. h. eigentlich die brandenburgiſche Landesverfaſſung aufrecht zu erhalten. Mit Einziehung dieſes Fonds ſtürzte nicht bloß die Landesverfaſſung zuſammen, ſondern ward auch ein eben ſo lucratives Geſchäft vollbracht, wie durch Seculariſation der Beſitzungen frommer Stifter. Kein Wunder dann, daß ſie von den Anhängern gewißer Anſichten eifrig betrieben und zuletzt glücklich durchgeſetzt ward. Im Würtemberg'ſchen hat ſich das landſchaftliche Inſtitut durch die Verfaſſungsurkunden anders modificirt; in Kurheſſen iſt, der Hauptſache nach, es unangegriffen geblieben. Nicht zu verwechſeln mit dieſen Landſchaften ſind gewiße Creditinſtitute, welche bald unter dem nämlichen, bald unter einem andern Namen in mehrern Provinzen des preußiſchen Staats

angetroffen werden, und die Nachahmungen in andern Ländern gefunden haben. Mit dieſen hat es folgende Bewandniß. Der mit ſchriftſäſſigem Landbeſitz begüterte Adel hat überall am meiſten für die Erhaltung des Feudalismus gethan. Sein Intereſſe brachte dieſes mit ſich; außerdem betrachtete er ſich ſeiner ganzen Fundation nach dafür verpflichtet. Aus dieſem Grundſatz widerſtrebte der Adel, ſo lange er ſeine Beſtimmung richtig verſtand, gleich ſehr jeder Verwandlung ſeiner Obliegenheiten, der eigentlichen Träger aller Landesverhältniße, in eine Geldleiſtung, wie aller Verſchuldung des Grundeigenthums. Letztre war im Brandenburg'ſchen unter König Friedrich Wilhelm I. Regierung faſt noch unbekannt. Man beſchuldigt dieſen Regenten einer ſehr beſchränkten und haushälteriſchen Anſicht; aber man thut ihm vielleicht Unrecht. Daß allem, was da iſt, folglich auch Menſchen und Ländern, ein gewiſſes Maß von Kraſt beſchieden, daß deren Ausbildung und entſprechende Anwendung eine weiſe Pflicht, daß aber jeder Verſuch zur Überbietung, jedes Unternehmen, auf die gegebne Grundlage ein Gebäude zu errichten, dem jenes Fundament nicht gewachſen iſt, weder ein kluges, noch ein, durch dauernden Erfolg ſich krönendes Beginnen ſei, iſt der Grundſatz, von welchem dieſer Regent ſo ſehr durchdrungen war, daß er ſich bis zu einer gewiſſen Klarheit des Bewußtſeins ihm feſtgeſtellt hatte. Sein Staatshaushalt muß betrachtet werden, als die Anwendung jener Anſicht in den Regierungsgeſchäften. Preußens zweiter König wollte nicht Geld erſparen und einen Schatz ſammeln. Er wollte jenes Verhältniß von gegebner Kraft und von ihrer Anwendung erhalten, welches beider Gleichgewicht unverrückt ließ. Dem jungen Königreich konnte für ſein glückliches Beſtehen und Wachſen kein Regent gegeben werden, welcher richtiger, wie Friedrich Wilhelm I., einſah, was dem Lande Noth that. Redlich und gewiſſenhaft hat er dafür geſorgt, indem er ſich bemühte, den Geiſt der Genügſamkeit ſeinen Vaſallen und den Geiſt der Arbeitſamkeit ſeinem Volke einzuflößen. Er ſchuf dem großen Friedrich jene Grundlage, welche dieſem Regenten erlaubte, einen Staat von größerer politiſcher Bedeutung auf ſie hinzuſtellen, der Dauer verſprach, wenn die ihm zufließende Kraft mit Schonung behandelt ward. Dieſe Schonung hat Friedrichs Weisheit nie aus den Augen verloren. Aber jene natürliche, oder, wenn man will, gegebne Grundlage, erlitt durch die drei bekannten ſchleſiſchen Kriege einen gewaltigen Angriff. Deſſen ſchädliche Folgen und die Nothwendigkeit, ſeine Vaſallen dagegen zu ſichern, ſah der einſichtsvolle König ſehr richtig ein. Gerade der Gutsadel in dem uneroberten Schleſien bedurfte der landesherrlichen Fürſorge am meiſten. Es ſchloß ſich dem Hauptmotiv in Abſicht ſeiner noch ein zweites an. Schleſien, als eroberte Provinz, geſtattete ihrem Eroberer die Einführung einer Grundſteuer. Damit mußte der Monarch eilen. Die neue Laſt konnte nur als Folge der Eroberung betrachtet, vom Gepräge der Willkür, welches eine ſpätere Einführung derſelben gegeben hätte, befreit bleiben. Auch mußte, wenn ſich dieſe Grundſteuer halten ſollte, der Werth der Güter nicht fallen. Das aber geſchah gewiß, wenn Kriegsverheerung, neue Steuerbelaſtung und ein wucherlicher Zinsfuß zugleich auf die ſchleſiſchen Vaſallen*) einſtürmten. So vervielfältigten

*) Abſichtlich wird jedesmal das Wort Vaſallen gebraucht, weil hiſtoriſch-politiſche Darſtellungen alle Wahrheit und Authenticität verlieren, wenn man eigenthümliche und poſitive Verhältniſſe verallgemeinert. Jeder Rittergutsbeſitzer muß noch jetzt im preußiſchen Staat,

ſich für den Regenten die Motive zu einer Maßregel und einer Einrichtung, die gewiß mit groſser Eigenthümlichkeit aus ſeinem eignem Geiſte hervorgegangen war. Weil ſie vielen Tadel und viel Lob erfahren, weil zum Theil noch über ihre Schädlichkeit und Nützlichkeit geſtritten wird; ſo thun einige Worte über dieſen Streitpunkt noth. Sie ſind auch gewiß gerade hier an ihrem Orte, weil über Landeseinrichtungen wol am ſicherſten geurtheilt wird, wenn die Geſchichte ihres Entſtehens und die Verkettung von Nothwendigkeiten nicht überſehen werden, welche auf ſie hingeführt hat. Weil dauernde Kriegszuſtände jedesmal das Beſtehen des ſchriftſäſſigen Adels erſchüttern, ſo entgehen Regierungen nie der Nothwendigkeit, nach einem verheerenden Kriege zu überlegen: ob ſie jener ſich ganz überlaſſen, oder ob ſie ſich ſeiner annehmen, und was ſie für ihn thun ſollen. Wie nach dem ſchleſiſchen Kriege zu den Creditinſtituten, hat man in und nach dem Kriegsdecennium von 1805 bis 1815 zur Maßregel eines Generalindults gegriffen. Dies, gleich den Creditinſtituten, hat Gegner und Vertheidiger gefunden. Ganze Archive ſind mit Ausführungen dafür und dawider angefüllt worden; aber die genügende Entſcheidung iſt ausgeblieben. Sie läßt ſich auch nicht geben, weil es nicht auf gewiſſe Nachtheile jener Einrichtung, ſondern weil es darauf ankömmt, ob die Nothwendigkeit oder Nützlichkeit vorhanden war, ſich für ein nothwendiges übel zu entſcheiden. Gewiſſe Nachtheile der Creditinſtitute und der Indultgeſetze ſind nicht abzuleugnen. Aber die aufzuſtellende Frage iſt: ob man wünſcht, daß das Landeigenthum nach Möglichkeit im Beſitz derjenigen Geſchlechter bleibe, deren dauerndes Eigenthum es ſeit langen Zeiten gebildet hat, oder ob man vorzieht, es an neue Erwerber gebracht zu ſehen. Hätte man früher beſſere Diät gehalten; ſo würde vielleicht das Bedürfniß zu einer gefährlichen Arznei nicht entſtanden ſein. Doch es iſt einmal ſoweit gekommen; nun gilt es die Entſcheidung, ob man nicht wagen muß, die bedenklichen Heilmittel zu verſuchen. Dies iſt der Punkt, um welchen ſich der Streit dreht. Unglückliche Kriege bedrängen ſeit der Auflöſung mehrerer Feudalverhältniſſe vorzugsweiſe den Grundeigenthümer, deſſen Intereſſe gerade am unauflöslichſten und engſten mit der Landeswohlfarth verſchwiſtert iſt. In jenen kritiſchen Zeiten treten ſich zwei Klaſſen von Individuen gegenüber. Die erſte Klaſſe bilden die beſtändigen Angehörigen des Staats und die ökonomiſch Verunglückenden, welche zugleich in der Regel die Vertheidiger des Vaterlandes liefern. Die zweite Klaſſe bilden Perſonen, welche dem Lande minder feſt angehören, die, ſtatt zu verunglücken, ſich meiſtens bereichert haben, und gewöhnlich auf Koſten jener erſtern Verunglückten. Geſchieht nichts, um jenen erſteren den Grundbeſitz zu erhalten; ſo muß er ihnen verloren gehen. Er wird an die letztern kommen, gerade zu einer Zeit, wo die Entäußerung vom Grundeigenthum, wegen des geſunknen Preiſes, dem Veräußernden den größten Verluſt, dem Erwerbenden den größten Gewinn bietet. Jener verliert durch die Kriegsdrangſale, durch den temporell geſunknen

---

bei Gefahr der Fiscaliſation, den Vaſalleneid ſchwören. Dadurch trit er in ein beſondres, beſchwornes Verhältniß, und wollte man, ohne dies zu berückſichtigen, ihn ſchlechtweg Gutsbeſitzer nennen: ſo verginge man ſich eben ſo ſehr, wie dies geſchähe, wenn man die Bürger und die Schutzeinwohner einer Stadt nicht unterſcheiden, ſondern beide Stadtbewohner ſchlechtweg nennen wollte.

Werth ſeiner unbeweglichen Habe, und verliert durch die Nothwendigkeit, ſie zu einer Zeit veräußern zu müſſen, wo der Verluſt ihn am meiſten beraubt. Dieſer gewinnt durch die Erhaltung ſeines Zuſtands während des Kriegs, durch die Bereicherung mittels der Kriegsereigniße, und durch die Möglichkeit, noch nach demſelben den Verluſt der Grundeigner in Gewinn für ſich zu verwandeln. Ziehe man ſich daher im Streit über Nutzen nnd Schaden der Creditinſtitute oder Indultgeſetze auch noch ſo klug hinter die Larve unparteiiſcher Prüfung von Nutzen und Schaden zurück, es kommt weniger auf letztres, als darauf an, welcher jener beiden Parteien oder Klaſſen im Staat, deren Verhältniße auseinander geſetzt worden ſind, man geneigt iſt. Es geht hier ohne Parteinehmen einmal nicht ab. Gewöhnlich aber bemüht ſich der Menſch am eifrigſten, unparteiiſch und frei vom Intereſſe zu erſcheinen, wenn er am thätigſten Partei nimt, am entſchiedendſten ein Intereſſe verfolgt. Auch die Erörterungen über Credit- und Indultmaßregeln haben dies erfahren, wenn ſie davon Nachtheile und Vortheile abwägen wollten, ohne zu berückſichtigen, daß alle evidenten Nachtheile ſich in Vortheile dadurch verwandeln, weil, wenn dieſe Nachtheile nicht einträten, andre noch ſchlimmere ihren Platz einnehmen würden. Auch die herbeigezognen Rechtsgrundſätze ſind in der Regel unrichtig angewendet worden. Rechtlich angeſehen, ſtehen ſich lucrum cessans und damnum emergens entgegen. Alle Geſetzgebung aber iſt thätiger, dieſes abzuwenden, als jenes zu berückſichtigen. Dieſe Stellung der Streitfrage befreit von der unangenehmen Mühe, ſich durch eine Unzahl weitläufiger Erörterungen durchzuarbeiten und löſt doch das Weſentliche des Problems. Ja ſie zeigt, wie in allen bisherigen Erörterungen, ſelbſt denen, die unparteiiſch ſein wollten, doch nur Partei genommen worden iſt. So hatte der Miniſter von Struenſee in manchen ſeiner Schriften auf einzelne Nachtheile der landwirthſchaftlichen Creditſyſteme aufmerkſam gemacht. Aber dem Miniſter für Handel, Fabriken und indirecte Steuern war der Blick nur für Gewerbe, für Verkehr, für alles, was mit dem Geldweſen in Beziehung ſtand, geſchärft. über dieſe Sphäre ging er nicht hinaus, und gewiſſe Gegenſtände aus dem Bereich der höhern Politik lagen ſeinem Auge zu entfernt. Seine Bemerkungen ſind frei und richtig*). Aber den entſchei-

*) v. Struenſee ſagt in ſeiner Abhandlung über das landſchaftliche Inſtitut in Schleſien (ſ. deſſen Abhandlungen über wichtige Gegenſtände der Staatswirthſchaft. Berlin 1800 bei Unger, auch: Sammlung von Aufſätzen, die größtentheils wichtige Punkte der Staatswirthſchaft betreffen, Liegnitz und Leipzig, 2 Theile), Manches, was ſich als Blick in die Zukunft über die Creditinſtitute ankündigt, aber nichts davon iſt eingetroffen. Struenſee prophezeite, die reichſten und wohlhabendſten Gutsbeſitzer würden, vermöge der Creditinſtitute, die kleinern und ſchwächern Landwirthe auskaufen. Aber das Gegentheil hat ſich ereignet. Ferner ſagt er, Band II. S. 92 des angeführten Werkes wörtlich: „die nachtheiligſte Verwirrung würde aber einreißen, wenn bei unglücklichen Kriegsereigniſſen der Feind ſelbſt unmittelbare Anſprüche an das Creditſyſtem machte, wenn er ſich der zuſammengetragnen Zinſen bemächtigte, wenn er die Landſchaft zwänge, große Summen herbeizuſchaffen oder auf ihren Credit aufzunehmen, kurz, wenn er die Ordnung und innere Einrichtung des landſchaftlichen Syſtems vernichtete. Vormals konnte ſich der Feind in die Geſchäfte

benden Punkt treffen ſie keineswegs, welchen der große Friedrich mit merkwürdiger Sicherheit und Klarheit aufgefaßt. Intereſſant iſt die geſchichtliche Darſtellung der genialen Weiſe, mit welcher dieſer Regent bei Stiftung der Creditinſtitute verfuhr. Sie belehrt beſſer, als die ermüdenden Streitſchriften über Nutzen und Schaden dieſer Anſtalten; denn der weſentliche Punkt wird hier meiſtens umgangen. Davon war Friedrich der zweite überzeugt, daß ſeiner ſchleſiſchen Vaſallen Grundeigenthum eine mäßige Verſchuldung tragen und ihr zum Unterpfand dienen konnte. Er hielt ſie vielleicht, wenn der Zinsfuß gering war, und wenn ſich eine Beſchränkung der Dispoſition über die Güter daran knüpfte, für einen möglichen Stachel zur Beförderung der landwirthſchaftlichen Induſtrie. Er dachte vielleicht, dieſe können den jährlich aufzubringenden Zinſenbetrag decken. Durch dieſe, oder ähnliche Anſichten beſtimmt, wollte der Monarch ſich zuerſt kaufmänniſch überzeugen, ob die Baſis des Fonds, an welchem er nicht zweifelte, die Errichtung eines Creditwerks geſtattete, bei welchem die Gutsbeſitzer, ſtatt baare Darlehne zu contrahiren, vielmehr bloß ihre eignen Wechſel ausgaben. Ein Kaufmann, Namens Büring, erſt am 23. Januar 1810 zu Berlin verſtorben, ſoll dem großen Friedrich in ſeiner Abſicht durch Darlegung eines Plans ſehr erwünſcht zu Hülfe gekommen ſein. Dieſem Plan nach hätten die Inhaber jener, dem kaufmänniſchen Wechſeln nicht unähnlichen Pfandbriefe, welche auf das Grundvermögen der Adeligen ausgeſtellt waren, 4 vom Hundert bezogen, während die Debitoren 5 vom Hundert zahlten, um durch das fünfte Procent einen Fond zur Erhaltung der Anſtalt, zur Deckung möglicher Ausfälle und zur Bildung einer allmäligen Abzahlungsſumme, vielleicht auch zu landſchaftlichen Verbeſſerungen, zu gewinnen. Die Abänderung des Plans in dieſem Punkte iſt zu bedauern. Der Regent, nachdem er mit jenen Grundzügen vertraut geworden, welche theils durch die wechſelartige Natur der Pfandbriefe, theils durch das, der Strenge des Wechſelprozeſſes nicht nachſtehende ſchnelle Executivverfahren der landſchaftlichen Behörden, den kaufmänniſchen Urſprung kaum verbargen, nahm nun in eigne Erwägung, wie die Ausführung des Plans ſich mit der beſtehenden Rechtsverfaſſung und Hypothekenordnung vereinbaren ließe. Die intereſſante Geſchichte der beiden Unterredungen, welche er darüber mit dem Großkanzler von Carmer hielt, liefert den Beleg dazu. In der erſten Audienz beſchränkte ſich der König auf Fragen über Pfandrecht, Hypothek und damit verbundene Rechtsmaterien. Der Juſtizchef mußte, einem Rechtslehrer gleich, dem Regenten einen theoretiſchen Vortrag über dieſe wichtigen Kapitel der Rechtslehre halten. Friedrich hat dieſen Vortrag nur angehört,

---

zwiſchen Gläubiger und Schuldner ſo leicht nicht mengen. Sie beruhten gänzlich auf Privatabkommen; jetzt aber, da ſie auf den Fuß öffentlicher Geſchäfte behandelt werden, kann der Feind einen Vorwand davon hernehmen, ſich um die innere Verwaltung derſelben zu bekümmern.“ Auch hiervon iſt nichts geſchehen. Der Feind ließ die Creditſyſteme unangetaſtet. Er hätte ſich ſelbſt geſchadet, wenn er eine Verbindung zerſtörte, auf welcher ein ſo beträchtlicher Theil des Privatvermögens beruhte. Indem er dies ſchwächte, hätte er ſich die Mittel zur Erreichung ſeiner eigennützigen Abſichten ſelbſt gekürzt. Uebrigens konnte er ſich nur eines Zinstermins bemächtigen. Denn hatte er dies gethan, ſo war das Inſtitut ſo ſehr geſchwächt, daß gewiß die folgenden Zinstermine nicht weiter zuſammengebracht wurden

und ihn mit Fragen begleitet, ohne die eigne Meinung laut werden zu laſſen. Nach einiger Zeit, in einer zweiten Audienz, vertauſchte der Monarch gewiſſermaßen die Rollen. Mit vollkommener Rechtskunde ſprach er erſt die Grundſätze des Hypotheken- und Pfandrechts aus, und begann nun die Grundzüge des, darauf zu errichtenden Pfandbriefſyſtems zu entwickeln. Dies ward nun durch die thätige Wirkſamkeit des Großkanzlers von Carmer in Schleſien ſehr bald unter der Benennung Landſchaft eingeführt. Dieſe Provinz entbehrte nämlich jener Verbindungen, welche unter dem Namen: Landſchaft, fortdauernd, meiſt die landesherrlichen Schulden getilgt hatten; und ſo war jene Benennung vollkommen anpaſſend. Landſchaften, früher ſtändiſche Verbindungen für das landesherrliche Schuldenweſen, wurden nun Aſſociationen für das eigne ſtändiſche. Waren früher die Stände dazwiſchen getreten, um die landesherrlichen Schulden abzubürden: ſo ſieht man hier den Landesherrn zum erſten Male ſeine Sorge darauf richten, den adeligen Grundeigner mit Mitteln zu verſehen, wie er aus den eignen, ihm zu Gebote ſtehenden Hülfsquellen ſich gegen die Nachtheile drückender Verſchuldungen ſichere. Der Erfolg der Anſtalt in Schleſien übertraf des Königs Erwartungen. Nun gedachte er den übrigen Provinzen ſeines Staats ähnliche Inſtitute zu, und man wird, der Geſchichte gleicher Einrichtungen in den Marken näher tretend, geneigt, zu vermuthen, der Monarch habe weniger einem augenblicklichen Bedürfniß dadurch abhelfen, als künftigen Gefahren des begüterten Adels vorbauen, vorzüglich aber ihn als Körperſchaft begründen, und ſeine innern Verhältniſſe dauernd und innig befeſtigen wollen. Für Schleſien hatte Friedrich bald nach dem Frieden an Creditſyſteme gedacht. Die Kabinetsordre an den Großkanzler von Carmer, welche die Grundzüge des Inſtituts enthielt, iſt vom 29. Auguſt 1769, das landſchaftliche Reglement vom 9. und 15. Julius 1770 datirt. In den Marken dagegen war ſeit dem Kriege mehr, denn ein Jahrzehnd verfloſſen, und trotz des mangelnden Creditinſtituts drückte die adeligen Grundeigenthümer keine Geldverlegenheit. Sogar die Geſchichte ſeiner Einführung beweiſet, daß es entbehrlich ſchien. Indeß, der König wünſchte es, und er fand ziemlich harten Widerſtand. Der brandenburgiſche Adel hat bis vor dem letzten halben Jahrhundert am meiſten in den preußiſchen Provinzen für die Erhaltung des Feudalismus gekämpft. Schon der Verwandlung des perſönlichen Kriegs- und Ritterdienſtes in eine Geldſteuer widerſtand er hartnäckig. Friedrich I., als er mit Einrichtung ſtehender Heere umging, ſchien jede Vereinigung darüber mit dem märkiſchen Adel fehlſchlagen zu wollen. Erſt auf die dringendſten Vorſtellungen über das Bedürfniß der ſtehenden Heere, nach dem allgemein gewordnen europäiſchen Kriegsfuße, fügten ſich die Vaſallen dem Verlangen des Königs, und gaben eine Verfaſſung auf, welche ſich nur noch in Ungarn erhalten zu haben ſcheint, wo in gewiſſen Fällen der Adel perſönlich aufſitzt. Dieſes Widerſpruchs halb iſt auch die Lehnsaſſecuration vom 30. Junius 1817 ſchon dem Worte nach eine Garantie des fortbeſtehenden Feudalverhältniſſes, und das Document, aus welchem ſich alle Gerechtſame und Freiheiten des brandenburgiſchen Adels herſchreiben, völlig als ein pactum onerosum für den Adel zu betrachten, und ſie erzählt im Eingange die von ihm bewieſene Abneigung gegen die Aufhebung des Ritterdienſtes, indem ſie die bündigſte Verſicherung gibt, ihn für dieſe Entſagung mit keinen andern, als den dagegen ſtipulirten Geldleiſtungen zu belegen. Daß dieſer Geiſt ſich auch noch bis vor einem halben Jahrhunderte bei dem brandenburgiſchen

Adel erhalten hat, beweiſet die Einführung der Creditinſtitute in den Marken. Der Adel wollte auch damals noch wirklich etwas im Staate ſein, einem thätig fungirenden Organ gleichen; er erkannte ſeine Stellung und Beſtimmung. Er ſuchte, dieſer zu entſprechen, nicht aber ſich mit leerer Gültigkeit zu putzen, was geſchieht, wenn er als Kaufmann, als Speculant, oder als Lebemann exiſtiren und nicht in ſeinem Leben des Adels eigentliche Beſtimmung verwirklichen, aber dennoch deſſen Gültigkeit behaupten will. In ſolchem Falle wird dieſe ein leeres Weſen. Seine Freiheiten, ehedem nothwendige Prädicate, die aus ſeiner Beſtimmung floſſen, aus den Functionen hervorgingen, welche er dem Gemeinweſen leiſtete, und die Natur unerläßlicher Eigenſchaften beſaßen, wurden dann leere Vorzüge, hohle Prärogative ohne innern Gehalt, als ſolche aber Gegenſtand des Neides und der Verfolgung. Wie der Entſagung des Ritterdienſtes, ſo widerſetzte ſich 1776 bis 1777 der brandenburgiſche Adel der Annahme der Creditinſtitute. In Nicolai's Sammlung von Anekdoten über Friedrich II. ſind einige Unterredungen dieſes Regenten mit ſtändiſchen Deputirten zu leſen, welche dieſe für die Annahme der Creditwerke gewinnen ſollten. Daß einem ſolchen Regenten zuletzt ſein Zweck gelingen mußte, iſt nicht zu verwundern. Aber dem damaligen Adel iſt das Zeugniß nicht zu verſagen, daß er gefühlt habe, es vertrage ſich mit Feudalgeiſt und Vaſallenſchaft nicht zum beſten, wenn er ſeine Beſitzungen als Unterpfand für wechſelähnliche Schulddokumente verſchrieb. Damals charakteriſirte den Adel Genügſamkeit, den Gewerbsmann Betriebſamkeit. Jetzt ſucht der Adel durch Intelligenz Erwerb, der Kapitaliſt durch Intelligenz Gewinn, und der Gewerbsmann unter der Larve einer falſchen Bildung Vergnügen. Wußte Friedrich die Creditwerke in den Marken zu Stande zu bringen: ſo charakteriſirt ſie noch ein eigner, merkwürdiger Zug. Nicht Landſchaften, ſondern Ritterſchaften nannten ſich die neuen Vereine. Das, unter dem Namen Landſchaft in der Mark ſchon beſtehende Landesſchuldeninſtitut nöthigte wol zu einer abweichenden Benennung; aber die Abſicht konnte mitgewirkt haben, die neue Verbindung auch dem Namen nach noch als vormaliges, ritterſchaftliches corpus darzuſtellen und zu erhalten. Des brandenburgiſchen Adels Abneigung gegen das neue Geldinſtitut trit jener Vermuthung zur Seite. Die Mark Brandenburg hatte ihr Creditreglement am 19. Auguſt 1777 erhalten; dem Herzogthum Pommern ward es am 13. März 1781, der Provinz Weſtpreußen am 19. April 1787 und dem Königreich Oſtpreußen am 16. Februar 1788 gegeben. Auch für das Herzogthum Poſen wird jetzt eine gleiche Anſtalt in den Gang gebracht. Außerhalb des preußiſchen Staats finden ſich ähnliche Einrichtungen: 1. im Fürſtenthum Braunſchweig-Lüneburg, ſeit 1791 verbunden, ein Tilgungsfond für die Pfandbriefe (ſ. Sammlung für Geſetz- und Staatenkunde aus den braunſchweig-lüneburgiſchen Kurlanden, von Ende und Jacobi, Köln. 1802, S. 308); 2. im Herzogthum Schleswig und Holſtein nach den Patenten vom 23. October 1801 und 5. December, auch 15. December 1804 (ſiehe Staats- und gelehrte Zeitung des hamburgiſchen unpartheiiſchen Correſpondenten, 1805, No. 9, woſelbſt das Patent abgedruckt iſt); 3. in Eſth- und Liefland (ſ. von Zimmermann über Mecklenburgs Creditverhältniſſe, Strelitz, 1804); 4. im Großherzogthum Mecklenburg (ſiehe das angeführte Werk); 5. in der Hanſeſtadt Hamburg ſeit 1782, wo der Zweck bloß dahin geht, daß der Beſitzer eines Grundſtücks zur Tilgung ſeiner Schulden, oder Jemand, welcher ein Grundſtück zu erwerben wünſcht, ſich nach und nach durch beſtimmte

halbjährige Beiträge an die Creditkaſſe ein Kapital ſammelt, über welches er zu allen Zeiten verfügen kann. Die Creditkaſſe verzinſet dieſe Beiträge, und rechnet dem Zahler die Zinſen nicht nur, ſondern auch Zinſen von Zinſen zu gute, wodurch ſein Kapital ſchnell anwächſt. Dieſer geſchichtlichen Darſtellung des Entſtehens und der Ausbildung der landſchaftlichen oder ritterſchaftlichen Creditinſtitute muß Einiges über ihr Weſen, ihre Beſtimmung und ihre Einrichtung folgen. Zum Zweck haben ſie: 1. die zum Ausleihen bereit liegenden, größern und kleinern Kapitalien auszumitteln; 2. ſolche den Gutsbeſitzern, welche baares Geld bedürfen, ohne Dazwiſchenkunft eines Geldmäcklers, zu verſchaffen; 3. für die Sicherheit der Kapitalien und der Zinſen davon, ohne gerichtliche Weitläufigkeiten, zu ſorgen; und 4. Behufs alles deſſen, Pfandbriefe auszufertigen und in Cours zu bringen. Die, mit Erfüllung dieſes Zwecks beſchäftigten Collegia ſind rein ſtändiſche Inſtitute, und im Brandenburgiſchen ſpiegeln ſie noch rein die urſprünglich deutſche Verfaſſung ab. Wenn hier, wie überall, der Landesherr auch die Oberaufſicht über ſie ausübt: ſo ſtehen ſie doch nicht einmal unter einem Miniſter, ſondern unmittelbar unter dem Könige ſelbſt. Zwar dirigirt ein Miniſter die Geſchäfte der Creditaſſociation, aber letztre hat das Recht, ſich unter den Miniſtern denjenigen zu wählen, welcher, mehr als Agent, denn als Vorgeſetzter, die vermittelnde Perſon zwiſchen dem Regenten und der Societät darſtellt. In der vollkommen corporativen Verfaſſung der kurmärkiſchen Creditaſſociation hat ſich ſeit 1777 noch nichts verändert. Grundlage und Haupt zugleich ſind die ſämmtlichen Aſſociirten. Dieſe wählen das geſammte Verwaltungsperſonal entweder aus ihren Intereſſenten, oder aus dem ſchriftſäſſigen Adel. Auch controlliren ſie deſſen Verwaltung durch zwei regelmäßige, halbjährige Verſammlungen einiger Mitglieder, welche ſich unter dem Namen des engern Ausſchuſſes vereinigen; ferner durch größere Verſammlungen, zu welchen jeder Kreis einen Deputirten ſtellt, die, Generalverſammlungen genannt, zuſammentreten, je nachdem die Bedürfniſſe es mit ſich bringen. Beide Verſammlungen haben, nächſt ihrer Controlle, auch mehrere, die Betheiligten ſelbſt betreffende Angelegenheiten zu entſcheiden. Eins ihrer wichtigſten Geſchäfte iſt die Beſtimmung der, auf jedes Gut zu bewilligenden Pfandbriefſummen, ſo wie die Ausfertigung dieſer Pfandbriefe; das Inſtitut genießt eine Autonomie, wodurch es jeder Einwirkung eines Gerichtshofs entzogen iſt. Nicht nur für die Aſſociirten ſelbſt, ſondern auch für die, welche mit dem Verbande, namentlich durch Relationen, welche die Güterverwaltung betreffen, in Verhältniſſe treten, findet das judicium parium, mit Zuziehung eines rechtskundigen Syndicus, nach einer alten Rechtsverfaſſung Statt, welche Deutſchland mehr in Civil-, als in Criminalſachen ſcheint angehört zu haben. Die, in allen einzelnen Zügen merkwürdig beſtimmt und den Verhältniſſen anpaſſend ausgearbeitete Verfaſſung dieſer Creditinſtitute hat ſich aber ſeit einem halben Jahrhunderte in ſo hohem Grade bewährt gefunden, daß auch bei dem beſten Willen die Verbeſſerungsſucht noch keinen Gegenſtand hat entdecken können, der hier ihre Thätigkeit in Anſpruch genommen hätte. — — ȟ.

Landſchaftsmalerei, ſ. Malerei.

Landſchulen ſind zu unterſcheiden von Landesſchulen. Unter dieſen verſteht man Unterrichtsanſtalten, welche die Regierung für Zöglinge aus allen Provinzen eines Landes errichtet und unterhält, wie die Fürſtenſchulen (ſ. d. Art.) in Sachſen, Ilefeld im Hannöver'ſchen, ehedem Kloſter Bergen bei Magdeburg u. a. m. Landſchulen

dagegen werden die Schulen auf den Dörfern genannt. Sie ſind ſpätern Urſprungs, als die Stadt- und Kloſterſchulen; denn da die Bildung überall von den höhren Ständen zu den niedern herabzuſteigen pflegt: ſo wurde nicht eher an den Unterricht der Jugend auf dem Lande gedacht, als es beſondre Lehrer für dieſe Volksklaſſe gab. In der vorchriſtlichen Zeit wuchs ſie daher ohne andern, als älterlichen, oder Familien-Unterricht auf, und erſt das Chriſtenthum hat durch die Anordnungen eines beſtimmten Lehrſtandes für dieſes Bedürfniß geſorgt. Denn ſeit die Dorfſchaften eigne Pfarrer erhielten, fingen dieſe an, ſich mit der Belehrung der Jugend in ihren Kirchſpielen zu beſchäftigen. Carl der Große und Alfred von England machten in ihren Staaten den Pfarrern die Unterweiſung des Landvolks im Leſen, Schreiben, Latein und Kirchengeſang zur Pflicht. Aber ſchon in den Jahrhunderten, wo die Geiſtlichkeit den prieſterlichen Charakter annahm, und ſich aus Trägheit und Unwiſſenheit ſeinem Berufe zum Lehren entzog, gehörten Landpfarrer, welche Unterricht ertheilten, unter die Seltenheiten, und bei der immer ſchlaffern Aufſicht der Biſchöfe und Grundherren kamen die guten Einrichtungen jener Könige bald wieder in Verfall. Den Pfarrern genügte, wenn die Landjugend vor dem erſten Abendmahlsgenuſſe das Glaubensbekenntniß nothdürftig herſagen konnte, und ſie wäre ganz verlaſſen geweſen, wenn ſich nicht hier und da die Mönche ihrer angenommen hätten. Erſt ſeit dem 15. Jahrh. zeigen ſich Spuren, daß die Gewohnheit der Pfarrer und Obrigkeiten in den Städten, Schulmeiſter für die Jugend der niedern Volksklaſſe auf gewiſſe Zeit anzuſtellen, auch in den Dörfern nachgeahmt worden iſt. Die Gründung beſtehender Dorfſchulen aber war dem Zeitalter der Reformation vorbehalten, wo die Buchdruckerkunſt durch die Verbreitung von Lehrbüchern in der Mutterſprache gemeinnützig zu werden anfing. Nun erſt konnten Abcbücher, Katechismen und Bibeln in die Hände der Landjugend kommen, und für den, früher nur mündlichen, der Willkür des Lehrers überlaſſenen Unterricht einen angemeſſenen Stoff darbieten. Freilich blieb auch dieſer Volksunterricht immer noch ſehr dürftig, und konnte, wegen Mangel an tauglichen Lehrern, und wegen Mangel an Fonds, beſonders in den gutsherrlichen Gebietsdiſtricten, bis in die Mitte des 18. Jahrh. keine merklichen Fortſchritte zum Beſſern machen; denn von Spener's und Franke's Einfluß ging, wo er eindrang, auf das, aus Handwerkern, abgedankten Bedienten, Schreibern und Soldaten beſtehende Landſchullehrerperſonal kaum etwas mehr, als die Miene der Frömmigkeit, über. Eben darum wurde auch durch die Landſchulordnung mehrerer proteſtantiſchen Regierungen im nördlichen Deutſchland wenig gebeſſert. Höchſt verdienſtlich war dagegen das Beiſpiel des edlen Domherrn von Rochow, der 1772 die Schulen auf ſeinen Dörfern in der Mark durch Anſtellung geſchickter Lehrer und Anwendung zweckmäßiger Unterrichtsmethoden zu wahren Bildungsanſtalten für ſeine Unterthanen umſchuf. Um dieſelbe Zeit fing ein edler Wetteifer der Regierungen zur Verbeſſerung des Landſchulweſens ſich zu regen an. Der Dechant von Schulenſtein und der Abt von Felbiger wurden die Reformatoren des Volksunterrichts der Katholiſchen in Böhmen und Schleſien (vergl. d. Art. *Normalſchulen*). Beſondre Bildungsanſtalten für Landſchullehrer, die ſogenannten Seminarien, entſtanden in mehrern Staaten Deutſchlands, ſo wie in Holland, Dänemark und Schweden, und von jedem Fortſchritte der Erziehungskunſt konnten nun die Früchte durch beſſer gebildete Lehrer auch der Jugend auf dem Lande zu Statten kommen. Seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhun-

derts iſt die Reform der Landſchulen immer mehr ein Gegenſtand öffentlicher Verhandlungen in Zeitſchriften und auf ſtändiſchen Landtagen geworden; auch die Regierungen, welche an dem alten Grundſatze des Despotismus, den Landmann in ſeiner Rohheit zu laſſen, noch am längſten hingen, oder den Einfluß der Volksbildung auf das Wohl des Staats überhaupt ganz überſehen hatten, mußten endlich liberalere Geſinnungen annehmen, und es gibt jetzt in Deutſchland keine Gegend, in der nicht neuerdings etwas für dieſe wichtige Angelegenheit gethan worden wäre. Der Norden iſt dabei dem Süden von Europa weit vorausgeeilt, und Cüvier und Noel mußten in ihrem Berichte über die Reviſion des öffentlichen Unterrichts in den, 1810 und 1811 mit Frankreich vereinigten Provinzen ſelbſt den holländiſchen und niederdeutſchen Dorfſchulen die Ehre des Vorzugs vor den franzöſiſchen zugeſtehen. Denn dieſe letzteren, die ſogenannten Primärſchulen in Frankreich, ſind, während der Revolution und durch die Einziehung des Kirchenvermögens, an den meiſten Orten eingegangen, und die kaiſerliche Univerſität, von der ſie abhängig gemacht wurden, hatte ſie bei weitem nicht an allen Orten wieder herſtellen können: ſo daß es noch jetzt eine Menge, nicht unbedeutender Landgemeinden in Frankreich gibt, wo die Jugend entweder gar nicht unterrichtet, oder umherwandernden Schulmeiſtern, die die Ältern auf eine Zeitlang dingen, Preis gegeben wird. Das Meiſte für dieſen Theil des Volksunterrichts in Frankreich thun noch die Brüder der chriſtlichen Schulen, ein geiſtlicher Orden, der ſich wegen ſeiner Gemeinnützigkeit erhalten hat. Freilich blieb auch in Deutſchland noch mancher zweckmäßige Vorſchlag, in Anſehung der Dorfſchulen, aus Mangel an Fonds und gutem Willen, unausgeführt, und mancher hindernde Übelſtand beim Alten. Die den Grundherren zu leiſtenden Frohn- und Hofdienſte der Ältern ſind, wo ſie noch beſtehen, eine Urſache häufiger Schulverſäumniſſe ihrer Kinder; die Armen werden im Winter durch Blöße, und im Sommer durch allzufrühe Anſtrengung zum Broterwerb, von der Schule abgehalten; denn Arbeitsſchulen, wo den Schülern nach dem Unterrichte zugleich Gelegenheit zu einigem Erwerb gegeben wird, wurden noch an wenigen Orten verſucht. Überdies ſind die Schulmeiſter immer noch durch Überladung mit fremdartigen Nebenämtern in der Verwaltung ihres Hauptberufs geſtört, und ſelbſt diejenigen, welche wirklich das Beſſere kennen und anwenden wollen, müſſen ſich oft in ihren Streben durch eigenſinnige Vorgeſetzte und unempfängliche Gemeinden gehindert ſehen. Da durch die Einrichtung guter Seminarien ſchon viel zur Bildung geſchickter Lehrer geleiſtet wird: ſo muß man ſich mit dem, was einige Regierungen zur Reform der Schulen ſelbſt, und zur Verbeſſerung der Lehrergehalte in der Noth der gegenwärtigen Zeiten gethan haben und noch thun, augenblicklich zufrieden ſtellen und von den fernern Jahren des Friedens hoffen, daß eine ſo wichtige Nationalangelegenheit immer eifrigere Beförderer finden werde. Zweckmäßige Methoden und Lehrmittel zu den, dem Landmanne nothwendigen Kenntniſſen und Fertigkeiten müſſen dabei, nach den, bisher von den Nachtheilen der Viel- und Halbwiſſerei gemachten Erfahrungen, natürlich mehr in Betracht kommen, als eine, die Zeit zerſtückelnde Vervielfältigung der Lehrgegenſtände, und am wenigſten darf auf glänzenden Außenſchein und Bewunderung hingearbeitet werden.

Landſeen, ſ. Seen.

Landshut, eine wohlgebaute Stadt, Sitz eines Landgerichts im Iſarkreiſe, in Niederbaiern, mit 7800 Einw., an der Iſar, die hier eine Inſel bildet, auf der die Vorſtadt ſteht. Auf dem nächſtgelegenen

Berge iſt das unbewohnte, ehemals feſte Schloß Trausnitz befindlich, welches 134 Zimmer enthält und jetzt zu einer Sternwarte beſtimmt iſt. In der Stadt ſelbſt iſt ein herzoglicher Palaſt, der neue Bau genannt, und das Landſchaftshaus. Der Kirchthurm beim Collegialſtifte St. Martini iſt einer der höchſten in ganz Deutſchland. Er hat 456 Fuß und 603 Stufen. Im J. 1803 wurde die Landesuniverſität von Ingolſtadt nach Landshut verlegt, und ihr von ihrem zweiten Stifter der Name: Ludwig-Maximilians-Univerſität, beigelegt. Sie hat überhaupt 38 Profeſſoren und gegen 600 Studenten. Die ehemaligen 8 Klöſter in Landshut ſind zum Beſten der Univerſität aufgehoben worden.

Landſtände. Die Landſtände haben ſich aus den Schöffen der caroling'ſchen Grafſchaft entwickelt, und man kann ſich nur dadurch eine klare Vorſtellung von ihnen machen, wenn man ihre Geſchichte durchgeht und ſieht, wie ſie ſich gebildet haben und wie ſie entſtanden ſind. Sie hängen mit der Entſtehung der Landeshoheit zuſammen, und beide ſind in ihrer Entwickelung Hand in Hand gegangen (ſ. d. Art. Landeshoheit). Auf den alten deutſchen Landtagen erſchienen, ſo wie Tacitus meldet, alle Landeigenthümer als Actionäre der Geſellſchaft, da Alle echtes Eigenthum beſaßen und keinen Herrn über ſich erkannten. Als Carl das Reich gegründet und die Deutſchen Bauern und Bürger des Reichs geworden: ſo erſchienen ſie ebenfalls noch auf den Tagen; allein die Verhältniſſe im Innern des Staats hatten ſich geändert, und Carl regierte ſein weites Reich durch Reichsbediente, durch die Grafen. Dieſe waren Beamte, welche nicht der Gau wählte, dem ſie vorſtanden, ſondern die der Kaiſer ernannte. Die Landeigenthümer mochten dieſes Beamten-Element nicht ſonderlich angenehm finden, da jeder dieſer Grafen glaubte, er ſei ein Stück vom Kaiſer, indem ſeine Macht unmittelbar vom Kaiſer ausging. Kurz die Landeigenthümer erſchienen auf den Landtagen ſo ſelten, daß Carl ſchon eine Verordnung machen mußte, in der er befahl, daß die, von den Gemeinen gewählten Schöffen erſcheinen mußten. (Dieſes war alſo ſchon eine Repräſentation.) Die Landtage wurden übrigens vom Grafen, oder dem Landrathe des Gaus, präſidirt. So wie die Grafen immer mehr ihre Beſitzungen ausdehnten, und immer mehr Wehrer nöthigten, in ihre Dienſtbarkeit zu treten, ſo wurden der ſchöffenbaren Leute immer weniger, und dieſe bildeten nun eine Art Adel, der dadurch entſtand, nicht daß ſie geſtiegen, ſondern daß jene geſunken, nicht daß ſie beſſer geworden, ſondern daß jene ſchlechter geworden (ſ. d. A. Adel u. Erbadel). Dieſes waren die ingenui der Deutſchen, achtbare und ſchöffenbare Leute, die ſich zuſammenhielten, da in der ganzen Welt ſich das Gleiche zu dem Gleichen geſellt. Sie nannten ſich Edle und Freie, nobiles et liberi; auch ſetzten ſie, wenn ſie in Urkunden erſcheinen, ihre Unterſchriften immer vor die der Dienſtleute. Aus dieſen Freien, ſo echtes Eigenthum erhalten, wurden die Grafen, die Dinggrafen (vice Comes), ferner die Vögte der Klöſter und ihre Stellvertreter (vice advocati) genommen: ſo daß vielfach zum angebornen Baueradel auch noch die Würde des Dienſt- und Amtsadels kam. Der hohe Adel unter ihnen war die frühern Edelinge, ſo auf den Haupthüfen gewohnt, und zu Hauptleuten und Oberſten gewählt worden, welche Stellen, wenn ſie lange bei einem Hofe bleiben, leicht erblich wurden. Dieſe waren die meliores et majores terrae, deren Kaiſer Heinrich VII. in der Urkunde vom Jahr 1231 gedenkt, und von denen er beſtimmt, daß ſie ihre Zuſtimmung zu neuen Geſetzen und Inſtitutionen geben müſſen, welche die Landesherren, die ſich ſchon damals entwickelt hatten,

in ihren Ländern einführen wollten. Man kann dieſe Urkunde als das eigentliche Fundamentalgeſetz für die deutſchen Landtage anſehen, und wir wollen ſie deswegen hier vollſtändig anführen, und das um ſo leichter, da ſie gar nicht groß iſt. Sie lautet, wie folgt: „Heinrich von Gottes Gnaden, römiſcher König und allzeit Mehrer des Reichs. Allen Getreuen des Reichs unſre Gnade und unſern Gruß zuvor. Wir wollen, daß es männiglich bekannt werde, wie von Uns, als Wir zu Worms offnen Reichstag hielten, gefodert worden, darüber zu beſtimmen: ob ein Landesherr neue Verfaſſungen und Geſetze machen könne, ohne daß er die Beſten und Erſten des Landes darum befrage? (Si aliquis dominorum terrae aliquas constitutiones vel nova jura facere possit, melioribus et majoribus terrae minime requisitis.) Über die Sache wurde, nachdem die Zuſtimmung der Fürſten eingeholt, feſtgeſetzt: daß weder die Fürſten, noch ſonſt irgend Einer neue Verfaſſungen, oder neue Rechte machen möge, als nur, wenn die Zuſtimmung der Beſten und Erſten des Landes erfolgt ſei. (Super qua re requisitio consensu principum fuit taliter definitum: Ut neque principes, neque alii quilibet constitutiones vel nova jura facere possint, nisi meliorum et majorum terrae consensus primitiis habeatur.) In deſſen Urkund und zu mehrerer Gültigkeit Wir gegenwärtigen Brief haben ſchreiben laſſen, und mit mehrern Siegeln bekräftiget. Zeugen ſind: Siegfried, erwählter Erzbiſchof von Mainz, die Erzbiſchöfe von Magdeburg und Trier, die Biſchöfe von Würzburg und Regensburg (des kaiſerlichen Hofs Kanzler), zu Worms, Kur und viele Andre. Gegeben zu Worms im Jahr MCCXXX primo Calendas Maji Indictione IIII.“ Durch dieſe Urkunde war nun das Verhältniß zwiſchen dem Landesherrn und den Landſtänden beſtimmt, und aller Streit fiel weg, da ſie bei allen Neuerungen ihre Zuſtimmung geben mußten. Thaten ſie dieſes nicht, ſo blieb es beim Alten, und es mußte auf die bisherige Weiſe mit den bisherigen Geſetzen fortregiert werden, gerade wie in England und Frankreich, wenn in einer der beiden Kammern ein Geſetzentwurf nicht angenommen wird. Vom 13. Jahrh. an werden die Urkunden häufiger, und wir wiſſen mit ziemlicher Genauigkeit, was ſich ſeit der Zeit in Deutſchland begeben hat. Wir finden nun überall, daß bei allen Verhandlungen wichtiger Landesangelegenheiten, z. B. bei Geldverwilligungen, Eheberedungen der fürſtlichen Töchter, Beſtimmungen über Erbfolge u. ſ. w., die meliores et majores des Landes von der Landeshoheit ſind zu Rathe gezogen worden. So z. B. in der Urkunde Graf Adolph VI. von Berg vom Jahr 1320, worin über die Nachfolge in der Grafſchaft Berg verfügt wurde, da der Graf keine Kinder hatte. So wie in der, von Herzog Wilhelm I. von Berg vom Jahr 1383, wo er zur Erwerbung der Herrſchaft Blankenberg, mit Bewilligung der ganzen Landſchaft (wobei alle Orte genannt werden, deren Schöffen und Schultheiße ihre Zuſtimmung gegeben), eine Geldrente an die Gebrüder Hirſch verſchreibt. Wenn man in der Entwickelungsgeſchichte der Landſtände bis auf dieſen Punkt gekommen iſt: ſo muß man ſich, wenn man den Gang der Dinge völlig begreifen will, an das, damals beſtehende Corporationsweſen der Städte, Innungen und Zünfte erinnern, welches den geſellſchaftlichen Zuſtand, ſo wie die Inſtitutionen der Zeit ganz durchdrungen hatte. Auch die Ritterſchaft war eine ſolche Corporation oder Knappſchaft, die ſich aus der Dienſtmannſchaft entwickelt hatte, und die nun als Corporation für ſich handelte und beſchloß; die aber natürlich nur in ſolchen Dingen handeln und beſchließen konnte,

welche die eignen Angelegenheiten dieſer Corporation betrafen. Eben ſo machten in den geiſtlichen Staaten die Domherren eine eigne Corporation aus, die ebenfalls für ſich handelten und beſchloſſen, aber bloß in Dingen, die ihre geiſtliche Innung und ihre Beſitzthümer betrafen. Eben ſo hielten die Städte zuſammen und bildeten eine beſondre Corporation, die aber bloß in eignen Angelegenheiten Beſchlüſſe machen konnten, und deren Beſchluß Niemand verpflichtete, der nicht zu dieſer Corporation gehörte. So zeigt Möſer, daß vor dem Jahr 1324 ſich in Osnabrück noch kein Land und keine Landſchaft in der jetzigen Bedeutung des Worts finde. Der Reichsboden haftete bloß dem Kaiſer; allein der Biſchof und der Graf hatten nur ſofern zu befehlen, als ihr Beſitz reichte, der damals noch ſehr durchlöchert war, da noch viel fehlte, daß die Territorien geſchloſſen geweſen. Das Domkapitel, die Ritterſchaft und die Städte bewilligten das, was ſie von Reichs wegen tragen ſollten oder mußten, als Corporationen, und jede für ſich. Ihre Kaſſe war eine Bundeskaſſe, und eine Landeskaſſe fand noch nicht Statt. Für diejenigen, die zwiſchen ihnen Beſitzungen hatten, wie z. B. die Grafen von Lingen, die von Tecklenburg, bewilligten ſie nicht, weil ſie nicht zu ihnen gehörten, und dieſe hatten ſich daher nicht an dasjenige zu ſtören, was jene Corporationen, die ſich in Form eines Bundes vereinigten, für ſich beſchloſſen hatten. Erſt mit dem Jahre 1324 finden ſich dunkle Spuren, daß dieſe Corporationen ſich ermächtigten, auch für diejenigen zu beſchließen, die zwiſchen ihnen lagen, und daß nun der Begriff eines Landes aufkam, und der Begriff einer Landſchaft, zu der Alles gehöre, was zwiſchen den geographiſchen Grenzen derſelben liege. Hierdurch entſtand dann auch der Begriff einer Landeskaſſe, und der Begriff von Landſtänden. Man ſieht an dieſem Beiſpiele, daß man die richtigſte Vorſtellung von dem Lande und den Landſtänden bekommt, wenn man die Geſchichte des Reichsbodens verfolgt, und ſieht, wie die Landeshoheit ſich auf dem Wege des Conglomerirens gebildet, und wie es lange gedauert, ehe auf dieſem Wege einmal wieder eine zuſammenhängende Fläche entſtanden iſt, die als Boden der Landshoheit eben ſo zuſammenhängend war, wie der Reichsboden mit ſeiner Gau-Eintheilung es geweſen. Überall iſt aus den einzelnen, zerſtreut liegenden Beſitzungen ein Land entſtanden, und vielfach ſind dieſe Beſitzungen zuerſt auf dem Wege des Bundes zu einem Lande geworden, wenn irgend eine allgemeine Noth die Menſchen, welche gleiches Intereſſe hatten, zu einer nähern Vereinigung nöthigten. Hat man die Entwickelungsgeſchichte der Landeshoheit und der Landſtände in zweien oder dreien Ländern durchſtudirt: ſo kennt man ſie in ihren Hauptmomenten für alle Länder, und man kann ſchon, ehe man die Geſchichte eines Landes geleſen, im voraus beſtimmen, in welcher Zeitperiode ſich dieſe oder jene Inſtitution gebildet haben wird. Wir wollen die Entwickelungsgeſchichte der Landeshoheit und der Landſtandſchaft an einem Beiſpiele zeigen. Wir nehmen das jetzige Herzogthum Weſtphalen. Um's Jahr 1000 lagen eine Menge kleine Beſitzungen (Herrſchaften und Grafſchaften) dort, wo jetzt das Herzogthum Weſtphalen, das eine Fläche von 66 Q. M. bildet, liegt, und von der Lenne und der Ruhr durchſtrömt wird. Dieſe Beſitzungen waren abgeſondert von einander, und hatten keine andern Verbindungen unter ſich, als die des gemeinſchaftlichen Reichs. Einige dieſer Beſitzungen gehörten ſchon im 11. Jahrh. dem Erzbiſchofe von Köln. So beſaß er Werl, und Vieles, was zur Grafſchaft Werl gehörte, die die urſprüngliche Grafſchaft Weſtphalen war. Er hatte dieſes von dem Grafen von Werl erworben. Eben ſo beſaß er Attendorn ſchon im

Jahr 1040, wo er dieſer Stadt das ſoeſtiſche Stadtrecht gab. So Medebach, dem er 1144 ſeine Stadtrechte gab. Um dieſe Zeit regierte im Herzogthum Sachſen Heinrich der Löwe, der mütterlicher Seits ein Enkel des Königs Lothar war. Er hatte ſeine Pfalz in Braunſchweig und war, nächſt dem Kaiſer, der mächtigſte Fürſt in Deutſchland, da er auch das Herzogthum Baiern beſaß. Wie Heinrich den Kaiſer ſchwer beleidigt, wie er ſich weigerte, auf den Tagen, die ihm der Kaiſer nach Regensburg, nach Magdeburg und nach Goslar ſtellte, nicht erſchien, wie er in die Reichsacht erklärt und aller ſeiner Lehne verluſtig wurde, wie er nach England gehen mußte, und wie das Herzogthum Sachſen geſprengt wurde, das iſt alles ausführlich in den Art., Heinrich der Löwe, erzählt worden, und bedarf hier keiner Wiederholung. Das Herzogthum Baiern erhielt Otto von Wittelsbach, Bernhard von Aſcanien (Anhalt) erhielt Sachſen, und der Erzbiſchof von Köln Engern und Weſtphalen unter dem Titel eines Herzogthums. Es war im Jahr 1180, als der Erzbiſchof von Köln mit den Rechten, Gütern und Dienſtmannen belehnt wurde, die er als Erbe aus dem geſprengten Herzogthum Sachſen erhielt. Da es das Amt des Herzogs war, die Dienſtmannen dem Kaiſer zuzuführen, ſo ging dieſes auf den Herzog über, der hierfür einen eigenen Marſchall beſtellte. Der Erzbiſchof beſaß nun in dieſer Gegend mehrere Güter, wie früher, auch war er Herzog von Weſtphalen; allein er war noch nicht Landesherr. Doch entwickelte ſich eben aus dem Rechte des Herzogs die Dienſtmannſchaft aller der kleinen Dynaſten, die Beſitzungen in dieſen Gegenden hatten, dem Kaiſer nach und nach die Landeshoheit zuzuführen, indem dieſes immer Gelegenheit zu neuen Erwerbungen gab. Im Jahr 1368 erwarb der Erzbiſchof die Grafſchaft Arensberg durch Kauf von den Grafen von Arensberg. Im Jahr 1444 erhielt er die Herrſchaften Bielſtein und Friedeburg, deren Dynaſtengeſchlechter erloſchen waren. Alle dieſe Beſitzungen waren aber einzeln und zerſtreut, und unter ſich in weiter keiner Verbindung, — gerade ſo, wie jetzt die einzelnen Güter eines reichen Privatmannes. Sie bildeten kein Land. — Die Veranlaſſung, daß dieſe Beſitzungen in einen nähern Verband traten, war folgende: Kurfürſt Diederich von Köln hatte ſeinen Unterthanen eigenmächtig eine Steuer aufgelegt, und dieſe hierdurch in zinsbrige Leute verwandelt, die kein echtes Eigenthum mehr beſaßen. Damals, wo die Welt noch nicht in einer allgemeinen Gutmüthigkeit befangen war, ging das ſo leicht nicht, als jetzt. Auch war noch keine Aufklärung im Lande. Es entſtand hierdurch der berühmte ſoeſtiſche Krieg, und im Jahr 1437 vereinigte ſich die Corporation der Ritterſchaft, ſo wie auch die Corporation der Städte des Marſchallamts Weſtphalen mit der Ritterſchaft und den Städten der Grafſchaft Arensberg zu einem Bunde, und erklärten: daß ſie die Rechte des Kaiſers, des Pabſtes und des Kurfürſten anerkennten, zugleich aber auch die ihrigen, und daß ſie geſonnen wären, dieſe zu vertheidigen. Da das Recht und auch die Macht auf Seiten des Bundes war, ſo mußte der Kurfürſt nachgeben, und 1438 alle Rechte der Bundesglieder beſtätigen. Als Kurfürſt Diederich geſtorben war, vereinigten ſich 1463 alle Glieder des Bundes dahin, eine Erblandsvereinigung zu machen, in welcher ihre Rechte beſchrieben wären, und keinen Kurfürſten eher als ihren Herrn anzuerkennen, bis er dieſe beſchworen. Jetzt war nun eine Landesverfaſſung und eine Landſchaft und Landſtände da, und aus den einzelnen Beſitzungen war ein Land entſtanden, und das alles auf dem Wege eines Bundes. Von dieſer Periode an gerechnet, werden nun öfter Zuſammenkünfte der Glie=

der dieſer Corporation gehalten, ſo wie die Landesnothdurft ſolche von Zeit zu Zeit erfoderte, und dieſe Zuſammenkünfte werden Landtage genannt. Dieſes geht ſo fort, bis 1555, wo die Landtage in ganz Deutſchland eine beſtimmtere Form bekommen, da ſie von nun an jährlich gehalten werden, wegen der Ausſchreibung der Reichsſteuern, die in dieſem Jahre feſtgeſetzt wurden (ſ. d. Art. Steuern). Die Corporation der Dienſtleute (Ritterſchaft) beſtand größtentheils aus den, im Lande angeſeſſenen Landſaſſen, und dieſe erſchienen auf den Landtagen nicht allein als Mitglieder einer Corporation, ſondern auch als Meiſtbeerbte. Außer ihnen erſchienen auch noch die andern Meiſtbeerbten, die nicht zu dieſer adeligen Knappſchaft gehörten, und wurden gemeine Landſaſſen genannt; auch wurden dieſe in den Ausſchreiben mit zu den Landtagen verſchrieben. So z. B. nach 1584 in Weſtphalen in dem Landtagsbriefe vom 7. Juni vom Kurfürſt Ernſt. Indeſſen erſchienen dieſe Landſaſſen, die zu keiner Corporation gehörten, immer weniger auf den Landtagen, während die von der Ritterſchaft nie fehlten, die ohnehin ſchon als Dienſtleute verpflichtet waren, auf den Placitis ihres Herrn in curia domini zu erſcheinen. Sie wurden als Glieder der Ritterſchaft, zu denen der Fürſt ebenfalls als Ritter gehörte, zu den Hoffeſten geladen, indeß die andern Landſaſſen ſich ſtets von dieſen verdunkelt ſahen. Auch wurden damals den Landſtänden noch keine Tagegelder gezahlt, welches erſt eine Erfindung ſpäterer Zeit iſt. Nach einem halben Jahrhunderte hatte man faſt das Recht vergeſſen, das die gemeinen Landſaſſen hatten, auf den Placitis zu erſcheinen, und überall finden wir, daß gegen das Jahr 1600 von der adeligen Knappſchaft der Beſchluß gefaßt worden war, keine andern Landſaſſen zu offenen Landtagen zuzulaſſen, als ſolche, die nachweiſen könnten, daß ſie zur Innung der Dienſtmannſchaft gehörten, und daß ihre Ältern und Großältern ſchon zu dieſen gehört und Dienſtmanns-Kinder geweſen waren (ſ. d. Art. Ahnenprobe*)). In Cleve und der Mark wurde dieſer Beſchluß 1599 gemacht; in Weſtphalen 1601 u. ſ. w. Auf dieſe Weiſe waren dann nur die gemeinen Landſaſſen von den Landtagen völlig ausgeſchloſſen. Von dieſem Zeitpunkte fängt das Verderben der Landtage an, denn nun dauerte es nur noch ein halbes Jahrhundert, und die adeligen Landſaſſen machten ihre Ritterſitze, die bis dahin zu den gemeinen Steuern beigetragen hatten, auch ſteuerfrei (ſ. d. Art. Steuerfreiheit). Dieſes geſchah z. B. in Weſtphalen 1654, in Berg und in Jülich 1664 u. ſ. w., und ſo entſtand dann die höchſt ſonderbare Einrichtung: daß diejenigen, die die Steuern bewilligten, keine bezahlten, und diejenigen, die ſie bezahlten, nicht mehr das Recht hatten, auf den Landtagen zu erſcheinen, und ſie zu bewilligen. Hierdurch wurde die Stellung der Landſtände gegen die Landſchaft ſowol, als gegen den Fürſten ganz fehlerhaft, und aus dieſer fehlerhaften Stellung ging dann ein endloſes Diſputiren und Quäruliren hervor, das völlig nutzlos war, und das es gemacht, daß man überall die Aufhebung der Landſtände faſt für einen Fortſchritt in der Cultur angeſehen hat. Vom Lande hatten ſie ſich durch ihren Eigennutz geſchieden, da ſie ſich der Theilnahme an den gemeinen Laſten entzogen. Vom Fürſten ſchieden ſie ſich, indem ſie ihn bloß für primus inter pares anſehen, und die Regierung in eine Art Ariſtokratie, oder in eine Regierung der Nobili verwandeln wollten. Dann ſchwuren ſie auf ihren ſogenannten offenen Landtagen den Verſchwiegenheits-Eid (juramentum taciturnitatis), nach welchem Niemand etwas von dem offen-

*) S. d. Art., der doppelt bearbeitet iſt: 1) im 1. Bande unter Ahnen-Probe, und 2) im 3. Bande als Anfang zu den Art. Erbadel.

baren durfte, was dort verhandelt und beſchloſſen wurde. Dieſes war ihre Öffentlichkeit, mit der ſie die Gegenſtände des öffentlichen Rechts auf offenen Landtagen behandelten. Als die franzöſiſche Revolution in allen den Ländern, wo ihre Wirkung hinkam, dieſe adeligen Landtage auflöſte und die Steuerfreiheit des Adels aufhob, da trat die öffentliche Meinung gleich auf ihre Seite, da dieſe Landſtände nichts mehr waren, wie ein leeres Gerüſte in der Geſellſchaft, das ſeine Bedeutung verloren, und von dem weiter kein Gebrauch mehr zu machen war. — Die Fürſten hatten darin gefehlt, daß ſie nicht ſtrenge darauf hielten, daß die Steuerverwilligung in den Händen derer blieb, die ſie bezahlten, und da dieſe zu zahlreich waren, als daß ſie Alle kommen konnten: ſo mußten ſie durch Deputirte auf den Landtagen erſcheinen. Auf dieſe Weiſe wären ſie auch immer Herren ihres Lehnsadels und ihres Dienſtmannsadels geblieben. Dieſes iſt die Geſchichte der Landſtände in denen deutſchen Ländern, wo kein doppelter Socialcontract iſt, wo keine Eroberer hingekommen. Dieſer Strich von Deutſchland geht vom Rheine bis zur Elbe. Jenſeits der Elbe, wo die Deutſchen als Eroberer über wendiſche und ſlaviſche Völker gekommen, und den doppelten Socialcontract eingeführt haben, nach welchem der Eroberer immer mehr iſt und mehr gilt, als der Unterworfne, da iſt es anders, und da ſind auf den Landtagen nie gemeine Landſaſſen erſchienen, ſondern bloß die der Ritterſchaft und der Städte, und auch wol die der Prälaten und die der Domkapitel, wo welche vorhanden waren. In dieſen Ländern wird jetzt erſt ein Stand von freien und ſelbſtſtändigen Ackerbauern hervorgerufen, und dieſer muß eher vorhanden ſein, ehe man Landtage nach deutſcher Sitte halten kann. — Der ganze Zuſtand der Geſellſchaft hat ſich, gegen die vorigen Jahrhunderte, völlig geändert, und die Landtage bekommen überall eine ganz andre Form. Das erſte Element, was eingeführt wird, iſt die Öffentlichkeit. Die Stände bewegen ſich unter den Augen des Volks, und werden von ſeiner Theilnahme gehalten und getragen. Das zweite Element iſt das Repräſentativſyſtem, vermöge deſſen das Volk oder die Meiſtbeerbten ihre Stellvertreter wählen; wo dieſe alſo die Beſten, die Geſchickteſten, die Kenntnißreichſten ausſuchen können, und wo ſie nachher bei den neuen Wahlen ihren Beifall, oder ihren Tadel dadurch ausdrücken können, ob ſie ſie auf's neue wählen wollen, oder aber Andere. Alles Corporationsweſen hat aufgehört, und es wird nicht mehr gefragt: ob der Landſtand und ſeine Ältern und Großältern mit zur adeligen Dienſtmannſchaft gehört, und ob er dies mit 4 oder 8 Schilden beweiſen könne. Bloß die Steuerrolle entſcheidet über die Wahlfähigkeit, und die Ehre, auf den Landtagen zu erſcheinen, iſt unmittelbar an die Laſt geknüpft. Die gegenwärtige Einrichtung der Landtage mit einer öffentlichen Geſetzgebung, die in zwei Kammern getheilt iſt, findet ſich in d. A. Verfaſſung. Bg.

Landtage, ſ. d. Art. Landſtände.

Landwehr, Landſturm. Schon in den fränkiſchen Capitularien Lantweri finden wir ein Maſſeaufgebot zur Vertheidigung des Reichs, oder einen Landſturm im heutigen Sinne. Wie das neue europäiſche Heerweſen den Begriff von Volksbewaffnung und Landesvertheidigung aus der Kabinetspolitik allmälig entfernt hatte: ſo erloſchen auch jene vaterländiſchen, ſchon unter Heinrich I. im 10. Jahrh. gegen die Slaven, Ungarn und Normannen zum Schutz der deutſchen Unabhängigkeit, getroffenen Einrichtungen. Doch blieb noch im 16. und 17. Jahrh. der Landſturm ſowol zur Gebietsvertheidigung und innern Sicherheitspolizei, als zum Kriege jenſeit der Grenze durch die Reichsſatzungen verpflichtet. Jenen innern Dienſt nannte man die gemeine Fol-

ge, den auswärtigen hohe Reiſe. Selbſt jeder neu aufgenommne Bürger mußte ſich in mehrern deutſchen Ländern, z. B. in Baden, wehrhaft machen und in den Waffen üben. Aber auch dies hörte nach und nach auf; kaum erhielt ſich hier und da eine Spur davon in der ſ. g. Landmiliz, oder in der Heerpflichtigkeit eines, zum Felddienſt auf den Nothfall beſtimmten Volkstheils, die auch außer Deutſchland in den meiſten europäiſchen Staaten zur Ergänzung oder Unterſtützung des ſtehenden Heers vorhanden war. Die franzöſiſche Revolution ſtellte zuerſt eine der neuern Kriegskunſt angemeſſene Nationalbewaffnung in den Nationalgarden auf. Das Übergewicht derſelben über die bloßen Soldheere, ward nur zu bald ſichtbar. Man verſuchte zwar im J. 1799, ihnen in Deutſchland etwas Ähnliches entgegenzuſtellen, und bot in einigen Gegenden einen Landſturm auf, an deſſen Spitze ſich der Staatsminiſter Albini (ſ. d. Art.) ſtellte; allein die Maßregel erhielt keine Allgemeinheit und blieb daher ohne Folgen. Erſt nach dem preßburger Frieden fühlte der öſterreichiſche Staat die Nothwendigkeit, das Heerweſen auf die Volkskraft, beide aber auf den Volksgeiſt zu gründen. So ward im J. 1808 in den öſterreichiſchen Erbländern eine Landwehr errichtet, die aus 50,000 Mann beſtehen und das ſtehende Heer unterſtützen ſollte. Jeder Inländer bis zum 45. Jahre war zum Dienſt in derſelben verpflichtet. Dieſem Beiſpiele folgten Rußland 1812, Preuſſen und die übrigen deutſchen Staaten 1813. Zugleich ward ein Landſturm, d. h. ein Volksaufgebot in Maſſe, angeordnet, der erſt bei dem Erſcheinen des Feindes in dem Lande ſelbſt in Thätigkeit geſetzt und nie außerhalb der Grenzen gebraucht werden ſollte. So wirkſam ſich auch in dem Befreiungskriege die Landwehr gezeigt hat, wenn man ſie als eine Ergänzung des ſtehenden Heers dieſem im eintretenden Falle zweckmäßig einverleibt: ſo wenig Erfolg ſcheint man ſich doch im Ganzen von dem Landſturm in allen ſolchen Ländern verſprechen zu dürfen, deren Bewohner nicht ſchon vermöge der örtlichen Beſchaffenheit und der Lebensart kriegeriſch ſind. Daher ſind Landwehr und Landſturm in einigen Ländern wieder aufgelöſt worden. Der deutſche Bundestag hat 1819 bloß ein Bundesheer zu organiſiren angefangen.

Landwirthſchaft, iſt dasjenige Gewerbe, welches die Erzeugung, zum Theil auch die fernere Bearbeitung von Pflanzen- und Thier-Stoffen zum Zweck hat. Sie ſtrebt, wie jedes andre Gewerbe, nach einem nachhaltigen Gewinn, und heißt vollkommen, wenn dieſer möglichſt hoch iſt. Dieſes Gewerbe hat vor andern Gewerben viele Eigenthümlichkeit, iſt auf Naturkräfte gegründet und an den Gang der lebenden Natur gerichtet, der in jedem Jahre minder oder mehr gleichbleibend wiederkehrt; nichts kann beſchleunigt, nichts darf verſäumt werden. Verhältniſſe und Umſtände, die ſelten vorher zu beſtimmen ſind, müſſen möglichſt genau wahrgenommen werden, um die Kräfte der Natur für den gewerbsmäßigen Zweck wirkſam zu leiten. Es erfodert eine ausgedehnte Gewerbsſphäre d. i. ein Landgut, eine eigne Einrichtung deſſelben, einen angemeſſenen Beſatz oder Inventarium (ſ. d. Art.), Gebäude und Werkzeuge eigner Art, und überdies ein ſtarkes Betriebskapital. Durch dieſe Umſtände iſt die Landwirthſchaft an ſich zum ſichern Gewerbe geworden, und wird es noch mehr dadurch, daß ſie nur unentbehrlich gewordne Erzeugniſſe zum Gegenſtande hat. Da die erſtern nun auch mit der Thätigkeit eines Volks mehr oder weniger im Verhältniſſe verbleiben: ſo gibt der Preis derſelben auch den Maßſtab zum allgemeinen Arbeitspreiſe. Zwei Drittheile bis 4/5 der Einwohner beſchäftigen ſich mit der Landwirthſchaft; ein bedeutender Theil der

übrigen mit der weitern Verarbeitung landwirthſchaftlicher Erzeugniſſe. Je höher eine Nation an Bildung ſteigt, deſto mehr ſteigt auch die Erzeugung, weil die Geſchicklichkeit auf der einen Seite und das Ineinandergreifen auf der andern das Gewerbe erheben. Ein Acker, der vorher nur 3 Thlr. Landrente abwarf, gibt nun 20—30 und mehr. Wie weit der Ertrag des Bodens gebracht werden kann, wird man niemals lernen, wol aber, daß ſich mit deſſen Anbau die Arbeit vermehrt und dieſe Vermehrung die Zunahme der Bevölkerung in gleichem Schritte zur Folge hat, wenn anders die Regierungen nicht unverſtändige Maßregeln nehmen. Ein ſtark bevölkertes Land iſt auch zugleich ein gleichmäßig angebautes. England iſt nicht ſowol durch ſeine viel geprieſenen Fabriken und ſeinen Handel, als vielmehr durch ſeine Landwirthſchaft reich geworden iſt. Denn mit jedem Schritte zur Vollkommenheit der Landwirthſchaft wächſt das Nationalvermögen. Durch die Landwirthſchaft wird ein Volk unabhängig von Außen und hat als Staat im Innern ſeine nöthige Bindung und Feſtigkeit, denn er erzeugt ſeine bekannten und berechneten Bedürfniſſe. Dieſe Erzeugung beſchäftigt die, an dieſelbe geſchloſſene Volkszahl zum größern Theil unmittelbar und den andern als unentbehrliche Hülfe mittelbar, wie alle Handwerker, welche für die Landwirthſchaft die Werkzeuge und andre Hülfsmittel verfertigen, oder welche auch nur zur Befriedigung anderweitiger Bedürfniſſe des Volks gewerbsthätig ſind, z. B. Kleider verfertigen, rohe Stoffe verarbeiten oder damit Handel treiben. Die Landwirthſchaft wird als Kunſt ausgeübt, d. h. man betreibt ſie nach gewiſſen Regeln, welche die Erfahrung an die Hand gab, oder durch den prüfenden Scharfſinn in Verein der Naturwiſſenſchaften geſchaffen wurden. Sie kann daher als Kunſt erlernt, aber auch als Wiſſenſchaft gelehrt werden. Inſofern ſie als Kunſt betrachtet wird, führt ſie den Namen der niedern Landwirthſchaft, als Wiſſenſchaft heißt ſie die höhere Landwirthſchaftswiſſenſchaft. Jene nennt man auch den beſondern und dieſen den allgemeinen Theil. Rein wiſſenſchaftlich iſt ſie erſt in der jüngſten Zeit bearbeitet worden, wenn man auch vorher ein wiſſenſchaftliches Lehrgebäude angefangen hatte. Durch dieſe Bearbeitung erhielt ſie nun auch den ehrenden Namen: rationelle Landwirthſchaft, und wir nennen den einen rationellen Landwirth, welcher im Beſitze der höhern Landwirthſchaftswiſſenſchaft iſt und durch Hülfe dieſer das landwirthſchaftliche Gewerbe praktiſch betreibt. Der rationelle d. i. wiſſenſchaftliche Landwirth unterſcheidet die Fälle ſcharf, ſchafft ſich nach den obwaltenden Verhältniſſen die Regel dafür, und kann darum zu ihrer Ausführung auch die zwekmäßigſten Mittel auffinden und anwenden. Der bloß angelernte Landwirth wird ſich dagegen nie ohne beſtimmte Anweiſung von ſeinem Leiſten entfernen, ob dieſer wol nur für eine beſondre Lage paſſend ſein kann. Er darf nur, ſagt Thaer, ſeiner einmal angenommnen Regel gemäß der beſtimmten Vorſchrift des Einſichtsvollern folgen, und wird, wenn er ſelbſt denken und frei handeln will, dem Soldaten gleichen, der voll perſönlichen Muths aus Reih und Glied hervortretend Feuer gibt und, ſtatt die gute Sache zu befödern, nur alles in Verwirrung bringt. Deshalb iſt es oft ſehr richtig, wenn man ſagt, daß Wirthſchaftsverwalter, die in andern Gegenden, unter andern Verhältniſſen, der Sache glücklich vorgeſtanden hatten, nun, anders wohin verſetzt, durchaus bei jedem Schritte ſtrauchelten und das Ganze in Verwirrung brachten. Ihre auf Glauben angenommne Regel paßte nicht bei verſchiednem Boden, verſchiednem Maße der Kräfte und verſchiednen Verhältniſſen. Und ſo erklärte

man dieſe, auf ihrem Flecke kunſtgerechten Ökonomen für unwiſſend. Der wahre rationelle Landwirth dagegen wird ſich in die verſchiedenartigſten Lagen finden, wenn er ſich die Zeit nimt, dieſe richtig kennen zu lernen. Der nicht wiſſenſchaftlich gebildete Landwirth kann dadurch auch von den beſten Büchern wenig Gebrauch machen, denn er kann die neuern Ideen nicht ordnen und in das Ganze verweben. Für ihn ſind nur diejenigen Schriften, welche auf die beſondern Verhältniſſe, worin er ſich befindet, wahren Bezug haben. Seine Bildung beſteht in der handwerksmäßigen Erlernung. Die Landwirthſchaft zerfällt in zwei Haupttheile: Pflanzenbau und Viehzucht. In der Regel pflegen beide mit einander verbunden zu ſein, es kann aber jede für ſich betrieben werden, wie das auch wirklich der Fall iſt. Der Pflanzenbau, als Theil der Landwirthſchaft betrachtet, zerfällt in mehrere Abtheilungen, welche nicht nur ihre beſondere Benennung haben, ſondern auch ſelbſt als ein für ſich beſtehendes Ganze, als ein geordneter Wirthſchaftszweig betrieben werden, als Getreidebau; Wieſenpflanzenbau, Wieſenwirthſchaft; Obſtbau d. i. Obſtbaumzucht, mit Einſchluß des Weinbaues; Holzbau, Forſtwirthſchaft. Der Gartenfruchtbau oder die Gärtnerei iſt nur inſofern als beſondrer Theil anzuſehen, als der Gärtner mehr oder weniger Kunſt anwendet, gewiſſe Pflanzen hervorbringen. Nicht ſelten werden in einer und derſelben Wirthſchaft die hier genannten Zweige als ein Ganzes zuſammenvereinigt, ob ſie gleich dagegen wiederum einzeln betrieben werden. Jeder kann eine ſehr bedeutende Ausdehnung erhalten und dadurch den einen oder den andern ſehr beſchränken oder gänzlich verdrängen, z. B. der Getreidebau den Anbau der Holzpflanzen; die Gärtnerei wird in der Nähe großer, volkreicher Städte nützlich ſo weit ausgedehnt, daß der Getreidebau gänzlich verſchwindet. Obwaltende örtliche Verhältniſſe beſtimmen jeglichesmal, welchem Zweige vor dem andern der Vorzug einzuräumen iſt. Indeß blieb im Allgemeinen der Getreidebau der hauptſächlichſte Zweig und ſchließt den Anbau mehrer andrer Pflanzen keineswegs aus, wie im Artikel Ackerbau dargethan worden iſt. Die Viehzucht, als der zweite Theil der Landwirthſchaft begreift die Anzucht, d. i. Vermehrung, und zugleich die Pflege, der Thiere in ſich. Sie gründet ihre weitere Abtheilung auf die verſchiednen Thiergattungen; ſo gibt das Rind die Rindviehzucht, das Schaf die Schafzucht, d. i. Schäferei, das Schwein die Schweinezucht, das Geflügel die Federviehzucht. In der Betreibung weicht jeder Zweig weſentlich von dem andern ab, und pflegt daher auch mehrentheils abgeſondert betrieben zu werden. Insbeſondre verdient die Fiſchzucht oder die Fiſcherei einer Erwähnung. Sie wird gemeiniglich nicht als Theil der Viehzucht aufgeſtellt, obwol kein hinlänglicher Grund vorhanden iſt. Daß die Fiſche in einem andern Elemente leben, als die übrigen Thiere, die wir abſichtlich erziehen oder pflegen, kann und darf uns nicht ſtören, Begriff und Zweck bleiben ja unverändert. Zudem machen ja die Teiche einen Teil des Landguts aus, und die Fiſchzucht pflegt mit dem Betrieb der Landwirthſchaft unmittelbar ihre Verbindung zu haben. Ihr eine beſondre Abtheilung zu widmen, wäre eben ſo wenig nöthig als gegen den Begriff, den wir von der Viehzucht aufgenommen haben, ſtreitet. Außer dem Pflanzenbau und der Viehzucht zählt man gemeiniglich noch andre Gewerbszweige zur Landwirthſchaft, wozu ſie aber eigentlich nicht gehören, wol aber mit derſelben öfters verbunden und betrieben werden. Wir dürfen ſie darum auch nur als landwirthſchaftliche Nebengewerbe betrachten. Sie ſind techniſch und bezwecken die weitere Nutzung landwirthſchaftlicher

Erzeugniſſe. Hieher gehören die Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Stärkefabrication, Oelſchlägerei, Zuckerfabrication. Mit der kleinern Landwirthſchaft verbindet man nützlich die Ziegel-, Kalk- und Gipsbrennerei, Torfſtecherei. Die landwirthſchaftliche Arbeit iſt als vollendet anzuſehen, wenn das beabſichtigte rohe Erzeugniß erzeugt oder gewonnen iſt, z. B. das erbaute Getreide gedroſchen, der Hanf und der Flachs gezogen, die Milch gemolken iſt. Das Erzeugniß iſt nun verkäuflicher Artikel und wird als ſolcher unter günſtigen Umſtänden auch auf der Stelle verkauft oder zum Abholen aufbewahrt. Bei mehrern derſelben iſt der Landwirth genöthigt, ſich einer gewiſſen weitern Verarbeitung zu unterziehen; Flachs und Hanf verkauft ſich nur gebrochen; die Milch muß in Butter oder Käſe verwandelt werden. Iſt der Landwirth in dem Falle, daß er ſeine Erzeugniſſe nicht als ſolche verkäuflich abgibt oder abgeben kann, ſondern ſie weiter zurichtet oder verwerthet: ſo greift er in andre Gewerbe, vereinigt dieſe mit dem ſeinigen. Dies iſt das Ziel jeder höhern rationalen Landwirthſchaft. Wenn die auf die Landwirthſchaft genau berechneten Arbeitskräfte derſelben eigentlich nicht entzogen, ſondern nur beiläufig auf's Nebengewerbe gerichtet werden: ſo ſtört dies eigentlich das landwirthſchaftliche Gewerbe nicht, und der Gewinn im Nebengewerbe kann um ſo größer werden, als auf dieſes weder eigne Gebäude, noch Arbeiter zu rechnen ſind. Wer Zeit und Verhältniſſe gut zu benutzen weiß, um die beſte Verbindung der vorkommenden Geſchäfte herzuſtellen und zu erhalten, kann die Rente ſeines Anlagekapitals, das immer vorauszuſetzen iſt, ziemlich hoch bringen. Es gibt mehrere Gewerbe, die ſich füglich mit der Landwirthſchaft, zum Gewinn für die Beſitzer, verbinden laſſen. Beſonders verdienen die zunächſt einer Erwägung, die ſich in einer eigends dazu bequemen Zeit betreiben laſſen. Dergleichen ſind, welche am beſten im Winter vorgenommen werden können, als: Branteweinbrennen, Bierbrauere, Zuckerfabrication aus Runkelrüben und Kartoffeln, Tabakszubereitung, Oelpreſſen, Handel mit Getreide, Holz, Flachs, Hanf. Für die Wirthſchaft einflußvoll ſind diejenigen Nebengewerbe, welche derſelben nutzbare Abgänge verſchaffen, wie z. B. die Branteweinbrennerei, die Bierbrauerei, Zucker- und Stärkefabrication, die alle ein vorzügliches Futter auswerfen. Die Maſſe des Düngers wird vermittelſt deſſelben vermehrt, und durch dieſes wieder der Ertrag des Ackers erhöht. Für den kleinen Wirth gibt es ſehr viele Gewerbszweige, die er beſonders im Winter mit manchem Vortheile betreiben kann, als Spinnerei, Weberei, Flechten des Stroh- und Baſtwerks, Verfertigung mancherlei Holzartikel z. B. Siebe, Geräthſchaften. Man wird finden, daß die Landleute, wo ſie ſolche Nebenarbeit im Winter vornehmen, arbeitſamer ſind, als wo dies nicht der Fall iſt. Zugleich pflegen auch ſolche Dorfſchaften am bevölkertſten zu ſein. Viele ſetzen ſich beſonders auf ſolche Arbeiten an, weil ſie immer Beſchäftigung finden. Kinder und ſchwächliche Perſonen finden Gelegenheit, ſich ihr Brod mehr oder weniger ohne andre Unterſtützung zu verdienen. Die erſtern pflegen bei dringenden Geſchäften, z. B. in der Ernte, die Landwirthe zu unterſtützen. Allein außer dieſer Hülfe verlaſſen ſie für den letztern noch manche Vortheile, und wenn die Manufakturiſten auch nur als Verzehrer anzuſehen wären. Endlich ſind noch die, auf das Gewerbe Bezug habenden Verhältniſſe der Landwirthſchaft zu erwägen. Überall wird die Landwirthſchaft als ein freies Gewerbe betrieben, ohne daß irgend ein geſetzlicher Zwang zur Innung führte. Allein im Güterbeſitz und in den ſogenannten Gerechtſamen derſelben iſt eine unüberſehbare Verſchiedenheit, die auf den Betrieb des

Gewerbs, auf die Staatsbürgerſchaft, ja ſelbſt auf den moraliſchen Charakter der Menſchen mächtigen, aber wol nirgends guten Einfluß hat. In manchen Ländern geht man von dem Grundſatze aus, daß aller Grund im Lande Erbeigenthum der Regentenfamilie ſei, das dann theilweiſe weiter vergehen und verliehen wird; anderswo iſt nur ein Theil als ſolches Erbeigenthum angenommen, weil das übrige bereits verſchenkt, oder von vorn herein ſtreitig gemacht worden iſt. Das erſtre gibt Kronen- oder Domänengüter. Kammergüter ſind aber ſolche, die dem Ganzen, dem Staate gehören und dazu dienen ſollen, aus ihrem Ertrage die Bedürfniſſe des Landes entweder ganz, oder zum Theil zu beſtreiten. Rittergüter waren anfangs wahre Staaten im Staate, ſie haben dieſen Charakter das ganze Mittelalter hindurch und oft bis auf unſre Zeiten behalten. Ihre Lehnbarkeit oder freiwillige Unterwerfung; brachte ſie mit dem größern Staat, dem ſie einverleibt wurden, in Beziehung. Im erſten Falle waren ſie vom Lehnsherrn bedingungsweiſe abgetretne Beſitzungen, z. B. um bei ausbrechenden Kriegen vom Inhaber verlangen zu können, daß er auf ſeine Koſten ſelbſt und mit ſeinen Leuten zum Heere ſtoße, alſo perſönliche Dienſtbarkeit, die in neuerer Zeit in einen milden Geldbeitrag, Donativgeld, Ritterpferdsgeld oder Beſitzkanon, verwandelt worden iſt. Solche Beſitzungen kann in manchen Ländern nur der Adel, aber kein Bürgerlicher erwerben, wol aber im Auftrage bewirthſchaften, z. B. als Pachter, Sequeſter. Was Bauergüter ſind, haben wol die Rechtsgelehrten zu beſtimmen ſich bemüht, landwirthſchaftlich findet ſich jedoch kein Stützpunkt, ſie für etwas andres, als ein gewöhnliches Landgut, d. i. eine landwirthſchaftliche Gewerbsſphäre zu erklären. Pl.

Länge (geographiſche), iſt die nach Graden, Minuten, Secunden u. ſ. w. des Aequators oder eines Parallelkreiſes gemeſſene Entfernung eines Meridians von einem andern, den man als den erſten annimt, oder die Entfernung zweier Punkte nach Oſt und Weſt oder von Weſt nach Oſt. In dieſem Fall unterſcheidet man weſtliche und öſtliche Länge. Durch welchen Punkt man den erſten Meridian zieht, iſt gleichgültig, nur muß es jedesmal angegeben werden. Sonſt zog man ihn meiſt über die Inſel Ferro; die Franzoſen pflegen ihn über die pariſer Sternwarte, die Engländer über Greenwich, die Berliner über Berlin zu ziehen. Einige Geographen zählen vom erſten Meridian 180° gegen Weſten und eben ſo viel gegen Oſten; andre dagegen zählen die Länge von Weſten gegen Oſten durch den ganzen Aequator bis zu 360° fort. Jetzt iſt das Gewöhnlichſte, den erſten Meridian 20° weſtlich von dem Meridian der pariſer Sternwarte anzunehmen, welches nichts weiter iſt, als eine genauere Beſtimmung des ältern über die Inſel Ferro, auf der Scheidelinie zwiſchen der öſtlichen und weſtlichen Halbkugel. Die Länge oder die Beſtimmung, wie weit ein Ort oder der durch ihn gezogne Meridian von dem erſten Mittagskreiſe noch Oſten entfernt iſt, wird neben der **Breite** (ſ. d. Art.) zur Auffindung der wahren Lage dieſes Orts auf der Erde erfodert. Aus der Geſtalt unſrer Erde folgt, daß die Längengrade nach den Polen hin immer kleiner werden müſſen. Die Breitengrade hingegen ſind alle einander gleich; jeder beträgt 15 geogr. Meilen. Das Maß eines Grades auf einem Parallelkreiſe wird gefunden, wenn man die Größe eines Aequatorgrades mit dem Coſinus (für den Radius = 1.) der Breite dieſes Parallelkreiſes multiplicirt. Die Länge zeigt den Unterſchied der Mittagszeit zwiſchen irgend einem Ort und dem erſten Meridian an. Da die Sonne ihren ſcheinbaren Umlauf in 24 Studen vollendet, ſo wird jeder Ort, der 15° weſtlicher,

als ein andrer liegt, eine Stunde ſpäter Mittag haben, als dieſer. Orte, deren Längenunterſchied 180° beträgt, werden ſtets die gerade entgegengeſetzte Tageszeit haben, der eine Mittag, wenn der andre Mitternacht hat. Wie nun der Unterſchied der Länge zweier Orte durch die, an beiden Orten angeſtellte Beobachtung der Zeit eines Ereigniſſes am Himmel (Mondſinſterniſſe, Sternbedeckungen, insbeſondre Verfinſterung der Jupiter-Trabanten) gefunden wird, ſo kann man auch umgekehrt aus dem Längenunterſchiede zweier Orte den Zeitunterſchied derſelben berechnen, indem man die Bogentheile des Parallelkreiſes in Zeittheile verwandelt. Es ſind nämlich 15° des Parallelkreiſes = 1 Stunde, 1° = 4′ 15 = 1′, 1′ = 4″, 15″ = 1″, 1″ = 4‴. Als Beiſpiel diene der Unterſchied der Länge zwiſchen Berlin und Pekin. Dieſer beträgt 103° 3′ 15″, folglich 6 Stunden 52″ 13′ Zeit, um welche Pekin früher Mittag hat als Berlin. Das Wichtigſte und Schwierigſte iſt die Erforſchung der Länge zur See, oder des Schiffs für jeden Augenblick. Das engliſche Parlament ſetzte im J. 1714 einen Preis von 20,000 Pfund Sterling auf eine ſichre Methode, die Länge zur See bis auf einen halben Grad zu beſtimmen. Eine Uhr, die einen gleichförmigen Gang behielte, wäre für einen Seefahrer das bequemſte Mittel, um aus dem Unterſchiede der Zeit des Mittags auf dem Schiffe und der Zeit nach der Uhr, unmittelbar den Unterſchied der Länge des Orts, für welchen die Uhr geſtellt iſt, und desjenigen, wo ſich das Schiff befindet, zu beſtimmen. Wirklich verfertigt zuerſt Harriſon (ſ. d.) eine Seeuhr (Längenmeſſer, Zeitmeſſer, Chronometer) von der erfoderlichen Genauigkeit. Sie war auf der erſten Reiſe binnen 4 Monaten nur 2 Minuten abgewichen. Doch fielen ſpätere Verſuche minder genau aus. Andre Künſtler folgten, namentlich Kendale, Mudge, Berthoud, Le Roy, und noch jetzt verfertigen z. B. Arnold und Emery ſo genaue Chronometer, daß ſie auf dem Lande und auch zur See recht wohl zu Längenbeſtimmungen brauchbar ſind. Indeß bleiben doch aſtronomiſche Beobachtungen immer das ſicherſte Mittel. Da Verfinſterungen und Bedeckungen ſelten vorkommen und ſchwer zu beobachten ſind, ſo ſchlug man die Diſtanzen des Mondes von der Sonne oder andern bekannten Fixſternen zur Längenbeſtimmung vor, weil dieſe in den meiſten Nächten gemeſſen werden können; nur wird dazu eine genaue Kenntniß des Mondenlaufs erfodert. Tobias Mayer (ſ. d.) berechnete Mondstafeln (nachher von Bürg in Wien verbeſſert), durch welche auch der ungelehrte Seemann in Stand geſetzt wird, mittelſt einfacher Rechnungen die Länge innerhalb eines Sechstheils oder höchſtens eines Fünftheils eines Grades zu finden. Die aſtronomiſche Länge oder die Länge eines Geſtirns iſt der Bogen der Ekliptik, welcher zwiſchen dem Frühlingspunkte und dem Breitenkreiſe eines Geſtirns enthalten iſt, wobei man von Abend nach Morgen zählt, die Angabe aber nach dem Zeichen der Ekliptik macht. Man findet die Länge eines Geſtirns durch die gerade Aufſteigung und Abweichung. Sie erleidet durch das Vorrücken der Nachtgleichen (ſ. d. Art.) eine Veränderung.

Lange (Joſeph), einer derjenigen deutſchen Schauſpieler höhern Rangs, die, wie Garrik und Lekain bei den Engländern und Franzoſen, auch bei der Nachwelt in ehrenvollem Andenken bleiben und in der Geſchichte der dramatiſchen Kunſt der Deutſchen einen feſten Platz einnehmen werden. Er ward geboren 1751 in Würzburg, wo ſein Vater die Stelle eines Legationsſecretärs beim fränkiſchen Kreiſe bekleidete, und zeigte als Knabe eine vorherrſchende Neigung für die Malerei. Um ſein, ſchon ziemlich entwickeltes Talent weiter auszubilden, ging er nach Wien. Hier fand er einen ältern Bruder in einer angeſehnen Fa-

milie als Privatſecretär angeſtellt. Beide hegten gleiche Liebe für das deutſche Theater, für welches in jener Zeit in Wien eben die Morgenröthe anbrach. Einige andre junge Leute von Talent und Liebe für die dramatiſche Kunſt vereinigten ſich mit ihnen zu einem Liebhabertheater. Hofrath von Sonnenfels erhielt davon Kenntniß, überzeugte ſich von dem Talent der beiden Lange, und beſtimmte ſie, ſich ganz der Bühne zu widmen. Der ältere Bruder ſtarb bald; aber der jüngere ſchwang ſich durch Talent und Studium zum großen Künſtler empor, und wurde für immer der Liebling der Wiener. Noch jetzt (1818), wo er bereits durch ſein Alter in den Ruheſtand getreten, zeigte er ſich nicht ſelten in Gaſtrollen, die ihm jedesmal einen großen Triumph bereiten. Lange neigt ſich übrigens der franz. Darſtellungskunſt an. Er dürfte mit Brizard aus der ältern, und mit Damas aus der jetzigen Zeit der pariſer Bühne verglichen werden können. Seine Malerſtudien vernachläſſigte Lange nicht, und man hat ſelbſt große, ſehr geſchätzte Bilder von ihm, ſogar Altarblätter, wie das in der nikolsburger Kirche.

Langsdorf (Georg von), gegenwärtig ruſſiſcher Oberconſul in Braſilien, Sohn des Vicekanzlers von Langsdorf in Heidelberg, verdient hier vorzüglich als der Begleiter Kruſenſtern's auf deſſen Reiſe um die Welt eine kurze Erwähnung. 1774 geb., vollendete er in Göttingen ſeine akademiſche Laufbahn. Er wurde Doctor der Medicin und begleitete 1797 den Prinzen Chriſtian von Waldeck als Leibarzt nach Liſſabon. Nach dem Tode des Fürſten ging er über England und Frankreich nach Deutſchland zurück. Sein Wunſch, eine größere Reiſe bloß in naturhiſtoriſcher Hinſicht zu unternehmen, wurde durch die Nachricht von der kruſenſtern'ſchen Unternehmung auf's lebhafteſte erregt. Er wendete ſich nach Petersburg, aber ſein Antrag ward abgelehnt, da die Schiffe mit erſtem Winde abſegeln ſollten, auch D. Tileſius bereits als Naturforſcher für die Reiſe ernannt war. Des ungeachtet reiſte Langsdorf noch an demſelben Tage, wo er dieſe Nachricht in Göttingen erhielt (18. Aug. 1803), in der Abſicht, das Aeußerſte bei Kruſenſtern ſelbſt zu verſuchen, nach Kopenhagen ab, wo die beiden, zur Reiſe beſtimmten Schiffe ſich, wie er erfahren hatte, acht Tage lang aufhalten würden, war ſo glücklich mit Kruſenſtern hier zuſammenzutreffen, und von dem nach Japan beſtimmten Geſandten Reſanof, der hierüber zu entſcheiden hatte, die Erlaubniß zur Mitreiſe zu erhalten (ſ. Kruſenſtern). Langsdorf verlies 1805 in Kamtſchatka die Geſellſchaft, und endigte ſeine Reiſe, von den Aleuten und Amerika aus, zu Lande durch Sibirien. Die Beſchreibung derſelben iſt in 2 Quartbänden 1812 erſchienen.

Lannes, franz. Marſchall und Herzog von Montebello, war 1771 geboren. Auch er trat in einem niedrigen Grade bei der Armee ein, als der Revolutionskrieg ausbrach; durch Verdienſt und Tapferkeit ſchwang er ſich aber bald zu höhern empor. Bei Eröffnung des italieniſchen Feldzugs unter Buonaparte, wurde er von dieſem zum Adjutanten ernannt, nach der Schlacht von Milleſimo aber ſchon zum Brigade-General befördert. Auch nach Aegypten folgte er Napoleon, der ihn liebte und ihm erlaubt hatte, gegen ihn die freimüthigſte Sprache der Wahrheit zu reden. Nach der Rückkehr aus Aegypten nahm er an allen Kriegsbegebenheiten den ruhmvollſten Antheil und wurde auch zu einer diplomatiſchen Sendung nach Liſſabon gebraucht. In dem preuß. Kriege von 1806 führte er die Vorhut und legte durch die Vernichtung des Corps unter dem Prinzen Ludwig Ferdinand den erſten Grund zu den nachfolgenden Siegen über die preuß. Waffen, in welchen er allenthalben den größten Theil behielt. In dem darauf folgenden ſpaniſchen Kriege war

er es der endlich Saragoſſa bezwang. Von Spanien aus begleitete er Napoleon nach Deutſchland, ſtürmte am 23. April Regensburg und erreichte endlich in der Schlacht von Eßlingen oder Aspern (22. Mai) das Ziel ſeiner kriegeriſchen Thätigkeit. Er hatte durch eine Kanonenkugel ein Bein verloren, und ſtarb wenige Tage darauf.

Laokoon, ein Prieſter Neptun's (nach Andern des Apollo) zu Troja, war nach dem ſcheinbaren Abzuge der Griechen eben damit beſchäftigt, auf einem, am Meere errichteten Altare dem Neptun einen Stier zu opfern, als plötzlich von der Inſel Tenedos her zwei ungeheure Schlangen über das Meer geſchwommen kamen, und ſich gegen den Opferaltar hinwälzten. Die erſchrocknen Zuſchauer fliehen, Laokoon und ſeine Söhne werden ihr Opfer. Zuerſt werden die Söhne von ihnen umſchlungen; dann ergreifen ſie auch den Vater, der ſeinen Kindern mit einem Pfeile zu Hülfe eilen will, umſchlingen mehrere Male ſeinen Körper und ſtrecken ihre Köpfe hoch über das Haupt des Unglücklichen empor, der unter Jammergeſchrei ſich loszuringen ſtrebt. Darauf entfliehen die beiden Schlangen und eilen zum Tempel der Pallas, wo ſie ſich zu den Füſſen der Göttin lagern und unter ihrem Schilde verſtecken. Das Volk ſieht darin nur die Strafe dafür, daß Laokoon früher das ihr geweihte hölzerne Roß verletzt und mit einem Speer durchbohrt hatte. Dies die Geſchichte des Laokoon, wie ſie uns von Virgil (Aen. II., 199) erzählt wird. Andre Schriftſteller (z. B. Hygin) erzählen ſie auf andre Weiſe, obgleich in der Hauptſache übereinſtimmend. Dieſe Begebenheit iſt nicht allein durch poetiſche Bearbeitungen aller Art (Sophokles bearbeitete ſie zu einer Tragödie) verherrlicht worden, ſondern hat auch zu einem Werke der bildenden Kunſt Veranlaſſung gegeben, welches uns noch aus dem Alterthume übrig geblieben iſt. Dies iſt die berühmte Gruppe des Laokoon, welche 1506 beim Nachgraben in einem Weingarten (in den Bädern des Titus) gefunden und dem Papſte Julius II. für eine jährliche Penſion überlaſſen wurde, der ſie in Belvedere aufſtellen ließ, wohin ſie auch jetzt von Paris wieder zurückgekehrt iſt. Sie iſt vollkommen gut erhalten, nur der rechte Arm des Laokoon fehlte, welcher von einem geſchickten Schüler des Michel Angelo ergänzt wurde. Von den Urtheilen, welche über dies Kunſtwerk von Leſſing, Heyne, Hirt, Meyer u. A. gefällt worden ſind, wollen wir hier nur dasjenige zuſammenſtellen, was von Heyne in ſeinen antiquariſchen Aufſätzen, und in den Propyläen darüber geſagt worden iſt. Die Gruppe des Laokoon erfüllt, nach der Meinung dieſer Schriftſteller, alle Bedingungen, die man von einem vollkommnen Kunſtwerke fodert: richtige Kenntniß des menſchlichen Körpers, Charakter, Idealität, Anmuth u. ſ. w. Alle dazu gehörigen Figuren ſind nackend vorgeſtellt. Der Zuſtand der Figuren iſt folgender: Laokoon ſelbſt hat die eine Schlange mit beiden Händen gefaßt, mit der linken Hand den obern Theil, indem eben die Schlange ihren Zahn über die Hüfte einſetzt. Der Kopf dieſer Schlange an der Gruppe, wie ſie jetzt vorhanden, iſt nicht ganz glücklich reſtaurirt, indem die Stelle des eigentlichen Biſſes nicht recht angegeben iſt; aber es haben ſich noch die Reſte der beiden Kinnladen in dem hintern Theile der Statüe erhalten, ſo daß uns über die Abſicht des alten Künſtlers keine Zweifel übrig blieben. Außerdem leidet Laokoon noch eine Beklemmung durch eine neue Umwickelung am dicken Beine und am untern Arme. Der Hauptausdruck bei ihm iſt augenblickliches Gefühl der Wunde. Die Schlange hat nicht gebiſſen, ſondern ſie beißt noch und zwar an den empfindlichſten Theilen des Körpers. Der Körper entweicht auf die entgegengeſetzte Seite, der Leib zieht ſich

ein, die Schulter drängt ſich herunter, die Bruſt trit hervor, der Kopf ſenkt ſich nach der berührten Seite. Außer dem leidenden Ausdrucke des Schmerzes ſieht man bei ihm auch das thätige Beſtreben, ſich von dem furchtbarſten Feinde loszumachen, und ſich und ſeine Kinder mit Gewalt zu befreien. Er preßt die Schlange, und eben dadurch gereizt, beißt ſie. In den ringenden Armen und den, von der Schlange noch umwundnen Füßen zeigt ſich der Überreſt der vorhergehenden Stellung, wo die Schlange ſich um den Unglücklichen wand, und er ſie mit den Händen faßte, und ſo entſtand eine Zuſammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden, von Anſtrengungen und Nachgeben, die vielleicht unter keiner andern Bedingung möglich wäre. Zugleich ſind, außer den körperlichen Schmerze, die geiſtigen Leiden des Mannes auf der höchſten Stufe vorgeſtellt. Angſt, Furcht, Schrecken, Vaterliebe ſind nicht weniger, als der körperliche Schmerz kennbar ausgedrückt. Von den Söhnen iſt der jüngſte an Füßen und Armen von der andern Schlange umwunden, beſonders iſt ihm die Bruſt zuſammengeſchnürt. Durch die Bewegung des rechten Arms ſucht er ſich Luft zu machen; mit der linken Hand drängt er ſanft den Kopf der Schlange zurück, um ſie abzuhalten, daß ſie nicht noch einen Ring und die Bruſt ziehe. Sie iſt im Begriff, unter der Hand wegzuſchlüpfen; keineswegs aber beißt ſie, wie man ſonſt geglaubt hat. Er ſtrebt ohnmächtig und iſt geängſtigt, aber noch nicht verletzt. Der älteſte Sohn iſt am leichteſten verſtrickt, indem ihm die Schlange nur den rechten gegen den Vater ausgeſtreckten Arm, und der hintere Theil der andern ſein linkes Bein umwindet. Er fühlt weder Beklemmung, noch Schmerz, erſchrickt aber über die Verwundung ſeines Vaters und ſchreit auf, indem er die Schlange von dem linken Fuße abzuſtreifen ſucht. Die Wirkungen der Schlange ſind ſtufenweiſe angegeben: die eine umſchlingt nur, die andre wird gereizt und verletzt ihren Gegner. Eben ſo iſt die Bedeutung der drei Perſonen dieſer Gruppe ſehr weiſe abgeſtuft; Laokoon iſt ein ſtarker, wohlgebauter Mann, aber ſchon über die Jahre der Kraft hinaus, weniger fähig, Schmerz und Leiden zu widerſtehen. Einen rüſtigen Jüngling an ſeine Stelle gedacht, und die Gruppe würde ihren ganzen Werth verlieren. Die beiden, mit ihm leidenden Knaben ſind gegen den Vater klein gehalten, um dieſen, als Hauptgegenſtand der Gruppe, deſto mehr auszuzeichnen. Der älteſte, am wenigſten verſtrickte Sohn iſt zugleich auch der Beobachter, Zeuge und Theilnehmer bei der That, und ſo erhält das Werk die vollkommenſte Abgeſchloſſenheit. Es iſt nicht zu leugnen, daß der gewählte Gegenſtand an ſich ſelbſt einer der glücklichſten für die bildende Kunſt iſt, weil es nichts Ausdrucksvolleres geben kann, als Menſchen mit gefährlichen Thieren im Kampfe, und zwar mit Thieren, die nicht als Maſſen und Gewalten, ſondern als einzelne, vertheilte Kräfte wirken, und die daher nicht einen zuſammengefaßten, auf einen Punkt vereinten, ſondern einen vertheilten Widerſtand fodern und vermöge ihres Baues fähig ſind, drei Menſchen, mehr oder weniger, ohne Verletzung in einen Zuſtand der Lähmung zu verſetzen. Eben durch dieſes Mittel der Lähmung wird über das Ganze, ungeachtet der großen Bewegung, eine gewiſſe Ruhe und Einheit verbreitet. Aber ſo wie nun der Gegenſtand an ſich ſelbſt ſehr gewählt iſt, ſo konnte der Augenblick der Darſtellung ebenfalls nicht glücklicher ſein. Dieſer iſt geſteigert: der eine Körper wird durch Umwinden wehrlos gemacht; der andre iſt zwar wehrhaft, aber verletzt, und dem dritten bleibt noch Hoffnung zur Flucht übrig. Im erſten Falle iſt der jüngere Sohn, im zweiten der Vater, und im dritten der ältere Sohn.

Digitized by Google

In Rückſicht des gewählten Augenblicks iſt auch noch zu bemerken, daß, wenn ein Werk der bildenden Kunſt ſich merklich vor dem Auge bewegen ſoll, ein vorübergehender Moment gewählt werden, und jeder Theil vor und nachher eine andre Lage haben muß. Dieſes Erfoderniß erfüllt Laokoon vollkommen. Wenn man ſich dies recht anſchaulich machen will: ſo ſtelle man ſich in gehöriger Entfernung mit verſchloſſnen Augen vor das Werk, öffne ſie und ſchließe ſie ſogleich wieder. Dann wird man den ganzen Marmor in Bewegung erblicken und fürchten, bei Wiedereröffnung der Augen die ganze Gruppe verändert zu finden. Dieſelbe Wirkung entſteht, wenn man ſie des Nachts bei Fackelſchein betrachtet. Aber auch die mechaniſchen Volkommenheiten dieſes Werks ſetzen den Kenner in Erſtaunen: die vollkommne Richtigkeit der Zeichnung, die ſchönen, genauen, ſanften, fließenden Umriſſe der Körper, die höchſte anatomiſche Kenntniß, das Spiel der Muskeln, die Wirkung des körperlichen Schmerzes auf alle Glieder. Hierzu kommt noch die meiſterhafte Ausführung des Ganzen, die Behandlung des Marmors und das ganze Mechaniſche der Bearbeitung, welches Alles nur ein Kenner einzuſehen im Stande iſt. Alle Figuren ſind, ungeachtet des heftigen Schmerzes, Ideale der ſchönen Natur, ohne daß dadurch der Ausdruck dieſes Schmerzes und die Folgen vom Drucke der Schlangen vermiſcht ſind. Verfertigt wurde dieſes Werk, wie man nach Plinius annimt, aus einem einzigen Steine von den Bildhauern Ageſander, Polydorus und Athenodorus, alle drei aus Rhodus gebürtig, von denen die beiden Letztern wahrſcheinlich die Söhne des Erſtern geweſen ſind. Über das Zeitalter, worin das Werk verfertigt worden, iſt bisher noch Zweifel geweſen: Maffei ſetzt es in die 88. Olympiade, oder in die erſten Jahre des peloponeſiſchen Kriegs; Winkelmann in das Zeitalter Lyſipp's und Alexander's, und Leſſing macht es wahrſcheinlich, daß jene drei Künſtler unter den erſten Kaiſern gelebt haben. Aber man muß billig zweifeln, ob die Statue, von der Plinius mit ſo feurigem Lobe ſpricht, eine und eben dieſelbe mit derjenigen ſei, welche wir jetzt beſitzen. Plinius ſagt von der ſeinigen, daß ſie aus einem einzigen Stücke gearbeitet geweſen; die vorhandne hingegen iſt, nach der Bemerkung verſtändiger Beobachter, aus mehrern Blöcken zuſammengeſetzt, obgleich die Fugen ſehr künſtlich verſteckt ſind. Man könnte dagegen freilich einwenden, da zu Plinius Zeiten die Gruppe noch gar nichts gelitten hatte, ſo künſtlich verſteckt und verkleidet ſein konnten, daß auch der geübteſte Beobachter glauben mußte, ſie ſei aus einem einzigen Steine verfertigt geweſen. Auf alle Fälle wird die Sache dadurch zweifelhaft. Man hat von Laokoon verſchiedne Copien neuerer Künſtler, unter andern eine von Bacio Bandinelli, die zu Florenz in der mediceiſchen Galerie aufgeſtellt iſt; ferner eine, von Bronze gegoſſene, nach einen Modell von Giacopo Tatti oder Sanſovino. Dieſe Copie kam nach Frankreich. Die Gruppe des Laokoon ſelbſt ſteht auf einem, etwa mannshohen Piedeſtal. Dieſe Aufſtellung ſcheint zu niedrig zu ſein, da die Hauptfigur über Lebensgröße hat. Wahrſcheinlich hatte das Werk ehemals eine höhere und vortheilhaftere Stellung. Merkwürdig iſt es auch dadurch, daß es eine anziehende Vergleichung der Poeſie und bildenden Kunſt in der Bearbeitung eines und deſſelben Stoffes veranlaßt hat. Hierauf bezieht ſich Leſſing's berühmte Schrift: Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poeſie.

Laon (Schlacht bei), am 9. März 1814, ſ. Chatillon.

Laperouſe (Jean François Galaup de), berühmter Seefahrer, geboren 1741 zu Albi. Durch ſeine früheſte Erziehung vorbereitet, ein ausgezeichneter Seemann zu werden, wandte er ſeine Neigung dieſem

Berufe immer mehr zu, je umfaſſender ſeine Kenntniſſe wurden. Schon 1756 trat er in den Seedienſt, machte den Krieg gegen England mit, widmete ſich in den Friedensjahren von 1764 — 1778 ganz der Schifffahrtskunde, und beſuchte während dieſer Zeit die entlegenſten Theile der Erde. Beim Ausbruche des neuen Kriegs 1778 zeichnete er ſich unter d'Eſtaing rühmlich aus, ward bald Schiffskapitain, und erhielt 1782 den Auftrag, die engliſchen Niederlaſſungen in der Hudſonsbai anzugreifen. Das Eis hemmte zwar bald ſeine Fahrt in der Bai, nach vielen Schwierigkeiten kam er jedoch endlich vor dem Prince of Wales-Fort am Fluſſe Churchill an, das ſich auf die erſte Auffoderung ergab. Er nahm noch einige andre Niederlaſſungen, die in frühern Zeiten von den Franzoſen, als ſie Canada beſaßen, waren angelegt worden, und zerſtörte ſie. Dieſe Unternehmungen machten zwar, da der Erfolg nicht ſehr wichtig ſein konnte, wenig Aufſehen, ſie gaben jedoch dem Anführer Gelegenheit, ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen, und machten auf ihn, als einen, zu Entdeckungsreiſen geeigneten Seefahrer, aufmerkſam. Nach ſolchen, rühmlich abgelegten Proben erhielt er die Leitung des Unternehmens, das ſeinen Namen verewigt hat. Ludwig XVI., der ausgezeichnete Kenntniſſe in der Erdkunde beſaß, hatte den Entſchluß gefaßt, eine Entdeckungsreiſe unternehmen zu laſſen, um den Franzoſen einen Antheil an dem Ruhme zu verſchaffen, den beſonders Cook den Engländern erworben hatte, wobei er jedoch ſeinen Blick ſowol auf die nächſten, als entferntern Handelsvortheile richtete, die der Erfolg ſolcher Unternehmungen ſein konnte. Es wurde, nach des Königs eignen Anſichten, ein Entwurf aufgezeichnet, der noch vorhanden, und mit vielen eigenhändigen Randanmerkungen deſſelben begleitet iſt, die eben ſo ausgebreitete Kenntniſſe, als wohlwollende Geſinnungen verrathen. Die Hauptgegenſtände, worauf der Zweck der Unternehmung gerichtet ſein ſollte, waren der Wallfiſchfang im ſüdlichen Weltmeere, und der Pelzhandel an der Nordweſtküſte von Amerika, um die Pelzwaaren von hier nach Sina und wo möglich nach Japan zu führen, und in Hinſicht der Länderentdeckung, die Unterſuchung der Nordweſtküſte von Amerika und der japaniſchen Meere, der Solomon-Inſeln im Südmeere und der Südweſtküſte von Neuholland. Fleurieu (ſ. d. Art.), Laperouſe's Freund, arbeitete den Entwurf vollends aus, und bereitete die Mittel zur Ausführung. Alle Gelehrten wurden eingeladen, diejenigen Unterſuchungen anzugeben, welche zur Förderung der Fortſchritte menſchlicher Kenntniſſe am meiſten beitragen konnten, und mehrere derſelben ſchifften ſich mit Laperouſe ein, mit dem Auftrage, die, von ihnen vorgeſchlagnen Unterſuchungen zu leiten. Die beiden Fregatten, La Bouſſole und L'Aſtrolabe, wurden ausgerüſtet, und jede mit 100 Matroſen bemannt. Laperouſe befehligte die erſte, und Delangle die andre. Beide Schiffe gingen im Auguſt 1785 unter Segel. Nach einem kurzen Aufenthalte auf Madera und der Inſel Santa Catarina, an der Küſte von Süd-Amerika, umſegelten ſie das Vorgebirge Horn, und erreichten im Februar 1786 die Bai de la Concepcion, an der Küſte des Südmeeres. Laperouſe ſegelte darauf nördlich, berührte die von Cook entdeckten Oſter- und Sandwich-Inſeln, und ging unweit Mount St. Elias, ungefähr unter dem 60. Breitengrade, an's Land. Er hatte dieſe lange Fahrt in weniger, als 3 Monaten zurückgelegt. Er fand einen, von Cook überſehenen Hafen, den er Port des Français nannte. Er unterſuchte mehrere Punkte, die dem engliſchen Seefahrer entgangen waren, konnte aber in der, ihm vergönnten, kurzen Zeit keine genauen Nachforſchungen an dieſer, von vielen Buchten durchſchnittnen Küſte

machen, die ſpäterhin Vancouvre genauer unterſuchte, der jedoch dieſem Unternehmen mehr, als drei Jahre, widmete. Nach kurzer Ruhe in Monterey bereiteten ſich die Seefahrer, das ſtille Meer zu durchſchiffen, um die zweite Hauptaufgabe, die Unterſuchung der japaniſchen Gewäſſer, zu löſen. Sie gingen im September 1786 unter Segel, hielten ſich nördlich von den Sandwich-Inſeln, und entdeckten eine unfruchtbare, kleine Inſel, die den Namen Necker erhielt. Nicht weit davon geriethen beide, dicht neben einander ſegelnde Schiffe in große Gefahr, auf einem, ſich kaum über die Oberfläche des Meeres erhebenden Felſenriff zu ſcheitern, und hatten kaum Zeit, die Richtung der Fahrt zu ändern. Glücklich erreichten ſie darauf die marianiſchen Inſeln, und landeten endlich im Februar 1787 zu Manila, dem Hauptorte der philippiniſchen Inſeln. Hier verweilten die Schiffe lange, um ausgebeſſert zu werden und friſche Lebensmittel einzunehmen. Im April deſſelben Jahres verließ Laperouſe dieſe Inſeln, und richtete ſeine Fahrt nach den Küſten der Tatarei und den japaniſchen Inſeln. Man kannte dieſe Erdgegenden bis dahin bloß aus den Nachrichten der Miſſionarien, und Laperouſe erwarb ſich das Verdienſt, die Zweifel gelöſet zu haben, welche dieſe verwirrten Berichte erweckt hatten. Von der Inſel Quelpaërt ſteuerte er nordwärts, bald längs der Küſte der Tatarei, bald längs der japaniſchen. Dicke Nebel entzogen ihm oft den Anblick dieſer Küſten, bis er unter den 45. Breitengrad kam, wo er ſie im Lichte eines heitern Himmels ſah. Die Seefahrer befanden ſich in einer Meerſtraße, die ſich nordwärts immer mehr zu verengen ſchien. Als ſie die Fahrt an der Küſte der Tatarei eine Zeitlang fortgeſetzt hatten, näherten ſie ſich den, nördlich von Japan liegenden Inſeln, wo ſie den Hafen d'Eſtaing fanden. Sie kamen im Julius über den 51. Breitengrad, wo aber das Waſſer plötzlich ſo ſeicht wurde, daß ſie ihre Fahrt nicht fortſetzen konnten. Laperouſe unterſuchte die Meerſtraße abwechſelnd auf der Oſt- und Weſtſeite, und überzeugte ſich, daß die Untiefen, die ſeine Fahrt aufgehalten hatten, den Weg gänzlich ſperrten. In der bedenklichen Lage, die ein heftiger Südwind noch nachtheiliger machte, fand er zum Glücke eine ſchöne Bucht an der Küſte der Tatarei, wo er ſichere Zuflucht fand; ſie erhielt den Namen Caſtries. Man unterſuchte die Gegenden, wohin die Fregatten nicht gelangen konnten, in Kanots, fand aber keine Fahrſtraße, und konnte nicht bis zur Mündung des Fluſſes Amur gelangen, wovon man nicht weit war. Laperouſe glaubt, daß die Inſel Sachalin (Segalien), die er öſtlich liegen ließ, wirklich von der tatariſchen Küſte abgeſondert iſt, die Straße aber, welche ſie trennt, durch die Anſchwemmungen des Fluſſes Amur, der ſich gerade in den engſten Theil derſelben ergießt, unfahrbar gemacht wird. Kruſenſtern, der von Norden her in jene Straße fuhr, und gleichfalls von Untiefen aufgehalten wurde, beſtätigte Laperouſe's Meinung. Der engliſche Kapitän Broughton aber, der Laperouſe's Weg verfolgte, und gleichfalls gehemmt wurde, will eine Sandbank geſehen haben, welche die Fahrſtraße ſperrte. Als Laperouſe wieder ſüdwärts ſteuerte, und an der Küſte der Inſel Sachalin blieb, entdeckte er unterm 45° 10′ der Breite, ſüdlich vom Vorgebirge Crillon, die Meerenge, die ſeinen Namen führt. Die Berichte der Miſſionarien hatten bis dahin alle Länder nördlich von Japan irrig unter dem Namen Jeſſo begriffen; die Entdeckung jener Meerenge aber zeigte, daß ſie zwei Inſeln bildeten, wovon die eine Sachalin heißt, und von der Meerenge Laperouſe, die andre, Tſchika genannt, durch die längſt bekannte Straße Sangaar abgeſchnitten wird. Laperouſe ſteuerte dann zwiſchen den kuriliſchen Inſeln hinauf, nach Kamtſchatka,

und landete im September 1787 im Peter = Pauls = Hafen. Gegen Ende deſſelben Monats ging er wieder unter Segel, ſteuerte ſüdlich längs den Schiffer = und Freundſchafts = Inſeln, und kam im Januar 1788 in Botany = Bay an, in dem Augenblicke, als der Commodore Philipp dieſe Bay verließ, um die engliſche Niederlaſſung nach Port Jakſon zu verſetzen. Die Seefahrer hatten auf dem beſchriebenen Wege großen Verluſt erlitten, und zuerſt an der Nordweſtküſte von Amerika die Brüder Delaborde, die mit Andern in einem Kanot umkamen, ſpäterhin aber den Befehlshaber der Fregatte L'Aſtrolabe und den Naturforſcher Lamanon in einem Gefecht mit den Wilden auf einer der Schiffer = Inſeln eingebüßt. Während Laperouſe in Botany = Bay ausruhete, meldete er dem Seeminiſter im Februar 1788 den Reiseplan, den er noch ausführen wollte. Er hatte die Abſicht, aufwärts nach den Freundſchafts = Inſeln zu ſteuern, den ſüdlichen Theil von Neu = Caledonien, die Inſel Santa Cruz de Mendaña, Survilles Arſaciden = Land (der ſüdöſtlichſte Theil der Inſel Neu = Georgien in Auſtralien) und Bougainville's Louiſiada zu unterſuchen, und zu erforſchen, ob dieſes Land mit Neu = Guinea zuſammenhänge, dann eine neue Straße zwiſchen Neu = Guinea und Neu = Holland aufzuſuchen, nach dem Meerbuſen von Carpentaria zu ſteuern, die ganze weſtliche Küſte von Neu = Holland bis zu Van Diemens = Land zu befahren, und endlich im December 1788 auf Isle de France zu landen. Dies war die letzte Nachricht, welche man von Laperouſe erhielt, und den Faden, den ſie angibt, verfolgte d'Entrecaſteaux, der 1791 zur Aufſuchung der beiden Fregatten von der franzöſiſchen Regierung ausgeſchickt wurde, aber nirgend eine Spur fand. Auch die Bewohner der Freundſchafts = Inſeln, die ſich doch Cook's und einiger Spanier, die 1781 ſie beſucht hatten, wohl erinnerten, wußten nichts von den franzöſiſchen Seefahrern zu berichten, und man vermuthete daher nicht ohne Grund, daß Laperouſe jene Inſeln gar nicht erreicht habe. Eben ſo wenig fand man Spuren von ihm auf den übrigen Inſeln, die er hatte beſuchen wollen, und auf keiner Küſte wurden Trümmern gefunden, die auf eine Vermuthung hätten führen können. Alles ſchien die Wahrſcheinlichkeit zu begründen, daß der unglückliche Seefahrer auf dem Wege von Botany = Bay nach den Freundſchafts = Inſeln umgekommen ſei. Man hat die Vermuthung geäußert, daß die beiden Fregatten vielleicht während einer Nacht, als ſie eben dicht neben einander ſegelten, auf eine jener Meeresklippen, die man häufig im ſtillen Meere findet, gerathen ſein könnten, und geſcheitert wären, ehe eine, durch das Unglück der andern gewarnt, entkommen konnte. Auf ähnliche Weiſe ſcheiterte der engliſche Seefahrer Flinders 1803 unweit der Küſte von Neu = Holland. Er glaubte in einem Wrack, das er auf der Klippe fand, die Trümmern von Laperouſe's Fregatten zu ſehen; wenn aber dieſe Vermuthung gegründet wäre, ſo müßte der unglückliche Seefahrer ſeinen frühern Reiseplan, nach den Freundſchafts = Inſeln zu ſteuern, geändert haben, und von Botany = Bay gerade nach den Meerbuſen von Carpentaria geſteuert ſein. Die franzöſiſche Regierung ließ nach den, von Laperouſe aus Kamtſchatka und Botany = Bay eingeſchickten Tagebüchern durch Milet de Mureau eine Beſchreibung von Laperouſe's Reiſe (1797) verfaſſen, und gab den Ertrag des Verkaufs der Wittwe des Seefahrers.

Lapidarſchrift, von lapis, Stein, iſt urſprünglich eine Schrift, welche auf ſteinernen Denkmälern gebraucht wird. Da dergleichen Inſchriften, wegen der Beſchränktheit des Raumes kurz und gedrängt ſein müſſen; ſo iſt darum auch der ſogenannte Lapidarſtyl als ein Muſter von

bündiger Schreibart betrachtet worden. Die Lapidarſchrift hat übrigens ihre eignen Regeln für die Abſetzung der Reihen.

Lapide (Hippolytus a), ſ. Hippolytus a Lapide.

Lapis Lazuli (Laſurſtein) wird gewöhnlich zu dem Kieſelgeſchlechte gerechnet. Sein deutſcher Name iſt perſiſch und bedeutet blau. Er iſt von ſchöner, himmelblauer Farbe, welche von den, ihm beigemiſchten Eiſentheilen herrührt, durchſichtig, auf dem Bruche matt und erdig, und mit goldfarbigen Punkten von Schwefelkies verſehen. Er bricht im ſüdlichen Sibirien, am mittäglichen Ende des Baikal, und in der Bucharei; auch in China, Tibet, Perſien und Natolien. Wahrſcheinlich iſt er der Sapphir der Alten, auf deſſen Beſchreibung er, aber nicht unſer Sapphir, paßt. Seine Hauptbeſtandtheile ſind: Kieſelerde, Alaunerde, kohlenſaurer Kalk und Schwefelſäure. Man bereitet aus dem Laſurſtein, indem man ihn reinigt, glüht und pulvert, den Ultramarin (ſ. d. Art.) Es gibt auch einen unechten Laſurſtein (armeniſcher Stein), der im Feuer die Farbe verliert, am Stahle keine Funken gibt, und ſich nicht poliren läßt. Er wird zum Bergblau gebraucht und in Armenien gefunden.

Laplace, Marquis, einer der größten Mathematiker und Aſtronomen unſrer Zeit, iſt 1749 geb. und Sohn eines Landmanns. Wie alle ausgezeichneten Köpfe Frankreichs ſehnte auch Laplace ſich aus der Provinz nach Paris, wo es ihm denn auch gelang, bald mächtige Freunde zu finden. Er machte ſich bald durch ſeine Kenntniſſe in der Analyſis und der höhern Geometrie bekannt; in welchen er jedoch Lagrange nie gleich kam. Laplace wurde nach und nach Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, des Inſtituts und der Bureau des longitudes. Im J. 1796 machte er ſein berühmtes Werk: Exposition du Systême du monde (deutſch von Hauff) bekannt, das in der ganzen gelehrten Welt mit dem größten Beifall aufgenommen wurde. Laplace war dem politiſchen Verkehr neben dem wiſſenſchaftlichen nicht fremd geblieben und man fand es daher nicht auffallend, als er nach dem 18. Brümaire von dem Conſul zum Miniſter des Innern ernannt wurde. Aus den Unterredungen Napoleons mit Las Cafes, die dieſer (1823) herausgegeben, ſieht man indeſſen, daß man ein großer Aſtronom und ein ſchlechter Miniſter ſein kann. Lucian Bonaparte erſetzte ihn daher bald in ſeinem Poſten. Jedoch erwarteten ihn hohe Würden andrer Art. Napoleon ernannte ihn gleich in den Senat, dann zum Vicekanzler und bald gar zum Kanzler deſſelben. In einem Berichte an den Senat zeigte Laplace im J. 1805 die Nothwendigkeit, ſtatt des revolutionären, den gregorianiſchen Kalender wieder einzuführen. Von ſeinen übrigen Werken iſt insbeſondre ſein: Traité de Mecanique celeste in vier Bde. 4. (1799 — 1805); ſeine Theorie über die Bewegungen der Planeten (1784); und ſein philoſophiſcher Verſuch über Wahrſcheinlichkeits-Berechnungen, ſo wie ſeine analytiſche Theorie derſelben (beide in dritter Aufl. 1816). zu zählen. Nach der Reſtauration wurde er vom König als Marquis in der Pärskammer ernannt.

Lappland (Sameland), eine große Landſchaft in Europa, welche den nördlichſten Theil deſſelben, vom 64½ bis 71° einnimt, grenzt gegen Norden an das Eismeer, gegen Süden an Nordland und Finnland, gegen Oſten an das weiße Meer und gegen Weſten an Norwegen. Sie wird eingetheilt: 1) in das norwegiſche Lappland (Finnmarken), 2) in das ruſſ. und in das ſchwediſche Lappland. Das nordwegiſche Lappland, etwa 1800 Q. M. groß, nimt den nördlichſten Theil Lapplands ein und wird zu dem norwegiſchen Stifte Drontheim gerechnet. Das ruſſiſche Lappland wird in Muremanſk-Leporie, in Terskoy-Leporie und Bellamo-

reskoy = Leporie eingetheilt, begreift den nordöſtlichſten Theil Lapplands, und gehört zu dem Gouvernement Archangel. Das ſchwediſche Lappland, welches den ſüdlichſten Theil Lapplands einnimt. war ſonſt in ſieben Lappmarken eingetheilt: a) Jämtlands = Lappmark, b) Angermannlands = (Aſeln=) Lappmark, c) Umeo = Lappmark, d) Piteå = Lappmark, e) Luleå = Lappmark, f) Torneå = Lappmark und g) Kemi = Lappmark. Jetzt aber, ſeit dem Frieden von Friedrichshamm, wodurch Finnland an Rußland abgetreten wurde, gehören ein Theil von Torneå = Lappmark und ganz Kemi = Lappmark nicht mehr zu Schweden, ſondern zu Rußland, und ſind mit dem Gouvernement Finnland vereinigt worden. Das ganze ſchwediſche Lappland hat keine Städte, ſondern nur 31 Dorfſchaften oder Flecken mit ungefähr 8000 Einwohnern. In dieſen Dörfern befinden ſich 11 Kirchen, welche nur aus Balken und Brettern zuſammengefügt ſind. Lappland iſt ein kaltes, rauhes, waldiges, theils bergiges, theils ebenes und ſumpfiges Land, durch welches ſich die rauhe Kette der nordiſchen Alpen mit ihren weit verbreiteten Aeſten hinzieht. Sie verflacht ſich allmälich gegen Oſten hin; auf der Nordweſtſeite iſt ſie am höchſten. Viele Bäche und Flüſſe ergießen ſich von dieſen Gebirgen in das nördliche Eismeer und den bothniſchen Meerbuſen. Auch gibt es zahlreiche Seen, zum Theil von beträchtlichem Umfange. Der Winter iſt lang und ſtrenge, der Sommer ſehr kurz; der längſte Tag dauert hier in den ſüdlichern Gegenden 24 Stunden und in den nördlichſten 3 Monate; eben ſo lang iſt dann die längſte Nacht im Winter. Der Boden iſt nur in den ſüdlichſten Gegenden des ſchwediſchen Lapplands des Anbaues fähig, in andern wachſen bloß verſchiedne Moos = und Flechtenarten, auch eßbare Beeren. Die Waldungen beſtehen aus Tannen, Fichten, Erlen, Birken und Weiden. Nur die Koloniſten in dieſem Lande haben Pferde, Rindvieh und Schafe; bei den Lappen vertrit das nützliche Rennthier nebſt dem Hunde die Stelle aller übrigen Hausthiere. Von wilden Thieren gibt es: Wölfe, Bären, Vielfraße, Luchſe, Füchſe, Marder, Hermeline, Fiſchottern, Haſen ꝛc. An Zugvögeln und anderem wilden Geflügel, ſo wie an Fiſchen iſt Ueberfluß. Von Mineralien findet man Eiſen, Kupfer und ſilberhaltiges Bleierz. Lappland iſt ſehr ſpärlich bevölkert; die Einwohner ſind theils Lappen, als Ureinwohner, theils Koloniſten. Die Lappen, oder wie ſie ſich ſelbſt nennen, Same, (denn Lappe halten ſie für ein Schimpfwort) ſind ein finniſches Volk, und ihre Zahl kann etwa 15,000 betragen. Sie ſind nur zwiſchen vier und fünf Fuß hoch, oft auch darunter, haben eine braune Geſichtsfarbe, ſchwarzes Haar, und einen kraftvollen, abgehärteten, ſehr gelenkigen Körper. Sie ſind von Natur gutartig und ſanftmüthig, haben keine hervorſtechenden Laſter, aber auch keine großen Tugenden; überhaupt zeichnen ſie ſich durch ihre Gleichgültigkeit aus, lieben jedoch ihr Vaterland, und ſind in ihrer Art glücklich. Sie gerben Häute, verfertigen Zwirn aus den Sehnen der Rennthiere, weben Decken, ſtricken Handſchuhe, machen hölzerne Geräthſchaften, Kähne, Schlitten und die ihnen nöthigen Kleidungsſtücke. Die Kleidung beider Geſchlechter iſt wenig von einander verſchieden, beinahe nur durch mehrern Flitterputz zeichnen ſich die Weiber aus; beide Geſchlechter tragen Mützen, Oberröcke, lange Hoſen und Stifeln, entweder von Leder oder von Pelzen, oder vom groben Tuche. Im Sommer wohnen die Lappen unter Zelten; ihre Winterwohnungen beſtehen in runden aus Stangen aufgerichteten und mit Birkenreiſern und Raſen überkleideten Hütten, die oben ein Luftloch für den Rauch haben. Die Nahrungsmittel liefern ihnen theils die

Rennthiere, theils die Fiſche. Nach dieſer verſchiednen Nahrung theilen ſich die Lappen in Rennthier- oder Berglappen und in Fiſcherlappen. Jene ziehen mit ihren Rennthierheerden von Weide zu Weide. Ein wolhabender Lappe hat einige hundert Rennthiere, die auch zum Ziehen der Schlitten und zum Tragen der Laſten gebraucht werden. Die Fiſcherlappen hingegen, welche wenige oder gar keine Rennthiere beſitzen, nähren ſich faſt allein von der Fiſcherei. Sie ſchlagen Robben, fangen Vögel und ſtellen den Eidergänſen nach. In dieſen Fall kommen auch die Rennthierlappen, wenn ſie durch Seuchen oder andres Unglück ihre Herden verlieren. Ehemals waren die Lappen Fetiſchanbeter; jetzt ſind aber alle getauft. Doch haben ſie einen großen Theil ihres alten Aberglaubens beibehalten, und ihre alten religiöſen Meinungen den ihnen aufgedrungnen chriſtlichen Glaubenslehren beigemiſcht.

Lapithen, ſ. **Pirithous**.

Larcher (Pierre Henri), ein berühmter Alterthumsforſcher, geb. zu Dijon 1726. Nachdem er ſeine Schulſtudien geendigt hatte, ging er nach Paris, wo er im College de Laon ſeiner Neigung zur alten Literatur folgte. Er beſuchte darauf England, und gab 1750 ſeine erſte Schrift, eine Überſetzung der Elektra des Euripides, der bald mehrere andre Überſetzungen folgten, heraus. 1767 erſchien unter dem Namen eines Supplément ſeine Widerlegung der Philosophie de l'Histoire, die ihn mit Voltaire in Streitigkeiten verwickelte, in denen er von Seiten der Gründlichkeit, nicht aber des Witzes, die Oberhand behielt. Dieſe und andre Schriften, namentlich ſeine Preisſchrift über die Venus, und ſeine Überſetzung von Xenophon's Rückzug der Zehntauſend, befeſtigten den Ruf ſeiner Gelehrſamkeit, und 1778 trat er in die Akademie der Inſchriften, deren Sammlungen er mit 13 Abhandlungen bereicherte. Erſt 1786 erſchien ſeine Überſetzung des Herodot, eines der ſchönſten Denkmale franzöſiſcher Gelehrſamkeit. 1796 ward er in das Nationalinſtitut gewählt, für welches er in der Folge vier Abhandlungen arbeitete. Eine bedeutend verbeſſerte Ausgabe des Herodot erſchien 1802, als deren Gegner Volney 1808 ohne Erfolg auftrat. Bei der Einrichtung der kaiſerlichen Univerſität ward Larcher zum Profeſſor der griechiſchen Sprache an derſelben ernannt, die mit dieſem Amte verbundnen Arbeiten aber, wegen ſeines hohen Alters, ihm erlaſſen. Er ſtarb 1812 an den Folgen eines Falls aus dem Bette.

Laren (Familiares) hießen bei den Römern die Familien- und häuslichen Schutzgötter. Sie ſtanden als Bilder von Holz, Stein, Metall, gewöhnlich auf dem Heerd in einem Schrein (lararium), bei Vornehmern auch in der Schlafkammer oder eignen Lararien. Man opferte ihnen in wichtigen Fällen ein Ferkel, Lamm oder Kalb. Von den häuslichen Laren unterſchied man die öffentlichen, die vom ganzen Staate, einer Stadt, oder einer ganzen Menſchenklaſſe verehrt wurden. So war Silvan ein allgemeiner Lar der Landleute, Mars der Krieger. Die eigentlichen öffentlichen Laren waren Zwillingsſöhne der Nymphe Lara vom Merkur. Ihnen, und dem, ebenfalls als öffentlichen Lar verehrten jedesmaligen Kaiſer wurde im Anfang des Mai zu Rom ein Feſt gefeiert (vergl. **Penaten**).

Largo (in der Muſik), von den fünf Hauptgraden der muſikaliſchen Bewegung (ſ. **Tempo**) der erſte oder langſamſte. Ein Stück, welches dies Zeitmaß zur Überſchrift hat, muß von kurzer Dauer ſein, weil es ſonſt die Aufmerkſamkeit ermüden würde. Ein geringerer Grad wird durch Larghetto bezeichnet.

Larive, kann, nebſt Lekain und Talma, zu den berühmte-

ſten tragiſchen Schauſpielern gerechnet werden, welche die franzöſiſche Bühne verherrlicht haben. Er war 1749 in Larochelle geboren, debütirte in Lyon, und kam 1771 nach Paris, wo er bald als der Schützling der Madmslle. Clairon die erſte franzöſiſche Bühne betrat. Die Rollen Warwik's, Drosman's, Philoktet's und Spartacus waren insbeſondere diejenigen, in denen er am meiſten glänzte, und die ſeiner körperlichen Schönheit, ſeinem wohlklingenden, vollen und Alles durchdringenden Organe am meiſten zuſagten, und in welchen er von den Franzoſen bis jetzt als klaſſiſches Vorbild betrachtet wird. Larive war ein gemäßigter Anhänger der Revolution, was ihm ſpäterhin, unter der Schreckenszeit, ſehr zum Verbrechen angerechnet wurde, und ihn, nebſt dem größern Theil der Schauſpieler des Theater françois in's Gefängniß brachte, aus welchem ſie nur durch eine Art von Wunder gerettet wurden.*) Nach den Revolutionsſtürmen und gereizt durch die, oft nur boshaften Kritiken Geoffroy's, ſo wie durch Eiferſucht auf den ſtets wachſenden Ruhm Talma's, obgleich dieſer in einer etwas verſchiednen Gattung der Tragödie glänzt (in der Darſtellung der Leidenſchaften nämlich, „qui couvent sourdement dans l'abime des coeurs"), ward Larive bewogen, ſich früher von der Bühne zurückzuziehen, als es in Frankreich zu geſchehen pflegt. Er kaufte ſich in dem reizenden Thale von Montmorency an, baute hier ein paar ſchöne Häuſer, ward Maire der Gemeinde, und wirkte auf das öffentliche Wohl auf das Erſprieslichſte ein. Joſeph Buonaparte zog ihn 1806 aus ſeiner echt philoſophiſchen Ruhe, indem er ihn nach Neapel einlud, um dort ein franzöſiſches Theater einzurichten. Im J. 1816 trat er in ſeinem 69. Jahre zu einem wohlthätigen Zwecke im Theater françois noch einmal als Tancred auf, und erntete reichen Beifall. Er ſtarb 1822. Man hat mehrere Schriften von ihm, unter welchen ſein Cours de Declamation, 3 Vol. (1804 — 1810), ſehr anziehend iſt.

Laroche (Maria Sophie), eine der geiſtreichſten Schriftſtellerinnen der Deutſchen. Sie war 1731 zu Kaufbeuern geboren. Ihr Vater, Gutermann, Edler von Gutershofen, ein ſehr gelehrter Arzt, erzog ſie mit zärtlicher Sorgfalt. Er war von Kaufbeuern nach Augsburg als Stadtphyſikus und Dekan der mediciniſchen Facultät verſetzt worden; hier fand ſie im ſiebzehnten Jahr ihres Alters Gelegenheit zu höherer, wiſſenſchaftlicher Ausbildung; denn hier war es, wo ſie den Dr. Bianconi aus Bologna, damaligen Leibarzt des Fürſt-Biſchofs von Augsburg, kennen lernte. Dieſer, damals in einem Alter von 32 Jahren, begehrte Sophien zur Gattin. Er nahm den thätigſten Antheil an dem Geſchäfte ihrer Bildung, indem er ſie mit den beſten Dichtern ſeiner Nation und mit den Kunſtwerken Griechenlands und Roms durch Kupferſtiche bekannt machte. Nach dem Tode der Mutter wünſchte der Va-

---

*) Ein Schreiber in der Kanzlei der Comité der öffentlichen Sicherheit, der ein leidenſchaftlicher Liebhaber des Theaters war, und die großen Talente von Larive, Dazincourt, Preville, Molé, des Coutat, Vanhove u. A., die ſämmtlich zur Guillotine beſtimmt waren, zu würdigen wußte, unternahm das kühne Wagſtück, ſämmtliche, auf den, dieſen Künſtlern zu machenden Proceß ſich beziehenden Papiere nach und nach bei Seite zu ſchaffen, und völlig zu vertilgen. Ehe man neue Beweismittel gegen ſie geſammelt, hatte am 9. Thermidor auch für ſie die Stunde der Rettung geſchlagen.

ter, die Verbindung ſeiner Tochter mit Bianconi im nächſten Jahre vollzogen zu ſehen. Sie kam aber nicht zu Stande, da Bianconi, der unterdeſſen königlicher Leibarzt geworden war, als eifriger Katholik zwar ſeiner künftigen Gattin ſelbſt Religionsfreiheit zuſicherte, aber feſt darauf beſtand, daß alle ſeine Kinder katholiſch werden ſollten, Sophiens Vater hingegen die Töchter durchaus lutheriſch haben wollte. Ziemlich offen gab ſie den Schmerz, den ſie wegen der Trennung von dieſem Manne empfand, durch den Entſchluß zu erkennen, ihr künftiges Leben in der Einſamkeit eines Kloſters zu verleben. Dieſer Entſchluß konnte jedoch, wahrſcheinlich auf Veranſtaltung ihres Vaters, nicht ausgeführt werden. Ein ſtilles, zurückgezognes, nur den Wiſſenſchaften und der Lectüre gewidmetes Leben wurde nun ihr Loos. Mit zwei ihrer Schweſtern und ihrem einzigen Bruder kam Sophie nach Biberach in das Haus ihres Großvaters Gutermann, Senators und Hoſpitalmeiſters daſelbſt. Nach dem dem Tode deſſelben führte ſie mit den genannten Geſchwiſtern ihre eigene Ökonomie eine Zeit lang, und bezog dann das Haus des dortigen Predigers Wieland, ihres Verwandten. Hier war es, wo ſie den jungen Wieland kennen lernte, der ſie mit den beſten Erzeugniſſen der deutſchen Literatur bekannt machte. Natürlich, daß bei dieſen gemeinſchaftlichen Beſchäftigungen beider Herzen ſich finden mußten; ſie ſchloſſen ein ſchönes Freundſchaftsbündniß, das um ſo dauerhafter ſein mußte, da es auf gegenſeitige Liebe und Dankbarkeit, Hochachtung und Verehrung gegründet war. Sophie ſollte Wieland's Gattin werden. Mit dieſem Entſchluſſe verließ ſie Wieland im Herbſte 1750. Sehnſucht nach der Geliebten trieb ihn im Juni 1752 nach ſeiner Vaterſtadt zurück. Aber hier zeigte ſich kein Nahrungszweig für ihn. Er war alſo gezwungen, ſeine Geliebte abermals zu verlaſſen und reiſte im October nach der Schweiz zu Bodmern, wo er acht Jahre lebte. Während dieſer Zeit trennten Mißverſtändniſſe aus den edelſten Beweggründen dieſe Liebe, und als Wieland 1760 nach Bieberach zurückkam, um dort die Stelle eines Raths der Stadt anzutreten, fand er das Ideal ſeiner platoniſirenden Phantaſie als die Gattin eines Andern. Ihre Liebe war getrennt, nicht ſo ihr Freundſchaftsbund, der, in der Jugend geſchloſſen, noch im hohen Alter beider Freude war; er dauerte 56 Jahre hindurch. Das Schickſal hatte Sophiens Hand dem Herrn von Laroche beſtimmt, den ſie während Wieland's Abweſenheit kennen lernte, und aus Verdruß, Gehorſam und Verehrung heirathete. Als er Sophien ehelichte, war er mainziſcher Hofrath, und führte die Oberaufſicht über alle Beſitzungen der gräflich ſtadion'ſchen Familie. Er war ein edel- und freidenkender Mann, und zugleich ein ausgezeichneter Geſchäftsmann, der aber vielleicht darin zu weit ging, daß er nur auf Staatsgeſchäfte Werth legte, und ſich dabei, wenigſtens dem Scheine nach, gegen Alles, was Empfindung hieß, auflehnte. Dennoch entſtand dadurch zwiſchen ihm und ſeiner zart fühlenden Gattin kein Mißverhältniß, ſondern ſtets herrſchte unter ihnen Eintracht und Freude, obgleich jedes ſeinen eignen Gang wählte. Sophie kam durch Laroche in die Familien des deutſchen Adels, und lernte die Angelegenheiten der großen Welt, wie des gemeinen Mannes kennen. Dabei ſetzte ſie ihre Studien mit ununterbrochnem Eifer fort. Nach dem Tode des Grafen Stadion ward Laroche in kurtrier'ſche Dienſte als Staatsrath nach Koblenz berufen. Während zehn Jahren, die Sophie hier an den Ufern des herrlichen Rheins verlebte, bekam ſie Gelegenheit, auch den Fürſtenſtand näher zu betrachten; hier knüpfte ſie Freundſchaftsbündniſſe mit vielen bedeutenden und vortrefflichen Menſchen. Aber das Schickſal wollte, daß ihre Familie

ſich von dieſem hohen Standpunkte zurückziehen mußte. Noch liegen die Gründe hiervon im Dunkeln; ſo viel aber iſt gewiß, daß die, von ihrem Gemahl verfaßten Briefe über das Mönchsweſen deſſen Sturz beförderten. Von nun an lebte Sophie mit ihrem Gatten ein ſtilles Privatleben, anfangs zu Speier, dann zu Offenbach, wo er 1789 ſtarb. Noch größern Schmerz empfand ſie über den Tod ihres Sohnes Franz. Nur das Glück, noch einen Sohn, Carl von Laroche (geheimer Bergrath zu Berlin), zu beſitzen, erheiterte ſie ſeitdem zuweilen einige Augenblicke. Am 18. Febr. 1807 ging ſie, nach einer zehntägigen Krankheit, ein in die Wohnungen des ewigen Friedens. Über Sophiens Charakter und Lebenswandel iſt bei Allen, die ſie ſahen und näher kennen lernten, nur eine Stimme. Die ſeltenſten körperlichen und geiſtigen Vorzüge fanden ſich in ihr vereinigt. Sie war die zärtlichſte Mutter ihrer Kinder, die gefühlvollſte Gattin, und eine warme Menſchenfreundin. Gegen Höhere beſcheiden, aber nie kriechend, gegen Niedre leutſelig, gütig und gefällig, flößte ſie jenen Achtung und Bewunderung, dieſen zugleich Liebe und Verehrung ein. Ihre Unterhaltung war angenehm und belehrend. Der Verluſt eines großen Theils ihres Vermögens konnte ſie nicht niederſchlagen; ſelten äußerte ſie ihren Schmerz darüber, ſo wie ſie überhaupt in Freud und Leid mäßig war; nur der Verluſt ihrer Lieben beugte ſie heftig darnieder. Sie hat eine bedeutende Anzahl von Werken geſchrieben. Ihre Lieblingsſtudien waren Naturgeſchichte und Naturlehre, Geſchichte der Künſte, Völker und Staaten, ſchöne Wiſſenſchaften, Moral und Erziehungswiſſenſchaft, die ſie ſorgfältig ſtudirte, um bei Erziehung ihrer eignen Kinder davon Gebrauch zu machen. So wie nun dieſe Wiſſenſchaften zur Ausſchmückung ihrer Werke dienten, ſo waren auch die, in denſelben gezeichneten Charaktere meiſt aus ihren eignen Lebensverhältniſſen entlehnt. Vorzüglich gelangen ihr Romane und Familiengeſchichten in Briefform, oder in der, durch Hermes in Deutſchland mit Glück eingeführten richardſon'ſchen Manier. Faſt in allen ſind die Charaktere gut und mit Kenntniß des menſchlichen Herzens gehalten. Poetiſche Kraft und Fülle der Phantaſie wird man nur ſelten in ihren Schriften vermiſſen, und ſich gern in die idealiſche Welt der Schriftſtellerin hineinverſetzen. Ton und Styl ſind edel, einfach, lebhaft, und eine unmittelbare Folge ihrer, durch Natur, Erziehung und Lebensumſtände beſtimmten, individuellen Art zu empfinden und zu denken. Ihre erſte Arbeit war: die Geſchichte des Fräuleins von Sternheim. Sie entſtand, indem ſie ſich durch die ſchriftſtelleriſche Beſchäftigung über die Trennung von ihren Töchtern zu tröſten ſuchte. Ein vollſtändiges Verzeichniß ihrer Schriften iſt in Meuſel zu finden. κ. μ. δ.

Laroche Jacquelin, ſ. Roche Jacquelin u. Vendée.

Larve bedeutet urſprüglich ein Schreckbild, ein Geſpenſt, beſonders ein ſchädliches (den Laren entgegengeſetzt); den Larven opferte man am Ende des Februars. Dann bedeutet Larve auch eine Maske (ſ. Masken). Endlich iſt Larve in der Naturgeſchichte der Name, welchen alle, der Verwandlung unterworfne Inſekten in der erſten Lebensperiode, gleich nach ihrer Entwickelung aus dem Eie, führen (ſ. Inſekten und Käfer).

Las Caſes (Emanuel Auguſte Dieudonné Graf von), bekannt als Verfaſſer des hiſtoriſchen Atlas, noch mehr aber durch ſeine treue Anhänglichkeit an Napoleon und die daraus für ihn hervorgegangnen Schickſale, iſt um das J. 1763 auf dem Schloſſe Las Caſes bei Soreze in Languedoc geboren. Er ſtammt von einer alten ſpaniſchen

Familie und leitet ſeinen Stamm bis zu dem berühmten Biſchof Las Caſas (ſ. d. Art.) hierauf. Er erhielt ſeine erſte Jugendbildung von den Prieſtern des Oratoriums zu Vendome, und kam dann in die Militärſchule zu Paris, von wo er ſogleich in die Marine eintrat. Er befand ſich bei der Belagerung von Gibraltar, und am 20. Oct. 1782 in dem großen Seetreffen auf der Höhe von Cadix. Nach dem Frieden beſuchte er, um ſich praktiſch zu bilden, alle Kolonien Amerika's, Neuengland, den Senegal, Isle de France und beide Indien, beſtand auf das ehrenvollſte die Prüfung, und erhielt ſogleich die Stelle eines Schiffslieutenants. Die glänzendſten Ausſichten lagen vor ihm, als die Revolution ausbrach. — Er hing feſt an der Hofpartei, wanderte gleich anfangs nach Worms aus, hielt ſich abwechſelnd in Koblenz und Aachen auf, wo die franzöſiſchen Prinzen in der glänzendſten Umgebung lebten, und machte in dem Marinecorps den merkwürdigen Feldzug von 1792, unter dem Herzog von Braunſchweig mit, nach deſſen unglücklichen Ausgang er ſich, von Allem entblößt, nach England flüchtete. Hier hatte er die ungünſtigſten äußern Verhältniſſe zu bekämpfen. Ohne indeß den Muth zu verlieren, ſuchte er die Hülfsmittel ſeiner Erhaltung in ſich ſelbſt. Er ertheilte Unterricht in Allem, was man von ihm verlangte, wobei er ſelbſt am meiſten lernte. Bald erwarb er Freunde; es wurden ihm glänzende und unerwartete Anträge gemacht, denen er jedoch ſeine beſchränkte, aber anſtändige Lage in London vorzog. Nachdem er noch dem erfolgloſen Verſuch auf die Vendée und der Metzelei zu Quiberon, der er faſt nur durch ein Wunder entging, beigewohnt hatte, beſchloß er, ſich bloß ſeinem Privatintereſſe zu widmen. Er gab damals die Skizze zu ſeinem hiſtoriſchen Atlas heraus, die mit großem Beifall aufgenommen wurde, und war jetzt in einer Lage, die ihm nichts zu wünſchen übrig gelaſſen haben würde, wenn er ſie in ſeinem Vaterlande hätte genießen können. Mit Begierde ergriff er daher die Gelegenheit, dahin zurückzukehren, als Napoleon die Ausgewanderten zurückrief. — Er lebte auch in Paris anfangs zurückgezogen, mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten beſchäftigt und trieb dabei den Buchhandel. Sein Hauptwerk war der hiſtoriſche Atlas, der jetzt in größerm Umfang erſchien, und außerordentlichen Beifall fand. (Neue Aufl. 1820.) Er gab ihn unter den Namen L. Sage heraus. Sechs bis ſieben Jahre genoß er auf dieſe Weiſe eines ſtillen Glücks. Indeß fühlte ſein feuriges und lebhaftes Gemüth ſich immer mehr von Bewunderung für den Mann durchdrungen, der Frankreichs Macht und äußern Glanz immer höher und höher hob, und Las Caſes eilte, ſich ihm anzuſchließen. Der Angriff der Engländer auf Vließingen gab ihm bald Gelegenheit, ſeinen Eifer zu bethätigen. Napoleon ernannte ihn (1808) zum Kammerherrn und zugleich zum Requetenmeiſter im Staatsrathe in der Section der Marine. Als Holland mit Frankreich vereinigt wurde, ſandte ihn Napoleon dorthin, um alle, die Marine betreffende Gegenſtände im Empfang zu nehmen. Gleich wichtig war eine andre Sendung in die illyriſchen Provinzen, um die Liquidation der Staatsſchuld dieſer Provinzen zu Stande zu bringen. Späterhin bekam er den Auftrag, die Hälfte ſämmtlicher franzöſiſchen Departements zu bereiſen, um die, zur Abſtellung der Bettelei errichteten Anſtalten, die Gefängniſſe, Hoſpitäler u. ſ. w. zu beſichtigen. Die Beendigung dieſes Geſchäfts fiel mit dem Rückzuge aus Rußland zuſammen. Als bei dem Vordringen der Verbündeten gegen die Grenzen eine zahlreiche Nationalgarde errichtet wurde, trat Las Caſes in die zehnte Legion, welche er in Abweſenheit des Chefs befehligte. Erſt nach der Capitulation gab er daſſelbe ab,

um ſich als Mitglied des Staatsraths nach der Loire zu begeben. — Inzwiſchen erfolgte Napoleons Entſetzung und Ludwigs XVIII. Thronbeſteigung. Las Caſes, als unveränderlicher Anhänger Napoleons, weigerte ſich, die Beitrittsacte des Staatsraths zu unterzeichnen, beſuchte, um nicht Zeuge der Vorgänge in Paris zu ſein, England, und lebte nach ſeiner Rückkehr in der Zurückgezogenheit. Nach Napoleons Rückkehr von Elba ernannte dieſer ihn ſofort zum Staatsrath und zum Präſidenten der Commiſſion der Bittſchriften. Als aber die Schlacht von Waterloo Napoleons zweite Abdankung herbeigeführt hatte, erbat Las Caſes ſich von demſelben als höchſte Gunſt die Erlaubniß, ihm folgen zu dürfen. Er theilte ſeitdem, getrennt von ſeiner Familie, nur von ſeinem älteſten Sohn begleitet, freiwillig das Schickſal dieſes Verbannten mit Hingebung, Anhänglichkeit und Selbſtaufopferung. Bis gegen Ende des J. 1816 befand er ſich bei Napoleon auf St. Helena, und diente demſelben vornämlich als Secretär bei Abfaſſung ſeiner Lebensgeſchichte, die jener ihm in die Feder zu ſagen pflegte. — Damals aber wurde ein, an ſich unverfänglicher, wiewol freimüthiger und höchſt anziehender Brief an Lucian Buonaparte, den er, gegen das ausdrückliche Verbot des engliſchen Commandanten auf St. Helena, heimlich nach Europa zu ſchaffen verſucht hatte, die Urſache, daß man ihn von Napoleon trennte, nach ſechswöchentlicher Haft nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung brachte, wo man ihn gegen acht Monate in harter Gefangenſchaft hielt, und endlich nach Europa zurückſchickte. Bei ſeiner Ankunft auf der Themſe wurden ihm ſeine Papiere genommen; er ſelbſt aber durfte nicht an's Land ſteigen, ſondern wurde nach Oſtende übergeſchifft, von dort durch das Königreich der Niederlande geführt, und fand erſt in Frankfurt am Main im Dec. 1817 einen ſichern und ruhigen Aufenthalt, indem er ſich unter öſterreichiſchen Schutz ſtellte. Er hat ſeitdem über die, ihm wiederfahrne, geſetzwidrige und willkürliche Behandlung, ſo wie über die Wegnahme ſeiner Papiere, in einem Schreiben an den Lord Bathurſt nachdrückliche Beſchwerde geführt, und Gerechtigkeit und Genugthuung gefodert, ohne bis jetzt mehr, als die Zurückgabe ſeiner Papiere, bewirkt zu haben. Dies hat ihn bewogen, durch die Bekanntmachung dieſes Briefs ſeine Beſchwerden vor den Richterſtuhl des Publikums zu bringen. Dieſer Brief, ſo wie der Brief an Lucian, der ſeine Entfernung von St. Helena bewirkt hat, findet ſich dem, 1818 bei F. A. Brockhaus erſchienenen Leben des Grafen Las Caſes angehängt. Auch glaubt man, daß das Manuſcript von St. Helena ihn zum Verfaſſer habe, von Andern aber etwas verändert worden ſei. Über die weitern Ereigniſſe von Las Caſes Leben ſehe man die neue Folge dieſes Werks.

Laſcy (Feldmarſchall, Graf), 1724 aus einem der edlen Geſchlechter entſproſſen, welche einſt Wilhelm dem Eroberer nach England gefolgt waren, diente zuerſt als Hauptmann und Volontär in dem Erbfolgekriege der Maria Thereſia, und zog durch die ungemeine Thätigkeit, mit welcher er dem Feinde zu ſchaden bemüht war, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Seinen Kriegskenntniſſen hatte es Laſcy zu verdanken, daß er ſchon im 39. Jahre zum Feldmarſchall ernannt wurde. Als ſolcher entwarf er den Plan, durch deſſen Ausführung Friedrich II. in ſeinem Lager bei Hochkirch überfallen und geſchlagen wurde. Nach dem ſiebenjährigen Kriege ward er zum Präſidenten des Hofkriegsraths ernannt, und brachte in dieſen Zweig der öffentlichen Verwaltung eine Einheit, Lebendigkeit und Thätigkeit, wovon man bis dahin keinen Begriff gehabt hatte. Er war die veranlaſſende Urſa-

che, daß, nach dem teſchner Frieden zu Pleß, bei Nachod an der ſchleſiſchen Grenze eine Feſtung, Joſephſtadt genannt, angelegt wurde. 1788 trat der Feldmarſchall Lascy zum letzten Male an die Spitze der öſterreichiſchen Heere, aber nicht als Befehlshaber, ſondern als Lieutenant des Kaiſers. Die Eroberung Sabacz's war die Folge ſeines kräftigen Einwirkens auf die Unternehmungen gegen dieſe Feſtung. Er ſtarb 1801.

Laſiren, Laſurfarben. Wenn man auf einen farbigen, vergoldeten oder verſilberten, überhaupt metallnen Grund eine durchſichtige Farbe aufträgt, durch welche alſo die Farbe des Grundes, oder das Metall durchſcheint: ſo nennt man das Laſiren, und alle, dazu dienlichen Farben Laſurfarben. Der Urſprung dieſer Benennung iſt ohne Zweifel der Name eines bekannten Minerals, des Laſurſteins (ſ. Lapis lazuli), welcher blau und durchſichtig iſt. Das Laſiren wird vorzüglich in der Lackirkunſt angewendet, und es gibt nur 4 Hauptfarben: Blau, Grün, Roth und Gelb, welche zu Laſurfarben tauglich ſind. Zur blauen Laſur kann man ſich des Berlinerblaues und blauen Karmins, zur rothen eines Extracts der Cochenille in Wein= oder Terpentingeiſt, des rothen Karmins, auch des florentiner Lacks bedienen, zur grünen iſt der ſogenannte deſtillirte Grünſpan (Grünſpankryſtall) am geeignetſten, und zur gelben iſt eine Miſchung von Gummi Guttä, Saffran und Drachenblut, oder von Curcume, Orlean, Goldwurzel u. d. gl., in Weingeiſt oder Terpentinöl ausgezogen, anwendbar. Die trocknen Laſurfarben werden auf dem Farbenſteine mit Terpentinöl fein gerieben, mit etwas Oellack, am beſten Kopalfirniß, vermiſcht und aufgetragen; die flüſſigen Extracte aber braucht man bloß mit einem Lackfirniß zu vermiſchen und auf den Metallgrund aufzutragen. Von der Ebenheit oder Gleichförmigkeit des Auftrags hängt viel für die Schönheit einer Laſirung ab. Der abgetrocknete Auftrag der Laſurfarbe wird eben geſchliffen und zuletzt ein Anſtrich von bloßem Lackfirniß gegeben, wodurch erſt die völlige Aufklärung der Laſur bewirkt wird, durch welche man nun den Metallgrund durchſchimmern ſieht. Die gelbe Laſur nennt man auch Goldlack, womit man weißen Metallen oder Metallbelegungen (Zinn, Silber) eine Goldfarbe, gleichſam eine Lackvergoldung gibt. Auf Blechwaaren vorzüglich werden Laſirungen von allen Farben angewendet.

Laſt, als Kornmaß im Norden, enthält ungefähr 60 — 65½ berliner Scheffel. Bei Flößen und Schiffen bedeutet Laſt die Ladung; auch das größte Schiffsgewicht, 30 bis 45 Centner enthaltend, wornach man die Größe und Stärke eines Schiffs berechnet, z. B. ein Schiff von 100 Laſt, d. i. etwa 200 Tonnen, oder 400,000 Pfund; gleichfalls ein andres Schiffmaß, nach welchem die Holländer rechnen, und welches 2 Tonnen (jede zu 2000 Pfund) beträgt. Übrigens iſt die Laſt in Betreff ihres Gewichts ſehr verſchieden, und wird beinahe an jedem großen Handelsorte anders berechnet.

Lateiner (Latini), das uralte Volk, welches die Landſchaft Latium in Italien bewohnte, war aus einer Vermiſchung der Urbewohner mit arkadiſch= pelasgiſchen und trojaniſchen Abkömmlingen entſtanden. Woher der Name Lateiner kommt, iſt ungewiß; daß er vom Könige Latinus herſtamme, iſt nicht wahrſcheinlich. Als die älteſten Könige der Lateiner werden Janus, Saturnus, Picus und Faunus angegeben, welche bei ihnen zugleich den Rang der Götter behaupteten. Urſprünglich waren dieſe Namen vielleicht nichts anders, als Benennungen alter pelasgiſcher Gottheiten. Unter Faunus ſoll Herkules und Evander gekommen ſein, und letztrer den Urbewohnern Buchſtabenſchrift, Muſik

und andre nützliche Einrichtungen des bürgerlichen Lebens gelehrt haben, auch dem Faunus in der Regierung gefolgt ſein. Etwa ſechzig Jahre darnach lebte der König Latinus, zu welchem Äneas (ſ. d. Art.) gekommen, ſich mit ſeiner Tochter, Lavinia, vermählt haben, und ihm in der Regierung gefolgt ſein ſoll. Von Ascanius, dem Sohne des Äneas erſter Ehe, wurde die Stadt Alba Longa erbaut, und zum Sitze der lateiniſchen Könige gemacht. Von da an wiſſen wir von der Geſchichte Latiums, deſſen Könige ſämmtlich den Beinamen Sylvius führten, bis auf den Zeitpunkt, wo Romulus und Remus einen neuen Staat gründeten, nichts. Eiferſucht entzündete zwiſchen den beiden verſchwiſterten Staaten, dem lateiniſchen und römiſchen, einen Krieg, der ſich mit Unterjochung der Lateiner und mit der Zerſtörung ihrer Hauptſtadt endigte. Rom ward die Hauptſtadt von ganz Latium, als König Servius die Lateiner durch ein feſtes Bündniß mit Rom vereinigte. Von dieſem Zeitpunkte kann man den Anfang von Roms Größe und Macht rechnen; denn ohne die Tapferkeit und Freundſchaft der Lateiner würde Rom wahrſcheinlich nie zu dem Gipfel ſeiner nachmaligen Weltherrſchaft emporgeſtiegen ſein. Tarquinius Superbus ſuchte dieſes Bündniß der Römer mit den Lateinern noch enger zu knüpfen, reizte ſie aber, nach ſeiner Vertreibung, zum Aufſtande gegen Rom. Dieſer erſte Krieg der Römer mit den Lateinern, ſeit dem geſchloſſenen Bündniſſe, ward durch die Tapferkeit ſeiner Dictatoren ſiegreich für Rom beendigt, und darauf das alte Bündniß unter beiden Völkern wieder erneuert. Im Jahre Roms 414 entſtand jedoch ein neuer und weit gefährlicherer Bruch zwiſchen ihnen. Die Lateiner fingen nämlich einen Krieg mit den Samnitern an, und dieſe riefen die Römer zu Hülfe. Dadurch entſtand ein Streit zwiſchen Rom und Latium, in welchem letztres endlich ſogar foderte, Rom ſolle einen Conſul und die Hälfte des Senats aus den Lateinern erwählen. Dieſes Begehren ward von dem römiſchen Stolze mit Muth und Entſchloſſenheit verworfen. In dem darauf entſtandnen Kriege gegen den tapferſten und furchtbarſten Feind konnten die Römer nur mit der äußerſten Anſtrengung den Sieg erfechten; endlich aber gelang es ihnen, Latium unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Späterhin, als die Römer beinahe ſchon die Herrſchaft der Welt erlangt hatten, machten die Lateiner durch die Theilnahme an dem Bundesgenoſſenkriege (im Jahre Roms 663) einen nochmaligen Verſuch, ihre Freiheit wieder zu erlangen, welches ihnen auch inſofern gelang, als ihnen von den Römern manche ihrer verlornen Vorrechte wieder eingeräumt wurden (ſ. Rom). —

Lateiniſche Sprache, ſ. Römiſche Sprache.

Lateran hieß ein, in Rom von der altrömiſchen lateraniſchen Familie benannter Platz. Nero ließ den letzten Beſitzer, Plautius Lateranus, hinrichten, und eignete ſich ſeine Güter zu, wodurch der lateraniſche Palaſt ein kaiſerliches Eigenthum wurde. Conſtantin der Große ſchenkte ihn den Päpſten, denen er auf 1000 Jahre, bis zur Verlegung ihrer Reſidenz nach Avignon, als Wohnpalaſt diente. Die, von Conſtantin an dieſem Palaſte erbaute Kirche des heil. Johannes vom Lateran iſt die biſchöfliche des Papſtes, und die Hauptkirche in Rom, daher die Inſchrift über ihrer Hauptthüre: omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput, und wird ebenfalls Lateran genannt. Ihr hohes Alterthum, das Andenken von 11 Kirchenverſammlungen, die in ihr gehalten worden ſind, die ſeltnen Reliquien, die ſie aufbewahrt, und ihr prächtiger Bau machen ſie vor andern merkwürdig. An ihrem Portale ſieht man den Balkon, von welchem herab der Papſt dem Volke den Segen ertheilt. Am Hauptaltare darf nur der Papſt Meſſe leſen; denn

in dieſem Altare befindet ſich ein alter, hölzerner, an dem ſchon der Apoſtel Petrus Meſſe geleſen haben ſoll. In dieſer Kirche ſah man auch ſonſt die beiden Stühle von rothem Marmor, welche in der Mitte des Sitzes eine Öffnung haben, und, nach der Sage, zur Erforſchung des Geſchlechts der neuerwählten Päpſte gebraucht worden ſein ſollen, aber wahrſcheinlich in den Bädern des Caracalla, wo man ſie vorfand, zu ganz anderm Behufe gedient haben mögen. Noch jetzt nimt jeder neuerwählte Papſt feierlich durch die Cavalcate (eine Proceſſion zu Pferde) von dieſer Kirche Beſitz. Auf dem Lateranplatze ſteht übrigens noch eine Kapelle, welche die Scala santa (eine Treppe von 28 Stufen, die aus dem Hauſe des Pilatus herrühren ſoll, und auf der die Gläubigen knieend hinaufrutſchen) umſchließt, und die, vom Kaiſer Conſtantin erbaute Kapelle S. Giovanni in fonte, deren Kuppel von acht porphyrnen Säulen getragen wird, welche für die ſchönſten in Rom gelten.

Laterna magica, ſ. Zauberlaterne.

Latium, die Hauptprovinz des alten Italiens, war der Wohnſitz der Lateiner. Die Grenzen deſſelben, welche ſehr verſchieden geweſen zu ſein ſcheinen, rechnet man gewöhnlich, aber vielleicht noch zu ausgedehnt, von der Tiber bis an das Vorgebirge Circeji (Monte Circello). Nach Strabo ſollen in dieſem Raume, außer den Lateinern, noch die Rutuler, Volsker, Herniker und Äquer gewohnt haben. Der eigentliche Umfang Latiums zur Zeit der Erbauung Roms dürfte alſo höchſtens zehn Meilen im Durchſchnitte betragen haben, und die wirklichen Grenzen deſſelben, weſtwärts die Tiber, nördlich der Anio, öſtlich der Berg Algidus und ſüdlich die, 160 Stadien von Rom gelegne Stadt Ardea geweſen ſein. In der Folge erſtreckte ſich Latium bis an den Fluß Liris (jetzt Garigliano); die Nord- und Oſtgrenzen aber blieben die nämlichen. In der älteſten Zeit traf man an der Küſte, wenn man von der Tiber ausging, einen ſtarken Lorbeerwald an, der ſich bis an die Stadt Laurentum erſtreckte. Nicht nur dieſe hatte davon den Namen, ſondern auch die ganze Gegend hieß davon Laurentinus ager, und die Einwohner Laurentes. Dieſer Wald ſoll noch zu den Zeiten des Kaiſers Commodus geſtanden haben. Zwiſchen der Tiber und der Stadt Laurentum hatte Äneas ſein Lager aufgeſchlagen, welches den Namen Troja führte. Öſtlich von demſelben, 24 Stadien von der Tiber, lag die Stadt Laurentum; weiterhin traf man auf den kleinen Fluß Numicus und auf den Quell der Juturna, und noch weiter öſtlich, eine halbe geographiſche Meile vom Meere, auf die Stadt Lavinium. Jenſeits der Quelle des Numicus und der Juturna befand ſich der Berg, auf welchem, dreißig Jahre nach der Erbauung von Lavinium, die Stadt Alba Longa gegründet wurde. Hinter derſelben, gegen die Herniker zu, lag Aricia; weiter oberhalb, im äußerſten nordöſtlichen Winkel Latiums, die Stadt Präneſte; am nördlichen Ende deſſelben aber die Stadt Tibur, und, zwiſchen dieſen beiden Städten und Rom, Gabii und Tusculum. Alle dieſe Städte waren Kolonien von Alba Longa. Die erſte Kolonie der Römer unter Ancus Martius war Oſtia, unterhalb Rom. Die Flüſſe Latiums waren: die Tiber, der Liris, der Anio, Numicus, Ufens, Amaſenus und Almo. Der Ufens floß durch die pontiniſchen Sümpfe. Dieſe waren ſchon von den älteſten Zeiten her bekannt, und breiteten ſich zwiſchen den Flüſſen Ufens und Nymphäus in einem ungeheuern Umfange aus. Außer dieſen Sümpfen hatte auch Latium noch einige Seen, unter denen der Lacus Regillus beſonders berühmt iſt. Die Berge Latiums waren eigentlich nur Hügel, einige ausgenommen, z. B. der albaniſche Berg und der Algidus.

Latona (bei den Griechen Leto oder doriſch Lato), eine Tochter der Cöos und der Phöbe, nach Andern des Kronos oder Saturnus, gebar vom Jupiter den Apollo und die Diana. Während ihrer Schwangerſchaft ward ſie von der Juno auf's heftigſte verfolgt, auf deren Befehl der ſchreckliche Drache Pytho ihr allenthalben Tod und Verderben drohen mußte, und die Erde ihr keinen Ruheplatz zur Niederkunft gewähren durfte. Lange irrte ſie unſtät und flüchtig auf der Erde umher, bis ſie auf **Delos** (ſ. d. Art.) einen Ruheplatz fand. Nachher ſuchte der Rieſe Tityus ſie gewaltſam zur Liebe zu zwingen, ward aber dafür vom Apollo und der Diana getödtet. Nach Einigen ſoll dieſer Rieſe ſchon vor ihrer Schwangerſchaft vom Jupiter mit dem Blitze erſchlagen worden ſein. Auch verwandelte letztrer einige Bauern Lyciens, die ſie auf ihrer Flucht aus Delos, wo ſie von der Juno wieder vertrieben worden war, aus einem See nicht wollten trinken laſſen, auf ihre Bitte in Fröſche. Latona wird als eine ſanftmüthige, freundliche Göttin in meerfarnem Gewande geſchildert. Sie heilte mit der Diana den verwundeten Äneas, und krönte ihn mit Ruhm. Als Diana, von der Juno gemißhandelt, nach dem Olymp floh, trug ihr Latona die zurückgelaſſenen Pfeile und Köcher nach. Örter ihrer Verehrung waren vorzüglich: Lycien, Delos, Athen und andre Städte Griechenlands. In Kreta ward ihr zu Ehren ein beſondres Feſt gefeiert, welches Ekdyſia hieß. Bisweilen nimt man ſie für das Symbol der Nacht, weil die Sonne gleichſam aus der Nacht hervorgeht. Daher wird auch ihr Name von dem griechiſchen Worte λανθάνειν (verbergen) hergeleitet.

Lattaignant (Gabriel-Charles, Abbé de), ein berühmter franzöſiſcher Liederdichter, deſſen Andenken in Frankreich nicht untergegangen iſt, und der durch die Oper Fanchon auch unter uns bekannt geworden, ward zu Paris gegen das Ende des 17. Jahrh. geboren, und von ſeinen Ältern zum geiſtlichen Stande beſtimmt. In der Folge wurde er Kanonikus zu Rheims und Parlamentsrath zu Paris, wußte aber mit dem Ernſte dieſer Würden eine fröhliche Liebenswürdigkeit, einen lebendigen Hang zum Vergnügen, und eine nicht geringe Fertigkeit in der leichtern Poeſie zu vereinigen. Mit dieſen Eigenſchaften war er allenthalben ein willkommner Gaſt. Nachdem er die Freuden des Lebens genoſſen hatte, zog er ſich bei herannahendem Alter in ein Mönchskloſter zurück, wo er 1779 ſtarb. Seine Gedichte erſchienen in vier Duodezbänden, welchen nach ſeinem Tode noch ſeine Lieder und ſeine hinterlaſſenen Werke gefolgt ſind.

Latude (H. Mazers von), wurde 1724 zu Montagnac in Languedoc geboren und im 20. Jahre ſeines Alters unter Ludwig XV. in die Baſtille geſperrt, weil er, um die Gunſt der Pompadour zu erwerben, dieſer vorgeſpiegelt hatte, es beſtehe eine Verſchwörung gegen ſie, und man wolle ſie vermittelſt einer Schachtel mit dem feinſten Gifte tödten. Wirklich kam eine Schachtel an, die aber nichts, als etwas Aſche, enthielt, und von Latude ſelbſt abgeſchickt worden war. Ein langes Gefängniß ward die Strafe dieſes Betrugs. Mehrere Male ſuchte er zu entweichen; aber ſtets dienten dieſe Verſuche nur dazu, ſeine Gefangenſchaft noch drückender zu machen. Er brachte in derſelben 35 Jahre zu. Als er endlich zu Anfange der Revolution in Freiheit geſetzt wurde, gab er ſeine **Denkwürdigkeiten** heraus, die in den Händen der Revolutionspartei eine gefährliche Waffe gegen die königliche Familie und gegen die Anhänger derſelben wurden. Nachdem die Nationalverſammlung dem Latude 1790 eine Penſion bewilligt hatte, dieſe aber nachher eingezogen worden war, wurden die Erben Amelot's und der Pompadour durch die Geſetze verurtheilt, ihm einen Schadenerſatz zu geben.

Von ihnen erhielt er einige Meiereien, die ihm bis an ſein Ende anſtändigen Unterhalt verſchafften. Er ſtarb zu Paris 1804 in einem Alter von 80 Jahren.

Lauchſtädt, Stadt im preußiſchen Regierungsbezirk und Kreis Merſeburg der Provinz Sachſen, 4. Militärabtheilung, von ungefähr 150 Häuſern und 1800 Einwohnern, am Lauchebache, mit einem Schloſſe und Amte, iſt wegen des 1697 entdeckten Mineralbades daſelbſt im Sommer der Aufenthaltsort vieler bedeutender Perſonen und Geſellſchaften, welche letztern ſich dort, beſonders Sonntags, aus den nahegelegenen größern und kleinern Orten zu verſammeln pflegen. In neueſter Zeit (1828) iſt für die Verſchönerung und Erweiterung der Bade-Anſtalten mit großer Thätigkeit geſorgt worden.

Laudon, ſ. **Loudon**.

Lauenburg, oder **Sachſen-Lauenburg**, däniſches Herzogthum, zum deutſchen Bunde gehörig, in Niederſachſen, ein bis zu den Zeiten Heinrichs des Löwen ſtreitiges zwiſchen Sachſen und Slaven von den Polaben bewohntes Land. Es erhielt ſeinen Namen von der Lauenburg, welche in den Kriegen Heinrichs des Löwen erbaut wurde, kam in den Streitigkeiten über das Lehn oder Allodium dieſes Fürſten, kurz nach 1227, an Albrecht I., Herzog von Sachſen, aus dem askaniſchen Stamme, wiewol unter Widerſpruch des braunſchweig'ſchen Hauſes. Beide Häuſer ſchloſſen einen Erbverein (1369), in deſſen Gemäßheit, nach Erlöſchung des lauenburgiſchen Stammes (1689), Herzog Georg Wilhelm von Braunſchweig-Celle Beſitz von dem Lande nahm. Doch mußte, der übrigen Anſprüche auf dieſe Erbſchaft nicht zu erwähnen, Chur-Sachſen (1697), theils wegen einer, 1507 vom Kaiſer Maximilian I. erhaltenen Anwartſchaft, theils wegen einer 1671 mit dem letztverſtorbnen Herzoge errichteten Erbverbrüderung, durch eine bedeutende Summe Geldes (1,100,000 Fl.) und durch den Vorbehalt 1) des Rückfalls nach Abgabe des geſammten Hauſes Braunſchweig, Lüneburg, und 2) des Titels von Engern und Weſtphalen, abgekauft werden. Erſt 19 Jahre ſpäter (1716) erhielt König Georg I. die kaiſerliche Belehnung über das Herzogthum, nebſt Sitz und Stimme im Reichsfürſtenrathe; und die Aufhebung der kaiſerlichen Sequeſtration des ebenfalls zur lauenburg'ſchen Erbſchaft gehörigen Landes Hadeln verzögerte ſich ſogar bis 1731. Mit den übrigen hannöverſchen Staaten kam Lauenburg 1803 unter franzöſiſche Herrſchaft, und kehrte 1813 zu ſeiner alten Verfaſſung zurück, wurde aber (laut Patents vom 16. Juli 1816) mit Ausſchluße des Landes Handeln, am Ausfluſſe der Elbe, des ſchmalen Landſtriches am linken Elbufer, und des zwar auf den rechten Ufer des Fluſſes, abgeſondert liegenden Amtes Neuhaus, an Preußen, und von ſolchem Dänemark abgetreten; dabei jedoch die Beibehaltung aller Rechte und Privilegien des Landes, ſo wie die Übernahme der Landesſchulden zur ausdrücklichen Bedingung gemacht. Das jetzige däniſche Herzogthum Lauenburg liegt auf dem rechten Elbufer, und wird von dem Königreiche Hannover, den Herzogthümern Meklenburg und Holſtein, dem Fürſtenthume Lübeck und dem Gebiete der freien Städte Hamburg und Lübeck begrenzt, und hat auf etwa 25 Q. M. 35000 Einwohner. Der Boden begünſtigt die Viehzucht und läßt den Ackerbau nicht unbelohnt; in beiden beſteht der Reichthum des Landes, den die Gewerbſamkeit wenig vermehrt, außer durch Fracht- und Schiffsverkehr. Drei Seen von beträchtlichem Umfange, der Möllner-, der Ratzeburger- und der Schall-See, ſo wie die Elbe, Bille, Stecknitz und Wagnitz geben dem Lande alle Vortheile glücklicher Bewäſſerung. Die anſehnlichen Waldungen geſtatten, unter Mitwirkung ergibiger Torfſtiche, eine beträchtliche Ausfuhr von Bau- und Brennholz. Der

in der Stadt Lauenburg zu errichtende Zoll auf der Elbe und von der Schiffahrt auf der Stecknitz nach Lübeck ſoll jährlich an 50,000 Thlr. einbringen. Die Hauptſtadt Ratzeburg hängt durch eine, 400 Schritt lange Brücke mit dem feſten Lande zuſammen. (Ein kleiner Theil der Stadt, die Domkirche und der ſogenannte Palmberg, gehört zu dem mecklenburg-ſtrelitz'ſchen Fürſtenthum Ratzeburg). Sie iſt die Hauptſtadt des Landes und der Sitz ſeiner Behörden. Nach der vom Könige von Dänemark beſtätigten Verfaſſung haben am Landtage Theil 22 Gutsbeſitzer und die 3 Städte, jede mit 1 Stimme. Die freien Landleute in 111 Dörfern, denen 2/3 des Landes gehören, werden nicht repräſentirt.

Laufgräben (approches, tranchées) ſind im Allgemeinen alle Werke, die zum Angriff einer Feſtung dienen, daher auch die Laufgräben eröffnen, die Belagerung beginnen heißt. Eigentlich gebraucht man indeſſen unter ihnen der Romvebalen und Zickzacks, mittelſt deren man ſich der Feſtung gedeckt zu nähern ſucht (ſ. d. Art. Fortification). Man gräbt nämlich 3—5 Fuß tiefe, 10—12 Fuß breite Gräben aus, und wirft die dadurch gewonnene Erde nach der Feſtung hinauf, um dadurch Schutz gegen die von dort kommenden Kugeln zu erhalten. Um nicht der Länge nach beſtrichen zu werden, führt man die Laufgräben ſtets ſo, daß ihre Verlängerung außerhalb der Feſtungswerke vorbeiſtreicht. Zuweilen geht aber der Belagerte bis zu dem Punkt, auf dem dieſe Verlängerung trifft, mit Gegenlaufgräben (Contreapproches) vor und legt dort Batterien an. P.

Laugenſalze, ſ. Alkali.

Laune. Das Wort Laune, ſagt Garve, iſt ohne Zweifel ein altes deutſches Wort, welches wahrſcheinlich von luna herkommt und auf ſolche Gemüthsſtimmungen hinweiſet, die entweder ſo wandelbar, als der Mond ſind, oder unter ſeinem Einfluſſe ſtehen, weil man ſie ſonſt nicht zu erklären weiß. Daraus ergibt ſich die, wie wir glauben, älteſte und allgemeinſte Bedeutung des Worts Laune, nach welcher es eine zufällige, unerklärliche, eigenſinnige und vorübergehende Stimmung des Gemüths in ſeinem denkenden ſowol, als empfindenden Theile bedeutet. Denn ſie iſt zwei andern Arten der Seelenzuſtände und der Seelenthätigkeiten entgegengeſetzt, ſolchen, die ſich aus bekannten Urſachen herleiten laſſen, und ſolchen, die auf begreifliche oder ſichtbare Endzwecke hinzielen. Die Launen nun, eben weil man ſie nicht zu erklären gewußt hat, weder aus den wirkenden Urſachen, noch aus den Abſichten, haben alle Nationen außerordentlichen, gewöhnlich phyſiſchen Einflüſſen zugeſchrieben: der Deutſche dem Mond, andre europäiſche Nationen dem Laufe oder der Beſchaffenheit der Säfte; letztre haben ſie daher humores genannt. Das franzöſiſche humeur und das engliſche humour waren daher in ihrer Bedeutung urſprünglich bei weitem nicht ſo ſehr unterſchieden, als ſie es jetzt, beſonders in äſthetiſchen Sinne ſind. Beide zeigten nämlich eine eigne, dem Menſchen nicht ganz gewöhnliche Stimmung des Gemüths an, die von dem Laufe und der Beſchaffenheit der Säfte, oder von einem Übermaße der Trockenheit und Feuchtigkeit des Körpers, oder von irgend einem, in die Blutmaſſe ſich miſchenden, unbekannten Stoffe abhingen. In ſofern waren alſo beide Wörter mit dem deutſchen Worte Laune auch gleichbedeutend, und noch jetzt werden beide in gewiſſen Redensarten auf dieſelbe Weiſe gebraucht. Etre de bonne et de mauvaise humeur iſt nicht mehr und nicht weniger als: wohl- oder übellaunig ſein. To be in good or bad humour iſt im Engliſchen eine eben ſo geläufige Redensart. Die humori der Italiener ſagen etwas Ähnliches, und ſelbſt humoriſta iſt ihnen nicht fremd. In der Folge

haben beide Wörter humeur und homour, abſolut und ohne alles Beiwort gebraucht, eine ſehr verſchiedne Bedeutung erhalten; humeur für ſich heißt immer üble Laune, oder vielmehr Unwille, Anfall von Zorn; humour hingegen wird in dieſem Falle mehr für die Stimmung zu einer gewiſſen Art des Scherzes, zu ſonderbaren. aber doch beluſtigenden Einfällen, zu Auffindung des Lächerlichen an andern, oder zu einer naiven Darſtellung ſeiner eignen lächerlichen Seiten gehalten; Dinge, welche ohne einen gewiſſen Frohſinn, ſei er auch mit etwas Schmerz oder Übelbehagen vermiſcht, nicht beſtehen können. Und vielleicht, ſetzt Garve hinzu, macht das Bitterſüße in der Empfindung, die man ausdrückt, etwas von dem Eigenthümlichen humoriſtiſcher Einfälle aus. Von dem franzöſiſchen humeur unterſcheidet ſich die deutſche Laune darin, daß ſie nicht bloß einen unangenehmen, verdrießlichen Zuſtand andeutet (l'humeur, ſagt Trublet, est un mal physique, qui occasionne un mal moral, und ſonderbar iſt es, das die Franzoſen für die gute Laune keinen eignen Ausdruck haben), ſondern die wandelbare Stimmung überhaupt, welche ſich von angenehmer oder unangenehmer Seite zeigen kann, je nachdem die wirkenden Urſachen verſchieden ſind, oder den unwillkürlichen (unbewußten, regelloſen Wechſel angenehmer und unangenehmer Gefühle und Stimungen), ja ſelbſt die daher entſpringende Unbeſtändigkeit der Meinungen und Geſinnungen. Denn wer ſich von den Gefühlen beherrſchen läßt, ändert letztre leicht. Carus ſagt daher: im allgemeinen Sinne würde Laune überhaupt das unwillkürliche Spiel der noch unbeſtimmten Triebe ſein, ſofern man ſich ihm überläßt; dann das Gefühl, oder die Gemüthsſtimmung, von welcher wir uns keines Grundes bewußt ſind. Wechſel iſt zwar immer in den Gefühlen; aber zur Laune wird derſelbe, zu einem unnatürlichen, der Beſonnenheit und dem männlichen Charakter entgegengeſetzten Wechſel dadurch, daß er bloß leidentlich und ohne thätige Mitwirkung erfolgt, daß die beſtimmte und feſte Richtung mangelt, und daß er mehr oder minder plötzlich, ohne beſtimmbare Übergänge erſcheint. Natürlich iſt die Laune noch im Kinde, ſo lange die Zeit des unbeſtimmten Lebens und Träumens dauert, und das Kind ſich jenem Spiele der Kräfte leidend überlaſſen muß. Die Herrſchaft der Laune kann ſo weit gehen, daß man ſich über ſich ſelbſt ärgert, und doch der Laune folgt; dies trifft aber vorzüglich nur die üble Laune, weil der Menſch in den Zuſtänden der Luſt ſich immer freier und thätiger zu verhalten pflegt. Man unterſcheidet im Deutſchen die gute Laune von der übeln nicht nur durch den Beiſatz, ſondern beſitzt auch in dem Beiworte zur Bezeichnung dieſer Verſchiedenheit verſchiedne Beugungen, nämlich die Ausdrücke launig und launiſch, welche man von denen gebraucht, bei welchen die Zuſtände herrſchend ſind. Je nachdem man in einem dieſer Zuſtände iſt, ſieht man die Gegenſtände verſchieden an, fühlt anders bei ihnen, und urtheilt über ſie, milder oder ſchärfer, heitrer oder düſtrer. Der Übelgelaunte deutet alle Gegenſtände übel, und wird dadurch ſich ſelbſt und andern läſtig. Die üble Laune iſt daher nicht für die Geſellſchaft. Der Launiſche läßt ſich von einer Empfindung beherrſchen, die keinen objectiven Grund hat, oder bei der er ſich wenigſtens eines ſolchen nicht bewußt iſt. Er iſt mürriſch und beträgt ſich auch gegen den unſchuldigen Gegenſtand ſo, als wenn ſeine unangenehme Empfindung durch dieſen bewirkt wäre. Ein ſolcher Gemüthszuſtand kann durch die Einbildungen erzeugt werden, die ſich mit einem Gegenſtande vergeſellſchaftet haben, von denen die meiſten dunkel bleiben. Die böſe Laune, beſonders inſofern ſie herrſchend iſt, heißt bei den Engländern der Spleen. Die gute,

heitre Laune, der gute Humor, iſt die ſubjective Stimmung, die Dinge lächerlich oder beluſtigend zu finden. Wer ſie hat, heißt gutgelaunt, und in wem ſie herrſchend iſt, launig; daher redet man auch von launigem Weſen, launiger Manier. Sie iſt dem nothwendig, welcher ſich der komiſchen Darſtellung widmet, und gehört inſofern mit zu dem komiſchen Talent. Sie iſt zwar bei dem Dichter und Darſteller mehr willkürlich, indem dieſer ſeine Stimmung zu ſeinem Zwecke zu beherrſchen fähig ſein muß, um ein freies und harmoniſches Erzeugniß der Kunſt aufzuſtellen, aber keineswegs hinreichend, ein ſolches hervorzubringen, wenn ſie ſich nicht mit andern Talenten verbindet. Der Launige iſt und macht luſtig, er verliert ſich oft in's Bizarre und Barocke, und kann Gegenſtänden durch Witz den Schein der Lächerlichkeit geben; aber ſelbſt die Laune mit Witz verbunden, oder die witzige Laune, iſt noch nicht zur komiſchen Schöpfung hinreichend. Der bloß witzigen Laune iſt es nur um Einfälle zu thun, daher ſind ihre Erzeugniſſe nicht dauernd. Das Komiſche verlangt Phantaſie zur Ausbildung eines Ganzen. Die Laune iſt daher auch noch nicht der Humor (humeur) im äſthetiſchen Sinne, oder die humoriſtiſche Laune der Engländer. Der Humor, in dieſer ſtrengen Bedeutung, iſt von jener, beſonders wo ſie ſich als Perſiflage, oder feine ſatyriſche Laune zeigt, nicht bloß dadurch verſchieden, daß er mit Gefühl und Rührung gern verbunden iſt, und mithin anzieht und erwärmt, während jene oft beleidigt, abſtößt und erkältet, ſondern hat noch mehrere eigenthümliche Züge, z. B., daß er mit Gutmüthigkeit und Naivetät, und einer ungemeinen Vorliebe zu dem Sonderbaren verbunden, daß er wechſelnd und phantaſtiſch iſt, daß der Ernſt oft dazwiſchen trit, wobei doch immer der Scherz die Oberhand behält, vor allem aber, daß er mit Phantaſie verſchmolzen, weniger beſchränkt, nicht auf einzelne Gegenſtände, ſondern immer auf das Ganze gerichtet iſt, lebendig individualiſirt u. ſ. w. Das Weitere hierüber ſehe man in dem Artikel Humor, und in Jean Paul F. Richter's, dieſes wahren deutſchen Humoriſten, Vorſchule der Aeſthetik, wo dieſer Unterſchied, obwol nicht völlig klar, ausgeführt und mit Beiſpielen belegt wird. Daß aber in letztern der äſthetiſche Humor, oder der darſtellende, individualiſirende gemeint werde, liegt am Tage. Die antiken Darſtellungen, welche durchaus mehr nach Objectivität hinſtrebten, beſitzen ihn nicht. In der neuern Zeit aber iſt die Laune in den komiſchen Darſtellungen, wie das Lyriſche überhaupt, vorherrſchend, daher vielleicht Jean Paul das Humoriſtiſche das Romantiſch-Komiſche nennt. Von dem Launigen und Launiſchen unterſcheiden wir endlich noch den Launenhaften, oder den, welcher der Laune im erſten Sinne, d. i. dem Launenwechſel unterworfen iſt, der ſich ſelbſt zu beherrſchen unfähig, ſtatt in ſeinen Entſchlüſſen von einem feſten Willen und beſonnener Prüfung geleitet zu werden, unſtät wie die Meereswoge, der wandelbaren Stimmung ſeines Gemüths folgt. Eine ſolche Abweichung von dem völlig geſunden, oder völlig vernünftigen Zuſtande, grenzt mehr oder weniger an das Ungereimte, und führt dadurch das Lächerliche herbei; daher iſt die Laune mit dem Komiſchen verwandt und zeigt ſich oft in demſelben, ſo daß man ſie ſogar als Unterart des Lächerlichen betrachtet hat. Der launiſch und der launenhafte Charakter können nämlich von einer ſehr lächerlichen Seite betrachtet werden; die (gute) Laune und der Launige aber iſt beluſtigend, oder macht lächerlich, und gehört zur Darſtellung des Lächerlichen. T.

Laura, Petrarca's Geliebte. Es ſind über dieſe, durch die reizendſten Töne der Dichtung verherrlichte Frau ſchon früh ſo viele irrige,

lange geglaubte Nachrichten verbreitet worden, daß es hier an ſeinem Orte iſt, die Ergebniſſe der gründlichſten Forſchungen neuerer Zeit mitzutheilen. Irrig iſt alſo, daß ſie, wie man im 15. Jahrh. in Italien glaubte, nichts, als eine allegoriſche Geſtalt, geweſen ſei; irrig, daß ſie aus den Häuſern Chabaud und Sade abgeſtammt, daß ſie ehelos geblieben ſei, daß ſie in Vaucluſe gewohnt, und hier dem Sänger ihrer Reize Zuſammenkünfte gewährt habe. Nach den Unterſuchungen des Abbé Sade (Mémoires pour la vie de François Petrarque, Amſterdam, 1764—67. 3 Bd.), Tiraboschi's (in ſ. Geſch. der ital. Literatur), Baldelli's (Del Petrarca, Florenz, 1797. 4.), des Abbé Arnavon (Pétrarque à Vaucluse et Retour de la fontaine de Vaucluse, Paris, 1803 und Avignon 1805. 8.), Guerin's (Déscription de la fontaine de Vaucluse, Avignon, 1804. 12.), und endlich Ginguené's (in ſeiner Histoire littéraire d'Italie, Bd. 2.) ſtammt Laura aus dem alten, ſeit 300 Jahren ausgeſtorbnen provenzaliſchen Geſchlecht Noves, und war die Tochter des Ritters Audibert Noves, der in Avignon wohnte, aber nicht Beſitzer des Fleckens Noves, am linken Ufer der Durance, war, wiewol ein großer Theil ſeiner Güter in der Nähe deſſelben lag. Sie ward hier, oder in Avignon, 1307 oder 1308 geboren und heirathete nach dem Tode ihres Vaters, der ihr, ſeiner älteſten Tochter, ein reiches Erbtheil hinterließ, 1325 den jungen Hugo de Sade, aus einem angeſehenen Geſchlecht in Avignon. Laura war eine der ſchönſten Zierden der Stadt, die, als der damalige Wohnſitz der Päpſte, ſtets Fremde aus allen Ländern herbeizog. Unter ihnen war auch der junge Petrarca (ſ. d. Art.), deſſen Ältern bei den Zwiſtigkeiten der Guelfen und Gibellinen aus Toscana verbannt waren. Am 6. April 1327, am Montage in der Charwoche um 6 Uhr früh ſah der 23jährige Petrarca, wie er ſelbſt aufgezeichnet hat, die ſchöne Laura zum erſten Mal in der Kirche der Nonnen vom Orden der heil. Clora, und von dieſem Augenblicke an ergriff ihn eine eben ſo ſtarke, als beſtändige Leidenſchaft. Dieſe Liebe hatte zwar einen Anſtrich von ritterlicher Schwärmerei, war aber nichts weniger, als platoniſch, und die Sinne hatten bei Petrarca ſehr viel Antheil daran, wie ſeine eignen Geſtändniſſe von dem heftigen Verlangen, das er bei ihr und fern von ihr fühlte, von ſeinen vergeblichen Bemühungen, ſie zu verführen, von ſeinen fruchtloſen Anſtrengungen, eine hoffnungsloſe Leidenſchaft zu erſticken, deutlich verrathen. Er bezeugt dabei zugleich, daß er nie die mindeſte Gunſtbezeigung von ihr erhielt, und gibt ihrer Tugend die glänzendſten Lobſprüche. Laura fühlte ſich jedoch gewiß von den Huldigungen des jungen Dichters heimlich geſchmeichelt, aber ihr Pflichtgefühl und die Sorge für ihren Ruf ſiegten über ihre Eitelkeit. Sie war höflich und freundlich gegen ihn, ſo lange ſie in ſeinen Bewerbungen nichts ſah, was ſie beunruhigen konnte, behandelte ihn aber ſtrenge, ſobald er ihr die Gluth geſtehen wollte, die ihn verzehrte. Während Petrarca über 20 Jahre lang den Gegenſtand ſeiner Liebe beſang, und um ihre Gegenliebe warb, oder eine unglückliche Leidenſchaft zu bezwingen ſuchte, wußte Laura den feurigen Liebhaber durch den, in des Sängers Liedern ſo gut geſchilderten Wechſel von Strenge und Beweiſen ihres Wohlwollens, ohne ihre Ehre im mindeſten zu verletzen, in jener langen Zeit zu feſſeln. Nie aber ſah ſie den Dichter in ihrer Wohnung, weil die Sitte ihrer Zeit es verbot, und ihres Mannes Eiferſucht es nicht geduldet haben würde. Seit ihrer Verheirathung wohnte ſie ſtets in Avignon, in ihres Schwiegervaters Hauſe an der Rhone, unter dem päpſtlichen Palaſte, auf dem Felſen, von deſſen Höhe Petrarca mit ſo viel Entzücken auf die luſt-

wandelnde Laura im Garten hinabſah. In demſelben Jahre (1334), als Petrarca ſich nach Vaucluſe begab, nicht in der Abſicht, ſich ihr zu nähern, ſondern ſie zu fliehen und in der lieblichen Einſamkeit Ruhe zu ſuchen, ward Laura von einer anſteckenden Krankheit befallen, die große Verheerungen anrichtete; aber ſie genaß, und wurde dem Sänger nur noch theurer. Der Maler Simon von Siena, der nach Avignon gerufen war, um den päpſtlichen Palaſt zu verzieren, malte 1339 Laura's Bildniß, und gab es dem Dichter, der ihn dafür mit 2 Sonetten belohnte. Ob Laura ihre Einwilligung gegeben, ſich für Petrarca malen zu laſſen, oder ob er nur eine Nachbildung erhielt, oder ob der Künſtler vielleicht die Züge der ſchönen Frau ſich ſo tief eingeprägt hatte, daß er ſie auch ſpäterhin wieder auf die Leinwand werfen konnte, muß unausgemacht bleiben, gewiß aber iſt, das er in der Folge Laura's Geſtalt in mehrern Gemälden anbrachte, namentlich in dem Gewölbe der alten Hauptkirche zu Avignon. Als Petrarca 1342 mit dem, auf dem Capitol ihm zuerkannten Lorbeer gekrönt, nach Avignon zurückkam, war Laura minder ſtrenge gegen ihn, ſei es, daß ſein Ruhm ihr ſchmeichelte, oder die Beſtändigkeit eines Liebhabers, den lange Abweſenheit ihr theuer gemacht hatte, ſie rührte. Petrarca ſah ſie häufiger, und ging nur ſelten und auf kurze Zeit nach Vaucluſe. Seine, in ganz Europa verbreiteten Dichtungen hatten die Schönheit ſeiner Geliebten berühmt gemacht, und alle Fremden, die nach Avignon kamen, wollten Laura ſehen. Carl von Luxemburg, der nachmalige Kaiſer Carl IV., ſah ſie auf einem Balle, dem man ihm gab, und alle übrigen Frauen aus dem Wege winkend, näherte er ſich ihr, und küßte ſie auf Stirne und Augen. Aber ſchon hatten die Zeit, die wiederholten Beſchwerden der Mutterſchaft, häusliche Sorgen, die beſonders die wunderliche Laune ihres Mannes und das ſchlechte Betragen ihrer älteſten Tochter ihr bereiteten, die Züge der anziehenden Frau ſo ſehr verändert, daß ſich bei denjenigen, die ſie zum erſten Male ſahen, ein unwillkürliches Erſtaunen mit der Bewunderung miſchte. „Wie!“ ſprach ein Prinz, „iſt ſie die Wunderſchöne, die ſo viel Aufſehn gemacht, und dem Petrarca den Kopf verrückt hat?“ Im September 1347 nahm Petrarca Abſchied von ihr. Er ſah ſie in einer Frauengeſellſchaft. Sie war ernſt und nachdenkend, ohne Schmuck, ohne Perlen, und aus ihren Blicken ſprach die Furcht vor einem Übel, das ihr noch nicht nahe war. Zu Thränen gerührt, entfernte er ſich, und ſuchte ſeine Rührung zu verbergen. Laura folgte ihm mit einem zärtlichen, in's Innerſte dringenden Blicke, der unauslöſchlich in ſeiner Seele blieb. Traurige Ahnungen ſchienen die ewige Trennung ihnen anzukündigen. Eine, aus Oſten ſtammende, furchtbare Peſt, der ſchwarze Tod, die 3 Jahre lang Verheerungen in Europa anrichtete, kam 1348 nach Avignon, und auch Laura ward am 6. April früh um 6 Uhr, wie es Petrarca in wehmüthiger Erinnerung an die Geburtsſtunde ſeiner Liebe gleichfalls aufgezeichnet hat, ein Opfer der Seuche, und darauf an demſelben Tage in der Kirche des Minoritenkloſters begraben. Einige Alterthumsforſcher erlangten 1533 die Erlaubniß, Laura's Grab zu öffnen. Man fand darin eine bleierne Büchſe mit einem Pergamentbriefe, worauf ein Sonnet mit Petrarca's Unterſchrift ſtand, das aber nicht aus dem Geiſte des berühmten Dichters hervorgegangen, ſondern das Werk eines ſeiner Freunde zu ſein ſchien, und eine Münze, die eine weibliche Geſtalt zeigte, welche ihren Buſen bedeckte, mit der Umſchrift: M. L. M. J. (vielleicht: Madonna Laura morta jace). Franz I., der in demſelben Jahre nach Avignon kam, beſuchte das Grab, machte eine Grabſchrift auf Laura, und befahl, ein

Denkmal zu errichten, was jedoch nicht ausgeführt wurde. Büchſe und Münze wurden um 1730 von dem Unter-Sacriſtan an einige Engländer verkauft, das Sonett aber ging verloren, als 1791 das Schloß der Familie Sade verwüſtet wurde. Das Grab ſelbſt wurde in dem Revolutionsſturme mit der Kirche zerſtört, und man findet keine Spur mehr davon. Der Präfect von Vaucluſe ließ 1804 den, der Familie Sade zurückgegebnen Grabſtein in die alte Hauptkirche von Avignon bringen. Den, durch ſorgfältige Forſchungen gewonnenen Ergebniſſen, die wir im Vorſtehenden mitgetheilt haben, hat neuerlich der Abbé Coſtaing widerſprochen, und durch ganz unhaltbare Gründe darthun wollen, daß Petrarca's Laura aus der Familie de Baux geſtammt habe, und die Tochter Adhemars de Baux geweſen ſei (ſ. La Muse de Pétrarque dans les collines de Vaucluse. Paris und Avignon. 1819). [Vgl. Petrarca.]

Lauſanne, eine angenehme Stadt auf drei Hügeln, Hauptſtadt des Waadtlandes (Pays de Vaud) in der Schweiz, eine halbe Stunde vom Genferſee, hat ſeit 1536 ein Gymnaſium, welches 1806 zu einer akademiſchen Lehranſtalt mit 14 Profeſſoren und einem Rector erhoben iſt, zählt 1300 Häuſer und 8000 Einwohner. Die ehemaligen hieſigen Gold- und Silberarbeiter, ſo wie die vielen Buchdruckereien, haben in der letzten Zeit bedeutend abgenommen; auch beſitzt die Stadt einigen Handel mit eignen Weinen. Ihren vorzüglichſten Erwerbzweig haben die Einwohner jedoch von den vielen Fremden, welche wegen der ſchönen Lage, ſo wie in der Abſicht, ſich in der franzöſiſchen Sprache und im geſellſchaftlichen Tone der feinen Welt auszubilden, aus allen Gegenden Europa's nach Lauſanne kommen. Die Stadt ſtand ehemals unter dem Canton Bern, deſſen Landvogt auf dem biſchöflichen Schloſſe wohnte, und über das umliegende Land zu gebieten hatte. Der Biſchof verlegte ſeinen Sitz, ſeit die Stadt die reformirte Religion angenommen hatte, von Lauſanne nach Freiburg.

Lauſitz heißt das, über 200 Q. M. umfaſſende Land, welches gegen Mittag an Böhmen, gegen Abend an Meißen und den ehemaligen ſächſiſchen Kurkreis, gegen Mitternacht an Brandenburg und gegen Morgen an Schleſien grenzt, und von ſeinen beiden Hauptflüſſen, der Spree und Neiſſe, von Mittag nach Mitternacht durchſchnitten wird. Die Zahl der Einwohner beträgt ungefähr eine halbe Million, wovon der kottbuſſer Kreis mit 34,600 E. auf 17 Q. M. vor dem tilſiter Frieden zu Brandenburg, das übrige Gebiet aber bis 1815 ganz zum Königreich Sachſen gehörte. Geſchichtlich iſt erwieſen, daß ſeit der Völkerwanderung Stämme der ſlaviſchen Sorben, die Urväter der heutigen Wenden, unter eignen, freien Häuptlingen die Lauſitz bewohnten, welche erſt 922 vom Kaiſer Heinrich I. zinsbar gemacht und 968 zum Chriſtenthum bekehrt wurden. Nur allmälig konnten die Sorben ſich an deutſche Herren gewöhnen; im Anfange des 11. Jahrh. hielten ſie es mit Polen, und kamen nach blutigen Kriegen erſt 1032 wieder zum Markgrafthum Meißen, dem Heinrich die Lauſitz untergeben hatte. Wratislaw von Böhmen beſaß im 11. Jahrh. die ganze Lauſitz, konnte ſie aber gegen Heinrich den ältern von Meißen nicht behaupten, und erſt deſſen Sohn, Heinrich der jüngere, verlor ſie wieder 1123 an Wieprecht von Groitzſch, den Eidam Wratislaw's. Wieprechts Sohn, Heinrich, vereinigte beide Markgrafthümer. Nach deſſen unbeerbtem Tode 1136 fiel die NL. an Conrad d. Gr. von Meißen, die OL. aber an den böhmiſchen Prinzen Sobieslaw. Durch Heirath erwarb Albrecht II. von Brandenburg 1205 Kamenz und Ruhland in der OL., und des böhmiſchen Königs, Wenzel Ottocar, Eidam, Otto III., 1231 den Reſt des Landes. Nur

Zittau mit ſeiner Pflege blieb bei Böhmen, das übrige Gebiet der OL. beſaßen die Markgrafen von Brandenburg als böhmiſches Lehn, und ſeit 1330 auch die, bisher zu Meißen gehörige NL. als Pfand. Da die askaniſchen Markgrafen von Brandenburg 1319 ausgeſtorben waren, gab Ludwig der Baier die NL. mit Brandenburg ſeinem Sohne Ludwig; die Stände der OL. aber unterwarfen ſich freiwillig dem böhmiſchen Könige, Johann von Luxemburg, und Herzog Heinrich von Jauer erhielt, wegen der Anſprüche ſeiner Mutter, die Städte Görlitz und Lauban mit ihren Pflegen; doch trat er ſie 1329 gegen anderweite Entſchädigung auch an Böhmen ab. Dieſer freiwilligen Übergabe verdanken die Stände der OL. den größten Theil ihrer Freiheiten. Die Lauſitz blieb den Königen von Böhmen in den huſſitiſchen Unruhen treu, mußte aber dafür von den Huſſiten die ſchrecklichſten Verheerungen erdulden. Erſt 1459 erkannte ſie Georg Podiebrad als König an, wandte ſich aber 1467 unter den Scepter des Königs Matthias von Ungarn, der auch im olmützer Frieden 1479 die Lauſitz behielt. Unter ihm kamen die Benennungen Ober- und Nieder-Lauſitz für den ſüdlichen und nördlichen Theil des Landes auf, auch erneuerten die Städte der OL. 1476 und 1490 ihren Bund, und gründeten dadurch die, bis auf die neuſten Zeiten beſtandne Vereinigung der Sechsſtädte (Bautzen oder Budiſſin, Görlitz, Zittau, Lauban, Kamenz, Löbau), welche von den Kaiſern und böhmiſchen Königen Freiheiten zu erlangen wußten, die ſie den Reichsſtädten ähnlich machten. Sie unterhielten ſtehende Mannſchaften, und vertheidigten ſich in den Kriegen dieſes Jahrhunderts meiſt auf eigne Hand. Nach Matthias Tode, 1490, blieben beide Markgrafthümer bei der Krone Böhmen, und kamen mit derſelben, 1526, an Ferdinand I. von Öſterreich, von dem ſie, wegen eigenmächtiger Einführung des Proteſtantismus, harte Bedrückungen litten. Beſonders wurden die Sechsſtädte des größten Theiles ihrer Freiheiten beraubt, und mußten große Summen opfern, um ſie allmälig wieder zu erlangen. Durch die Wahl des Kurfürſten Friedrich von der Pfalz zum Könige von Böhmen wurde die Lauſitz, die ihm nie huldigte, in den 30jährigen Krieg verwickelt. Der Kurfürſt Johann Georg I. von Sachſen beſetzte ſie 1620 in des Kaiſers Namen, und behielt ſie, als Pfand für 72 Tonnen Goldes aufgewendeter Kriegskoſten und andrer Schuldfoderungen an den Kaiſer, bis 1635, wo ſie im prager Frieden mit allen Hoheitsrechten, jedoch als böhmiſches Lehn, förmlich vom Kaiſer an Sachſen abgetreten wurde. Seitdem theilte die Lauſitz, als ein, von den kurſächſiſchen Erblanden geſondertes, zu keinem Reichskreiſe gehöriges Nebenland, alle Schickſale Sachſens. Die Natur hat dieſes Land mit mannichfaltigen Hülfsquellen geſegnet. Die Abwechslung ebner und gebirgiger Gegenden bietet nicht nur die reizendſten Anſichten und merkwürdige Naturſchönheiten in der OL. dar, ſondern auch den Anblick eines lebendigen Verkehrs zwiſchen den ſüdlichen Gebirgsgegenden und den, nördlicher liegenden Ebenen, welche bis in die Niederung der, faſt durchaus flachen NL. ablaufen. Dieſe hat in ihren Wäldern, vorzüglich an der Grenze von Schleſien und im Spreewalde, an Holz und Wild, in ihren Flüſſen und anſehnlichen Teichen an Fiſchen, und auf ihrem ſandigen Boden an Obſt, Flachs, Heidekorn, Gerſte, Hafer und Gemüſe Überfluß genug, um mit dieſen Artikeln einen einträglichen Handel in's Ausland zu treiben, und Brotgetreide hinlänglich zum Bedürfniß ihrer Einwohner; der Tabaksbau iſt anſehnlich, und im gubner Kreiſe wird ein rother Wein erzeugt, der dem naumburger gleich kommt. Die Bienenzucht iſt in beiden Markgrafthümern nicht unbedeutend. Der lebhafte Ver-

kehr mit Brandenburg und Schleſien gewährt der NL. viele Handelsvortheile. Viel wichtiger für den Handel iſt aber die OL., deren Boden nur in der Ebene Viehzucht und Ackerbau begünſtigt, doch bei weitem nicht das hinlängliche Brotgetreide für die ſtarke Bevölkerung von 320,000 E. auf 100 Q. M. liefert. Die Niederungen im nördlichen Theile der OL. ſind reich an Holz und Fiſchen, der daſelbſt häufige Raſeneiſenſtein beſchäftiget einige hohe Öfen und Hammerwerke, in der muskauiſchen Haide wird viel Alaun gewonnen, in den ſüdlichen Gegenden gibt es anſehnliche Torflager und bei Zittau Braunkohlenbergwerke. Doch die meiſten Hände beſchäftigt der Gewerbfleiß und zwar in den Städten die Tuch- und Strumpffabrication, in den ſüdlichen Gebirgsdörfern, unter denen mehrere 3 bis 5,000 E. zählen, die Weberei; welche ſich ſonſt über alle Arten Leinwand erſtreckte, jetzt aber mehr baumwollne Waaren liefert. Die Damaſtweber in Großſchönau, einem Dorf von 4,000 E. bei Zittau, fertigen Tafelzeuge, deren Glanz und Feinheit noch von keiner andern Damaſtfabrik erreicht worden iſt. Der ſonſt ungemein bedeutende Großhandel der oberlauſitzer Kaufleute mit dieſen, beſonders den leinen Waaren hat jedoch ſeit 10 Jahren ſehr abgenommen und nur in Tuchen und Tafelzeugen werden noch Geſchäfte nach Italien, Rußland und Amerika gemacht. Die Grenzorte gewinnen bei dem Tranſito- und Schleichhandel nach Böhmen. An dieſer Gewerbthätigkeit haben bloß die deutſchen Lauſitzen Antheil; die Wenden, welche ungefähr den vierten Theil der Bevölkerung ausmachen, treiben nur Viehzucht und Ackerbau. Juden ſind bloß in dem niederlauſitziſchen Städtchen Friedland anſäſſig. Die alte, vom Kurfürſten Johann Georg I. 1636 beſtätigte Verfaſſung ſicherte den Ständen große, vorzüglich in der Oberlauſitz in ihrer Art einzige, Gerechtſame. Die Oberamtsregierung zu Bautzen, als oberſte, nur dem Geheimenrathe in Dresden untergebene Regierungs- und Juſtizbehörde, hat die beiden Ämter Budiſſin und Görlitz als Behörden der beiden Kreiſe gleiches Namens unter ſich. Die landesherrliche Finanzſtelle iſt die Landeshauptmannſchaft zu Budiſſin, welche die Einkünfte von den Regalien, z. B. Zoll, Stempelgebühren u. ſ. w. bezieht. Conſiſtorialſachen der Evangeliſchen gehören vor die Civilobrigkeiten und vor die Oberamtsregierung. Die Brüdergemeinen hangen unmittelbar von dem geheimen Concilio ab, (vergl. d. Art. Brüdergemeine und Herrnhut.) Die Sechsſtädte ſtehen allein unter der Oberamtsregierung. Zu den Ständen, unter denen alle, außer den Prälaten und den Abgeordneten der Sechsſtädte, von ſtiftsfähigem Adel ſein mußten, gehörten: 1. die Beſitzer der Standesherrſchaften Königsbrück und Reibersdorf: 2. die Prälaten, nämlich das Domſtift zu Budiſſin, die Ciſterzienſer-Nonnenklöſter Marienſtern und Marienthal, die Klöſter von evangeliſchen, adeligen Kloſtervoigten, das Domſtift, vom Dechant deſſelben vertreten, welcher letztre den Biſchofstitel, die Aufſicht über die Klöſter und die kirchliche Gerichtsbarkeit, über die Katoliken in der OL., ungefähr 15,000 Seelen, führt: 3. die begüterte Ritterſchaft beider Landkreiſe, welche in Anſehung der Rittergüter das Recht des Vorkaufs vor den Bürgerlichen hat. Die Gegenſtände der Berathſchlagungen waren (und ſind für die Stände des ſächſiſchen Antheils noch) hauptſächlich die landesherrlichen Steuerfoderungen, welche von den Ständen unter dem Titel gutherziger Bewilligungen zugeſtanden und im Ganzen aus den Landſteuerkaſſen abgeführt, aber verfaſſungsmäßig auf das Land und die Sechsſtädte vertheilt und von jedem Stadtrathe in ſeinem Gebiete, wie von den Landſtänden in beiden Landkreiſen, abgeſondert durch willkürlich ausgeſchriebne Steuern aufgebracht werden. Dieſe Verfaſſung der

Oberlauſitz, bei der dieſe Provinz eigentlich von den Ständen unter Genehmigung des Landesherrn regiert wurde, hat bei Gelegenheit des ſächſiſchen Landtages (1817 und 1818) vom Könige für den verbliebnen Landestheil eine neue Beſtätigung erhalten, und nur das Selbſtregieren iſt inſofern eingeſchränkt worden, als die Landeshauptmannſchaft in königliches Rentamt und das Oberamt zu Budiſſin in eine Oberamtsregierung verwandelt ſind, welche leztre aus einem königlichen Präſidenten und vier königlichen Räthen beſteht, vom Regenten allein abhängt, übrigens aber die Geſchäfte des Oberamts behalten hat. Von der Bevölkerung blieben (169,800) Seelen, alſo die Mehrzahl bei Sachſen, welches den ihm gelaſſenen, an Flächeninhalt kleinern Landestheil 55 Q. M. in einen Kreis, den budiſſiniſchen, zuſammenzog. Steuerfreiheit genießen nach der alten Verfaſſung in beiden Lauſitzen nur die adeligen Stände für ihre Perſonen; ihre Rittergüter ſind aber, wie andre Grundſtücke, der Beſteuerung unterworfen. Die Leibeigenſchaft findet in beiden Lauſitzen nur noch in dem Sinne Statt, daß die auf dem Grund und Boden der Rittergüter und Herrſchaften Gebornen erbunterthänig, und ſowol zu beſtimmten Hofdienſten, als auch zur Entrichtung eines Losgeldes, wenn ſie wegziehen, verpflichtet ſind. Sonſt ſteht ihnen jeder Weg an die Landesbehörde frei, und einzelne Perſonen ſowol, als Gemeinen können Prozeſſe gegen ihre Herrſchaften führen. Schutzunterthanen und Koloniſten, deren es viele gibt, ſind nicht erbunterthänig, aber zu einem gewiſſen Schutzgelde verbunden. Die Niederlauſitz hatte auch eine ſtändiſche, obwol weniger freie, Verfaſſung. In der ganzen NL. und der mit ihr zugleich d. 18. Mai 1815 an Preußen abgetretnen größren, öſtlich und nördlich gelegnen Hälfte der Oberlauſitz, (zuſammen 151 Q. M. mit 294,700 Einw.), iſt die ältre Verfaſſung dadurch faſt ganz vernichtet worden, daß der König von Preußen dieſe Landestheile in geiſtlichen und bürgerlichen Angelegenheiten den Regierungen zu Frankfurt a. d. O. und Liegnitz, in Juſtizſachen den Oberlandesgerichten zu Frankfurt und Glogau untergeben, die Regierung, die Conſiſtorien und das Amt Görlitz aufgelöſt, neue Steuern und Auflagen ohne Rückſprache mit den Ständen eingeführt, und überhaupt die Eigenthümlichlichkeit der Lauſitz, als einer für ſich beſtehenden Provinz, verwiſcht hat. 1817 wurde im Kloſter Neuzelle ein Seminarium für Schullehrer errichtet. An öffentlichen Bildungs-Anſtalten hat die ſächſiſche Oberlauſitz blühende Gymnaſien in Budiſſin, und Zittau, Bürgerſchulen in Zittau, Löbau, Budiſſin und Kamenz, und Seminarien für Landſchullehrer in Zittau und Budiſſin. E.

Laute hat ihren italieniſchen Namen (il liuto), ſo wie ihren franzöſiſchen (le luth), wahrſcheinlich vom deutſchen erhalten, und iſt aus der alten **Lyra** (ſ. d. Art.) entſtanden. Bei den Lateinern heißt ſie Chelys oder Testudo. Sie hat einen gewölbten Bauch (Corpus), von ſehr dünnen Spänen zuſammengeſetzt, einen Reſonanzboden (Dach) von Tannenholze, einen Stiel von anſehnlicher Länge, welcher Griff heißt, an deſſen Ende der Hals befindlich iſt, woran die Töne durch Bände gezeichnet ſind, und oben einen krumm heruntergebognen Kopf, (Kragen), woran die Saiten (welche mit der linken Hand, wie ungefähr bei der Guitarre, gegriffen und mit der rechten Hand angeſchlagen werden) durch Wirbel befeſtigt ſind. Gemeiniglich hat dies Inſtrument zwölf bis dreizehn Chöre (Doppelſaiten), welche jedesmal nach der Tonart, aus welcher man ſpielen will, geſtimmt werden müſſen. Die Noten, nach welchen man dieſes Inſtrument ſpielt, pflegen nicht wie gewöhnlich, auf fünf, ſondern auf ſechs Linien geſchrieben zu werden. Man

hatte ehemals folgende verſchiedne Lauten: Die kleine Octav-Laute, die kleine Discant-Laute, die Choriſt-(Alt-), die Tenor-, die Baß- und die Großoctavbaß-Laute. Wahrſcheinlich iſt die ungemeine Schwierigkeit, mit welcher dieſes Inſtrument theils geſtimmt, theils geſpielt wird, und die unaufhörliche Verſtimmung deſſelben, der Grund, weshalb es aus der Mode gekommen iſt.

Läuterung (in der Rechtspraxin) beſteht darin, daß man über ein dunkles oder unbilliges Urtheil Beſchwerde führt, mit Bitte, der Richter wolle ſolches ändern oder erklären. Zuweilen fügt man die Appellation (ſ. d. Art.) auf den Fall bei, daß der Richter jene Bitte außerdem nicht geſtatten würde. Nach ſächſiſchen Rechten muß eine Läuterung innerhalb zehn Tagen geſchehen, d. h. ehe das, vom Richter ausgeſprochne Urtheil rechtskräftig wird. In dem ſächſiſchen Appellationsgerichte zu Dresden iſt, außer der erſten Läuterung, noch eine Oberläuterung zugelaſſen.

Lava, ſ. Vulkan.

Lavalette (Marie Chamans Graf von) Ober-Poſtdirector unter Napoleons Regierung, geb. zu Paris 1769 von geringen Ältern. Seine Mutter erhielt von dem berühmten Geburtshelfer Baudelocque, der ſie oft als Amme gebrauchte, die Mittel, dem Knaben eine Erziehung über ſeinen Stand zu geben. Durch angeſtrengten Fleiß bereitete ſich Lavalette zum geiſtlichen Stande vor, doch änderte er, ehe er völlig zu dieſem Berufe überging, ſeinen Entſchluß, und widmete ſich dem Studium der Rechte. Die Revolution ſtörte ihn abermals in ſeinen Beſtrebungen und gab ſeinem Ehrgeize eine andre Richtung. Er ward Offizier der Nationalgarde, und vertheidigte im Auguſt 1792 die Tuilerien. Später diente er am Rhein und in Italien, wo Buonaparte, der Beweiſe von ſeiner Geſchicklichkeit und Verſchwiegenheit erhalten hatte, ihn zu ſeinem Adjutanten machte, und ihm ſeinen geheimen Briefwechſel anvertraute. Durch ſeine Vermählung mit der Nichte der Kaiſerin Joſephine, der Tochter des Marquis Beauharnois, wurde er noch feſter an Buonaparte gebunden. Er begleitete dieſen nach Ägypten, wurde nach Buonaparte's Erhebung Ober-Poſtmeiſter und ſpäterhin zum Grafen erhoben. Nach der Herſtellung des königlichen Hauſes verlor er ſeine Stelle, aber ſein Nachfolger Ferrand fragte ihn oft in Dienſtangelegenheiten um Rath. Am 20. März, wenige Stunden nach der Flucht des Königs, erſchien er mit dem General Sebaſtiani im Poſtamt, und foderte Ferrand, mit Beobachtung der größten Höflichkeit, auf, ihm, als vom Kaiſer ernannten Ober-Poſtmeiſter, ſeine Stelle zu übergeben, und erlaubte ihm nur wenige Minuten, ſeine Schriften zuſammen zu ſuchen. Er traf alsdann ſchnell Maßregeln, Napoleons Unternehmen zu befördern, und zeigte ungemein viel Wachſamkeit und Thätigkeit. Die Pärswürde war ſein Lohn. Nach der Rückkehr des Königs ward er verhaftet, und im November 1815 von Geſchwornen, die der allgemein herrſchende Schwindelgeiſt jener Zeit ergriffen hatte, als Napoleons Mitſchuldiger zum Tode verurtheilt. Schon war der Tag ſeiner Hinrichtung beſtimmt, als am Vorabend ſeine Frau die Erlaubniß erlangte, ihn zu beſuchen. Sie ließ ſich, von ihrer zwölfjährigen Tochter und deren Hofmeiſterin begleitet, in einer Sänfte zu ihrem Manne bringen. Nach einiger Zeit erſchienen die beiden letztern an dem Gitterthore und wünſchten hinausgelaſſen zu werden. Sie ſchienen die Gräfin Lavalette zu unterſtützen, die ſich in ihren Pelzmantel gehüllt hatte, und das Schnupftuch vor die Augen haltend, in die tiefſte Betrübniß verſunken zu ſein ſchien. Als nach einigen Minuten der Gefangenwärter im Ker-

ker erſchien, war der Gefangene verſchwunden und die Gräfin ſaß auf ſeinem Platze. Es ward alsbald Lärm gemacht, und als man die Sänfte einhohlte, fand man nur das Kind darin, da Lavalette ausgeſtiegen war und ſich davon gemacht hatte. Er verbarg ſich, trotz aller Wachſamkeit der Polizei, gegen 14 Tage, und bereitete indeß die Mittel zu ſeiner Flucht vor. Drei großmüthige Engländer, Robert Wilſon, Kapitän Hutchinſon und Herr Bruce, bekannt durch ihren Eifer in der Unterſtützung freiſinniger Grundſätze und durch ihren Haß gegen die, zu jener Zeit in Frankreich herrſchende Faction, leiſteten ihm Beiſtand. Er entkam unter ihrem Schutze in der Kleidung eines engliſchen Generals und erreichte glücklich Belgien, wo man ihn gaſtfreundlich aufnahm. Von hier ging er nach München. Seine heldenmüthige Frau wurde eine Zeitlang im Gefängniſſe behalten. Die heftigen Gemüthsbewegungen, welche ſie ergriffen hatten, zerrütteten aber ihren Geiſt. Ihr Mann ward 1821 vom König begnadigt und kehrte nach Frankreich zurück.

Lavater (Joh. Caſpar), ragt unter den Männern, die in der Bildungsgeſchichte des 18. Jahrh. Epoche machen, noch mehr durch das, was er war, als durch das, was er leiſtete, hervor. Er ward 1741 zu Zürich geboren, wo ſein Vater als Arzt und rechtlicher Bürger in Achtung ſtand. Die Mutter, eine lebhafte Frau von gutem Verſtande und ſtarken Leidenſchaften, hielt das, ohnehin mehr zarte, als kräftige Gemüth ihres Kindes durch launenhafte Strenge nieder, und er wurde unter ihrer Ruthe ein weinerlicher, furchtſamer Knabe, der, blöde unter ſeinen Geſpielen, ungelehrig in der Schule, am behaglichſten in ſtillen Träumereien, bei denen es immer auf geheime Wirkungen hinauslief, und im einſamen Spiele mit allerlei Wachspüppchen, die er ſich ſelbſt geſtaltete, Anlagen der Phantaſie und des Bildungstriebes, doch ſonſt nichts Bedeutendes verrieth. Dabei nahm ſein hülfeſuchendes Herz früh die Richtung auf Gott; Bibelleſen und Gebet wurden ihm Bedürfniß, und ſchon als Schüler der untern Gymnaſialklaſſen fingen ſeine Erfahrungen von der Erhörung ſeiner beſtimmteſten Bittgebete an, womit es meiſt ſehr natürlich zuging. Merklicher gedieh die Entwickelung ſeines Geiſtes in den höhern Klaſſen, wo er Breitinger's und Bodmer's Unterricht genoß. Die ihm von Kindheit an eigne Flüchtigkeit und Eile ließ es zu einem tiefern Eindringen in philologiſchen Studien freilich nicht kommen, und ſeine Kenntniß des klaſſiſchen Alterthums blieb oberflächlich; früh hervorſtechend aber war ſeine Neigung und Fertigkeit, ſich der Beſtimmung des von ihm erwählten geiſtlichen Standes gemäß über Alles, was er empfand und dachte, auszudrücken und redſelig mitzutheilen. Er nährte und übte ſie in den ernſten Freundſchaftsbündniſſen, die er um dieſe Zeit mit mehrern edlen Jünglingen aus den berühmten zürichſchen Familien Heß und Füßli anknüpfte. Menſchen beobachten, über ſeinen und Andrer Seelenzuſtände wachen, lehren und zur Frömmigkeit ermuntern, wurde das Lieblingsgeſchäft, das er an und mit ſeinen Freunden betrieb. Als 21 jähriger Jüngling ſprach er ſich durch eine auffallende Probe von Thatkraft und Unerſchrockenheit mündig. Den Landvogt Grebel, einen durch hohe Verbindung geſchützten Beamten, deſſen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu rügen, Niemand gewagt hatte, klagte er 1762 in Gemeinſchaft mit Heinrich Füßli, dem nachher in England berühmt gewordnen Maler, erſt ohne ſich zu nennen, dann öffentlich bei der Regierung an. Nichts als Gerechtigkeits- und Vaterlandsliebe hatte ihn zu dieſem Unternehmen angetrieben, und es gelang. Die Übervortheilten wurden, vermöge eines Beſchluſſes der Re-

gierung, von Grebeln entſchädigt, und die muthigen Rächer des Unrechts mit auszeichnender Achtung belohnt. In Geſellſchaft Füßi's reiſte Lavater 1763 über Leipzig und Berlin, wo er die bedeutendſten Gelehrten jener Zeit kennen lernte, zu Spalding nach Barth in Schwediſch-Pommern, um ſeine Bildung zum Geiſtlichen im Umgange dieſes, von ihm vor andern geachteten Theologen zu vollenden. Mehrere Monate vergingen ihm hier unter theologiſchen und äſthetiſchen Studien ſehr genußreich, und konnte auch Spalding's Ruhe und Klarheit nicht auf ſein feuriges treibendes Weſen übergehen, ſo verdankte er dieſem Aufenthalte doch manchen Wink über die würdige Verwaltung des Predigtamtes, und dieſer Reiſe überhaupt eine nähere Bekanntſchaft mit der deutſchen Literatur. Dies zeigte ſich bald nach ſeiner Rückkehr in die Vaterſtadt, 1764, wo er nun ſeine Zeit zwiſchen jener freundſchaftlichen Seelſorge, bibliſchen Studien und poetiſchen Verſuchen theilte. Klopſtock's und Bodmer's Muſen hatten ſein nicht gemeines Dichtertalent angeregt, das ſich nun täglich in Liedern ergoß und gleich anfangs die ernſte Richtung auf Religion und Vaterland nahm, die es ſein ganzes Leben hindurch behielt. Seine anerkannt trefflichen und gediegnen Schweizerlieder, die 1767, und die Ausſichten in die Ewigkeit, die 1768 zuerſt erſchienen, begründeten ſeinen Ruhm und erwarben ihm eine große Menge Verehrer, die, hingeriſſen von dem Zauber ſeiner phantaſiereichen Darſtellung, ihm nachſahen, daß er in den letztern ſich oft in kühne Muthmaßungen verlor, und die Aufſchlüſſe über das Jenſeits ſchuldig blieb, die ſein zuverſichtlicher Ton zu verſprechen ſchien. So wirkte er ſchon in einem ausgebreiteten Kreiſe, als ihn die Sorgen des häuslichen Lebens (ſeit 1766 war er mit der beſcheidnen, frommen Gattin, die ihn überlebte, verbunden) und die Pflichten des geiſtlichen Amts, in das er 1769 als Diakonus an der Waiſenhauskirche zu Zürich getreten, in Anſpruch nahmen. Doch der Trieb und die Fähigkeit, Vielen Vieles zu ſein, war ihm nun einmal eigen, und während die außerordentliche Wirkung ſeiner Predigten, die von Geiſt, Leben und Glaubenszuverſicht, durch eine ſtarke, herzgewinnende Sprache und einen rührenden Vortag den rauſchendſten Beifall fanden, die anziehende Kraft ſeines Umgangs, durch welchen er Menſchen aus allen Ständen zu genügen und ſich zugleich lehrreich und angenehm zu machen wußte, die ſittliche Reinheit und Einfachheit ſeines Lebenswandels, durch den er ſein Chriſtenthum ohne alle Ziererei und Kopfhängerei bewährte, ſo wie endlich die unermüdete, aufopfernde Herzensgüte, mit der er überall zu nützen ſuchte, und beſonders in der Wohlthätigkeit gegen Arme eher zu viel, als zu wenig that, ihn eigentlich zum Manne des Volks und Liebling ſeiner Gemeinde machte: gingen die in ſeinem immer geſchäftigen Kopfe ſich drängenden Plane auf ein von Jahr zu Jahr ſich erweiterndes Wirken hinaus. Seine Predigten, deren mehrere Bände ſeit 1772 gedruckt wurden, fanden auch im Auslande bald großen Beifall; ſein Sittenbüchlein für Dienſtboten füllte eine mit Unrecht überſehene Lücke in der Volksliteratur ſehr zweckmäßig aus, und die Gedichte, die er von Zeit zu Zeit herausgab, dienten, wie weit auch die meiſten hinter der körnichten Einfachheit und Lebensfriſche ſeiner Schweizerlieder zurückblieben, doch wegen ihrer Herzlichkeit und religiöſen Wärme, Vielen zur Stärkung und Freude. Nur bei einer und gerade der geräuſchvollſten und verſprechendſten ſeiner Unternehmungen wich er, ohne es zu wiſſen, etwas aus der Bahn ſeines ſonſt rein religiöſen Wirkens: wir meinen ſeine Phyſiognomik. Seine früh geübte Beobachtungsgabe und ſeine Menſchenkenntniß hatten ihn in den Stand

geſetzt, ſich von Perſonen jeder Art nach einigem Umgange bald ein treffendes Bild ihrer Natur und ihres Charakters abzunehmen, und da dies Bild in ſeinem, Alles zur Anſchauung geſtaltenden Gemüthe leicht mit der Vorſtellung ihrer Geſichtszüge zuſammenſchmolz: ſo war es kein Wunder, daß er ſich allmälig von einer nothwendigern Übereinſtimmung des äußern Menſchen mit dem innern überzeugte, als die behutſame Menſchenkunde erfahrner Weltleute anzunehmen wagt. Es glückte ihm auch in vielen Fällen, ſeinen Schluß von dem erſten Anblicke einer Perſon oder ihres Bildniſſes, ja nur ihres Schattenriſſes, auf ihre geiſtige, moraliſche Eigenthümlichkeit, bei näherer Erkundigung beſtätigt zu finden. Überall gewohnt, vom Einzelnen ſchnell auf's Allgemeine zu ſchließen, und jede Erſcheinung ſo viel als möglich zu verallgemeinern, kam er auch auf den Einfall, die Linien des Menſchenprofils für zuverläſſige Merkmale des Charakters zu erklären, und die Phyſiognomik, die bisher, was ſie auch noch iſt, nur eine Zuſammenſtellung beſcheidener, auf ähnliche Fälle gegründeter Vermuthungen geweſen war, zur Wiſſenſchaft zu erheben. Seit 1769 hing Lavater an dieſer Idee und ſammelte aus allen Gegenden, die ſein ausgebreiteter, Alles, was damals berühmt war, in den Zauberkreis ſeines Unternehmens hineinziehender Briefwechſel erreichen konnte, Schattenriſſe bekannter Perſonen als Hülfmittel und Beweisthümer ſeiner pſychologiſchen Zergliederungen des Menſchengeſichts. Beſonders ging er auf Chriſtusköpfe aus, und jeder Bekannte, der etwas zeichnen konnte, mußte ihm ein ſelbſterfundenes Chriſtusprofil liefern. Denn mit der chriſtlichen Grundidee ſeines Strebens, die Menſchheit, an die er kindlich glaubte, nach dem ſittlichen Vorbilde Jeſu herzuſtellen, hing in ſeinem menſchenfreundlichen Herzen die Charakterkunde aus den Geſichtszügen, als eine Vorarbeit zur zweckmäßigern Einwirkung auf die Gemüther, eng zuſammen. In die Zeit dieſes phyſiognomiſchen Treibens fällt 1774 ſeine Reiſe in's emſer Bad, der wir eine höchſt anmuthige Episode in Göthe's Leben (3. Bd.) verdanken. Mit Göthe, der ſchon unter ſeine Correſpondenten gehörte, mit Baſedow, Jung-Stilling, Jacobi und andern bedeutenden Männern Deutſchlands befreundete ſich Lavater auf der emſer Reiſe näher, und nicht anders, als man großen Künſtlern zu thun pflegt, wurde er ſchon damals, wohin er kam, von Hohen und Niedern geſucht, bewundert und gefeiert. Eine Berühmtheit, wie wenig deutſche Gelehrte, erlangte er aber in und außer Deutſchland, als die Frucht ſeiner phyſiognomiſchen Studien, ein Prachtwerk in 4 Quartbänden, unter dem beſcheidnen Titel: Phyſiognomiſche Fragmente, 1775 und in den folgenden Jahren an's Licht kam. Eine Menge von Chodowiecki, Lips, Schellenberg und andern jungen Künſtlern geſtochener und meiſt wohlgetroffener Porträts und Schattenriſſe merkwürdiger Perſonen empfahl dieſes Werk, und wie eine Götterſprache wirkte der Schwung des ſchwülſtigen, in poetiſchen Kraftworten und begeiſterten Ausrufungen hinrollenden Styls, in dem Lavater dieſe Bilder erklärte, und das Geheimniß der Phyſiognomik enthüllte. Eine franzöſiſche Überſetzung wurde bald nöthig, und was in jener, für geheime Wiſſenſchaften noch ſehr empfänglichen Zeit nur gelehrt, geſchmackvoll und gebildet hieß, nahm Theil an einer Entdeckung, die nichts Geringeres, als ein Stein der Weiſen für das geſellige Leben zu werden verſprach. Denn wenn ſie Probe hielt, ſo konnten ihre Eingeweihten das Innere jedes Menſchen, der ihnen vorkam, in ſeinen Zügen ohne große Mühe leſen. Beſonders erregte ſie die Aufmerkſamkeit der Großen, denen freilich ein Geheimmittel zur Enträthſelung der Charaktere ihrer Geſellſchafter und Untergebnen am

nöthigſten ſein mochte. Spuren des Genius, Scharfſinn, Vergleichungsgabe und tiefe Blicke in's menſchliche Herz ſind, wie überhaupt Allem, was Lavater ſchrieb, auch ſeiner Phyſiognomik nicht abzuſprechen; nur konnte bei kältrer Prüfung die Unhaltbarkeit des ganzen Entwurfs dem ruhigen Forſcher nicht lange verborgen bleiben. Denn wenn auch Jedermann die Schönheit in denſelben Linien des Profils gefunden hätte, an die ſie Lavater band (wie denn aus ſeinen künſtleriſchen Studien über die Schönheitslinie, die den camper'ſchen jedoch an Gründlichkeit nachſtehen, die Zeichenkunſt wirklich einigen Vortheil zog): ſo wurde doch die voreilige Erhebung des Satzes, daß äußre Schönheit und Häßlichkeit ein treuer Abdruck der innern ſei, zur phyſiognomiſchen Regel durch eine Menge lügenſtrafender Ausnahmen verdächtig. Wo man ihr aber dennoch gläubig nachging, da gab ſie zu ſo vielen, theils lächerlichen, theils gefährlichen Mißgriffen im Urtheil über angenehm verlarvte Sünder, auf deren Antlitz der lavater'ſche Empfehlungsbrief zu leſen war, und mißgebildete Unſchuldige, denen er fehlte, Anlaß, daß Lichtenberg (im göttinger Taſchenkalender auf das J. 1778) und andre Gegner der Phyſiognomik, ſie leicht als eine Modethorheit durchziehen und ihr den Anſpruch auf die ſchöne Firma: „zur Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe," unter der ſie aufgetreten war, abſprechen konnten. Aus der darüber entſtandnen heftigen literariſchen Fehde trug der hannöver'ſche Leibarzt Zimmermann, der treueſte Bewundrer Lavater's, der ſich mit mehr Eifer und Zuverſicht, als Geſchick zum Retter ſeiner Theorie aufgeworfen hatte, unheilbare Wunden, und der unbefangne Theil der Leſer die Überzeugung davon, daß dem Erfinder hier etwas Menſchliches begegnet, und die Grundlage ſeiner Phyſiognomik nur in ſeinen perſönlichen Gefühlen, zufolge deren er ſeine Regeln von den Geſichtszügen einzelner Menſchen, die ihm lieb oder widerwärtig waren, abzog, zu ſuchen ſei. Lavater ſelbſt ſcheint ſpäter von dem ſtarken Glauben daran zurückgekommen zu ſein, und, während er die Heilkunde des innern Menſchen immer eifriger betrieb, ſeine Studien über die Züge des äußern in eine unſchuldige Kunſtliebhaberei verwandelt zu haben (ſ. Phyſiognomik). Unerſchütterlich hielt er dagegen an der ihm eignen Anſicht des Chriſtenthums, die aus ſeinen Phantaſien über die bibliſchen Lehren mehr, als aus dieſen, ſelbſt erwachſen, neue Deutung mit ſteifer Orthodoxie, philoſophiſche Erörterung mit Aberglauben wunderlich vermiſchte. Der Grundzug dieſer Anſicht war ſein Glaube an die Möglichkeit ſinnlicher Erfahrungen von den unſichtbaren Kräften, die das Chriſtenthum in der geiſtigen Welt erweckt hat. Daher ging er in ſeiner Meinung von dem Einfluſſe des verklärten Chriſtus auf die ſichtbare Welt, von der Gemeinſchaft der Gläubigen mit ihm, die ihm faſt eine phyſiſche Verwandtſchaft war von der Allgemeinheit der außerordentlichen Gaben des heiligen Geiſtes, von der Kraft des Glaubens, von dem Rechte der Chriſten auf Erhörung ihrer beſtimmteſten Bittgebete, worüber er ſelbſt merkwürdige Erfahrungen gemacht hatte, überall weiter, als eine richtige Erklärung der heiligen Schrift erlaubt, und auf Vorausſetzungen hin, die ſein, von gelehrter Kritik ganz entblößtes Verſtändniß bibliſcher Ausſprüche und Bilder wenig begründen konnte, folgerte er oft zu ſchnell, was ſeiner Phantaſie annehmlich ſchien. Dies zeigte ſich am auffallendſten in ſeinen größern Epopöen: Jeſus Meſſias und Pontius Pilatus (1781 bis 1786), worin er ſich am getreueſten ausſpricht, und in den Erzählungen eines chriſtlichen Dichters (1795), die insgeſammt, wie überhaupt die religiöſen und poetiſchen Schriften, in denen er dogmatiſirt, deutlich beweiſen, daß er als Theolog zu ſehr Dichter,

und als Dichter zu ſehr Theolog war. Erklärlich iſt es daher, warum ihm ſeine Bekehrungsverſuche bei eigentlichen Gelehrten und ſelbſtſtändigen Männern ſo wenig glücken wollten. Wie redlich er es auch mit dem Wunſche meinte, daß jeder bedeutende Mann, der ihm werth war, ſeine Anſicht theilen möchte; wie geduldig und unverdroſſen er auch bei ſeinen Bemühungen, Andre zu überzeugen, verfuhr; etwas Gewaltſames und für die Angegriffenen Peinliches lag immer in ſeiner gewohnten Manier, Andersdenkende durch die Alternative; daß ſie ihn entweder widerlegen oder ſeinen Glauben annehmen ſollten, zu unumwundenen Erklärungen zu nöthigen. Auf dieſe Art hatte er im erſten Jugendfeuer die Bekehrung des jüdiſchen Philoſophen Mendelsſohn unternommen; ein Verſuch, der natürlich fehlſchlug und ihm eine beſchämende Zurechtweiſung zuzog, ohne ihn von ähnlichen mißlichen Wagſtücken abzuhalten. Ausweichende oder derbe Erwiedrungen hatten Derbheiten auch von ſeiner Seite zur Folge, und mancher, ihm ſonſt gewogne Gelehrte ward dadurch von ihm entfernt. So kam er zum Theil durch eigne Schuld in den Ruf eines Schwärmers, der ſich in Alles miſche, und ſeine Meinungen Jedermann aufdringen wolle, und je bedeutender ſein Geiſt, Anſehn und Anſpruch waren, deſto ſchärfer urtheilte man nun über jeden ſeiner Schritte. In der That war es ihm natürlich, an jeder öffentlichen Sache, welche die Religion anzugehen ſchien, lebhaften Antheil zu nehmen; ſeine entſchiedne Neigung zum Wunderbaren, Übernatürlichen und Geheimnißvollen verleitete ihn mehr als einmal, die Erwartung von Wundern und Offenbarungen laut werden zu laſſen; und in dem Beſtreben, etwas Unerhörtes zu entdecken und zu ſagen, ſtreifte er oft nahe an das Abentheuerliche. Daher wurde es ihm hoch angerechnet, daß er von Gaßner's Teufelsbeſchwörungen Kenntniß nahm, und ihm eine gewiſſe Glaubenskraft zuſchrieb; aus ſeinem freundſchaftlichen Verkehre mit einigen katholiſchen Theologen zog man die grundloſe Beſchuldigung geheimer Parteilichkeit für den Katholicismus, den Lavater doch nur von ſeinen löblichen Seiten anerkannte, ohne ſich durch die Zumuthungen katholiſcher Eifrer, die ihn zu gewinnen hofften, wie Sulzer in Konſtanz, zu der mindeſten Annäherung bewegen zu laſſen; ja Manche hielten ihn gar für einen geheimen Obern des Jeſuitenordens. Und als er gar von der mesmer'ſchen Entdeckung des Magnetismus neue Aufſchlüſſe über die Natur des Menſchen, und Erklärungen der Wunderkuren Jeſu erwartete, mußte er über ſeinen ernſtlichen Antheil an dieſer Sache Vorwürfe hören, mit denen man ihn gegenwärtig gewiß verſchonen würde. Denn die Beſchaffenheit der Zeit, in die ſein öffentliches Wirken fiel, brachte es überhaupt mit ſich, daß man bei einem Manne, wie Lavater, Lob und Tadel übertrieb. Sein theoſophiſcher und poetiſcher Dogmatismus war, im grellſten Gegenſatze mit der Skepſis, der ſich die Theologie damals, 1770 bis 1790, mächtig entgegendrängte, den Aufklärern natürlich eine Thorheit, ſo wie die Leichtigkeit, mit der er, von dem gewaltigen Regen des Natur- und Freiheitsgeiſtes jener Zeit ergriffen, ſich doch auch wieder manche neue Geſtaltung erlaubte, den Altgläubigen ein Aergerniß, während dagegen eine große Schaar unkritiſcher und wohlgeſinnter Laien, die nur ihr Gefühl beſchwichtigt wiſſen wollten, gerade in ſeinem humanen, das menſchliche Herz ſo vertraulich anſprechenden Chriſtenthume die vollkommenſte Schutzwehr gegen den überhandnehmenden Unglauben fand. Mit einem faſt unbedingten Vertrauen überließen ſich auch außer ſeiner Gemeinde gefühlvolle Halbgelehrte, troſtbedürftige Weltleute und zartſinnige Frauen, die ihn eigentlich am beſten verſtanden, ſeiner geiſtlichen Leitung. Ein lebhafter Briefwechſel

in Gewiſſensangelegenheiten machte ihn zum Seelſorger frommer Familien in allen Gegenden Deutſchlands, und ſeine Reiſen wurden Triumphzüge eines Propheten, an den ſich überall die Gottſeligen drängten, um das Wort des Lebens aus ſeinem Munde zu vernehmen: denn er ließ ſich leicht bewegen, in fremden Städten und an fürſtlichen Höfen, die ihn günſtig aufnahmen, Predigten und Andachtsübungen zu halten, und Gelegenheitsreden geriethen ihm immer beſonders wohl. Kein proteſtantiſcher Geiſtlicher des 18. Jahrh. hat mehr Verehrung genoſſen, als Lavatern auf ſeiner Reiſe nach Bremen 1786 entgegenkam. Ein ehrenvoller Ruf zum Diakonat bei der reformirten Gemeinde in Bremen, den er aus Liebe zu ſeiner Vaterſtadt, in welcher er 1775 Pfarrer an der Waiſenkirche, und 1778 Diakonus an der Peterskirche geworden war, nicht ohne Gepränge und, wie ſich noch gegen Ende des Jahrs 1786 durch ſein Einrücken in das Pfarramt bei ſeiner Kirche zeigte, auch nicht zu ſeinem Nachtheile eben ausgeſchlagen hatte, gab dieſer Reiſe eine beſondre Bedeutung. Man empfing ihn in Bremen wie einen Heiligen; Obrigkeit und Bürgerſchaft beeiferten ſich, ihn mit Beweiſen von Hochachtung und Ergebenheit zu überhäufen, und öffentliche Blätter berichteten, was er dort geſagt und nicht geſagt haben ſollte. In der That hatte auch ſeine Gegenwart etwas Einnehmendes, dem nicht leicht Jemand widerſtand, und wer in der Ferne mit ihm unzufrieden war, befreundete ſich ihm in der Nähe. Der Adel und die ſchweizeriſche Treuherzigkeit ſeines Betragens, die ſtille Begeiſterung und tiefe Sanftmuth ſeines Blicks, die ausgezeichnete Anmuth und Lieblichkeit ſeiner Lippen, die etwas vorgebogne Haltung ſeines ſchlanken, wolgebildeten Körpers, der Ausdruck einer Menſchenfreundlichkeit und Güte, die die Übergewalt ſeines Geiſtes milderte, ohne ſie zu verleugnen, die jungfräuliche Reinigkeit und Zartheit ſeines ganzen Weſens, alles dies gab ſeiner perſönlichen Erſcheinung ſo viel Feierliches und Wohlthuendes, daß man ſich ihm gegenüber unwillkürlich von Ehrfurcht und Liebe ergriffen fühlte. Dazu kam eine ſeltne Faßlichkeit und Verſtändlichkeit im Geſpräche, eine geiſtige Hoheit und Salbung, die auf der Kanzel jedem ſeiner Worte Gewicht gab, die Übereilungen ſeines Eifers im Fluſſe der Rede bedeckte, und ſelbſt im geſelligen Umgange ungezwungen hervorblickend, keinen Spötter gegen ihn aufkommen ließ, eine ſittliche Grazie, die auch ſeine Scherze adelte und jeden Zirkel, in den er eintrat, in Ordnung erhielt, endlich das Eigenthümliche und die Fülle ſeines Gedankengangs, die oft überraſchend und immer anregend und erwärmend auf ſeine Umgebungen wirkten; Eigenſchaften genug, um die Bewunderung und Anhänglichkeit ſeiner Verehrer begreiflich zu machen. Seine Ausſichten in die Ewigkeit hatten ihn überdies bei der Menge längſt in den Ruf höherer Seherkräfte geſetzt, und in ſeinen Erbauungsſchriften waltete, neben tiefer Menſchenkenntniß und ungemeiner moraliſcher Kraft, wirklich das göttliche Leben, das die Gemüther überzeugt, erquickt und tröſtet. Seine Predigten über das Buch Jonas und über die Liebe, die Handbibel und Lieder für Leidende, die Betrachtungen über die wichtigſten Stellen in den Evangelien gehören zu den trefflichſten Erbauungsbüchern in der deutſchen Literatur. Auch ſein Tagebuch eines geheimen Beobachters ſeiner ſelbſt hat unſtreitig viel Gutes gewirkt, und die Argloſigkeit, womit er es bekannt werden lies, würde ihm nie nachtheilig geworden ſein, wenn er nicht zu viele beſondre Umſtände ſeines eignen Lebens hineingemiſcht hätte, die ihn dem Mißverſtande und der Verleumdung bloß ſtellen mußten. Jenes Tagebuch, die Geſchäftigkeit dienender Freunde und Zwiſchenträger, die ihn umlagerten und ſeine Offen-

herzigkeit nicht ſelten mißbrauchten, die Berichte der Reiſenden, welche die Schweiz nicht ſehen konnten, ohne den Propheten in Zürich zu beſuchen, brachten jeden Schritt und jede Äußerung von ihm unter die Leute, ja die öffentliche Aufmerkſamkeit erſtreckte ſich in jenen friedlichen Jahrzehenden, wo man noch Zeit hatte, das Kleine wichtig zu finden, bis auf die unbedeutendſten Vorfälle und Wendungen des lavater'ſchen Lebens und Treibens. So wurde ihm das Glück eines großen Ruhms oft durch ärgerliche Klatſchereien und Händel verbittert, und er war ſelbſt zu wenig beſorgt, jeden Anlaß zu öffentlichen Verhandlungen über ſein Privatleben zu vermeiden. Auch verleitete ihn ſeine, durch allzugroßen Beifall genährte Eitelkeit bisweilen zu kleinlichen Schritten und einer empfindlichen Sorgfalt für ſeinen Ruhm. Dieſer kam allerdings in Gefahr, da er nach einer Reiſe, die er auf Einladung des Miniſters Bernſtorf 1795 nach Kopenhagen unternommen hatte, ein Tagebuch derſelben herauszugeben anfing. Knigge machte ſich ſogleich in der Reiſe nach Fritzlar, und ein Ungenannter in dem ſatyriſchen Freudenliede der Jünger Lavater's, darüber luſtig. Ueberhaupt zeigte ſich in dieſer ſpätern Zeit ſein Geiſt nicht immer kräftig genug, den Mangel einer vollendeten, ungelehrten Bildung, wie ſonſt, durch Neuheit der Gedanken und hinreißendes Feuer der Darſtellung zu decken. Man fing an, ſeine neuern Schriften etwas langweiliger zu finden, in der Anlage und metriſchen Form ſeiner Poeſien entdeckte man unverzeihliche Nachläſſigkeiten und Ungleichheiten, die beſonders ſeine Hexameter in übeln Ruf brachten, und die Breite, mit der er ſeine Gedanken ausdehnt und ihr Mark ausſog, wollte neben der Gedrängtheit neuerer Dichter und Proſaiſten nicht mehr behagen. Dem Kinderſinne ſeines Glaubens war die Zeit nun entwachſen, und die redſeligen Mittheilungen ſeiner Einfälle, Gedanken und Rathſchläge, die er in ſeiner Handbibliothek, dem Anacharſis, dem Vermächtniß an Freunde und andern Schriftchen dieſer Art, wol nur an Freunde richtete, aber doch drucken ließ, hörten auf, anziehend zu ſein. Die Welt war bald mit einem allgemeinern Intereſſe beſchäftigt. Auch Lavatern erfüllte die Revolution, die alles entzündete, anfangs mit republikaniſcher Freude, aber ſeit der Epoche des Königsmords mit einem religiöſen Abſcheu, der, je mehr ihm durch neue Unthaten und Greuel Stoff zuwuchs, ſein ganzes Weſen in eine ſteigende Thätigkeit ſetzte, und die Seelengröße entwickelte, die er beim Eindringen der Revolution in die Schweiz im hohen Grade bewies. Er gehörte damals zu den wenigen Weiſen und Edeln, die den Ausgang ahneten, und ſich im Gedränge ſtreitender Parteien frei und tadellos zu behaupten wußten. Dabei griff er auf der Kanzel und unter dem Volke mit einer Kühnheit, die nur echte Begeiſterung für Recht und Vaterland einflößen kann, in jede öffentliche Bewegung ein, und mit der Klugheit, Geiſtesgegenwart und Genialität, deren nur große Seelen fähig ſind, wußte er in entſcheidenden Augenblicken die rechten Mittel der Rettung zu zeigen, und wo es möglich war, ſelbſt zu helfen. Ihm vorzüglich hatte es Zürich zu danken, daß nicht ſchon unter den ſtäfaer Unruhen 1795 die Gährung allgemein zum Ausbruche kam, und ſeine unerſchrockne Freimüthigkeit und thätige Verwendung hatte großen Antheil daran, daß den Rädelsführern, in deren Sache Zürichs Ehre und Ruhe auf dem Spiele ſtand, das Leben gerettet ward. Noch unter dem Drucke der franzöſiſchen Tyrannei hatte er 1797 für alle ſeine Mitbürger den Muth, den Director Reubel in ſeinem Worte eines freien Schweizers an die große Nation, mit Unterſchrift ſeines Namens, wegen Frankreichs ſchändlichen Benehmens gegen die Schweiz zur Rechenſchaft zu ziehen, worauf eine

vornehme Antwort, aber ſonſt nichts Gefährliches für ihn erfolgte. Auch hörte er nicht auf, mitten unter den heilloſen Umwälzungen ſeines Vaterlands für Recht und Ordnung zu ſprechen, und die Willkür der Machthaber öffentlich zu rügen; und als er endlich auf den lächerlichen Argwohn einer verrätheriſchen Gemeinſchaft mit Rußland und Oeſterreich hin, während einer ſchmerzhaften Krankheit im Mai 1796 nach Baſel deportirt wurde, wunderte man ſich, daß es nicht eher geſchehen war. Die Directoren der Schweiz hörten die Wahrheit nirgends bündiger und derber, als in der Verantwortung, die er nun eingab, und als er, nach einigen Monaten wieder entlaſſen, durch die franzöſiſchen Vorpoſten glücklich nach Zürich zurückgekommen war, fuhr er in ſeiner Amtsthätigkeit mit demſelben patriotiſchen Eifer fort, bis ſie endlich auf die ſchrecklichſte Weiſe gehemmt wurde. Als nämlich am 26. Sept. 1799 Maſſena Zürich wieder einnahm, und Lavater eben auf der Straße beſchäftigt war, herumſchwärmende Soldaten zu erquicken und zu beſchwichtigen, ſchoß ein franzöſiſcher Grenadier ihn meuchlings durch die Seite. Über ein Jahr litt er, mit wenigen Tagen eines leidlichern Befindens, die er den Amtsgeſchäften widmete, an dieſen Wunden, und ſchrieb auf dem Krankenlager ſeine Deportationsgeſchichte, eine nachdrückliche Vorſtellung an die revolutionäre Regierung: Saulus und Paulus, eine chriſtliche Dichtung; eine Menge Briefe, unter andern auch den merkwürdigen an Stolberg, über deſſen Religionsveränderung, und die Ode „Zürich am Ende des 18. Jahrhunderts," die zu den vortrefflichſten Gedichten in dieſer Gattung gehört, und ſeine frühern Poeſien weit hinter ſich läßt. Die ebenfalls ſehr herzliche Ode „Zürich am Anfange des 19. Jahrhunderts," war ſein Schwanengeſang. Gegen Ende des Jahrs 1800 wurden ſeine Schmerzen an den, noch offen ſtehenden Wunden immer empfindlicher, keine Stellung und Lage gab ihm mehr Ruhe, ſein Rücken war ganz wund und gekrümmt, aber die härteſten Qualen trug er mit einer Geduld, Ergebung und Heiterkeit des Geiſtes, die Jedermann zur Bewunderung hinriß, und ſelbſt ſeine Gegner überzeugen mußte, wie ſehr es ihm mit ſeinem Chriſtenthume Ernſt geweſen. So ſtarb er am 2. Jan. 1801 im 60. Lebensjahre, von einer väterlich geleiteten Familie und allen Guten beweint, und ſeiner Vaterſtadt, um die er ſo große Verdienſte hatte, unvergeßlich. Frühere und andächtigere Jahrhunderte, als das, in deſſen Morgenröthe ſeine Sonne unterging, hätten ihn heilig geſprochen; denn in ihm vereinigten ſich, ſelbſt den Märtyrertod nicht ausgenommen, alle die Eigenſchaften, welche die Kirche von ihren Heiligen fodert, und die Meiſten, die ſie verehrt, wurden von ihm an Adel des Geiſtes und Herzens und ungeheuchelter Frömmigkeit weit übertroffen. Ein Chriſt zu ſein, war ſeine Wiſſenſchaft und ſein Ruhm, und daß er ſo ernſtlich danach ſtrebte, hätte ihm Niemand verargen ſollen. Den Schätzen der Gelehrſamkeit verdankte er wenig, er ſchuf mehr, als er las, und was er war, wurde er von innen heraus. Daher das viele Sinnreiche und Erbauliche in ſeinen Schriften, das auch die Zukunft nicht unbenutzt laſſen wird, und ſeine ausgezeichnete Perſönlichkeit, die der Betrachtung und Achtung immer werth bleiben wird. Sein ſittlicher Charakter ward durchaus edel und redlich, nur das Übermaß des Beifalls machte ihn bisweilen klein, doch blieben ſeine Abſichten ſtets lauter, und er vergab ſeinen Feinden gern. Glaube und Liebe waren die Grundſätze ſeiner Natur; Johannes Müller, der ihn, freilich zu günſtig, den Kirchenvater unter den neuen Theologen nennt, konnte mit Recht ſagen, er kenne kaum einen, der wahrhafter und ſtärker glaube, tiefer fühle und inniger um-

faſſe, als Lavater. Der Grund ſeiner Schwächen war mehr in ſeinem, von ſtarken Phantaſien und ausſchweifenden Plänen beſtürmten Kopfe, als in ſeinem Herzen zu ſuchen, und wenn es von der zahlreichen Jüngerſchaft, die ſein Chriſtenthum gebildet hat, noch Überreſte gibt, ſo haben ſie nicht Urſache, darum an ihrem Meiſter irre zu werden, weil er bei großen Talenten und rühmlichen Tugenden auch menſchlich fehlen konnte. E.

Lavinen, Lawinen, Lauwinen (von dem ſchweiz. Louwin, Lauwin, Schneelauwin) bedeutet in der Schweizerſprache große Schneemaſſen, welche von hohen Bergen herabrollen, und durch ihren Sturz oft die größten Verwüſtungen anrichten. Es gibt vornehmlich zweierlei Arten. Die eine nennt man Wind- oder Staublawinen, weil ſie vom Winde losgeriſſen werden, der den friſch gefallnen Schnee mit ſich fortreißt und ſtäubend in die Tiefe ſtürzt. Dieſe ſind zwar, wegen der Geſchwindigkeit, mit welcher ſie einherfahren, die gefährlichſten von allen, ſonſt aber, weil ſie am luftigſten unter allen ſind und man ſich aus ihnen am leichteſten wieder emporarbeiten kann, auch nicht ſo ſehr zu fürchten. Man hat Beiſpiele, daß Leute 24 Stunden unter einer ſolchen Lawine geſteckt haben, ohne zu erſticken. Die zweite Art heißt Berg- oder Schnee-, Schloß- und Schlag- auch Schrundlawinen. Dieſe werden nicht vom Winde fortgeriſſen, ſondern ſtürzen durch ihre eigne Schwere und rollen dann den ganzen Grund, auf welchem ſie liegen, nebſt den darauf befindlichen Bäumen, Felſen ꝛc. mit ſich fort. Sie fallen beſonders um die Frühlingszeit, wenn die angehende Wärme den Schnee näſſer und ſchwerer macht. Ihr Fall macht Berg und Thal erzittern und erregt einen Schall, als ob es donnerte. Die dritte Art, Erdlawinen, entſteht, wenn das Erdreich von lange anhaltender und tief eindringender Näſſe dergeſtalt erweicht wird, daß es mit allen, darauf befindlichen Häuſern, Bäumen und ganzen Wäldern in die Tiefe ſtürzt und oft ungeheuern Schaden anrichtet.

Laviren, bedeutet in der Schifffahrt, ſich gegen den Wind halten, bei widrigem Winde bald nach der einen, bald nach der andern Seite ſegeln, um das Schiff von ſeiner Richtung nicht allzuweit zu entfernen, wodurch man, wenn auch nur wenig, doch immer etwas vorwärts kommt; daher auch figürlich, bedächtig bei einer Sache verfahren. In der Malerkunſt heißt laviren, eine aufgetrage Farbe mit Waſſer vertreiben, eine Zeichnung laviren, d. i. ſie tuſchen, oder mit einer Tinte oder Farbe malen.

Lavoiſier (Antoine Laurent), ein ausgezeichneter Chemiker, geb. zu Paris im J. 1743. Mit Vorliebe ſtudirte er alle Zweige der Naturwiſſenſchaft, und erwarb ſich darin die gründlichſten Kenntniſſe. Als 1764 die franzöſiſche Regierung die beſte Art der Straßenbeleuchtung zum Gegenſtand einer Preisaufgabe machte, war er es, der den Preis gewann. Schon 1768 ward er Mitglied der Akademie. Um dieſe Zeit ſchrieb er verſchiedne Abhandlungen über ſpekulative und praktiſche Gegenſtände der Phyſik. Die Denkſchriften der Akademie von 1770 enthalten ſeine Beobachtungen über die Natur des Waſſers und die vermeintliche Möglichkeit, daſſelbe in Erde zu verwandeln, deren Irriges ihm jedoch wiederholte Verſuche zeigten. Er ſammelte Materialien für die Lithologie und Mineralogie Frankreichs, die er in eine Art von Tabelle brachte. Sie wurden die Grundlage zu einem Werke über die Revolutionen der Erde und die Bildung der Erdſchichten, von dem er 1772 und 1787 Proben gab. Die Natur der Gasarten war damals ein Hauptgegenſtand der Unterſuchung; auch Lavoiſier, durch ſein Vermögen in

Stand geſetzt, große und koſtbare Verſuche zu machen, beſchäftigte ſich damit. In ſeinen Opuscules chymiques 1774 gab er eine Ueberſicht von allem, was bisher in Beziehung auf die Geſchichte der luftförmigen Körper geſchehen, nebſt verſchiednen eignen, höchſt wichtigen Verſuchen. 1776 erhielt er die Oberaufſicht der Schießpulverbereitung, die er ſehr vervollkommnete; 1778 fand und zeigte er, daß die von engliſchen Chemikern entdeckte Luftart, welche Prieſtley dephlogiſtiſirte und Scheele reine Luft nannte, ein Beſtandtheil aller Säuren ſei. Seine Verſuche, durch Verbrennung von Oxygen und Hydrogen Waſſer zu erzeugen und es umgekehrt in dieſe Beſtandtheile wieder aufzulöſen (1783), waren ein wichtiger Vorſchritt zu dem neuen Syſtem der Chemie, als deſſen Begründer jedoch keineswegs er, ſondern der Engländer Cavendiſh, der ſchon 1774 das Oxygen entdeckte, anzuſehen iſt. Es ward vervollſtändigt durch ſeine Theorie der Verbrennung und der Oxydation, ſeine Analyſe der atmoſphäriſchen Luft, ſeine Lehre vom Wärmeſtoff u. ſ. w. und 1789 in ſeinen Elémens de Chymie vollſtändig vorgetragen. Für das neue Maßſyſtem lieferte Lavoiſier mehrere genaue Verſuche über die Expanſion der Metalle. Er wurde zu Rathe gezogen über die beſte und gegen Verfälſchung und Nachmachung ſicherſte Methode der Aſſignatenverfertigung. Der Ackerbau hatte früh ſeine Aufmerkſamkeit beſchäftigt. Als 1791 ein neues Beſteuerungsſyſtem eingeführt werden ſollte, ließ Lavoiſier eine gehaltvolle Schrift unter dem Titel: Sur la Richesse territoriale de la France, erſcheinen, welche indeß nur die Skizze eines großen Werks iſt, zu dem er lange geſammelt hatte. Nachdem er einer der Adminiſtratoren der Caisse d'escompte geweſen, wurde er 1791 zu einem der Commiſſäre des Staatsſchatzes ernannt, und brachte in dieſes Departement eine muſterhafte Ordnung. Mit den Verdienſten eines ausgezeichneten Gelehrten und Geſchäftmannes verband er den liebenswürdigſten Charakter; er war ſanft, dienſtfertig, wohlthätig, anſpruchlos. Aber eben ſeine Vorzüge, ſo wie ſein Reichthum, wurden ihm zur Zeit Robespierre's verderblich. Er wurde angeklagt, verurtheilt und den 8. Mai 1794 hingerichtet. Die Verdienſte Lavoiſier's um die Chemie ausführlich zu würdigen, würde hier zu weit führen. Beurtheilt man ihn nach dem Erfolg, den er hervorgebracht, ſo übertrifft er alle andern Chemiker; ſieht man aber bloß auf die von ihm gemachten Entdeckungen, ſo muß er hinter Scheele, Prieſtley, Cavendiſh und manchen Andern zurückſtehen.

Law (John), dieſer berüchtigte Financier, war der Sohn eines Goldſchmids und 1680 zu Edinburgh geboren. Er zeigte früh viel Neigung und Geſchicklichkeit zum Rechnen und erwarb ſich ſchon als Jüngling das Vertrauen der königlichen Miniſter in Schottland insoweit, daß ſie ihn zum Ordnen der Einkommensrechnungen, die vor der Vereinigung Englands und Schottlands in größter Unordnung waren, gebrauchten. Schon damals ſchlug er, um dem Mangel an baarem Gelde im Lande abzuhelfen, die Errichtung einer Bank vor, welche Papiergeld bis zum Betrage des Werths aller liegenden Gründe des Königreichs ausgeben ſollte; eine Idee, die allen ſeinen ſpätern Plänen ſcheint zum Grunde gelegen zu haben, von den Miniſtern aber billig verworfen wurde. Sein geringes Einkommen ſuchte er damals durch Spiel zu vermehren, um auf einem vornehmen Fuß leben zu können. Nachdem er in einem Zweikampf ſeinen Gegner getödtet, nahm er die Flucht. Er beſuchte Venedig und Genua, aus welchen beide Städten er als ein Verdächtiger vertrieben wurde, durchzog die meiſten Städte Italiens,

wo er ſich durch wohl berechnete Wetten Geld zu verſchaffen wußte, und legte zu Turin dem Herzog von Savoyen ſein Finanzſyſtem vor, ohne jedoch Eingang zu finden. Ein gleiches Schickſal hatte er bei den Miniſtern Ludwigs XIV. Als aber unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans die Finanzen Frankreichs ſich in großer Bedrängniß befanden, gelang es ihm, ſich Gehör zu verſchaffen, ungeachtet ſich alle Finanzmänner und das Parlament zu Paris gegen ſeine Entwürfe erklärten. Sein Plan hatte zwei Gegenſtände: die Errichtung einer Disconto-Bank und einer Handels-Geſellſchaft, welche ein, für goldreich ausgegebnes Land (Louiſiana) benutzen ſollte. Die Bank wurde 1716, unter den Namen Law und Comp., mit einem Kapital von 6 Mill. Franken, die in 12,000 Actien, jede zu 500 Franken, getheilt waren, geſtiftet. Man bezahlte für eine Actie nur ¼ des Betrags baar, und das übrige in Staatspapieren. Das blinde Vertrauen des Publikums ſtieg ſo ſehr, daß man die Papiere der Bank baarem Gelde vorzog. Sie wurde das Bureau aller Staatseinnahmen. Bald verband Law mit dieſer Bank eine Miſſiſippi-Compagnie, der in Luiſiana Länder zugetheilt wurden, von deren Anbau und Handelsverkehr man ungeheuern Gewinn erwartete; ferner den Senegalhandel, das Privilegium der ehemaligen oſtindiſchen Compagnie und die Generalpachte, und ließ ſie 1718 für eine königliche Bank erklären. Durch eine Menge, ihr willkürlich verliehner Begünſtigungen gewann ſie einen ſolchen Umfang, und zugleich ein ſolches Vertrauen, daß ihre Actien bei dem Schwindelgeiſte, der das Publikum ergriffen hatte, auf 20,000 Franken ſtiegen. Aus ganz Frankreich ſtrömte das baare Geld, oder was Geldes Werth hatte, in die Bank; Jedermann ſchätzte ſich glücklich, damit einen Antheil an dem eingebildeten Reichthume derſelben zu erkaufen. Law galt für den Plutus des Königreichs, ſtand in unbegrenztem Anſehn, und ward, nachdem er 1720 zur katholiſchen Religion übergetreten war, zum General-Controleur der Finanzen ernannt. Indeß begann die Täuſchung allmälig zu ſchwinden; die Bankſcheine fielen von Tag zu Tag, und bald zeigte ſich der Untergang des ganzen Syſtems als unvermeidlich. Vergebens verbannte der Regent das Parlament von Paris, welches ſich hatte einmiſchen wollen; Law's Credit war nicht zu retten. Nach einer fünfmonatlichen Verwaltung mußte er ſein Amt niederlegen, und endlich, ſeiner Sicherheit wegen, das Königreich verlaſſen. Allgemeine und wohlverdiente Verwünſchungen folgten ihm nach. Er lebte ſeitdem in der Dunkelheit von den geringen Überreſten ſeines, einſt ungeheuern Vermögens, beſuchte mehrere Länder, und ſtarb 1729 zu Venedig, immer noch mit großen Planen beſchäftigt, und vollkommen von der Nichtigkeit ſeines Syſtems überzeugt, deſſen Mißlingen in Frankreich er bloß den Gegenwirkungen ſeiner Feinde zuſchrieb. Auch hat es ihm nicht an geiſtreichen Vertheidigern gefehlt, wiewol die allgemeine Meinung dahin geht, daß jenes Syſtem auf durchaus unſichern und unſtatthaften Grundſätzen beruhte. Die gründlichſte Darſtellung deſſelben hat Ganilh in ſeinem: Essai sur la revenue public, gegeben.

Laynez (Jakob), der zweite Ordensgeneral der Jeſuiten, und der eigentliche Gründer des Ordenszwecks, wie der ganzen Einrichtung dieſes weltgeſchichtlich merkwürdigen Vereins (vergl. d. Art. Jeſuiten), wurde 1512 zu Almancario bei Siquenza in Caſtilien geboren, und ſtudirte hierauf in Alcala. Der Ruf von Ignatz von Loyola's ſchwärmeriſcher Religioſität, und der Wunſch, ſowol dieſen Mann kennen zu lernen, als auch ſeine Studien weiter fortzuſetzen, zogen Laynez nach

Paris, wo Loyola ſich damals aufhielt, um den Verfolgungen der Inquiſition zu entgehen. Bald knüpfte ſich ein inniges Band zwiſchen dieſen beiden Menſchen, und ſie entſchloſſen ſich ſchwärmeriſch, wie ſie beide waren, in die Türkei zu gehen, um den Ungläubigen das Evangelium zu predigen. Ein ausbrechender Krieg mit den Türken hemmte aber dieſen Plan, und angelangt in Venedig (1536), faßten ſie nun den Entſchluß, einen Verein zu ſtiften, deſſen Hauptzweck Erziehung des Volks im Geiſte der römiſchen Kirche und dadurch Abwehrung der, ſich immer mehr verbreitenden Ideen der Reformation war. Laynez, klüger, wiſſenſchaftlich gebildeter und gewandter, als Loyola, arbeitete beſonders dieſen Plan aus, und ſeiner Uneigennützigkeit, Eifer und Thätigkeit gelang es vorzüglich, dem neu entſtehendem Inſtitute den Beifall der Menge zu erwerben. Nachdem der Orden förmlich von Paul III. beſtätigt (1540), und Loyola, auf Laynez Betrieb, zum erſten General deſſelben erwählt worden war, machte er vielfache Reiſen, um die Ausbreitung der Geſellſchaft Jeſu zu befördern, und zeichnete ſich auch beſonders auf dem Concilio von Trident durch ſeinen Eifer für das Intereſſe des römiſchen Stuhles aus. Den Kardinalshut, welchen Paul IV. ihm, als dem eifrigſten Vertheidiger der päpſtlichen Macht, zudachte, ſchlug Laynez indeß aus. 1558 folgte er Ignatz von Loyola in der Würde eines Generals des Ordens, und 1561 kam er mit dem Kardinal Ferrara nach Frankreich, um gemeinſchaftlich mit dieſem an der Ausrottung der Ketzerei zu arbeiten. Doch muß man ihm hierbei die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen und geſtehen, daß er auf der berüchtigten Verſammlung von Poiſſy noch der Einzige war, welcher der Stimme der Vernunft und Menſchlichkeit in einigen Stücken Gehör gab. Die Aufnahme der Jeſuiten in Frankreich (freilich unter einigen beſchränkenden Bedingungen [ſ. d. Art. Jeſuiten]) war übrigens zugleich Folge dieſer Reiſe. Nachdem Laynez nun noch auf dem dritten tridentiniſchen Concilium die Suprematie des Biſchofs von Rom über die andern Biſchöfe der Chriſtenheit nach Kräften von neuem hatte feſtſtellen helfen, kehrte er nach Rom zurück, wo er ſich fortan ausſchließend mit der weitern Einrichtung und Ausbreitung ſeines, immer mehr Macht gewinnenden Ordens beſchäftigte, und endlich den 19. Januar 1565 in einem Alter von 53 Jahren ſtarb, den, in den Augen der Aufgeklärten allerdings etwas zweideutigen Ruhm hinterlaſſend, der eigentliche und wahre Stifter einer Geſellſchaft geweſen zu ſein, deren laxe Moral, Herrſchgier und geiſtige Beſchränkungsſucht das Gute, was durch dieſelbe wol in der Zeit auch geſtiftet ward, überreich aufwog, und die jetzt, nicht zur Freude und Ehre des Jahrhunderts, hie und da nur zu ſtarke Wurzeln wieder zu treiben beginnt.

Lazariſten wurden in Frankreich die Prieſter der Miſſion nach ihrem Priorat zu St. Lazarus in Paris genannt. Dieſer, aus regulirten, durch vollſtändige Mönchsgelübde verpflichteten Geiſtlichen beſtehende Orden wurde 1634 vom heil. Vincenz von Paul zum Miſſionsgeſchäft errichtet. Außer der Chriſtenheit haben die Lazariſten weniger, als andre Orden von gleicher Beſtimmung, dafür gethan, und ſich nur im Orient verbreitet. In China behaupteten ſie noch einen Miſſionsplatz. Deſto geſchäftiger waren und ſind ſie in der Chriſtenheit ſelbſt. In Frankreich überlebten ſie die Revolution, wurden durch eine königl. Verordnung 1816 wegen ihrer vormaligen Verdienſte um die Belehrung und Seelenſorge des Landvolks ihrer urſprünglichen Beſtimmung wieder gegeben, und zeichnen ſich jetzt als die eifrigſten Miſſionsprediger und Kundſchafter der ultraroyaliſtiſchen Partei aus, welche ihnen auch einen

Theil ihrer ehemaligen Häuſer und Güter wieder verſchaffte. In Polen, wo ſie Väter der Miſſion heißen, ſind ſie am zahlreichſten, behaupten ihre alten Klöſter, und, als Lehrer in den Seminarien und geiſtliche Cenſoren, einen überwiegenden Einfluß auf die Cultur der theologiſchen Wiſſenſchaften, deren Armſeligkeit in dieſem Reiche hauptſächlich ihrem wirkſamen Widerſtande gegen jedes hellere Licht zuzuſchreiben iſt. Auch in Spanien hat dieſer Orden geblüht, doch ohne ein ſo bedeutendes Gewicht. Öſterreich hat ihn ſpäter zugelaſſen. E.

Lazarus iſt der Name theils eines, aus der heiligen Geſchichte (Luc. 16, 20) bekannten, ausſätzigen Mannes, theils eines Mönchs des 9. Jahrh., deſſen Gedächtniß den 21. Febr. darum von der römiſchen Kirche gefeiert wird, weil er ſich weder durch die Drohungen, noch durch die Mißhandlungen des Kaiſers Theophilus zu Konſtantinopel abhalten ließ, Bilder der Heiligen zu malen. Erſtern machte die Folgezeit zum Schutzpatron der Kranken, namentlich der Ausſätzigen. Ja, es entſtand im gelobten Lande ein eigner Orden, welcher deſſen Namen annahm (Lazarusorden), und deſſen Mitglieder Hoſpitalritter des Ordens des heiligen Lazarus zu Jeruſalem genannt wurden, ſich beſonders der, mit dem Ausſatze behafteten Perſonen annahmen, und ſie verpflegten; und die Krankenhäuſer oder Hoſpitäler, welche bis zum 13. Jahrh., beſonders des, durch die Kreuzzüge verbreiteten Ausſatzes wegen, häufig angelegt wurden, bekamen von ihm den Namen Lazarethe, welcher ſpäterhin auf Krankenhäuſer überhaupt übertragen wurde (ſ. Krankenhäuſer).

Lazur, ſ. Lapis Lazuli.

Lazzaroni. Zu Neapel allein findet ſich die merkwürdige Menſchenklaſſe, die unter dem Namen der Lazzaroni bekannt iſt. Man rechnete die Zahl derſelben in voriger Zeit auf etwa 40,000, ſämmtlich ohne Stand, Beſchäftigung, Haus und Heimath, und ohne beſtimmten Unterhalt, von denen der größte Theil das ganze Jahr hindurch Tag und Nacht ſein Leben auf den Straßen und öffentlichen Plätzen der Stadt zubrachte. Die große Fruchtbarkeit des Landes, die den Unterhalt der Menſchen ſo ſehr erleichtert, die außerordentliche Mäßigkeit ſeiner Bewohner, das heiße Klima, und der daher entſtehende Hang zur Trägheit haben dieſer ſonderbaren Menſchenklaſſe ihre Entſtehung gegeben, die allerdings in einer gewiſſen Verbindung unter einander ſtand, und dennoch, was gewiß äußerſt auffallend erſcheinen muß, der Ruhe und Sicherheit der Stadt keineswegs gefährlich wurde. Das Klima macht das Bedürfniß nach Nahrung und Bekleidung bei den Lazzaroni weniger fühlbar, und läßt es leichter befriedigen. Nur die höchſte Noth vermag, ſie zur Arbeit zu treiben. Das Wenige, was ihnen zu ihrem Unterhalte unentbehrlich iſt, finden ſie leicht auf mannichfaltige Art, als Boten, Träger und Taglöhner, ohne angeſtrengte Arbeit. Dabei waren ſie zugleich, trotz ihrer großen Anzahl, die ſie ſo leicht zum Trotz hätte verleiten können, höchſt gutmüthig und friedfertig, und ertrugen geduldig Beleidigungen und Neckereien des übrigen Pöbels. Zu Neapel findet ſich Alles, was eine ſolche Lebensart überhaupt möglich macht; daher entfernte ſich auch nie ein Lazzaroni ohne die höchſte Noth aus der Stadt. Erſt in den letztern Zeiten hat auch bei dieſen Naturmenſchen eine Art von Luxus einzureißen angefangen, und auch bei ihnen iſt Sinn für Eigenthum und größeres Wohlleben, zugleich aber auch Arbeitſamkeit, in Folge der Polizeimaßregeln des Königs Joachim, entſtanden. Lazzaroni ſoll dieſe ärmſte Volksklaſſe heißen, weil ehedem die Schützlinge des heiligen Lazarus, welche größtentheils

aus Kranken aus den unterſten Volksklaſſen beſtanden, und auch nach ihrer Entlaſſung aus den Krankenhäuſern die elende Kleidung dieſer Kranken beibehielten, ſo genannt zu werden pflegten. C. Z.

Lazzi. Mit dieſem Worte, deſſen Ableitung zweifelhaft iſt, bezeichnen die Italiener die extemporirten Scherze und Poſſen ihrer komiſchen Schauſpieler.

Leander, ſ. Hero.

Leben. Das Leben offenbart ſich uns durch Daſein und Thätigkeit, es ſetzt alſo einen Körper und das Vermögen deſſelben, aus eignem Antriebe Bewegungen vorzunehmen, voraus. Der Anblick einer Figur belehrt uns von ihrem Daſein; aber dann erſt, wenn wir Bewegung an ihr ſehen, oder ſolche Zeichen wahrnehmen, von welchen wir auf das Vermögen der Bewegung ſchließen können, halten wir ſie für belebt. Es gibt aber verſchiedne Stufen des Lebens. Von der Pflanze ſagen wir auch: ſie lebt. Hier beſchränkt ſich die Bewegung bloß auf das Innere der Pflanzen, ſoweit ſie zur Erhaltung, Ernährung und zur Durchlaufung der Perioden ihres Wachsthums nöthig iſt; dies iſt das bloß vegetative Leben. Es iſt im Thiere auch vorhanden; allein dieſes iſt zugleich mit einem höhern begabt; das thieriſche Leben bedingt freiwillige Bewegung ſeiner äußern Theile und Ortsveränderung außer ſich. Je höher der Grad des Lebens, deſto vollkommnerer Organiſation bedarf es. Das Leben der Polypen z. B. entfernt ſich kaum von dem Pflanzenleben, dagegen das Leben der vollkommnen Thiere eine weit mannichfaltigere und zuſammengeſetztere Organiſation erfodert. Aus den Erſcheinungen des Lebens können wir wol einen Begriff deſſelben abziehen; allein in das Innere deſſelben können wir nicht eindringen. Die Idee des Lebens ſelbſt kann nur ergriffen, nicht begriffen werden. Jedes individuelle Leben iſt nur der Ausfluß des allgemeinen, ewigen und höchſten Lebens, eine endliche Abſtufung und Darſtellung deſſelben nach unzählig mannichfaltigen Graden. Die Lehre von den Bedingungen und Geſetzen der lebenden Natur nennt man Biologie. Unter Lebenskraft und Lebensprincip denken wir uns die, den Erſcheinungen des organiſchen Lebens zum Grunde liegende, innere Urſache deſſelben. Wo wir Leben bemerken, iſt eine beſtimmte Organiſation vorhanden, welche durch eine innere Kraft in Bewegung und Thätigkeit geſetzt wird, und das Leben iſt vernichtet, ſobald die Organiſation zur Ausübung ihrer Verrichtungen untauglich iſt, oder die innere Kraft fehlt. Dieſe Kraft, als Lebensprincip, muß in dem feinſten und durchdringendſten Fluidum der Natur enthalten ſein, das wir nur mit dem Äther, der elektriſchen, magnetiſchen und Lichtmaterie vergleichen können. Zu gewiſſen Theilen des Organismus ſcheint es beſondere Verwandtſchaft zu haben, beſonders im thieriſchen Körper zu den Nerven, von denen es zu den übrigen Theilen des Körpers geleitet wird. Es kann in einem Körper angehäuft werden, kann in freiem, einige Zeit aber auch in einem gebundnen Zuſtande erſcheinen. Das Lebensprincip gibt der thieriſchen Faſer die Eigenſchaft, ſich zuſammenzuziehen und auszudehnen (Contractilität), und entzieht ſich zum Theil den allgemeinen phyſiſchen und chemiſchen Geſetzen der unorganiſchen Natur, daher in einem belebten Körper kein, bloß mechaniſcher und chemiſcher Prozeß beſteht. Das Lebensprincip kann durch gewiſſe, ihm entgegengeſetzte Einwirkungen geſchwächt, durch andre verſtärkt werden. Unter die feindlichen Einflüſſe gehört beſonders ein hoher Grad von Kälte, gehören ſtarke Erſchütterungen, manche Gifte u. ſ. w.; unter die günſtigen Einwirkungen gehört die Wärme (in einem angemeſſenen

Grade), das Licht, die Luft, beſonders der Antheil von Lebensluft (Oxygengas) in derſelben. Dieſes Lebensprincip erfüllt den ganzen Körper, und erregt die Thätigkeit aller einzelnen Theile deſſelben, jedes nach ſeinem beſondern Bau und ſeiner Einrichtung; daher dann das harmoniſche, zu einem Zwecke hin gerichtete Streben derſelben, ihre Functionen auszuüben. H.

Lebensmittel ſind im Allgemeinen die, zur Unterhaltung des Lebens nothwendigen Stoffe. In dieſem Sinne könnte man auch die Luft, als den unentbehrlichſten Stoff zum Leben, dahin rechnen. Insbeſondre aber verſteht man darunter diejenigen Stoffe, welche zur Nahrung des Menſchen als Speiſe und Trank in den Magen gebracht werden, um daſelbſt derjenigen Veränderung unterworfen zu werden, die wir Verdauung nennen (ſ. d. Art. Magen), und einen Stoff zur Organiſation und Erhaltung des Lebens liefern (ſ. d. Art. Nahrungsmittel). —

Lebensverlängerung, die Anwendung derjenigen Mittel und Methoden, welche das Leben des Menſchen ſeinem natürlichen Ziele am nächſten bringen. Das Leben des Menſchen iſt das vollkommenſte, und bildet ſich als die vollkommenſte Organiſation aus. Es kann, der innern Möglichkeit nach, eine ſehr lange Dauer (abſolute Lebensdauer) haben, die man, nach der Vergleichung mit ſeinem Wachsthum und ſeiner Ausbildung, über hundert Jahre ſchätzen kann. Die wirkliche (relative) Dauer des menſchlichen Lebens hängt aber von dem Grade des, ihm urſprünglich zugetheilten Lebensprincips, von der Beſchaffenheit ſeiner Organiſation, und von der, durch die Lebensthätigkeit ſelbſt bewirkten Aufzehrung (Conſumtion) der Lebenskraft ab. Ferner gibt es viele feindliche Einflüſſe auf den menſchlichen Körper, welche ſeinem Leben und ſeiner Geſundheit Gefahr drohen, z. B. ungünſtige Witterung, anſteckende Krankheitsſtoffe, Leidenſchaften u. ſ. w., welche ſeine natürliche Lebensart abkürzen. Da der wirklichen (relativen) Lebensdauer ſo manche Gefahren drohen, und die mögliche (abſolute) Lebensdauer doch ſo hoch ſteigen kann; da ferner durch Beobachtung gewiſſer Regeln viele Gefahren abgewendet werden können, die Verzehrung des Lebensprincips verzögert, der Erſatz deſſelben durch manche Mittel befördert werden kann: ſo läßt ſich allerdings die Möglichkeit einer Lebensverlängerung denken, inſofern das wirkliche Leben dem Ziele der möglichen (abſoluten) Lebensdauer genähert wird. Die Anlage zum langen Leben überhaupt erfodert einen regelmäßigen Bau des Körpers und ſeiner einzelnen Theile, geſunde Lungen, gute Verdauung, geſetzmäßigen Umlauf des Blutes, gehöriges Verhältniß in der Vertheilung des Lebensprincips, welche durch gutes Temperament, gleichförmige Verrichtung der Organe und behagliche Gemüthsſtimmung ſich äußert. Die beſondern Regeln der Lebensverlängerung (Kunſt, das Leben zu verlängern, Makrobiotik) gehören in die Geſundheitserhaltungskunde (ſ. Geſundheit). H.

Lebensverſicherung iſt ein Vertrag, Kraft deſſen der Verſicherer gegen eine, mit dem Alter, Stande und ſonſtigen perſönlichen Verhältniſſen des Verſicherten in Verhältniß ſtehende, im Allgemeinen mäßige Summe, — welche, wenn ſie auf einmal bezahlt wird, Verſicherungspreis, und wenn ſie jährlich in kleinern Theilen entrichtet werden muß, Verſicherungsprämie heißt: ſich zur Zahlung eines Kapitals, oder auch einer Rente an die Erben des Verſicherten auf den Fall verpflichtet, daß dieſer binnen einer, in der Übereinkunft beſtimmten Zeit ſterben ſollte. Es gibt zwar viele Arten ſolcher Verſicherungen, die ſich aber auf zwei zurückführen laſſen. Zu der einen gehören

die einfachen, oder die Lebensverſicherungen im eigentlichen Sinne, zur andern die Jahrzahlungen, wobei gegen eine beſtimmte Summe, oder eine jährliche Prämie, dem Verſicherten für eine feſtgeſetzte Zeit ein Kapital, oder eine Rente gezahlt wird. Stirbt dieſer vor der beſtimmten Zeit: ſo iſt der Verſicherer ſeiner Verbindlichkeit gegen die Erben entledigt, die ihm alle, früher gezahlten Summen, ſo wie die Zinſen überlaſſen. Die einfache Lebensverſicherung kann, ſtatt das ganze Leben zu umfaſſen, nur eine gewiſſe Anzahl von Jahren begreifen, und wenn in dieſem Falle der Verſicherte die feſtgeſetzte Zeit überlebt: ſo hat er nicht nur Nichts zu erwarten, ſondern verliert auch Alles, was er früher bezahlt hat; nur wenn er vorher ſtirbt, haben die Erben Anſpruch auf Kapital oder Rente. Iſt aber die Verſicherung auf das ganze Leben gerichtet: ſo erhalten die Erben Kapital, oder Rente, zu welcher Zeit der Verſicherte auch ſterben mag. Die einfache, zeitliche, oder lebtägige Verſicherung kann auch auf einem Dritten ruhen, und auf dieſe Art ein Verwandter oder Freund verſichert werden, ohne daß dadurch in der Beſchaffenheit und den Bedingungen des Vertrags etwas geändert werden kann, als daß der Stifter der Verſicherung zu ſeinem Vortheil bei dem Tode des Verſicherten das Kapital, oder die Rente erhält, die die Erben des letztern empfangen haben würden, wenn dieſer ſelber ſich hätte verſichern laſſen. Doch werden ſolche Verſicherungen von einigen Geſellſchaften nur in dem Falle angenommen, wenn der Stifter der Verſicherung darthut, daß die Erhaltung desjenigen, den er verſichern will, ihm einen, der verſicherten Summe gleichen Vortheil gewähren wird. Die einfache Verſicherung kann auch auf zwei, oder mehrern Perſonen beruhen, und ſo können ſich z. B. Gatten, Brüder, Freunde auf ihre vereinigte Lebensdauer verſichern laſſen, dergeſtalt, daß entweder der überlebende ohne Unterſchied, oder aber derjenige von Beiden, der ausdrücklich bezeichnet iſt, ein Kapital oder eine Rente erhält. Wenn im letzten Falle der Bezeichnete zuerſt ſtirbt: ſo iſt der Verſicherte ſeiner Verbindlichkeit ledig, und alle gezogenen Zahlungen ſind ſein Eigenthum. Alle Verträge dieſer Art beruhen auf den Wahrſcheinlichkeitsberechnungen der Lebensdauer, die wieder auf den allgemeinen Geſetzen beruhen, nach welchem die Sterblichkeit ſich richtet, und die überall, einzelne, aus den Verhältniſſen des Klimas, der Sitte, örtlichen oder zufälligen Umſtänden hervorgehende Abweichungen abgerechnet, dieſelben ſind, die durch alle dieſe Unregelmäßigkeiten des allgemeinen Gangs der Natur hindurch blickt. Man kann dieſes Geſetz für jedes Land mit deſto größerer Genauigkeit beſtimmen, je anſehnlicher die Zahl der Fälle iſt, woraus man es ableitet. Die Geburts- und Sterbeliſten ſind die Hauptgrundlagen dieſer Berechnungen. Die Anwendung der Wahrſcheinlichkeitsberechnung, die um die Mitte des 17. Jahrh. von Fermat, Pascal und Huygens begründet wurde, auf die Leibrenten, ward zwar ſchon 1671 von Johann de Witt verſucht, doch ſcheint ſeine Schrift wenig Einfluß auf den Fortgang dieſes Theils der angewandten Mathematik gehabt zu haben, und erſt der Engländer Halley gab 1693 eine wiſſenſchaftliche Grundlage, indem er aus den, in Breslau gemachten Beobachtungen zeigte, wie die Wahrſcheinlichkeit des Lebens und Todes, und der Werth der Jahrzahlungen und Lebensverſicherungen durch Tabellen beſtimmt werden könnte, was früher nur, wie er ſagt, durch eine eingebildete Schätzung geſchehen ſei. Ihm folgte 1724 der Franzoſe de Moirre, welcher zur Abkürzung der Berechnung des Werths ſolcher Jahrrenten die jährliche Lebensverminderung als gleich annahm:

ſo, daß von gegebner Anzahl lebender Perſonen jährlich eine gleiche Anzahl ſterben, bis Alle todt ſeien. Später ward dieſer Theil der Mathematik von Euler, Morgan, Kerſebom, Simſon, Süßmilch, Wargentin, Dupré de St. Maur, de Parcieux und du Villard weiter ausgebildet. — Um die, oben gegebne Erklärung der Eigenheiten der Lebensverſicherungs-Anſtalten noch deutlicher zu machen, fügen wir, nach dem Plane einer, unlängſt in Holland geſtifteten Verſicherungs-Geſellſchaft dieſer Art, einige Beiſpiele hinzu. Ein Mann von 24 Jahren, der ein Amt verwaltet, das ihm 2000 Gulden einträgt, will den Seinigen ein Kapital von 10,000 Gulden ſichern, um ſie für den Verluſt der jährlichen Einnahme nach ſeinem Tode zu entſchädigen. Er bezahlt dafür jährlich 250 Gulden ($2\frac{5}{10}$ pro Cent.), wenn er eine Verſicherung auf Lebenszeit haben will, oder nur 140 Gulden ($1\frac{4}{10}$ pro Cent.), wenn er bloß auf ein Jahr verſichert ſein will. Erfolgt ſein Tod binnen der, im Vertrage beſtimmten Zeit: ſo erhalten die Seinigen das angegebne Kapital. Will ein 25jähriger Mann ſeiner 20jährigen Frau ein Kapital von 10,000 Gulden auf den Fall, daß er vor ihr ſterben ſollte, verſichern: ſo bezahlt er jährlich 210 Gulden ($2\frac{1}{10}$ pro Cent.), und zwar: ſo lange beide Gatten leben. Wollen ein 30jähriger Mann und eine 20jährige Frau dem Überlebenden ein Kapital von 10,000 Gulden ſichern: ſo zahlen ſie jährlich 430 Gulden ($4\frac{3}{10}$ pro Cent.), will aber der Überlebende eine Jahrrente von 1000 Gulden haben: ſo werden jährlich 470 Gulden gezahlt. Ein Mann von 30 Jahren kann ſich eine Jahrsrente von 100 Gulden von ſeinem 60. Jahre bis zu ſeinem Tode ſichern, wenn er jährlich 16 Gulden zahlt, oder, will er den Betrag auf einmal geben, 260 Gulden entrichtet. So kann auch auf Kinder eine Summe verſichert werden, welche denſelben im höhern Alter einen anſehnlichen Vortheil bringt. Zahlt man z. B. für ein Kind von 1 Jahr die Summe von 400 Gulden, die in 4 Kontrakte, zu 100 Gulden jeder, getheilt iſt: ſo kann derjenige, auf welchen dieſe lauten, nach zurückgelegtem 60. Jahre den Werth eines Kontraktes beziehen, und erhält dafür ein Kapital von 2097 Gulden, oder wenn er im 62. Jahre und weiter hinaus eine Jahrsrente will, jährlich 204 Gulden. Läßt er den zweiten Kontrakt bis zum 71. Jahre ſtehen: ſo erhält er 4676 Gulden Kapital, oder von folgenden Jahren an eine Rente von 676 Gulden. Will er die beiden übrigen Kontrakte bis zum 75. Jahre ſtehen laſſen: ſo zahlt man ihm 14,678 Gulden Kapital, oder eine Rente von 2596 Gulden.

Leber und Leberkrankheiten. Die Leber iſt beim Menſchen ein, in mehrere Lappen getheiltes, vom Bauchfell umgebnes, oben convexes, an der untern Fläche etwas concaves, und zum Eintritt von Gefäßen und Nerven mit Einſchnitten verſehnes, drüſenartiges Organ von rothbrauner Farbe, das in der rechten Seite, gleich unter dem Zwerchfell und über der rechten Niere liegt, durch mehrere Bänder an Zwerchfell, Magen und Niere geheftet iſt, und in einer Vertiefung an der untern Fläche die Gallenblaſe aufnimt. Schon einige höhere Gattungen von Pflanzenthieren beſitzen eine Leber; deutlich tritt ſie in den Muſchelthieren hervor, ſehr groß iſt ſie bei den ſchneckenartigen Thieren und Sepien; in den Würmern fehlt ſie zum Theil, oder iſt wenig ausgebildet, entwickelter bei den krebsartigen Thieren; bei den Inſekten wird ſie durch eigenthümliche Gallengefäße erſetzt. Die Leber der Fiſche iſt länglich, und füllt oft einen beträchtlichen Theil der Bauchhöhle aus; ſo iſt ſie auch bei Amphibien und Vögeln noch verhältnißmäßig größer, als beim Menſchen und den übrigen Säugthieren. Die

vorzüglichſte Verrichtung der Leber, die wir mit Gewißheit kennen, iſt, die Galle abzuſondern, die bei mehrern Thieren unmittelbar durch eigne Gänge aus der Leber in die Gallenblaſe übergeführt wird, dagegen beim Menſchen die galleführenden Gefäße der Leber ſich in einen Stamm, den Lebergang, vereinigen, der dann mit dem Gange der Gallenblaſe verſchmilzt. Durch die Gallabſonderung ſcheint die Leber zugleich noch einen andern Zweck, als zur Verdauung mit beizutragen, zu erreichen. Die Galle nämlich iſt eine, an Brennſtoff, Kohlenſtoff und Waſſerſtoff ſehr reichhaltige Flüſſigkeit, und indem dieſe durch Abſonderung dem Blute entzogen wird, muß letztres dadurch verhältnißmäßig reicher an Sauerſtoff werden; daher hat man auch wol die Verrichtung der Leber mit der der Lunge verglichen, und erſtre beziehungsweiſe eine Bauchlunge genannt. Sollte es ſich, was aber noch zweifelhaft iſt, beſtätigen, daß auch die Anfänge der Pfortader (ſ. d. Art.) im Darmkanale Chylus oder Speiſeſaft aufſaugten: ſo würde die Leber dann auch als blutbereitendes Organ zu betrachten ſein, welcher Function derſelben, beſonders im Foetus, wo die Leber verhältnißmäßig viel größer, als im Erwachſnen, iſt, deutlich hervorgehoben erſcheint; denn hier wird Alles, mit dem, vom Mutterkuchen aufgenommnen Chylus vermiſchte Blut, einen kleinen Theil abgerechnet, zunächſt in die Leber geführt. In ganz beſonders naher Beziehung ſteht die Leber mit dem Syſtem der Venen, und insbeſondre dem der Pfortader, welches ſeine Endigung in der Leber hat, und wahrſcheinlich das Meiſte zur Gallenabſonderung beiträgt. Dieſe Beziehung wird beſonders durch Krankheiten deutlich. An allen Krankheiten des Pfortaderſyſtems nimt die Leber mehr oder weniger Antheil, und da dieſe Krankheiten das Eigenthümliche haben öfters in ſehr verſchiednen Geſtalten aufzutreten: ſo muß man bei Hypochondrie, Gicht, mehrern langwierigen Hautausſchlägen, Fußgeſchwüren, und ganz vorzüglich bei Hämorrhoiden immer auch ein wachſames Auge mit auf die Leber haben; umgekehrt bei Leberkrankheiten ſein nächſtes Augenmerk auf das Nervenſyſtem, und beſonders das Pfortaderſyſtem, richten. Die Anlage zu Krankheiten des letztern bedingt im Allgemeinen auch die Anlage zu Leberkrankheiten. Zu hitzigen Leberkrankheiten ſind beſonders Perſonen mit choleriſchem Temperament geneigt; zu chroniſchen, Perſonen mehr mit melancholiſchem Temperament und venöſer Conſtitution, ſowol der ſogenannten ſchwarzgalligen, als der, die ſich durch große Anlage zum Fettwerden ausſpricht. Als veranlaſſende Urſachen zu Leberkrankheiten im Allgemeinen nennt man vorzugsweiſe den reichlichen Genuß geiſtiger Getränke und ſehr fetter und gewürzter Speiſen, auch werden ſie durch eine feuchte und dabei warme Atmoſphäre begünſtigt. Der endliche Ausgang der meiſten langwierigen Leberkrankheiten iſt in Waſſerſucht. Die bemerkenswertheſten Krankheiten der Leber ſind: Entzündung derſelben, entweder hitzige oder langwierige, welche letztre Jahre hindurch dauern kann, ſich durch wenig ſichre Zeichen zu erkennen gibt, und meiſt mit Verhärtung oder Geſchwüren endet; Anſchwellung derſelben, die manchmal ſo bedeutend werden kann, daß ein großer Theil des Unterleibes dadurch ausgefüllt wird; ſie findet häufig bei Stockungen im Pfortaderſyſtem, nach unterdrückten Hämorrhoiden oder Fußſchweißen, auch bei einigen Herzübeln Statt; Verhärtung der Leber, manchmal mit Anſchwellung, manchmal mit Verkleinerung derſelben verbunden, häufig bei Säufern, und vor allen andern Waſſerſucht nach ſich ziehend; ferner Lebergeſchwüre und Verwachſung der Leber, beide als Ausgang von Entzündung derſelben. Auch die Gelbſucht, die Cholera, und

ſelbſt zum Theil das gelbe Fieber hat ſeinen nächſten Grund in der Leber. Die Zeichen, wodurch ſich Leberkrankheiten zu erkennen geben, ſind, nach Verſchiedenheit derſelben, ſehr veränderlich, und oft ſehr undeutlich. Im Allgemeinen gehören hierher: mehr oder weniger heftige Schmerzen in der Lebergegend (doch ſind öfters bei ſehr bedeutenden Zerſtörungen dieſes Organs gar keine, oder doch nur geringe vorhanden); äußerlich zu fühlende Verhärtung und Anſchwellung der Leber; beſchwerliches Liegen auf der rechten, zuweilen auch auf der linken Seite, öfters mit Athmungsbeſchwerden verbunden; erſchwerte Verdauung und Unordnungen in den Stuhlausleerungen; Säure im Magen; gallichtes Brechen, oder Blutbrechen; bittrer Geſchmack im Munde; erdfahle, gelbliche Geſichtsfarbe, oder wirkliche Gelbſucht u. ſ. w. Als eigenthümliches Symptom der Leberentzündung iſt ein Schmerz in der rechten Schulterſpitze zu bemerken; und als Symptom von zu großer Anhäufung venöſen Blutes in der Leber ſtellt ſich nicht ſelten ein reichlicher Verluſt von ſchwarzem Blute aus dem rechten Naſenloche ein. Noch iſt anzumerken, daß ſtarke Kopfverletzungen gewöhnlich auch die Leber in Mitleidenſchaft ziehen, und ſie krankhaft ſtimmen; ſo wie umgekehrt bei hitzigen Leberkrankheiten leicht das Gehirn mit in Anſpruch genommen wird, welches auf eine beſondre Sympathie beider Organe deutet.

Leberreime ſind zweizeilige deutſche Scherzgedichte, in welchen die erſte Zeile ſtets mit den Worten anfängt: die Leber iſt vom Hecht, und nicht von einem —, hier wird ein Thier genannt, auf deſſen Namen dann die folgende Zeile reimen muß. Dieſe Reime, welche von Schävius erfunden, und ehemals bei öffentlichen Gaſtereien, ſobald der Hecht aufgetragen war, beſonders in Sachſen ſehr beliebt geweſen ſind, werden jetzt nicht mehr beachtet, weil ihre einförmige Natur dem eigentlichen Witze weniger, als einem faden Spaße Spielraum läßt.

Leck heißt beim Schiffe der, durch eine gewaltſame Veranlaſſung, als etwa Anſtoßen an eine Klippe, oder durch die Länge des Gebrauchs erzeugte Riß, durch welchen das Waſſer ſtark eindringt; daher figürl. leck werden, ſchadhaft werden. Lecken, Ablecken heißt auch das langſame und faſt unmerkliche und ſchwer zu vermeidende Austräufeln der Flüſſigkeiten aus ihren Gefäßen. Der dadurch entſtandne Verluſt heißt Leckaſie, Leckagie (Coulage), und wird bei Schiffsverſendungen und Kellerlägerungen nach beſtimmten Regeln berechnet.

Lecluſe (Charles de), lateiniſch Cluſius, Arzt und vorzüglicher Botaniker, geboren 1526 in Arras. Er ſtudirte anfangs in Gent und Löwen die Rechte, lebte ſpäter in Marburg und Wittenberg, wo er viel Umgang mit Melanchthon hatte, und ging endlich nach Montpellier, um ſich ganz der Arzneikunde und Botanik zu widmen. Nach der Vollendung ſeiner Studien lebte er eine Zeitlang in ſeiner Heimath, und ſpäter in Paris, Löwen, Augsburg. Er bereiſte Spanien, das, hinſichtlich der Naturgeſchichte, wenig bekannt war, und ſammelte eine reiche Pflanzenernte, ging dann nach England, und begab ſich ſpäter, auf Maximilians II. Einladung, nach Wien, wo er Aufſeher der kaiſerlichen Gärten wurde, eine Stelle, die er 14 Jahre behielt. Während dieſer Zeit reiſte er zweimal nach England, und machte die Bekanntſchaft der Seefahrer Sidney und Drake, die ihm über die, von ihnen bereiſten Länder viele merkwürdige Nachrichten mittheilten. Er gab ſeine Stelle in Wien 1583 auf, und ging nach Frankfurt, wo er 6 Jahre einſam lebte, bis er Lehrer der Botanik in Löwen wurde, wo er die letzten 16 Jahre ſeines Lebens zubrachte, und nicht wenig zum

Glanze der Univerſität beitrug. Unfälle auf ſeinen Reiſen hatten ihn ſo gebrechlich gemacht, daß er nur auf Krücken gehen konnte, aber ungeachtet ſeiner Kränklichkeit war er heiter, und behielt bis an ſeinen Tod, 1609, den vollen Gebrauch ſeiner Geiſtesfähigkeiten. Die Botanik, die in ſeiner Zeit große Fortſchritte machte, verdankt ihm, beſonders durch genaue Beſchreibung und Abbildungen, ſehr viel, doch ſcheint er bei der Zuſammenordnung der Pflanzen auf die natürlichen Eigenſchaften, welche der Klaſſeneintheilung zum Grunde liegen, und deren Wichtigkeit vorzüglich Gesner gezeigt hatte, wenig geachtet zu haben. Zu ſeinen wichtigſten Werken gehören: ſeine, aus dem Flamändiſchen von Dodoner (1557) in's Franzöſiſche überſetzte Geſchichte der Pflanzen; ſeine Beobachtungen über ſeltne Pflanzen in Spanien (1576) und in Öſterreich (1583), zwei Werke, die er in der ſpätern Geſchichte ſeltner Pflanzen (1601) vereinigte; ſeine, aus 8 Abtheilungen beſtehende Beſchreibung ausländiſcher Pflanzen (Exoticorum libri X., 1605). Kein Schriftſteller vor ihm hatte ſo viele Pflanzen beſchrieben.

Lectüre bezeichnet ſowol das Leſen (Lectüre in formaler Bedeutung), als das Geleſene, oder zu Leſende (Lectüre in materieller Bedeutung). Der allgemeine Zweck des Leſens iſt: ſich durch ſchriftliche Mittheilung geiſtig zu beſchäftigen. Mit dem Hören hat daher das Leſen gemein: daß beide auf einer mittelbaren Geiſtesbeſchäftigung beruhen, d. h. einer ſolchen, bei welcher wir einer fremden Anregung, einem fremden Gedankengange folgen. Dies thun wir, inwiefern wir eines eigenthümlichen Gedankengangs noch nicht fähig ſind, — oder um die Summe unſrer Erkenntniſſe und Anſichten zu vermehren, oder zur Anregung des eignen Nachdenkens, Gefühls und Begehrens durch die Geiſteserzeugniſſe Andrer, oder endlich bloß, um dieſe kennen zu lernen, und zu beurtheilen. Sobald wir aber bei erlangter Reife des Verſtandes uns dem wiſſenſchaftlichen, d. i. ſelbſtthätigen Nachdenken und Unterſuchen gewidmet haben, muß Leſen und Hören dieſem Zwecke untergeordnet werden, um nicht eine paſſivere Richtung des Geiſtes zur herrſchenden zu machen. Im Verhältniſſe zum Hören, oder zum mündlichen Unterrichte hat das Leſen den Vortheil, daß man die mitgetheilten Gedanken mit Bedacht und Überlegung auffaſſen, und im Zuſammenhange mit andern genauer prüfen kann; aber auch den Nachtheil, daß es nicht ſo eindringlich und lebendig wirkt, als das Hören, indem der mündliche Vortrag den verſchiednen Antheil des Sprechenden zugleich bezeichnet, welcher das Mitgetheilte begleitet, und demſelben oft ungemeinen Nachdruck gibt; der ſchriftliche Unterricht aber leicht mechaniſch wird, weil man oft an den bekannten Buchſtaben hängen bleibt, und Worte oft nur gedächtnißmäßig auffaßt, oder mit den bekannten Zeichen auch den unbekannten Gedanken fälſchlich verſtanden zu haben glaubt. So wie nun der Zweck der Geiſtesbeſchäftigung den Zweck des eigentlichen Unterrichts zum Behufe der Erweiterung oder Verdeutlichung unſrer Erkenntniſſe, und den Zweck der ſpielenden Geiſteserregung und Unterhaltung umfaßt: ſo unterſcheidet man die unterrichtende und unterhaltende Lectüre. Beide aber grenzen natürlich zuſammen, und wahrhaft große Dichterwerke z. B. bilden hier einen Übergang, indem in ihnen die Unterhaltung ohne eigentliche Anſtrengung des Nachdenkens, aber nicht ohne Einwirkung auf die edelſten Gemüthskräfte überhaupt, erfolgt. Beim Leſen unterrichtender Werke, ſo wie bei geſchichtlichen Unterſuchungen über Literatur kommt es auf ihre Echtheit und ihren Sinn, ſowol im Ganzen, als im Einzelnen, an.

Erſtere zu unterſuchen iſt die Sache der **Kritik**, letztere der **Hermeneutik** (ſ. dieſe Art.). Bei der Unterhaltungslectüre kümmert man ſich weniger um jene. Die niedrigſte und gemeinſte Art der Lectüre aber iſt die, welche bloß zum Zeitvertreibe, oder richtiger, um durch eine Menge neuer und verſchiedenartiger Gedanken, Gefühl und Einbildungskraft in einen Wechſel von Spannung und Abſpannung zu verſetzen, angewendet wird. Hier ſucht der Leſer bloß und unaufhörlich neuen Stoff, und dieſe rohe Begierde nach Stoff und gleichſam mechaniſcher Bewegung der innern Lebensthätigkeit iſt um ſo ſchädlicher, je öfter ſie durch gehaltloſe, oder ſolche Schriften, welche bloß die Sinnlichkeit oder das Gefühl anregen, befriedigt wird. Alle Lectüre, wenn ſie nicht einſeitig auf den Geiſt wirken, und mithin demſelben mehr ſchaden und ihn ſchwächen, als ihn nützen und ſtärken ſoll, richte ſich zuerſt nach der Fähigkeit des Leſers; ſie ſei ferner geordnet, um die Klarheit des Geiſtes zu befördern, folglich nicht über allzuverſchiedenartige Schriften verbreitet; ausgewählt, d. i. auf das Beſte einer Gattung möglichſt gerichtet: methodiſch, d. i. mit Erreichung würdiger und vielſeitiger Zwecke des Leſers zuſammenhängend, und wo möglich ſtufenweiſe fortſchreitend; und endlich nicht zu überhäuft und angeſtrengt. Aus dem Gegentheile des letztern iſt oft das ſogenannte Überſtudiren hervorgegangen. Die Lectüre darf aber auch nie den ſittlichen und religiöſen Sinn überhaupt unterdrücken, oder die Thatkraft durch Schwelgerei in angeregten Gefühlen ertränken, wie oft z. B. durch Lectüre von Romanen und Erzählungen geſchieht. Bei der unterrichtenden Lectüre hat man vor Allem auf richtige Auffaſſung des Sinnes, beſonders wenn man den beſondern Zweck hat, Schriften zu beurtheilen; ferner auf lebendige Auffaſſung, die nicht durch bloßes Gedächtniß, ſondern durch klaren Verſtand geſchieht, der im Stande ſein muß, ſich über das Geleſene Rechenſchaft zu geben, und nöthigen Falls es andern wieder mitzutheilen, (denn nur ſo wird das Aufgenommene gleichſam in Fleiſch und Blut verwandelt); endlich auf eine unparteiiſche Beurtheilung zu ſehen, wobei man oft verpflichtet iſt, auch die Schriften entgegengeſetzter Parteien zu leſen. Die Wahl der Lectüre im materiellen Sinne hängt oft und größtentheils von der Beſchaffenheit des Gegebnen, mithin von der Literatur ab, und richtet ſich im Einzelnen oft nach Zufall, Urtheil Andrer, Neigung, oder eignem Takt. Herrſchende Verirrungen in der Lectüre deuten daher gewöhnlich auf Verirrungen der Literatur, denn beſonders bezieht ſich die Lectüre auf das Bücherleſen. Das Leſen ſelbſt (Lectüre im formellen Sinne) iſt entweder ſtatariſch (langſam, verweilend), oder curſoriſch (flüchtig). Die größere oder geringere Wichtigkeit und Bedeutung der Bücher beſtimmt: welches von beiden Statt finden, und ob man ſich Auszüge des Geleſenen machen (excerpiren) ſoll. Die wahre Lectüre iſt aber die, welche den Geiſt, nicht das Excerptenbuch, bereichert.

Leda, nach Einigen des Theſtius, eines Königs von Ätolien, nach Andern des Glaukos und der Laophonte, oder Leucippe, Tochter, heirathete den ſpartaniſchen König Tyndareus. Jupiter liebte ſie, und verwandelte ſich, um zu ihrem Beſitze zu gelangen, in einen Schwan, nach Andern in eine Gans, in welcher Geſtalt man ihn auch auf einem herculaniſchen Gemälde mit ihr abgebildet findet. Er zeugte den Pollux und die Helena mit ihr, und Tyndareus in der folgenden Nacht den Kaſtor. Nach Andern verwandelte ſie Jupiter erſt in eine Gans, ſich ſelbſt aber in einen Schwan, woher es kam, daß Leda ein Ei gebar, aus welchem Pullux und Helena hervorgingen. Nach einer andern Sage

verwandelte ſich bloß Jupiter in einen Schwan, ließ ſich dann von der Venus in Geſtalt eines Adlers verfolgen, und fand ſeine Zuflucht in Leda's Schooße. Während eines tiefen Schlafes, welcher ſie in dieſem Augenblicke befiel, gelangte er zum Genuſſe ihrer Reize. Noch Andre erzählen, Nemeſis ſei es geweſen, welche Jupiter auf die angezeigte Weiſe überliſtet habe. Darauf habe er das Ei, welches dieſe geboren, durch den Merkur der Leda überbringen laſſen, welche es auch ſorgfältig aufgehoben, bis Helena daraus hervorgekommen ſei. Endlich ſoll Leda zwei Eier geboren haben, eins vom Jupiter, und eins vom Tyndareus, aus jenem ſoll Pollux und Helena, aus dieſem Kaſtor und Klytämneſtra entſtanden ſein. Unter dieſen verſchiednen Sagen hat diejenige das Übergewicht behalten, nach welcher Jupiter als Schwan den Kaſtor und Pollux mit der Leda zeugte.

Leder, ſ. **Gerberei.**

Lee (**Lei**), bedeutet in der Schifferſprache die Windſeite, auch das Schiff oder Land, oder irgend einen Gegenſtand, welcher unter dem Winde liegt, d. h. welcher vom Winde abgewandt iſt. So ſagt man: das feindliche Schiff lag unter unſerm Lee; wir befanden uns unter dem Lee von Bornholm. Daher Leebord, Leeküſte, Leewardinſeln, leewärts u. ſ. w.

Leeds, der bekannte Hauptort des Tuchhandels in der Weſt-Riding von Yorkſhire, am Fluſſe Aire; ſie ſteht durch die inländiſche Schiffahrt in der vortheilhafteſten Verbindung mit den vornehmſten Plätzen und Häfen von Großbritannien. Erſt in neuern Zeiten hat ſie ſich zu ihrer gegenwärtigen Größe und Wichtigkeit erhoben, wie denn die Zahl ihrer Einwohner von 1773 bis 1822 von 17,000 auf 70,000 geſtiegen war. Die Stadt iſt für jenen Bezirk der große Markt für das breite, feine Tuch (Broad-cloth), welches die Weber theils weiß, theils ſchon in der Wolle gefärbt in großen Vorräthen dahin bringen. Für beide Art Tücher gibt es dort große Hallen: die für das weiße Tuch (White cloth Hall) iſt ein großes, viereckigtes, in fünf Straßen abgetheiltes, und über 1200 Stände enthaltendes Gebäude; die für das gefärbte Tuch (Mixed cloth Hall) iſt noch größer, und hat 1770 Stände. Dieſe letztre bildet ein großes Viereck, von dem jede Seite etwa 300 Fuß lang iſt. Drei derſelben werden benutzt, und ſind in der Mitte durch eine Wand getrennt, ſo daß daraus ſechs einzelne Säle entſtehen, welche ohngefähr 40 Fuß breit ſind. Die ganze Länge der Säle hinab, auf beiden Seiten, laufen Geſtelle für die Verkäufer des Tuches, während in der Mitte Raum für die Käufer gelaſſen iſt. Jeder dieſer Stände (Stands) iſt mit einer Nummer und dem Namen des Verkäufers bezeichnet. Zweimal in der Woche wird in dieſen Hallen ein Tuchmarkt gehalten: um acht Uhr Morgens wird der, für das farbige Tuch eingeläutet, und um neun Uhr, wenn der erſtre ausgeläutet iſt, nicht eher, beginnt der für das weiße Tuch. Außer den Tuchfabriken, in denen zum Theil das Scheeren, Zurichten und Weben der Tücher durch mechaniſche Vorrichtungen betrieben wird, die durch Dampfmaſchinen in Bewegung geſetzt werden, iſt hier eine große Segeltuchfabrik, welche 1800 Menſchen beſchäftigt, und zwei Steingutfabriken; auch verfertigt man Teppiche, wollne Decken und grobe Leinwand. Die ganze Gegend umher iſt nur eine einzige Tuchmanufaktur.

Leere, leerer Raum, drückt den Begriff eines Raums aus, in welchem ſich kein Körper befindet. Es iſt darüber geſtritten worden, ob es leere Räume gebe; denkbar ſind ſie allerdings, aber nur ſchwerlich in der Natur vorhanden. Man unterſcheidet abſolute und zerſtreute

leere Räume. Unter erſtern verſtand man ſchon im Alterthume eine, bloß für ſich beſtehende, von allem Stoffe leere, einzige, unbegrenzte und unveränderliche Ausdehnung, deren Daſein vor der Körperwelt vorhanden geweſen ſei. Dagegen läßt ſich einwenden, daß Raum und Ausdehnung ohne Körper, welche ſich ausdehnen, nicht denkbar ſind. Man hat gefragt, ob zwiſchen den großen Himmelskörpern, das heißt, da, wo ſich ihre Dunſtkreiſe begrenzen, wol noch etwas Körperliches vorhanden ſei. Wäre dies nicht: ſo hätte ein ſolcher Raum allerdings eine abſolute Leere. Allein der Umſtand, daß das Licht dieſen Raum durchſtrömt, ihn alſo füllt, widerſtrebt dieſer Meinung ſchon von ſelbſt. Zerſtreute leere Räume ſind die Zwiſchenräume zwiſchen den einzelnen Theilen der Körper, welche nichts Materielles mehr in ſich ſchließen. Hier alſo gäbe es, dem Scheine nach, wenigſtens einen zerſtreuten leeren Raum. Von dieſen beiden Leeren muß die künſtliche Leere, welche man vermittelſt der Luftpumpe hervorbringt, unterſchieden werden. Sie iſt aber nur ein ſcheinbar leerer Raum; denn es läßt ſich durchaus nicht behaupten, daß nicht noch ſehr feine Luft oder Materie in derſelben enthalten ſei. Ein ſolcher luftleerer Raum iſt z. B. die torricelli'ſche Leere, welche ſich im Barometer über dem Queckſilber befindet; aber auch hier iſt Licht, alſo kein abſolut leerer Raum vorhanden.

Lefebvre (François Joſeph), Herzog von Danzig, franzöſiſcher Marſchall u. ſ. w., der Sohn eines Müllers zu Ruffac im Elſaß, iſt geboren 1756, trat ſchon 1773 in das Regiment gardes françaises, wo er jedoch bis zum Zeitpunkte der Revolution nur bis zum Sergeanten ſtieg. Er umfaßte die Revolution ſelbſt auf's lebhafteſte, und zeichnete ſich in den Kriegen, welche ſie herbeiführte, durch Einſicht und Tapferkeit aus. Schon 1793 war er als General bei der Moſelarmee angeſtellt; gewöhnlich hatte er von jetzt an das Commando einer Avantgarde, da er ſich vorzüglich zum Befehl der leichten Truppen eignete. Er machte alle Feldzüge mit, und befand ſich zur Zeit des 18. Brumaire zu Paris, wo ihn Buonaparte zu ſeinem erſten Lieutenant erwählte. 1804 wurde er zum Marſchall von Frankreich ernannt. 1806 trug er zum Siege bei Jena bedeutend bei; er zeichnete ſich bei Eylau aus, und erhielt den Oberbefehl über die Belagerung von Danzig. Dann folgt er 1808 Napoleon nach Spanien; 1809 hatte er den Oberbefehl über die Baiern im Kriege gegen Öſterreich, und wurde dann gegen das aufgeſtandne Tyrol abgeordnet, wo er weniger glücklich war. Auch den ruſſiſchen Feldzug machte er mit. 1814 focht er gegen die Preußen bei Montmirail. Nach der Reſignation Buonaparte's erkannte er Ludwig XVIII. an, und wurde von ihm zum Pär ernannt. Aber er ſchlug ſich auch wieder auf die Seite Napoleons, als dieſer zurückkehrte, und wurde deshalb, nach deſſen zweiter Kataſtrophe, aus der Liſte der Pärs geſtrichen. Er ſtarb 1820 in Paris.

Lefevre (Robert), einer der erſten Bildnißmaler unſrer Zeit, lebt in Paris, und iſt ein Schüler Regnault's. Er hat zugleich mehrere treffliche hiſtoriſche und andre Compoſitionen geliefert, die mit denen David's, Girodet's, Guerin's, Gerard's zu den erſten der neuern franzöſiſchen Schule gehören. Sein ſchönes Bild: die, den Amor entwaffnende Venus, hat Desnoyer's in Kupfer geſtochen. Bei der Ausſtellung von 1802 war von ihm eine Compoſition zu ſehen, die Kallipygen genannt: zwei Jungfrauen, welche ihre geheimſten Reize einem jungen, heirathsluſtigen Manne, der die ſchönſte unter ihnen wählen will, zur Schau bringen; welche Ausſtellung, trotz ihrer Unſittlichkeit, von Kennern, wegen ihrer trefflichen Carnation, allgemein bewundert wurde.

Man hat von ihm mehrere Bildniſſe Buonaparte's, die zu den gelungenſten gehören.

Lefort (Franz Jacob). Dieſer merkwürdige Günſtling Peters des Großen, der ſich durch ſeine Verdienſte einen bleibenden Namen in den Jahrbüchern Rußlands erworben hat, war zu Genf 1652 geboren. Sein Vater, Kaufmann daſelbſt, ſchickte ihn nach Hamburg, um die Handlung zu lernen; aber die Neigung des Jünglings zum Soldatenſtande machte, daß er in ſeinem vierzehnten Jahre heimlich nach Marſeille ging, und in franzöſiſche, nachher in holländiſche Kriegsdienſte trat, die er indeß wieder verließ, um 1675 über Archangel nach Moskau zu gehen. Hier wurde er zuerſt Secretär des däniſchen Geſandten, und hatte das Glück, das Wohlwollen des jungen Zaars, Peter Alexjewitſch, zu gewinnen, der ihn zufällig kennen lernte, und deſſen Günſtling er bis an ſeinen Tod blieb. Auch war dieſer Bund nicht das Werk des Zufalls, oder einer flüchtigen Laune. In beiden lag der Keim zu großen und außerordentlichen Unternehmungen, der ſich nach und nach entwickelte. Peter fühlte, daß er eines Lehrers und Beiſtands bedürfe, und Lefort beſaß zu beiden hinlängliche Talente. Den erſten großen Dienſt leiſtete er dem Zaar bei einem Aufruhr der Strelitzen 1688. Lefort vereitelte die Ausführung dieſes verrätheriſchen Entwurfs, und befreite den Fürſten von der Gefahr, die ſeinem Leben drohte. Dieſer wichtige Dienſt gewann ihm das unbegrenzte Vertrauen des Zaars, der nun alleiniger Beherrſcher von Rußland wurde; ſein Einfluß zeigte ſich mit jedem Tage wirkſamer. Er bildete das Kriegsweſen, und legte den Grund zu der ruſſiſchen Seemacht, die Peter in der Folge auf einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit brachte. Auf der Reiſe, die Peter 1697 in's Ausland unternahm, war Lefort der Erſte der ruſſiſchen Geſandtſchaft, in deren Gefolge ſich der Zaar incognito befand (ſ. **Peter der Große**). Indeſſen ſahen die, auf das Anſehen des Fremdlings eiferſüchtigen Großen in der langen Abweſenheit des Zaars und Lefort's eine günſtige Gelegenheit, ſich zu rächen. Die Strelitzen wurden dazu gewonnen, und unterſtützten ſie; aber Peter erſchien mit Adlersſchnelle, und nahm blutige Rache an den Aufrührern. Der Zaar, Lefort und Menzikow vollzogen die Hinrichtung der Schuldigen mit eigner Hand. — Gewiß würde Lefort dem Zaar in ſeinen Bemühungen um die Vervollkommnung ſeines Volks noch ferner wichtige Hülfe geleiſtet haben, wenn ihn nicht der Tod übereilt hätte. Er ſtarb 1699. Die Talente dieſes Günſtlings, und ſeine Verdienſte um Rußland ſind unverkennbar groß. Er hatte einen umfaſſenden und ſehr gebildeten Verſtand, eine ſcharfe Beurtheilungskraft, viel Gegenwart des Geiſtes, eine unglaubliche Geſchicklichkeit, diejenigen zu prüfen, die er brauchen wollte, und nicht gewöhnliche Kenntniſſe von der Stärke und Schwäche des ruſſiſchen Reichs. Im Grunde ſeines Charakters lagen Feſtigkeit, unerſchütterlicher Muth und Rechtſchaffenheit, aber in ſeiner Lebensweiſe war er ausſchweifend, und beſchleunigte dadurch ſeinen Tod.

Legal, Legalität. Wenn eine freie Handlung mit dem Sittengeſetz, der Materie nach, übereinſtimmt, heißt ſie legal, und dieſe Übereinſtimmung Legalität. Es wird dabei nur auf das geſehen, was geſchieht, nicht auf die Beweggründe dazu, und darin unterſcheidet ſich die Legalität von der Moralität.

Legat (legatum), iſt ein Vermächtniß, welches der Haupterbe, dem Teſtamente zufolge, einem Dritten auszahlen muß. Legatum ad pias caussas iſt ein Vermächtniß an milde Stiftungen, d. h. an Kirchen, Schulen u. ſ. w.; legatum alimentorum, ein Vermächtniß,

einem Dritten ſeinen Lebensunterhalt geben zu müſſen; legatum annuum oder menstruum, ein Vermächtniß, welches jährlich oder monatlich ausgezahlt werden muß; legatum dotis, Vermächtniß eines Heirathsguts; legatum fructuum annuorum, Vermächtniß der jährlichen Früchte; legatum liberationis, Vermächtniß der Schuldenerlaſſung; legatum mobilium, Vermächtniß der beweglichen Güter; legatum ornamentorum, Vermächtniß des weiblichen Schmucks; legatum pium annale, Vermächtniß zu einer jährlichen Stiftung, z. B. zu einer jährlichen Gedächtnißpredigt, Armengabe u. ſ. w.; legatum suppellectilis, Vermächtniß des Hausgeräths; legatum ususfructus, Vermächtniß des bloßen Nießbrauchs; legatum vestium, Vermächtniß der Kleider. — Legatarius, Legatar, einer, dem ein Legat vermacht iſt. Legator, einer, der ein Legat macht.

Legaten (legati), hießen bei den Römern theils die, dem Gouverneur der Provinz (proconsul oder propraetor) zugeordneten, oder von ihm ſelbſt gewählten Gehülfen in der Anführung des Heers und Verwaltung der öffentlichen Geſchäfte in der Provinz (ihre Anzahl richtete ſich nach der Größe der Provinzen; doch gab man angeſehnen Römern oft bloß den Titel eines Legaten), theils die Gehülfen des Oberbefehlshabers des Heers (Unterfeldherrn), deren Anzahl nach der Größe des Heers und der Wichtigkeit des Kriegs beſtimmt ward. Der Papſt gibt dieſen Titel ſeinen Bevollmächtigten, ſo auch vielen Erzbiſchöfen. Einige der letzten erhielten dieſen Titel, ohne Geſandtſchaften zu verrichten, — ſie hießen geborne Geſandten (legati nati), z. B. Trier, Köln, Salzburg; die wirklichen Geſandten hießen legati missi, abgeordnete Geſandten. Unter ihnen hießen legati a latere (von der Seite des Papſtes) die Geſandten vom erſten Range, welche der Papſt in beſonders wichtigen Angelegenheiten an fremde Höfe, oder als Gouverneurs in die Provinzen des Kirchenſtaats abſchickt. Sie ſtehen höher im Range, als die Nuntien, und werden nur aus dem Kardinals-Collegio genommen. Die Diſtricte des Kirchenſtaats heißen daher Legationen. E.

Legato, ſ. **Bepunkten**.

Legende (Legenda), hieß der Titel eines Buchs, welches die täglichen Lectionen enthielt, die beim Gottesdienſte in der alten römiſch-katholiſchen Kirche vorgeleſen zu werden pflegten. Dann wurden vorzüglich die Lebensbeſchreibungen und Geſchichten von den wunderbaren Schickſalen der Heiligen und Märtyrer, namentlich ganze Sammlungen derſelben, Legenden genannt, weil man aus dieſen ebenfalls in den Metten und in den Speiſeſälen der Klöſter vorlas, und ſie zur Unterſtützung des römiſch-katholiſchen Glaubens zu leſen ernſtlich empfahl. Auch die römiſchen Breviarien enthalten viele Geſchichten von Heiligen und Märtyrern, welche an den Namenstagen derſelben geleſen werden ſollten. In dem Mittelalter war eine Sammlung ſolcher Heiligengeſchichten unter dem Namen Legenda Sanctorum, oder Historia Lombardica bekannt. Vorzüglich berühmt iſt die ſogenannte goldne Legende (aurea legenda), deren Verfaſſer Jacobus de Voragine († als Erzbiſchof zu Genua 1298) war. Aber auch diejenigen Heiligengeſchichten, welche bloß Überlieferung blieben, wurden Legenden genannt. Da die Heiligengeſchichten oft allen Glauben überſtiegen, und nur als fromme Erdichtungen angeſehen werden konnten: ſo wurde der Name der Legende von Ungläubigen bald jedem Mährchen ähnlicher Art, jeder erdichteten Erzählung, die den Glauben ſtark in Anſpruch nimt, gegeben. Valerius Auguſtinus, Biſchof von Verona (im 16. Jahrh.), erzählte

(in ſeinem Buche: De Rhetorica Christiana,) eine Urſache der zahlreichen Legendenfabeln, welche durch die ganze Welt verbreitet worden, ſei die, in mehrern Klöſtern herrſchende Gewohnheit geweſen, die Religioſen in lateiniſchen Umſchreibungen und Ausarbeitungen über Begebenheiten aus dem Leben der Heiligen zu üben, wobei ſie die Freiheit hatten, die Tyrannen, ſo wie die verfolgten Heiligen auf die, ihnen wahrſcheinlichſte Weiſe ſprechen und handeln zu laſſen. So entſtanden Ausſchmückungen der Geſchichte, von denen man die gelungenſten aufbewahrte, welche nachher in Klöſtern wieder aufgefunden, und mit den wahren Geſchichten vermiſcht worden ſind. Ob nun gleich unter der Maſſe der Legenden viele gehaltloſe, abgeſchmackte Sagen und leere Erdichtungen, aus kindiſchem Wunderglauben erzeugt, oder für denſelben berechnet, zu finden ſind: ſo gibt es doch unter ihnen auch eine große Menge poetiſcher und erhebender Sagen; daher viele und große Dichter ſich mit der Bearbeitung dieſer, oft nur rohen Stoffe beſchäftigt haben, ja man nennt deshalb jede (auch frei erfundne) poetiſche Erzählung im Tone der kirchlich-alterthümlichen Sage (ſie möge verſificirt ſein, oder nicht) eine Legende. Wir beſitzen deren einige treffliche von Göthe, A. W. Schlegel u. A. Einige haben dieſelbe auch ſcherzhaft und komiſch behandelt, z. B. Pfeffel und Langbein. Ein Haupterfoderniß der ernſten Legende iſt das Wunderbare, welches aber religiöſer Art ſein, oder ſich auf einen Gegenſtand der kirchlichen Sage beziehen muß, ohne jedoch in's Kindiſche zu verfallen. Sie iſt daher ein Erzeugniß der chriſtlichen Zeit, und, wie die kirchliche Sage, von der Mythe verſchieden. Eigenthümlich iſt ihr der ſchlichte, einfältige Ton, den die ſtille und ſanftere Begeiſterung des frommen, gläubigen Herzens erzeugt, und mit welchem Geziertheit und poetiſche Überladung unverträglich iſt. Eben darum aber iſt ſie in unſern Zeiten ſo ſchwer und ſelten. Herder hat ſich um die Bearbeitung der Legende ſehr verdient gemacht (ſ. ſeine Abhandlung über die Legenden in ſeinen zerſtreuten Blättern, Thl. 6, und Adraſtea, St. 3, S. 189 u. ff.); Koſegarten hat eine Sammlung derſelben, in Poeſie und Proſa (2 Bde., 1804), herausgegeben. Einen neuern Verſuch, dieſelbe zu bearbeiten, liefert der, kürzlich (1814) von Fouqué und Amalie von Imhof erſchienene liebliche Sagen- und Legendenalmanach. — Endlich wird auch die Schrift, beſonders die Umſchrift an oder auf dem Rande der Münzen in der Münzkunde die Legende genannt. T.

Legendre (Adrian Marie), iſt der Name eines der ausgezeichnetſten Mathematiker des 18. Jahrh., und vormaligen Profeſſors dieſer Wiſſenſchaft an der Militär-Schule zu Paris. Als ſich 1787 zwiſchen den Aſtronomen Englands und Frankreichs Zweifel über die genaue Ortsbeſtimmung der Sternwarten von Greenwich und Paris erhoben, ward Legendre nebſt Caſſini und Mechain von Seiten der franzöſiſchen Regierung beauftragt, einen Breitengrad zwiſchen Dünkirchen und Boulogne auszumeſſen, während andere Mathematiker von Seiten Englands daſſelbe an einem andern Orte thaten. Die hierdurch erwürkten Reſultate wurden von den franzöſiſchen Gelehrten in einer eignen Schrift, die 1792 herauskam, bekannt gemacht. 2 Jahre darauf gab Legendre ein Mémoire sur les transcendantes elliptiques und ſeine Elementes de géométrie heraus, die ſeitdem eilf Auflagen erlebten, und allgemein für ein klaſſiſches Werk anerkannt werden. Beſonders machte ſich aber Legendre durch ſeine tiefgedachten Unterſuchungen über die Attraction der elyptiſchen Sphäroiben verdient, und er hat den Ruhm, der Erſte geweſen zu ſein, welcher den Beweis führte, daß die elyptiſche Geſtalt die

einzig mögliche iſt, um eine flüſſige Maſſe, welche eine Rotation hat, im Gleichgewicht unter ſich zu erhalten, und daß die einzelnen Theile (Kügelchen) der Maſſe ſich gegenſeitig, nach den Quadraten ihrer Entfernung, anziehen. Dieſer Unterſuchung, die er bereits 1782 begann, folgte eine andere nicht minder wichtige über das Verhältniß der Sphäroiden unter einander, zu welcher ihm die Aufſtellungen von Euler und Lagrange führten. Später bearbeitete er mit Prony die neuen trigonometriſchen Tafeln zur Decimalberechnung der Cirkel. Im Jahr 1808 ward Legendre von der Regierung in Frankreich zum lebenslänglichem Vorſteher der Univerſität, 1815 zum Ehrenmitgliede der Commiſſion für den öffentlichen Unterricht, und 1816, mit Poiſſon zugleich, zum Examinator der, in die polytechniſche Schule Aufzunehmenden ernannt. Zu ſeinen vorzüglichſten Werken gehören noch: 1) Nouvelle théorie des parallaléles (1803, in 8.); 2) Nouvelles méthodes pour la détermination des orbites, des comètes etc. (1805, in 8.); 3) Essai sur la théorie des nombres (1798, nebſt einem Supplement-Band, welcher 1816 erſchien, in 4.); 4) Exercices de calcul intégral (1807, in 4.). Außerdem enthalten die Memoiren der Akademie, deren Mitglied er iſt, noch mehrere ſchätzbare Aufſätze von ihm. Bemerken wollen wir nur noch, daß ſeine Methode der Beſtimmung der Kometenbahnen durch die Schärfe und Tiefe, mit welcher ſie gedacht und ausgeführt iſt, bei ihrem Erſcheinen großes Aufſehen unter den Aſtronomen und Mathematikern erregte.

Legion war eine Abtheilung des römiſchen Heers, deren Größe zu verſchiednen Zeiten verſchieden war. Unter Romulus wurden aus jeder der drei Tribus 1000 Mann zu Fuß und 100 zu Pferde ausgewählt. Dieſe Auswahl (legio) betrug 3300 Mann. Zu Polybius Zeit beſtand eine Legion aus 4200 Mann, und wuchs am Ende auf 6200 Mann zu Fuß. Die Soldaten einer ſolchen Legion waren alle römiſche Bürger; nur im größten Nothfalle nahm man auch Sklaven dazu. Auch durfte keiner, außer in ſehr dringenden Gefahren, unter 17 Jahre alt ſein. Gewöhnlich befand ſich bei einer Legion noch eine gleiche Anzahl Bundesgenoſſen: ſo daß, wenn in der ſpätern Geſchichte von einer römiſchen Legion die Rede iſt, man ſtets ein Corps von 9 bis 10,000 Mann verſtehen muß. Das Fußvolk jeder Legion, als dieſe noch 3000 Mann betrug, wurde in 10 Cohorten, jede Cohorte in 3 Manipeln (Centurien, weil ſie 100 Mann enthielt) eingetheilt. Als die Legionen nachher ſtärker wurden, behielt man zwar dieſe Abtheilung bei, theilte aber noch jede Manipel in 2 Centurien, und die Centurie wieder in 10 Decurien. Der Oberbefehlshaber einer Legion hieß Legat. Statt deſſelben waren auch zuweilen bei jeder Legion 6 Kriegstribunen (Kriegsoberſten), welche nach der Reihe, jeder einen Monat lang, unter dem Conſul befehligten. Die Hauptfahne einer ſolchen Legion war ein ſilberner Adler, und der Name derſelben unterſchied ſich entweder nach dem Anführer derſelben (z. B. die claudianiſche Legion), oder nach dem Orte, wo ſie diente, oder nach einer Gottheit, oder nach den Vögeln, oder nach dem Ausgange irgend einer Begebenheit. Unter Auguſtus beſtand das geſammte römiſche Heer aus 25 Legionen. — Eine unbeſtimmte, große Anzahl von Perſonen oder Gegenſtänden wird im gemeinen Leben ebenfalls Legion genannt. — In neuern Zeiten iſt die Benennung Legion wieder aufgekommen, und wird gewöhnlich gebraucht, von einem, aus unbeſtimmter Anzahl und meiſt verſchiedner Gattung beſtehenden Truppen-Corps, dergleichen meiſt nur bei Anfang eines Kriegs errichtet, und nach Beendigung deſſelben wieder aufgelöſt wer-

den. Von dieſer Art waren die engliſch⸗deutſche und die ruſſiſch⸗deutſche Legion im letzten Befreiungskriege. Der Befehlshaber heißt Legionär. Die franzöſiſchen Nationalgarden waren in Legionen und Cohorten eingetheilt, und nach der Auflöſung des ganzen franzöſiſchen Heers, wie es 1815 von Napoleon war gebildet worden, und deſſen Trümmern ſich hinter die Loire zurückgezogen hatten, wurde das neue franzöſiſche Heer in Legionen, nach den Departements benannt, gebildet, welche Einrichtung jedoch gegen Ende des J. 1820 wieder aufgehoben ward.

Legiren heißt, edles Metall mit unedlem verſetzen (beſchicken). Aus zwei Urſachen hat es immer bedenklich geſchienen, die edlen Metalle ganz fein auszuprägen. Erſtens, weil die Münzſtücke durch den Gebrauch ſich deſto leichter abſchleifen, alſo um ſo mehr dem natürlichen Verderben unterworfen ſind, je feiner ſie ausgeprägt worden; zweitens aber, weil eben darum die neuern, weniger gebrauchten Münzſtücke eingeſchmolzen werden und die leichten allein im Umlaufe bleiben würden. Darum erhält das edle Metall beim Münzen gewöhnlich einen Zuſatz von unedlem, welches man die Legirung nennt. Gold wird mit Kupfer, Silber, oder Kupfer und Silber zugleich legirt. Die erſte Legirung heißt die rothe, die zweite die weiße, die dritte die gemiſchte; Silber iſt immer mit Kupfer legirt. Die Legirung wird in Deuſchland beim Silber nach Marken und Lothen, beim Golde nach Marken und Karaten beſtimmt; bei jenem iſt die Mark 16 Loth, bei dieſem 24 Karat. Silber iſt z. B. zwölflöthig, wenn es zwölf Sechszehntheile fein Silber und vier Sechszehntheile Zuſatz unedlen Metalls hat; Gold iſt ein und zwanzigkarätig, wenn es drei Vierundzwanzigtheile Zuſatz hat. In England beſtimmt man Silber nach Pfunden von 12 Unzen, die wieder in 20 Pfennige getheilt werden; in Frankreich wird eine Mark Silber in 12 Deniers getheilt. Das Gold theilen Beide, wie Deutſchland, in Karate, England die Unze, Frankreich die Mark. Auch heißt legiren, Jemanden Etwas in einem Teſtamente vermachen (ſ. Legat).

Legitimität bedeutet eigentlich Geſetzmäßigkeit (von lex, das Geſetz, davon legitimus, dem Geſetze gemäß). Legitime Kinder ſind daher ſolche, die in einer geſetzmäßigen Ehe erzeugt ſind; legitimirte aber ſolche, obwol außer der Ehe erzeugt, vom Staate für legitime erklärt worden. Der ſolchen Kindern nach dem Geſetze zukommende Antheil vom väterlichen Vermögen heißt eben darum ſchlechtweg die legitima (nemlich pars), deutſch der Pflichttheil. Sich legitimiren aber heißt ſeine Legitimität in irgend einer Hinſicht darthun, oder den geſetzmäßigen Beweis führen, daß man eine gewiſſe Perſon ſei und als ſolche gewiſſe Anſprüche, Rechte oder Aufträge habe. So legitimirt ſich ein Geſandter durch Darlegung ſeiner Vollmacht. Seitdem aber durch die franzöſiſche Revolution die Bourbons den Thron von Frankreich, auf welchen ſie vermöge der, durch die franzöſiſchen Staatsgeſetze eingeführten Erbfolge in der Monarchie Anſprüche machten, verloren und nach der erſten Abdankung Napoleons im J. 1814 wieder erlangt hatten, iſt das Wort Legitimität ein Kunſtausdruck in der neuern Politik geworden, der zu vielen Streitigkeiten Anlaß gegeben. Um über dieſe Streitigkeiten gehörig zu urtheilen, muß man zwei Bedeutungen jenes Ausdrucks ſorgfältig unterſcheiden, eine engere und eine weitere. In der engern Bedeutung verſteht man darunter die Geſetzmäßigkeit der Regierung in einer Erbmonarchie, wo vermöge der Staatsgeſetze die ſtaatsoberhauptliche Würde und Macht von dem einen Regenten auf den andern nach dem Rechte der Erſtgeburt übergeht. Nach dieſer Bedeutung war alſo Napoleon Buonaparte ein illegitimer Regent von

Frankreich, ob er gleich wirklich über Frankreich herrſchte und ſowol vom franzöſiſchen Volke als von andern Mächten (ſelbſt von England, das mit ihm als Oberconſul den Frieden von Amiens unterhandelt und abgeſchloſſen hatte) anerkannt war. Ludwig Stanislaus Xaver hingegen war als älteſter Bruder Ludwigs XVI. der legitime Regent von Frankreich, weil vermöge des in der franzöſiſchen Monarchie geltenden ſaliſchen Geſetzes (lex salia) nach Ludwigs XVI. Tode zuerſt deſſen Sohn als Ludwig XVII. und alsdann, da dieſer noch als Kind ohne Nachkommen und Brüder ſtarb und ſeine Schweſter (jetzige Herzogin von Angouleme) nicht ſuccediren konnte, ſein erſter Oheim (vormaliger Graf von Provence) als Ludwig XVIII. zur Regierung gelangen ſollte, obwol mit Ludwigs XVI. Tode die Dynaſtie der Bourbons factiſch aufgehört hatte zu regieren, da deſſen Sohn im Gefängniſſe ſtarb und deſſen Brüder in der Verbannung außer Frankreich lebten, Frankreich ſelbſt aber eine republikaniſche Regierungsform eine Zeitlang angenommen und ſich dann in ein erbliches Kaiſerreich verwandelt hatte. Es iſt aber offenbar, daß dieſe Bedeutung zu eng iſt. Denn 1. paßt ſie auf Wahlſtaaten gar nicht, ungeachtet es in dieſen eben ſo gut als in Erbſtaaten eine durch die Staatsgeſetze eingeführte Regierungsform, mithin auch legitime Regenten gibt: 2. paßt ſie auch nicht auf Erbſtaaten, wenn in denſelben die regierende Familie ausſtirbt und alſo vom Volke entweder eine anderweitige Familie zur erblichen Regierung berufen, oder eine ganz andre Erbfolgeform in Anſehung der Perſonen, welche mit der oberhauptlichen Würde und Macht bekleidet ſein ſollen, geſetzlich beſtimmt werden muß. So liegt bei jener Bedeutung aber auch der falſche Gedanke zum Grunde, daß der Staat, d. h. das auf einem beſtimmten Gebiete im Bürgervereine lebende Volk, Privateigenthum einer Familie ſein und folglich auch wie alles andre Privateigenthum von den Aeltern auf die Kinder oder andre Verwandte übergehen könne und müſſe, ſo lange nur noch ein Zweig dieſer Familie lebe. Da aber nach der Vernunft nicht einmal ein einzelner Menſch Eigenthum eines andern ſein kann, ſo kann es noch weniger ein ganzes Volk im Bürgervereine oder ein Staat ſein. Vielmehr ließe ſich, wenn hier überhaupt der Begriff des Eigenthums anwendbar wäre, ſagen, der Regent ſei Eigenthum des Staats, als daß der Staat Eigenthum des Regenten ſei. Allein jener Begriff leidet überhaupt keine Anwendung auf das Verhältniß zwiſchen einem Staate und deſſen Regenten, ſondern dieſes Verhältniß kann vernünftiger und rechtlicher Weiſe nur nach der Idee eines Vertrags beurtheilt werden, wodurch dem Regenten die Herrſchaft über den Staat verliehen worden, ſei es nun, daß dieſer Vertrag bloß faktiſch und ſtillſchweigend, oder ausdrücklich und förmlich abgeſchloſſen, ſei es ferner, daß die Verleihung der Herrſchaft nur an eine beſtimmte Perſon, die jedesmal von neuem erwählt wird, oder an eine ganze Familie geſchehen, aus welcher die Regenten nach und nach ohne Wahl hervorgehen ſollen, um den Gefahren einer immer wiederkehrenden Wahl vorzubeugen. Es muß alſo noch eine andre und umfaſſendre Bedeutung des Wortes Legimität geben, vermöge welcher man darunter die in einem Staate überhaupt beſtehende und geſetzlich beſtätigte Ordnung in Anſehung der Regierungsform und des dadurch beſtimmten Regierungsperſonals zu verſtehen hat. Auf den hiſtoriſchen Urſprung dieſer Ordnung kommt es dann nicht an, ſondern bloß darauf, daß ſie durch das Geſetz, welches in der Idee nichts anders, als den allgemeinen Willen oder den Willen des Volks ausdrückt, beſtätigt iſt und ſo die Form Rechtens erlangt hat. Wollte man die Legitimität von jenem hiſtori-

ſchen Urſprunge abhängig machen, ſo würden dadurch die legitimſten Regenten und die Bourbons ſelbſt als illegitim erſcheinen. Denn es iſt bekannt, daß Hugo Capet, der Stifter der dritten Dynaſtie der franzöſiſchen Regenten, von welcher auch die Bourbons abſtammen, ſich des franzöſiſchen Throns im 10. Jahrh. durch Klugheit und Tapferkeit bemächtigte, alſo auf dieſelbe Art, wie Napoleon, zur ſtaatsoberhauptlichen Würde und Macht gelangte. Wollte man aber ſagen, daß erſt durch Vererbung eine illegitime Herrſchaft legitim werde, ſo müßte man auch zugeben, daß, wenn Napoleon vor ſeiner Abdankung geſtorben wäre und ſeinem Sohne die Herrſchaft hinterlaſſen hätte, dieſer ebenfalls ein legitimer Beherrſcher von Frankreich geworden wäre, mithin es zu gleicher Zeit zwei legitime Dynaſtien in Frankreich gegeben hätte, eine bourbon'ſche und eine napoleon'ſche. Es iſt jedoch überhaupt nicht abzuſehen, wie die bloße Vererbung die Kraft haben ſollte, das Illegitime legitim zu machen. Als Verjährung (praescriptio) kann dieſelbe nicht angeſehen werden. Denn Verjährung findet nur Statt, wenn in Anſehung der Rechte von Privatperſonen das poſitive Geſetz einen Zeitraum beſtimmt hat, innerhalb deſſen etwas verjähren ſoll. Es beſteht aber weder in ſtaatsrechtlicher noch in völkerrechtlicher Beziehung irgend ein poſitives Geſetz, wodurch in Anſehung des Regierungsrechts eine Art von Verjährung beſtimmt wäre. Ein Regent wird alſo legitim ſein, wenn das Volk ſich ihm unterworfen und dadurch, wo nicht förmlich, ſo doch factiſch jenen Vertrag mit ihm geſchloſſen hat, wodurch ihm die ſtaatsoberhauptliche Würde und Macht verliehen wurde. Dies war aber der Fall in Anſehung Napoleons. Denn das franzöſiſche Volk erkannte ihn, ſowol anfangs unter dem Titel eines Oberconſuls als nachher unter dem Titel eines Kaiſers, als ſeinen Regenten an, und die dadurch in Frankreich beſtehende Ordnung der Dinge war ſelbſt von auswärtigen Mächten anerkannt worden. Es mag ſein, daß das franzöſiſche Volk ſich dieſem neuen Herrſcher ungern unterwarf, wiewol ſich dies ſchwer möchte beweiſen laſſen, da das Volk vielmehr froh war, aus dem Zuſtande der Anarchie endlich einmal herauszukommen, und nur ſpäterhin, eben ſo wie manches andre Volk mit ſeinem unbezweifelt legitimen Regenten, unzufrieden mit Napoleon wegen des Mißbrauchs wurde, den er mit ſeiner Gewalt trieb, aber gezwungen war es offenbar nicht worden, konnte auch nicht, da Napoleon vor dem Antritte ſeiner Regierung als ein aus Aegypten flüchtiger General ohne Heer viel zu wenig Macht hatte, um das ganze franzöſiſche Volk zwingen zu können, und da er ſpäterhin als Kaiſer mit einer faſt ungeheuern Macht nicht einmal das viel kleinere ſpaniſche Volk zur Ausnahme eines Regenten aus ſeiner Familie zwingen konnte. Es mag ferner ſein, daß eine anarchiſche Partei ein Unrecht begangen hatte, Ludwig XVI. Familie des Throns verluſtig zu erklären. Aber die franzöſiſchen Prinzen hatten durch ihre Flucht aus Frankreich ſich ſelbſt gewiſſermaßen verbannt, und ihre Anſprüche auf den Thron aufgegeben. Denn ſolche Anſprüche müſſen nicht bloß wörtlich behauptet, ſondern thätig geltend gemacht werden. Sie durften alſo den König, an deſſen Perſon ja alle ihre Rechte geknüpft waren, nicht verlaſſen; ſie mußten vielmehr deſſen Perſon und Herrſcherrecht, ſelbſt mit Gefahr des eignen Lebens vertheidigen. Indem ſie aber nur auf Rettung dieſes Lebens bedacht waren und Frankreich mit ſammt dem Throne im Stiche ließen, konnte man geltend machen, daß ſie ihre Anſprüche faktiſch aufgaben und ſelbſt die Anarchie beförderten, aus welcher nun bloß eine kraftvolle Hand Frankreich retten konnte. Wenn nun Frankreich ſeinen Retter, denn dies

ſchien Napoleon unſtreitig in jener Zeit, als ſeinen Herrſcher anerkannte, weil die alte Dynaſtie ihren Anſpruch ruhen ließ, was fehlte jenem zur Legitimität? Dagegen fehlte ihm dieſe Legitimität gänzlich, als er von ſeiner Rückkehr von Elba ſich des Throns von Frankreich wieder bemächtigen wollte. Denn hier ſtürzte er eine beſtehende politiſche Ordnung um, und bewirkte ſelbſt eine Art von Anarchie; ein großer Theil von Frankreich war gegen ihn in förmlichem Aufſtande begriffen, und ſchickte keine Abgeordnete zum ſogenannten Maifelde, wo er ſich erſt legitim machen wollte; auch erkannte ihn keine einzige auswärtige Macht an, weil man ſich aus langer Erfahrung überzeugt hatte, daß mit ihm in kein dauerhaftes Rechtsverhältniß zu treten war. Was aber geſchehen ſein würde, wenn Napoleon bei Belle Alliance geſiegt hätte, läßt ſich freilich nicht beſtimmen. Nur ſo viel iſt gewiß, daß die neufranzöſiſche Theorie von der Legimität dadurch ſehr würde in's Gedränge gekommen ſein. Daß aber dieſe Theorie nie praktiſch gegolten hat, ſondern einzig die hier aufgeſtellte, beweiſet die ganze Geſchichte, beſonders die von England, wo jetzt auf dem Throne der Stuarts Herrſcher ſitzen, die alle Welt für legitim hält, während ſie, bis zum Tode des letzten Prätendenten, nach jener Theorie für illegitim gehalten werden mußten. Man vergl. übrigens Krug's Aufſatz: über beſtehende Gewalt und Geſetzmäßigkeit (légitimité) in ſtaatsrechtlicher Beziehung, in Adam Müller's deutſchen Staatsanzeigen, Band 1. Stück 3. N. 1. D.

Legouvé, ſehr beliebter und insbeſondre durch ſein Lehrgedicht über das Verdienſt der Frauen bekannter franzöſiſcher Dichter, geb. 1764 zu Paris. Seine erſten Verſuche, die er ſchon 1786 herausgab, verriethen keine ausgezeichneten Anlagen. Erſt 1792 erregte er Aufmerkſamkeit durch ſein Schauſpiel: der Tod Abels, deſſen Stoff von Geßner's Dichtung entlehnt war, wozu aber auch Klopſtock's Tod Adams Einiges hatte hergeben müſſen. Noch mehr Beifall fand ſein Trauerſpiel: Richard III., nach Shakeſpeare. Während er fleißig fortfuhr, für die Bühne zu arbeiten, gab er durch ſein Trauerſpiel: der Tod Heinrichs IV. (1806), Anlaß zu Streitigkeiten, da man ihn der Verfälſchung der Geſchichte beſchuldigte, wiewol man ſonſt der Anordnung und guten Ausführung des Stücks Gerechtigkeit widerfahren ließ. Unter ſeinen übrigen Dichtungen, die er in dieſer Zeit herausgab, erwarb keine mehr Beifall, als Frauenverdienſt (Le mérite des femmes), die in 4 Jahren 9 Auflagen erlebte und fortdauernd neu gedruckt werden. Auch hier wußte der Dichter, wie immer, die Mängel der Anlage durch Anmuth und Schönheit der Form zu verbergen. Er war ſchon 1798 zum Mitglied des Inſtituts ernannt worden, und verwaltete einige Jahre vor Wille's Tod deſſen Lehrſtelle am Collége de France. Seine letzten Jahre waren unglücklich: er gerith in Geiſtesverwirrung, die Folge eines unglücklichen Falles, und endigte ſein Leben im Spital. Seine Schriften ſind noch nicht geſammelt. Viele einzelne Gedichte und Aufſätze ſtehen in der Veillées des Muses, die er mit Arnault, Laya und Vigée herausgab, und im Mercure de France.

Lehnsſtamm (constitutum feudale) iſt der Geldbetrag, welchen die Geſammtbelehnten, wenn ihnen oder ihren Erben das Lehn anheimfällt, den Allodialerben des Vaſallen entrichten müſſen.

Lehnsweſen. Ein Lehen oder Lehn iſt ein Beſitzthum, wovon Jemanden (dem Vaſallen) der Beſitz, das Benutzungsrecht, und ein beſchränktes Recht der Verfügung und Veräußerung, unter der Bedingung der Lehnstreue (des Beiſtands mit Rath und That), eingeräumt iſt, welche Treue auch gegenſeitige Pflicht des Obereigenthümers (Lehns-

herrn) iſt. Lehn unterſcheidet ſich von anderm Eigenthume (Allode) beſonders durch die Beſchränkung, ohne Einwilligung des Lehnsherrn nicht veräußert werden zu dürfen, durch gewiſſe Leiſtungen, die der Vaſall gewöhnlich des Lehns wegen übernehmen muß (Lehndienſte), und durch eine beſondre Art der Vererbung (Lehnsfolge). Die Gründe hievon und die Natur der Lehne wird eine Herleitung derſelben von ihrem Urſprunge am beſten erklären. Die Liebe unſrer Vorfahren zum Kriege war ſo groß und unerſättlich, daß der Krieger, um Waffenthaten zu üben, nicht abwartete, bis ſein Volk mit einem andern in Feindſchaft gerieth. Privatfehden mußten im Frieden die Stelle des Kriegs erſetzen, und fehlten auch dieſe, ſo zog der Jüngling und Mann Wochen, Monate, Jahre lang auf Abenteuer aus, und befehdete entweder für eigne Rechnung angrenzende Stämme, oder nahm Theil an den Feldzügen andrer, gerade im Kriege begriffener Nationen, die er deshalb begierig aufſuchte. Die Reichen und Mächtigen wurden auf ſolchen Zügen gewöhnlich von einer Anzahl gleich tapfrer und kriegsfreudiger, aber ärmrer Jünglinge begleitet, die, von ihnen mit Lebensmitteln, wol auch Waffen, verſehen, ihr Gefolge ausmachten (ſ. Gefolge). Dieſes Gefolge, welches ſchon Cäſar und Tacitus kennen, war durch feſtre Bande, als die vorübergehende Kriegsluſt, oder den wenig beſtändigen Vortheil an ſeinen Häuptling gekettet; wie denn überhaupt der alte Deutſche keine Verbindung anders, als für ewige Dauer, einzugehen pflegte. Nicht für Einen Zug ſchloß der Mann aus dem Volke ſich dem vornehmen Helden an; dem, den er einmal gewählt, blieb, wenn jener (was unerhört war) die Treue gegen ihn nicht verletzte, ſein ganzes Leben gewidmet, und ſtets war er auf Entbietung zu neuen Zügen und Abenteuern bereit; auch wenn das ganze Volk (der Heerbann) zum Kriege auszog, bildeten die Getreuen um ihren Hauptmann eine heilige, unüberwindliche Schaar. Das Leben und die Freiheit des Hauptmanns ſah jeder als ein ihm vertrautes Heiligthum an, und derjenige aus dem Gefolge, der deſſen Tod oder Gefangenſchaft überlebt hätte, würde als ein Niederträchtiger ewig beſchimpft geweſen ſein. Der Heerbannsherzog ſelbſt, ſtets einer der begütertſten Hofbeſitzer, hatte allemal eine zahlreiche Schaar ſolcher Gefährten um ſich. Außer Waffen, Roſſen und Lebensmitteln erhielten dieſe Gefährten (oder Geſellen, daher das ſpätre, barariſch-lateiniſche Wort Vasallus) keinen Sold, dagegen den gebührenden Antheil der gemachten Beute, nachdem der Anführer den ſeinigen vorausgenommen. Bei den erfolgloſen Zügen einzelner Abenteurer gegen nachbarliche Völker, oder auch, wo ſich's thun ließ, in die römiſchen Provinzen, beſtand dieſe Beute natürlich nur in Kleidern, Waffen, Koſtbarkeiten, Sklaven. Als aber die Waffen der Nordländer ſich erobernd gegen den Süden wälzten, und bei der Theilung des gewonnenen Landes den Königen oder Herzögen und ihren Unterbefehlshabern bedeutende Landestheile zufielen, gaben ſie davon gewiſſe Grundſtücke an ihre Getreuen, damit dieſelben auf Lebenszeit den Nießbrauch davon zögen. Dieſe Güter hießen beneficia oder Lehne, weil ſie den Beſitzern nur gelihen waren, um nach ihrem Tode an den Eigenthümer zurückzufallen, der dann einen andern aus ſeinem Gefolge damit beſoldete. So iſt jene altdeutſche Sitte der wahre Urſprung des Lehnsweſens, wie auch allein aus ihr jener rein germaniſche, den andern Völkern völlig fremde Begriff der Dienſtlehne hervorgegangen, der ſo unberechenbaren Einfluß auf die Bildung unſrer heutigen Staaten gehabt, und das Beſtehen von Monarchien im heutigen Sinne möglich gemacht hat. Die Griechen und Römer, die Perſer

und Aegypter kannten nur zweierlei öffentliche Verhältniſſe, Freiheit oder Zwingherrſchaft. Ein Volk, das zu wählen hatte, dachte nicht daran, ſich einen Herrn zu geben, und nie ward anders, als durch Gewalt, königliche Macht gegründet und behauptet. Die Alten fanden es natürlich, daß Jeder herrſchen wollte, der es konnte, aber nicht minder, daß Niemand, der nicht mußte, ſich von ihm wollte beherrſchen laſſen; eine ſittliche Pflicht des Gehorchens, ein andres, als gezwungnes, Verhältniß zu einem Herrn war ihnen ein Unding. Denn der unumwundenſte Egoismus war der allgemeinen Denkart in der alten Welt innerſter Geiſt, und nur wenige Ahnungen einer andern Lebensanſicht blicken durch ihn hindurch. Die Deutſchen, denen umgekehrt die Aufopferung des eignen Selbſt für hohe Zwecke als das höchſte, dem Menſchen Erreichbare galt, ſchufen auch die Idee von der Pflicht des freien Gehorſams, die durch die chriſtliche Religion bei ihnen befeſtigt und noch mehr geheiligt wurde. Da es der Sohn gewöhnlich für Pflicht hielt, oder die Noth ihm gebot, dem Herrn, deſſen Dienſte der Vater gelebt, auch ſeinen Arm zu widmen: ſo ließ der Gefolgsherr ihm in der Regel auch das Lehn ſeines Vaters, oder vielmehr, er verlieh es ihm (belehnte ihn) auf's neue. Nach und nach, durch Gewohnheit mehrer Jahrhunderte, wurde dieſer Gebrauch zum Recht, und die Entziehung des väterlichen Lehns, obgleich durch kein Geſetz verboten, erſchien als Ungerechtigkeit. Conrad II. machte endlich, für Deutſchland 1025, für Italien 1037 (oder ſchon 1026) die Erblichkeit der Lehne auf die Söhne (Weiberlehne ſind ſpätre Abweichungen von der natürlichen), oder bei Geiſtlichen auf die Amtsfolger, zum ausdrücklichen Geſetz. In den Zeiten der Barbarei und Gewaltthätigkeit, die unmittelbar nach der Völkerwanderung, und von neuem nach dem Tode Carls des Großen eintraten, in jenen rohen, nur nach außen ſtarken, eine feſte Bürgſchaft innrer Sicherheit nicht gewährenden Staaten mußte es bald eine vortheilhafte, ja unausweichliche Maßregel ſcheinen, ſich an einen Mächtigen anzuſchließen, um ſeines Schutzes ſich zu erfreuen. Die gewaltigen Grundherrn, die reichen Biſchöfe einerſeits, die Herzöge und Grafen, der Könige Statthalter, andrerſeits, bedrückten ſo lange die nachbarlichen freien Landeigenthümer und Heerbannsmänner, bis dieſe das Loos der abhängigen Lehnsleute mit neidiſchen Augen anſahen, und ſich ſelbſt in den Schutz (Mund) des Bedrückers oder eines andern Großen begaben, um vor ihm und allen Mächten ſicher leben zu können. Ein ſolcher Schützling hieß ein Mundmann oder Höriger. Sehr viele, beſonders die Armen, die ihr Land ſelbſt bauen mußten, und es alſo ungern verließen, thaten dies auch, ohne Gefahr der Bedrückung, bloß in der Abſicht, von der Heerbannspflicht loszukommen. Denn die Herzöge, Grafen und Vögte, denen (letztren für die Biſchöfe), den Heerbann zu ſammeln und zu befehligen oblag, bedienten ſich, ſtatt dieſer ungeübtern, oft durch langen Frieden der Kriegszucht entwöhnten Miliz, lieber ihres Gefolges, nun Lehnsmannſchaft genannt, und ließen ſich von den Heerbannspflichtigen, die ihre Mundleute werden wollten, die Verbindlichkeit, auf's Aufgebot zu erſcheinen, abkaufen. Die Kaiſer und Könige kümmerten ſich wenig darum, woher die Herzöge ihnen ihre Mannſchaft zuführten, wenn ſie nur vollzählig war; ja ſie zogen die Lehnsmannſchaft, außer jenen Vortheilen, den Heerbannstruppen auch darum vor, weil dieſe bloß zur Landwehre, jene zu weniger beſchränktem, oft zu unbedingtem Dienſte verpflichtet, und folglich ihre Brauchbarkeit ausgedehnter war. So kam der Heerbann nach und nach in Verfall und die Lehnsmiliz trat an ſeine Stelle. Einer andern, nicht

geringen Klaſſe von Menſchen, worunter beſonders die Reichen (ſpäter der niedre Adel genannt) gehörten, welche das Land durch Miethlinge oder Eigenleute bauten, lag nichts daran, ſich vom Kriegszuge loszumachen, vielmehr waren, nach der Väter Sitte, Kriegsabenteuer noch immer ihre liebſte Beſchäftigung, ihr höchſter Genuß. Aber des Schuzzes der Großen konnten auch ſie nicht entbehren; andrerſeits beleidigte es ihren Stolz, unter dem, ſolchergeſtalt immer mehr geſunknen und nicht viel höher, als jetzt ein Landſturm, geachteten Heerbanne zu dienen. Sie geizten daher nach der Ehre, in die Lehnsmannſchaften der Großen aufgenommen zu werden, und trugen deshalb dem nächſtwohnenden Herzog, Grafen oder Biſchof ihre Güter zu Lehn auf. Oft thaten ſie auch daſſelbe, aus Andacht, lieber einem Stifte oder Gotteshauſe. Auf dieſe Weiſe iſt in Deutſchland (die nordöſtlichen, ehedem ſlaviſchen, eroberten und an Vaſallen vertheilten Provinzen ausgenommen) die Mehrzahl der heutigen Lehne entſtanden. Jene wurden dadurch, wie andre Lehnsleute, bei Verluſt des Lehns pflichtig, dem Lehnsherrn in allen ſeinen Fehden zu folgen, außer, wenn ſie wegen verſchiedner Lehne mehrere Lehnherren hatten, gegen dieſe, und gegen Kaiſer und Reich, welche aber erſt ſpäter ausdrücklich ausgenommen wurden, weil ſich dieſer Vorbehalt bei einer Dienſtpflicht, die an die Stelle der Heerbannspflicht trat, von ſelbſt zu verſtehen ſchien. Zugleich mußten ſie den Gebrauch ihrer Burgen und Veſten, als offener Häuſer (das Öffnungsrecht), in Zeiten der Kriegsnoth dem Lehnsherrn einräumen. In eben demſelben Verhältniſſe ſtanden ſchon die Herzöge und Grafen, die für ihre Reichsſtatthalterſchaften, und die Biſchöfe, die für ihre geiſtlichen Ämter ebenfalls durch Lehne beſoldet waren, zum Reichsoberhaupt, und in eben daſſelbe traten nun zu jenen größern Edelleuten (denn eben hiedurch entſtand der niedre Adel) auch kleinere freie Güterbeſitzer, ja ſelbſt reichere, kriegsluſtige Bauern, die den ehrenvollen Lehnsdienſt der redlichen, aber verachteten Schutzhörigkeit vorzogen, und deshalb entweder einem Edeln ihr Gut zu Lehn auftrugen, oder von ihm, mit Bewilligung des Oberherrn, mit einem Theile ſeines Lehns weiter belehnt wurden (Afterlehnleute). Die Belehnung geſchah, bei den großen Statthalterlehnen, ſchon ſeit den ſächſiſchen Kaiſern durch eine Fahne (das Zeichen des Oberbefehls; daher Fahnenlehn), bei den kleinern mit dem Schwerte, bei den geiſtlichen Lehen in den älteſten Zeiten durch Ring und Stab; ſeit dem wormſer Frieden (1122), der die Oberherrlichkeit des Kaiſers auf das Weltliche beſchränkte, mit einem Zepter (Zepterlehn). Eine beſondre Art der Kriegslehne waren die Burglehne, deren Beſitzer zur Vertheidigung irgend einer Burg des Lehnsherrn (Burghut) verpflichtet waren. Der dabei befehligende Vaſall hieß bei Reichsfeſten Burggraf, bei andern Burgvogt, die übrigen nannte man Burgmänner. So war die Lehnsmannſchaft, gleich der päpſtlichen Hierarchie und ihr gegenüber, ein Syſtem von concentriſchen Kreiſen, die, jeder unter dem Einfluſſe des nächſten, alle um einen Mittelpunkt, der Könige, als Oberlehnsherren, ſich bewegten. Neben den Kriegsvaſallen entſtand und bildete ſich auch noch eine andre Klaſſe von Lehnsleuten, die nicht minder bedeutend wurden. Von den älteſten Zeiten her finden wir an den Höfen der Könige und ihrer Statthalter, wie der Biſchöfe, gewiſſe Hausbeamte, die anfangs wirkliche Dienſte leiſteten, ſpäter mehr zum Glanze des Hofs dienten. Die vier Ämter des Marſchalls, des Kämmerers, des Schenken und des Truchſeſſes ſind die älteſten, wie die vornehmſten, aber keineswegs die einzigen, vielmehr waren die Ämter ſo mannigfaltig, als die im Hofdienſt denkbaren Ver-

richtungen. Dieſe Beamten konnten, in jenen Zeiten der Geldarmuth, und nach dem altdeutſchen Begriffe, der nur den Grundeigenthümer als einen Staatsbürger, und nur den Beſitzer großer Ländereien als einen Vornehmen anſah, mit nichts füglicher beſoldet werden, als mit dem Nießbrauch von Ländereien (Hoflehne), welche auf dieſelbe Weiſe, wie bei den Kriegslehnen, doch etwas ſpäter, zumeiſt unter Friedrich I., nach und nach erblich wurden. Der Glanz des Hofs, und der Vortheil, welchen dieſe Bedingungen gewährten, lockte viele Edle, ſich um ſie zu bewerben. Sie wurden die Erſten in der, ſolgergeſtalt ſich neu bildenden Klaſſe der Dienſtleute oder Miniſterialen; neben und unter ihnen gab es aber noch eine große Menge andrer Dienſtleute, beſonders auf den Meierhöfen der Großen. Jeder Meier (villicus) ward zum Lohne der Bewirthſchaftung eines Grundſtücks mit einem andern kleinern beliehen, und es gab kaum einen Hofbedienten, der nicht für ſeine Dienſte wenigſtens ein Haus, oder einen Garten in dem, der Burg anliegenden Dorfe zu Lehn gehabt hätte. Die großen Miniſterialen, zu bequem, die Geſchäfte ihrer Ämter ſelbſt zu verrichten, fingen bald, mit Vergünſtigung ihrer Herren, an, dieſelben andern zu übertragen, die ſie für dieſe Verrichtung ebenfalls durch Belehnung mit irgend einem Gute belohnten. So ſahen wir noch in den neueſten Zeiten neben den Reichserzämtern die, von ihnen zu Lehn herrührenden Reichserbämter. Nach und nach kamen auch Lehne auf, die weder durch Kriegs- noch Hofdienſte verdient wurden, ſondern nur zu Anerkennung der Oberlehnsherrlichkeit, mit gewiſſen Leiſtungen von geringer Beſchwerde, verbunden waren, wie die jährliche Darbringung eines Pferdes, einer Koppel Hunde, eines Baizfalken. Ja oft wurden zum Behufe dieſer Anerkennung auch einzelne Handlungen beliebt, als das Halten des Steigbügels, das Vortreten bei gewiſſen Gelegenheiten ꝛc. Unter den Geſchenken ſowol, als den Handlungen findet man, nach der Laune des Lehnsherrn, bisweilen ſehr ſonderbare und lächerliche, als: vor dem Heere zu tanzen, irgend ein Kunſtſtück zu machen, ein Ei, einen Pfennig darzubringen ꝛc. Die Verſagung der Lehnsdienſte, oder eine andre Verletzung der Lehnstreue heißt Felonie, und wurde durch Einziehung des Lehns beſtraft. Hierüber, ſo wie über andre Lehnsſtreitigkeiten, als: Erbfolge-, Eröffnungs-, Veräußerungs-, Verafterlehnungsfälle urtheilte der Lehnsherr in einem eignen Gerichte (Lehnshof, Mannengericht), das er mit Vaſallen, die dem Angeklagten ebenbürtig ſein mußten, beſetzte. Das Erſcheinen bei einem ſolchen Gerichte, auf Erfodern des Lehnsherrn, und die Übernahme einer Beiſitzerſtelle bei demſelben ward zu den Lehnspflichten gezählt. Bei Sachen, wo des Königs eigner Vortheil in's Spiel kam, führte an ſeiner Statt der Pfalzgraf am Rhein, als Reichsoberrichter, den Vorſitz im Reichslehnsgerichte. Je mehr das Verhältniß der Lehnsherren und Lehnsleute, als eines der wichtigſten im damaligen Leben, und als die Quelle der heiligſten Pflichten hervortrat, je mehr die Zahl der Lehnsleute auf Koſten der alten unmittelbaren Reichsunterthanen ſich ausbreitete, deſto mehr trat das Verhältniß dieſer in den Hintergrund, und gerieth endlich ganz in Vergeſſenheit. Bald, und ſchon im 10. und 11. Jahrh. kannte man keine andre Unterthanspflicht, als die Lehnspflicht; das ganze Reich war nur eine große Lehnsmannſchaft, und die Begriffe: Lehns- und Landesherr, gänzlich verwirrt. Wer nicht Lehnsherr oder Vaſall war, der ſchien kaum Staatsbürger, und Niemand kümmerte ſich um ſeine Sicherheit. Daher durften nur wenige große Landeseigenthümer, im Vertrauen auf ihre Macht, es wagen, ohne Lehnsabhängig-

keit zu verharren. Doch auch von dieſen huldigten die Meiſten ſpäter noch dem Geiſte der Zeit, und wurden königliche Vaſallen (wie die Herren von Braunſchweig und Heſſen, und die Grafen in Thüringen, dann Herzöge und Landgrafen genannt), und die Kaiſer wandten Alles an, ſie dazu zu bewegen. So belohnte Friedrich I., entrüſtet, als jener ſtolze Freiherr von Krenzingen, der Niemands Vaſall war, ſich weigerte, vor ihm aufzuſtehen, denſelben mit dem Münzrechte, damit er des freien Mannes Herr würde. Auf der andern Seite hielt man es für Pflicht des deutſchen Kaiſers, ein, durch Ausſterben eines Vaſallenhauſes eröffnetes Lehn nicht einzuziehen, ſondern weiter (jedoch dies ganz nach ſeiner Willkür) zu verleihen, und ſo die Fortdauer des Lehnswesens zu ſichern, von dem die des Staats abzuhängen ſchien, weil Heimfall der Lehne an den Kaiſer zu große Obermacht, und Befreiung der Fürſten vom Lehnsbande Anarchie zur Folge haben mußte. Noch mehr: die nothwendige Verbindung der Ämter, der Statthalterſchaften, wie der Hofämter, mit den Lehnen, ließ ſie bald mit dieſen verwechſeln, und die Leiſtung, die das Lehn verdienen ſollte, für das Lehn ſelbſt anſehen; ſo daß man nicht mehr mit den Gütern, als Lehn der Ämter, ſondern mit dieſen ſelbſt gleichſam als einem, durch ſein Zubehör, das Gut, fruchttragenden Kapitale belohnt wurde. Die Herzöge, Biſchöfe, Vögte und Burggrafen befeſtigten bald aus Unwiſſenheit, bald aus Eigennutz dieſe Verwechſelung, machten keinen Unterſchied zwiſchen ihren Lehnen und den Provinzen und Burgen, für deren Verwaltung ſie ihnen gegeben worden, übten auch in dieſen, die größtentheils mit ihren Lehnsleuten angefüllt waren gleiche grundherrliche Gewalt, und ſahen Abreißungen von dieſen für eben ſo ſchreiende Ungerechtigkeiten an, als Entziehung des Lehns. In den Provinzen, wo die herzogliche Gewalt, wie in Franken, Schwaben und Weſtphalen, frühe verſchwand, gingen die Grafen und Äbte denſelben Gang, dahingegen ſie in Baiern, Meißen, Thüringen, Öſterreich und Brandenburg häufig, mit gänzlicher Vergeſſenheit ihrer Reichsſtatthalterwürden, zu bloßen Lehnsleuten der Herzöge, Landgrafen und Markgrafen herabſanken, und kaum ihre Afterlehnsleute in Abhängigkeit erhalten konnten. Aus dem Lehnswesen, dem einzigen Organismus der europäiſchen Staaten des Mittelalters, ging denn auch eine neue Ordnung der bürgerlichen Stände hervor. Der zwiſchen dem alten Adel (den Fürſten) und den Freien ſtehende, niedere Adel verdankt ihm, wie erwähnt, ſeine Entſtehung, und unter den Vaſallen ſebſt bildete ſich, doch ohne Eintrag der Ebenbürtigkeit, eine Stufenleiter des Rangs. Die Klaſſen derſelben nannte man Heerſchilde. Den erſten Heerſchild bildete der König allein; den zweiten die Pfaffenfürſten, Biſchöfe und unmittelbaren Äbte; den dritten die Laienfürſten, Herzöge, Landgrafen, Markgrafen und unmittelbaren Grafen (jenen nachſtehend, weil ſie alle Vaſallen der Hochſtifter waren); den vierten diejenigen Freiherren oder großen Güterbeſitzer, die ihr Land von Niemand zu Lehn hatten, aber doch, wegen kleiner Beſitzungen oder Rechte, des Kaiſers Vaſallen waren; den fünften diejenigen Freien, Schöppenbaren, Semperfreien, die in eben dem Verhältniſſe zu den Fürſten waren; den ſechsten deren Lehnsleute und die Dienſtmannen der Fürſten; und den ſiebenten die Beſitzer kleiner Lehne. Dieſer Eintheilung analog iſt die italieniſche in: Principes, Capitanei, Valvasores majores, Valvasores minores, Valvasini und Soldati, und die engliſche in: Lords, Esquires und Copyholders, die ſpaniſche in: Grandes (ricos hombres), Escuderos, Hidalgos, die franzöſiſche in: Pairs, Barons, Ecuyers und Valvasseurs. Die Benennung der

Ecuyers, Escuderos, Esquires, deutſch Edelknechte, gehört jedoch mehr dem Ritterweſen (ſ. d. Art.) an. Neben dieſen Ständen bildete ſich, als keinem von ihnen zugehörig, erſt nach Jahrhunderten der Bürgerſtand aus. Den Städten, auf Gewerbfleiß und beweglichen Reichthum ausgehend, und darauf eine neue Art von Macht bauend, war der, im Vorherrſchen des Grundeigenthums gegründete Geiſt des Lehnweſens nothwendig fremd; daher erblicken wir ſie faſt immer in offenbarer Feindſchaft und Fehde mit dem Ritterthum. Die Grundſätze des Lehnrechts (ſo nennt man nun den Inbegriff aller, zwiſchen Lehnsherren und Vaſallen eintretenden Rechte und Verbindlichkeiten, oder auch die Wiſſenſchaft derſelben) wurden von lombardiſchen Rechtsgelehrten des 12. Jahrh. ausgebildet und feſtgeſtellt. Die Sammlung von Lehnsgeſetzen und Gewohnheiten, die unter dem Titel: Libri Feudorum (Feuda ſollen die Lehne, im Gegenſatze der Allodia, — urſprünglich Loosgüter, — genannt worden ſein, von dem alten fe, Lohn und ode, Beſitz), dem römiſchen Geſetzbuche anhingen, iſt ein Coder des Lehnrechts für halb Europa geworden. Im nördlichen Deutſchland, Dänemark, Preußen, Polen ꝛc. erhielt ſich, im Gegenſatze deſſelben, das alte deutſche Lehnrecht, deſſen hauptſächliche Abweichung vom lombardiſchen war: daß es die Erbfolge der Seitenverwandten, als ſolcher, nicht anerkannte, und alles Lehnfolgerecht nicht, wie dieſes, auf die Abſtammung vom erſten Erwerber des Lehns gründete, ſondern allein durch die Gemeinſchaft und den Mitbeſitz des Lehns bedingte, ſo daß Theilungen das Erbfolgerecht aufhoben. An der Stelle dieſer Gemeinſchaft hat man ſeit dem 12. Jahrh. in den obengenannten Ländern gleiche Wirkung einem, bloß der Form nach, bei der erſten Belehnung erlangten, und ſodann bei allen Theilungen und Sterbefällen vorbehaltenen und erneuerten Miteigenthum (Mitbelehnſchaft, geſammte Hand) beigelegt. Vortrefflich geeignet war die Lehnsverfaſſung, in Zeiten des Freiheitsgeiſtes und der Unbiegſamkeit gegen die eigentliche Staatsgewalt, um die Zügel der, im Volke zerſtreuten Maſſe von Kräften, zum Gebrauch derſelben nach Außen, und doch ohne Gefahr für die Freiheit, in die Hand des Staatsoberhaupts, als Oberlehnsherrn, zu legen. Allein wie jede menſchliche Einrichtung den Keim der Ausartung in ſich trägt, ſo litt auch die Reinheit und Wirkſamkeit der Lehnsverhältniſſe, und mit ihr die, auf ſie gebaute Staatsverfaſſung nur zu bald unter einem Geiſte des Ungehorſams und der Empörung, der deſto allgemeiner ward, je mehr die Fürſten zu merken anfingen, daß nach der Natur der Lehnsverfaſſung nicht ſie vom Könige, ſondern dieſer von ihnen abhängig ſei. Denn dieſe Veranlaſſung gab dem Lehnsherrn keine andre Sicherheit ihres Gehorſams, als den Lehnseid, und die Androhung von Strafen, zu deren Vollziehung vor Allem Macht gehörte, während der König in den meiſten Staaten ſeine Macht, entweder durch eigne Belehnung, oder durch die Anmaßungen der Fürſten, unter dieſe vertheilt ſah. So gelang es den Kronvaſallen, in Deutſchland, Italien und im ältern Frankreich, dem Könige faſt alle Gewalt bis auf die äußere Ehre des Königthums zu entziehen, und er konnte in jenen Ländern nie, in Frankreich nur nach zufälligem Ausſterben der großen Baronengeſchlechter, zu einer neuen, von der Lehnsherrlichkeit unabhängigen Königsgewalt (Souveränetät) gelangen; während die Britten allein aus dem Kampf der königlichen und der Vaſallengewalt ein Gleichgewicht derſelben, in ihrer jetzigen Staatsverfaſſung, hervorgehen ſahen. Als in der neuen Zeit (die eben ſo gut, als von der Reformation, von der Erfindung des Schießpulvers an gerechnet werden

könnte) die Veränderung des Kriegsweſens Alles umgeſtaltet, und die Lehnsmiliz nun eben ſo völlig von den ſtehenden Heeren verdrängt wurde, als ſie ſelbſt den Heerbann verdrängt hatte, da blieb die, in ihrem Werthe nur durch die Lehndienſte bedingte Lehnsverfaſſung ſtehen; eine Trümmer der Vorzeit, zu unnütz und unbequem, um noch länger behauptet werden zu können. Denn die Lehndienſte wurden nicht mehr gefodert, weil ſie unbrauchbar geworden waren, und daher mit Geld die ſogenannten Ritterpferde abgekauft. Es darf auch Niemand Wunder nehmen, daß man an Abſchaffung dieſer alten Formen nicht früher gedacht hat; denn war nicht manches wohlerwobne Recht, und manches, wenn gleich nun zweckloſe, doch ohne Verletzung eines, bis dahin geſchützten Eigenthums nicht zu zerſchneidende Verhängniß daran geknüpft? Die Abſchaffung der Reſte des Lehnsweſens iſt freilich ſehr nöthig, aber nur gegen eine mäßige Entſchädigung der Altberechtigten, wobei zu unterſuchen ſteht, was ſie dem Berechtigten wirklich und nicht bloß idealiſch einbrachten. Auch die, zu ſolchen berechtigten Fürſten geben ſolche allgemein auf, wie in Würtemberg gegen eine Entſchädigung, die die Staatsſchuld tilgen hilft, und dadurch den Standesherren und Gutsherren ein Beiſpiel zum zwangsloſen Verkauf darſtellt, wenn die Regierungen auch einen geſetzlichen Tarif auszuſprechen bedenklich ſind. H. L.

Lehrgedicht, nennt man insbeſondre eine größere und ausgeführtere Dichtung didaktiſcher Art. Aber es iſt überhaupt noch ſtreitig, inwiefern eine didaktiſche oder Lehrpoeſie, als beſondre Dichtungsart aufgeführt, mit dem Begriffe und Weſen der Dichtkunſt beſtehen kann. Soll nämlich ein Gedicht den Zweck zu lehren verfolgen, und auf dieſem beſtimmten Zwecke ſein Weſen beruhen: ſo kann damit die reine und freie Begeiſterung und der wahre Zweck der Poeſie nicht beſtehen; ja das Werk muß zu einem Erzeugniſſe der kalten Überlegung werden, das mit dem äußern Schimmer der Poeſie ausgeſchmückt iſt. Soll aber hierin das Weſen des didaktiſchen Gedichts nicht beruhen, wie einige mildernd ſagen: ſo iſt mehr oder weniger jedes Gedicht ditaktiſch zu nennen, und es kann ſomit keine beſondre didaktiſche Dichtungsart geben. Will man jedoch einzelne Gedichte mit einigem Rechte didaktiſche nennen: ſo würden dieſes diejenigen ſein, bei welchen entweder überhaupt ein Zweck zu lehren hie und da hervortrit, ſie mögen übrigens epiſche (wie viele Romane), oder dramatiſche Form haben (wie z. B. Leſſing's Nathan), oder ſolche, in denen weder ein epiſcher, noch dramatiſcher Stoff zum Grunde liegt, ſondern gewiſſe Wahrheiten in dem Spiegel der poetiſchen Begeiſterung aufgefaßt, in Allegorien, Viſionen ꝛc. lyriſch dargeſtellt werden. Hieher gehören viele lyriſche Gedichte von Schiller, namentlich die Glocke, die Hoffnung u. a. (obgleich ſie die Überſchrift: didaktiſches Gedicht, nicht tragen), und alle beſſere ſogenannte Lehrgedichte; hieher würde ſelbſt Dante's großes allegoriſches Gedicht gehören. Im erſten Falle würde die Benennung einen Tadel in ſich ſchließen. Die Gedichte letzterer Art gehören zu den älteſten Denkmälern der Poeſie, wie die Gnomen beweiſen; das Entſtehen und die Ausbildung der eigentlich ſogenannten Lehrgedichte aber kündigt in der Regel ſchon die Umbildung der Poeſie zur Reflexion an, wobei man oft glaubt, das Unpoetiſche und Allgemeine durch zufälligen Schmuck zu dem Schönen erheben zu können. Das Eitle dieſes Beſtrebens zeigen die vorzüglichſten didaktiſchen Gedichte aller Zeiten, namentlich die eigentlich ſogenannten Lehrgedichte, „welche uns, nach J. Paul's Ausdrucke, ihren zerhackten Gegenſtand Glied für Glied, obwol jedes in einige politiſche

Goldflittern eingewickelt, zuzählen," z. B. des Lucrez poetiſche Darſtellung des epikuriſchen Syſtems in dem Gedichte: de rerum natura, und die am meiſten, durch poetiſche Einzelnheiten, beſonders durch Epiſoden und Bilder, glänzende Georgik des Virgil, welche den ſpätern Dichtern faſt immer zum Muſter gedient hat. Ovid's Kunſt zu lieben, welche jedoch in's Scherzhafte übergeht, und Horaz'ens ſogenannte ars poetica; die engliſchen eines Davies, Dyer, Akenſide, Dryden, Derwin; die franzöſiſchen eines Boileau, Dorat, Lacombe, Delille; und die deutſchen eines Duſch, Lichtwer, Tiedge u. A. Überhaupt aber gibt es faſt keinen ſo unpoetiſchen Gegenſtand, den man nicht aus jenem Grundſatze in Lehrgedichten behandelt hätte. Übrigens rechnet man zur didaktiſchen Poeſie, außer dem angeführten größern Lehrgedichte, gewöhnlich auch die beſchreibenden oder malenden Gedichte (ſ. d. Art. Malerei), die poetiſche Epiſtel, welche Form dem Didaktiſchen jedoch nicht nothwendig iſt, die (ſogenannte äſopiſche) Fabel, und die Parabel, endlich auch die Satyre und gewiſſe Arten des Epigramms, von welchen allen einzeln in den benannten Artikeln gehandelt wird. Wir können hier nicht unterlaſſen, das lebendige und geiſtvolle Urtheil J. P. Fr. Richter's in ſeiner zweiten Ausgabe der Vorſchule der Äſthetik hinzuzufügen, welches mit unſrer Anſicht ſehr übereinſtimmend iſt. „Das Lehrgedicht," ſagt dieſer, „gehört in die lyriſche Gattung. Es läßt auf innere geiſtige Gegenſtände den Brennpunkt der Empfindung fallen: in dieſem leuchten und brennnn ſie, und dieſes ſo ſehr, daß der flammende Pindar ganze Reihen kalter Lehrgeſetze zu ſeinem korinthiſchen Erz einſchmilzt. Reflexionen werden nicht an ſich zur Lehre, ſondern für das Herz zur Einheit der Empfindung gereiht, und als eine, mit Blumenketten umwickelte Frucht dargeboten, z. B. von Young, Haller, Pope; ohne dieſe wäre ja eine Philoſophie, z. B. die platoniſche, ein Lehrgedicht." Aus dieſer Beziehung auf die Natur des Gefühls würde ganz natürlich folgen, daß jedes didaktiſche Gedicht von größerm Umfange nothwendig ermüdend werden müſſe. „Weder," ſagt A. Schreiber, „hält das Gefühl eine, ſo ausdauernde Spannung aus, noch die Phantaſie eine ſo ununterbrochne Bilderjagd." Dies iſt es, was Tiedge's Urania durchaus entgegenſteht. Ganz flach aber iſt es, wenn Äſthetiker das didaktiſche Gedicht, namentlich das eigentliche Lehrgedicht, bloß negativ, aber zugleich ſo beſtimmen, daß weder der Name beibehalten werden, noch die Möglichkeit eingeſehen werden kann, wie nach dieſen negativen Beſtimmungen ein Gedicht entſteht, z. B. das Lehrgedicht ſolle nicht unterrichten, nicht ſyſtematiſchen Zuſchnitt haben, ſondern eine glückliche Auswahl poetiſcher Gedanken enthalten, einen Gegenſtand behandeln, der der poetiſchen Form fähig ſei, oder, wie man ſich wol ausdrückt, „einen Lehrgegenſtand in die didaktiſch-poetiſche Form herüberziehen;" Letzteres ſetzt die Möglichkeit einer didaktiſchen Poeſie ſchon voraus. Auch die Beſtimmung, „die didaktiſche Poeſie ſei nur die, welche Lehren der Wahrheit im poetiſchen Gewande darſtelle," welches ungefähr daſſelbe heißt, iſt zwar in obigem Sinne richtig, macht aber das didaktiſche Gedicht noch nicht zu einer, von der epiſchen, dramatiſchen und lyriſchen verſchiednen Dichtungsart. T.

Lehrſtyl (didaktiſcher Styl), die, durch den Zweck der Belehrung beſtimmte Eigenthümlichkeit in dem Gebrauche der Sprache. Er wird dem poetiſchen und rhetoriſchen Styl entgegengeſetzt. Im allgemeinen Sinne aber verſteht man darunter den Styl jeder proſaiſchen Mittheilung, die auf irgend eine Weiſe über etwas belehren will; im engern und höhern Sinne den Styl des Unterrichts, welcher dahin wirken ſoll, die Einſicht vorgetragner Wahrheiten zu befördern; und im eng-

Digitized by Google

ſten Sinne den Styl des höhern wiſſenſchaftlichen. Die nothwendigſten Erfoderniſſe des Lehrſtyls überhaupt ſind: Deutlichkeit, Beſtimmtheit und Kürze, weil hier zunächſt auf den Verſtand gewirkt werden ſoll, ſparſamer Gebrauch der Bilder zur Veranſchaulichung gewiſſer Wahrheiten. Der höhere didaktiſche Styl insbeſondre wird ſich durch größere Ruhe und Würde, durch die ſtrengſte Bündigkeit von dem erſtern unterſcheiden, welcher mehr ſubjectiv iſt, und auf leichte, allgemeinere Auffaſſung Rückſicht nehmen muß, weshalb er auch der populäre didaktiſche Styl genannt werden könnte. Der didaktiſche Styl iſt übrigens auch, nach der höhern oder geringern Bedeutung der vorzutragenden Gegenſtände, nach dem eigenthümlichen Geiſte und Inhalte, und nach dem Range der vorzutragenden Wiſſenſchaften verſchieden; auch wird derſelbe durch die Eigenthümlichkeiten des mündlichen oder ſchriftlichen Vortrags und Unterrichts eigenthümlich beſtimmt. Es gibt Fälle, wo er in den redneriſchen Styl übergeht, wie z. B. in der Kanzelrede oder Predigt; ja man könnte den redneriſchen Styl ſelbſt als eine höhere Gattung des didaktiſchen betrachten, indem er ſich von der wiſſenſchaftlichen didaktiſchen nur durch größere Freiheit und Ungebundenheit in der Gedankenfolge unterſcheidet. Endlich iſt auch der Styl, je nachdem die Gedankenmittheilung einſeitig oder wechſelſeitig iſt, akroamatiſch (didaktiſch im eigentlichen Sinne), oder dialogiſch (Unterredungsſtyl), wie beim katechetiſchen Vortrage. Letzterer nähert ſich dem leichtern Geſprächsſtyle; erſterer iſt bündiger und ausführlicher, und kann ſich freier der Kunſtausdrücke (termini technici) einer Wiſſenſchaft bedienen, verfällt aber leichter in Pedantereien; doch kann der akroamatiſche Vortrag auch in Briefform Statt finden, bei welcher die freiere Mittheilung und ein leichterer Gedankenzuſammenhang herrſcht. Der akroamatiſche Styl kann ferner wiederum entweder aphoriſtiſch (fragmentariſch) ſein, d. h. aus kurzen Sätzen, oder in einem fortlaufenden, zuſammenhängendern Vortrage beſtehen. Einige nennen auch den Styl der didaktiſchen Poeſie (ſ. Lehrgedicht), welcher in der Regel auf der Grenze der Poeſie und Proſa ſteht, den didaktiſchen Styl (der Poeſie), und dieſer iſt inſofern auch ſatyriſch-didaktiſch, paraboliſch ꝛc.; doch kann dieſes auch der proſaiſch-didaktiſche Vortrag ſein, der ſich bei freierer Mittheilung dem poetiſchen nähert.

Leibeigenſchaft (auch Leibeigenthum genannt), beſteht in gewiſſen Eigenthumsrechten, welche auf der Perſon eines Menſchen haften. Sie begreift in ſich die Verpflichtung des Leibeignen zu Dienſten, Zinſen und andern Obliegenheiten gegen ſeinen Gutsherrn, welche auf der Perſon des Leibeignen, entweder ohne alle Rückſicht auf den Beſitz eines Gutes, oder in Beziehung auf die Bauerländerei, die er in eignem Namen inne hat, dergeſtalt haftet, daß derſelbe ohne den Willen des Leibherrn ſich davon nicht losmachen kann, und ſeine Verbindlichkeit auf ſeine Nachkommenſchaft forterbt. Der leibeigne Bauer muß alſo nicht nur wegen des Beſitzes ſeines Gutes gewiſſe Laſten tragen, ſondern auch, und zwar vorzüglich, vermöge gewiſſer, auf ſeiner Perſon haftenden Eigenthumsrechte, gewiſſe Obliegenheiten erfüllen. Dieſes letzte Verhältniß unterſcheidet ihn ganz weſentlich von dem erbunterthänigen Bauer, und von dem hörigen Bauer (Suus), womit man den leibeignen Bauer eben ſo häufig verwechſelt hat, als mit den römiſchen Sklaven und den indiſchen Negerſklaven. Der Leibeigne iſt kein Sklav, weil er nicht im völligen Eigenthume iſt. Seine wahren Nebenbenennungen ſind: Eigne, Halseigne, Bluteigne, Eigenbehörige, Gutseigne und Eigenarme; unrichtig aber nennt man ſie Erbunterthanen,

unterthänige Bauern, Laßbauern. Der Herr des Leibeignen heißt Erbherr, Leibherr. Da der Deutſche urſprünglich eben ſo frei war, wie jede andre Nation; ſo konnte er auch nicht leibeigen ſein. Die Leibeigenſchaft unter den Deutſchen, ſo wie unter andern Nationen, entſtand daher entweder aus den Gefangnen, die man im Kriege machte, oder aus fremden Sklaven, die man durch den Handel mit Ausländern an ſich brachte. Weil der Deutſche oft viel Landeigenthum beſaß, ſo pflegte er zuweilen Land unter ſeine Sklaven zu vertheilen, unter der Bedingung, daß ſie Frohnen und Zinſen leiſteten. So entſtand aus der Sklaverei in Deutſchland Leibeigenſchaft. Nach dieſem Entſtehungsgrunde betrachtete man auch die Leibeignen nicht einmal als Mitglieder und Unterthanen des Staats. Das Recht, als Staatsmitglieder betrachtet zu werden, haben vielmehr die Leibeignen in manchen Staaten erſt ſpät, und in den neueſten Zeiten erhalten. Auch iſt die Leibeigenſchaft in den Ländern und Provinzen, wo ſie noch Statt findet, ſehr verſchieden, bald gelinder, bald härter; ſo daß in manchem Staate der Leibherr den Leibeignen bis zum Krüppel peinigen und ungeſtraft ſogar tödten konnte. Vermöge der Leibeigenſchaft hängt der Leibeigne in Anſehung ſeiner Perſon und Habe von der Willkür des Leibherrn ab; er darf weder den, ihm anvertrauten Hof, noch ſeinen Wohnort verlaſſen, und der Herr kann ihn zurückfodern (daher Beſatzungsrecht, Vindicationsrecht des Herrn), wenn er ſich in ein Verhältniß begibt, das ihn unfähig macht, ſeine Pflichten zu erfüllen. Seine Kinder können, ohne Einwilligung des Leibherrn, keine andre Lebensart wählen, als die, worin ſie geboren worden ſind; keine Leibeigner und keine Leibeigne darf ſich ohne Vorwiſſen des Erbherrn verehelichen, und für die Einwilligung des letztern muß noch überdies der Bedemund (Frauenzins, Klauenthaler, Hemdſchilling, Buſengeld, Buſenhuhn), entweder in Gelde, oder Natura entrichtet werden (von dem ſogenannten jus primae noctis finden ſich in Deutſchland keine Spuren); der Leibeigne iſt körperlichen Strafen und Züchtigungen unterworfen, die von der Willkür des Leibherrn abhängen; er kann von dem Herrn hie und da von ſeinem Gute vertrieben werden (dies nennt man die Abäußerung); er muß die, auf ſeiner Perſon haftenden, ungemeſſenen Zinſen und Dienſte, und den Eid der Unterthänigkeit (Erbeid) leiſten; er kann in den Staaten, wo die Leibeigenſchaft noch in ihrer ganzen Strenge herrſcht, auf den Todesfall nicht über ſeinen Nachlaß etwas anordnen, ſondern Alles gehört dem Leibherrn; nur in manchen Provinzen erhält der Leibherr einen Theil aus dem Nachlaſſe des Leibeignen (das Mortuarium, Sterbefall ꝛc.). Man kann die Leibeigenſchaft, nach den Graden der Strenge, etwa in 3 Klaſſen eintheilen: 1) in die ſtrengſte Leibeigenſchaft. In Deutſchland kam dieſelbe nur an wenigen Orten, in den ehemaligen wendiſchen Landen (z. B. Lauſitz, Pommern, Mecklenburg) und in Holſtein vor Sie iſt geſetzlich in Mecklenburg aufgehoben; aber das neue Verhältniß, und beſonders die Landdotation für die Leibeignen zum Erbpacht noch nicht regulirt. In der königl. ſächſiſchen Lauſitz dauert ſie bisher noch fort; in der preußiſchen Lauſitz iſt ſie aber bereits abgeſchafft worden. Am härteſten war ſie in Holſtein und in Mecklenburg, und was ſehr merkwürdig iſt, daß ſie in Holſtein erſt nach 1597 ſich dort ausbilden konnte, und früher dort nicht vorhanden war. Mancher, für alt ausgeſchriene Druck iſt ſehr neu und methodiſch. 2) Der mittlere Grad, welcher bei den Eigenhörigen in Weſtphalen und einigen angrenzenden Ländern vorkam; 3) die gelindeſte, welche bei den Eignen, beſonders im ſüdlichen Deutſchland hier und da noch vorkommt.

Heut zu Tage ſind die gewöhnlichſten Entſtehungsarten der Leibeigenſchaft folgende: durch Geburt von einer Leibeignen; freiwillige, ausdrückliche Ergebung (durch eine Urkunde, der Eigenbrief genannt), oder ſtillſchweigende, wenn ſich ein Heimathloſer Jahr und Tag in einer Gegend aufhält, in welcher die Luft eigen macht (Wildfangsrecht), oder ein Gut annimt, mit deſſen Beſitze die Leibeigenſchaft verbunden iſt; durch Strafe wegen Verbrechen, oder als Zinsbuße bei freien Bauern; und endlich auch durch Verjährung von 30 Jahren. Selten wird ſie noch durch Heirath bewirkt. Das Ende erreicht die Leibeigenſchaft durch allgemeine Landesaufhebungs-Geſetze, welche ſeit 1096 durch die Kreuzzüge veranlaßt wurden, indem man einen jeden Leibeignen, der den Kreuzzug mitmachte, für frei erklärte. Gleiche Wohlthat erlangten 1815 die mecklenburgiſchen Leibeignen nicht, welche im Landesbanner im Befreiungskriege als Landwehr fochten, bis das allgemeine Geſetz die Leibeigenſchaft für die Zukunft aufhob; durch ausdrückliche oder ſtillſchweigende Freilaſſung; durch richterliches Erkenntniß wegen grober Gewaltthätigkeiten des Leibherrn in ſolchen Staaten, wo der Leibeigne als Mitglied des Staats angeſehen wird; und endlich auch durch Verjährung von 30 Jahren. In Holſtein erlebte man ſogar den Fall, daß gewiſſe rantzau'ſche Güter durch eine gutsherrliche Begnadigung teſtamentariſch um's J. 1680 für frei erklärt, und 1740 im Concursurtheil des Beſitzers vom Gute Brelgöner in Holſtein, welches zu jenen Gütern gehörte, für Leibeigne durch Verjährung erklärt wurden. Die Special-Geſchichte der beiden letzten Jahrhunderte mancher kleinen und mittelmäßigen deutſchen Staaten iſt leider häufig unbearbeitet. Wird ſie einmal aufgeklärt werden: ſo wird man aus manchen Ländern Dinge erfahren, deren Möglichkeit in einer, unſrer Zeit ſo nahen Periode man kaum ahnden dürfte. Viel wahren Stoff zu dieſer Volks- und Zeitgeſchichte könnte man in dem Reichskammergerichts- und Reichshofraths-Archiv, und in den Kammer-Archiven der kleinen Fürſtenthümer finden, auch in den Regiſtraturen der Obergerichte für die Gutsherren (vergl. Knechtſchaft). X.

Leibgedinge (Leibgut, Leibzucht, Witthum, dotalitium, douaire), iſt nach deutſchen Rechten das, einer adeligen Witwe zuſtehende Recht, nach ihres Mannes Tode aus deſſen Lehngütern die vierfachen Zinſen ihrer eingebrachten Mitgift zu genießen. Oft wird auch der Witwe ein Grundſtück zum Leibgedinge angewieſen, wovon ſie den Nießbrauch hat, und welches Leibgeding genannt wird. Endlich überhaupt der, den adeligen Witwen ausbedungne Unterhalt auf Lebenszeit.

Leibnitz, (Gottfried Wilhelm, Freiherr von), dieſer Stern erſter Größe am literariſchen Himmel Deutſchlands, der Stolz und die Zierde ſeiner Nation, wurde zu Leipzig den 3. Juli 1646 geboren. Sein Vater, Friedrich, war daſelbſt Profeſſor der Rechtsgelehrſamkeit, ſtarb aber, ehe der Sohn das 6. Jahr vollendet hatte. Der Knabe ward hiernächſt in die Nicolaiſchule ſeiner Vaterſtadt geſendet, die er bis zum 15. Jahre, jedoch ohne genaue Befolgung des Lectionsplanes, beſuchte, da ihn, unter den römiſchen Schriftſtellern, Livius und Virgil, ſo ſehr feſſelten, daß er ſich ihnen ganz ergab; den letztern namentlich wußte er faſt auswendig, und konnte noch im ſpäten Alter ganze Geſänge aus demſelben herſagen. Eine gleich glückliche Leichtigkeit der Auffaſſung und der Darſtellung zeichnete ihn bald vor allen ſeinen Mitſchülern aus. Schon im 15. Jahre fing er an, die akademiſchen Collegia in Leipzig zu beſuchen; und obwol ſein Hauptſtudium die Rechtsgelehrſamkeit ſeyn ſollte, trieb

er doch beſonders Mathematik und Philoſophie, worin damals Jakob Thomaſius den Unterricht ertheilte. Er ging hiernächſt auf ein Jahr nach Jena, um den Unterricht des berühmten Mathematikers Erhardt Weigel zu nutzen, von dem er viel lernte, und wurde nach ſeiner Rückkunft zu Leipzig Baccalaureus der Philoſophie und Magiſter. Seine Hauptbeſchäftigung ward jetzt das Studium der griechiſchen Philoſophen, und er gab einen glänzenden Beweis ſeiner Fortſchritte, durch die philoſophiſche Diſſertation de principio individuationis, die er (1664) unter Thomaſius vertheidigte, und welcher mehrere juriſtiſche Probeſchriften z. B. de conditionibus (1665), und eine ausgezeichnete philoſophiſch-mathematiſche Abhandlung de arte combinatoria folgten. Im 20. Jahre ſeines Alters meldete er ſich zum juriſtiſchen Doctorat; als man ihn aber, unter dem Vorgeben ſeiner Jugend, zurückwies, wendete er ſich nach Altdorf, wo er mit vielen Ehren promovirte. Man bot ihm ſogar eine außerordentliche Rechtsprofeſſur auf dortiger Univerſität an; allein er zog vor, ſich nach Nürnberg zu begeben, wo damals viele ausgezeichnete Köpfe vereinigt waren. Einer Verbindung, in welche er mit einer, ſich ebenfalls dort aufhaltenden alchymiſtiſchen Geſellſchaft gerieth, entriß ihn glücklicherweiſe der Baron von Boinaburg, kurfürſtl. mainziſchen Miniſter, deſſen Bekanntſchaft er machte, und auf deſſen Verſprechen einer Anſtellung in mainziſchen Dienſten, er ſich zuerſt nach Frankf. a. M. begab. Hier ließ er (1667) ſeine Nova methodus discendae docendaeque jurisprudentiae erſcheinen, die durch Klarheit und Tiefe gleich ſehr anzog, und der, auf Veranlaſſung ſeines Protectors, bald eine publiciſtiſche Deduction folgte, in welcher Leibnitz den Polen zu beweiſen ſucht, daß ſich der Prinz von Neuburg vor allen übrigen Concurrenten zu ihrem Könige ſchicke. In Folge davon wurde er, auf Boinaburg's Vorſchlag, als kurfürſtl. Rath nach Mainz gezogen und zum Beiſitzer der Juſtiz-Kanzlei ernannt; aber dies trockne Geſchäft konnte ſeinen wißbegierigen Geiſt nicht ernähren, und er fuhr in ſeinen ſchriftſtelleriſchen Bemühungen fort, als deren nächſte Früchte die Theoria motus abstracti, und die Theoria motus concreti (1671, zwei nur durch die Dreiſtigkeit ihrer Anſichten ausgezeichneter phyſicaliſcher Verſuche) erſchienen; auch fällt in dieſe Zeit ſeine, gegen die Angriffe des Polen Wiſſowatius auf die Lehre von der Dreieinigkeit gerichtete „Sacrosancta Trinitas, per nova argumenta logica defensa.“ Unterdeß hatte aber Paris, durch ſeinen literariſchen Glanz, unſers Leibnitz Augen in einem ſolchen Grade auf ſich gezogen, daß er das Anerbieten, den jungen Boinaburg dorthin zu begleiten, mit beiden Händen ergriff. Die Zerſtreuungen dieſes, für ihn ganz neuen Schauplatzes konnten ihn jedoch den Wiſſenſchaften nicht entfremden; er beſchäftigte ſich neuerdings beſonders mit der Mathematik und genoß namentlich den Umgang des berühmten Huygens, deſſen Erwartungen von ihm er durch Verbeſſerung der paſcal'ſchen Rechenmaſchine, oder vielmehr durch Erfindung eines ganz neuen ſolchen Inſtruments entſprach. Selbſt das Hinſcheiden ſeines Wohlthäters Boinaburg, der, gleich dem Kurfürſten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, 1673 ſtarb, ward ein neues Mittel, ihn der gelehrten Welt bekannter zu machen; er ging, da ihn jetzt nichts mehr in Paris zurückhielt, nachdem er noch ein Anerbieten der dortigen Akademie als Penſionär beizutreten, weil damit die Bedingung des Übertrittes zur katholiſchen Religion verbunden war, ausgeſchlagen hatte, nach England über, und kam dort mit Wallis, Boyle, Oldenburg und Newton in die ehrenvollſten Verbindungen. Von hieraus trug er ſich, dienſtlos, wie er jetzt war, dem Herzoge von Braunſchweig-

Lüneburg an, dem er ſchon früher bekannt geworden war, und der ihm eine Rathsſtelle, eine Penſion, und überdies die Erlaubniß willkürlicher Verlängerung ſeines Aufenthalts im Auslande bewilligte. Demgemäß kehrte er, auf 15 Monate, nochmals nach Paris zurück, wo er nur der Mathematik lebte; und ging dann, über England und Holland, nach Hannover ab, wo er 1676 eintraf und ſogleich an ſein Hauptgeſchäft, die Einrichtung der dortigen Bibliothek, eilte. Hier erſchien bald auch ſein Tractat, de jure suprematus ac legationis principum Germaniae; zugleich unterſtützte er den Plan der Acta eruditorum auf das Eifrigſte, ſo daß, im Jahre 1682 der 1. Bd. dieſes berühmten Werkes zu Leipzig an's Licht treten konnte. Inzwiſchen war der Herzog von Braunſchweig geſtorben; ſein Nachfolger aber wollte Leibnitz nicht weniger wol, und trug ihm auf, die Geſchichte des Hauſes Braunſchweia zu ſchreiben. Um die dazu nöthigen Documente einzuſehen, ging er (1687) nach Wien, und (weil die alten Markgrafen von Ligurien, Toscana und Eſte mit dem Hauſe Braunſchweig einerlei Urſprung haben) von da nach Italien; 3 Jahre, welche dieſe Reiſe dauerte, verſchafte ihm eine unermeßliche Sammlung politiſcher und diplomatiſcher Materialien, davon ſich der geringſte Theil auf das vorhabende Werk ſelbſt bezog, und deren übrige er, nach ſeiner Rückkunft 1693 und 1700, unter dem Titel: Codex juris gentium diplomaticus und Mantissa codicis edirte. Gleichzeitig beſchäftigte er ſich mit Ordnung der, auf jenen hiſtoriſchen Hauptgegenſtand bezüglichen, eingeſammelten reichen Schätze; und nachdem er vorläufig eine Schrift über die Verwandtſchaftsverhältniſſe der Häuſer Braunſchweig und Eſte hatte erſcheinen laſſen, die ihm die Ernennung zum geheimen Juſtizrathe und Hiſtoriographen einbrachte: ſo traten dann, in dem Zeitraume von 1707 bis 1711, die Scriptores rerum Brunsvicensium, in 3 Foliobänden an's Licht. Allein auch dieſes wichtige Werk iſt dennoch nur als eine Vorarbeit anzuſehen; die eigentliche Geſchichte iſt nie herausgekommen, und es hat ſich nach Leibnitzens Tode nur der Plan dazu in ſeinen Papieren vorgefunden, der in den Act. eruditorum für 1717 abgedruckt worden iſt. Dieſem Plan zufolge hätten wir eine ſehr weit ausholende, den urſprünglichen Zuſtand Deutſchlands, ja der Erdkugel, beſchreibende Einleitung zu erwarten gehabt, nach Anſichten, die Leibnitz in ſeiner Protogaea (ſ. d. Acta eruditorum fol. 1693) näher entwickelt. Aus der nämlichen Quelle ſind die Accessiones historicae und die, 1715 zu Hannover erſchienene Disquisitio de origine Francorum dieſes außerordentlichen Kopfes gefloſſen, und gleich wie Leibnitz auf dieſe Weiſe die tiefſten hiſtoriſchen Kenntniſſe bewährte: ließ er nicht weniger theologiſche Einſichten, bei Bearbeitung des, zur Vereinigung der Proteſtanten und Katholiken damals entworfnen Plans blicken, um welches große Werk er ſich, in Verbindung mit Molanus und Boſſuet, unſägliche Mühe gab, deſſen Gedeihen aber durch die neue politiſche Lage verhindert wurde, in welche einer der eifrigſten Theilnehmer, der Kurfürſt Georg Ludwig von Hannover, durch die Ausſicht auf den Thron von England, gerieth, in welchem Lande der Haß gegen den Katholicismus noch zu feſt wurzelte. Auch darf man zu dieſen Plänen für das Wohl der Menſchheit ſeine Bemühungen um Erfindung einer allgemeinen Charakteriſtik und philoſophiſcher Univerſalſprache (Paſigraphie) rechnen, die freilich, ihrer Natur nach, kein befriedigendes Reſultat geben konnten. Beſſer war ihm unterdeß ſeine Theilnahme an einer andern rein-wiſſenſchaftlichen Unternehmung eingeſchlagen. Der Kurfürſt von Brandenburg, nachheriger König von Preußen, Friedrich I. hatte nämlich ſeinen Rath bei Errichtung der

königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin gefodert, und ihn, nachdem dieſe, ſeinen Vorſchlägen gemäß, wirklich zu Stande gekommen war, zum Präſidenten derſelben ernannt (1700); in welcher Eigenſchaft er einen großen Theil derjenigen Aufſätze lieferte, die die Miscellanea Berolinensia zieren, welche die neue Akademie im Jahre 1710 erſcheinen ließ. Als aber 3 Jahr nachher der König Friedrich ſtarb, und Leibnitz die Auflößung der Geſellſchaft unter ſeinem, den Wiſſenſchaften wenig geneigten Nachfolger vorausſah, eilte er nach Wien, um, bei Kaiſer Carl VI., ein Aſyl für dieſelbe auszuwirken. Seine, ſchon früher erfolgte Aufnahme in die londoner und pariſer Societät legte ihm hierüber noch dringendere Verpflichtungen auf; indeß waren ſeine Anſtrengungen fruchtlos, wiewol er für ſeine Perſon die ſchmeichelhafteſte Aufnahme vom Kaiſer erfuhr, der ihn ſchon früher zum Baron und Reichshofrathe, mit einer Penſion von 2000 Gulden, ernannt hatte. Ebenmäßig ward er vom Zar Peter I. von Rußland, für die von ihm, zur Civiliſation jenes unermeßlichen Landes, bei einer perſönlichen Unterredung zu Torgau (1711) ertheilten Rathſchläge, zum geh. Rathe erhoben und mit einem Jahrgehalte von 1000 Rubeln begnadigt worden. Alſo überhäuft mit äußerlichen Ehren, wuchs unterdeß auch ſein literariſcher Ruf noch täglich, und er ſetzte demſelben, als tiefer philoſophiſcher Denker, die Krone durch ſeinen berühmten Essai de Théodicée auf (1710), worin er die bekannte vorherbeſtimmte Harmonie und den Optimismus lehrte, und welchem (1715) der Essai sur l'entendement humain folgte. Allein auch das, ſolchergeſtalt an Gunſtbezeugungen des Glücks ſo reiche Leben dieſes Mannes ſollte nicht frei von Widerwärtigkeiten bleiben: der unglückliche Streit, in den er mit Newton über die Erfindung der Differentialrechnung gerieth, diente dazu, ſeine letzten Tage zu verbittern. Dieſe Zwiſtigkeit glomm ſchon ſeit 1699 unter der Aſche; brach aber im Jahr 1711, wo Newton's Bewundrer, und namentlich Keill, Profeſſor der Aſtronomie zu Oxford, den deutſchen Philoſophen beſchuldigten, dem Engländer jene Erfindung geſtohlen zu haben, in helle Flammen aus. Leibnitz antwortete in den Actis eruditorum mit Ungeſtüm, und appellirte endlich an den Ausſpruch der königl. Societät zu London. Dieſe entſchied wider ihn, und der Harm darüber, in Verbindung mit podagraiſchen Beſchwerden, machten endlich dem raſtlos-thätigen Leben dieſes außerordentlichen Mannes, in ſeinem 70. Jahre, am 14. Novbr. 1716, ein Ende. Er ruht am Schluſſe der großen Allee zu Hannover in einem tempelförmigen Monumente, welches die einfache, aber hinreichende Aufſchrift: „Ossa Leibnitii" führt. Leibnitz war von mittlerm Wuchſe, mager, aber von feſter Geſundheit; er trug ſich gebückt; ſein in der Jugend ſchwarzes Haar hatten Anſtrengungen früh gebleicht, aber ſein Auge, obwol kurz, war noch im Alter vortrefflich. Er hatte eine einnehmende Geſichtsbildung, einen heitern Charakter und eben ſo viel Leichtigkeit im Vortrage, als in der Arbeit; er ſtudirte meiſt des Nachts, und ſchlummerte oft bloß in ſeinem, noch auf der Bibliothek zu Hannover verwahrten Stuhle; alles ohne Unterſchied leſend, begnügte er ſich mit kurzen Excerpten auf lauter kleinen Zettelchen, die er in einem beſondern Schranke verwahrte, ohne ihrer, bei der Vortrefflichkeit ſeines Gedächtniſſes, hernach je wieder zu bedürfen; einen großen Theil ſeiner Zeit raubten ihm auch die, bis nach China ausgebreitete Correſpondenz und andern Verbindungen, in denen er, vom Monarchen an bis zum Handwerker herab, mit unzählbaren Menſchen ſtand. Dabei war er im Umgange beſcheiden, weder ruhmredig, noch mißgünſtig; nur wird er des Zorns, des Geldgeitzes und einiger Eitelkeit be-

ſchuldigt. Sein Hausweſen vernachläßigte er gänzlich; verheirathet iſt er nie geweſen. Leibnitz wurde durch den Zeitgeiſt, durch die Vergleichung der frühern philoſophiſchen Syſteme, unter denen ihn, namentlich die Griechen, früher Jahre lang beſchäftigt hatten, vorzüglich aber durch die mathematiſche Richtung ſeines Geiſtes, auf das, ihm eigenthümliche philoſophiſche Syſtem geleitet. Er gedachte die Philoſophie, im Sinne jener Richtung, zu reformiren, und ihre Grundſätze demgemäß ſolchergeſtalt feſtzuſtellen, daß der Widerſtreit zwiſchen den Parteien damit von ſelbſt aufhören müſſe; darum war er für den Rationalismus in dem Sinne, wie ihn Plato auffaßt und wie ihn der betit. Art. des Conv. Lexikons darſtellt, und für die Methode der Demonſtration, welches ihn auch verhinderte, die Scholaſtik ganz zu verwerfen. Es gibt, gleichwie in der Mathematik, alſo auch in der Philoſophie, nothwendige Wahrheiten, deren Gewißheit nicht aus der Erfahrung entſtehen kann, ſondern in der Seele ſelbſt gegründet ſein muß, indem ſie auf Principien beruhen, deren Beweis nicht von Beiſpielen und vom Zeugniſſe der Sinne abhängig iſt, und dieſe richtige Anſicht bildet die Grundlage des leibnitz'ſchen Vernunftglaubens, deſſen Hauptcharakter in einer eigenthümlichen Theorie der Erkenntniß, in der Monadologie und Theodicee (dem Optimismus) beſtehen. In Bezug auf die Erkenntniß, erſtens ſind, in Leibnitz'ens Syſteme die nothwendigen Wahrheiten der Seele virtualiter angeboren, zwar nicht dem wirklichen Bewußtſein, aber der Anlage nach; denn es gibt dunkle, klare, verworrene und deutliche Vorſtellungen; alles Sinnliche iſt verworren, und nur die deutliche Erkenntniß iſt ein Eigenthum des Verſtandes. Um zur Wahrheit zu gelangen, bedarf es aber der Anwendung der Regeln der Logik, wie ſie auch die Mathematiker gebrauchen, indem der Satz durch Analyſis in Ideen und einfachere Wahrheiten aufgelöſt wird, bis man zu den Grundwahrheiten gelangt; das carteſianiſche Kriterium: Klarheit und Deutlichkeit, reicht dazu nicht hin. „Unſre Schlüſſe" ſagt Leibnitz (Op. II. 24.), „ſind auf zwei große Principien gebaut: der Satz des Widerſpruchs (Kraft deſſen wir als falſch beurtheilen, was einen Widerſpruch enthält, und als wahr, was dem falſchen entgegengeſetzt iſt); und der Satz des zureichenden Grundes (dem zu Folge keine wahre Behauptung exiſtirt, wenn es keinen zureichenden Grund gibt, warum es vielmehr ſo, als anders ſei), der auf einen abſoluten und letzten Grund außer der Reihe der zufälligen Dinge führt. Der letzte Grund aber von der Zuverläßigkeit der angebornen und nothwendigen Wahrheiten endlich iſt in Gott, als der Quelle aller nothwendigen und ewigen Wahrheit. Die Monadologie, zweitens, macht den Mittelpunkt des Syſtems aus; und Leibnitz glaubte, darin die letzten Gründe der realen Erkenntniß gefunden zu haben, wie ſchwer es auch halten mag, etwas recht Deutliches dabei zu denken; weshalb wir uns auch mehr eine erzählende Darſtellung der Hauptmomente und Anführung der, zu deren Beziehung gewählten Ausdrücke, als eine Erklärung, vorſetzen. Alle Erfahrung lehrt nämlich, daß es zuſammengeſetzte Subſtanzen gibt; folglich muß es auch einfache geben: denn die Sinnlichkeit liefert uns nur verworrene, der Verſtand aber deutliche Erkenntniß; und das Einfache, welches von den Sinnen nicht erkannt werden kann, iſt der Grund des Zuſammengeſetzten. Dieſe einfachen Subſtanzen nun, aus welchen die zuſammengeſetzten entſtehen ſollen, und deren jede ſich von der andern unterſcheiden muß, da es nicht zwei vollkommen übereinſtimmende Dinge geben kann, nannte Leibnitz Monaden, die Lehre davon aber Monadologie, und nahm vier Arten ſolcher einfachen Subſtanzen an. Die Elemente der ſinnlichen Welt

(die er auch als ein Leben in der Natur, wenn auch nur als ein ſchlafendes, betrachtet), die Seele der Thiere, die Seelen der Menſchen und Gott, an welchen, als Urgrund aller Erkenntniß, Wirklichkeit und des Weſens der Dinge, die unendliche, urſprüngliche Monade, die Monas monadum ausmacht. Alle abgeleiteten Monaden ſind mit Körpern verbunden; oder vielmehr alle endlichen Weſen ſind Aggregate von Monaden, einige mit einer herrſchenden Centralmonade. Jede Monade ſtellt ſich das Univerſum nach unendlichen Graden vor; es gibt keinen realen Einfluß (influxus physicus), ſondern nur idealen Zuſammenhang, d. h. die innern Veränderungen jeder Monade ſind ſo beſchaffen, daß ſie mit den Veränderungen der ihr zunächſt verbundnen Monaden zuſammenſtimmen; der Grund aber dieſer Übereinſtimmung iſt in der unendlichen Weisheit und Allmacht der Gottheit enthalten. Der göttliche Verſtand iſt der Prototypus alles Wahren, Schönen, abſolut Guten; und nach dem Modulus der von ihm ſeit aller Ewigkeit betrachteten Ideen ſind die inneren Veränderungen der Monaden ſo vorherbeſtimmt, daß jene Harmonie als die Folge der, von der Gottheit, bei Entwerfung des Weltplanes in einer jeden derſelben begründeten Reihe von Veränderungen erſcheint; dieſe Vorherbeſtimmung aber, oder im Einzelnen feſtgeſetzte Harmonie, bei welcher die Gemeinſchaft zwiſchen den Subſtanzen des Univerſums ſich urſprünglich auf die Grundbeſchaffenheit einer jeden Subſtanz gründet, iſt nun das, ſchon früher erwähnte, berühmte Princip der Harmonia praestabilita. Unter einer Theodicee endlich verſteht man die Vertheidigung der höchſten Weisheit des Welturhebers gegen die Anklage, welche die Vernunft aus dem Zweckwidrigen in der Welt gegen Gottes Weisheit erhebt; und eine ſolche Theodicee hat auch Leibnitz verſucht. Möglich ſind nach ſeinem Syſteme derſelben (dem ebenfalls ſchon oben erwähnten Optimismus) in dem Verſtande Gottes unendlich viele Welten; aber er hat von allen möglichen die beſte, d. h. in welcher die meiſten Realitäten ſind, gewählt und hervorgebracht. Alles, was wirklich iſt, iſt das Beſte in dem Zuſammenhange, wenn es auch an ſich unvollkommner wäre. Jedes Weſen iſt darum da, um den, ihm möglichen Grad von Glückſeligkeit zu erlangen, und trägt als Theil zur Vollkommenheit des Ganzen bei. Dagegen ſtreitet das Daſein des Böſen nicht: das metaphyſiſche Übel iſt bloß nothwendige Schranke in dem Weſen der endlichen Dinge, aus welcher Unvollkommenheit das phyſiſche Übel, Leiden, und das moraliſche, die Sünde, nothwendig folgt. Das moraliſche Übel iſt in der Freiheit der endlichen Geiſter gegründet, welche in einer, nach Beſtimmungsgründen erfolgenden Wahl unter mehrern phyſiſch=möglichen Handlungen beſteht; denn iſt gleich in der Welt alles bedingt nothwendig: ſo muß doch der Menſch, der das Zukünftige nicht erkennt, nach Überlegung ſeiner Vernunft handeln. Leibnitz trägt ſein, ſolchergeſtalt entwickeltes philoſophiſches Syſtem nirgend im Zuſammenhange, ſondern theilweiſe in ſeinen Schriften vor, daher es ſchwer hält, ihm in ſeinem Ideengange genau zu folgen. Auch kann hier eben ſo wenig der Zweck ſein, in eine nähere Prüfung des Werthes ſo vieler gewagter Hypotheſen einzugehen; genug, daß ſie für die Fortſchritte der Vernunft von den erſprießlichſten Folgen geweſen ſind, indem ſie in der philoſophiſchen Welt diejenige Bewegung hervorbrachten, die ſeine mathematiſchen Entdeckungen, zu deren Schilderung wir nun übergehen, unter den Geometern ſeiner Zeit erregt haben. Leibnitz war ſchon ſehr früh auf mathematiſche Unterſuchungen geführt worden, und er erzählt in einem Briefe an die Gräfin von Kielmannsegge v. J. 1716, daß er ſich bereits in ſeinem 16. Jahre mit Betrachtung der Unterſchiede ſolcher

Zahlen, deren Folge regelmäßige Reihen bildet, beſchäftiget habe. Er war hierbei auf das Geſetz der conſtanten Größe gerathen, welche man, genau oder näherungsweiſe, immer findet, wenn man erſt die Glieder ſolcher Reihe ſelbſt, hernach ihre erſten, zweiten u. ſ. w. Differenzen von einander abzieht; er erfuhr aber, als er mit dieſer vermeinten Entdeckung, bei ſeinem nachherigen Aufenthalte in England, hervortreten wollte, daß ihm, in der Hauptſache, ein franzöſiſcher Mathematiker, Regnault, zuvorgekommen ſei. Eine zweite ähnliche Erfahrung veranlaßte ihn, Mercator's Logarithmotechnia ſorgfältig zu ſtudiren; er nahm ſie mit nach Frankreich, und überraſchte daſelbſt Huygens, durch Mittheilung einer indeß von ihm gefundnen unendlichen Reihe für die Kreisfläche, wie Mercator eine ſolche für die Hyperbel angegeben hatte. Dieſer artige Satz wurde, durch Oldenburg's Vermittlung, auch Newton bekannt, der unſerm Leibnitz auf dem nämlichen Wege, Glück dazu wünſchte. Aufgemuntert durch dieſen Erfolg, nahm Leibnitz jetzt ſeine Unterſuchungen über die Differenzen der Zahlen, deren Theorie ihm immer ſo fruchtbar geſchienen hatte, wieder vor, und ward auf dieſem Wege zu der wichtigen Entdeckung der Differenzialrechnug geführt, welche in der That nur unter dem Geſichtspunkte einer Tochter der Differenzenrechnung erſcheint, man mag nun das Differenzial, als den von der Quantität der Veränderung unabhängigen, oder aber, mit beſtimmteren Worten, als den, auf die erſte Potenz derſelben eingeſchränkten Theil betrachten. Dieſen glücklichen Fund theilte er, in einem Schreiben vom 21. Juni 1677, an Oldenburg, für Newton, mit. Vergleicht man den ganzen, dabei befolgten Ideengang, in ſeiner immer gleich folgerechten Beziehung auf das Prinzip der Differenzenrechnung, mit den Anſichten, die der newton'ſchen, oben erwähnten Fluxionenmethode zum Grunde liegen: ſo findet man in der durchgängigen, vollkommnen Verſchiedenheit des eingeſchlaanen Weges, den beſten Beweis dafür, daß in der That beide große Männer, jeder für ſich, zu demſelben Reſultate gelangt ſind. Indeß erhielt Leibnitz von Newton keine Antwort auf dieſes merkwürdige Schreiben; und die Sache blieb in ihrer Lage, bis 1682, die Acta eruditorum ihren Anfang nahmen. Leibnitz bewies ſich gleich anfangs als einen der thätigſten Mitarbeiter, und trat zunächſt, im Octoberhefte des Jahrg. 1684 derſelben, mit einer vollſtändigen Darſtellung ſeines Differentialverfahrens, ganz wie er daſſelbe Newton mitgetheilt hatte, hervor. Bei der Rechnung wird die Form angewendet, wie man ſie ſeither auf dem feſten Lande noch gebraucht hat. Damals erhob ſich, welches wol zu bemerken iſt, keinerlei Art von Reclamation gegen Leibnitzens Anſprüche auf die Entdeckung dieſes neuen Rechnungsverfahrens; im Gegentheile erkannte Newton öffentlich das Verdienſt des Deutſchen, indem er ſeiner, in den Principien auf das Ehrenvollſte Erwähnung that. Auch fuhr Leibnitz mit unermüdlicher Thätigkeit in weitrer Ausbildung ſeiner Methode fort. Unterdeß war dieſe Differenzialrechnung ſammt ihrer Umkehrung, die Leibnitz die ſummatoriſche, Joh. Bernoulli aber Integralrechnung nannte, auf dem Feſtlande in großes Anſehn gekommen, und namentlich von den beiden Bernoulli und dem Marquis de L'Hopital vielfach genutzt und erweitert worden, als ſich 1699, alſo 22 Jahr nach dem oben erwähnten Schreiben Leibnitzens an Newton vom 21. Juni 1677, und 15 Jahr nach Bekanntmachung des ebenfalls erwähnten Aufſatzes im Octoberhefte 1684 d. A. E. zuerſt Fatio de Duillier (ſ. d. Art. Newton gegen den Schluß) erhob, und die Erfindung dieſer Rechnung Newton vindicirte. Das eigends zu dieſem Zwecke verfaßte Schriftchen war ſo anzüglich geſchrieben, daß ſich Leibnitz zu einer Ant-

wort in d. A. E. veranlaßt fand, die den Streit für einige Zeit beendigte; als aber Newton 5 Jahre ſpäter (1704) ſeine Optik erſcheinen ließ, und zu deren Schluſſe eine Darſtellung der Fluxionenmethode publicirte, deren Erfindung er ſchon im Jahre 1666 gemacht zu haben behauptete: ſo gaben d. A. E. im Jahre darauf nun umgekehrt einen Auszug dieſes Werkes ſammt einer, in ſehr ungünſtigem Sinne für die von Newton geſchriebene Vergleichung ſeines und des Differenzialverfahrens, wodurch die, unter der Aſche brennende Gluth auf's neue angefacht wurde. Keill, Profeſſor, der Aſtronomie zu Oxford, entblödete ſich ſogar nicht, in den Philosophical Transactions für 1708, geradezu zu ſagen, Newton ſei nicht nur der alleinige Erfinder des neuen Verfahrens, ſondern Leibnitz habe das ſeinige, mit bloßer Veränderung der Ausdrücke und Bezeichnungen, darnach gebildet. Dieß veranlaßte den letztern, an Hans Sloane, derzeitigen Secretär der königl. Societät zu London, zu ſchreiben, und die Entſcheidung derſelben zwiſchen ihm und Keill zu verlangen. Dieſe Geſellſchaft ernannte ſofort eine Commiſſion, deren Urtheil dahin ausfiel, daß die Differenzial- und Fluxionenmethode weſentlich nicht verſchieden ſeien, und daß es alſo nicht auf die Erfindung der einen oder der andern, ſondern auf die Priorität ankomme, in welchem letztern Bezug aber feſt ſtehe, daß Newton das Verfahren, 15 Jahr vor Bekanntmachung des leibnitz'ſchen Aufſatzes in d. Act. Erudit, in Beſitz gehabt habe. Daher könne Keill's Behauptung von Leibnitz weder als eine Verleumdung, noch auch nur als eine Unwahrheit betrachtet werden. Durch dieſe Entſcheidung der Societät aber ward die Spannung zwiſchen ihnen nur noch größer; und wir führen mit Bedauern an, daß es namentlich Leibnitz war, welcher durch einen, an den damals in England gegenwärtigen, und den Vermittler ſpielenden Abbé Conti gerichteten, zur Mittheilung an Newton beſtimmten Brief, das Mißverſtändniß unheilbar machte, indem er darin, neben andern beleidigenden Äußerungen, zu verſtehen gab, daß Newton den Algarithmus unendlich kleiner Größen vor ihm nicht möchte gehabt haben. Newton replicirte durch Conti; und ſo ging die Sache hin und her, bis, wie wir ſchon weiter oben angeführt haben, Leibnitz, mit aus Kummer, ſich den ſchönſten Strahl ſeines Ruhms entriſſen zu ſehen, die Augen darüber zuthat. Die vollſtändigſte und ſorgfältigſte Ausgabe von Leibnitzens Werken hat Ludwig Dütens, Legationsſecretär in engl. Dienſten, beſorgt: Go. Guil. Leibnitii opera omnia, Genf 1768. 6 Bde. 4. (Es iſt zu bemerken, daß in der dütens'ſchen Ausgabe alle diejenigen philoſophiſchen Schriften fehlen, welche Raſpe, Amſterdam, 1760, 4., unter dem Titel: Oeuvres philosophiques de M. Leibnitz, edirt hat. Man muß alſo beide Sammlungen vereinigen.) Mit dieſer Sammlung iſt Dutens nicht ohne große Mühe zu Stande gekommen, und er verbreitet ſich über die Schwierigkeiten der Vereinigung ſo vieler nnd ſo zerſtreuter Schriften, und über die diesfallſige Correſpondenz mit Voltaire in ſeinen Mémoires d'un voyageur qui se repose, Bd. 1., S. 248 sqq. auf eine höchſt anziehende Weiſe. Das Leben dieſes außerordentlichen Mannes hat zuerſt ſein vertrauter Freund, Johann Georg von Eccard, nach Leibnitz's Tode Bibliothekar zu Hannover, beſchrieben, welche Biographie jedoch lange Manuſcript geblieben, und nur erſt endlich im 7. Bande von Murr's Journal der Kunſtgeſchichte und allgemeinen Literatur abgedruckt worden iſt. Derſelbe Eccard hat auch Fontanelli die Materialien zu ſeiner Lobſchrift auf Leibnitz verſchafft. Außerdem erwähnen wir der Lobſchriften auf ihn von Käſtner, 1769, und von Bailly.

Leibrenten (Vitalitium, Rentes viagères, Annuities upon lives), ſind lebenslängliche Einkünfte eines Kapitals, das unter der Bedingung dargeliehen wird, daß der Anleiher dem Gläubiger für ſeine Perſon davon höhere (nach dem Verhältniſſe des Alters ſteigende) Zinſen, als im Staate ſonſt gewöhnlich und geſetzlich ſind, bezahlt, und dafür nach ſeinem Ableben das Kapital ererbt. Die Abſicht von Seiten des Gläubigers iſt: ſich ein größeres jährliches Einkommen ohne Arbeitsleiſtung zu verſchaffen, als außerdem, vielleicht ſelbſt mit angeſtrengtem Fleiße, der Fall ſein würde. Bei Errichtung des Leibrentenvertrags, und bei Beſtimmung, wie viel Jemand von ſeinem Kapital Zinſen bekommen ſoll, muß bei dem Darleiher Rückſicht genommen werden auf Alter, ſo wie auf Leibes- und Geſundheitszuſtand, weil der Jüngere und Geſunde geringere Zinſen erhält, als der Alte, Gebrechliche und Kränkliche, indem der Tod des letztern früher zu erwarten iſt, als der des erſtern. Überhaupt iſt bei Feſtſetzung der Zinſen von dem dargeliehenen Kapitale der Grundſatz: daß von dreißig Menſchen jährlich nur einer ſtirbt, nicht aus dem Auge zu laſſen, indem der Borger bloß durch ein richtiges Verhältniß der Sterbenden zu den Lebenden am Kapitale gewinnen kann. Als der Staatscredit in Europa im 17. Jahrh. immer mehr ſank, und die Geldreichen auf dergleichen Leibrenten nicht mehr darleihen wollten, erfand der Italiener Lorenzo Tonti eine andre Art von Leibrenten, nach ihm Tontinen genannt, und führte ſie unter Ludwig XIV. zuerſt 1653 in Frankreich ein. Bei dieſer Art Leibrenten wird das Kapital von einer ganzen Geſellſchaft, in der Regel gegen landübliche Zinſen, dargeliehen, welche unter die Mitglieder der Geſellſchaft bei gleichem Alter gleich, und bei ungleichem Alter, nach Verhältniß ihres Alters, alſo ungleich, bezahlt werden. Dieſe Auszahlung der Zinſen wird ſo lange fortgeſetzt, als Einer von der Geſellſchaft lebt, indem die Zinſen des Verſtorbnen immer auf die lebenden Mitglieder der Geſellſchaft forterben, bis endlich der einzig Übrigbleibende von den Mitgliedern der Geſellſchaft die ganzen Zinſen des Kapitals bis an ſeinen Tod genießt. Mit dieſem erſt erſpart der Borger die Zinſen, und gewinnt das Kapital ſelbſt. Bei Errichtung eines Tontinenvertrags macht man, in Anſehung der Mitglieder einer darleihenden Geſellſchaft wegen der Zinsbezahlung z. B., neun Klaſſen, nämlich: 1) von 1 bis 5 Jahren bewilligt man 3 pro Cent. Zinſen; 2) von 5 bis 10 Jahren $3\frac{1}{2}$ p. Ct.; 3) von 10 bis 15 Jahren 4 p. Ct.; 4) von 15 bis 20 Jahren $4\frac{1}{2}$ p. Ct.; 5) von 20 bis 25 Jahren 5 p. Ct.; 6) von 25 bis 30 Jahren $5\frac{1}{2}$ p. Ct.; 7) von 30 bis 40 Jahren 6 p. Ct.; 8) von 40 bis 50 Jahren $6\frac{1}{2}$ p. Ct.; und endlich 9) von 50 bis 60, 80, 90 Jahren 7 p. Ct. Zinſen. Auf dieſe Art beſtreitet man das ganze dargeliehene Kapital nur mit 5 pro Cent.; und es finden ſich weit mehrere Darleiher, als wenn man gewöhnliche Leibrenten macht, oder einem Jeden 5 pro Cent. geben wollte. Überhaupt hat man nach und nach vier Arten von Leibrenten erfunden: a) die ordentlichen Leibrenten; b) die einfachen Tontinen; c) die, aus Leibrenten und Tontinen zuſammengeſetzten Tontinen; und endlich d) eine ganz beſondre Art von Leibrenten, wo der Rentirer gewiſſe Jahre warten muß, bis er jährlich ſo viel an Leibrenten empfängt, als der ganze Einſatz oder Einfall beträgt. Allein es gibt kaum ein Unheil im Staate, kaum eine Zerrüttung der Familien, und Wirkungen, ähnlich denen des Sündenfalls, die man nicht aus den Leibrentenanſtalten herzuleiten gewußt hätte. Man klagt ſie an, daß ſie der Bevölkerung ſchaden, von der alles Wohl und Wehe des Staats abhänge. Man ſagt, ſie verleiten viele Tauſende, dem Staate ihre

Erbſchaft für 7, 8, 10 p. Ct. zu verkaufen; ſie ſtören das Glück einzelner Familien, und entziehen ihnen das Vermögen, indem reiche Oheime und Vettern ihr ganzes Vermögen auf Leibrenten hingeben, um ſtatt 500 künftig 1500 jährlich an Zinſen einzunehmen zu haben ꝛc. Alle dieſe Beſchuldigungen aber gelten eigentlich nur den, in Paris entſtandnen Mißbräuchen der Leibrenten; vielmehr geben die Leibrenten ein Mittel an die Hand, durch welches einzelne Perſonen und Familien ſich vor der relativen Armuth ſichern, manche aber auch ſich in eine ſolche Lage ſetzen können, daß ſie ihren gewohnten Aufwand zu vergrößern, und ſtatt eines hinreichenden Auskommens ſich Überfluß für ihre ganze Lebenszeit zu verſchaffen im Stande ſind. Für den Staat ſelbſt hat die Leibrentenanſtalt überhaupt noch den großen Nutzen, daß ſie den Geldumlauf befördert, dringenden Bedürfniſſen ſchleunigſt abhilft, zum Theil die Bezahlung der Zinſen, und allemal die Zurückzahlung des ganzen Kapitals erſpart. X.

Leiceſter (Robert Dudley, Graf von), jüngſter Sohn des Herzogs von Northumberland, geboren 1531. Er war ein Mann, der unter Frauenherrſchaft ſein Glück machen mußte: eine reizende Geſtalt, ein zierlicher, geſchmeidiger Hofmann, ein gewandter Schmeichler. Die Königin Eliſabeth (ſ. d. Art.), die ihn ſchon während ihrer Gefangenſchaft im Tower kennen gelernt hatte, ſchenkte ihm gleich nach ihrer Thronbeſteigung ihre Gunſt. Sie überhäufte ihn mit Ehren und Reichthum, und er hatte ſo viel Einfluß auf ſie, daß man ihn gewöhnlich das Herz des Hofes nannte. Er war Oberſtallmeiſter, geheimer Rath, erhielt die Herrſchaften Kenilworth, Denbigh und Chirk, und wurde zuerſt zum Baron Denbigh, und dann zum Grafen von Leiceſter erhoben. Er wagte es, auf Eliſabeths Hand zu hoffen, wiewol er zu jener Zeit heimlich verheirathet war, und es herrſchte allgemein der Argwohn, der Tod ſeiner Frau, die 1560 ſtarb, ſei nicht natürlich geweſen. Es iſt bekannt, wie glücklich der Verfaſſer des Waverley jenen Verdacht und die ſchrecklichen Umſtände, die Aubrey in den Antiquities of Berkshire von dem Tode der Unglücklichen erzählt, in ſeinem Romane Kenilworth benutzt hat, obgleich er nicht ſelten von der Geſchichte und der Überlieferung abgewichen iſt. Leiceſter ſcheint aus allen Kräften der Vermählung der Königin mit dem Erzherzoge von Öſterreich entgegengearbeitet zu haben, unter dem Vorwande, daß Verbindungen mit ausländiſchen Fürſtenhäuſern immer verderblich für England geweſen ſeien, und er rief ihr das Beiſpiel ihres Vaters zurück, der es nicht verſchmäht hatte, einer Unterthanin ſeine Hand zu geben. Späterhin verband ſich Leiceſter, ohne der Königin Vorwiſſen, mit der Wittwe des Lord Sheffield, aus dem Hauſe Douglas; aber obgleich eine förmliche Ehe geſchloſſen geweſen ſein ſoll: ſo wollte doch Leiceſter ſie nie zu ſeiner Gemahlin erklären; ja man behauptet, er habe ſie zu vergiften geſucht, und endlich zwang er ſie durch Drohungen und Gewaltthätigkeiten, einen Andern zu heirathen. Auch warf man den Verdacht auf ihn, er habe ſich durch Gift von ſeinem furchtbarſten Feinde, Devereux, Graf von Eſſex, befreit, mit deſſen Wittwe er ſich verheirathete. Ein Abgeordneter des Herzogs von Anjou, der um Eliſabeths Hand warb, entdeckte der Königin das Geheimniß dieſer Ehe, um den Mann auf die Seite zu ſchaffen, den er für das größte Hinderniß der Anſprüche ſeines Gebieters hielt. Eliſabeth ſchien ſehr aufgebracht zu ſein, und wollte ihn in's Gefängniß ſchicken, ließ ſich aber durch Zureden, und noch mehr durch ihr Herz, beſänftigen, und Leiceſter's Feinde, die ſich unter dieſen Umſtänden vereinigt hatten, ihn anzuklagen, ſahen

alle ihre Anſtrengungen vereitelt. Als in der Folge eine heftige Schrift den Günſtling eines Anſchlags gegen die Landesverfaſſung und andrer Verbrechen beſchuldigte, befahl die Königin ihrem Staatsrathe, jene Anklagen amtlich für grundlos zu erklären, wodurch der Sturm geſtillt wurde, wenn auch die Rechtfertigung Niemanden überzeugte. Leiceſter veranlaßte um dieſelbe Zeit eine Verbindung des Adels, welche die Verpflichtung übernahm, jeden anzuklagen, der den geringſten feindſeligen Verſuch gegen Eliſabeth machen würde. Dieſe Maßregel zielte eigentlich auf das Verderben der gefangnen Maria Stuart, gegen welche Leiceſter eine tiefe Erbitterung hegte, ſeit ſie ſeine Hand, die Eliſabeth treulos ihr antrug, mit Verachtung abgewieſen hatte. Eliſabeth übergab ihrem Günſtlinge den Oberbefehl über die Kriegsvölker, welche ſie den empörten Niederländern gegen Spanien zu Hülfe ſandte. Sein Eintritt in Holland glich einem Siegeszuge, und die Niederländer ernannten ihn zum Oberbefehlshaber der vereinigten Provinzen. Die Königin war über dieſe, ihrem Unterthan, ohne ihre Zuſtimmung, anvertraute Gewalt unwillig, der Graf aber betheuerte ſeine Unterwürfigkeit ſo demüthig, daß er leicht Verzeihung erlangte. Sein Eifer für den proteſtantiſchen Glauben und ſeine verſchwenderiſche Freigebigkeit hatten ihn den Niederländern ſehr beliebt gemacht; die Unfälle aber, welche die Engländer unter ſeiner Anführung erlitten, ſchwächten bald jene günſtigen Eindrücke. Sein Kleinmuth und ſeine Unfähigkeit wurden nun offenbar, und einem ſo großen Feldherrn gegenüber, als der Herzog von Parma war, noch auffallender. Die öffentliche Meinung ſprach ſo laut gegen ihn, daß er, ſeiner Sicherheit wegen, Holland verlaſſen mußte. Seine Anhänger im Lande ermunterten ihn zwar, nach einiger Zeit zurückzukehren; als er aber vergebens ſich bemüht hatte, das, von den Spaniern belagerte Sluys zu entſetzen, und ſein muthloſes Betragen gegen die Niederländer allgemeine Unzufriedenheit erweckte, rief Eliſabeth ihn zurück. Er hatte die Gunſt der verblendeten Gebieterin ſo wenig verloren, daß ſie ihm bald nachher den Oberbefehl über das Heer anvertraute, das die Hauptſtadt gegen die ſpaniſche Armada vertheidigen ſollte. Er genoß dieſer neuen Ehre nicht lange, und ſtarb 1588 auf ſeinem Landſitze. Eliſabeth ſcheint ihm ſtets ihre unverminderte Gunſt erhalten zu haben, und man hat gerade in der Dauer ihrer Zuneigung die Beſtätigung der Meinung finden wollen, daß ſie nie über die Grenzen platoniſcher Liebe hinausgeſchritten ſei.

Leichenöffnung ſ. Section.

Leichenhäuſer, ſ. **Beerdigung**.

Leidenſchaft (in der Anthropologie und Seelenlehre), iſt vom Affecte verſchieden. Kant erklärt die Leidenſchaft für eine Neigung, welche durch ihren überwiegenden Einfluß die Vernunft verhindert, ſie in Anſehung einer gewiſſen Wahl mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen. Allein dieſe Erklärung ſcheint Leidenſchaft von Affect nicht hinlänglich zu unterſcheiden. Denn auch bei Affecten, und mehr noch bei dieſen, als bei den Leidenſchaften, wird die Vernunft verhindert, dieſe Affecten, in Anſehung einer gewiſſen Wahl, mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen. Die Leidenſchaften ſind ſtarke Begierden, welche nicht, wie die Affecten, die Vernunft gänzlich unterdrücken, ſondern derſelben noch häufig eine Wahl übrig laſſen, ob ſie gleich gewöhnlich über dieſelbe den Sieg davon tragen. Die Leidenſchaften reißen den Menſchen nicht ſo außer ſich, wie die Affecten. Im affectvollen Zuſtande dagegen iſt keine Überlegung, keine Wahl möglich: die Vernunft wird von dem Affecte mit fortgeriſſen. Die Leidenſchaft ſcheint, als

mit dem Menſchen geboren und erzogen, in den Charakter deſſelben gleichſam verſchmolzen, alſo eine alte, der Herrſchaft des Verſtandes längſt unterworfne Angewöhnung zu ſein. Der Affect hingegen iſt eine augenblickliche Aufwallung, die ungezügelt ihrem Zweck entgegenſtrebt, und über welche der Verſtand da, wo ſie ſich einmal zu äußern pflegt, in den allermeiſten Fällen gar keine Herrſchaft auszuüben im Stande iſt. Die Leidenſchaft ſcheint mehr dem Charakter, der Affect aber dem Temperamente anzugehören. Beziehen wir nun die Leidenſchaften auf Moralität: ſo müſſen wir allerdings behaupten, daß dieſelben bei weitem nicht ſo ſchädlich ſind, als die Affecten, welche ſtets über die Vernunft den Sieg davon tragen. Denn die Erfahrung lehrt, daß ein Menſch, bei welchem z. B. die Jagd zur Leidenſchaft geworden iſt, unter mehreren gleichzeitigen Vergnügungen dieſer den Vorzug geben kann, ohne dadurch im geringſten ſeinen höhern Pflichten Abbruch zu thun. Hierbei iſt alſo ſicher an keine Schädlichkeit dieſer Leidenſchaft zu denken, die, wenn übrigens Alles gleich iſt, ſehr erlaubt ſein kann. Nur inſofern könnte man ſagen, daß die Leidenſchaft der Freiheit Abbruch thue, als ſie bei der Wahl ihrer Zwecke die Vernunft zu beſtechen ſucht. Dies thun jedoch mehr oder weniger alle Begierden. Da ſich aber die Vernunft zu Gunſten der Neigung nicht beſtechen läßt: ſo iſt es nur ein geheimer Betrug, den ſich das Subject ſelbſt ſpielt, indem daſſelbe die Gründe der Vernunft, im Fall das, durch die Leidenſchaft begehrte Object ſich nicht mit ihren Grundſätzen vereinigen laſſen wollte, in den Schatten ſtellt, damit ſie vor den Scheingründen der Leidenſchaft nicht bemerkt werden mögen. — Da die Leidenſchaften, vermöge ihrer Natur, alle ſinnlichen Urſprungs ſind, und ein reines Vernunftweſen gar keine Leidenſchaften haben könnte: ſo ſcheint daraus zu folgen, daß die Eintheilung in ſinnliche oder vernünftige Leidenſchaften grundlos iſt. Man folgert nämlich ſo: da alle Leidenſchaften, ob ſie gleich ſinnlich ſind, unter Aufſicht der Vernunft zu vernünftigen Zwecken geleitet werden können: ſo erhält eine ſolche, durch Vernunft geleitete Leidenſchaft ein vernunftähnliches Anſehn, bleibt aber doch ſinnlichen Urſprungs. Man könnte jedoch die Eintheilung der Leidenſchaften in ſinnliche und verſtändige allerdings gelten laſſen, wenn man ſie folgendergeſtalt erklärte: ſinnliche Leidenſchaften ſind ſolche, deren Befriedigung in ſinnlichen Genüſſen beſteht; verſtändige Leidenſchaften hingegen heißen ſolche, welche ſich nur mittelbar auf Sinnlichkeit beziehen, und in dem Verſtande ihren Urſprung haben. Eine Leidenſchaft, welcher der Menſch am öfterſten folgt, die alſo die übrigen an Stärke übertrifft, heißt die Lieblings- oder herrſchende Leidenſchaft. Eine ſolche iſt entweder nur vergleichungsweiſe eine ſolche, weil ſie in ihrer Wirkſamkeit ſtärker iſt, als andre, und in dieſem Verſtande kann der Menſch mehr als Eine herrſchende Leidenſchaft haben; aber ſie macht den, ſchlechterdings höchſten Zweck des Menſchen aus: ſo, daß alle andre ihr untergeordnet ſind, und von ihr regiert werden. Dann iſt dieſe Leidenſchaft die, ſchlechterdings herrſchende, oder beſſer, tyranniſche Leidenſchaft (ſ. Maaß Verſuch über die Leidenſchaften).

Leihbank, Lehnbank, Leihhaus oder **Lombard** (Mons pietatis, Mont de piété), iſt eine öffentliche Anſtalt, bei welcher Jedermann, vorzüglich aber bedürftigen Bürgern, gegen hinlängliches Pfand kleinere und größere Geldſummen auf kurze Zeit für billige Zinſen vorgeſtreckt werden, um dadurch zu verhüten, daß die Borger nicht dem übertriebnen Wucher Preis gegeben werden. Nach Verlauf der bedungenen Schuldzeit werden die Pfänder, wenn ſie nicht eingelöſt wor-

43 *

den ſind, öffentlich verſteigert. Der Überſchuß wird, nach Abzug der Zinſen und aller Koſten, dem Eigenthümer zurückgegeben, oder ein Jahr lang für ihn aufbewahrt; wenn er ſich jedoch binnen dieſer Zeit nicht meldet: ſo iſt alsdann der Überſchuß den Armenanſtalten anheimgefallen. Die Leihbank gibt Scheine aus, auf welchen der Tag der Verpfändung, die Summe des empfangnen Geldes, der Name des Verpfänders, das Folium des Leihbanksbuchs, und das Verzeichniß der Pfänder enthalten iſt. Wer ſich mit einem ſolchen Scheine bei der Leihbank meldet, der bekommt die Pfänder zurück, es wäre denn, daß der wahre Eigenthümer den Verluſt des Scheins bereits öffentlich bekannt gemacht hätte. Den Anfang der Leihhäuſer hat Dorotheus Aſcionus, d. i. Matthias Zimmermann, der 1639 als Superintendent zu Meißen ſtarb, in die Zeit des Papſtes Pius II., oder Paulus II. (1464 bis 1471), am richtigſten geſetzt. Allein der Minorit oder Franziskaner, Barnabas Interamnenſis, legte zu Perugia, im Kirchenſtaate, das erſte Leihhaus vor dem J. 1464, oder im letztern ſelbſt, an, ob daſſelbe gleich erſt 1467 vom Papſte Paulus II. ſeine Beſtätigung erhielt. Ein geſchickter Juriſt zu Perugia, Fortunatus de Copolis, billigte dieſen Einfall, und war zur Ausführung ſehr behülflich. Noch im J. 1464 beſtätigte auch Paulus II. das errichtete Leihhaus zu Orvieto; und Sixtus IV. beſtätigte ſowol das, von einem Minoriten, Franziskus de Viterbo, 1469 zu Viterbo angelegte Leihhaus 1472, als auch 1479 das, an ſeinem Geburtsorte, Savona, nach dem Muſter von Perugia angelegte Leihhaus. So entſtanden nach und nach faſt in allen Städten Italiens, während des 15. und 16. Jahrh., Leihhäuſer. In Deutſchland ward, unter Genehmigung des Kaiſers Maximilian I., zu Nürnberg 1498 das erſte Leihhaus, unter dem Namen Wechſelbank, angelegt. In den Niederlanden, in England und Frankreich, wo die, aus Italien, und vorzüglich aus der Lombardei, während des Kriegs der Guelfen und Gibellinen, ausgewanderten reichen Kaufleute ihre Kapitale auf Pfand und Zinſen ausliehen, nannte man von ihnen die Leihhäuſer zuerſt Lombarde. Gegenwärtig iſt dieſe heilſame Anſtalt faſt in allen großen Städten von Europa aufgenommen worden. X.

Lein (Flachs), iſt der allgemeine Geſchlechtsname für wenigſtens 24 verſchiedne Pflanzen, die ſich durch den fünfblättrigen Kelch, durch die fünfblättrige Blumenkrone und durch die fünfſchaligen Samenkapſeln, welche in jedem ihrer zehn Fächer einen einzelnen Samen enthalten, auszeichnen. Eine dieſer 24 Gattungen iſt der gemeine Lein (Flachs, Linum usitatissimum), deſſen eigentliches Vaterland man jetzt nicht mehr zu nennen weiß. Der Flachsbau iſt heut zu Tage über ganz Europa verbreitet, doch mehr im nördlichen, als im ſüdlichen. Der beſte Flachs wird aus liefländiſchem oder rigaer Samen gewonnen, wenn er in einen Boden geſäet wird, der andere Reizmittel zur Vegetation beſitzt, als derjenige hatte, worin der Saame keimte, der daher ein wichtiger Handelsartikel iſt. Dieſem an Güte folgt der aus Seeland kommende, oder ſogenannte zeew'ſche Lein. — Wenn die Stengel des Flachſes anfangen, eine gelbliche Farbe zu bekommen, und die Knoten ſich bräunlich färben, erndtet man ihn, d. h. man rauft die Stengel mit der Wurzel aus, bindet ſie in Bündel, ſtellt dieſe zum Abtrocknen auf, bringt ſie nach Hauſe und ſtreift die Knoten oder Samenkapſeln davon ab. Dann werden die Stengel von neuem in Bündel gebunden, und in fließendes Waſſer gelegt (in die Röſte gebracht), in welchem ſie ſechs bis acht Tage liegen müſſen. Hier ſcheidet das Waſſer die Flachsfaſern, oder den äußern Baſt, von dem holzartigen Stengel,

mit welchem ſie, vermittelſt einer klebrigen, gummiartigen Maſſe, verbunden ſind. Dieſer bindende Stoff wird durch das Waſſer aufgelöſt. Je mehr die Röſtung von der Sonne beſchienen wird, deſto beſſer geht ſie von Statten. Die Röſtung im Thau ſcheint Vorzüge vor der im Waſſer zu haben. Nach der Röſte wird der Flachs gedörrt, damit die Stengel ſich leicht zerbrechen, und die Holzblättchen und übrigen Theile ſich leicht von den Faſern abſondern laſſen. Das Zerbrechen der Stengel, wobei jedoch die Faſern nicht zerriſſen werden dürfen, heißt das Braken, und geſchieht auf einem einfachen hölzernen Inſtrumente, welches Brake oder Breche heißt. Dann folgen die übrigen Zubereitungsmittel, unter denen dasjenige, vermöge deſſen der Flachs bis zur Feinheit der Seide verarbeitet wird, vielleicht nicht allgemein bekannt ſein dürfte. Dieſe Verfeinerung des Flachſes beſteht darin, daß man die, in demſelben noch vorhandnen Holztheilchen durch einen Aufguß von ſiedender Aſchenlauge, in welche Leinſamen, venetianiſche Seife, Glasgalle, gelbes Harz, Weißwurz und Kochſalz geworfen werden, von dem eigentlichen Flachſe zu ſondern ſucht. Alsdann wird der Flachs gehechelt, und zu Leinengarn geſponnen, aus welchem Leinwand, Drell u. ſ. w. gewebt wird. Von der Feinheit des Flachſes hängt eben ſo ſehr, als von der Geſchicklichkeit und Übung der Spinnereien, die Feinheit der gewonnenen Garne ab. Im Ravensberg'ſchen, das Friedrich II. ſein gutes Spinnerländchen zu nennen pflegte, werden in Deutſchland aus dem Flachſe die feinſten Garne geſponnen, von da in's Berg'ſche verführt (nach Barmen, Elberfeld u. ſ. w.), wo ſie gebleicht und zubereitet, und nun weiter als Zwirne in den Handel, oder gleich dort auf den Weberſtuhl gebracht werden. Auch die feinſten brabanter Spitzen werden aus dieſem Garne geklöppelt. Da man aus einem einzigen Pfunde Flachs 7000 Gulden gewinnen kann: ſo ergibt ſich, daß dieſe Art Spitzen bei weitem den Werth des Goldes übertreffen. Die Mechanik hat ſich bis jetzt vergeblich bemüht, den Flachs auf Maſchinen zu ſpinnen, oder in Garn zu verwandeln. Doch hat 1817 die, von Girard zu Hirtenberg bei Baden in Öſterreich erfundne Flachsſpinnmaſchine, und nachher die chriſtian'ſche viel Aufmerkſamkeit erregt. — Daß aus alten, abgetragnen Leinen Papier verfertigt werde, bedarf keiner weitern Erwähnung.

Leipzig, die Stadt. Es gibt nur wenig Städte in Europa, die bei ſo beſchränktem Umfange, bei verhältnißmäßig geringer Zahl ihrer Einwohner dennoch ſo allgemeine Bedeutung in den Wiſſenſchaften, im Handel, in der Geſchichte gewonnen hätten, als dieſe. Vielleicht ſteht ſie darin einzig da. Wenn Leipzig zuerſt zur Stadt geworden iſt, läßt ſich nicht vollkommen nachweiſen; das Einzige, was hier ausgemittelt wurde, bezieht ſich darauf, daß zu Ende des 10. Jahrh. ein armſeliges Dörfchen von Slaven (Sorben=Wenden), welche die ganze Gegend herum bewohnten, in dem Winkel ſtand, wo die Parde in die Pleiße fällt, und dieſes ſeinen Namen von den vielen Linden erhielt, die in der Nähe geweſen ſein mögen. Im Slaviſchen heißen dieſe noch jetzt Lip, Lipa; und Dörfer nach der, im nahen Walde vorzüglich häufigen Baumart zu benennen, war damals bei dieſem Volksſtamme ſehr gewöhnlich. Viele andre Dörfer und Städte, die jetzt noch blühen, und von ihnen angelegt wurden, wie Potsdam, Bautzen, Connewitz, ſind auf dieſe Art bezeichnet. Als der Kaiſer Heinrich I. von Deutſchland 922 eine Burg in der Stadt Meißen gegründet hatte, die, in ganz Sachſen ausgebreiteten Slaven zu unterjochen, ſcheint er auch in Leipzigs Ebene vorgedrungen zu ſein, und hier eine Burg angelegt zu haben,

die nun die allmälige Verwandlung des ſlaviſchen Dorfes in eine deutſche Stadt inſofern bewirkte, als ſich unter dem Schutze von jener die Freunde und Verwandten der Burgleute anſiedelten. Indeſſen finden wir doch Leipzig erſt im 12. Jahrh., unter Otto dem Reichen, als eine etwas bedeutende Stadt, mit feſter Mauer und einem Graben umſchirmt. Es wurden ihr von dieſem Markgraf zwe Märkte zu halten geſtattet, Oſter- und Michaelismarkt, und die Zahl der Einwohner betrug 5—6000. Der Sohn dieſes Markgrafen, Dietrich, welcher von 1190—1195 regierte, noch mehr aber ſein Bruder, lag bereits mit ſeinen Nachbarn in Fehde, und die leipziger Bürger hatten gegen ihn ſo viel Antheil genommen, daß der letztere, ſie in Schranken zu halten, drei Schlöſſer anlegen ließ (1217), und erſt nach ſeinem Tode konnte ſich die bedrückte Stadt wieder erholen. Allein da wir unter ihren Bewohnern 1265 auch Juden finden: ſo ſcheint dies auf nicht unbedeutenden Handel hinzudeuten, und die Bulle, welche Alexander V. für die Stiftung der Univerſität 1409 ausfertigte, nennt Lipzk bereits „volkreich und geräumig." Damals mag alſo die eigentliche Stadt ſchon die jetzige Größe gehabt haben; denn 1454 führte bereits der Stadtgraben rings um die Stadt herum. Die Vorſtädte ſelbſt waren dagegen bloße Hütten, und von viel weniger Umfang, als jetzt. Überhaupt gab ihm aber, beſonders das 18. Jahrh., die freundliche Geſtaltung, die wir jetzt finden. Die lange Ruhe, die nach dem 30jährigen Kriege eintrat, der dadurch entwickelte Wohlſtand begünſtigte die Anlegung der meiſten großen, noch jetzt vorhandnen Gärten, legte Lindenalleen auf den Wällen, und pflanzte, ſtatt der amerikaniſchen Gewächſe, die zu Ende des 18. Jahrh. Mode wurden, wenigſtens Maulbeerbäume an. Als nach dem ſiebenjährigen Kriege eine ähnliche Periode der Ruhe eintrat: ſo fielen die Feſtungswerke, der Graben ward zum Garten, und ſtatt der Wälle umzog ein Garten die ganze Stadt. Was der damalige Bürgermeiſter, C. W. Müller (ſ. d. A.), dabei, wie bei ſo vielem Andern, thätig war, iſt bereits weltbekannt. Der immer ſteigende Wohlſtand, die immer größer werdende Menge der Einwohner begünſtigte dieſe Verſchönerungen nicht weniger. Ganze unſcheinbare Straßen der Vorſtädte wandelten ſich in die ſchönſten um, z. B. Quergaſſe, Johannisgaſſe, Neugaſſe u. a. Die von Fachwerk gebauten Häuſer in der Stadt wichen ſchönen, ſteinernen, zum Theil prachtvollen Gebäuden, und in der Art, wie ſie bereits zu Anfang des 18. Jahrh. einzeln entſtanden waren. — Leipzig liegt unter dem 30 Gr. der Länge und 51 Gr. der Breite in einer großen Ebene, die im Ganzen eben ſo fruchtbar, als angenehm, und mit zahlreichen, wohlhabenden Dörfern belebt iſt. Das Klima iſt gemäßigt. Nur ſelten ſteigt die Kälte auch im härteſten Winter auf 20 Grad. Gewöhnlich bleibt ſie zwiſchen 10—17 Grad, wenn der Winter ſein Recht auch noch ſo geltend macht. Mit der Wärme verhält es ſich gleichermaßen. Die Luft in der Stadt war ehemals ungeſund, und die Sterblichkeit größer, wie in andern Hauptſtädten; allein mit dem Abbruch der hohen Mauern, den freundlichen Anlagen um die Stadt, der Sorge für arme Kranke, für welche theils beſondre Ärzte angeſtellt ſind, theils ein ſehr gut eingerichtetes, mit einem kliniſchen Inſtitute und einer Badeanſtalt verbundnes Hoſpital (zu St. Jacob genannt) vorhanden iſt, der beſſern Aufſicht über uneheliche Kinder, hat ſich das ſo geändert, daß ſeit 1815 jedes Jahr mehr geboren wurden, als ſtarben, was vorher faſt nie der Fall war, wo man im Durchſchnitt 332 Überſchuß von Geſtorbnen gegen Geborne jährlich annehmen mußte. Die Zahl aller Einwohner war im September 1822 gegen 38000. Was die Geſundheit

derſelben jetzt noch beſonders beeinträchtigt, iſt die, oft ſchnell wechſelnde Witterung, die aus der gelindeſten Temperatur oft in 24 Stunden die heftigſte Kälte werden läßt, und umgekehrt. Rheumatiſche, gichtiſche, katarrhaliſche Leiden, Keuchhuſten, Maſern u. ſ. f. werden beſonders dadurch häufig erzeugt. — Stürme und Orkane, heftige Gewitter ſind in der Umgegend ſelten, und Erdbeben gar nicht zu ſpüren. Der Boden ringsherum iſt meiſt ſehr fruchtbar, und liefert auf einigen Punkten eine außerordentliche Menge Gemüße aller Art. Außer dem Gemüſe-, Tabak- und Kartoffelbau, der beſonders vorwaltet, ſind unter den Obſtarten die borsdorfer Äpfel allgemein berühmt: wie denn der Obſtbau alle Jahre neue Fortſchritte macht. Der Flüſſe, die Leipzigs Fluren tränken, ſind vier; die Pleiße, Parde, Elſter und Luppe. Die Pleiße kommt aus dem Voigtlande, und geht zwiſchen Stadt und Vorſtadt nach Norden zu, wo ſie eine kleine Stunde davon in die Elſter fällt, nachdem ſie ohnfern der nördlichen (halleſchen) Vorſtadt die von Oſten herbeikommende Parde aufgenommen hat. Die (weiße) Elſter kommt aus dem Voigtlande herbei, und es geht durch einen Theil der weſtlichen Vorſtadt ein Arm von ihr, der endlich, nachdem er alle leipziger Gewäſſer empfangen hatte, bei Röpzig, zwiſchen Merſeburg und Halle, in die Saale fällt. Die Luppe iſt nur ein zweiter Arm von ihr, der die Stadt nicht berührt, was auch von dem, in die Parde fallenden Ruitſchkebach gilt. Alle dieſe Gewäſſer ſind zwar unanſehnlich, aber öfters, nach Regen und Thauwetter, nicht wenig gefährlich und verheerend. Was die Stadt ſelbſt anbelangt: ſo hat ſie, ohne Vorſtädte, 8954 Ellen im Umfange, und vier Thore, nebſt vier Pforten für Fußgänger. Man theilt ſie in vier Viertel: das grimmaiſche, Peters-, ranſtädter und halleſche. Wir finden in ihr ſieben freie Plätze, ſechszehn Hauptgaſſen und Straßen, zwölf kleine Gaſſen ꝛc. Der Vorſtädte ſind gleichfalls vier, mit zwei und zwanzig Gaſſen und Gäßchen. Die Zahl der Häuſer in Stadt und Vorſtadt beträgt 1420, und ſtieg ſeither alle Jahre. Unter den freien Plätzen der Stadt iſt der Markt der größte und ſchönſte, und nur um wenige Schritte kleiner, als der St. Markusplatz in Venedig. Die bedeutendſten Gebäude, zum Theil in ſehr ſchönem, edlem Style aufgeführt, ſind das, 1599 erbaute Rathhaus, die Börſe, Thomas- und Nicolaikirche, Thomasſchule, das thome'ſche Haus, der auerbach'ſche Hof, die Pleißenburg (das ehemalige feſte Schloß) mit der Sternwarte, das Theater, der koch'ſche und hohenthal'ſche Hof, das Georgenhaus, Gewandhaus, Paulinum, viele andere äußerſt anſehnliche Privatgebäude können natürlich hier nicht genannt werden. Zwiſchen Stadt und Vorſtadt finden ſich vier, von den Thoren benannte Zwinger, mit vielen, ſehr freundlichen Wohnhäuſern, Gärtchen u. ſ. f. Die Vorſtädte öffnen ſich in die Umgegend mit 12 Thoren, wovon aber 4 nur für Privatzwecke benutzt werden. Die Petersvorſtadt iſt, nebſt der grimmaiſchen, die größte und ſchönſte, und beſonders zeichnet ſich in jener die ſchöne, große Esplanade mit dem Standbilde des jetzigen Königs, von Öſer, und der Roßplatz aus. Der reichel'ſche Garten mit ſeinen großen Gebäuden, warmen Bädern, und der ſehenswerthen ſtruve'ſchen Anſtalt zum Trinken mineraliſcher Wäſſer, der rudolph'ſche, der keil'ſche, der trier'ſche ſind unter den vielen Gärten beſonders bemerkenswerth. In der grimmaiſchen Vorſtadt verdient der große Kirchhof mit ſeinen vielen Monumenten (worunter Gellert's), Boſen's Garten, Breiter's Wintergarten, und eine Menge ſchöner Privatgebäude, namentlich das campe'ſche, brockhaus'ſche, teubner'ſche, die Bürgerſchule ꝛc. geſehen zu werden. Die halleſche Vorſtadt gewann ſeit 1821 beſonders durch das neuaufgeführte Wagegebäude und den

großen, freien Wageplatz. In der ranſtädter Vorſtadt wird der Fleiſcherplatz und der, an ihn ſtoßende ſchöne und wohl unterhaltene reichenbach'ſche Garten ewig denkwürdig bleiben, da hier die letzten Kämpfe in der Schlacht 1813 vorfielen. Poniatowski's Denkmal iſt im genannten Garten eine vorzügliche Zierde. Als Hauptgebäude laſſen ſich hier vornämlich das Jacobsſpital und das Haus des Kaufmanns Schwägrichen, nebſt der Villa des ehemaligen Baumeiſter Löhr nennen. Unter den Einwohnern Leipzigs finden ſich viele Abkömmlinge der, vor 100 Jahren aus Frankreich vertriebenen Reformirten, Italiener, einige Schutz genießende Juden, und in der Meſſe kommen Fremde aus faſt allen Ländern zuſammen. Der Handel, der ſie alle herbeizieht, hat zwar in Leipzig ebenfalls nicht mehr den Umfang, den er noch vor 25 Jahren hatte, beſchäftigt aber doch mittelbar und unmittelbar die meiſten Hände der Einwohner. Es kommen in den Hauptmeſſen 8 — 9000 Verkäufer herein. Beſonders lebhafter Umſatz iſt im Roßhandel (4 — 500 Stück ausgeſuchter Thiere iſt die Mittelzahl der aufgeſtellten), im Pelzhandel, baumwollnen Waaren und Baumwolle, Schafwolle, Kolonialwaaren, Buch- und Kunſthandel, (der letztere findet hier den Stapelplatz für ganz Deutſchland, indem jeder deutſche Buchhändler hier ſeinen Commiſſionär hat, der für ihn alles in Empfang nimt und fortſendet,) engliſchen und franzöſiſchen Waaren und den Erzeugniſſen des ſächſiſchen Erzgebirges. Es gibt hier 300 Kramer und 200 Handelshäuſer. Manufakturen und Fabriken ſind in Leipzig nur ſelten mit Glück betrieben worden, doch hat die Gold- und Silberſpinnerei, die Tabaksfabrikation, die Fertigung der Spielkarten, die Buchdruckerei, die Wachstuchfabrikation, ſeit Jahren ſchon eine Menge Menſchen vortheilhaft in Thätigkeit erhalten. — Außer ſeinen Handel zeichnete ſich Leipzig aber auch bereits ſeit vollen 400 Jahren, d. h. ſeit der, 1409 allhier durch Einwanderung von prager Gelehrten und Studenten gegründeten Univerſität, dadurch aus, daß eine Menge Gelehrte und Künſtler von mehr oder weniger Bedeutung ſich dieſe Stadt zum Wirkungskreiſe wählten. Wem wären die Namen eines Erneſti, Fiſcher, Hommel, Gellert, Morus, Zollikofer. Platner und ſo vieler Andrer unbekannt geblieben? Die Univerſität ſelbſt, als Geſammtanſtalt, trägt noch jetzt die Spuren der alten Stiftung, wobei Friedrich der Streitbare, der damalige Kurfürſt von Sachſen, und ſein Bruder die prager und pariſer Univerſität zum Muſter nahmen. Das ganze Corpus zerfällt nämlich in vier Nationen: ſächſiſche, meißniſche, baieriſche und polniſche, mit völlig gleichen Rechten bei allen Vorfällen, die auf Verwaltung und Vortheil des Innern Bezug haben. Zur Beſoldung der Lehrer wurden theils baare Beſoldungen, theils mehrere Häuſer in der Stadt, drei Dorfſchaften, und die Zinſen verſchiebner Art angewieſen. Die Päpſte Johann XXIII. und Martin V. fügten zugleich ſechs Kanonicate in Meißen, Zeitz, Naumburg und Merſeburg hinzu. Die Reformation gab dem Kurfürſt Moritz Gelegenheit, jene Schenkungen zu vermehren. Er gab noch fünf Dörfer und 325 Acker Waldung. Auch wurde für arme Studirende durch Begründung des Convictoriums und einer Menge Stipendien geſorgt. Der jetzige König that in gleichem Geiſte nicht weniger, und wieß die Zinſen von mehr als 100,000 Thalern zum Beſoldungsfond, außer mehrern andern Quellen, an. Die Lehrer ſelbſt ordneten ſich gleich beim Entſtehen in vier Facultäten. Dieſe haben an ihrer Spitze einen Decan, der halbjährlich wechſelt. Der Rector Magnificus ſteht als Haupt der ganzen Univerſität, und beruft bei allen wichtigen Angelegenheiten die Nationen zu einer Verſammlung. Sind die Stimmen derſelben gleich: ſo entſcheidet

dann die ſeinige. Auch er wechſelt alle halbe Jahre. Die Disciplin und Jurisdiction wird vom Concilium academicum geübt, welches aus dem Rektor, mehrern Beiſitzern, Syndikus u. ſ. f. beſteht. Für Beförderung der Wiſſenſchaften im Allgemeinen finden ſich eine Menge Inſtitute. Junge Ärzte können ſich in einem kliniſchen Inſtitute üben, das im St. Jacobsſpital, beſonders durch die Bemühungen von Ernſt Platner, C. W. Müller, dem damaligen Bürgermeiſter, und dem O. C. Präſid. Zedtwitz in Dresden, 1799 gegründet iſt: es beſteht aus 10 Krankenzimmern, einem Operations- und Zergliederungsſaale, und einem Zimmer mit dem Rettungsapparate zur Wiederbelebung von Scheintodten. Ein Profeſſor der Klinik und ein Demonſtrator für die Chirurgie leiten den Unterricht. Ein Hebammeninſtitut und ein botaniſcher Garten, letzterer ſeit 1810 in ſeiner jetzigen Geſtalt, ein treffliches Theatrum anatomicum, das auch erſt unter dem lebenden Könige ſeine jetzige Einrichtung erhielt, ein chemiſches Laboratorium nützen nicht weniger. Für Aſtronomie iſt die, 1790 erbaute, und von Zeit zu Zeit verbeſſerte Sternwarte vorhanden. Eine zahlreiche Bibliothek der Univerſität, und eine andre, dem Rathe gehörige, ſo wie manche gelehrte Geſellſchaften fördern die Wiſſenſchaften in ihrer Art nicht weniger. Wir finden, was die letztern anbetrifft, eine naturforſchende (ſeit 1818), eine ökonomiſche (ſeit 1764), eine philologiſche (ſeit 1784). Die beiden Bibliotheken, geſtiftet 1605 (die Rathsbibliothek) und nach Einführung der Reformation, enthalten: jene gegen 40,000 Bände, mit etwa 2000 Handſchriften; dieſe vielleicht noch mehr, da ſie in neuern Zeiten bedeutend durch Schenkungen und Ankäufe bereichert worden iſt. Im philologiſchen, mediciniſchen und hiſtoriſchen Fache iſt beſonders dieſe, und im juriſtiſchen jene reich. Die Künſte, mit den Wiſſenſchaften verſchwiſtert, fanden in Leipzig wenigſtens ſeit 50 Jahren eine freundliche Aufnahme. Die, 1764 errichtete Akademie der bildenden Künſte wirkte unter einem Öſer, Tiſchbein, Schnorr ꝛc. für Malerei, Kupferſtecherkunſt, Architektur u. ſ. f. ungemein vortheilhaft. Selbſt an Kunſtſammlungen fehlte es von jener Zeit an nie gänzlich. Die Gemäldeſammlungen von Campe, Baumgärtner, Speck, Keil und andern Privatperſonen ſind ungemein reichhaltig, und Kunſtfreunden leicht zugänglich. In neuerer Zeit iſt der Sinn für die äſthetiſche Botanik ſehr geweckt worden, und es verdienen die Gewächshäuſer in den Gärten der Herrn Förſter, Frege, Campe, Keil, Reichenbach die Aufmerkſamkeit jedes Fremden. Für Belebung der Kupferſtecher- und Zeichnenkunſt wirkte der Buchhandel nicht wenig. Vorzügliche Gelegenheit, ſich zu bilden, gewährt Leipzig dem jungen Tonkünſtler. Theils hatte die Thomasſchule ſeit länger als 200 Jahren ein treffliches Sängerchor für Kirchenmuſiken ꝛc., an deſſen Spitze wackere, weltberühmte Cantoren ſtanden, — man denke an Bach, an Hiller, Doles, Müller, Schicht! — theils bildete ſich ſchon früh (ſeit 1740 — 50) ein öffentliches Concert aus, das beſonders ſeit 1781 durch den kunſtſinnigen C. W. Müller ſeine jetzige Geſtalt erhielt, und fremden, wie einheimiſchen Tonkünſtlern Gelegenheit gab, ihr Talent zu vervollkommnen, zu zeigen. — Die Schulen Leipzigs ſind ſchon ſeit Jahren berühmt; die zwei gelehrten Schulen, Thomas- und Nicolaiſchule, ſeit Jahrhunderten. Gesner, Erneſti, Fiſcher, Reiske ſind unſterbliche Namen. Die Ausbildung der mittlern Stände gewann indeſſen, beſonders im 19. Jahrh., ſeitdem die treffliche Rathsfreiſchule von Roſenmüller, Plato, Dolz geleitet, und von C. W. Müller gegründet, die Bürgerſchule, von demſelben gegründet, unter Gedike's Aufſicht, Muſter für alle übrigen wurden. Selbſt die Jugend der niedrigen Volks-

klaſſen findet in mehrern, darnach gebildeten Armen- und Privatſchulen einen zweckmäßigen Unterricht, und da ſelbſt für Handwerkslehrlinge und Geſellen ſeit mehreren Jahren eine Sonntagsſchule beſteht, die katholiſche Jugend aber ſeit 6 Jahren eine, nicht minder gut eingerichtete Bürgerſchule erhielt: ſo hat dadurch die Bildung und Sittigung von Leipzigs Bewohnern, die ſchon der Papſt Alexander V. als artige und wohlgeſittete Leute rühmte, einen ungemein hohen und wohlthuenden Grad erreicht, und in den Vergnügungen, die ſie beſonders anziehen, dem Wohlthätigkeitsſinne, den ſie gegen ihre armen Mitbrüder in ihrer Stadt, wie gegen die jeder andern zeigen, ſpricht ſich dies auf eine bemerkbare Weiſe, und oft höchſt erfreulich aus. Was die erſtern anbetrifft: ſo werden muſikaliſche Unterhaltungen und Theater nirgends leicht mehr Unterſtützung finden, als hier, wie das, ſo lange auf Abonnement begründete ſogenannte große Concert, und die Aufnahme, die gute Schauſpielergeſellſchaften hier ſeit 100 Jahren fanden, zur Genüge zeigen. In Leipzig bildeten ſich die veltheim'ſche, die neuber'ſche, die koch'ſche Geſellſchaft zu dem aus, was ſie für ihre Zeit werden konnten, und während viele größere Städte kaum, oder gar nicht ein ſtehendes Theater erhalten können, hat Leipzig ein ſolches ſeit 1817, das, ſo groß auch der Etat deſſelben iſt, doch noch nicht über Mangel an Unterſtützung klagen durfte. Nächſtdem iſt der Sinn vorzüglich für ländliche Vergnügungen vorherrſchend. Die nahen Dörfer ſind dadurch zum Theil mehr einer Reihe freundlicher Villen gleich, und in ihren Gaſthöfen ſammeln ſich Sonntags bei Kirſch-, Ernte-, Kirchweihfeſten Alle, die nicht ein eignes Landgrundſtück beſuchen können. Das Roſenthal, die herrlichen Anlagen, welche zwiſchen Stadt und Vorſtadt hinlaufen, die vielen Gärten in der Vorſtadt, die ſchönen Parks auf mehrern nahen Dörfern begünſtigen dieſen Genuß auf tauſenderlei Weiſe. Im Winter ſchaffen eine Menge geſchloſſner, meiſt aber auf eine beſtimmte Zahl von Mitgliedern beſchränkter, und deshalb, wie durch ihre veralteten Einrichtungen, dem Bedürfniß für wahre Geſelligkeit wenig entſprechender Geſellſchaften, unter welchen die Harmonie, die Sechszehner, die Reſſource, die Schachgeſellſchaft beſondre Erwähnung verdienen, ferner mehrere Kaffeehäuſer, muſikaliſche Vereine von Dilettanten, das Muſeum, mit den beſten in- und ausländiſchen Zeitungen verſehen, Gelegenheit zur Unterhaltung, wie zur Bildung. In Hinſicht ſeiner bürgerlichen Verfaſſung zerfallen Leipzigs Bewohner in Bürger; Schutzverwandte, die bloß Erlaubniß zum bleibenden Aufenthalte, ohne die Rechte der erſtern zu theilen, haben; Univerſitätsverwandte, wohin alle Lehrer der Univerſität, alle Studirende (1000 — 1200), Künſtler und mit einer akademiſchen Würde beehrte Perſonen mit ihren Familien gehören; Kreisamtsunterthanen (königliche Beamte und in den Gebäuden des Kreisamtes wohnende Perſonen); Eximirte, die durch Titel und Ämter dem Oberhofgerichte als Inſtanz unterworfen ſind; hierzu kommt noch die kleine Garniſon. Sicherheits-, polizeiliche und criminalgerichtliche Angelegenheiten gehören ohne Anſehn der Perſon vor das vereinte Criminal- und Polizeiamt. Der Magiſtrat iſt, in Betreff der Mehrzahl der Einwohner (Bürger und Schutzverwandte), die Hauptinſtanz, und bildet, aus 27 Mitgliedern beſtehend, mehrere Collegien, namentlich das Stadt-, Vormundſchaft- und Handelsgericht, ſo wie die Landſtube für die, der Commun gehörigen Dörfer und Vorwerke. Übrigens iſt Leipzig auch der Sitz mehrerer Landescollegien, z. B. des Oberhofgerichts, als erſte gerichtliche Inſtanz für alle Eximirten, d. h. die Grafen, Freiherren, abe-

lige Ämter, Stadträthe, Patrimonialgerichte ꝛc, das Conſiſtorium, mit der Aufſicht über alle, bei Kirchen und Schulen in ſeinem Sprengel angeſtellten Diener und ihren Familien, die in Leipzig ſelbſt ausgenommen; der Schöppenſtuhl, ein, ſeit vielleicht 1291 beſtehendes, ſtädtiſches, und ſeit 1574 landesherrliches Spruchcollegium; das vereinte Criminal- und Polizeiamt, unter der Leitung eines königlichen Präſidenten; das Kreisamt; die Steuercreditkaſſe u. ſ. f. Was die kirchliche Verfaſſung anbelangt: ſo finden wir die proteſtantiſche Religion vorherrſchend, ſo aber daß die Bekenner der reformirten, katholiſchen und griechiſchen gleiche bürgerliche Rechte, – jedoch erſt ſeit 1806 und 1813, — haben. Die Juden können nur Schutzverwandte werden, und ihre Zahl iſt ſehr gering. Die Umgebungen Leipzigs ſind beſonders durch drei, auf dieſer großen Ebene vorgefallne Schlachten merkwürdig. Nördlich von Leipzig lieferte am 7. September 1631 der Schwedenkönig, Guſtav Adolph, dem kaiſerlichen General Tilly eine große Schlacht zwiſchen Breitenfeld und Wiederitzſch. Eilf Jahre darauf, am 23. October 1642, ſchlug Torſtenſohn auf demſelben Felde die Kaiſerlichen; und im Jahr 1813, vom 16. — 18. October, fiel rings herum die ungeheuere Völkerſchlacht vor, welche den ſchon untergrabnen franzöſiſchen Coloß zum Zuſammenſtürzen brachte. Die Maſſen, die hier mit einander kämpften, und ſich jeden Punkt ſtreitig, jedes Dorf zu einem Fort machten, gaben auch jedem derſelben ſeitdem mehr oder weniger Bedeutung in der Geſchichte; doch ſind Schönfeld, der heitere Blick, Liebertwolkwitz, Probſtheyda, Wachau, Delitz und Connewitz, Goſſa, die Schäferei Auerhayn und das Dorf Lindenau und Möckern die vorzüglichſten Punkte. (Man ſehe den folgenden Artikel.) Den neueſten Zuſtand von Leipzig ſchildert in topographiſcher und jeder andern Hinſicht das, (von D. Becker) 1823, herausgegebne Gemälde von Leipzig und ſeinen Umgebungen, Leipzig bei Hinrichs. Die Geſchichte dieſer Stadt bearbeitete in neueſter Zeit M. J. Chr. Dolz; ſ. deſſen Verſuch einer Geſchichte v. Leipz., 1818. Leipzig bei Voß.

Leipzig (Schlachten bei). Um die Stadt Leipzig herum dehnt ſich eine große Ebene nach allen Seiten aus, die, mit kleinen, kaum merkbaren Höhenzügen durchſchnitten, ein Theil von der iſt, welche die untere Saale und Mulde begränzt, und ſich über die letztere in vielen Punkten bis zur Elbe hin immer mehr abdacht. Auf ihr ſind im Laufe von noch nicht 200 Jahren drei Schlachten geliefert worden, von denen zwei welthiſtoriſche Bedeutung haben werden, ſo lange es Geſchichte gibt. Das Schickſal Deutſchlands erhielt in ihnen eine andre Richtung. Am 7. September 1631 trafen hier die Heere des kaiſerlichen Generals Tilly und des ſchwediſchen Königs, Guſtav Adolph, im Norden von Leipzig zuſammen. Mit dem letztern hatte der Kurfürſt von Sachſen, Johann Georg, bei Düben ſeine Truppen vereinigt, nachdem er theils durch die Erpreſſungen und Anfoderungen Tilly's, theils durch die Zumuthungen des Kaiſers und die Furcht, den Proteſtantismus auch in Sachſen gänzlich unterdrückt zu ſehen, gedrungen, nach langem Schwanken, am 1. September mit Schweden ein Schutz- und Trutzbündniß eingegangen war, und zum Unterpfande die Feſtung Wittenberg eingeräumt hatte. Eben der langſame Gang dieſer Unterhandlungen hatte den Schwedenkönig ſo lange in ſeinem feſten Lager bei Werben, Tilly gegenüber, nach dem Falle von Magdeburg, gefeſſelt. Beide machten, als das Lager bei Werben verlaſſen war, von der Elbe getrennt, einen Parallelmarſch, bis Guſtav Adolph dieſen Fluß in Wittenberg und Deſſau paſſirte, und dann bei Düben über die Mulde ging, es koſte, was

es wolle, Tilly zur Schlacht zu bringen. Dieſer hatte am 6. September Leipzig eingenommen, in deſſen Umgegend er am 5. angekommen war, und ſein Heer in einem, etwas verſchanzten Lager aufgeſtellt hatte, — zwiſchen Möckern und Eutritzſch. — Kaum erfuhr er die Annäherung des vereinigten ſächſiſch-ſchwediſchen Heers, als er einen Kriegsrath verſammelte, worin er darauf drang, das Heer hinter das feſte Leipzig zu ziehen, und neue Verſtärkungen abzuwarten, die von Erfurt heranziehen konnten. Der kühne, muthige Pappenheim dagegen, der ſich gern im offnen Felde mit Guſtav Adolph meſſen wollte, rieth ſo ſehr zur Schlacht, daß der 70jährige, bedachtſame Feldherr, wollte er nicht feig und unentſchlüſſig ſcheinen, von ſeinem Plane abgehen mußte. Der Kriegsrath war in der Wohnung des Todtengräbers, faſt der einzigen, die von der verbrannten grimmaiſchen, — nicht halleſchen Vorſtadt, wie Schiller in ſ. Geſch. d. 30jährigen Kriegs irrig ſagt, — übrig war, gehalten worden, und Schiller, Bredow und ihre Nachbeter erzählen gar wunderliche Dinge von dem Eindrucke, den die Bahren, die Abbildungen von Todtenköpfen ꝛc. auf Tilly, Pappenheim und die andern kaiſerlichen Generale gemacht haben ſollen. An ihnen allen iſt aber kein wahres Wort. (Den unwiderſprechlichen Beweis davon findet man in dem Verſuche einer Geſchichte Leipzigs von M. Joh. Chr. Dolz, Leipz., 1818, S. 289. u. ſ. f., ſo wie in den Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Gräber, 2. Th., S. 75., Leipz., 1819.) In Folge von Pappenheim's Anſichten ließ Tilly ſein Heer ſogleich aus dem Lager von Eutritzſch und Möckern dem ſchwediſchen entgegengehen, ſo, daß der linke Flügel beſonders eine ſtarke Schwenkung machte, und ſich bis nach Breitenfeld ausdehnte, während der rechte ſich an das Dorf Seehauſen anlehnte. Die Höhen von Wiederitzſch deckten, mit Geſchütz bepflanzt, den Mittelpunkt. Parallel mit dem äußerſten linken Flügel lief die Straße nach Halle; bei Wiederitzſch durchſchnitt die Straße von Delitzſch den Mittelpunkt nach Leipzig, und die dübner Straße dahin führte bei Seehauſen vorbei. Der Loberbach, der ſich damals durch ſumpſige Wieſen wand, die jetzt meiſt trocken gelegt ſind, trennte ſein Heer vom ſchwediſchen. Guſtav Adolph ſuchte ihn ſchon Abends am 6. zu überſchreiten. Allein Pappenheim machte mit ſeinen ſchweren Reitern den Übergang bei Schölkau der ſchwediſchen Vorhut ſo ſtreitig, daß erſt am 7. früh, als die ganzen Kräfte herangezogen waren, das Heer der Schweden und Sachſen übergehen, und ſich nun in der Ebene nach Podelwitz und Göbſchelwitz zu, die durch die dübner Landſtraße getrennt waren, fortbewegen konnte. Inzwiſchen ging der Aufmarſch nichts weniger, als ruhig, von Statten. Pappenheim warf ſich den Schweden, die die rechte Colonne formirten, muthig entgegen, und als er geworfen war, verlangte er von Tilly Unterſtützung an Fußvolk. 6000 Mann ſandte ihm dieſer ſogleich vom linken Flügel zur Hülfe. Aber bereits hatten die Schweden das Dorf Podelwitz, durch das ſich Pappenheim fechtend zurückzog, und es in Brand ſteckte, rechts und links umgangen. Das, zur Verſtärkung Pappenheim's abgeſandte Fußvolk war kaum angekommen, als die ſchwediſchen Dragoner ihre Geſchwader öffneten, und den, hinter ihnen angerückten Musketieren kaum gewährten, das wirkſamſte Feuer gegen die ſchweren kaiſerlichen Küraſſiere zu eröffnen. Dieſe flohen in aller Eile auf der Straße nach Halle zu, von einem Theile der banner'ſchen Dragoner verfolgt, indeß der andre mit den Musketieren das, im freien Blachfelde ſchutzlos aufgeſtellte Fußvolk von allen Seiten angriff und vernichtete. So war der äußerſte linke Flügel Tilly's geſchlagen, ohne daß dadurch eigentlich die Schlacht für ihn eine nach-

theilige Wendung genommen hätte. Indem nämlich der alte Feldherr den Kampf dort vor Pobelwitz für Nebenſache hielt, und Pappenheim's ſchnelle Flucht nicht ahnete, ließ er ſeinen rechten Flügel raſch von Seehauſen vorwärts gehen, um die Sachſen anzugreifen, die kaum den erſten Schuß aushielten, und dann in voller Flucht die Straße nach Eilenburg zu gewinnen ſuchten. Da ſie den linken ſchwediſchen Flügel bildeten: ſo konnte, die bedeutende Verminderung der Streitkräfte ungerechnet, dieſer leicht aufgerollt werden, und die Niederlage des ſchwediſchen Heers wäre vollſtändig geweſen. Allein eines Theils hatte Guſtav Adolph einen ſolchen Unfall in ſeine Berechnung aufgenommen. Die ſächſiſchen Truppen waren meiſt neu geworben, ihr Feldherr ohne Erfahrung, die Offiziere ſo gepuzt, daß der König, nicht trauend, die Landſtraße von Düben zwiſchen ſeinem Heere und ihnen frei durchlaufen ließ. Anderntheils bildete Guſtav Horn, der hier über die Schweden befehligte, ſogleich einen Haken, der das Umgehen verhinderte, und endlich ſandte Guſtav Adolph aus dem Mittelpunkte, was entbehrlich war, ſogleich zur Hülfe dahin, wobei ſeine, nur durch dieſe Schlacht berühmt gewordnen ledernen Kanonen (ſ. Kanonen), die nach allen Orten leicht hingebracht werden konnten, ſeine beweglichen Bataillone, die den unbehülflichen Vierecken Tilly's im Feuern, wie im ſchnellen Aufmarſche weit überlegen waren, nicht wenig Dienſte thaten. Indeſſen die Schlacht hier aber gleichſam zum Stehen gebracht war, und Tilly's Schaaren vergeblich gegen den ſchwediſchen Haken anſtürmten, hatte Banner längſt freie Hand auf der rechten Seite bekommen, und indem er mit ſeinem Flügel immer die rechte Schulter vorwärts nehmen ließ, drang er gegen die Höhen von Wiederitzſch vor, bemächtigte ſich der tilly'ſchen Hauptbatterie, kam dem ganzen linken Flügel der Kaiſerlichen in den Rücken, und trieb die ganze Maſſe vor ſich nach dem Gehölze, das rechts von Wiederitzſch nach der dübner Straße zu liegt. Der ſchwediſche Mittelpunkt und linke Flügel ſäumten nicht, ihrerſeits ebenfalls herunterzudrücken, und ſo ward nun beim dunkelnden Abend an dieſem Gehölze der blutigſte Kampf gekämpft. 6000 Wallonen, in keiner Schlacht beſiegt, wollten ſich nicht ergeben. Sie deckten lieber todt das Schlachtfeld. Tilly ſelbſt, noch nie beſiegt, ward halb bewußtlos von ſeinen Getreuen aus dem Getümmel gerettet, indem ſich 600 Mann den Weg nach Halle bahnten. Ein ſchwediſcher Rittmeiſter, der lange Fritz genannt, hätte ihn auf dem Wege bei ſeinem Heere bald noch gefangen genommen, oder getödtet. Nach Leipzig floh, was ſonſt noch dem Tode entging. Vier Stunden hatte die Schlacht überhaupt gedauert, wenn man von dem Augenblicke an rechnet, wo die Schweden die Fläche vor Pobelwitz gewonnen hatten, und ſich nun ihre Linien rechts und links ausbreiten konnten. Aber dieſe 4 Stunden entſchieden über das Schickſal von Deutſchland. Sie ſicherten dem Proteſtantismus ſeine Fortdauer im nördlichen Deutſchland; ſie gaben ihm neue Kraft im ſüdlichen, wo ihn das berüchtigte Reſtitutionsedict (ſ. d. Art.) bereits zu vernichten drohte; ſie machten alle die Siege der Kaiſerlichen von 1618 an unnütz; ſie öffneten den Weg nach Wien, München und Frankfurt am Main, und endlich war die Furcht vor der Unbeſiegbarkeit Tilly's und ſeiner Schaaren dahin, denn gegen 35 — 40,000 Mann war ſein Heer ſtark. Mehr, wie 8000, waren davon geblieben, und 3000 gefangen. Das ſchwediſche zählte kaum 26,000 Mann, wovon 6 — 7000 Sachſen beim erſten Schuſſe davonjagten. Nur jene Gewandtheit der gemeinen Krieger, jene Kaltblütigkeit der Führer, jener Überblick des Feldherrn, der, im Ganzen ſchwächer, doch auf jeden einzelnen Haupt-

punkte ſtärker iſt, konnten, von Kühnheit, Tapferkeit und Vertrauen geleitet, einen ſolchen Sieg erringen. Die Phyſiognomie dieſes Schlachtfeldes, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, hat ſich ſeit jener Zeit im Weſentlichen gar nicht geändert. Podelwitz, Wiederitzſch mit ſeinem Gehölze u. ſ. f. ſind noch ſo, wie zu jener Zeit, gelegen. Eine Menge Hügel, welche, der Sage der Landleute nach, und von ihnen freiwillig unterhalten, die Leichname der Erſchlagnen decken, deuten ſelbſt den Umriß des erſtern an, und wer zum Vergnügen Leipzig beſucht, wird auch wol gern einige Stunden dieſem klaſſiſchen Boden widmen. Ein ſonderbares Geſchick wollte, daß eilf Jahre ſpäter, 1642 am 23. Octbr., auf demſelben Boden eine zweite Schlacht, und zwar ebenfalls zwiſchen den Kaiſerlichen und Schweden, geliefert werden ſollte. Inzwiſchen ſo viel von jener Schlacht bei Breitenfeld erzählt und geſchrieben iſt, ſo wenig findet man von dieſer verhältnißmäßig aufgezeichnet. Allerdings iſt ſie auch, in Hinſicht ihrer Folgen, mit der erſtern nicht zu vergleichen. Auch die Hartnäckigkeit des Kampfes war wol nicht ſo außerordentlich. Aber mehr Berückſichtigung, als ſie gewöhnlich findet, verdient ſie dennoch. Schon das iſt ja äußerſt ſelten, daß ein und daſſelbe Feld in einem Kriege zweimal mit Blut gedüngt wird. — Die Schweden unter Torſtenſohn hatten mit den Kaiſerlichen den ganzen Sommer 1642 mancherlei Kämpfe in Schleſien beſtanden, als der Hunger beide Theile das Land zu räumen nöthigte. Die Schweden waren am früheſten aufgebrochen. Sie hatten zur Abſicht, die Winterquartiere in Sachſen zu nehmen, und zu dem Zweck, Leipzig zu erobern. Da die kurfürſtlichen Truppen mit den Kaiſerlichen in Schleſien vereint waren: ſo hatte Torſtenſohn nun mit dem, damals feſten Leipzig ſelbſt zu thun, und ſo zog er mit ſolcher Schnelle über die Oder, Elbe und Mulde, daß er ſchon am 16. October vor Leipzig anlangte. Indeſſen waren die kaiſerlich-ſächſiſchen Truppen über die Oder, Elbe und Mulde in einem Parallelmarſche nachgefolgt, und trafen, um Sachſen zu befreien und Leipzig zu entſetzen, am 21. October ein. Torſtenſohn hatte bereits das Schloß, — aber umſonſt, — ſtürmen laſſen, und eine tüchtige Breſche geſchoſſen, als er bei Annäherung der Feinde die Belagerung in eine Blokade verwandelte. Die Kaiſerlichen waren über Dresden und Wurzen herabgezogen, und Torſtenſohn ſtand nicht an, ihnen die Spitze zu bieten. Indeſſen zogen dieſe ſich in ſeiner linken Flanke vorbei, und drohten, ſie in den Rücken zu nehmen. Torſtenſohn hatte dies kaum durchſchaut, als er Sonntags, am 23. October, ſo ſchnell zum Gerberthore hinauseilte, und die Kaiſerlichen mit dem rechten Flügel bei Wiederitzſch ſo ungeſtüm angriff, daß der entgegenſtehende feindliche linke, trotz allen Anſtrengungen, die der, den Befehl führende Fürſt Piccolomini machte, im Nu auseinanderſtiebte. Das ganze kaiſerliche Heer ward nun nach Breitenfeld aufgerollt, wie 1631 nach Wiederitzſch. In drei Stunden war die Schlacht entſchieden, die den Kaiſerlichen das ganze Gepäck und Geſchütz koſtete. Die Einwohner Leipzigs hatten während der Schlacht, über Torſtenſohn's Abzug erfreut, das Te Deum geſungen. Nachmittags ſahen ſie ſich von ihrem Irrthum belehrt. Die Belagerung und das Beſchießen begann nun auf's nachdrücklichſte. Nach drei Wochen waren die Schweden Herren der Stadt, und damit des beſten Theils von Sachſen. Torſtenſohn behauptete ſich feſt in dieſem Beſitze, und beim weſtphäliſchen Friedensſchluſſe hatte das Geſchick Sachſens, was durch jenes Treffen herbeigeführt war, gewiß nicht wenig Gewicht, das Zünglein der Wage zu Gunſten von Schwedens Anſprüchen zu lenken. — Indeſſen ſelbſt die Schlacht von Breitenfeld, 1631, iſt ein bloßes Treffen, wenn

man ſie mit der, 1813 im ganzen Umkreiſe von Leipzig vorgefallnen Völkerſchlacht vergleicht, die durch die Größe des Schlachtfeldes, die Menge der Streiter, die Länge des Kampfes, die wichtigen hervorgegangnen Folgen vor faſt allen andern Schlachten ausgezeichnet daſteht. Neuere Mordſchlachten, bei Ligny und Waterloo, haben jene in Schatten geſtellt, — für den, welcher nur Sinn für das Neue hat. Aber dieſe waren noch die letzten Krämpfe eines erſterbenden Rieſen; in jener ſollte entſchieden werden, ob fortan europäiſche Unabhängigkeit, oder Demüthigung vor Napoleons Herrſchaft gelten müſſe. Die verbündeten Mächte hatten ſchon vor den Niederlagen des franzöſiſchen Heers an der Katzbach, bei Jüterbogk, den großen Plan zum Feldzuge 1813 entworfen, auf beiden Flanken Napoleons ſo zu operiren, daß ſie ſich hinter ſeinem Rücken vereinten. An der Unterelbe umging dieſe der kühne Blücher und Johann von Schweden, an der Oberelbe Schwarzenberg. In der ungeheuern Ebene Leipzigs wollten ſie ſich einander die Hände reichen, und Napoleon von der Saale abſchneiden. Ob Napoleon ihren Plan vollkommen durchſchaute, oder nicht, ob er in der ungünſtigſten Lage, die mit der des General Mack bei und in Ulm 1805 viel Ähnlichkeit hatte, nur darum ſchlug, weil er hoffte, an einem Tage das ſchwarzenberg'ſche, und am nächſten dann das blücher'ſche Heer mit dem von Johann zu vernichten, da er Allen zuſammen nicht gewachſen, Einem aber ſtets überlegen war, wird wol nicht leicht ganz klar auszumitteln ſein. Selbſt ein O'Meara und Las Caſes u. ſ. f. können hier keine ſichern Zeugen ſein. Wahrſcheinlich iſt es, daß ein Mann, wie Napoleon, wol durch hundert Erfahrungen berechtigt zu ſein glauben konnte: ſein ſchneller Marſch zwiſchen Mulde und Elbe, der raſche Übergang über dieſe, dem Scheine nach bei Deſſau in der Abſicht erzwungen, nach Berlin vorzubringen, werde wol jeden Feldherrn, und alſo auch Blücher und Johann täuſchen, und wenigſtens zwei Tage lang von Leipzig entfernt halten können. In dieſem Falle hätte er ſeinen Zweck erreicht, Schwarzenberg wäre, vor Blücher's Ankunft in das ſächſiſche Gebirge zurückgeworfen, von einem kleinen Corps verfolgt, und indeſſen Blücher mit Johann auf gleiche Weiſe übermannt worden. Daß dieſe ſich nur einen Augenblick täuſchen ließen, und gerade in dem Augenblicke eintrafen, wo das große ſchwarzenberg'ſche Heer in der Mitte, bei Goſſa und Auenhayn, geſprengt war, wo es bei Napoleon nur auf eine Verſtärkung von 20 — 30,000 Mann ankam, den Angriff, den Sieg zu verfolgen, vereitelte nicht allein den Plan Napoleons, ſondern ſcheint auch allein die Schlacht für ihn ſo unglücklich entſchieden zu haben, wie es für ihn noch keine geworden war. Von Odenleben's Verſicherung: „Was von Norden herauf kam, kannte Napoleon durchaus nicht!“ (m. ſ. v. Odeleben: der Feldzug Napoleons, 1813, S. 376.) iſt vielleicht der Schlüſſel zu ſeinem ganzen Benehmen. Allerdings mag nebenbei die Scham, Sachſen und ſeinen treueſten Verbündeten, deſſen König, ohne Schwertſtreich zu räumen, die gefährliche Lage, in welcher ſich die große, beim Abmarſch aus Dresden zurückgelaſſene Garniſon von 30,000 Mann befand, da ſie von den Ruſſen eingeſchloſſen war; die Hoffnung, dieſe noch an ſich zu ziehen, im Falle eines Sieges wieder über die Elbe gehn, und den Oberfeſtungen die Hand bieten zu können, und manche andre Kleinigkeit bei Feſthaltung des Plans, hier zu ſchlagen, mit geholfen haben; allein nur jene Vorausſetzung läßt Napoleon die Gerechtigkeit wiederfahren, auf welche dieſer, ſo oft verkannte Feldherr ſo vollgültige Anſprüche zu machen hat. — Davon abgeſehen, bemerken wir, wie, jenem Plane der Verbündeten zufolge, die Corps des großen böhmiſchen Heers in drei

Heerſäulen vom 12. October an, 120,000 Mann, auf Leipzigs Ebene in Napoleons linker Flanke ſich vereinigten. Der linke Flügel war über Zwickau und Altenburg, das Centrum über Marienberg und Chemnitz herabgedrungen, und der rechte Flügel hatte bei Dresden ſo lange verweilt, als nöthig war, den Abmarſch beider zu verdecken, den Abzug der, 30,000 Mann ſtarken franzöſiſchen Beſatzung, und ihre Vereinigung mit Napoleon zu verhindern, und kam dann über Freiberg und Grimma herunter, um die Lücke auszufüllen, die zwiſchen dem ſchwarzenberg'ſchen und johann=blücher'ſchen Heere noch am Morgen des 18. Octobers Statt fand. Am 14. October Nachmittags war von dieſem Marſche die erſte Folge ein Treffen auf den Höhen von Wachau und Liebertwolkwitz, zwei Stunden öſtlich von Leipzig gelegen. Die Generale Klenau und Wittgenſtein commandirten auf der Seite der Verbündeten; der König von von Neapel, Mürat, welcher dabei beinahe gefangen wurde, führte die Franzoſen an. Der Kampf dauerte bis zum Abend, und ward beſonders von Reutermaſſen beſtanden. Da dem Feldherrn Schwarzenberg mehr daran lag, auszumitteln, ob die feindlichen Streitkräfte beiſammen ſeien, als einen weſentlichen Vortheil zu gewinnen: ſo wurde er, für beide Theile ehrenvoll, abgebrochen, und am folgenden Tage auf franzöſiſcher Seite, wie auf der der Verbündeten, alles zu einer Hauptſchlacht eingeleitet. In der That waren Napoleons Schaaren ebenfalls größtentheils in und um Leipzig herum eingetroffen, und was noch fehlte, war im vollem Marſche dahin begriffen. Er ſelbſt langte während jenes Treffens Nachmittags um 2 Uhr ungefähr von Düben her an. Seine ganzen Garden trafen gegen Abend ein. Am 15. muſterte er das ganze Heer, und wieß den Feldherren, den Schaaren die Rollen an, die ſie in dem blutigen Schauſpiele am nächſten Morgen übernehmen ſollten. Seine ganzen Streitkräfte mochten ſich in dieſem Augenblicke und auf dieſer Seite gegen 80 — 90,000 Mann belaufen. Die andern waren unter Ney und Regnier noch auf dem Marſche, oder dazu verwendet, unter Marmont die Gegend nach Norden zu decken, den einzigen Rückzugspunkt durch Lindenau, unter Bertrand zu ſichern. Der Plan des Fürſten Schwarzenberg, der den Oberbefehl über das große Heer führte, obſchon die drei Monarchen von Rußland, Preußen und Öſterreich zugegen waren, war ungemein einfach. Das Ganze ſollte in drei Colonnen vorwärts dringen. Der rechte feindliche Flügel war nämlich durch die, von Süden nach Norden fließende Pleiße geſchützt, die durch die, längs hinliegenden Dörfer, Wieſen, Gebüſche abgeleiteten Arme eine ſehr feſte Stellung gewährte. Die eine jener Colonnen ſollte daher auf dem linken Ufer derſelben herunterziehen, im Rücken des franzöſiſchen linken Flügels zwiſchen Lößnig und Connewitz darüber ſetzen, alle Reſerven, welche bei Störmthal und Magdeborn im Mittelpunkte aufgeſtellt waren, hatten für dieſen Fall die Weiſung, jener Colonne nachzurücken. Die mittelſte Colonne war beſtimmt, auf dem rechten Pleißenufer herabzuziehen, und die dritte, die Landſtraße nach Liebertwolkwitz zu verfolgen. Beſchäftigten ſie beide in der Fronte das franzöſiſche Heer dergeſtalt, daß jene linke Flügelcolonne im Rücken des Feindes über die Pleiße gehn konnte: ſo war ihm der Weg nach Leipzig und jeder Rückzugspunkt abgeſchnitten, und man ſieht kaum ein, wie er der völligen Vernichtung entgehen konnte, zumal da noch ein beſondres Corps von 10,000 Mann unter dem General Giulay noch weiter links, jenſeits der Elſter, und parallel mit dieſer auf dem linken Ufer nach Lindenau die Richtung nahm, um dieſes zu nehmen, ſo nach Leipzig ſelbſt während der Schlacht hereinzubringen, und die Vernichtung des Feindes zu vollenden. Was im Norden von ver-

bündeten Truppen hierher auf dem Marſche war, was dieſe thun würden, konnte nicht mit in die Berechnung aufgenommen ſein, da die Communication mit Blücher und Johann in einem zu weitem Bogen unterhalten werden mußte, um einen, in's Kleinliche gehenden Plan zu verabreden; erſt am Sonntage, den Tag nach der Schlacht, erfuhr man Blücher's Eintreffen und den Gang, den das Treffen bei Möckern genommen hatte. So der Plan von Schwarzenberg; die Richtungspunkte der Colonnen waren, jenes Lindenau abgerechnet, Connewitz, als äußerſter Übergangspunkt über die Pleiße mit ſeiner Brücke, um dem feindlichen Heere in den Rücken zu kommen, Wachau mit ſeinen beherrſchenden Höhen, der Schlüſſel zur Beſiegung des feindlichen Mittelpunktes, und endlich Liebertwolkwitz, die Stütze ſeines linken Flügels. Es war am 16. October früh um 7 Uhr, als ſich alle Maſſen in Bewegung ſetzten. Was ſich von den Vorpoſten des feindlichen Heers in den, vor deſſen Fronte liegenden Dörfern, Markkleeberg und Wachau, vorfand, ward ſchnell zurückgeworfen, bis gegen 9 Uhr die ganze Linie in vollem Kampfe war. Der Kanonendonner war da bereits ſo arg, daß in Leipzig die Fenſter dröhnten, und von hohen Gebäuden der Blitz einzelner Batterien zu ſehen war. Bereits ſtieß das verbündete Heer auf Schwierigkeiten, die den großen, einfachen Plan Schwarzenberg's immer zweifelhafter werden ließen. Napoleon hatte die Dörfer am rechten Pleißeufer alle ſtark beſetzt. Die eingelegten Truppen machten auf die, links herabziehende Colonne ein mörderiſches Feuer. Poniatowski's Polen ſchützten die Brücke bei Connewitz und wo der Fluß durchwatet werden konnte. Und indeſſen hier der Kampf in ſtätem Schwanken blieb, richtete Napoleon ſein Augenmerk darauf, das verbündete Heer in der Mitte zu durchbrechen. Die immer hier kräftiger und zahlreicher andrängenden Franzoſen hatten ſich nicht allein in den Beſitz der, von ihnen früh geräumten Dörfer in der Fronte geſetzt, ſondern waren ſelbſt über Wachau und Markkleeberg ſo weit vorgedrungen, daß der Graf Wittgenſtein, der das Centrum befehligte, fürchten mußte, vom rechten, nach Liebertwolkwitz vordringenden Flügel abgeſchnitten zu werden. Er verlangte dringende Unterſtützung, und ehe der Mittag da war, mußten die Reſerven, welche zum Theil ſchon auf dem linken Pleißeufer waren, wieder zurückgezogen werden, dem Andrang des Feindes auf dem rechten zu begegnen. Dies gelang in der That unmittelbar am rechten Ufer mit dem glücklichſten Erfolg. An ihm mußten die Franzoſen weit hinunter weichen, und erlitten ungemeinen Verluſt. Aber Napoleon, auf ſeinen Plan ſo feſt beharrend, vertrauend auf Poniatowski's Tapferkeit, für ſeinen rechten Flügel im Rücken nichts fürchtend, hatte ſich nicht umſonſt in den Beſitz von Wachaus Höhen geſetzt. In dieſem Dorfe ward eine Maſſe von Geſchütz, Reiterei und Fußvolk zuſammengebracht; mit ihnen drang er rechts und links vom Dorfe, und mitten hindurch auf den Mittelpunkt der Verbündeten. Es glückte ihm, dies zu durchbrechen, eine Batterie von 26 Kanonen zu nehmen. Noch eine kräftige Nachhut, die in die Linie einrücken konnte, und der vollſtändige Sieg war ſein. Schon läuteten die Glocken deshalb in Leipzig. Allein jene neuen, nothwendigen Verſtärkungen fehlten. Zwar traf faſt in demſelben Augenblicke der Marſchall Ney mit ſeinem Corps von Delitzſch herein. Der Kanonendonner war ihm der Wink geweſen, wohin er ſich zu wenden habe. Allein mit ihm faſt gleichzeitig kam auch die Nachricht, daß das blücher'ſche Heer im Norden heranſtürme, und, was ihm entgegenſtand, zu vernichten drohe. Leipzig ſelbſt konnte dann leicht in wenig Stunden ſeine Beute ſein. So mußte Napoleon den entſcheidenden

Augenblick fahren laſſen. Er ſelbſt führte die Schaaren Ney's eilig wieder Blüchern entgegen (Nachmittags 3 Uhr), und überließ es ſeinen Marſchällen, die errungnen Vortheile, wo nicht zu verfolgen, doch zu behaupten. Selbſt das Letztere war nicht möglich. Der Kaiſer Alexander, nicht fern von dem gefährlichſten Punkte, ließ ſein, ihn bedeckendes Regiment der Gardekoſaken vorbrechen. Sie hinderten die franzöſiſchen Küraſſiere, die eroberten Kanonen wegzuführen. Die Schäferei Auerhayn, zwiſchen der Pleiße und Wachau, ward von ruſſiſchen Grenadieren geſtürmt. Bald konnte auf der ganzen Linie wieder vorwärts gedrungen werden. Der Beſitz von Wachau erlaubte dem Feinde zwar noch einen Verſuch gegen den Mittelpunkt. Bis Goſſa drang er, — ungefähr ¾ Stunden vorwärts von Wachau gelegen, — vor, aber nach dem heftigſten Kampfe behaupteten ſich die Ruſſen und Preußen darin. Allmälig neigte ſich der Abend, und endigte die Schlacht auf dieſem Punkte, wie auf dem andern. Waren Napoleons Anſtrengungen in der Hauptſache umſonſt geweſen: ſo muß man nicht vergeſſen, daß jener Plan von Schwarzenberg, ihn zu umgehen, nicht weniger ſcheiterte; daß der General Graf Meerveldt, der ihn um jeden Preis durchſetzen wollte, Nachmittags um 3 Uhr bei Delitz, wo er durch die Pleiße gegangen war, an der Spitze eines Bataillons gefangen wurde; daß Napoleon Kanonen eroberte, und, — nach ſeinem Berichte, — Fahnen erbeutete; daß er ſchon den Sieg errungen hatte, aber wieder aus den Händen laſſen mußte; daß ohne jene Dazwiſchenkunft von Blücher die beiden, nun gänzlich in der Luft ſtehenden Flügel des verbündeten Heers in der größten Gefahr waren; daß endlich die Schlacht ſelbſt für's verbündete Heer, ſo blutig ſie geweſen war, gar nicht als Sieg gelten konnte, und beide Heere am Abende, am nächſten Tage ungefähr in der Lage blieben, in der Stellung ſtanden, welche ſie früh am 16. eingenommen hatten. Der Verſuch auf Lindenau hatte zu nichts gedient. On se cassera le nez! hatte Napoleon deshalb dem König von Sachſen von Wachaus Höhen gemeldet, und es traf ein. Der Waldſaum an der Elſter und Luppe gab den franzöſiſchen Scharfſchützen freies Spiel, auf die herabziehenden Öſterreicher ein wirkſames Feuer zu eröffnen. Eine Batterie auf den Höhen vor dem Dorfe beherrſchte alle, dahin führenden Wege. Mit Verluſt wurden die Öſterreicher aus dem eroberten Theile des Dorfes herausgetrieben, und genöthigt, über Plagwitz nach Zſchocher hinauf längs der Elſter zurückzugehen. Wenn wir in Plotho's Geſch. d. Kr. leſen, Giulay habe ſich des ganzen Dorfes bemächtigt gehabt, und ſei bis zum Kuhthurm vorgedrungen (der zwiſchen dem Dorfe und der Stadt liegt): ſo kann dies höchſtens von einzelnen wenigen Tirailleurs gelten, die auf einem Seitenwege heranſchlichen. Nahm ein Gott Napoleon während der Schlacht auf Wachaus Höhen Lindenau, ſagt ein ſcharfſichtiger Beurtheiler dieſer Schlachttage: ſo war er rein verloren. Warum man daher einen ſolchen Verſuch mit ſo wenig Streitkräften machte, und wenn keine mehr verwendet werden konnten, ihn nicht lieber ganz unterließ, iſt bis auf dieſen Tag noch nicht kund geworden. Am wenigſten glaube man, der Rückzug ſei geſchehen, um Leipzigs Untergang zu verhindern. Glänzend dagegen, obſchon ungemein blutig, war der Kampf, den der alte Blücher mit den, nördlich von Leipzig ſtehenden franzöſiſchen Truppen unter dem Marſchall von Raguſa beſtand. Blücher hatte, ſtatt über die Saale nach Berlin zurückzueilen, wie Napoleon hoffte, mit Johann von Schweden, doch ſo, daß dieſer um einen Marſch zurückblieb, die Richtung am 15. October nach Halle genommen, und am 16. ging er in zwei Colonnen

nach Leipzig vor, ſo, daß er um 3 Uhr über Schkeuditz her eintraf. Da die leichten Truppen der Armee von Norddeutſchland, wie das Heer von Johann und Blücher ſich nannte, ſchon ſeit mehrern Wochen um Leipzig in der mitternächtlichen Gegend umherſchwärmten, und faſt alle Nächte die franzöſiſche Beſatzung deſſelben beunruhigten: ſo hatte er wahrſcheinlich, um, wie bei Lindenau, einen Coup de main zu verhüten, das Corps von Raguſa aufgeſtellt, aber in keinem Falle den Anmarſch der ganzen Nordarmee gefürchtet, denn ſonſt würde er Ney Befehl gegeben haben, ſich an daſſelbe anzuſchließen, ſtatt, wie dieſer, ohne Befehl, that, auf's Gerathewohl, um Leipzig herum nach Süden zu marſchiren. Zum Unglück hatte der Herzog von Raguſa noch den Gedanken gefaßt, ſich von Möckern an über Breitenfeld bis Wiederitzſch auszudehnen, ſtatt die Linie von Möckern über Eutritzſch nach Schönfeld zu nehmen, die um die Hälfte kürzer war, und welche er mit 20,000 Mann, ſo viel hielt ungefähr ſein Corps, feſter halten konnte, da die Gehölze zwiſchen Gohlis und Eutritzſch überdies für Tirailleurs eine gute Verbindungskette anboten. Schon um 1 Uhr griff Blücher die Vorhut Raguſa's in Wahren und Lindenthal, — bei Breitenfeld, — an, und rückte in drei Colonnen über das letztere, Lindenthal und Lütſchena vor. Bei Möckern, an der Elſter gelegen, war der Hauptkampf. 40 Kanonen, und das, gut zur Vertheidigung benutzte Dorf unterſtützten hier die franzöſiſche Infanterie. Als indeſſen der, hier befehligende franzöſiſche General Compans ſtark verwundet war, blieb Blücher's Sieg nicht mehr lange zweifelhaft, und indem er Möckern eroberte, das Geſchütz der Feinde nahm, drohete er, nach Leipzig ſelbſt vorzudringen, was bei dem Stande der Dinge in Süden einen furchtbaren Ausgang für Napoleon nehmen konnte, da es, als ſich der Sieg für die Preußen und Ruſſen entſchied, erſt um 3 Uhr Nachmittags war. Doch der franzöſiſche Kaiſer nahm, an der Spitze des ney'ſchen Corps, die zurückweichenden Schaaren Marmont's auf, und hinderte Blüchern, ſeinen Sieg weiter zu verfolgen. — So endete der 16. October auch hier. Rings um die ganze Stadt hatte der Kampf gewüthet. Noch trennte Wald und Fluß die Heere der Verbündeten im Süden und Norden. Noch wußten beide nichts von einander. Erſt Abends am 17. ging im Hauptquartiere der Monarchen im Städtchen Rötha die Nachricht vom Siege bei Möckern ein. Napoleon war nur hier geſchlagen; er war indeſſen aber zu ſchwach, zu bedroht, auch wol zu unſchlüſſig, am folgenden Tage die Maſſen in Süden auf's neue anzugreifen; dieſe waren ihrerſeits von der Tapferkeit der franz. Truppen ſo empfangen worden, daß ſie ebenfalls Bedenken trugen, das Glück der Schlacht auf's neue eher zu verſuchen, bis die neuen Verſtärkungen eingetroffen ſein würden, die Benningſen von Dresden her, über Grimma herbeiführte, und welche jeden Augenblick erwartet werden konnten. So verſtrich der trübe 17. October in einer ſtillſchweigend beobachteten Waffenruhe, indeſſen die Vorpoſten beider Heere auf Flintenſchuß einander gegenüber ſtanden, und Napoleon, das Mißliche ſeiner Lage fühlend, machte durch den gefangnen Graf Meerveldt Anträge zu einem Waffenſtillſtande. Er verlangte, „ruhig bis hinter die Saale zurückgehen zu dürfen, verſprach, die Feſtungen an der Oder und Weichſel zurückzugeben, und den Frieden ſelbſt zu negoziren, fand aber, da ſeine Schwäche dadurch offenbar war, kein Gehör. Ein kleines Reitergefecht hatte in Norden Statt gehabt. Das vom ney'ſchen aufgenommne und verſtärkte marmont'ſche Corps hatte ſich in der Linie von Gohlis nach Eutritzſch aufgeſtellt. Zwei Reiterregimenter mit einigen Kanonen wurden von Blücher angewieſen, ſich auf den äußerſten rechten Flü-

lichen, ebenfalls aus Reiterei beſtehenden Flügel zu werfen. Dieſe Reiterei floh mit vollem Zügel nach Leipzig herein, und jubelnd kehrten die erſtern mit 5 Kanonen und Gefangnen zurück, vom franzöſiſchen Fußvolk, das dadurch nicht in Unordnung kam, nur wenig beunruhigt. Inzwiſchen war auf Blücher's linker Flanke der Kronprinz von Schweden am 17. des Nachmittags eingetroffen. Ney und Marmont wagten jetzt nicht mehr, im offnen Felde ſtehen zu bleiben. Sie gingen über die Parde nach Schönfeld, und indem nun Napoleon die böſeſte aller Schlachten, eine Defenſivſchlacht zu liefern gezwungen war, nahm er am 18., dem entſcheidenden Tag über Deutſchlands Schickſal, gegen die ungeheure Uebermacht ſeiner Feinde eine Stellung mehr rückwärts, ſo, daß die zwei Flüße, Parde und Pleiße, zum Schutze der beiden Flügel dienten, während die Dörfer Connewitz, Probſtheida, Holzhauſen, Baunsdorf, Schönfeld, die Hauptpunkte für Flügel und Fronte wurden. Die vorwärts liegenden Dörfer wurden nur mit Vorpoſten beſetzt. Die Garden ſtanden zwiſchen Probſtheida und einer Windmühle, um von dieſem Mittelpunkte aus zur Unterſtützung nach jedem bedrängten Orte eilen zu können. In ihrer Mitte leitete Napoleon das Ganze. Poniatowski befehligte wieder am Pleißenufer, Ney und Marmont an dem der Parde. Zwiſchen Lösnig, vor Connewitz gelegen, und Probſtheyda ziehen ſich Teiche und Weidendämme hin; ſie beſetzte Marſchall Augereau. Macdonald befehligte in Holzhauſen. Die nördliche Vorſtadt von Leipzig ward durch eine Batterie gedeckt, die hinter der Parde in den Gärten Leipzigs aufgeſtellt war. Dombrowski und der Herzog von Padua leiteten hier. Bertrand ſicherte das, für den Rückzug ſo wichtige Dorf Lindenau, und verjagte alles, was von Öſterreichern an der Elſter ſtand, den Weg nach Lützen frei zu machen, auf welchem ſchon vom 18. October früh an alle unnützen Equipagen ꝛc. davon jagten. Das verbündete Heer unter Schwarzenberg dagegen hatte eines Theils wieder den Plan, den rechten franzöſiſchen Flügel, wie es am 16. verſucht wurde, an der Pleiße zu verdrängen, und in ſeinem Rücken zu gehen, anderntheils dem Heere unter Johann und Blücher die Hand zu bieten, wozu die, auf der grimma'ſchen Straße heruntergerückten Schaaren unter Benningſen die beſte Gelegenheit boten. Blücher, der von allen Maſſen den äußerſten rechten Flügel bildete, ſuchte theils auf die nördliche leipziger Vorſtadt zu wirken, und ſie wegzunehmen, theils Schönfeld zu erobern, indem hier ein Damm durch die ſumpfigen Wieſen über die Parde führte, während Johann, dieſelbe zwei Stunden höher, bei Plaußig und Grasdorf hindurchwatend, theils bei Taucha auf der Brücke daſelbſt überſchreiten ließ, und links nach Baunsdorf, rechts nach Schönfeld operirte. Die franzöſiſchen Vorpoſten im Süden zogen ſich ſchnell auf die Hauptſtellung zurück. Dagegen ward dieſe in allen Punkten auf's tapferſte vertheidigt. Die, unter dem Befehl des Erbprinzen von Heſſen-Homburg herabdringende Colonne, welche die Pleiße gewinnen ſollte, war ſo wenig im Stande, ihren Zweck zu erreichen, daß alle Reſerven, ſelbſt das von der Elſter herangezogne giulay'ſche Corps, den Kampf kaum im Gleichgewicht zu halten vermochten. Die erwähnte Linie zwiſchen Lösnig und Probſtheyda zu durchbrechen, gelang eben ſo wenig. Erſt gegen Mittag ward Meisdorf erſtürmt und verbrannt, ein einſames Vorwerk, das nun den Sturm auf Probſtheyda erlaubte. Aber von 150 Kanonen beſchoſſen, von immer neuen Colonnen angegriffen, behaupteten ſich die Franzoſen auch hier, und blieben, nicht Sieger, doch unbeſiegt. Dagegen traten mehrere Umſtände zuſammen, auf dem franzöſiſchen linken Flügel die Schlacht ſo zu entſchei-

den, daß an ein Erneuern derſelben bei Napoleon nicht zu denken war. Zwar waren alle Verſuche Blücher's gegen das Gerberthor Leipzigs in der nördlichen Vorſtadt umſonſt, und wurden mit Verluſt zurückgewieſen. Eben ſo wenig konnte er über die Parde nach Schönfeld vordringen, da der einzige Paß dahin dadurch vernichtet ward, daß Ney die herrſchaftlichen Gebäude, durch die er führte, in Flammen ſetzte. Die ſumpfigen Wieſen aber hinderten jeden Verſuch, mit Geſchütz und Reiterei ſelbſt heran und über die Parde zu kommen. Statt deſſen war der Kronprinz Johann auf keine Schwierigkeiten geſtoßen. Taucha war zwar von zwei Bataillonen des regnier'ſchen Corps beſetzt, das Abends am 17. eingetroffen war. Eben ſo galt der heitere Blick, ein Vorwerk auf der Straße von Taucha nach Leipzig, als ein Punkt, der jedes Debouchiren aus Taucha durch die rings herum liegende Höhe und die Parde ſelbſt beherrſchte. Aber das regnier'ſche Corps, das auch ihn beſetzte, beſtand aus Sachſen und Würtembergern, die des franzöſiſchen Dienſtes längſt überdrüßig waren, in den Verbündeten nur Befreier ihres Vaterlandes ſahen, und daher ging Taucha und der heitere Blick im Augenblick durch ihren Übertritt verloren. Um 1 Uhr hatte ſich Johann bereits mit Benningſen vereint, der früh erſt die franzöſiſchen Vorpoſten aus Großpösna vertrieben, und dann immer ſeine rechte Flanke ſo verlängert hatte, daß theils dieſe Verbindung möglich ward, theils der Marſchall Macdonald, welcher Holzhauſen vertheidigte, bei ſolcher Übermacht allmälig nach Stötteritz zurück mußte, und ſo ſtand dem Sturme auf Baunsdorf, das, nebſt Probſtheyda, den zweiten wichtigſten Punkt in der feindlichen Fronte bildete, nichts entgegen. Er begann mit dem auf Probſtheyda faſt gleichzeitig; mit gleicher Wuth und gleicher Tapferkeit ward auf beiden Seiten gekämpft, und wie bei Probſtheyda, würde auch hier der Erfolg unentſchieden geblieben ſein. Allein gegen Probſtheyda konnte Napoleon ſeine Garden zur Unterſtützung vorführen, wenn der Kampf ſchwankte. Hier ſtanden in Sellerhauſen die, zum regnier'ſchen Corps gehörigen Sachſen, und als dieſe Reſerven dahin vorgehen ſollten, gingen ſie, wie ihre Brüder früh in Taucha und auf dem heitern Blicke, zu den Verbündeten mit 26 Kanonen über, die ſogleich gegen die Franzoſen gerichtet wurden. Nun erſt ſuchte Napoleon dieſe große Lücke, das verlorne Terrain durch mehrere, von ſeiner Stellung aus unternommne Angriffe auszugleichen. Er konnte nur die gänzliche Niederlage verhüten. Jene Verhältniſſe hatten auch über Schönfeld entſchieden. Es ward von Taucha her nach dem hartnäckigſten Kampfe durch den Grafen von Langeron genommen, und das gänzliche Aufrollen des linken franzöſiſchen Flügels verhütete Napoleon nur durch die, ſchnell durch Volkmarsdorf herbeieilenden Gardereſerven, wobei der ſinkende Abend, die Erſchöpfung von beiden Theilen das Ihrige auch that. Überall hatten die Franzoſen auf dem linken Flügel, nach dem entſetzlichſten Widerſtande, das Terrain verloren; indeſſen war ihre Linie doch keineswegs durchbrochen, nirgends in den Rücken genommen; die Hoffnung zu einem entſcheidenden Siege bei der Übermacht der vollkommen vereinten Maſſe der Verbündeten war dahin, aber der Rückzug in guter Ordnung nicht unmöglich, ſobald Wege genug waren, auf welchen die Colonnen, ohne ſich zu durchkreuzen, abziehen konnten. Auch die Verbündeten waren erſchöpft, und ſo wenig für die nächſte Nacht zu Etwas aufgelegt, daß man in ihren Bivouaks erſt am Morgen ſicher erfuhr, wie alle jene genannten Dörfer vom Feinde geräumt ſeien. Aber an ſolchen Colonnenwegen fehlte es. Alles, was im Felde um Leipzig herum ſtand, mußte

am Ende in der weſtlichen Vorſtadt zuſammentreffen, von wo ſich nun bis Lindenau ½ Stundenlang ein enges Defilee bildet; ein Damm, auf dem nun alle Parks, alle Heerden, Equipagen, Reiter, Fußvolk in einer Colonne ziehen ſollten, den mehrere Arme der Elſter durchſchnitten. Dieſes Verhältniß hätte ſich durch zeitige Vorkehrung, durch mehrere, über Elſter und Pleiße geſchlagne Brücken in Etwas abändern laſſen. Allein es war nicht das Geringſte in der Art geſchehen. Die unzeitige Angſt eines Officiers, der damit beauftragt war, wenn ſich die Vorhut der Verbündeten auf dem Steinwege der Vorſtadt zeigen würde, die Elſterbrücke in die Luft zu ſprengen, nahm einige, auf einem Seitenwege herangeſchlichene Wagehälſe für den, von ihm zu beachtenden Vortrab, und ließ die Brücke vernichten, als noch 15 — 20,000 Mann zurück waren, und mehr als 200 Kanonen herbeijagten. So endigte der Rückzug nach der Schlacht unter Umſtänden, wodurch es das Anſehn gewann, als ſei die franzöſiſche Armee in größter Unordnung aus dem Felde geſchlagen worden. Was in der Schlacht ſelbſt an Gefangnen, Kanonen und Gepäck nicht verloren gegangen war, wurde jetzt hier eingebüßt. Napoleon hatte ſchon am 16. Abends mit mehrern Marſchällen das Hauptquartier in der Vorſtadt genommen. Leipzig, ſchon ſeit Jahren keine Feſtung mehr, war doch ſchon ſeit mehrern Wochen in einiger Art gegen den erſten Anlauf feſtgemacht worden. Jetzt wurden noch in aller Eile die Mauern der, ſich auf's Feld öffnenden Gärten, des Kirchhofs, des Vierecks, wo die kleinen, zur Aufbewahrung des Pulvers beſtimmten Gebäude ſtehen, mit Schießſcharten für Geſchütz und Fußvolk verſehen. Poniatowski und Macdonald waren angewieſen, mit ihren Schaaren die Vorſtädte ſo lange zu decken, bis die Hauptmaſſe hindurch ſei, und ſich dann fechtend anzuſchließen. Als am 19. des Morgens die ſichere Nachricht im Hauptquartiere der Verbündeten einlief, wie alle Stellungen vom Feinde verlaſſen ſeien; ſo wurde ihrerſeits ſogleich Befehl zum Aufbruch gegeben, um Leipzig theils durch Sturm, theils durch Beſchießen zu nehmen. Selbſt eine Batterie von engliſchen Brandraketen, die ſich bei dem Heere Johanns befunden hatte, aber in der Schlacht ſelbſt nicht von Wirkung geweſen zu ſein ſcheint, war für den Nothfall aufgefahren. Der Anmarſch gegen die grimma'ſche Vorſtadt hatte keine Schwierigkeiten, aber der Kampf um dieſe ſelbſt raubte noch manchem tapfern Krieger das Leben. Die Preußen, ſchon mehrmals im Beſitz derſelben, wurden durch das verheerende Feuer der, den Steinweg feſthaltenden franzöſiſchen Truppen immer wieder hinausgetrieben, bis es ihnen gelang, durch einige, auf's Feld ſich öffnende Gärten einzudringen, dieſes Thor von der Seite zu nehmen, und ſo feſten Fuß zu faſſen. Das, nach Schönfeld führende Thor wurde nicht weniger ſtandhaft behauptet. Am Gerberthor (in der nördlichen Vorſtadt) war am Tage vorher den Frontangriffen Blücher's ſo kräftiger Widerſtand geleiſtet worden, daß dieſer ſie endlich als unnütz aufgab, und ſich auf die Höhen nach Eutritzſch und Möckern zurückzog, einen Theil ſeiner Truppen unter York nach der Saale zuſendend, den zu erwartenden Rückzug der Franzoſen in der Flanke zu beunruhigen. Jetzt wurde es aber von ruſſiſchen Jägern in der Fronte und ſeitwärts auf den Parbewieſen beſchoſſen und geſtürmt. Gegen 10 Uhr ungefähr waren die Verbündeten bereits in dem Beſitz dieſer drei Thore, und das Beſchießen der, in der größten Gefahr ſchwebenden Stadt, die durch einen Parlamentär bei den Monarchen ſelbſt um Schonung gebeten hatte, für minder nöthig gehalten. Indeſſen hatten ſich die, aus den Thoren der Vorſtadt vertriebnen Franzoſen in dieſer ſelbſt in Ordnung aufge-

ſtellt, und zogen in ziemlicher Ordnung, von Napoleon, der bei dem gebeugten König von Sachſen und deſſen Familie Abſchied nahm, als an den Thoren der wüthendſte Kampf herrſchte, zum Widerſtand aufgemuntert. Napoleon ſelbſt gewann mit Mühe und auf einem Umwege den Ausgang durch die weſtliche (ranſtädter) Vorſtadt und ihr Thor. Bald nachher flog die, ſo wichtige Elſterbrücke durch Voreiligkeit des, die Flatterminen befehligenden Kriegers in die Luft (ſ. Odeleben's angeführte Schrift). Wilde Verzweiflung, Angſt erfüllte nun die Schaaren von Macdonald und Poniatowski. Alle ſuchten nun über die ſchmalen Brücken der Pleiße, und in die, hinter ihr liegenden Gärten zu kommen, welche auf der andern Seite aber wieder von der Elſter umfloſſen ſind, die keine Brücken hatte. Aus Bretern, Balken, Thüren ſchlugen ſie ſchnell eine ſolche im reichenbach'ſchen Garten. Aber wie hätte ſie nur dem hundertſten Theile der Fliehenden Raum gewährt? So ſanken die Unglücklichen unter den Kolben ihrer Feinde auf dem Fleiſcherplatze, wohin ſich von beiden Seiten der Vorſtädte alles zuſammengedrängt hatte, oder wurden in die Pleiße gedrängt, oder ertranken in der Elſter, durch die ſie ſich ſchwimmend retten wollten. Poniatowski fand mit ihnen den Tod in ihren Fluthen. Macdonald war glücklicher. — Die Einnahme der innern Stadt koſtete keine Mühe. Die, zur Vertheidigung ihrer Thore aufgeſtellten badenſchen Truppen leiſteten wenig Widerſtand. Noch tobte der letzte Kampf in der Vorſtadt, als die Verbündeten an der Spitze ihrer Schaaren hereinzogen. So war die große Völkerſchlacht geendigt. Sie hatte den Siegern gegen 45,000 Menſchen gekoſtet. Ihre Folgen waren aber ſo groß, wie die, freilich viel weniger blutige bei Breitenfeld von 1631. Vielleicht über 60,000 Mann verloren die Franzoſen an Gefangnen, Todten, Verwundeten, wobei gegen 3000 Offiziere von allen Graden, nebſt 300 Kanonen und einer unglaublichen Menge von Fuhrwerk. Der Zauber der Unüberwindlichkeit des franzöſiſchen Kaiſers war dahin. Die Kunſt, ihn in offnem Felde zu ſchlagen, die J. v. Voß noch nach der lützner Schlacht für noch nicht erfunden erklärte, war nun gefunden. Der Rheinbund, längſt von allen Fürſten und Völkern Deutſchlands gehaßt, löſte ſich in dem Augenblicke auf, wo die Nachricht eintraf. Sachſen, deſſen König als Gefangner abgeführt ward; Weſtphalen, das 1807 entſtandne Königreich, waren unmittelbare Früchte des Sieges, und gewährten an Menſchen und Bedürfniſſen aller Art zwei reiche Hülfsquellen. Bis zum Rhein konnte Napoleon nirgends nur einen Tag raſten, da auf beiden Seiten große Schaaren folgten, ein Heer auf dem Fuße nachdrängte, die Koſaken ſeinen Vortrab machten, und die ſich an das große Bündniß ſchon am 8. October angeſchloſſnen Baiern den Weg über den Main gänzlich zu verlegen drohten. So ward bei der Entmuthigung der franzöſiſchen, der Begeiſterung der verbündeten Schaaren, dem raſchen Verfolgen dieſer, jeder Schritt mit neuem Verluſt an Menſchen und Geſchütz bezeichnet, und obſchon Napoleon ſich den Weg durch die Baiern nach dem Rheine bei Hanau öffnete: ſo waren doch die hinübergeführten Reſte kaum eine Armee zu nennen. Es gehörte ein Geiſt, wie der ſeinige war, dazu, nach ſolchem Unfalle doch noch den Kampf in Frankreich ſelbſt ein halbes Jahr fortzuſetzen, und die Übermacht, die ihn hier auf allen Seiten alle Tage beſtürmte, öfters ſelbſt in eine ſo zweideutige Lage zu bringen, daß er einmal nicht ohne allen Grund ſagen konnte: „Ich bin München näher, als ſie es Paris ſind."

Leiſewitz (Joh. Ant.), ward 1752 zu Hannover geboren, ſtu-

dirte die Rechte zu Göttingen, und lebte im freundſchaftlichen Umgange daſelbſt mit Boje, Bürger, Hölty, Miller, Stolberg, Voß u. A. 1777 wurde er zu Braunſchweig als Landſchaftsſecretär, 1790 als Hofrath bei der geheimen Kanzlei angeſtellt, 1801 zum geheimen Juſtizrathe und geheimen Secretär im Miniſterio, im geheimen Conſeil, und 1805 auch noch zum Präſidenten des Oberſanitäts-Collegiums ernannt. In allen dieſen Ämtern erwarb er ſich durch ſeine, mit der ſtrengſten Rechtſchaffenheit verbundne, und durch die gründlichſten Einſichten geleitete Thätigkeit ausgezeichnete Verdienſte. Als Schriftſteller hat ſich Leiſewitz durch ein einziges, aber meiſterhaftes dramatiſches Gedicht: Julius von Tarent (Leipzig, 1776), einen bleibenden Ruhm erworben. Früher hatte er an einer Geſchichte des 30jährigen Kriegs gearbeitet, aber die Handſchrift noch vor ſeinem Tode (1806) vernichtet.

Lekain (Henri Louis) berühmter tragiſcher Schauſpieler, geb. 1728 zu Paris. Sein Vater, ein Goldſchmidt, wollte ihn demſelben Berufe widmen, und der Knabe hatte bereits im 16. Jahre ſo große Fortſchritte gemacht, daß man ſeine Arbeit ſuchte. Dabei genoß er Unterricht im Collège de Mazarin, wo die Schüler zu Ende des Schuljahrs ein Schauſpiel aufführten. Lekain konnte den Aufwand nicht beſtreiten, den die Mitſpielenden machen mußten, aber er war doch bei den Proben zugegen, und übernahm das Geſchäft des Einhelfers, das er mit viel Einſicht und Geſchick verſah. Er brauchte dabei im Nothfall kaum das Buch, ſo ganz prägten ſich die Schauſpiele ſeinem Gedächtniſſe ein, wenn er ſie mehrmal gehört hatte. Nach den Schulſtunden nahmen ihn ſeine Mitſchüler in Anſpruch, um ihre Rollen mit ihm zu wiederholen, da er nicht nur ſehr gefällig war, ſondern ihnen bei der Übung des Gedächtniſſes zugleich das Beiſpiel eines guten Vortrags gab. Sein größter Genuß war, Sonntags das franzöſiſche Theater zu beſuchen. Als nach den Frieden von 1748 die geſellige Unterhaltung in Paris neues Leben erhielt, bildeten ſich einige Privattheater, und auch Lekain verband ſich mit einigen jungen Leuten zu einem dritten in der Straße St. Mery, das ſich bald über die andern erhob. Lekain zeichnete ſich in Kurzem durch ſein Spiel aus, und Arnaud Baculard ließ ſein Luſtſpiel: der ſchlechte Reiche, zuerſt von dieſer Geſellſchaft aufführen. Voltaire, Arnaud's Gönner, war bei der Vorſtellung zugegen und lud Lekain, der die Rolle des Liebhabers ſpielte, zu ſich ein. Der junge Schauſpieler erſchien, es war 1750, blöde vor dem berühmten Manne, der ihm aber entgegen kam, und ihn mit den Worten umarmte: dem Himmel ſei Dank, ich habe zum erſtenMal jemand gefunden, der mich bewegt und gerührt hat, ſelbſt als er ſchlechte Verſe ſprach. Voltaire widerrieth ihm jedoch, Schauſpieler zu werden, und ſuchte ſeine Vorſtellungen durch die Auseinanderſetzung der Nachtheile dieſes Berufs Gewicht zu geben; ja, um den jungen Mann zu bewegen, das Gewerbe ſeines Vaters nicht zu verlaſſen, wollte er ihm 10,000 Franken vorſchieſſen, um ihn in eine bequemere Lage zu ſetzen. Lekain ſchwankte, gerührt durch das edle Anerbieten ſeines Gönners, aber ſein innerer Trieb zur Kunſt ſiegte. Als Voltaire ſah, daß der Entſchluß des jungen Mannes unerſchütterlich war, ſagte er zu ihm, er wolle ihm wenigſtens die Koſten der Lehrjahre erſparen, und ihm in ſeinem Hauſe ein Theater bauen laſſen, wo Lekain mit ſeinen jungen Freunden ſpielen könne, was ihm gefalle. Man ſchritt alsbald zur Ausführung. Lekain wohnte bei Voltaire, deſſen zwei Nichten mitſpielten, und zuweilen übernahm der Dichter ſelbſt eine Rolle. Die ausgezeichnetſten Männer ſtrebten nach dem Vorzuge, dieſen Vorſtellungen beizuwohnen. Hier ſah man die Rolle

des Cicero in dem geretteten Rom, von Voltaire mit einer Kraft und Wahrheit geſpielt, wovon die Überlieferung noch immer zu erzählen weiß, und, von dem Beiſpiele eines ſolchen Muſters begeiſtert, glänzte Lekain als Titus. Während der 6 Monate, die er in Voltaire's Nähe verlebte, machte ſeine Kunſtfertigkeit die größten Fortſchritte, und er ſelber ſagt in ſeinen von ſeinem Sohne herausgegebnen Denkwürdigkeiten (Mémoires de H. Lekain, Paris 1801), er habe in jener Zeit die Geheimniſſe ſeiner Kunſt ergründet. Vor ſeiner Abreiſe nach Berlin (1750) erlangte Voltaire für ſeinen Schützling die Erlaubniß, auf dem Théâtre Français aufzutreten. Lekain erwarb großen Beifall, lernte aber bald die Schwierigkeiten kennen, die jeder ausgezeichnete Menſch auf ſeiner Laufbahn findet, und es gelang Neidern und heimlichen Feinden, trotz den Äußerungen des öffentlichen Beifalls, Lekain's Aufnahme ſo lange zu verzögern, daß er nicht eher, als anderthalb Jahre nach ſeinem erſten Auftreten, Mitglied der Bühne wurde. Seine Zeitgenoſſen, die ihn in ſeinen glänzendſten Leiſtungen ſahen, und nicht, wie Marmontel, feindſelig gegen ihn geſinnt waren, rühmen einſtimmig das tiefe Studium, das er in allen Theilen ſeiner Kunſt zeigte, ſein richtiges Urtheil, und vor allen die rege Empfänglichkeit ſeines Gefühls. Bis an's Ende ſeiner Laufbahn überſtimmte die Bewunderung den Neid. Seine letzte Leiſtung: Vendome in Voltaire's Adelaide, bewunderte man mehr, als alles, und die Anſtrengung, die er dabei machte, war die nächſte Urſache ſeines Todes. Er ging bei rauhem Wetter ſehr erhitzt aus dem Schauſpielhauſe, und dieſe Unvorſichtigkeit, der er eine noch größere hinzugefügt haben ſollte, zog ihm ein entzündliches Fieber zu, das ihn in wenigen Tagen, 1778, in's Grab ſtürzte. An dem Tage, wo er ſtarb, kehrte Voltaire, nach einer Abweſenheit von 30 Jahren, nach Paris zurück, und die erſte Neuigkeit, womit man ihm entgegen kam, war die erſchütternde Nachricht vom Tode ſeines Schützlings. Eine ſeiner glänzendſten Darſtellungen war Mahomet in Voltaire's gleichnamigem Stücke. Das Gebehrdenſpiel, worin er Meiſter war, erhöhte die Täuſchung. Er war die Seele der Bühne, ſo bald er auftrat, und ſeine gemeſſene Declamation gab den Mitſpielenden den Ton an. Man weiß, daß Gretry in ſeinem Verſuche über die Muſik Stücke von Lekain's Rollen auf Noten geſetzt hat. Voltaire nannte ihn den einzigen, wahrhaft tragiſchen Schauſpieler. Er genoß im Leben hohe Achtung, wozu ſein edles Weſen nicht weniger, als ſeine Kunſtgaben, beitrug. Man kennt die würdige Antwort, die er einſt einem Höfling gab, der ſich über die Schauſpieler und die denſelben bewilligten Vortheile geringſchätzig geäußert hatte. „Und nehmen Sie denn, erwiederte Lekain kalt, für nichts das Recht, das Sie zu haben vermeinen, mir alles dies zu ſagen?“ Sein ausgezeichnetes Talent ſchützte ihn nicht gegen die Unannehmlichkeiten ſeines Standes; er wurde dreimal in's Gefängniß geführt, und ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine edlen Geſinnungen konnten ihm bei gewiſſen Beherrſchern der Bühne nicht mehr Achtung verſchaffen, als man mittelmäßigen Schauſpielern gewährte.

Lemberg (poln. Lwow), die Hauptſtadt mit 60,000 Einw. im Königreiche Galizien, in dem davon benannten Kreiſe, am Fluſſe Peltew, mit Bergen umgeben, iſt der Sitz des öſterreichiſchen Gouverneurs, der Landesregierung und andrer Landescollegien. Sie hat einen katholiſchen, einen griechiſchen und einen armeniſchen Erzbiſchof, welche mit der römiſchen Kirche vereinigt ſind, einen evangeliſch-lutheriſchen Superintendenten, wie auch den oberſten Landesrabiner. Von den ehemaligen 38 Klöſtern ſind noch 10 vorhanden. Außer den Gymnaſien befand ſich hier auch eine Univerſität, welche nach Krakau

verlegt ward, 1817 aber wieder hergeſtellt worden iſt. Auch wurde in demſelben Jahre eine neue Rentſchule für den Bürger- und Handelsſtand eröffnet. Lemberg iſt, nach Brody, die wichtigſte Handelsſtadt in Gallizien.

Lemierre (Anton Maria), franzöſiſcher Schauſpieldichter, geb. 1733 zu Paris. Sein Vater, ein Sporer, legte ſich jedes Opfer auf, ihm eine gute Erziehung geben zu laſſen. Die ausgezeichneten Anlagen, die der junge Dichter früh verrieth, bewogen den reichem Finanzpachter Dupin, ihn mit dem Titel eines Sekretärs zu ſich zu nehmen, um ihn, ohne ſein Zartgefühl zu beleidigen, die Mittel zu geben, ſeinem Hange zur Dichtkunſt ſich zu überlaſſen. Mehrere ſeiner Gedichte wurden von Akademien gekrönt, wie unter andern ſein Gedicht über den Handel, worin der Vers: Le trident de Neptune est le Sceptre du monde, vorkommt, den man den Vers des Jahrhunderts nannte. Er wandte ſich bald zur dramatiſchen Dichtung und ſein erſtes Stück: Hypermneſtra, fand 1758 einen außerordentlichen Beifall. Man hält dieſes Stück für diejenige ſeiner Arbeiten, welche die beſte Anlage hat. Doch ſagt ein Spötter nicht mit Unrecht: Es iſt ein Trauerſpiel zum Malen, ein Witzwort, das man ſpäter auf die meiſten Arbeiten des Verfaſſers angewandt hat. Unter ſeinen ſpätern dramatiſchen Werken ſtachen nur Wilhelm Tell, der beſonders in der neuen, kurz vor dem Anfange der Revolution auf die Bühne gebrachten Bearbeitung außerordentlichen Beifall gewann, und die Witwe von Malabar hervor. Nur dieſe drei Stücke haben ſich, trotz ihrer Fehler, auf der Bühne erhalten. Es fehlt Lemierre's Arbeiten nicht an Feuer und Leben, aber zu dem Beifall, den das franzöſiſche Publikum ihnen eine Zeitlang ſchenkte, trug ſehr viel bei, daß er die dramatiſche Wirkung durch gut berechnete Decorationen zu verſtärken wußte. Den Leſer, der einen wohl angelegten Plan, gut durchgeführte Situationen, eine reine Diction ſucht, befriedigen ſie nicht. Beſonders iſt die Sprache die ſchwache Seite des Verfaſſers; doch findet man in allen ſeinen Trauerſpielen Verſe, die ſich durch kräftige Gedanken, und edlen Ausdruck auszeichnen. Unter ſeinen übrigen Dichtungen ſind auch ſeine Gedichte über die Malerei (1769) und die Jahresgebräuche (Les Fastes ou les usages de l'année, 1779) nicht ohne ſchöne Einzelnheiten. Lemierre erwartete nach Voltaire's Tode die Aufnahme in die Akademie; aber noch empfindlicher, als die erſte Täuſchung, die er erfuhr, als ihm Ducis vorgezogen wurde, war ihm zwei Jahre nachher die zweite, und er ſagte bitter von den ihm vorgezognen Chabanon: Kein Wunder, daß er geſiegt hat, er ſpielt die Geige, ich nur die Leier. Ähnliche unbefangne Äußerungen ſeiner Eitelkeit hörte man oft von ihm. Erſt 1781 ward er, als Batteux geſtorben war, Mitglied der Akademie. Die Greuel der Revolution warfen ihn in eine Art von Betäubung, und er ſtarb 1793, faſt aller Mittel zu ſeinem Unterhalte beraubt. Seine Werke wurden 1810 von Perin in 3 Bdn. geſammelt.

Lemnius (Simon), eigentlich Lemchen, ein witziger Epigrammatiſt und beißender Satyriker, ward zwiſchen 1510—1520 zu Margabant in Graubünden geboren, ſtudirte 1533 zu Ingolſtadt und begab ſich von dort nach Wittenberg, wo er fünf Jahre lebte, ſich durch Lebhaftigkeit und nicht gemeine Sprachkenntniſſe auszeichnete, und bei Melanchthon die freundſchaftlichſte Aufnahme fand. Seiner ausgezeichneten Kenntniſſe wegen ertheilte ihm die dortige Univerſität ungeſucht und unentgeltlich die Magiſterwürde. Auch war er ſo eng mit Melanchthon verbunden, daß er dieſem, als 1535 wegen der Peſt die Univerſität nach Jena ver-

legt wurde, dahin folgte, und mit ihm wieder nach Wittenberg zurückkehrte. Aber ſein feuriger Geiſt überließ ſich einigen Ausſchweifungen, die ſeine ältern, kaltblütigen Beſchützer ihm höher angerechnet zu haben ſcheinen, als billig war. Daher wurden ſeinem Wunſche, eine Profeſſur in Wittenberg zu erhalten, allenthalben Hinderniſſe in den Weg gelegt. Am meiſten aber ſchadete ihm ſeine 1538 herausgegebne Sammlung von Epigrammen, in welchen nicht nur mehrere Wittenberger verſpottet, ſondern auch der Kardinal Erzbiſchof Albrecht, Luther's bitterer Feind, als ein Beſchützer der Wiſſenſchaften geprieſen wurde. Dieſe, an ſich gewiß unſchuldigen poetiſchen Spiele erregten Luther's ganzen Zorn, welcher, nicht zufrieden mit der Wegnahme der noch vorhandnen Exemplare und der Beſtrafung des Druckers, durch ſeine fortgeſetzten Verfolgungen Lemnius nöthigte, die Flucht von Wittenberg zu nehmen. Man verfolgte ihn mit Steckbriefen, und verwies ihn, da dieſe fruchtlos blieben, förmlich von Wittenberg. Noch vor dieſer Relegation predigte Luther wider ihn, und nannte ihn „einen ehrloſen Buben," ſeine Epigramme „ein recht Erzſchand-Schmach- und Lügenbuch, dadurch er nach allen Rechten billig den Kopf verloren hätte." Lemnius wandte ſich nach Baſel, wo er vermuthlich in einer Buchdruckerei als Corrector ſeinen Unterhalt fand. Kaum hatte er jedoch das Relegationspatent geleſen und von Luthers heftiger Strafpredigt gehört, als er ſeine Epigramme, mit einem zweiten Buche vermehrt, auf's neue herausgab, ſich darin die gröbſten Ausfälle auf Luther und ſeine andern Feinde erlaubte und Schmähungen mit Obſcönitäten abwechſeln ließ. Camerarius ſchrieb dagegen eine nicht heftige, aber ernſte und würdige Gegenſchrift (Elegias hodoiporikas). Hierauf gab Lemnius ſeine Apologie heraus, in welcher er theils ſeine erſten Epigramme in Schutz nimmt, theils neue heftige Angriffe auf Luthern thut. Dieſe Apologie gehört unter die größten literariſchen Seltenheiten. Noch ſeltner aber iſt ſeine, unter dem Namen: Lucius Pisaeus Juvenalis erſchienene Monachopornomachia (der Mönchs-Huren-Krieg), in welcher er, wie er ſchon lange vorher gedroht hatte, wenn man ihm keine Ehrenerklärung gäbe, „die Greuel des wollüſtigen Wittenbergs" aufdecken wollte. Dieſe ſchmutzigen Bogen ſind Luthern dedicirt, und man weiß nicht, wie viel man von dem Inhalte derſelben der Wahrheit, wie viel dem Haſſe des gereizten Lemnius zuſchreiben ſoll. Das Ganze iſt eine Art von Komödie der niedrigſten Art, worin Venus, Luther, Jonas, Spalatin, ihre Frauen nebſt ihren Liebhabern und einigen Nebenperſonen die unzüchtigſten Geſpräche führen. 1540 gelang es endlich Lemnius, bei dem neuerrichteten Gymnaſium zu Chur in Graubünden als Lehrer angeſtellt zu werden. Hier gab er mehrere poetiſche Schriften, unter andern eine Überſetzung der Odyſſee (Baſel 1549. 2 Vol. 8.) heraus, die beſonders in Italien ſeinen literariſchen Ruf verbreitete, und ſtarb 1550 an der Peſt.

Lemnos (jetzt Stalimene), eine bekannte Inſel im Archipelagus (dem ägäiſchen Meere), auf welcher ſich ehemals ein feuerſpeiender Berg, Meſchika, befand, den man für Vulkans Werkſtätte hielt. Die Mythe läßt hier den Vulkan (der daher auch Lemnius heißt) wohnen, nachdem ihn Jupiter aus dem Olymp geſchleudert hatte. Verſchiedne, auf dieſer Inſel verübte Gräuelthaten (ſ. z. B. d. Art. Hypſipyle) geben im Alterthum Anlaß, ähnlichen Verbrechen die Benennung: lemniſche Handlungen, beizulegen. Zu den vorzüglichſten Merkwürdigkeiten der Inſel gehörte ein ſogenanntes Labyrinth (ſ. d. Art.) und die Terra Lemnia oder Siegelerde (ſ. d. Art.).

Lemoine (Franz), Geſchichtmaler, geb. 1688 zu Paris. Er kam im 13. Jahre zu dem Maler Galloſche, bei welchem er 12 Jahre blieb, während welcher Zeit er beſonders die Werke von Carlo Maratti und Pietro de Cortona ſtudirte. Er machte ſchnelle Fortſchritte und ward 1718 zum Mitgliede der Akademie aufgenommen, aber da die Kriegsunruhen während des ſpaniſchen Erbfolgekriegs die Unterhaltung von Kunſtzöglingen in Rom verhindert hatten: ſo mußte der junge Maler, dem eigne Mittel fehlten, ſeinen Wunſch, Italien zu beſuchen, aufgeben, bis endlich ein reicher Kunſtfreund, Namens Bergier, 1723 ihn zu ſeinem Begleiter nahm; doch konnte ein Aufenthalt von 6 Monaten in Italien, zu einer Zeit, wo ſich ſein Talent ſchon ausgebildet hatte, ihm nicht ſo nützlich ſein, als es früher eine Beſchäftigung mit Roms Kunſtſchätzen geweſen ſein würde. Er vollendete jedoch eines ſeiner beſten Gemälde, eine in's Bad ſteigende Frau, während ſeines Aufenthalts in Bologna, Venedig und Rom. Nach ſeiner Rückkehr in's Vaterland ward er zum Profeſſor an der Akademie ernannt, und fand bald Gelegenheit, ſeine Kunſtgaben in dem Denkgemälde der Kapelle der heil. Jungfrau in der Kirche St. Sulpice zu zeigen, deſſen Gegenſtand die Himmelfahrt iſt, wiewol das Bild hinſichtlich der Compoſition gegründeten Tadel erfuhr. Das Gemälde hatte ſo ſehr gelitten, daß alle Vorzüge, die der Künſtler demſelben gegeben hatte, verwiſcht und nur die Fehler ſichtbar geblieben waren, und ſeit es 1780 von Callet völlig hergeſtellt worden iſt, kann es nicht mehr für Lemoine's Werk gelten. Später malte Lemoine die Decke im Herkulesſaal zu Verſailles, das größte Gemälde in Europa, da es 64 Fuß lang und 54 breit iſt, ohne von irgend einer architektoniſchen Unterbrechung getheilt zu ſein. Es hat 142 Figuren. Er hatte die Arbeit beinahe vollendet, als er bemerkte, daß die Hauptgruppe ein wenig zu tief ſtand, und er beſann ſich nicht, ſie höher zu rücken, wodurch aber Änderungen faſt in allen andern Gruppen nothwendig wurden. Die Anſtrengungen, welche dieſe 5 jährige Arbeit ihm koſtete, hatten ſeine Geſundheit geſchwächt; dazu kamen häusliche Unfälle, die ſeine von Natur ſchwermüthige Stimmung erhöhten, und Empfindlichkeit über die Gunſtbeweiſe, die geringere Künſtler erhielten, und alle dieſe Umſtände wirkten vereint, ſeinen Verſtand zu zerrütten. In einem Anfalle von Wahnſinn nahm er ſich 1737 das Leben. Bei unbefangner Würdigung ſeiner Arbeiten, kann man nicht leugnen, daß hauptſächlich durch ihn die franzöſiſche Schule in Verfall gerieth. Seine Zeichnung iſt unrichtig, ſeine Formen ſind manierirt; Fehler, die gut geordnete Gruppen, und blendendes, wenn auch nicht wahres Kolorit nicht verdecken können.

Lemures (Maniae, Lamiae) waren bei den alten Römern die Seelen der Verſtorbnen, und zwar diejenigen, welche in der Nacht als Geſpenſter erſchienen, und die Menſchen beunruhigten, daher ihnen auch der Beiname der nächtlichen oder der ſchwarzen gegeben wurde. Um ſie aus dem Hauſe zu verbannen, feierte man in den Nächten des 9., 11. und 13. Mai ein beſondres Feſt, welches nach ihnen Lemurien (Lemuria, Lemuralia, Remuria) hieß. Um Mitternacht, wenn Alles ſchlief, ſtand der Hausherr auf und ging barfuß, leiſe und ſtillſchweigend zu einem Brunnen. Durch ein Schnippchen, welches er eben ſo ſtillſchweigend ſchlug, wehrte er die Schatten ab. Am Brunnen wuſch er die Hände, ging wieder zurück, nahm ſchwarze Bohnen in den Mund und warf ſolche, ohne ſich umzuſehen, neunmal über den Kopf hinter ſich, indem er jedesmal dabei die Worte ausſprach: Haec ego mitto, his fabis me meosque redimo (dies ſei für euch, mit dieſen Bohnen kaufe ich mich

und die Meinigen los). Darauf wuſch er ſich nochmals die Hände, ſchlug an ein kupfernes, hohles Gefäß und ſagte dabei neunmal mit bittendem Tone: Manes, exito, paterni (zieht von dannen, ihr Seelen meiner Vorfahren)! Nun ſah er ſich um und die Feier war vollendet. Man glaubte, die Geiſter kämen und ſammelten die Bohnen auf.

Lenclos (Anne, genannt Ninon de), die Aſpaſia der Franzoſen, wurde im J. 1615 zu Paris von adeligen Eltern geboren. Nach dem frühen Tode ihrer Eltern ihrem Schickſale überlaſſen, bildete ſie ſich durch ſich ſelbſt, und entwickelte ihren Geiſt durch das Studium der Werke Montaigne's und Charron's. Schon damals war ſie in Paris ihres Witzes und Scharfſinnes wegen berühmt. Sie ſpielte das Clavier und mehrere andre Inſtrumente meiſterhaft, ſang mit Geſchmack und tanzte mit großer Anmuth. Sie pflegte zu ſagen, Schönheit ohne Grazie ſei eine Fiſchangel ohne Lockſpeiſe. Bei ſolchen Vollkommenheiten fehlte es ihr weder an Liebhabern noch an Edelluſtigen. Doch widerſetzte ſich ihre Liebe zur Unabhängigkeit jeder erſtern Verbindung. Um gänzlich ungebunden zu ſein, lieh ſie ihr Vermögen auf Leibrenten aus, und lebte von dieſen mit Sparſamkeit, doch mit Anſtand. Ihr Einkommen betrug 8 bis 10,000 Livres jährlich. Der Lebensplan, den ſie entworfen hatte, war einzig. Ohne einen verächtlichen Handel mit ihren Reizen zu treiben, wollte ſie jedoch denen, die ihr gefallen würden, ſich hingeben und ſo lange angehören, als ihre Neigung dauerte. Unbeſtändig in der Liebe, aber treu in der Freundſchaft, gewiſſenhaft in allem, was Redlichkeit betraf, von ſtets gleicher Laune, reizendem Umgange, wahr, fähig, junge Leute zu bilden, aber auch, ſie zu verführen, geiſtreich, ohne mit ihren Geiſte zu prunken, ſchön bis in das höchſte Alter, fehlte ihr nichts, als die weibliche Tugend. Und doch handelte ſie mit einer Würde, als wenn ſie dieſe Tugend ſelbſt wäre. Niemals nahm ſie Geſchenke zum Lohne ihrer Gunſtbezeigungen an; in dieſen ſchien ſie überhaupt nur das Körperliche, nie das Geiſtige zu beobachten. So gab ſie ſich ſtets aus blinder Sinnlichkeit einem vorübergehenden Rauſche hin, ohne daß ſie ſich darum kümmerte, ob der Gegenſtand deſſelben ihrer werth ſei oder nicht. Nach und nach alle berühmte und ausgezeichnete Männer ihrer Zeit begünſtigend, bewies ſie ihnen allen, daß nur der Hang zur Sinnlichkeit, nicht Eitelkeit an ihren Liebesbezeignungen Antheil habe. Ungeachtet des Rufs der Unbeſtändigkeit und Galanterie, in welchem Ninon ſtand, bemühten dennoch die liebenswürdigſten und achtbarſten Damen ſich um ihre Freundſchaft. Unter dieſen wollen wir nur die La Fayette, La Sablière und Maintenon anführen. Erſtere verglich ſie mit einem reichen, geſegneten Fruchtfelde; von der zweiten behauptete ſie, ſie ſei ein niedliches Blumenbeet; die dritte wollte, wie ſie ſich auszudrücken pflegte, eine Betſchweſter aus ihr machen, und ſich von ihr zu Verſailles die Langeweile, welche Vornehmheit und Alter machen, vertreiben laſſen. Ihr Haus war noch in ihrem hohen Alter der Sammelplatz der liebenswürdigſten Perſonen der Stadt und des Hofes, und zugleich der ausgezeichnetſten Gelehrten ihrer Zeit. Scarron zog ſie bei ſeinen Romanen, Saint-Evremont bei ſeinen Gedichten, Moliere bei ſeinen Komödien, Fontenelle bei ſeinen Geſprächen und La Rochefoucault bei ſeinen Maximen zu Rathe. Ein Coligny, Condé, Sevigné waren ihre Liebhaber und Freunde. Als die Königin von Schweden nach Paris kam, ſtattete ſie der Ninon einen Beſuch ab. Wenn ſich gleich Ninons geiſtige Reize bis in das höchſte Alter erhielten, ſo war doch ihre körperliche Schönheit der Vergänglichkeit unterworfen. Voltaire, der ſie in ihrem Alter ſah, ſagt von ihr, ſie ſei ein altes runzliches Mütterchen, dürr

wie eine Mumie, mit Knochen, die mit einer ſchwarzgelben Haut überzogen ſeien. Dagegen ſagt Saint=Evemont von ihr, ſie habe ſelbſt in den ſpäteſten Jahren keine von den abſchreckenden Widrigkeiten gezeigt, welche ſonſt mit dem weiblichen Alter gewöhnlich verbunden zu ſein pflegen. Bei ihrem Tode, der am (17. October 1705) erfolgte, vermachte ſie dem jungen Voltaire, deſſen einſtige Berühmtheit ſie vorausgeſagt hatte, eine nicht unbeträchtliche Summe, die er zu Büchern verwenden ſollte. Voltaire trat auch als ihr Vertheidiger auf. Rouſſeau, der ſie jedoch nur vom Hörenſagen kannte, entwirft dagegen ein weit nachtheiligeres Bild von ihr, und glaubt an ihrer Rechtſchaffenheit zweifeln zu müſſen, da ihr die weibliche Tugend unbekannt geweſen ſei. Dieſe berühmte Frau hinterließ einige Früchte ihrer Liebeshändel. Einer ihrer Söhne, Namens La Boiſſière, ſtarb 1732 zu Toulon als Angeſtellter in der Marine. Seine Geburt zeichnete ſich durch einen Streit aus, der ſich zwiſchen einem Offizier und einem Geiſtlichen über die Vaterſchaft erhob. Da die Sache zweifelhaft war, ließ man das Loos entſcheiden, und der Offizier ward Vater zu dem Kinde. Ninons zweiter Sohn ſtarb eines tragiſchen Todes. Er hatte ſich in ſeine eigne Mutter verliebt, ohne zu wiſſen, wie nahe er ihr angehöre. Nach der Entdeckung des Geheimniſſes erſtach er ſich aus Verzweiflung. Dieſes ſchreckliche Ereigniß hat Le Sage in ſeinem Gil Blas benutzt und mit einigen komiſchen Zügen ausgeſtattet. Übrigens geſtand Ninon ſelbſt, ſie ſei nicht glücklich, und pflegte oft zu ſagen, ſie würde, wenn ſie ihren Lebenslauf vorausgeſehen hätte, ſich eher das Leben genommen, als ſich einer ſolchen Beſtimmung hingegeben haben. Man hat Briefe von ihr, deren Echtheit jedoch noch nicht erwieſen iſt, auch eine kleine Schrift: la Coquette vengée.

Lenoir (Jean Charles Pierre), ſehr berühmter Polizeipräſident in Paris, wurde daſelbſt 1732 geb. Er bekleidete von 1752 an, wo er zuerſt in Staatsdienſte trat, verſchiedne Gerichts= und Polizeiämter und wurde 1774, nachdem er zuvor zur Zufriedenheit der Regierung die Intendantur in Limoges verwaltet hatte, zum Staatsrath und Chef der Polizei in der Hauptſtadt, und endlich zum Bibliothekar des Königs und Präſidenten bei der Finanz=Commiſſion ernannt. In allen dieſen Poſten benahm ſich Lenoir mit einer ſo ausgezeichneten Geſchicklichkeit, beſonders bei einigen vorkommenden ſchwierigen Unterſuchungen (wie z. B. in der Angelegenheit mit Chalotais), daß das damalige Gouvernement ihm die verwickeltſten Geſchäfte übertrug. So ward er unter andern bei der beabſichtigten Wiederherſtellung des Parlaments von Pau gebraucht, wodurch man das von der Provence zu unterdrücken ſuchte, und er wußte ſich auch hier mit ſolcher Klugheit zu benehmen, daß er meiſt ſtets die ſtreitenden Intereſſen vereinigte. Als Präſident der Polizei in Paris bekam er jedoch wegen der Art und Weiſe der Verpflegung dieſer Stadt mit dem Miniſter Türgot, welcher einen andern Weg, wie Lenoir glaubte, einſchlagen zu müſſen, in Zwieſpalt; dennoch entſchloß ſich der Miniſter nur ungern einen ſo brauchbaren und vom Publikum geachteten Beamten von ſeiner Stelle zu entfernen, und Ludwig XVI. milderte durch ein eignes verbindliches Handſchreiben das Bittere der Abſetzung. Bald ward Lenoir jedoch, da ſich der von Türgot entworfne Plan als unhaltbar auswieß, zur Freude der Einwohner von neuem mit der kaum entzognen Stelle beauftragt, und der thätige Mann widmete nunmehr ſeine ganze Sorgfalt der Verbeſſerung mehrerer öffentlichen Anſtalten. Ein von ihm, oder vielmehr unter ſeinen Augen verfertigtes Werk „Détail sur quelques etablissemens de la ville de Paris, demandé par S. M. J. la reine de

Hongrie" (Paris, 1780) gibt hierüber die genügendſte Auskunft und man ſieht aus demſelben, was durch und von ihm für die Verbeſſerung der Hospitäler, Gefängniſſe, der Waiſen- und Findelhäuſer, der Feuer-, Rettungs- und Reinlichkeitsanſtalten, kurz für alles das gethan wurde, was Vorwurf einer guten Polizeiverwaltung iſt. Außerdem ward aber auch noch von ihm eine eigne Backanſtalt, die Bedeckung der Korn- und Leinwand-Halle, die Errichtung einer Leihbank und die Verbeſſerung der Straßenbeleuchtung betrieben, ſo wie er auch ſeine Sorgfalt dahin richtete, daß die bis dahin bei den Milchverkäufern üblichen Kupfergefäße abgeſchafft, Hallen zum Verkauf des Fleiſches und andrer Nahrungsmittel erbaut, und die, noch mitten in der Stadt befindlichen Kirchhöfe außerhalb derſelben verlegt wurden. Trotz dieſer Trefflichkeit in Verwaltung ſeines ſchweren Amtes hatte Lenoir indeß doch den Verdruß nach Niederlegung ſeiner Stelle und nachdem er den Poſten eines Bibliothekars beim König überkommen hatte, ſich von Neidern verunglimpft und ſogar in öffentlichen Druckſchriften angegriffen zu ſehen; doch ſiegte bald die gute Sache und ſein Verdienſt und ſeine Rechtſchaffenheit fanden allgemeine Anerkennung. Bei Ausbruch der Revolution begab er ſich erſt nach der Schweiz, dann nach Wien, wo ihm Kaiſer Paul I. von Rußland für ſeine Dienſte zu gewinnen ſuchte. Der Tod dieſes Monarchen brach indeß die deshalb Statt findenden Unterhandlungen ab, und Lenoir kehrte 1802 in ſein Vaterland zurück, woſelbſt er über mehrere Punkte der öffentlichen Verwaltung zu Rath gezogen wurde und den damaligen Polizeiminiſter Fouché in Erſtaunen ſetzte, als er ihm bewieß, mit wie wenig Koſten er einſt die Verwaltung der Polizei in Paris beſtritten habe. Da Lenoir faſt ſein ganzes, ohnedem nur mäßiges Vermögen in der Revolution verloren hatte: ſo ward ihm, mit Erlaubniß der Regierung, von dem, von ihm geſtifteten Mont-de-Piété ein Jahrgeld von 4000 Franks ausgeſetzt, und ein Mann, dem er in früherer Zeit einmal einen Dienſt erwieſen hatte, und der unterdeſſen reich geworden war, übergab ihm ein Landhaus in der Nähe von Paris zum lebenslänglichen Gebrauch. Von hier kam Lenoir, die letzten Tage ſeines Daſeins in Ruhe verlebend, oft in die Hauptſtadt, woſelbſt er auch 1807 im 75. Jahr ſeines Alters ſtarb. Rühmlich muß man noch ſeinen großen Antheil an der Abſchaffung der Folter in Frankreich bei peinlichen Gerichtsverfahren bemerken.

Lenotre (Andreas) berühmter franz. Gartenkünſtler, geb. 1613 zu Paris, wo ſein Vater Oberaufſeher des Gartens der Tuilerien war. Zum Künſtler beſtimmt, kam er zu dem Maler Simon Vouet, wo er mit Lebrun eine Freundſchaft auf das ganze Leben knüpfte. Er würde ſich wahrſcheinlich in der Malerei ausgezeichnet haben, wenn nicht bald die Gartenkunſt ihn ganz angezogen hätte, die ihm ihre Vervollkommnung verdanken ſollte. Er zeigte ſeine trefflichen Geiſtesanlagen zuerſt im Schloſſe Vaux, am glänzendſten aber in den Gärten zu Verſailles. Ludwig XIV., der dieſes Schloß zu ſeinem Aufenthalte beſtimmt hatte, übergab ihm die Anlage der Gärten, und der Künſtler ließ ſich durch die Schwierigkeit, welche der Boden ihm entgegen ſetzte, nicht abſchrecken. Als er ſeinen Entwurf gemacht hatte, ließ ſich, auf des Künſtlers Wunſch, der König an Ort und Stelle führen, um ſich die entworfne Eintheilung vortragen zu laſſen. Bei jeder Anlage, die Lenotre bezeichnete, rief der König: Lenotre, ich gebe Ihnen 20 000 Franken. Dieſe Äußerung des Beifalls ward ſo oft wiederholt, daß Lenotre, der nicht eigennützig war, bei der vierten Wiederholung den König plötzlich

unterbrach, und erklärte, er werde nicht fortfahren, weil er den König zu Grunde richten würde. Nach der Vollendung der Anlagen zu Verſailles, wurden die Gärten zu Chantilly, St. Cloud, Meudon, Sceaux, in den Tuilerien, zu Fontainebleau und die herrliche Terraſſe zu St. Germain theils verſchönert, theils geſchaffen. Amiens verdankt ihm den ſchönen Spaziergang, Autri genannt. Er reiſte 1678 nach Rom, wo Papſt Innocenz XI. ihn mit Auszeichnung aufnahm, und ſich von ihm den Grundriß der Anlagen von Verſailles zeigen ließ. Der König gab ihm einen Adelsbrief und den Michaelsorden, und wollte ihm auch ein Wappen geben, der beſcheidne Künſtler aber lehnte es ab, und erwiderte, er hätte bereits ein Wappen, drei Schnecken, mit einem Kohlkopf gekrönt. Von Alter gebeugt, wünſchte er Ruhe zu genießen, aber Ludwig, der ihn mit Wohlwollen überhäufte, gewährte ihm ſeinen Wunſch nur unter der Bedingung, daß er von Zeit zu Zeit den Hof beſuche. Er ſtarb 1700 zu Paris. Seine Büſte von Coyſevox befindet ſich in der Sammlung franzöſiſcher Denkmäler.

Leo I., mit dem Zunamen der Große, wurde nach Einigen in Rom, nach Andern in Toscana geboren. Von ſeinen Jugendjahren iſt nichts Gewiſſes bekannt. Die Päpſte Cöleſtinus I. und Sixtus III. bedienten ſich ſeiner in wichtigen kirchlichen Angelegenheiten, ſelbſt als er noch Diakonus war. Als letzterwähnter Papſt im J. 380 geſtorben war, ward Leo im Sept. d. J. von der römiſchen Geiſtlichkeit auf den heil. Stuhl geſetzt. Ganz Rom billigte dieſe Wahl; aber ſchon der Anfang ſeiner Regierung zeichnete ſich durch eine unduldſame, ja ſelbſt unpolitiſche Handlung aus. Er ließ nämlich einer großen Anzahl Manichäer, die ſich in Rom verborgen gehalten hatten, öffentlich den Prozeß machen, und überlieferte die, welche in ihrem Glauben beharrten, der weltlichen Gerechtigkeit zur Beſtrafung. Derſelben Waffen bediente er ſich gegen die Pelagianer, Priscillianiſten und Eutychäer, deren Überreſte er gänzlich ausrottete. Während des bekannten Conciliums, welches unter dem Kaiſer Martin 451 zu Chalcedon gehalten wurde, und zu welchem Leo vier Legaten geſandt hatte, die daſelbſt den Vorſitz führten, verwüſtete Attila das abendländiſche Kaiſerthum und drohte, Rom in einen Steinhaufen zu verwandeln. Der Kaiſer Valentinian wählte daher den heiligen Leo zum Geſandten an jenen furchtbaren Krieger, und gab ihm den Auftrag, über den Frieden mit demſelben zu unterhandeln. Leo redete mit ſolchem Adel, ſolcher Sanftmuth und Eindringlichkeit zu dem Barbaren, daß deſſen wilder Charakter zur Güte geſtimmt wurde: er verließ Italien und ging über die Donau zurück. Was Attila unterlaſſen hatte, das führte Genſerich aus; dieſer überfiel Rom im J. 455 und ließ es vierzehn Tage lang plündern. Alles, was Leo von ihm erhalten konnte, beſtand darin, daß kein Mord begangen, nichts in Brand geſteckt wurde, und daß die drei vornehmſten Kirchen in Rom, welche von Conſtantin die koſtbarſten Geſchenke erhalten hatten, ungeplündert blieben. Leo iſt übrigens der erſte Papſt, von dem noch eine Sammlung von Schriften vorhanden iſt; dieſe beſtehen in 96 Predigten, 41 Briefen, und einigen andern Aufſätzen. Einige Gelehrte ſchreiben ihm noch ein Werk von der Berufung der Heiden und die Epiſtel an Demetriades zu. Leo's Schriften zeichnen ſich durch einen gebildeten, redneriſchen Styl aus, der Periodenbau hat eine gewiſſe angemeſſene Rhythmik, welche überraſcht, ohne mißfällig zu werden; die Sprache iſt voll gewählter Beiwörter und glücklicher Antitheſen. Man hat mehrere Ausgaben von Leo's Werken veranſtaltet, eine (von Quesnel) zu Paris 1675 in zwei Quartbänden; eine andre zu Lyon, 1700 in Folio; eine

dritte zu Rom (von Caciari) in drei Foliobänden und eine vierte zu Venedig 1757 in eben ſo viel Bänden. Der Pater Maimbourg hat das Leben dieſes Papſtes geſchrieben.

Leo X., ein berühmter Papſt, geboren zu Florenz 1475, war der zweite Sohn Lorenzos von Medici, des Prächtigen, und empfing den Namen Giovanni. Er ward von Kindheit auf für den geiſtlichen Stand beſtimmt, erhielt in ſeinem ſiebenten Jahre die Tonſur, und ward von dieſer Zeit an mit geiſtlichen Pfründen überhäuft. Sein Vater, der voll Ehrgeiz darnach ſtrebte, einen Sprößling ſeiner Familie auf den päpſtlichen Stuhl zu erheben, bot alles auf, ſeinem Sohne den Kardinalshut zu verſchaffen. Die Wahl Innocenz VIII. zum Papſt war ſeinen Wünſchen ſo günſtig, daß 1488 der damals erſt dreizehnjährige Giovanni zu dieſer hohen Würde ernannt wurde. Aber zugleich wandte auch Lorenzo alle Sorgfalt an, ihn dieſer großen Auszeichnung würdig zu machen. Er vertraute ſeine frühe Erziehung dem Griechen Chalkondylas, dem gelehrten Angelo Poliziano und gab ihm überdies die geſchickteſten Lehrer. Giovannis von Natur ernſter und feſter Charakter lohnte ihren Unterricht mit dem beſten Erfolg, aber er wandte ſich lieber zu den Schriften der alten Philoſophen, als zu den ernſten Kirchenvätern. Bei ſeiner Ernennung war die Bedingung gemacht worden, daß er vor ſeiner förmlichen Bekleidung mit dem Purpur erſt drei Jahre zu Piſa den geiſtlichen Studien obliegen ſolle. 1492 fand dieſe Feierlichkeit Statt und unmittelbar darauf nahm er als Mitglied des heiligen Collegiums ſeinen Wohnſitz in Rom. Bald danach ſtarb ſein Vater, dem in Florenz ſein älteſter Sohn Pietro folgte. Da der junge Kardinal ſich der Wahl Alexanders VII. zum Papſt widerſetzt hatte, vertauſchte er Rom mit Florenz, wo er in großem Anſehn lebte, bis die Vertreibung ſeiner Familie ihn nöthigte, nach Bologna zu flüchten. 1499 beſuchte er die Staaten von Venedig, Deutſchland und Frankreich, verweilte dann in Genua und kehrte nach Rom zurück, wo er den Vergnügungen einer ausgeſuchten Geſellſchaft lebte, und ſich mit den Künſten, beſonders der Muſik und der ſchönen Literatur, beſchäftigte. 1505 begann ſeine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Papſt Julius II. ernannte ihn zum Statthalter von Perugia und ſtellte ihn 1511 unter dem Tittel eines Legaten von Bologna an die Spitze ſeines Heeres in den heiligen Bunde wider Frankreich. Da indeß ſeine Anſichten bei den ſpaniſchen Feldherrn der vereinigten Heere wenig Eingang fanden, mußte er ſich darauf beſchränken, gute Ordnung im Lager zu erhalten. In der blutigen Schlacht von Ravenna 1512 ward er von den Franzoſen gefangen. Als aber bald darauf das Glück ſich gewandt hatte und ſie fliehen mußten, nahm er die Gelegenheit wahr, ſich zu befreien. Er kehrte nach Bologna zurück, wo er als Legat die Verwaltung übernahm. Bald darauf wurden die Mediceer in Florenz wieder eingeſetzt. Der Kardinal wirkte kräftig dazu mit und blieb in Florenz, bis Julius II. Tod ihn plötzlich nach Rom rief. Die Wahl fiel unerwartet auf ihn, und ſo beſtieg er (1513) in ſeinem 38. Jahre unter dem Namen Leo X. den päpſtlichen Stuhl. Seinen Geſchmack an der Literatur zeigte er ſofort auch dadurch, daß er zwei der vorzüglichſten Schriftſteller ſeiner Zeit, Bembo und Sadolet, zu päpſtlichen Secretären ernannte. In der auswärtigen Politik befolgte er das Syſtem ſeiner Vorgänger, der fremden Herrſchaft in Italien möglichſt entgegen zu arbeiten. Er bewirkte die Vertreibung der Franzoſen aus Italien, endigte den Zwieſpalt in der Kirche und nöthigte Ludwig XII. zu einer förmlichen Unterwerfung. Nachdem die äußere Ruhe ſchon im

erſten Jahre ſeiner Regierung geſichert war, wandte er ſeine ganze Sorgfalt auf Förderung der Literatur und der Wiſſenſchaften welche ſein Vorgänger vernachläſſigt hatte. Er ſtellte die Univerſität zu Rom in ihrem Glanze wieder her, ſtattete ſie mit Gütern und Freiheiten aus, und berief die ausgezeichnetſten Männer zu Lehrern. Das Studium der griechiſchen Sprache zu befördern, gründete er unter Janus Lascaris Leitung ein eignes Collegium zur Herausgabe griechiſcher Schriftſteller. Lascaris, den er von Venedig kommen ließ, und Marcus Muſurus brachten ihm eine Kolonie junger Sprachgelehrten, die zur Verbreitung des Geſchmackes an der klaſſiſchen Literatur beitrugen. Er lud die Beſitzer alter Handſchriften in allen Ländern ein, ſie ihm zur Bekanntmachung mitzutheilen; die Herausgabe der fünf erſten Bücher von Tacitus Annalen gehört zu den ſchönſten Ergebniſſen dieſer Einladung. Von des Papſtes Beiſpiel ermuntert, folgten mehrere Privatperſonen ſeinem Beiſpiele, Künſte und Wiſſenſchaften zu befördern, und unter ihnen zeichnete ſich beſonders der Kaufmann Chigi aus, der eine Kunſtſammlung anlegte, und unter ſeiner Aufſicht Pindar und Theokrit herausgeben ließ. Um ein etwaniges Bündniß zwiſchen Frankreich, Spanien und Öſterreich zu hindern, begünſtigte er die Ausſöhnung der Könige von England und Frankreich, und gab ſich den Schein, ſelbſt Ludwigs Plan auf Mailand zu befördern. Seine Abſicht, das Königreich Neapel einem Zweige ſeiner Familie, und einem andern die Herzogthümer Ferrara und Urbino zu verſchaffen, machte ihm die Freundſchaft dieſes Monarchen nothwendig, und veranlaßte ſelbſt ein geheimes Bündniß zwiſchen beiden. Als aber ein franzöſiſches Heer an ſeinen Grenzen erſchien, begnügte er ſich nicht damit, durch den Ankauf Modena's von dem Kaiſer Maximilian ſeine Macht zu verſtärken, ſondern er ſandte auch Bembo nach Venedig, um die Republik von dem franzöſiſchen Bündniſſe zu trennen; was jedoch nicht gelang. Dieſe argliſtige, ſtets wechſelnde Politik war übrigens damals allgemein, und kann dem Papſt zu keinem beſondern Vorwurf gereichen. Als nach Ludwigs XII. Tode Franz I. den Thron beſtiegen hatte, und ein Krieg vorauszuſehen war, trat Leo dem Bunde mit dem Kaiſer, dem König von Aragon, den Staaten von Florenz und Mailand und der Schweiz bei; nach der Schlacht von Marignano aber entſagte er demſelben, hatte (1515) in Bologna eine Zuſammenkunft mit Franz, und ſchloß mit ihm ein Concordat, das beiden Theilen vortheilhaft, der franzöſiſchen Nation aber höchſt mißfällig war. Um nach ſeines Bruders Giuliano Tode die Macht und den Glanz ſeines Hauſes in ſeinem Neffen Lorenzo zu vergrößern, benutzte er 1516 einen Vorwand, den Herzog von Urbino zu entſetzen, und belehnte Lorenzo mit dem Herzogthum. Ungern ſah Leo in demſelben Jahre die kriegführenden Mächte ſich verſöhnen, er ſuchte ſie vergebens daran zu verhindern. Indeß kehrte ſchon 1517 der vertriebene Herzog von Urbino zurück und ſetzte ſich durch Waffengeſtalt wieder in Beſitz ſeines Landes. Leo brachte aber ein mächtiges Heer gegen ihn zuſammen und nöthigte den Herzog zu einer Verzichtleiſtung auf ehrenvolle Bedingungen. In demſelben Jahre bedrohte eine Verſchwörung das Leben des Papſtes; ſie wurde aber glücklich entdeckt und harte Strafe traf die Theilnehmer. Trotz des ihm ertheiltern ſichern Geleits ward der Kardinal Petrucci, der für den Urheber galt, erdroſſelt; andere, deren Schuld wenig erwieſen war, wurden gefoltert, ihrer Würden entſetzt, verwieſen. Das Betragen des Papſtes bei dieſer Gelegenheit bewies weder Hochſinn noch Milde. Leos Prachtliebe hatte ſeine Finanzen erſchöpft; ſich Geld zu verſchaffen, beſonders auch zur Vollendung der Peterskirche, brand-

ſchatzte er die Chriſtenheit durch Ablaßbriefe. Dieſer Mißbrauch weckte Luther's Eifer und gab Anlaß zur Reformation. Anfangs ſchien Leo auf den Widerſpruch Luther's wenig zu achten, und als er endlich nicht mehr ſchweigen konnte, zeigte er ſich zu ſanften Maßregeln geneigt. Auf Maximilians Auffoderung aber verfuhr er mit mehr Nachdruck, lud Luthern vor nach Rom und willigte endlich ein, daß er ſich zu Augsburg vor dem Kardinal und Gaeta vertheidigen ſollte. Da aber hier nichts entſchieden worden, erließ er im Novbr. 1518 die bekannte Bulle, worin er die päpſtliche Machtvollkommenheit, Ablaß zu ertheilen, ſtandhaft behauptete, und die Verfechter entgegengeſetzter Lehren im Allgemeinen mit dem Kirchenbanne bedrohte, wogegen Luther an eine allgemeine Kirchenverſammlung appellirte. Während ſo ein offener Krieg in der Kirche ausgebrochen war, bemühte ſich Leo, gegen den türkiſchen Kaiſer Selim, der ſich Aegyptens bemächtigt hatte, alle chriſtlichen Monarchen zu einem allgemeinen Kreuzzug zu vereinigen; allein die gegenſeitige Eiferſucht derſelben vereitelte ſeine Bemühungen. Außer dieſen öffentlichen Sorgen traf ihn auch ein herber Schmerz in ſeiner Familie. Lorenzo, der ſich erſt vor Kurzem durch eine Vermählung mit dem franzöſiſchen Hofe verbunden hatte, ſtarb und hinterließ nur eine Tochter. In Folge dieſes Ereigniſſes vereinigte Leo Urbino mit den päpſtlichen Beſitzungen, der Kardinal Giulio dei Medici aber übernahm die Regierung von Florenz. Wiewol inzwiſchen die Reformation in Deutſchland fortſchritt (vergl. d. Art. Reformation), ſo genoß doch Italien der äußern Ruhe. Dieſer Zuſtand erlaubte Leo ſeinem Geſchmack an prachtvollen Schauſpielen zu folgen, den Künſten und Wiſſenſchaften Schutz und Unterſtützung angedeihen zu laſſen, und zugleich für die Vergrößerung der Macht ſeiner Familie thätig zu ſein. Dabei verlor er den Plan, die Macht Frankreichs, trotz ſeines Bündniſſes mit demſelben, in Italien zu brechen, nie aus den Augen. Zu dem Ende ſchloß er 1521 einen Bund mit dem Kaiſer zur Wiedereinſetzung der Familie Sforza in Mailand, und nahm ein anſehnliches Schweizerheer in Sold. Der Krieg begann glücklich. Parma und Piacenza wurden eingenommen und von dem Papſt dem Kirchenſtaat einverleibt; die Verbündeten zogen ohne Widerſtand in Mailand ein und beſetzten das Gebiet des Herzogs von Ferrara, gegen den, als einen Bundesgenoſſen Frankreichs, Leo den Bannſtrahl geſchleudert hatte. Er war in Rom beſchäftigt, die erfochtenen Siege zu feiern, als ihn mitten unter dieſen Erfolgen am 1. Decbr. 1521 der Tod ereilte. Auf eine Schilderung des Zeitalters Leos hier tiefer einzugehen, verſtattet uns der Raum nicht. Weitere Belehrung findet man in Roscoe's Leben und Pontificat Leos X., von Glaſer in's Deutſche (Leipzig 1806 — 8. 3 Bde.) und in's Italieniſche mit Anmerk. vom Grafen Boſſi (Mail. 12 Bde. 1818) überſetzt.

Leo (Leonardo), zuletzt Kapellmeiſter am Conſervatorio St. Onofrio und Privat-Componiſt bei der königlichen Kapelle zu Neapel, wurde 1694 (nach Piccini 1701) zu Neapel geboren. Man glaubt, daß er unter Scarlatti ſtudirt habe. Ihm, Pergoleſi und einigen andern Componiſten ſeiner Zeit gebührt der Ruhm, die neapolitaniſche Schule über ganz Europa verbreitet zu haben. Unter ſeinen Schülern zeichnen ſich insbeſondere Piccini, Sacchini, Pergoleſi, Traetta und Andre aus. Er übertraf alle ſeine Vorgänger und kann, da er alle Gattungen der Compoſition in einem gleich vollendeten Grade ausbildete, für einen der größten Meiſter gehalten werden, die Italien je hervorgebracht hat. Schwerlich hat es ein Componiſt in künſtlichen Begleitungen, durch welche phyſiſche Gegenſtände, z. B. das Rauſchen des Waſſers u. ſ. w. ausgedrückt

Digitized by Google

werden ſollen, ſo weit gebracht und, bei der Unmöglichkeit, ſolche Gegenſtände zu malen, ſo wenig gegen den eigentlichen Zweck der Muſik verſtoßen, als Leo. Alle Werke dieſes großen Componiſten gelten für Meiſterſtücke, die von den italieniſchen Tonkünſtlern mit Ehrfurcht ſtudirt werden. Ungeachtet Leo beſonders für das Leidenſchaftliche, Große und Erhabene geſchaffen war: ſo gelang ihm doch das Naive, Zarte und Scherzhafte nicht minder, wie dies ſeine komiſche Oper: Il Cioè (das heißt), beweiſt. Leo iſt übrigens der erſte Componiſt, der ſich in ſeinen komiſchen Opern der Form der Rondos bedient hat. Er ſtarb 1742. Seine vorzüglichſten Opern-Compoſitionen ſind: Sophonisba, 1718 (nach Burney ſeine erſte Oper); Artaserse: Ariadne e Teseo; Olimpiade (worin das Duett: Nei giorni tuoi felici, und die Arie: Non so donde viene, vorzüglich bewundert werden); Demofoonte; Cajo Gracco, 1720; Tamerlano, 1722; Timocrate, 1723; Catone in Utica, 1726; Argono, 1728; la clemenza di Tito, 1735; Siface, 1737; Ciro riconosciuto, 1739; Achille in Sciro, 1740; Vologeso, 1744; la Contessa dell' amore e della virtù. Zwei Oratorien: Santa Elena, und la Morte d'Abele. Unter ſeinen Kirchenſtükken ſind die vorzüglichſten ſein Ave Maria und eine Miserere. Letzteres zeichnet ſich insbeſondere durch ſeinen erhabenen, das Innerſte ergreifenden Styl, durch ſeine wunderbare harmoniſche und contrapunktiſche Arbeit, und durch Adel und Klarheit der Schreibart aus.

Leonardo da Vinci, ſ. Vinci.

Leonidas, König von Sparta, ein geprieſener Name in den Jahrbüchern des griechiſchen Heldenmuths, war des Königs Anaxandrides Sohn, und hatte im J. 491 vor Chr. den Thron beſtiegen. Als Xerxes, König von Perſien, mit einem ungeheuern Heer in Griechenland einfiel, waren von den größten Staaten Athen und Sparta die einzigen, die ſich zum Widerſtand entſchloſſen. Die Spartaner gaben den Oberbefehl ihrer Kriegsmacht dem Leonidas, der (im J. 480) mit 300 Mann nach Thermopylä zog. Die große Gefahr der Unternehmung erkennend, ſah er ſich als ein Opfer für die Rettung ſeines Vaterlandes an. So klein ſein Heer war, das ſich mit den nach und nach angekommenen Hülfsvölkern auf 7000 Mann belief, ſo wußte er es doch ſo geſchickt aufzuſtellen, daß die Perſer, als ſie bei dem Engpaſſe ankamen, alsbald die Schwierigkeit einſahen, ihn mit Gewalt zu nehmen. Xerxes machte daher einen Verſuch, Leonidas zu gewinnen, und trug ihm die Herrſchaft über ganz Griechenland an. Als dieſer Vorſchlag mit Verachtung zurückgewieſen worden, ſandte der hochmüthige Deſpot einen Herold mit der Auffoderung an die Griechen, ihre Waffen auszuliefern. „Er komme und hole ſie," war die Antwort des ſpartaniſchen Königs. Dreimal drangen die Perſer mit großer Macht gegen den Engpaß vor, aber dreimal wurden ſie mit großen Verluſt zurückgeſchlagen. Zur ſelben Zeit führte ein verrätheriſcher Grieche, Namens Epialtes, einen erleſenen Heerhaufen von 10,000 Perſern auf einem geheimen Wege über die Gebirge, welche, nachdem ſie die wenigen, ihnen entgegenſtehenden Phocenſer in die Flucht geſchlagen, im Rücken des Leonidas erſchienen. Der Held ſah, daß alles verloren ſei; da beſchloß er durch ein denkwürdiges Beiſpiel zu zeigen, was die Griechen zu thun vermöchten, wenn das Vaterland ſie dazu auffodre. Dazu kam noch wie man ſagt, ein Orakelſpruch, welcher verkündigt hatte, daß Sparta nur durch den Tod eines ſeiner Könige gerettet werden könne. Um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, entließ er den größern Theil ſeiner Truppen und behielt nur die 300 Spartaner, 700 Theſpier und 400

Thebaner bei ſich; letztere gewiſſermaßen als Geißeln für die Treue ihrer Landsleute, die Theſpier aber, weil ſie durch nichts zu bewegen waren, ihre ſpartaniſchen Bundesgenoſſen zu verlaſſen. Sobald Xerxes den glücklichen Übergang des von Epialtes geführten Heers vernommen hatte, warf er ſich mit ſeiner ganzen Macht auf den Eingang des Paſſes, wo Leonidas ihm entgegenſtand. Die Wirkungen des durch Verzweiflung erhöhten Muths waren fürchterlich; Leonidas fiel, von erſchlagenen Feinden umringt. Die Seinen vertheigten ſeinen Leichnam, bis ſie, von vorn und hinten angegriffen, ſämmtlich das Schlachtfeld deckten. Sie hatten ihr Leben theuer verkauft. Das Andenken ihres Heldenmuths und ihrer Vaterlandsliebe hat durch nichts verdunkelt werden können, und die Vertheidigung von Thermopylä gehört zu den ausgezeichnetſten Großthaten des Alterthums. Die Dankbarkeit der Griechen errichtete den Gefallenen ein glänzendes Denkmal, und verordnete die Feier jährlicher Kriegsſpiele über ihren Gräbern.

Leoniniſche Verſe heißen von einem Dichter des Mittelalters, Namens Leo, die zu jener Zeit nicht ungewöhnlichen Hexameter, in denen Mitte und Schluß mit einander reimen und in denen oft lange Gedichte abgefaßt wurden. Sie ſind als eine geſchmackloſe Ausartung zu betrachten.— Leoniniſcher Vertrag (Societas leonina, Löwengeſellſchaft; alſo benannt nach der äſopiſchen Fabel), iſt eine Geſellſchaft oder ein Vertrag, wo ein Theilhaber allen etwanigen Nachtheil allein trägt, und der andre allen Nutzen allein zieht. Eine ſolche Übereinkunft iſt als Societät nach den Rechten ungültig, da ſie vielmehr eine Schenkung iſt.

Leoniſche Gold- und Silberarbeiten. Das leoniſche oder unechte Gold iſt eine Miſchung aus dem reinſten cementirten Kupfer und dem reinſten Zink; das Silber aber wird aus Kupferſtangen verfertigt, die mit Blattſilber verſilbert ſind. Man macht dann leoniſchen Drath daraus und aus dieſem wieder Waaren, die den echten zwar ziemlich ähnlich ſind, an der Luft aber anlaufen und bald unanſehnlich werden. Dieſe Arbeiten ſind beſonders Spitzen, Borten, Treſſen u. ſ. w. Der Zettel iſt dabei von Zwirn, der Eintrag aber von cementirtem oder verſilbertem Kupferdrath genommen. In Deutſchland ſind Fabriken der Art hauptſächlich in Nürnberg, Wien, Berlin, Hamburg, Breslau, Freiberg an der Mulde u. ſ. w.

Leoniſten, Arme von Lyon, ſ. Waldenſer

Leontium (Leontia), eine berühmte Hetäre, iſt vorzüglich als Schülerin und Geliebte des Epikur bekannt geworden. Nach Einigen war ſie die rechtmäßige Gemahlin, nach Andern die Geliebte des Metrodorus. Sie ſoll ſich beſonders durch Geiſtestalente ausgezeichnet und ſogar eine Schrift voll Scharfſinn und Gelehrſamkeit in einem ſchönen attiſchen Styl, zur Vertheidigung der Lehre Epikur's gegen Theophraſt, verfertigt haben.

Leopold I., zweiter Sohn Kaiſer Ferdinands III. und der Maria Anna von Spanien, 1640 geboren, ward 1655 zum Könige von Ungarn, 1658 zum Könige von Böhmen und 1659 zum deutſchen Kaiſer erwählt. Bei ſeiner Thronbeſteigung mußte er verſprechen, Spanien keine Hülfe gegen Frankreich zu leiſten. Damals ward Deutſchland von den Türken bedroht; ſie hatten die kaiſerl. Truppen geſchlagen und Mähren verwüſtet, weil der Kaiſer den Fürſten von Siebenbürgen, Rakotzi, unterſtützte, welcher aufgehört hatte, der ottomaniſchen Pforte den jährlichen Tribut zu bezahlen. Montecuculi, Leopolds Feldherr, von einem Corps von 6000 Mann auserleſener franzöſiſcher Truppen, welche von Coligni und Feuillade angeführt wurden, unterſtützt, ſchlug

die Türken 1665 bei St. Gotthard; aber weit entfernt, einen ſo vollſtändigen Sieg gehörig zu benutzen, eilten die Sieger, mit den Beſiegten Friede zu machen, und Rakotzi blieb der Pforte zinsbar. Dabei hatten die kaiſerl. Miniſter ihre beſondern Abſichten. Oeſterreichs Finanzen waren ruinirt; Ungarn ſollte gänzlich unterworfen werden; es ward alſo ein Waffenſtillſtand auf zwanzig Jahre geſchloſſen. Nun beſchäftigten die Angelegenheiten Ungarns des Kaiſers ganze Aufmerkſamkeit: die Magnaten dieſes Landes wollten nicht allein ihre Freiheiten behaupten, ſondern ſtrebten danach, ſich von der öſterreichiſchen Oberherrſchaft ganz frei zu machen und einen König aus ihrer Nation zu erwählen. Dieſe Unternehmung koſtete Serin, Frangipani, Nadaſti und vielen andern Ungarn das Leben. Nun ſtellte ſich Tökeli (ſ. d. Art.) an die Spitze der Unzufriedenen und ward von den Türken für einen jährlichen Tribut von 40,000 Zechinen zum Könige von Ungarn erwählt. Tökely rief die Türken in das deutſche Reich; dieſe fielen mit einem Heere von 200,000 Mann über Oeſterreich her, eroberten die Inſel Schütt und belagerten Wien 1683. Eben, als ſich die Stadt ergeben wollte, eilte ihr Johann Sobieski zu Hülfe; die Türken wurden in ihren Verſchanzungen angegriffen und gänzlich geſchlagen. Ein ſpaniſches Schrecken hatte ſich des Großveziers Muſtapha bemächtigt: er floh und überließ ſein Lager dem Sieger. Nach dieſer Niederlage verloren die Türken eine Schlacht nach der andern und die Kaiſerlichen eroberten alle verlornen Städe wieder. Leopold ließ die ungariſchen Aufrührer, welche er für die Urſachen der Gefahren hielt, welche Deutſchland bedroht hatten, mit Strenge beſtrafen. Auf öffentlichem Markte ward ein Blutgerüſt errichtet, auf welchem man 1687 diejenigen Rebellen hinrichtete, deren Tod zur Begründung des Friedens nothwendig ſchien. Die wichtigſte Folge der fortdauernd ſtrengen Maßregeln war, daß Ungarn, welches bis dahin noch ein Wahlreich war, auf dem Reichstag zu Preßburg (1687) als erblich für den ganzen öſterreichiſchen Mannsſtamm erklärt, und der älteſte Prinz des Kaiſers, Joſeph, ohne vorgängige Wahl als König von Ungarn gekrönt wurde. Siebenbürgen unterwarf ſich dem öſterreichiſchen Hauſe ganz. Mit Frankreich führte Leopold drei Kriege, in welchen allen es ihm gelang, ſie für Reichskriege erklären zu laſſen. Der erſte begann 1672, in Verbindug mit Spanien und Brandenburg, um den von Frankreich und England angegriffenen Holländern beizuſtehen, war für den Kaiſer und das Reich nicht glücklich und endigte durch den Frieden zu Nymwegen (5. Febr. 1679). Der zweite Krieg wurde durch das mit Holland und Spanien 1686 zu Augsburg wider Frankreich geſchloſſene Bündniß veranlaßt; die Pfalz wurde in dieſem Kriege von den Franzoſen fürchterlich verwüſtet. Die deutſchen Waffen waren größtentheils glücklich, und Frankreich gab den Frieden zu Ryswick (30. Oct. 1697) alles, was es ſeit 1680 von Deutſchland losgeriſſen hatte, zurück, trat auch Breiſach, Freiburg, Kehl, Philippsburg und einige kleinere Feſtungen an Deutſchland ab. Der Herzog von Lothringen, ein naher Verwandter des Kaiſers, erhielt ſein Land, aus welchem Ludwig XIV. ſeine Familie (1670) vertrieben hatte, wieder. Den dritten Krieg unternahm Leopold (1702), um ſeinem zweiten Sohne Carl die Thronfolge in Spanien zu verſchaffen. Er ſtarb aber im Laufe dieſes Krieges (5. Mai 1705). Sein Tod bewirkte weder in Anſehung des Krieges, noch in der Verfaſſung Deutſchlands die geringſte Veränderung, da ſein älteſter Sohn Joſeph bereits 1690 als römiſcher König gekrönt worden war, und den Krieg mit größerer Thätigkeit fortſetzte. (Über die, mit dem Anfange des 18. Jahr. in Ungarn auf's neue ausgebroche-

nen großen Unruhen, ſ. man den Art. Rakozy). Leopold war als der jüngſte der vier Söhne Ferdinands III. zum geiſtlichen Stande beſtimmt, und dieſer Beſtimmung gemäß erzogen worden. Daher kam ſeine große Anhänglichkeit an die Geiſtlichen, eine gewiſſe Furchtſamkeit in ſeinem Benehmen und die Nachſicht gegen ſeine Miniſter, denen er die Geſchäfte ganz überließ. Alle Zweige der Staatsverwaltung kamen unter ihm in Verfall. Er beſaß viel Herzensgüte, aber ſchwache Geiſteskräfte, war grauſam aus Religionseifer gegen die Proteſtanten, bis zur Verſchwendung wohlthätig gegen dürftige Müßiggänger, und in ſeinem Privatleben bis zur Übertreibung einförmig. Der kaiſerlichen Würde verſchaffte er wieder Anſehn und Einfluß in Deutſchland. Er erhob während ſeiner Regierung dreizehn gräfliche Häuſer in den Reichsfürſtenſtand; er ertheilte, ungeachtet vieler Widerſprüche, dem Hauſe Braunſchweig-Hannover die neunte Kurwürde, und erkannte den Kurfürſten von Brandenburg, Friedrich, als König von Preußen an. Leopold liebte die Muſik mit wahrer Leidenſchaft und componirte ſelbſt. Nachdem er in ſeiner Todesſtunde ſchon ſein letztes Gebet verrichtet hatte, ließ er noch einmal ſeine Muſiker eintreten und verſchied unter dem Klange der Inſtrumente. Von ſeinen drei Gemahlinnen hatte er drei Söhne: Joſeph (1678 geb.), welcher ihm folgte; Leopold Joſeph (1782 geb.), der aber ſchon in einem Alter von zwei Jahren ſtarb; und Carl, Erzherzog von Oeſterreich (1685 geb.), der auch nachmals Kaiſer wurde.

Leopold II., einer der menſchenfreundlichſten, kenntnißreichſten und geliebteſten öſterreichiſchen Fürſten, geb. 1747, ward nach ſeines Vaters, des Kaiſers Franz, Tode (1765), Großherzog von Toscana. Während einer 25 jährigen Regierung ſchuf er dieſes Land um. Durch Beförderung des Ackerbaues, Belebung der Landwirthſchaft, Emporbringung der Gewerbe und des Handels, Verbeſſerung der Landſtraßen u. ſ. w. hob er den Wohlſtand ſeiner Unterthanen, ſo wie er durch Aufhebung der Inquiſition (1787), Anlegung der Beſſerungshäuſer, und ſein vortreffliches Criminalgeſetzbuch für die Sittlichkeit derſelben wirkte. Leopolds Staatswirthſchaft in Toscana war muſterhaft; er ſelbſt zeigte keinen Hang zum Luxus, war herablaſſend und menſchenfreundlich. Früher, als ſein Bruder Joſeph, aber behutſamer, als dieſer, unternahm er Reformen in Kirchenſachen, zum großen Mißfallen des römiſchen Hofes. Der Tod Joſephs, rief ihn auf den Kaiſerthron. Die mißliche Lage, in welcher er die öſterreichiſchen Erbſtaaten fand, iſt bekannt. Mitten unter den glänzendſten Huldigungs- und Krönungsfeierlichkeiten, ging er, in Folge der mit Preußen (27. Juli 1790) geſchloſſenen reichenbacher Convention, mit den Türken einen Waffenſtillſtand ein, auf welchen 1791 der Friede zu Sziſtowe folgte, worin Oeſterreich alle gemachten Eroberungen an die Türken zurückgab. Die empörten Niederländer, die Leopolds Vorſchläge nicht geachtet hatten, wurden noch vor Ende des Jahres durch die Waffen zum Gehorſam gebracht; doch bewilligte ihnen Leopold alle ihre alten Vorrechte und die Wiederherſtellung vieler von Joſeph aufgehobenen kirchlichen Einrichtungen. Er dämpfte die unruhigen Bewegungen in Ungarn, und ſtellte ein friedliches Verhältniß mit Preußen wieder her. Durch Verbeſſerung der Juſtiz, Polizei und der öffentlichen Erziehung, durch Niederſetzung einer Geſetzcommiſſion ſorgte er für ſeine Unterthanen. Der raſche Fortgang der Revolution in Frankreich beunruhigte auch ihn. Er ſchloß daher 1791 die bekannte pillnitzer Convention mit Preußen, in welcher erklärt wurde, daß die Lage des Königs von Frankreich als eine Sache betrachtet werden ſolle, die ein allgemeines Intereſſe für alle Souveräne von

Europa habe. Vieles, was Joſephs raſcher Geiſt zu frühzeitig zerſtört hatte, baute er wieder auf, um den Foderungen ſeiner Völker mit kluger Mäßigung nachzugeben und den Zeitgeiſt behutſam zu leiten. Aber eben da die Augen aller Menſchenfreunde auf ihn gerichtet waren, und die Leitung der Staatsangelegenheiten in der gefährlichſten Zeit, die vielleicht jemals war, von ihm erwartet wurde, erſcholl die Nachricht von ſeinem Tode (1. März 1792). Der große und allgemeine Eindruck, den dieſer Todesfall verurſachte, war die ſchönſte Lobrede auf den Kaiſer. Schon als Großherzog von Toscana hatte ſich Leopold als einen der edelſten Regenten gezeigt Wenn man lieſt, was er that, wie er über Regentenpflichten und Regentenweisheit ſprach und ſie ausübte, wie ſeine Aufmerkſamkeit ſich auf ſich ſelbſt und alle Theile der Staatsverwaltung erſtreckte: ſo ſcheint es, als läſe man einen Regentenſpiegel, worin ein weiſer Mann den Herrſchern in einer Geſchichte zeigen wolle, welche Pflichten ihnen obliegen und wie ſie dieſe erfüllen können.

Leopold I., Fürſt von Deſſau, ein berühmter preußiſcher Feldherr, der noch jetzt unter dem Namen des alten Deſſauers bei dem preuſſiſchen Heere in lebendigem Andenken iſt, wurde 1676 geboren und zeigte ſchon in ſeiner früheſten Jugend, in welcher man ihn dem Civilſtande zu widmen gedachte, den unwiderſtehlichſten Hang zum Militär. In ſeinem 12. Jahre gab ihm Kaiſer Leopold I. ein Regiment, und in ſeinem 16. erhielt er das Regiment ſeines Vaters, welcher preuſiſcher Generalfeldmarſchall und Gouverneur von Berlin war. Nachdem er zwei Jahre gereiſt war, machte er 1696 ſeinen erſten Feldzug am Rhein. Im ſpaniſchen Erbfolgekriege zeigte er ſich als einen überaus klugen, tapfern und beharrlichen General, und in der Schlacht bei Hochſtädt erwarben ſich die Preußen unter ſeiner Anführung den Ruhm, durch ihre Tapferkeit einen großen Antheil an dem erfochtnen Siege zu haben. Nicht minder tapfer focht er das Jahr darauf als Anführer der preußiſchen Kriegsvölker in Italien. Nachdem ihm ſpäterhin der Oberbefehl der Preußen in den Niederlanden übertragen worden war, ward er 1712 Generalfeldmarſchall und geheimer Kriegsrath. Bald darauf ſtarb der König, deſſen Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., ihm ſo zugethan war, daß er faſt ſtets um denſelben ſein mußte; auch war er durch ſeine Mutter (eine Schweſter der erſten Königin von Preußen) nahe mit dem preußiſchen Hauſe verwandt. Der König zog mit ihm wieder die Schweden zu Felde; allein Leopold war der eigentliche Heerführer, und erntete auch hier die Lorbeeren ein. Nach dem Tode ſeines königlichen Freundes ſchenkte ihm Friedrich II. ein gleiches Zutrauen. Er übertrug ihm, als er ſeinen erſten Feldzug gegen Schleſien unternahm, die Dekkung der brandenburgiſchen Lande wider einen befürchteten, jedoch nicht erfolgten Einfall von Hannover, und 1742 den Oberbefehl in Schleſien. Bei dem neuen Einfalle in Böhmen, 1744, ſtand Leopold mit einem Heere bei Magdeburg, welches er nachher nach Schleſien führte, wo er bei der Abweſenheit des Königs befehligte, das Jahr darauf das öſterreichiſche Corps, das in Schleſien einzubrechen drohte, zum ſchleunigen Rückzuge zwang, endlich von Magdeburg aus über Leipzig bis gegen Dresden vordrang, und am 5. Dec. den Sachſen die blutige Schlacht bei Keſſelsdorf lieferte, worauf Dresden in preußiſche Hände fiel, und der Krieg durch den dresdner Frieden beendigt wurde. Leopold begleitete dann den König nach Berlin, und ging einige Zeit darauf nach ſeiner Reſidenz zurück, wo er, ſo oft er nicht im Felde war, beſonders in Rückſicht auf Landesökonomie und Anlegung nützlicher Baue, für ſein Land Sorge trug. Hier ſtarb er 1747 am Schlagfluſſe. Er war zuletzt

königlich preußiſcher und zugleich Reichsgeneralfeldmarſchall, auch Gouverneur von Magdeburg. Mit ſeiner Gemahlin, Anna Föhſin, einer Apothekerstochter aus Deſſau, die 1701 in den Reichsfürſtenſtand erhoben worden war, hat er neun Kinder gezeugt, und in einer vollkommen glücklichen Ehe gelebt. Die Sitten dieſes Fürſten waren rauh, oft ſogar pöbelhaft; aber ſein Charakter war brav und herablaſſend, ſo wie er ſelbſt, beſonders bei dem Heere, außerordentlich beliebt.

Leopold (Georg Chriſtian Friedrich), Prinz von Sachſen-Koburg-Saalfeld, und Witwer von der Prinzeſſin Charlotte von Wales, iſt der zweite Bruder des regierenden Herzogs von Koburg, Ernſt, und den 16. Dec. 1790 geboren. Er empfing die ſorgfältigſte Erziehung, ward, als die Vermählung ſeiner Schweſter, Anna Feodorowna, mit dem Großfürſten Conſtantin das koburg'ſche Haus mit Rußland innig verband, als General im ruſſiſchen Heere angeſtellt, und befand ſich 1806 mit ſeinen Ältern in Saalfeld, als der unglückliche Krieg ſich über Norddeutſchland bis an die Grenzen Rußlands verbreitete. Als 1808 der regierende Herzog nach Rußland reiſte, nahm für dieſe Zwiſchenzeit Prinz Leopold an den Regierungsgeſchäften Theil; in demſelben Jahre begleitete er den Kaiſer von Rußland auf den Congreß nach Erfurt. Nur die äußerſten Drohungen Napoleons konnten ihn dahin bringen, 1810 ſeine Stelle im ruſſiſchen Heeere niederzulegen. Mit ſo größerm Eifer widmete er ſich von jetzt an den Angelegenheiten ſeines Hauſes, den Künſten und Wiſſenſchaften. Unter andern unterhandelte und ſchloß er 1811 zu München mit dem beſten Erfolge einen Grenzvertrag mit Baiern. Um ſich der Beobachtung der franzöſiſchen Regierung einigermaßen zu entziehen, begab er ſich 1812 nach Wien, Italien und der Schweiz. Inzwiſchen hatte ſich die Lage der Sachen plötzlich geändert. Während zu Anfange des J. 1813 der regierende Herzog zu ſeinem königlichen Freunde nach Berlin eilte, ſandte er ſeine Brüder Ferdinand und Leopold nach Wien und München. Letzterer ging von dort im Februar nach Polen zum Kaiſer Alexander, und erſtattete dort Bericht von dem Zuſtande des franzöſiſchen Heers und der Stimmung in Deutſchland. Er blieb jetzt bei dem ruſſiſchen Heere bis zur Einnahme von Paris, entwickelte während des Feldzugs bei unzähligen Gelegenheiten eben ſo viel Feldherrntalent, als perſönliche Tapferkeit, begleitete dann die Monarchen nach England, und begab ſich zu Anfang Septembers zum Congreß nach Wien. Von dort ging er, nach Napoleons Rückkehr, zur Rheinarmee, welche bald zum zweiten Male in Paris einzog. Hier hielten ihn Familienangelegenheiten einige Zeit zurück, worauf er ſich über Koburg nach Berlin verfügte. Dort meldete ihm eine Einladung des Prinzen Regenten von England die hohe Beſtimmung, zu der er berufen ſei. Seine Vermählung mit der Prinzeſſin von Wales ward den 2. Mai 1816 vollzogen. Aber nur zu bald zerſtörte der Tod dieſer Fürſtin die ſchönen Hoffnungen, welche die engliſche Nation mit Recht auf ihn gebaut hatte. Er lebt ſeitdem unvermählt mit einer engliſchen Penſion von 50,000 Pf. St. gewöhnlich in London, macht aber von Zeit zu Zeit Reiſen nach dem Continent.

Lepanto, See-Schlacht von, zwiſchen den Türken und Spaniern im October 1551 geſchlagen. Die Türken, welche im Golf von Lepanto vor Anker lagen und in Erfahrung brachten, daß ſich die Chriſten von Corfu der näherten, um ſie anzugreifen, verſtärkten ihre Flotte ſo viel, als nur thunlich war; ſie brachten ſie auf 250 Galeeren, 70 Fregatten und Brigantinen. Die chriſtliche Flotte beſtand dagegen aus 210 Galeeren, 23 Transportſchiffen und ſechs Geleaſſen mit ſchwererem

Geſchütz beſetzt; ſie war von Johann von Oeſterreich befehligt. Noch vereinigte ſich mit der Hauptflotte eine, von den Venetianern geſandte Hülfsflotille, und eine Zahl von päbſtlichen Galeeren. Die Zahl und die Mannſchaft der türkiſchen Schiffe überſtieg aber die der chriſtlichen immer bedeutend. Die beiden Flotten näherten ſich auf Schußweite und ſuchten dann gegenſeitig zum Entern zu gelangen. Man bediente ſich aller alten und der neuern Waffen und focht mit Bogen, Wurfſpießen, Enterhacken, aber auch mit Kanonen, Musketen, Piken und dem Schwerte. Don Johann von Oeſterreich, der Oberbefehlshaber, und Veniero, der Befehlshaber des venetianiſchen Geſchwaders, griffen ſelbſt den türkiſchen Admiral Ali an, und waren ſo glücklich, ſein Schiff zu erobern und ihn zum Gefangenen zu machen. Sie ſchlugen ihm ſogleich den Kopf ab und ſteckten dieſen auf die Spitze ſeiner eigenen Flagge. Der Sieg erklärte ſich für die Chriſten. Die Türken verloren an 150 Schiffe, mehr als 15000 von ihnen wurden getödtet und 5000 chriſtliche Sklaven in Freiheit geſetzt. Aber auch der Verluſt der Chriſten war bedeutend. Man ſchätzte die Zahl ihrer Getödteten und Verwundeten auf 5000.

Lernäiſche Schlange (Lernaea Hydra), eine ungeheure Schlange, vom Typhon und der Echidna erzeugt, hauſte in dem Sumpfe Lerna im Peloponnes, und verwüſtete die umliegende Gegend. Sie hatte nach Diodor hundert, nach Simonidas funfzig, nach Andern aber nur neun, oder ſieben Köpfe, von welchen der mittelſte unſterblich war. Herkules bekam vom Euryſtheus den Auftrag, ſie zu tödten. Er verband ſich zu dieſem Entzwecke mit dem Jolaus. Herkules verjagte ſie aus ihrem Lager mit ſeinen Pfeilen, ergriff ſie mit den Händen, und fing an, ihr die Köpfe abzuhauen. Aber zu ſeinem Erſtaunen kamen an der Stelle jedes abgeſchlagnen Kopfes zwei neue hervor. Außerdem ſchickte Juno der Hydra noch einen ungeheuern Krebs zu Hülfe, welcher den Herkules an den Füßen verwundete. Dieſen erſchlug er, und befahl darauf dem Jolaus, einen nahe gelegnen Wald in Brand zu ſtecken. Beide fuhren darauf jedesmal mit glühenden Bränden über die Stelle eines abgehaunen Kopfes hin, wodurch die Wunden ausgebrannt wurden, ſo daß kein neuer Kopf aufſprießen konnte. So ſchlug Herkules endlich alle Köpfe ab, bis auf den unſterblichen, welchen er in die Erde vergrub, und mit einem großen Felſenſtücke bedeckte. Nachdem dies geſchehen, tauchte er ſeine Pfeile in das giftige Blut des Ungeheuers, um damit unheilbare und tödtliche Wunden machen zu können. Nach andern Sagen ſoll ſich Herkules bei dieſem Kampfe eines goldnen, ſichelförmigen Schwerts bedient haben; auch ſoll die Hydra geflügelt geweſen ſein.

Leſage (Alain René), der berühmte Verfaſſer des Gil Blas von Santillana, wurde um das Jahr 1668 zu Sarznau, einer kleinen Stadt auf der Halbinſel Ruys, 4 Stunden von Vannes in Bretagne geboren, wo ſein Vater Notarius war. Da er ſeine Ältern früh verlor, und durch einen Onkel um ſein kleines Vermögen kam: ſo ward er in's Collegium der Jeſuiten zu Vannes gebracht, woſelbſt er ſich bald durch ſeinen Fleiß auszeichnete, von den Vätern der Geſellſchaft Jeſu, die ihn auf ihren Meierhöfen in der Bretagne anſtellten, aber ſo wenig gut behandelt wurde, daß er ſeine dortige Function verließ, und ſeitdem einen tiefen Widerwillen gegen die Gleisnerei derſelben empfand, und ſich ſpäter durch ſeine geiſtreichen Schriften an ihnen für das Unrecht rächte, das ſie ihm mochten erwieſen haben. 1692 kam er nach Paris, theils um ſeine Studien fortzuſetzen, theils ſich ein Unterkom-

men zu ſuchen. Das Glück begünſtigte ihn hier; er fand Zutritt in mehrern guten Häuſern, und eine reiche Dame, deren Herz er gewonnen hatte, unterſtützte ihn. Nach Auflöſung dieſer Verbindung ſchloß er eine neue mit der Tochter eines Bürgers von Paris, Namens Huyard, die er auch im September 1694, nach Erlangung der biſchöflichen Erlaubniß dazu, heirathete. Von jetzt an widmete ſich Leſage, der ſich anfänglich als Advocat beim Parlament hatte einregiſtriren laſſen, ganz der Literatur, und ſein erſtes Werk, wodurch er ſich bekannt machte, was jedoch nur eine ziemlich kühle Aufnahme fand, war eine Überſetzung der griechiſchen Briefe des Ariſtenät, die 1695 erſchienen. Dieſer nicht glänzende Erfolg ſchreckte ihn jedoch nicht ab, und er wieß ſogar ein ſehr vortheilhaftes Anerbieten zu einer Anſtellung zurück, welches ihm der Marſchall Villars machte. Durch einen Freund, den Abbe de Lyonne, der ihn vielfältig unterſtützte und eine Rente von 600 Livres ausſetzte, mit der ſpaniſchen Literatur vertraut werdend, fing Leſage nun an, mehrere Luſtſpiele von Lopez de Vega, Franceſco de Roxas u. A. zu bearbeiten, und 1704 bis 1706 erſchien ſeine Überſetzung von Cervante's Don Quixotte. Dieſe Arbeiten ſowol, wie der, von ihm ein Jahr darauf herausgegebne Diable boiteux (nach El Diablo Cojuelo, von Don Louis Velez de Guevara, ſ. d. Art.) gründeten ſeinen Ruf als Autor, der durch den, 1715 zum erſten Mal an's Licht tretenden Gil Blas von Santillana die allgemeinſte Ausbreitung erhielt. Auch auf der Bühne machten mehrere ſeiner Arbeiten Glück, wie z. B. vorzüglich „Crispin, rival de son maître," und „Turcaret," und der fleißige Schriftſteller, der nach und nach, außer einer anſehnlichen Menge noch andrer Romane und Theaterſtücken, auch eine nicht unintereſſante Sammlung von Anekdoten und geſchichtlichen Charakterzügen, auch eine Überſetzung von Bojardo's Orlando innamorato publicirte, ſah, in glücklichen häuslichen Verhältniſſen lebend, einem ruhigen Alter entgegen, das nur dadurch einigermaßen getrübt wurde, daß zwei ſeiner Söhne ſich, gegen ſeinen Willen, dem Theater widmeten. Doch glich ſich auch noch dieſes Mißverhältniß durch die Verwendung ſeines zweiten Sohnes, der ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet und ein Kanonikat zu Boulogne erhalten hatte, aus, und Leſage verzieh, hingeriſſen von der Künſtlerſchaft ſeines älteſten Sohnes, welcher ſich als Schauſpieler Montmenil nannte, den Beiden. Doch raubte ihm der Tod bald die Freude an dieſem Sohne, und dies Ereigniß wirkte ſo tief auf den Greis, daß er ſich mit ſeiner Gattin aus ſeinen gewohnten Kreiſen in der Hauptſtadt zurückzog, und nach Boulogne wandte, wo er in den Armen der Seinen, beinah 80 Jahre alt, den 17. November 1747 ſtarb. Bemerkung verdient noch, daß Leſage die letzte Zeit ſeines Lebens einen beſondern Einfluß des Sonnenlichts auf ſeinen Körper empfand. Sobald nämlich ſich dies Geſtirn dem Meridian näherte, fühlte er ſich wohl, kräftig und leicht; wenn aber der Tag ſich zu neigen begann, fiel er in einen Zuſtand von Schwäche und Abſpannung, der regelmäßig bis zum Wiederanbruch des neuen Tages dauerte.

Lesbos, jetzt Metelin oder Metalnie (von der ehemaligen Hauptſtadt Mitylene), eine griechiſche Inſel in dem nördlichen Winkel des ägeiſchen Meers (der Archipelagus), an der aſiatiſchen Küſte, der Sage nach von Lesbos, einem Sohne des Lapithas, und Enkel des Aeolus gegründet. Dieſer führte auf den Rath des Orakels eine Kolonie hierher, heirathete daſelbſt die Methymna, des Makareus Tochter, und erhielt mit ihr die Herrſchaft über die Hälfte der Inſel, welcher er, nachdem ſie vorher Iſa, dann von den Pelasgern Pelasgia geheißen hatte,

den Namen Lesbos gab. Sie hat einen Umfang von ungefähr 1100 Stadien, oder etwa 25 Meilen. An Bäumen trug die Inſel beſonders Buchen, Cypreſſen und Fichten; es ward ein gemeiner Marmor auf derſelben gebrochen, und die Ebenen hatten Überfluß an Getreide. Auch fand man warme Quellen, Achate und verſchiedne Edelſteine. Das vornehmſte und einträglichſte Erzeugniß war jedoch der Wein, der in vielen Ländern allen andern griechiſchen Weinen vorgezogen ward. Noch jetzt rechnet man das dortige Baumöl und die Feigen zu den beſten im Archipel. Es befanden ſich neun, meiſt blühende Städte daſelbſt, von denen die vornehmſten Mitylene, Pyrrha, Methymna, Arisba, Ereſſus und Antiſſa hießen. Noch in unſern Zeiten ſind auf der Inſel 120 Dörfer gezählt worden. Urſprünglich wurde ſie von Aeoliern bevölkert, welche aus einer unbedeutenden Monarchie eine mächtige Demokratie bildeten. Sie machten hierauf nicht bloß auf dem feſten Lande und dem ehemaligen Gebiete von Troja große Eroberungen, ſondern widerſtanden auch den Athenern. Dann wurde Lesbos von Samos und darauf von den Perſern beunruhigt, deren Oberherrſchaft ſie endlich anerkennen mußte. Nach der Schlacht bei Mykale ſchüttelte ſie das perſiſche Joch ab, und ward Athens Bundesgenoſſin. Während des peloponneſiſchen Krieges trennte ſie ſich mehr, als einmal von Athen, ward aber immer wieder zum Gehorſam zurückgebracht. Eine unbedeutende Veranlaſſung führte die nachtheiligſten Folgen für dieſe Inſel herbei. Ein vornehmer Bürger von Mitylene verbreitete, aus Erbitterung, daß mehrere reiche Einwohner ſeinen Söhnen ihre Töchter zur Ehe verſagt hatten, Zwietracht in der Stadt, beſchuldigte ſie laut und öffentlich, daß ſie ein Bündniß mit den Lacedämoniern ſchließen wollten, und erregte durch dieſe falſche Beſchuldigung eine ſolche Aufmerkſamkeit in Athen, daß dieſes eine Flotte gegen Lesbos abſegeln ließ. Die nächſten Städte, Methymna ausgenommen, bewaffneten ſich zum Schutze ihrer Hauptſtadt, wurden aber in kurzer Zeit bezwungen, Mitylenens Mauern geſchleift, ſeine Schiffe weggenommen, und tauſend der reichſten Einwohner getödtet. Nur das Gebiet von Methymna blieb verſchont. Die Inſel ſelbſt ward hierauf in dreitauſend Theile zerſtückelt, von denen dreihundert dem Dienſte der Götter geweiht, die übrigen aber unter athenienſiſche Bürger vertheilt, und von dieſen an die alten Eigenthümer verpachtet wurden. Nichts deſto weniger erholten ſich die Städte von Lesbos bald wieder. Übrigens waren die Lesbier wegen ihrer ausſchweifenden Sitten ſehr berüchtigt, ſo wie denn auch die ganze Inſel als der Sitz des Vergnügens und der Zügelloſigkeit betrachtet wurde. Zugleich aber ſtanden ſie in dem Rufe der feinſten Lebensart und der ausgezeichnetſten Geiſtesbildung. Auch hatten Poeſie und Muſik daſelbſt große Fortſchritte gemacht. Beſonders berühmt war die lesbiſche Schule der Muſik, deren Urſprung auf folgende Weiſe erzählt wird. Nachdem Orpheus von den Bacchantinnen zerriſſen, und Haupt und Leier deſſelben in den Fluß Hebrus geworfen worden, ward beides von den Wellen an das Ufer von Methymna getrieben. Während deſſen ließ Orpheus Mund rührende Klagetöne hören, und die Leier, vom Hauche des Windes bewegt, begleitete dieſelben. Die Methymnier begruben daher das Haupt, und hängten die Leier in Apollo's Tempel auf. Dafür ward ihnen, nach der Sage, von dieſem Gotte das Talent zur Muſik verliehen. In der That brachte Lesbos eine Reihe Tonkünſtler hervor, welche alle Muſiker Griechenlands übertrafen. Unter dieſen zeichneten ſich insbeſondre Arion von Methymna und Terpander von Antiſſa aus, ſo wie unter den lyriſchen Dichtern Alcäus und Sappho als die vornehm-

ſten genannt werden. Auch war der berühmte Pittakos, einer der ſogenannten ſieben Weiſen, und ſpäterhin die Philoſophen Theophraſt und Theophanes (der Buſenfreund des großen Pompejus), und die Geſchichtſchreiber Hellanicus, Myrtilus u. A. auf dieſer Inſel geboren. Sie ward oft von auswärtigen Gelehrten zum Aufenthalte erwählt, und Epikur und Ariſtoteles hielten daſelbſt ſogar Vorleſungen.

Leſche, ſ. Polygnotus.

Leſemethoden. Leſen iſt eine Kunſt, zu der man, weil ſie das Hauptmittel aller weitern Bildung iſt, nicht ſchnell genug kommen kann. Daher iſt man ſchon lange darauf bedacht geweſen, ſchnell und leicht zum Zwecke führende Leſemethoden zu erfinden. Bereits im 17. Jahrh. unterſchieden die Schulmänner in Portroyal bei Paris die Ausſprache und Benennung der Conſonanten, und von den berühmten Pädagogen des 18. Jahrh. hat keiner die Erleichterung des Leſenlernens aus der Acht gelaſſen. Das ärgerliche Buchſtabiren, das Baſedow durch gebackne Buchſtaben zu verſüßen ſuchte, wurde durch dieſe Bemühungen allmälig beſeitigt. An der, von dem Director Plato bei der Freiſchule in Leipzig eingeführten Leſemaſchine lernen die Kinder, mit oder ohne Buchſtabiren, auf eine unterhaltende Weiſe Worte zuſammen ausſprechen. Diele, mit Unrecht unter die Maſchinen gerechnete, einfache Vorrichtung beſteht aus einer ſchrägſtehenden, mit hervorragenden Leiſten, als Zeilen, verſehnen Tafel, welche, an der Wand befeſtigt, auf einem ſchmalen Kaſten ruht, der eben ſo viel Abtheilungen hat, als es große und kleine Buchſtaben gibt. Sie wird um ſo brauchbarer, je gewandter der Lehrer aus den im Kaſten aufbewahrten, einzeln auf Pappe geklebten Buchſtaben, die zur Zuſammenſetzung eines auszuſprechenden Wortes gehörigen, ohne Verzug zu finden, zwiſchen die Leiſten nach einander einzuſchieben und dadurch die Entſtehung des Wortes anſchaulich zu machen weiß. Auch laſſen ſich ſonſt noch manche nützliche orthographiſche und ſogenannte Verſtandesübungen dabei anſtellen. Dieſes äußere Hülfsmittel des Leſeunterrichts machte jedoch die zwiſchen 1801 und 1803 erfundnen neuen Leſemethoden nicht überflüſſig. Ungefähr gleichzeitig traten in dieſen Jahren der Profeſſor Olivier in Deſſau und der baierſche Schulrath Stephani mit ihren Leſemethoden auf, die in dem Grundſatze übereinſtimmten, daß die Leſekunſt auf der Kenntniß des jedem Buchſtaben eigenthümlichen Lautes beruhe, weshalb dieſer eigentlich zu lernen und dann erſt der gewöhnliche Name des Buchſtaben anzugeben ſei. Olivier hat das Eigne, daß er den Conſonanten, um ſo hörbar zu machen, ein kurzes e beifügen läßt; Stephani aber dringt darauf, daß jeder Buchſtabe ohne Zuſatz eines Hülfslautes mit dem ihm eigenthümlichen Laute in völliger Reinheit ausgeſprochen und z. B. bei b kein e; bei k kein a, bei v kein au, bei z kein et u. ſ. w. hörbar werde, daher ſeine Methode die Laut- oder Lautirmethode heißt. Sie iſt unſtreitig einfacher, als die olivier'ſche, und daher viel häufiger, als dieſe, in Volksſchulen eingeführt worden. Durch ſyſtematiſche Ordnung und Genauigkeit in der Aufeinanderfolge der Uebungen unterſcheidet ſich aber von beiden die, auf ähnlichen Grundſätzen beruhende Leſemethode des Schuldirectors Krug in Zittau. Krug, und der ihm nachfolgende Zeller, benennen die Buchſtaben nach den dabei thätigen Sprachwerkzeugen (z. B. b ſanfter Lippenſchluß, d Zahnlautzeichen, ſ. Ziſchlautzeichen, r Schnurrlaut, f Blaslaut ꝛc.) und halten ſtreng darüber, daß das Kind jeden Schritt beim Leſenlernen mit Bewußtſein deſſen, was es verrichtet, vorwärts thue und ſich mit dem Mechanismus dieſer Kunſt zugleich die Tugend der Stätigkeit, Ordnungsliebe und

Genauigkeit im Denken und Handeln durch den Geiſt der Methode aneigne. Ob ihr nun gleich ziemlich allgemein der Vorwurf einer allzu ängſtlichen Sorgfalt im Kleinen, und daher für Lehrer und Lernende beſchwerlichen und weitläufigen Ausführung gemacht wird: ſo hat doch die Erfahrung in öffentlichen Schulen gezeigt, daß die ſtephaniſche Methode zwar ſchneller, die krug'ſche aber deſto gewiſſer zum Ziele führt, und auch Schüler von geringen Anlagen zu einem durchaus richtigen, deutlichen und in der Betonung gefälligen Vortrage bringt. Mag man indeß auch in der Theorie einer Methode vor der andern den Vorzug geben wollen: ſo wird es doch bei der Anwendung hauptſächlich auf das Geſchick und den Sinn des Lehrers ankommen, und zur Einführung in eine beſtimmte Schule diejenige Methode allemal die angemeſſenſte ſein, deren der vorhandne Lehrer am meiſten mächtig iſt. E.

Leſſing (Gotthold Ephr.), geb. den 22. Jan 1729, zu Kamenz, wo ſein Vater Prediger war. Er war es, der zu einer Zeit, wo deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft in die entſchiedendſte Plattheit verſunken waren, mit gewaltiger Kraft und ſchneidender Schärfe des Geiſtes das Nichtige in ſeiner Nichtigkeit darſtellte, der Erſte unter den Deutſchen, der den umfaſſenden Geiſt der Forſchung und Kritik zeigte, welcher in Wiſſenſchaft und Kunſt die Eigenthümlichkeit unſers Volkes macht. Was gleichzeitig mit ihm Winckelmann und Kloppſtock leiſteten, beſchränkte ſich zu ſehr auf abgeſchloſſne Sphären, um ein neues Leben in der Literatur, mit der hiezu nöthigen Vielſeitigkeit, aufzuregen. Faſt in allen hat er ausgezeichnet gewirkt; allein, wie er ſich ſelbſt nie für einen Dichter gehalten hat, ſo ſind auch ſeine Trauer- und Luſtſpiele eigentlich nur Exempel, kalt und beſonnen, ohne eigentlich ſchöpferiſch Dichterwärme, zu Belegen ſeiner Anſichten über Theater und dramatiſche Kunſt ausgearbeitet. Seine Philoſophie iſt im Ganzen nur Bruchſtück geblieben. Die Ergebniſſe ſeiner Kunſtbetrachtungen und Unterſuchungen erſcheinen bei der Geiſtestiefe, womit in den neueſten Zeiten der Deutſche dieſes Feld allſeitig durchdrungen, oft unerheblich, unbegründet und zu ſehr mit den Mängeln der damaligen Kunſtphiloſophie behaftet, welche ſich weniger damit befaßte, ein Kunſtwerk zu verſtehen, d. i. es erſt in allen Beziehungen ſeines lebendigen Organismus durchdringend zu begreifen und in ſich aufzunehmen, und dann mit hiſtoriſchem Geiſte ihm in dem Geſammtgebiete der Literatur und Kunſt ſeinen Platz anzuweiſen; ſondern hauptſächlich darauf ausging, das Kunſtgefühl welches dem damaligen Zeitalter zu einer ſeltſamen Erſcheinung geworden war, ſich zu zerſetzen und zu enträthſeln. Jedoch trifft dieſe Bemerkung nicht alles, mehr nur dasjenige, was Leſſing früher über Kunſt und Poeſie ſchrieb. Inſofern hat er allerdings angefangen, den rechten Weg der Kritik zu bahnen; als er auf ſcharfe Sonderung der Arten und Klaſſen drang, und bei verſtändigſter Bewunderung der Alten auch der Verkündiger der frühern ausländiſchen Literaturen, der engliſchen, ſpaniſchen und italieniſchen ward, zugleich aber das hohle Geſpenſt des franzöſiſchen Geſchmacks in ſeine Nichtigkeit zurückzuwerfen ſtrebte, und einen umfaſſendern und kräftigern Geſchmack erweckte. Man muß über den großen Geiſt des Mannes erſtaunen, welcher bei zahlreichen poetiſchen Verſuchen, kritiſchen, philoſophiſchen und artiſtiſchen Unterſuchungen aller Art, auf die umfaſſendſten theologiſchen Streitigkeiten einging, und, indem er jenes Gemiſch von poſitiver und Vernunftreligion, welches man damals unter dem Namen der Aufklärung zu verkaufen anfing, in ſeiner Erbärmlichkeit darſtellte. Das eigendlich Bleibende und Große in Leſſing's Schriften, was aber nur durch

Selbſtſtudium erkannt werden mag, iſt der Styl, ſeine reine, leichte und doch kräftige Proſa, der reiche Witz, die unendlich rege Lebendigkeit des Geiſtes, womit er ſeine Unterſuchungen und Speculationen nicht eigentlich lehrt, ſondern gleichſam verdeckt mittheilt und auf dieſe Weiſe unwiderſtehlich zum Selbſtdenken reizt und auffodert. Wir wenden uns zu Leſſing's Biographie, aus welcher die Eigenthümlichkeit des ſeltenen Mannes nicht undeutlich hervorleuchtet; zugleich werden wir die wichtigſten Werke nennen, wie er ſie in chronologiſcher Folge geſchrieben hat; verweiſen jedoch zuvor noch auf das anziehende Werk: Leſſing's Gedanken und Meinungen, aus deſſen Schriften zuſammengeſtellt und erläutert von F. Schlegel, 3 Thle, Leipzig, 1804. Von letzterm iſt auch ein ſehr guter Aufſatz in dem erſten Theile der Charakteriſtiken und Kritiken. Mehr in Hinſicht der Thatumſtände und der äußern Verhältniße, unter welchen Leſſing lebte, iſt zu nennen: Gotthold Ephraim Leſſing's Leben, nebſt ſeinem, noch übrigen literariſchen Nachlaſſe von deſſen Bruder, K. G. Leſſing, 2 Theile, Berlin, 1793, und Leſſing's Biographie in dem Pantheon der Deutſchen. Wenn uns das mannigfach bewegte Leben der Künſtler und Gelehrten des Alterthums oder des Mittelalters unendlich anziehend iſt, weil wir darin eine Urſache ihres, auch in dem geiſtigen Gebiete lebendigen und kräftig geſunden Weſens zu entdecken glauben, ſo iſt es Leſſing's Leben aus dem entgegengeſetzten Geſichtspunkte. Man ſieht, wie dem wiſſenſchaftlichſten Geiſte die bloße Wiſſenſchaft nie genügen mag, wie ihm das Leben und deſſen mannichfaltige Abwechſelungen unentbehrlich ſind, und wie in einer Zeit, die Künſtler und Gelehrte, als etwas nicht in ſie Gehöriges, aus ſich hinaus in das Gebiet reiner Ideen treibt, jenes unbefriedigte Bedürfniß, werkthätig in die Ereigniſſe der Außenwelt einzugreifen, in die ganzen Lebensverhältniſſe des talentreichen Geiſtes eine ſchwankende, ſich nirgends gefallende Unruhe bringt. Nach dem erſten Unterrichte in der Religion, welchen ihm ſein Vater, ein Mann von dem ſtrengſten lutheriſch-chriſtlichen Glauben, gab, hatte er Privatunterricht bei einem gewiſſen Mylius, Bruder jenes ſeiner Freigeiſterei willen verſchrienen Mylius, mit welchem er ſpäter in Leipzig und Berlin, zu nicht geringerer Kränkung ſeiner Aeltern, in engere Verbindung trat. Ein Zufall ließ ihn in Kamenz Unterricht im Malen und Zeichnen bei einem Maler, finden. Als er hierauf in Königsbrück unter dem Rector Heinze die daſige Stadtſchule beſucht hatte, kam er 1741 auf die Fürſtenſchule zu Meißen, die er, nachdem er daſelbſt der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, ſo wie der Mathematik mit unbegrenztem Eifer und dem glücklichſten Erfolge obgelegen hatte, 1746 mit einer herkömmlichen Abſchiedsrede verließ, welche de mathematica barbarorum handelte. Er bezog die Univerſität Leipzia, und während er hier, außer Erneſti, keinen andern Lehrer einer beſondern Aufmerkſamkeit würdigte, fühlte er bald das Bedürfniß, ſich durch gymnaſtiſche Uebungen jene Leichtigkeit und Sicherheit des Weſens und Benehmens zu verſchaffen, welche dem Gelehrten ſo oft fehlt. Seine Bemühungen hierin ſollen nicht fruchtlos geweſen ſein. Keiner Facultätswiſſenſchaft zugethan, und ſich ſchon den mannichfaltigſten literariſchen Beſtrebungen hingebend, ſchloß er bald mit dem nachherigen Kreisſteuer-Einnehmer Weiße jene Freundſchaft, welche beide auf Lebenszeit verband. Disputirübungen, welche er unter Käſtner mit dem ſchon erwähnten Mylius, Zachariä, Heinrich und Joh. Adam Schlegel, hielt, dienten ihm zu einer wiſſenſchaftlichen Gymnaſtik. Hier machte er auch Bekanntſchaft mit der berühmten Neuberin, Vorſteherin einer

damals in Leipzig ſich aufhaltenden Schauſpielergeſellſchaft, und nahm zugleich Antheil an den Ermunterungen, einer hamburgiſchen Wochenſchrift. Mit Weiße gemeinſchaftlich überſetzte er den Hannibal von Marivaux, und brachte den bereits auf der Schule angefangnen jungen Gelehrten nunmehr vollendet auf die neuber'ſche Bühne. Bald beſtimmte ihn aber die Unzufriedenheit ſeiner ſtreng geſinnten Aeltern, welchen des Sohnes Abgeneigtheit gegen jedes Brodſtudium, ſein Umgang mit Schauſpielern, einer damals verrufnen Menſchenklaſſe, kurz ſein ganzes Thun und Treiben als höchſt ſtrafbar, ja ruchlos erſchien, auf einige Zeit in das väterliche Haus zurückzukehren. Aus dieſer Zeit ſind unter ſeinen Gedichten noch eine Menge ſogenannter anakreontiſcher Lieder in einem Aufenthalt verfertigt, wo an Wein und Liebe wenig zu denken war. Von hier kehrte er auf kurze Zeit nach Leipzig zurück; da aber die Neuber einige vorzügliche Mitglieder ihres Theaters, welches Leſſing den Aufenthalt in Leipzig beſonders angenehm und wünſchenswerth machte, verloren, auch Mylius ſich bereits früher nach Berlin begeben hatte, ging er ebenfalls bald dahin. Hier nahm er an einer Wochenſchrift des Letztern Antheil, und gab mit ihm die Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters, ſo wie eine Sammlung ſeiner Gedichte heraus. Aufſehn machte auch der Briefwechſel, in welchen er mit Voltaire gerieth, als ihm deſſen Sekretär, Richter Louvain, ein Exemplar von der Vie de Charles XII. aus Freundſchaft früher mitgetheilt hatte, als dies Werk öffentlich bekannt gemacht werden ſollte. Leſſing ging endlich, dem Wunſche ſeiner Aeltern zu genügen, nach Wittenberg, wo er mit ſeinem, bereits erwähnten Bruder, K. G. Leſſing, dem nachherigen Conrector in Chemnitz, in eifrigſter und fröhlichſter Gemeinſchaft ſtudirte, und die Magiſterwürde annahm. In dieſer Zeit überſetzte er das Werk des Spaniers Huarte von der Prüfung der Köpfe, ſchrieb eine Kritik der Meſſiade und faßte den Entſchluß, eine Ueberſetzung derſelben in lateiniſchen Hexametern zu fertigen, um zu beweiſen, daß die Sprache in derſelben keineswegs ſo ſchwer ſei, als man behaupten wollte. Hier fertigte er auch ſeine Verbeſſerungen und Zuſätze zu dem, 1750 und 1751 in 4 Quartbänden erſchienenen jöcher'ſchen Gelehrten-Lexikon. 1753 vertauſchte er Wittenberg wieder mit Berlin, und weil Mylius nicht länger daſelbſt bleiben wollte, übernahm er ſtatt ſeiner den gelehrten Artikel der voſſ'ſchen Zeitung. 1753 — 1754 erſchien der 2. und 3. Theil ſeiner kleinen Schriften, ſo wie auch das erſte und zweite Stück ſeiner theatraliſchen Bibliothek. 1755 machte er mit Nicolai und Moſes Mendelsſohn Bekanntſchaft, begab ſich jedoch einige Zeit nach Potsdam, um dort in ungeſtörter Einſamkeit ſein Trauerſpiel: Miß Sara Sampſon, auszuarbeiten. 1755 ging er abermals nach Leipzig, ward mit einem daſigen Kaufmanne, Winkler, bekannt, als deſſen Geſellſchafter er eine große Reiſe antrat, welche aber, da eben der ſiebenjährige Krieg ausbrach, nur bis Holland fortgeſetzt ward. Bei der Rückkehr verbitterte ihn ſeinen Aufenthalt in Leipzig eine Streitigkeit mit Winkler, welcher ſich der beim Antritt dieſer Reiſe übernommnen Verbindlichkeiten aus Geiz zu entziehen ſuchte, ſo daß Leſſing deren Erfüllung nicht anders, als nach einem Prozeſſe zu erlangen im Stande war. Er ward jedoch ſchadlos gehalten durch die Bekanntſchaft mit den berühmten Dichter Kleiſt, Major in preußiſchen Dienſten, welchen damals Dienſtverrichtungen in Leipzig feſthielten, und mit dem Freiherrn von Brawe. 1757 fing er mit Nicolai nnd Moſes Mendelsſohn an, die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften herauszugeben. Auch be-

gann er ſeine Virginia, welche ſpäter unter dem Namen: Emilia Galotti vollendet und bekannt wurde, unſtreitig unter ſämmtlichen dramatiſchen Stücken Leſſing's dasjenige, das am fleißigſten ausgearbeitet iſt, und, mit Ausnahme des Nathan, welcher in eine ganz andere Sphäre gehört, das geiſtreichſte. Als Kleiſt 1759 zum Heere abging, und Weiße den Vorſatz gefaßt hatte, nach Paris zu reiſen, ging Leſſing wieder nach Berlin, wo er mit Mendelsſohn und Nicolai die Literaturbriefe herausgab, und 1760 Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften wurde. Nicht lange darauf ward er Secretär bei dem General Tauenzien in Breslau. In Breslau entwarf er Minna von Barnhelm, ſein bekanntes militäriſches Luſtſpiel, dem bald zahlloſe militairiſche Dramen der Nachahmer folgten. Hier entſtand auch ſeine Schrift: Laokoon, oder über die Grenzen der Poeſie und Malerei; ſo wie er auch ſchon theologiſche Unterſuchungen anſtellte. 1765 verließ er Breslau, und wandte ſich wieder nach Berlin, um von neuem einzig den Wiſſenſchaften zu leben. Allein bisher an ein freieres, nicht immer ſizzendes Leben gewöhnt, wollte ihm dies anfänglich weniger behagen, ja im Mißmuth über ſeine Lage ſoll er einmal den Plan gehabt haben, ſich an die Spitze einer reiſenden Schauſpielergeſellſchaft zu ſtellen. Zu verwundern iſt es daher nicht, daß er 1767 ſich nach Hamburg begab, wohin ihn die daſigen Theaterunternehmer unter vortheilhaften Bedingungen einluden, obgleich ihn der Aufenthalt auch hier, wo er ſeine noch unübertroffene Dramaturgie ſchrieb, durch Uneinigkeit der Vorſteher und ſelbſtgefällige Ungelehrigkeit der Schauſpieler ſehr verleidet ward. Zu gleicher Zeit kam er mit Klotz, auf Veranlaſſung von deſſen Schrift: Über das Studium des Alterthums, und einer andern: über den Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittenen Steine und ihrer Abdrücke, in den berüchtigten Streit, welchen er mit der literariſchen Vernichtung Klotzens endigte. Im höchſten Mißmuthe über ſeine Lage beſchloß er endlich eine Reiſe nach Italien, und nur der vortheilhafte Ruf nach Wolfenbüttel als Bibliothekar, welchen ihm, auf Veranlaſſung des Profeſſor Ebert und des damaligen Erbprinzen von Braunſchweig, der daſige Hof zukommen ließ, ein Hof, der zu jener Zeit faſt der einzige in Deutſchland war, wo neben der franzöſiſchen Literatur auch Liebe und Beförderung für die deutſche gefunden wurde, verhinderte die Ausführung ſeines Vorſatzes. Er verließ Hamburg im April 1769, um es mit ſeinem neuen Beſtimmungsorte zu vertauſchen. Er würde dies ſchon früher gethan haben, hätte ſeine Verbindung mit Madame König ihn nicht ſo lange zurückgehalten. Auf der wolfenbüttler Bibliothek entdeckte er die Handſchrift des Erſubſtantiators Berengarius von Tours, worin dieſer das Werk des Transſubſtantiators Lanfrancus widerlegt. Hier gab er auch die wolfenbüttel'ſchen Fragmente eines Ungenannten, theologiſchen Inhalts, heraus, und ward dadurch in Streitigkeiten verwickelt, in denen er ſeinen regen Geiſt und ſeine Kunſt in der Polemik bewährte. Uebrigens leugnete er, daß er Verfaſſer der Fragmente ſei, und nach ſeinem Tode beſtätigte es ſich. Der Hamburger Reimarus war ihr Urheber. Unter einer Menge Arbeiten, die ihn in Wolfenbüttel beſchäftigten, zum Theil aber nicht über den Anfang hinauskamen, verdient auch ſein Aufſatz über das Alter der Oelmalerei genannt zu werden. Ausſichten, die man ihm in Wien eröffnete, beſtimmten ihn, 1775 eine Reiſe dahin zu machen, begleitete aber den Prinzen Leopold von Braunſchweig, der eben über Wien nach Italien reiſete, in dieſes Land der Kunſt, welches ſo lange das Ziel ſeiner

Wünſche geweſen war. Vor der Abreiſe von Wien hatte die Kaiſerin Maria Thereſia eine Unterredung mit ihm, und gab ihm ein eigenhändiges Empfehlungsſchreiben an den Grafen Firmian in Mailand mit. Den 25. April 1775 ging er nach Italien ab, und war in der Mitte des Decembers ſchon wieder mit dem Prinzen in München. Ehre und Gewinn, die ihm von dem mannheimer Hofe angetragen wurden, und ihn 1777 eine Reiſe dahin zu machen beſtimmten, blieben bei dem Mangel an freiſinnigen Ideen, welcher ihm bei mehrern einflußreichen Vornehmen im Wege ſtand, nur leere Verſprechungen. Auch Wolfenbüttel ſollte ihm noch unangenehme Stunden machen, indem es bei ſeinen theologiſchen Streitigkeiten, beſonders mit dem Hauptpaſtor Götz in Hamburg, endlich dahin kam, daß man ihn unter den ſchärfſten Cenſurzwang ſetzen wollte. Zu derſelben Zeit ſtarb ſeine Frau im Kindbette. Seiner theologiſchen Polemik ſetzte er mit dem Nathan die Krone auf. Kein Gebildeter iſt mit deſſen Inhalte unbekannt. Unter dieſen Arbeiten litt er an immer wachſender Kränklichkeit, welche ihm, bei den Verfolgungen und Neckereien, die er wegen ſeiner theologiſchen Streitigkeiten erfuhr, auch den jovialiſchen Gleichmuth raubte. Sein Uebel, welches ſich beſonders durch Engbrüſtigkeit äußerte, wurde immer heftiger und endigte am 15. Febr. 1781 ſein thätiges Leben. D. M.

Leſüeur (Euſtache), einer der größten Maler der Franzoſen, geb. zu Paris 1617, erhielt den erſten Unterricht in der Zeichenkunſt von ſeinem Vater, einem Bildhauer, und kam dann frühzeitig in die Schule des Simon Vouet, des eigentlichen Stifters der franzöſiſchen Malerſchule. Er zeichnete ſich bald durch mehrere Gemälde, die er im echt italieniſchen Styl componirt hatte, aus; allein ſein Ruhm wurde erſt ſpäter durch die Reihe von Gemälden, die er für die Karthäuſer in Paris verfertigte, ſein Hauptwerk, völlig gegründet. In 22 Bildern ſtellte er die Hauptſcenen aus dem Leben des heil. Bruno, des Stifters dieſes Ordens, dar, und endigte dieſe 1649 begonnene Arbeit binnen 3 Jahren. Noch während dieſer Beſchäftigung (1650) malte er für die Goldſchmiedegilde die Predigt des Apoſtels Paulus zu Epheſus, ein Gemälde, welches der Kirche Notre-Dame zum Geſchenk gemacht, und ſpäterhin alle Jahre am erſten Mai daſelbſt öffentlich aufgeſtellt wurde; 1651 zwei Vorſtellungen aus dem Leben des heil. Martin und andere Bilder. Unter ſeine vorzüglichſten ſpätern Arbeiten gehören verſchiedene mythologiſche Vorſtellungen, im Hotel Lambert. Sie enthalten Scenen aus dem Leben des Amor, und die Muſen nebſt Apollo. Bald nach Vollendung dieſer Arbeit raffte ihn der Tod im 38. Jahre ſeines Alters hinweg. Zu große Liebe für die Kunſt, zu anhaltendes Studium und zu angeſtrengter Fleiß hatten die Lebenskraft des jungen Künſtlers frühzeitig aufgezehrt, und waren die Urſachen ſeines Todes. Seine Landsleute nennen ihn den franzöſiſchen Raphael; und wenigſtens iſt nicht zu leugnen, daß er ein Maler von ausgezeichnetem Talent und von großen Verdienſten war. Seine Ideen ſind edel und erhaben, ſeine Compoſition iſt einfach, überlegt und wohlgeordnet; die Zeichnung iſt richtig, in gutem Geſchmack, und beweiſet ſein fleißiges Studium der Antike und der größten italieniſchen Meiſter, beſonders des Raphael; ſeine Gewänder ſind künſtlich, in großem Styl und wahr behandelt. Der Ausdruck ſeiner Figuren iſt voller Lebhaftigkeit und Charakter, ihre Stellungen ſind mannichfaltig, und nichts Manierirtes daran zu bemerken. Er arbeitete mit ungemeiner Fertigkeit und Freiheit des Pinſels, ſeine Farbengebung iſt lieblich und einfach, nur

fehlt dem Colorit hinlängliche Wahrheit und Kraft, daher ſeinen Bildern eine gewiſſe Einförmigkeit, hie und da auch wol zu große Zierlichkeit zur Laſt gelegt werden kann. Daß Leſüeur die hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, welche man in ſeinen Werken findet, iſt um ſo bewundernswürdiger, als er nie ſein Vaterland, ja kaum Paris verlaſſen, ſich alſo nur nach den wenigen, daſelbſt vorhandenen Vorbildern der Antike und der italieniſchen Schule gebildet hat. Raphael hat er vornehmlich nach den Kupferſtichen des Marc Anton ſtudiert. Leſüeur iſt wegen ſeiner Bildung als der eigentliche Vertreter der franzöſiſchen Schule zu betrachten; denn Pouſſin, der noch über ihm ſteht, gehört doch mehr den Italienern als den Franzoſen an. Er war ein Mann von ſanftem, aufrichtigem Charakter, und wurde auch deshalb von Jedermann geachtet, ungeachtet die Eiferſucht ſeines Nebenbuhlers Lebrün, der in der Kunſt den Ton angab und den Geſchmack tyranniſirte, ſeinen Ruhm bei Lebzeiten nie ganz empor kommen ließ.

Leſüeur (Jean Baptiſte) ein berühmter Componiſt Frankreichs und ein Nachkomme des (ſ. d. vor. Art.) großen Malers gleiches Namens, wurde 1763 zu Paris geboren. Er kam ſehr jung in die Muſikſchule der Kathedrale zu Amiens und als er ſeine muſikaliſchen Studien in dieſer Stadt vollendet hatte, ward er erſt bei den Kathedralen zu Saez, und Dijon und 1784 auf Gretry's, Goſſec's und Philidor's Verwendung in Paris an der Kirche der Innocents als Muſikdirector angeſtellt. Hier gewann er bald Sachini's Freundſchaft, und dieſer große Tonſetzer unterſtützte ihn vielfach bei ſeinen erſten Compoſitionen mit ſeinem belehrenden Rath. 1786 erhielt Leſüeur von mehreren Concurrenten die Metropole von Paris und hier erwarb er ſich ſowol durch ſeine großartigen und geiſtreichen Tondichtungen, als durch die Trefflichkeit, wie er ſein Orcheſter leitete, die allgemeinſte Anerkennung. Bald zog ihn aber ſowol Neigung, als Sachini's Rath, zu einer andern Bahn hin, und er fing an, für das Theater zu arbeiten. Das erſte Werk, welches er in dieſer Hinſicht aufſtellte, war die Oper Telemach, welche er jedoch beim großen Operntheater nicht anbringen konnte, und deswegen ſich genöthiget ſah, ſie dem Theater Feydeau zu übergeben, wo ſie mit dem größten Erfolge gegeben wurde. 1788 legte Leſüeur, entſchloſſen, ſich ganz der theatraliſchen Muſik zu widmen, ſeine Stelle an Notre Dame nieder, und lebte bis 1792 bei einem Freunde und Gönner, dem Herrn Bochard de Champagny, in deſſen Hauſe er ſo anhaltend arbeitete, daß ſein, für ſeine Geſundheit beſorgter Wirth, um ihn von nächtlichen Arbeiten abzuhalten, ihm nicht mehr Licht zukommen ließ, als höchſtens nöthig war, die halbe Nacht aufzubleiben. Leſüeur beſchäftigte ſich eben damals mit Componirung ſeiner Oper: la Caverne; da ihm nun einſtmals das Licht ausging, und er dennoch ſich nicht unterbrechen laſſen wollte, ſo legte er ſich platt auf die Erde hin, und ſchrieb am Kamin beim matten Schimmer einiger aufgefundener Holzſcheite ſo lange fort, daß ihn am andern Morgen Herr Champagny noch in dieſer unbequemen Stellung fand. Nach vielen Hinderniſſen, die ihm der Schlendrian und üble Wille der Bühnenmenſchen in den Weg legten, gelang es ihm endlich 1793, ſeine neue Oper (la Caverne) in die Scene zu bringen, die dann durch die Neuheit, Tiefe und geniale Bezeichnung der darin auftretenden Charaktere, beſonders aber durch ihre zwar ungemein ſchweren, aber im größten Styl verfaßten Chöre, den glänzendſten Beifall erhielt und von Kennern und Nichtkennern geſchätzt wurde. Später componirte er noch Paul und Virginie, den Tod Adam's und die Barden. Das letzte Werk, ſein vollendetſtes, in welchem der

Componiſt den Geiſt Oſſian's beſchworen zu haben ſcheint, erwarb ihm die Zuneigung des Kaiſer Napoleon in einem ſolchen Grade, daß ihn derſelbe zum Nachfolger von Paiſiello am Conſervatorium ernannte, ihm den Orden der Ehrenlegion verlieh, und eine goldene Doſe mit der Inſchrift: Der Kaiſer der Franzoſen dem Componiſten der Barden, ſchenkte. Mit Cherubini, Mehul, Langlé und Rigal arbeitete Leſueur an dem von Catel 1816 herausgekommenen Werk: sur les Principes élémentaires de musique; außerdem hat man noch von ihm einen Essai sur la musique sacrée (1787 in 8.) und Lettres et réponse à Gaillard, sur l'opéra de la mort d'Adam, et sur plusieurs points d'utilité relatifs aux arts et aux lettres (1801 in 8.)

Lethargie iſt ein tiefer und langer Schlaf, der übrigens von keiner ſpeciellen Verletzung der Lebensorgane begleitet wird. Alle Symptome der Lethargie haben einen Urſtoff im Gehirn. Iſt dieſes bei Menſchen oder Thieren bloß und erfährt irgend einen Druck, ſo entſteht Reiz zum Schlafe. Es iſt wahrſcheinlich, daß bei ſolchen Schlafſüchtigen einige Theile des Gehirns an einer Geſchwulſt leiden. Iſt der Puls des Schlafſüchtigen ruhig, ſo pflegen die Aerzte augenblicklich während der Schlafperiode nichts zu verordnen, als etwa kalte Bähungen. Iſt er unruhig, ſo pflegen ſolche heftige Reizmittel ſofort anzuwenden.

Lethe, ein Fluß in der Unterwelt, deſſen Waſſer die Kraft hatte, daß die Seelen der Verſtorbenen, welche daraus tranken, alles auf der Erde erlittene Ungemach vergaßen. Eigentlich mußten nur diejenigen daraus trinken, welche wieder auf die Oberwelt zu neuen Körpern zurückkehren ſollten, um zugleich die im Eliſium genoſſenen Freuden zu vergeſſen.

Letten ſ. **Liefland**.

Lettern, (verſch. Arten derſ.), ſ. **Schriften**.

Leucas, Leukadiſcher Fels. Leukas war die Hauptſtadt der Inſel Leukadia (jetzt St. Maura) an der Küſte von Griechenland. In ihrer Nähe befand ſich ein hoher Fels mit einem Apollotempel, der durch das jährlich daſelbſt gefeierte Feſt und den ſ. g. leukadiſchen Sprung berühmt worden iſt. Als Sühnopfer, gleichſam belaſtet mit allen Sünden des Volks, wurde ein Verbrecher an jenem Feſte von dem Felſen hinab in's Meer geſtürzt. Da man ihn indeß mit einem Federkleide anthat und ſelbſt lebendige Vögel an ihn befeſtigte, ſo kam der ſelbſt halb zum Vogel umgewandelte Menſch gewöhnlich ohne bedeutenden Schaden halbſchwebend in die Tiefe, wo er ſofort aufgefiſcht und erquickt wurde. Doch mußte er für immer das Land meiden. Gefährlicher, und nicht minder merkwürdig, war der Sprung, den Manche von dieſen Felſen freiwillig thaten, um ſich von den Qualen einer unglücklichen Liebe zu befreien, denn dieſe wunderbare Wirkung ſchrieb man dem gewagten Sprunge zu. Man erzählt, daß Einige ihn mehr als einmal gemacht; oft aber fanden die Unglücklichen auch den Tod in den Wellen. Unter letztern werden zwei merkwürdige Frauen genannt, Artemiſia, Königin von Carien, und Sappho.

Leuchtkugeln ſind Feuerkugeln, deren Schein eine beträchtliche Weite umher erhellet. Man wirft ſie des Nachts aus Haubitzen, oder aus Mörſern, auf Gegenſtände, die man erkennen will. Leuchtkugeln heißen auch, bei Luſtfeuerwerken, die kleinen, runden Maſſen, welche in die Höhe ſteigen und eine Zeitlang mit ſehr hellem, weißem Lichte leuchten. —

Leuchtthurm, ſ. **Pharus**.

Leucippus, ein Philoſoph der eleatiſchen Schule und Lehrer des Demokrit. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt wenig bekannt. Nach Einigen war er aus Abdera, nach Andern aus Elea, wieder nach Andern von der Inſel Melos gebürtig, und lebte 500 vor Chr. Geb. Sein Lehrer war Zeno der Eleatiker. Um den Streit der Vernunft mit der gemeinen Sinnenerfahrung, die Subſtanz der Dinge und die Bewegung derſelben betreffend, welcher damals die Philoſophen beſchäftigte, zu vermitteln, ward er Erfinder des ſogenannten Atomen-Syſtems, welches er dem Syſteme der Eleaten entgegenſetzte. Die ältern Eleatiker leugneten die Wirklichkeit der Bewegung und die Vielfachheit der Dinge, indem ſie alles Vorhandene auf eine einzige ewige und unveränderliche Subſtanz zurückführten. Da dies nun der gemeinen Sinnenerfahrung zuwider war, ſo ſuchte er ſich gewiſſermaßen zu helfen. Er nahm einen leeren Raum an, weil wegen der Undurchdringlichkeit der Körper nicht mehr als ein einziger Körper in einem und ebendenſelben Raume vorhanden ſein, folglich, wenn der Raum nicht leer wäre, keine Körper irgendwo ſein können; ferner, weil jeder Körper in einen kleinern Raum zurückgedrängt werden könne, welches nicht möglich ſein würde, wenn er nicht vorher etwas Leeres enthielte; weil die Erfahrung unwiderſprechlich lehre, daß die Körper ſich bewegten, wüchſen, abnähmen, welches Alles doch ohne Raum unmöglich ſein würde. Bei der Vorſtellung des Raums iſt an keine Grenze zu denken, alſo erklärte ihn Leucipp für unendlich, wodurch denn auch die Unendlichkeit des ſubſtantiellen Univerſums gegeben war; eben ſo erklärte er auch den Raum für ewig, weil ſeine Atomen ewig wären. In dieſem Raume befinden ſich, nach ſeiner Anſicht, eine zahlloſe Menge ſo kleiner Körperchen, daß ſie ſinnlich nicht wahrgenommen werden können. Sie ſind an und für ſich untheilbar, daher der Name Atomen. Denn wollte man ihnen eine unendliche Theilbarkeit beilegen, ſo würden ſie zuletzt in Nichts verſchwinden. Dieſe Atomen nun bewegen ſich von Ewigkeit in dem unendlichen, leeren Raume, und bilden durch ihre Vereinigung und Trennung das Entſtehen und Vergehen der Dinge. Da die Einheit nie Mehrheit, und die Mehrheit nie Einheit werden kann: ſo können auch die Atomen bei ihrer Vereinigung keine wahren Einheiten bilden, ſondern bloße Anhäufungen, ſo daß ihr gegenſeitiges Wirken und Leiden nur auf Berührung hinausläuft. Ihrem Weſen nach ſind alle Atomen einander völlig gleich, aber von unendlicher Mannichfaltigkeit der Formen und Geſtalten, wodurch ſich die Mannichfaltigkeit der durch ſie gebildeten Körper erklärt. Außer durch die Mannichfaltigkeit der Figuren, unterſcheiden ſich auch die Atome noch durch ihre örtliche Lage und die Ordnung, in welcher ſie zuſammengeſetzt ſind. Lage und Ordnung ſind aber nur die Grundeigenſchaften der Atomen; durch ihre Verbindung und Trennung entſtehen Eigenſchaften von der zweiten Ordnung (qualitates secundariae), z. B. das Harte, das Weiche, die Farbe, der Ton, der Geruch u. ſ. w. So viel man übrigens aus den wenigen, auf uns gekommenen Nachrichten hat abnehmen können, dachte ſich Leucipp die Entſtehung der Welt durch die Bewegung der Atomen folgendermaßen. Aus der unendlichen Menge der Atomen riſſen ſich einige los, fielen auf und durcheinander, und verurſachten dadurch eine wirbelnde Bewegung, mittelſt welcher ſich eben ſo das Gleiche zum Gleichen geſellte, als ſich das Entgegengeſetzte trennte. Bei der nothwendig ungleichen Geſchwindigkeit der Bewegung der Körper werden die kleineren nach außen getrieben, welche dann gleichſam eine Haut oder ein Gewebe um einen Kern bilden. Die größeren, in dieſer Haut befindlichen Körper ſenken ſich niederwärts und verdünnen

durch ihr gegenſeitiges Reiben die umſchließende Haut. Die niederwärts geſenkten Körper machen die Erde aus; die Haut ſelbſt entzündet ſich zuletzt, und durch dieſe Entzündungen entſtehen die Sterne. Wie Leucipp die einzelnen Elemente ſich formen ließ, wiſſen wir nicht recht. Dem Feuer gab er eine runde Geſtalt; die übrigen Elemente: Waſſer, Luft und Erde, ließ er bloß durch Größe und Kleinheit ſich unterſcheiden. Das Feuer, als das feinſte, leichteſte und flüchtigſte, machte er zur Weltſeele, zur Grundlage des Lebens, Empfindens und Denkens. Doch waren dieſe letzten Modificationen, nach Leucipp, nicht immer in der Natur der Atomen, ſondern bloß in der Art ihrer Zuſammenſetzung begründet. Das Seelenweſen (aus Feueratomen beſtehend) iſt durch den ganzen Körper verbreitet; Menſchen und Thiere athmen es mit der Luft ein, daher auch mit dem Ende des Athemholens das Leben aufhört. Die Weltſeele iſt eben ſo, wie alles Übrige bloß ein Werk des blinden Zufalls. Denn eine verſtändige Schöpfung nach Zwecken ſcheint von Leucipp nicht anerkannt worden zu ſein; auch iſt in ſeinem Syſteme nie die Rede von Göttern.

Leucothea, ſ. Ino.

Leukadia (jetzt Santa Maura, zu der joniſchen Republik gehörig), eine Inſel im joniſchen Meer, an der Weſtküſte von Griechenland. Die ſüdliche Spitze dieſer Inſel, auf welcher ein Apollotempel ſtand, war berühmt bei den Griechen unter den Namen des leukadiſchen Felſens: ein Sprung von dieſer ſteilen Höhe herab in's Meer, ſollte, der Volksſage nach, das ſicherſte Heilmittel einer unglücklichen Liebe ſein — wer kein geübter Schwimmer war, ertrank, und bedurfte dann der Heilung nicht mehr. Die göttliche Venus ſelbſt hatte, auf Apollo's Rath, nach Adonis Tode, den Sprung gewagt, und das Mittel ſehr wirkſam gefunden. Auch Sappho, die Dichterin, von dem geliebten Phaon verſchmäht, ſtürzte ſich hinab und ward geheilt, denn ſie fand den Tod in den Wellen.

Leukoſyrer, ſ. Kappadocien.

Leuktra, ein Dorf in Böotien (dem jetzigen Livadien), berühmt wegen der großen Schlacht 371 v. Chr. Geb., welche der Thebaner Epaminondas gegen den ſpartaniſchen König Kleombrotus daſelbſt gewann, und dadurch dem großen Einfluſſe, welchen Sparta mehrere Jahrhunderte hindurch über ganz Griechenland ausgeübt hatte, ein Ende machte.

Leuwenhöck (Anton), ein berühmter holländiſcher Phyſiker, wurde 1632 in Delft geboren und ſtarb den 26. Auguſt 1723. Die von ihm verfertigten Mikraſkope und Brillengläſer erwarben ihm bald einen großen Ruf, und dieſer vermehrte ſich noch durch ſeine zu jener Zeit ungemein imponirenden Kenntniſſe ſowol in der Anatomie, als Phyſiologie. Seine, zum Theil gründlichen, zum Theil aber auf falſchen Anſichten beruhenden Unterſuchungen ſowol über die Circulation des Blutes, wie über die Zuſammenſetzung deſſelben, über die Conſtruction des Gehirnes, der Nerven, der Art der thieriſchen Befruchtung u. ſ. w. machten ſeiner Zeit großes Aufſehen, und wurden der Gegenſtand vielfacher gelehrter Streitigkeiten, dienten aber nur theilweiſe der Wiſſenſchaft zum wahren Nutzen, da Leuwenhöck, bei allem Fleiß doch oft durch vorgefaßte Meinungen ſich zu falſchen Schlußfolgen verleiten ließ. An Peter I. von Rußland fand Leuwenhöck einen großen Bewunderer, und dieſer Monarch überhäufte bei ſeiner Durchreiſe durch Delft den berühmten Mann mit Zuvorkommenheiten. In den Memoiren der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu London ſind die Briefe und Abhandlungen abgedruckt, welche Leuwenhöck zu verſchiedenen Zeiten ſowol an dieſe Akademie, als

an einzelne Gelehrte ſendete, und eine lateiniſche Überſetzung ſeiner urſprünglich in holländiſcher Sprache geſchriebenen Werke kam zwiſchen 1695 und 1719 in 4 Quartbänden zu Delft unter dem Titel: Arcana naturae detecta heraus, und wurde dann 1722 in Leyden neu aufgelegt. In der Hauptkirche zu Delft befindet ſich ein prachtvolles Denkmal, welches Leuwenhöck zu Ehren daſelbſt errichtet worden iſt.

Levaillant (Franz) der bekannte, wenn auch eben nicht durch ſeine Wahrhaftigkeit berühmte Reiſende, iſt in Paramaribo, der holländiſchen Kolonie in Guiana (Surinam) geboren. Von der früheſten Kindheit an zeigte er einen faſt leidenſchaftlichen Hang zum Studium der Naturgeſchichte, insbeſondere der Ornithologie. In Europa angekommen wuchs noch ſein Eifer, der nur durch große Reiſen in die entfernteſten und unbekannteſten Länder ſchien geſtillt werden zu können. Er fand in Amſterdam insbeſondere an dem bekannten großen Ornithologen Temmink einen Gönner, der ihn in ſeinen Planen und Entwürfen auf das Kräftigſte unterſtützte, und ſich von ihm eine große Bereicherung ſeiner bedeutenden naturhiſtoriſchen, vorzüglich ornithologiſchen Sammlungen verſprach; eine Hoffnung, worin Levaillant Temmink auch nicht getäuſcht hat. Levaillant wendete ſich zuerſt nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, mit der Abſicht, von da in's Innere von Afrika zu dringen, wo er mit Recht eine reichliche Ernte zu machen hoffte. Seine auf dieſer Reiſe angelegten Sammlungen gingen aber ſämmtlich verloren. Das Schiff, auf welchem ſie nach Holland verladen waren, wurde von den Engländern angegriffen und in Folge des Gefechts in Brand geſteckt, wodurch die ganze Ladung von den Flammen verzehrt wurde. Durch Herrn Temmink's Unterſtützung wurde es Levaillant aber möglich gemacht, eine zweite Reiſe zu unternehmen, die er nun mit einer ziemlich bedeutenden Caravane nach den, nördlich der Kolonie gelegenen Ländern richtete. Unüberwindliche Schwierigkeiten erlaubten ihm aber nicht, ſeinen abenteuerlichen Zug ſo tief in's Innere Afrika's fortzuſetzen, als es in ſeinen Ideen lag. Indeſſen war das Reſultat und die Ausbeute immer bedeutend genug. Auf einern ſpätern Reiſe war er nicht minder glücklich. Man wirft den Erzählungen Levaillant's vor, daß ſie nicht immer genau, ja oft ſogar gegen alle Wahrſcheinlichkeit ſind, ein Vorwurf, der ſich jedoch nicht völlig ausmitteln läßt. Was ihm aber nicht abzuſprechen, iſt die Gabe der lebhafteſten Darſtellung, und eine gewiſſe ſehr anziehende, philoſophiſche Originalität, die beides für ſeine Erzählungen und ſeine Reiſeabenteuer das Intereſſe eingeflößt hat, das ſie in ganz Europa gefunden haben. Seine erſte und zweite Reiſe, die zuerſt 1789 und 1796 in franz. Sprache im Druck erſchienen, ſind von Reinhold Forſter in's Deutſche überſetzt worden. (Berlin, Voß'ſche Buchhandlung.) Außerdem hat man von ihm mehrere naturhiſtoriſche Werke und Monographien. Die wichtigſten derſelben ſind: Histoire naturelle des oiseaux d'Afrique, 1799—1807 in 50 Lieferungen in Fol. und die Histoire naturelle des Peroquets, 1801—1805. 2 Bände in Fol.

Levante (aus dem Ital. il levante, franz. le levant, der Oſten oder Morgen), bezeichnet bei den Europäern im Allgemeinen die Länder an der Oſtküſte des mittelländiſchen Meeres. Im engern Sinne werden darunter nur die aſiatiſchen, am Archipelagus gelegenen Küſten, von Konſtantinopel an bis hinunter nach Alexandrien in Ägypten, verſtanden. In dieſer, im engern Sinne genommenen Levante ſind unter den Handelsſtädten (bei den Franzoſen échelles du levant) außer Konſtantinopel und Alexandria, noch Smyrna, Skanderona (Alexandrette) und Aleppo berühmt. Smyrna, mit 100,000 Einwohnern, iſt der vor-

züglichſte Ort unter den Handelsplätzen der Levante, und die Hauptniederlage des aſiatiſchen Handels. Dieſe eigentliche Levante ſteht unter türkiſcher Hoheit, hat ein ſehr warmes Klima, viel Berge, aber auch ſehr fruchtbare Ebenen, und wird von Türken, Armeniern und Griechen bewohnt. Die Haupterzeugniſſe des Landes ſind: Getreide, Reiß, Tabak, Oliven, Baumwolle, Seide, Kameelhaare (von der angoriſchen Ziege), Saflor und mehrere Mineralien. Der ſogenannte levantiſche Kaffee wächſt nicht in der Levante, ſondern in Arabien, und hat dieſen Namen daher, weil er aus den Häfen der Levante ausgeführt wird.

Levena, eine Griechin, berühmt durch Leyer und Geſang und durch Harmodin's und Ariſtogiton's Liebe, die ihr geweiht war. Beide geriethen in Unterſuchung auf Veranlaſſung der Regierung in Athen, und ihre Geliebte ſollte gefoltert werden, um durch ſolche gewiſſe sträfliche Handlungen ihre Liebhaber zu entdecken. Levena biß ſich die Zunge ab vor der Folterung, um ſicher zu ſein, daß ſie ihre Liebhaber nicht verrathen könne. Dieſe Großmuth rührte die Athenienſer. Sie wollten indeß einer Buhlerin keine Bildſäule ſetzen und verewigten ihr Andenken durch das Bild einer Löwin ohne Zunge, welche Ariſtides verfertigte. Aus Athen brachten die Venetianer ſolche nach Venedig, woſelbſt ſie am Thore des Arſenals ſteht.

Leviten, bei den Juden diejenigen, welche zum Stamme Levi gehörend, den Dienſt im Tempel verſehen. Dann wurden auch die Prieſtergehülfen Leviten genannt, und bei den Katholiken heißen noch jetzt die Diakonen, welche dem Prieſter beim Gottesdienſt helfen, Leviten. Daher auch Levitenrock eine Art Meßgewand, dergleichen die evangeliſchen Diakonen hie und da bei Austheilung des Abendmahls tragen. Das dritte Buch Moſis heißt Leviticus, weil es vornehmlich die Verordnungen für die Leviten enthält.

Lexikon, (ein Wörterbuch). Unter den griechiſchen Wörterbüchern iſt das Onomaſtikon, welches Julius Pollux 130 v. Chr. Geb. ſchrieb, eines der älteſten. Heſychius von Alexandrien, von deſſen Leben man nur ſo viel weiß, daß er im Anfange des 3ten Jahrh. gelebt hat, ſchrieb zuerſt unter den Chriſten ein griechiſches Lexikon, welches er Glossarium nannte. Nach Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften ſchrieb Johann Creſtonus (Craſtonus, Johannes Placentinus, weil er aus Piacenza gebürtig war) 1483 das erſte griechiſch-lateiniſche Wörterbuch zu Vicenza. Unter den Römern ſchrieb M. Terentius Varro, welcher 638 nach Roms Erbauung geboren wurde, zuerſt ein lateiniſches Wörterbuch; ein ähnliches Papias im 11. Jahrh. Nach Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften ſchrieb Johann Balbus (de Balbis; de Janua; Januensis, † 1298) das erſte lateiniſche Lexikon. Es wurde 1450 zu Mainz unter dem Titel Catholicon gedruckt. Unter den Deutſchen war Johann Reuchlin der erſte, welcher ein lateiniſches Lexikon ſchrieb. Das erſte hebräiſche Wörterbuch ſchrieb Rabbi Menachem Ben Saruck (Ben Jacob) im 9. Jahrh. Ähnliche gaben Johann Reuchlin zu Pforzheim 1506, und Johann Förſter zu Baſel 1564 heraus. Rabbi Ben Jechiel († 1106) ſchrieb im 11. Jahrh. das erſte talmudiſche Wörterbuch. Das erſte arabiſche Lexikon unter den Chriſten gaben Peter de Alcala 1505 zu Granada in ſpaniſcher Sprache, und unter den Niederländern Franciscus Raphelengius (geb. 1539, † 1597) 1613 zu Leyden heraus. Das erſte ſyriſche Lexikon ſchrieb Andreas Maſius 1571 zu Antwerpen, das erſte äthiopiſche und amhariſche Hiob Ludolf 1661 zu London, das erſte amerikaniſch-peruvianiſche Dominicus a. S. Thoma im 16. Jahrh., das erſte japaniſche Johann

Ferdinand, das erſte deutſche der Erzbiſchof zu Mainz Rabanus Maurus († 859), das erſte deutſche gedruckte, unter dem Titel: Theutonista, Gerhard von Schuren 1477 zu Kölln, und das erſte hebräiſch-griechiſch-lateiniſche Sebaſtianus Münſter 1530 zu Baſel. Das älteſte Gelehrten-Lexikon (welches aber verloren gegangen) ſchrieb Kallimachus vor Chr. Geb. Unter den vorhandenen iſt das von Suidas aus dem 11. Jahrh. das älteſte. (Man vergl. d. Art. Encyklopädien). — Lexikograph heißt der Verfaſſer eines Lexikons.

Leyden (Lugdunum Batavorum), eine große, ſchöne, jetzt zum Gouvernement Südholland der niederländiſchen Provinz Holland gehörige Stadt, mit geräumigen Straßen (unter welchen die breite Gaſſe eine der ſchönſten Straßen in Europa iſt), und mit vielen breiten Kanälen, am alten Rheine, hat jetzt 8000 Häuſer mit 28,000 Einwohnern. Die dortige Univerſität, welche 1575 geſtiftet wurde, zeichnet ſich durch den berühmten botaniſchen Garten, das anatomiſche Theater, die Sternwarte und durch die koſtbare Bibliothek mit ihren ſeltenen Handſchriften aus. Zur Univerſität gehören noch phyſiſche, chirurgiſche, chemiſche und Naturalienkabinette. In der Privatſammlung des Prof. Brugmanns bewahrt man Schill's Kopf in einer Vaſe mit Weingeiſt. Unter den Gebäuden zeichnen ſich beſonders aus: die St. Peterskirche, mit dem Grabmale von Boerhave, Peter Camper und Meermann; und das Rathhaus, worin man Lucas von Leyden treffliches Gemälde, das jüngſte Gericht, bewundert. Von der alten Burg, einem vormaligen Schloſſe, genießt man einer trefflichen Ausſicht über die ganze Stadt. Einen beträchtlichen Nahrungszweig machten ehemals die vielen hieſigen Buchdruckereien aus. Leyden iſt der Hauptplatz für die Wollfabriken und den inländiſchen Wollhandel. Auch verfertigt man Kamelotte, wollene Zeuge, Moore, Leinwand, wollenes Strumpfgarn ꝛc. und hat Seeſalzraffinerien. Die Stadt hatte am 12. Febr. 1807 das große Unglück, daß ein mit 40,000 Pfund Pulver beladenes Schiff, welches in der Stadt lag, in die Luft flog, wodurch die zu beiden Seiten des Kanals ſtehenden Häuſer zuſammenſtürzten, und eine große Menge Menſchen ihr Leben verloren. Leyden iſt der Geburtsort des bekannten Johann von Leyden, eines Schneiders, der ſich 1534, als das Haupt der Wiedertäufer, zum Könige von Münſter aufwarf, und des berühmten Phyſikers Peter von Muſchenbroek, der 1761 ſtarb.

Leyden (Jan oder Johann von,) ſ. Taufgeſinnte.

Leyden, Lucas von, ſ. Lucas von Leyden.

Leyer (deutſche Leier, lira tedesca, Bauern-Leier, lira rustica oder pagana) darf mit der Lyra der Alten durchaus nicht verglichen werden. Sie hat einen länglichen Kaſten, der auf einer Seite dem untern Theil einer Geige gleicht. In den Seitenwänden befindet ſich eine Art von Claviatur, die aus 10 bis 12 Taſten beſteht, durch welche die zwei Saiten, die innerhalb des Kaſtens liegen, verkürzt werden, und einen Tonumfang von 10 bis 12 diateniſchen Stufen bilden. Die Saiten werden durch ein mit Colophonium beſtrichenes Rath intonirt, welches vermittelſt einer Kurbel (Griff, Dreher) gedrehet wird, während die Finger der linken Hand die Taſten bewegen. Leierorgel, Leierkaſten, Drehorgel, iſt eine kleine, in einem Kaſten befindliche Orgel (Tragorgel) ohne Claviatur, aber inwendig mit einer Walze verſehen, welche von außen durch eine an der Seite befindliche Kurbel in Umtrieb gebracht wird. Auf dieſer Walze befinden ſich meſſingene oder eiſerne Stifte, die durch Berührung der innern Taſten den Wind in die Pfeifen bringen.

L'hopital, M. de, ſ. Hopital.

Libanon und Antilibanon, zwei gleichlaufende Gebirge in Syrien, welche Paläſtina nördlich begrenzen. Die größte Höhe des Libanon beträgt 9600 Fuß. Die Städte Said (das ehemalige Sidon) und Tarablus (Tripoli di Syria) liegen am Fuße dieſer Gebirge. In dem Theile des Gebirges, welches der letzten Stadt am nächſten iſt, ſind noch die Reſte der ehemals ſo berühmten Zedern von Libanon vorhanden, welche die Phönizier zu ihrem Schiffsbaue gebrauchten. Den Antilibanon, oder den nördlichen Theil des Gebirges, bewohnen die Mutavelis, den ſüdlichen die Druſen, zwei Völkerſchaften, welche der türkiſchen Regierung zwar einen Tribut zahlen, übrigens aber, durch ihre Gebirge geſchützt, ſehr unabhängig von derſelben leben (ſ. d. Art. Druſen).

Libation war bei den Römern eine Art Opfer, welche darin beſtand, daß man einen Kuchen von Mehl oder dergleichen auf den Altar legte und etwas davon verbrannte, beſonders aber Wein auf den Altar der Götter goß (Trankopfer.) Auch bei den häuslichen Mahlzeiten geſchahen Libationen, indem man den Laren etwas Speiſe in das Feuer auf dem Herde warf. Von allen Früchten legte man ebenfalls einen kleinen Theil den Göttern zu Ehren auf einen Altar, Tiſch u. ſ. w., oder warf dergleichen den Meergöttern zu Ehren in's Meer. Bei den Leichen geſchah die Libation erſt den neunten Tag nach der Verbrennung oder Beerdigung, und zwar beſonders mit Milch, Wein oder Blut, und damit pflegte man die Leichenfeierlichkeit zu beſchließen. Bei den Opfern mußte der Prieſter den Wein, womit er das Opferthier beſprengte, vorher koſten und eben daſſelbe auch diejenigen thun laſſen, welche das Opfer brachten. Dieſe Handlung hieß libare (delibare), welches daher auch etwas eben anrühren oder koſten bedeutet.

Libau, eine kleine ruſſiſche ſich aber bedeutend vergrößernde Handelsſtadt mit einem Hafen an der Oſtſee im ehemaligen Herzogthume Curland, liegt am Fluſſe gleiches Namens, der ſich hier in die Oſtſee ergießt, und hat 450 meiſtens hölzerne Häuſer, 2 lutheriſche, 1 katholiſche Kirche, ein vortreffliches Meerbad und 4500 Einwohner. Der Handel dieſer Stadt iſt bedeutend; jährlich kommen über 200 Schiffe daſelbſt an, die vorzüglich Hanf, Leinſamen ꝛc. laden. Die jährliche Ausfuhr beträgt an Werth gegen 700,000 Rubel. Der Hafen iſt ſeicht, und ſchwer beladene Schiffe müſſen auf der Rhede liegen bleiben; doch ſind ſchon Verſuche gemacht worden, den Hafen zu vertiefen.

Libell (libellus), eigentlich eine jede kleine Schrift von einigen Blättern, beſonders der gerichtliche Anſchlag bei Verſteigerungen; dann insbeſondere jede Klagſchrift, welche bei den Römern der Kläger dem Prätor überreichte (in welchem Sinne auch wir noch jetzt Klaglibell ſagen); ferner die Bittſchreiben an die Kaiſer und Sendſchreiben derſelben an den Senat; auch ihre öffentlichen Verordnungen an das Volk. Libellus delatorius bedeutete eine Anklage, welche durch heimliche Angeber gemacht wurde. Libellus famosus, ein Pasquill (ſ. d. Art.) — Libellen aber ſind die Waſſerjungfern.

Libertas, die perſonificirte Freiheit bei den Römern, nach Hygin eine Tochter des Jupiters und der Juno. Sie erſcheint oft auf Münzen dargeſtellt und hier muß man beſonders zwei Arten der Abbildung unterſcheiden. Die Libertas mit unbedecktem Haupt iſt die römiſche Freiheit; die Libertas hingegen mit einem Diadem und verhüllenden Schleier iſt die Göttin Freiheit. Letztere gehörte der, vom Gracchus auf dem Aventinus erbaute Tempel.

Liber, ein Beiname des Bacchus bei den Römern, mit welchem man den Begriff eines Löſers und Befreiers bezeichnete. Urſprünglich war Liber ein alt-italieniſcher Gott der Zeugung und Fortpflanzung, der ſeinen Namen von dem alten Worte libare (gießen, befeuchten) erhalten haben ſoll. Er wurde mit der Libera (Proſerpina) und der Ceres gemeinſchaftlich verehrt.

Liberalität, Liberale Ideen, Liberale. Liberalität (von liber, der Freie, daher liberalis, dem Freien gemäß) bezeichnet urſprünglich den Freiſinn, oder die eines freien Mannes würdige Denkart und Handlungsweiſe. Der eigentliche Gegenſatz davon iſt die Servilität (von servus, der Knecht oder Sklav, daher servilis, dem Sklaven gemäß), mithin der Knechtsſinn, oder die gewöhnlich dem Sklaven eigene Denkart und Handlungsweiſe; wofür man aber lieber Illiberalität ſagt, weil ſolche Denkart und Handlungsweiſe auch bei Perſonen vorkommen kann, die ſich nicht im Zuſtande der Knechtſchaft befinden. Da es eines freien Mannes würdig iſt, von ſeinem Eigenthume dem Bedürftigen gern mitzutheilen, ſo heißt Liberalität auch oft ſo viel als Freigebigkeit, und Illiberität ſo viel als Kargheit. Da es ferner eines freien Mannes würdig iſt, die Rechte Anderer ungekränkt zu laſſen, beſonders das Jedem angeborne und eben darum unveräußerliche Recht der Denkfreiheit, ſo bekommen die Ausdrücke Liberalität und Illiberalität auch oft die Nebenbedeutung von Duldſamkeit und Unguldſamkeit (Toleranz und Intoleranz), — Die Griechen und Römer überließen ihren Sklaven gewöhnlich die mechaniſchen Künſte, die mehr Hand- als Kopfarbeit fordern, und behielten ſich ſelbſt, als freien Männern, die höheren Künſte ſammt den damit in Verbindung ſtehenden Wiſſenſchaften vor. Daher nannten ſie jene auch knechtiſche (serviles), dieſe hingegen freie Künſte (liberales artes) (ſ. **Kunſt**). In den neueſten Zeiten iſt die Liberalität auch auf das bürgerliche und kirchliche Leben bezogen worden. Die ſogenannten liberalen Ideen ſind daher keine andern, als die Ideen von der politiſchen und religiöſen Freiheit, nach deren Realiſirung das gegenwärtige Zeitalter mit ſo großer Regſamkeit ſtrebt; weshalb man auch daſſelbe das Zeitalter der liberalen Ideen genannt hat. Die liberale Conſtitution iſt ebendaher eine Staatsverfaſſung, wodurch die politiſche und religiöſe Freiheit der Bürger anerkannt möglichſt geſichert iſt, mithin eine ſtellvertretende oder repräſentative. Uebrigens kann der Mißbrauch, den man zuweilen mit dem Worte Liberalität, wie mit dem Worte Humanität getrieben hat, die Liberalität oder Freiſinnigkeit ſelbſt nicht in Mißruf bringen. Hat doch ſelbſt Napoleon, wie Herr von Pradt berichtet, die Macht der liberalen Ideen, als die, welche allein ihn geſtürzt, anerkennen müſſen! Dieſe Macht aber iſt keine andere, als die der Vernunft ſelbſt, des Urquells aller Ideen, folglich auch der liberalen. Die liberalen Ideen bekämpfen, heißt daher nichts anders, als die Vernunft ſelbſt bekämpfen, alſo unvernünftig handeln.

Liberatorium, ſ. **Abſolutorium**.

Libertinage. Wenn der rohe Wilde ſeinem Naturtriebe folgt, ſo wird ihn dieſer ſelten ſo weit verführen, daß er oder andere Schaden davon haben. Der geſittete und gebildete Menſch aber muß die thieriſchen Triebe dem Sittengeſetze unterordnen, wenn ſie nicht die Schranken überſpringen und verderblich werden ſollen. Denn der Zuſtand der Cultur ſteigert die Genußluſt, vervielfältiget die Mittel der Befriedigung, erweckt die Triebe ſchon dann, wenn ſie bei dem natürlichen Menſchen noch ſchlummern, und erregt ſie viel häufiger, als es im natürli-

chen Zuſtande geſchehen würde. Wo aber das Geſetz die Genußluſt nicht mehr zu beſchränken im Stande iſt, wo ſie vielmehr vorwaltendes Beſtreben des einzelnen Menſchen, oder gar eines ganzen Volks wird, da bricht Verderben ein; es ergreift zuerſt das Leben des Ausſchweifenden ſelbſt, verbreitet ſich am Ende über das ganze Geſchlecht, welches unrettbar zu Grunde geht. Beiſpiele des Verderbens, welche Ausſchweifungen dem Einzelnen bringen, hat jeder Arzt zu beachten Gelegenheit: den Schaden, den ganze Völker ſchon haben, lehrt die Geſchichte. In beiden Fällen wird die Lebenskraft (des Einzelnen oder ganzen Volks) abgeſtumpft, gelähmt, erſchöpft. Das Seelenleben verliert ſeine ſchöpferiſche Kraft, das Gemüth wird erſt empfindleriſch, bald abgeſtumpft, der Verſtand träge, der Aufſchwung in das Reich der Ideen iſt unmöglich, die Nerventhätigkeit wird erſt krankhaft erregbar, dann ſtumpf; die Bewegungskräfte erſchlaffen und werden vernichtet, die Ernährung des Körpers leidet, er ſinkt in Abzehrung und in ein frühzeitiges Grab; und die Nachkommenſchaft erbt nicht nur die Sünden der Väter, ſondern auch ſchon die Folgen derſelben. Nun denke man ſich ein Volk, deſſen größter Theil ſo beſchaffen iſt, und frage ſich, ob es ein kräftiges Leben wird führen können. Im Gegentheil werden die Bande, die es zuſammenhalten ſollen, gelöſet, und eine Selbſtvernichtung zerſtört dann dasjenige, was äußeren Stürmen Jahrhunderte lang widerſtanden hatte.

Libyen oder Lybien, bei den alten Geographen ein großer Theil von Nordafrika, weſtlich von Ägypten, der ſich in das äußere und innere, auch wol in das eigentliche, das marmaricaniſche und das cyrenäiſche Lybien theilte. Zuweilen verſtehen die Griechen unter dieſer Benennung ganz Afrika.

Licentiat iſt auf Univerſitäten der Titel desjenigen, dem, nach überſtandener Prüfung, die Erlaubniß zu Theil wird, Doctor zu werden, und welcher bis dahin, wo er dieſe Würde ſelbſt erhält, alle Vorrechte und Vorzüge eines Doctors genießt (Licentiatur).

Licenzen, Licenzſyſtem, ſ. Freibriefe.

Licht heißt im Allgemeinen und in Beziehung auf das Auge der Menſchen und Thiere, das Medium der Sichtbarkeit, oder das Phänomen des Leuchtens, d. h. des Offenbarwerdens der Körper durch den Sinn des Geſichts. In dieſer Beziehung unterſcheidet man die Körper in ſelbſtleuchtende (aus eigener Kraft Licht gebende oder zeugende) und erleuchtete, mitleuchtende (für ſich dunkle), die nur leuchten, wenn ſie von einem Selbſtleuchter erleuchtet, d. h. zum Mitleuchten erregt werden. Eine andere Frage iſt die nach der Natur, nach der Geneſis oder Entſtehung (dem Urſprung) des Lichts, wobei es darauf ankommt, zu wiſſen, was das Licht an ſich, abgeſehen von jener Beziehung auf das Auge, ſei? In dieſer Hinſicht aber konnte es bisher unter den Phyſikern zu keiner wahren Aufklärung kommen, weil ſie (aus Mangel der philoſophiſchen Betrachtungs- und Unterſuchungsweiſe), auf Einſeitigkeiten verfielen und einander mit unſichern Hypotheſen bekämpften. Einige betrachten das Licht als einen Stoff, der von den leuchtenden Körpern, namentlich von der Sonne ausgehe oder ausfließe (Newton's Emanationsſyſtem); Andere ſetzen die Natur des Lichts in die Erſchütterung einer feinen Materie (des Äthers), ähnlich der Erſchütterung oder ſchwingenden Bewegung der Luft bei der Entſtehung und Fortpflanzung des Schalls (Euler's mechaniſche Lichttheorie); noch Andere laſſen das Licht auf chemiſche Weiſe ſich in der Sonne entwickeln und durch fortſchreitende Zerſetzung der Sonnenatmoſphäre und des Äthers von der Sonne bis

zur Erde und den übrigen Planeten ſich fortpflanzen. Alle dieſe Theorien kommen darin mit einander überein, daß ſie das Licht bloß materiell als (todten) Stoff ſetzen oder betrachten, ohne zu berückſichtigen, daß ohne Activität oder Thätigkeit eine Erſcheinung in der Welt ſo wenig möglich iſt, als ohne räumliches Beſtehen, d. h. ohne Stoff. Dagegen ſind einige Phyſiker auf die entgegengeſetzte Einſeitigkeit gerathen, indem ſie die Immaterialität des Lichts behaupten, letzteres als bloße Thätigkeit betrachten, und alſo bei der Erklärung des Lichts von allem Stoff abſtrahiren zu müſſen glauben. Die wahre Anſicht von der Natur des Lichts kann nur die ſein, welche, alle Einſeitigkeit vermeidend, von unumſtößlichen, allgemein geltenden Principien (Grundwahrheiten) ausgehet oder ſich darauf ſtützt. Solche Principien ſind z. B. folgende Wahrheiten: Nichts in der Welt, keine Erſcheinung, kein Ding, kann auf bloß negative Weiſe exiſtiren. z B. durch bloßes Ruhen im Raume, durch todte Materialität. Dieſes iſt ſogar ein Widerſpruch, denn jeder Körper z. B. kann nur dadurch exiſtiren und ſich in ſeiner Exiſtenz behaupten, daß er einen beſtimmten Raum auf beſtimmte Weiſe erfüllt. Dazu gehört aber eine raumerfüllende Thätigkeit, wodurch er ſeine Umgebungen (nämlich andere Körper), die gleichen Raum mit ihm einnehmen wollen, beſtändig von ſich abhält, (von ſich zurückſtößt). Auch hat jeder feſte Körper von Natur eine beſtimmte Geſtalt; dieſe konnte nur durch Kriſtalliſation (kriſtalliſirende Thätigkeit) entſtehen, und er kann ſich nur durch Cohäſion (eine Thätigkeit, durch welche ſeine Theile zuſammenhängen) und Undurchdringlichkeit (zurückſtoßende Thätigkeit) in ſeiner Geſtalt behaupten. Die Dinge ſind alſo nur räumlich, materiell oder körperlich durch ihren Geiſt, d. h. durch ihre Thätigkeit, durch ihr zeitliches Wirken oder Leben. Andrerſeits kann aber auch keine Thätigkeit rein für ſich, ohne Materialität oder räumliche Exiſtenz beſtehen; (ſ. den Art. Geiſt); denn die Thätigkeit eines Dings ſetzt nothwendig die anderer Dinge voraus, gegen die ſie ſich richtet oder mit welche ſie in Wechſelwirkung trit, um ſich gegen ſie zu behaupten. Thätigkeit iſt nicht ohne Widerſtand, Wirkung nicht ohne Gegenwirkung; jeder Punkt, jeder Theil eines Dings iſt mit dem andern in Wechſelwirkung, oder jedem Moment ſeiner Thätigkeit entſpricht gleichzeitig der Moment einer andern Thätigkeit. Und dieſes gleichzeitige Nebeneinanderſein der Thätigkeiten, oder dieſe wechſelwirkende Gleichzeitigkeit der Kräfte iſt ja eben das räumliche Beſtehen der Dinge, ihre Materialität. Es können aber nicht gleiche Kräfte oder Thätigkeiten neben einander ſein oder gegen einander wirken (da völlige Gleichheit Einheit iſt, nicht Zweiheit oder Vielheit), ſondern nur verſchiedene. Durch die Verſchiedenheit nur iſt die Entgegenſetzung der Dinge, Kräfte oder Thätigkeiten (ihr polares Verhältniß) bedingt, und mit der Entgegenſetzung ihrer Wechſelwirkung gegeben. Wenden wir nun dieſe Principien (Grundwahrheiten) auf den Gegenſtand dieſes Artikels, nämlich auf die Natur (die Geneſis, den Urſprung) desjenigen Weltphänomens an, das wir Licht nennen, ſo iſt klar, daß mit der Entſtehung des Sonnenſyſtems der kosmiſche Gegenſatz zwiſchen der Sonne und den Planeten gegeben war, die ſich wie Höheres und ein Niederes, wie Centrum und Peripherie, oder wie das Haupt des Syſtems zu deſſen Gliedern verhalten. Wo aber Gegenſatz iſt, da iſt auch Wechſelwirkung. Sonne und Planeten ſtehen daher von dem Augenblick ihrer Entſtehung an mit einander in fortwährender Wechſelwirkung, deren erſte urſprünglichſte Erſcheinung das Licht iſt. Nicht die Sonne für ſich allein alſo kann Licht geben oder zeugen, ſon-

dern letzteres iſt das Erzeugniß des Streites zwiſchen der Sonne und den Planeten. Das Licht iſt Sonnenthätigkeit (Sonnenaction), modiſicirt durch die Gegenthätigkeit (Reaction) des Planeten. Das Licht — um noch einen andern Ausdruck zu gebrauchen — iſt die natürliche und nothwendige Folge des lebendigen Verkehrs zwiſchen Sonne und Planeten, oder es iſt der Ausdruck, die Erſcheinung dieſes Verkehrs. Oder man kann auch ſagen, das Licht ſei die Offenbarung des innern organiſchen Lebens des Sonnenſyſtems, wenn man dieſes Syſtem, wie es ſein ſoll, als einen Weltorganismus betrachtet. Was im thieriſchen Organismus (dem Mikrokosmus) die Nerventhätigkeit, das iſt im Weltorganismus (dem Sonnenſyſtem) das Licht. (Denn auch die Nerventhätigkeit iſt durch Gegenſatz bedingt, z. B. zwiſchen Nerv und Muskel, deren Wechſelwirkung als Beweggrund erſcheint, oder zwiſchen den Sinnesnerven und der Außenwelt, deren Wechſelwirkung die ſinnliche Wahrnehmung erzeugt.) Wenn alſo das Licht als die Erſcheinung der wechſelwirkenden Sonnen- und Planetenthätigkeiten erklärt wird, ſo iſt in dem Worte Erſcheinung ſchon angedeutet, daß in dieſer Erklärung das Licht nicht bloß ideell (als reine Thätigkeit) ſondern zugleich reel (als Stoff) geſetzt iſt. Wie jede Thätigkeit ſich nothwendig materialiſiren (ſtoffig werden) muß, ſo auch das Licht. Und darum iſt der Raum zwiſchen der Sonne und den Planeten nicht leer (der leere oder reine Raum iſt exiſtenzlos, ein bloßes Abſtractum) ſondern mit der ätheriſchen Atmoſphäre der Sonne und Planeten erfüllt, die als Verlängerungen dieſer Weltkörper einander berühren. Der Aether iſt daher das Subſtrat oder materielle Product der Wechſelwirkung zwiſchen Sonne und Planeten und zugleich der Leib des Lichts. Wer dieſe Anſicht mit Unbefangenheit prüft, wird ſie wahr finden, da ſie auf ſichern Gründen ruht, und weit entfernt iſt, bloße Meinung und Hypotheſe zu ſein; wer ſie aus Vorurtheil und Befangenheit nicht faſſen kann oder anerkennen will, nun — der halte ſich an die bekannten genialen Meinungen über dieſen Gegenſtand, z. B. die Sonne ſei ein an ſeiner Oberfläche brennender oder wenigſtens phosphoriſirender Körper, oder ein idioelektriſcher, der durch ſeine Rotation und die dadurch entſtehende Reibung an ſeiner Atmoſphäre elektriſches Licht erzeugt, oder ſie ſei ein Lichtmagnet, der aus den Räumen des Himmels Licht anzieht, einſaugt und wieder nach allen Seiten zu abſtößt. Es gehört zur gläubigen Annahme dieſer und ähnlichen Hypotheſen in der That viel Genügſamkeit im Wiſſen, da ſie theils das Licht als ſchon fertig vorausſetzen, theils nur von zufälligen Umſtänden ſprechen, unter welchen das Licht entſtehen kann, wärend ſie (die Hypotheſen) die eigentliche Frage, um die es ſich hier handelt, die Frage nach der Natur (dem Weſen, der Geneſis, dem Urſprung) des Lichts gar nicht berühren. Es konnte in dieſem Artikel nur vom kosmiſchen (dem ſogenannten Sonnen-) Lichte und deſſen Urſprung die Rede ſein; denn davon hängt alsdann die richtige Erklärung der beſondern Gattungen des Lichts, z. B. des elektriſchen, phosphoriſchen, des beim Verbrennen entſtehenden Lichtes u. ſ. w. im Weſentlichen ab, welche Erklärung übrigens in den entſprechenden Artikeln aufzuſuchen iſt. Die obige Aufklärung über das Weſen und den Urſprung des Lichts verdanken wir zunächſt dem naturwiſſenſchaftlichen Genie eines Oken (ſ. deſſen Lehrbuch der Naturphiloſophie 1r Th. Auch deſſen vierte Ferienſchrift: Erſte Ideen zur Theorie des Lichts, der Finſterniß, der Farben und der Wärme. Jena 1808 4.); aber Runge hat das Verdienſt, die erſten wiſſenſchaftlichen Grundzüge Oken's zur Theo-

rie des Lichts berichtigend weiter ausgebildet zu haben. Davon zeugt der geiſtvolle Aufſatz dieſes tiefblickenden und ſcharfſinnigen Philoſophen in Kieſer's Archiv für den thieriſchen Magnetismus, mit der Aufſchrift: Die Geneſis des menſchlichen Magnetismus. Ein Verſuch, dieſe große Aufgabe zu löſen. Von Ferdinand Runge, Dr. der Heilkunde in Hamburg (ſ. Kieſer's Archiv f. d. th. Magnetismus ꝛc. Leipzig bei Herbig, achter Band, zweites Stück, S. 1 — 60. und zehnter Band, erſtes Stück S. 1 — 82.)

Lichtenberg (Georg Chriſtoph), berühmt als einer der größten Phyſiker und witzigſten Schriftſteller der Deutſchen, war 1742 zu Oberamſtädt, nahe bei Darmſtadt, geboren, und das jüngſte (achtzehnte) Kind ſeiner Eltern. Er erhielt ſchon frühzeitig durch den Unterricht ſeines Vaters einige phyſikaliſche Kenntniſſe, und beſuchte nach dem Tode deſſelben das Gymnaſium zu Darmſtadt. Bis in ſein achtes Jahr hatte er einen geſunden und wohlgebildeten Körper gehabt; aber von dieſer Zeit an zeigten ſich die Folgen einer Unvorſichtigkeit einer Wärterin, die ihm das Rückgrat verrenkt hatte, und er bekam einen verwachſenen Körper. Schon in ſeiner Jugend hatte die Sternkunde einen beſondern Reiz für ihn, und als Schüler hielt er bereits einem ſeiner Mitſchüler Vorleſungen über Käſtner's Anfangsgründe der Mathematik. Landgraf Ludwig VIII., von dieſem aufkeimenden Talente unterrichtet, unterſtützte den fleißigen Jüngling. Die Rede in deutſchen Verſen, die er bei ſeinem Abgange vom Gymnaſium hielt, und welche von der wahren Philoſophie und philoſophiſchen Schwärmerei handelte, erwarb ihm ſchon damals ungemeinen Beifall und verſchaffte ihm weitere Gönner. 1763 ging er nach Göttingen, wo er ſich dem Studium der geſammten Wiſſenſchaften hingab. Er fing nun an, ſich den aſtronomiſchen Beobachtungen mit Fleiß zu widmen, und beobachtete z. B. das Erdbeben im J. 1767 mit ſolcher Aufmerkſamkeit, daß er deſſen Dauer auf ſechs Secunden ſetzte, da es nach der allgemeinen Angabe eine volle Minute gedauert haben ſollte. So beobachtete er ferner mit Käſtner den berühmten Durchgang der Venus durch die Sonne am 19. Jun. 1769, die Kometen von 1770 und 1771, ſo wie auch den von 1773, deſſen Gang durch die Sternbilder er verzeichnete und der götting'ſchen Societät der Wiſſenſchaften überreichte. Ebenſo verfertigte er auch in dieſer Zeit Mondkarten, ſehr ſauber getuſcht, auf denen die Flecken ſo verzeichnet ſind, wie ſie der Rechnung zufolge nach und nach von dem Erdſchatten bedeckt werden müſſen, und welche er hernach Käſtner gab, der ſie, als ein ſchätzbares Andenken von Lichtenberg's künſtlicher Hand, wie ein Heiligthum aufhob. 1770 verlangte ihn ſein Vaterland zurück; er ſollte Profeſſor der Mathematik in Gießen werden. Aber man bot ihm in Göttingen eine Profeſſur an, die Lichtenberg vorzog und in ſeinem 28. Jahre antrat. Im Mai deſſelben Jahres hatte er zwei junge Engländer von Stande nach London begleitet, und dort das Glück gehabt, nicht allein den engliſchen Aſtronomen, ſondern dem Könige ſebſt, der ihn ſehr auszeichnete, bekannt zu werden. Als Profeſſor in Göttingen zeigte er ſeine Vorleſungen durch ein Programm an, welches von der Schwierigkeit in der Berechnung der Wahrſcheinlichkeit des Spiels handelte. Als der König auch die aſtronomiſche Beſtimmung mehrerer Örter ſeiner deutſchen Staaten außer Göttingen verlangte, ſo maß Lichtenberg in den J. 1772 und 1773 die Lage von Hannover, Osnabrück und Stade, und legte der Societät zu Göttingen, deren Mitglied er 1774 geworden war, Rechenſchaft von ſeiner Arbeit ab. Hierauf gab er Tob. Mayer's Werke mit Erläuterun-

gen heraus, und fügte eine Mondkarte und ein Verzeichniß der Mondflecken hinzu; doch iſt davon nur der erſte Band erſchienen. Seine Liebe für England und die Achtung, die ihm der König fortwährend bewies, veranlaßte im J. 1774 ſeine zweite Reiſe dahin. Hatte ſein erſter dortiger Aufenthalt ſchon unverkennbar auf ſeine vielſeitige philoſophiſche und äſthetiſche Ausbildung ſehr gewirkt, ſo war dies noch viel mehr der Fall bei ſeiner zweiten. Ein Beweis davon ſind die trefflichen Briefe über Garrick und über das engliſche Theater. Nur auf dieſe Weiſe konnte ſich der Mann bilden, der uns nachher einen Commentar zu Hogarth's lebensvollen Kupfern lieferte, wie ihn dieſer Seelenmaler ſich nur immer ſelbſt hätte wünſchen können, nnd wie er ihn unter ſeinen eigenen Landsleuten nicht gefunden hatte. Indeſſen blieb auch diesmal die ernſte Wiſſenſchaft ſein Hauptaugenmerk. Den beiden Forſters, Vater und Sohn, ſchloß er ſich jetzt auf das Engſte an. Er ward auch diesmal von dem Könige mit der ausgezeichnetſten Aufmerkſamkeit behandelt, und kehrte 1778 nach Göttingen zurück. Von nun an las er, da Erxleben geſtorben war, über Experimental-Phyſik nach dem Handbuche deſſelben, welches er hernach noch viermal, immer vielfach bereichert, bis zur ſechsten Ausgabe, auflegen ließ. Seine Vorleſungen über die Experimental-Phyſik waren von ausgezeichnetem Werthe, und ſein Apparat zu denſelben wurde von Kennern für königlich erachtet. Schon 1789 kaufte die Univerſität dieſe treffliche Sammlung von Inſtrumenten für eine Leibrente von 200 Thl., welche nachher bei Lichtenberg's Tode auf die Kinder deſſelben übertragen wurde. Eigentlicher Entdecker in der Phyſik wurde er durch die Bemerkung der elektriſchen Figuren, welche ſich auf elektriſirten Körpern bilden, und die er hervorbringen und feſtzuhalten lehrte, ſo daß ſie auch nach ſeinem Namen benannt worden ſind. 1780 ſchrieb er eine Fortſetzung ſeiner Beobachtung über die Berechnung der Wahrſcheinlichkeit des Spiels. Uebrigens ſtattete er den götting'ſchen Almanach, ſeit 1778, jährlich mit intereſſanten Gegenſtänden aus. Als Lavater (1768 bis 1771) durch ſeine Schriften über Phyſiognomik die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, wurde Lichtenberg über den Mißbrauch unmuthig, und ſchrieb 1773 Timorus: d. i. Vertheidigung zweier Iſraeliten, die durch die Kräftigkeit der lavater'ſchen Beweisgründe und der götting'ſchen Mettwürſte bewogen, den wahren Glauben angenommen haben, von Conrad Photorim, der Theologie und Belles Lettres Candidaten. Dieſe Flugſchrift iſt voll der witzigſten Satyre. Seine Satyre verfolgte die Phyſiognomiker weiter in dem Aufſatze: Über die Phyſiognomik wider die Phyſiognomen, zur Beförderung der Menſchenliebe und Menſchenkenntniß. Zimmermann in Hannover hatte Partei für Lavater genommen, und wurde durch Lichtenberg's Ausfall auf denſelben in Feuer geſetzt. Es entſtand zwiſchen beiden eine literariſche Fehde, die von Lichtenberg mit Witz, von Zimmermann aber mit Bitterkeit nnd Perſönlichkeit geführt wurde. Zu Lichtenberg's Aufſätzen über dieſen Gegenſtand gehört auch ſein Fragment von Schwänzen. Als Lavater 1768 ſeinen Sohn nach Göttingen auf die Univerſität brachte, und zugleich ſeinen dortigen Gegner beſuchte, wurde er freundlich von ihm aufgenommen, und beide ſöhnten ſich vollkommen mit einander aus. Auf eine Veranlaſſung, die der Nachdrucker Tobias Göbhard in Bamberg gab, ſtellte Lichtenberg in zwei an denſelben gerichteten Epiſteln mit ſeinem gewöhnlichen Witze die Zunft der Nachdrucker in ihrer ganzen Blöße dar. Hierauf unternahm er mit Georg Forſter die Herausgabe des götting'ſchen Magazins der Wiſſenſchaft und Literatur. Während dieſer Zeit gerieth er mit Voß über deſſen Orthographie und mit dem Superintendenten Ziehe in Zel-

lerfeld über deſſen Weiſſagung des nahen Untergangs eines großen Theils von Deutſchland in Streit, den er ſeiner Seits mit den ihm beiwohnenden Witze führte. Sein Sinn für Charakterdarſtellung in der bildenden Kunſt wurde durch den Charaktermaler Hogarth unglaublich angezogen. Er hatte ſchon längſt dem jedesmaligen götting'ſchen Taſchenbuche einige Blätter verkleinerter hogarth'ſcher Köpfe beigefügt und ſie mit einem ſehr witzigen und geiſtreichen Commentar begleitet. Der Beifall, den letzterer fand, veranlaßte die ausführliche Erklärung der hogarth'ſchen Kupferſtiche mit verkleinerten, aber vollſtändigen Copien derſelben von Riepenhauſen, wovon ſeit 1794 fünf Lieferungen erſchienen ſind (die ſechs ſpätern Lieferungen ſind von Bouterwek commentirt). In den ſiebenziger Jahren, in welchen die verunglückten Nachahmungen Göthe's, Klopſtock's und Shakſpeare's erſchienen, ſtellte er ſich dieſer Nachahmungswuth in dem Buche Paraletor, oder Beweis, daß man ein Originalkopf und zugleich ein ehrlicher Mann ſein könne, und bald nachher auch in der Bittſchrift der Wahnſinnigen entgegen; das Ganze iſt aber eben ſo wenig vollendet, als eine andere ſatyriſche Schrift, das Leben Kunkel's, eines ehemaligen göttingiſchen Antiquarius. Alle dieſe Schriften gehören zu den beſten proſaiſchen Schriften der Deutſchen. In den letzten Jahren ſeines Lebens ward dieſer große Mann hypochondriſch und faſt menſchenſcheu, ſo daß er nicht nur Jahre lang ſein Zimmer nicht verließ, ſondern auch Niemand bei ſich ſehen wollte. Er ſtarb an einer Bruſtentzündung im 57 Jahre ſeines Lebens am 24. Februar 1799. Lichtenberg war ein ausgezeichneter, origineller Kopf, dem kein Gegenſtand der Wiſſenſchaften fremd und ohne Intereſſe war. Streng wiſſenſchaftlicher Geiſt und poetiſcher Sinn waren auf eine ſeltſame Weiſe in ihm verſchmolzen, und brachten eine überraſchende Erſcheinung hervor. Das Höhere im Menſchen, der Glaube an das Göttliche rächte ſich aber in ihm dafür, daß er in der Stunde der Speculation von ihm gewaltſam war verdrängt worden; daher ſein Achten auf Ahnungen, Träume und Vorbedeutungen. So iſt Lichtenberg, wie er ſich in den merkwürdigen fragmentariſchen Darſtellungen uns darſtellt, ein Bild des Menſchen im Allgemeinen, eine räthſelhafte Zuſammenſetzung eines Gedanken und Gefühls, eben ſo ſkeptiſch oder gläubig, wie dieſes, je nachdem er mehr der Speculation offen iſt, oder der Empfindung. Uebrigens war er, und dies nicht etwa durch Kunſt, ſondern im Gefolge ſeiner urſprünglichen Individualität, einer unſerer wenigen Humoriſten, und beſaß jenes geheimnißvolle, bezaubernde Gemiſch von lachendem, unerſchöpflichem Witz, trefflicher Satyren und tiefem Gefühle, welches wir Humor nennen.

Lichtmeſſe, ein vom Papſt Gelaſius I. im J. 492. zum Gedächtniß der Darbringung Chriſti im Tempel und der Reinigung Mariens, und vielleicht an die Stelle des von ihm erſt gänzlich abgeſchaften rohen heidniſchen Volksfeſtes der Lupercalien (ſ. Pan) eingeſetztes Kirchenfeſt, welches alljährlich auf den 2. Februar fällt. Seinen Namen hat daſſelbe von den geweiheten Kerzen, welche dabei, mit Anſpielung auf die Worte des Hohenprieſters Simon: „ein Licht, zu erleuchten die Heiden," in feierlicher Proceſſion umhergetragen werden.

Lichtwehr (Magnus Gottfr.) deutſcher Fabeldichter, ward 1719 zu Wurzen geboren, ſtudirte zu Leipzig die Rechte, ward in Wittenberg Doctor derſelben und ſtarb zu Halberſtadt 1783. Er gab zu Leipzig 1748, doch ohne ſeinen Namen, vier Bücher äſopiſcher Fabeln heraus, von welchen 1758 zu Berlin die zweite, verbeſſerte Auflage erſchien. Da in dieſen Fabeln das Gute durch das Schlechte zu ſehr in den Hintergrund geſtellt ward, übernahm es Ramler, wie es damals hieß, mit ei-

nigen Freunden, ebenfalls ohne ſich zu nennen, und ohne Vorwiſſen des Verfaſſers, 1761 zu Leipzig eine Auswahl derſelben, mit Verbeſſerungen herausgegeben. Darüber entſtand ein heftiger Streit zwiſchen Lichtwehr und ſeinen Verbeſſerern. Jener fand ſich dadurch bewogen, zu Berlin 1762 eine dritte rechtmäßige und verbeſſerte Ausgabe ſeiner Fabeln erſcheinen zu laſſen, in welcher er jedoch von keiner der Änderungen Ramler's Gebrauch machte, vielmehr eine Vorrede mit heftigen Ausfällen auf dieſen beifügte. Nun miſchte ſich Leſſing in den Streit und nahm ſich Ramler's gewiſſermaßen gegen Lichtwehr an. Außer dieſen Fabeln, welche dem Verfaſſer einen großen Ruf verſchafften, hat Lichtwehr noch herausgegeben; das Recht der Vernunft, ein didaktiſches Gedicht in fünf Büchern, Leipzig 1758; und des Marcus Minucius Felix Octavius Geſpräch zwiſchen einem Heiden und einem Chriſten, aus dem Lateiniſchen überſetzt, Berlin 1763.

Lictoren (Lictores), öffentliche Diener der obrigkeitlichen Perſonen der Römer bei ihren Amtsverrichtungen. Sie hatten ihren Namen (ligatores) daher, weil ſie die Miſſethäter an Händen und Füßen binden mußten, ehe ſie gegeißelt wurden. Romulus führte ſie ein und entlehnte ſie von den Etruskern, deren vornehmſte Magiſtratsperſonen ſich von Dienern, die mit Beilen und Ruthenbündeln (Fasces) bewaffnet waren, begleiten ließen. Er ließ deren zwölf vor ſich hergehen. Die königliche Würde in Rom ward zwar abgeſchafft, aber ihre äußere Pracht beibehalten. Daher wurden auch die Conſuln, Dictatoren, Prätoren, Magiſtri equitum ꝛc. (doch nicht die Cenſoren) von Lictoren begleitet. Wenn eine höhere Magiſtratsperſon ſich öffentlich zeigte, gingen die Lictoren in einer Reihe, einer nach dem andern, vor derſelben her. Das Amt der Lictoren beſtand in folgenden Verrichtungen: Sie mußten das zuſtrömende Volk zurückhalten und aus dem Wege ſchaffen (turbam submovere). Zu dem Ende gebrauchten ſie die Formeln: Cedite, Consul venit; Date viam (locum) Consuli, u. a. Ging die Magiſtratsperſon wieder nach Hauſe, oder ging ſie ein anderes Haus, ſo ſchlugen die Lictoren mit ihren Ruthen an die Thür. Ferner ſahen ſie darauf, daß den Magiſtratsperſonen die gehörige Ehrerbietung erwieſen wurde. Dieſes Geſchäft hieß: animadvertere. Die Ehrerbietung beſtand darin, daß ein Reiter, welcher der Magiſtratsperſon begegnete, vom Pferde ſteigen, jeder das Haupt entblößen, aus dem Wege gehen mußte u. ſ. w. Endlich vollzogen ſie die Strafen, welche die obrigkeitlichen Perſonen zuerkannt hatten. Die Lictoren waren zwar freie Leute, aber aus der niedrigſten Volksklaſſe, gewöhnlich Freigelaſſene der Magiſtratsperſonen, bei denen ſie ihre Dienſte verrichteten. Übrigens gingen vor dem Dictator vier und zwanzig, vor den Conſuln, Decemvirn und Kriegstribunen mit conſulariſcher Gewalt zwölf, vor dem Prätor ſechs, eben ſo viel vor dem Magiſter equitum und einer vor einer Veſtalin voraus.

Liebe. Dieſelbe Kraft, welche Welten verknüpft und zuſammenhält, iſt es auch, durch welche der Menſch zu dem Verwandten ſeiner Gattung mit Freiheit hinſtrebt. Schon die Alten ſagten daher: „die Welt wird durch Liebe regiert;" aber ſie fügten hinzu: „und durch den Haß" (Eros und Eris, ſ. d. Art), weil ſie ſich nicht über den Gegenſatz ſtreitender Erfahrung zu dem Weſen aller Weſen erheben konnten, welches ſelbſt die Liebe iſt. In jener engern Bedeutung dagegen, als Zuneigung zu dem Gleichartigen und Verwandten, iſt Liebe nicht ohne Abneigung und Abſtoßung des Fremdartigen und Entgegengeſetzten (Haß im weiteſten Sinne), und die wahre, feſte Zuneigung, welche innig an

ihrem Gegenſtande hängt und unzertrennlich mit ihm verbunden iſt, nicht ohne Haß deſſen, was mit ihm ſtreitet und ihm durchaus widerſpricht; woher auch das Sprichwort: nur wer recht haſſen kann, kann auch recht lieben. Dann aber muß das Geliebte auch etwas wahrhaft Liebenswürdiges und Edles ſein; denn nur deſſen Gegentheil darf uns mit Abneigung und tiefem Abſcheu erfüllen. Daß wir aber dem Menſchen dieſe innige und edle Zuneigung gegen die Seinen beilegen, liegt darin, daß allein den Menſchen, ein freier inniger Drang an den freien Menſchen knüpfen kann, da das Thier ohne alle Wahl dem Eindrucke des Augenblicks und dem Geſetze der Natur folgt. Obwol nun die Liebe des ſinnlichen und mehr thieriſchen Menſchen dem thieriſchen Triebe mehr oder weniger ähnlich iſt, in ſofern ſie weniger als ausſchließend auf das beſtimmte Individuum gerichtet iſt, und die ſinnliche Heftigkeit deſſelben theilt: ſo wird doch in der wahren Liebe jeder ſinnliche Trieb ſo ſehr veredelt und durch die geiſtige Natur ſo geläutert, daß man dieſelbe vor Allem als eine reinmenſchliche Neigung anſehen darf, in welcher ſich die ganze Eigenthümlichkeit der menſchlichen Natur offenbart, und durch welche ſich der Menſch der Menſchheit innig anſchließt. Die menſchliche Neigung zu dem Verwandten offenbaret ſich aber in verſchiedenen Formen; zuerſt in der Kindesliebe, auf zarte Sympathie gegründet, mit herzlicher Dankbarkeit gegen die Wohlthäter und Ehrfurcht vor dem vollendetern Menſchen verbunden, und wiederum anders als Liebe der Söhne, anders als Liebe der Mädchen gegen Vater und Mutter; dann als Geſchwiſterliebe und Freundſchaft, ferner als Geſchlechtsliebe oder Liebe im engern Sinne. Letztere iſt die freie Zuneigung verwandter Perſonen verſchiedenen Geſchlechts, oder ein inniges Streben nach vollkommener Gemeinſchaft mit einer beſtimmten Perſon des entgegengeſetzten Geſchlechts, ja (objectiv) dieſe Vereinigung ſelbſt; denn die Liebe kann nur durch Gegenliebe vollendet werden. Sie entwickelt ſich naturgemäß zuerſt aus dunkler Sehnſucht, zu welcher die vollkommene Entwickelung des Körpers, welche in die Zeit der erſten Liebe fällt, wahrſcheinlich mitwirkt, und iſt dann mit einem Gefühl der Leere verbunden, welche das Bedürfniß einer vollkommenern Mittheilung bewirkt. Ferner gründet ſie ſich auf die körperliche und geiſtige Verſchiedenheit der Geſchlechter. Sie iſt aber dennoch, ſowol von dem regen Geſchlechtstriebe und der oberflächlichen Reizbarkeit des Gemüths, welche man Verliebtheit nennt (beide können die wahre Liebe unterdrücken), als von jener fälſchlich ſogenannten platoniſchen Liebe verſchieden, welche nur eine geiſtige Ausſchweifung iſt. Sie iſt vielmehr ein vollkommen menſchliches Streben nach vollkommener, d. i. geiſtig körperlicher Vereinigung, und eben darum der liebſte Gegenſtand der Kunſt. Wo ſie aber vollkommen iſt, da iſt ſie auch nothwendig ausſchließend auf ein feſtes Intereſſe der Herzen gegründet, und wird zur Lebensvereinigung derer, die ſich durch höhere Fügung gefunden. Der Staat erkennt ſie an in der Ehe, welche die vernunftgemäße Form der Liebe iſt. In der alten Welt, wo das Geſchlechtsverhältniß mehr ein phyſiſches war, und die Vielweiberei häufiger herrſchte, konnte die Liebe nicht mit dieſer Tiefe des Gefühls, ja mit dieſer ſchwärmeriſchen Herzlichkeit ſich offenbaren, welche ſie in der chriſtlichen und romantiſchen Zeit angenommen hat. Nur wo das feſte Vertrauen mangelt, geht ſie in Eiferſucht über, und große Hinderniſſe treiben ſie zur Leidenſchaft. Ruhiger und vertraulicher aber iſt die Gattenliebe und die mit ihr verwandte, aufopfernde und höchſt uneigennützige Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder.

Liebenſteiner Bad. Es liegt im Herzogthume Meiningen bei dem Dorfe Liebenſtein, in einer ſehr reizenden Gegend, die ſüdlich vom lieblichen Werrathale, nördlich vom Gebirge des thüringer Waldes begrenzt wird. Auf einer Bergkuppe ſteht das verfallene Schloß Liebenſtein, das wahrſcheinlich Veranlaſſung zur Erbauung des Dorfes ward. Es war eine Beſitzung des Herren von Stein und fiel 1673 als eröffnetes Mannlehn dem Hauſe Sachſen-Gotha zu, worauf es verfiel Bei der Theilung 1677 kam es an S. Meiningen. Von dieſen Ruinen herab genießt man einer herrlichen Ausſicht über die Berge des thüringer Waldes, einige düſtere, wilde Thäler deſſelben, das ſanfte Werrathal und die fernen, blauen Berge des Bleß, der Gera und der fernern Röhn Frankens. Das Fürſtenhaus, Wohnſitz der herzogl. Familie für den Sommer, ward 1804 in einem edlen Styl erbaut. Vorzüglich ſchön iſt der mit 12 Säulen gezierte, in der Mitte befindliche und unter einer runden Dachkuppel angebrachte Verſammlungsſaal. Neben dieſem Gebäude ſteht das Schauſpielhaus, welches, ebenfalls gut gebaut durch zufällig herbeikommende Geſellſchaften verſehen wird; die Muſik beſorgt die herzogl. Kapelle. Das Gaſthaus liegt jenen Gebäuden gegenüber, hat 3 Stockwerke, 72 Zimmer für Badegäſte und ein Billard- und Geſellſchaftszimmer. Auch in den übrigen Häuſern des Dorfes findet der Fremde gutes Unterkommen. Das Stallgebäude hat in ſeinem obern Stockwerk 9 Zimmer für Badegäſte höheren Standes, mit eben ſo vielen Nebenbehältniſſen. Das untere Stockwerk nehmen Ställe und Wagenſchuppen ein. Hinter demſelben iſt eine Reitbahn. Der Speiſe- und Tanzſaal iſt hinter dem Gaſthauſe und enthält, außer dem Saale, noch einige Zimmer. Das Brunnenhaus in Form eines Tempels, iſt ſtets offen. Der Sauerbrunnen zu Liebenſtein ward zuerſt bekannt unter dem Herzog Caſimir zu Koburg, mag aber ſchon früher benutzt worden ſein. 1614 faßte man den Brunnen und der Herzog beſtellte einen Aufſeher darüber. Im 30jährigen Kriege aber ſank ſein Ruf. Als der Herzog von Gotha 1673 Liebenſtein erhielt, grub man den Brunnen neu auf, faßte die vorzüglichſte Quelle beſonders und die 4 andern ebenfalls. Beſonders aber hob den Brunnen der Herzog von Meiningen 1800 aus ſeiner Vergeſſenheit. Er ließ die obigen Gebäude anlegen, Kunſtſtraßen bauen, Baumgänge einrichten und für Bequemlichkeit ſorgen. Vorzüglich hülfreich iſt der hieſige Sauerbrunnen bei ſchwacher Verdauung, Übermaß von Schleim, chroniſchem Huſten, Bleichſucht, Menſtruations-Beſchwerden, Hypochondrie, Nervenſchwäche, hyſteriſchen Krämpfen, Magenlähmungen, auch Gicht, hartnäckigen Rheumatismen, chroniſchen Hautausſchlägen ꝛc. Unter dem Schauſpielhauſe ſind 7 Bäder angelegt, in welchen man ſich nach Gefallen warmes und kaltes Waſſer zulaſſen kann. Die nöthigen Bedürfniſſe während der Badezeit werden entweder hierher gebracht, oder man läßt ſich dieſelben aus den benachbarten Städten Salzungen, Schmalkalden, Eiſenach, Gotha oder Meiningen holen. In der an Naturſchönheiten ſo reichen Gegend findet man der Unterhaltung genug. Entweder bringt man die Zeit unter den Kaſtanien des Gaſthauſes, oder in dem von hohen Buchen beſchatteten Felſengrund des Erdfalls zu; oder man wandelt auf anmuthigen Pfaden nach dem Felſenthor, oder der Ruine der Burg und der hohlen Scheuer. Weitere Partien macht man nach der Höhle bei Glücksbrunn, in welcher man bei ſonntäglicher Erleuchtung den unterirdiſchen See beſchifft; oder nach Altenſtein mit ſeiner gothiſchen Kapelle, der Teufelsbrücke, der Herzogin Denkmal und dem Hohlenſtein; oder nach der Buche im thüringer Wald, bei welcher Luther gefangen und nach der Wartburg gebracht

ward; oder endlich auf den wegen ſeiner weiten Ausſicht bekannten Inſelsberg, und das ſo freundliche großherzoglich weimariſche Luſtſchloß Wilhelmsthal mit ſeinen lieblichen Anlagen.

Liebesfamilie nannte ſich eine von den deutſchen Wiedertäufern abſtammende Sekte, die Heinrich Nicolai aus Münſter um 1560 in England ſtiftete. Ihr, 1573 unter dem Titel: Kurze Wiederholung des Glaubens der Gutwilligen in England, genannt die Familie der Liebe 2c. erſchienenes Glaubensbekenntniß verräth eine ähnliche myſtiſche Stimmung, wie der ſpätere Quietismus. Aus ihrem Glauben an die Wiedertaufe durch Buße und neues Leben erkennt man ihre Abſtammung, ob ſie gleich die Kindertaufe nicht verwarf und zur orthodoxen Kirche gehören wollte. Übrigens waren dieſe unter dem Namen: Familiſten, bekannten Schwärmer weniger mürriſch als andere dieſer Art, und wurden wegen ihrer Fröhlichkeit von dieſen angefeindet. Da indeß die Spannung, die dem Gebote der chriſtlichen Liebe einen beſondern myſtiſchen Sinn gegeben hatte, nach und nach wieder ſank, verloren ſie ſich um die Mitte des 17. Jahrh. unter andern Parteien in England.

Liebesmale, Agapen, wurden in der erſten chriſtlichen Kirche die gemeinſchaftlichen Mahlzeiten genannt, die der Feier des heiligen Abendmahls (ſ. d. Art.) vorangingen. Menſchen von allen Ständen ſpeiſeten dabei zum Zeichen der chriſtlichen Bruderliebe unter und mit einander. Jeder trug dazu nach Vermögen das Seinige bei, und die Reichen hielten die Armen frei. Dieſe von den Apoſteln angeordnete und den Geiſt der Gemeinſchaft in der entſtehenden Chriſtenheit ſchön bezeichnende Sitte mußte indeß beim Anwachſe der Gemeinde bald beſchwerlich, und wegen der dabei eingeriſſenen Unordnungen, um den Ruf der Chriſten zu ſchonen, durch Synodalbeſchlüſſe im vierten Jahrh. abgeſchafft werden. Die Brüdergemeinde (ſ. d.) hat die Liebesmahle wieder erneuert, und hält ſie bei feierlichen Gelegenheiten unter Geſang und Gebet mit mäßigem Genuſſe von Thee und Weizenbrot (Liebesbrot genannt) in ihren Verſammlungsſälen.

Liebestränke. Von den älteſten Zeiten her hat ſich die Meinung unter dem Volke erhalten, daß es Mittel gäbe, wodurch die Liebe nicht nur überhaupt erregt, ſondern auch auf einen beſtimmten Gegenſtande gerichtet werden könne. Mancherlei, theils abergläubiſche, theils ekelhafte, theils aber auch ſchädliche Subſtanzen aus dem Thier- und Pflanzenreiche wurden zu dieſem Behufe in Gebrauch gezogen. Das Wahre an der Sache iſt, daß man wol die Triebe durch Mittel erregen kann, welche eine ſpecifiſche Wirkung haben und deshalb Aphrodiſiaca genannt wurden, daß aber die Neigung durch phyſiſch wirkende Mittel niemals auf einen beſtimmten Gegenſtand gewendet werden kann. In dem Letztern liegt ein Widerſpruch in ſich ſelbſt. Als Mittel, welche zu ſolchen Zwecken verſucht werden, hat man oft ſolche in Gebrauch gezogen, welche der Geſundheit und der Vernunft, ja ſogar dem Leben Gefahr brachten.

Lied (in der Dichtkunſt). Die Benennung Lied iſt bisher ſo unbeſtimmt gebraucht worden, daß es ſchwer wird, den eigentlichen Charakter deſſelben genügend zu bezeichnen und es von den ihm verwandten Gedichten, der Ode und dem Hymnus, zu unterſcheiden. Im Äußerlichen und Mechaniſchen zeichnet ſich das Lied dadurch von den übrigen Gedichten aus, daß es ſtets in gleiche Verſe, ja auch in gleiche Strophen abgetheilt iſt, und dieſe wiederum ſtets daſſelbe Metrum haben, ſo daß alle Verſe und Strophen nach einer und derſelben Melodie geſungen werden können. Dazu gehört ferner, daß jede Strophe eine eigene

Periode ausmachen, und daß jeder Vers einen für ſich verſtändlichen Sinn haben muß. Innerlich dürfte der Charakter des Liedes inſofern verſchieden ſein, als das Lied einen engern Kreis hat, in welchem es ſich bewegt, und den es nicht überſchreiten darf. Dieſer Kreis ſchließt alsdann eine größere Mannichfaltigkeit in der Darſtellung gänzlich aus, und bleibt nur bei dem Einen ſtehen, bei dem Erguſſe des Gefühls. Die Ode hingegen ſchweift in das Erhabene aus, und berührt in ihrem Fluge das Geiſtige und das Irdiſche, das Hohe und das Tiefe. Das muſikaliſche Lied richtet ſich in ſeinem Charakter natürlich nach dem poetiſchen Liede, und hat dieſelbe Ruhe, dieſelbe Einfachheit, einen geringern Umfang der Töne, keine ſchwer zu treffenden Intervalle. Es gibt Volkslieder, Kriegslieder, Trinklieder ꝛc. vergl. den Art. Lyrik.

Liederſpiel unterſcheidet ſich, als neue Gattung des Schauſpiels mit Geſang, von der Operette hauptſächlich dadurch, daß alle darin verwebte Geſangſtücke bloß aus Liedern beſtehen, die entweder dem Publikum ſchon bekannt ſind, oder die der Tonſetzer doch wenigſtens in der Form des Liedes neu bearbeitet hat, und welche ſämmtlich mit einer, dem Liede angemeſſenen, einfachen Inſtrumentalbegleitung verſehen ſind. Reichard, wahrſcheinlich durch die Vaudevilles der Franzoſen dazu veranlaßt, machte in ſeinem Liederſpiele: Liebe und Treue, den erſten Verſuch in dieſer Gattung, der zwar Beifall, aber keine bedeutende Nachfolge fand.

Liefland. Die ruſſiſchen Provinzen an der Oſtſee, welche ſonſt unter den Namen: Liefland, Eſthland, Curland und Semgallen bekannt waren, gehörten ſchon in den früheſten Zeiten zum ruſſichen Staate, zahlten dieſem aber nur Tribut und hatten ihre eigene Verfaſſſung. Die Ruſſen widerſetzten ſich nicht einmal den Verſuchen fremder Eroberer, die hier eine neue Herrſchaft zu gründen anfingen. So geſchah es, daß ſie ſich, beſonders während der innern Zerrüttung Rußlands, ganz von demſelben abriſſen, und erſt dann wieder zur Unterwürfigkeit gebracht werden konnten, als Peter der Große ſeine Rechte auf dieſe Provinzen geltend zu machen wußte. Dem übrigen Europa blieb Liefland größtentheils unbekannt, bis im J. 1158 bremiſche Kaufleute, die eine neue Handelsverbindung mit dem Norden ſuchten, auf ihrem Wege nach Wisby auf (Gothland) an die Küſte Lieflands verſchlagen wurden. Die Bremer beſuchten nun das Land immer häufiger, trieben Handel und bauten ſelbſt ſich darin an. Achtundzwanzig Jahre nachher ließ ſich ein Auguſtinermönch, Meinhard, nebſt vielen andern Deutſchen in Liefland nieder. Er bekehrte die Einwohner zum Chriſtenthume und wurde der erſte Biſchof. Allein erſt dem dritten Biſchofe nach ihm, Albrecht, der mit einem neuen Zuge von Kreuzfahrern nach der Düna kam, gelang es, daſelbſt einen ſichern Grund für ſeine geiſtliche Herrſchaft zu legen. Er erbauete 1200 die Stadt Riga, und verlegte den Sitz des Bisthums dahin. Gegen das Ende dieſes Jahrhunderts bemächtigte ſich der däniſche König Knud VI. dieſer Provinzen, welche aber von einem ſeiner Nachfolger, Woldemar III., für eine Summe Goldes dem deutſchen Orden, mit welchem der im J. 1201 vom Biſchofe Albrecht geſtiftete Schwerdtbrüder-Orden vereiniget war, wieder abgetreten wurde, ſo daß alſo der deutſche Orden ſich fortan in dem Beſitze von Liefland, Curland, Semgallen und Eſthland befand. Endlich bewirkte die Schwäche des Ordens, der nicht im Stande war, dem Zar Iwan II. Waſiljewitſch, welcher dieſe dem ruſſiſchen Reiche entriſſenen Provinzen wieder erobern wollte, Widerſtand zu leiſten, im J. 1561 eine völlige Auflöſung des ganzen Staates. Eſthland begab ſich unter ſchwediſchen Schutz, Lief-

land ward mit Polen verbunden, und Curland, nebſt Semgallen, ward ein eignes Herzogthum unter polniſcher Hoheit, welches der letzte Heermeiſter des deutſchen Ordens, Gotthard Kettler, von dieſer Krone zu Lehn erhielt. Von dieſer Zeit an ward Liefland der unglückliche Zankapfel, um welchem ſich Schweden, Rußland und Polen faſt ein ganzes Jahrhundert (von 1561 bis 1660) ſtritten. In dem Frieden zu Oliva im J. 1660 trat Polen dieſe Provinzen Schweden ab, und ſie wurden nun mit Eſthland vereiniget. Beide Länder kamen endlich durch den nyſtädtiſchen Frieden 1721 an das ruſſiſche Reich, und bilden jetzt die Statthalterſchaften Riga und Reval. Liefland grenzt gegen Oſten an Ingermannland, gegen Süden an Litthauen und Samogitien, gegen Weſten an die Oſtſee und gegen Norden an den finniſchen Meerbuſen. Es iſt fruchtbar an Gras und Getreide, und beſteht aus zwei Landſchaften, Eſthland und Liefland (Ehſten und Letten), wovon das erſte am finniſchen Meerbuſen, letzteres aber gegen die curländiſchen und polniſchen Grenzen liegt. Die Letten, urſprünglich mit den Litthauern ein Volk, und alſo ein Stamm der Finnen, ſind größtentheils leibeigen; ihr ehemals hartes Schickſal und der wahrhaft empörende Druck, unter welchem ſie von ihren adeligen Tyrannen gehalten wurden, iſt durch eine kaiſerl. Verordnung vom J. 1804 und in neueſter Zeit noch mehr ſehr gemildert worden. Außer ihnen befinden ſich noch viele Deutſche, Ruſſen und Schweden im Lande. Die meiſten Einwohner ſind Lutheraner; doch haben auch Reformirte, Katholiken und Griechen freien Gottesdienſt. Im Jahr 1783 bekam das Land eine ganz neue Verfaſſung: aus Liefland wurde die riga'ſche, und aus dem ſonſt damit vereinigten Eſthlande die reval'ſche Statthalterſchaft errichtet. Doch ſtellte Kaiſer Paul 1797 den Namen Liefland wieder her. Es ward ehemals in neun, itzt aber in fünf Kreiſe eingetheilt: in den riga'ſchen, arensburg'ſchen, dörptiſchen, wendiſchen und den pernau'ſchen. Die Größe der Statthalterſchaft wird auf 938 Q. M. mit 980,000 Einwohnern angegeben, ſ. d. Art. Ehſtland.

Ligne (Carl Joſeph, Fürſt von) als muthvoller Krieger und geiſtreicher Schriftſteller gleich berühmt, ward 1735 zu Brüſſel geboren. Sein vormals geltender Titel war: des heil. röm. Reichs Fürſt, erſter Pär von Flandern, Pär, Marſchall, Grand Baillif und ſouveräner Offizier der Land- und Grafſchaft Hennegau, Gouverneur von Mons, Pär von Namur und Artois. Außerdem war er Grand von Spanien erſter Klaſſe, und k. k. wirklicher geheimer Rath, Kämmerer und Generalfeldmarſchall, Ritter des goldenen Vließes, Commandeur des militäriſchen Marie-Thereſien-Ordens ꝛc., auch Inhaber des dreißigſten Inf. Reg. Dieſer Prinz, bekannt durch ſeine ausgezeichneten Talente, ſtam aus einem der edelſten Häuſer Belgiens ab, welches von dem Städtchen Ligne im Hennegau den Namen erhalten und ſeit drei Jahrhunderten ſeinen Glanz in dem Ruhme der Waffen gegründet hatte. Das Haus Ligne erhielt im 16. Jahrh. die reichsgräfliche und 1602 die reichsfürſtliche Würde. Die zwiſchen Hennegau und dem lütticher Lande gelegene Herrſchaft Fagnolles, welche dieſem Hauſe gehörte, wurde 1770 unter dem Namen Ligne zu einer Reichsgrafſchaft erhoben. Der Prinz von Ligne widmete ſeine Jünglingsjahre dem ernſteſten Studium der klaſſiſchen Literatur und der Kriegswiſſenſchaften. So ausgerüſtet, trat er 1755 in öſterreichiſche Kriegsdienſte, diente 1757 und 1758 als Kapitän in dem ſeinen Vater zugehörigen Regimente de Ligne und dies Regiment und der junge Prinz, der die Seele deſſelben war, focht mit Ruhm in den Schlachten von Kolin zu Leuthen. 1758 befand er ſich

bei dem Siege von Hochkirchen, eroberte 1759 mit ſtürmender Hand den ſogenannten großen Garten vor Dresden und wurde, da der Oberſte des Regiments in Gefangenſchaft gerathen war, zur Belohnung zum commandirenden Oberſten ernannt. Er wurde nach Paris geſandt um die Nachricht von der Gefangennehmung des Generals Fink mit 15,000 Preußen bei Maxen (Nov. 1759), zu welcher er mitgewirkt hatte, zu überbringen, verlebte einen angenehmen Winter in Paris und kehrte zurück, nachdem er, wie er ſich ſelbſt ausdrückte, viele Bekanntſchaften, Unbeſonnenheiten, Bemerkungen und Schulden gemacht hatte. 1760 ſtand der Prinz unter dem General Lascy, welcher ſich der Städte Berlin und Potsdam bemächtigte. Nach beendigtem Kriege ward er General-Major. Als ſolcher ſtand er in einer niederländiſchen Garniſon, wo er den damaligen Grafen von Artois kennen lernte, der ihn einlud, wieder an dem franzöſiſchen Hofe zu erſcheinen. Dem zufolge ſah man ihn von 1766 bis 1787 bald zu Paris, bald zu Verſailles. Die Großen, die liebendwürdigſten Frauen, die geiſtreichſten und berühmteſten Gelehrten wetteiferten um den Beſitz des Fremdlings, den man für einen gebornen Franzoſen hielt. Man bewunderte den richtigen und tiefen Sinn, der ſich in tauſend muthwilligen Spielen des Witzes entwikkelte. Bei Hofe wußte er die ganze Würde eines Großen mit der Liebenswürdigkeit eines geiſtreichen Mannes zu vereinigen. Er hatte Zutrit in dem vertrauteſten Kreiſe der königlichen Familie, vorzüglich in den Abendſtunden von Klein-Trianon. Auch verſchmähte er es nicht, den Theaterheldinnen ſeine Huldigungen darzubringen. Dieſe Verbindungen verwikelten ihn in einige kleine literariſche Neckereien, deren Geiſt zuweilen auf ſeine Urtheile wirkte. Namentlich faßte er gegen Marmontel einen Widerwillen. Als leidenſchaftlicher Liebhaber von Reiſen, beſuchte der Prinz England und Italien, Voltaire zu Ferney, den Prinzen Heinrich in Rheinsberg, und Friedrich den Großen in Sansſouci 1770 wohnte er der Zuſammenkunft dieſes Monarchen mit Joſeph II. in Schleſien bei, und nachdem er als General en Chef eines Corps Eliten-Grenadiere in dem kurzen Kriege von 1778 gegen den Prinzen Heinrich gefochten hatte, ſtattete er 1785 demſelben einen Beſuch ab, und fand die verbindlichſte Aufnahme. Früher (1781) hatte er den petersburger Hof beſucht, wo ſein älteſter Sohn, der mit einer Prinzeſſin Maſſalski verheirathet war, 400,000 Rubel zu fordern hatte. Er gewann die Gunſt der Kaiſerin, deren leidenſchaftlicher Bewundrerer ward, und kehrte mit Porträts und Orden überhäuft, jedoch ohne den eigentlichen Zweck ſeiner Reiſe erreicht zu haben, zurück. In den Niederlanden hatte ſein Betragen ihm die größte Popularität erworben. Als die Streitigkeiten im J. 1784 einen Krieg mit Holland vermuthen ließen, traf er als General en Chef mit großer Thätigkeit alle Maßregeln, um einen ſchnellen und ruhmvollen Ausgang deſſelben zu ſichern. Zur Zeit der berühmten Zuſammenkunft Joſephs II. und der Kaiſerin von Rußland im J. 1787 ward der Prinz von Ligne der treueſte Unterthan des erſtern, und der ergebenſte Höfling der letztern genannt. Er begleitete ſie auf der berühmten Reiſe nach Cherſon. Nach dem Ausbruche des Türkenkrieges befand er ſich als Geſchäftsträger Oeſterreichs bei dem ruſſiſchen Heere; in der Folge befehligte er einen Theil des Heeres unter Laudon, welches Belgrad belagerte und einnahm. Obgleich er ſich dabei ſehr rühmlich benommen hatte, mußte er doch einige Zeit nachher die Ungnade des Hofs erfahren. Aber noch auf dem Sterbebette rief ihn Joſeph II. zu ſich, und überhäufte ihn mit Zeichen ſeines Wohlwollens. 1792 hatte er den Schmerz, ſeinen älteſten Sohn

in dem Gefechte von Bour zu verlieren. Seit geraumer Zeit hatte der Prinz ſich aus der großen Welt zurückgezogen, und lebte in ländlicher Ruhe in Nußdorf bei Wien in einem heitern Greiſenalter. Hier ſtarb er auch am 13. Dec. 1814. Noch lebt von ihm eine Enkelin Sidonia, ſeit 1807 an einen Grafen von Potocki vermählt. Sechzig bedeutungsvolle Jahre unſerer Geſchichte mit ihren Staatsmännern, Kriegern und Schriftſtellern waren an dieſem merkwürdigen Manne vorüber gegangen, in deren Begebenheiten er bald als handelnde Perſon thätig eingegriffen, bald ſie als geiſtreicher Beobachter in Denkſchriften und Briefen den Zeitgenoſſen und der Nachwelt überliefert hat. So hat er z. B. die Schlachten von Kolin, Görlitz, Breslau, Leuthen, die Belagerung von Schweidnitz, an denen er rühmlich Theil genommen hatte, mit treffenden Bemerkungen und höchſt originellen Anſichten geſchichtlich dargeſtellt. Als denkender Mann von leichtem, gewandten Geiſte und eindringendem Scharfſinn, reich an Kenntniſſen und aus dem Leben geſchöpften Erfahrungen, fand er Vergnügen und Erholung darin, ſeine Ideen niederzuſchreiben. Von dieſen Schriften ſind nach und nach 30 Bände in franzöſiſcher Sprache erſchienen; ihr Inhalt iſt ſehr gemiſcht, Verſe und Proſa wechſeln mit einander ab. Eine Auswahl von Briefen und kurzen Aufſätzen hat Frau von Staël herausgegeben (deutſch von Madam Spazier) der einige ähnliche Sammlungen gefolgt ſind. Man erhält daraus eine Menge von Aufſchlüſſen über Perſonen und Begebenheiten, und erblickt allenthalben einen unterrichteten, feingebildeten, zartfühlenden, ſcharfſinnigen, heitern Geiſt, der auf das Angenehmſte unterhält und belehrt. Seine nachgelaſſenen Schriften hat der Buchhändler Cotta an ſich gekauft.

Ligny (Schlacht bei) ſ. Waterloo.

Ligue, die. Die diplomatiſche Sprache iſt ſo gut in einem gewiſſen Grade von der Mode bedingt, wie ſo manches andere, und daher finden wir das, was ſeit dem überwiegenden Einfluß der franzöſiſchen Sprache bei allen Cabinetsverſammlungen Allianz genannt worden iſt, in den Zeitraum von 1500 bis 1650, wo der ſpaniſch-italieniſche Einfluß vorherrſchend war, meiſt mit dem Namen: Ligue bezeichnet, der dem ſpaniſch-italieniſchen Worte Liga nachgebildet iſt. Wenn aber auch jeder Fürſtenvertrag alſo damit von Schriftſtellern jener Periode häufig bezeichnet wurde, ſo gibt es doch einige, die bald mit einem Nebenworte, bald ohne ein näher beſtimmendes Beiwort den Namen Ligue vorzugsweiſe führen. Der erſte der Art iſt die Ligue von Cambrai, d. h. das Bündniß, welches Ludwig XII., König von Frankreich 1508 mit dem deutſchen Kaiſer Maximilian und dem König Ferdinand von Spanien hauptſächlich zur Demüthigung von Venedig ſchloß, und welchem ſich bald darauf (1509) der Pabſt Julius II. beigeſellte. Inzwiſchen dieſe Ligue löſte ſich, wie viele ſolche Bündniſſe, bei dem geenſeitigen Mißtrauen ſchon im J. 1510 wieder auf, und machte einer Liga santa Platz, d. h. einem Vertrage zwiſchen dem Pabſte, dem Kaiſer Maximilian, Ferdinand von Spanien und den nämlichen Venetianern, zu deren Vernichtung die Ligue von Cambrai geſchloſſen worden war. Jetzt hatte das neue Bündniß nichts Wichtigeres im Sinne, als Ludwig XII., deſſen Bundesgenoſſen zu ſeinen Feinden geworden waren, zu demüthigen, und ihn zu nöthigen, auf ſeine Eroberungen in Italien zu verzichten, was auch bis auf einen gewiſſen Grad hin erreicht wurde. Wir hätten in ihr alſo die erſte Erſcheinung eines — heiligen Bundes in der Geſchichte, der aber ſeinen Namen von der Theilnahme des Pabſtes erhielt. 30 Jahre ſpäter bildete ſich wieder eine Liga santa

in Deutſchland. Als nämlich 1536 die vornehmſten proteſtantiſchen Fürſten derſelben zum Schutz ihres Religionsbekenntniſſes in Schmalkalden ein Bündniß geſchloſſen hatten, um den Kaiſer Karl V. die Spitze zu bieten, ſo vereinten ſich die mißtrauiſchen katholiſchen Fürſten in Nürnberg 1538 ebenfalls mit einander, den Fortſchritten des Proteſtantismus zu begegnen, und die Anmaßungen der proteſtantiſchen Fürſten zu beſchränken. Sie legten ihrem Bündniſſe, weil es zum Schutze der katholiſchen Kirche geſchah, den Namen eines heiligen bei. Viel bedeutender als dieſe Liga, iſt in der franzöſiſchen Geſchichte die katholiſche Ligue 1576 gegen Heinrich III. geſchloſſen. Der Herzog Heinrich von Guiſe ſah, daß König Heinrich III. ſich der Hugenotten Parthei ungemein näherte, und dachte alſo darauf, einen ſchon von ſeinem Onkel, dem Kardinal von Lothringen, entworfenen Plan auszuführen, der darauf hinausging, die der katholiſchen Religion ergebenen franzöſiſchen Großen zu vereinen. Der vorgegebene Zweck war: Aufrechthaltung der katholiſchen Religion. Im Stillen dachte der Herzog aber nur darauf, da Heinrich III. ohne männliche Erben war und der Thron bei ſeinem Abſterben auf den ketzeriſchen Heinrich von Navarra überging, dieſen von der Thronfolge auszuſchließen und ſich deſſelben zu bemächtigen. Sein alle Herzen gewinnendes Benehmen machte die Ausführung des Planes leicht. Überall wurde er, als Paris das Beiſpiel gegeben hatte, in den Provinzen unterſtützt. Der Pabſt und der König von Spanien erkannten die Liga förmlich an. Zwar wurde ihr erſtes Oberhaupt, Heinrich von Guiſe, auf Veranſtaltung des Königs, dem die Demüthigung ſeiner Macht einleuchtete, meuchelmörderiſch hingerichtet, aber die Ligue ſelbſt behauptete ſich dergeſtalt, daß Heinrich III. im Lager des Feindes Hülfe ſuchen mußte, gegen den ſie dem Scheine nach, hauptſächlich gerichtet war: Heinrich von Navarra. Hier traf ihn der Dolch eines Meuchelmörders. Heinrich konnte ſein Recht auf den Thron, wollte er den Bürgerkrieg endigen, nur durch Vertauſchung der proteſtantiſchen Religion mit der katholiſchen geltend machen, und ſo nahm ſie nun von ſelbſt ein Ende, als er ſich (1594) in den Beſitz von Paris geſetzt hatte. Die letzte Ligue, ebenfalls die katholiſche genannt, weil ſie die Aufrechthaltung der katholiſchen Religion zum Ziel hatte, finden wir im 17ten Jahrh. in Deutſchland. Der 1555 geſchloſſene Religionsfrieden hatte hier der proteſtantiſchen Religion zu wenig eingeräumt und der katholiſchen zu viel genommen. Beide beobachteten ſich mißtrauiſch. Jene klagte über Eingriffe und dieſe über Anmaßungen. Da nun Heinrich IV in Frankreich das Haus Öſterreich gern demüthigen wollte und die proteſtantiſchen Fürſten auf alle Weiſe zu unterſtützen bereit war, ſo vereinten ſich dieſe durch die der proteſtantiſchen Reichsſtadt Donauwerth zugefügten Beeinträchtigungen gereizt, 1608 zu Anhauſen in Franken, und bildeten die ſogenannte evangeliſche Union zum Schutz und Trutz jedes einzelnen Mitgliedes. Die katholiſchen Fürſten handelten nun gerade, wie nach dem Abſchluß des ſchmalkaldiſchen Bundes und ihren Verein, die katholiſche Ligue, beſchleunigte 1610 beſonders die jülich-cleviſche Erbſchaft. Die vornehmſten deutſchen Fürſten machten auf die Länder des 1609 ohne Erben verſtorbenen Herzog Johann Wilhelms von Jülich-Cleve, Berg ꝛc. Anſpruch. Heinrich IV. nahm ſich der proteſtantiſchen an. Die katholiſchen ſchloſſen daher in Würzburg 1610 unter einander jenes enge Bündniß, an deſſen Spitze der Herzog Maximilian von Baiern ſtand. Der unvermuthete Tod Heinrich IV. hemmte nun zwar den Kampf, den Deutſchland ſchon jetzt zu zerfleiſchen drohte. Allein die Fürſten blieben dort und hier in dem eingegangenen Verhält-

niß, und als nun endlich das Feuer des 30jährigen Krieges aufloderte, waren die Streitkräfte, die die katholiſche Ligue aufſtellte, vom kriegeriſchen Maximilian, vom eiſernen Tilly in Bewegung geſetzt, mit den Waffen Öſterreichs vereint, den Proteſtanten ſo gefährlich, daß ohne die Dazwiſchenkunft von Guſtav Adolph, die Sache der Letztern verloren geweſen wäre. Mit dem weſtphäliſchen Frieden 1648 verloſch dieſe Ligue, und ſeitdem iſt unter ſolchem Namen kein Bündniß wieder zuſammen getreten.

Liguori (Alphonſe Maria de) geb. den 26. Sept. 1696 zu Neapel, und der Stifter der jetzt auch im Öſterreichiſchen ſich ausbreitenden Ligoriſten oder Redemptoriſten (deren Mitglied bekanntlich der ohnlängſt verſtorbene Zacharias Werner war, ſ. d. Art.) widmete ſich damals nicht ohne Glück dem Studium der Rechtswiſſenſchaft; da ihm aber im Jahr 1722 ein unangenehmer Vorfall auf dieſer Laufbahn begegnete, ſo verlor er den Muth zur ferneren Verfolgung derſelben nnd ward Prieſter. Bald ſchloß er auch ſich auf's engſte an die in Neapel errichtete Glaubens-Propaganda und fing an, den Miſſionär unter dem unwiſſenden und ſchlecht unterrichteten Landvolke des Königreichs zu machen, wo ihm allerdings zum Unterrichte eine weite Bahn eröffnet war. Da die Sache guten Fortgang hatte, ſo ſtiftete er hierauf 1732 mit Genehmigung des Papſtes in der Einſiedelei St. Maria zu Villa-Scala (in der Principata citra) einen klöſterlichen Verein, deſſen Theilnehmer ſich Glieder des Ordens vom Erlöſer (il sancto Redemtore) nannten, und deren Geſchäft der Volksunterricht ſein ſollte, folglich in gewiſſer Art gleichen angeblichen Zweck, wie die Jeſuiten, hatte. Schnell breitete ſich dieſer neue Orden über die beiden Sicilien aus, und die erſten Häuſer deſſelben waren zu Salerno, Conza, Nocera und Bovino. Lange hörte man von dieſem Nebenzweige der Logoliten außer Italien nichts; der neueſten Zeit blieb es indeß aufbehalten, mit Wiedereinführung manches Alten in Frankreich, Deutſchland und der Schweiz, auch den Ligoriſten Raum in dieſen Ländern zu gewähren. Zuerſt fußten ſie 1811 in der alten und aufgehobenen Karthauſe zu Val-Saint im Canton Freiburg, deren neueſte Bewohner, die Trappiſten, vertrieben worden waren, und ſpäter fanden ſie ſich auch in den deutſchen Staaten des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes und ſelbſt in der Hauptſtadt dieſer Monarchie ein, woſelbſt ſie nunmehr eine reich fundirte Stiftung beſitzen und beſonders auf das Volk zu wirken ſtreben. Liguori anlangend, ſo ward derſelbe 1762 von Clemenz XIII. zum Biſchof von Sancta Agatha Gothici in der Principata ultra ernannt, welchem Amte er bis 1775 vorſtand, wo ihn Pius VI. auf ſein Erſuchen davon entband, indem Liguori, alt, kränklich und durch Faſten und fernere Selbſtpeinigungen erſchöpft, ſeine Geſchäfte als Biſchof nicht mehr glaubte erfüllen zu können. Er zog ſich in den damaligen Hauptſitz der von ihm geſtifteten Congregation zu Nocera de Pagani zurück und ſtarb daſelbſt, nach Ausübung vieler klöſterlicher ſogenannter Tugenden, den 1. Auguſt 1787 in dem hohen Alter von 90 Jahren. Jetzt glänzt ſeit 1816 ſein Name in dem heiligen Kalender der römiſchen Kirche und Pius VII. war der Erſte, welcher ſein Gebet zu dem neuen Mitgliede der zahlreichen heiligen Legion richtete. Liguori gab eine Menge aſcetiſcher Schriften heraus, die theils in Neapel, theils in Venedig in Druck erſchienen, für Andre, als die ſeinen Tendenzen Beipflichtenden aber keinen ſonderlichen Werth haben.

Ligurien, bei den Römern derjenige Theil des nördlichen Italiens, der ſich an der Küſte des mittelländiſchen Meeres von der Grenze

Galliens bis nach dem jetzigen Livorno erſtreckte, und nördlich durch den Po begrenzt wurde. In dem franz. Revolutions-Kriege ward der längſt erloſchene Name Ligurien wieder in's Leben gerufen, indem Buonaparte der bis dahin beſtandenen ariſtokratiſchen Republick Genua (22 Mai 1797) eine demokratiſche Verfaſſung und den Namen der liguriſchen Republik gab. Beides, die neue Verfaſſung und der Name hörten jedoch ſchon 1805 wieder auf, da Genua (25. Mai) dem franz. Kaiſerrechte einverleibt wurde, welche Vereinigung jedoch 1814 wieder aufgelöſt wurde, und gieng das ſogenannte Herzogthum Genua an den König von Sardinien über.

Lille (niederländiſch Ryſſel), ſeit 1667 die Hauptſtadt des franzöſiſchen Flandern nnd aller franzöſiſcher Niederlande. Sie liegt an der ſchiffbaren Deule, welche durch die Stadt fließt, hat vortreffliche Umgebungen, 11 300 Häuſer und 55,000 Einwohner, und iſt eine der wichtigſten Feſtungen in ganz Europa. Beſonders iſt die Citadelle, an welcher Vauban ſeine ganze Geſchicklichkeit gezeigt hat, ein Meiſterſtück der Befeſtigungskunſt. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet ſich der Paradeplatz aus, und unter den breiten, gut gepflaſterten, des Nachts erleuchteten Straßen würde die ſchöne Königsſtraße jeder Stadt zur Zierde gereichen. Es gibt hier viele anſehnliche, in gutem Geſchmack aufgeführte Gebäude, wozu vorzüglich die Stephans- und Peterskirche, das ſchöne Rathhaus, die prächtige Kornhalle, das große Hoſpital, das Schauſpielhaus, das Zeughaus, die ſchöne Hauptwache ꝛc gehören. Man findet hier eine Börſe, eine Münze, eine Geſellſchaft der ſchönen Künſte, eine Zeichen- und Malerſchule, eine ſchöne Bibliothek, einen botaniſchen Garten, eine Gemäldegallerie und wichtige Fabriken von wollenen Zeugen, Leinwand, Spitzen, Baumwolle, Tabak, Leder, Glas, Fayance, Zuckerraffinerien, große Baumwollenſpinnereien, Kattundrukkereien und treffliche Garn- und Leinwandbleichen. Bei der Stadt befinden ſich mehr als hundert Ölmühlen. Auch iſt die Handlung der Einwohner nebſt der Blumen-, beſonders Tulpenzucht, ſehr anſehnlich. Letztere wird hier beinahe ſo ſtark, wie in Harlem getrieben. Spargel und Melonen werden bis Paris verſandt. 1708 eroberte es Prinz Eugen in Folge einer hartnäckigen und blutigen Belagerung; doch wurde es im utrechter Frieden 1713 an Frankreich zurückgegeben. 1793 beſchoſſen es die Öſterreicher ohne Erfolg. Lille iſt die Hauptſtadt des Departements au Nord und eines Bezirks deſſelben. Auch iſt es der Sitz eines Handelsgerichts und des commandirenden Generals der 16. Militärdiviſion.

Lima, Hauptſtadt des Königreichs Peru im ſüdlichen Amerika, am Fluſſe gleiches Namens, in einem ſchönen und ſehr fruchtbaren, zwei Meilen breiten Thale, zwei Stunden vom Meere und dreißig Stunden von den Cordilleras entfernt, 1585 von den Spaniern erbaut. Durch ein fürchterliches Erdbeben (28. Oct. 1746) wurden in wenigen Stunden die ganze Stadt, alle auf der Rhede liegenden Schiffe und unermeßliche Schätze vernichtet. Die Stadt iſt ſeitdem wieder aufgebaut worden. Die Häuſer ſind, wegen der Erdbeben, von Holz und nur ein Stockwerk hoch, die Straßen regelmäßig, ſehr rein und gut gepflaſtert und die Gegend herum mit Landhäuſern beſetzt. Der Einwohner ſind 60,000, unter welchen ein Drittheil Spanier ſind, die faſt allein den ganzen Handel in Händen haben, der mit Mexico, Chili und Spanien getrieben wird, und immer noch ſehr bedeutend iſt, obgleich nicht mehr ſo viele Reichthümer, als vor dem Erdbeben da zu finden ſind. Es herrſcht daſelbſt, beſonders unter dem weiblichen Geſchlecht, ein großer

Luxus. Die Stadt iſt eine der Münzſtädten in Amerika und war der Sitz des Vicekönigs von Peru, der hohen Landescollegien, eines Erzbiſchofs und einer Univerſität. Auch ſind verſchiedene Manufakturen vorhanden. Der Hafen Caleo oder Bonviſta, der 2½ Stunde von der Stadt entfernt liegt, iſt mit zwei großen Caſtellen verſehen, und leicht zu vertheidigen. Noch immer wird von dort aus der reichſte und ſtärkſte Handel nach dem nördlichen und ſüdlichen Amerika mit Gold und Silber und mit Landes- und europäiſchen Waaren getrieben.

Lindau, ehemalige freie Reichsſtadt in Schwaben, jetzt zu Baiern gehörig ſeit 1806, auf drei Inſeln im Bodenſee, von welchem die größte vermittelſt einer 290 Schritte langen hölzernen Brücke mit dem feſten Lande zuſammenhängt. Die kleinſte hat nur Weinberge, Gärten und Fiſcherhäuſer. Die Lage im Bodenſee hat der Stadt den Namen: Schwäbiſch Venedig, verſchafft. Die Zahl der Einwohner iſt 5000, welche in 700 Häuſern wohnen. Sie ſind meiſt lutheriſch, wenige katholiſch. Ihre Handlung, beſonders nach Italien und der Schweiz, iſt beträchtlich. Die einheimiſchen Erzeugniſſe beſtehen in Wein und Obſt, welches beides häufig ausgeführt wird. Der 1812 hier angelegte Maximilianshafen iſt 10 bis 16 Fuß tief, ruht auf einer Faſchinenlage von 1068 Fuß im Bogen und iſt eine Nachahmung des engl. Hafens Ramsgate. Er kann 250 Schiffe einnehmen.

Lindwurm, ein erdichtetes Ungeheuer, welches in den alten Rittergeſchichten eine eben ſo merkwürdige Rolle ſpielt, wie der Drache, der Vogel Greif u. ſ. w. Es wird als eine Gattung von Drachen oder auch als eine große, vierfüßige, geflügelte Schlange beſchrieben. Der tapfere Ritter St. Georg ſoll einen Lindwurm erlegt haben, und wird deswegen immer mit demſelben abgebildet.

Lingam, ſ. Indiſche Mythologie.

Linguet (Simon Nicolas Heinrich) geb. 1736 zu Rheims, wo ſein Vater, früher Profeſſor am Collegium Beauvais, in Folge der janſeniſtiſchen Streitigkeiten in einer Art von Exil lebte, was Linguet ſpäter zu dem Bonmot Veranlaſſung gab, „er ſei unter den Auſpicien eines lettre de cachet geboren" — ſtudirte zu Paris in demſelben Collegium, an welchem ſein Vater einſt lehrte, die Rechte, und erwarb ſich daſelbſt im Jahr 1751 die drei erſten Preiſe. Dieſe glänzende Entwikkelung ſeiner Fähigkeiten verſchafften ihn die Gunſt des damals in der Hauptſtadt Frankreichs ſich aufhaltenden Herzogs von Zweibrücken, und dieſer Fürſt nahm ihn erſt in ſein Land, und dann auf eine Reiſe mit nach Polen. Bald darauf kehrte Linguet jedoch in ſein Vaterland zurück und begleitete hierauf, da der Krieg zwiſchen Frankreich und Portugal ausbrach, den Prinzen von Bauvau als Sekretär nach Spanien. Hierdurch wurde er mit der ſpaniſchen Sprache und Literatur vertraut und noch während ſeines Aufenthalts in Madrid gab er Überſetzungen von einigen Stellen Calderon's und Lopez de Vega heraus; bei ſeiner Zurückkunft nach Frankreich aber ſein erſtes Geſchichtswerk, (Histoire du siècle d'Alexandre) welches er dem König Stanislaus Leszczinski dedicirte. Auf Anrathen ſeiner Verwandten, die ihn gern in einer feſten Anſtellung ſehen wollten, ergriff er nun den Stand der Rechtsgelehrten, und auch hier erwarb er ſich bald durch ſeine mit gründlicher Kenntniß des Fachs gepaarte glänzende Beredtſamkeit einen großen Ruf; leider aber auch zugleich durch die Kühnheit ſeiner Ideen und die Schärfe ſeiner Zunge, ein zahlloſes Heer von Feinden. Beſonders nachtheilig wurde ihm ſein polemiſches Verhältniß mit d'Alembert, der zu jener Zeit gleichſam der Beherrſcher der

Akademie war. Linguet wünſchte aufgenommen zu werden und d'Alembert, anfänglich noch gut Freund mit ihm, zeigte ſich bereit, ſein Verlangen zu unterſtützen; bald trat aber ein Zerwürfniß wegen einiger Foderungen ein, die d'Alembert machte, und Linguet, abgewieſen, bekämpfte nun mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln von Witz und Scharfſinn ſeine ſich täglich mehrenden Widerſacher unter den Gelehrten. Dennoch, trotz den Verkleinerungen ſeiner Feinde, ſtieg ſein Ruf als Autor und als Rechtsgelehrter immer fort und mehrere ſchwierige und bedeutende von ihm durchgeführte Prozeſſe z. B. der des Herzogs von Aiguillon mit der Regierung, und die Criminalſache des Grafen de Morangies, über welche Angelegenheit er eine der vortrefflichſten Abhandlungen ſchrieb verſchafften ihm die größte Anerkennung, erregten aber zugleich auch den Neid ſeiner Collegen, die Linguet durch heftige Diatriben noch mehr erbitterte, in einem ſolchen Grade, daß eine Art von Verſchwörung unter ihnen gegen ihn entſtand, in Folge welcher keiner mehr mit ihm vor Gericht treten wollte. Da nun das Parlament kleinlich genug dachte, die Hand in dieſem allerdings höchſt verwerflichen collegialiſchen Umtrieben zu bieten: ſo wurde Linguet, deſſen Erwiederungen und Ausfälle immer bittrer wurden, aus der Liſte der Parlamentsadvocaten geſtrichen und nicht beſſer erging es ihm auf der nun erwählten Bahn als politiſcher Schriftſteller. Sein 1777 begonnenes Journal politique mißfiel bald dem damaligen Premierminiſter Maurepas und wurde unterdrückt. Linguet, für ſeine perſönliche Freiheit fürchtend, ging nun nach der Schweiz, nach Holland und England, kehrte aber von da bald wieder zurück und lebte darauf in Brüſſel. Hier verſchaffte ihn der Herr von Vergennes die Erlaubniß, nach Frankreich zurückkehren zu können; da ſich jedoch ſeine Gegner in neuen Klagen gegen ihn erhoben, ſo ward er mittelſt eines lettre de cachet verhaftet und in die Baſtille geſetzt, in welcher er über 2 Jahre ſchmachtete und dann nach Rethel exilirt wurde (1782). An dieſem Orte aber blieb er nicht lange: er ging von neuem nach London und gab daſelbſt eine heftige Schrift gegen die willkürliche Gewalt in Staaten, deren Opfer er freilich geworden war, die er aber ſelbſt früher in ſeiner Théorie des lois vertheidigt hatte, heraus. Endlich, ſich wieder nach Brüſſel begebend, begann er daſelbſt ſeine Annales politiques fortzuſetzen und wußte darin nicht allein den Kaiſer Joſeph II. ſelbſt ſo geſchickt zu ſchmeicheln, ſondern auch die damals verhandelt werdenden Angelegenheiten wegen der Scheldeſchiffarth in ein für Öſterreich ſo günſtiges Licht zu ſetzen, daß der Kaiſer ihn in beſondere Gunſt nahm und ihn außer dem Adelsdiplom 1000 Ducaten ſchenkte. Nicht lange ſo ging jedoch dieſer Schimmer von hoher Gunſt vorüber. Linguet ergriff die Partei Van der Noot's (ſ. d. Art.) und der brabanter Inſurgenten und mußte nun auf Befehl Joſephs II. die öſterreichiſchen Niederlande verlaſſen. 1791 erſchien er von neuem in Paris und fing an, vor den Schranken des Convents die Sache der Schwarzen auf St. Domingo zu vertheidigen. Bald ging es jedoch hier mit ihm zu Ende. Die Schreckensregierung faßte Verdacht gegen ihn, und ſein Verſuch, ſich durch Flucht zu retten, mißlang. Er ward eingezogen, und den 9. Maſſidor Jahr 2 (27. Juny 1704) durch das Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt, weil er, ſo hieß es ausdrücklich in der Sentenz, den Deſpoten in Wien und London geſchmeichelt habe. So fiel Linguet ein Mann von ſeltenem Geiſte und Kenntniſſen, als ein Opfer republikaniſchen Ultraſinnes. Sein Äußeres war weder anſehnlich, noch ange-

nehm, wenn er aber in's Feuer der Rede gerieth, dann belebten ſich ſeine ſonſt ausdrucksloſen Züge und es fehlte ihm faſt nie, ſeine Zuhörer zu gewinnen und mit ſich fortzureißen. Geſchrieben hat Linguet, der unermüdet thätig war, ungemein viel, ſowol in Sachen der Rechtswiſſenſchaft als der Geſchichte, der Politik, der Staatswirthſchaft, und der ſchönen Wiſſenſchaften, und wir nennen hier nur ſeine Histoire des Revolution de l'Empire Romain (von Auguſtus bis auf Conſtantin) ſein Fanatisme des Philosophes, ſeine Théatre Espagnol, ſeine Fortſetzung der allgemeinen Geſchichte von Hardion (den 19. und 20. Band bildend) ſeine Lettres sur la Théorie des lois, ſeine Mémoires pour le Duc d'Aiguillon et le Comte Morangiés, ſeine Abhandlung du plus heureux gouvernement, ſeine Mémoires sur la Bastille und vor allen ſeine Annales politiques, civiles et litéraires du 18. siècle, die, wie gemeldet, 1777 begannen und mit verſchiedenen Unterbrechungen bis 1792 von ihm fortgeſetzt wurden. (Sie bilden im Ganzen 179 Nummern oder 19 Bände in Octav, und enthalten viel Merkwürdiges für die politiſche und Literar-Geſchichte jener Zeit.) Weniger werthvoll, jedoch ausgezeichnet durch Witz und Schärfe, iſt die Menge ſeiner auf vielfache Veranlaſſungen herausgegebenen Streitſchriften.

Linguiſtik, ſ. **Sprachenkunde**. Linguiſt, der ſich mit Forſchungen über den Urſprung, die Bildung und Verwandtſchaft der Sprachen beſchäftigt.

Linie heißt bei dem Mathematiker eine Ausdehnung in die Länge ohne Breite und Dicke. Sie iſt entweder gerade oder krumm. In der Geographie und bei der Schiffahrt iſt die Linie der Äquator; daher der Ausdruck: die Linie paſſiren. Beim Decimal-Längenmaß iſt ſie der 10., beim Duodecimal-Längenmaße der 12. Theil eines Zolls. Bei der Ingenieurkunſt nennt man Linie den aufgeworfenen Graben und die Bruſtwehr, wodurch die Schanzen zuſammenhängen, und welche zwei und dreifach hinter und über einander angelegt werden. In der Kriegskunſt heißt auch Linie eine Reihe in Schlachtordnung ſtehender Soldaten (daher Linientruppen), oder Schiffe (**Linienſchiffe**, ſ. d. Art.).. In der Genealogie und in den Rechten eine Reihe von einander abſtammenden Perſonen (ſ. **abſteigende Linie**.).

Linienſchiffe nennt man diejenigen großen Schiffe, welche mit einer beträchtlichen Anzahl Kanonen, Munition und Truppen ausgerüſtet ſind, und theils zu eigentlichen Seegefechten, theils auch zur Bedeckung der Kauffahrtei und Transportſchiffe gebraucht werden. Sie heißen Linienſchiffe, weil ſie in der Linie fechten können. Der Unterſchied ihrer Größe, der nach der Kanonen-Zahl beſtimmt wird, verurſacht auch einen verſchiedenen Rang unter denſelben. In England unterſcheidet man danach gewöhnlich drei Gattungen; 1) von 110 — 90 Kanonen, mit 850 bis 750 Mann. 2) von 90 — 80 Kanonen und 750 — 660 Mann; 3) von 600 — 410 Mann und 80 — 60 Kanonen. Linienſchiffe von mehr, als 100 Kanonen werden nur ſelten gebaut, und gehören zu den Ausnahmen von der Regel. Schiffe unter 60 Kanonen fechten ſelten in der Linie, und heißen Fregatten ꝛc.

Linné (Carl von). Dieſer berühmte ſchwediſche Naturforſcher, beſonders Botaniker, ward 1707 zu Rushult in Smaland geboren und von ſeinem Vater, einem Landpfarrer, anfangs, eines Gelübdes wegen, zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Da dieſer zugleich ein leidenſchaftlicher Botaniker war, ſo hatte der Sohn von früher Jugend auf Gelegenheit, die Pflanzenkunde zu üben. In ſeinem 10 Jahre ward er auf die Schule zu Werid geſchickt. Aber die Formen des damaligen Schulunterrichts

wurden ihm bald ſo ſehr zuwider, daß er ihn oft umging, um ſeiner Lieblingsneigung nachzuhängen und Pflanzen aufzuſuchen. So kam es, daß er in den Schulkenntniſſen zurückbleiben und beſonders in den gelehrten Sprachen vielen ſeiner Mitſchüler nachſtehen mußte. Seine Lehrer, ermüdet durch dieſe Trägheit und ſcheinbare Untauglichkeit, erklärtem dem Vater, aus ſeinem Sohne, der ganz ohne Fleiß, und nur bemüht ſei, Kräuter und Schmetterlinge zu ſammeln, könne höchſtens ein Handwerker werden. Wirklich gab der Vater ihn auf dieſes Urtheil zu einem Schuhmacher in die Lehre. Aber glücklicherweiſe blieb er nicht lange in dieſer Lage. Der Arzt Rothmann, ein beſſerer Beobachter, hatte an dem jungen Linné ungewöhnliche Talente bemerkt: er ſtellte dem Vater vor, daß die Lehrer ſeines Sohnes dieſen nicht beurtheilen könnten, und rieth der Mutter, ihr Gelübde zu halten und ihren Sohn Gott dadurch zu widmen, daß ſie ihm erlaube, ein Prieſter der Natur zu werden. Die Ältern folgten dem Rathe des verſtändigen Arztes, und freudig verließ Linné ſeinen Lehrmeiſter und deſſen Werkſtatt. Tournefort's Inſtitutionen, welche ihm Rothmann verſchaffte, waren das erſte brauchbare Werk über Pflanzenkunde, welches dem jungen Linné bei der Beſchränktheit ſeiner Lage in die Hände kam. Noch zwei Jahre blieb er in Werio, benutzte daſelbſt die Bibliothek und den Rath ſeines Gönners Rothmann und bereitete ſich durch das anhaltende Studium zu ſeiner großen Laufbahn vor. Inzwiſchen näherte er ſich ſeinem 20. Jahre. Da er einſah, daß ihm die Botanik keine Ausſicht zu einer Verſorgung darbiete, wählte er als eigentliches Brotſtudium die Arzneikunſt, für welche er ſich um ſo tüchtiger fühlte, als ſeine bereits hervorragenden Kenntniſſe in der Pflanzenkunde ihm das Studium derſelben erleichtern mußten. Auf der Univerſität zu Lund, wohin er ſich begab, fand er den Botaniker Stobäus, der, ſo weit ſeine Kräfte reichten, ſein Wohlthäter wurde, ihm auch einſt das Leben rettete, als er auf einer botaniſchen Wanderung von der ſogenannten Höllenfurie, einem in Schweden einheimiſchen giftigen Gewürme, geſtochen worden war. Linné hatte jedoch noch einige Zeit mit Dürftigkeit zu kämpfen; ein glücklicher Zufall machte ſein großes Talent bekannter. Bei einem Beſuche im botaniſchen Garten zu Upſala fand der berühmte Celſius den Jüngling, und mußte ſeine außerordentlichen Kenntniſſe bewundern. Er erkundigte ſich nach ſeinen Umſtänden, und kaum hatte der ehrwürdige Prälat ſie erfahren, als er eilte, ihn aus ſeiner hülfloſen Lage zu befreien. Celſius arbeitete damals an ſeinem ſchätzbaren Werke über die bibliſchen Pflanzen; er bedurfte eines Gehülfen und ſeine Wahl konnte auf keinen würdigern fallen, als auf Linné. Hier wurde Linné in ſeinem 24. Jahre auf die Idee geführt, ob nicht, bei der anerkannten Wichtigkeit der Geſchlechtstheile, das ſo deutlich ſich offenbarende Verhältniß derſelben zu einander die Grundlage zu einem neuen Lehrgebäude in der Botanik hergeben könnte, welches durch ſeine Einheit, durch die Folgerichtigkeit ſeiner Verbindungen und durch die Annäherung an das Ideal eines natürlichen Syſtems den Vorzug vor allen übrigen Syſtemen verdiene. Vor der Hand ſchrieb er ſeine Gedanken in einem Aufſatze nieder, den er dem Dr. Rudbeck mittheilte. Dieſer bewunderte die Neuheit und den Scharfſinn der darin enthaltenen Gedanken. Eine Folge davon war, daß Rudbeck ihm auftrug, an ſeiner Stelle im botaniſchen Garten die Pflanzen zu demonſtriren. Rudbeck hatte ſchon 40 Jahre vorher eine botaniſche Reiſe nach Lappland gemacht, deren Ergebniſſe die öffentliche Wißbegierde nur noch mehr reizten; es ward eine neue Reiſe dahin in Anregung gebracht, und Celſius ſchlug den jungen Linné dazu vor. Dieſer hielt eine Summe von etwa 50 Thaler, welche von der li-

terariſchen Geſellſchaft zuſammengeſchoſſen worden, für hinreichend, eine Reiſe von mehr, als 800 deutſchen Meilen zu machen. Im April 1732 trat er dieſelbe ganz allein an; eine lederne Kapſel mit Papier und Federn, ein Mantelſack mit Wäſche und Kleidungsſtücken war Alles, was er zu Pferde mitnahm. In 6 Monat. legte er dieſe gefahrvolle und höchſt beſchwerliche Reiſe zurück, deren Früchte für die Wiſſenſchaften, namentlich die Botanik, von großer Wichtigkeit waren. 1735 ließ er die vollſtändige Flora von Lappland drucken, welche zum Muſter für alle ähnliche Arbeiten geworden iſt. Man weiß nicht, ob man mehr die Genauigkeit und Richtigkeit der Beſchreibungen, oder die gelehrte Kritik in den Synonymen, oder den Reichthum neuer Entdeckungen bewundern ſoll. In dieſer Flora von Lappland ordnete Linné zuerſt die Pflanzen nach der Zahl der Staubfäden und ihren Verhältniſſen unter ſich und zu dem Piſtill. Bis daher hatte er noch keine akademiſche Würde erlangt, die ihn zu Vorleſungen hätte berechtigen können; auch fehlte es ihm an Mitteln, ſich eine ſolche ertheilen zu laſſen. Ihn einigermaßen dafür zu entſchädigen, machten ihm ſieben Jünglinge den Vorſchlag, mit ihnen eine mineralogiſche u. oryktognoſtiſche Reiſe nach Lappland zu unternehmen, den er auch gern annahm. Nach ſeiner Zurückkunft hielt er in Fahlun den Zöglingen des dortigen Bergweſens Vorleſungen über Mineralogie u. Hüttenweſen. Im April 1735 verließ er Fahlun, nahm in Harderwick die höchſte Würde in der Arzneikunſt an, und begab ſich dann nach Leyden, wo Boerhave und Gronov, über den Umfang und die Tiefe ſeiner Kenntniſſe erſtaunt, ein enges Freundſchaftsbündniß mit ihm ſchloſſen. Hier war es, wo er zuerſt (1735) mit ſeinem genialen Werke, dem Naturſyſteme in Tabellen, auftrat. Dies Werk enthielt ſchon die Grundlage ſeines ganzen Syſtems. Bei vielen Gattungen, die er nicht ſelbſt hatte unterſuchen können, folgte er Tournefort, mußte aber bey ſpäterer genauer Prüfung ſein Urtheil widerrufen. Burmann in Amſterdam, der damals die von Paul Herman hinterlaſſenen Schätze zu ordnen und zu beſchreiben hatte, nahm Linné als Gehülfen dieſer wichtigen Arbeit zu ſich. Linné verlebte hier ſechs Monate, während welcher er die Sammlungen und literariſchen Schätze ſeines Freundes auf das eifrigſte benutzte. Jetzt ſchlugen Boerhave und Burmann dem reichen Bewindhebber der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft, Clifford, der ſowol einen Hausarzt, als auch einen Aufſeher über ſeinen herrlichen Garten zu Hartecamp bei Harlem zu haben wünſchte, Linné zu dieſer Stelle vor. Linné erhielt ſie mit 1000 Gulden Gehalt und freier Station. Im Frühlinge 1736 zog er nach Hartecamp, wo er anderthalb Jahre in der angenehmſten Beſchäftigung zubrachte. Seinem, bereits erwähnten Systema naturae folgten 1736 die Fundamenta botanica, zu welchen er in der Folge in ſeiner Philosophia botanica den Commentar gab, ſeine Bibliotheca botanica und 1737 das köſtliche Werk: Hortus Cliffortianus, mit 37 Kupfertafeln, welche die von dem berühmten Ehret gemalten ſeltenen Pflanzen des Gartens zu Hartecamp darſtellen. Eine kleinere, meiſterhafte Beſchreibung des blühenden und fruchttragenden Piſangs (Musa Cliffortiana 1736) war ſchon vorangegangen. Hierauf gab er ſeine Genera plantarum heraus, worin 935 Gattungen nach allen ihren Kennzeichen beſtimmt ſind. Trotz der lichtvollen Conſequenz und Einheit dieſes Werks blieben jedoch noch immer viele Charaktere in demſelben zweifelhaft. Unter den Namen: Critica botanica gab er 1737 einen Commentar über mehrere Aphorismen der Fundamenta botanica heraus. Endlich erſchienen 1737 ſeine Classes plantarum, eine Zuſammenſtellung aller bis dahin bekannt gewordenen Syſteme. Während ſeiner Anſtellung im Hartecamp hatte Linné auch Ge-

legenheit, England zu beſuchen. Bei ſeiner Rückkehr nach Holland arbeitete er für Adrian von Royen, dem Boerhave die Aufſicht des botaniſchen Gartens abgetreten hatte, und der dieſen ganz umſchaffen wollte, ein Syſtem aus, welches, ungeachtet es ihm ſowol an Einheit der Grundlage, als an Folgerichtigkeit durchaus fehlte, doch von Männern, wie Gmelin und einigen Andern, angenommen wurde. Es iſt eine Art von natürlichem Syſteme, deſſen Hauptnorm die Zahl der Samenlappen iſt. Dies Syſtem gab Royen 1740 in dem Prodromus florae Leidensis heraus. Nachdem Linné faſt 3 Jahre in Holland zugebracht hatte, beſchloß er, in ſein Vaterland zurückzukehren. Er verließ daher im Mai 1738 Holland, ging zuerſt nach Paris, um dort Juſſieu, Guettard und andere berühmte Botaniker kennen zu lernen, und kam im September zu Stockholm an. Aber hier kümmerte ſich Niemand um ihn. Er war genöthiget, ſich mit der Ausübung der Arzneikunde zu beſchäftigen, um die Mittel zu ſeinem Unterhalte zu erwerben. Anfangs war auch dies mit Schwierigkeiten verbunden. Als aber ſeine glückliche Behandlung der Bruſtſchwäche bei Hofe bekannt wurde, ließ ſich die Königin Ulrica Eleonora von ihm behandeln, und nun ſtrömten ihm die vornehmſten und reichſten Kranken zu. Er war Arzt bei der Admiralität und königl. Botanicus. 1741 ward auf dem Reichstage beſchloſſen, Schweden in naturhiſtoriſcher Hinſicht aufmerkſamer, als bisher geſchehen war, bereiſen zu laſſen, und Linné zum Anführer der Reiſegeſellſchaft gewählt. Die Beſchreibung dieſer Reiſe gab er 1745 heraus. Aber trotz ſeiner glücklichen Lage in Stockholm ſehnte er ſich nach einer Stelle, in der er ſich ausſchließend ſeiner eigentlichen Wiſſenſchaft widmen könnte; dieſe fand er endlich in Upſala, wo er 1742 zum Profeſſor der Botanik ernannt wurde. Kurz vorher hatte ihm Haller in Göttingen, mit dem er früher in Streit, nachher aber in freundſchaftlichen Verhältniſſen gelebt, mit ſeltenem Edelmuthe ſeine eigene Stelle angetragen; der Brief war aber erſt angekommen, nachdem ſich Linné bereits für Upſala entſchieden hatte. Seine vornehmſte Sorge ging hier auf die Einrichtung und Verbeſſerung des botaniſchen Gartens, von dem er unter dem Titel: Hortus Upsaliensis, 1748 eine Beſchreibung heraus gab. Von jetzt an lebte Linné einförmig, doch rühmlich und nützlich, bereiſte Weſtgothland und Schonen, welche beide Reiſen er in eigenen Werken beſchrieb. Seine Flora Suecica erſchien 1745 (die zweite Auflage 1755). Darauf folgte bald ſeine Fauna Suecica. Die neuen Auflagen ſeiner früheren Werke abgerechnet, verfaßte er in Upſala faſt zweihundert akademiſche Schriften, ungemein viele Abhandlungen in den Schriften der ſtockholmer Akademie, der upſalaer Geſellſchaft, der petersburger Akademie, der londoner Societät, ferner eine Beſchreibung des Naturalienkabinets des Königs, der Königin und des Grafen Teſſin; vorzüglich aber beſchäftigte ihn die Ausarbeitung und Vollendung ſeines Hauptwerks, der Species plantarum, der Philosophia botanica und der Materia Medica. In den ſpätern Jahren ſeines Lebens entzog er ſich mehr und mehr den akademiſchen Geſchäften; ja er hielt ſogar 1772 um ſeine Entlaſſung an. Dieſe ward ihm aber in den ehrenvollſten Ausdrücken verweigert, der König ſchenkte ihm ein Gut und gab ihm die Erlaubniß, ſo oft es ihm beliebte, ſeinen Aufenthalt daſelbſt zu nehmen. 1774 ward er von einem Schlagfluſſe getroffen, der nach 2 Jahren wiederkehrte, und eine traurige Schwäche des Geiſtes und Körpers hinterließ, welche den 10. Jan. 1778 ſich mit dem Tode endigte. Vielleicht kommen in der Geſchichte der Wiſſenſchaften wenig Männer vor, die mit einem ſo außerordentlichen Scharfſinne ſo viel Klarheit und Ordnung der Begriffe, ſo viel Muth

und Beharrlichkeit und ſo viel treffenden Witz verbunden hätten. König Carl XIV. ließ ihm 1819 an ſeinem Geburtsorte ein Denkmal errichten.

Linſengläſer (Glaslinſen) ſind kreisrunde, linſenförmig geſchliffene Gläſer. Iſt ein ſolches Glas auf beiden Seiten erhaben, ſo wird es ein Converglaß, hat es auf einer Seite eine Ebene, ein Planconverglas, iſt es hingegen auf der einen Seite hohl, auf der andern aber erhaben geſchliffen, ein Meniskus (Mond) genannt. Ein auf beiden Seiten hohl geſchliffenes Glas heißt Concavglas; iſt es nur auf einer Seite hohl und auf der andern eben, ein Planconcavglas; iſt es endlich auf der einen Seite erhaben und auf der andern hohl, doch ſo, daß der Halbmeſſer der erhabenen Seite größer, als der hohlen iſt, ein Concavconverglas genannt. Bei allen Linſengläſern heißt die gerade Linie, welche durch den Mittelpunkt geht und auf den gekrümmten oder ebenen Flächen der beiden Seiten ſenkrecht ſteht, die Axe der Linſe. Trifft ſie auf das Geradeſte durch die Mitte, ſo iſt, wie man mit einem Kunſtausdrucke ſagt, das Glas richtig centrirt. Durch den Gebrauch der Linſengläſer in den Fernröhren hat man in neuern Zeiten Entdeckungen gemacht, wovon man ſonſt nichts ahnete. Auch die Mikroſkope, die gänzlich auf der Wirkung des Linſenglaſes beruhen, haben im Naturreiche die wichtigſten Entdeckungen veranlaßt. Den Nutzen der Brillen, die ebenfalls zu den Linſengläſern zu rechnen ſind, kennt jedermann. Die Wirkung derſelben, welche beſonders auf Brechung, Zerſtreuung und Wiedervereinigung der Lichtſtrahlen beruht, war längſt aus der Erfahrung bekannt, aber die Theorie derſelben iſt eine Erfindung der neuern Zeiten.

Linth, Lintharbeiten. Eine der größten hydrotechniſchen Unternehmungen, die im Innern Europa's unternommen worden, ſind die Lintharbeiten in der Schweiz. Es verhält ſich damit folgenderweiſe: Der Wallen-See und der züricher-See waren urſprünglich nur Einer. Die Linth, welche von Glarus herunter kommt, fällt von der Seite in die See, und da ſie ungemein viel Geſchiebe mit ſich führt, ſo dämmte ſie ihn zu. Hiedurch entſtand da, wo ſonſt See war, das Thal zwiſchen Weſen und Uznach, welches bald bevölkert und angebaut wurde. Die Linth hat im Laufe des letzten Jahrhunderts, indem ſie immer fortfuhr, bei großen Überſchwemmungen Geſchiebe zuzuführen, ihr Bett ſo angehöht, daß die Maag, welche der Abfluß des Wallenſees in den züricher See iſt, ſich ſtemmte, und der Wallenſee um 10 Fuß höher wurde. Die beiden Orte Weſen am untern Ende und Wallenſtadt am obern Ende, können nicht mehr bewohnt werden, da das Waſſer auf den Straßen und in den Häuſern ſteht. Die ganze Gegend zwiſchen beiden Seen wird ein Sumpf, deſſen Ausdünſtungen bösartige Fieber veranlaßt, die ſich ſchon bis gegen Zürich erſtrecken. 5000 Morgen Wieſen und Feld ſind ſchon theils ganz ertrunken, theils halb verſumpft, und die Gegend mußte bald verlaſſen werden. Der Grund vom Übel lag darin, daß die Linth ſo viel Geſchiebe führt und dadurch ihr Bette immer erhöht. Um dieſes Übel an der Wurzel anzugreifen, ſchlug Eſcher vor: man ſolle der Linth ein neues Bette durch den Felſen ſprengen und ſie in den Wallenſee leiten. Indem ſie nun genöthiget werde, ſich in dieſem engen Bette mit reißender Geſchwindigkeit zu bewegen, ſo müſſe ſie ihr Geſchiebe mit bis zum See nehmen, und in dieſen würde ſie es dann legen u. ihn nach u. nach theilweiſe zufüllen. Die Tagesſatzung nahm 1805 dieſen Vorſchlag an, ernannte eine beſondere Commiſſion, an deren Spitze der verdienſtvolle Eſcher ſteht. Der Kanal iſt nun gebaut, die Linth legt ihr Geſchiebe in den See nieder und kommt mit der Maag als klarer Fluß aus

ihm heraus. Das Bette der Maag iſt geſenkt worden, der See iſt wieder 10 Fuß niedriger, und die Ländereien und Wieſen ſind dem Verſumpfen entriſſen. Dieſes große Unternehmen hat 300,000 Thaler gekoſtet. Das Geld wurde auf Actien, jede von 50 Fr., beigebracht. Die Actien werden gedeckt 1. aus dem Verkauf der verſumpften und wieder gewonnenen Ländereien; 2. aus einer Abgabe von 1 bis 1½ Batzen auf die Ruthe derjenigen Ländereien, welche der Gefahr des Verſumpfens entriſſen wurden. Ausführliche Nachrichten findet man in Benzenberg's Briefen über die Schweiz. Bg.

Linz, die Hauptſtadt in Oberöſterreich, an der Donau, wo der Traunfluß ſich in dieſelbe ergießt, mit einer 400 Schritt langen, hölzernen Brücke über dieſelbe, iſt wohl gebaut. Die Häuſer, welche ein gutes Anſehen haben, ſind mehrentheils mit Schindeln gedeckt. Die Zahl der Einwohner, ohne Militär, beträgt 16 bis 17,000 in 1000 Häuſern. Die daſige Wollenzeugmanufaktur, die größte in allen öſterreichiſchen Staaten, in welcher beſonders vortreffliche Fußteppiche verfertigt werden, nährt in der Stadt und Umgegend viele tauſend Menſchen. Auch wird daſelbſt gutes Schießpulver verfertigt. Die übrigen Fabriken, ſo wie der Handel, vorzüglich der Speditionshandel, ſind nicht unbedeutend. Noch ſind zu bemerken das daſelbſt 1784 eingeſetzte Biſthum und das dortige Lyceum, welches Leopold I. 1674 errichtet. Es hat, gleich einer hohen Schule, das Recht, das Magiſterium und Baccalaureat in der philoſophiſchen Facultät zu ertheilen, wovon es jedoch nie Gebrauch gemacht.

Lipariſche (bei den Alten **Äoliſche**) **Inſeln**. Sie liegen, 11 an der Zahl, im mittelländiſchen Meere an der Nordſeite von Sicilien, und gehören zu Sicilien. Die vorzüglichſten darunter ſind: Lipari, die vornehmſte, Volcano, Panaria, Stromboli und Felicuda. Alle ſcheinen durch ein unterirdiſches Feuer entſtanden zu ſein; daher legten die alten Dichter hieher Vulkans Werkſtätte, auch die Wohnung des Äolus. Lipari hat eine kleine, ſchlecht gebaute Stadt gleiches Namens, mit einem Biſthume, zwei Häfen, einem Caſtell auf einem Berge und 14,000 Einwohnern in der Stadt und auf dem Lande. Von dem vortrefflichem Malvaſier-Wein, welcher hier wächſt, werden jährlich 2000 Fäßchen verſandt. Der Campo bianco, ein hoher, kegelförmiger Berg auf Lipari, beſteht aus vielen Schichten von weißlichem Bimsſteine, welcher einen Handelsgegenſtand abgibt. Zu Lipari iſt auch der Handel mit Südfrüchten, vorzüglich mit Weinbeeren und Feigen, beträchtlich; Volcano und Stromboli haben feuerſpeiende Berge; beſonders wirft Stromboli das ganze Jahr hindurch Feuer und glühende Steine aus, deren Schein bei Nacht in großer Ferne geſehen wird.

Lippe (das Fürſtenthum) erhielt ſeinen Namen wahrſcheinlich vom Fluſſe Lippe, an welchem im 12. Jahrh. die Stadt Lippe erbaut wurde. Die Vorfahren des jetzigen Fürſtenhauſes gehörten bereits im 12. und 13. Jahrh. unter die Primates Westphalorum, welche als Dynaſten oder edle Herren anſehnliche Länder erblich beſaßen. Bernhard von der Lippe beſaß 1129 die Stadt Lemgo; er und ſein Bruder Hermann erſcheinen zum erſten Male in einer Urkunde von 1129 mit dem Beinamen: von der Lippe. Bernhard II., deſſen Sohn, war ein Freund Heinrichs des Löwen; er fand ſich mit einem zahlreichen Gefolge wohlgewaffneter Ritter auf dem von Kaiſer Friedrich I. 1184 zu Mainz gehaltenen Reichstage ein. Bernhard III. (1230) erwarb mit ſeiner Gemahlin die Herrſchaft Rheda. Simon I., deſſen Enkel (im 14. Jahrh.), erbte einen Theil der Grafſchaft Schwalenberg.

Simon III., welcher die Grafſchaft Sternberg erwarb, errichtete 1363 das Pactum Pacis, nach welchem der erſtgeborne Sohn allein regieren ſollte. Erſt Bernhard VIII., welcher 1563 ſtarb, nannte ſich einen Grafen von der Lippe. Sein Sohn, Simon VI., iſt der nächſte Stammvater des jetzigen lippeſchen Hauſes. Er theilte ſeine Beſitzungen unter ſeine drei Söhne, von denen Simon VII. die Linie Detmold, Otto die Linie Bracke, und Philipp die Linie Bückeburg oder Schauenburg ſtiftete. I. Detmold. Friedrich Adolph (regierte von 1697 bis 1718) nahm, nachdem die brackeſche Linie 1709 erloſchen war, die Länder deſſelben in Beſitz, ohne auf die Rechte der bückeburgiſchen Linie Rückſicht zu nehmen, und verband ſie mit den detmoldiſchen Ländern. Sein Sohn, Simon Heinrich Adolph, erhielt 1720 vom Kaiſer Carl VI. die reichsfürſtliche Würde, die deſſen Enkel, Friedrich Wilhelm Leopold, 1789 vom Kaiſer Joſeph II. förmlich beſtätigt wurde. Er ſtarb 1802. Sein minderjähriger Sohn, Paul Alexander Leopold, geb. am 6. Oct. 1796, ſtand unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, Pauline, einer gebornen Prinzeſſin von Anhalt-Bernburg, welche 1819 8. Juni dem Lande eine liberale Verfaſſung gab, und 1820 ihm die Regierung übertrug. Bei dem deutſchen Bundestage hat der Fürſt eine Stimme. Dieſe Hauptlinie hat eine ältere und jüngere lippe-ſternberg-ſchwalenbergſche Nebenlinie, erſtere im Lippiſchen und letztere in der Lauſitz angeſeſſen. Das Fürſtenthum Lippe-Detmold, enthält nahe an 23 Q. M. und 70,540 Einwohner, 5 Städte, 4 Flecken und 152 Dörfer. Detmold, die Haupt- und Reſidenzſtadt, hat 2400 Einw. in 325 Häuſern. Lippſtadt an der Lippe gehörte ehemals zur Hälfte den Grafen von der Mark. Dieſer Antheil iſt jedoch aus der jülichſchen Erbſchaft dem kurbrandenburgiſchen Hauſe zugefallen, welches ſonach Mitherr der Stadt iſt und das Beſatzungsrecht, nebſt dem Poſtweſen, allein hat. Die Zahl der Einwohner beträgt 2700 in 570 Häuſern. Es wird hier ein bedeutender Getreidehandel getrieben. II. Die Linie Lippe-Schauenburg gründete Graf Philipp durch Erwerbung eines Theils der alten Grafſchaft Schaumburg kraft Übertragung ſeiner Schweſter Eliſabeth, und nahm zugleich dieſen Antheil von Schaumburg vom Hauſe Heſſen-Caſſel als Mannlehn. Die ältere Linie Lippe-Schauenburg Bückeburg erloſch 1777 mit dem berühmten Feldmarſchall von Portugal, Friedrich Wilhelm Ernſt und regiert ſeitdem die Linie Alverdiſſen, die vom Grafen Philipp Ernſt, Sohn des Grafen Philipp erſten Erwerbers, abſtammt, deſſen Enkel Philipp Ernſt 1777 die Regierung antrat und deſſen Sohn Georg Wilhelm ſeit 1787 regiert. Sein einziger Stammerbe iſt der Erbprinz Adolph, geb. 1817. Bei dem deutſchen Bundestage hat er auch eine Stimme erhalten. Die Beſitzungen des Fürſten von Lippe-Bückeburg-Schauenburg enthalten auf 10 Q. M. 23,700 Einwohner. Die Haupt- und Reſidenzſtadt Bückeburg liegt am Fluſſe Au. Wilhelmsſtein, künſtliche Inſel und Feſtung im ſtainhuder See. Wegen Ausübung der landeshoheitlichen Rechte in dem zum bückeburgſchen Antheile der eigenthümlichen Grafſchaft Lippe gehörigen Amte Blomberg walten zwiſchen den beiden regierenden Häuſern Streitigkeiten ob, die ſchon oft, und namentlich in den Jahren 1812 und 1818, Veranlaſſung zu Thätigkeiten geworden ſind, und auf deren Ausgleichung gegenwärtig lippe-bückeburgiſcher Seits bei dem Bundestage zu Frankfurt angetragen worden iſt. Der jetzige Fürſt hob

1810 8. Febr. die letzten Spuren der Leibeigenſchaft auf und gab am 15. Januar 1816 ſeinem Lande eine Verfaſſung.

Lippert (Philipp Daniel), geboren zu Meißen am 2. September 1702 wurde von ſeinem Vater, einem Beutler, zu ſeinem Handwerke beſtimmt. Es gelang dem Knaben dem Glaſerhandwerk den Vorzug zu verſchaffen, und ſo kam Lippert 1719 nach Pirna in die Lehre. In Dresden ſollte er nach ihrer Beendigung die Wanderſchaft anfangen. Aber eine von Jugend auf genährte Neigung zum Zeichnen änderte den ganzen Plan ab. Damals beſchäftigte die eben aufblühende meißner Porzellanfabrik eine Menge von Händen. Lippert ſah eine Möglichkeit, wenn er bei ihr in Arbeit träte, mit einer Art von Kunſt ſein Leben hinzubringen, und er glaubte dies nicht zu theuer durch drei nochmalige Lehrjahre erkauft. Seine Liebe für die Sache ließ ſie ihn leichter überſtehen, und durch Luſt und Ausdauer machte er bedeutende Fortſchritte, wovon noch Proben vorhanden. Als Nebenbeſchäftigung übte er ſich in ſaubern Federzeichnungen, deren Nettigkeit einen ſächſ. Ingenieurofficier auf ihn aufmerkſam machte. Lippert folgte dem Rathe dieſes redlichen Mannes und wandte ſich nach Dresden, um durch Unterrichtgeben eine freiere Lage zu erringen. Bei äußern Schwierigkeiten verließ ihn nie der Muth und Gott half, weil er ſich ſelbſt zu helfen verſtand. Schüler fanden ſich in Menge und ſeine auch ſpäterhin beibehaltene Methode des Planzeichnens hatte ſo vielen Beifall, daß man ihn 1738 beim Hauptzeughauſe, 1739 als Zeichenlehrer bei den k. Pagen anſtellte. Allgemeiner war damals bei den reichern Bewohnern Sachſens eine vom Fürſten ausgehende Sammlerliebhaberei. Kunſtſchätze, die jetzt ihr Greiſenalter erreicht haben, verbreiteten eine jugendliche Empfänglichkeit für Gegenſtände, die ehedem als die Domäne einiger vornehmthuender Gelehrten angeſehen worden waren, unter allen Ständen, und auch Lippert ſchien von dieſer Einwirkung nicht frei geblieben zu ſein. Wie er zunächſt darauf gekommen, neben Feſtungsriſſen und Lagerplänen geſchnittene Steine zum Gegenſtande ſeiner Liebe zu machen, iſt von keinem ſeiner Zeitgenoſſen genauer erzählt worden. Daß er den in Dresden lebenden Kennern und Kunſtrichtern: Hagedorn, Öſer, Dieterich, Heinecke und ſelbſt Winckelmann ſchon damals nicht fremd blieb, ahnet man mehr aus einzelnen Hindeutungen, als daß genauere Berichte es erwieſen. Vielleicht veranlaßte ihn ſeine frühere Glaſerei und die Bekanntſchaft mit den Miſchungen der meißner Porzellanmaſſe, ſich im Nachahmen alter Paſten zu verſuchen. Nur aus Frankreich und Italien bezog man damals für ſchweres Geld ſchlechte Abdrücke aus einer Schwefelmaſſe. Auch ſo waren ſie beſſer, als die Kupferſtiche. Lippert erfand eine eigne weiße Maſſe (nach der allgemeinen Behauptung eine ſächſiſche Kalkerde mit Hauſenblaſe gemiſcht), der er durch ein beigemiſchtes Foſſil zur faſt unzerſtörbaren Dauer vorzüglichen Glanz zu geben wußte. Die Abdrücke in dieſer Maſſe, zu denen er alle ihm nur erreichbaren Gemmen aufbot, vereinigte er in ſeiner Dactyliothek, die in dem Augenblicke erſcheinend, wo Winckelmann's Schriften Bewunderung und Theilnahme erregten, außerdem durch Chriſt's lateiniſche Regiſter dazu dem gelehrten Publikum empfohlen, im In- und Auslande Beifall und Abnehmer fanden. Der Beifall würde noch allgemeiner geweſen ſeyn, wäre Lippert wohlfeiler geweſen, hätte er kritiſcher gewählt und immer Abdrücke nach erſten Abdrücken gegeben. Manches Unechte lief mit unter. Raſpe wies 300 als verdächtig nach,

unter den 3149 Abdrücken, die in 57 Tabletten und in 3 Bände vertheilt die Daktyliothek ausmachen. (Die erſten beiden Tauſende, mit dem lat. Katalog von Chriſt, erſchienen Leipzig 1755 und 1756. Das dritte Supplementtauſend, mit dem Regiſter von Heyne, Lpz. 1762. Die deutſche Überſetzung des Regiſters vom gubenſchen Rector Thierbach beſorgt, Lpz. 1767 in 2 Quartbänden und das Supplement 1768). Das Verdienſt, das ſich Lippert durch dies Unternehmen erwarb, bleibt unbeſtritten, obgleich ſeine Maſſe in der Folge vom ehemaligen Aufwärter beim k. Antikenkabinet zu Dresden, Rabenſtein, auf's neue erfunden und noch verbeſſert, die Anzahl der bekannt gemachten Steine durch Taſſie bedeutend vermehrt ward. Vielleicht würde Lippert in ſpätern Jahren, wo er durch fortgeſetztes ſehr eifriges Studium vieles anders anzuſehen gelernt hatte, manches beſſer gegeben haben, aber der Verluſt der Auslage ſcheint abgeſchreckt zu haben. Bei ſeinem eifrig betriebenen Geſchäfte wuchs der fleißige ſcharfſinnige Mann an Einſicht. Mit Recht konnte Hagedorn ihn 1764 zum Prof. der Antiken bei der Akademie der Künſte vorſchlagen. Doch ſcheint dieſe Stelle mehr ein Titel geweſen zu ſein. Fortwährend gewann ſein Unternehmen an Ausdehnung. Mit 6500 Rthlr. Schulden hatte er angefangen und trotz allen Verluſten, die ihm Gutmüthigkeit, Übereilung und fremde Unredlichkeit zuzog, hinterließ er ſeiner einzigen, ihn überlebenden Tochter, außer dem Geheimniß der Miſchung, das mit ihr 1807 und zum zweiten Male mit Rabenſtein abgeſtorben iſt, bei ſeinem am 28. März 1785 erfolgten Tode doch ein anſtändiges Vermögen, dabei ein eigenes Haus, wodurch der lebensheitere Greis einen Wunſch ſeiner Jugend erfüllt ſah. Dankbar bezeichnet es (in der Königsſtraße in Neuſtadt-Dresden) als Ort der Ruhe, die er dem beſten Fürſten verdanke, eine daran befindliche Inſchrift. Als Beleg zu der von ihm überſetzten Erklärung von Schaumünzen, deren Gepräge eine Reihe Begebenheiten aus der römiſchen Geſchichte darſtellen, Lpz. 1763. 8. (aus dem Franz. des J. Daſſier) gab er Abdrücke in ſeiner Maſſe, die das Studium der Numismatik gefördert haben. Weniger werthvoll waren die Abdrücke der zu ihrer Zeit überſchätzten, eigentlich ganz unbedeutenden Hedlinger'ſchen Münzreihen, deren Anſehen ſich durch Lippert zum Theil zu lange erhalten hat. Auch in Obſidianglas ſeiner Erfindung machte Lippert Abdrücke; eine Sammlung der beſten Stücke ſeiner Daktyliothek in dieſer Glasmaſſe befindet ſich mit einem großen Theile ſeines artiſtiſchen Nachlaſſes noch in Privathänden zu Dresden. Im Leben war der unermüdet beſtrebſame Lippert, der durch Taubheit vom Umgange abgezogen ſelbſt bei Tiſche ſtudierte, zuthätig heiter und jedes rühmliche Beſtreben nach Kräften fördernd.

Lips (Joh. Heinr.), Maler, Zeichner und Kupferſtecher zu Zürich, war 1758 zu Klothen, in der Nähe dieſer Stadt geboren und ward Anfangs zum Dorfbarbier, was ſein Vater war, und darauf zum Landmann beſtimmt. Da er jedoch einen offenen Kopf verrieth, gab der daſige Pfarrer ihm einigen Unterricht in der lateiniſchen Sprache, Geſchichte und Mythologie. Während deſſen entwickelte ſich ſeine Neigung zum Zeichnen und man wollte ihn zu dem berühmten Kupferſtecher Schellenberg thun. Dieſer aber foderte 200 Gulden Lehrgeld; eine Summe, welche ſeine Ältern nicht aufzubringen glaubten. Nun ſollte Lips Barbier werden, als Lavater, der von des Knaben Anlagen Beweiſe erhalten hatte und aus denſelben vor-

herſagte, daß dieſer einſt einer der größten Kupferſtecher werden würde, ſich für ſeinen Unterricht verwendete. Schon im erſten Jahre lieferte Lips gute Arbeiten. Seine Verſuche im Ölmalen fielen nicht minder glücklich aus. Lavater bediente ſich des jungen Künſtlers bei der Herausgabe ſeiner phiſiognomiſchen Fragmente. Als dieſe Arbeit beendigt war, ging Lips nach Rom, um ſich daſelbſt noch weiter auszubilden. Nach ſeiner Zurückkunft ward er als Profeſſor der Zeichenakademie nach Weimar berufen, gab dieſe Stelle jedoch nach kurzer Zeit wieder auf und kehrte in ſein Vaterland zurück. Seine zahlreichen Werke der Kupferſtecherkunſt ſind in ganz Europa verbreitet. Er ſtarb 1818.

Lipſius (Juſtus), ein höchſt ausgezeichneter Philolog und Kritiker, war 1547 zu Iſch bei Brüſſel geboren. Nachdem er den erſten Unterricht von den Jeſuiten zu Köln erhalten hatte, bezog er, mit klaſſiſchen Vorkenntniſſen wohl ausgerüſtet, die Univerſität Löwen, wo er die Rechte, daneben aber mit großer Vorliebe die Alten ſtudierte. Die erſte Frucht der letztern Studien waren ſeine Variarum lectionum libri tres, die er ſeinem Beſchützer, dem Kardinal Granvella, zueignete, der ihn zu Rom, wo er 1567 ankam, in ſein Haus aufnahm. Hier verlebte er zwei Jahr als lateiniſcher Sekretär des Kardinals, verglich Manuſcripte in der Vaticana und andern Bibliotheken, betrachtete die Alterthümer Roms und genoß des Umgangs mit den ausgezeichnetſten Gelehrten daſelbſt. Darauf kehrte er nach Löwen zurück, begab ſich aber bald von dort nach Wien, wo Busbecq und andere Gelehrte ihn wohl aufnahmen, ihn jedoch vergebens feſtzuhalten ſuchten. Er machte ſich auf den Rückweg nach ſeinem Vaterlande. Da indeß dort der Krieg wüthete und er ſebſt Nachricht von der Verwüſtung ſeines Erbes erhielt, nahm er 1572 eine Profeſſur der Geſchichte auf der (obgleich lutheriſchen) Univerſität Jena an. 1574 ging er nach Köln, wo er ſeine Antiquae lectiones ſchrieb und ſeine Anmerkungen zum Tacitus begann; 1576 ward er Doctor der Rechte zu Löwen und hielt dort Vorleſungen über die Geſetze der Decemvirn. Die Kriegsunruhen aber bewogen ihn, den Lehrſtuhl der Geſchichte zu Leyden anzunehmen. Er trat zu gleicher Zeit zur reformirten Kirche über. In den dreizehn Jahren, die er hier verlebte, ſchrieb er ſeine vorzüglichſten Werke; ſie betreffen kritiſche, hiſtoriſche und philoſophiſche Gegenſtände und ſind alle durch Gelehrſamkeit ausgezeichnet. Am meiſten fand ſein Commentar zum Tacitus Beifall. Dagegen verwickelten ihn ſeine Abhandlung de una Religione und ſeine Politicorum libri V. in ſo heftige Streitigkeiten, daß er endlich nach Flandern ging. Er trat zur römiſchen Kirche zurück und begab ſich wieder nach Löwen, wo er mit großem Beifall Vorleſungen hielt, Mehreres ſchrieb und 1606 ſtarb. Seine Werke ſind in 6 Foliobänden geſammelt erſchienen. Von römiſchen Schriftſtellern hat er den Plautus, Tacitus, Valerius Maximus, Vellejus Paterculus und Seneca, den Philoſophen und Tragiker, commentirt.

Liqueur, ein im Deutſchen aufgenommenes, und aus dem lateiniſchen liquor gebildetes, franzöſiſches Wort, welches urſprünglich nichts weiter, als im Allgemeinen eine Flüſſigkeit bedeutet. Wir bezeichnen jedoch damit ausſchließlich alle Arten feiner gebrannter Wäſſer, beſonders die ſüßen.

Liquor (anodynus), ſchmerzſtillender Liquor oder Spiritus, auch von ſeinem Erfinder, dem berühmten Arzte, Hoffmann (ſ. d.

Art.), hoffmann'ſcher Liquor und hofmann'ſche Tropfen genannt, ein allgemein bekanntes, ſehrwohlthätiges Arzneimittel, welches man in den Apotheken aus einem Theil gereinigten Vitriolöl und vier Theilen höchſt geläuterten Weingeiſt, die zuſammen deſtillirt werden, zubereitet.

Liscov (Chriſtian Ludwig), ein deutſcher Satyriker, deſſen Geburtsjahr und frühere Geſchichte nur mangelhaft bekannt ſind. Er wurde wahrſcheinlich im Anfange des 18. Jahrh. geboren. 1730 lebte er einige Zeit als Kandidat der Rechte zu Lübeck, wo er mit dem daſigen Vielſchreiber, Magiſter Sivers, Streit bekam und durch denſelben zu den erſten Verſuchen der perſönlichen Satyre gereizt wurde. Von Lübeck ging er 1738 als Privatſekretär zu dem Geheimenrathe von Blome im Holſteiniſchen. Von dieſer Zeit an bis zu ſeiner Ankunft in Dresden, wo er an dem Kammerrathe von Heinecken einen großen Beſchützer fand, fehlen abermals alle Nachrichten von ihm. Seine ſatyriſche Laune, die ihn ſchon aus Lübeck vertrieben, ſchadete ihm auch in Dresden, welches er auf Verlangen des engliſchen Miniſters, den er durch einige Spottreden gegen ſich aufgereizt hatte, gleichfalls verlaſſen mußte. Weitere Nachrichten über ſein Leben fehlen. Wir wiſſen nur, daß er 1760 zu Eilenburg in Sachſen, wie man ſagt, im Gefängniſſe ſtarb. Unſtreitig gehört Liscov zu den geiſtreichſten Schriftſtellern ſeines Zeitalters. Er hat die proſaiſche Satyre der Deutſchen begründet. Seine Vorgänger übertrifft er durch bewegliche, vorzüglich in Sprachfertigkeit ſich zeigende Leichtigkeit. Doch fehlte ihm die Tiefe des Geiſtes, welche, ſich ſelbſt genügend, das Leben vorurtheilsfrei überſieht und ſich den gemüthlichen Spott ohne Feſſeln hingibt. Seine Schreibart iſt voll Kraft und männlicher Stärke, dabei höchſt rein, ſein Witz derb, aber treffend. Seine Schriften ſind von ihm ſelbſt geſammelt und führen den Titel: Sammlung ſatyriſcher und ernſthafter Schriften, Frankfurt und Leipzig (Hamburg) 1739. Gr. 8. Da ſich dieſe Ausgabe vergriffen hatte, veranſtaltete Müchler eine andere in 3 Octavbänden (Berlin 1806). Die Perſonen, gegen welche Liscov's Satyren gerichtet waren, ſind, außer obengenannten Magiſter Sivers, der damals in Halle lebende Profeſſor Philippi u. A. Unter allen liscov'ſchen Schriften iſt vielleicht ſeine Satyre: Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit elender Scribententen gründlich erwieſen, die keinen eigentlich perſönlichen Bezug hat, die beſte, und diejenige, welche am meiſten dazu beigetragen hat, ſeinen Namen in ehrenvollen Andenken zu erhalten.

Liſſabon, Lisboa, die Hauptſtadt von Portugal und die Reſidenzſtadt des Königs, liegt in der Provinz Eſtremadura, am rechten Ufer des hier $1\frac{1}{2}$ Meilen breiten Tejo, unweit ſeiner Mündung, auf drei Hügeln in einer romantiſchen Gegend und gewährt von der Seeſeite einen ſehr angenehmen Anblick. Sie iſt mit den Vorſtädten Junqueira und Alkantara über eine Meile lang und $\frac{1}{2}$ breit, und beſteht aus den drei Haupttheilen: Alfama, Bairro alto und o Mejo. Man findet hier 40 Pfarrkirchen, 50 Klöſter, überhaupt 300 Kirchen und Kapellen, 44 000 Häuſer und 300,000 Einwohner, worunter viele Ausländer, beſonders Neger, Mulatten, Kreolen und 30,000 Gallegos oder Galizier, die aus der ſpaniſchen Provinz Galizien hieher kommen, vorzüglich Laſt= und Waſſerträger ſind und überhaupt alle groben Arbeiten verrichten. Die Stadt iſt ganz offen, ohne Mauern und Thore, und hat bloß auf dem höchſten Hügel ein jetzt verfallenes Caſtell; dagegen wird der ſchöne, breite und ſichere Ha=

fen durch vier und an dem Fluſſe liegende ſtarke Forts beſchützt. Viele Straßen der Stadt ſind wegen der bergigen Lage ſehr uneben; der ſchönſten laufen längs des Tejo. Eigentliche Prachtgebäude findet man unter den Privatgebäuden nicht, ſondern die Wohnungen der Großen zeichnen ſich nur durch ihren weiten Umfang aus. Der weſtliche Theil der Stadt, o Mejo, iſt ſeit dem ſchrecklichen Erdbeben (1. Nov. 1755), wodurch die Hälfte von Liſſabon zerſtört wurde und an 30,000 Menſchen umkamen, ſchön wieder aufgebaut, und hat gerade und regelmaßige Straßen, ſchöne Häuſer und prächtige Plätze; dagegen der öſtliche Theil, der von dem Erdbeben verſchont blieb, ſein finſteres Anſehn behalten hat, wo man krumme und winklige Gaſſen und 5 bis 6 Stockwerk hohe, altmodiſche Häuſer findet. Sonſt war Liſſabon wegen der Unſicherheit und Unreinlichkeit ſeiner Straßen berüchtigt, aber in neuern Zeiten iſt für die öffentliche Sicherheit geſorgt, und eine ſehr ſchöne Straßenbeleuchtung eingeführt worden. Man hat ferner, durch ſorgfältige Reinigung der Straßen, Wegſchaffung des ſeit dem Erdbeben liegen gebliebenen Schuttes und durch das Verbot des Auswerfens alles Unraths und todter Hunde und Katzen auf die Straßen es dahin gebracht, daß Liſſabon jetzt zu den reinlichſten Städten gehört. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen ſich beſonders aus: der Commerzplatz und der Rocio oder Roscioplatz, welche beide durch gleichlaufende, ſchöne, breite und gerade Straßen verbunden ſind. Der erſtere Platz, auf welchem ſonſt der eingeſtürzte königliche Palaſt ſtand, liegt am Ufer des Tejo, am Landungsplatze des Hafens, iſt viereckig, 615 Schritte lang und 550 breit, und auf drei Seiten (die vierte gegen den Fluß hin iſt offen) mit anſehnlichen Gebäuden umgeben. In der Mitte ſteht die bronzene Bildſäule des Königs Joſeph I. Der Rocio oder Roscioplatz, wo ſonſt die Autos da Fé gehalten wurden, iſt ein regelmäßiges längliches, 1800 Fuß langes und 1400 Fuß breites Viereck, deſſen eine Seite der in neuen Style erbaute Inquiſitionsplatz einnimt. Auf dieſem Platze treffen zehn Straßen zuſammen. Unter den vielen Kirchen iſt die ſogenannte neue Kirche die ſchönſte und das prächtigſte von allen Gebäuden, die ſeit dem Erdbeben aufgeführt worden ſind. Die Patriarchalkirche, auf einer Anhöhe, von welcher man eine herrliche Ausſicht hat, iſt im Innern äußerſt prachtvoll und enthält einen reichen Schatz und viele Koſtbarkeiten. Der Patriarch, das Oberhaupt der ganzen portugieſiſchen Geiſtlichkeit, hat jährlich 86,000 Thaler Einkünfte. Man ſchätzt die jährlichen Einkünfte dieſer Kirche auf 700,000 Thlr. Zu den Merkwürdigkeiten Liſſabons gehört auch die, 1½ Meilen lange Waſſerleitung, welche an einer Stelle ſo hoch iſt, daß ein Linienſchiff mit vollen Segeln durchpaſſiren kann; ſie führt das Waſſer auf 35 kühnen Bogen über das Thal von Alcantara. Dies Werk widerſtand der Gewalt des Erdbebens, obgleich die Schlußſteine ſich einige Zoll in die Tiefe ſenkten. Von den Wohlthätigkeitsanſtalten ſind vorzüglich anzuführen das groſe St. Joſephs-Hoſpital, wo jährlich an 16,000 Kranke, und das Findlingshaus, worin jährlich 1600 Kinder aufgenommen werden. — An literariſchen Anſtalten fehlt es nicht, als: die königliche Akademie der Wiſſenſchaften, eine Erziehungsanſtalt für den Adel, eine Seecadettenakademie, mehrere Seminarien, ein botaniſcher Garten, drei Sternwarten, ein königliches Naturalienkabinet und mehrere öffentliche Bibliotheken, worunter ſich die 80,000 Bände ſtarke königliche Bibliothek auszeich-

iet. Liſſabon iſt der Sitz der höchſten Reichscollegien und des Patriarchen von Portugal mit einer zahlreichen Geiſtlichkeit. Die Einwohner unterhalten wenige Fabriken, ja es ſind nicht einmal hinreichende Handwerker für das Bedürfniß der Stadt vorhanden. Weit wichtiger iſt der Handel und die Schifffahrt. Liſſabon iſt der Mittelpunkt des geſammten portugieſiſchen Handels, der ſich beinahe nach allen europäiſchen Ländern, beſonders den außereuropäiſchen Beſitzungen der Portugieſen erſtreckt. Daher zählt man hier 240 portugieſiſche und 130 ausländiſche Handelshäuſer, vorzüglich engliſche. Jährlich laufen in den hieſigen Hafen 1700 bis 1800 Schiffe ein. Die reizenden Umgebungen der Stadt werden durch die große Menge von Landhäuſern (6000 bis 7000) Quintas, verſchönert.

Litanei, Litanen, (griech.) bedeutet ein Gebet, eine Gebetsformel. Die Proteſtanten nennen nur das feierliche Gebet, das an Bußtagen, ſonſt auch in Zeiten allgemeiner Noth, abwechſelnd geſprochen und geſungen zu werden pflegt und mit dem Kyrie Eleiſon anfängt und endigt, Litanei; bei den Herrnhutern hat aber die Sonntags Vormittags der Predigt vorangehende Betſtunde dieſen Namen. Dann ein langes Klagelied, klägliche Erzählung. E.

Lit de Juſtice war ehemals in Frankreich eine feierliche Handlung, wo der König, in Begleitung der Prinzen vom Geblüte, der Pärs und der vornehmſten Kron-, Staats- und Hofbeamten ſich in das Parlament begab, und daſelbſt auf dem Throne ſitzend (welcher in der alten franzöſiſchen Sprache lit genannt wurde, weil er wirklich aus einem Unterkiſſen, einem Kiſſen im Rücken und zwei unter den Ellbogen beſtand), in ſeiner Gegenwart diejenigen Befehle und Verordnungen, die das Parlament nicht hatte genehmigen wollen, einzeichnen (einregiſtriren) ließ. Das Parlament hatte nämlich das Recht, zum Beſten des Volks Vorſtellungen gegen königliche Befehle und Edicte zu machen. Wollte der König darauf keine Rückſicht nehmen, ſo erließ er zuerſt Befehlsſchreiben (lettres de juſſion) an das Parlament, und wenn dieſe nicht befolgt wurden, hielt er das lit de juſtice. Das Parlament mußte dann zwar gehorchen, proteſtirte aber nachher gewöhnlich gegen dieſe Handlung. Ludwig XV. hielt 1763 ein ſolches lit de juſtice, um gewiſſe Auflagen einzuführen, mußte aber bei der großen Widerſetzlichkeit der ſämmtlichen Parlamente endlich dennoch nachgeben.

Literargeſchichte iſt die Darſtellung der allmäligen Entwickelung und Geſtaltung der geſammten literariſchen Cultur. Durch die Geſchichte der Menſchheit und durch die allgemeine Culturgeſchichte eingeleitet und vorbereitet, verzweigt ſie ſich in ihrem weitern Fortgange ſo häufig mit der Geſchichte des bürgerlich-geſelligen Lebens und der religiöſen Überzeugung, daß ſie ohne beide letztere nur einſeitig aufgefaßt und dürftig dargeſtellt werden kann. Sie iſt als eines der höchſten Reſultate des, ſeiner eignen Thätigkeit ſich ſelbſt hiſtoriſch bewußt werdenden, menſchlichen Geiſtes erſt ſpätern Urſprungs und als ein Ganzes zuerſt von Chriſtoph Myläus und dem großen Bacon im 16. und 17. Jahrh. geahnet worden. Erſt um die Mitte des vorigen Jahrh. aber begannen die wirklichen Verſuche einer Geſammtdarſtellung derſelben, unter welchen die Werke von Eichhorn und Wachler vorzüglich ausgezeichnet zu werden verdienen. Die Hauptepochen der Literargeſchichte werden, wie bei der allgemeinen, durch die alte, mittlere und neuere Zeit beſtimmt, nur daß die Grenzpunkte jeder dieſer Zeiten andere ſind. Die literariſche Cultur der

alten Welt kann man mit dem 6. Jahrh. nach C. G. oder mit der Flucht der Wiſſenſchaften in die ſtillen Klöſter als beerdigt betrachten, und nach der in ſich gekehrten und rein auf ſich ſelbſt beruhenden literariſchen Thätigkeit des Mittelalters bezeichnet das Wiederhinzutreten altklaſſiſcher Bildung zu dem, auf eignem Boden und durch eigne Kraft Gewonnenem die Epoche der neuern Zeit, welche am beſten durch Petrarca an (d. i. von der Mitte des 14. Jahrh.) datirt wird. Die einzelnen Beſtandtheile der Literargeſchichte ſind die Geſchichte der Bearbeitung einzelner Wiſſenſchaften (z. B. der Poeſie, der Philoſophie), die Geſchichte der Gelehrten (Biographie, wohin Jöcher's allgemeines Gelehrtenlexikon und die Biographie universelle gehören), die Geſchichte des Bücherweſens (Bibliographie, ſ. d. Art.) und der darauf ſich beziehenden Gegenſtände, z. B. der Schreibkunſt und Buchdruckerkunſt, endlich die Geſchichte der gelehrten Anſtalten und Beförderungsmittel der literariſchen Thätigkeit, z. B. Schulen, Univerſitäten, gelehrte Vereine, Bibliotheken. Auch gibt es Bearbeitungen der geſammten Literargeſchichte einzelner Zeiten (z. B. Berington's literary history of the middle-age) und Völker (histoire littéraire de France), in denen ſich vorzüglich das Ausland auszeichnet, und dadurch um die Literargeſchichte vielleicht verdienter gemacht hat, als die Deutſchen durch ihre allgemeineren Werke, in denen häufig die Individualität der verſchiedenen Zeiten und Völker weniger ſcharf und kräftig ausgeprägt iſt, als es zur Lebendigkeit des Gemäldes und zur Tiefe und Wahrheit der Darſtellung erfodert wird. Einen umſtändlichern Art. über Literargeſchichte findet man in der neuen Folge dieſes Werks; Bd. XI. und XII.

Literatur. Unter Literatur verſteht man den geſammten Umfang menſchlicher Geiſteserzeugniſſe, die durch Schrift (oder Sprache) mitgetheilt oder fortgepflanzt werden. Inſofern dieſe Kenntniſſe enthalten, die nach den Gegenſtänden geſondert und ſyſtematiſch geordnet ſind, heißen ſie Wiſſenſchaften in weiterer Bedeutung, und inſofern ſie aus Lehrvorträgen oder Schriften, Büchern, ſich erwerben laſſen, Gelehrſamkeit. Man gebraucht deshalb den Ausdruck Literatur öfters auch gleichbedeutend mit Wiſſenſchaften (z. B. Geſchichte der Literatur), bald mit Gelehrſamkeit, z. B. Literaturzeitung, und inſofern Gelehrſamkeit hauptſächlich aus Büchern geſchöpft wird, mit Bücherweſen. Ein Literatus iſt demnach gleichbedeutend mit Gelehrter: literariſche Arbeiten, gelehrte, beſonders ſchriftſtelleriſche Beſchäftigungen; ein Literator hingegen wird genannt, wer mit Kenntniß des Bücherweſens ſich beſchäftigt, oder eine bedeutende Summe ſolcher Kenntniß ſich erworben hat, ein Bücherkundiger. Literargeſchichte iſt Büchergeſchichte. Ob die Geſchichte der Literatur bloße Literargeſchichte oder eigentliche Geſchichte der Wiſſenſchaften ſein ſolle, darüber ſind die Hiſtoriker der Literatur dieſe Stunde nicht recht einig. So viel iſt indeß gewiß, daß die Geſchichte der Wiſſenſchaften weit andere Abſichten zu erreichen hat, als die bloße Literargeſchichte, die jedoch mit Bibliographie, Bücherkunde, nicht verwechſelt werden darf. Die Geſchichte der Wiſſenſchaften ſoll nicht blos für das Gedächtniß und die Neugierde einen Vorrath literariſcher Merkwürdigkeiten liefern, ſondern ſoll dem Geiſte ein Licht anzünden, das ihm bei jeder wiſſenſchaftlichen Bemühung vorleuchte; ſie ſoll für jedes Gebiet in dem weiten Reiche der Literatur eine Art allgemeiner Reiſebeſchreibung abgeben, in welcher alle Entdeckungsverſuche, alle Verirrungen und Ausſchweifungen der Erkenntniß aufgezeichnet ſind;

kurz, ſie ſoll zur Kenntniß der verborgenſten Gänge des menſchlichen Geiſtes auf dem Wege zur Wahrheit, wie zum Irrthum, der verſchiedenen Anſtöße, durch welche ſich die Wahrheit durchkämpfen, der verſchiedenen Wege, Geſtalten, Schickſale, die ſie durchwandern muß, um eine allgemeine Erleuchtung unter den Menſchen verbreiten zu können, die Einſicht verſchaffen. Dieſem zu Folge muß eine Geſchichte der Literatur die Darſtellung des Allgemeingültigen und Höchſten ſein, was die in den Wiſſenſchaften ſchaffenden und ergreifenden Geiſter in der Zeit hervorgebracht haben, und ſie muß zeigen, wie man durch die wiederholte Offenbarung der freithätigen Vernunft eine Löſung der Aufgabe aller Wiſſenſchaft, einer allgemeinen Theorie des Wahren, Guten und Rechten Genüge leiſtete, und dem Ideal in der Ausführung ſich näherte. (S. Ortloff über die Geſchichte der Wiſſenſchaften und Künſte, Kob. 1807. über die Geſchichtſchreiber der Literatur, ſ. d. Art. Geſchichte.) Hierzu ſind Kenntniß der Bücher und Gelehrten bloße Hülfsmittel. Man kann nun aber unterſcheiden eine allgemeine Literatur aller Völker und Zeiten (ſo auch deren Geſchichte) und die beſondere einzelner Völker und Zeitabſchnitte, alte, mittlere, neue und neueſte griechiſche, römiſche, italieniſche, deutſche Literatur u. ſ. w. In den letztern Fällen verſteht man häufig bloß darunter, was jede Nation durch Schriften in ihrer Mutterſprache zu jenem Zwecke geleiſtet hat. Wie die Wiſſenſchaft der Kunſt, ſo ſtellt man der Literaturgeſchichte die Kunſtgeſchichte entgegen; nur zieht man gewöhnlich den Theil der Kunſt, deſſen Werke durch Schrift mitgetheilt werden, wir meinen die Poeſie, mit zur Literaturgeſchichte und ſpricht von einer ſchönen Literatur im Gegenſatz der ſogenanten ſtrengen Wiſſenſchaften. Außer der Poeſie rechnete man ehedem auch die Theorie der ſchönen Künſte überhaupt dahin unter dem Titel der ſchönen Wiſſenſchaften (belles lettres), und die Facultäts- und Brotwiſſenſchaften haben dieſen gar oft unter dem Namen der Belletriſtik, ſo wie ihren Anhängern, den Belletriſten, einen böſen Leumund gemacht. Die Wahrheit iſt, daß die Poeſie zur Kunſt, ihre Theorie aber zu den Wiſſenſchaften gehört, und daß ſchöne Wiſſenſchaften ein Unding ſind. Soll jedoch die Poeſie als ſchöne Literatur gelten, ſo iſt dieſelbe doch weder ganz, noch allein, ſondern es gehört dann zur ſchönen Literatur einer Nation der ganze Kreis der Humanitätsſtudien, alle Werke der Poetik, Philoſophie, Geſchichte, Beredtſamkeit, inſoweit nämlich, als dieſelben Anſprüche auf ſchöne Darſtellung haben und in der Mutterſprache geſchrieben ſind. So dürften z. B. zwar wol Werke über Äſthetik, wie die von Delbrück, Göthe, Schiller, Engel's Mimik, Schlegel's Vorleſungen u. a. hieher gehören, wol aber nicht viele äſthetiſche Lehrbücher. Daß dieſe Begriffsbeſtimmung nicht willkürlich ſei, kann man ſchon daraus ſchließen, daß alle Nationen die Schriftſteller, welche ſie als klaſſiſche auszeichneten, aus dieſem Kreiſe wählten. Und gewiß nicht mit Unrecht, wenn anders literariſche Bildung nicht ein Wort ohne Sinn und Bedeutung ſein ſoll; denn ſie erweckt vorzüglich Humanität, d. i. echte, ſchöne Menſchlichkeit, Sittlichkeit der Geſinnung, Reinheit und Zartheit des Gefühls. (Daß man klaſſiſche Literatur noch in einem andern Sinne nimmt, darüber ſ. Claſſiſch).

Literaturzeitungen und literariſch-kritiſche Zeitſchriften. Beinahe ſchon ſeit einem Jahrhunderte war für die ſchnellere Verbreitung der Begebenheiten der politiſchen Welt durch die Erfindung periodiſcher Schriften geſorgt worden, als man erſt

daran dachte, auch die mannichfaltigen literariſchen Erſcheinungen durch ähnliche Anſtalten länger feſt zu halten und zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Indeſſen waren, obgleich ähnlich in ihrem allgemeinen Zweck, beide Anſtalten in Hinſicht ihrer weitern Ausführung von einander unterſchieden. Wenn die politiſchen Tagebücher jener Zeit nichts weiter waren und ſein ſollten, als einfache Berichte der einzelnen Begebenheiten, als ſolcher, ohne auf ihren innern Zuſammenhang oder ihre muthmaßlichen Folgen Rückſicht zu nehmen: ſo mittelten im Gegentheil die literariſchen, ſchon von ihrem erſten Urſprunge an, das Verhältniß der verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Erſcheinungen, wo nicht zu dem höchſten Ideal, doch meiſt zu dem eben beſtehenden Grade und Charakter der literariſchen Cultur aus, und beſtimmte darnach ihren größern oder mindern Werth. So mußten ſie, wie oft auch beſchränkte Nationalvorurtheile oder noch niedrigere perſönliche Rückſichten und Leidenſchaften unter ihrem Schilde zügelloſes Spiel trieben, einer der kräftigſten Hebel der literariſchen Cultur der geſammten gebildeten Welt werden; ſie wurden das Bindemittel zwiſchen den verſchiedenſten Nationen, welche ſich bisher, in ſich abgeſchloſſen, bloß in ihrer Individualität ausgebildet hatten; ſie erzeugten durch den gegenſeitigen Umtauſch der Ideen Vielſeitigkeit und Mannichfaltigkeit der gelehrten Bildung; ſie erweckten Wettſtreit unter den Nationen, und regten durch die Öffentlichkeit dieſer Verhandlungen, die auf der literariſchen Bühne auftretenden Männer zu immer größerm Streben nach Vollkommenheit kräftig an; ſie brachte Licht und Überſicht, Ordnung und Bewußtſein in die bisher meiſt nur durch Zufälligkeiten beſtimmten und faſt bewußtloſen literariſchen Bemühungen. Das neuigkeitsliebende Frankreich, mit Gazettes und Mercures ſchon überhäuft, war auch Erfinder der literariſchen Tagebücher. Der Parlamentsrath, Denis de Sallo, gab in Geſellſchaft mehrerer anderer Gelehrten vom 5. Jan. 1665 an das Journal des savans heraus, welches, die ganze unermeßliche Schaar ſeiner Nebenbuhler überlebend, im J. 1790 geſchloſſen, aber auf Befehl Ludwigs XVIII im October 1816 wieder begonnen wurde. Die Menge der Redactoren und Mitarbeiter, welche es während ſeiner langen Dauer hatte, macht es unmöglich, eine allgemeine Charakteriſtik deſſelben zu liefern. Indeſſen zeichnete es ſich jederzeit durch die Ausführlichkeit der aus den Büchern gelieferten Auszüge und durch geſundes und billiges Urtheil aus. In manchen Perioden war es etwas einſeitig; ſo wurden z. B. unter Andry's Redaction meiſt nur mediciniſche Werke angezeigt. Die jetzigen Mitarbeiter, unter denen ſich die erſten Gelehrten Frankreichs, ein Silv. de Sacy, Langlès, Raynouard, Raoul-Rochette u. A. befinden, haben die ſchwere Aufgabe meiſterhaft gelöſt, in einem unter unmittelbarem Einfluſſe einer ſehr aufmerkſamen Regierung ſtehenden Journale bei der zarteſten und vorſichtigſten Beachtung der Rückſichten, welche dieſe Stellung zur Pflicht macht, ſich dennoch würdevolle Haltung und Selbſtſtändigkeit, anſtändige Freiheit im Urtheile, und literariſche Unbefangenheit zu ſichern; Eigenſchaften, welche dieſes Journal bei ſeiner anderweiten Gediegenheit und Gründlichkeit und bei ſeiner Klarheit und Sorgfalt für die Darſtellung zu einem der beſten jetzt erſcheinenden erheben. Von den ſeit dieſer Zeit erſchienenen literariſchen Journalen kann hier nur folgende kurze, nach den Ländern geordnete Überſicht der merkwürdigſten von ihnen Raum finden. **Frankreich**: **Mercure de France**, zuerſt bis 1717 unter dem Titel: **Mercure galant**, 1672 begonnen und mit einigen Unterbrechun-

gen noch bis jetzt fortgeſetzt, war urſprünglich für die Unterhaltung des Hofs und gebildete Weltleute beſtimmt und ſehr mannichfaltigen Inhalts. Die Redaction, welche die Regierung als Gnadenbezeugung verlieh, war bisweilen in ſehr guten Händen, z. B. Marmontel's. Mémoires de Trévoux (1701—80), von Jeſuiten zu Paris mit Feuer, Leichtigkeit und Tiefe geſchrieben, aber in den frühern Jahren höchſt partheiiſch und heftig gegen alle Andersdenkende, auch merkwürdig wegen ihres Antagonismus gegen alle übrige in- und ausländiſche Journale damaliger Zeit. Außer den Recenſionen, enthielten ſie auch kleine Abhandlungen. L'année littéraire (1754—76) durch Freron's Redaction berühmt und berüchtigt. Das Journal étranger (1754—62) und encyclopédique (1756—91) enthalten nicht bloß Recenſionen, ſondern auch Abhandlungen und Nachrichten aller Art. Die zum Theil von Ginguené redigirte Décade (ſpäter révue) philosophique, littéraire et politique (1794—1807) zeichnete ſich durch die beſondere Conſequenz und Feſtigkeit aus, mit welcher es unter allen Abwechſelungen einer ſehr bewegten Zeit ſeinen vorzüglichen Charakter behauptete. Millin's Magazin (ſpäter Annales) encyclopédique (1795—1818) enthielt, neben ſchätzbaren Abhandlungen, auch Recenſionen und einen ſo reichen Apparat der mannichfaltigſten Originalnachrichten aus allen Ländern, daß es ſchon in dieſer Hinſicht ſeinem Titel vollkommen entſprach. An die Stelle deſſelben iſt nach einem etwas erweiterten Plane die von Julien u. A. redigirte Révue encyclopédique getreten, welche neben dem Journal des savans als das vorzüglichſte der jetzigen franzöſiſchen Journale zu betrachten iſt. Nicht viel mehr als Buchhändlerverzeichniſſe und ohne kritiſchen Werth ſind von der Handlung Treuttel und Würtz herausgegebenen beiden Journale de la litterature de France (1796 ff.) und de la littérature étrangère (1801 ff.), welche bloße Inhaltsanzeigen enthalten. — Von den italieniſchen Zeitſchriften, welche ſich in der Regel durch die Ausführlichkeit und oft gar zu große Länge ihrer Auszüge charakteriſiren und ſich meiſt nur auf die inländiſche Literatur beſchränken, nennen wir aus Venedig das Giornale de' letterati d'Italia (1710—33, anfangs von dem berühmten Apoſtolo Zeno redigirt und reich an literarhiſtoriſchen Mittheilungen), aus Mailand die von Acerbi herausgegebne und durch Schärfe des Urtheils und Freimüthigkeit, ſo wie durch einen gewiſſen Anti-Toſcanismus ſich auszeichnende Biblioteca italiana (ſeit 1816), aus Florenz die Novelle letterarie (1740 ff., früher von dem gelehrten Lami redigirt) und die Antologia di Firenze, welche letztere auch Abhandlungen enthält, aus Rom die Effemeridi letterarie und das Giornale arcadico (ſeit 1819), aus Neapel das meiſt aus andern Journalen compilirte und weniges Eigne enthaltende Giornale encyclopedico (ſeit 1806). Auch das in Piſa ſeit 1771 erſchienene und früher von dem berühmten Biographen Fabroni herausgegebene Giornale de' letterati gehörte zu den beſten italieniſchen Zeitſchriften, ſo wie es auch Erwähnung verdient, daß in neueſter Zeit in Padua eine beſondere Bibliotheca tedesca erſcheint. — Die britiſche Journalliteratur mehrt ſich täglich. Für ältere und neuere, wiſſenſchaftliche und ſchöne Literatur iſt durch eine Menge von Zeitſchriften geſorgt, welche, wenn gleich nach den verſchiedenſten Grundſätzen und Anſichten redigirt, doch in der Regel darin zuſammenſtimmen, daß ſie ſich fern vom Ton der Schule und des Syſtems halten nnd dafür mehr zu Beziehungen auf die Verhältniſſe des Staates und des Lebens geneigt ſind. Es iſt hier ſelbſt

bei rein wiſſenſchaftlichen Producten gar nicht gleichgültig, ob der Kritiker ein Whig oder Torry iſt, ob er der established church oder einem andern kirchlichen Vereine angehört. Das Edinburgh und das Quarterly review, jetzt in Großbritannien die zwei geachtetſten recenſirenden Journale, beſtätigen dieſe Bemerknng. Und doch — das iſt der reine, geſunde Verſtand der Nation! — trübt dieſe reinbürgerliche Befangenheit nicht den klaren und ruhigen Blick in ſolchem Grade, daß man mit geſchraubten Sophismen, intoleranter Verletzungsſucht und andern unredlichen Waffen unrühmliche Siege über die Gegenpartei zu erſchleichen ſich bemühen ſollte. Der Kampf wird offen und kräftig geführt; die Fehde gilt der Individualität, nicht der Perſönlichkeit. Beide Journale liefern häufig Beurtheilungen von ſolcher Gediegenheit, daß ſie den Gegenſtand oft mehr erſchöpfen und tiefer in denſelben indringen, als das beurtheilte Buch ſelbſt. Weniger ausführliche Beurtheilnngen enthalten das Critical, British, und Monthly review (von welchen das letztere jetzt in der Meinung des Publikums etwas gefallen zu ſein ſcheint) British critic u. a. Von den nur zum Theil recenſirendem Journalen ſind das London und das Edinburgh magazine (erſteres bei Baldwin, letzteres bei Blackwood) die vorzüglichſten. — In Spanien hat erſt die Revolution von 1820 die Entſtehung einer Menge neuen Zeitſchriften veranlaßt, welche, wenn auch größtentheils der Politik zugewendet, ſich doch in Art der franzöſiſchen Journale auch viel mit literariſchen Gegenſtänden beſchäftigtigen. Früher beſchränkte ſich dieſes Fach der Literatur in Spanien faſt bloß auf das Diario de los literatos de España (1737 – 43, 4 Bde.) und auf das Memorial literario de Madrid (1784 — 1807), welche wenig mehr als Inhaltsanzeigen erhielten. — In den nordiſchen Reichen war bisher der Mangel an literariſchem Umtriebe dieſen Inſtituten eben ſo wenig günſtig, und die Kiöbenhavnske Adresse-Comtoirs Efterretninger (1759 ff. unter verſchiednen Titeln fortgeſetzt) und Gjörwall's ſchwediſche Journale mußten ſich meiſt mit der inländiſchen Literatur begnügen. Doch iſt in neuerer Zeit auch hier größere Thätigkeit erreicht. — Dagegen bezeugten Holland und Deutſchland in bewundernswürdigem Grade, welchen günſtigen Einfluß Freiheit der Meinungen und ausgebreiteter literariſcher Verkehr, verbunden mit Fleiß und Gründlichkeit, auf dieſe gelehrte Tageblätter habe. Unter allen denen, welche in Holland erſchienen ſind, behauptete in Rückſicht der vollſtändigen und geordneten Auszüge, der ſcharfſinnigen Kritik, der eigenen eingeſtreuten gelehrten Bemerkungen, und des anziehenden Styls, die der Ausländer Bayle (Nouvelles de la république des lettres 1684 ff. von 1687 an von Andern fortgeſetzt), Besnage (histoire des ouvrages des savans 1687 — 1709) und le Clerc (biblioth. universelle 1686 — 93, 23 Thle. Bibl. choisie 1703 — 13, 27 Thle. Bibl. ancienne et moderne 1714 — 27, 28 Thle.) den Vorzug. Außer ihnen verdienen Erwähnung das Journal littéraire (1713 — 37), die Bibliothèque raisonnée (1728 — 51) und die Bibliothèque nouvelle (1738 — 44). Von Inländern wurden, meiſt ohne ſonderliche Lebendigkeit, geſchrieben de Boekzaal van Europe (ſeit 1692, unter verſchiedenen Titeln noch immer fortgeſetzt und charakteriſtiſch durch ſeine ſtrenge Anhänglichkeit an den kirchlichen Lehrbegriff), het Republyk der Geleerden (1710 — 48), Allgemeene Konst- en Letter-Bode (ſeit 1788, in Holland am meiſten geſchätzt), de Recensent ook der Recensenten; Vaderlandsche Bibliothek (ſeit 1790), Schouwburg voor in-

en buitenlandsche Letterkunde, Letteroefeningen u. ſ. w. Der nicht zu verbergende Mangel an Selbſtſtändigkeit der jetzigen holländiſchen Literatur offenbart ſich auch in dieſen Zeitſchriften nur zu ſehr. Wyttenbach's treffliche, aber nur auf die Philologie ſich beſchränkende bibliotheca critica war nicht von langer Dauer. — Deutſchland endlich erwarb ſich in der Journaliſtik das höchſte Verdienſt. Neben den übrigen oben angedeuteten Verhältniſſen, welche es mit Holland gemein hatte, war es wegen des unermeßlichen Fleißes, der vielſeitigen Bildung und des unbefangenen und von Nationalvorurtheilen faſt am meiſten freien Charakters ſeiner Gelehrten ganz zu Unternehmungen dieſer Art geeignet. Charakteriſtiſch bei den gelehrten Journalen der Deutſchen iſt, neben einer kaum zu erkennenden Hinneigung zum Ton der Schule und des Syſtems (die Mehrzahl derſelben wurde ja auf Univerſitäten geſchrieben), vorzüglich das Umfaſſen der ganzen Literatur, ohne Vorliebe für einzelne Zweige der Wiſſenſchaften oder für die Literatur einzelner Länder. Nur in einem ſolchen Lande konnte die Idee einer allgemeinen Literaturzeitung gefaßt werden, welche ganz vorzüglich den Deutſchen eigenthümlich iſt; denn wie allgemein auch die Titel der andern ausländiſchen Journale lauten mochten, ſo begünſtigten ſie doch gewöhnlich meiſt nur die Literatur des Landes, in welchem ſie erſchienen, oder beſonderer Wiſſenſchaften, und keins von ihnen umfaßte die geſammte Literatur mit einer ſolchen Unparteilichkeit und Rückſichtsloſigkeit, als es die Deutſchen thaten. Will man nicht Friedrich Nitzſch lateiniſche Überſetzung der Jahre 1665 — 70 vom Journal des Savans als das erſte Journal Deutſchlands betrachten, ſo gebührt dieſe Benennung den Actis eruditorum (1682 — 1776), welche in den frühern Zeiten mehr referirend, als urtheilend waren, und neben den Recenſionen auch kurze Abhandlungen enthielten. Der entſchiedenen Trefflichkeit der Mitarbeiter entſprach auch die ungemeine Ausbreitung, in welcher ſie geleſen wurden, und der große Einfluß, welchen ſie übten. Wegen einer für ihre nächſten Umgebungen ſeltenen Freimüthigkeit und Freiheit von Vorurtheilen, ja ſelbſt wegen Gebrauchs der deutſchen Sprache bei gelehrten Gegenſtänden, wodurch man das Intereſſe auch der nicht gelehrten, aber gebildeten Klaſſe zu erregen bezweckte, und wegen ihrer dialogiſchen Form verdienen Erwähnung, Chriſtian Thomaſius Monatsgeſpräche (1688 — 90), und W. E. Tenzel's monatliche Unterredungen (1689 — 98, fortgeſetzt durch die curieuſe Bibliothek, 3 Bde.) Von deutſchgeſchriebenen Journalen erhielten ſich am längſten die (leipziger) neuen Zeitungen von gelehrten Sachen (unter verſchiedenen Titeln von 1715 — 97), beſonders merkwürdig und noch jetzt ſehr brauchbar dadurch, daß ſie bis zum Jahre 1740 alle in- und ausländiſche Journale im Auszuge enthalten und für jene Periode eine wahre Journalencyklopädie bilden. Zugleich mit der Univerſität Göttingen entſtand 1739 daſelbſt auch eine gelehrte Zeitung, welche ſich unter Albrecht von Haller's und C. G. Heyne's Redaction immer höher hob. Die Namen eines Haller, Heyne, Käſtner, Michaelis, Eichhorn, Planck, Blumenbach, Hugo, Brandes, Spittler, Heeren und ſo vieler andern Mitarbeiter bürgen hinlänglich für ihre Trefflichkeit. Von den Meinungen und Streitigkeiten des Tags ſich entfernt haltend, ſprach ſie doch oft ein wahres und tiefes Wort zu ſeiner Zeit. Im Ganzen ſind die Göttinger gelehrten Anzeigen mehr referirend, als urtheilend und zeichnen ſich vorzüglich durch gute Auszüge ausländiſcher Schriften aus.

Entſchiedenen Einfluß auf die Bildung Deutſchlands hatten die Briefe, die neueſte Literatur betreffend (Berl. 1759—65, 24 Theile., von Leſſing, Mendelſohn, Abbt, Nicolai u. A.) und in noch höherm Grade die allgemeine deutſche Bibliothek (Berl. 1766—96. 118 Bde. Neue a. d. B. 1793—1806. 107 Bde.) Weit mehr kritiſirend, als referirend beſtritt ſie mit einer bis dahin noch nicht geſehenen, oft an Keckheit und Übermuth gränzenden Freimüthigkeit verjährte Vorurtheile, brachte eine Menge neuer Ideen in Umlauf, war ir Rügen ſtreng und ſchonungslos, doch meiſt unparteiiſch, und führte eine neue Periode der deutſchen Culturgeſchichte herbei. Zu und in dieſer wirkte thätig mit die allgemeine Literaturzeitung (zu Jena 1785 von Bertuch geſtiftet, und von Schütz und Hufeland redigirt), an welcher die trefflichſten Köpfe Deutſchlands arbeiteten. Wenn ſie an hoher Freimüthigkeit und unbefangener Prüfung der allgemeinen deutſchen Bibliothek gleich kam, ſo übertraf ſie dieſelbe noch durch feinere Urbanität und einen geläutetern Geſchmack; vorzüglich behauptete ſie den Vorrang vor ihr, der ſchon alternden, bei den Erſcheinungen, welche die kritiſche Philoſophie veranlaßte. Auch übertraf ſie dieſelbe an Umfang, indem ſie zugleich die ausländiſche Literatur umfaßte. Seit ihrer Verſetzung nach Halle (durch Schütz und Erſch Berufung dahin im J. 1804 bewirkt) ſcheint ſie an ihren ehemaligen Hülfsquellen wenig verloren zu haben, obgleich die neue jenaiſche Literaturzeitung (ſeit 1804, von Eichſtädt redigirt) ihr Abbruch gethan. Letztere dürfte leicht in der Lebendigkeit und Wärme, mit welcher ſie die verſchiedenartigſten neuen Erſcheinungen des Tags würdigt und beſpricht, einen theilweiſen Vorzug begründen. Die leipziger Literaturzeitung (ſeit 1800 unter mehrern Titeln), zu ſehr auf die Theilnahme ihres Erſcheinungsortes beſchränkt, hat ſich bisher über die beiden vorgenannten rivaliſirenden Inſtitute, welche ihre Mitarbeiter in ganz Deutſchland zu wählen verſtanden, nicht zu erheben vermocht und namentlich an einer gewiſſen Eintönigkeit gelitten, welche in einer ſo bewegten Zeit doppelt unerfreulich iſt. Deſto gnügender entſpricht Beck's Repertorium ſeinem beſcheidnen, aber darum um nichts weniger verdienſtlichen Zweck. Die erlanger Literaturzeitung (von Meuſe', Mehmel und Langsdorf redigirt 1799—1810, unter andern Titeln und in andrer Form ſchon von 1746—98), ohne beſonders hervorſtechenden Charakter, fand ihr Grab in den damaligen philoſophiſchen Fehden. Weniger auffaſſend, aber ſtreng und ſcharfſinnig prüfend, mehr urtheilend, als referirend ſind die heidelberger Jahrbücher der Literatur (ſeit 1808). Unter günſtigen Vorbedeutungen begann 1813 unter Sartori's Direction eine wiener Literaturzeitung, welche aber nur bis zu Ende 1816 mit nicht immer feſter und ſicherer Haltung fortdauerte. An ihre Stelle trat mit Unterſtützung der Regierung 1818 eine kritiſche Quartalſchrift (Jahrbücher der Literatur), welche dem Beſtehenden vielleicht zu gefliſſentlich und zu hartnäckig huldigt, um die nothwendige Unbefangenheit und Ruhe zu behaupten, und nur in einzelnen Artikeln bisweilen an ihr brittiſches Vorbild, das Quarterly Review, erinnert. Lebendigkeit, Freimuth und würdigen Anſtand vereint mit Tiefe und Mannichfaltigkeit der in Leipzig ſeit 1819 erſcheinende Hermes, welcher, nur auf die wichtigſten Erſcheinungen in der Literatur ſich beſchränkend, häufig nicht unpaſſend mit dem Edinburgh Review verglichen worden iſt. Nur einen örtlichen Werth hatte die oberdeutſche Literaturzeitung (1788 von Lorenz Hübner begonnen), und auch die neue münchner Literaturzeitung

war ein viel zu frühzeitiger Verſuch, um lange beſtehen zu können. Durch alle dieſe, urſprünglich nur höhere wiſſenſchaftliche Zwecke beabſichtigenden deutſchen Zeitſchriften war allmälich auch unter dem nicht eigentlich gelehrten, aber gebildeteren deutſchen Publikum ein Intereſſe an literariſcher Kritik geweckt worden, welches zur Entſtehung einer beſondern Gattung populariſirender kritiſcher Blätter Veranlaſſung gab. Eins der erſten derſelben war das, dem tübinger Morgenblatte beigegebene Literaturblatt, welches früher an geiſtreichen und treffenden, wenn gleich kurzen Kritiken reich war, in ſpätern Zeiten aber nur zu ſehr das einſeitige Tribunal einer einzelnen Partei oder vielmehr nur eines einzelnen Individuums geworden iſt. Den Gegenſatz zu der ſcharfen Polemik deſſelben bildet die Friedlichkeit und Höflichkeit des literariſchen Wegweiſers bei der dresdner Abendzeitung. Unter den ſelbſtſtändig erſcheinenden kritiſchen Blättern dieſer Art behauptet das literariſche Converſationsblatt, welches die, dem kotzebue'ſchen literariſchen Wochenblatt zum Grunde liegende Idee mit entſchiedenem Glück veredelt und erweitert hat, ohne Zweifel den erſten Rang. Für die, welche an Kotzebue's Art und Manier fortwährend Gefallen finden und ſonſt keine polemiſchen Koſtverächter ſind, iſt die Pekate beſtimmt, und blöden Augen erbietet ſich ein theilweiſe mit Geſchichte redigirter literariſcher Beobachter zu Hülfe zu kommen. So iſt die deutſche Kritik jetzt in einer Thätigkeit begriffen, welche weder an Intenſion, noch an Extenſion irgend einer ausländiſchen nachtrit. Die einer beſondern Wiſſenſchaft oder einem einzelnen Lande gewidmeten kritiſchen Zeitſchriften, deren Anzahl nicht minder anſehnlich iſt, iſt, hier aufzuführen, nicht der Ort. Man vergl. übrigens den Art. **Zeitungen.**

Lithographie, ſ. **Steindruck.**

Lithauen (in der Sprache des Landes Litwa) war ehemals ein, unter dem Namen eines Großherzogthums für ſich beſtehendes, über 5000 Q. M. enthaltendes Land, ſeit 1569 mit Polen vereinigt. Jetzt iſt es faſt ganz mit Rußland 1773, 1793 und 1795 vereinigt worden und beſteht aus den Statthalterſchaften Mohilew, Witepsk, Minsk, Wilna und Grodno. Das Land hat ein gemäßigtes, geſundes Klima und einen ebenen, nur von unbedeutenden Anhöhen durchſchnittenen Boden, der theils thonig und ſandig, theils ſumpfig und waldig, aber überall, wo er angebaut wird, ergibig iſt. Es gibt viele Flüſſe, Seen, Sümpfe und Moräſte. Unter den Flüſſen ſind die Düna, der Dnieper, der Niemen, der Prypiz und Bug die wichtigſten. Litthauen unterhält bedeutende Viehzucht und iſt reich an Getreide, Flachs, Hanf, Holz, Honig und Wachs. Das Mineralreich iſt arm, und liefert beſonders Eiſen und Torf. In den Wäldern iſt viel Wildpret, und das Land treibt mit Korn, Wachs, Honig, Wolfs- und Bärenfellen, Leder, Wolle, auch ſehr guten, wiewol kleinen Pferden, einen anſehnlichen Handel. Die Gewerke ſtehen noch auf einer niedrigen Stufe und beſchränken ſich vorzüglich auf einige Eiſen- und Glashütten, Gerbereien und zahlreiche Brandweinbrennereien. Die Litthauer, welche urſprünglich zu den **Letten** (ſ. d. Art. u. Liefland) gehören, finden ſich ſchon im 11. Jahrh., wo ſie zu den zinsbaren Völkern der ruſſiſchen Monarchie gezählt werden. Sie machten ſich, als in Rußland unter Wladimirs Nachfolgern große Zwiſtigkeiten entſtanden, von der ruſſiſchen Obergewalt frei und wurden nach und nach ihren Nachbarn furchtbar. Ringold führte 1235 ſchon den Titel eines Großherzogs, und unter ſeinem Sohne Mendog und deſſen Nachfolgern kam das ganze lithauiſche Rußland von Großrußland ab.

Gedemin machte ſich Kiew unterwürfig, und Wladislaw Jagello, der ſich 1386 taufen ließ, verband, durch ſeine Vermählung mit der polniſchen Königin Hedwig, Lithauen und die eroberten ruſſiſchen Provinzen mit dem polniſchen Staate. Seitdem war Lithauen immer mit Polen vereint; doch kam dieſe Vereinigung erſt 1569 völlig zu Stande. Ein Theil von Lithauen (315 Q. M.) mit faſt 400,000 Einwohnern bildet jetzt einen Theil des Regierungsbezirks von Gumbinnen der Provinz Oſtpreußen, iſt fruchtbar, und gut angebaut.

Litre, ſ. Franzöſiſches Decimalſyſtem.

Littorale, jedes Küſtenland, dann beſonders das öſterreichiſche Küſtenland am adriatiſchen Meere, oder die drei Städte: Fiume, Buccari und Porto-Re mit ihrem Gebiete, an der nördlichſten Küſte Dalmatiens. Es gehörte ehemals zu dem Militärdiſtricte von Kroatien; Kaiſer Joſeph II. ſchlug es aber 1776 zu Ungarn und übergab es einer Civilregierung, um den Handel zu heben und den Abzug der ungariſchen Landeserzeugniſſe zu befördern. Der ganze Bezirk hatte, nach der Zählung von 1787, auf 7 Q. M. 19,928 Einwohner. Von 1809 bis 1814 machte es einen Theil der illyriſchen Provinzen aus, kam aber 1814 wieder unter öſterreichiſche Herrſchaft und wurde 1822 mit den Provinzen der Krone Ungarn wieder vereinigt.

Liturgie iſt die, aus dem Griechiſchen ſtammende Bezeichnung der Einrichtung des öffentlichen Gottesdienſtes in chriſtlichen Kirchen. In einem engern Sinne werden auch ſolche Bücher und Formulare Liturgien genannt, welche das bei dem öffentlichen Gottesdienſte von den Geiſtlichen zu befolgende Ritual enthalten. Die Liturgie in der römiſch katholiſchen Kirche iſt größtentheils das Werk Gregors I., welcher ſie in ſeinem Meßkanon feſtſetzte, und deren Geſang ſehr begünſtigte. Die lutheriſche Reformation brachte eine neue Liturgie hervor, bei welcher man ſich größtentheils der deutſchen Sprache bediente. In den neueſtn Zeiten hat man auch an der alten proteſtantiſchen Liturgie vieles geändert, und an vielen Orten neue Agenden eingeführt. Die Wiſſenſchaft der zweckmäßigen Einrichtung der gottesdienſtlichen Handlungen heißt Liturgik, eine Wiſſenſchaft, welche eben ſo viel Geſchmack, als Kenntniß des menſchlichen Herzens vorausſetzt. S. Gottesdienſt und gottesdienſtliche Gebräuche.

Liverei (Livrée). Bei den großen Hoflagern (Cours plénières), die in Frankreich unter den Regenten des zweiten und dritten Königſtammes gehalten wurden, ließ der König ſeiner Dienerſchaft, ſo wie der der Königin und der Prinzen, beſondere Kleider geben. Dieſe nannte man Livrées, weil ſie auf Koſten des Königs geliefert wurden. Der Aufwand davon, ſo wie von der Tafel, den Equipagen und allen Ehrenbezeugungen und Geſchenken für die Großen des Reichs und das Volk, ſtieg zu ungeheuern Summen. Eine klügere Ökonomie unterdrückte jene Verſammlungen, aber die Liverei der Dienerſchaften blieb davon übrig. — In London verſteht man unter Livery (Liverymen) auch diejenigen angeſeſſenen Einwohner der City, welche zu den 89 Gilden (Companies) der Stadt gehören, und ausſchließlich das Recht haben, bei der Parlamentswahl und der Wahl des Lordmayors ihre Stimmen abzugeben; alſo die eigentliche Bürgerſchaft.

Liverpool, nach London die größte brittiſche Handelsſtadt, in Lancaſhire in England, am Ausfluſſe des ſchiffbaren Merſey in das irländiſche Meer, hat eine amphitheatraliſche Lage in einer Landſchaft, welche mit einer großen Zahl niedlicher Landhäuſer geſchmückt iſt. Im

J. 1565 war dieſe Stadt ein äußerſt unbedeutender Ort von 130 Häuſern, jetzt hingegen zählt ſie 14 Kirchen, 18 Bethäuſer, 14,000 Häuſer und 95,000 Einwohner. Dieſen Wachsthum verdankt ſie bloß dem blühenden Handel, der beſonders nach Afrika, Weſtindien, Irland und den Oſtſeelanden unterhalten wird. Die Stadt hält 980 eigene Schiffe, welche alle Meere befahren und den Guineahandel faſt ausſchließlich betreiben. Der Hafen iſt ein Meiſterwerk der Kunſt, mit 13 Docken, und jährlich laufen gegen 5000 Schiffe in denſelben ein. Die Waarenſpeicher ſind ungeheuer groß und hoch, oft von neun Stockwerken. Auf den Schiffswerften arbeiten 3000 Zimmerleute. Zur Kriegszeit iſt keine Stadt ſo thätig in Ausrüſtung von Kaperſchiffen, als Liverpool. Auch findet man hier bedeutende Tabaksfabriken, Zuckerſiedereien, Eiſengießereien, Bierbrauereien ꝛc. Die Stadt iſt gut gebaut; einer der ſchönſten Stadttheile iſt der, in neuern Zeiten angelegte öſtliche, von welchem man ganz Liverpool überſehen kann. Dieſe Ausſicht genießt man vorzüglich von der Teraſſe, welche auf dem ſogenannten Mount Pleasant angelegt iſt, und einen der beſuchteſten Spaziergänge der Stadt bildet. Zur Rechten erheben ſich übereinander und mit Gärten untermiſchte Reihen niedlicher Landhäuſer; zur Linken ſieht man vor ſich die Stadt ausgebreitet; in der Entfernung zieht ſich, wie eine in Silberglanz ſtrahlende Fläche der Merſey hin, und auf dem Fluſſe, dicht an den Gebäuden, ſteigen unzählige Maſten empor. In blauer Ferne dehnen ſich die Küſten von Wales hin, und verlieren ſich in unabſehbarer Ferne. Das reiche Liverpool hat ſeinen Überfluß dazu angewandt, mehrere treffliche literariſche Anſtalten zu bilden, und dadurch vielen großen Städten ein nachahmungswerthes Beiſpiel gegeben. Unter dieſen Anſtalten muß vor allen das Athenäum erwähnt werden, das 1799 eröffnet wurde; ein ſchönes, drei Stockwerk hohes Haus, wo man alle öffentliche engliſche Zeitſchriften und eine Bibliothek findet. Eine ähnliche Anſtalt iſt das Lyceum, gleichfalls mit einer Bibliothek. Außer dieſen beiden größern Anſtalten gibt es noch mehrere, weniger ausgedehnte. Eine Hauptzierde Liverpools iſt der botaniſche Garten, welchem nach dem königlichen botaniſchen Garten zu Kew bei London der erſte Platz angewieſen wird. Er wird durch die Beiträge von 900 Theilnehmern erhalten. Zu den anſehnlichſten öffentlichen Gebäuden gehören das Stadthaus und die hinter demſelben liegende Börſe. Das erſte hat eine prächtige, mit korinthiſchen Säulen gezierte Façade, über welcher ſich eine kühne, leichte Kuppel erhebt. Die Börſe bildet drei Seiten eines Vierecks, und iſt ein, drei Stockwerk hohes Gebäude, vor welchem ein, dem Lord Nelſon errichtetes Denkmal ſteht. Von den Mildthätigkeitsanſtalten verdient die Blindenanſtalt vorzüglich erwähnt zu werden. Sie war die erſte ihrer Art in England errichtete, und behauptet noch jetzt den erſten Rang, indem ſie von den Einwohnern mit außerordentlicher Theilnahme unterſtützt wird. Die Blinden werden hier durch eine eigene Methode in der Muſik und im Leſen unterrichtet, und verfertigen mehrere Arbeiten, als Schnüre, Stricke, Körbe, Kaminteppiche ꝛc. Liverpool zählt unter ſeine berühmteſten Bürger William Roscoe, den Verfaſſer der geſchätzten Lebensbeſchreibungen Lorenzo's von Medici und Leo's des zehnten, und ehemals Vorſteher eines angeſehenen Handelshauſes. Seine koſtbaren Sammlungen von Büchern, Gemälden und Handzeichnungen ſind 1816, in Folge mißlungener Handels-Unternehmungen, die ihn genöthigt hatten, ſeine Zahlungen einzuſtellen, öffentlich veräußert worden. Der Reichthum an ältern italieniſchen Werken zur Geſchichte der Literatur und Kunſt in Italien, welche dieſe Sammlung enthielt, war ſehr groß.

Livia Druſilla, die berühmte Gemahlin des Kaiſers Auguſtus, war eine Tochter des Livius Druſus Claudianus, der in der Schlacht bei Philippi, wo er an der Seite des Brutus und Caſſius focht, ſein Leben verlor. Sie war zuerſt an Tiberius Claudius Nero verheirathet, von dem ſie zwei Söhne, Druſus und Tiberius, hatte. Als ſie mit ihrem Gemahle vor dem ſiegreichen Triumvir Octavian nach Sicilien floh, wäre ſie beinahe in die Gefangenſchaft ihres nachherigen Gemahls gerathen. Von da begab ſie ſich mit ihrem Sohne nach Achaja zum Antonius, und zog, als ihr Gemahl mit Auguſtus wieder ausgeſöhnt war, endlich wieder nach Rom. Hier wußte ſie durch die Reize ihres Körpers und ihres Geiſtes den Triumvir dergeſtalt zu feſſeln, daß er leidenſchaftlich in ſie verliebt wurde, ſich von ſeiner Gemahlin Scribonia ſcheiden ließ, um ſie zu heirathen, und ſie ihrem Gemahle im J. Roms 715 ſchwanger entriß. Livia wußte ſich in die Rolle, welche ſie jezt zu ſpielen hatte, ſehr gut zu ſchicken, und die Herrſchaft über das Herz ihres neuen Gemahls zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Abſichten vollkommen zu benutzen. Zu dieſen gehörte insbeſondere die Erhebung eines ihrer Söhne zum Nachfolger im Reich. Um ihren Endzweck zu erreichen, ſuchte ſie alle diejenigen Perſonen aus dem Wege zu ſchaffen, welche ihren Plänen zuwider ſein konnten. Auf ihr Anſtiften wurde Julia, die einzige Tochter des Auguſtus, verbannt. Auch ſchrieben ihr die alten Schriftſteller faſt durchgängig den Tod des jüngen Marcellus, des Lucius Cäſar und die Verbannung des Agrippa Poſthumus zu. Da Auguſtus jezt keinen nähern Anverwandten mehr hatte, ſo mußte er wohl ihren Bitten zu Gunſten des Tiberius nachgeben. Im Teſtamente des Kaiſers wurde Livia zur erſten Erbin eingeſezt, in das juliſche Geſchlecht aufgenommen und mit dem Namen Auguſta beehrt; auch ward ſie zur Oberprieſterin in dem Tempel des vergötterten Auguſtus erwählt, und ihr zu Ehren viele Münzen geſchlagen. Tiberius aber bewies ſich ſehr undankbar gegen ſeine Mutter, deren Liebe er Alles zu verdanken hatte, und wollte durchaus nicht geſtatten, daß der Senat ihr noch mehrere Ehrenbezeugungen zuerkannte. Indeſſen ſezte er öffentlich die Achtung gegen ſie nicht aus den Augen. Nur, als er endlich Rom verließ, um in der Einſamkeit ſich ungeſtört ſeinen Lüſten überlaſſen zu können, gerieth er mit ihr in heftigen Streit; in ihrer letzten Krankheit beſuchte er ſie nicht, wollte ſie auch nach ihrem Tode nicht weiter ſehen und verbot ausdrücklich, daß ihrem Andenken göttliche Ehre erwieſen werde.

Livius (Titus) geboren zu Padua im J. der Stadt 695, vor Chr. Geb. 59, kam aus ſeinem Geburtsorte nach Rom, wo er ſich nicht nur vielen Vornehmen, ſondern auch dem Auguſtus bekannt machte. Nach deſſen Tode begab er ſich in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er im J. der Stadt 770, nach Chr. Geb. 16, ſtarb. Durch ſeine römiſche Geſchichte, woran er über zwanzig Jahre gearbeitet hatte, erwarb er ſich einen ſo ausgebreiteten Ruhm, daß ein Spanier aus Cadix, bloß ihn zu ſehen, nach Rom reiſte, und ſogleich wieder zurückkehrte, nachdem er ſeine Abſicht erreicht hatte Von ſeinen Lebensumſtänden hat man wenig gewiſſe Nachrichten. Zu dem ungewiſſen gehort: daß er der Lehrer des nachmaligen Kaiſers Claudius geweſen; daß er ſich oft zu Neapel aufgehalten habe u. ſ. w. Auguſtus nannte ihn den Pompejaner, weil er den Pompejus in ſeiner Geſchichte erhoben hatte; dennoch erfreute er ſich des beſtändigen Schutzes des Kaiſers bis an deſſen Tod. Suidas meint, Livius habe während ſeines Lebens den, ihm für ſeine Geſchichte gebührenden Ruhm noch nicht genoſſen, ſondern man habe ihm erſt nach

einem Tode Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Im 15. Jahrh. wollte nan zu Padua ſeinen Leichnam aufgefunden haben; man ſetzte ihn da- elbſt bei und errichtete ihm ein prächtiges Denkmal. Seine römiſche Beſchichte fängt von der Ankunft des Äneas in Italien an, und geht bis zum J. der Stadt 744 fort. Sie iſt mit pragmatiſcher Kunſt in einem rhabenen undredneriſchen Style geſchrieben. Doch warf man ihm ſ. Quintilian VIII., 1) Patavinität (Provinzialismen von Padua) vor. Seine Geſchichte beſtand eigentlich aus 140 oder 142 Büchern, von denen wir aber nur noch die zehn erſten Bücher, dann das 21. bis 45. (oder die erſte, dritte und vierte Decade, und von der fünften die Hälfte) übrig haben. In den erſten zehn Büchern geht die Geſchichte bis zum Jahre der Stadt 460; das 21. bis 45. Buch handelt den zweiten puniſchen Krieg (J. d. St. 536) und die Geſchichte bis zum J. 586 ab. Im J. 1772 entdeckte Bruus bei ſeinen Variantenſammeln durch Zufall in einem pfalziſchen Coder im Vatican ein Bruchſtück vom 91. Buche; aber es iſt nicht ſehr beträchtlich. Es wurde in Rom durch den Druck bekannt gemacht und zu Leipzig 1773 nachgedruckt. Übrigens haben wir von dem ganzen Werke einen kurzen Auszug, der von Einigen dem Livius, von Andern dem Florus beigelegt wird. Nach dieſen Angaben hat Freinsheim aus den übrigen vorhandenen Quellen für die römiſche Geſchichte ſeine Supplemente des Livius abgefaßt. Die geſchätzteſten Ausgaben des Livius ſind von Gronov (Amſt. 1679 8 B. 8.), von Drakenborch (Leyden, 1738—46, 7 B. 4.) und unter den neuern von Erneſti, Schäfer und Ruperti.

Livorno, berühmte Handelsſtadt und Freihafen in Toscana, am mittelländiſchen Meere, iſt regelmäßig gebaut und mit einigen Feſtungswerken und zwei Caſtellen verſehen. Die Straßen ſind gerade, gut gepflaſtert, aber enge und durch die hohen Häuſer dunkel. Die Häuſer ſind von Stein gebaut; man findet zwar keine ſtolzen Palläſte, wie in andern italieniſchen Städten, aber auch keine armſelige Hütten. Die ſchönſte Straße iſt die Strada Ferdinandea, welche ſich durch die Mitte der Stadt bis gegen den Hafen zieht. Sie durchſchneidet die Piazza d'armi (Waffenplatz), von welcher man die beiden Hauptthore ſehen kann. Die Stadt hat ¾ Stunden im Umfange, 7 Pfarrkirchen, einen großherzoglichen Pallaſt, eine griechiſche, eine armeniſche Kirche, 8000 Häuſer und 50,600 Einwohner, darunter gegen 12,000 Juden, welche eine ſchöne Synagoge haben, ein eigenes Quartier bewohnen und viele Freiheiten genießen. Außerdem befinden ſich hier viele Fremde, Griechen, Armenier und Türken, welche eine eigene Moſchee haben. Es ſind hier große Salz-, Tabaks- und beſonders ſchön eingerichtete Öl-Magazine, und außerhalb der Stadt iſt eine vortreffliche Quarantäneanſtalt mit drei Lazarethen. Unter den hieſigen Fabriken ſind die Korallenfabriken wichtig, die jährl. für 400,000 Fl. Waaren liefern. Auch findet man Roſogliobrennereien, Gerbereien, Färbereien, Papier- und Tabaksfabriken. Der Hafen wird jährlich von mehr, als 4000 Schiffen beſucht. Livorno iſt gegenwärtig die erſte Handelsſtadt von Italien, und treibt beſonders einen äußerſt ſtarken Handel nach der Levante. Viele europäiſche Handelsnationen haben hier Conſulate. Der Handel iſt meiſtens in den Händen der Ausländer, beſonders der Engländer. Die Armenier und Juden machen die Mäkler aller Nationen. Durch die Menge der daſelbſt abgeſchloſſenen Geſchäfte entſteht auch ein wichtiger Commiſſions-, Speditions- und Wechſelhandel für die Stadt. Schon ſeit 1633 war der dortige Handelsverkehr lebhaft, und die Stadt, die bis dahin klein und unbedeutend geweſen war, mußte erweitert werden. Der Hafen von

Livorno wird durch zwei feſte Thürme auf Felſenklippen im Meere und durch ein altes Caſtell geſchützt. Er iſt der Verſchlemmung ausgeſetzt, und hat für Kriegsſchiffe nicht hinlängliche Tiefe; dieſe müſſen daher auf der unſichern Rhede anlegen. Um ihn her iſt ein großer, ſtarker, gemauerter Molo gezogen, der 600 Schritte lang, oben gepflaſtert iſt und zum Spazierengehen und Fahren gebraucht wird. Auf dem Platze vor dem innern Hafen iſt die koloſſale, marmorne Bildſäule des Großherzogs Ferdinand III. Von da führt eine ſtehende Brücke zu dem äußern Hafen, wo die meiſten Schiffe liegen, und wo das größte Gewühl herrſcht. Außerhalb des Hafens iſt in der See, auf einem Felſen, ein Leuchtthurm erbaut. An gutem Trinkwaſſer fehlt es Livorno; man holt es von Piſa, wohin täglich kleine Schiffe gehen, die von Menſchen oder Pferden gezogen werden. Zwiſchen der Stadt und den rings um dieſelbe laufenden Vorſtädten iſt ein langer Spaziergang, Gli Sparti genannt; auch der Molo, die Piazza d'armi, der Weg nach Monte Nero, einem Wallfahrtsorte, dient zu öffentlichen Spaziergängen. 1279 war Livorno noch ein offener Flecken; mit der Zerſtörung des Hafens von Piſa nahm Livorno zu, vorzüglich als es 1421 und wieder 1495 an Florenz kam. Alexander von Medicis befeſtigte die Stadt, und baute die Citadelle. Cosmo I. erklärte den Hafen für einen Freihafen. Von dieſem Zeitpunkte an ſtieg das Wachsthum und der Wohlſtand von Livorno (nur im Revolutionskriege und 1804 durch das gelbe Fieber wurde derſelbe geſtört), bis es zu ſeinem gegenwärtigen Flor gelangte.

Livre (eigentlich Pfund) war ehemals in Frankreich eine gewöhnliche Rechnungsmünze, die etwas mehr, als 6 Gr. galt, ſo daß 6 einen Laubthaler (Sechs-Livres-Thaler) ausmachten. Dies war der Gehalt des Livre Tournois (der ehemals in Tours galt) und nach welchem man rechnete); dahingegen der pariſer Livre ein Viertel mehr betrug. Jetzt ſind ſtatt ihrer die Francs eingeführt, ſ. Franc.

Lloyd (Heinrich) ein berühmter Taktiker und merkwürdig durch die etwas zweideutige Rolle, welche er in den Händeln ſeiner Zeit ſpielte, wurde 1729 in der Grafſchaft Wallis (in England) geboren, woſelbſt ſein Vater Landprediger war. Seine Neigung wandte ſich früh zu den Kriegswiſſenſchaften; da ihm indeß ſeine Armuth wenig Glück im engliſchen Militärdienſte, wo bekanntlich die Offizierſtellen erkauft werden müſſen, verſprach: ſo begleitete er, ungefähr 17 Jahr alt, die beiden jungen Herzoge von Drummond, als Geſellſchafter, nach Flandern, wohnte mit ihnen als Freiwilliger der Schlacht von Fontenoy bei und unternahm hier auch eine große Reiſe durch Deutſchland, wobei ſein Hauptaugenmerk die Beobachtung der Einrichtung und des Manoeuvres der verſchiedenen Armeen dieſes Landes war. Jedenfalls konnte Lloyd aber dieſe koſtſpielige Reiſe nur in Folge irgend eines geheimen Auftrages und mit fremder Unterſtützung unternehmen, da ſeine eigenen beſchränkten Mittel ihm durchaus nicht erlaubten, einen ſo bedeutenden Aufwand ſelbſt zu machen. Seine taktiſchen Kenntniſſe und ſein richtiger militäriſcher Blick erwarben ihm nun hier bald Gönner, und nach einigen Jahren Aufenthalt in Öſterreich, ward er daſelbſt zum Adjutanten des General Lascy ernannt, in welcher Eigenſchaft er den einen Theil des ſiebenjährigen Krieges mitmachte und nach und nach bis zum Range eines Oberſt-Lieutenant emporſtieg. Feindſchaften und Händel, die er ſich durch ſeinen rauhen Charakter zuzog, legten aber bald ſeinem weitern Avancement Hinderniſſe in den Weg; er verließ die öſterreichiſchen Dienſte und trat, obſchon er erklärt hatte, er würde dem Könige von

Preußen nicht dienen, dennoch gleich darauf unter die Fahnen dieſes Monarchen und wurde General-Adjudant des Herzogs von Braunſchweig. Nach dem hubertsburger Frieden nahm er auch hier ſeinen Abſchied wieder und begann in geheimen diplomatiſchen Geſchäften zu reiſen. An der bald darauf zu Stande kommenden Verbindung des König Georg III. von England mit einer braunſchweig'ſchen Prinzeſſin, hatte Lloyd großen Antheil und ſein Lohn war eine Penſion von jährlich 500 Pfd. Sterling; als aber ſpäter der Krieg zwiſchen Rußland und der Pforte ausbrach, begab er ſich nach Petersburg, wo ihm Catharina II. ſehr zuvorkommend aufnahm und ein Commando übertrug. Hier zeichnete er ſich bei der Belagerung von Siliſtria (1774) ſo vortheilhaft aus, daß man eben im Begriff ſtand, ihm das Commando über eine Armee von 30,000 Mann in Finnland zu übergeben, als der mit Schweden geſchloſſene Friede die Sache rückgängig machte. Bald darauf verließ Lloyd abermals plötzlich die ruſſiſchen Dienſte ohne irgend eine Belohnung (nicht einmal einen Orden, den er doch ſehr wünſchte, und der ihm unter dem Vorwande ſeiner geringen Geburt abgeſchlagen wurde) zu erhalten, und es iſt wahrſcheinlich, daß an dieſer ſchnellen Entlaſſung die Entdekkung der zweideutigen politiſchen Rolle Schuld war, welche er durch ſein ganzes Leben ſpielte. Rußland verlaſſend, ſing Lloyd nun ſein früheres Weſen wieder an, und Italien, Spanien und Portugal wurde nach und nach von ihm beſucht. In Gibraltar gab er dem damaligen Commandanten Elliot mehrere Rathſchläge zur Vertheidigung dieſes Platzes, die bald darauf von Elliot angewendet, demſelben ſo viel Ehre erwarben, und hierauf nach England zurückkehrend, ſing er an, ſich mit Ausarbeitung von Memoiren zu beſchäftigen, die ihn jedoch von den Miniſtern dieſes Landes unter der Bedingung, ſie nie öffentlich erſcheinen zu laſſen, in Manuſcript um ziemlich hohen Preiß abgekauft wurden. Kurz darauf verließ Lloyd ſein Vaterland von neuem und ließ ſich als Privatmann bei Huy an der Meuſe nieder, einzig, wie es ſchien, mit Ausarbeitung mehrerer Schriften beſchäftigt. Plötzlich überraſchte ihn aber hier der Tod (den 19. Juny 1783), und er hatte kaum ſeine Augen geſchloſſen, als ein engliſcher Commiſſär erſchien, und unter dem Vorwande einer Schuldforderung, ſeine ſämmtlichen Papiere in Beſchlag nahm, unter denen ſich ein völlig ausgearbeiteter und höchſt durchdachter Plan zu einer möglichſt leichten Landung fremder Truppen in England befand. Dennoch iſt ſowol dieſes Werk, wie noch einige andere von Lloyd ſpäter in Druck erſchienen und auch zum Theil in andere Sprachen überſetzt worden, und neuerdings hat Jomini in ſeine Werke: Traité des grands operations militaires," Lloyd's Memoiren über den ſiebenjährigen Krieg (deren Schluß, ſo wie ſeine Geſchichte des Kriegs in Flandern, in Folge der oben angedeuteten Maßregeln bei ſeinem Tode, leider nie erſchien, die jedoch, ſo weit ſie heraus ſind, an Tempelhoff einen Überſetzer in's Deutſche fanden) zum Grunde ſeiner Darſtellung mit benutzt.

Locke (John), einer der ſcharfſinnigſten Denker, welche England hervorgebracht hat, ward 1632 zu Wrington bei Priſtol geboren. Nachdem er die gewöhnlichen Studien vollendet hatte, fand er Überdruß an den Univerſitäten und ſchloß ſich in ſeinem Kabinet ein. Unter den akademiſchen Gelehrten herrſchte damals die ſpitzfindige ſcholaſtiſche Philoſophie, welche er aufgab, da ihm das Studium der Klaſſiker anziehender war. Die Werke des Descartes zündeten ihm ein neues Licht in der Philoſophie an. Auch ſing er an, die Medicin mit

Eifer zu ſtudieren. Die Schwäche ſeiner Geſundheit nöthigte ihn dieſe Wiſſenſchaft aufzugeben; doch theilte er in der Folge die von ihm aufgeſetzten Bemerkungen dem Pierre Coſte, ſeinem franzöſiſchen Überſetzer, mit, welcher ſie 1725 durch Antonius Cochi, in deſſen Werke über die Bäder von Piſa, zum Drucke befördern ließ. Nachdem Locke zwei Reiſen, eine nach Deutſchland, die andere nach Frankreich gemacht hatte, übernahm er die Erziehung des nachmaligen Grafen Shaftesbury. Dieſer, der in der Folge Großkanzler von England ward, beförderte Locke ebenfalls zu einem anſehnlichen Poſten, den der Philoſoph wieder verlor, als jener 1673 in Ungnade fiel. Seiner Geſundheit wegen begab ſich Locke 1677 nach Montpellier, und von da nach Paris, wo man ihn mit großer Auszeichnung aufnahm. Hier vollendete er ſeinen Verſuch über den menſchlichen Verſtand; ein Werk, welches von dem tiefſten Studium der geiſtigen Natur des Menſchen zeugt, und mit deſſen Ausarbeitung er neun Jahre zugebracht hatte. Um die menſchliche Seele, ihre Begriffe und Affecten kennen zu lernen, ſuchte er weder bei den alten Philoſophen, noch bei den neuen Rath. Er verfuhr mit Malebranche, ging in ſich ſelbſt zurück, und gab dann, nachdem er lange ſein eigener Beſchauer geweſen, der Welt den Spiegel, in welchem er ſich ſelbſt betrachtet hatte. Da er aber die menſchliche Vernunft entwickeln wollte, wie der Anatom jeden einzelnen Theil des menſchlichen Körpers zerſchneidet, ſo hat er auch, wie durch die empiriſche Richtung, die er der Philoſophie gab, den Materialismus mehr gefördert, als er ſelbſt glaubte. Sein Satz: „Gott kann durch ſeine Allmacht die Materie denkend machen,“ iſt für eine, der Religion gefährliche Behauptung gehalten worden. Übrigens zeichnet ſich Locke's Werk auch durch die Methode aus, mit welcher es angeordnet iſt. Es ſoll einer zufälligen Veranlaſſung ſeine Entſtehung zu verdanken haben. Einige denkende Köpfe ſtritten ſich, wie man ſagt, über einen Gegenſtand, ohne ſich über denſelben vereinigen zu können. Locke, der zugegen war und dem Streit ſtillſchweigend zuhörte, bemerkte, daß jener Streit auf einem Mißverſtändniſſe der Worte beruhe. Er erhob dieſe Bemerkung zu einem allgemeinen Satze, ſtieg bis zu dem Urſprunge der Ideen, wie zur erſten Urſache, hinan, unterſuchte die Gedanken in ihrer erſten Entſtehung, und zeigte dann den Einfluß, welchen ein falſcher Gebrauch der Sprache auf unſere Schlüſſe ausübt. Locke hatte England kaum ein Jahr verlaſſen, als man ihn dort beſchuldigte, in Holland Pasquille gegen die engliſche Regierung in den Druck gegeben zu haben. Dieſe Verläumdung war die Urſache, daß er ſeine Stelle im Collegium zu Oxford verlor. Nach dem Tode Carls II. erboten ſich ſeine Freunde, ſich für ihn zu verwenden; er aber antwortete: man bedürfe keiner Verzeihung, wenn man keine Verbrechen begangen habe. Indeſſen wollte es nun einmal ſein Schickſal, daß er für einen Verſchwörer gehalten werden ſollte: er ward nämlich in die Sache des Herzogs von Monmouth verwickelt, obgleich er nicht in der geringſten Verbindung mit demſelben ſtand. Man ging noch weiter. Jakob II. verlangte von den Generalſtaaten, daß ſie ihn ausliefern ſollten. Locke war daher gezwungen, ſich zu verbergen, bis ſeine Unſchuld anerkannt ſein würde. Aber kaum war Jakob II. vom Prinzen von Oranien, ſeinem Schwiegerſohne, vom Throne geſtoßen, als Locke auf derſelben Flotte, welche die Prinzeſſin, nachmalige Königin von England, dorthin brachte, in ſein Vaterland zurückkehrte. Vermöge ſeines Rufs hätte er nun auf wichtige Staatsämter Anſpruch machen können: er begnügte ſich jedoch

nſt der Stelle eines Commiſſärs bei dem Commerz-Collegium der engliſchen Kolonien, welche er mit dem größten Beifalle bekleidete. Da aber die Luft von London ſeiner Geſundheit nachtheilig zu ſein ſchien, legte er 1700 jene Stelle nieder, und begab ſich, ſechs Stunden davon, zu einem ſeiner Freunde, wo er glücklich und in Ruhe den Reſt ſeiner Tage verlebte. Hier hatte er noch das Vergnügen, den Sohn ſeines Freundes nach dem, von ihm entworfenen Syſteme zu erziehen, und daſſelbe durch die Erfahrung mit dem größten Erfolge gekrönt zu ſehen. Er ſtarb 1704 und ward zu Oates, in der Grafſchaft Eſſex, begraben. Locke ſtand in ſeinem Vaterlande eben ſowol wegen ſeines patriotiſchen Eifers und ſeiner Einſichten, als wegen ſeiner Philoſophie in Anſehen. Wir beſitzen eine große Menge Werke in engliſcher Sprache von ihm, die zuletzt zu London 1801 (10 Bde. 8.) erſchienen ſind. Die merkwürdigſten einzelnen Werke davon ſind: der genannte Verſuch über den menſchlichen Verſtand (deutſch von Tennemann, Lpz. 1796 und 1797 3 Thle. 8.), von welchem Wynne, nachher Biſchof von St. Aſaph, einen Auszug verfertigte, den Locke ſelbſt billigte, und der noch jetzt von vielen Leſern dem Hauptwerke ſelbſt, das nicht ſelten verworren und ſchwer zu verſtehen iſt, vorgezogen wird; Tractat über die bürgerliche Regierungsverfaſſung, in welchem der Verfaſſer die uneingeſchränkte Gewalt verwirft; drei Briefe über Religionsduldung, wurden zuerſt lateiniſch geſchrieben, kamen aber nachher auch engliſch heraus (die neuern Anhänger der Toleranz, unter andern Voltaire, haben aus dieſem Werke geſchöpft); Gedanken über die Erziehung der Kinder (deutſch von Caroline Rudolphi, Braunſchw. 1788, 8.), aus welchen Rouſſeau für ſeinen Emil, ſo wie aus dem Tractat über die bürgerliche Regierungsverfaſſung für ſeinen geſellſchaftlichen Vortrag viele Anſichten entlehnt hat. Das Werk ſelbſt iſt auch in's Franzöſiſche, Holländiſche und Flamändiſche überſetzt worden; das vernünftige Chriſtenthum, ein Werk, welches Sätze enthält, die, ſtreng genommen, den Verfaſſer des Socinianismus verdächtig machen könnten. Er behauptet unter andern, in der geoffenbarten Religion ſei nichts enthalten, was irgend mit den Begriffen der Vernunft im Widerſtreite wäre; auch hätten Jeſus Chriſtus und ſeine Apoſtel keinen andern Glaubens-Artikel gelehrt, als an Jeſus, den wahren Meſſias, zu glauben; Paraphraſen über einige Epiſteln des Paulus, enthalten Beweiſe des Studiums der heiligen Schrift, welchem er ſich in den letzten Jahren ſeines Lebens gewidmet hatte; nachgelaſſene Werke enthalten Abhandlungen über verſchiedene philoſophiſche Gegenſtände. Da Locke eine ausgebreitete Kenntniß der Sitten aller Völker beſaß, ſo wählten ihn die engliſchen Kolonien in Amerika zu ihrem Geſetzgeber, und beeiferten ſich, den Vorſchriften, welche er für ſie entwarf, geſetzliche Kraft zu geben. Er war großherzig, in aller Hinſicht ein edler Menſch und von der äußerſten Gutmüthigkeit.

Lodi, eine wohlgebaute Stadt, ſeit 1814 der Hauptort der Provinz Lodi, in dem lombardiſchen Gouvernement des neuen lombardiſch-venetianiſchen Königreichs, liegt an der Adda in einer ſehr fruchtbaren Gegend, zählte 1774 beinahe 19,000 Einwohner, unter welchen allein 795 Geiſtliche waren, und hat jetzt 12,300 Einwohner. Das dortige Bisthum ſteht unter dem Erzbiſchof von Mailand. Die Stadt hat ein feſtes Schloß. Die ſogenannten Parmeſankäſe werden nicht in Parma, ſondern einzig und allein in und um Lodi verfertigt und für die beſten in ganz Italien gehalten; auch iſt die dortige unechte Porzellan- und Fayance-Arbeit berühmt. Über die Adda führt eine mehr als 1000 Klaftern lange Brücke. Sie iſt durch das Treffen berühmt, welches

Buonaparte 1796 bei derſelben mit 60,000 Mann gegen 25,000 Öſterreicher unter Beaulieu gewann. Dieſe waren über die Adda gegangen, hatten Lodi geräumt und ſtanden in einer furchtbaren, von 30 Kanonen vertheidigten Stellung, zu der nur eine enge Brücke führte, welche zu paſſiren, unmöglich ſchien. Buonaparte erſchrak nicht über dieſe Schwierigkeit. Er führte ſein Heer in einer gedrängten Colonne, ließ ſeine ganze Artillerie vorbringen und rückte in Sturmſchritt vor. Das Blutbad war anfangs ſchrecklich; das öſterreichiſche Geſchütz ſtreckte ganze Reihen nieder. Die Franzoſen wankten, und der Sieg ſchien verloren, als Berthier, Maſſena, Cervoni, d'Allemagne und Lannes ſich an die Spitze der Colonne ſtellten, über die Brücke drangen und die öſterreichiſchen Batterien nahmen. Die Öſterreicher wollten dieſe Kühnheit mit gleicher Kühnheit erwiedern; ſie thaten Wunder der Tapferkeit; der Kampf war fürchterlich: beide Heere ſchlugen ſich mit Erbitterung, und ungewiß ſchwebte der Sieg zwiſchen ihnen. Da erſchien Augereau an der Spitze ſeiner Diviſion und die Schlacht war entſchieden. Die Öſterreicher, aus ihrer Stellung geworfen, verloren einen Theil ihres Geſchützes, und 3000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen; aber Beaulieu rettete die Ehre der öſterreichiſchen Waffen durch einen, mit Ordnung und Kaltblütigkeit bewerkſtelligten Rückzug. Der Verluſt der Franzoſen betrug 12 000 Mann. Kenner haben beide Feldherren getadelt, Buonaparte, weil er eine Stellung mit ſo großen Aufopferungen wegnahm, deren er mit einem Zeitverluſt von 24 Stunden ſich leichter und ſicherer bemächtigen konnte, und Beaulieu, weil er Lodi ſo übereilt räumte, daß er nicht Zeit hatte, die Brücke abzutragen, wodurch er dem franzöſiſchen Heere das weitere Vordringen würde unmöglich gemacht haben.

Logarithmus (Verhältnißzahl) iſt ein mathematiſcher Kunſtausdruck für eine Zahl, wodurch die Größe eines Zahlenverhältniſſes in Beziehung auf ein Grundverhältniß ausgedrückt wird. Jene Zahl iſt nur in Beziehung auf ihre Einheit denkbar, z. B. 3 nur in Beziehung auf 1, wovon ſie das 3fache iſt. Dieſe Beziehung heißt das Verhältniß; daher hat jede Zahl ein Verhältniß zu ihrer Einheit, und ſie ſelbſt ſpricht den Werth deſſelben aus. Der Werth eines Verhältniſſes wird erkannt, wenn man zwei Zahlen mit einander vergleicht, und die Größe deſſelben kommt durch eine dritte Zahl zu unſerm Bewußtſein, z. B. 9 zu 3 durch die Zahl 3, 9 zu 18 durch 2 u. ſ. w. Denkt man ſich nun eine Reihe von Verhältniſſen nach einander, welche alle einerlei Werth haben, wie 1 zu 3, 3 zu 9, 9 zu 27, 27 zu 81 u. ſ. w. (wo ſich 9 zu 3, 27 zu 9, 81 zu 27 eben ſo verhält, wie 3 zu 1) und man nimt das Verhältniß 3 zu 1 als Einheit an, ſo iſt 9 zu 1 inſofern das doppelt ſo große, 27 zu 1 das dreifache, 81 zu 1 das vierfache. Die Zahlen 1, 2, 3, 4, welche den Werth eines ſolchen Verhältniſſes in Beziehung auf Grundverhältniß ausſprechen, heißen Logarithmen. Iſt alſo 1 hier der Logarithmus von 3, ſo iſt 2 der Logarithmus von 9, 3 der Logarithmus von 27, 4 der Logarithmus von 81 u. ſ. f. Nähme man aber ein anderes Verhältniß, z. B. 4 zu 1, zum Grundverhältniß an, mithin 1 als Logarithmus von 4, ſo wäre 2 Logarithmus von 16, 3 Logarithmus von 64 ꝛc. Die Logarithmen der dazwiſchen liegenden Zahlen, welche alle Brüche ſein müſſen, laſſen ſich ſämmtlich berechnen und nach der Reihe zuſammenſtellen. Eine nach einem gewiſſen Grundverhältniß gemachte Berechnung der Logarithmen aller Zahlen bis zu einer gewiſſen Grenze nennt man ein logarithmiſches Syſtem. Das gewöhnliche iſt das brigg'ſche, wo das Grundverhältniß 10 zu 1 iſt, folglich 1 der Logarithmus von 10

2 der Logarithmus von 100, 3 der Logarithmus von 1000 ꝛc. Alle Logarithmen der dazwiſchen liegenden Zahlen ſind berechnet und in Tabellen gebracht, deren Gebrauch in der Rechenkunſt, beſonders bei großen Zahlen, von ſehr vieler Bequemlichkeit iſt. Die dazu gehörenden Kunſtgriffe ſind ſehr einfach und leicht. Denn hat man Zahlen zu multipliciren, ſo addirt man ihre Logarithmen, hat man ſie zu dividiren, ſo ſubtrahirt man dieſe; ſoll man dagegen Zahlen zu Potenzen erheben, ſo multiplicirt man dieſe Logarithmen mit den Exponenten, ſoll man Wurzeln auesziehen, ſo dividirt man die Logarithmen durch die Wurzelexponenten. Dieſe Rechnungsart ſoll im 17. Jahrh. Joh. Neper, ein ſchottiſcher Baron, nach Andern ein deutſcher Prediger, Stiefel, ſchon 1530 erfunden haben. In frühern Zeiten hat man die Logarithmen nur auf mathematiſche Rechnungen angewendet, und bei Rechnungen im Geſchäftsleben unbeachtet gelaſſen. Allein ſie ſind der Bequemlichkeit wegen allen denen, welche mit großen Rechnungen zu thun haben, beſonders Kaufleuten, zu empfehlen. Die Logarithmen ſind ſchon bei jedem Regulabetri-Exempel anwendbar, z. B. wenn 460 Stück 1290 Thaler koſten, ſo werden 8150 Stück $\left(\frac{8150 \times 1290}{460}\right)$ Thaler koſten. Um nicht die umſtändliche Multiplication und Diviſion zu haben, addirt man den Logarithmus von 8150 zum Logarithmus von 1290 und zieht den Logarithmus von 460 von der Summe ab. Sucht man nun die Differenz in den logarithmiſchen Tabellen auf, deren in neuerer Zeit mehrere geliefert worden ſind, ſo iſt die dazu gehörige Zahl die Zahl der geſuchten Thaler. F. A. Schröter's Rechnung mit Decimalbrüchen und Logarithmen nebſt den dazu gehörigen Tafeln, Helmſtädt 1709, iſt zu dieſem Zwecke brauchbar.

Logau (Friedr., Freiherr von), ein deutſcher Dichter, beſonders Epigrammatiſt, wurde 1604 in Schleſien geboren, und trat als Kanzleirath in die Dienſte des Herzogs von Liegnitz. 1648 nahm man ihn unter dem Namen des Verkleinernden in die fruchtbringende Geſellſchaft auf. Die Liebe zur Dichtkunſt äußerte ſich bei ihm ſchon frühzeitig. In reifern Jahren ſcheinen ihm ſeine Geſchäfte nicht erlaubt zu haben, ſich in größern und längern Gedichten zu verſuchen, und er ſchränkte ſich deshalb beſonders auf Epigramme ein. Er gab zuerſt eine Sammlung von 200 Epigrammen unter dem Titel heraus: Erſtes und anderes Hundert deutſcher Reimſprüche Salomon's von Golaw, Breslau 1638. Die gute Aufnahme, welche dieſe erhalten hatten, bewog ihn ſpäterhin, (wahrſcheinlich 1654), eine neue Sammlung zu veranſtalten, welche 3000 Sinngedichte enthielt. Logau, als ein Zeitverwandter Opitz'ens, trat in die Fußtapfen dieſes ſeines großen Vorgängers, und verräth öfters die Kraft und den körnigten Ausdruck deſſelben. Viele ſeiner Epigramme ſind originell und glücklich erfunden, und eben ſo ſchön geſagt, als gedacht. Dagegen ſind viele andre mittelmäßig, ja ganz verfehlt. Immer aber treten Logau's Epigramme um deſto merkwürdiger in der Geſchichte unſerer ſatyriſchen Poeſie auf, je ſparſamer dieſe Gattung von den Deutſchen bearbeitet worden iſt. Ramler und Leſſing, die 1759 eine Auswahl ſeiner Epigramme veranſtalteten, zogen auf's neue die Aufmerkſamkeit auf ihn. Nach Leſſing's Tode gab Ramler 1791 dieſe Auswahl zum zweiten Male heraus. Logau ſtarb zu Liegnitz 1655.

Logik. Unter dieſen abgekürzten griechiſchen Namen (eigentlich λογικη, nämlich ἐπιστημη) wird faſt allgemein die Wiſſenſchaft von den Geſetzen des Denkens und der richtigen Gedankenverbindung verſtanden,

obgleich ungewiſs iſt, ob dieſer Name zunächſt vom Denken, oder von der Sprache (denn beide Bedeutungen hat das Wort λογος) herzuleiten ſei. Im Deutſchen hat man dieſer Wiſſenſchaft auch den Namen: Denk- oder Verſtandslehre, gegeben, weil hier die Rede von einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung derjenigen Geſetze iſt, welche der Verſtand bei allem Denken befolgen muß (daher logiſche Geſetze), es habe einen noch ſo verſchiedenen Gegenſtand und Inhalt, und ohne deren Befolgung keine Wahrheit für uns möglich iſt. Hierin liegt hauptſächlich der Werth der Logik, nicht nur die Richtſchnur für den praktiſchen Verſtandesgebrauch, ſondern auch eine Vorbereitungswiſſenſchaft für alle andere Wiſſenſchaften, namentlich zur Philoſophie zu ſein, indem ſie die Anleitung enthält, wie jede Erkenntniß wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang erhalten, und zur Wiſſenſchaft werden ſoll, und die Erforderniſſe des wiſſenſchaftlichen Zuſammenhangs zur Bildung und Beurtheilung jedes wiſſenſchaftlichen Denkganzen aufſtellt; denn die Geſetze des Denkens ſind zugleich die Geſetze der Wiſſenſchaft und ihrer Anordnung. Inwiefern aber die logiſchen Geſetze nur abſtracte Form unſerer Erkenntniß beſtimmen, keineswegs aber Anweiſung geben können, wie man den Stoff der Erkenntniß erlange, und ſich der wahren Einſicht in die Dinge bemächtige (womit es die eigentliche Philoſophie zu thun hat), inſofern hat man die Logik von der eigentlichen Philoſophie neuerdings geſondert, oder formelle Wiſſenſchaft, Formalphiloſophie genannt. Nennt man jedoch eine philoſophiſche Wiſſenſchaft diejenige, deren Erkenntniß kein Gegenſtand der Erfahrung, ſondern aus der Vernunft ſelbſt geſchöpft iſt, ſo iſt die Logik urſprünglich eine ſolche: denn die Geſetze der Gedankenverbindung haben dieſen Urſprung, und der Inhalt der Logik iſt daher von ſo apodiktiſcher Art, oder von ſo demonſtrativer Gewißheit, als der Inhalt keiner andern philoſophiſchen Wiſſenſchaft, eben weil ſie es mit dem Denken, oder dem Verhältnißbeſtimmen in der gegebenen Erkenntniß zu thun hat. Daher hat man auch, vorzüglich zum Nachtheile der Metaphyſik oder transcendentalen Philoſophie, ihre Abgeſchloſſenheit und Vollſtändigkeit oft allzuſehr geprieſen, und ſie in dieſer Hinſicht der Mathematik an die Seite geſtellt. Allein das bloße, wenn auch ſyſtematiſche Denken iſt noch kein Philoſophiren; das noch ſo ſyſtematiſche Anordnen macht Behauptungen noch nicht zu Wahrheiten; und die Begreiflichkeit iſt nicht der höchſte Zweck der Philoſophie; ja alle demonſtrative Gewißheit ſetzt die Wahrheit ihren Principien voraus und einen Gegenſtand, an denen ſie ſich offenbaren. Man darf daher den Werth der Logik eben ſo wenig überſchätzen, wie die ältern Philoſophen vorzüglich thaten, als dieſelbe unbillig herabſetzen, wie die neuern oft thun. Bei den Alten wurde mit der genannten Aufgabe der Logik oft auch die tiefere philoſophiſche Unterſuchung über die allgemeinen Kennzeichen der Wahrheit, oder die materiellen Bedingungen der Wahrheit unſerer Erkenntniß verbunden, welche Unterſuchung einige Neuere bald in die Metaphyſik gezogen, bald in Ermangelung eines andern Ausdrucks, in dem Sinne einiger ältern Philoſophen, Dialektik genannt, und ſehr natürlich (der Etymologie und dem gewöhnlichen Gebrauche beider Ausdrücke nach, ſind Dialektik und Logik wenig verſchieden) an die Logik angeſchloſſen haben, welche letztere auch wirklich ohne Verbindung mit dieſer Unterſuchung, und ohne genauere Beſtimmung ihres Kreiſes und Werthes oft mehr ſchädlich, als nützlich geweſen iſt, und die Philoſophie zur bloßen Formal-Philoſophie gemacht hat; wie denn alle ſcharfe Abſonderung des Formellen von dem Materiellen leicht gefährlich und beſchränkend wird. Noch Andere haben jener vorbereitenden Unterſuchung den Namen Fundamental-Philoſophie,

Fundamental-Wiſſenſchaft, philoſophiſche Grundlehre u. ſ. w. gegeben. Man theilt die Logik oder Denklehre gewöhnlich in die reine und angewandte. Erſtere ſoll das Denken an ſich nach ſeinen Geſetzen, Operationen (Begreifen, Urtheilen und Schließen) und deren Producten (Begriff, Urtheil und Schluß im Einzelnen) und in Beziehung auf ein Denkganzes, wie in der wiſſenſchaftlichen Vollendung des Syſtems und deſſen Formen (Definitionen, Eintheilungen und Beweiſen); die angewandte aber das Denken unter beſondern ſubjectiven und objectiven Rückſichten, die man bei der Anwendung der Denkgeſetze zu nehmen hat, nämlich die Beziehung auf die Verbindung des Denkens mit andern Geiſtesäußerungen und die Einſchränkungen und Hinderniſſe des Denkens, welche hieraus hervorgehen, ſo wie entgegenwirkenden Mittel, endlich auch in Beziehung auf die Hauptſphären des Denkens betrachten. In den letztern Beziehungen ſetzt die Logik die Erfahrungs-Seelenlehre voraus, mit welcher ſie auch, als Vorbereitungswiſſenſchaft zur Philoſophie, in genaueſter Verbindung ſteht. Eine natürliche Logik iſt aber ein Widerſpruch, weil Niemand eine Wiſſenſchaft ſchon von Natur beſitzt, wenn er auch die Geſetze derſelben anwendet, und die natürliche Fähigkeit, zu denken, auch ohne wiſſenſchaftliche Ausbildung zu einiger Fertigkeit erhoben werden kann, auf welcher der ſ. g. geſunde Menſchenverſtand beruht. Einen Logiker nennen wir daher auch nur denjenigen, der die Wiſſenſchaft der Logik bearbeitet und lehrt, vornehmlich, wenn er dieſes mit Glück und Auszeichnung thut, oder überhaupt den, welcher die logiſchen Geſetze mit Bewußtſein im Gebiete des Denkens anzuwenden verſteht, und dieſe Anwendung der logiſchen Geſetze zur Kunſt (Fertigkeit) erhoben hat; dann auch Dialektiker. Dieſe wiſſenſchaftliche Ausbildung der Logik finden wir zuerſt bei den Griechen. Zeno von Elea wird oft Vater der Logik oder Dialektik genannt; doch war die Bearbeitung derſelben damals mehr vom praktiſchen Intereſſe, oder von der Rede und Diſputirkunſt abhängig und artete, als Kunſt der Schlüſſe und Beweiſe, bald in die Sophiſtik aus. Die Sophiſten und die megariſche Schule (geſtiftet von Euklid aus Megara) bildeten dieſe Kunſt ſehr aus; letztere wurde daher die euriſtiſche oder dialektiſche genannt, und iſt durch die Erfindung mehrerer Sophismen berühmt. Den erſten umfaſſenden und rein wiſſenſchaftlichen Verſuch, die Denkformen in abſtracto darzuſtellen, machte Ariſtoteles, daher er auch mit mehrerem Rechte Vater der Logik zu nennen iſt. Hieher gehören ſeine logiſchen Schriften, welchen die ſpätere Zeit den Namen Organon gegeben hat, und welche faſt zwei Jahrtauſende nach ihm in den Schulen der Philoſophen das herrſchende Anſehen behaupteten. Auch waren ſeine Unterſuchungen zugleich auf die Kriterien der Wahrheit gerichtet, worin Epikur, Zeno, der Stifter der ſtoiſchen Schule, u. A. ihm nachfolgten. Das Anſehen, welches die Logik oder Dialektik in der ſpätern Zeit, namentlich im Mittelalter gewann, ſo daß ſie faſt unbedingt als reales Organon aller Wiſſenſchaften angeſehen, und vom 8. Jahrh. an als freie Kunſt gelehrt wurde, ſtieg am höchſten in der ſcholaſtiſchen Philoſophie, welche nur eine neuere Art der Sophiſtik war, und vorzüglich der Theologie diente. Gegen dieſes Anſehen traten Petrus Ramus (Pierre de la Ramée), Baco und andere mit gegründeten Einwendungen auf. Descartes und Malebranche vermiſchten die Logik wieder mit der Metaphyſik. Locke, Leibnitz und Wolf, Thomaſius, Cruſius, Ploucquet, Lambert (in ſeinem neuen Organon), Reimarus, Feder u. A. haben um die Ausbildung der neueren Logik großes Verdienſt. Eben ſo Kant und ſeine Schüler, Maaß, Hoffbauer, Jakob, Krug, Fries, ſo wie ein Maimon, Bardili, Schulze, Reinhold u. A. Fichte verwies

Digitized by Google

ſie aus dem Gebiete der Philoſophie, und behauptete ihre Abhängkakeit von der Methaphyſik. Schelling erklärte: ſie ſei, als eine formale Wiſſenſchaft, der Philoſophie ſogar entgegengeſetzt. Doch haben Klein und Thanner, welche ſeiner Anſicht folgen, und auf ganz eigenthümliche Weiſe Hegel neuerdings die Logik darzuſtellen verſucht, ſo daß man über den Hauptpunkt, nämlich ihr Verhältniß zur Methaphyſik und die Anwendung ihrer Formen auf dem Gebiete der philoſophiſchen Speculation noch immer verſchiedener Meinung iſt. T.

Logogriph, ſ. Räthſel.

Logthing iſt der geſetzgebende Körper des norweg'ſchen Storthings (Reichsverſammlung). Sobald ſich der Storthing conſtituirt und der König oder ſeine Beauftragten die Verhandlungen mit einer Rede eröffnet hat, erwählt der Storthing unter ſeinen Mitgliedern ein Viertheil, welches das Logthing ausmacht. Die übrigen drei Viertheile bilden das Odelsthing (die Grundeigenthümer). Jede dieſer beiden Abtheilungen hält ihre Verſammlungen abgeſondert und ernennet ihre eigenen Präſidenten und Secretär. Jedes Geſetz wird in den Odelsthing entweder von deſſen Mitgliedern, oder von der Regierung durch einen Staatsrath zuerſt vorgeſchlagen. Iſt hier der Vorſchlag angenommen worden, ſo wird er an das Logthing geſandt, welches ihn entweder genehmigt oder verwirft, und im letzten Falle die Urſachen der Verwerfung angibt. Dieſe Urſache erwägt nun der Odelsthing und legt entweder ſeinen Vorſchlag nieder, oder ſendet ihn wieder mit oder ohne Veränderung an das Logthing. Iſt der Vorſchlag vom Odelsthing zwei Mal dem Logthing vorgelegt und von dieſem zum zweiten Male mit einer Zurückweiſung zurückgeſandt worden, ſo trit das ganze Storthing zuſammen, und es entſcheiden dann zwei Drittheile ſeiner Stimmen über den Vorſchlag. Zwiſchen jeder ſolchen Berathſchlagung müſſen wenigſtens 3 Tage verfließen. Hat ein vom Odelsthing vorgeſchlagener Beſchluß den Beifall des Logthing oder des verſammelten Storthing erhalten, ſo wird ſolcher durch eine Deputation von beiden Abtheilungen des Storthings an den anweſenden König, und wenn er abweſend iſt, an den Vicekönig oder an die norwegiſche Regierung geſandt, mit dem Antrag auf die königliche Sanction. Der Logthing hält, gleich dem Odelsthing, ſeine Sitzungen öffentlich, und die Verhandlungen werden in der Regel durch den Druck bekannt gemacht. Die Mitglieder des Logthings machen mit dem höchſten Gerichte das Reichsgericht aus, welches vom Odelsthing eingeleitet worden, entweder gegen die Mitglieder des Staatsraths, oder des höchſten Gerichts, wegen Amtsverbrechen, oder gegen die Mitglieder des Storthings, wegen der Verbrechen, die ſie als ſolche begehen möchten, und hat der Vorſtand des Logthings den Vorſitz. Wider die Urtheile dieſes Reichsgerichts findet keine Begnadigung ſtatt, als Befreiung von der erkannten Todesſtrafe (ſ. d. Art. Storthing.)

Lohenſtein (Daniel Caſpar von) ward 1635 zu Nimptſch, einer Stadt im ſchleſiſchen Füſtenthume Briegg, geboren, und machte den Anfang ſeiner Studien in ſeiner Geburtsſtadt. Nachdem ſetzte er ſie auf dem Gymnaſium zu Breslau fort, bis er 1650 die Univerſitat zu Leipzig und nachher die zu Tübingen bezog. Dann trat er eine Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz, die Niederlande und Holland an und kehrte zu Waſſer über Hamburg nach Breslau zurück. 1666 ward er zum Regierungsrathe, zum kaiſerlichen Rathe und erſten Syndikus der Stadt Breslau ernannt. Schon in ſeinem 15. Jahre verfertigte er 3 Trauerſpiele, die auch ſpäterhin gedruckt worden ſind. Man kann

hm keineswegs Genie abſprechen, aber es ging durch falſche Richtungen unter, und es fehlte ihm Geſchmack. Er beſaß neben einer ausgebreiteten Gelehrſamkeit eine große Kenntniß der neuern Sprachen. Neuerungsſucht oder Begierde, ſeine Vorgänger zu verdunkeln, führte ihn irre. Dennoch fand er bald Nachahmer, die ſeine Übertreibungen noch mehr übertrieben, und, nach ihm, Lohenſteinianer genannt wurden. Die Lohenſteiniſchen Gedichte ſind voll von ſchmackloſen Wortſchwalls, falſchen Pomps und unnatürlicher Bilder. In den Trauerſpielen, die unter ſeinen poetiſchen Werken leicht das Erheblichſte ſein dürften, fallen dieſe Fehler, zu der höchſten Stufe geſteigert, doppelt auf. Sie heißen: Ibrahim Baſſa; Agrippine; Epicharis; Cleopatra; Sophonisbe und Ibrahim Sultan. Sie ſind geſammelt in Lohenſtein's Trauer- und Luſtgedichten, Breslau 1680, 1689. Leipzig 1733. 8. Seine übrigen Gedichte ſind unter dem Namen: Blumen, von ihm geſammelt worden; das letzte der Hyacinthen, an Balthaſar Friedrich von Logau gerichtet, beweiſet, daß es Lohenſtein, bei geleitertem Streben nach Vollkommenheit, möglich geweſen ſein dürfte, ein trefflicher Dichter zu werden. Unter ſeinen proſaiſchen Schriften, in denen ebenfalls Schwulſt mit Plattheit wechſelt, zeichnet ſich der Heldenroman: Arminius und Thusnelda, aus, über deſſen Ausarbeitung er ſtarb, der aber von ſeinem Bruder, und nach deſſen Tode vom Prediger Wagner zu Leipzig vollendet wurde. Obgleich dieſer Roman jene Fehler hat, obgleich Lohenſtein ſelbſt durch den Tod verhindert wurde, die letzte Hand daran zu legen: ſo ſind doch wahrhaft kräftige Stellen darin zu finden, in welchen der Verfaſſer große und erhabene Gedanken in gedrängter Kürze vorgetragen hat. Dieſer Roman erſchien zuerſt in Leipzig 1690 in zwei Quartbänden, worauf eine zweite vermehrte Ausgabe (Leipzig 1731) folgte. Lohenſtein ſtarb zu Breslau 1783 in einem Alter von 48 Jahren.

Loire, der größte Fluß in Frankreich, entſpringt in einem Berge der Sevennen, Gerbier de Saux genannt, im Departement der Ardeche und ergießt ſich unterhalb Nantes in Bretagne in das Meer. Die Länge ſeines Laufs beträgt gegen 90 Meilen. Ob er gleich viele ſeichte Stellen hat, ſo iſt er doch für größere Kauffartheiſchiffe bis Nantes, für kleinere bis Briaire und für geringere Fahrzeuge bis Roanne ſchiffbar. Er hat bei der neuen Eintheilung Frankreichs nach der Revolution drei Departementern den Namen gegeben: das Departement der Loire, der Ober- und Unter-Loire. 1815 erhielt die Scheidungslinie, welche die Loire in Frankreich bildet, eine politiſche Wichtigkeit, indem das franzöſiſche Heer nach der Schlacht von Waterloo oder Belle Alliance, und zurückgedrängt bis unter die Mauern von Paris, vermöge der Capitulation, welche von dem proviſoriſchen Gouvernement mit Blücher und Wellington abgeſchloſſen wurde, ſich ohne weitere Feindſeligkeiten, unter Davouſt's Oberbefehl, hinter die Loire zurückzog und hierdurch den Namen Loire-Armee erhielt.

Loke, ſ. **nordiſche Mythologie**.

Lokmann, eine Perſon aus dem Sagen- und Überlieferungskreis der Araber. Die Zeit, wenn er lebte, wird ſehr verſchieden angegeben, ſo wie überhaupt nicht auszumitteln iſt, ob es nicht zwei zu verſchiedenen Zeiten lebende Perſonen dieſes Namens gab. Nach der Sage ſoll Lokman ein Sprößling des Stammes Ad geweſen, und einſt mit einer Karavane nach Mekka geſendet worden ſein, um Gott bei anhaltender Dürre um Regen anzuflehen. Gottes Zorn vernichtete aber den ganzen Stamm Ad, und nur Lokman, der einzige Fromme, blieb übrig, worauf dann der Herr der Welt ihm freiſtellte, zu wählen,

entweder ſo lange zu leben, als der in einer unerſteiglichen Gebirgshöhle liegende Dung von ſieben Gazellen dauern würde, oder ſo lange, als ſieben auf einander folgende Geyer lebten, worauf denn Lokman das Letztere annahm, und undenkliche Jahre auf Erden wandelte. Im Alkoran iſt gleichfalls die Rede von einem Lokmann, der den Beinamen: „der Weiſe“ erhielt, zuweilen aber auch Abu-Anam (d. i. Vater des Anam) genannt wird. Dieſer, ob mit dem vorigen identiſch? ſteht dahin, ſoll zur Zeit Davids gelebt haben, und die Sage ſchildert ihn in vielen Zügen den Phrygier Äſop ähnlich, wie denn auch die Araber eine Menge Fabeln von ihm haben, die offenbar Nachahmungen der dem Äſop beigeſchriebenen ſind, und ihren Styl und ihrer Einkleidung nach hinreichend beweiſen, daß man ihre Entſtehung nicht einmal bis in das erſte Jahrhundert der Hedſchira zurückführen kann. Auch dieſer Lokmann ſoll ſich einer ungemeinen Lebensdauer (nach Einigen von 300, nach Andern von 1000 Jahren) zu erfreuen gehabt haben, welche Übereinſtimmung in der Erzählung dann vermuthen läßt, daß der im Alkoran erwähnte, und der der Sage nach vom Stamme Ad entſproßene, eigentlich nur eine Perſon waren, deren Geſchichte durch Tradition im Lauf der Zeiten ſo fabelhaft ausgeſchmückt wurde. Durch Erpenius wurden die, dem Lokman zugeſchriebenen Fabeln zum Erſtenmal in Europa durch den Druck bekannt (1615.) Sie erſchienen arabiſch mit einer lateiniſchen Überſetzung, und wurden ſpäter der in Leyden herausgekommenen arabiſchen Grammatik des Erpenius beigefügt, und ſie ſind ſeitdem in mehrfachen Auflagen verbreitet worden, von denen jedoch keine einzige ohne Textunrichtigkeiten iſt. Bei den Orientalen ſelbſt ſtehen dieſe Fabeln übrigens, ihrer ſchmuckloſen Einkleidung und faſt lakoniſchen Kürze wegen, nur in ſehr geringem Anſehen, wie ſie denn überhaupt im Ganzen das Aufſehen nur wenig verdienen, welches ſie eine Zeitlang bei uns machten. Im Jahr VIII. (1799) beſorgte Marcel während der franzöſiſchen Occupation von Ägypten eine Ausgabe der „Fables de Lokmann“ in Kairo, welche 1803 in Paris neu aufgelegt wurde; die beſte iſt aber die 1818 von Cauſſin zum Gebrauch der Eleven des Collége-royal veranſtaltete. Die Angaben des Herausgebers der galland'ſchen Überſetzung des Homayoun-Nameh, oder der Fabeln des Bidpai iſt aber inſoweit falſch, als er dieſe indiſchen Fabeln auf dem Titel neben Bidpai auch Lokman zuſchreibt. Die vollſtändigſte Handſchrift der lokman'ſchen Fabeln (in perſiſcher Sprache) befindet ſich in der Bibliothek des Vatikans.

Lokris, Lokrier, Lokri Erſteres iſt eine Landſchaft Mittel-Griechenlands, deren Einwohner Lokrier heißen, und zu den älteſten griechiſchen Völkerſchaften gehören. Man unterſcheidet 4 Stämme derſelben: die epiknemidiſchen, opuntiſchen, ozoliſchen und epizephyriſchen Lokrier. Die letzten waren eine Kolonie von den ozoliſchen Lokriern und wohnten in Unteritalien. Lokri iſt der Name ihrer Hauptſtadt, eine der mächtigſten, glänzendſten und reichſten Städte des alten Groß-Griechenlandes, wovon jetzt nur wenige Reſte noch vorhanden ſind.

Lollharden, ſ. Beguinen und Brüderſchaften.

Lolli (Antonio), ein berühmter Geiger, den Schubart den Shakſpeare unter den Geigern nennt, ward 1728, nach Andern 1740, zu Bergamo oder Venedig geboren, und ſtand von 1762 bis 1773 als Conzertmeiſter in Dienſten des Herzogs von Würtemberg. Hierauf ging er nach Rußland, wo ſein Spiel der Kaiſerin Catharina II. dergeſtalt gefiel, daß ſie ihm einen Bogen ſchenkte, auf welchen ſie mit eigner Hand

ie Worte geſchrieben hatte: „dieſer Bogen, von Catharinens Hand verfertigt, iſt für den unvergleichlichen Lolli beſtimmt.“ 1775 machte r eine Reiſe nach England, Frankreich und Spanien, auf welcher er in Madrid für jedes Concert, außer vielen andern Geſchenken, 2000 Realen (etwa 125 Thaler) vom Theater-Unternehmer erhalten haben ſoll. Dann ging er 1789 nach Italien zurück, wo er 1794 zu Neapel ſtarb. Lolli ſuchte die Vorzüge der nardiniſchen und ferrariſchen Schule zu vereinigen. Die Fertigkeit, welche er auf ſeinem Inſtrumente erlangt hatte, ſetzte in Erſtaunen. Man pflegte ihn wol den muſikaliſchen Luftſpringer zu nennen. Noch keiner ſeiner Vorgänger hatte eine ſolche Höhe auf dem Griffbrette erſtiegen; aber dabei überließ er ſich auch ſo wilden und regelloſen Phantaſien, bei denen er ſich häufig an gar keinen Takt band, daß auch der geübteſte Begleiter ihn nicht zu accompagniren vermochte, ſo wie er ſeiner Seits auch Niemanden begleiten konnte. Er hat, außer Violin-Concerten und drei Werken Sonaten, eine Violinſchule n Quartetten für zwei Geigen, Bratſche, Violoncello, und mehrere Conzerte und Quartette handſchriftlich hinterlaſſen.

Lombard, ſ. Leihbank.

Lombardei, begriff im 6. Jahrh., als die Longobarden einen großen Theil Italiens eroberten, das ſogenannte Oberitalien, ſpäterhin nannte man die öſterreichiſchen Provinzen in Italien (nämlich die Herzogthümer Mailand und Mantua), die öſterreichiſche Lombardei. Nachdem 1805 die Franzoſen aus dieſen Ländern und andern das Königreich Italien gebildet hatten, verſchwand dieſer Name ganz; jetzt, da durch den pariſer Frieden 1814 dieſes, von Napoleon geſchaffene Königreich wieder aufgehört hat, und Öſterreich zum Beſitze eines großen Theils des vormals zum Königreich Italien geſchlagenen Oberitaliens gelangt iſt, iſt 1815 dieſer öſterreichiſche Antheil an Italien zu einem lombardiſch-venetianiſchen Königreiche umgeſchaffen worden. Es begreift das Gebiet der vormaligen Republik Venedig in Italien (mit Ausnahme Iſtriens und des Kantons Cividа, welche zu dem neuern Königreiche Illyrien gekommen ſind), die Herzogthümer Mailand (öſterreichiſchen Antheils) und Mantua, geringe Theile von Parma, Piacenza und dem päpſtlichen Gebiete, und die ſonſt zu Helvetien gehörigen Landſchaften: Veltlin, Worms und Kleben, und wird von Helvetien, Deutſchland, dem adriatiſchen Meere, dem Kirchenſtaate, Modena, Parma und den ſardiniſchen Staaten begrenzt. Die Größe beträgt 830 Q. M., und die Bevölkerung 4,200,000 Seelen. Es wird von dem Tagliamento, der Piave, Brenta, dem Etſch, Po, Mincio, Ticino und der Adda bewäſſert. Man findet viele Seen, als den Lago maggiore, den Comerſee, den Iſeo- und Gardaſee; auch hat es eine Menge von Kanälen. Der Boden iſt größtentheils eben, nur an den Gegenden berühren Zweige der Alpen das Land, und weſtlich von Padua erſtrecken ſich die euganeiſchen Berge, meiſt vulkaniſchen Urſprungs nur von mittlerer Höhe (1700 bis 1800 Fuß hoch). Überhaupt iſt dieſe Provinz in den meiſten Gegenden trefflich angebaut, und gleicht einem Garten. Das Klima iſt kälter in den nördlichen, an die Alpen ſtoßenden Gegenden, in den übrigen mild, warm und geſund, doch nicht frei von Winterkälte und Froſt, daher geſchieht es oft, daß die Oliven, Pomeranzen Citronen und andere zarte Gewächſe erfrieren, der Weinſtock Schaden leidet und die Flüſſe zufrieren. Selbſt die Lagunen um Venedig werden ſo eisfeſt, daß man Stunden weit darüber hinläuft, und ſelbſt darauf fährt. Dieſes Land iſt ſehr fruchtbar, und hat Rindvieh, mittelmäßige Pferde, Schafe mit einer groben Wolle, eine große Menge von Federvieh und viele Fiſche;

auch unterhält man Seidenbau. Der Feldbau iſt die vorzüglichſte Nahrungsquelle der Einwohner und wegen der Fruchtbarkeit des Bodens ſehr ergibig an Getreide, Mais, Hülſenfrüchten, Gartengewächſen, Flachs ꝛc. Wo die Felder ſumpfig ſind, werden ſie zum Reißbau gebraucht, der theils im Lande verbraucht, theils nach Deutſchland ausgeführt wird. Ferner iſt der Wein- und Ölbau ſehr ausgebreitet. Außer den gewöhnlichen Obſtarten, hat man Kaſtanien, Mandeln, Feigen, Pomeranzen, Citronen, Lorbeeren. Mit Pomeranzen, Citronen und Feigen wird ein bedeutender Handel getrieben. Das Mineralreich liefert Eiſen, Kupfer, Marmor, Salz und einige Mineralwäſſer. Die Einwohner ſind, bis auf wenige Griechen, Deutſche und Juden, lauter Italiener, und die herrſchende Religion iſt die katholiſche. Der Gewerbfleiß iſt zwar ziemlich ſtark, doch von ſeiner vormaligen Höhe ſehr herabgeſunken. Die vorzüglichſten Fabriken beſtehen in Seide, Glas und Eiſenwaaren. Der Seidenbau und die Seidenweberei iſt durch das ganze Land ausgebreitet. Es werden alle Arten von Zeugen, Bändern, Tüchern, Strümpfe, auch eine große Menge von Zwirnſeide gemacht und ausgeführt. Die Glasfabriken in Venedig und Murano ſind ſehr wichtig; ſehr berühmt iſt das Spiegelglas. Außer den Spiegeln, werden auch viele Glasperlen und alle Glasarbeiten in großer Vollkommenheit verfertigt. Die Stahl- und Eiſenfabriken haben beſonders ihren Sitz in Brescia, wo man viele Gewehre, Säbelklingen, Meſſer ꝛc. verfertigt. Die Wollentuchfabriken haben ſehr abgenommen. Die Gold- und Silberarbeiten zu Venedig und Mailand ſind berühmt; auch verfertigt man Porcellan, Fayence, Tapeten, Papier, viele Waaren des Luxus und eßbare Dinge, als Masken, künſtliche Blumen, Pomaden, Confitüren, Eſſenzen, Würſte, candirte Früchte, Nudeln und den berühmten Parmeſankäſe. Für die Muſik liefert Cremona Geigen, Lauten, Flöten und andere muſikaliſche Inſtrumente. Der Handel mit dieſen Erzeugniſſen iſt bedeutend, und die Ausfuhr überſteigt die Einfuhr. Dieſes, mit dem öſterreichiſchen Staate verbundene Königreich hat ſeine beſondere Verfaſſung. Es wird durch einen Vicekönig regiert, der zu Mailand ſeinen Sitz hat, und zerfällt in zwei Goubernements, welche das lombardiſche und venetianiſche heißen. In jedem derſelben iſt die Verwaltung, unter der Abhängigkeit von den höchſten Behörden zu Wien, einem Gouverneur und einem Goubernialcollegium anvertraut. Das lombardiſche Gouvernement enthält auf 390 Q. M. 2,300,000 Einwohner, und hat zur Hauptſtadt Mailand; das venetianiſche Gouvernemeut enthält auf 440 Q. M. 2 Millionen Einwohner, und hat Venedig zur Hauptſtadt. Den landesfürſtlichen Verwaltungsbehörden ſind ſtehende Collegien aus Mitgliedern der verſchiedenen Klaſſen der Nation an die Seite geſetzt.

Lombardiſche Schule, ſ. **Italieniſche Kunſt**.

Lombardus (Petrus), einer der berühmteſten Scholaſtiker, aus einem Flecken bei Navarra gebürtig. Er war Abälard's Schüler, Lehrer und zuletzt Biſchof zu Paris, und ſuchte die theologiſchen Meinungen in ein Syſtem zu bringen, welches bis auf die Reformation ein faſt klaſſiſches Anſehen unter den Theologen hatte, und bei allen theologiſch-philoſophiſchen Unterſuchungen und Vorleſungen zum Grunde gelegt wurde. Er ſtellt in demſelben die Ausſprüche der Kirchenväter über Dogmen, beſonders aber des Auguſtinus zuſammen, und führte dann Zweifel und Einwendungen, ſo wie die Widerlegungen derſelben an, ohne ſelbſt zu entſcheiden. Sein vielmal aufgelegtes Werk heißt:

Sententiarum IV. libri, daher ſein Name: magister sententiarum. Er ſtarb 1164.

Lomenie de Brienne (Etienne Charles) Kardinal, Erzbiſchof und Staatsminiſter von Frankreich, wurde 1727 zu Paris geboren und ergriff, obſchon er der älteſte Sohn ſeines Hauſes war, den geiſtlichen Stand, in welchem er bald, unterſtützt durch einen lebhaften Geiſt und die einflußreichen Verbindungen ſeiner Familie, von Stufe zu Stufe emporſtieg, obſchon ihn ſeine fortgeſetzte Verbindung mit freiſinnigen Denkern jener Zeit (d'Alembert, Morellet u. A.) dem frömmelnden Hofe und der Curie wenig empfahlen. 1744 gab er, mit Turgot, eine Schrift heraus, deren Zweck es war, die damals zwiſchen den Parlamenten und dem Klerus obwaltenden Streitigkeiten zu ſchlichten, und die den Titel führte: „le Conciliateur, ou lettres d'un ecclésiastique à un magistrat.“ (Sie wurde ſpäter von Condorcet, Dûpont de Nemours u. A. von neuem mehrmals herausgegeben). Im Jahre 1758 wohnte er an der Stelle des Kardinal von Luynes in Rom dem Conclave bei, welches Clemens XIII. auf den päpſtlichen Stuhl hob, und 1760 ward er zum Biſchof von Condom ernannt, drei Jahre darauf erhielt er aber das Erzbisthum Toulouſe, in deſſen Verwaltung er ſich die Anerkennung aller derer erwarb, die den alten hierarchiſchen und mönchiſchen Einrichtungen entgegen waren, freilich aber auch den bittern Unwillen der bigotten Kloſtermenſchen auf ſich lud, die durch ſeinen Eifer, dem Geiſte der Zeit gemäß, das ganze, unnütze Mönchsweſen bei Seite zu ſchaffen, oft genug aus den Wohnplätzen ihrer angeblichen Frömmigkeit vertrieben wurden. Während er ſo gegen den Sinn der Anhänger alter kirchlicher Einrichtungen handelte, unterſtützte er aber mit ſeltener Freigebigkeit Arme und Nothleidende, half, wo er konnte, als eine verheerende Viehſeuche viele Einwohner ſeiner Diecös in bedeutenden Verluſt ſtürzte, ließ zum Vortheil des Handelsverkehrs von Toulouſe die Garonne mit dem Kanal von Caraman, durch einen Nebenkanal verbinden, der noch ſeinen Namen trägt, errichtete Erziehungsanſtalten, gründete ein Hoſpital, ſtiftete mehrere Stipendien für die Schüler an der Militärſchule zu Toulouſe, und bewieß ſich überhaupt durchaus als einen eben ſo aufgeklärten, als das wahre Wohl des Landes befördernden Mann. 1770 wurde er zum Mitglied der Akademie ernannt, und als der Erzbiſchof von Paris, Beaumont, ſtarb, verhinderte nur die frömmelnde Partei am Hofe, die freilich dem Biſchof von Toulouſe ſeine durchgreifenden Kloſterreformen nicht vergeben konnte, daß er nicht an deſſen Stelle erwählt wurde. Bei dem erſten Ausbruch der Volksunzufriedenheit in Frankreich bewieß ſich Brienne ſehr thätig, er erhob vor Allen ſeine Stimme gegen die Finanzverwaltung von Calonne, und nachdem dieſer Miniſter verabſchiedet worden war, brachten es ſeine zahlreichen Anhänger dahin, daß Ludwig XVI. ihn, wiewol nur widerſtrebend, an deſſen Stelle an die Spitze der Finanzverwaltung rief. Sein Bruder, der Graf von Brienne, wurde zu gleicher Zeit zum Kriegsminiſter ernannt (1787). Leider erfüllte der neue Finanzminiſter aber ſelbſt die mäßigſten Erwartungen nicht, und wenn ihm ſchon der grenzenloſen Verworrenheit wegen, welche damals in den öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs herſchte, einige Entſchuldigung dieſerhalb gemacht werden kann, indem keines einzelnen Menſchen Kraft hingereicht haben würde, Ordnung in ein Feld zu bringen, das ſeit mehrern Menſchenaltern zu einem Chaos von Verlegenheiten gemacht worden war: ſo mußten doch ſelbſt Brienne's wärmſte Anhänger geſtehen, daß ſie ſich dies Mal in ihm getäuſcht hatten. Mit jedem Tage ſtieg die Verwirrung, und

mit jedem Tage ſah man auch mehr, wie der Miniſter, deſſen Ehrgeiz es gelungen war, ſich zum Principal-Miniſter in dieſer ſturmvollen Zeit ernennen zu laſſen, in einem unſeligen Schwanken, ohne Plan, Kraft und Einſicht handelte. Bald kam es ſo weit, daß er von allen Seiten angeklagt wurde, und ſchon im Auguſt 1788 ſah ſich der König gezwungen, ihm ſeine Dimiſſion zu geben, und zur Freude des Publikums Necker an ſeine Stelle zu rufen, der indeß, wie bekannt, auch nicht helfen konnte. Vor dieſer Periode war Brienne ſchon zum Erzbiſchof von Sens, an die Stelle des verſtorbenen Kardinal de Luynes ernannt worden, und um ihn den Schmerz für den verlornen Miniſterpoſten weniger empfindlich zu machen, belieh ihn Ludwig XVI. mit einigen Abteien, und verſchaffte ihm von Pius VI. den Kardinalshuth; eine Sache, die Pius jedoch nur nach einigen Widerſtreben that, da er den vorgeſchlagenen Candidaten durchaus nicht liebte. Brienne machte jezt eine Reiſe nach Italien, ohne dabei jedoch Rom zu berühren, und kehrte 1790 nach Frankreich zurück, um ſeine Schulden zu berichtigen, die, troz ſeiner großen Einkünfte doch ſo bedeutend waren, daß er ſich gezwungen ſah, einen Theil ſeiner koſtbaren Bibliothek aufzuopfern. Jezt leiſtete auch der Kardidal de Lomenie (denn alſo ward Brienne nun genannt) den von der Conſtitution vorgeſchriebenen Eid, und im März 1791 bat er in einem Schreiben an den Pabſt um Entlaſſung aus dem Kardinalscollegium, was Pius auch gern bewilligte. Dennoch entging Brienne, der durch dieſen Schritt gehofft hatte, ſich den Verfolgungen der Revolutionspartei zu entziehen, ſeinem Schickſale nicht. Im November 1793 wurde er in Sens feſtgenommen, hierauf zwar wieder entlaſſen, dann aber gleich wieder auf's neue verhaftet, und eines Morgens in ſeinem Gefängniſſe todt gefunden (den 16. Februar 1794). Mißhandlungen u. Beſchimpfungen, die er im Kerker von rohen Soldaten, ſeinen Wächtern, hatte erdulden müſſen, verbunden mit den Folgen einer Indigeſtion, hatten ihm einen Schlag zugezogen, der ſeinem Leben im 67. Jahre ſeines Alters, ein Ende machte. Sein Bruder, der oben erwähnte Kriegsminiſter, Athanaſe Louis Marie de Lomenie, Graf von Brienne, deſſen baldiger Nachfolger im Miniſterium de la Tour düſtin war, fiel in demſelben Jahre unter dem Beile der Guillotine. Ein zweiter Bruder, der Marquis de Brienne, blieb, als Oberſt im Regiment Artois dienend, im Jahr 1747 bei dem Angriff auf Col de l'Aſtiete. Vom Kardinal hat man im Druck: „Oraison funèbre du Dauphin," welche 1766 in Paris herauskam.

Lomonoſoff (Michael Waſiljewitſch) einer der berühmteſten ruſſiſchen Dichter, wurde 1711 zu Kolmogory geboren. Sein Vater, ein Fiſcher, wollte ihm zu demſelben Gewerbe erziehen, und ſo mußte der junge Lomonoſoff in früher Jugend ſchon den Vater bei ſeinen Arbeiten behülflich ſein und mit zum Unterhalte der Familie beitragen. Der Geſang der Pſalmen Davids in der Kirche und das Leſen der Bibel, erweckte in dem Knaben zuerſt den poetiſchen Geiſt und die Liebe zu den Wiſſenſchaften und noch faſt ganz ohne Unterricht als den er ſich ſelbſt gegeben, faßte er ſchon in der Jugend den kühnen Entſchluß die Wunder der Schöpfung und die großen Thaten ſeines Landesherrn Peter I. in Geſängen gleich denen von David, zu feiern. Die zu ihm gelangende Kunde, daß in Moskau eine Unterrichtsanſtalt ſich befinde, in welcher man Griechiſch, Lateiniſch, Deutſch und Franzöſiſch lehre, brachte ihn indeſſen auf andere Ideen. Er verließ heimlich das väterliche Haus, ging in die Hauptſtadt, und forderte hier den Unterricht, nach welchem ſein wißbegieriger Geiſt verlangte, und den er ſo gut benuzte, daß

man ihn ſchon 1734 aus der Anſtalt zu Saikonospasko entlaſſen und bei der neuerrichteten Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften anſtellen konnte. Zwei Jahre ſpäter ſchickte man ihn nach Deutſchland um ſeine Studien zu vollenden. Er beſuchte hier das damals ſehr berühmte Marburg, durchreiſte Sachſen, Braunſchweig u. m. a. Länder, und kehrte 1741 nach Petersburg zurück, wo er eine Stelle in der Akademie erhielt, und zum Director des mineralogiſchen Cabinets ernannt wurde. Bald darauf gab er ſeine, in ſeinem Vaterlande berühmt gewordene, Ode auf den Sieg bei Pultawa heraus. Durch eine Ukaſe ward er 1745 zum Profeſſor der Chymie ernannt und 6 Jahre ſpäter ertheilte ihm die Kaiſerin Eliſabeth den Titel eines Kollegienrathes; auch erhielt er 1752 das Privilegium zur Errichtung einer Glasfabrik, beſondern Behufs der Anfertigung von bunten Glasperlen u. dgl. Da er zuerſt in Rußland die Idee zur Verfertigung von Moſaiks angeregt hatte, ſo übertrug die Regierung ihm die Aufſicht über die Anfertigung von zwei großen Gemälden dieſer Art, die Peter I. Thaten verherrlichen ſollten. Die mannichfachen Schickſale, welche dieſer ausgezeichnete, bloß durch ſich ſelbſt ſich emporſchwingende Menſch, ſowol in ſeinem Vaterlande wie in in Deutſchland hatte, wo man ihn auf der ſächſiſchen Gränze zum Soldaten preßte und er nur mit Mühe dem Schickſal entging, erſchoſſen zu werden, machen ſein Leben noch merkwürdiger. Er ſtarb 1765 den 4. April, nachdem er vorher noch zum Profeſſor, Generaldirector der Unterrichtsanſtalten und Univerſitäten, und Staatsrath ernannt worden war, und ſeine Leiche wurde auf Befehl von Katharina II. mit großer Pracht in der Kloſterkirche des heil. Alexander Newsky beigeſetzt. Man hat von dieſem Dichter 2 Bände Oden und außerdem noch mehrere geiſtige und weltliche Liedergeſänge u. dgl., die ſehr geſchätzt werden. Seine Petreide, ein Heldengedicht auf den Czaar Peter I. in 2 Geſängen, iſt das beſte was man bisher in dieſer Art in Rußland beſitzt. Außerdem ſchrieb Lomonoſoff noch eine Grammatik ſeiner Landesſprache und überſetzte mehrere Werke über Mineralogie, Metallurgik und Chymie. Seine Grammatik und ſein Abriß der ruſſiſchen Geſchichte, wurden ſpäter in's Deutſche und von dieſer Sprache wieder in's Franzöſiſche, überſetzt. Die ruſſ. Akademie gab ſeine Werke in 16 Bänden heraus. 3. A. 1804. Von dem Admiral Tſchitſchagoff iſt übrigens eine Lebensbeſchreibung Lomonoſoff's erſchienen, die ziemlich umſtändlich die Schickſale dieſes geiſtreichen Mannes ſchildert.

London. Dieſer merkwürdige, in mancher Rückſicht einzige Ort in der Welt, die Hauptſtadt des brittiſchen Reichs, 12 Meilen vom Ausfluſſe der Themſe, auf welcher die größten Kauffahrteiſchiffe bis an die Stadt kommen, der wichtigſte Handelsplatz der Erde und die größte Stadt in Europa, enthält über eine Million Einwohner, eine Anzahl, die im Winter durch den engliſchen Adel noch anſehnlich vermehrt wird, und beſteht aus drei Haupttheilen: I. aus der eigentlichen Stadt London (welchen die Engländer die City nennen, und der den öſtlichen Theil ausmacht); II. aus Weſtminſter (oder richtiger zu reden, aus der weſtlichen Seite der Stadt, von der die eigentlich ſogenannte Stadt Weſtminſter nur einen kleinen Theil ausmacht); und III. aus dem ehemaligen Flecken Southwark (ſpr. Sodwrick), der auch gewöhnlich in London nur the borough genannt wird. Die erſtern beiden Theile liegen auf der Nordſeite und der letztere auf der Südſeite der Themſe. Hierzu kommen noch eine Menge Ortſchaften, die durch den Anbau zur Stadt gezogen worden ſind, und noch nimt ſie täglich an Größe zu. Die City und Weſtminſter

gehören zur Grafſchaft Middleſex; Southwark zur Grafſchaft Surry. Die gaanze Stadt iſt 7 engliſche (1⅔ deutſche) Meilen oder drei Stunden lang, über eine halbe deutſche Meile breit, hat 4 Meilen im Umfange, und faßt 8000 Straßen, 34 Marktplätze, 71 Squares oder Plätze, welche in der Mitte einen Raſenplatz einſchließen und 150,000 ein bis ſechs Stockwerk hohe Häuſer in ſich, unter denen man allein über 300 gottesdienſtliche Gebäude, 22 Hoſpitäler und 95 Armenhäuſer zählt. Der faſt ſtets bedeckte Himmel, noch mehr aber der ſchwere, wie eine dicke Wolke auf der Stadt ruhende Steinkohlendampf, ſind Urſache, daß man ſelbſt von den hohen im Mittelpunkte der Stadt belegenen Pauiskirche herab die ungeheure Häuſermaſſe ſelten ganz zu überſehen vermag. An trüben Wintertagen wird in den großen Handelscomtoiren der engen City ſchon um 2 Uhr Nachmittags Licht angezündet, und der von jenem Dampfe ſich überall anſetzende ſchwarze Ruß, vereint mit der graubraunen Farbe der engliſchen Backſteine (dem gewöhnlichen Baumaterial in London) gibt der Stadt ein düſteres, unfreundlicheres Anſehen. Das eigentliche London (City) ſticht mit der weſtlichen Seite der Stadt, ſowol in Rückſicht auf die Beſchaffenheit der Häuſer, als auch der Bewohner derſelben, auffallend ab. Die Häuſer in der City, welche größtentheils nach der ſchrecklichen Feuersbrunſt 1666 gebauet wurden, ſind unregelmäßig, unbequem und in engen, ſchlechten Straßen verſteckt. Da nun der Hof, welcher ſeinen Sitz in Weſtminſter hat, ohnedies einen großen Theil der vornehmen Welt dort verſammelt, ſo iſt, beſonders ſeit den letzten 30 Jahren, eine ordentliche Volkswanderung aus der City nach dem weſtlichen Theile der Stadt, vorgefallen, ſo daß zwiſchen beiden, in Rückſicht der Sitten eine merkliche Verſchiedenheit, und deshalb auch eine gewiſſe gegenſeitige Verachtung und Eiferſucht Statt findet. Unter die großen öffentlichen Gebäude in der City gehören die Börſe und die Bank, in deren Nähe ſich eine zahlloſe Menge Kaffeehäuſer befindet, auf denen große Geſchäfte gemacht werden, (hieher gehört Lloyds, in dem obern Stockwerke der Börſe ſelbſt befindliches, berühmtes Kaffeehaus, eigentlich mehr ein Sammelplatz der größten Kaufleute, beſonders der Aſſecurateurs und Mäkler, deſſen ſich ſelbſt die Regierung bedient, um der Kaufmannſchaft ſchnell öffentliche Neuigkeiten mitzutheilen), das Poſthaus, die Aſſecuranzhäuſer, das Rathhaus (Guildhall), der Palaſt des Lord Mayors (der erſten Magiſtratsperſon in der City), the Mansion-house genannt, das neue Zollhaus (Custom-house, nur das neue königl. Münzgebäude, die Häuſer der oſtindiſchen und anderer Handlungsgeſellſchaften u. ſ. f. Ferner ſind in der City merkwürdig: die Paulskirche, ein Werk von einer erſtaunlichen Größe, das jedoch zu verſteckt liegt, um die gehörige Wirkung zu thun, binnen 4 Jahren, mit einem Koſtenaufwande von 1,500,000 Pf. Sterling von Chriſtoph Wren erbaut, 500 Fuß lang, 250 Fuß breit und mit einer 340 Fuß hohen und 145 Fuß im Durchmeſſer haltenden Kuppel; der Tower, ein altes Fort, wo ein wichtiges Archiv und die Reichskleinodien verwahrt werden und das zum Staatsgefängniſſe dient; auch findet man daſelbſt ein großes Zeughaus, mit den Überbleibſeln der berüchtigten unüberwindlichen Flotte der Spanier, welche England unter Eliſabeths Regierung unterjochen ſollte. Ein breiter Waſſergraben umgibt den Tower, und auf einer Terraſſe ſtehen 60 Kanonen, welche bei feierlichen Gelegenheiten abgefeuert werden; das Bedlam=

Hoſpital, das größte Irrenhaus in England, welches ſeit 1813 ein geräumiges Local erhalten hat; das Gefängniß Newgate; die alte London Brücke (915 Fuß lang, 45 Fuß breit und in der Mitte 60 Fuß hoch); ſie begränzt gleichſam den Hafen der Stadt und ihre 19 Bogen von ungleicher Größe ſind, mit Ausnahme des mittlern, der erſt 1756 durch Niederreißung eines der Brückenpfeiler erweitert ward, ſo enge, daß bei ſtarker Fluth häufige Unglücksfälle dadurch eintreten. Nahe dabei iſt die große, 1582 von einem Deutſchen, Namens Moritz, angelegte, und von Hadley nachher verbeſſerte Waſſerkunſt, wodurch ein Theil der Stadt mit Flußwaſſer verſehen wird. Ferner die, ſchon 1769 vollendete Blackfriarsbrücke (1100 Fuß lang und 42 Fuß breit,) von 9 Bogen, und zwiſchen beiden die ganz neue eiſerne Southwark-Brücke. — Endlich erwähnen wir noch das ſogenannte Monument, eine 202 Fuß hohe Säule, welche zum Andenken des großen Brandes von 1666 errichtet ward, mit einer, den damaligen Zeitgeiſt charakteriſirenden Inſchrift, welche die Katholiken als Urheber jenes Unglücks nennt. In dem weſtlichen Theile der Stadt, der übrigens durch keine ſichtbare Gränze von der City abgeſondert iſt, und die Hälfte von ganz London ausmacht, wo man faſt nichts, als zierliche Häuſer, prächtige Plätze, ſchnurgerade Straßen und das ſchönſte Steinpflaſter in Europa ſieht, bemerken wir: den St. James Palaſt, die ehemalige königliche Reſidenz, ein altes, unregelmäßiges Gebäude, auf deſſen Platze ehedem ein dem h. Jakob (St. James) gewidmetes Hoſpital ſtand und wovon der 1809 abgebrannte ſüdöſtliche Flügel noch jetzt in Ruinen liegt. Die Weſtminſter-Abtei oder Kirche zu St. Peter, eins der größten noch vorhandenen Meiſterſtücke der gothiſchen Baukunſt, wo ſich das Begräbniß der Könige und vieler berühmter Männer aller Stände, mit einer unzähligen Menge der herrlichſten Denkmäler Heinrichs VII., Heinrichs VIII., Newton's, Shakſpeare's und Händel's auchzeichneten. Die Kirche ward im 13. Jahrh. unter Heinrich III. zu bauen angefangen, die beiden ſchönen Thürme aber erſt 1735 nach der Zeichnung Chriſtoph Wren's vollendet. Ein ſehr lobenswerthes Unternehmen der neueſten Zeit iſt die künſtliche Ausbeſſerung der verwitterten Theile des ehrwürdigen Gebäudes. Die ſchadhaften Steine wurden behutſam ausgehoben und durch neue, in ganz gleichem alterthümlichen Geſchmack verzierte, erſetzt, welchen man durch Beſtreichung mit Öl auch die Farbe der alten zu geben weiß. Ferner Weſtminſterhall, wo der König gekrönt, und das Oberhaus bei wichtigen Vorfällen Gericht hält. Das Parlamentshaus, ein altes, ſchlechtes Gebäude; die alte große und prächtige Weſtminſter-Brücke (15 Bogen) 1223 Fuß lang und 44 Fuß breit, welche 1750 vollendet ward und 389,500 Pf. St. koſtete; die neue eiſerne Vauxhall- oder Prinz-Regents-Brücke, 809 Fuß lang von 9 Bogen, die ebenfalls neu, am 18. Juni 1817, als am Jahrestage der Schlacht bei Waterloo eröffnete Waterloo- oder Strand-Brücke. Die drei neuen Brücken ſind von Privatunternehmern auf Actien erbaut, und es wird für den Übergang ein geringer Zoll entrichtet. Ferner mehrere Kirchen in vortrefflichem Geſchmack; mehrere ſchöne Plätze (Squares), in deren Mitte gewöhnlich ein grüner Platz zum Spazierengehen eingerichtet iſt, wobei jedoch bemerkt zu werden verdient, daß alle dieſe Squares ohne Unterſchied mit verſchloſſenen eiſernen Geländern umgeben ſind, und daher nicht ſowohl öffentliche, als vielmehr nur Privat-Spatzier-Plätze für die zunächſt wohnenden Hauseigenthümer bilden; Buckinghamhouſe, der Palaſt der letztver-

ſtorbenen Königin, welchen auch der König zu bewohnen pflegte; ein weder ſehr großes noch ſehr ſchönes Gebäude, das in dem an den St. James-Palaſt anſtoßenden St. James-Park liegt, aus welchem man in den Green-Park und dann in den Hyde-Park gelangt, der ſich bis an die Gärten von Kenſington erſtreckt; man beſchäftigt ſich gegenwärtig mit dem Plane, Buckinghamhouſe niederzureißen, und an deſſen Stelle einen, dem Range und dem Wohlſtande der Nation angemeſſenen Königspalaſt zu erbauen, woran es bisher gefehlt hat. Carltonhouſe, der Palaſt Georgs IV., des Prinzregenten, mit einer ungemein reichen Sammlung von Waffen aller Nationen und aus verſchiedenen Zeiten, die durch die neuen Siege der Engländer in Indien, Ägypten, Spanien und bei Waterloo, großen Zuwachs erhalten hat; der St. James-Park; Sommerſethouſe, ein von der Nation erbauter, prächtiger Palaſt, worin die königl. Societät der Wiſſenſchaften, der königl. Akademie der Künſte und der Alterthumsgeſellſchaft und verſchiedenen Staatsbehörden Zimmer eingeräumt ſind; das Coventgarden-Theater; das Drurylane-Theater, das italieniſche Opernhaus und das Sommertheater zu Haymarket; das brittiſche Muſeum, eine Sammlung von ſchätzbaren Alterthümern, naturhiſtoriſchen Seltenheiten, Münzen, Medaillen und Büchern, welche erſt neuerlich durch den Ankauf der von Lord Elgin in Griechenland zuſammengebrachten Alterthümer anſehnlich vermehrt worden; das Findlings-Hoſpital; das London-Infirmary oder Hoſpital, eine der ſchönſten Anſtalten in ganz England.

Die oben genannten drei Parke am äußerſten Weſtende der Stadt bilden mit dem nordweſtlich gelegenen neuen Regents-Park, die einzigen öffentlichen Spatziergänge Londons, und ſind Sonntags die Hauptſammelplätze der ſchönen Welt, haben aber, mit Ausnahme des James-Parks, der mit einigen Baumreihen bepflanzt iſt, durchaus nichts Anziehendes und verdienen in keiner Hinſicht mit der beſſern öffentlichen Anlagen ähnlicher Art auf dem Feſtlande verglichen zu werden. Southwark, in der Grafſchaft Surry, iſt der ſüdlichſte Theil der Stadt, auf dem rechten Ufer der Themſe, welcher ganz das Anſehen einer alten Fabrikſtadt hat, wo die berußten Häuſer regellos und dicht gedrängt an einander liegen. Doch findet man auch mehrere große und lebhafte Straßen und einige merkwürdige Gebäude, als Lambeth, die Wohnung des Erzbiſchofs von Canterbury, und das merkwürdige Schuldgefängniß (Kings-Bench), innerhalb deſſen die Gefangenen (welche nicht ſelten ihre Familien mit ſich dahin nehmen) die größte Bequemlichkeit und Freiheit genießen, ſo daß ſie ſogar Bälle und Concerte darin geben. Etwa zwei engl. Meilen von der Weſtminſterbrücke liegt der berühmte öffentliche Garten von Vauxhall, einem Dorfe an den Ufern der Themſe, wo vom Mai bis Ende Auguſt täglich bei glänzender Erleuchtung Concerte gegeben werden.

Die Fabriken Londons ſind äußerſt wichtig, und es werden darin Waaren von anerkannter Güte und Schönheit in Seide, Wolle, Baumwolle, Gold, Stahl, Silber, Meſſing, Zinn, Leder, Glas ꝛc. verfertigt. Vorzüglich wichtig ſind auch die Zuckerſiedereien und Porter- und Alebrauereien. Der äußerſt wichtige Handel hat $\frac{3}{5}$ des ungeheuren brittiſchen Handels in ſeinen Händen. Das Kapital, welches ſeine Kaufleute im Umlaufe haben, iſt unermeßlich und gar nicht zu ſchätzen. Die Stadt beſitzt an 5000 Schiffe: jährlich laufen in den Hafen, in welchen oft 1000 Schiffe beiſam-

nen liegen, 13,000 Schiffe ein, und zu Lande fahren 40,000 Wagen und Karren mit Gütern ab und zu. Merkwürdig ſind die nahe bei der Stadt, zum Behuf des weſtindiſchen Handels, von einer Geſellſchaft mit 600,000 Pf. Sterling Koſten erbauten Docks. Dieſer neue, durch Kunſt hervorgebrachte Hafen, in welchem alle Weſtindienfahrer ihre Waaren ein- und ausladen müſſen, liegt Greenwich gegenüber, und beſteht aus zwei ungeheuern Becken, wovon das größere 200 bis 300 Schiffe faſſen kann. Breite Quais mit großen Magazinen umgeben die mit Schiffen bedeckten Becken. London iſt der Sitz der Bank von England, der oſtindiſchen Compagnie, und der Südſee, der Levante, der Hudſonsbai, der afrikaniſchen und der engliſchen Heringsfiſcherei-Geſellſchaft. Man zählt 72 Privatbanken, 2 privilegirte Aſſecuranzgeſellſchaften auf Schiffe und 14 andere Aſſecuranzgeſellſchaften. Faſt ½ der Volksmenge Londons wird durch Handel und Schiffahrt beſchäftigt.

London ſcheint ſchon vor den brittiſchen Feldzügen Cäſars als Stadt beſtanden zu haben. Tacitus nennt Londinum einen Ort, der zwar den Ehrentitel einer römiſchen Kolonie nicht erhalten habe, aber doch als ein Hauptſitz des Handels zu betrachten ſei. Conſtantin der Große ſoll die Stadt zuerſt mit Mauern umgeben und den erſten Biſchofsſitz daſelbſt errichtet haben. Unter der ſogenannten Heptarchie war London die Reſidenz des Königs von Eſſex (Oſtſachſen), ward verſchiedentlich von den Dänen verwüſtet, durch Alfred den Großen aber, gegen das Ende des 9. Jahrh. zur Hauptſtadt von ganz England erhoben, und mit mancherlei Freiheiten und Vorrechten begnadigt, welche Wilhelm der Eroberer 1067 ſchriftlich beſtätigte. 1207 ſoll Henry Fitz-Almyn der erſte londoner Bürgermeiſter geweſen ſein, der den Titel eines Mayor annahm, dem 1354 der Lords Titel hinzugefügt ward; zwei Angaben, die jedoch nicht ganz verbürgt ſcheinen. 1381 und 1450 brachten die Empörungen von Wat Tyler und Jack Cale die Stadt in große Unruhe und Schaden. 1542 wurden verſchiedene Straßen gepflaſtert. Noch unter der Königin Eliſabeth war London faſt einzig auf die jetzige City beſchränkt; ſelbſt in dieſer fanden ſich beinahe ſo viel Gärten, als Häuſer, und dennoch glaubte man der fernern Vergrößerung der Stadt durch das Verbot von Neupoten entgegenwirken zu müſſen. Aber ihre Bedeutſamkeit ſchon zu jenen Zeiten geht daraus hervor, daß ſie in den Kriegen mit Spanien von 1588 bis 1597 auf eigene Koſten nach und nach ein Heer von 20,000 Mann ſtellte und 38 Kriegsſchiffe ausrüſtete. 1603 ſtarben an der Peſt, die ſchon öfter große Verwüſtungen angerichtet hatte, 30,561 Menſchen. In den Bürgerkriege unter Carl I. ward die Stadt auf Befehl des Parlaments mit Feſtungswerken umgeben, wovon ſich aber gegenwärtig keine Spur mehr findet. 1665 wüthete die Peſt auf's neue, aber zum letzten Male. Die Zahl der Todten betrug nach Dr. Hodyns 68,596, nach Clavиendon 160,000. Das große Feuer 1666 brannte vom 2. Sept. Sonntag Nachts, bis zum Donnerstage, und verzehrte 13,200 Häuſer, 87 Kirchen, 26 Hoſpitäler ꝛc. Daß der Schaden unermeßlich war, bedarf keines Beweiſes, aber auch der Nutzen, den die Stadt aus einer regelmäßigen Vertheilung der Straßen bei dem Wiederaufbau der Häuſer hätte ziehen können, ging verloren, indem es Niemand einfiel, in dieſem Stück eine Änderung zu machen. Schon 1683 gab der bedeutende Anwachs der Bevölkerung und Größe der Stadt Anlaß zur Errichtung der ſogenannten Pfennigpoſt, welche

allein für London beſtimmt iſt. So hat London von Jahr zu Jahr ſich faſt in's Ungeheure erweitert, und man nimt an, daß ſeit den letzten 50 Jahren die Zahl der Häuſer daſelbſt ſich um 50,000 vermehrt habe.

Im Verhältniß zur Größe der Stadt zu ihrer Menſchenzahl, ihrem Reichthume, haben Londons Einwohner weniger Gelegenheit, ſich zu unterhalten, als die jeder andern europäiſchen Hauptſtadt; es mag dies nun Folge zufälliger Umſtände oder des eigenthümlichen engliſchen Charakters ſein. Was ſich indeſſen von der Art vorfindet, zeichnet ſich in der Regel durch Glanz und Pracht oder dadurch aus, daß man es nur in England, in London findet. Wir nennen hier zuerſt die verſchiedenen Theater daſelbſt. London iſt wahrſcheinlich die Stadt, wo die Bühne am früheſten feſten Fuß faßte und die Künſtler auf ihr zuerſt einen höhern Grad von bürgerlicher Achtung behaupteten, als an andern Orten. Was ſchon in ältern Zeiten von moraliſchen und religiöſen ſogenanten Myſterien und ſatyriſchen, plumpen Poſſenſpielen und Haupt- und Staatsactionen vorhanden war, wovon uns ja Shakeſpeare in ſeinem Hamlet, in ſeinem Sommernachtstraum, ſelbſt Proben mitgetheilt hat, die gewiß dem, was er vorfand, nachgebildet ſind, wandelte ſich durch dieſen Rieſengeiſt in ein regelmäßiges Nationalſchauſpiel um, das zwiſchen dem alten (griechiſchen) klaſſiſchen und modernen Drama eine neue Gattung bildete und von dem Augenblicke an, wo ſein Genius die Zeitgenoſſen entzückte, hat ſich der Geſchmack für die Freuden der Bühne in London nie wieder verloren; nie hat es an Dichtern und Künſtlern gefehlt, die, wie er, ſich der allgemeinen Theilnahme erfreut hätten. Wir nennen hier zuerſt das königliche Theater oder das italieniſche Opernhaus auf dem Haymarket, zunächſt für große ital. Oper und Ballets beſtimmt; auf dieſer Bühne glänzte die Catalani, die Mariane Seſſi, die Strina Sachi; was Italien und Frankreich an Tänzern und Sängern Großes hat finden hier ſtets den Schauplatz für ſeine Talente. 1790 brannte das Gebäude ab, allein ſeit 1818 glänzt es in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt im Äußern, das von einer Colonnade von eiſernen Säulen in doriſcher Ordnung geziert iſt, wie im Innern. Es gibt dem Theater in Mailand wenig nach. Jede Loge iſt mit Vorhängen verſehen, wie in Neapel, damit die Zuſchauer ſich ganz iſoliren können. Das Ganze faßt bequem 2500 Menſchen. Die Vorſtellungen beginnen im Januar und dauern wöchentlich zwei Mal, bis zum Auguſt. Das Drurylane Theater bildete ſich ſchon unter Jacob I. und 1662 war die darauf ſpielende Geſellſchaft vom König privilegirt. Die Mitglieder hießen Diener ſeiner Majeſtät, was jetzt noch der Fall iſt, und erhalten jährlich zehn Ellen Scharlachtuch, nebſt Treſſen dazu. Es brannte 1771 ab, und entſtand dann auf's neue, bis es 1793 in einem noch größerm Style aufgebaut wurde. Indeſſen die Flammen verzehrten es wieder 1809 und ſo ſchreibt ſich ſeine einfache, aber ſchöne Geſtalt, in der man es jetzt ſieht, erſt ſeit 1811 her. Ein großer Kronleuchter mit Gaslampen erhellt das Innere. Das Ganze faſſet 2800 Zuſchauer. Gleich dem Coventgarden-Theater iſt es vornämlich dem recitirenden Schauſpiel beſtimmt. Dies letztere ſchreibt ſich von 1662 her, wo ſich eine Geſellſchaft bildete, die den Namen der „Diener des Herzogs von York“ (nachmaligen König Jacobs II.) annahm. Auch dieſe Bühne ging 1808 in Feuer auf, ſtand aber ſchon wieder 1809 da und ward mit Makbeth eröffnet. Es gehört zu den ſchönſten Bühnen Europa's und iſt

ach dem Muſter des Minervatempels in Athen gebaut. Die Zu-chauer, die es faßt, betrage gegen 3000. Die ganze Einnahme gevährt dann etwa 1000 Pf. Da dieſe großen Theater im Sommer gechloſſen ſind, ſo bildete ſich ſchon ſeit 1702 das ſogenonnte Haymarketheater für dieſe Jahreszeit, und der berühmte Komiker Foote gab hm einen Ruf, der dem von jenen, was ſo nöthig war, die Waage alten konnte. In ſeiner jetzigen Geſtalt ſteht es ſeit 1821. Indeſen iſt der Geſchmack für theatraliſche Vorſtellungen im Sommer ſo venig in London einheimiſch, das es nur geringen Ertrag gewährt, umal da außer jenem Foote, ausgezeichnete Künſtler auf ihm ſelten rſchienen, während die beiden andern ältern durch Garrik, Kemble, Kean, Siddons u. ſ. w. weltberühmt wurden. Aus gleichem Grunde, er das Haymarkettheater ſchuf, entſtand auch 1816 das English opera-house, deſſen Namen ſogleich auch ſeine Beſtimmung angibt, ind ſeit 1818 ſtand noch ein Herr Mathews auf, der ungefähr, gleich inſerm Deklamator Solbrig, ſein Publikum ganz allein zu ergötzen veiß. Er gibt gewöhnlich 40 Vorſtellungen jeden Sommer und trägt ann bald ein Abenteuer auf einer Poſtkutſche, bald einen Abſtecher ach Paris, bald die beiden Mühmchen vom Lande, bald die große Reiſe durch Luft, Erde und Waſſer vor. Sein Witz, ſeine Manigfaltigkeit, ziehen die ausgeſuchteſte und zahlreichſte Geſellſchaft in eine kleine, ihm ſelbſt zuſtändige Bühne. Einige kleinere Theater ind für Operetten, Ballets, Pantomimen ꝛc. beſtimmt. — Iſt die ramatiſche Kunſt aber in London verhältnißmäßig auf ſo wenig Räume beſchränkt, ſo finden ſich dagegen deſto mehr Bühnen für nanche Genüſſe, die in andern Städten gar nicht, oder ſelten angetrofen werden. So finden wir einige dergleichen für Kunſtreiter und war ein astley Royal amphitheatre, bereits ſchon ſeit 1767, das war mehrmals abbrannte, aber immer in ſchönrer Geſtalt wieder auftieg. In Sadlers Well ſind ſogar die alten Seegefechte der Römer aufelebt, indem der große, innere Raum auf dem Boden ein Waſſerbecken ildet. Der — Bajazzo, Grimaldi, ſpielt eine Hauptrolle bei den Vorſtellungen daſelbſt. Was Gartenfreuden anbetrifft, ſo iſt der londoier Vauxhall ſeit Addiſon berühmt. Freilich war hier damals nichts, ils ein angenehmer Theegarten, durch eine muſikaliſche Unterhaltung elebt; allein Zeit und Speculation vergrößerte die Gärten und vernehrte die Freuden darin. Illuminationen mit buntfarbigen Lampen ind transparenten Gemälden, Säle mit Gemälden von der Hand eines Hogarth geſchmückt, Feuerwerke, das zahlreichſte Concert von nehr als 100 Sängern und Virtuoſen auf ihren Inſtrumenten, aufgeführt, Tanz, laſſen die Mitternacht herbeikommen, ehe es die zahleichen Beſucher ahnen. Im Ganzen genommen, ſind aber der Geleenheiten, ſich in Gärten zu ergehen, in London ebenfalls wenig. Die Parks am Kenſingtonpalaſt, in der Greens Inn, in St. Janes, ſind theils für viele Bewohner entfernt, theils iſt ihr Umfang eſchränkt, theils der Beſuch bedingt. Am meiſten belebt iſt der Hyepark mit einer mineraliſchen Quelle und einem Flußbade. Im Winer wird hier viel Schlittſchuh gelaufen. Häufig müſſen daher auch ie Brücken über die Themſe ſelbſt als Promenaden dienen und die Waterloo-Brücke iſt in der Art ſeit 1817 beſonders beliebt, ohne daß arum die Unternehmer, die ſie bauen ließen, bisher für die ungeeurn Koſten eine entſprechende Rente gehabt hätten. Vielleicht veranlaßt der Mangel an ſolcher Unterhaltung die noch immer fortdauernden Pferderennen, Hundehetzen, die Boxkämpfe, die Hahnenkäm-

pfe ꝛc. Seit hundert Jahren iſt das Boxen als Kunſt vorwaltend und manche Kämpfer der Art erhielten einen Namen, der ſie hiſtoriſch merkwürdig macht. 1791 eröffnete für dies rohe Schadenſpiel der Jude Mendoza eine beſondere Bühne, um die ſich eine große Menge der Vornehmſten ſammelt. Jetzt gibt es mehrerer dergleichen für eine gefahrloſere Art dieſes Kampfes, wo beide Theile die Hände mit ſtarken Handſchuhen bekleidet haben. Für den grauſamen Hahnenkampf iſt ebenfalls ein beſondrer Schauplatz in London, wo denn auch öfters Hunde-, Bären-, Stierhetzen gegeben werden, rohe Vergnügungen, die erſt aber kürzlich der ſcharfſinnige Brougham, der die unglückliche Königin Caroline ſo kräftig vertheidigte, vielleicht um dem Volk zu ſchmeicheln, im Parlamente in Schutz nahm.

Londonderry (Marquis von) ſ. **Caſtlereagh**.

Londoner Bank (Bank von England), die vornehmſte unter den dermalen in Europa beſtehenden Zettelbanken, und in ihrer gegenwärtigen Ausdehnung die reichſte Geld-Corporation in der Welt. — Schon ſeit den Fortſchritten des engliſchen Handels unter Cromwell, noch mehr aber ſeit der im J. 1660 erfolgten Reſtauration des Hauſes Stuart, hatte ſich das Bedürfniß gezeigt, dem Credite der einzelnen Handelshäuſer in dem Geſammtkredite Aller oder doch Mehrerer eine Stütze zu verſchaffen. In dem erweiterten Waarenhandel fühlte der einzelne Kaufmann das Bedürfniß, den in ſeinen Magazinen niedergelegten und dort auf den Käufer wartenden Werth inzwiſchen vermittelſt darauf ausgeſtellter Wechſel, oder durch einſtweilige Verpfändung ſo zu realiſiren, daß ſein Kapital durch anderweite Geſchäfte in beſtändiger fruchtbarer Bewegung bleiben konnte. Die vorhandene baare Münze ſtand zu der plötzlichen Ausdehnung des brittiſchen Handels in keinem Verhältniß, und die bekannte, gegen das Ende des 17. Jahrh. eingetretene Verſchlechterung und Verwirrung der brittiſchen Münzen erſchwerte den Umlauf dieſer unzureichenden Geldmaſſe noch mehr. Unter dieſen Umſtänden war der Discont der Privatwechſel, ſo wie der Zinsfuß überhaupt, zu einer unerſchwinglichen Höhe geſtiegen: die Regierung konnte ihre Vorausbezahlungs- und Creditgeſchäfte ſelten unter einem Zins von 20, 30 ja 40 p.Ct. zu Stande bringen, wozu freilich auch die Verarmung der Krone während des Zwiſchenreichs und die Verſchwendungen Carls II. beitrugen. Regierung und Handelsſtand hatten alſo ein gleiches Intereſſe, Handelscompagnien, Kreditvereinen, und corparativen Verbindungen des Geldintereſſe Vorſchub zu leiſten. Nur die damalige Unbeſtimmtheit der politiſchen Verfaſſung, die anerkannte Habſucht der Krone und vielfältige Gewaltſtreiche machten jede Theilnahme der Regierung an ſolchen Verbindungen bedenklich. Die Revolution des J. 1688 erfolgte; Königin Maria und Wilhelm III. beſtiegen capitulationsweiſe den Thron; Freiheit und Eigenthum wurden befeſtigt; die nahe Familienverbindung Englands mit dem damals in ſeiner höchſten Handelsblüthe ſtehenden Holland regte wohlthätigen Wetteifer an, und ſo kam 1694 der längſt genährte Plan einer Leih- und Zettelbank zu Stande. William Patterſon, ein Schotte von großen kaufmänniſchen Einſichten, und Michael Godfrey, nachheriger erſter Vicegouverneur der Bank, gelten für die eigentlichen Stifter dieſer Hauptſtütze des brittiſchen Credits. Eine Geſellſchaft von Kaufleuten bildete, vermittelſt Actien-Einlagen zu 100 Pf. Sterling, in 10 Tagen vom 21. Juni bis 2. Juli 1694 einen Fonds von 1,200,000 Pf. St. Dieſes Kapital wurde der Regierung zu 8 pC. Zinſen und weiterer jährlicher

Prämie, unter dem Titel: Verwaltungskoſten, von 4000 Pf. St. auf 11 Jahre bis zum erſten Auguſt 1705 vorgeſchoſſen; nach dieſer Verfallzeit ſollte einjährige Aufkündigung eintreten, und mit Rückerſtattung des Kapitals von Seiten der Regierung ſollten ſämmtliche, beiderſeits darangeknüpfte Bedingungen erlöſchen. Die von der Regierung über das Darlehn erhaltenen Obligationen (stocks) und deren von dem Parlamente verbürgte oder fundirte Zinſen, welchen die Einkünfte mehrerer Getränke- und anderer Taxen angewieſen waren, bildeten alſo die Grundlage des Bankgeſchäftes. Die auf ſolchem Grunde ausgeſtellten Noten ſollten pfandweiſe gegen Wechſel, Gold, Silber und andere Waaren aufgegeben, und dadurch eben ſowol dem Privatkredite der Grundbeſitzer, Fabrikanten und Kaufleute auf, als dem Mangel an Geld und ſicherer Münzwährung abgeholfen werden. Indeß hatte dieſer weiſe Plan mit vielen Hinderniſſen zu kämpfen: man fand den von der Regierung erheiſchten Zins von 8 p.Ct. zu gering für den Kredit der Bank; ſelbſt das Anſehn der heiligen Schrift (Luc. 19, 23) mußte zu Hülfe genommen werden, um die herrſchenden Vorurtheile zu beſchwichtigen. Für das der Regierung geleiſtete Darlehn wurde der Bankgeſellſchaft unter Zuſtimmung des Parlaments auf den verabredeten Zeitraum ein Freibrief (Charter) bewilligt, wonach derſelben alle Rechte einer Corporation, auch die Erwerbung von liegenden Gründen und anderm Eigenthume, geſtattet wurde. Ihr eigentlicher Wirkungskreis ſollte auf den Handel mit Wechſel und edeln Metallen, und auf Pfandverleihungsgeſchäft beſchränkt ſein, daher ihr nur der Verkauf der Erzeugniſſe ihrer Grundſtücke und der verfallenen Pfänder erlaubt, dagegen jeder anderweite Waarenhandel unter der Strafe des dreifachen Werthes unterſagt war. Eben ſo ſollte ſie mit dem Belauf der dreifachen Summe verfallen ſein, wenn ſie ſich ohne Bewilligung des Parlamentes mit der Regierung über den Ankauf von Kern-Ländereien und Gerechtſamen, über Vorausbezahlung von Einkünften oder irgend ein Darlehnsgeſchäft verſtändigte. Dies war das erſte Privilegium der Bank, welches hernach mehrmals vermittelſt weiterer Darlehne an die Regierung, oder Herabſetzung der früher bewilligten Zinſen verlängert worden, und dermalen, unter den ſeit einem Jahrhundert eingetretenen Änderungen bis zum J. 1833 rechtskräftig beſtehet. Die Rechte der Grundſtückenwerbung, ſo wie der Pfandverleihung gegen Waaren ſind faſt unbenutzt geblieben; die Bank iſt, ungeachtet des erſten Entwurfes, niemals ein Leihhaus geweſen, ſondern der Wechſeldiscont und der Handel mit Gold und Silber wurden ihr Hauptgeſchäft; und jedermann erſieht aus der erſten Anlage dieſer Anſtalt, wie dieſelbe ſich im Laufe der Zeiten zu der dritten ihrer großen Functionen, zu einer allgemeinen Geldagenzie der Regierung bei allen ihren Credit- und Anleihegeſchäften, und zu einem Generalzahlamte derſelben heranbilden mußte. Die innere Verwaltung der Bank iſt nach den Grundgeſetzen folgende: jeder, der mit einem Actienkapitale von 500 Pf. St. oder drüber Antheil nahm, erhielt eine Stimme in der Generalverſammlung, aus deren Mitte der Vorſtand der Bank gewählt wurde; keiner aber, wie groß auch ſein Antheil ſei, ſollte mehr, als Eine Stimme führen können. Der erwählte Vorſtand ſollte aus einem Gouverneur von mindeſtens 4000 Pf. St. Actieneinlage, aus einem Vicegouverneur von mindeſtens 3000 Pf. St. und aus 24 Directoren von 2000 Pf. St. beſtehen; mindeſtens 13 anweſende Mitglieder dieſes Vorſtandes, die beiden Gouverneure mit eingeſchloſſen, ſollten

allemal zur Faſſung eines gültigen Beſchluſſes erfoderlich ſein. Die Dividende, ſo wie jede Veränderung in der Grundeinrichtung der Bank, ſollte nur von einer Generalverſammlung beſchloſſen werden können. Die Bank ſetzte in den früheſten Zeiten zweierlei Papier in Umlauf: zinſentragende Obligationen unter dem Namen der Siegelſcheine (sealed bills), welche einen beträchtlichen Zins abwarfen, und eigentliche Banknoten (cash notes), von denen nur diejenigen, welche 20 Pf. St. überſtiegen, verzinſt wurden. So vorſichtig man in der Ausgabe dieſer Papiere zu Werke ging, ſo zeigte ſich doch bald, daß ein zur Erhaltung der Bank weſentlicher Umſtand überſehen worden war. Keine Privat- oder öffentliche Bank kann ohne ein feſtes Münzſyſtem auf die Dauer beſtehen das ganze engliſche Münzweſen war, wie ſchon bemerkt, in der größten Verwirrung, und wenn auch der Scharfſinn eines Newton zu deſſen Berichtigung aufgeboten wurde, ſo ſtörte bis dahin nichts deſtoweniger die ganz zertragene und verfälſchte Umlaufsmünze alle kaufmänniſchen Verhältniſſe. Die Bank hatte bei Ausfertigung ihrer auf Sicht auszuwechſelnden Noten die ſchlechte Silbermünze nach der geſetzlichen Bewerthung und Guineen zu dreißig Schilling angenommen. Nachdem das Parlament die Umprägung der Silbermünze beſchloſſen hatte — eine Maßregel, die zu ihrer Ausführung mehrere Jahre erfoderte — wollte Niemand die alte, ſchlechte Münze bei der Eingabe ſeiner Note von der Bank zurücknehmen; die Umprägung konnte mit der vermehrten Nachfrage nach baarem und gutem Gelde an der Bank nicht gleichen Schritt halten; ein allgemeines Mißtrauen in die neue Anſtalt verbreitete ſich; die Directoren mußten zweimal die Actionärs zu Hülfe rufen, und ſie zu einem jedesmaligen Zuſchuß von 20 p.Ct. zur urſprünglichen Einlage beſtimmen; nichts deſtoweniger genügte der baare Vorrath nicht; die eingehenden Noten konnten nur theilweiſe mit 10 pCt. jede 14 Tage abſchläglich, zuletzt gar nur mit 3 pCt. in 3 Monaten realiſirt werden; es blieb kein Ausweg als die eingehenden Noten mit Siegelſcheinen von der oben erwähntenverzinslichen Art einzulöſen. So geſchah es, das die Bank im J. 1697, drei Jahre nach ihrer Stiftung, und genau hundert Jahre vor der großen und merkwürdigen Kriſe, die ſie in unſern Tagen erlebt und überſtanden hat, ihrem Untergange nahe war; ihre Noten wurden im öffentlichen Verkehr nur gegen einen Discont von 15 bis 20 p.Ct. angenommen. Es erfolgte eine Unterſuchung von Seiten einer Committee des Hauſes der Gemeinen; man überzeugte ſich, daß der Mißcredit der Bank nicht in übertriebener Ausgabe der Papiere, ſondern in dem beklagenswürdigen Verfall des Nationalcredits ſeinen Grund habe, und daß, nm auf beiden Seiten aufzuhelfen, die Grundmacht der Bank verſtärkt werden müſſe. Das Parlament verordnete demnach eine Erweiterung des Bankkapitals vermittelſt einer Unterzeichnung, nicht im baaren Gelde, ſondern zu ⅘ in umlaufenden Schatzkammerſcheinen und ⅕ umlaufenden Banknoten, und verlängerte zugleich das Privilegium der Bank auf weitere fünf Jahre bis zum 1. Auguſt 1710, mit der Erklärung, daß keine anderweite Bankverbindung dieſer Art geſtattet werden ſolle. Dieſe Maßregel hatte die glücklichſte Wirkung; ſtatt gehoffter 3,600,000 Pf. St. wurden zwar nur 1,000,000 Pf. St. unterzeichnet, jedoch dadurch 2,000,000 in Banknoten und 800,000 in Schatzkammerſcheinen dem Umlauf enthoben; hiemit ward das Übel an ſeiner Quelle gehemmt; gute Staatsökonomie und die

vollendete Umprägung der Münze hoben das öffentliche Vertrauen, und mit dem Eintrite des neuen Jahrhunderts war der Credit der Bank, ungeachtet der durch den ſpaniſchen Erbfolgekrieg und durch die Furcht einer Landung des Prätendenten in Schottland veranlaßten geringeren Kriſen dauerhaft befeſtigt; die Regierung einer und die Nation anderer Seits fühlten mehr und mehr die Unentbehrlichkeit ihrer Vermittlung; ſelbſt die Großen des Reichs, die Herzoge von Marlborough, Sommerſet, Newcaſtle und Andere unterſtützten ſie mit ihrem perſönlichen Credit. Hinfort konnten nur Ereigniſſe, welche die Nation von außen bedrohten, augenblickliche Verlegenheiten an der Bank herbeiführen; die merkwürdigſten Kriſen dieſer Art waren die des J. 1745 und insbeſondere die des J. 1797. Die erſtere ward durch die Unternehmung des Sohnes des Prätendenten nach Schottland und deſſen anfängliche Fortſchritte veranlaßt. Die Bank ward um die Einlöſung ihrer Noten beſtürmt, und alle Künſte der Zeitgewinnung, Zahlung in kleiner Silbermünze und ähnliche verzögernde Maßregeln vermochten nur den Andrang des Publikums zu vermehren. Dies beſtimmte am 26. Sept. d. J. — einem, deshalb in der Geſchichte des neuen Geldweſens unvergeßlichen Tage — eine Geſellſchaft von londoner Bank- und Kaufherren zu der Erklärung, daß ſie die Banknoten überall an Zahlungsſtatt annehmen, und auch ſelbſt zu deren vereinzelter Realiſation aus allen Kräften beitragen würden; eilfhundert Individuen unterzeichneten dieſe Erklärung; das Gedränge an den Tiſchen der Bank war verſchwunden, und ihr Credit vollſtändig wieder hergeſtellt. Es zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit zum erſten Male eine gewiſſe, von den vorhandenen baaren Mitteln unabhängige Centripetalkraft des Credites, und eine Sicherſtellung des nationalen Geldintereſſe, welche, Falls die in der Natur des Welthandels und der edlen Metalle liegende Centrifugalkraft zu allen Zeiten mit weiſer Vorſicht berückſichtigt wurde, ein Geldſyſtem herbeiführen konnte, deſſen Erſchütterung nur möglich war, inwiefern England ſelbſt in ſeinen Grundveſten wankte. Von da an hat ſich in den folgenden 50 Jahren das Intereſſe der Bank mehr und mehr in das Intereſſe der Regierung und jedes einzelnen Handelshauſes von England verwoben, und es iſt eine Wechſelverbürgung jedes einzelnen Hauſes durch die Bank, wie der Bank durch jedes einzelne Haus zu Stande gekommen, die es allein erklärlich macht, wie dieſe große Anſtalt und England mit ihr ihre letzte und größte Kriſe im J. 1797 hat überſtehen können. Das der Dividende unterworfene Actienkapital der Bank hatte ſich in dem erſten Jahrhundert ſeiner Entſtehung, von 1694, bis 1794, von den urſprünglichen 1,200,000 Pf. St. auf 11,642,400 Pf. St. erhoben. Das Hauptgeſchäft der Bank, die Discontirung guter Wechſel vermittelſt ihrer Noten, hatte ſeine Bürgſchaft in ſich; eben ſo die Geſchäfte mit der Regierung, weil die Bank für geleiſtete Zahlungen und Vorſchüſſe entweder unmittelbare Vortheile, die Verlängerung ihres Privilegiums, eine Tantieme von 450 Pf. St. für jede Million, die ſie als Zahlamt der Regierung verwaltete u. ſ. f. bezog, oder durch das Anſehn des Parlaments, durch ſichere Unterpfänder und durch die Fundirung ihres Guthabens gedeckt war. Das wirkliche Vermögen der Bank (nach Colquhoun's Angabe ſich dermalen auf 25 Millionen Pf. St. belaufend) war ſo ſicher geſtellt, daß eine völlige Unbekanntſchaft mit ihrer innern Einrichtung dazu gehörte, um ihre Sicherheit zu bezweifeln. Je vollkommner aber das inländiſche Geldſyſtem wurde, welches auf den Operationen der Bank von England

beruhte, und je unabhängiger ihre Hauptzahlungsmittel, die Banknoten, von dem Zu- und Abſtrömen der Gold- und Silbermaſſen wurde, um ſo größer erſchien die Gefahr, daß England und die Bank einmal unter dem Drange äußerer Weltbegebenheiten von allen baaren Geldmitteln entblößt, und dadurch ſowol in politiſcher, als kaufmänniſcher Hinſicht von der übrigen Welt abgeſchnitten werden könnte. Deßwegen war das Hauptaugenmerk der Bank die Erhaltung der baaren Vorräthe im Lande und in ihren Koffern, und es kann ihr das Zeugniß einer unermüdeten Wachſamkeit in beiden Rückſichten nicht verſagt werden. Es reichte nicht hin, daß ſie mit den erfoderlichen Vorräthen verſehen war, wenn die Circulation des Landes vertrocknete, weil der Mangel auf dem Markte unmittelbar auf ihre Koffer gewirkt, und ſelbige geleert haben würde. Dieſer wichtige Umſtand, eine Folge der zwiſchen der Bank und dem Handelsſtande beſtehenden Verbindung auf Tod und Leben, darf nicht überſehen werden, wenn man die Kriſe d. J. 1797 richtig beurtheilen will. Der 1793 ausgebrochene Krieg gegen die franzöſiſche Revolution hatte an Kriegskoſten, Subſidien, Wiedererſtattung des Werthes genommener neutraler Schiffe u. ſ. f. eine groſe Ausfuhr baaren Geldes in Münzen und in Barren veranlaßt. Der Preis der Goldbarren war ſchon im Oct. 1795 um 3 bis 4 pCt. über den Münzpreis geſtiegen, dadurch eine Prämie auf das Einſchmelzen und Ausführen der Geldmünzen gebildet, und demnach die Auswanderung des größten Theiles derſelben zu beſorgen. Der baare Umlauf von England beſtand in Gold; Silbermünzen wurden nur zum Auswechſeln der Guineen verwendet. Schon im Dec. 1794 beſtürmten die Bankdirectoren Herrn Pitt mit ihren desfallſigen Beſorgniſſen, beſchloſſen ihre baaren Zahlungen auf ſichere Papiere der Regierung zu beſchränken, und gaben jedes Mal mit äuſſerſtem Widerſtreben nur der Erwägung nach, daß die Exiſtenz England ſelbſt und ihre eigne auf dem Spiele ſtand, wenn die alte Verbindung zwiſchen der Regierung und der Bank gerade im Augenblicke des Krieges und der Gefahr abgeſchnitten wurde. Die Summe, über welche die Bank mit der Regierung in Verrechnung ſtand, hatte im Anfang des J. 1797 7½ Million überſtiegen; die Summe der umlaufenden Banknoten betrug damals 8,640,000 Pf. St.; Noten unter 5 Pf. St. wurden damals noch nicht ausgefertigt. Die Drohung einer franzöſiſchen Landung, Unruhen in Irland und ſelbſt auf den Flotten, verbreiteten ein paniſches Schrecken im Innern des Landes; jedermann wollte ſich in baaren Vorrath ſetzen. Bei allen Provinzialbanken (country banks, kleinere Privatunternehmungen in den Provinzen, die ſich wie Planeten um das große Centralinſtitut der Bank her gebildet hatten und deren Anzahl ſich dermalen auf 800 beläuft) wurden die umlaufenden Noten präſentirt; dieſe foderten Baarſendungen von ihren londoner Correſpondenten; und dieſe letzteren drängten an die Bank von England; die Anzahl der Präſentationen bei der Bank ſtieg nach dem 20. Febr. 1797 von einem Tage zum andern um das Vierfache. Freitags, den 24., wartete die Direction Herrn Pitt auf, ſtellte die fürchterliche Lage der Dinge vor, und zeigte, daß ohne unmittelbare Hülfe das geſammte Zahlungsgeſchäft für die Regierung in Stockung gerathen müſſe. Die Verſammlung des geheimen Rathes wurde berufen, der der König in eigner Perſon präſidirte, und nach einer langen, lebhaften Debatte ein Befehl an die Bank beſchloſſen, wonach dieſelbe mit den baaren Zahlungen unmittelbar und auf ſo lange ein-

zuhalten habe, bis das Parlament die zur Sicherſtellung des allgemeinen Credits erforderlichen Beſchlüſſe gefaßt haben würde. Die Direction der Bank publicirte dieſen Befehl am 27. Februar, und kaum war er bekannt geworden, als auch ſchon dreitauſend der erſten Banquiers und Kaufleute, unter dem Vorſitze des Lordmayors von London einmüthig erklärten, daß ſie bei jeder Zahlung Banknoten für baares Geld annehmen, auch das Äußerſte thun würden, um ſelbſt alle ihre Ausgaben in Banknoten zu beſtreiten; eben dieſe Erklärung gaben die ſämmtlichen Mitglieder des Geheimenrathes; und nach einer flüchtigen Beſtürzung von zweimal vierundzwanzig Stunden war die größte Gefahr, welche England jemals erlebt, ſo überſtanden, daß alle Geſchäfte ihren ruhigen Gang, als wenn nichts vorgefallen wäre, fortſetzten. Ein allgemeines und untrügliches Gefühl im Handelsſtande, ſo wie ſpäterhin bei den wiederholten Erörterungen dieſer großen Angelegenheiten im Parlamente, entſchied 1., daß der brittiſche Handel zerſtört ſei, wenn die discontirende Vermittelung der Bank aufhöre, oder auch nur beträchtlich beſchränkt werde; 2. das der Staatscredit gebrochen ſei, wenn die Bank ihre Discontirung ihrer Regierungseffecten (denn darin beſtand der Verkehr der Regierung und der Bank) einſtelle oder auch nur limitire; 3. daß die baaren Zahlungen der Bank den Bewohnern Englands keineswegs zu gute kämen, indem ſie, bei der Gemeinſchaft des Schickſals zwiſchen England und ſeiner Bank, aus denſelben Gründen, wie aus den Koffern der Bank, ſo in's Ausland wandern würden; 4. daß alſo England mehr damit gedient ſei, daß ſeine Bank beſtehe, als daß ſie auf Koſten ihrer Exiſtenz ihre augenblicklichen Zahlungsverpflichtungen erfülle, an welcher Fähigkeit überdies niemand zweifelte; 5. daß die, durch die Bank verurſachte, ſolidariſche Handelsverbindung von England ſchlechthin unerſetzlich, die aus dem Goldmangel herrührende Zahlungsſchwierigkeit aber ein vorübergehendes Übel ſei; 6. daß die Bank und die edlen Metalle zur Führung der brittiſchen Geſchäfte aber gleich weſentlich, erſtere jedoch die Hauptſache, dieſe nur Nebenſache ſeien; 7. daß die Unterbrechung der Zahlungen an der Bank von England das einzige Mittel ſei, um dem Ausſtrömen des Goldes entgegenzuwirken, weil nur die Bank jene anziehende Kraft beſitze, welche in dem gelegenen Zeitpunkte die erfoderlichen Geldvorräthe herbeiſchaffen könne. In dieſem Sinne entſchied das Parlament in ſeiner Acte vom 3. Mai d. J. für die Reſtriction der baaren Zahlungen, die ſeitdem bis jetzt ununterbrochen fortgedauert hat, ohne daß dadurch der öffentliche und der kaufmänniſche Kredit die mindeſte Erſchütterung erfahren hatte. Während der 21 Jahre, in denen dieſelbe, von 1797 an, Statt gefunden hat, haben die Papiere im geſammten innern Verkehr von England keinerlei unmittelbare Herabſetzung erlebt; in den erſten 12 Jahren dieſes Jahrhunderts bildeten ſie faſt ausſchließlich den Umlauf von Großbritannien; die Goldmünze war in Folge der unerhörten Theuerung des Barrengoldes (Bullion ſ. d. Art.) verſchwunden; nichtsdeſtoweniger haben ſich alle Lebensbedürfniſſe und Waaren, mit einziger Ausnahme des Bullion und der Wechſel, auf dem gewöhnlichen Wege einer allmäligen Preisſteigerung erhalten, und es iſt keine Spur einer plötzlichen Steigerung, wie ſie den eigentlichen Unfall eines Circulationsmittels anzuzeigen pflegt, erweislich zu machen. Man kann alſo behaupten, daß die Banknoten als Nationalwährung, ungeachtet ihrer, durch das Verſchwinden des baaren Geldes nothwendig gewordenen, zwei- und

dreifachen Vermehrung nicht herabgeſetzt worden ſeien; ſondern daß ſie nur im Verhältniß gegen das Ausland oder in ihrer Eigenſchaft als Weltwährung, unter den unerhörten Umſtänden des Krieges, insbeſondre aber durch die, unter dem Namen der Continentalſperre bekannte Blokade von England, eine augenblickliche Herabwürdigung erfahren haben. Da aber ein Krieg, und ein Weltkrieg zumal, wie ihn England führte, nichts anders iſt, als ein Verſuch des Auslandes, den Staat und die Nation herabzuwürdigen, und da dieſer Verſuch gänzlich mißlungen iſt, ſo iſt auch die Herabſetzung der Banknoten auf dem Continentalmarkte nur als ein vorübergehendes Kriegsereigniß anzuſehen. Ein Geldweſen, das in ſich ſelbſt beſtand, konnte ſo wenig, als eine Nation, die auf ſich ſelbſt baute, zu Grunde gerichtet werden. Dergeſtalt nun iſt die Bank von England der Grund und Schlußſtein ſeiner ganzen unvergleichlichen Haushaltung, ſo wie das Parlament der Schlußſtein ſeines rechtlichen und nationalen Daſeins; und ſo wie im gemeinen Leben die innere Sicherheit des Charakters und nicht die äußeren begünſtigenden Umſtände den Mann machen: ſo macht die innere geprüfte Bindung alles Privatcredites durch die Bank, und nicht die Maſſe der baaren Mittel, den Credit und den Reichthum von Großbritannien. Inwiefern die Bank ihrer natürlichen, durch große Prüfungen befeſtigten Verfaſſung getreu bleibt, wofür Regierung und Volk die gleiche Bürgſchaft leiſten, wird es an der nothwendigen und eigentlich dienlichen Maſſe der edlen Metalle nicht fehlen. A. M.

Longchamp, ein auch im Auslande berühmt gewordener Vergnügungsort für die vornehme pariſer Welt, am rechten Ufer der Seine, unterhalb der Hauptſtadt in einem Winkel gelegen, welchen der Fluß bildet, war einſt ein Nonnenkloſter, welches Iſabelle, Schweſter König Ludwig IX. (des Heiligen) nach den Begriffen damaliger Zeit, zu ihrem Seelenheile ſtiftete, und wohin ſie ſich in ſpätern Jahren zurückzog, und auch daſelbſt den 22. Februar 1269 ihr Leben beſchloß. Das Kloſter trug damals den Namen: Abbaye de l'humilité de Notre-Dame, und der Glaube der Zeit ſchrieb den Gebeinen der daſelbſt ruhenden Iſabelle große Wunderkräfte zu, was denn am Ende Veranlaſſung gab, daß Leo X. durch eine eigene, im Jahr 1521 erlaſſene, Bulle die fromme Stifterin des Kloſters ſelig ſprach. 116 Jahre ſpäter wurden, mit Urban VIII. Erlaubniß, die noch von Iſabellen im Grabe ſich befindenden Knochen, in Gegenwart des Erzbiſchofs von Paris, geſammelt, und, gleich andern Reliquien, in Gold und Silber gefaßt. Außer dieſer heiligen Stifterin der Abtei von Longchamp, ſtarben daſelbſt noch zwei Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes von Frankreich, Blanka, Tochter Philipp des Langen (welcher König gleichfalls an dieſem Orte ſein Leben endete, den 3. Jan. 1321.) und Johanna von Navarra. Vor der Revolution war Longchamp beſonders der Tummelplatz der vornehmen Pariſer und der Engländer, welche ſich damals in nicht minder großen Maſſen, wie jetzt, in Frankreichs Hauptſtadt herumtrieben, zu jener Zeit aber noch nicht ſo knickeriſch im Auslande ſich zeigten, wie dermalen, wo es in dieſer Hinſicht faſt ſo weit gekommen iſt, daß die Gaſtwirthe auf dem Continente nur ungern die reiſenden Inſulaner aufnehmen. Daß manche der reichen Britten ſonſt, an den Tagen, in welchen Longchamp am mehrſten beſucht zu werden pflegt, und wo es gleichſam zum guten Ton gehörte, ſich dort einzufinden, an den Mittwoch, Donnerſtag und Freitag der Oſterwoche nämlich, einſt den Luxus ſo weit trieben, bei

hren Spazierfahrten nach Longchamp ihre Pferde und Wagenräder mit Silber beſchlagen zu laſſen, wird von Manchen noch jetzt als Zeichen er Trefflichkeit jener Zeit angeführt. In den erſten Jahren der Re- olution, während welcher die Abtei Longchamp, wie alle andere Klö- er Frankreichs, aufgehoben und zum Theil demolirt wurde, hörte der Glanz und Pracht dieſes Ortes gänzlich auf, als aber endlich unter em Conſulat Ruhe und Sicherheit im Lande wieder hergeſtellt worden ar, und der Reichthum es wieder wagen durfte, ſich ungeſtraft öf- entlich zu zeigen, da bekam auch Longchamp ſein altes Anſehen wie- er, und wurde von neuem der Gelegenheitsort für die pariſer Da- nen, um daſelbſt, wie ehemals, ihren Schmuck und Putz zur Schau u tragen. Die berühmten Damen Tallien und Recamier wa- en damals die Sterne an dieſem Putz- und Schönheitshimmel. Unter er kaiſerlichen Regierung nahm jedoch der Glanz von Longchamp wie- er etwas ab, theils veranlaßt durch Napoleons Mißfallen an den eeren Schaulegungen eines eitlen Volkes, theils dadurch, daß durch die ortwährenden Kriege immer eine große Menge reicher Jugend von er Hauptſtadt entfernt war, und in den erſten Jahren nach der Re- tauration der Bourbons, und nachdem Frankreich ſo manchen Un- glücksfall erleben mußte, hörten die Promenaden nach Longchamp faſt ganz auf. Erſt ſeit einigen Jahren hat dieſer Ort wieder ange- angen, ein Verſammlungsplatz für die ſchönen Welt von Paris zu verden, der alte Glanz von den Zeiten kurz vor der Revolution her, und der noch größern aus den hoffnungsreichen Tagen des Conſulats, iſt aber bis jetzt nicht wiedergekehrt, und die ſonſt in der Oſterwoche hieher ſtrömende und auf viele Tauſende ſich belaufende Volksmaſſe, will ſich noch immer nicht wieder ſo zahlreich einfinden.

Longimetrie, ſ. Geometrie.

Longinus (Dionyſius), ein platoniſcher Philoſoph und berühm- ter Redner. Sein Vaterland weiß man nicht mit Gewißheit anzuge- ben; Einige glauben, er ſei aus Emeſa in Syrien gebürtig geweſen, nach Ruhnken hingegen war Athen ſein Geburtsort. Er verſtand die yriſche Sprache ſehr gut, weil er ſich lange zu Phönicien und zu Palmyra bey der Königin Zenobia aufgehalten hatte. Sein Hauptſtu- dium wandte er auf die griechiſche Literatur und hörte zu Rom, Athen und andern Orten die damaligen berühmteſten Gelehrten. Er hatte die ſtoiſche und peripatetiſche Philoſophie ſtudirt, ward aber hernach ein ſo eifriger Anhänger der platoniſchen, daß er den Geburtstag ih- res Stifters alle Jahre mit einem Gaſtmale feierte. Ein ganz vor- zügliches Studium hatte er jedoch auf Sprachkunſt, Kritik, Beredt- ſamkeit und Alterthümer verwandt. Auf den Ruf der Königin Ze- nobia ging er nach Palmyra, um ſie in der griechiſchen Gelehrſamkeit zu unterrichten und ihre Kinder zu erziehen. Zugleich ward er von ihr in Staatsgeſchäften gebraucht, eben dadurch aber auch in das un- glückliche Schickſal dieſer Königin verwickelt. Denn als die vom Kai- ſer Aurelian gefangene Zenobia nur dadurch ihr Leben retten konnte, daß ſie ihre Rathgeber entdeckte, wurde Longin, als der vornehmſte unter ihnen, ergriffen und im J. nach Chr. Geb. 273 enthauptet. Er erlitt den Tod mit aller Standhaftigkeit eines Philoſophen. Von ſei- nen Schriften, worunter ſich auch einige philoſophiſche befinden, iſt nur noch, obgleich verſtümmelt, ſein Werk vom Erhabenen (περι ὑψους) vorhanden, worin er mit dem feinſten kritiſchen Gefühle die Natur des Erhabenen in Gedanken und Schreibart durch Regeln und Bei- ſpiele vortrefflich erläutert. Die beſte Ausgabe davon iſt: Gr. et Lat,

c. n. Joh. Toupii, accedunt emendationes Dav. Ruhnkenii, Oxon. 1778, die neueſte von Benj. Weiske, Leipz. 1809. Eine gute deutſche Überſetzung haben wir von Schloſſer, 1781.

Longobarden oder Langobarden (Einige leiten den Namen ab von den langen Barden d. i. Spießen, durch welche ſich dieſes Volk von den andern nordiſchen Stämmen unterſchieden haben ſoll; Andere von der langen Börde, d. i. dem Strich an beiden Seiten der Elbe, vom Lüneburg'ſchen bis in's Magdeburg'ſche, den ſie urſprünglich bewohnten), ein bekanntes deutſches Volk vom Stamme der Hermionen oder Sueven, das aber unter den Iſtävonen wohnte. Ihre älteſten Sitze waren auf der Oſtſeite der Elbe in den öſtlichen Theilen des Fürſtenthums Lüneburg und in der Altmark, oder dem ſogenannten Barden-Gau, der höchſt wahrſcheinlich von ihnen den Namen führt. Hier fand ſie Tiberius auf ſeinem Zuge gegen die Elbe und kämpfte mit ihnen. Strabo erzählt, Tiberius habe ſie bis hinter die Elbe vertrieben, aber Vellejus Paterculus, der ſelbſt den Zug mitmachte, weiß nichts davon. Nachher findet man die Longobarden im Bunde mit den Marcomannen unter Marbod. Als dieſer aber zu despotiſch herrſchte, ſchlugen ſich die Longobarden zum Bunde der Cherusker. Auch ſcheinen ſie damals ihre Sitze an der Elbe verlaſſen und ſich näher an die Cherusker gezogen zu haben. Nachdem letztere durch eine lange Reihe von Unfällen geſchwächt worden waren, benutzten dies die Longobarden, um ſich weiter auszubreiten und die Cherusker zu demüthigen, ſo daß dieſe auch gezwungen wurden, ihren vertriebenen Fürſten Italicus wieder einzuſetzen. Dieſe Cherusker, die ſonſt ein ſo mächtiges Volk geweſen waren, ſahen ſich jetzt ſo gedemüthigt, daß die Longobarden alle Wohnplätze derſelben an der Nordſeite des Harzes beſetzten und das mächtigſte unter den dortigen Völkern wurden. Den Nachrichten des Ptolemäus zufolge, treffen wir ſie nun zwiſchen der Weſer und dem Rheine, in den Ländern der ehemaligen Angrivarier, Tubanten, Marſer und Cherusker, oder, nach unſern Karten, in dem größten Theile von Kleve, dem ſüdlichen Striche des Bisthums Münſter, in der Grafſchaft Ricklingshauſen, dem nördlichen Theile der Grafſchaft Mark, Ravensberg, Lippe, und dem nördlichen Theile des Fürſtenthums Kalenberg bis an den Steinhuder-See, in dem Herzogthume Wolfenbüttel, dem Hochſtifte Hildesheim und im ſüdlichen Theile des Fürſtenthums Lüneburg, der von der Aller und Leine eingeſchloſſen wird. In dieſen Wohnſitzen erhielten ſie ſich ſo lange als herrſchendes Volk, bis der aus dem alten Cheruskerbunde neu entſtandene Frankenbund die alten Rechte der Cherusker gegen ſie wieder geltend machte, und ſonach aller Wahrſcheinlichkeit die Longobarden wieder in ihre alten Sitze an die Elbe zurückdrängte. Zweihundert Jahre lang hörte man dann von ihnen nichts weiter, bis ſie am Ende des 5. Jahrh. auf einmal wieder an der Nordſeite der Donau auftraten, und, nachdem ſie von dem griechiſchen Kaiſer Juſtinian I. einen Theil von Pannonien erhalten hatten, unter ihrem Könige Alboin (565) dem Reiche der Gepiden in Siebenbürgen mit Hülfe der Avaren ein Ende machten. Dann eroberten ſie in kurzer Zeit, weil ſie wenig Widerſtand fanden, unter eben dieſem Könige, in Vereinigung mit vielen tauſend ausgewanderten Sachſen (568) ganz Ober-Italien (welches nunmehr das Reich der Longobarden, ſpäterhin die Lombardei [ſ. d.] genannt wurde), nebſt einem großen Theile des mittlern Italiens, und behaupteten ſich daſelbſt in einem ſehr blühenden und fruchtbaren Zuſtande. Ihr König Luitprand, ein Regent von großen Eigenſchaften, breitete (713 — 726) das longobardiſche Reich im mittlern Italien noch weiter aus. Als

ie Longobarden aber den Päpſten zu furchtbar wurden, riefen dieſe die ränkiſchen Könige zu Hülfe, und ſo geſchah es, daß Carl der Große en longobardiſchen König Deſiderius (774) in Pavia, nach einer lan- en Belagerung dieſer Stadt, gefangen bekam, und dadurch ſeiner Re- ierung und dem longobardiſchen Reiche ein Ende machte.

Longwood, ſ. Helena.

Longus, der Verfaſſer eines griechiſchen Romans: Poimenica, velcher die Liebe des Daphnis und der Chloe erzählt, lebte wahrſchein- ich zur Zeit Theodoſius des Großen. Von ſeinen Lebensumſtänden ſt nichts bekannt, noch wird er von irgend einem Alten erwähnt. Sein Werk iſt eine, durch Einfachheit anziehende Dichtung und enthält ver- chiebene ſchöne Beſchreibungen. Die ältern Ausgaben, unter denen ie villoiſon'ſche die beſte iſt, enthalten das Werk nicht ſo vollſtändig, vie wir es 1810 durch Courier (Rom, 8°) erhielten. Dieſer ergänzte us einer florentiniſchen Handſchrift eine bedeutende Lücke, beging aber ie Unvorſichtigkeit oder Schändlichkeit (und Letzteres iſt das Wahr- cheinlichſte), nach genommener Abſchrift die Seite der Handſchrift, velche jene Erzählung enthielt, durch einen ungeheuern Tintenfleck völ- ig unleſerlich zu machen, welchen Fleck der mit Recht darüber entrüſtete Bibliothekar del Furia im Kupferſtich, nebſt einem Bericht des ganzen hergangs, dem Publikum vor Augen gelegt hat.

Lootſe (Lootsmann, Leytsmann, Pilote) heißt in den See- tädten ein, der Gegend und Anfuhrt eines Hafens, einer Rhede oder Küſte kundiger Steuermann, der die ankommenden und abgehenden Schiffe ſicher ein- und auszubringen verſteht, ſo daß ſie weder auf Sand- änke gerathen, noch an Klippen ſtoßen und Schaden nehmen. Das Geſchäft dieſer Leute, welches Lootſen heißt, iſt ſehr gefährlich, und for- ert Erfahrung und Kenntniſſe, weshalb ſie ſich zuvörderſt einer Prü- ung unterwerfen müſſen. Zu jeder Zeit ſtehen ſie mit ihren Schaluppen ereit, um den Schiffen auf das gegebene Signal zu Hülfe eilen zu önnen. Gemeiniglich bilden ſie Geſellſchaften, deren Artikel der Staat genehmigt und über ihre Vollziehung wacht, damit die zum Vortheil des Publikums beſtimmte Sicherungseinrichtung nicht zum Nachtheil des Pu- likums ausarten kann.

Lope de Vega (Don Lope Felix de Vega Carpio, das Frey, was nan dem Namen oft beigeſetzt findet, bedeutet Bruder, Mönch), der be- ühmte Theaterdichter der Spanier, war zu Madrid den 25. Sept. 1562 geboren. Von ſeiner zarteſten Kindheit an zeigte er die lebhafteſte Nei- gung für die Dichtkunſt; er machte Verſe, bevor er ſie ſchreiben konnte, und war, wie er ſelbſt verſichert, kaum zwölf Jahr alt, als er ſchon meh- rere Stücke verfertigt hatte. Um dieſelbe Zeit entlief er mit einem ſei- ner Kameraden aus der Schule, bloß aus Begierde, die Welt zu ſehen. Aber bald fehlten ihnen die Mittel dazu. Zu Aſtorga waren ſie genö- thigt, einige kleine ſilberne Koſtbarkeiten zu verkaufen, und wendeten ich deshalb an einen Goldſchmidt, welcher, in der Vermuthung, daß dies geſtolne Sachen ſein könnten, die jungen Leute vor die Obrigkeit führ- e. Dieſe ließ ſie nach Madrid zurückbringen. Lope verlor ſeine Ältern rüh und konnte nur durch Unterſtützung des Biſchofs Avila zu Alcala einen philoſophiſchen Curſus vollenden. Hierauf ging er nach Madrid zurück. Lope fand hier an dem Herzog von Alba einen Beſchützer. Auf- gefodert von dieſem Mäcen, deſſen Sekretär er ward, verfertigte er ſeine Arcadia, ein heroiſches Paſtorale in Proſa und Verſen, zu welcher Gat- tung Montemayor in ſeiner Diana das Beiſpiel gegeben hatte. Dieſe Arcadia iſt eine Idylle in fünf Acten, worin die Schäfer mit ihren Dulcineen die Sprache des Amadis reden und Unterſuchungen über Theo-

logie, Grammatik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Muſik und Poeſie anſtellen. Auch kommen mehrere Inſchriften auf berühmte Männer vor, welche ſich an dem Fuße der Statuen derſelben in einem Saal befinden, in welchem ein Theil der Handlung vorgeht. Schon dieſes erſte Werk des ſpaniſchen Dichters bewies eine mannichfaltige Gelehrſamkeit und ſehr ausgebreitete Kenntniſſe. Bizarre Gedanken und Wortſpiele ſind in dieſem, wie in andern Werken Lope's, ſehr häufig, und überhaupt iſt er einer von den Schriftſtellern, welche ein gefährliches Beiſpiel jenes falſchen Witzes aufgeſtellt haben, deſſen Geſchmack ſich beinahe in ganz Europa verbreitete. Marino führte ihn beſonders in Italien ein, und erkannte es mit den lebhafteſten Ausdrücken von Verehrung an, daß Lope ſein Vorbild geweſen. Nach der Bekanntmachung ſeiner Arcadia verheirathete ſich Lope, doch brachte dieſes ſeinen Studien und ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen keinen Nachtheil, vielmehr ſcheint er die Dichtkunſt bis zu dem unglücklichen Ereigniſſe, welches ihn nöthigte, Madrid zu verlaſſen, mit immer ſteigendem Eifer betrieben zu haben. Ein Edelmann von bedeutendem Rang und Anſehen hatte ſich nämlich auf Lope's Koſten luſtig gemacht. Der Dichter rächte ſich an dieſem Kritiker und gab ihn dem Gelächter der ganzen Stadt Preis. Sein Gegner foderte ihn zu einer andern Art von Kampf, in welchem er die Oberhand leichter zu gewinnen hoffte, als in einem literariſchen Streite; aber Lope verwundete ihn gefährlich. Genöthigt, die Flucht zu ergreifen, wählte der Dichter Valencia zu ſeinem Zufluchtsort. Als er nachher nach Madrid zurückgekehrt war, und ſeine Frau verloren hatte, wurde ihm der Aufenthalt daſelbſt unerträglich. Er ſchiffte ſich daher ein und nahm an der merkwürdigen Armade Theil, deren Unſtern bekannt iſt. Während dieſer Expedition verfertigte er: la Hermosura d'Angelica (Angelikens Schönheit), ein Gedicht in 20 Geſängen, welches die Geſchichte dieſer Prinzeſſin von da an weiter fortführt, wo Arioſt ſie verlaſſen hat. Er glaubte dadurch ſeinem Vaterlande eine Ehre zu erweiſen, auf deſſen Gebiete, wie er im Turpin gefunden hat, die folgenden Abenteuer vorfallen. Außer der Gefahr, mit Arioſt zu wetteifern, vermehrte ſich die Schwierigkeit des Erfolgs durch die Herausgabe eines Gedichts des Luis Barhono de Soto über denſelben Gegenſtand, unter dem Titel: Las Lagrimas de Angelica; ein Werk, welches für eines der beſten ſpaniſchen Gedichte gilt und auch in Don Quixote rühmlich erwähnt wird. Nach ſeiner glücklichen Zurückkunft nach Madrid 1590 verheirathete er ſich wieder. Im J. 1598 gewann er einen der poetiſchen Preiſe, welche bei Gelegenheit der Canoniſation des h. Iſidorus ausgeſetzt waren, durch ein dazu verfertigtes Lobgedicht. Dieſes gab er mit einer Menge anderer Gedichte auf dieſen Gegenſtand, und die Preisbewerbung ſelbſt unter dem Namen: Tomé de Burguillos, heraus. Um dieſe Zeit verfertigte er auch eine große Anzahl Theaterſtücke. Sein literariſcher Ruhm wuchs unaufhörlich, und das häusliche Glück, welches ihm jetzt zu Theil ward, machte dieſe Zeit zu der glücklichſten Periode ſeines Lebens. Aber leider dauerte letzteres nur kurze Zeit. Von drei Perſonen, welche ſeine Familie ausmachten, verlor er ſeinen Sohn im achten Jahre, ſeine Gattin überlebte ihn kaum und es blieb unſerm Dichter nur ſeine, noch ſehr kleine Tochter übrig. Niedergeſchlagen durch dieſen Verluſt entſchloß er ſich, in der Übung der Religion ſeinen Troſt zu ſuchen, und wurde Sekretär der Inquiſition und Prieſter. Aber ſeine Andacht unterbrach ſeine poetiſchen Beſchäftigungen nicht, und er ſtrebte immer mehr, den ausgezeichneten Rang, welchen er auf dem ſpaniſchen Parnaß einnahm, zu behaupten, und die Angriffe ſeiner Feinde und Nebenbuhler abzuwehren, unter welchen Luis de Gongora y Argote der vornehmſte war. Lope,

er in deſſen Satyren angegriffen worden, und über die, durch dieſen
Schriftſteller bewirkten Fortſchritte des verdorbenen Geſchmacks unwillig
var, erlaubte ſich in ſeinen Stücken, ihn ſowol, als ſeine Schü-
er wegen ihres dunkeln und pretiöſen Styls in's Lächerliche zu ſtellen;
b er gleich in ſeinem Gedichte: Laurel de Apollo, die unleugbaren
Talente des Gongora anerkannte. Doch ergriff der falſche Geſchmack
es Gongora auch ſeine Gegner, und man kann ſagen, daß ſelbſt Lope's
etzte Werke nicht ganz davon ausgenommen ſind. Ein anderer literari-
cher Gegner von noch bedeutenderem Talent und Anſehen war Cervan-
es. Dieſer wagte, ihm öffentlich in einem Sonette den Rath zu geben,
r ſolle das epiſche Gedicht, mit welchem er ſich damals beſchäftigte,
erusalem conquistada, doch unvollendet laſſen. Lope parodirte die-
es Sonnett und gab ſein Gedicht heraus, das ſchwächſte ſeiner Werke,
velches zwar mehrere Ausgaben erhalten, aber am wenigſten Glück ge-
nacht hat. Der Verf. hatte es mit vielen Anmerkungen begleitet, die
nan in der letzten Ausgabe von 1777 findet. Doch erwies ihm Cer-
antes die Gerechtigkeit und erkannte ſein Verdienſt in folgenden Ver-
en an:

Poeta insigne, á cuyo verso o prosa
Ninguno le avantaje ni aun le llega.

Ein ausgezeichneter Dichter, den in Vers und Proſa keiner übertrifft,
och erreicht). Cervantes ſtarb bald darauf im Elend (1616) in der
ämlichen Stadt, in welcher ſein Nebenbuhler im Glanz und Überfluſſe,
nd in dem Beſitz der öffentlichen Bewunderung lebte. Wie ganz ver-
hieden hat über beide Dichter die Nachwelt geurtheilt. Seit zweihun-
ert Jahren iſt ſeitdem Cervantes Ruhm geſtiegen, während Lope in ſei-
em eigenen Vaterlande vernachläſſigt iſt. Um die Zeit, da Cervantes
tarb, hatte der Enthuſiasmus der Spanier für Lope die Geſtalt abgöt-
iſcher Verehrung angenommen, und er ſelbſt war nicht beſonnen genug,
ieſelbe zurückzuweiſen. Die Bewunderer Lope's verdammten den Ver-
aſſer der Spongia, der ihn ſtreng beurtheilt und ihm vorgeworfen hatte,
aß er kein Latein verſtehe, als einen literariſchen Ketzer, und er ſelbſt
eklagt ſich in dem Prolog zu ſeinem Roman: El peregrino en su pa-
ria, daß man ſeinen Talenten nicht die ihnen zuſtehende Hochachtung
nd Aufmunterung erwieſen habe. Die Anzahl ſeiner poetiſchen Erzeug-
iſſe iſt außerordentlich. Selten verging ein Jahr, in welchem er nicht
rgend ein Gedicht drucken ließ, und kaum ein Monat, ja kaum eine
Woche, in welcher er nicht irgend ein Stück auf's Theater brachte. Ein
Hirtengedicht in Proſa und Verſen, in welchem er die Geburt Chriſti
eiert, begründete ſeine Oberherrſchaft in dieſer Gattung; und viele
Verſe und Hymnen über heilige Gegenſtände bewährten ſeinen Eifer
ür den neuen Beruf, dem er ſich ergeben hatte. Philipp IV., welcher
as ſpaniſche Theater ſehr begünſtigte, fand bei ſeiner Thronbeſteigung
1621) Lope im Beſitz der Bühne. Lope übte damals über Dichter,
Schauſpieler und Publikum eine Autorität ohne Grenzen aus. So-
leich wurde der Dichter von dieſem Fürſten mit neuen Ehrenbezeugun-
nd Wohlthaten überhäuft. In dieſer Zeit gab er los Triumphos
e la Fé; las Fortunas de Diana; Novellen in Proſa, Nachahmun-
en von denen des Cervantes; Circe, ein epiſches Gedicht, und Philo-
nena, eine Allegorie, heraus, in welcher er ſich unter der Rolle der
Nachtigall an einigen Kritikern zu rächen ſucht, die er unter dem Namen
er Droſſel vorſtellte. Sein Ruf ſtieg ſo ſehr, daß er endlich dem En-
huſiasmus, den man ihm bezeugte, zu mißtrauen anfing. Daher machte
r den Verſuch und ließ (1626) das Werk: Soliloquios a Dios, unter

fremden Namen R P. Gabriel de Padecopeo (welcher Name anagrammatiſch den des Lope de Vegá de Carpio enthält) in die Welt ausgehen, welches ebenfalls großen Beifall erhielt. Er gab darauf ein Gedicht, welches das Unglück der Königin von Schottland, Maria Stuart, zum Gegenſtande hat, Corona tragica, (die tragiſche Krone) heraus, und dedicirte es dem Papſte Urban VIII., welcher ſelbſt den Tod dieſer Königin in einigen Verſen beſungen hatte. Der Papſt antwortete dem Dichter eigenhändig und beehrte ihn mit dem Titel eines Doctors der Theologie; auch ſendete er ihm das Malteſerkreuz und ernannte ihn zum apoſtoliſchen Kammerfiscal: Ehrenbezeugungen, die zugleich ſeinem Eifer für den ſtrengen Katholicismus galten, um deſſen Willen ihn auch die Inquiſition die ſeltene Ehre erwies, und ihn zu ihrem Familiar machte. Dies alles trug bei, den Enthuſiasmus der Spanier für „das Wunder der Literatur" zu unterhalten. Das Volk, für welches er unbekümmert um die Kritik ſchrieb (denn er ſagt in ſeinem ſonderbaren Gedichte: Acte de Nazer Comedias: das Volk müſſe die Komödien bezahlen, es ſei alſo auch billig, daß man es nach ſeinem Gefallen bediene) lief ihm nach, wo er ſich auf der Straße zeigte, und ſtaunte das Naturwunder (monstruo de naturaleza,) wie ihn Cervantes genannt hatte, an. Die Theaterdirectoren riſſen ſich um ſeine Stücke, und bezahlten ihm ſo anſehnliche Honorare, daß er einmal ein Vermögen von mehr, als hundert tauſend Ducaten beſeſſen haben ſoll, was aber natürlich nicht bei ihm blieb, da er ſehr freigebig war und die Armen Madrids bei ihm ſtets offene Kaſſe fanden; daher er auch wenig hinterlaſſen haben ſoll. Das geiſtliche Collegium in Madrid, in welches er ſich hatte aufnehmen laſſen, erwählte ihn zu ſeinem Vorſteher (capellan mayor) Wollte man in der gewöhnlichen Unterhaltung etwas in ſeiner Art Vollkommenes bezeichnen, ſo nannte man es „Lopiſch." Bis in's Jahr 1635 fuhr Lope ununterbrochen fort, Gedichte und Theaterſtücke herauszugeben. Aber von da an beſchäftigte er ſich bloß mit religiöſen Gedanken, ergab ſich ſtreng den klöſterlichen Übungen, und ſtarb den 26. Auguſt deſſelben Jahres. Die Wirkung, welche ſein Tod hervorbrachte, übertraf noch die Achtung, welche man ihm während ſeines Lebens bewieſen hatte. Der fürſtliche Glanz ſeines Begräbniſſes, welches der Herzog von Suſa, der vorzüglichſte ſeiner Gönner, den er auch zum Executor ſeines Teſtamentes ernannt hatte, anordnete, die große Anzahl, ſo wie der Ton der Lobreden, welche bei dieſer Gelegenheit verfertigt wurden, der Wetteifer fremder und einheimiſcher Dichter, dieſen Tod zu beweinen und ſeinen Ruhm zu feiern, bieten ein einziges Beiſpiel in der Geſchichte der Literatur dar. Drei Tage lang dauerten die glänzenden Exequien; und auf den ſpaniſchen Bühnen wurde das Ehrengedächtniß des ſpaniſchen Phönix mit großen Feierlichkeiten begangen. Von jeher hat man die ungeheure Anzahl ſeiner Compoſitionen bewundert. Man behauptet, daß er 21 Millionen 300,000 Zeilen habe drucken laſſen, und daß 800 ſeiner Stücke auf der Bühne erſchienen ſind. In einem ſeiner letzten Werke verſichert er, daß der gedruckte Theil derſelben geringer ſei, als derjenige Theil, welcher noch die Preſſe erwarte. Freilich iſt die caſtilianiſche Sprache ſehr reich, die ſpaniſchen Verſe ſind oft ſehr kurz, und die Geſetze des Metrums und des Rhythmus nicht ſtreng. Indeſſen darf man doch die angebliche Zahl der lope'ſchen Werke in Unterſuchung ziehen. Um daran zu glauben, müßte man annehmen, daß er im dreizehnten Jahre zu arbeiten angefangen und täglich ungefähr 900 Verſe verfertigt habe, was unbegreiflich ſcheint, wenn man die Beſchäftigungen und Zerſtreuungen erwägt, die er als Krieger, Sekretär, Familienvater und

Prieſter nothwendig gehabt hat. Was uns von ſeinem Werken übrig iſt, macht ungefähr nur das Viertel dieſer Berechnung aus; aber es iſt noch genug, um ſeine improviſatoriſche Fruchtbarkeit zu bewundern. Er ſelbſt berichtet, daß er mehr, als hundert Mal ein Stück innerhalb 24 Stunden verfertigt und auf die Bühne gebracht habe. Perez de Montalvan verſichert, daß Lope eben ſo ſchnell in Verſen, als in Proſa gearbeitet und ſchneller gedichtet habe, als ſeine Schreiber es niederſchreiben können; er ſchätzt Lope's Theaterſtücke auf 1800 und auf 400 Frohnleichnamsſtücke (autos sacramentalos). Unter ſeinen Werken ſind die dramatiſchen unſtreitig die vorzüglichſten, und haben den meiſten Beifall davon getragen. Diejenigen Stücke Lope's, welche ſich den Charakter der Tragödie annähern, beſitzen gewöhnlich eine ſo ausgebreitete Intrigue, daß andere Dichter daraus wenigſtens vier Stücke würden gemacht haben. Einen ſolchen Überfluß findet man z. B. in la Fuerza lastimosa, welches Stück die große Auszeichnung genoſſen hat, in den Mauern des Serails zu Konſtantinopel aufgeführt zu werden. In der Fruchtbarkeit der dramatiſchen Erfindung, Leichtigkeit der Sprache in Proſa und Verſen iſt Lope einzig. Die Ausführung und der Zuſammenhang ſeiner Stücke iſt leicht und loſe. Sonſt tadelt man in Lope's Stücken den zu häufigen und einförmigen Gebrauch der Duelle und Verkleidungen, welcher Tadel jedoch ſeine Nachfolger auf der ſpaniſchen Bühne noch mehr trifft, und die Leichtfertigkeit ſeiner Sittenſchilderungen. Einige, wie Lord Holland, ſchreiben ihm ſogar die Einführung der Rolle des Gracioso auf der ſpaniſchen Bühne zu. In den unregelmäßigſten Stücken, die Lope für den Volksgeſchmack arbeitete, findet man ſo ſchwülſtige Phraſen und hyperboliſche Bilder, daß man oft verſucht wird, zu vermuthen, er habe ſich über ſeinen Gegenſtand und ſeine Zuhörer luſtig machen wollen. Das Verdienſt der ausgearbeitetſten Stellen ſeiner Tragödien ſetzt man beſonders in die reiche Fülle ſeiner Bilder und, nach dem Urtheil der ſpaniſchen Kritiker, in die Reinheit der Sprache. Seine Kühnheit in der Bearbeitung religiöſer Stoffe iſt nach dem Charakter der Nation und der Natur der ſpaniſchen Bühne zu beurtheilen. Übrigens haben viele ausländiſche Theaterdichter den Lope nachgeahmt, und die erfolgreichſten Stücke und Züge ihm zu verdanken. Schlegel in ſeinen Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur ſagt über Lope Folgendes: „Unſtreitig erſcheint dieſer bald zu ſehr vergötterte, bald zu ſehr herabgeſetzte Vielſchreiber in ſeinen Theaterſtücken im vortheilhafteſten Lichte, da das Theater zur Ablegung ſeiner drei Hauptfehler, des Mangels an Zuſammenhang, der Weitſchweifigkeit und der unnütz ausgekramten Gelehrſamkeit die beſte Schule war. In einigen ſeiner Stücke, beſonders den hiſtoriſchen, die ſich auf alte Romanzen und Sagen gründen, z. B. dem Könige von Wamba, den Jugendſtreichen des Bernardo del Carpio, den Zinnen von Toro u. ſ. w., herrſcht eine gewiſſe Rohheit der Darſtellung, die aber gar nicht ohne Charakter iſt, und abſichtlich für die Gegenſtände gewählt zu ſein ſcheint; in andern, welche Sitten der damaligen Zeit ſchildern, z. B. der muntern Toledanerin, der ſchönen Häßlichen, zeigt ſich ſchon ein ſehr gebildeter, geſelliger Ton. Alle enthalten, neben wahrhaft intereſſanten Situationen, unvergleichliche Späße, und vielleicht ſind nur wenige darunter, mit denen man nicht, wenn ſie gehörig bearbeitet und erneuert würden, noch heut zu Tage auf der Bühne eine große Wirkung hervorbringen könnte. Ihre Mängel ſind ungefähr die nämlichen: verſchwendete, nicht zu Rath gehaltene Erfindung und vernachläſſigte Ausführung. Außerdem fehlt es ihnen noch an Tiefe und an jenen feinen Beziehungen,

welche eigentlich die Myſterien der Kunſt ausmachen.“ Die zerſtreuten Werke Lope's ſind geſammelt in der: Collection des las Obras sueltas assi en prosa como en verso de D. Lope etc. Madr. 1776 sq. 21 Voll. 4. Doch finden ſich hier ſeine Theaterſtücke nicht, die früher in 25 Bänden in Quart erſchienen ſind. Über ſein Leben (worüber ſein Gedicht: Dorothea, wahrſcheinlich die ſchätzbarſten Aufſchlüſſe gibt) und ſeine Schriften iſt vor kurzem das Werk des Lord Holland erſchienen: Some account of the lives and writings of Lope Felix de Vega Carpio. Lond. 2 Voll. 1817, zweite Ausgabe.

Loretto, eine kleine, ½ Meilen vom Meere entfernte Stadt, in der Mark Ancona, im Kirchenſtaate, hat einen Biſchof, der zugleich Biſchof zu Recanati iſt, gegen 5000 Einwohner, die ihre meiſte Nahrung von den zahlreichen Fremden haben, die hieher wallfahrten, und beſteht nur aus einer einzigen, langen Gaſſe. Zu dem, in der Domkirche daſelbſt befindlichen heiligen Hauſe (la Casa santa), in welchem angeblich Maria von Nazareth gewohnt hat, und welches die Engel 1291 aus Galiläa nach Terſati in Dalmatien, von da aber 1294 nach Italien hinüber in die Gegend von Recanati, und endlich 1295 an ſeinen gegenwärtigen Ort gebracht haben ſollen, werden alljährlich große Wallfahrten gemacht. Dieſes heilige Haus, welches mitten in der Kirche ſteht, iſt von außen mit Marmor überzogen, und aus Ebenholz und Backſteinen gebaut, 30 Fuß lang, 15 breit und 18 hoch, und von innen und außen mit vielen Koſtbarkeiten geziert. Es hat eine Thür und ein Gitter von Silber, hinter welchem Maria mit dem Jesuskinde abgebildet iſt. Sonſt befand ſich hier ein ungeheurer Schatz, der ſich durch die Freigebigkeit der Pilgrimme u. A. nach und nach geſammelt hatte. Die Einkünfte dieſes Hauſes wurden auf 30,000 Scudi, ohne die jährlich neu hinzukommenden Geſchenke berechnet. Die Zahl der Pilgrimme rechnete man jährlich auf 100,000. Unter andern Seltenheiten zeigte man in dieſem heiligen Hauſe das Fenſter, durch welches der Engel Gabriel zu Maria hereintrat, als er ihr die Geburt des Heilandes verkündigte. Merkwürdiger iſt aber das Bild Raphaels, die heil. Jungfrau darſtellend, die einen Schleier über das Jesuskind legt. Die Einfälle der Franzoſen 1798 gaben Veranlaſſung, ſowol die Schätze, als auch das heilige Haus in Sicherheit zu bringen. Jene ſind zerſtreut worden und größtentheils verſchwunden; das Gnadenbild aber wurde am 9. Dec. 1802 mit großer Feierlichkeit wieder an ſeine vorige Stelle gebracht.

Lorme (Marion de), berühmt durch ihre Liebſchaften mit mehrern der ausgezeichnetſten Männern ihrer Zeit, war 1612 oder 1615 zu Chalon in Champagne geboren. Sie zählte den Kardinal Richelieu, den großen Condé und andre ausgezeichnete Männer unter ihre Liebhaber und Verehrer. Da ihr Haus der Verſammlungsort der Frondeurs (ſ. Fronde) war, beſchloß Mazarin, ſie verhaften zu laſſen. Sie war jedoch gewarnt worden und hatte ſich verborgen. Bald darauf verbreiteten ihre Freunde das Gerücht von ihrem Tode und veranſtalteten ihr feierliches Leichenbegängniß, während ſie ihre Zuflucht nach England nahm. Hier verheirathete ſie ſich mit einem Lord, der bald darauf ſtarb und ihr ein bedeutendes Vermögen hinterließ. Sie kehrte nach ihrem Vaterlande zurück, ward aber zwiſchen Dünkirchen und Paris von Räubern überfallen und ausgeplündert. Der Anführer der Räuber bot ihr ſeine Hand an, und ſie nahm in ihrer hülfloſen Lage ſein Anerbieten an. Auch dieſer ſtarb und ſie begab ſich jetzt nach Paris, wo ſie in der Vorſtadt St. Germain von einem

Einkommen von 4000 Livres lebte. Nach mehr, als dreißig Jahren wandelt ſie die Begierde an, Verſailles wieder zu ſehen. Sie begibt ſich dahin; die erſte Perſon, die ihr daſelbſt begegnet, iſt ihre älteſte und beſte Freundin, Ninon. Sie will ſie umarmen, wird aber nicht erkannt. Tief gekränkt kehrt ſie nach Paris zurück und ſcheint dem Tode nahe. Ihre Dienſtboten benutzen dieſe Gelegenheit, ſie ihrer ganzen Habe zu berauben. In dieſem Zuſtande findet ſie ein Nachbar, hört, was geſchehen und eilt zu Ninon, kommt aber mit der Nachricht zurück, dieſelbe ſei den Tag darauf geſtorben. Dieſe neue Gemüthserſchütterung führte auch ihren Tod herbei. Sie ſtarb in einem Alter von 85 Jahren. Anziehende Nachrichten von dieſer, durch ihre Verbindungen und wunderbaren Schickſale merkwürdigen Frau findet man in den Memoiren des Chevalier Grammont.

Lorrain (Claude), ſ. **Gelée** (Claude).

Löſchen, Loſen, Loſſen, Entloſſen, in der Schifferſprache, die Waaren aus dem Schiffe bringen. Gewöhnlich bedingt ſich der Schiffer eine gewiſſe Zeit aus, in welcher ihm die Ladung vom Bord genommen werden muß: das ſind die Löſchtage oder Liegetage; für jeden Tag, den er, wegen noch nicht vollendeter Löſchung über die bedungene Zeit im Hafen oder auf der Rhede liegen muß, erhält er eine gewiſſe Entſchädigung: das ſind die Überliegetage, Überliegegelder. **Loßplatz** am Ufer eines Flußes oder Hafens mit einem ſanften Abhange nach dem Waſſer zu, gemeiniglich gepflaſtert, wo man die Güter einladet, und auch ſchwere Güter, Holz, Steine u. ſ. w aufſtapelt.

Loth bedeutet in einigen Redensarten überhaupt einen ſchweren Körper und das Gewicht deſſelben. So ſagt man: falſches Loth und Maß (ſtatt falſches Gewicht und Maß) haben. Ehemals gebrauchte man Loth auch für die Ladung von Kanonen, daher auch die Redensart: Kraut und Loth (ſtatt Pulver und Blei). Dann heißt Loth: 1) der an einer Schnur befeſtigte ſchwere, gewöhnlich bleierne Körper, mit welcher die Seefahrer die Tiefe und Beſchaffenheit des Meeres, oder die Maurer und Zimmerleute den ſenkrechten Standpunkt eines Körpers erforſchen (Bleiloth). Das ſchwere Loth (Tiefloth) auf Schiffen, wiegt 40 und mehrere Pfunde; 2) bedeutet Loth die Hälfte einer Unze, oder den 32. Theil eines gemeinen Pfundes.

Löthen heißt, zwei Stücke Metall vermittelſt eines weichen und zu dieſem Zwecke flüſſig gemachten Metalles oder Metallgemiſches, Loth genannt, mit einander verbinden. So löthet man Gold mit Silber; Silber mit einem Gemiſch von Silber und Meſſing, auch mit Zinn; Eiſen mit Kupfer oder Meſſing u. ſ. w. Das Inſtrument, welches man beim Löthen gebraucht, heißt das Löthrohr, und dient dazu, vermittelſt der hindurch geblaſenen Luft die Lichtflamme zu verſtärken, auf das Loth zu leiten und es ſomit zum Schmelzen zu bringen.

Lothringen, (von Lothar dem Jüngern, welcher jene Länder in der Theilung des fränkiſchen Reichs erhielt, alſo genannt), war ehemals ein Theil des Königreichs Auſtraſien und in zwei Theile, nämlich Nieder- und Ober-Lothringen getheilt. Zu erſterm gehörte alles Land zwiſchen dem Rheine, der Maas und der Schelde bis an's Meer; der andere umfaßte die Länder zwiſchen dem Rheine und der Moſel bis an die Maas. Das ſpätere Lothringen grenzt an das Elſaß, die Franche Comté, Champagne, Luxemburg, die jetzige preußiſche

Provinz Niederrhein und den Rheinkreis des Königreichs Baiern. Es enthielt 479 Q. M. mit 1,220,000 Einw. und bildet gegenwärtig die franz. Departements Maas, Wasgau, Moſel und Meurthe. Die beträchtlichen Wälder und Berghöhen, worunter die Wasgau als die vornehmſte betrachtet wird, ſind zur Viehzucht geſchickt und enthalten viel Wild; auch gewinnt man Kupfer, Eiſen, Zinn und etwas Silber. Dabei gibt es Salzquellen und fiſchreiche Seen. Wegen des gebirgigen, ſteinigen und größtentheils magern Bodens iſt der Ackerbau nicht ſehr ergibig, und liefert nicht den Bedarf für die Einwohner; daher der größte Theil von Gerſtenbrot und Kartoffeln lebt; man treibt auch ziemlich ſtarken Weinbau. Die Hauptflüſſe ſind: die Maas, die Moſel, die Saar und die Saone, welche letztere nur die lothringiſche Grenze berührt. Die Einwohner ſind der katholiſchen Kirche zugethan. Ihre Sprache iſt die franzöſiſche, bis auf das ſogenannte deutſche Amt, wo deutſch geredet wird. Der Stamm des Volks iſt unleugbar deutſch, und doch iſt Lothringen ſeit Jahrhunderten ſchon ein Zankapfel zwiſchen Deutſchland und Frankreich geweſen. Kaiſer Heinrich I. gab ſeinem Schwager Giſelbert jene Länder als ein Herzogthum, und Otto I. that daſſelbe mit ſeinem Eidam Conrad dem Weiſen aus Franken. So geſchah es auch von Otto II. und Heinrich III.; Lothringen blieb alſo anerkannt ein deutſches Lehn. Mit Carl dem Kühnen begann eine neue Epoche; denn das Land kam, da er ohne männliche Erben ſtarb, an ſeine Tochter Iſabelle, und Iſabellens Eidam, Friedrich, welcher Lothringen behauptete, ſtiftete durch ſeine beiden Söhne, Anton und Claudius, die lothringiſche Haupt- und Nebenlinie, welche letztere ſich in Frankreich ausbreitete. Von der Zeit an (1540) miſchte ſich Frankreich entſcheidend in alle lothringiſchen Händel. Carl von Lothringen wurde im 30jährigen Kriege, da er Öſterreichs Partei hielt, verjagt, erhielt 1659 unter harten Bedingungen ſeine Länder wieder, und machte 1662 mit Frankreich den Vertrag: daß Lothringen nach ſeinem Tode an Frankreich fallen, auch das geſammte Haus Lothringen unter die Prinzen vom Geblüte gerechnet werden ſollte. Dennoch ward er noch einmal verjagt und ſtarb in öſterreichiſchen Kriegsdienſten. Erſt ſeines Bruders Enkel, Leopold Joſeph, wurde durch den ryswicker Frieden (1697) wieder als regierender Herzog von Lothringen eingeſetzt. Endlich erreichte Frankreich doch ſeine Abſicht, da Ludwigs XV. Schwiegervater, der verjagte polniſche König Stanislaus (1735), die Herzogthümer Lothringen und Bar (mit Ausnahme der Grafſchaft Falkenſtein) zeitlebens erhielt, auch beide Länder nach ſeinem Tode mit völliger Souveränetät auf immer Frankreich zufielen und damit vereinigt wurden. Durch den zweiten pariſer Frieden 1815 iſt ein kleiner Theil mit der Feſtung Saarlouis an Deutſchland abgetreten worden, und jetzt mit der preußiſchen Provinz Niederrhein vereinigt. Des Landes Hauptſtadt war Nancy, nicht weit von der Meurthe in einer angenehmen Ebene gelegen. König Stanislaus hat die Stadt ſehr verſchönert, daſelbſt den Königsmarkt angelegt und eine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften geſtiftet. Außer den Begräbnißen der alten Herzöge von Lothringen in der Kirche St. Georg, und dem Grabmale Carls des Kühnen, der 1477 vor der Stadt ſeinen Tod fand, hat Nancy wenig Merkwürdigkeiten. Für die neueſte Geſchichte iſt unter Lothringens Städten Lüneville (ſ. d.) durch den daſelbſt zwiſchen Öſterreich und Frankreich am 9. Febr. 1801 abgeſchloſſenen Frieden am berühmteſten geworden.

Lotterie (von Lot was in vielen alten und neuern Sprachen Loos bedeutet). Dieses öffentliche Glücksspiel zerfällt in zwei Hauptgattungen. 1) Zahlen-Lotterie oder Lotto (Lotto di Genova) wurde von den Genuesern dadurch erfunden, daß in den Zeiten ihrer Freiheit bei der Rathswahl die Namen der Candidaten in einem Topf, nachher in ein Glücksrad geworfen und dabei auf diese Wahlen Wetten gemacht wurden, zu welchen Wetten mit der Zeit der Staat die Bank übernahm. Man sagt, daß ein Rathsherr, Benedetto Gentili, im J. 1620 dieses Lotto zuerst eingeführt, und daß, weil dieses Gentile Name zufällig nie gezogen worden, der Volksglaube geherrscht habe: er sei sammt seinem Namen, zur Strafe für die unglückliche Erfindung, vom Teufel geholt worden. Späterhin nahm man statt den Namen wählbaren Nobili Zahlen, und so bildete sich das jetzige Lotto. Der Grund desselben besteht in den 90 Zahlen von 1 bis 90, wovon an dem Ziehungstage allemal 5 Zahlen gezogen werden. Jeder der Einsetzenden oder Lotteriespielenden wählt sich aus 90 Zahlen eine beliebige Anzahl von Nummern, meldet sich bei einem Collecteur des Lotto und gibt an, mit welcher Summe er jede ausgewählte Zahl, und auf welche Art des Gewinns er sie besetzen will, worüber er ein gedrucktes Loos erhält. In dieser Lotterie sind eigentlich vier Arten der Gewinne: 1) ein sogenanntes Estrado (Auszug), welches nur eine Zahl unter den herausgezogenen fünfen erfordert, und wobei der Einsatz 14mal als Gewinn an den Mitspielenden bezahlt wird. Hierbey gewinnt das Lotto 16 pCt, weil 17 Nieten auf einen Treffer kommen; 2) die Wette, wenn man mit dem Lotto gleichsam wettet, daß von den ausgewählten Zahlen eine die erste, zweite, dritte, vierte oder fünfte Stelle in der Ordnung der Herausziehung haben werde. Trit dieser Fall bei der Ziehung ein: so erhält der Wettende den Einsatz der Wette 67mal vom Lotto ausgezahlt. Hierbei gewinnt das Lotto ohngefähr 25 pCt. 3) Ein Ambo (eine Ambe) ist, wenn man unter den herausgekommenen Zahlen zwei derselben getroffen hat, worauf der Mitspielende den Einsatz 240mal als Gewinn vom Lotto empfängt. Hierbei gewinnt dasselbe 37 pCt., weil 399 Nieten auf einen Treffer fallen. Endlich 4) eine Terno (Terne), (wobei das Lotto 54 pCt. gewinnt, indem 11,347 Nieten auf einen Treffer kommen) muß von den herausgezogenen fünf Zahlen drei treffen, und gewinnt alsdann den Einsatz 4800mal. Die Quaternen und Quinternen sind eine neuere Erfindung und selten in der Anwendung, weil bei denselben das Lotto 83 pCt. und mehr gewinnt. Überall, wo das Lotto zuerst hinkam, wurde es von der Menge mit einer bis zur Spielwuth wachsenden Theilnahme aufgenommen. Weise Regierungen sahen sehr bald die Verderblichkeit des Lotto ein, hoben es auf oder verpönten den Einsatz scharf. Beim offenbaren Vortheile der Lotto-Bänke hat dennoch das launische Glück durch Ternen und Quaternen manche zum Umsturze, oder doch nahe daran gebracht, und sie pflegten sich daher, wenn manche Zahlen zu stark besetzt wurden, dadurch zu sichern, daß sie solche vor der Ziehung für gestrichen erklärren und keinen Satz darauf weiter annehmen. Auch haben Betrüger durch Gewalt-Ritte und Brieftauben diejenigen Lottos bedroht, deren entfernte Neben-Büreaus noch Sätze anzunehmen pflegten, wenn im Haupt-Büreau schon die Ziehung vorgenommen wurde. 2) Die eigentliche Lotterie, auch Klassen Lotterie genannt, wenn sie in Klassen abgetheilt ist. Ihre Entstehung ist älter, als die des Lottos; Busch will ihren Ursprung in den römischen longiariis, allein offenbar zu weit suchen. Näher liegt, daß sie aus Waarenverloosungen entstanden sind,

Digitized by Google

deren ſich die italieniſchen Kaufleute ſchon im Mittelalter bedienten, und wovon man auch in Deutſchland Spuren findet. Denn ſchon im J. 1521 ſoll der Rath zu Osnabrück eine Waaren-Lotterie errichtet haben; ſo auch in Frankreich, wo unter Franz I. dergleichen Waaren-Lotterien gegen gewiſſe beſtimmte Abgaben, unter obrigkeitlicher Aufſicht, Kaufleuten erlaubt wurden. Zu Florenz wurde 1530 eine Geldlotterie errichtet; in Venedig kommt 1571 ein öffentlicher Beamter als Aufſeher über die Lotterie vor. Aus Italien kamen die Lotterien nach Frankreich unter dem Namen: Blanque (vom italieniſchen bianca; weil die meiſten Looſe Nieten, leres, weißes Papier (carta bianca) waren). 1582 und 1588 errichtete Louis de Genzaga eine ſolche Blanque in Paris zur Ausſtattung armer Mädchen von ſeinen Gütern, und 1656 verſuchte Lorenz Tenti (von welchem die Tontinen den Namen, jedoch nicht ihren Urſprung haben) die Errichtung einer großen Blanque royale vergeblich, welche 1660 zu Stande kam. Seit dieſer Zeit gab es in Frankreich nur Lotteries royales, deren Ertrag gemeiniglich zu öffentlichen Gebäuden verwendet wurde. In England kommt die erſte Lotterie 1567 bis 1568 vor, von welcher man bei der antiquariſchen Geſellſchaft in London den gedruckten ausgetheilten Plan zeigt. 1612 ward eine Lotterie zum Beſten der engliſchen Kolonien, und 1680 dem Unternehmer einer Waſſerleitung geſtattet. In Amſterdam ward ſchon 1549 eine Lotterie zur Erbauung eines Kirchthurmes gezogen, und 1595 zu Delft. In Hamburg wurde 1653 eine nach holländiſcher Weiſe und in Nürnberg 1699 die erſte Klaſſen-Lotterie errichtet, und in Berlin die erſte 1740 gezogen. Die mehrſten neuern deutſchen Lotterien werden klaſſenweiſe gezogen um durch allmählige Zahlungen den Einſatz zu erleichtern; die große hamburger iſt bei Einer Ziehung ſtehen geblieben. Neuerer Zeit ſind auch die Waaren-Lotterien aller Art unter obrigkeitlicher Aufſicht wieder häufiger geworden, und eine der drolligſten, wobei man über dem Scherz am Ende den Betrug verzieh, wurde vor mehrern Jahren vom Buchhändler Füldner zu Camburg, einem kleinen Städtchen im Herzogthum Altenburg, unternommen. Er kündigte, neben einer Bücherlotterie, ein ſchönes Mädchen, unter dem Namen: Aurora Fortuna, mit Mitgift, als höchſten Gewinn an; allein das Publikum wurde betrogen und die Schöne blieb unſichtbar; der Unternehmer führte die Braut ſelbſt nach Hauſe. Noch iſt zu bemerken, daß die Haupt-LotterieDirection nur ganze und ungetheilte Looſe ausgibt und bei der Zahlung der Gewinne annimt, und die Collecteure ſelbſt zur leichtern Verbreitung der Looſe und zur Beförderung des Abſatzes ſolche in Halbe, Viertel, Achtel und ſogar in Sechszehntel vertheilen. In einigen Landen geht die Induſtrie der Collecteurs ſo weit, daß ſie ganze und getheilte Looſe auf eine gewiſſe Zahl von Ziehungen vermiethen, d. h. nur verbindlich ſind, den Gewinn, der auf die Nummer fallen kann, zu zahlen, wenn die Nummer in den ſtibulirten Ziehungen heraus kommt. Bleiben die Hauptgewinne lange in dem Glückstopfe, ſo daß ſich die Wahrſcheinlichkeit, ſolche erhalten zu können, ſteigend vermehrt, ſo herrſcht ein großer Wucher im Kauf und im Verkauf der Looſe, und es gibt Fälle, wo in den letztern Ziehungen der urſprüngliche Preis zehn und zwanzig Mal gefodert wird. Neueſter Zeit ſind, namentlich in der öſterreichiſchen Monarchie, im Königreiche Baiern und im Mecklenburgiſchen, die Güter-Lotterien aufgekommen, und Fabriken, Rittergüter, ja ganze Herrſchaften unter öffentlicher Genehmigung und gewöhnlich unter Bürgſchaft bedeutender Handelshäuſer, welche die Debitirung übernahmen, ausgeſpielt und dies als Mittel angewendet worden, den ver-

ſchuldeten Beſitzern großer Güter zum Arrangement zu helfen. Gewöhnlich hat man damit eine Geldlotterie verbunden, und unter gewiſſen Umſtänden dürfte dieſes das zweckmäßigſte Mittel ſein, Concurſe über große Güter beizulegen, welche im gewöhnlichen Wege der Veräußerung zum großen Schaden der Gläubiger weit unter dem Werthe verſilbert werden. Staatswirthſchaftlich betrachtet (denn das Recht muß Lotto, wie Lotterien für gültige Geſchäfte an ſich erkennen und erheiſcht ſogar eine wahre Colliſion des Staatswohls für den Fall, daß die Staatsgewalt die Freiheit der Unterthanen deshalb beſchränken will) dürfte die Sache mannichfache Anſichten gewähren. Bedenklich iſt es allemal für die Ehre der Regierung, wenn ſie zu ſolchen Mitteln, die Staatseinkünfte zu vermehren, ſchreitet, und ſelbſt die gewöhnliche Beſtimmung des Überſchuſſes zu wohlthätigen Zwecken kann die Zweideutigkeit der Sache nicht retten. Diejenigen Lotterien, welche mit einer Ziehung ſich endigen, und überhaupt einen etwas bedeutenden Einſatz erheiſchen, haben den weſentlichen Vorzug, daß ſie den niedrigen und ärmern Volksklaſſen den Zutritt erſchweren, und unter allen Glücksſpielen hat die Lotterie den Vortheil, daß der Spielende weder Viel verliert, noch ſich dem raſchen Wechſel der Gemüthsbewegung ausſetzt. Ein Fehler jedoch, welchen alle Lotterien, namentlich die deutſchen, haben, iſt der, daß ſie ſo viele kleine Gewinne gewähren; denn wie im Spiele nichts mehr langweilt, als am Schluſſe der Partie weder gewonnen, noch verloren zu haben, ſo iſt es auch verdrießlich, mit einer Wagniß von vielen Thalern nur einen geringen Überſchuß oder die Einlage wieder zu gewinnen. Man mache wenigere und höhere Gewinne und vermehre die Nieten: dies wird die Zahl der Spieler eher vermehren, als vermindern; denn wer einmal in die Lotterie ſetzt, der (ſo iſt der Menſchen Art) hat doch ſeine geheime Hoffnung auf das große Loos geſtellt.

Laudon (oder **Loudon**, Gideon Ernſt, Freiherr von) einer der berühmteſten und beſten öſterreichiſchen Generale des 18. Jahrh., wurde 1716 zu Tootzen in Liefland geboren und war der Sprößling einer, aus der Grafſchaft Ayre in Schottland ſtammenden alten, aber armen Familie, deren einer Zweig im 14. Jahrh. nach Liefland ausgewandert war. Im Jahr 1731 trat Laudon als Cadet in ruſſiſche Dienſte, machte die Belagerung von Danzig mit, zog ſodann mit dem Hülfsheere, welches die Kaiſerin Anna an den Rhein ſendete, und diente hierauf unter Münnich in dem Feldzuge gegen die Türken und Tataren bei den Stürmen auf Oczakow, Azow, Choczym und in der Schlacht bei Stavutſchane, dabei alle niederen Grade des Militärs, vom Corporal bis zum Lieutenant durchlaufend. Nach dem Frieden von 1739 ward der junge Krieger aber außer Beſchäftigung geſetzt, und der Zufall fügte, daß er den Sekretär des Hofmarſchall Löwenwolde (Laudon's Landsmann) Hochſtetten kennen lernte, der früher bei dem Sekretär des Fürſten Kaunitz, dem Baron Binder geweſen und durch Binder u. A. noch wichtige Verbindungen in Wien hatte. Dieſer Hochſtetten rieth nun Laudon, ſeine Dienſte der Kaiſerin und Königin von Ungarn anzubieten und der junge Krieger machte ſich auf den Weg. Seine Reiſe ging über Berlin. Hier traf er eine Menge einſtiger Kameraden, die gleich ihm nach dem Frieden verabſchiedet worden waren, und einige ermunterten ihn, ſich dem großen Friedrich vorſtellen zu laſſen. Laudon ließ ſich dies gefallen, denn er hätte gern im preußiſchen Heere gedient; aber der König ließ ihn lange nicht vor, wodurch es Laudon ſo

kümmerlich in der preuß. Hauptſtadt ging, daß er vom Abſchreiben leben mußte, und als er endlich dem König vorgeſtellt wurde, da wandte ſich der Monarch verächtlich von ihm ab und ſagte zu den Umſtehenden: „la physiognomie de cet homme ne me revient pas;“ einen Ausſpruch, den der große Friedrich ſpäter oft bitter bereuete. So von Friedrich verworfen, ging Laudon nun nach Wien, wo er das Glück hatte, von dem Großherzog Franz (nachherigem Gemahl von Maria Thereſia) im Vorzimmer der Fürſtin getroffen und dieſer vorgeſtellt zu werden, worauf er denn im December 1742 zum Hauptmann unter dem Panduren-Corps des alten Parteigängers Trenk ernannt wurde, und, in dieſen rohen und barbariſchen Haufen vermengt, den Feldzug in Baiern und am Rhein mitmachte. Hier wurde er, bei Elſaßzabern, das einzige Mal in ſeinem Leben, aber ſchwer, verwundet und gefangen, und er verdankte ſeine Wiederherſtellung nur der Geſchicklichkeit eines franzöſiſchen Wundarztes, den er in ſpätern Jahren bei dem franzöſiſchen Heere in Sachſen unvermuthet wieder fand. Nach ſeiner Geneſung und Auswechſelung diente Laudon nun in dem zweiten ſchleſiſchen Kriege gegen Friedrich II. und focht mit in den Schlachten von Hohenfriedberg und Sorr. Nach geſchloſſenem Frieden zwang Trenks unredliches Benehmen, ihn um ſeinen Abſchied anzuhalten, worauf er denn nach Wien ging und durch die Vorlegung der von Trenk im Elſaß und Baiern erhaltenen Ordres bewieß, daß der alte, rachſüchtige Panduren-Chef ihn verläumdete, und die Greuel in jenen Ländern ſelbſt begangen hatte, welche er ihm nunmehr aufzubürden ſuchte. Ein Zweikampf zwiſchen Laudon und Trenk, die ſich im Theater trafen und dort ziemlich laut überwarfen, ward nur durch Trenk's Verhaftung abgewendet, der bekanntlich zur Gefangenſchaft auf der Veſte Spielberg verurtheilt wurde. Laudon, außer Dienſt und ohne Vermögen, mußte nun abermals in Wien ſehr kümmerlich leben und hatte nicht einmal ſo viel, um ſeinen Durſt nach Wiſſen in der Kenntniß der höhern Kriegskunſt durch Anſchaffung einiger Bücher befriedigen zu können. Endlich verſchafften ihm ſeine Freunde eine Majorsſtelle unter dem, an der türkiſch-ungariſchen Grenze ſtationirten Liccaner-Regiment. Laudon vermählte ſich daſelbſt mit der Tochter eines kroatiſchen Offiziers, Klara von Hagen, die ihm aber nie Kinder gebar, und trat von der evangeliſchen zur katholiſchen Religion über. Fünf Jahre hatte er hier ſtill, eifrig das Studium der Mathematik und militäriſchen Geographie treibend, gelebt, als der ſiebenjährige Krieg ausbrach und ſein Unſtern ihn noch einmal in eine trübe Lage verwickelte. Der commandirende General in Kroatien, Petazzi, ein Mann von gemeinen Geſinnungen und ſelbſt talentlos, das Talent haſſend, konnte den ihn, natürlich überſehenden Major nicht leiden, und ſein Groll ging ſo weit, daß er eigenmächtig den Namen Laudon von der Liſte der Offiziere ausſtrich, die man von Wien aus zum Feldzuge beordert hatte. Dieſe Nichtswürdigkeit empörte den Krieger; er ging auf die Gefahr, der Verletzung der Subordination angeklagt zu werden, nach Wien, ſich zu beſchweren, fand aber hier durch Petazzi's Berichte, alles ſo gegen ſich eingenommen, daß er ſonder Zweifel kein Recht würde erhalten haben (denn ſchon lag der Befehl, ihn mit einem derben Verweiſe in ſeine Grenzpoſtirung zurück zu ſenden, zur Ausfertigung bereit), hätte nicht das Geſchick es gefügt, daß ſein alter Freund aus Petersburg, Hochſtetten, eben damals in Wien bei der Hof- und Staatskanzlei war angeſtellt worden, der ſich denn ſeiner bei dem Fürſten Kaunitz auf's Beſte annahm, und es dahin brachte, daß der verkannte Laudon als

Oberſt-Lieutenant bei einer Abtheilung leichter Truppen, die die Bewegungen der, wenig Erfolg verſprechenden Reichs-Armee unterſtützen ſollten, angeſtellt wurde. Als dem nachherigen Retter Öſterreichs aus ſo mancher Gefahr dieſe Freudenkunde gebracht wurde, fand man ihn in einem elenden Dachſtübchen in der Ungargaſſe, da indeß, Kraft angewohnter Langſamkeit, faſt noch ein Jahr verging, ehe der deutſche Reichstag den großen Schritt einer Kriegserklärung gegen Preußen that. So entging Laudon für's Erſte dem Schickſal, in die zuſammengeflickte Maſſe des deutſchen Reichsheeres eingewebt zu werden, und kam zu der vom Feldmarſchall Brown geführten Hauptarmee, die ſo eben bei Lowoſitz von dem großen Preußenkönige war geſchlagen worden. Bald zeichnete ſich Laudon hier als kühner Führer aus. Bei Tetſchen, Hirſchfeld und in der prager Schlacht erwarb er ſich die Anerkennung der Obern und das unbedingte Vertrauen der Soldaten, die bald glaubten, nur noch unter Laudon ſiegen zu können. Eben ſo zeichnete er ſich bei Verfolgung der Preußen nach der Schlacht bei Collin aus, und Friedrich II. mochte hier zum erſten Male ſehen, welchen Mißgriff er begangen hatte, einen Krieger, wie dieſen, ſchnöde abzuweiſen. Hierauf unter das Commando des Prinzen von Hildburghauſen geſtellt, der die endlich zuſammengebrachte Reichsarmee befehligte, und ſich mit der franzöſiſchen unter Soubiſe vereinigte, hatte Laudon den Schmerz, die ſchmachvollen Auftritte in Gotha (wo Seidlitz mit 2000 Mann Reitern das Hauptquartier überfiel) und bei Roßbach mit anſehen zu müſſen, ohne helfen zu können, und daß ihm von Friedrich II. mit einem ſchmeichelhaften Schreiben überſandte General-Patent, welches die preußiſchen Huſaren mit dem Courier, der es von Wien brachte, weggekapert hatten, war in dieſem Augenblicke dem Helden nur ein kleiner Troſt für die Unfälle, deren Zeuge er hatte ſein müſſen. Im folgenden Jahre (1758) erhielt Laudon für ſeinen Antheil an der Befreiung von Olmütz den Thereſien-Orden, und 3 Monate ſpäter das Großkreuz deſſelben und die Ernennung zum Feldmarſchall-Lieutenant. Wie er hierauf noch in demſelben Jahre eine Diverſion in's Brandenburgiſche machte (früher noch gegen Fouquet in den Engpäſſen von Braunau ſtrit) den Sieg bei Hochkirchen größtentheils herbeiführen half, dort beinah von preußiſchen Huſaren wäre gefangen worden, den König nach der unglücklichen Schlacht mit raſtloſem Eifer verfolgte, von ſeiner Kaiſerin in den Freiherrenſtand erhoben wurde, in der nächſten Campagne (1759) allein durch ſein Eingreifen im letzten entſcheidenden Moment den Sieg bei Kunnersdorf herbeiführte (den der ruſſiſche Feldherr Soltikow aber, in Folge geheimer Inſtruktionen ſeines Hofes, nicht, wie damals möglich war, zum völligen Untergang Friedrich II. benutzte) auf ſeinem Rückmarſch durch Polen von Feinden umſchwärmt, mit der Raubigkeit der Witterung und der Elemente zu kämpfen hatte, und in dieſem Winter noch zum Feldzeugmeiſter ernannt und ihm ein eigenes Corps von 30,000 Mann anvertraut wurde, dies mag hier nur angedeutet ſein. Im folgenden Jahre (den 29. Juni 1760) gewann Laudon die Schlacht bei Landshuth in Schleſien gegen den tapfern Fouquet, der ſelbſt gefangen wurde, nahm Glatz mit Sturm, berennte Breslau (wo ihm der Kommandant Tauenzien, den Laudon mit der Drohung auffodern ließ: „er wolle das Kind im Mutterleibe nicht ſchonen,“ lakoniſch die Antwort gab: „er ſelbſt ſei nicht ſchwanger, ſeine Grenadiere auch nicht und die Bürger würde man ſchützen“) und deckte nach den tapferſten Anſtrengungen den Rückzug der daun'ſchen Armee nach der Schlacht von Liegnitz ſo meiſterhaft, daß der große Friedrich ausrief: „von Laudon

muß man retiriren lernen; gleich einem Sieger räumte er das Feld," und Maria Thereſia ihn in einem eigenen Handbillet belobte. Den Feldzug von 1761 füllten größtentheils künſtliche Märſche, und Laudon, der hier wenig Gelegenheit fand, ſeine Tapferkeit auf dem Schlachtfelde zu zeigen, bewieß, daß er auch hierin, wie in den ſchwierigen Unterhandlungen mit dem zu keinem Entſchluß zu bringenden ruſſiſchen Feldherrn Butturlin, als ausgezeichneter Kopf ſich zu finden wußte. Doch krönte er den Schluß dieſes Feldzugs noch mit einer eben ſo kühnen, als in den Annalen der Kriegsgeſchichte merkwürdigen That, indem er den 1. Oktober ohne Belagerung und vorgängige Einſchließung das feſte, wolverproviantirte und ſtark beſetzte Schweidnitz, mit einem raſchen Coup de main, gleichſam in einem wilden Anlauf, nahm und dadurch die Herren in Wien nicht weniger in Erſtaunen ſetzte, wie den Feind, und faſt in Gefahr kam, für dieſen wichtigen Sieg vom Hofkriegsrath in Wien zur ſtrengen Rechenſchaft gezogen zu werden. Nach dem hubertsburger Frieden, und nachdem ſeine Monarchin ihn mit Geſchenken und Ehrenbezeugungen überhäuft hatte, beſuchte Laudon, zur Wiederherſtellung ſeiner, ſeit lange ſchon wankenden Geſundheit das Carlsbad, und hier war es, wo er mit den, in gleicher Abſicht ſich dort aufhaltenden Dichter Gellert bekannt wurde, und zwiſchen beiden ausgezeichneten Männern, die ſich wechſelsweiſe von einander angezogen fühlten, ſich ein vertraulicher Umgang während ihres Aufenthalts an dieſem Orte entſpann *). Im Jahr 1773 begleitete Laudon Joſeph II. auf ſeiner Reiſe durch die neuerworbenen Königreiche Gallizien und Lodomieren, und als der bairiſche Erbfolgekrieg ausbrach, erhielt er als

*) In dem ohnlängſt erſchienenen ſchätzbaren Werke: „Briefwechſel Chriſtian Fürchtegott Gellert's mit Demoiſelle Lucius" (herausgegeben von F. A. Ebert) ſchildert der Dichter ſeiner Freundin ſein Zuſammenſein in Carlsbad mit dem öſterr. Feldherrn mit folgenden Worten: „Auf meinen Spazierritten begleitet mich zuweilen der General Laudon auf ſeinem Schimmel, den er in der Schlacht bei Hochkirchen geritten hat. Er iſt ein Mann von einem beſondern Charakter: ernſthaft, beſcheiden, halb traurig, faſt wie ich; der wenig redet, aber richtig und wahr, nicht von ſeinen Thaten, wenig vom Kriege ſpricht, aufmerkſam zuhört, und in ſeinem ganzen Betragen und in ſeiner Art, ſich zu kleiden, eben die gefällige Einfalt und Anſtändigkeit zeigt, die in ſeinen Reden herrſcht. Die Aehnlichkeit unſers traurigen Weſens und vielleicht auch die Unähnlichkeit unſers Ruhmes machte uns bald zu Freunden. Anfangs mochte er ſich vor mir fürchten, ſo wie ich mich vor ihm. O, ſagte er einmal zu mir, als er mich allein in der Allee fand: „ich käme oft gern zu Ihnen, aber ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob ſie mich haben wollen." Ein andermal fing er an: „Sagen Sie mir nur, Herr Profeſſor, wie es möglich iſt, daß Sie ſo viel Bücher haben ſchreiben können, und ſo viel Muntres, Scherzhaftes?" und als ich darauf erwiederte: „Sagen Sie mir erſt, Herr General, wie Sie die Schlacht bei . . . (hier hat Gellert ſelbſt einen leeren Raum in ſeinem Briefe gelaſſen) und die Schlacht bei Kunnersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht nehmen können?" Da ſah ich ihn das erſte Mal herzlich lachen, denn ſonſt lacht er nur halb." Nachdem Gellert nun noch erzählt hat, wie Laudon ihm ſeinen Neffen, der gern in Leipzig noch ſtudiren wollte, empfahl, wie er dem

Feldmarſchall den Oberbefehl einer eigenen Armee. Der ſich ſchnell nahende Friede erlaubte ihm hier aber nicht, neue Beweiſe ſeiner Feldherrnthätigkeit zu geben und die 9 Jahre von da an bis zum Ausbruch des Krieges mit der Pforte wandte er nun dazu an, emſig weiter zu ſtudiren. Joſeph II. hatte anfänglich geglaubt, den Feldzug gegen die Pforte ohne Laudon vollenden zu können; bald nöthigten ihn aber die Ereigniſſe, den alten, erfahrnen Krieger aufzurufen und von dieſem Augenblick an ſchwebte der Sieg vor Öſterreichs Fahnen her. Dubicza wurde genommen, ein türkiſches Heer unter den Mauern dieſer Feſte geſchlagen, Belgrad erſtürmt und Semendria beſetzt. Für die Eroberung von Belgrad ſchenkte Joſeph II. dem Sieger den, ganz aus Brillanten beſtehenden und ſonſt im kaiſerlichen Familienſchatz bewahrten Stern des Thereſien-Ordens, den eigentlich nur der Monarch ſelbſt, als Großmeiſter, tragen durfte *); auch ward ihm, was ſeit dem berühmten Eugen in Öſterreich keinem wieder verliehen worden war, übertragen: unumſchränkte milit. Gewalt und der Titel Generaliſſimus. Der Feldzug gegen die Türken beſchloß übrigens Laudon's kriegeriſche Laufbahn, denn als unmittelbar darauf ſich ein neuer Krieg mit Preußen entſpinnen zu wollen ſchien, der indeß nie zum Ausbruch kam, und deswegen ein zahlreiches öſterreichiſches Heer ſich in Mähren zuſammenzog, das mit Freuden ſeinen alten Führer an ſeiner Spitze ſah, da überraſchte ihn der Tod im Hauptquartiere zu Neutitzſchein (in Mähren) am 14. Juli 1790. Seine Gebeine wurden aber zu Hadersdorf unweit Wien in dem Park zur Ruhe gebracht, den Maria Thereſia einſt ihrem Retter aus vielen Gefahren ſchenkte und Werkſtücke einer, bei der Eroberung von Belgrad aufgefundenen Grabſtätte ſchmücken dort ſein Grab. Zur Charakteriſtik dieſes ausgezeichneten Feldherrn, die Gellert ſchon faſt ganz in den wenigen angeführten Worten gegeben hat, fügen wir nur noch hinzu, daß ſein Fleiß ſich fortwährend zu unterrichten bis in's hohe Alter nicht nachließ, und daß die Raſchheit und Kühnheit ſeiner Entwürfe eher bei ihm mit den Jahren zu ſteigen, als zu ſinken ſchien. In ſeinem Leben war Laudon übrigens durchaus und in jeder Beziehung mäßig und ſeine Beſcheidenheit ſo groß, daß einſt mit vollem Recht der Herzog von Ahremberg der Kaiſerin, die bei einem Hoffeſte nach Laudon fragte, erwiederte: „Le voilà comme toujours derrière la porte, tout honteux d'avoir tant de mérite."

Louisd'or, eine franzöſiſche Goldmünze, welche von Ludwig XIII., der ſie 1640 zuerſt prägen ließ, ihren Namen erhielt. Der alte Louisd'or gilt gewöhnlich 5 Rthlr. 8 gr.; der neuere, oder der ſogenannte Schildlouisd'or (Carolin) 6 Rthlr 4 Gr. Ludwig XIII. ließ 1641 unter dem Namen Louisblanc auch eine Silbermünze ſchlagen, welche, wenn ſie wichtig iſt, 1 Rthlr. 8 Gr. gilt. Louisneuf heißt auch der Laubthaler.

Krieger, der ſich noch in alten Tagen immer mehr zu unterrichten wünſchte, eine kleine Bibliothek aufſetzen mußte, und wie ſie oft und viel im Vertrauen mit einander geſprochen haben, ſchließt er mit folgender herzlichen Bemerkung: „Ich habe aus ſeinem Munde nichts, als Erlaubtes und Gutes gehört und immer gemerkt, daß er religiös war; wollte Gott er gehörte noch zu unſerer Kirche!"

*) Nach Laudon's Tode löſte Kaiſer Leopold dieſen Stern von der Wittwe für 50,000 Fl. wieder ein.

Louiſe (Auguſte Wilhelmine Amalia), Königin von Preußen, Tochter des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, Carl, und einer Tochter des Prinzen Georg Wilhelm von Heſſen-Darmſtadt, wurde, als das jüngſte Kind aus dieſer Ehe, am 10. März 1776 zu Hannover geboren, wo damals ihr Vater Gouverneur war. Schon im 6. Jahre verlor ſie ihre Mutter, und blieb darauf fortwährend der vortrefflichen Aufſicht eines Fräulein von Wolzogen anvertraut. Nachdem ſie eine zweimalige Reiſe zu ihrer Großmutter nach Darmſtadt gemacht hatte, verließ ihr Vater den hannöveriſchen Dienſt und wählte Darmſtadt zu ſeinem beſtändigen Wohnſitz. Hier ward nun Louiſe ihrer Großmutter zur fernern Erziehung und Bildung übergeben. Mit muſterhafter Sorgfalt vollzog die würdige Fürſtin das wichtige Geſchäft; Louiſens vielverſprechender Geiſt empfing hier jene Richtung, und ihr bildſames Herz neigte ſich zu jener Tugend und milden Güte hin, durch welche ſie ſpäter ein Gegenſtand der allgemeinen Verehrung ward. Der Pflegemutter hochgebildeter Geiſt und vielumfaſſender Verſtand wirkte erhebend auf den geiſt- und gemüthvollen Zögling; und die prunkloſe, aber echte Frömmigkeit der Erzieherin, und ihre ſtillwohlthuende Menſchenliebe reizte zur Nacheiferung. Unter der Aufſicht der Landgräfin verwaltete eine ſehr gebildete und gutmüthige Demoiſelle Gelieux, aus der Schweiz, das Amt einer Hofmeiſterin bei der Prinzeſſin; ihr Erziehungstalent rechtfertigte die Wahl der Pflegemutter. Unter der Leitung dieſer achtungswerthen Frauen und in dem Genuſſe eines ruhigen, durch keine großen Begebenheiten erſchütterten Lebens blühte Luiſe im fröhlichen Gedeihen ihrer Beſtimmung entgegen. Eine Reiſe in die blühenden Rheingegenden diente dazu, ihr Wohlgefallen an Naturſchönheiten neu zu beleben, ihre Kenntniſſe zu erhöhen, ſo wie zwei andere Reiſen nach Frankfurt am Main zu den Krönungen der deutſchen Kaiſer Leopold II. und Franz II. (1790 und 1792) ihren Sinn und Geſchmack für ſchöne Künſte zu erheben, ſie mit der großen Welt vollkommen bekannt zu machen, und ſie für ihren künftigen erhabenen Stand vorzubereiten. Bei den im Jahre 1792 eintretenden Unruhen des franzöſiſchen Revolutionskrieges, der auch bis in die Nähe von Darmſtadt wirkte, begab ſich Louiſe mit einer ihrer ältern Schweſter, der regierenden Herzogin von Sachſen-Hildburghauſen nach Hildburghauſen, wo ſie bis zum März 1793 blieb. Auf der Rückreiſe nahm ſie den Weg über Frankfurt am Main, wo ſich, ſeitdem die Preußen wieder dort eingerückt waren, der König Friedrich Wilhelm II. mit dem Kronprinzen und ſeinem Bruder Ludwig befand. Die fürſtlichen Schweſtern wurden dem Könige vorgeſtellt und von ihm zur Tafel geladen. Sobald Luiſe zu dem Könige eintrat, ward der Kronprinz (der jetzt regierende König), ohne zu ahnen, daß ſie einſt ſeine Gemahlin werden würde, von ihrer Schönheit, von dem Adel, der auf ihrer Geſtalt, ſo wie auf jeder ihrer Bewegungen ſchwebte, gefeſſelt. Aber größer und günſtiger war noch der Eindruck, den bei näherer Bekanntſchaft ihr Geiſt und Gemüth auf ihn machte. Eine Annäherung, wie ſie unter gleichgeſinnten, edlen Menſchen aus allen Ständen gewöhnlich iſt, erfolgte bald. Nicht die Politik ſchloß hier ein Bündniß, ſondern Einklang der Herzen und gegenſeitige Hochachtung. Am 24. April 1793 fand in Darmſtadt die Verlobung Friedrich Wilhelms mit Luiſen Statt; an demſelben Tage verlobte ſich auch der Prinz Ludwig von Preußen mit Luiſens Schweſter, der jetzigen Herzogin von Cumberland. Die wirkliche Vermählungsfeier verzögerte der König. Erſt nach der Schlacht bei Pirmaſens (14. Sept. 1793) kehrte Friedrich Wilhelm II. mit dem Prinzen nach Berlin zurück, wo dann auch

m 12. Dec. die verlobten Prinzeſſinnen eintrafen. Am 24. Dec. beging nan mit ſtillem, der Würde des königlichen Hauſes zuſtehenden Glanze ie Vermählungsfeier. Der König, der bei der Verlobung, zum Beweiſe freudiger Bewilligung, den Ringwechſel in Perſon vollzogen hatte, egnete mit väterlichem Entzücken den Verein. Die Neuvermählten leben der harmloſen Freude, der Häuslichkeit und der ſtillen Tugend, die en Pallaſt, wie die Hütte, ſchmücken. Nachdem Luiſe am 7. Oct. 1794 on einer todten Prinzeſſin entbunden worden war, gebar ſie am 15. Okt. 1795 den jetzigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Nach dem Tode es Königs (16. Nov. 1797) beſtieg ihr Gemahl den Thron, und führte eine Gemahlin den neuen, wichtigen Pflichten der Landesmutter entgeen, deren Erfüllung ihrem Herzen ſo theuer ward, und redlich vereinte uiſe die Königin mit der Gattin und Mutter. Wir ſehen ſie forthin m neuen, erhabenen Wirkungskreiſe kräftig für jedes Gute handeln, nd täglich mehr die Liebe und Achtung der Nation verdienen und emfangen. Als Schutzgeiſt des Landes begleitete ſie ihren Gemahl auf einen Reiſen durch die Provinzen, um ſeine Sorgen zu mindern und eine Freuden zu verſchönern. Wie die Bürgerin, iſt ſie ihrem Manne reue, unzertrennliche Begleiterin. Die mit Innigkeit dargebrachten Huldigungen der Völker nimt ſie mit freundlicher, würdevoller Güte auf, ie unverſchuldeten Unglücklichen und Dürftigen finden in ihr eine Wohlthäterin, welche ſtill und anſpruchlos ihr Elend mildert. Ein ſchützender Engel am Throne, ſöhnt ſie die leidende Menſchheit, die bedrohte Unſchuld mit dem launenvollen Schickſale aus. Vertrauensvoll naht das ungekannte Verdienſt, und Luiſe erwirbt ihm Anerkennung und Belohnung. Ihren hellen Blicken bleibt nichts verborgen; allenthalben gelingt es ihr, das Gute zu fördern und das Schöne zu verherrlichen. Schöne Kunſt und Wiſſenſchaft finden eine Beſchützerin in ihr. Mit gerechtem Stolze nennt der Preuße ſeine Königin. Der Adel ihrer ſchönen Seele zeigte ſich bei jeder Veranlaſſung und die allgemeine Verehrung ſtieg von Tag zu Tag. 1806 rief der Krieg den König in's Feld; Luiſe, die ihn auf allen Reiſen begleitet hatte, folgte ihm auch dieſes Mal nach Thüringen. Nach dem unglücklichen 14. Oct. begab ſie ſich nach Königsberg und von dort nach Memel. Alle Leiden, die ein unglückliches Verhängniß über ſie häufte, trug ſie mit einem Muthe, mit einer Ergebung, die wahre Frömmigkeit und ein reines Bewußtſein dem Dulder verleihen. Am 16. Jan. 1808 kehrte das königliche Ehepaar von Memel nach Königsberg zurück, und von hier aus unternahm es, am 27. Dec. d. J. eine Reiſe nach Petersburg zum Beſuche der kaiſerlichen Familie. Am 23. Dec. 1809 hatte darauf Berlin die Freude, das edle Herrſcherpaar wiederzuſehen und mit frohem Jubel zu begrüßen. Schön und im blühenden Glanze der Geſundheit erſchien die geliebte Landesmutter unter der jauchzenden Menge. Aber der Schein täuſchte. Die Hauptſtadt hatte ſie nur auf kurze Zeit wieder gewonnen, um ſie auf immer zu verlieren. Am 25. Juni 1810 reiſete ſie nach Strelitz zu einem Beſuche bei ihrem Vater ab. Auf dem Luſtſchloſſe deſſelben, Hohenzieritz, ward ſie am 30. Juni von einer Bruſtkrankheit überfallen, die bald einen lebensgefährlichen Charakter annahm, und an welcher ſie bereits am 19. Juli, Morgens um 9 Uhr, in den Armen ihres königlichen Gemahls verſchied. Nur wenige Augenblicke vor ihrer Auflöſung fing ſie an, dieſelbe zu ahnen, und als der Übergang in eine andre Welt ſich ihr nahte, da flehte ſie nur die ewige Liebe um einen kurzen Todeskampf. Als ihre Leiche am 27. Juli nach Berlin feierlich eingeholt wurde, und als die Beiſetzung in der Sakriſtei in der Domkirche am 30. Juli er-

folgte, da ſprach der allgemeine, ungekünſtelte Schmerz laut für den Werth der Frühverklärten. Am Morgen des 19. Dec. wurden die theuren Überreſte aus der Domkirche abgeholt, nach Charlottenburg gebracht und dort in dem einfach geſchmackvollen Grabmale, welches der König im Schloßgarten neu hatte erbauen laſſen, beſtattet. Noch heute vereinigen die Beſſern der Nation ihre Thränen mit denen des königlichen Hauſes. Seltene Thränen, die den Beweinten unſterblich machen, auch wenn kein Marmor ihn verewigt! Luiſens edles Thun als Königin, Gattin und Mutter wird fortleben, wenn längſt ihr Grabmal von der allgewaltigen Hand der Zeit zertrümmert iſt. Spät noch wird ihr Name genannt werden von den Enkeln der Armen, deren dankbare Thränen ſie vor Gott nannten, von den Guten, die durch alle Zeiten, Räume und Geſchlechter einander verwandt ſind, von den Edeln des weiblichen Geſchlechts. Denn dieſen war ſie ein ſtilleuchtendes, aber um ſo ſicheres Vorbild. Auch wird ihr Andenken durch die Luiſenſtiftung geſegnet. Wir empfehlen unſern Leſern die eben ſo ſachreiche, als gemüthvolle Schrift der Frau von Berg, welche 1814 unter dem einfachen Titel: Luiſe, die Königin. in Berlin erſchien. Man wird die edle, königliche Frau hier durch ihre Briefe aus der verhängnißvollen Zeit von 1806 und 1807 und durch die Erzählung ihrer, auch im Unglück königlichen Haltung und ihres großſinnigen Betragens bei der Zuſammenkunft mit Napoleon zu Tilſit erſt ganz kennen und würdigen lernen. Vieles in dieſem rauhen und rohen Herrſcher und Emporkömmlinge wird die kältere Nachwelt ruhiger beurtheilen, als wir es konnten und noch können, aber ſeine Läſterungen der Königin Luiſe in ſeinen Bulletins, und ſein Übermuth zu Tilſit, der königlichen Frau gegenüber: — dies wird immer ſtrenger gerichtet werden, und ſeine moraliſche Nichtswürdigkeit ſtets beurkunden.

Louiſe Ulrica, Königin von Schweden ſeit 1744, Tochter des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen, geboren 1720 und ſtarb 1782. Männlicher Verſtand, einnehmende Beredtſamkeit, vorzügliche Liebe zu den Wiſſenſchaften und eine auch im Tode unerſchütterte Geiſtesſtärke zeigte dieſe Fürſtin. Seit ihrer Zurückkunft in Berlin 1772 und dem Tode ihres königl. Gemahls lebte ſie ſo abgeſchieden von der Welt, daß ſie ſelten mehr bei Hofe erſchien, wegen Mißverſtändniſſen mit dem Thronfolger. Ihr Leibgedinge betrug 133,000 Rthlr. Species. Damit verſchönerte ſie ihre Palläſte, unterſtützte Induſtrie, Künſte und Wiſſenſchaften, auch die Armenhäuſer. Gleich ihrem kgl. Bruder wollte ſie die Seidenzucht nach dem hohen Norden ziehen und der große Linné unterſtützte nach Kräften die Acclimatiſationsideen ſeiner Monarchin. 1753 ſtiftete ſie die ſchwediſche Akademie der Wiſſenſchaften aus eignem Vermögen. Dieſe ging daher faſt unter, bis Guſtav III. ſie von neuem dotirte. Dieſe Königin gründete ferner die Bibliothek und das Kunſtkabinet zu Drottningholm, wovon, ſo wie von jenem des Königs Adolph Friedrich, Linner eine Beſchreibung 1787 in Stockholm herausgab. Haſſelguiſt's in Smyrna verſetzte Sammlung ließ ſie einlöſen, und rettete ſolche der Naturgeſchichte. Auf ihre Koſten gab Linné aus den Handſchriften dieſes Gelehrten ſeine Reiſe nach Paläſtina heraus. Sie war eine glückliche Gattin, ertrug aber ungern die Abhängigkeit des Königs vom Reichsrath. Dies veranlaßte die born'ſche Verſchwörung, ſchränkte den König noch mehr ein und veranlaßte, den koſtbaren, für Schweden unvermeidlichen, unglücklichen Krieg mit Preuſſen und war daher den großen Familien im Reiche zuwider, die ihr manche Kränkung bereiteten.

Louiſiana, ein Theil der vereinigten nordamerikaniſchen Staaten. Seit 1685 hatten die Franzoſen in dieſem Lande, dem ſie zu Ehen Ludwigs XIV. den Namen Louiſiana gaben, zu verſchiedenen Maen in der Nähe des Miſiſippi Kolonien angelegt, die aber wegen der Ungeſundheit der Gegend und aus andern Urſachen wieder zu Grunde gingen. 1712 erhielt Crozart, ein reicher und unternehmender Kaufmann, einen ausſchließenden Freibrief zum Handel nach Louiſiana auf 5 Jahre, trat denſelben aber 1717 an den bekannten Law (ſ. d. Art.) ab, der ſich nun an die Spitze einer Geſellſchaft ſtellte, welche er für den Handel an dem Miſiſippi errichtet hatte. Da man abſichtlich ſehr vortheilhafte Nachrichten von den am Miſiſippi gemachten Entdeckungen und den davon zu erwartenden Vortheilen verbreitete: ſo wurden die Actien der Geſellſchaft mit der größten Begierde gekauft, und es entſtand jener berüchtigte Actienhandel, deſſen Sucht ſich zu gleicher Zeit nach England und Holland verbreitete. Als man aber im Jahr 1719 überzeugt wurde, daß jene vorgegebenen Vortheile ganz grundlos wären, fielen die Actien plötzlich, und die, in deren Händen die Papiere zuletzt blieben, erlitten einen ungeheuern Verluſt. Der Name Louiſiana wurde nun ein Gegenſtand des allgemeinen Abſcheues. Als nach dem ...jährigen Kriege Frankreich 1764 ganz unvermuthet Louiſiana bis an den Miſſiſippi an Spanien abtrat, ſchien der Kolonie eine neue Sonne aufzugehen. Denn Spanien, welches im erſten pariſer Frieden Florida, eine ſeiner Vormauern von Mexiko, an England hatte abtreten müſſen, erhob nun das unermeßlich lange und 300 Meilen breite Louiſiana (in welchem man damals an 150,000 Einwohner rechnete) zu einer neuen Barriere für die Deckung ſeiner mexikaniſchen Minen. Allein es ward 1802 im Frieden zu Amienz genöthiget, Louiſiana an Frankreich zurückzugeben. Da aber das Land, vermöge ſeiner vortheilhaften Lage, ſeines Klima's und Bodens, unter einer kraftvollen Regierung eine gefährliche Nachbarſchaft für die vereinigten Staaten hätte werden können, ſo lehnte ſich der Congreß gegen ſeine Abtretung auf und erhielt, in Folge eines am 30. April 1803 mit Frankreich abgeſchloſſenen Vertrages, für eine Summe von 15 Millionen Dolars ſowol die Souveränetät der Stadt Neuorleans und deren Gebiet, als überhaupt des ganzen Louiſiana auf den Fuß des bisherigen Beſitzſtandes Spaniens. Dieſe Provinz hat gegen Süden den mexikaniſchen Meerbuſen, gegen Oſten den Miſſiſippi und Florida, gegen Weſten Neumexiko und gegen Norden wenig bekannte, von Wilden bewohnte Gegenden von Canada zur Grenze. Der Himmelsſtrich iſt bei der großen Ausdehnung ſehr verſchieden; im ſüdlichen Theile iſt es im Verhältniſſe der geographiſchen Breite wenig heiß, aber die Kälte gegen Norden unverhältnißmäßig ſtrenger. Die Luft iſt geſund, der Boden fruchtbar, doch etwas ſteinig, hat Überfluß an Kiefern, Cedern und grünen Fichten. Das Land hat Indigo, Zucker, Kaffee, Tabak, Baumwolle, Flachs, Wildpret, Büffel, Elenthiere, Dammhirſche ꝛc. und hin und wieder Anzeigen von Silberminen und Erzgruben. Die vorzüglichſten Flüſſe heißen: St. Pierre, der Moin, der Miſſouri, der Fluß der Akanſas, der Ullowſtone und der rothe Fluß (rivière rouge), mit welchem ſich der ſchwarze Fuß und der Ochſenfluß vereinigen. Die Einwohner ſind theils Europäer, theils Wilde. **Neu-Orleans** bis 55° Breite (2400 Q. M.) iſt ſeit 1812 in den Bund der Freiſtaaten aufgenommen. Bevölkerung 250,000 Einw., und die Hauptſtadt Neu-Orleans, die täglich zunimt über 50,000 Einw. **Miſſiſippi**, bis 41° Breite (4189 Q. M.) ſeit 1817 aufgenommen, hat eine gleiche Volksmenge. **Louiſiana**, bis 45° Breite,

hat auf einer ſehr großen Oberfläche, die meiſt freie Wilde bewohnen, über 150,000 nordamerikaniſche Staatsbürger. Seine Ausdehnung in Q. M. iſt noch unbeſtimmbar, vielleicht 50.000 Q. M.

Loutherburg (Phil. Jac.) ward 1730 zu Straßburg geboren, und iſt einer der größten Landſchaftsmaler. Er hat unter Caſanova ſtudirt, und lebt jetzt fortwährend in England. Ganz unvermuthet fing dieſer große Maler an, die Rolle eines Wunderthäters zu ſpielen, und Taube und Blinde zu heilen. Er hat zwei große Gemälde verfertigt: Den Sturm auf Valenciennes im Juli 1793 und Howe's Seeſieg im Juni 1794, welche in London geſtochen worden ſind. Auch hat er verſchiedene Blätter radirt, unter welchen ſich die Soldaten, und vier Landſchaften, welche die vier Stunden des Tages benannt ſind, beſonders auszeichnen.

Louvet de Couvray (Jean Baptiſte) geboren 1764 zu Paris, iſt der Verfaſſer eines der ſchlüpfrigſten erotiſchen, aber auch geiſtreichſten Romane der Franzoſen, des Faublas, und zugleich bekannt als Volksrepräſentant im Laufe der Revolution. Von ſeinen Angehörigen wurde er zum Buchhandel beſtimmt; bald verließ er aber dieſe Laufbahn und widmete ſich der Rechtskunde. Als Verfaſſer jenes Romans, der eine Menge Auflagen erlebte und ſowol in's Engliſche, wie in's Deutſche überſetzt wurde, wird Louvet jedoch länger im Gedächtniſſe auch bei uns bleiben, als in der letzten Eigenſchaft, ob er ſich gleich in dieſer Zeit als einen muthvollen, energiſchen und in ſeinem Sinne als einen patriotiſchen Mann gezeigt hat. Er gehörte zu der Faction der Girondiſten, und wurde mit Allen, die zu derſelben gezählt wurden, am 31. Mai 1793 geächtet. Louvet entfloh von Paris und durchirrte mit andern Häuptern dieſer Partei flüchtig und keine Minute ſeines Lebens ſicher, unter tauſend täglich wechſelnden Gefahren, ganz Frankreich, ohne erkannt zu werden. Eine Geliebte, die wir nur unter dem Namen Lodoiska kennen, nahm ihn endlich in Paris bei ſich auf, und verbarg ihn lange in einem, allen Nachforſchungen trotzbietenden, von ihr ſelbſt angefertigten Verſtecke. Die Klugheit gebot auch hier endliche Entfernung. Louvet flüchtete in's Juragebirge und blieb dort bis nach Robespierre's Sturze, worauf er in den Convent zurückkehrte. Er hat dieſen Zeitraum ſeines Lebens in einer ſehr anziehenden Schrift (die von Archenholz und C. Cramer überſetzt worden iſt), unter dem Titel: Quelques notices pour l'histoire, beſchrieben. Sein vielfach bewegtes, unruhiges Leben, das jetzt von einer Partei in ſeinem Vaterlande, deren laxe Sitten er einſt in ſeinem Faublas ziemlich ſchleierlos hinſtellte, mit manchen verkleinernden Anekdoten beſchmutzt wird, endete den 25. Auguſt 1797 und Mancher, deſſen Phantaſie ſich an den ſchlüpfrigen Bildern weidete, die Louvet in den Abentheuern ſeines Chevalier Faublas aufſtellte, verurtheilte dermalen den Verfaſſer bloß deswegen, weil derſelbe einſt mit Lebhaftigkeit in die Ideen der Revolution eintrat. Außer den genannten Werken, hat Louvet noch eine Menge andere Sachen geſchrieben, von denen mehrere Bezug auf die damaligen öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs haben. Das von ihm unter Roland's Miniſterium herausgegebene Volksblatt: „la Sentinelle“ ſoll, wie man jetzt in Frankreich behauptet, viel zu den Vorgängen am 10. Auguſt beigetragen haben. Madame Roland charakteriſirt in ihren Memoiren Louvet in folgender Art: „Es iſt unmöglich, mehr Geiſt mit weniger Anmaßung und mehr Gutmüthigkeit zu vereinen; muthig, wie ein Löwe, einfach, wie ein Kind; gefühlvoller Menſch, guter Bürger, kräftiger Schriftſteller,

Il peut faire trembler Catilina à la tribune, dîner avec les Graces et souper avec Bachaumont.“

Louvois (François Michel Le Tellier, Marquis de) Sohn des Kanzlers und Staatsſekretärs Le Tellier, geb. 1641, ward 1666, in einem Alter, wo Andere kaum in die unterſten Stellen eintreten, Ludwigs XIV. Staatsſekretär und Kriegsminiſter. Wenn der Staat des Krieges wegen, der Krieg aber des Kriegsminiſters wegen nothwendig iſt: ſo kann Louvois als der größte Kriegsminiſter angeſehen werden. Eine umfaſſende Kenntniß ſeines Geſchäftskreiſes, tiefe Einſicht in das Weſen der Kriegsverwaltung, ungemein viel Verſtand, noch mehr Willenskraft und die raſtloſeſte Thätigkeit zeichnen dieſen, um die Triumphe der großen Feldherren Ludwigs ſehr verdienten Geſchäftsmann vor allen ſeinen Vorgängern aus; aber wenn für jeden Miniſter richtige Begriffe von Menſchenwürde, Staatszweck und Bürgerwohl unbedingt nothwendig ſind, ſo war Louvois kein großer Staatsmann, am allerwenigſten ein guter Bürger oder ein edler Menſch. Louvois Verdienſt um Frankreich iſt daher, aus dem wahren Standpunkte betrachtet, ſehr untergeordnet, wenn es ihm überhaupt, da er ſeine ſeltenen Geiſteskräfte ſelbſtſüchtig mißbrauchte, zugeſtanden werden darf. Nur als Schöpfer, Ordner und erſtes Triebrad der nach mathematiſchen und politiſchen Berechnungen zuſammengeſetzten Maſchine des Kriegsweſens kann man ihn einen Meiſter in ſeinem Fache nennen, den ſein Werk überlebt hat, und deſſen Denk- und Handlungsweiſe, mit ihm nicht ausgeſtorben iſt. Die von Richelieu vernachläſſigte franzöſiſche Kriegsverwaltung dankte ihm die Einführung der Aufſicht über die Muſterungen und eine zweckmäßige Heerſchau; unermüdet wachſam und mit eiſerner Feſtigkeit hielt er die Kriegszucht aufrecht, und gewöhnte ſelbſt die Feldherren an Gehorſam. Das Genie- und Artilleriweſen erhielten zuerſt von ihm jene treffliche Verfaſſung, die ſpäter, bei vollkommener Entwickelung dieſen Waffen ſo große Vorzüge gegeben hat; doch waren hier Vauban und Colbert ſeine Mitarbeiter. (Vgl. die Geſchichte des franz. Heerweſens in Xav. Audouin's, Hiſtoriographen des Kriegsdepots in Paris, trefflicher Histoire de l'administration de la guerre. Paris 1811. 4 Vol. 8) Als Bürger und Staatsmann betrachtet, war Louvois in dem glänzenden Zeitalter Ludwigs XIV. der Dämon der Kriegs und der Zerſtöhrung. Die Schätze, welche Colbert geſammelt hatte, verſchlang die wilde Geſchäftigkeit ſeines Nebenbuhlers. Sein Vater hatte ihn dem Könige als einen jungen Menſchen vorgeſchlagen, der zur Arbeit tauge, und aus dem ſich leicht ein tüchtiger Mann bilden laſſe, wenn Se. Majeſtät ſich die Mühe gäben, ihn zu leiten. Ludwig fühlte ſich geſchmeichelt, der Lehrer ſeiner Miniſter zu ſein; er unterwies Louvois, und dieſer benahm ſich ganz als Anfänger. Während aber der König glaubte, Alles allein zu thun, wurde Louvois der unumſchränkte Gebieter des Heeres. Die Generale mußten ihn unmittelbaren Bericht abſtatten. Nur Türenne unterwarf ſich dieſer Abhängigkeit nicht, ſondern ſchrieb an den König ſelbſt, der aber dennoch Louvois dieſe Briefe mittheilte und ſie nach deſſen Meinung beantwortete. Louvois verwickelte den König bald in kühne, weitgreifende Plane, deren Ausführung nur der eiſernen Thätigkeit und der ſtrengen Arbeits- und Dienſtordnung des Miniſters möglich war. Indeß ſah der deſpotiſche und eigenwillige Mann wol ein, daß der König ihn nicht liebe; darum ſuchte er ſich ihm, und wäre es auf Koſten des Staats, unentbehrlich zu machen. Sein Genie kannte kein beſſeres Mittel zu dieſem Zwecke, als den Krieg. Daher überredete er den König, ſich, trotz der feierlichſten Entſagung

auf alle Anſprüche, der Franche-Comté und der ſpaniſchen Niederlande zu bemächtigen. Aus dieſem Kriege (1667 und 1669) entſpann ſich eine Reihe Eroberungskriege, welche Frankreich entkräfteten und die ſchönſten Länder Europa's verwüſteten. Dem unruhig ehrgeizigen, herrſchſüchtigen und unbeweglichen Louvois waren alle Mittel gleichgültig, wenn ſie nur zum Zwecke führten. Er ſelbſt war nicht Feldherr, wollte es aber ſein. Auf fremdes Verdienſt neidiſch, im Haſſe unverſöhnlich, in ſeinen Beſchlüſſen gewaltſam und unerſchütterlich, dabei eiferſüchtig auf ſeine Gewalt, opferte er Alles, ſogar verdienſtvolle Feldherren, ſeinem Ehrgeize auf. Nicht ſelten war er an den Unfällen des Krieges ſelbſt Schuld, indem er Alles durch den von ihm ausgehenden raſchen Umtrieb der materiellen Kräfte, durch Thätigkeit, Zwang und Schrecken zu erreichen glaubte. Sein Stolz machte den König andern Mächten verhaßt. Nach dem aachener Frieden (1688) nährte er in Ludwigs Seele den Haß gegen die Niederländer. Ein wohlausgerüſtetes Heer von 180,000 Mann machte den unpolitiſchen Rachekrieg von 1672 leicht; daher bewog Louvois den König, die großen Anerbietungen der um Frieden bittenden Holländer zu verwerfen. Man brachte die Republik durch harte und ſchimpfliche Foderungen zur Verzweiflung; andere Mächte ergriffen für Holland die Waffen: ſo ward Frankreich in einen ſechsjährigen Krieg verwickelt. Auch dann, als Condé Amſterdam mit dem Heere ſchnell zu überfallen vorſchlug, war Louvois anderer Meinung, und verzögerte den Gang des Kriegs durch Beſetzung der Feſtungen. So gewannen die Holländer Zeit, die Schleußen zu öffnen, und das franzöſiſche Heer mußte ſich zurückziehen. Nach dem Frieden von Nimwegen ſorgte Louvois mit verdoppelter Kraft für die taktiſche Ausbildung des Heeres. Dabei hielt er an allen deutſchen Höfen Spione. Jetzt fingen die franzöſiſchen Reunionen an; Öſterreich widerſprach dieſem Raubſyſtem; allein, während man mit dem deutſchen Kaiſer friedlich unterhandelte, rückte Louvois mit einem Heere vor die deutſche freie Reichsſtadt Strasburg, und bewog durch Furcht und Gold die Bürger zur Übergabe (30. Sept. 1680). Auf gleiche Weiſe mußte Boufflers ſich Caſale's, des Schlüſſels von Italien, bemächtigen. Um dieſe Zeit gewann die Frau von Maintenon (ſ. d. Art.) Einfluß auf den König. Der argwöhniſche Louvois bot Alles auf, den ſeinigen zu behaupten; es gelang ihm aber nur, die öffentliche Bekanntmachung der Ehe des Königs mit jener außerordentlichen Frau zu hindern. Nachdem er ſich nämlich vergeblich bemüht hatte, dem König von dieſer Verbindung abzurathen, ließ er ſich von ihm das Wort geben, daß die Ehe nie öffentlich erklärt würde. Bei der Trauung war er als Zeuge zugegen. Einige Zeit darauf hörte er, die Bekanntmachung ſolle dennoch erfolgen; da vereinigte er ſich mit dem Erzbiſchof von Paris, Harley, um den König an ſein Wort zu erinnern. Noch vor dem Eintritte des Prälaten warf ſich Louvois zu den Füßen des Königs und beſchwor denſelben, ihm eher das Leben zu nehmen, als die Krone ſo herabzuwürdigen. Ludwig wollte ſich losmachen; aber Louvois ließ nicht eher ab, ſeine Kniee zu umfaſſen, als bis der König ihm ſein Wort auf's neue gegeben hatte. Dieſer Zug, der etwas Ähnliches mit einer ruhmwürdigen Handlung Sully's hat, beweiſt, daß Louvois eine ungewöhnliche Kraft des Geiſtes und eine Hoheit des Willens beſaß, die von Religion, Liebe und Gerechtigkeit geleitet, ihn zu einen wahrhaft großen Manne gemacht haben würde. Frau von Maintenon verſuchte umſonſt, als Gemahlin des Königs dem Hofe vorgeſtellt zu werden; Ludwig bat ſie, ihm nichts mehr darüber zu ſagen. Seitdem arbeitete die beleidigte Frau an dem

Sturze des Miniſters. Als der König das, für den Staat ſo verderbliche Bekehrungswerk der Reformation in Frankreich unternahm, rieth Louvois, der auch im Frieden ſeine Soldaten gebrauchen wollte, Gewalt an die Stelle der Überredung zu ſetzen. Außer den harten Edicten, welche erlaſſen wurden, ſchrieb er noch beſonders an die Gouverneurs in den Provinzen: „es iſt der Wille des Königs, daß man die äußerſte Strenge alle diejenigen empfinden laſſe, die S. M. Religion nicht annehmen wollen.“ Er ſandte Dragoner zu Tauſenden in die Provinzen, um die Gewiſſen zu unterjochen, und der König ließ dies zu, weil Louvois ihm einredete, es geſchehe, um unruhige Bewegungen zu unterdrüken. Aber vergebens ließ er die Grenzen bewachen. Gegen 700,000 fleißige Bürger wanderten aus. Bald darauf gab die augsburger Ligue, welche bloß Vertheidigung gegen eroberungsſüchtige Angriffe zum Zwecke hatte, dem Kriegsminiſter einen Vorwand, in Deutſchland einzufallen. Dieſer ſtolze Mann, der ſeit Colbert's Tode auch die Oberaufſicht über die königlichen Gebäude führte, bemerkte nämlich, daß ſein Anſehen beim Könige abnahm. Ludwig baute damals Trianon, und äußerte gegen ihn: ein Fenſter ſei nicht ſo groß, wie die übrigen. Der Miniſter widerſprach hartnäckig, ſo daß der König endlich die Fenſter durch Le Notre meſſen ließ. Es fand ſich, daß Louvois Unrecht hatte, und der durch den Streit gereizte König ließ ihn darüber in Gegenwart der Arbeiter hart an. Dies erbitterte den Miniſter. „Der König, ſagte er zu einem Vertrauten, fängt an, ſich um Alles bekümmern zu wollen; man muß ihm durch einen Krieg etwas zu thun geben; und bei Gott! er ſoll Krieg haben! Er oder ich muß ihn haben.“ In Folge dieſes Entſchluſſes fielen Hunderttauſende durch das Schwert. Denn ſtatt den augsburger Bund durch Unterhandlungen zu trennen, riß er das Kabinet von Verſailles zu dem politiſchen Fehler hin, durch einen Einfall in Deutſchland (1689) ganz Europa gegen ſich zu bewaffnen. Louvois ahnete nicht, daß er dadurch ſich ſelbſt ſtürzen würde. Der Seeminiſter Seignelay rieth, vorzüglich England anzugreifen, um Wilhelm III. zu entthronen. Allein Louvois ſetzte ungeſtüm ſeine Meinung durch, den Krieg hauptſächlich auf dem feſten Lande, wo er Alles leitete, zu führen. Ludwig XIV. wollte jedoch Seignelay's Plan nicht ganz verwerfen. Daher ergriff man halbe Maßregeln; und England erlangte ſeit dem Siege bei la Hogue das entſchiedene Übergewicht zur See. Die Anſtrengungen aber, die man auf den Landkrieg wandte, welchen Ludwig mit 300,000 Mann führte, erſchöpften die Kraft der Nation. Zugleich ſchändete Louvois Art, den Krieg zu führen, die Ehre des Königs und ſeiner Feldherren und machte den Namen der Franzoſen in ganz Europa verhaßt. Unter dem Vorwande, die Grenzen Frankreichs durch eine Wüſte ſicher zu ſtellen, und zu verhindern, daß der Feind aus den Grenzſtädten keine Waffenplätze mache, ließ Louvois in den Monaten Januar und Februar 1689 die Pfalz in eine Einöde verwandeln. Heidelberg, Manheim, Worms, Speier und viele andere Städte, nebſt einer großen Zahl Dörfer wurden ausgeplündert und verbrannt. In Speier entweihten die franzöſiſchen Soldaten die Gräber der ſaliſchen Kaiſer. Sie raubten die ſilbernen Särge, ſtreuten die Reſte der Todten umher und trieben mit den Schädeln der Kaiſer ihren Spott. Frau von Maintenon machte den König auf dieſe Gräuel aufmerkſam. Ludwig unterſagte daher dem Miniſter, welcher auch Trier verbrennen wollte, dieſe Barbarei. Zwei Tage darauf ſchlug Louvois dieſe Maßregel auf's neue vor, und ſagte zum Könige, weil ihn ohne Zweifel ein zu zartes Gewiſſen hindere, in die Zerſtörung von Trier einzuwilligen, ſo habe

er, da Krieg und Mitleid ſich nicht vertrügen, um den Gewiſſen des Königs jede Unruhe zu erſparen, es auf ſich allein genommen, und den Eilboten zur Vollziehung der Befehle bereits abgeſandt. Dieſe Kühnheit reizte den Zorn des Königs ſo ſehr, daß er die Feuerzange vom Kamin nahm und auf den Miniſter losſchlagen wollte. Frau von Maintenon warf ſich zwiſchen beide, und Louvois verließ in größter Beſtürzung das Zimmer. Der König rief ihn zurück und befahl ihm mit funkelnden Augen: „Senden ſie ſogleich einen Courier ab, der zu rechter Zeit eintreffe; wird auch nur ein Haus verbrannt, ſo haftet ihr Kopf dafür." Der erſte Courier war aber noch nicht abgegangen. Bald darauf reizte der Miniſter den König auf's neue durch Widerſpruch ſo, daß dieſer nach dem Stocke griff. Dies untergrub die Geſundheit des ehrſüchtigen Mannes, und er ſtarb den 16. Juli 1691. Der König bedauerte ſeinen Verluſt nicht; er ſchien ſogar froh, von dieſem läſtigen Miniſter befreit zu ſein, und ließ dem König Jacob II. Stuart auf deſſen Beileidsbezeugungen antworten: „um unſere Angelegenheiten wird es darum nicht weniger gut ſtehen." Nach Duclos treffendem Urtheil muß man in Louvois, dieſem Gründer des Despotismus der Staatsſekretäre, zwei Seiten unterſcheiden. Als Miniſter war er in der Leitung des Kriegsweſens einzig; als Bürger war er ein Ungeheuer. Er hat den Staat ſeiner Ehrfurcht, ſeinem Unmuthe und jeder kleinen Aufwallung ſeiner Eigenliebe aufgeopfert. Über Louvois häusliches Leben läßt ſich wenig ſagen. Er war ganz Miniſter. Seine Ämter waren einträglich. Er kaufte die Herrſchaft Meudon und verwandte auf die Anlagen daſelbſt mehrere Millionen. Der König gab der Wittwe für Meudon 900,000 Livres und Choiſy.

Louvre heißt der alte königliche Palaſt zu Paris, am nördlichen Ufer der Seine, ein prächtiges, erſt unter Napoleon vollendetes, vierſeitiges Gebäude, mit einem Hofe in der Mitte. Der Urſprung ſeines Namens und die Zeit ſeiner erſten Erbauung ſind gänzlich unbekannt. Man weiß nur, daß Philipp Auguſt (1214) ein Fort und ein Staatsgefängniß daſelbſt anlegte, daß Carl V. (1364 — 80) das Gebäude verſchönerte und ſeine Bibliothek, ſo wie ſeine Schatzkammer dahin brachte und daß Franz I. (1528) denjenigen Theil des Schloſſes errichtete, welcher jetzt das alte Louvre heißt. Heinrich IV. legte den Grund zu der prachtvollen Gallerie, welche das Louvre an der Südſeite mit den Tuilerien verbindet; Ludwig XIII. erbaute das Mittelgebäude, und Ludwig XIV., nach den Angaben des dadurch berühmt gewordenen Arztes Perrault, die prächtige Façade gegen Oſten, welche unter der Colonnade des Louvre noch jetzt als das vollendetſte Werk der Baukunſt in ganz Frankreich, bis Ludwig XIV. das von ihm erbaute Schloß zu Verſailles zu ſeinem Aufenthalte wählte. Nachdem Napoleon das Schloß der Tuilerien bezogen hatte, fing er an, der oben erwähnten Gallerie gegenüber eine zweite Gallerie erbauen zu laſſen, mittelſt welcher die beiden Paläſte ein großes Ganze, mit einem länglicht viereckigen Hofe in der Mitte würden gebildet haben, die aber bei ſeiner Thronentſetzung erſt auf eine Länge von 95 Klaftern vollendet war, und ſeitdem noch nicht fortgeſetzt iſt. Seit der Revolution befindet ſich in dem untern Geſchoſſe des Louvre die Antikenſammlung, auch finden die Ausſtellungen der Erzeugniſſe des National-Kunſtfleißes daſelbſt Statt, und die Akademien (vorhin das kaiſerl. Inſtitut) halten ihre Sitzungen darinnen. Die Ehre des Louvre haben, hieß ehemals in Frankreich die Erlaubniß, in alle königliche Schlöſſer mit der Caroſſe einfahren zu dürfen. Anfänglich war dies nur ein Vorrecht der Prinzen. Als aber im J. 1607

er Herzog von Egermont unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit in as Louvre fuhr, gab Heinrich IV. nicht nur ihm, ſondern 1609 auch em Herzoge von Sülly die Erlaubniß, ſolches beſtändig thun zu dürfen. Endlich erhielten während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. alle ohe Kronbeamten und Herzöge von Maria von Medici daſſelbe Vorecht.

Lovelace (Richard), ein engliſcher Dichter, der 1658 ſtarb und eſſen Gedichte in einem reinen, leichten und fließenden Style geſchrieben ind. Richardſon hatte unter dem Namen Lovelace, in ſeiner Clariſſa inen Wüſtling gleichſam in der höchſten Potenz aufgeſtellt; weshalb nan einen feinen Verführer der Unſchuld wohl einen Lovelace zu nennen flegt.

Löwen (Loeven, Leuven, franz. Louvain), ehemalige Hauptſtadt einer der vier Gebiete des Herzogthums Brabant, jetzt ie Hauptſtadt eines Bezirks der zum Königreich der Niederlande gehörigen Provinz Südbrabant, liegt an dem Fluſſe Dyle und an inem Kanale aus demſelben in die Rupel, wodurch ſie mit Mecheln ınd der Schelde in Verbindung ſteht. Sie hat zwar einen großen Umfang, aber Gärten und Äcker nehmen faſt ⅔ davon ein. Man indet hier 7 Kirchen, 5 Klöſter, ein prächtiges Invalidenhaus, 4000 Häuſer und 25,400 Einwohner. Am berühmteſten war Löwen durch eine, vom Herzoge Johann IV. von Brabant 1426 geſtiftete Univerſität, zu welcher vier wol privilegirte Collegia, eine beträchtliche Bibliothek, ein botaniſcher Garten und ein anatomiſches Theater gehörten. Im 16. Jahrh. zählte ſie 6000 Studenten. Nachdem ſie durch den franzöſiſchen Revolutionskrieg eingegangen war, ward ſie ſpäter in ein Lyceum verwandelt, iſt jetzt aber wieder hergeſtellt und am 6. Oct. 1817 feierlich eröffnet worden. Zu Anfange des 14. Jahrh., wo die Stadt 200,000 Einwohner hat, ernährten die hieſigen Wollen- und Tuchfabriken gegen 100,000 Arbeiter, von denen ſich aber nach dem hart beſtraften Aufſtande 1378, viele nach England begaben und ſelbſt den Grund zu den dortigen Tuchfabriken legten. Am wichtigſten ſind jetzt die Bierbrauereien, die jährlich gegen 150,000 Fäſſer ausführen; ferner ſind hier zwei Zuckerſiedereien, eine Kattundruckerei, Baumwollenſpinnereien und zehn bis zwölf Blondfärbereien; auch wird ein beträchtlicher Getreidehandel getrieben.

Löwendal (Ulrich Friedrich Woldemar, Graf von), Urenkel Friedrichs III., Königs von Dänemark, 1700 zu Hamburg geboren, begann 1713 in Polen ſeine kriegeriſche Laufbahn, war 1714 Kapitän und trat als Freiwilliger in die Dienſte Dänemarks, welches mit Schweden Krieg führte. 1716 ging er nach Ungarn und zeichnete ſich daſelbſt in der Schlacht bei Peterwardein und bei den Belagerungen von Temeswar und Belgrad aus. Nicht weniger glänzte ſeine Tapferkeit in Sardinien und Sicilien, wohin er nach und nach geſandt ward, denn er nahm an allen Schlachten des Krieges 1718 bis 1721 Antheil. Während des nun erfolgten Friedens verwandte er nun das eifrigſte Studium auf das Artillerie- und Genie-Weſen, und ward darauf vom Könige Auguſt von Polen, in deſſen Dienſte er trat, zum Feldmarſchall und Generalinſpector der ſächſiſchen Infanterie ernannt. Der Tod dieſes Monarchen (1733) gab ihm Gelegenheit, ſich durch ſeine muthige Vertheidigung Krakau's auszuzeichnen. Die Kaiſerin von Rußland, welcher er nun empfohlen wurde, nahm ihn in ihre Dienſte und war mit ſeinem Benehmen in der Krim und Ukraine,

wohin ſie ihn geſandt hatte, ſo zufrieden, daß ſie ihn zum Befehlshaber ihrer Armeen ernannte. Der große Ruf, welchen er ſich durch ſeine Tapferkeit erworben hatte, wurde Veranlaſſung, daß ihn Ludwig XV. in ſeine Dienſte zog und ihn 1743 zum Generallieutenant machte. Bald rechtfertigte er die gute Meinung, welche der König von ihm gehabt hatte, denn er zeichnete ſich 1744 bei den Belagerungen von Menin, Ypern und Freiburg durch Klugheit und Tapferkeit vorzüglich aus; auch ward er hier gefährlich verwundet. Doch befehligte er 1745 das Reſervecorps in der Schlacht bei Fontenoi wieder, an deren glücklichem Ausgange er rühmlichen Antheil hatte. Auch hatte er das Glück, in demſelben Feldzuge Gent, Oudenarde, Oſtende und Nieuport zu erobern. Die Ereigniſſe des folgenden Jahres waren noch glorreicher für ihn: er belagerte l'Ecluſe und Sas de Gand, und traf darauf, während ſeine Armee die übrigen Feſtungen von Holländiſch-Flandern zur Übergabe brachte, ſo vortreffliche Anſtalten zur Vertheidigung von Antwerpen, daß der Feind dem Plane, einen Angriff auf die Stadt zu wagen, gänzlich entſagte. Aber die Belagerung von Bergen op Zoom brachte ſeinen Ruhm auf den höchſten Gipfel. Dieſe Stadt, welche bis dahin für unnehmbar gehalten worden war, und von einer zahlreichen Beſatzung und von einem noch zahlreichern Heer, das vor ihren Thoren ein Lager aufgeſchlagen hatte, vertheidigt ward, eroberte er bei kaum eröffneten Laufgräben am 16. Sept. 1747 mit Sturm. Am folgenden Tage empfing Löwendal den Marſchallsſtab. Er ſtarb 1755. — Mit einem durchdringenden Geiſte geboren, hatte Löwendal eifrig die Kriegswiſſenſchaften ſtudirt. Er beſaß im Genieweſen, in der Geographie und Taktik die gründlichſten Kenntniſſe, und ſprach lateiniſch, deutſch, engliſch, italieniſch, ruſſiſch und franzöſiſch mit gleicher Geläufigkeit. Mit allen dieſen Vorzügen verband er eine ſeltene Beſcheidenheit und Herzensgüte. Gleich dem Marſchall von Sachſen, ſeinem vertrauteſten Freunde, wußte er übrigens das Studium der ernſten Kriegswiſſenſchaften mit dem Genuſſe der rauſchendſten Vergnügungen zu vereinigen.

Loyola (Ignaz von). Dieſer berühmte Stifter des Ordens der Jeſuiten wurde im J. 1491 auf dem Schloſſe Loyola in der ſpaniſchen Provinz Guipuscoa geboren und verlebte ſeine Jugend an dem Hofe der Königs von Arragonien, Ferdinand V. (des Katholiſchen). Bis in ſein 29. Jahr diente er hierauf im Militär und zeichnete ſich durch nichts, als eine ſeiner Zeit und ſeinem Volke ziemlich eigene Tapferkeit, einige nicht ſonderlich ausfallende Verſuche in der Poeſie und eine Menge nicht immer ehrenvolle Liebesintriguen aus. Bei der Belagerung von Pampelona durch die Franzoſen, an beiden Beinen ſo gefährlich verwundet, daß, nachdem die Heilung ſchon vollendet, Loyola dennoch, getrieben von Eitelkeit, den einen Fuß, welcher nicht gerade geheilt worden war, noch einmal zerbrechen ließ, um nur wieder, wie vorher, geſchickt zu ſein, den Frauen zu imponiren; begab ſich auf einmal während dieſer zweiten Heilung, eine große Veränderung in ſeinem Innern und aus dem argen Weltkinde wurde, wie durch Zauberſchlag, ein Heiliger. Es geſchah nämlich, daß ihm während er auf dem Schloſſe Loyola das Lager hüten mußte, die Zeit ſehr lang wurde, und um ſich Unterhaltung zu verſchaffen, begann er eine Menge Heiligenlegenden und das Leben des Erlöſers zu leſen. Da kam denn, wie ſeine Verehrer verſichern, die Gnade auf ihn herab und er fing an, zu faſten und zu beten, zu bereuen und ſich zu geißeln, und zuletzt den Entſchluß zu faſſen, förderhin dem Frauendienſt auf Erden zu entſagen und ſich allein

der Himmelskönigin zu weihen. Sobald er nun hergeſtellt war, pilgerte er in einem ſchlechten und groben Gewande nach dem Montſerrat, woſelbſt ein wunderthätiges Marienbild verehrt ward, dem er ſeine einſtgetragnen Waffen weihete, ſich zum Ritter der heil. Jungfrau erklärte, und endlich ſich nach Manreſo (einem benachbarten kleinen Ort) begab, und ſich dort in's Hoſpital einquartirte. Hier faſtete er bis zum Verſchmachten, geißelte ſich täglich drei Mal und bettelte ſein Brot vor den Thüren. Da dem heißen Schwärmer indeß dieſe Lebensart noch nicht ſtreng genug zu ſein ſchien: ſo verließ er das Hoſpital nach einiger Zeit von neuem, verkroch ſich in eine einſame Felſenhöhle und marterte ſeinen Leib dermaßen ab, daß man ihn eines Tages ganz bewußtlos fand und wieder in das Hoſpital brachte, woſelbſt er nun 10 Monate blieb, dann aber ſich in Barcellona einſchiffte, um das heil. Grab zu beſuchen. Sein Plan, in Paläſtina zu bleiben und dort ſich der Bekehrung der Mohammedaner zu widmen, ward von dem Wächter des heil. Grabes, dem Provinzial der Franziscaner, mißbilligt: er kehrte daher nach Überſtehung mancher Fährlichkeiten über Venedig nach Barcellona zurück (1524), begann dort die Grammatik zu ſtudieren und labte ſich auf's neue von ſelbſt erbettelten Almoſen. Von hier ging er dann nach zweijährigem Aufenthalt auf die hohe Schule von Alcala, wo ſich bald einige Sinnesverwandte an ihn anſchloſſen, die Inquiſition aber, ſeines ſeltſamen Benehmens wegen, den Verdacht auf ihn warf, als beſchäftigte er ſich mit der Zauberei, und ihn in einen Kerker ſteckte, aus welchem er erſt 1528 wieder erlöſt wurde, worauf er dann nach Frankreich, ging um in der Hauptſtadt dieſes Landes ſeine Studien fortzuſetzen, die freilich in nichts anderem, als dem müßigen Grübeln über eine Menge aſcetiſcher Bücher beſtanden. Hier nun mit mehreren theils gleich ihm in Überſpannung begriffen, theils ehrſüchtigen Landsleuten und auch Franzoſen (L a i n e z, S a l m e r o n, B o v a b i l l a, R o d r i g u e z P i e r r e F a v r e u. A. vergl. die Art.: J e ſ u i t e n, L a i n e z ꝛc.) bekannt werdend, kam unter dieſen Menſchen der Plan zu Stande, einen neuen Orden zur Bekehrung der Heiden und Sünder zu ſtiften, und am Himmelfahrtstage des Jahres 1534 verbanden ſie ſich in der unterirdiſchen Kapelle der Abtei zu Montmartre feierlich zu dieſem großen Werke. Da indeß einige dieſer Leute ihre theologiſchen Studien noch nicht beendet hatten, ſo begab ſich Loyola bis zu dieſem Zeitpunkt wieder nach Spanien und endlich, 1536, kam man auf's neue in Venedig zuſammen, wo dann gemeinſchaftlich nach Rom gereiſt wurde, um vom Papſt Paul III., die Beſtätigung des Ordens zu erhalten. Dieſe ward und nun erfolgte das dreifache Gelübde: der Keuſchheit, des Gehorſams und der Armuth, in die Hände des Nuntius Veralli zu Venedig abgelegt. Wie hierauf der Orden mittelſt einer Bulle von Paul III. d. d. 27. Sept. 1540 ſeinen Namen und Einrichtung erhielt, ſchnelle Ausbreitung gewann, von Julius III. neuerdings beſtätigt wurde, ſich bald zu großer Macht und Anſehen verhalf, Fürſten und Völkern gefährlich ward, eine Menge der abſcheulichſten Schriftverdrehungen aufſtellte, alles zu umgarnen ſtrebte, unterdrückt und in neueſten Tagen wieder hergeſtellt wurde, kurz wie die ſogenannte Geſellſchaft Jeſu auf mehr als eine traurige Art, welthiſtoriſch ward; dies iſt kürzlich in dem Art. J e ſ u i t e n dargeſtellt und wir bemerken hier nur noch, daß Loyola (1541) zum erſten Ordensgeneral ernannt wurde (obgleich eigentlich Lainez, ſein Nachfolger im Amte, ſchon damals als die Seele und der Begründer und Ausbilder des Ganzen zu betrachten war) und daß er den 28. Juli 1556 erſchöpft von Anſtren-

gungen verſchied, 43 Jahre darauf aber von Paul V. ſelig, und ſpäter von Gregor XV. heilig geſprochen und ſein Feſt in der katholiſchen Kirche auf den 31. Juli geſetzt wurde. Man hat von Loyola 2 Werke: 1) ſeine Ordensconſtitution in ſpaniſcher Sprache, die auch in's Lateiniſche und Deutſche überſetzt und von einem Kenner despotiſcher Regierungskunſt, dem Kardinal Richelieu, als ein Meiſterwerk iſt geprieſen worden, und 2) ſeine geiſtlichen Übungen (gleichfalls in ſpaniſcher Sprache 1548 in Rom erſchienen); ein Buch, das ebenfalls mehrfach überſetzt worden iſt, und deſſen erſter Entwurf von ihm noch im Hoſpitale Manreſo gemacht wurde. Unter den, von ihm erſchienenen Lebensbeſchreibungen zeichnen ſich von Maffei, Bouhours und Ribadeneira verfaßten, aus, und bemerkenswerth in Betracht der ihn ſpäter angedichteten Wunder iſt, daß Ribadeneira, ſein Zeitgenoſſe nichts von denſelben wiſſen will, was, als Bayle dies in ſeinem Dictionaire aufſtach, freilich von den ruhmſüchtigen Jeſuiten und ihren Freunden dieſem Gelehrten ſehr übel genommen wurde.

Lübeck ehemals ein lutheriſches Biſtbum, jetzt das Fürſtenthum Eutin, längs dem Fluſſe Trave und um den Eutinerſee, in der holſteiniſchen Landſchaft Wagrien, deſſen Biſchof zu Eutin ſeinen Wohnſitz hatte, und ein Reichsfürſt war. Da das fürſtliche Haus Holſtein dem Biſthume manchen Dienſt erwieſen hatte, ſo ward 1647 zwiſchen beiden ein Vergleich geſchloſſen, kraft deſſen von dieſer Zeit an ſechs auf einander folgende Biſchöfe aus dem holſteiniſchen Hauſe erwählt werden ſollten. Daraus entſtanden Streitigkeiten mit Dänemark, welches jedoch 1667 im glückſtädtiſchen Frieden jenem Vergleiche ſeine Zuſtimmung gab. 1701 erhob ſich, nach Abſterben des Biſchofs, ein neuer Streit, indem zwölf Stimmen für den königlich däniſchen Prinzen Carl, neun aber für den holſteiniſchen Adminiſtrator, Herzog Chriſtian Auguſt, waren. Auf Vermittelung Englands und Hollands ſchloß man endlich einen Vergleich ab, vermöge deſſen der Adminiſtrator von Holſtein im Beſitz des Biſthums verbleiben, Prinz Carl von Dänemark aber eine Summe Geldes bekommen ſollte. Nachdem der Vertrag von 1647 durch die Wahl Herzog Friedrich Auguſts von Holſtein-Gottorp zu Ende gegangen war, wählte das Domkapitel 1756 den däniſchen Prinzen Friedrich, einen Sohn König Friedrichs V. aus der zweiten Ehe, zum Coadjutor. Dieſer begab ſich 1772 ſeiner Anſprüche zum Vortheile Peter Friedrichs, eines Sohns des obgedachten Biſchofs Friedrich Auguſt, welcher ſie wiederum 1776 an ſeinen Vetter, den Herzog Peter Friedrich Ludwig, abtrat, der alsdann 1785 die biſchöfliche Regierung begann und zugleich Adminiſtrator des Herzogthums Oldenburg wurde. 1802 wurde endlich nicht nur das ganze Biſthum, ſondern auch das faſt eben ſo beträchtliche Domkapitel dem Herzoge von Oldenburg für gemachte Aufopferungen als Fürſtenthum zur Entſchädigung übertragen, wobei man jedoch der Reichsſtadt Lübeck einen Theil der Kapitelsdörfer zum eigenthümlichen Beſitz zuerkannte. Das Fürſtenthum Lübeck hat auf 10 Q. M. 22,000 Einw.; davon gehörten dem Biſchofe 77 Dörfer, nebſt der Stadt Eutin. Des Fürſtenthums Einkünfte ſind 90,000 Fl.

Lübeck, vormals der Hanſeſtädte Haupt und noch jetzt eine von den drei freien Hanſeſtädten, welche ſich erhalten haben, war nach Verwüſtung der Stadt Bucu, von Graf Adolph II. von Holſtein-Schaumburg um's J. 1144 auf derſelben Stätte erbaut worden. Nach der neuen Stadt zogen viele Kaufleute aus Bardewick, und Heinrich der Löwe, Herzog von Sachſen, eiferſüchtig über Lübecks ſchnellen Flor, verord-

nete, daß dort nichts weiter, als Lebensmitel verkauft werden ſollten.
Als zehn Jahr ſpäter die Stadt abbrannte, trat Graf Adolph dem Her-
zoge den Ort ab. Heinrich ließ ſolchen neu aufbauen, gab den nordi-
ſchen Völkern den Handel dahin frei, ſchenkte der Stadt das Stadt-
recht (nachmals von mehrern Kaiſern beſtätigt), und verlegte das ol-
denburgiſche Bisthum, welchem die im J. 1164 eingeweihte Domkirche
ihr Daſein verdankt, nach Lübeck. Nach der Achtserklärung des Her-
zogs mußte ſich die Stadt 1182 dem Kaiſer Friedrich I. unterwerfen,
kam 1189 zwar wieder an jenen zurück, aber ſchon 1192 an den Gra-
fen Adolph von Holſtein-Schaumburg, dem ſie 1202 von Waldemar,
Herzoge von Schleswig und nachmaligem Könige von Dänemark, ab-
genommen ward, deſſen Botmäßigkeit ſie ſich aber 1226 entzog und
ſich in Freiheit ſetzte. In der Folge trat Lübeck an die Spitze des Han-
ſebundes, ſeine Flotten beherrſchten das baldiſche Meer, innerhalb ſei-
ner Mauern fand der entflohene Guſtav Waſa vor Chriſtians II. Mord-
luſt einen Zufluchtsort, und Lübecks Stimme entſchied über die Angele-
genheiten der nordiſchen Reiche. Die jetzt unbefeſtigte Stadt liegt auf
einer Inſel zwiſchen der Trave und Wackenitz auf einem mäßig erhabe-
nen Hügel. Die Wälle dienen zum Spaziergange. Die Häuſer, de-
ren Zahl 3,300 beträgt, ſind maſſiv, nach alter Art erbaut. Die Zahl
ihrer Bewohner ſchätzt man auf 26,000. Herrſchend blieb von 1530 an
die evangeliſch-lutheriſche Lehre. Unter den Kirchen zeichnen ſich aus:
die Domkirche, ein weitläufiges Gebäude, mit vielen Alterthümern
und Denkmälern, und die Marienkirche mit dem ſchönen Altar, kunſt-
reichen aſtronomiſchen Uhrwerke und Todtentanze. Auch findet man hier
eine reformirte und eine katholiſche Kirche. Die Stadt hat treffliche
Armenanſtalten und in den ehemaligen Catharinenkloſter ein Gymna-
ſium von ſieben Klaſſen. Mehrere ſeiner Lehrer nennt die Gelehrtenge-
ſchichte mit Ruhm. Lübeck welches durch ſeine Lage Verbindung mit der
Oſt- und Nordſee hat, treibt einen wichtigen Speditionshandel zwiſchen
Deutſchland und den Oſtſeeländern, einen ſtarken eignen Handel mit
Wein, Leder, Flachs und Getreide, und macht ſehr wichtige Bankge-
ſchäfte mit Hamburg, Roſtock, Kopenhagen und Petersburg. Es ſind
auch zwei Aſſecuranzgeſellſchaften und eine Börſe hier, und die Einwoh-
ner beſitzen 70 bis 80 eigne Schiffe. Im J. 1814 kamen über 1000
Schiffe an. Doch liegt der Handel und die Nahrung in dieſer freundlichen
Stadt mit ſchöner Umgebung ſehr darnieder. Vermittelſt der Steckenitz,
welche oberhalb der Stadt in die Trave fällt, und ſich durch die Del-
venau mit der Elbe in Verbindung ſetzt, können die Lübecker in die
Elbe fahren, und Hamburg beziebt viele von den aus den Oſtſeelän-
dern kommenden Waaren über Lübeck. Von Fabriken ſind hier Zucker-
ſiedereien, Tabaks-, Leder-, Stärke-, Gold- und Silbertreſſen-,
Hut-, Kattun-, Wollenfabriken, Fiſchbeinreißereien, Leimſiedereien.
Das Gebiet der Stadt begreift mit der Hälfte des Amts Bergedorf und
der Vierlande, einem fruchtbaren Ländchen, (welches Lübeck, nebſt Ber-
gedorf gemeinſchaftlich mit Hamburg beſitzt) 5½ Q. M. und 18,000
Einwohner. Zu dieſem Gebiete gehört das Städchen Travemünde an
dem Einfluſſe der Trave in die Oſtſee, mit einem Hafen und Seebade.
Als 1806 die ehemalige Reichsverfaſſung aufgehoben wurde, beſtand
Lübeck, jedoch ohne Verbindung mit dem übrigen Deutſchland, als freie
Hanſeſtadt. Aus der neueſten Kriegsgeſchichte iſt die Schlacht und
der Sturm von Lübeck am 6. Nov. 1806 bekannt genug. Blücher en-
digte hier ſeinen ruhmvollen Rückzug durch die Capitulation zu Rat-
kau, 9500 Preußen und 1500 zu ſpät eingeſchiffte Schweden wurden

von den Franzoſen zu Gefangenen gemacht. Lübecks trauriges Sch- ſal bei jenen Mordſcenen war ſehr furchtbar nach der erfahrnen P- drung. 1810 wurde Lübeck zum franzöſiſchen Departement der E- mündungen geſchlagen und wurde nicht einmal Hauptort eines Depar- tements. In dem Freiheitskriege haben Lübecks freie Männer m- in der hanſeatiſchen Legion mitgefochten. Es fiel zwar vor Eintritt Waffenſtillſtandes im Sommer 1813 noch einmal den Franzoſen in Hände, wurde aber nach der Schlacht bei Leipzig befreit. Seitdem es ſeine republikaniſche Verfaſſung wieder hergeſtellt. Der Rath beſ- aus 4 Bürgermeiſtern und 16 Rathverwandten; die geſammte Bür- ſchaft aus zwölf Collegien, deren jedes bei den bürgerlichen Ber- ſchlagungen eine Stimme hat. Das Militär beſteht aus 14 Bür- companien und einer Jägercompanie. Die jährlichen Einkünfte bere- net man auf 500 000 fl. Sie mag 4 Millionen Rthlr. Schulden ha- Auf dem deutſchen Bundestage hat Lübeck mit den andern 3 freien St- ten eine Geſammt-, und in der weitern Bundesverſammlung eine be- dere Stimme, und iſt jetzt der Sitz des Appellationsgerichts für freien Städte.

Lucanus (Marcus Annäus), ein berühmter römiſcher Dich- geboren zu Corduba in Spanien um das J. 39 nach Chr. Geb. Sein Vater Annäus Mela, ein römiſcher Ritter, war der jüngſte Bru- des Philoſophen Seneca. Lucan kam in früher Kindheit nach R- wo er von den geſchickteſten Lehrern in der Philoſophie, Grammatik u- Rhetorik unterichtet ward. Man glaubt, daß er zu Athen ſeine St- dien vollendete. Sein Oheim Seneca führte ihn in's öffentliche Le- ein. Er erhielt die Quäſtur noch vor dem geſetzlichen Alter und w- in das Collegium der Augurn. Zugleich vermählte er ſich mit P- Argentaria, der Tochter eines geprieſenen römiſchen Senators. Sch- früh hatte Lucan Proben poetiſchen Talents gegeben und durch m- rere Gedichte ſich einen Ruf erworben Aber er zog dadurch die Ei- ſucht Nero's auf ſich, der ebenfalls für einen großen Dichter und M- ſiker gelten wollte. Als jener einſt vor einer zahlreichen Verſammlung ein Gedicht auf die Geſchichte der Niobe recitirt und großen Bei- eingeerntet hatte, wagte Lucan als ſein Nebenbuhler mit einem G- dicht auf den Orpheus aufzutreten und die Zuhörer erkannten ihm Vorrang zu. Seitdem ſah Nero nur mit Haß auf Lucan, verbot ihm öffentlich aufzutreten, und ſprach von ſeinen Werken nur mit Sp- und Verachtung. Dies bewog Lucan, als mehrere ausgezeichnete P- ſonen, an deren Spitze Piſo ſtand, ſich gegen Nero verbanden, an Verſchwörung Theil zu nehmen. Das Unternehmen ward entdeckt Lucan, der nach Tacitus unnatürlich genug war, ſeine eigne Mu- als Mitſchuldige anzugeben, zum Tode verurtheilt. Er wählte Todesart ſeines Oheims und ließ ſich die Adern öffnen. Schon Tode nahe, ſprach er noch einige Verſe, in denen er einen, unter ſe- Wunden hinſinkenden Krieger beſchrieben hatte. Er ſtarb in einem ter von 27 Jahren. Von Lucan's verſchiedenen Gedichten ſind nur Pharsalia auf uns gekommen, in denen er die Ereigniſſe des Bür- krieges zwiſchen Cäſar und Pompejus erzählt; das Gedicht iſt vollendet und durch Härte und Dunkelheit im Ausdruck, durch Sch- und übertriebene Bilder mannichfach entſtellt; aber dieſe Fehler w- den durch Adel der Geſinnung und Freiheitsliebe, die durch das g- Gedicht wehen, wenigſtens zum Theil vergütet und einzelne St- ſind wahrhaft poetiſch und von unfehlbarer Wirkung. Die beſten A- gaben ſind von Oudendorp, Leyden 1728, 4., von Burmann, Le-

1740, 4, und mit Bentley's und Grotius Anmerkungen, Strawberry-hill 1760, 4.

Lucas iſt der Verfaſſer eines Evangeliums, das ſich unter den übrigen Nachrichten von dem Leben Jeſu durch Vollſtändigkeit, Genauigkeit und Spuren nicht gemeiner Kenntniſſe auszeichnet, und der Apoſtelgeſchichte, in welcher er wohlgeordnete Nachrichten von der Entſtehung der chriſtlichen Kirche, und insbeſondere von den Reiſen des Apoſtel Paulus gibt. Obgleich beide Bücher nur für einen Freund, Namens Theophilus, beſtimmt waren, gelangten ſie doch bald zu kanoniſchem Anſehn und wurden in den Kirchen öffentlich vorgeleſen. Über die Lebensumſtände des Evangeliſten Lucas iſt weiter nichts Zuverläſſiges bekannt, als daß er ein geborner Jude, ein Zeitgenoſſe der Apoſtel, der die Nachrichten vom Leben Jeſu aus dem Munde von Augenzeugen gehört haben konnte, und ein mehrjähriger Begleiter des Apoſtel Paulus auf ſeinen Reiſen war, daher er auch in der Apoſtelgeſchichte berichtet, was er ſelbſt geſehen und mit erlebt hatte. Die Vermuthung, er ſei ein Arzt geweſen, iſt wahrſcheinlicher, als die Sage, die ihm zu einem Maler macht und Anlaß gegeben hat, daß ein altes, zu Rom aufbewahrtes Chriſtusbild für ſein Werk gehalten wird, weshalb die Zunft der Maler ihn als ihren Schutzheiligen ehrt, und eine berühmte Akademie dieſer Künſtler zu Rom ſich nach ihm nennt. E

Lucas von Leyden, einer der Begründer der neuern Kunſt im Norden, ſteht an Dürer's, Holbein's und Kranach's Seite als Muſter der altdeutſchen Schule, ob er gleich im ſtrengen Sinne Deutſchland nicht angehört. Geboren zu Leyden 1494, genoß er frühzeitig den Unterricht ſeines Vaters, Hugo Jacobs, und ſpäter des Cornelius Engelbrecht, eines vorzüglichen Malers und Schülers des van Eyk. Bald zeigte ſich ein großes Talent zur Kunſt; denn ſchon im 9. Jahre lieferte er einige ſelbſterfundene Bilder, und in ſeinem 12. ſetzte er alle Kenner durch einen, in Waſſerfarbe gemalten heil. Hubertus in Erſtaunen. Im 15. trat er mit mehrern ſelbſt componirten und geſtochenen Blättern auf, worunter die Verſuchung des heil. Antonius und die Bekehrung des heil. Paulus in Hinſicht der Compoſitionen, des charakteriſtiſchen Ausdrucks, der Gewänder und der Behandlung des Grabſtichels, muſterhaft ſind. Seit dieſer Zeit lieferte er viele Gemälde in Öl, Waſſerfarben, auf Glas, und eine Menge Kupferſtiche, die ſeinen Ruhm allgemein verbreiteten. In vorzüglich freundſchaftlichen Verhältniſſe trat er mit dem berühmten Johann von Mebuſe. Aber auch mit dem großen Albrecht Dürer ſchloß er ein inniges Freundſchaftsbündniß, als ihn dieſer in Leyden beſuchte. Beide malten damals ihre Bildniſſe auf einer Tafel. Auf dem Gipfel ſeiner Kunſt geſtiegen, bekam er einen ſiechen Körper und ſtarb 1533 in ſeinem 40. Jahre. Dieſer Künſtler iſt faſt in allen Theilen der Kunſt vortrefflich zu nennen, ungeachtet er ſich von jenem Geſchmacke, der die Kindheit der Malerei charakteriſirt, nicht völlig losreißen konnte. Seine Erfindungen ſind geiſtreich, ſcharfſinnig und mannichfaltig, ſeine Gruppirung verſtändig und natürlich. Charakter leuchten aus allen ſeinen Figuren, beſonders aus den Köpfen hervor, obgleich derſelbe nicht alle Mal edel genannt werden kann. Die Stellungen und Wendungen der Figuren ſind von großer Verſchiedenheit, welches bei der großen Menge von Perſonen, die man oft auf ſeinen Bildern findet, um ſo mehr zu bewundern iſt. Seine Zeichnung iſt richtig, doch nicht ideal, ſondern nach der Natur des Landes, worin er lebte, geſtaltet. Die Gewänder ſind zwar meiſt

mit Wahrheit geordnet, aber immer ohne Wahl, überladen und durch viele kleinliche Falten verunſtaltet. Die Färbung iſt gefällig, natürlich, die Luftperſpective jedoch vernachläſſigt und eine gewiſſe, der damaligen Kunſtperiode eigene Härte darin unverkennbar. Ungeachtet großer Ausführung malte Lucas mit leichtem Pinſel. Auch ſeine Kupferſtiche und Holzſchnitte zeugen von der ſorgfältigſten Behandlung; ſie ſind ſehr hoch geſchätzt und ſelten. Vorzüglich anziehend ſind die Blätter, worin dieſer Künſtler, mit Albrecht Dürer wetteifernd, einen und denſelben Gegenſtand mit dieſem behandelt hat. Beide Freunde theilten ſich dann oft ihre Ideen und Compoſitionen gegenſeitig mit. Die vollſtändigſte und ſchönſte Sammlung der Kupferſtiche dieſes Meiſters iſt auf der Bibliothek zu Wien. Seine Gemälde ſind in mehrern Gallerien zerſtreut, die vorzüglichſten aber davon in Leyden, Wien, Dresden, München und in der Tribune zu Florenz. B. L.

Lucca, Stadt und Herzogthum in Italien, war urſprünglich eine Kolonie der Römer, welche mit dem Sturze des longobardiſchen Reichs 774 unter Carl dem Großen an Frankreich, und nachher durch Otto I. (dem Großen) an Deutſchland fiel. Wegen des Freiheitsſinnes der Einwohner wurde ſie im Mittelalter von denen, welche ſie beherrſchten, oft verhandelt. Ludwig der Baier ernannte 1327 den berufenen Caſtruccio Caſtracani zum Herzoge, welche Würde jedoch mit deſſen Tode erloſch. Darauf kaufte der Genueſer Spinola die Herrſchaft über die Stadt, trat ſie aber hernach bei Heinrichs VII. Anweſenheit in Italien an dieſen ab. Dieſer verkaufte ſie an das parmeſaniſche Haus Roſſi, auf welches der Veroneſer Scaliger folgte, der ebenfalls nach kurzer Zeit die Herrſchaft an Franz verkaufte. Von Carl IV. erhielt ſie 1370 ihre Freiheit, welche ſie auch, unter der Staatsleitung eines Gonfaloniere und eines Staatsraths, bis zu Napoleons Zeiten behauptete. Nachdem ihr 1797 die Franzoſen unter Serrurier eine neue Verfaſſung aufgedrungen hatten, ward Lucca 1805 in ein Fürſtenthum verwandelt und, mit Piombino vereinigt, dem Schwager Napoleons Bacciochi gegeben. 1815 wurde es von den Öſterreichern beſetzt und durch die Generalakte des wiener Congreſſes der Infantin Maria Luiſe, Tochter König Carls IV. von Spanien, Witwe des ehemaligen Königs von Etrurien, unter dem Titel eines Herzogthums, mit völliger Souverainetät überlaſſen. Zu den Einkünften des Landes wurde noch eine Rente von 500,000 Franken geſchlagen, welche Öſterreich und Toscana unter gewiſſen Bedingungen zu zahlen ſich anheiſchig machten. In dem Falle, daß die Nachkommenſchaft der Infantin ausſtürbe, oder ihr ein anderes Etabliſſement angewieſen würde, ſoll das Herzogthum Lucca an Toscana fallen. Die Infantin Marie Luiſe trat aber die Regierung erſt 1818 an, nachdem ihr der Rückfall von Parma (ſ. d. Art.) zugeſichert worden war. Dieſer kleine Staat grenzt an das mittelländiſche Meer, Modena und Toscana, und enthält auf 18 Q. M. 100,000 Einw., die ſich zur katholiſchen Kirche bekennen, iſt wohlhabend bei einer ſehr ſtarken Bevölkerung und einem nicht allgemein fruchtbaren Boden durch die Spaten- und Gartenkultur. Nur an den Grenzen ſtreichen die Appenninen hin; der übrige Theil iſt hügelig, eben und fleißig angebauet. Der Serchio iſt der Hauptfluß, aber nicht ſchiffbar und wird bloß zum Holzflößen gebraucht. Er bildet das ſchöne Serchiothal. Die Erzeugniſſe ſind: nicht hinreichendes Getreide, deſto mehr Baumfrüchte, als Oliven, Obſt, Kaſtanien, Mandeln, Pomeranzen, Citronen, Feigen und Maulbeeren. Auch zieht man guten Wein; die Oliven machen den größten Reichthum

des Feldbaues aus; das Öl von Lucca iſt das vorzüglichſte in Italien. Desgleichen ſind der Seidenbau und die Viehzucht wichtig. Es gibt auch viele Seidenfabriken. — Lucca, die Hauptſtadt und Reſidenz mit 18,000 Einwohnern, liegt am Serchio in einer ſchönen, fruchtbaren Ebene, mit Bergen umgeben, die mit Ölbäumen und auf dem höchſten Gipfel mit Tannen und Steineichen bewachſen ſind. Sie hat ¾ Stunde im Umfange und iſt mit Wällen umſchloſſen, die mit Bäumen beſetzt, einem angenehmen Spaziergang bilden. Lucca iſt ziemlich gut gebaut, wiewol die Straßen zum Theil krumm und enge ſind. Die Kirchen und die öffentlichen Gebäude ſind ohne Pracht. Die Domkirche iſt groß, aber von ſchlechter Bauart; auch der Reſidenzpalaſt iſt alt und unanſehnlich. Man findet hier eine Univerſität mit einer neuangelegten Sternwarte, den Sitz eines Erzbiſchofs, zwei große Tuchfabriken und beträchtliche Seidenweberei. Auch treiben die Einwohner Handel mit Öl und Seide, und ſehr fleißigen Feldbau. Häufige Villen verſchönern die angenehmen Umgebungeu der Stadt.

Luccheſini (Marquis von), ehemaliger preuß. Staatsminiſter, aus einer Patrizierfamilie von Lucca, ward durch den Abbé Fontana Friedrich II. (nach 1778) vorgeſtellt, der ihn mit einem Gehalte von 2000 Thalern und dem Kammerherrntitel als Bibliothekar und Vorleſer in Dienſt nahm. Luccheſini wurde der literariſche Freund Friedrichs II. und von dieſem wegen ſeiner Kenntniſſe wegen ausnehmend geſchätzt. Erſt unter deſſen Nachfolger ward er diplomatiſch angeſtellt und nach Warſchau geſandt, wo er ſich 1788 bei Eröffnung des Staatsraths befand. Er benahm ſich hier mit vieler Gewandtheit, reizte die für Unabhängigkeit geſtimmte Partei gegen Rußland auf, und brachte es im März 1790 zwiſchen Preußen und Polen zur Abſchließung eines Bündniſſes. 1791 wohnte er, in der Eigenſchaft eines bevollmächtigten Miniſters, dem Congreß in Reichenbach bei, um in Vereinigung mit dem engliſchen und holländiſchen Miniſter zwiſchen den Türken und dem Kaiſer den Frieden einzuleiten. Im Juli 1792 ging er abermals nach Warſchau, wo er durch obwaltende Umſtände zum Bruche des Bündniſſes, das er ſelbſt unterzeichnet hatte, genöthigt ward. Im Jan. 1793 ernannte ihn der König zu ſeinem Botſchafter in Wien; er begleitete jedoch den König während des größten Theils des damaligen Feldzugs. Im März 1797 ward er von Wien zurückberufen und im Sept. 1802 als außerordentlicher Geſandter nach Paris geſandt, von wo er ſich ſpäter zu Napoleon nach Mailand begab. Seinen Anregungen gab man mit Unrecht den Ausbruch des preußiſch-franzöſiſchen Kriegs im Sept. 1806 Schuld. Er begleitete den König bis nach der Schlacht bei Jena, unterzeichnete nach derſelben zu Charlottenburg mit Napoleon einen Waffenſtillſtand, den aber der König nicht genehmigte, und nahm, in Folge aller dieſer Ereigniſſe, weil er die Gunſt des Königs verloren zu haben glaubte, ſeine Entlaſſung, um nach Lucca zurückzukehren. Späterhin ward er bei Napoleons Schweſter, der Fürſtin von Lucca, als Kammerherr angeſtellt, und begleitete dieſe zur zweiten Vermählung ihres Bruders nach Paris. Der Graf von Ségur urtheilt in ſeinem Tableau historique et politique de l'Europe von ihm in Betreff ſeiner polniſchen Miſſion folgendes: „Niemand war zu einer ſolchen Stelle geeigneter, als er. Seiner Thätigkeit entſchlüpfte kein Augenblick unbenutzt. Feurig in Verfolgung ſeines Ziels, ſchnell entſchloſſen, die zweckdienlichſten Mittel zu ergreifen, vereinte Marquis von Luccheſini die Eigenſchaften eines gewandten Höflings mit der Geübtheit eines Staatsmannes. Gelehrt, ohne Pedanterie, lieferte ihm ſein glückliches

Gedächtniß eben ſo viele nützliche Thatſachen zum Behufe ſeiner Arbeiten, als anziehende Anekdoten für die Belebung einer Geſellſchaft. Seine Vertraulichkeit mit Friedrich II. hatte ihm ein bedeutendes Anſehn verſchafft; ſein einſchmeichelnder Charakter führte ihn in das Innere aller Charaktere ein; ſeine Freiheit zog bald den Schleier von allen Geheimniſſen, und ſeine warme Thätigkeit, die ihm ein offnes freies Wesen gab, während ſie ſeinen wahren Sinn glücklich verdeckte, beredete die Polen, daß er ihre Angelegenheiten mit einem Eifer umfaſſe, als wäre es ſeine eigne." Sein neueſtes Werk über den Rheinbund: Sulle Cause e gli Effetti della Confederazione renana etc. Italia 1819, erſchien in Rom und iſt bei dem Verleger dieſes Lexikons eine Überſetzung in zwei Bänden erſchienen. Der 3. Band wird noch erwartet. Der Verfaſſer lebt jetzt in Florenz.

Lucian, ein ausgezeichneter griechiſcher Schriftſteller, geboren zu Samoſata, der Hauptſtadt von Komagene, an den Ufern des Euphrat, unter der Regierung Trajan's. Er war von geringer Herkunft und ward in ſeiner Jugend zu einem Oheim gethan, um die Bildhauerkunſt zu erlernen. Da er in ſeinen erſten Verſuchen nicht glücklich war, verließ er ſeinen Meiſter und begab ſich nach Antiochien, wo er ſich literariſchen Studien widmete und das Geſchäft eines Redners ergriff. Bald aber der gerichtlichen Streitigkeiten müde, beſchränkte er ſich auf die Ausübung der Beredtſamkeit als Rhetor, und beſuchte in dieſer Eigenſchaft mehrere Länder, unter andern Griechenland, Italien, Spanien und Gallien. Unter Marc Aurel ward er Procurator der Provinz Ägypten. Man glaubt, daß er unter Commodus, 80 oder 90 Jahre alt, ſtarb. Die Werke Lucian's, von denen viele auf uns gekommen ſind, beſtehen in erzählenden, rhetoriſchen, kritiſchen und ſatyriſchen Stücken, größtentheils in Geſprächsform. Die bekannteſten und populärſten darunter ſind die, in denen er mit Laune die Mythengeſchichte und die Sekten der Philoſophen beſpottet. Sie haben ihm mit Recht den Ruhm des witzigſten Schriftſtellers unter den Alten erworben. Er ſelbſt ſcheint keinem Syſtem anzuhängen. Frei und unbefangen bekämpft er Betrug und Aberglauben überall, wo ſie ihm begegnen. Die Epikuräer, die in dieſer Hinſicht mit ihm übereinſtimmten, werden darum auch mit mehr Schonung von ihm behandelt. Oft nimt er auch den Ernſt und die Schärfe der Sokratiker an. Die chriſtliche Religion, die er aber nur unvollkommen und durch das Medium des Myſticismus kannte, wird von ihm nicht geſchont. In ſeinen Sarkasmen geht er oft über die Wahrheit und Mäßigung hinaus, auch wiederholte er manche Verleumdung gegen hervorragende Charaktere, und verletzt nach unſern Begriffen zuweilen den Anſtand, wiewol er ſich im Allgemeinen als Freund der Moralität zeigt. Die beſten Ausgaben von Lucian's Werken ſind von Bourdelot, Paris 1615, Fol., von Grävius, Amſt. 1687 2 B. 8. und von Reitz, Amſt. 1743, 4. B. 4.

Lucifer, Lichtbringer, (bei den Griechen Phosphorus), ein Sohn Jupiters und der Aurora. Als Führer der Sterne hat er, in Gemeinſchaft mit den Horen, die Sonnenroſſe und den Sonnenwagen zu beſorgen, und iſt auf einem weißen Pferde reitend, der Vorläufer ſeiner Mutter: alſo der Morgenſtern. Er iſt aber auch der Abendſtern (Hesperus), und hat als ſolcher, ein dunkles Pferd. Daher waren ihm die Reitpferde (desultorii) gewidmet und die Römer gaben ihm den Namen: Desultor. Übrigens iſt es eine längſt bekannte Sache, daß beide Sterne einer und derſelbe ſind, nämlich der ſchöne hellglänzende Planet Venus. — Man nennt auch den Fürſten der Finſterniß Lucifer.

Lucilius (Cajus), römiſcher Ritter, Großoheim Pompejus des Großen von mütterlicher Seite, ward 147 vor Chr. zu Sueſſa geboren und machte im Kriege gegen Numantia unter Scipio Africanus, mit dem er ſehr vertraut war, ſeinen erſten Feldzug. Man betrachtete ihm als den Erfinder der römiſchen Satyre, weil er ihr zuerſt diejenige Form, unter welcher hernach dieſe Dichtungsart von Horaz, Perſius und Juvenal ausgebildet worden iſt, gegeben hat. Seine Satyren übertrafen die rohen Hervorbringungen eines Ennius und Pacuvius; doch ward er wiederum von denen übertroffen, welche nach ihm kamen. Horaz vergleicht ihn mit einem Fluſſe, der unter mehrerem Unrathe koſtbaren Sand mit ſich führt. Von dreißig Satyren, welche von ihm angeführt werden, ſind uns nur einige Bruchſtücke übrig. Dieſe beſitzen wir in verſchiedenen Ausgaben, von denen die von Douſa, Leyden 1597, 4., Amſterdam 1661, in 4. und Padua 1735, 8. für die beſten gehalten werden. Bei ſeinen Lebzeiten hatten dieſe Satyren ein ungemeines Anſehn. Auch ſoll Lucilius den Hexameter zuerſt unter den Römern eingeführt haben. Er ſtarb zu Neapel um das J. 203 vor Chr. Geb.

Lucina, ein Beiname der Juno, nach Andern der Diana, nach Andern auch eine Tochter Jupiters und der Juno, wird entweder von lucus (Hain, weil ihr Tempel in einem Haine ſtand), oder von lux (Licht, weil die Kinder bei der Geburt an's Licht gebracht wurden), oder auch luceo (ich leuchte weil ſie den Mond bedeuten ſollte) hergeleitet. Am 1. März wurde ihr zu Ehren ein Feſt gefeiert, bei welchem ſich die Mütter in ihrem Tempel verſammelten, ihn mit Blumen ſchmückten und ſich eine glückliche und tapfere Nachkommenſchaft, Fruchtbarkeit und eine leichte Entbindung erflehten. S. d. Art. Ilithyia.

Luckner (Nic.) franz. Marſchall, war zu Campen in Baiern geboren und ſtudirte 1737 zu Paſſau. Im ſiebenjährigen Kriege errichtete er ein Corps Huſaren für Hannover, an deſſen Spitze er überaus tapfer und glücklich focht. Als dieſes Corps, deſſen ganzes Zutrauen er beſaß, nach dem Frieden entlaſſen wurde, ging er aus Verdruß in franzöſiſche Dienſte, in welchen er ſich nachher ſo emporſchwang, daß ihn Ludwig XVI. zu der Würde eines Marſchalls von Frankreich erhob. Seine Bildung hatte nichts Einnehmendes; er war klein von Perſon und der franzöſiſchen Sprache nicht recht mächtig, wie er ſelbſt einmal öffentlich in der Nationalverſammlung erklärte. Deſſen ungeachtet ſtand er in großer Achtung bei den Soldaten und erwarb ſich auch das Zutrauen der Regierung. Weil aber ſein hohes Alter zu kühnen Unternehmungen nicht mehr tüchtig ſchien, ſo ward ihm im Anfange des Kriegs 1792 der Oberbefehl der Centralarmee übertragen. Die Bergpartei zweifelte endlich an ſeinem Patriotismus und rief ihn zurück. Er ſchmachtete im Kerker und mußte zum Lohne für ſeine Dienſte, die er Frankreich eine lange Reihe von Jahren geleiſtet hatte, am 4. Jan. 1794 unſchuldig die Guillotine beſteigen.

Lucretia, ſ. **Brutus**.

Lucretius (Titus) Carus, ein römiſcher Ritter, wahrſcheinlich im J. d. St. 659 zu Rom, ungefähr 95 v. Chr. geboren, ſtudirte zu Athen unter Zeno und Phädrus die epikuriſche Philoſophie. Man erzählt, er ſei durch einen Liebestrank wahnſinnig geworden und habe dann, in lichten Zwiſchenräumen, verſchiedene Schriften verfertigt, ſich nachher aber, im 44. Jahre ſeines Alters, ſelbſt getödtet. Alle dieſe Nachrichten ſind nicht erwieſen. Wir beſitzen von ihm ein Lehrgedicht in 6 Büchern: De rerum natura, in welchem er die Grundſätze der epiku-

riſchen Philoſophie verträgt. Er zeigte ſich hier als geiſtvollen Nachbildner griechiſcher Muſter, z. B. des Empedokles. Der meiſt ganz unpoetiſche Stoff dieſes Gedichts mußte das Mißlingen deſſelben herbeiführen. Indeſſen zeigten mehrere Theile deſſelben, z. B. die Beſchreibung des menſchlichen Elends, die Gewalt der Leidenſchaften, die ſchreckliche Peſt Griechenlands ꝛc., daß Lucrez wahrhaftes Dichtertalent beſaß. Es wird, der veralteten Wörter und neuerfundenen Bedeutungen wegen, ſelbſt von Quintilian für ſchwer zu verſtehen gehalten; aus dieſem Grunde hat er auch nur ſehr geringe Aufmerkſamkeit bei den Römern erregt. Die vorzüglichſten Ausgaben des Lucrez, ſind von Creech, Oxford 1695 Lond. 1716, von Havercamp, Leiden 1725 und von Wakefield. Nach letzterer iſt die unvollendete Eichſtädtiſche abgedruckt. Eine deutſche Überſetzung mit erläuternden Anmerkungen haben wir von Meinecke, Leipzig 17[illegible].

Lucullus (L. Licinius), kann beſonders durch ſeine Beſiegung des Mithridates von allen ſeinen Vorfahren und Verwandten, welche dieſelben Vornamen führten, als der berühmteſte unterſchieden werden. Mit ſeinem Bruder Marcus Licinius Lucullus, zugleich zum Ädilis Curulis erwählt, bewies er im marſiſchen Kriege viele Klugheit und Tapferkeit; in den Bürgerkriegen des Sylla und Marius hielt er es mit dem erſten. Im J. d. St. 679 ward er nicht nur Conſul, ſondern auch Befehlshaber des Heers, welches nach Cilicien gegen Mithridates ziehen ſollte. Da er ſchon vorher während ſeiner Quäſtur von Mithridates als Unterfeldherr bekriegt hatte, ſo war ihm dieſes Land hinlänglich bekannt. Als er in Aſien angekommen war, war es ſeine erſte Sorge, die alte Kriegszucht, welche die römiſchen Soldaten unter den ſchwelgeriſchen Aſiaten vergeſſen hatten, wiederherzuſtellen. Mithridates hatte ſich indeſſen in einen furchtbaren Vertheidigungszuſtand geſetzt und ſogar den Feldzug durch eine ſiegreiche Seeſchlacht gegen den Mitconſul des Lucullus, Aurelius Cotta, eröffnet. Lucullus war daher genöthiget, ſeinen Angriff zu Lande gegen dieſen mächtigen Feind zu beſchleugen. Als er ſich jedoch dem ungeheuern Heere des Mithridates genähert und deſſen Stärke erforſcht hatte, hielt er es für rathſam, eine Hauptſchlacht zu vermeiden. Mithridates wollte nun die Stadt Cycicum, welche der Schlüſſel von Aſien und von den Römern beſetzt war, mit einer beträchtlichen Macht belagern; Lucullus erfuhr dies, und es glückte ihm, dem Nachtrabe deſſelben auf dem Marſche dahin eine Niederlage beizubringen. Damit noch nicht zufrieden, folgte er dem Heere des Mithridates auf dem Fuße und ſchnitt demſelben, durch Beſetzung eines engen Paſſes, alle Zufuhr der Lebensmittel ab, wodurch jener genöthigt ward, die Belagerung von Cycicum aufzuheben. Nun rückte Lucullus an die Küſte des Helleſponts, rüſtete eine Flotte aus und ſchlug mit derſelben eine Flotte des Mithridates bei der Inſel Lemnos. Dieſer Sieg zur See ſetzte ihn in den Stand, alle übrigen Flotten des Mithridates aus dem Archipelagus zu verjagen, ſo daß die Römer Herren dieſes Meeres wurden. Nicht weniger glücklich waren auch die Unterfeldherren des Lucullus zu Lande, wodurch in Kurzem ganz Bithynien und Paphlagonien in die Hände der Römer fiel. Er ſtellte ſich nun wieder an die Spitze ſeines Landheers, um ſelbſt in Pontus einzufallen, und eroberte verſchiedene Städte, wurde aber dennoch in einem Treffen von Mithridates geſchlagen. Zwei andere Feldherren des Mithridates litten dagegen eine ſolche Niederlage, daß dieſer zu dem Entſchluſſe gebracht wurde, ſich zurückzuziehen. Dadurch wurde das Heer ſo muthlos gemacht, daß es, ſtatt eines ordentlichen Rückzugs, förmlich die Flucht ergriff, den König verließ und dieſen dadurch nöthigte, bei ſei-

Digitized by Google

nem Eidam Tigranes in Armenien Schutz zu ſuchen. Nun ward ganz Pontus von Lucullus erobert und zur römiſchen Provinz gemacht. Da Tigranes ſich weigerte, den Mithridates an die Römer auszuliefern, mußte Lucullus auch gegen dieſen zu Felde ziehen. Tigranes ward geſchlagen, er übergab daher den Befehl ſeiner Heere dem Mithridates, welcher damit in Pontus eindrang, einen großen Theil deſſelben eroberte und die Römer unter dem M. Fabius in die Flucht ſchlug. Allein von Lucullus erlitt er abermals eine ſtarke Niederlage. Mithridates verlor den Muth nicht, und trug ſogar im folgenden Feldzuge über einen Unterfeldherrn des Lucullus wieder einen Sieg davon. Indeſſen ward Lucullus durch die Meutereien ſeiner Soldaten, die ihn, vielleicht nicht mit Unrecht, des Geizes und der Habſucht beſchuldigten, an wirkſamen Unternehmungen gegen den Mithridates gehindert. Die Nachricht von dieſem Mißvergnügen der Soldaten gegen den Lucullus kam nach Rom, und da man hier die Klagen der Soldaten für gegründet erkannte, wurde dem Lucullus der Oberbefehl genommen und er ſelbſt nach Rom zurückberufen. Indeſſen ward er von den Patriciern mit allen Zeichen der Hochachtung aufgenommen und hielt einen glänzenden Triumph. Von nun an lebte Lucullus als Privatmann in Rom und genoß die ungeheuern Reichthümer, die er aus Aſien mitgebracht hatte, in verſchwenderiſcher Üppigkeit. Doch vergaß er über dem Genuß der Vergnügungen nicht die edlern und ernſtern Beſchäftigungen eines unterrichteten, gebildeten Geiſtes. Während ſeines Aufenthalts in Griechenland als Quäſtor in Macedonien und als Feldherr im mithridatiſchen Kriege, war er mit allen damals lebenden Philoſophen vertraut geworden. Sein vornehmſter Lehrer war der Akademiker Antiochus, der ihn auch auf einigen ſeiner Feldzüge begleitete. Daher intereſſirte ſich auch Lucullus am meiſten für das platoniſche Syſtem. Nach ſeiner Rückkehr nach Rom ſetzte er mit allem Eifer das Studium der Philoſophie fort, zog ſelbſt viele Gelehrte nach Rom und verſtattete ihnen freien Zutrit in ſeinem Hauſe. Auch legte er eine zahlreiche Bibliothek an, deren Gebrauch jedermann frei ſtand, und die auch Cicero fleißig benutzte. Zur Errichtung und Verwaltung derſelben bediente er ſich des Tyrannion, welchen er im mithridatiſchen Kriege zum Gefangenen gemacht hatte, und welchen er nachher dem Murena überließ, der ihm die Freiheit ſchenkte. Durch ſein Beiſpiel reizte er auch andere reiche und vornehme Römer, gelehrte Männer auf ihre Koſten nach Rom zu ziehen. Zuletzt ſoll er durch einen Liebestrank, den ihm ſein Freigelaſſener Kalliſthenes beigebracht hatte, ſo wahnwitzig geworden ſein, daß man ihm ſeinen Bruder zum Vormunde ſetzen mußte. Bald darauf ſtarb er im 66. oder 68. Jahre ſeines Alters. Lucullus war er auch, der im J. 680 nach Erb. R. den Kirſchbaum aus Ceraſanto in Pontus zuerſt nach Rom brachte und daſelbſt anpflanzen ließ, von wo ſich nachher dieſer Baum über ganz Europa verbreitet hat.

Ludditten nennt man in England die Zerſtörer der Maſchinen, die ihr Unweſen zu verſchiedenen Zeiten in mehrern Fabrikſtädten Englands getrieben haben und größtentheils nahrungsloſe, ehemalige Fabrikarbeiter ſind, welche das immer mehr überhandnehmende Maſchinenweſen als den Grund ihrer Nahrungsloſigkeit anſehen, von ihrem erſten Verführer.

Ludwig der Baier, deutſcher Kaiſer, war ein Sohn Ludwigs des Strengen, Herzogs von Baiern und 1286 geboren. Als Heinrich VII. geſtorben war, fand eine doppelte Kaiſerwahl Statt. Fünf Kurfürſten wählten Ludwig von Baiern, die übrigen Herzog Friedrich von

Öſterreich. Da jede Partei bei ihrer Wahl beharrte und die Krö
vollzog, erfolgte ein Krieg, in welchem Ludwig die Oberhand b
hielt, und in einem Treffen bei Mühldorf 1322 ſeinen Gegner ſogar g
fangen bekam. Nach vergeblichen Vergleichsunterhandlungen, welch
durch die von beiden Theilen dabei gezeigte Großmuth und „deutſch
Treue" berühmt geworden ſind, ſtarb Friedrich 1330 in der Gefan
ſchaft, wohin er freiwillig zurückgekehrt war, da er ſich außer Sta
befand, die für ſeine Loslaſſung eingegangeren Bedingungen zu erf
len. Schon 1315 vertrieb Ludwig ſeinen Bruder Rudolph von de
Pfalz, der ſeiner Wahl entgegen geweſen war, fand ſich aber doch na
deſſen Tode bewogen, mit ſeinen Söhnen einen Vergleich einzugehen
kraft deſſen ſie ihr väterliches Erbe wieder bekamen, und die Kurw
de zwiſchen Baiern und Pfalz künftig abwechſeln ſollte. Die erledig
Mark Brandenburg verlieh Ludwig 1322 ſeinem älteſten Sohne. In
zerfiel er bald mit dem Papſte Johann XXII., gegen deſſen Abſich
er der viscontiſchen Partei in Italien Hülfe zuſchickte. Er durchz
ſiegreich Italien und ſtellte in Nicolaus V. einen Gegenpapſt auf, wo
durch er aber in langwierige Streitigkeiten verwickelt wurde. Cl
mens VI. that ihn 1346 in den Bann und brachte es ſogar dahin, da
fünf Kurfürſten den böhmiſchen König von Luxemburg zum rö
ſchen König wählten. Indeß fand Ludwig viele treue Anhänger u
würde ſich haben behaupten können, allein er ſtarb ſchon 1347 a
Schlagfluſſe, als er eben in der Gegend von München auf der Bä
jagd war. Er war ein Fürſt von Muth und Entſchloſſenheit, der u
ter minder ſchwierigen Verhältniſſen glücklich regiert haben würde.

Ludwig IX. (der Heilige), König von Frankreich, älteſter So
Ludwigs VIII. und Blanca's von Caſtilien, geb. 1215 und zu Poi
getauft, weswegen er ſich auch zuweilen Ludwig von Poiſſy unterſchri
kam zur Regierung 1226, und ſtand unter der Vormundſchaft ſein
Mutter, die zugleich Regentin von Frankreich war; der erſte Fall, b
Vormundſchaft und Regentſchaft ſich in einer Perſon vereinigt fand
Die Königin hatte, mit Unterſtützung des Papſtes, die unabhängig
Reichsbarone, welche, ſtets in Kriege unter ſich verwickelt, die Si
des Reichs gefährdeten, zu unterwerfen gewußt. Ludwig ſetzte d
Werk ſeiner Mutter mit Glück fort, rief die geſchickteſten und rech
fenſten Männer in ſeinen Rath, ſteuerte dem Mißbrauche der geiſtlic
Gerichtsbarkeit, ſtillte die Unruhen in Bretagne, wußte während d
Zwiſtigkeiten Gregors IX. und Friedrichs II. eine kluge Neutralität z
behaupten und war überhaupt auf die Beglückung ſeiner Unterthanen
bedacht. Die weiſe Verwaltung ſeiner Staaten ſetzte ihn in den Sta
gegen Heinrich III. von England, mit welchem ſich die Großen d
Landes vereinigt hatten, ein mächtiges Heer zu werben; er hatte da
Glück, ihn 1241 binnen 6 Tagen zwei Mal zu ſchlagen, und zu einem
nachtheiligen Frieden zu nöthigen. Als er 1244 von einer heftig
Krankheit befallen wurde, that er das Gelübde, einen Kreuzzug na
Paläſtina zu machen, und weder ſeine Mutter noch ſeine Gemahlin
vermochten ihn, vier Jahre ſpäter, von der Erfüllung des Gelübdes
abzuhalten. Er ſchiffte ſich mit ſeiner Gemahlin, ſeinen Brüdern u
der franzöſiſchen Ritterſchaft ein, landete auf der Rhede von Damie
und eroberte 1249 dieſe Stadt. Darauf ſchlug er zwei Mal den Sulta
von Ägypten, in deſſen Gewalt ſich Paläſtina befand. Er ſelbſt th
Wunder der Tapferkeit, beſonders in der Schlacht von Maſſure, 125
Aber bald nöthigten Hungersnoth und anſteckende Krankheiten ihn zu
Rückzuge; ſein Heer ward von den Saracenen faſt gänzlich zu Grun

Digitized by Google

gerichtet; er ſelbſt und ſein Gefolge gerieth in Gefangenſchaft. Der Sultan verlangte für die Loslaſſung des Königs und der gefangenen Herren, außer Damiette, eine Million goldener Byzantiner. Allein Ludwig antwortete ſtolz: ein König von Frankreich laſſe ſich nicht für Geld verhandeln; er wolle für ſeine Perſon Damiette abtreten und für ſeine Leute die gefoderte Summe bezahlen. Dem Sultan gefiel dieſe Erklärung ſo wohl, daß er ſich mit 800,000 Byzantinern (etwa 100,000 Mark Silber) begnügte und einen zehnjährigen Waffenſtillſtand abſchloß. (In Napoleons Memoiren: Notes et Mélang. I. befindet ſich eine Vergleichung des Feldzuges Bounaparte's in Ägypten mit dem des heil. Ludwigs.) Erſt im J. 1254 kehrte Ludwig aus Paläſtina nach Frankreich zurück, wo die Königin Bianca, welche die Regierung muſterhaft geführt hatte, unterdeſſen geſtorben war. Von neuem wandte jetzt Ludwig ſein Augenmerk auf die Pflege der Geſetze, welche bisher ganz der Willkür ſeiner Barone überlaſſen war. Von nun an konnten die Unterthanen gegen die Ausſprüche ihrer Herren an vier königliche Gerichte appelliren, und in die Parlamente, deren Sitzungen bis dahin nur von unwiſſenden Baronen, die oft nicht ſchreiben konnten, gehalten worden waren, wurden wirkliche Gelehrte aufgenommen. Endlich verminderte er die Auflagen, die das Mark der Unterthanen erſchöpft hatten. 1269 entwarf er eine pragmatiſche Sanction, welche den Haupt- oder Domkirchen ihre Rechte ſicherte. Nichts deſto weniger unterdrückte er bei vorkommenden Gelegenheiten die Anmaßungen der Geiſtlichkeit. Welch ein Anſehn Ludwig IX. unter ſeinen Zeitgenoſſen hatte, beweiſet der Umſtand, daß ihn 1268, Heinrich III. und deſſen Adel zum Schiedsrichter ihrer Zwiſtigkeiten wählten. Nachdem er mehrere franzöſiſche Provinzen, welche bis dahin in der Macht der Engländer geweſen waren, mit ſeinem Reiche verbunden hatte, entſchloß er ſich 1270 zu einem abermaligen Kreuzzug. Er ſchiffte nach Afrika über, belagerte Tunis und nahm die Citadelle dieſer Stadt ein. Aber es brach eine anſteckende Krankheit aus, und er ſelbſt ward (25. Auguſt 1270), nebſt einem großen Theile ſeines Heers ein Opfer derſelben. Die Lehren, welche er ſeinem Sohne geſchrieben hinterließ, beweiſen den vortrefflichen Geiſt, der dieſen König beſeelte; ein Geiſt, der, wenn er nicht von dem Aberglauben und von der Religionsſchwärmerei ſeiner Zeit verhüllt geweſen wäre, ſeine Verwaltung zur ſegensreichſten gemacht haben würde. Nach ſeinem Tode, 1297, von Bonifaz VIII. heilig geſprochen, und in der Folge erhielt es Ludwig XIII. vom Papſte, daß das Feſt des heil. Ludwig in allen Kirchen gefeiert werden durfte.

Ludwig XII., König von Frankreich (1489 bis 1515), von ſeinem Volke und von der Geſchichte le père du peuple genannt, geb. 1462, war vor ſeiner Thronbeſteigung nach Carls VIII. Tode Herzog von Orleans und erſter Prinz von Geblüte. Die Lehren ſeiner deutſchen Mutter Maria von Cleves und ſpäteres Unglück verbeſſerten die Fehler ſeiner, nach Ludwigs XI. Willen abſichtlich ſchlechten Erziehung. „Der König von Frankreich darf den Herzog von Orleans nicht rächen.“ Mit dieſem Worten verzieh und vergaß Ludwig Alles, was er unter der vorigen Regierung von ſeinen Feinden erduldet hatte. Gegen ſeine Freunde aber bewies er ſich dankbar, und der ehrgeizige Georges d'Amboiſe, ſein Miniſter, Erzbiſchof von Rouen und Kardinallegat, genoß ſein ganzes Vertrauen. Nach deſſen Tode 1520 regierte Ludwig ſelbſt. Er ſtellte die Mannszucht in ſeinem Heere wieder her, und brachte, was damals noch ſchwerer war, die unruhigen Studenten, welche große Vorrechte beſaßen, zur Ordnung. Vorzüglich wichtig

waren die Verbeſſerungen der Rechtspflege. Auch verminderte er die öffentlichen Abgaben und willigte, ungeachtet ſeiner vielen Kriege, nie in die Erhöhung derſelben, machte aber deshalb mehrere Stellen käuflich und veräußerte einige Krongüter. Das Herzogthum Bretagne vereinigte er auf immer mit der Krone, indem er ſich nach der Trennung ſeiner kinderloſen Zwangsehe mit der vortrefflich geſinnten, aber überaus häßlichen Jeanne, Tochter Ludwigs XI., im J. 1499 mit Carls VIII. Witwe, der ſchönen Herzogin Anna von Bretagne, die er ſchon früher geliebt hatte, vermählte. Um das Erbrecht ſeiner Großmutter, Valentine Visconti, auf Mailand gegen den Uſurpator Ludwig Sforza, genannt Moro (ſ. Sforza) geltend zu machen, ſandte er 1499 ein Heer über die Alpen, das in zwölf Tagen das Herzogthum eroberte, worauf ſich ihm auch Genua unterwarf. Vergebens ſuchte ſich Ludwig Moro mit Hülfe der Schweizer zu behaupten; er ward 1500 bei Navarra gefangen und ſtarb 1510 im Gefängniſſe zu Loches in Frankreich. Im J. 1500 ſchloß Ludwig XII. mit Ferdinand dem Katholiſchen (ſ. d.) einen Vertrag, durch welchen beide das Königreich Neapel unter ſich theilten. König Friedrich von Neapel begab ſich hierauf aus eigener Wahl nach Frankreich, wo ihn Ludwig anſehnliche Jahrgelder anwies. Allein Ferdinand bemächtigte ſich des ganzen Königreichs Neapel und behielt es durch den Vertrag von 1505. Damals hatte Ludwig auch verſprochen, ſeine Tochter Claude de France an des römiſchen Kaiſer Maximilians Enkel Carl von Luxemburg, (nachmals Carl V.), zu vermählen und ihr Bretagne, Bourgogne und Mailand als Heirathsgut mitzugeben. Allein die von ihm 1506 zu Tours verſammelten Reichsſtände baten kniend den Vater des Volks, wie ſie ihn nannten, ſeine Tochter dem ritterlichen Franz, Grafen von Angouleme, aus dem Stamme Valois zu vermählen. Gerührt, willigte Ludwig ein; die Stände erklärten jenen Heirathsvertrag, weil er den Grundgeſetzen der Monarchie entgegen ſei, für nichtig, und Franz wurde Claude's Gemahl. Ludwig beſchäftigte ſich hierauf ſorgfältig mit der Bildung dieſes Prinzen, der ſein Nachfolger werden ſollte (ſ. Franz I.); allein anfangs ohne großen Erfolg, daher er einſt mit Kummer ausrief: Nous travaillons en vain; ce gros garçon gâtera tout. Die vom Papſte Julius II. gegen Venedig 1508 geſtiftete Ligue von Cambray verwickelte Frankreich auf's neue in Krieg. Ludwig befehligte jetzt ſelbſt ſein Heer und ſchlug die Venetianer 1509 bei Agnadello, wo er mit ritterlicher Kühnheit focht. Allein bald ſchloß Julius II., der die franzöſiſche Übermacht in Italien fürchtete, mit Venedig, den Schweizern, Spanien und England gegen Ludwig XII. die heilige Ligue (1510 fg.) Vergebens berief der König, gemeinſchaftlich mit dem Kaiſer Maximilian, 1511 ein Concilium zu Piſa, um die Kirche in Haupt und Gliedern zu reformiren und Julius II. abzuſetzen; der Papſt belegte ſeinerſeits 1512 Frankreich mit dem Interdicte und erklärte Ludwigen ſeiner Krone für verluſtig. Endlich konnten ſich die franzöſiſchen Heere, aus Mangel an Unterſtützung, in Italien nicht länger behaupten; von den Schweizern bei Novara 1513 geſchlagen, mußten ſie über die Alpen zurückgehen, worauf Maximilian (Ludwigs Moro Sohn) das Herzogthum Mailand in Beſitz nahm, und Genua ſich von Frankreich unabhängig machte. Zugleich drangen die Schweizer in Frankreich bis Dijon vor, und Heinrich VIII. (ſ. d.) von England ſchlug die Franzoſen 1513 bei Guinegate (Journée des éperons, weil die Franzoſen auf der Flucht mehr die Sporen, als die Schwerter brauchten). Auch hatte ſich Ferdinand der Katholiſche im J. 1512 Obernavarra's, das bisher, mit

ternavarra in Frankreich verbunden, dem Hauſe Albret gehörte, be-ichtigt. Ludwig XII. entſagte jetzt den Provinzen jenſeits der Alpen d der Pyrenäen, verglich ſich mit Leo X. Julius's II. Nachfolger, d ſchloß 1514 einen allgemeinen Frieden mit Heinrich VIII., deſſen chweſter Maria er, nach Anna's Tode heirathete, worauf er ſeine eite Tochter Renée de France mit dem Erzherzoge Carl (Carl V.) ihlte. Aus Liebe zu ſeiner ſchönen, ſechzehnjährigen Gemahlin änderte jt der gute, drei und funfzigjährige Ludwig ſeine ganze Lebens-iſe, was ſeiner Geſundheit ſchadete und ſeinen Tod beſchleunigte. Er rb den 1. Jan. 1515. Ludwig XII. beſaß alle Eigenſchaften, um ſein olk weiſe zu regieren. Er war offen, redlich, ſparſam, gerecht, gut-ithig und großherzig, dabei ein Freund wiſſenſchaftlicher Bildung. : zog gelehrte Männer in's Land, vorzüglich aus Italien, und Frank-ich verdankt ihm die erſten wiſſenſchaftlichen Sammlungen. Er ſelbſt s gern und oft Cicero's Bücher von den Pflichten, vom Alter und n der Freundſchaft. Trajan war das Vorbild, dem er nacheiferte. o genoß Frankreich unter ſeiner Regierung, einer Sicherheit und eines ohlſtandes, wie nie zuvor. Nur für die Leitung der auswärti-n Staatskunſt, einem Julius II., Ferdinand dem Katholiſchen und olſey gegenüber, fehlte es dem argloſen Ludwig an Geiſteskraft, charfblick und Klugheit. Seine Feldherren Trivulce, de la Trimoille, aſton de Foix, Ludwigs XII. Neffe, (ein Held und Heerführer von ei und zwanzig Jahren, genannt foudre de l'Italie, der 1512 als ieger bei Ravenna fiel), Bayard u. A. behaupteten, auch im Unglück, n Ruhm der franzöſiſchen Waffen. K.

Ludwig XIII. der Gerechte, ein Beiname, den er in den erſten ihren ſeiner Regierung, man weiß nicht, aus welcher Urſache erhalten t, wurde 1601 von Heinrich IV. und Maria von Medici geboren. : beſtieg, als der erſte Dauphin ſeit 84 Jahren, am 14. Mai 1610 n Thron, nachdem ſein Vater ermordet worden war. Maria von edici, als Vormünderin ihres Sohnes und Regentin des Reichs, ver-wendete die Schätze der Krone, um ſich eine Partei zu bilden; und tfernte ſich von den Staatsgrundſätzen ihres Gemahls vorzüglich da-rch, daß ſie mit Spanien genaue Freundſchaft ſtiftete; die Truppen rden entlaſſen und Sülly genöthigt, ſich vom Hofe zurückzuziehen. ie hieraus entſtandene Schwäche des Reichs benutzten die Prinzen vom blüte und die Großen; ſie empörten ſich, den Marſchall Bouillon an er Spitze. Gezwungen, ihren Foderungen nachzugeben, verleitete in ſie dadurch zu immer größern Eingriffen in die Rechte der Krone d des Volks. Frankreich wurde eine Beute innerer Parteien und rgerlicher Unruhen, welche der damalige Premierminiſter, der Florenti-r Concini, bekannt unter dem Namen Marſchall d'Ancre, ganz untaug-) war, zu unterdrücken. — Die Unruhen ſtiegen auf's Höchſte, als 15 der König mit einer ſpaniſchen Prinzeſſin vermählt wurde. Hein-h II., Prinz von Condé, verließ die königl. Partei, und ergriff in reinigung mit den Hugenotten die Waffen. Da ſich der König zu wach gegen dieſen Angriff fühlte, da ſchloß er mit dem Prinzen Frie-n, ließ ihn aber einige Zeit darauf in die Baſtille ſetzen, wodurch ein rmaliger Bürgerkrieg entſtand, in welchem die Anführer kein Glück tten. Da nun auch der Marſchall d'Ancre, welchen der junge Kö-g haßte, 1617 ermordet worden war, ſo ſchien die Ruhe wieder her-ſtellt zu ſein. (S. d. Art. Luynes.) Als aber der König bald dar-f ſeine Mutter, welche bis dahin ihn und alle Großen des Reichs in anniſcher Knechtſchaft gehalten hatte, nach Blois verweiſen ließ, ſo

entſtanden neue Spaltungen; denn das Volk, welches Marien wegen ihrer Tyrannei gehaßt hatte, beklagte ſie jetzt im Unglück. Der König mußte ſich mit ihr verſöhnen, und es ward 1619 ein förmlicher Friede zu Angouleme zwiſchen den ſtreitenden Parteien abgeſchloſſen. Aber, kaum unterzeichnet, ward er auch ſchon wieder gebrochen. Marie ergriff, auf Anrathen des Biſchofs von Luçon, von neuem gegen ihren Sohn die Waffen. Man verſöhnte ſich, um bald darauf abermals mit einander zu zerfallen. Während dieſer Unruhen erhoben auch die Hugenotten, an deren Spitze Rohan und Soubiſe ſtanden, ihr Haupt; und ein großer Theil des Reichs empörte ſich gegen den König, welcher jetzt der Leitung des Kardinals Richelieu (ſ. d. Art.) ſich überließ. Nachdem der Sieg ſich bald auf dieſe, bald auf jene Seite geneigt hatte, und beide Parteien das Bedürfniß der Ruhe gleich ſtark fühlten, ward 1623 zwiſchen dem Könige und den Hugenotten ein abermaliger Friede geſchloſſen. — Auch dieſer dauerte nicht länger, als die vorigen; Rochelle, der Stützpunkt der Hugenotten, empörte ſich und ward von England unterſtützt. Der König ſchlug die Engländer zur See, eroberte die Inſel Ré und endlich am 28. Oct. 1628 auch Rochelle, welches ſich, unter der beiſpielloſen muthigen Anführung der Mutter des Herzogs von Rohan, über ein Jahr vertheidigt und mit allen Schreckniſſen einer belagerten Stadt gekämpft hatte. Dieſe Belagerung koſtete der Krone 40 Millionen. — Hierauf entſtand ein Krieg mit dem Kaiſer, der dem Herzog von Nevers die Belehnung mit Mantua verſagte. Das vereinigte kaiſerlich=ſpaniſch=ſavoyiſche Heer wurde von den Franzoſen bei Veillane 1630 auf's Haupt geſchlagen, und der Herzog von Mantua durch den Frieden vou Chierasco 1630 in ſeinen Beſitzungen beſtätigt. Jetzt empörte ſich von neuem der einzige Bruder des Königs, Gaſton von Orleans, in Verbindung mit der Königin Mutter. Die Aufrührer wurden jedoch beſiegt, der Herzog von Montmorency, im Bunde mit Gaſton, in dem Treffen bei Caſtelnaudary am 1. Sept. 1632 geſchlagen, gefangen, genommen und am 30. Oct. d. J. zu Toulouſe hingerichtet; Gaſton erhielt Verzeihung. In dem folgenden Kriege mit Spanien, der in Deutſchland 13, gegen Spanien aber 25 Jahre dauerte, war Glück und Unglück auf beiden Seiten gleich; doch gelang es dem Könige, die Spanier, welche in der Provence gelandet, und die Kiſerlichen, welche bis Bourgogne vorgedrungen waren, 1636 vom franzöſiſchen Gebiete zu vertreiben. Die Ereigniſſe des folgenden Jahrs waren noch günſtiger für Frankreich; aber die gänzliche Erſchöpfung der Finanzen legte den Fortſchritten der franzöſiſchen Waffen unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg. In dieſem Zuſtande eines glorreichen Unglücks ſtarb Ludwig XIII. am 4. Mai 1643, und ließ das Reich durch ſeine und Richelieu's Schuld in einer Verfaſſung, welche, das künftige Unheil Frankreichs vorbereitend, erſt in unſern Tagen ihre verderblichen Folgen offenbart hat. Von ihm haben auch die Louisd'or ihren Namen. Seine 1639 aufgeſtellte Bildſäule zu Pferde von Bronze wurde im J. 1792 vom Volke zertrümmert.

Ludwig XIV., König von Frankreich und Navarra, der dritte aus dem Hauſe Bourbon, geb. den 5. Sept. 1738. Nach 22jähriger Unfruchtbarkeit ſeiner Mutter, Anna von Öſterreich, betrachtete man ihn als ein Geſchenk des Himmels, und nannte ihn Dieu-donné. Er kam mit einigen Zähnen auf die Welt, worüber Grotius als politiſcher Seher in ſeinen Briefen ſcherzt. Er ſtarb 1715, den 1. Sept., war vermählt: 1) 1660 mit Maria Thereſia, Tochter König Philipps IV. (ſt. 1683, 30. Juli.); 2) heimlich ſeit 1683 mit Franciska d'Aubigné,

Wittwe Scarron (Frau von Maintenon, ſt. 1719, 15. April). Von ſeinen Mätreſſen ſind merkwürdig: Franciſca le Blanc de la Baume, Herzogin von Valiere, die 1678 in's Kloſter ging und 1710 ſtarb; Franciſca Athanaſia von Rochechouart, Gemahlin des Marquis von Montespan, Mutter des Herzogs von Maine und des Gr. von Toulouſe, die 1692 in's Kloſter ging und 1710 ſtarb; und Maria Angelica Escorailles, Herzogin von Fontagne, ſt. 1681. Ludwig XIV. war fünf Jahr alt, als ſein Vater, Ludwig XIII. ſtarb. Seine Mutter ließ ſich zur Regentin und Vormünderin erklären; Mazarin erhielt die Oberaufſicht über die Erziehung des Königs. Dieſe ward ſehr vernachläſſigt. Doch, wenn auch Ludwig von ſeinem Lehrer, dem Erzbiſchof Pereſixe, nichts lernte, nicht einmal orthographiſch ſchreiben, ſo hatte er doch viel geſehen! Einen tiefen Eindruck machten auf ihn, während ſeiner Minderjährigkeit, die Unruhen der Fronde, welche ſo vielartige Charaktere in Bewegung ſetzten, (ſ. d. Art. Fronde und Retz.) Den 7. September 1651 erklärte Ludwig ſeine Volljährigkeit, aber Mazarin ſtand an der Spitze der Staatsverwaltung bis an ſeinen Tod, den 9. März 1661. Seitdem regierte Ludwig vierundfunfzig Jahre ohne erſten Miniſter, ganz im Sinne ſeines Worts: L'état, c'est moi! Von Mazarin hatte er Verachtung gegen die ehrwürdige Verſammlung des Parlaments und die große Politik der Herrſchſucht gelernt. Als Mazarin's Wille einſt nicht durchdringen konnte, trat der 17jährige König mit Stiefeln und Sporen, die Reitgerte in der Hand, in den Parlamentsſaal in Paris, und — befahl. Um Ludwig XIV. richtig zu beurtheilen, muß man ſeine Perſönlichkeit, ſein Regentenleben und ſein Zeitalter unterſcheiden. Alles vereinigt, hat ihn mit einem Glanze von Majeſtät und Ruhm umgeben, den die Franzoſen ſo gerne Größe nennen. Doch legt ihm die Geſchichte dieſen Namen nicht bei. Ludwig beſaß einige königliche Eigenſchaften, vielleicht alle, die zur Repräſentation erforderlich ſind. Er befriedigte dadurch ganz die Neigung, welche die Franzoſen mehr, als jede andere Nation, für theatraliſche Würde haben; ja Ludwig gab dieſer Neigung eine bleibende Richtung. Glücklicherweiſe lebten unter ſeiner Regierung große Männer im Staate, im Felde, in der Kirche und im Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt. Die bürgerlichen Kriege hatten, wie ſpäterhin die Revolution, Männer von Talent und Kraft erzogen, die den Nationalruhm und den Glanz ihres Königs zu ihrem Strebepunkte machten. Ludwig ſelbſt hatte Sinn für eine Art von Großheit. Dieſer war, wie Johannes von Müller ſagt: „Die Quelle des Guten, das für die Künſte und Wiſſenſchaften durch ihn geſchah, der Unruhe von Europa, der Übertretung aller Traktaten, der hohen Merkwürdigkeit ſeiner Regierung.“ Der König war unwiſſend und ohne helle Grundſätze; ein großes Unglück! Der Muth guter und großer Dinge, wenn ſie zugleich Aufſehn machten, würde ihm nicht gefehlt haben, und er hätte Miniſter und Feldherren in den letztern Jahren beſſer gewählt.“ „Il aima la gloire et la religion, ſagt Montesquieu von Ludwig XIV., et on l'empêcha tout sa vie de connaître ni l'une ni l'autre.“ — Sein Äußeres, von einer kräftigen Geſundheit unterſtützt, war königlich *). Mit ſchönen Geſichtszügen, einem hohen Wuchſe und edlem

*) Joh. Kettler aus Zürich goß 1699. zu Paris Ludwigs XIV. Statue zu Pferde.

Anſtande verband er eine eigene Würde im Sprechen und Betragen. Der edle und einnehmende Ton ſeiner Stimme gewann ihm die Herzen; aber die Hoheit ſeines ganzen Weſens flößte Ehrfurcht ein. Seine Güte ging nie in Vertraulichkeit über. Ein Blick von ihm hielt den Witzling im Zaum. Mit dem lakoniſchen Worte: das iſt ein Fall! hemmte er jede, auch von den angeſehenſten Staatsmännern eingelegte Bitte für immer. Die ihm von ſeiner Mutter angeerbte ſpaniſche Gravität milderte er durch franzöſiſche Grazie. Von Natur ſo ernſthaft, daß ſelbſt die älteſten Höflinge nicht mehr, als einen einzigen Scherz aus ſeinem Munde gehört zu haben ſich erinnerten, liebte er doch die Fröhlichkeit an Andern, klatſchte Beifall bei Moliere's Luſtſpielen, und lächelte über die witzigen Einfälle der Frau von Montespan. An ſeinem Hofe, der dadurch ein Muſter für jeden andern in Europa wurde, bezog ſich alles würdig und mit Anſtand auf den König. Je näher man ſeiner Perſon kam, deſto höher ſtieg die Ehrfurcht. Es war eine, dem Cultus ähnliche Verehrung, die man dem Throne, der Perſönlichkeit des Königs und dem Stolze der Nation zu gleicher Zeit darbrachte. Im Ganzen hat kaum jemals, nach dem Ausſpruche Bolingbroke's, ein König ſeine Rolle beſſer geſpielt. Doch wollte er ſtets nur repräſentiren, ſelbſt in Kleinigkeiten; ſo ließ er z. B. in ſeinen ſpätern Jahren ſich vor Niemandem ohne ſeine große Perücke ſehen. Indeß beſaß er allerdings auch Eigenſchaften, ohne die man die Rolle eines Monarchen doch nur ſchlecht ſpielt. Les qualités de son esprit, ſagt Grouvelle étaient la justesse, la solidité, la constance et l'application. Il y joignait l'habitude de la discrétion et ce sérieux qui dissimule l'insuffisance. Il était silencieux par goût, ce qui mène à être observateur. Ludwig hatte nichts Heroiſches, aber er beſaß die Kunſt, über die Menſchen zu herrſchen, die ihn umgaben. Er war nicht Feldherr; aber er wußte den Ruhm ſeiner Feldherren ſich zuzueignen. Entſchloſſenheit und ritterliche Kraft hoben ihn zuweilen über die Schranken der Hofſitte empor. Er tanzte früher in den Ballets. Als er aber einſt im Theater, wo man den Britannicus gab, die Verſe gehört hatte, welche dem Nero den Vorwurf machen: il excelle à se donner lui-même en spectacle aux Romains — tanzte er nie wieder öffentlich. Die Sitte ſeiner Zeit öffnete ſein Herz der edlern Liebe. Er liebte mit Schwärmerei; er äußerte ſeine Gefühle mit Würde und Zartheit; er genoß die Freude mit Anſtand. Bei ſeinem trefflichen Gedächtniß war ſein Urtheil geſund und zuſammenhängend; er wußte zu rechter Zeit das Schickliche mit Würde und Feinheit zu ſagen; er verſtand, durch Worte zu ſtrafen und zu loben. So gab er der Wittwe Scarron, nachdem ſie, durch viele Gönner unterſtützt, vergebens um das Jahrgeld ihres Mannes von 1500 Livres gebeten hatte, nach mehrern Jahren eine Penſion von 2000 Livres mit den Worten: Madame, je vous ai fait attendre longtemps, mais vous avez tant d'amis, que j'ai voulu avoir seul ce mérite auprès de vous. Folgender Zug beweiſet, daß er ſelbſt in die Großmuth Repräſentation legte. Als der Marquis von Uxilles, 32 Tage nach Eröffnung der Laufgräben, Mainz hatte übergeben müſſen, begab er ſich an den Hof, und warf ſich dem Könige, deſſen Vorwürfe er fürchtete, zu Füßen, indem er ſich auf die Gründe der Übergabe bezog. „Stehen ſie auf, Marquis," ſagte der König, „Sie haben die Feſtung als ein Mann von Herz vertheidigt, und als ein Mann von Verſtande kapitulirt." Nicht weniger Geiſt, als Huld zeigte die Art, mit welcher Ludwig dem alten Boileau, der ſich nach Auteuil zurückgezogen hatte und nur ſelten bei Hofe erſchien, zu erkennen gab,

daß, wenn ihm ſeine Geſundheit nach Verſailles zu kommen erlaube, er ſtets eine halbe Stunde für ihn übrig haben werde. Selbſt über das Lob der Kleinigkeiten war Ludwig erhaben. Als Herr von Grammont einſt ein Madrigal des Königs ſehr ſchlecht fand, freuete ſich Ludwig, daß der Hofmann, weil er den Verfaſſer nicht kannte, ſo freimüthig geſprochen habe. Auch Boileau durfte Verſe tadeln, die der König gut fand, und Ludwig nahm den Widerſpruch nicht übel: „er verſteht das, es iſt ſein Fach!“ Niedrige Schmeicheleien wieß er von ſich zurück; ſo verwarf er die Preisfrage der franzöſiſchen Akademie: „welche von den Tugenden des Königs den Vorzug verdiene?“ Dagegen trug er durch die Achtung, welche er Boileau, Racine, Moliere, Boſſuet, Maſſillon u. A. bewies, dazu bei, daß man in den erſten Klaſſen der Geſellſchaft Kunſt und Literatur ſchätzen lernte, und talentvolle Männer in dieſelben gern aufnahm. Allein auch dieſe Form war nichts, als nur ein glänzendes Mittel zu beherrſchen. Corneille und Lafontaine, auch die verdienſtvollen Gelehrten des Portroyal blieben von ihm unbemerkt. Der große Arnaud, Lehrer von der Sorbonne, mußte ſeit 1641 faſt ganz verborgen leben und ſtarb in der Verbannung. Ludwig war 20 Jahr alt und durch die Freuden des Hofes und der Jagd verwöhnt, als Mazarin ſtarb. „An wen ſollen wir uns jetzt wenden?“ fragten ihn ſeine Staatsſekretäre. „An mich!“ antwortete er mit Würde; und der ſchönſte Mann des Königreichs, in völliger Unwiſſenheit aufgewachſen, das Herz voll romantiſcher Gallanterie, verlor keinen Anlaß, ſich zu unterrichten. Er arbeitete in der erſten Hälfte ſeiner Regierung täglich acht Stunden. Aber ſein natürlicher Stolz ging oft in Hochmuth über, und ſein Sinn für Pracht wandte ſich zu nutzloſer Verſchwendung, ſeine Feſtigkeit zum Deſpotismus hin. Als er den Calvinismus nicht mehr in Frankreich dulden wollte, ſagte er: „Mein Großvater liebte die Hugenotten und fürchtete ſie nicht; mein Vater liebte ſie nicht, aber er fürchtete ſie; ich liebe ſie weder, noch fürchte ich ſie.“ Dieſelbe Härte zeigte er gegen den Oberaufſeher der Finanzen, Fouquet, von welchem er ein Feſt annahm, indem er ihn zu ewigen Gefängniß zu verdammen im Begriffe war (im J. 1661), und mit gleicher Härte rächte er ſeinen beleidigten Stolz an dem Papſte im Jahr 1662. Er war, wie man aus ſeinen Instruction pour le Dauphin ſieht, ein Deſpot aus religiöſer Überzeugung. Als unumſchränkter Herrſcher hielt er ſich für den Eigenthümer aller Güter ſeiner Unterthanen, doch verpflichtet zu weiſer Benutzung. Indeß verkannte er nur ſelten die außerordentlichen Menſchen, welche ſein Zeitalter und Frankreich verherrlichten. Er zeigte Theilnahme für jeden Fortſchritt ſeiner Nation. Aber getäuſcht von Selbſtliebe, gab er ſich fremden Einfluß hin, während er ſich frei und unabhängig glaubte. Die größte Gewalt über ihn übte die Frau von Maintenon aus, mehr durch Verſtand, Frömmigkeit und tugendhafte Grundſätze, als durch den Sinnenreiz. Seine Leichtgläubigkeit ging ſo weit, daß er 1685 dem Nuntius verſicherte, ganze Städte, wie Uzes, Nismes, Montpellier u. A., hätten ſich bekehrt! Während die Reformirten ihrer Güter und Freiheit beraubt wurden, ſtellte er glänzende Jagdfeſte an. Zwei verdienſtvolle Seeoffiziere, die ſich beſcheidene Vorſtellungen über eine Seeſchule zu machen erlaubt hatten, wurden ein Jahr lang verhaftet und kaſſirt. Ludwigs Ruhm iſt das Werk ſeiner Miniſter und Feldherren. Türenne und Condé hatten den Sieg an die franzöſiſchen Fahnen gefeſſelt. Spanien wich vor Frankreichs Macht im pyrenäiſchen Frieden (1659) zurück. Die Niederländer zitterten. Darauf entwickelte ſich des Marſchalls von Luxemburg beſondere Ge-

ſchicklichkeit in Märſchen und Lagern; dann der Geiſt Catinat's und der
geſunde Blick des Marſchalls von Villars. Zugleich vervollkommnete der
Kriegsgelehrte Feuquieres die Kriegskunſt zur Wiſſenſchaft.
brachte Ordnung in das Heer, das größte und geübteſte in Europa;
die Befeſtigungskunſt hob Vauban auf den höchſten Grad der
Die Unterhandlungskunſt ward einheimiſch in Frankreich durch Männer
wie Eſtrades und d'Avaux; auch Ludwig ſelbſt verſtand es, über
ſachen mit den Geſandten unmittelbar zu unterhandeln. Der Glanz des
Hofes, die Kühnheit im Kabinet und im Felde, der Ruhm der Waffen
wie der Künſte, führten die franzöſiſche Sprache an den Höfen von Eu-
ropa ein, und ſeit dem nymweger Frieden 1678 drängte ſich nach und
nach die lateiniſche aus dem Beſitze des Rechts, die öffentliche Staats-
ſprache zu ſein. Doch Ludwigs und Frankreichs Größe lag in
bert. Dieſer ordnende, ſchaffende, vorſehende Mann rüſtete die
ſtehenden Heere Ludwigs aus, und wälzte zuerſt dieſe Laſt auf die
Regierungen Europa's; zugleich hielt er hundert Linienſchiffe und
förderte Gewerbfleiß, Schiffahrt und Handel. Es entſtand die erſte
franzöſiſche Niederlaſſung in Oſtindien zu Pondichery. So entwickelte
Colbert Frankreichs erſtaunenswürdige Kräfte, ſeine Volksmenge,
nen natürlichen Ruhm, den außerordentlichen Ruhm, den eigen-
Geiſt und der Geſchmack der Nation. Aber nach ſeinem Tode
pflückten Louvois und Ludwig die Frucht, indem ſie den Baum
ben. Der Stolz des Königs und die Eitelkeit der Nation boten
der Herrſchſucht des despotiſchen Kriegsminiſters die Hand. Das
vergnügen fand bei allem Druck nirgends einen Mittelpunkt des
ſtandes; ſo ſehr gefiel ſich die Nation in dem Glanze einer harten
verſchwenderiſchen Regierung! Fünf Kriege, die Aufhebung des
von Nantes (welche Benj. Conſtant treffend l'erreur de Louis
et le crime de son conseil genannt hat), der Bau von Verſailles,
Fluch der Völker, die Schlacht bei la Hogue, und Wilhelms III
England tiefblickende Staatskunſt ſtürzten Ludwigs Macht im
ſchen Erbfolgekriege zu Boden; nur glückliche Umſtände, die
des Zeitalters, und das Kraftgefühl eines noch nicht verdorbenen
hielten den wankenden Thron des alternden Königs aufrecht. Der
raffte ſchnell diejenigen hinweg, die ihm am nächſten ſtanden:
ſeinen einzigen Sohn, hierauf ſeinen Enkel und deſſen Gemahlin
deſſen älteſten Sohn, die Hoffnungen Frankreichs! Aber geregelte
kunſt, Überſättigung, Andächtelei, und der Frau von Maintenon
fromme Überlegenheit mit des Beichtvaters la Chaiſe und ſeines
ſchlimmeren Nachfolgers, Tellier (ſeit 1709), betäubender Einrede,
ten das ſtumpfe Herz des königlichen Greiſes gegen ſeines Reiches
ſtand gleichgültig. Der ſtolze Ludwig, der alles ſelbſt zu thun wähnte,
nach dem Tode ſeiner großen Miniſter junge Männer nahm, die er
ſeiner Hand ziehen wollte, wurde zuletzt von ſeinem Beichtvater
ſo irre geführt, daß er die nach deſſen Planen von drei Jeſuiten
ſene Conſtitution Unigenitus, als Bulle, von dem ebenfalls
ten Papſte Clemens IX. im J. 1713 ſich zuſchicken ließ, und
ſuitiſchen Partei den Triumph über die edlern Gegner verſchaffte,
zugleich Bewegungen hervorbrachte, die über 40 Jahre in der Kirche
im Staate fortdauerten. Doch zeigte er Geiſtesſtärke und Standhaftig-
keit im Tode, ſo wie bei den Unglücksfällen, die in den letzten
ſeinen Thron und ſein Haus erſchütterten. Er wollte kämpfend für
Ehre des Throns fallen, wenn das letzte Heer, welches Villars
Eugen führte, geſchlagen werden ſollte. Heinſius, Eugen und

borough hatten nämlich, ehe Joſephs I. Tod und Villars Sieg bei Denain dem zweiten Enkel Ludwigs die ſpaniſche Krone ſicherten, Frankreichs und Ludwigs Stolz auf's Tiefſte gebeugt. Er entſchloß ſich zu jeder Bedingung, nur die entehrenden verwarf er mit Unwillen. Als endlich Philipp in Madrid regierte, fiel dennoch die Scheidewand der Pyrenäen nicht nieder, wie Ludwig, als er beim Abſchiede zu ſeinem Enkel ſagte: Il n'y a plus de Pyrénées, gehofft hatte, und auf Frankreich laſtete eine Schuld von 2500 Millionen Livres. Der Plan, Spanien an Frankreich zu feſſeln, um der Verbindung Englands mit Holland (welche Frankreichs Entwickelung durch Handlung, Schiffahrt und Kolonien bedrohete) entgegenzuwirken, führte Frankreichs Erſchöpfung herbei und legte den Grund zu jener Revolution, die erſt 100 Jahre nach Ludwigs XIV. Tode endigen ſollte. Grouvelle ſagte daher mit Recht von ihm: On peut lui accorder de bonnes qualités, mais non la vertu. Les malheurs de régnes, qui suivirent le sien, furent en partie son ouvrage, et il n'influa guère sur la postérité que pour sa ruine! Eben ſo beurtheilt ihn die Frau von Staël in ihren Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution. Was man das Zeitalter Ludwigs XIV., verglichen mit denen des Perikles, des Auguſtus und der Medici, nennt, war eine Frucht des Aufſchwungs des Nationalgenies. Indeß hielt Ludwig, der ſelbſt keinen großen, umfaſſenden Geiſt beſaß, der ſich mit Kleinigkeiten viel und mühſam beſchäftigte, Geiſt und Genie für wichtige Mittel ſeiner Pläne. Nach Colbert's Rath ſtiftete er die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und die der Inſchriften; er vervollkommnete die franzöſiſche Akademie; er ermunterte vortreffliche Schriftſteller, ſeinen Ruhm und die franzöſiſche Sprache über den Haß der Völker zu erheben, und ihr Wirkungskreis reichte weiter, als ſeine Heere. Seine Nation ward die Geſetzgeberin von Europa in Sachen des Geſchmackes und Witzes; der Ton der franzöſiſchen Geſellſchaft ward eine Modepuppe für die deutſchen Höfe, und verbarb den Geiſt des Adels, indem er die Sitten abſchliff, und dem Alterthümlichen mit der Rauheit das Ehrwürdige nahm. Doch darf man nicht vergeſſen, daß zu gleicher Zeit auch die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten franzöſiſche Sprache und Sitte verbreiteten. Die große Kunſt, zu gefallen, beſeelte alle Künſte in Frankreich; ſie öffnete ſelbſt der Wiſſenſchaft den Weg in die Zirkel der gebildeten Stände. Dieſes Verdienſt gebührt jenem Pascal, der ſeine Sprache eben ſo kräftig, als fein, ſchrieb; dem erhabenen Boſſuet und dem in Demuth glänzenden Fenelon! Dieſe Vorgänger, und der große Corneille, der kühn aus umringender Barbarei ſeinen hohen Schwung nahm, der einzige Moliere, der unnachahmliche Lafontaine, und der heitere Denker und geiſtreiche Spötter Boileau, des klaſſiſchen Racine edler Freund: dieſe großen Genien entzündeten den Funken des Lichts und der Philoſophie in Frankreich. Ihr elektriſcher Schlag weckte, wie Johannes von Müller ſagt, unſern Norden aus dem einförmigen Studienweſen der Univerſitäten. Auch die bildende Kunſt trat in jenen dämoniſchen Kreis. An le Brün's Kunſtepoche unter Ludwig XIV. erinnern noch 34 Gemälde von dieſem Meiſter im Muſeum des Louvre. Die flammländiſche Schule, namentlich Teniers, gefielen dem Könige nicht. Le Sueur, Pouſſin und Mignard wurden die Zierden der franzöſiſchen Schule. Unter den Bildhauern zeichnete ſich Girardon aus. Le Nôtre ſchuf die Gärten des prächtigen Verſailles; Perrault baute die Colonnade des Louvre, Hardouin Menſard den Dom der Invaliden. Lulli ward der Schöpfer der franzöſiſchen Tonkunſt. Faſt alles, was den Reiſenden in Staunen ſetzt, die meiſten großen Denkmäler Frank-

reichs entſtanden unter Ludwigs Regierung. Er legte die bewundernswürdigen Hafen-, Schiffbau- und Feſtungsgebäude zu Breſt, Rochefort, l'Orient, Havre, Dünkirchen, Cette und Toulon an. Der Kanal von Languedoc verband auf ſein Geheiß das mittelländiſche Meer mit dem Ozean. Dieß iſt Ludwigs Zeitalter! Voltaire's Siècle de Louis XIV. iſt, nach Spittler's treffendem Urtheil, mehr ein geſchmackvoller hiſtoriſcher Entwurf, als eigentliche Geſchichte. Man höre dagegen den kauſtiſchen, aber wahrheitliebenden und ſicher urtheilenden Hofmann, den Düc de St. Simon, in ſ. Oevres complètes pour servir à l'histoire des cours de Louis XIV., de la Régence et de Louis XV. Auch die Mémoires de Dangeau, ſowol die, welche Frau von Genlis, als die, welche Lemoncey in ſ. Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV. (Paris 1818) bekannt gemacht hat, zeigen, wie klein Ludwig XIV. war, wenn ihn nicht der Glanz ſeiner Würde umgab. Noch müſſen die von dem Diplomatiker Grouvelle und dem Grafen Grimoard herausgegebenen Oeuvres de Louis XIV. T. 1—6, à Paris 1806, 8. genannt werden; und die in dieſe Sammlung aufgenommenen Considération sur Louis XIV. von Grouvelle, die, obgleich zu günſtig, dennoch eine treffliche Vorarbeit zur Geſchichte dieſes Monarchen ſind. Die in jenen Werken befindlichen Instructions pour le Dauphin von den J. 1661 — 1668 hat Peliſſon größtentheils, wie man glaubt, nach den mündlichen Mittheilungen des Königs niedergeſchrieben. Es herrſcht in demſelben nicht allein der Geiſt des Königs, ſondern ſelbſt im Style iſt ſein Ton unverkennbar. Sie beweiſen übrigens, ſo langweilig auch an ſich der eintönige, dürre, mit ſpaniſchem Ernſte fortſchreitende Vortrag iſt, das gerade, geſunde Urtheil des Königs. Nur wenige der hier aufgeſtellten Grundſätze ſind einſeitig oder falſch. Doch Ludwig ſelbſt befolgte die beſſern nicht. Er warnt z. B. den Dauphin vor dem Einfluſſe der Günſtlinge, noch mehr vor Frauenliebe, die den Geiſt von Geſchäften abziehe, nicht ſich in dieſe miſchen ſolle. Wie ſehr vergaß dies Ludwig im Umgange mit der Frau von Maintenon. Auch enthalten jene Schriften, außer andern geſchichtlichen Erinnerungen, mehrere Aufklärungen über die von Ludwig XIV. ſelbſt an deutſchen Höfen, z. B. in Berlin, angewandte Beſtechungspolitik. Die Mémoires und Pièces militaires, welche den 3. und 4. Band der Werke ausmachen, betreffen die Feldzüge von 1672 bis 1678 und den von 1692. Sie ſollen, nach Grimoard's Vorbericht, für das Studium der Kriegsgeſchichte nicht unerheblich ſein. Ludwigs Briefe in den beiden letzten Bänden ſeiner Werke ſind größtentheils unbedeutend; auch aus ihnen geht die große Geiſtestrockenheit und Ideenarmheit Ludwigs hervor. Doch machen die Briefe an Philipp V. eine Ausnahme. Bemerkenswerth iſt die Höflichkeit und Würde, mit der dieſer ſtolze König an ſeine Miniſter und Generale ſchreibt. Dieſer feine Ton ward damals allgemein und gab der Sprache wie den Sitten, jene gefällige Ausbildung, welche die Ausländer nach Paris zog. Iſt nach dieſem Allem Ludwig groß zu nennen? Er ſteht vor uns, ausgezeichnet durch ſeltene Naturgaben; ganz ein Franzoſe, ſchimmernd von Ruhm, anziehend durch edle und gefällige Formen, nicht ohne Huld, die das Herz gewinnt, nicht ohne Geiſt, der dem Verſtand Achtung abnöthigt, und erhaben durch jene Willenskraft, vor der ſeine Nation am willigſten ſich beugt; aber er ging weder ſeinem Zeitalter voran, noch ragt er über daſſelbe hervor. Dieſes war vielmehr größer, als Er! K.

Ludwig XIV. Regierung. Die glänzende Zeit dieſer Regierung war die Periode vom pyrenäiſchen Frieden, den Mazarin 1659

ſchloß, bis zum Tode des großen Colbert, 1683. Jener Friede dauerte aber nur bis zum Jahr 1665, wo Ludwigs XIV. Herrſchſucht, nach dem Tode Philipps IV., Königs von Spanien, ſeines Schwiegervaters, kraft des ſogenannten Devolutionsrechts (welches ein Privatgeſetz in einem Theile der Niederlande war, keineswegs aber, als Staatsgeſetz, auf die Erbfolge in dieſen Staaten ſelbſt angewandt werden konnte) Anſpruch auf die ſpaniſchen Niederlande machte. Holland ſchloß daher mit England und Schweden, 1668, zur Rettung der Niederlande eine Tripelallianz, durch welche ungeachtet Ludwig in zwei Feldzügen Sieger war, der aachner Friede (v. 2. Mai 1668) zu Stande kam. Ludwig behielt zwar die eroberten niederländiſchen Plätze, hatte aber ſeine Abſicht auf ganz Belgien aufgeben müſſen; da er nun dies jener Tripelallianz zuſchrieb, ſo beſchloß er einen Rachekrieg gegen Holland, nachdem er vorher England und Schweden von ihrer Verbindung mit dieſer Republick loszureißen und mit ſich ſelbſt zu verbinden gewußt hatte. Dieſer, ohne Rückſicht auf Frankreichs Handel, dem er ſehr nachtheilich ward, unternommene Krieg, in welchem bald auch Spanien, der Kaiſer und Brandenburg wider Frankreich auftraten, dauerte von 1672 bis zu dem 1678 und 1679 geſchloſſenen nymweger Frieden, in welchem Holland, gegen das der Krieg eigentlich gerichtet war, nicht das Mindeſte verlor, Ludwig XIV. aber von Spanien die Grafſchaft Burgund (Franche-Comté), welche der König von Spanien bisher, als Zubehör des burgundiſchen Kreiſes, unter der Hoheit des deutſchen Reichs beſeſſen hatte, und 16 niederländiſche Plätze erhielt. Ludwig verlor in dieſem Kriege ſeine beiden größten Feldherren, Türenne und Condé; der erſtere blieb 1675 bei Sasbach; der zweite begab ſich 1676 wegen ſeiner geſchwächten Geſundheit zur Ruhe; doch hatte Ludwig immer noch einen Catinat, Crequi, Luxemburg, Schomberg und Vauban. Nach dem nymweger Frieden wäre es ſehr heilſam für Ludwig geweſen, in ſeinen Vergrößerungsplanen ſtill zu ſtehen; allein unmittelbar darauf begann er die ſogenannten Reunionen. Es waren nämlich in den drei Friedensverträgen an Frankreich eine Menge Plätze mit allem Zubehör abgetreten, jedoch durch keine Grenzcommiſſion ausgemacht worden, was dazu gehöre; Ludwig legte daher in Metz und Breiſach im J. 1680 Reunionskammern an, die ihm in Form Rechtens Alles zuſprechen mußten, was nur einigermaßen zu jenen Plätzen gerechnet werden konnte. So erwarb Frankreich große Bezirke an den niederländiſchen und deutſchen Grenzen. Gern hätte ſich Ludwig auch Straßburg zuſprechen laſſen; da aber ſelbſt die Reunionskammern keinen förmlichen Anſpruch darauf erheben konnten, ſo wurde dieſer wichtige Ort in der Stille mit ſo vielen franzöſiſchen Truppen umringt, daß er ſich 1781 ohne Schwerdtſchlag ergeben mußte. Zwar führten Spanien und das deutſche Reich dagegen Beſchwerde; beide fanden aber gerathen, im J. 1684 einen 20jährigen Waffenſtillſtand mit Ludwig XIV. einzugehen, in welchem dieſer einſtweilen, außer Straßburg, Luxemburg u. A. alle bis zum 1. Aug. 1681 reunirte Örter behielt. Unterdeſſen war 1683 Colbert geſtorben. Von dieſer Zeit an ſank Frankreich eben ſo ſchnell wieder, als es ſich unter Colbert's Verwaltung erhoben hatte. Der erſte Schlag war die, nach mehrjährigen gewaltſamen Bedrückungen der Reformirten erfolgte Aufhebung des Edikts von Nantes (22. Oct. 1688) wodurch das Reich gegen 700,000 der nützlichſten Unterthanen verlor. Zu dieſem Beſchluſſe hatte ſich der König durch die gemeinſchaftlichen Bemühungen der beiden, im übrigen einander entgegengeſetzten, Parteien am Hofe, des Staatsſekretärs Louvois und der (mit dem ſonſt gutmüthigen Beichtva-

Digitized by Google

ter des Königs, la Chaiſe, in Gemeinſchaft handelnden) Maintenon überreden laſſen, während Colbert bis an ſeinen Tod den Ausbruch gewaltthätiger Maßregeln, welche die Auswanderung der Reformirten veranlaſſen konnten, hintertrieben hatte. Bald darauf wurde Frankreich in einen neuen Krieg verwickelt. Mehrere Irrungen gaben Ludwig XIV. und Louvois Veranlaſſung, troß des 20jährigen Waffenſtillſtandes, von neuem auf den Kampfplatz zu treten. Dieſen Krieg, den Ludwig neun Jahre hindurch (von 1688—1697) gegen Deutſchland, Holland, Spanien, Savoyen und England führte, endigte der ryswicker Friede, in welchem Ludwig alle reunirte Orte wieder herausgab, und überdies Breiſach, Freyburg, Kehl und Philippsburg, nebſt allen kleinern, dieſſeits des Rheins von Frankreich angelegten Feſtungen, an Deutſchland abtrat. Wiewol Ludwig in dem ganzen Kriege mehr Sieger, als Beſiegter, war, ſo wollte er doch durchaus Frieden haben. Sein im Innern geſchwächtes Reich, beſonders auch der Gedanke, daß er bei einem längern Kriege ſeine Abſichten auf die ſpaniſche Erbfolge verfehlen könnte, nöthigten ihn zur Nachgibigkeit. Der von Ludwig erwartete Tod Carls II., Königs von Spanien, erfolgte zu Ende des J. 1700. Ludwig hatte zwar ſchon vorher mit England und Holland wegen der ſpaniſchen Erbfolge Theilungsverträge geſchloſſen; Carl II. aber, in einem geheimen Teſtamente, zum Nachtheil des Hauſes Öſterreich, als rechtmäßigen Erben, Ludwigs Enkel, Philipp von Anjou, zum Erben der ganzen Monarchie eingeſetzt. An dieſes Teſtament hielt ſich Ludwig nach Carls Tode, und ward dadurch in den eilfjährigen ſpaniſchen Erbfolgekrieg (1702 — 1713) verwickelt, den er überdies durch die, wider den ryswicker Frieden laufende Anerkennung des engliſchen Prätendenten (Sohn des vertriebenen Königs Jacobs II.) beſchleunigte. Ludwigs Finanzen waren in großer Unordnung; auch hatte er viele ſeiner großen Männer im Kabinet, wie im Felde, verloren, da hingegen ſeine zahlreichen Feinde, England, Holland, der Kaiſer und das deutſche Reich, Preußen, Portugal und Spanien, ihm zwei der größten Feldherren, Eugen und Marlborough, entgegenſetzen konnten. Frankreich litt unausſprechlich durch dieſen Krieg, der ſich, nachdem Ludwig mehrmals Frieden angeboten hatte (welcher aber wegen der zu harten Bedingungen ſeiner Feinde nie zu Stande kam), durch die Vereinigung mehrer glücklichen Zufälle für Frankreich, vorzüglich durch die 1710 erfolgte Veränderung des politiſchen Syſteme von England, vermittelſt der Friedensſchlüſſe zu Utrecht (1713), Raſtadt und Baden (1714) endigte. Ludwig trat zwar einiges an England, Holland und Savoyen ab, ſah aber doch ſeinen Enkel (wiewol gegen Verzichtleiſtung zur Verhinderung einer künftigen möglichen Vereinigung der ſpaniſchen und franzöſiſchen Krone) unter dem Namen Philipp V., als König von Spanien, anerkannt. Der innere Wohlſtand des Reichs war durch dieſen Krieg, in welchem allein die Ausgaben des J. 1712 ſich auf 825 Millionen Livres beliefen, ganz zu Grunde gerichtet. Was Ludwigs Eroberungsluſt vorzüglich reizte und unterhielt, war das ſtets ſchlagfertige Heer. Er hielt eine größere ſtehende Armee, als irgend ein Fürſt ſeiner Zeit. Ihre Zahl ſtieg von 140,000 bis auf 300 000 Mann. Über die Staatskunſt Ludwigs ſtehe hier Flaſſan's Urtheil. „Das Kabinet Ludwigs XIV., ſagt dieſer Schriftſteller, zeigt, ungeachtet der Verſchiedenheit der Talente ſeiner Miniſter, in ſeinen wichtigſten Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten faſt beſtändig denſelben Charakter von Hoheit und Anmaßung. Der Geiſt ſeiner Politik geht deutlich hervor aus den

Art, wie es die Verträge zu Münſter, den pyrenäiſchen und nymweger Frieden und die Entſagungsakte der Königin Marie Thereſie verſtanden wiſſen wollte. Die Mittel, ſolche willkürliche Erläuterungen geltend zu machen, waren Waffenmacht, liſtige Unterhandlungen, geſchickte Kundſchafter und Beſtechung. Der König wandte große Summen auf, um die Könige, z. B. Carl II. von England, ihre Miniſter und Mätreſſen zu gewinnen. Gegen ſeine Feinde gebrauchte er, ſelbſt in Friedenszeiten, das Mittel heimlicher Völkeraufwiegelung; er unterhielt die Unruhen in Catalonien, Sicilien, England, Portugal und Ungarn. Mehr als ein anderer König vor ihm, erweiterte er die Grenzen des Königreichs, vorzüglich gegen Norden, wodurch er die Hauptſtadt gegen etwaige Unfälle des Krieges ſicher ſtellte. Bis zur Schlacht bei la Hogue (29. Mai 1692), in welcher die vereinigte engliſche und niederländiſche Flotte unter dem Admiral Ruſſel den franz. Admiral Tourville beſiegte, behauptete er das Gleichgewicht auf dem Meere und verſchaffte ſeiner Flagge Achtung bei den Barbaresken und den mächtigſten Seeſtaaten. Auf dem feſten Lande behielt er bis zum nymweger Frieden ein entſchiednes Übergewicht, ſo daß er keine Verbindung der übrigen Mächte fürchten durfte. (Hiezu trug vorzüglich ſeine Verbindung mit Schweden und mit einzelnen kleinen deutſchen Fürſten bei.) Seitdem ſank er etwas von dieſer Höhe herab, blieb aber immer der erſte Souverän in Europa, ſelbſt nach ſeinen Niederlagen im ſpaniſchen Erbfolgekriege; denn nachdem er den gegen ihn geſchloſſenen Bund durch den Frieden mit England getrennt hatte, konnten ihm weder Öſterreich, noch das deutſche Reich lange Widerſtand leiſten." Zu dieſer auswärtigen, durch die Schwächen und Staatsfehler der Nachbarn begünſtigten Politik, kam noch Polizei-Willkühr in der inneren Verwaltung. Das von d'Argenſon in Ludwigs letzten Jahren gebildete Syſtem der Polizei ward in ſeinen Wirkungen ſo furchtbar, als eine Inquiſition. Wie verhaßt übrigens die Franzoſen damals den Deutſchen durch ihre Denk- und Handlungsweiſe in und außer dem Felde geworden waren, beweiſet ein im J. 1672 gedruckter lateiniſcher Aufruf eines deutſchen Grenzwächters an ſeine Landsleute, von dem hier nur der Titel und einige Stellen als Proben ſtehen mögen. „Germani vigilis ad secure soporatos Germanos Classicum, ut ad feralegallicinium hostis galli evigilet." — „Galli, heißt es, simplicitatem nostram producunt et argento probe emunctos variis inquinant vanitatibus;" — „si non vis falli, fugias consortia Galli!" Der wackere Deutſche nennt die Franzoſen: gentem superbe gentes meliores despicientem, libertati, bonisque nostris inhiantem, dissidiis, minis, fraudibus exteras gentes turbantem juraque gentium violantem, und apoſtrophirt ſie alſo: Lotharingiae regulum in media pace spoliastis, exturbastis. Jugo intolerabili populum onerastis. Subditos fideliter dominum defendentes, tractavistis non hostium instar; sed instar latronum et rebellium! Dieſer Ausruf beurkundet den Haß der Völker, welchen die galliſche Staatsliſt ſeit Richelieu aufreizte. Türken und Franzoſen galten unſern Vätern als die Erbfeinde der Chriſtenheit.

Ludwig XV., der Urenkel Ludwigs XIV., und der Sohn des vortrefflichen, von Fenelon erzogenen Duc de Bourgogne, geb. d. 15. Febr. 1710, kam zur Regierung 1715, ſtarb den 10. Mai 1774. Er vermählte ſich 1725 mit Maria, T. des Stanislaus Leſczinsky (ſt. 1768). Die Geſchichte Ludwigs XV., von Antoine Fantin Desodoards (Paris, 5 Th. J. VI. 8.) und das Jahrhundert Ludwigs XV., von Arnoux Laffrey, herausgegeben von Maton (Paris, 2 Th. 1796. 8.) leiſten das

nicht, was man nach Voltaire's Werk über die Regierung dieſes Königs von franzöſiſchen Schriftſtellern erwarten konnte. Die Memoires von Dúclos, St. Simon und ähnliche, die Geſchichte Frankreichs im 18. Jahrh. von Lacretelle (Paris, 6 Th. 1811. 8., deutſch von Sander mit Berichtigungen) und die bekannte Schrift: La vie privée de Louis XV. (4 voll. 8.) enthalten wichtige Materialien zu der Geſchichte dieſes unwürdigen, willenloſen Königs, der durch Wolluſt, Andächtelei, Verſchwendung und Despotismus aus Schwäche, die Übel des Staats unheilbar machte. Das Zeitalter, das ihn erzog und verdarb, und auf welches er und ſein Hof gleich verderblich zurückwirkten, erklärt nicht bloß die Entſtehung, ſondern auch den Geiſt und die Bösartigkeit der Revolution. Doch fällt ein großer Theil dieſer Schuld auf die Regentſchaft, welche Philipp Herzog von Orleans und der Kardinal Dubois bis zum J. 1723 führten (ſ. d. Art, Orleans, Regent.) Der Geſchichtſchreiber Ludwigs wird ſeine Perſönlichkeit, ſeine Regierung und ſeine Zeitgenoſſen, nach ihren gemeinſchaftlichen Beziehungen darſtellen, und dabei die fortwirkenden Einflüſſe des Zeitalters Ludwigs XIV. auf die allgemeine religiöſe und politiſche Denkart der gebildeten Stände, vorzüglich aber die während ſeiner Regierung ſich erhebende Gewalt der öffentlichen Meinungen in Frankreich ſcharf in's Auge faſſen müſſen. Das Eigenthümliche der Zeiten Ludwigs XV. beſteht in jener geiſtigen Entwickelung der Nation, in dem Glanze und in der Kühnheit neuer wiſſenſchaftlicher Anſichten, die in das Leben eindrangen. Aus ihnen ging hervor jene furchtbare Trennung des Verſtandes von der Sittlichkeit, der Leidenſchaften von der Gerechtigkeit, und der Aufklärung der Begriffe von den Formen des Staats und der Kirche. Die unmäßige Genußgier, welche von oben herab alle Stände durchdrang, verband ſich mit einer gewinnſüchtigen Selbſtſucht, welche durch die leichtſinnigen Finanzplane Law's und des Regenten geweckt, durch den Bankerott von 500,000 Bürgern, die von ihrem ganzen Vermögen nichts, als Papier übrig behielten, mit Betrug und Verzweiflung gepaart, und durch die Philoſophie des Tages in Schutz genommen oder entſchuldigt wurde. Aus dieſer Genußgier und Selbſtſucht entwickelten ſich die meiſten Fehler und Laſter Ludwigs XV. Zeitgenoſſen. Es entſtand eine Sittenvergiftung, welche ſich bei der Eitelkeit und dem Leichtſinne der Nation immer weiter verbreitete, und immer tiefer und tiefer an den Wurzeln des Gemeingeiſtes und jeder Bürgertugend nagte. Ludwig XIV. nahm mit den Worten von ſeinem Urenkel und Nachfolger Abſchied: „ich habe wider meine Meinung meinem Volke große Laſten aufgelegt; aber langwierige Kriege, die ich führen mußte, nöthigten mich dazu: liebe den Frieden und unternimm nie einen Krieg, wenn ihn nicht das beſte des Staats und die Wohlfahrt der Völker nothwendig machen.“ Noch tiefern Eindruck hätte auf das Gemüth des königl. Kindes das Betragen des Volks machen können, welches den Leichenwagen des Königs mit Schimpfworten begleitete, und ſich einer ſchamloſen Freude überließ. Was mußte aber der 6jährige Knabe von dem Lit de justice, (die ſtärkſte Äußerung des Despotismus) welches ihn der Regent zur Beſtätigung ſeiner Regentſchaft halten ließ, ſich für eine Vorſtellung machen? Wie ganz anders dachte ſein Vater, der edle Duc de Bourgogne, welcher die Abſicht hatte, wenn er den Thron beſtiege, dem Volke ſeine verlornen Rechte wieder zu geben! Erſt mit dem ſiebenten Jahre kam Ludwig unter männliche Aufſicht. Sein Führer, der Marſchall von Villeroi, war aber kein Montauſier, Beauvilliers, oder Fenelon. Als einſt Ludwig von einer gefährlichen Krankheit ge-

nas, äußerte das Volk ſeine Freude durch widerholte Feſtlichkeiten. Der Hof und der Garten der Tuillerien wurde nicht leer von Menſchen. Da führte Villeroi den König von einem Fenſter zum andern. „Hier ſehen ſie, mein König! ihr Volk; dieſes Volk gehört Ihnen ganz an; alles, was Sie ſehen, iſt Ihr Eigenthum; Sie ſind Herr und Meiſter davon!“ Der Lehrer des jungen Königs, der kluge, beſcheidene Fleury, Biſchof von Frejus, gewann das Vertrauen ſeines Zöglings auf eine edlere Art. Ein Dritter, der jedoch auf den jungen König weniger Einfluß erhielt, war ſein Beichtvater, der Jeſuit Linieres. Der Kardinal Dubois hatte deſſen Ernennung zu dieſer wichtigen Stelle, gegen Fleury's Wunſch und den Rath des wackern Kardinals Noailles, durchgeſetzt. Indeß behielt Fleury das ganze Vertrauen Ludwigs, der nach dem Tode des Regenten, 1724, auf ſeines Lehrers Rath den Duc de Bourbon zum oberſten Staatsminiſter ernannte, der jedoch ohne Wiſſen und Zuſtimmung des 73jährigen Prälaten nichts unternehmen konnte. Bis jetzt hatte der König, welcher 1723 die Regierung ſelbſt antrat, dem bisherigen Regenten aber, als erſten Staatsminiſter, die Leitung der Geſchäfte anvertraute, eine gänzliche Willenloſigkeit gezeigt. Man beſtimmte ihm eine ſpaniſche Prinzeſſin von 6 Jahren zur Gemahlin; man ſchickte ſie ihren Ältern zurück; man verwies vom Hofe den Marſchall von Villeroi und vermählte den König mit Maria Lesczinska, der Tochter des entthronten Königs Stanislaus von Polen, ohne daß er bei dieſem allen mehr, als eine gleichgültige Nachgibigkeit bewieſen hätte. Als aber die Partei des Duc den Prälaten entfernen wollte, und der beleidigte Fleury ſich in ſein Landhaus zurückgezogen hatte: da verlangte der König ſeine Rückkehr mit ſolcher Feſtigkeit, daß der Duc ſelbſt an den Prälaten ſchreiben, und ihn im Namen des Königs zurückzukommen bitten mußte. Bald darauf, 1726, trat Fleury an die Spitze der Verwaltung. Er lehnte den Titel eines oberſten Miniſters ab, war es aber bis an ſeinen Tod (1743). Seine Verſtellungskunſt ging auf den König über, in deſſen Privatleben jetzt eine große Veränderung, wahrſcheinlich ſelbſt durch Fleury begünſtigt, eintrat. Die gute Hoffnung, welche ſeine Jugend, ſein Fleiß und einige gutmüthige Äußerungen von ihm gegeben hatten, erſtickte im ſinnlichen Genuß und in der Üppigkeit des Hoflebens. Der friedliche, auf Ordnung und Sparſamkeit hinarbeitende Kardinal Fleury gab dem entkräfteten Reiche eine ſiebenjährige Ruhe; dennoch war er nicht aufgeklärt genug, um den Streit über die Bulle Unigenitus beizulegen. Bald ſah er ſich wider ſeinen Willen in einen Krieg verwickelt. Als nämlich Auguſt II., König von Polen, 1733 geſtorben war, wünſchte Ludwig XV., ſeinen Schwiegervater, zu Auguſts Nachfolger erwählt zu ſehen, und erklärte, daß die Freiheit der Wahl durch keine fremde Macht geſtört werden ſollte: allein der Kaiſer Karl VI. ſchloß mit dem Kurfürſten von Sachſen ein Bündniß, unterſtützte deſſen Wahl zum Könige von Polen, und Ludwigs Plan ward vereitelt, doch erhielt Frankreich nach zwei Feldzügen, für den aus Danzig mit Lebensgefahr entflohenen Lesczinski, durch die wiener Präliminarien 1735, den Beſitz des, nachher von Frankreich abgetretenen Herzogthums Lothringen. Nach Carls VI. Tode (1740) zog des franzöſiſchen Marſchalls Belleisle, der von Frankreich anerkannten pragmatiſchen Sanction widerſprechender Entwurf, die öſterreichiſche Erbmacht zu zerſtückeln, den alten Kardinal in einen Krieg hinein, deſſen glücklichen Erfolg die Kargheit des 85jährigen Miniſters vereitelte. Frankreichs Heere fochten für den Kurfürſten von Baiern, welcher die ganze öſterreichiſche Monarchie in Anſpruch nahm. England war auf Maria

Thereſia's Seite. Die Eroberung Böhmens mißglückte; kaum konnten Maillebois, Belleisle und Broglio die Trümmer der geſchlagenen Heere aus Böhmen und Baiern über den Rhein zurückführen. Noch mehr verlor Frankreich zur See; denn Fleury hatte die franzöſiſche Seemacht vernachläſſigt. Nach ſeinem Tode (1743) gaben des Grafen Moritz von Sachſen (ſ. d. Art.) Siege den franzöſiſchen Waffen einen neuen Glanz; und Frankreich erhielt im aachner Frieden (1748) die verlornen Kolonien wieder. Der Staat aber war durch einen ungerechten und unpolitiſchen Krieg, mehr als je, erſchöpft. Ludwig hatte ſelbſt an einigen Feldzügen Theil genommen; und als er zu Metz in eine ſchwere Krankheit fiel, den Beinamen des Vielgeliebten (le-bien-aimé) erhalten. Die Liebe der Franzoſen war größer, als ſein Verdienſt: denn Ludwig machte ſich ſeit dieſer Zeit der öffentlichen Achtung immer unwürdiger, indem er zur größten Trägheit und Sinnlichkeit herabſank, und die Führung der Staatsgeſchäfte der Marquiſe von Pompadour (ſ. d. A.) überließ. Dieſe war Regentin; der Monarch ſchien abweſend zu ſein: ihn beſchäftigten nur ſeine Orgien, oder kindiſche Unterhaltungen und Deſpotenfurcht. Er zeigte ſich ohne Würde, als das Spiel kleiner Leidenſchaften und das Werkzeug fremden Einfluſſes. Die Nation, auf welche eine ſo kraftloſe Regierung nicht einwirken konnte, folgte ganz ihrer unruhigen Beweglichkeit. Kämpfe der öffentlichen Meinung, kühne Hoffnungen, neue Syſteme beluſtigten und beſchäftigten alle Klaſſen der Geſellſchaft. Jeder ſehnte ſich nach einem neuen, beſſern Zuſtande; der Gehorſam wurde immer ſchlaffer; der Wunſch nach Veränderung immer lauter; es fehlte nichts, als Aufruhr und Empörung. Die Sinnlichkeit des Königs gab ihn ganz in die Gewalt der herſchſüchtigen Pompadour. Während ſie ihn ein ſchändliches Serailleben führen ließ, gab ſie, launenhaften Einfällen folgend, die Ehre, das Vermögen und den Flor des Staats allen denen Preis, die durch ſchimmernde Eigenſchaften zu ihr ſich hinzudrängen wußten. Sie gewöhnte den König an die acquits de comptant, oder Anweiſungen auf Zahlungen, welche den Schatz nach Willkür erſchöpften und das Rechnungsweſen zerrütteten. Die Koſten des ſogenannten Hirſchparks (parc-aux cerfs), das ſchändlichſte Mittel für Ludwigs verächtliche Wolluſt, wurden mit ſolchen Acquits beſtritten, und Lacretelle glaubt, ſie (ſeit 1733) auf 100 Millionen ſchätzen zu können! Ludwig ſpielte gern hoch, und legte dazu eine Privatkaſſe an, deren Verluſt er aber aus der Staatskaſſe erſetzte. Die an ihn verloren, wurden durch einträchtliche Staatsämter entſchädigt. Um jene Kaſſe zu vermehren, trieb er ohne Bedenken Agiotage und Kornwucher. Das Steigen und Fallen der Staatspapiere und Kornpreiſe beſchäftigte ihn ganz im entgegengeſetzten Sinne, als es einem Könige geziemt. Er legte zu dieſem ſchimpflichen Handel ein Kapital von 10 Millionen aus ſeinem Privatſchatze an, und ließ ohne Scheu in dem Staatsalmanach von 1774 unter den Finanzbeamten auch einen Herrn Mielavand als trésorier des grains pour le compte de S. M. aufführen. Aus Langeweile druckte er auch manchmal Bücher; inſofern machte ihn ſelbſt das bekannte phyſiokratiſche Syſtem ſeines Leibarztes Quesnay Vergnügen. Er nannte ihn ſeinen Denker (Penseur), hörte gern, wenn er die Handlungen der Miniſter tadelte, kümmerte ſich aber nicht um die Anwendung ſeiner Ideen. Gegen die Frauen betrug er ſich öffentlich mit der Artigkeit eines franzöſiſchen Ritters, miſchte ſich aber zugleich in ihre kleinen Händel, und ſpielte die Rolle eines Vertrauten. Er war neugierig und wollte alle Hofintriguen in Europa wiſſen, in welcher Abſicht er geheime Agenten unterhielt, von

denen oft ſeine Miniſter nichts erfuhren. Das ernſte, männliche Betragen des Dauphins, die Tugenden der Dauphine machten auf ihn keinen bleibenden Eindruck. Doch ſchien er bisweilen, beſonders nach dem Tode der Königin, Reue zu fühlen. Aber bald ſuchte und fand er Troſt in den alten Vergnügungen. Seit 1769 beherrſchte ihn die du Barri, welche dem königlichen Schatze in 5 Jahren 180 Mill. Livres gekoſtet haben ſoll. Als Ludwig älter wurde, nahmen ſeine Frömmelei und Stumpfheit zu, je tiefer er in niedrige Sinnlichkeit verſank. Seine geheimen Ausſchweifungen entehrten die Unſchuld und vergifteten das Familienglück ſeiner Unterthanen. Die öffentliche Verachtung äußerte ſich gegen einen ſolchen König durch Satyren, Kupferſtiche und Spottlieder, an welche ſich das Volk ſchon unter der Regentſchaft gewöhnt hatte. Verhaftbriefe konnten dem Könige das verlorne Anſehn nicht wiedergeben. Der Haß des Volks glaubte die ungereimteſten Beſchuldigungen, und Ludwig entzog ſich aus Furcht und Abneigung dem öffentlichen Anblicke. Bei dieſer ſtumpfen Sorgloſigkeit nahm der franzöſiſche Leichtſinn immer mehr überhand; Jedermann war mit Kleinigkeiten und perſönlichen Entwürfen beſchäftigt; die großen Angelegenheiten des Staats hingegen, Finanzen und Kriegswiſſenſchaften wurden vernachläſſigt. Gleichwol ſah ſich Frankreich 1754 wegen der Forts am Ohiofluſſe in Amerika mit England in einen Seekrieg verwickelt; und als ob dieſer Kampf nichts bedeute, trat es leichtſinnig (1759) auf die Seite Öſterreichs gegen Preußen. Der kluge Kaunitz hatte die eitle, durch Friedrichs II. Stachelworte beleidigte Pompadour gewonnen. Dieſe ließ den Duc de Choiſeul an des Abbé Bernis Stelle zum erſten Miniſter ernennen; und es wurde 1753 den 30. Dec. ein neues Bündniß zu Verſailles mit Öſterreich geſchloſſen, das eben ſo ſeltſam, als in der Geſchichte einzig iſt (ſ. Choiſeul). Die Franzoſen erlitten zu Waſſer und zu Lande große Verluſte; ſelbſt ihr militäriſcher Ruf war ſeit der Schlacht bei Roßbach (5. Nov. 1757) ſehr geſunken; und nach ſieben unglücklichen Jahren mußten ſie ſich glücklich ſchätzen, daß Choiſeul 1762 mit England den Frieden zu Fontainebleau und den Definitivfrieden zu Paris 1763 abſchloß, obgleich Frankreich in denſelben Kanada bis an den Miſiſippi, Kap Breton und die Inſeln Grenada, Tabago, St. Vincent und Dominique verlor, auch Minorca wieder an England zurückgeben mußte. Ludwig blieb bei allen Ereigniſſen gleichgültig. Als er den Marſchal von Richelieu nach der glänzenden Einnahme von Mahon (1756) wieder ſah, wandte er ſich bloß mit der Frage an den von der ganzen Nation gefeierten Feldherrn: „Wie haben ihnen die Feigen in Minorca geſchmeckt?“ Der berühmte bourbon'ſche Familien-Traktat, durch welchen Choiſeul im Laufe des Krieges (1761) Spaniens, Siciliens und Parma's Politik mit dem franzöſiſchen Staatsintereſſe auf immer zu vereinigen hoffte, war für Frankreich keine große Hülfe. Nach dem Kriege zeichnete ſich Choiſeul's Miniſterium durch mehrere, oft gewaltſame Reformen aus; insbeſondere durch die Vertreibung der Jeſuiten aus Frankreich (1764) und die Erwerbung von Korſica (1769). Bald darauf ſtürzte die du Barri, in Vereinigung mit dem Kanzler Maupeou, den Herzog von Choiſeul, und erhob den Herzog von Aiguillon auf deſſen Poſten. Der Prozeß des letztern mit dem Parlament zu Rennes, welches gegen ihn, als vormaligen Gouverneur von Bretagne, in heftigem Tone geſchrieben hatte, und die Widerſetzlichkeit ſämmtlicher Parlamente, beſonders in Sachen der neuen, drückenden Finanzedikte, war Veranlaſſung, daß der König 1771 die Parlamentsglieder aus Paris verwies, und bald darauf die Parlamente ganz aufhob, welche

erſt unter Ludwig XVI. (1774) mit gewiſſen Einſchränkungen wieder hergeſtellt wurden. Das verrufene Edikt, welches der Kanzler Maupeon damals erließ, nannte den König den einzigen und höchſten Geſetzgeber ſeines Königreichs, der dem Parlamente zwar Vorſtellungen gegen ein neues Geſetz erlaube, allein, nach zweimal gemachten Bemerkungen, unbedingten Gehorſam fordern könne. So erhob Maupeou den unumſchränkten Willen des Monarchen zu einem Verfaſſungsgeſetz! Ein ſeiner würdiges Gegenbild war der Generalcontroleur der Finanzen, der Abbe Terrai, der das Land ungeheuer ausſog, während er ſich ein jährliches Einkommen von 1,200,000 Livres erwarb. In dem Maße, als der König im Innern verachtet war, ſiel zugleich auch Frankreichs auswärtiges Anſehen. Polen wurde im J. 1773, ohne Frankreich zu fragen, zerſtückelt. Endlich ſtarb der, zu einem völligen Nichts herabgeſunkene König, den kein häuslicher Unglücksfall, nicht einmal der von einem Fanatiker, Damiens (ſ. d. Art.) 1757, verſuchte Meſſerſtich, nach das öffentliche Elend, je hatten zur Erkenntniß bringen können, an den Kinderplattern, mit welchen ihn ein junges Mädchen, durch das die Gräfin du Barri ſeine Melancholie zerſtreuen wollte, angeſteckt hatte. Er hinterließ eine Schuldenlaſt von 4000 Millionen Livres. K.

Ludwigs XV. Zeitalter. War die Regierung Ludwigs ſchwach und dem Staate verderblich, ſo erhob ſich deſto kräftiger der Geiſt der Nation, geweckt durch die Zeiten Ludwigs XIV. und durch ausgezeichnete Männer in dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft. In Paris entſtanden ſchöne und gemeinnützige Anſtalten; Paläſte und Kirchen wurden gebaut, z. B. die Kirche der heil. Genovefa von Soufflot u. A.; der Kriegsminiſter Graf d'Argenſon gründete 1751 die Kriegsſchule von Paris, und ließ die Champs Elisées anlegen: der Intendant Trudaine leitete mit Erfolg den Straßenbau; der Handel Lyons und Bordeaux ſchmückte dieſe Städte mit königlicher Pracht; Stanislaus Lesczinski (ſtarb 1776) ſtellte in Lothringen den öffentlichen Wohlſtand bei geringen Mitteln mit der glücklichſten Einſicht wieder her, und Pigal führte ein prächtiges Denkmal aus, daß dem Marſchal von Sachſen (erſt 1750) in Straßburg errichtet wurde. Unter den vielen Malern in dieſer Zeit waren die beſſeren Le Moine und Vernet. Allein der edlere Kunſtgeſchmack verlor ſich unter dem Einfluſſe eines üppigen Hofes, und die Kunſt huldigte dem Luxus. Sie gefiel ſich in eitlem Prachtſchimmer; doch zugleich vervollkommnete ſie die Manufakturen. Der kunſtreiche Vaucanſon wandte ſeinen Erfindungsſinn auf die Verbeſſerung der Gobelins an. Ludwig XV. ſelbſt nahm Antheil an dem Fortgange der auf der Frau von Pompadour Rath geſtifteten Porzellanfabrik zu Sevres. Dagegen ſoll er die Erfindung eines Zerſtörungsmittels, das furchtbarer, als das griechiſche Feuer geweſen ſei, aus Menſchlichkeit unterdrückt haben; eine Handlung, die ihm zur Ehre gereichen würde, wenn ſie hiſtoriſch erwieſen wäre. Unternehmende und einſichtsvolle Männer, wie la Bourdonnaye, der Stifter der Kolonien Isle de France und Bourbon, und ſelbſt ſein Verläumder, der ränkeſüchtige Dupleix, erweiterten den Handel Frankreichs. Louiſiana, Kanada, vorzüglich St. Domingo und die kleinen Antillen, die Kolonie am Senegal und die Häfen in der Levante beſchäftigten die franzöſiſche Thätigkeit und bereicherten die Seeſtädte. Allein durch la Bourdonnaye's empörend ungerechte Behandlung beraubte der Staat ſich ſelbſt der in Oſtindien über England erhaltenen Vortheile; und während Frankreich durch den leichtſinnig geführten Krieg (von 1755—1762) Kanada und mehrere Inſeln

verlor, beförderte es durch eigene Schuld die brittiſche Macht in Indien. Bei dem allen erhielt nach und nach, durch Reichthum und geiſtige Bildung, der dritte Stand Anſehen und Einfluß, der je länger, deſto wirkſamer wurde. Die öffentliche Meinung nahm in Ludwigs XV. Zeitalter den Charakter der Beweglichkeit, des Leichtſinns und der Kühnheit an, der ſich ſpäter in der Revolution ſo furchtbar entwickelte. Auffallende Begebenheiten, wie der Prozeß des unglücklichen Jean Calas und die Hinrichtung des 17jährigen Religionsſpötters, Ritters de la Barre, waren, brachten neue Anſichten in allgemeinen Umlauf. Aber das Unglück Frankreichs wollte, daß der Verfall der Sitten und Religioſität, gleichzeitig mit den Mißbräuchen der willkürlichen Gewalt, mit herrſchenden Vorurtheilen und Prieſterdruck, das in Frankreich aufgehende Licht der Wahrheit in einen verzehrenden Feuerbrand und die Schutzwaffen der Erkenntniß in zweiſchneidige Dolche verwandelte, daß der Egoismus der Sinnlichkeit ſich des Gebietes des Verſtandes bemächtigte, und daß der glänzende Witz mehr galt, als ein ernſter Wille und ein gediegener Charakter. Dieſes unglückliche Zuſammentreffen des öffentlichen Elends mit der ſittlichen Verwilderung erſtickte im praktiſchen Leben ſo manches Samenkorn der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß des Beſſern, welches Männer, wie Montesquieu, denen Frankreich ſeinen geiſtigen Einfluß auf die höheren Klaſſen der Geſellſchaft in einem großen Theile von Europa verdankte, auszuſtreuen bemüht waren. Der unwiſſende, ſtumpfſinnige Ludwig hatte einen natürlichen Abſcheu vor Allem, was geiſtige Bildung hieß. Er fürchtete talentvolle Schriftſteller, und ſagte öfters von ihnen: ſie werden die Monarchie zu Grunde richten. Doch folgte er in den erſten Jahren ſeiner Regierung dem Kardinals Fleury, welcher die Wiſſenſchaften ſchätzte, und ſpäter gab er dem Urtheile ſeines Hofes und vorzüglich der Frau von Pompadour nach, welche ſich gefiel, eine Beſchützerin des Genies und Kennerin des Vortrefflichen zu heißen. Den mächtigſten und dauerndſten Einfluß auf den Geiſt der Nation übte Voltaire aus, der 1716 mit der Tragödie: Ödip, ſeine glänzende Laufbahn eröffnete. Ludwig war ihm abgeneigt, aber die Marquiſe bewog ihn dennoch, Voltaire zum Hiſtoriographen und Kammerjunker zu ernennen. Indeß verleidete der dem Dichter Crebillon abſichtlich vom Hofe gegebene Vorzug dem Sänger der Henriade den Aufenthalt in Paris. Mit ihm zugleich weckte das Nachdenken und den Witz der Nation der unſterbliche Montesquieu. Seine Lettres persannes (1721) zündeten den Funken des öffentlichen Urtheils und ſein Werk: sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains (1734), wurde, ſo wie der Esprit de loix (1748), ein klaſſiſches Handbuch für das Studium der Politik. Um dieſe Zeit hatte die allgemein aufgeregte Theilnahme an wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden den Kardinal Fleury und den Grafen Maurepas veranlaßt, den König zu bewegen, daß er Newton's Meinung von der Geſtalt der Erde durch eine im hohen Norden und unter dem Äquator unternommene Gradmeſſung, (1735 und 1736) prüfen ließ, und Caſſini's Karte von Frankreich unterſtützte. Darauf traten ſeit 1749 Büffon, J. J. Rouſſeau, Diderot, D'Alembert, Düclos, Condillac und Helvetius in die Reihe der großen Schriftſteller Frankreichs. Die größten Reibungen in der öffentlichen Meinung veranlaßte das Dictionnaire encyclopédique von Diderot und d'Alembert, gegen das ſich die Geiſtlichkeit, namentlich die Jeſuiten, und die Miniſter erhoben. Nicht minder Aufſehen erregte das Werk l'Helvetius: de l'esprit. Auch die Frauen nahmen mit großer Lebhaftigkeit an dem Kampfe der Philoſophie An-

theil. Es bildeten ſich Bureaux d'esprit, und aus den philoſophiſchen Zirkeln beim Baron von Holbach und bei Helvetius gingen mehrere materialiſtiſche und atheiſtiſche Schriften hervor, vorzüglich in den J. von 1758 bis 1770. Die berühmteſte darunter iſt das Système de la nature, für deſſen Verfaſſer der Baron von Holbein gehalten wird. Die Religion wurde am frechſten angegriffen von La Mettrie, D'Argens, dem Abbé de Prades, die ſämmtlich aus Frankreich verbannt, bei Friedrich II. Schutz ſuchten, deren Meinungen aber in Frankreich Eingang fanden. Die Verbannungsurtheile der Sorbonne erregten nur mehr Widerſtand, und der Leichtſinn des Zeitgeiſtes nahm die kühnſten und glänzendſten Irrthümer am liebſten in Schutz, wenn ſie das Talent des Witzes vortrug. Keine Schrift war für die öffentliche Sittlichkeit ſo verderblich, als Voltaire's Pucelle, ein geiſtvolles Gedicht, welches nur der unſaubere Geiſt der Zeiten der Regentſchaft ſeinem Verfaſſer einhauchen konnte. Doch arbeiteten weiſe Männer, wie Turgot, Malesherbes, nicht ohne Beifall der Beſſern, dieſem Verderben entgegen, und retteten die Ehre der geſunden Vernunft. Dahin gehören: Duclos Considérations sur les moeurs, von denen Ludwig XV. ſelbſt ſagte: ſie ſind das Werk eines Ehrenmannes. Thomas, Marmontel und La Harpe erklärten ſich laut gegen den Atheismus. Jene Angriffe auf die chriſtliche Religion gelangen vorzüglich dem Witze Voltaire's, als der Duc de Choiſeul, um die Stimmen gegen die Jeſuiten für ſich zu haben, der Philoſophie des Verfaſſers des Dictionnaire philosophique (Voltaire) ſich annahm. Den heftigſten Zorn der Antiphiloſophen reizte Rouſſeau durch ſeinen Emil. Jeſuiten und Janſeniſten vereinigten ſich gegen ihn, und er mußte, ungeachtet der allgemeinen Bewunderung, die ihn erhob, Frankreich verlaſſen. Dieſe wenigen Züge können hinreichen, um ſich einen Begriff von dem revolutionären Geiſte des Zeitalters Ludwigs XV. zu machen. Die öffentliche Meinung in Frankreich war längſt im Zuſtande wilden Aufruhrs, ehe die durch Ludwigs XV. Regierung vernichtete Achtung für die Monarchie, die durch ſein Beiſpiel verdorbene Moral des Volks, und die durch ſeine Verſchwendungen zerrüttete Staatskraft den Ausbruch der Revolution und mit ihr den Umſturz des entweihten Thrones herbeiführten. K.

Ludwig XVI., Ludwigs XV. Enkel, zweiter Sohn des Dauphins von deſſen zweiter Gemahlin, Marie Joſephe, Tochter Friedrich Augusts, König von Polen und Kurfürſten von Sachſen, geb. d. 22. Aug. 1754, vermählt 1770 mit Marie Antonia von Öſterreich. An ſeiner Erziehung hatte die Gräſin Marſan, Gouvernante der Kinder von Frankreich, vielen Antheil, und Ludwig hörte auch als König auf ihre Empfehlungen, wovon der Abbé Georgel in ſeinen Memoiren ein merkwürdiges Beiſpiel erzählt. Mit dem beſten Willen, aber in Regierungsgeſchäften völlig unerfahren, beſtieg dieſer unglückliche Fürſt, 1774 in einem Alter von kaum 20 Jahren den Thron. Beſcheiden lehnte er den Beinamen des Erſehnten, le désiré, ab, welchen die Nation ihm entgegenrief, die er von der bei der Thronbeſteigung herkömmlichen Abgabe befreite. Sein Großvater hatte ihn nach dem Tode des Dauphins im J. 1765 abſichtlich von Allem, was ſich auf ſeine Beſtimmung bezog, entfernt gehalten; und die Gräſin du Barri ſuchte ſich für die Nichtachtung, welche der ernſte, ſittlichſtrenge Prinz ihr bewies, der ſeine von ihr gehaßte Gemahlin innig liebte, dadurch zu rächen, daß ſie ihn in den Augen des Königs lächerlich machte. Auch die Miniſter ließen geheim die Meinung verbreiten, daß der Prinz hart, und weit entfernt … nachſichtigen Güte ſeines Großvaters ſei. Sein Äußeres ſchien

u beſtätigen. Er war gewöhnlich in ſich gekehrt, ſtill und verlegen, ınd wagte nicht, die Gefühle ſeines Wohlwollens laut werden zu laſſen. Seine Blödigkeit galt für Mißtrauen. Er fühlte ſich fremd an einem Hofe, wo das Laſter unter tauſend glänzenden Formen ihn umgab. Da Schmeichelei an ihm nicht haftete, ſo wurde er den Hofleuten gleichgültig. Der Duc de Choiſeul ſagte daher mit Recht: auf dem ſchönſten Throne der Erde war Er der einzige König, der nicht nur keine Schmeichler hatte, ſondern dem man auch nicht die geringſte Gerechtigkeit widerfahren ließ. In ſeinem Geſichte, das nicht ohne Würde war, drückten ſich die Grundzüge ſeines Charakters aus: Redlichkeit, Unentſchloſſenheit und Schwäche. Doch ſchadete ihm ein gewiſſes ſtörriges Benehmen, das die Mittheilungen der Freundſchaft von ſich wies; den Franzoſen aber mißfiel am meiſten ſeine Haltung, die nichts von der Anmuth hatte, welche faſt alle Prinzen von Geblüt beſaßen. Nur im traulichen Geſpräch ſagte er oft ein ſinnreiches, treffendes Wort, erröthete aber, wenn man es wiederholte. Faſſungskraft, Fleiß und ein außerordentliches Gedächtniß erleichterten ihm ſeine Studien; aber leider betrafen ſie nicht unmittelbar die Pflichten und Kenntniſſe eines Fürſten; er beſchäftigte ſich zu ſorgfaltig mit dem Beſondern und Kleinlichen. So druckte er 1766 als Dauphin in 35 Exempl.: Maximes morales et politiques, tirées de Télémaque, imprimés par Louis-Auguste, Dauphin. Versailles, de l'imprimerie de Monseigneur le Dauphin. Er hatte die Maximen aus Fenelon's Werk ſelbſt gezogen. Auch konnte er ſich über geographiſche oder chronologiſche Einzelnheiten gut unterhalten; aber das Pragmatiſche der Geſchichte, wodurch die Könige warnend belehrt, war ihm fremd geblieben, ungeachtet er als Dauphin gute hiſtoriſche Werke geleſen, ſelbſt Hume's Geſchichte des Sturzes Carls I., Walpole's hiſtoriſche Zweifel über die Verbrechen, deren Richard III. beſchuldigt worden, und Bruchſtücke aus Gibbon's Geſchichte des römiſchen Reichs überſetzt hatte. Letztere Überſetzung erſchien unter dem Namen des Herrn le Clerc de Sept Chenes, Vorleſers Ludwigs XVI. Aufrichtig, fromm und duldſam neigte er ſich, obgleich im Mißtrauen gegen die Philoſophen aufgewachſen, zu einer, den Menſchen und Völkern wohlwollenden Philoſophie hin. Die Tugenden ſeines Vaters, die ſtille Häuslichkeit ſeiner Mutter, halten ihm einen ſittlich-religiöſen Sinn tief eingeprägt. Doch ſein Beiſpiel ſollte zeigen, wie unzureichend auf dem Throne die Tugenden eines Privatmannes ſind. Er wählte den Grafen Maurepas, einen Mann von Geiſt und Erfahrung, der aber leichtſinnig dachte, und in Epigrammen glänzen wollte, zu ſeinem Staatsminiſter; an des verrufenen Abbé Terrai Stelle übertrug er das Finanzweſen dem aufgeklärten, genialen und rechtſchaffenen Türgot, der ſtreng nach philoſophiſchen, zum Theil phyſiokratiſchen Grundſatzen die Gebrechen des Staats durch umfaſſende Reformen zu heilen ſich vornahm, und in den bevorrechteten Ständen die Quelle alles Übels ſah. Aber ſogleich vereinigten ſich gegen ihn die Freunde der alten Mißbräuche, der hohe Adel, der Hof und die Geiſtlichkeit. Als nun auch die Parlamente auf Maurepas Rath, gegen Türgot's Meinung, wieder hergeſtellt worden waren: ſo verwickelte der Meinungskampf der alten mit der neuern Zeit mehr, als je, die Schritte der Regierung. Der Graf von Vergennes leitete die auswärtigen Angelegenheiten; Graf Muy war Kriegs-, und Sartine Seeminiſter. Die neuen Theorien, welche Türgot im Staatsrathe vortrug, hatten zwar den Beifall der Philoſophen; auch nahmen die geiſtreichen Männer und Frauen, welche Madam Helvetius, Mad. Geoffrin, Mlle. Espi-

naſſe, die Prinzeſſin von Beauveau und die Herzogin d'Enville bei ſich verſammelten, lebhaften Antheil an Türgot's liberalen, von den edelſten Fürſten Europa's, von Joſeph II. und Leopold, laut gebilligten Planen; allein die Unzufriedenen fanden an den alten Parlamenten einen Stütze ihres öffentlichen und geheimen Widerſtandes. Zwar wurden beſchwerliche Frohndienſte, willkürliche Abgaben, die Leibeigenſchaft in den Gebirgen des Jura und die Folter abgeſchafft, und mehreres Gute vorbereitet; doch konnte Türgot des Königs Furchtſamkeit, den Kampf mit der Geiſtlichkeit, dem Adel und den Parlamenten entſchloſſen zu beſtehen, nicht überwinden. Dieſe vereinigten ſich gegen die Miniſter, und die Nation, welche auf ſeiner Seite war, konnte, ohne Stellvertreter, ihm gegen einen ſolchen Bund keinen Beiſtand leiſten. Sie reizten den Pöbel auf, und bei Gelegenheit des Edikts, das den Getreidehandel frei gab, fielen Auftritte vor, wie nachher zur Zeit der Revolution. Der furchtſame, unerfahrne Ludwig glaubte ſich vom Volke gehaßt, und war gegen die Meuterer nachgibig; endlich gebrauchte er, auf Türgot's und Muy's Vorſtellungen, Nachdruck, und die Unruhen, welche man in Paris la guerre des farines nannte, wurden gedämpft nach der Amneſtie vom 17. Mai 1775. Auf die Krönung des Königs (11. Juni 1775) folgte die Ernennnng des edeln, gewiſſenhaften Maleſherbes zum Miniſter. Er war Türgot's Freund. Beider gemeinſchaftliches Wirken hätte vielleicht den Widerſtand der alten Unordnung beſiegt, gegen welche 1776 ſechs königl. Edikte erſchienen; aber unglücklicherweiſe verfuhr der neue Kriegsminiſter, der Graf von St. Germain, in ſeinen Neuerungen gewaltſam und griff nicht Vorurtheile, ſondern den militäriſchen Geiſt der Franzoſen ſelbſt an. Die aufgehobenen oder verminderten Corps, und der beleidigte Militäradel erklärten laut ihren Unwillen über das den höheren Ständen ohnehin verhaßte Neuerungsſyſtem. Der Staat gehe dabei zu Grunde, war das allgemeine Geſchrei und das Parlament weigerte ſich, fünf Edikte des Königs einzuregiſtriren. Ludwig entſchloß ſich zwar, ſein Anſehn durch ein Lit de justice (12. März 1776) zu behaupten; aber die Königin, eine Fürſtin, die ihrem Gemahle eben ſo an Lebhaftigkeit des Verſtandes, als an Witz überlegen war, und daher den Glanz und die Freude liebte, folgte nebſt Maurepas, der Türgot's geheimer Feind war, der öffentlichen Stimme. Ihr vermochte der König nicht zu widerſtehen. Er wankte; das Deficit, welches die Bezahlung der Schulden und die Krönungskoſten im Jahr 1775 hervorbrachten, flößte ihm Mißtrauen gegen Türgot's philoſophiſche Anſichten ein. Maleſherbes nahm ſeinen Abſchied; Türgot mußte ihn nehmen. Die Privilegirten hatten geſiegt; aber der Haß des dritten Standes und die Sehnſucht aller Hellſehenden und Wohlmeinenden nach einer durchgreifenden Reform wurden nur um ſo größer. Doch wollten ſie keinen Umſturz des Ganzen; ihre kühnſten Wünſche blieben innerhalb der Schranken einer monarchiſchen Form, bis der nordamerikaniſche Freiheitskrieg den Zündſtoff in dieſe brennende Maſſe warf. Der Tag, an welchem Ludwig das Bündniß mit den nordamerikaniſchen Staaten ſchloß (6. Febr. 1778), beſtimmte ſein Schickſal; denn der hieraus entſtandene Krieg (1778 bis 1782 welcher Frankreich, nach Audouin, 1400 Mill. Livres gekoſtet hat) machte die Nation und das Heer mit republikaniſchen Ideen vertraut, und führte ein unheilbares Deficit, dieſes die allgemeine Ständeverſammlung, dieſe aber den Fall des Monarchen und der Monarchie herbei. Ludwig ſelbſt war gegen die Theilnahme an dieſem Kriege; allein er ward im Staatsrathe überſtimmt, indem die Miniſter glaubten, den Flor des franzöſiſchen Han-

dels auf Englands Sturz zu gründen. Nach Türgot's Entfernung nahm die Verſchwendung bei Hofe zu; während Ludwig ſich jede große Ausgabe verſagte, bewilligte er ſie nur zu leicht der Königin und den Prinzen des Hauſes. Luxus und Pracht machten die verſchiedenen Hofhaltungen überaus koſtbar. Man ſpielte hoch; man baute; man hielt Wettrennen; man befriedigte jeden Einfall, und Ludwigs Mißbilligung, der ſich oft dieſen Feſten entzog, galt für das Zeichen gemeiner Geſinnung. Die Regelmäßigkeit ſeiner Lebensweiſe, wo Studien und häusliche Freuden mit ernſten Geſchäften wechſelten, machte auf die fröhlichen Verſchwender keinen Eindruck. Ludwig wußte nicht dem Hofe und den Prinzen Ehrfurcht einzuflößen. Er bezahlte die Schulden des Grafen Artois. Auch die Königin überließ ſich ihrem fröhlichen Sinne. Geſchmack und Kunſtſinn, von allen Launen der Mode begleitet, herrſchten in den Feſten von Verſailles und Klein-Trianon. Maurepas durchſchaute entweder nicht, wohin das Alles führen mußte, oder er fügte ſich mit egoiſtiſchem Leichtſinn in die Nothwendigkeit. Das Vergnügen war auch ſein Element. Er blieb dirigirender Miniſter bis an ſeinen Tod (21. Nov. 1781); doch theilte er das Vertrauen Ludewigs mit der geiſtvollen Königin und mit Jedem, der den Monarchen durch Vorſpiegelungen von Gemeinwohl zu täuſchen vermochte. Der Wechſel mit den Finanzminiſtern: Clugny, Taboureau, Necker, Joly de Fleury und d'Ormeſſon vermehrte die Verwirrung. Anerkannt war das Daſein großer Mißbräuche; aber eben ſo unmöglich das Ausreißen ihrer tiefen Wurzel. Die Verabſchiedung Necker's, dem ſein eitler Compte rendu Haß zugezogen hatte, ward vom dritten Stande, um deſſen Gunſt Nekker buhlte, als ein öffentliches Unglück betrachtet. So herrſchte in der öffentlichen Meinung längſt vor der Revolution eine wahre Anarchie, die ſelbſt bis in den Staatsrath drang. Nach dem Frieden von Verſailles 1783, der einige Vortheile brachte, die jedoch den Aufwand nicht erſetzten, ward der höchſt leichtſinnige, viel verſprechende und wenig leiſtende Calonne Finanzminiſter. Zwar behauptete Vergennes in den auswärtigen Verhältniſſen (z. B. in den Scheldeſtreite) die Ehre der franz. Krone; allein der Handelsvertrag, den er 1786 mit England abſchloß, ward als der größte Fehler ſeiner Staatsverwaltung betrachtet, ob er gleich eine Folge des Friedens von Verſailles war. Auch machte man ihm den Vorwurf, daß er die von Joſeph II. angebotene vortheilhaftere, engere Verbindung nicht angenommen, und dadurch Öſterreichs Annäherung an Rußland veranlaßt habe. Der König ſelbſt verrieth Schwäche, indem er Miniſter, deren Plane er anfangs gut hieß, vor deren Ausführung entließ. Man erzählt, er habe zuweilen ſeine Nebenſtunden mit Schloſſerarbeiten ausgefüllt, und ſei dabei zum Genuß von ſtarken Getränken verleitet worden. Dies und die Arbeit beim Feuer hätten ſein Blut erhitzt und ſeine Überlegung geſchwächt, ſpäterhin aber hätte ſeine natürliche Indolenz, bei zunehmender Körperſtärke, jede ſelbſtſtändige, freie Thätigkeit ſeines Geiſtes gehindert, und eine phlegmatiſche Gleichgültigkeit erzeugt. Allein man weiß auch, daß Ludwig ſich gern wiſſenſchaftlich beſchäftigte und gemeinnützige Unternehmungen mit Liebe betrieb. Er entwarf mit vieler Einſicht den Plan und die Inſtruction für la Perouſe zu einer Reiſe um die Welt im J. 1786. Mehrere Stellen in letzterer ſprechen auf eine rührende Art den wohlwollenden Sinn dieſes argloſen Fürſten aus. Er beklagte la Perouſe's unglückliches Schickſal oft mit den Worten: „Ich ſehe zu wohl, daß ich nicht glücklich bin.“ Sein Wohlwollen machte ihn beſonders für die ärmern Geiſtlichen beſorgt; indeß be-

folgte auch er den Grundſatz Ludwigs XV., Bisthümer und reiche Pfründen keinem aus dem Bürgerſtande zu geben. Eine eben ſo unbillige und weit nachtheiligere Scheidungslinie zog er bei dem Heere, wo er die militäriſchen Grade ausſchließend dem Adel beſtimte. Der dritte Stand mußte ſchweigen; deſto bitterer und leidenſchaftlicher erklärte ſich die Menge über den Hof und die höhern Stände, als der berüchtigte Halsbandprozeß gegen den Kardinal, Prinzen von Rohan, 1785 ſeinen Anfang nahm. (Man leſe hierüber Georgel's Memoires. Th. II.) Die Schmähſchrift der gebrandmarkten Gräfin de la Mothe und ihres Mannes ſtreute die gröbſten Verleumdungen gegen die unſchuldige Königin aus, die von dem Volke nur zu leichtgläubig aufgenommen wurden. Der Thron wurde durch dieſen Vorfall herabgewürdigt, und man glaubt, daß ſchon damals der unverſöhnliche Feind der Königin, der Herzog von Orleans, die verächtliche la Mothe als ein Werkzeug ſeines Haſſes benutzt habe. Bei dieſer Gährung der öffentlichen Meinung überredete Calonne den König, die Notablen zu berufen, um Hülfsquellen für den erſchöpften Schatz anzuzeigen. Zum Unglück ſtarb der Graf von Vergennes (13. Febr. 1787), und den 22. Februar eröffnete der König die Verſammlung mit einer Rede, die auf die Gemüther nicht vortheilhaft wirkte. Das Deficit (der General-Controleur hatte es zu 112 Mill. angegeben; man ſchätzte es aber auf mehr, als 140 Mill.) machte Calonne's Pläne verdächtig. Es bildete ſich eine Oppoſition, und Calonne erhielt den Abſchied. Das Parlament widerſprach zwei neuen Auflagen (timbre et subvention territoriale), welche den großen Gutsbeſitzern läſtig fielen, und verlangte die Zuſammenberufung der Reichsſtände. Dieſes große Wort zerriß wie ein Blitzſtrahl den dunkeln Schleier der Zukunft. Die Nation hörte es mit Jauchzen; der Hof zitterte. Ludwig wagte ein Lit de justice; aber das Parlament erklärte es für ungültig. Nach Lacretelle war ein Calembourg der Funke, welcher die Mine zündete, die den Thron umſtürzte, indem die, durch Ideen und Leidenſchaften aufgeregte, durch Haß und Verachtung erbitterte, durch den Anblick vielfacher Noth zur Verzweiflung gebrachte, und durch Nordamerika für die Freiheit begeiſterte Maſſe der Nation Ziel und Maß zu halten unfähig war. Der König verwieß das Parlament nach Troyes. So war der Krieg zwiſchen dem Throne und der Nation erklärt. Überdies hatte damals die Regierung bei dem Kampfe der holländiſchen Patrioten mit dem Erbſtatthalter im J. 1787 ohne Würde gehandelt; dadurch verlor ſie vollends ihr Anſehen in Frankreich. Der König ſelbſt zeigte gegen ſeine nächſten Umgebungen, die ſich, wie z. B. der Duc de Coigny, in die Einſchränkungen des Hofſtaates nur mit dem größten Widerwillen fügten, eine an Schwachheit grenzende Gutmüthigkeit. Die Partei Orleans arbeitete insgeheim und öffentlich dem Miniſter Lomenie de Brienne entgegen. Endlich unterhandelte man mit dem Parlamente. Es kam zurück. Aber der Herzog von Orleans reizte deſſen Widerſtand von neuem auf. Die Schritte wurden auf beiden Seiten immer gewaltſamer; in Bretagne brach im Juni 1788 die Empörung aus; der Adel und die Offiziere des Regiments Baſſigny wagten es damals zuerſt, die Waffen gegen die Befehle des Königs zu führen. Selbſt die Geiſtlichkeit forderte ungeſtüm die Berufung der Stände. (Über die verderblichen Ränke der Royaliſten überhaupt geben Beſenval's und Molleville's Memoiren Aufſchluß.) Der ſchwache, in allen ſeinen Plänen gehinderte Prinzipalminiſter Brienne ging ab, und Necker trat im J. 1788 als Direktor der Finanzen in den Staatsrath ein. Auf ſeinen

rath verſammelte Ludwig zum zweiten Male die Notabeln, um die ;orm der Stände und der Abſtimmung feſtzuſetzen. Hier bewilligte er em dritten Stande die doppelte Repräſentation, ſo daß er nun an Zahl en beiden andern Ständen gleich war. Den 5 Mai 1789 ward der Reichstag eröffnet! Mitten unter dem Parteienkampfe der Bevorrechteten und der neuen Theorien ſtand der König fromm und ſchüchtern, erlaſſen und allein. „Gott verhüte, ſagte er zu dem Adel, welcher ſich nit dem dritten Stande nicht vereinigen wollte, daß ein einziger Menſch m meiner Angelegenheiten willen umkomme! Er ſuchte einzig nur as Gemeinwohl mit redlichem Willen; aber um ihn her ſchwankte ales; wie ſollte er Feſtigkeit zeigen! Die Demokraten haßten ihn als König; die Emigranten und die in Frankreich zurückgebliebenen Ariſtokraten hielten ihn für untauglich zur Regierung. Er ſelbſt brachte den Staate die größten Opfer, ſogar ſolche, die ſeine perſönliche Sicherheit n Gefahr ſetzten, z. B. die Entlaſſung ſeiner Leibwache. Dennoch onnte er der giftigſten Verläumdung nicht entgehen. Unter andern vereitete man, daß er in einer heimlichen Akte gegen Alles proteſtiret abe, was von ihm gegen die alten königlichen Vorrechte gezwungener Weiſe bewilligt worden ſei. Indeß hörte man, mitten unter den gröbſten Beſchuldigungen, doch auch — ſo iſt der Sinn der Franzoſen! — uweilen ein glänzendes Schmeichelwort. Als Ludwig XVI. der Nationalverſammlung den 4. Febr. 1790 beiwohnte, ließ die Nationalgarde von Verſailles eine goldene Münze ſchlagen, worauf ein Pelikan vorgeſtellt war, der ſeine Jungen mit ſeinem Blute nährt. Die Umſchrift hieß: Français, sous cet emblème adorez votre Roi! — Die Tage es 11., 12. und 14. Juli 1789; die Nacht des 4. Auguſts; der greuelvolle 5. und 6. Oktober; die zu Varennes vereitelte Flucht des Königs den 21. Juni 1791, wo Ludwig unentſchloſſen, Gewalt zu gebrauchen, Bouillé's Plan zu ſeiner Rettung ſelbſt vernichtete, und zugleich durch die zurückgelaſſene Erklärung an ſeine Unterthanen die öffentliche Meinung gegen ſich aufbrachte (ſ. d. Bericht des H. v. Valory, Minerva, Nov. 1815.); die Annahme der Conſtitution den 14. Sept. 1791, welche ihn für unverletzlich erklärte; der Angriff des Pöbels von Paris auf den königlichen Palaſt den 20. Juni 1792, wo Ludwig eben ſo ſtandhaft, als würdevoll die Foderungen der mit Orleans verbundenen Partei zurückwies, und den 22. öffentlich erklärte, nie werde Gewalt eine Zuſtimmung erzwingen zu dem, was er dem allgemeinen Wohle für nachtheilig halte; die Kataſtrophe des 10. Auguſts, der Ludwig unterlag, weil er, die Gefahr zu beſiegen, nicht den Muth hatte; ſeine Verhaftung in der Nationalverſammlung, in deren Mitte er ſich geflüchtet hatte; endlich der ſchändliche Prozeß vor dem Convente, wo er mit Würde und Gegenwart des Geiſtes die Anklagpunkte beantwortete: dies waren die wichtigſten Ereigniſſe, welche das Schickſal des Königs beſtimmten. (Vergleiche den Artikel Frankreich von 1789 bis 1814.) Er ſelbſt bewies unter dieſen Mißhandlungen den Muth der Unſchuld und eine Geiſtesſtärke, welche man früher an ihm nicht gekannt hatte. Als Gefangener der Gemeinde von Paris im Tempel verſagte man ihm, bis kurz vor ſeinem Tode, Feder, Dinte und Papier. (S. Clery's, des treuen Dieners ſeines Königs, Journal de ce qui s'est passé à la tour du temple pendant la capitivité de Louis XVI, und Hue's, der Ludwig in den Tempel folgte, Schrift über denſelben Gegenſtand.) Seine gewöhnliche Beſchäftigung war der Unterricht ſeines Sohnes und Leſen. Er zog lateiniſche Schriftſteller den franzöſiſchen vor. Faſt täglich las er im Tacitus, Livius, Seneca, Horaz und

Terenz; in ſeiner Mutterſprache aber gewöhnlich nur Reiſebeſchreibungen. Am Abend vor ſeinem Tode fand er, daß er in den fünf Monaten und ſieben Tagen ſeiner Gefangenſchaft 157 Bände geleſen habe. Ludwig ward den 15. Jan. 1793 von 690 Stimmen, unter 719 Stimmenden, der Verſchwörung gegen die Freiheit der Nation und des Angriffs auf die allgemeine Sicherheit für ſchuldig erklärt, hierauf am 17. Jan., nachdem man mitten im Prozeß am 16. Jan. das Geſetz, welches zwei Drittel der Stimmen zur Beurtheilung erforderte, aufgehoben, und die abſolute Mehrheit als hinreichend erklärt hatte; indem man bei wiederholter Zählung 366 Stimmen für den Tod, folglich unter 727 Stimmenden eine künſtliche Mehrheit von 5 Stimmen für das Todesurtheil herausbrachte, zum Tode verurtheilt, und, ohne auf die von ſeinen Vertheidigern Malesherbes, Tronchet und Deſeze eingelegte Berufung auf die Nation zu achten, welche den 19. Jan. von 380 Stimmen unter 690 Stimmenden verworfen wurde, noch ihm die am 20. Jan., an welchem man ihn das Urtheil eröffnete, erbetene dreitägige Friſt, um ſich auf ſeinen Tod vorzubereiten, zu bewilligen, im 39. Lebensjahre, im Angeſichte ſeines ehemaligen Palaſtes, den 21. Jan. 1793, guillotinirt. (S. Poſſelt's Prozeß gegen den letzten König von Frankreich, Ludwig XVI., Nürnb. 1802.) Er ſtarb mit dem Muth chriſtlich-frommer Ergebung. Sein letztes Wort, das ſeine Unſchuld betheuerte und ſeinen Richtern vergab, wurde durch Trommelwirbel und durch das Geſchrei erſtickt: Es lebe die Republik!! (S. Memoirs of the Abbé Edgeworth, des Prieſters, der ihn zum Tode vorbereitete (containing his narrative of the last hours of Louis XVI. Lond. 1816. Vergl. Zeitgenoſſen I, 4.) Die Franzoſen ſind nur gerecht, wenn ſie die Herzensgüte dieſes Monarchen der Heinrich IV. gleichſtellen. Ludwig zeigte ſchon in ſeiner Jugend eine in den höhern Ständen ſeltene Empfindſamkeit. Er brauchte den Unglücklichen nicht zu ſehen; hörte er von ihm reden, ſo vergoß er Thränen, und eilte, ihm zu helfen. Unerkannt milderte er das Elend in den Hütten und unter den Dachbewohnern. Als er nach dem Tode ſeines Vaters, des Herzogs von Bourgogne, zum erſten Male bei Hofe als Dauphin begrüßt wurde, konnte er ſich der Thränen nicht entwehren. Noch größer war ſein Schmerz beim Tode Ludwigs XV. „O Gott, rief er aus, ſoll ich denn das Unglück haben, regieren zu müſſen!“ Sein Lieblingsgrundſatz und die Regel ſeiner Handlungen war: „Die Könige ſind nur deßhalb auf der Erde, um durch ihre Regierung die Völker glücklich und durch ihr Beiſpiel tugendhaft zu machen.“ Die Errichtung des Leihhauſes und der Discontokaſſe, die Aufhebung der Frohnen, der Tortur und der Leibeigenſchaft im Jura, ſind nur einige ſeiner wohlthätigen Verfügungen. Er ließ die Staatsgefängniſſe unterſuchen, und befreite die unſchuldigen Opfer der Willkür. Man vergleiche die Zahl der Gefangenen in der Baſtille am 14. Juli 1789, und die unter Napoleon im J. 1813. Ludwig erklärte, daß er nie einen Verhaftbrief (lettre de cachet) im Voraus unterzeichnen würde. Kurz, er beabſichtigte nichts, als das Glück und die Liebe des Volks. Auf ſeiner Reiſe nach Cherbourg, 1786, wo er den berühmten Hafenbau 1784 zuerſt unternommen und 37 Mill. Livres dazu beſtimmt hatte, erhielt er die unzweideutigſten Beweiſe von der Liebe der Franzoſen. Er ſchrieb damals an die Königin: „die Liebe meines Volks hat mich in meinem Innerſten gerührt; denke Dir, ob ich nicht der glücklichſte König auf Erden bin.“ Und in ſeinem Teſtamente vom 25. Dec. 1792 ſagt dieſer Monarch: „Ich vergebe von ganzem Herzen denen, die ſich als meine Feinde be-

trugen, ohne daß ich ihnen dazu Urſache gab, und ich bitte Gott, ihnen zu vergeben. Meinen Sohn aber ermahne ich, wenn er das Unglück haben ſollte, König zu werden, ſtets daran zu denken, daß er allen Haß und alle Empfindlichkeit vergeſſe, namentlich auf mein Unglück und meine Leiden. Ich empfehle ihm, ſtets zu bedenken, daß man ſich ganz dem Glücke ſeiner Mitbürger widmen ſoll; daß er das Glück ſei er Völker nur dann macht, wenn er nach den Geſetzen regiert, daß aber der König dem Geſetze nur dann Achtung verſchafft und ſeinen guten Zweck erreicht, wenn er das dazu nöthige Anſehen beſitzt." Mit derſelben Geſinnung ſchrieb er an Monſieur (Ludwig XVIII.): „Ich gehorche der Vorſehung und der Nothwendigkeit, indem ich mein unſchuldiges Haupt auf das Blutgerüſt trage. Mein Tod legt meinem Sohne die Bürde der königlichen Würde auf. Sei ſein Vater und regiere den Staat, um denſelben ihm ruhig und blühend zu übergeben. Meine Abſicht iſt, daß du den Titel eines Reichsverweſer annehmeſt; mein Bruder Carl Ludwig wird den eines Lieut. Generals annehmen. Allein weniger durch die Gewalt der Waffen, als durch die Verſicherung einer weiſen Freiheit und guter Geſetze wirſt du meinem Sohne ſein durch die Aufrührer uſurpirtes Erbtheil wieder geben. Vergiß nie, daß es mit meinem Blute gefärbt iſt, und daß dir dieſes Blut Gnade und Verzeihung zuruft! Dein Bruder bittet dich darum, und dein König befiehlt es. Gegeben im Thurme des Tempels, am 20. Jan. 1793." Ludwigs Grab befand ſich auf dem Magdalenen-Kirchhofe zu Paris, zwiſchen den Gräbern derer, die einſt bei ſeinem Vermählungsfeſte im J. 1774 im Gewühle auf dem Ludwigsplatze erdrückt worden waren, und der am 10. Auguſt 1792 in der Vertheidigung des Königs gefallenen Schweizer. Ein Privatmann hat dieſen Platz in der Revolution gekauft und ſeines Königs Andenken ſtill gefeiert, bis Ludwigs Tod in allen Kirchen Frankreichs ſeit 1815 wieder öffentlich durch die Vorleſung ſeines Teſtaments gefeiert wurde. Deſodoard's Werk über die Geſchichte dieſes Fürſten und de Moulières Esquisse du Portrait de Louis XVI. ſind unbedeutend; J. J. Regnault's Siècle de Louis XVI. iſt einſeitig; er preiſet unter andern die erſte Conſtitution von 1791 als ein chef d'oeuvre de l'univers, welche man bald darauf in Frankreich eine Mißgeburt nannte. Des Grafen von Anchiviller, welcher in Hamburg unter dem Namen Truemann lebte, Brief an Ludwig XVI., geſchrieben am Tage nach der Taufe des Dauphin, iſt ein ſchätzbarer Beitrag zur Charakteriſtik des unglücklichen Monarchen. Die kürzlich erſchienene Vie privée et politique de Louis XVI., avec un précis historique sur Marie-Antoinette, Mme Elisabeth etc. par M. A... enthält nur wenig unbekannte Materialien. Wichtiger ſind des Abbé Georgel Mémoires pour servir à l'hist. des événem. depuis 1760 jusqu'en 1806-1810., die der Neffe des Verfaſſers nach deſſen Tode herausgegeben hat (Paris 1817, 2 Bde.), und der Mad. Campan Memoiren über das Privatleben der Königin, nebſt Anekdoten aus den Zeiten Ludwigs XIV., XV. XVI. (Paris 1822. 3. Vol.)

Ludwig XVII. oder Louis Charles de France, geb. d. 27. März 1785, Herzog der Normandie, und ſeit 1789 wo ſein älteſter Bruder ſtarb, Dauphin, wurde zugleich mit ſeinem Vater, Ludwig XVI., ſeiner Mutter, Schweſter und Tante, den 10. Auguſt 1792 in das Gefängniß des Temple gebracht. Er war ein Knabe von zierlichem Wuchſe, edlem, freundlichem Geſicht, den Kopf mit ſchönen Locken umwallt, welche bis auf die Schultern hinabfielen, und gab große Proben von Verſtand und Lernbegierde. Die Marquiſe Tourzel war ſeine

Gouvernante; der Abbé d'Avaux ſein Lehrer. Seine Mutter liebte er auf's zärtlichſte, dabei war er muthig, entſchloſſen und voll Ehrgefühl. Nach Ludwigs Hinrichtung riefen die Royaliſten den jungen Capet, wie ihn die Republikaner nannten, unter dem Namen Ludwig XVII. zum Könige von Frankreich und Navarra aus. Die Machthaber in Frankreich aber riſſen das Kind, ſechs Monate nach des Vaters Tode, von der Seite ſeiner Mutter und übergaben ihn der Aufſicht des Schuſters Simon, eines unwiſſenden, wilden Jakobiners. Von dieſem Manne erlitt der Knabe eine ſo unſinnige Behandlung, daß er durch Schändlichkeiten, aller Art betäubt, die Freude am Leben mit der Kraft zugleich verlor und funfzehn Monate lang ein hartnäckiges Stillſchweigen beobachtete, bis er an den Folgen dieſer Qual, an der Rachitis, den 8 Juni 1795 im Tempel ſtarb. Auf den Antrag des Vicomte Chateaubriand votirten die Kammern 1816 den Bau eines Sühnungsdenkmals auf das königliche Kind, zudem aber bis 1823 noch keine Anſtalt gemacht worden iſt. Vier Pſeudo-Ludwige XVII. ſind bereits zu verſchiedenen Zeiten aufgetreten. Das meiſte Aufſehen machte ein Landſtreicher, Mathurin Bruneau, deſſen Prozeß in Paris 1818 mit der größten Öffentlichkeit geführt wurde. Der Betrüger kam auf einige Jahr in's Zuchthaus.

Ludwig XVIII. (Stanislaus Xaver) le désiré, ſonſt Graf von Provence, dritter Sohn des Dauphin (des Sohnes Ludwigs XV.) geb. d. 17. Nov 1755, vermählt den 14. Mai 1771 mit Marie Joſephe Louiſe, T. des K. Victor Amadeus III. von Sardinien, welche 1810 ſtarb. Er hieß nach dem Regierungsantritte ſeines Bruders, Ludwigs XVI., (1774), Monſieur, und nach deſſen Tode Regent von Frankreich. Nach dem Tode ſeines Neffen, d. 8. Juni 1795, von welcher Zeit an er ſeine Regierungsjahre zählt, nannte er ſich Ludwig XVIII., König von Frankreich und Navarra. Europa aber, ſelbſt England, erkannte ihn als König von Frankreich nicht eher an, als nach der Einnahme von Paris den 31. März 1814. Damals trat ſein Bruder Monſieur, Graf von Artois, als Generallieutenant in Paris d. 13. April an die Spitze der proviſoriſchen Regierung. Hierauf übernahm Ludwig XVIII. ſelbſt die Regierung durch ſeine Bekanntmachung aus St. Ouen, den 2. Mai 1814. Während der Regierung ſeines Bruders nahm er ſehr wenig Antheil an den Parteiungen und den Luſtbarkeiten des Hofes, und beſchäftigte ſich am liebſten mit Büchern; ſeine Gemahlin folgte andern Lieblingsneigungen. Man bemerkt, daß Ludwig XVIII. in früheren Jahren viel Sinn für Poeſie gezeigt hat, und Verfaſſer mehrerer artigen Gedichte iſt. Auch hat er einige Bände von Gibbon's Geſchichte überſetzt, und ſich mit dem Studium der römiſchen Dichter und philoſophiſchen Schriften beſchäftigt. Die Geſchichte ſeiner Auswanderung hat er ſelbſt mit vieler Gemüthlichkeit erzählt in der, zu Paris 1823 erſchienenen Relation d'un voyage à Bruxelles et à Coblence 1791. Charakteriſtiſch iſt die Widmung derſelben; à Antoine-Louis-François d'Avarey, Son Liberateur, Louis-Stanislas-Xavier de France, Plein de reconnaissance. Salut. Bei der erſten Verſammlung der Notabeln (1787) ſtand er an der Spitze des erſten der ſieben Ausſchüſſe, und ſchien aus Überzeugung auf die Seite der Oppoſition gegen den Generalcontroleur der Finanzen, Calonne, zu treten; wenigſtens wurde dieſer von dem Ausſchuſſe unter dem Vorſitze des Grafen von Provence am heftigſten angegriffen. Das Volk faßte daher eine Vorliebe für ihn und begrüßte ihn mit Freudengeſchrei, als er vom Könige den Auftrag er-

hielt, dem Oberrechnungshofe die Einregiſtrirung einiger Edikte anzubefehlen. Sein Bruder hingegen, der Graf Artois, welcher nicht zur Oppoſition gehörte, wurde mit Beleidigungen überhäuft. Bei der zweiten Verſammlung der Notabeln (9. Nov. 1788) ſprach Necker den Wunſch aus, daß der dritte Stand eine doppelte Vertretung haben möchte. Der Graf Artois und die Prinzen Condé widerſetzten ſich dieſem Verlangen; der Graf von Provence hingegen war ihm geneigt. Indeſſen erklärte ſich von allen ſechs Ausſchüſſen der Notabeln nur ein einziger, der unter Monſieurs Vorſitz, für die doppelte Zahl der Abgeordneten des dritten Standes; die übrigen hatten ſie mit einer kleinen Stimmenmehrheit verworfen. Der König bekräftigte die Meinung Monſieurs, behielt aber, was damit im Widerſpruche ſtand, die die getrennte Berathſchlagung der drei Stände bei. In der Revolution konnte Monſieur ſo wenig, als der König ſelbſt, den Verleumdungen der Volkspartei entgehen. Nach der Zerſtörung der Baſtille begleiteten beide Brüder den König, am 15. Julius, in den Saal der Nationalverſammlung, wo Ludwig erklärte, daß er auf die Liebe und Treue ſeiner Unterthanen rechne, und daher den Truppen Befehl gegeben habe, ſich von Paris und Verſailles zu entfernen. Aber das Volk hatte den Grafen Artois in Paris bereits geächtet; dieſer verließ daher den 16. Jul. mit ſeinen zwei Söhnen das Königreich. Ihm folgten die Prinzen Condé und Conti, die Herzöge von Bourbon, Enghien und von Luxemburg. Monſieur blieb. Als das Volk die Hinrichtung des Marquis von Favras verlangte, weil er den König habe entführen, und eine Gegenrevolution habe machen wollen, woran auch der Graf von Provence Theil genommen, begab ſich dieſer den Tag nach der Verhaftung des Marquis (26. Dec. 1789) auf das pariſer Stadthaus, um ſich perſönlich zu rechtfertigen. „Er ſtehe mit dem Marquis in keiner andern Verbindung, als daß dieſer ihm habe zwei Millionen Livres zur Bezahlung ſeiner Schulden negociren ſollen.“ Von dieſem Gelde glaubte das Volk, es ſei zur Anwerbung von Truppen beſtimmt geweſen. Der Marquis wurde vom Chatelet zum Tode verurtheilt und am 19. Febr. gehängt. Endlich bewogen die ſtürmiſchen Bewegungen der Parteien in Paris den König (Juni 1791) ſich an die Grenze des Königreichs zu begeben. Ludwig ſchlug die Straße von Montmedy, der Graf von Provence aber die nach Mons ein. Jener wurde in Varennes angehalten; dieſer entkam glücklich nach Brüſſel. Er nahm hierauf an den Schritten der Ausgewanderten in Koblenz Theil, proteſtirte gegen die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung und gegen die Beſchränkung der Freiheit des Königs. Auf des Königs Aufforderung an ihn, vom 30. und 31. Okt. 1791, daß er zurückkehren ſolle, erließen die Prinzen eine Erklärung, daß ſie die Conſtitution als ein Werk von Aufrührern anſähen, daß der König zwar den Beſitz des Königreichs habe, aber bloß als Fideicommiß, das er ſeinen Nachfolgern ſo überliefern müſſe, wie er es bekommen. Solche Anſichten machten die Trennung zwiſchen Alt- und Neu-Frankreich, wie man den Hof der Prinzen und das kleine Heer der Prinzen von Condé nannte, unheilbar. Sie verwickelten den König immer tiefer in den Haß der Parteien, und die geſetzgebende Verſammlung erklärte den 16. Jan. 1792 den Grafen von Provence ſeines Rechts auf die Regentſchaft für verluſtig. Bald darauf brach der Krieg aus. Die beiden Brüder des Königs ſchloſſen ſich an der Spitze von 6000 M. Cavallerie dem preußiſchen Heere an. Nach Ludwigs XVI. Tode verlegte Monſieur, der bisher zu Hamm in Weſtphalen gewohnt hatte, unter dem Namen eines Grafen von Lille, ſeinen

Hof nach Verona. Hier wurde er 1795 von den Ausgewanderten zu
Könige von Frankreich und Navarra ausgerufen. Alle Unfälle, die ſei
dem ihn trafen, ertrug er mit Würde und Faſſung. Als ihn das J
darauf der venetianiſche Senat, durch Buonaparte's Drohungen erſchre
nöthigte, Verona zu verlaſſen, unterwarf er ſich zwar dieſer Maßreg
doch ließ er ſich bei ſeiner Ankunft in Venedig das ſogenannte gol
Buch vorlegen, und durchſtrich darin den Namen Heinrichs IV. Jetzt fü
er ein wanderndes Leben, unterſtützt von fremden Höfen, vorzüglich
engliſchen, und von einzelnen Freunden des Hauſes Bourbon. Zu
ging er zum condé'ſchen Heere am Rhein, um als Freiwilliger zu dien
ward aber genöthiget, die Armee zu verlaſſen, und begab ſich nach Dilli
in Baiern. Hier ſtand er den 19. Juli 1796 Abends gegen 10 Uhr mit
Herzögen von Grammont und Fleury am Fenſter, als ein Schuß fiel, und
an der Schläfe ſtreifte. „Sein Sie ruhig, ſagte er ſogleich zu den erſch
kenen Herzögen, ein Schuß an den Kopf, der nicht zum Fallen brin
hat nichts auf ſich." Als darauf der Graf Avaren ausrief: „Ach, w
die Kugel eine Linie tiefer getroffen hätte!" verſetzte Ludwig: „
ſo würde der König von Frankreich Carl X. (Artois) heißen." V
dort ging er nach Blankenburg, wo er unter dem Schutze des Herz
von Braunſchweig lebte, und einen Briefwechſel mit ſeinen Anhä
in Frankreich, namentlich mit Pichegrü, unterhielt. Nach dem Fri
von 1797 begab er ſich nach Mitau, wo er die Vermählung des H
d'Angouleme mit Ludwigs XVI. Tochter feierte. Als Paul I. ih
fernern Aufenthalt in ſeinen Staaten unterſagt hatte, erlaubte ih
preußiſche Regierung, ſich in Warſchau niederzulaſſen. Hier m
Buonaparte 1803 einen Verſuch, den Prätendenten zur Entſagu
bewegen. Allein dieſer wies alle glänzenden Anerbietungen von ſi
und antwortete dem Unterhändler des erſten Conſuls den 28. F
„Ich verwechſele Herrn Buonaparte nicht mit ſeinen Vorgängern; i
ſchätze ſeine Tapferkeit, ſeine militäriſchen Talente, und weiß ihm D
für manches Gute, daß er meinem Volke erzeigt. Allein nie
ich meine Rechte aufgeben, treu dem Range, in welchem ich ge
bin. Als Enkel des heiligen Ludwig werde ich ſelbſt in Ketten
achten; als Nachfolger Franz I. will ich wenigſtens ſagen können,
er: Wir haben Alles verloren, nur die Ehre nicht." Die Pri
traten den 23. April der Antwort des Königs bei. Jener Abgeſ
war bald darauf wieder beim Prätendenten geweſen, und hatte ei
Änderung in der Form der Antwort gewünſcht, weil ſie den Oberc
erbittern, und dadurch das Unglück der Bourbons vermehren kön
Allein Ludwig änderte nichts. „Den Souverän," erklärte er,
ſich durch Buonaparte's Verlangen genöthigt glaubt, mir ſeinen S
zu entziehen, den werde ich bedauern, und geben. Ich fürchte
muth nicht; ich würde, müßte es ſein, ſchwarzes Brodt eſſen mit
nen Getreuen." Der hamburger Correſpondent vom 9. Sept.
zwar durch ein Schreiben aus Paris vom 31. Auguſt dieſe, dem Prä
denten gemachten Anträge für Erdichtungen zu erklären; auch die
hemer franzöſiſche Zeitung erklärte ſie für grundlos; allein der R
teur widerſprach nicht. Im J. 1805 ging Ludwig mit Genehmi
des Kaiſers Alexanders nach Mitau zurück, allein der tilſiter Fri
nöthigte ihn, das feſte Land zu verlaſſen, und er begab ſich am E
des J. 1807 nach England. Hier lebte ſein Bruder, der Graf
Artois, der ſich ſeit 1797 Monſieur nannte, vom J. 1796 an,
zu Edinburgh. Ludwig hatte mehrere Schritte gethan, eine Wie
herſtellung ſeines Hauſes in Frankreich zu bewirken. In dieſer A

chrieb er an Pichegrû und gab ihm Vollmacht. Sein Brief aus Riegel m Badenſchen (24. Mai 1796) iſt ein Beweis des groſsen Vertrauens, as er zu dieſem „tapfern, uneigennützigen und beſcheidenen“ Feldherrn hatte, von dem er damals glaubte, „daſs ihm die Ehre der Wiederherſtellung der franzöſiſchen Monarchie vorbehalten ſei.“ Als das condéſche Corps, bei welchem der Herzog von Berry ſeit 1798 ein in ruſſiſchen und dann in engliſchen Sold genommenes adeliges Cavallerieregiment befehligte, durch die Ereigniſſe aufgelöſet worden war, und vom ruſſ. Kaiſer Wohnplätze in Volhynien erhalten hatte, nahmen die Prinzen des Hauſes Bourbon nur aus der Ferne und mittelbar an den ſpätern Begebenheiten Antheil. Ludwig XVIII. blieb bis zur Entſcheidung des letzten groſsen Kampfes in England, wo er zu Hartwell in Buckinghamſhire ſehr einfach lebte, und ſich hauptſächlich mit politiſchen Studien beſchäftigte, ſo daſs Unglück und Erfahrung, vorzüglich aber die Kenntniſs der brittiſchen Verfaſſung, ſeine frühern Anſichten berichtigt, und ihn für die beſſern Ideen unſerer Zeit empfänglicher gemacht haben können. Daſs er in der Denkart ſeinem unglücklichen Bruder nicht unähnlich ſei, beweiſen mehrere Züge von Gutmüthigkeit. So erlieſs er bald nach dem Unglücke des franzöſiſchen Heeres in Ruſsland an den Kaiſer Alexander ein Schreiben, in welchem er die in Kriegsgefangenſchaft befindlichen Franzoſen, als ſeine Kinder, der Groſsmuth dieſes Monarchen empfahl. Auch feierte er die Siegesfeſte in England nicht mit, weil er die umgekommenen Franzoſen nur bedauern konnte. Als die Verbündeten in Frankreich eingedrungen waren, begab ſich der Graf von Artois den 2. Febr. 1814 nach Baſel. Sein älteſter Sohn, der Duc d'Angoulème, war zu Wellington abgegangen, der jüngere, Duc de Berry, wollte zu gleicher Zeit von Jerſey aus nach der Weſtküſte Frankreichs übergehen, was ihm aber ein Prieſter wiederrieth. Sie machten einen von Ludwig XVIII. an die Franzoſen aus Hartwellhouſe den 1. Febr. 1814 erlaſſenen Aufruf bekannt, welcher zuerſt in Bordeaux, dann ſelbſt in Paris, eine Partei bewog, ſich für die Bourbons zu erklären. Der König verſprach darin volles Vergeſſen des Vergangenen, Beibehaltung der Verwaltungs, und richterlichen Behörden, Fortdauer des eingeführten Geſetzbuchs (mit Ausnahme der Geſetze, welche Religionslehren zuwider wären), Schutz den neuen neuen Eigenthümern gegen gerichtliche Klagen der alten, dem Heere alle ſeine Rechte, Titel und Sold, dem Senate Gewähr ſeiner politiſchen Rechte, Vernichtung der Conſcription, und für ſich und ſeine Familie jedes Opfer, das zur Ruhe Frankreichs beitragen könnte. Aber ohne die Siege der Verbündeten und Napoleons Starrſinn bei den Unterhandlungen zu Chatillon würden dieſe Proklamationen und ähnliche, z. B. vom Herzoge von Angoulème aus St. Jean de Luz, vom 11. Febr., dennoch keinen entſcheidenden Erfolg gehabt haben. Bald nach der Aufhebung jenes Friedenskongreſſes, den 19. März, traf der Graf von Artois in Nancy ein. Doch ſah zuerſt der Herzog von Angoulème, in Bordeaux den 12. März auf franzöſiſchen Boden die Lilien der Bourbons aufpflanzen. Indeſs erhielt die öffentliche Meinung in Frankreich (nach 25jähriger Verwirrung einer ſelbſtſtändigen Richtung nicht mehr fähig) ihre feſte Richtung auf die Wiederherſtellung der Bourbons erſt bei dem Einzuge der Verbündeten in Paris durch die Erklärung des Kaiſers Alexander vom 31. März, daſs man nicht mit Napoleon oder einem Gliede ſeiner Familie unterhandeln wolle. Auch trugen dazu nicht wenig bei: Talleyrand, Jaucourt, der Herzog von Dalberg, Louis und de Pradt in der Unterredung mit Alexander, dem Könige von Preuſsen, Schwarzenberg, Neſ-

ſelrode, Pozzo di Borgo und Lichtenſtein am 31. März durch die Verſicherung, daß die Wiederherſtellung der Bourbons der Wunſch der großen Mehrheit der Nation ſei. (S. de Pradt's Récit historique sur la restauration de la Royauté en France le 31. Mars 1814). Hierauf ernannte der Senat eine proviſoriſche Regierung unter Talleyrand's Vorſitz, welche das Dekret der Abſetzung Napoleons, die der Senat am 2. April beſchloſſen hatte, den 3. April, geſetzlich ausſprach, und den Conſtitutionsentwurf vom 5 April, nach welchem die Bourbons auf den Thron zurückberufen wurden, im Moniteur bekannt machte. Auch übertrug ein Staatsdekret vom 4. April die Oberſtatthalterſchaft dem Grafen von Artois bis zu dem Zeitpunkte, wo Ludwig Stanislaus Xaver, welcher auf Frankreichs Thron berufen ſei, die Conſtitutionsurkunde Frankreichs angenommen habe. Jetzt verließ Ludwig XVIII. Hartwell und kam den 20. April zu London an, von wo ihn der Prinz Regent nach Dover begleitete. Von Dover führte ihn, den 23. April, der Herzog von Clarence nach Calais. Mit Ludwig XVIII. ſtiegen hier zugleich an's Land: die Herzogin von Angoulème, Ludwig des Unglücklichen Tochter, der Prinz von Condé und deſſen Sohn, der Herzog von Bourbon. Als er landete, drückte er die Herzogin von Angoulème an ſein Herz, und ſagte: ich erhalte die Krone meiner Ahnen wieder; wäre ſie von Roſen, ſo würde ich ſie auf dein Haupt ſetzen; da ſie aber von Dornen iſt, ſo ſteht es mir zu, mir damit die Stirn zu bedecken. Das Andenken ſeines erſten Schrittes auf Frankreichs Boden erhält eine in Calais aufgerichtete doriſche Säule von Marmor und die Aufbewahrung der Spur ſeines erſten Fußtapfens in Erz. Der König blieb hierauf in Compiegne einige Tage, wo er, ſo wie in St. Ouen, Deputationen der Behörden von Paris empfing. Auch bewillkommneten ihn in St. Ouen der Kaiſer von Öſterreich, und in Compiegne der Kaiſer von Rußland. Von St. Ouen erließ er am 2. Mai die merkwürdige Erklärung, durch die er das Weſentliche der Conſtitution des Senats vom 6. April in zwölf Punkten annahm, das Ganze aber, als zu flüchtig abgefaßt, einer Commiſſion des Senats und des geſetzgebenden Körpers unterwarf. Dieſer bedeutende Sieg der alten Monarchie über die Revolution wurde durch die äußern Umſtände ſehr begünſtigt. Denn eben jene Urkunde, in welcher unwürdige Senatoren eben ſo voreilig, als ſelbſtſüchtig ihren Vortheil bedacht hatten, widerſprach der öffentlichen Meinung nicht minder, als den folgerechten Monarchismus. Den 3. Mai hielt Ludwig ſeinen feierlichen Einzug in Paris. Aller Hoffnungen wandten ſich ihm entgegen. Hatte doch Johannes von Müller ſchon 1795 von ihm geſagt: „Er werde der einſt beſſer belehrten Nation als König Frieden und Conſiſtenz wiederbringen!" Als Vollzieher des Teſtaments ſeines unglücklichen Bruders, das Vergebung empfahl, gab er die feierliche Verſicherung: „Alle Unterſuchungen der Meinungen und Stimmen bis zur Zeit der Wiederherſtellung ſind verboten. Daſſelbe Vergeſſen des Vergangenen wird den Gerichtshöfen, wie den Bürgern zur Pflicht gemacht." Sein Miniſterium bildete er aus Mitgliedern der bisherigen proviſoriſchen Regierung und aus eifrigen Royaliſten, wie der Kanzler d'Ambray war. Eine ſeiner erſten Verordnungen betraf die bei der Lage des Staats nothwendige Beibehaltung der drükkenden vereinigten Abgaben, deren Abſchaffung zwar verſprochen war, deren Erhebung aber nur gemildert werden konnte. Darauf ſchloß er mit Öſterreich, Rußland, England, Preußen, Spanien, Portugal und Schweden den Frieden ab, Paris d. 30. Mai 1814, und ließ das Verfaſſungsgeſetz entwerfen. Allein ſein Miniſterium verſtand zu wenig den

Geiſt der öffentlichen Meinung, noch wußte es die Unzufriedenen durch Weisheit und Feſtigkeit in Ordnung zu erhalten. Er neigte ſich zu allen Vortheilen hin, und erfüllte keine von den gerechten Erwartungen der Nation in Anſehung der Preßfreiheit und der Herrſchaft liberaler Ideen. Eben ſo ſahen ſich die alten Royaliſten, wie die Anhänger Napoleons, in den Träumen ihres Stolzes und ihrer Habſucht getäuſcht. Jene dürſteten nach Rache, und griffen nach den verlornen Rechten. Dieſe aber, ſo wie die trotzigen Soldaten Buonaparte's, welche zu hunderttauſend aus der Kriegsgefangenſchaft zurückkehrten, zürnten, daß Europa nicht mehr die Beute ihres Waffenſtolzes ſein ſollte. Wenige Tage nach der Bekanntmachung des Friedens ließ Ludwig in ſeiner Gegenwart durch ſeinen Kanzler d'Ambray die Conſtitution des Reichs, la charte constitutionelle, welche die drei Miniſter, d'Ambray, Montesquiou und Ferrand, entworfen, neun Senatoren und neun Abgeordnete aber geprüft hatten, dem geſetzgebenden Körper und den Senatoren, den 4. Juni vorlegen. Sie wurde ſogleich einmüthig als des Königs Wille anerkannt und einregiſtrirt. Ihr Grundſatz war monarchiſch, aber die Formen waren beſchränkend, und den Foderungen der Zeit angemeſſen. (ſ. d. A. **Frankreich ſeit 1814**). Die durch dieſe Urkunde geſtiftete Kammer der Deputirten bat den König, den Beinamen des Erſehnten, Louis-le-désiré, anzunehmen. Ihre Thätigkeit wurde bald mit wichtigen Geſetzentwürfen beſchäftigt, bei deren Prüfung eine beſonnene Freiheit die Redner leitete. Die Wiederherſtellung der Finanzen war ein Hauptgegenſtand. Als bei dieſer Gelegenheit die Civilliſte beſtimmt werden ſollte, erklärte Ludwig den Abgeordneten: „Wenn Sie ſich mit der Civilliſte beſchäftigen, ſo denken ſie eher an den Staat, als an mich!“ Zugleich ernannte der König aus alten und neuem Adel, aus Senatoren und Marſchällen, 151 Mitglieder der Kammer der Pärs 53 der bisherigen Senatoren, unter dieſen 23 Ausländer, wurden vom Könige nicht zu Pärs ernannt; andere wurden ausgeſchloſſen, wie Caulaincourt, Feſch, Fouché, Grégoire, Röderer, Sieyes. Sie behielten aber ihre Einkünfte; ſelbſt ihren Wittwen wurde ein Jahrgeld ausgeſetzt. Es war natürlich, daß Männer, die für den Tod Ludwigs XVI. geſtimmt hatten, nicht Pärs von Frankreich ſein konnten. Das volle Vertrauen des Königs beſaß ſein Hausminiſter, Herr von Blacas, und der Kanzler d'Ambray. Dieſer und die fünf Staatsſekretäre, die Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten (Talleyrand), des Innern, des Kriegs, der Finanzen, der Marine und die Generaldirektoren der Polizei und der Poſten machten, nebſt den Staatsräthen und den Maitres des Requêtes, den Staatsrath des Königs aus, in welchem ohne Unterſchied ausgezeichnete Männer vom alten und neuen Adel, und ehemalige Staatsdiener angeſtellt wurden. Die neuen auswärtigen Verhältniſſe ordnete Talleyrand mit gewohnter Feinheit, nicht ohne Würde und mit ſchonender Rückſicht auf die Eitelkeit und den Stolz der Nation. Vorzüglich trat er auf dem Congreſſe zu Wien als ein bedeutender Wortführer der Oppoſition gegen Preußen auf. Seine Diplomatik athmete jetzt nur Völkerrecht und Großmuth. Dagegen verfehlte der Miniſter des Innern, der Abbé Montesquiou, ganz den rechten Weg, um die öffentliche Meinung in Frankreich für die Bourbons zu gewinnen. Noch weniger war der Kriegsminiſter, General Graf Dupont, geeignet, den Rottengeiſt des Heeres, das ihn haßte, zu beſchwichtigen. Auch ſein Nachfolger Soult trug durch harte Maßregeln viel bei, den Unwillen des Heeres gegen den König aufzureizen. Die Verhaftung des vom

Kriegsgerichte freigeſprochenen Generals Exelmann fiel ihm allein zur Laſt. Ludwig XVIII. perſönliche Mäßigung, Güte und Gerechtigkeitsliebe wurde daher, bei allem Verſtande, den er nicht ſelten bewies, oft falſch oder widerſprechend geleitet. Man tadelte an ihm, daß er ſich mit Chouans-Häuptern und Ausgewanderten umgab, und dieſe vorzugsweiſe in die königliche Garde aufnahm. Das Heer erbitterte die Verminderung der Penſionen der Mitglieder der, übrigens mit wenig Abänderungen beibehaltenen Ehrenlegion, und die Strenge, mit welcher ſo viele Offiziere auf halben Sold geſetzt wurden. Auch die Pärskammern, welche großen Theils aus Altadeligen beſtand, die an ihren Vorurtheilen hingen, arbeitete den beſſern Einſichten der Deputirtenkammer entgegen. Der Kanzler d'Ambray zeigte große Schwachheit zu Gunſten der privilegirten Klaſſe, und war ſorglos in ſeinen Amtsgeſchäften. Der mit Frankreich unbekannte Hausminiſter Ludwigs, Graf Blacas, verdiente nicht das Zutrauen des Königs; er war allen Parteien verhaßt. Doch hatte eben dieſer Blacas die Einführung der geheimen und Gegenpolizei verworfen; auch war er der Verfaſſer der nachher unerfüllt gebliebenen Ankündigung der Abſchaffung der droits réunis. Die Cenſur der Miniſter beſchränkte die Preßfreiheit. Dagegen verbreitete man Schmähſchriften gegen Männer, die der Regierung mißfielen. Man ſtrich 30 geachtete Namen bloß durch die Folge einer politiſchen Reaction aus dem Verzeichniſſe der Mitglieder des Nationalinſtituts. Beſoldete oder enthuſiaſtiſche Schriftſteller bewieſen, daß die Verkäufe der Nationalgüter nichtig wären; „Die Verbrechen der Revolution ſeien nicht zu verzeihen." Auf dem Lande ſprach man ungeſcheut von Herſtellung der Zehnten und alten Privilegien. Die von Blacas veranlaßte Verordnung wegen der Sonntagspolizei hatte in Paris ſo viel Mißvergnügen erregt, daß man ſie aufheben mußte. Noch mehr mißfiel das Verbot der Maskenbälle während der Faſtenzeit; und die Tollheit des Pfarrers von St. Roch, der ſich dem Begräbniſſe einer berühmten Schauſpielerin in geweihter Erde widerſetzte, erbitterte gegen die Prieſter überhaupt. Kurz, alles ſchien Lally Tolendal's Warnung zu beſtätigen: „Es fehlte Frankreich nur Eine Thorheit noch, und auch die haben wir; nämlich die Königsfreunde den Königsthron erſchüttern zu ſehen!" Gegen die ſogenannten reinen, ſpäterhin Ultra's genannten Royaliſten vereinigten ſich jetzt beide Parteien: die republikaniſche, die militäriſche und royaliſtiſch-conſtitutionnelle. Da trat Napolen von Elba her mitten hinein. Um die außerordentlichen Begebenheiten im März 1815 zu begreifen, muß man (ſ. Comte's und Dunoyer's Censeur ou examen des actes et des ouvrages qui tendent à detruire ou à consolider la Constitution de l'Etat, und den Examen rapide du Gouvernement des Bourbons en France, depuis le mois d'Avril 1814, jusqu'au mois de Mars 1815.) ſich an das erinnern, was die Mehrheit der Nation (ſo wie alle gebildete Völker jetzt von ihren Regenten), von Ludwig XVIII. erwartete. Die Nation wollte 1) ungekränkt ihre politiſche Freiheit bewahrt wiſſen, oder das Recht, durch Abgeordnete, welche das Volk ſelbſt ernenne, vertreten zu werden; ſie foderte 2) die perſönliche Freiheit der Einzelnen, oder die Gewähr, daß Niemand verfolgt werden könne, als wegen wirklicher Vergehen, und auch dann nur nach den durch die Geſetze beſtimmten Formen; 3) die Gleichheit der Bürger vor dem Geſetze und das allen zuſtehende Recht, durch Verdienſt und Talent zu jeder bürgerlichen und militäriſchen Würde zu gelangen; 4) die Abſchaffung aller Feudal- und

ienſtbarkeitsrechte; 5) das Recht, bei peinlichen Anklagen durch ſeine
Mitbürger, d. h. durch Geſchworne (die in Korſika bis jetzt noch nicht
ngeführt werden konnten), gerichtet zu werden; 6) die völlige Unab-
ängigkeit der Gerichte von jeder andern Gewalt im Staate; 7) das
echt, durch das Organ von Repräsentanten ſelbſt über Auflagen zu
immen, und die feſtgeſetzten Abgaben nach dem Maßſtabe des Ver-
ögens eines Jeden zu vertheilen; 8) das Recht eines Jeden, ſeine
nduſtrie nach Belieben, ſobald ſie den Rechten anderer Bürger nicht
habe, auszuüben; 9) das Recht, ſeine Gedanken in öffentlichen Schrif-
n ſeinen Mitbürgern mitzutheilen, und deshalb keiner andern Ver-
ntwortlichkeit, als der durch das Geſetz genau beſtimmten, unterwor-
n zu ſein; endlich 10) das Recht eines Jeden, ſeinen Gottesdienſt
ngeſtört auszuüben. Dagegen bezogen ſich die Klagen der drei ge-
annten Parteien vorzüglich auf folgende Punkte: Die Bourbons
ätten dem Geiſte der öffentlichen Meinung zuwider jene Volksrechte
u untergraben geſucht, und dadurch die Anhänglichkeit der Franzoſen
erloren, und zwar nannte man: 1) die Abſchaffung der Nationalfar-
en (ſ. die Notice sur le Duc d'Otrante. S. 41.); 2) die Übergabe
ller feſten Plätze jenſeit der Grenzen des alten Frankreichs an die
erbündeten durch Monſieur als General-Lieutenant, den 23. April
814; mit dieſen Feſtungen habe er 13 000 Kanonen abgetreten und
n Verluſt Belgiens und des linken Rheinufers vorbereitet; 3) die kö-
igliche Declaration, wodurch die neue Conſtitutionskraft des königli-
en Willens und der königlichen Gewalt, der Nation auferlegt wor-
en ſei, während ſie derſelben zur Annahme hätten vorgelegt werden
llen. Aus der Form, die man bei dieſer Gelegenheit beobachtet
abe, folge, daß jeder Nachfolger des Königs dieſe Urkunde aus eige-
er Machtvollkommenheit wieder zurücknehmen oder abändern könne;
) die Kränkung der Nationalehre, indem der König erklärt habe,
aß er ſeine Krone dem Prinz Regenten von England verdanke; 5)
e Vertreibung vieler muthvollen Mitglieder des Senats aus der
ärskammer, und ihre Erſetzung durch andere, die ſeit zwanzig Jah-
n die Waffen gegen Frankreich getragen; 6) die verſprochene und
cht gehaltene Abſchaffung der vereinigten Gebühren und anderer mit
lackereien verbundenen Auflagen; 7) die der königlichen Urkunde zu-
iderlaufende Beſchränkungen der Preßfreiheit; 8) die vielen gegen die
eſitzer von Nationalgütern Statt gehabten Reizungen, und die Äu-
rungen des Staatsminiſters, Grafen Ferrand, in der Repräſentanten-
mmer über dieſen Gegenſtand; 9) die Verfolgung Aller, die an der
evolution Theil genommen, durch Schmähſchriften, ob dies gleich die
onſtitution unterſagt habe; 10) die ausſchließliche Ernennung von
tadeligen zu Geſandtenſtellen; 11) die willkürlich, ohne Zuthun der
ſetzgebenden Verſammlung, angeordneten Auflagen; 12) den großen
influß der Prieſter u. ſ. w. Vieles könnte jedoch hierauf mit Recht
widert werden. Ludwig XVIII. hatte in der That den Franzoſen
rſönliche Sicherheit gegeben, indem er die Unabhängigkeit der Tribu-
le und die Verantwortlichkeit der Miniſter feſtſtellte; allein das letz-
e Geſetz kam nicht zu Stande, weil die Revolution im März eintrat.
e Preßfreiheit war nur theilweiſe (nach der Bogenzahl) und nur nach
wiſſer Zeit beſchränkt. Deſſen ungeachtet bleibt es immer wahr:
r König hätte bei ſeiner Rückkehr die alten Ideen vergeſſen und auf
ne populäre Weiſe regieren ſollen. Heinrich IV. hatte ja, als er den
hron beſtieg, ſelbſt ſeine Religion verändert, und dadurch die Ergeben-
t ſeines Volks ſich gewonnen! Aber Ludwig und die Prinzen kann-

ten die Revolution ſo wenig, als die Leute, die mit ihnen zurückgekommen waren. Von der Gährung in Frankreich, wie von dem Zwieſpalte auf dem Congreſſe, war Napoleon auf Elba genau unterrichtet. Seine Erſcheinung in Frankreich (1. März 1815) wirkte wie ein Zauberſchlag auf das Heer und die Nation. Dem gutmüthigen Ludwig war die öffentliche Stimmung gänzlich unbekannt. Seine eben ſo unwiſſenden Umgebungen täuſchten ihn noch überdies durch Nachrichten, welche ſie ſich von der Ergebenheit des Heeres, und von der Deſertion unter Napoleons Soldaten einreden ließen. Endlich öffnete Labédoyère's und Ney's Abfall dem Könige die Augen; allein zu ſpät. Er mußte aus Paris fliehen in der Nacht zum 20. März, nachdem er am 19. beide Kammern aufgehoben hatte. Den 22. Abends kam er in Lille an, von wo er mehrere Dekrete erließ, welche die Entrichtung von Abgaben und jede Werbung für Napoleon verboten, und das in Aufruhr begriffene Heer verabſchiedeten. Doch ſchon nach 24 Stunden mußte er Lille verlaſſen, um nicht in die Hände des Uſurpators zu fallen; er ging über Oſtende nach Gent. Ihm voraneilend und folgend verließen Frankreich der Herzog und die Herzogin von Orleans, der alte Prinz Condé, der Graf von Artois und der Herzog von Berry. In der Vendée blieb zurück der Herzog von Bourbon, und im ſüdlichen Frankreich der Herzog und die Herzogin von Angoulême. Dieſe verſuchten, den Volksgeiſt für die Sache des Königs zu beleben. Es bildete ſich auch wirklich ein königliches Heer in der Vendée, und der Herzog von Angoulême ſammelte ein Heer National- und Linientruppen; allein, von einem Theile derſelben verlaſſen und von Napoleons Generalen eingeſchloſſen, mußte er eine Kapitulation zu Pont d'Esprit, den 8. April, mit dem Generale Gilly abſchließen, in deren Folge er ſich den 15. April zu Cette nach Barcellona einſchiffte. Die Herzogin von Angoulême, von der öffentlichen Meinung bis dahin bloß für eine arme Dulderin gehalten, zeigte in Bordeaux den Muth einer Heldin. Stadt und Volk waren ihr ergeben; allein die Truppen begünſtigten das Vordringen des Generals Clauzel, und die Herzogin mußte ſich am 2. April nach England einſchiffen. Dem Könige waren, außer den Miniſtern und mehrern Offizieren, die Marſchälle Berthier, Victor, Marmont und der Herzog von Feltre gefolgt. Zuletzt wuchs der Hauſe ſeiner Treuen auf einige Tauſend an. In Gent erließ er aus einer Staatsrathverſammlung ein Amtsblatt, das Journal universel, welches mehrere Aufſätze von Chateaubriand enthielt. Ludwigs Manifeſt an ſein Volk war aber voll eingebildeter Täuſchungen. So höflich derſelbe „zu ſeinem guten Volke ſprach“ ſo ſtolz klang es ſpäterhin, als Ludwig durch die Waffen der Verbündeten ohne Zuthun der Franzoſen nach Paris zurückgekehrt war. „Ich will,“ ſagte er, „noch Einmal zwiſchen euch und die verbündeten Mächte treten.“ Unterdeſſen hatte Talleyrand in Wien für das Wohl ſeines Königs thätig gearbeitet, und Ludwig ward in den Bund vom 25. März gegen Napoleon mit aufgenommen. Als hierauf Blücher in Frankreich eindrang, betrat auch Ludwig XVIII. wieder den franzöſiſchen Boden und begab ſich nach Cambray. Hier erklärte er in einer Proklamation eine allgemeine Amneſtie, mit Ausnahme der Verräther, und verſprach alle Fehler zu vermeiden, die von ihm 1814 aus Unbekanntſchaft mit dem franzöſiſchen neuern Geiſte gemacht worden waren; er verſprach, das Miniſterium zu concentriren, und entließ Blacas. Nun hatten zwar die von Napoleon berufenen Kammern eine Regierungscommiſſion, unter Fouché's Vorſitz, und Abgeordnete ernannt, welche mit den Verbündeten auf den Grund einer zu behauptenden Unabhängigkeit der

Wahl einer Regierungsform unterhandeln ſollten; allein die Verbünde-
ten ließen ſich hierauf nicht ein. Blücher und Wellington umzingelten
Paris, und Fouché, der bereits das größte Hinderniß beſeitigt und den
Exkaiſer Napoleon zur Abreiſe aus Frankreich bewogen hatte, endigte
das Blutvergießen, indem er die Capitulation von Paris den 3. Juli
zu Stande brachte. Dadurch öffnete er Ludwig XVIII. eine weniger
gewaltſame Rückkehr auf den Thron von Frankreich. Den 7. Juli rück-
ten die verbündeten Preußen und Engländer in Paris ein, und den 8.
Nachmittags erfolgte, unter Wellingtons Schutz, der feierliche Einzug
Ludwigs XVIII. Der König ernannte ſogleich am 9. Juli ſein neues
Miniſterium, an deſſen Spitze Talleyrand trat, und zu welchem auch
Fouché als Polizeiminiſter gehörte; ein Beweis, daß Ludwig dem Ta-
ente dieſes Staatsmannes Gerechtigkeit widerfahren ließ. Die er-
lärteſten Anhänger Buonaparte's verlohren jetzt ihre Stellen. Darauf
vurde den 13. Juli die vorige Kammer der Deputirten aufgelöſet und
an deren Stelle eine neue ernannt, die aus 395, ſtatt der vorigen 262
Mitgliedern beſtehen ſollte. Zu den entſcheidenden Maßregeln, durch
velche der König ſeinen Thron zu befeſtigen ſuchte, gehörte die auf das
Verlangen der Bundesgenoſſen erlaſſene Ordonnanz vom 16. Juli, welche
ie Ordonanz aus Lille vom 23. März vollzog, und die bisherige Armee,
velche ſich unter Davouſt hinter die Loire gezogen und bereits für den
König erklärt hatte, gänzlich auflöſete; ein Geſchäft, das Macdonald,
er an Davouſt's Stelle getreten war, mit großer Klugheit ausführte.
Der König beſtimmte hierauf durch die Ordonanz vom 10. Auguſt: die
ictive Macht Frankreichs ſo künftig aus 86 Legionen, jede zu 1687 M.
ınd 103 Offiziere an Infanterie, 12 Regimentern Artillerie und 47 Re-
imentern Cavalerie, nebſt 24,000 M. Haustruppen neu zu organiſi-
enden Soldaten beſtehen. Jetzt wurden 4000 neue Offiziere, zum Theil
us Leuten gemacht, die ſich ſtets der Conſcription zu entziehen gewußt
atten; nach der Ordonnanz vom 20. Mai 1818 aber können von den
uf halben Sold geſetzten Offizieren des Heeres von 1815 nur ſolche wie-
er angeſtellt werden, die 15 Jahre und drüber gedient haben, folglich
urden alle franz. Krieger ſeit 1803 für dienſtunfähig erklärt; und
och hatte die Charte von 1814 allen Offizieren die Beibehaltung ihres
rads und ihrer Penſionen zugeſichert. Eine frühere königl. Verord-
ung vom 24. Juli 1815 bezeichnete die Rebellen, welche von der Am-
eſtie ausgeſchloſſen wurden. Nach ihr ſollten 19 Generale und Offi-
iere, Ney, Labédoyère, die Gebrüder l'Allemand, Erlon, Lefevre-Des-
ouettes, Ameilh, Drouot, Brayer, Gilly, Mouton-Duvernet, Grouchy,
lauzel, Laborde, Debelle, Bertrand, Cambronne, Lavalette und Sa-
ary verhaftet und vor ein Kriegsgericht geſtellt werden; 38 andere
urden nach der Entſcheidung der Kammern ohne alle Rechtsform
is Frankreich verbannt, namentlich Soult, Carnot, Excelmans, Baſ-
no, Vandamme, Lamarque, Lobau, Barrère, Arrighi, Regnault de
t. Jean d'Angely, Real, Merlin von Douay, Hülin, der Dichter Ar-
uld, der Oberſte Bory de St. Vincent, Mellinet u. A.; 29 wurden
r Pärſchaft entſetzt, wie Lefebre, Süchet, Augereau, Mortier, Cadore,
iacenza u. A. Doch reinigten ſich einige durch den Beweis, daß ſie
n Sitz in der neuen Kammer von Buonaparte nicht eingenommen
tten. Von den Rebellen, für welche jedoch mehrere Umſtände das
ort: Gnade, anriefen, wurden Labédoyère den 19. Auguſt, Ney den
Dec. 1815, und Mouton-Duvernet erſchoſſen. Lavalette entkam
n 21. Dec. 1815, aus dem Gefängniſſe, durch den Muth ſeiner Frau
d die Großmuth der Engländer Wilſon, Hutchinſon und Bruce;

Drouot und Cambrone wurden freigeſprochen; die meiſten befanden ſich außer Landes in Sicherheit, und einige, wie Debelle, wurden begnadigt; andere, wie Dejean der Sohn, Laurence, Gamon, Alquier, Duboisdubai und Poubain Grandpré, erhielten im J. 1818 die Erlaubniß zur Rückkehr. Unterdeſſen gewann die Partei der Royaliſten, die ſich Rectilignes nannten, immer mehr Einfluß. Die Prinzen waren mit der Ernennung Fouché's zum Miniſter unzufrieden. Zugleich machte ſich dieſer durch ſeine Berichte an den König über Frankreichs neuere Lage den verbündeten Mächten verhaßt. Ohnehin wurden Talleyrand und Fouché, ob ſie gleich der Sache des Königs ergeben waren, von den eigentlichen Royaliſten als Männer angeſehen, deren politiſche Rolle ſich mit den neuen Verhältniſſen nicht mehr vertrüge. Man glaubte, daß die Buonapartiſten ſich noch immer auf dieſe Revolutionsmänner ſtüzten. So erfolgte die Miniſterialveränderung den 25. Sept. 1815. Fouché nahm ſeine Entlaſſung; an Talleyrand's Stelle wurde, um Rußland zu gefallen, der Herzog von Richelieu Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Der gewandte Decazes erhielt das Polizei-, Corvetto das Finanz- und Clarke, Herzog von Feltre, das Kriegsminiſterium u. ſ. w. Nun erhoben ſich die Ultraroyaliſten. In ihren Augen war der Zuſtand vor 1789 der allein rechtmäßige. Die Wählen der Deputirten wurden in dieſem Sinne geleitet, und viele, ſtatt der geſetzlichen 40 Jahre, 25 Jahre alt gewählt. Man ſprach laut von einer Abänderung der Conſtitution; dagegen regten ſich hier und da, von den Ultras zum Theil dazu aufgereizt, einzelne Anhänger der geſtürzten Regierung, zu deren ſchnellerer Beſtrafung Prevotalgerichte eingeführt wurden, die man jedoch 1818 wieder aufhob. Der thätige Decazes entdeckte bald mehrere Verſchwörungen, unter denen aber nur eine einzige unter Didier, in der Gegend von Grenoble, im Mai 1816 zum Ausbruche kam. (Vergl. den Art. Lyon 1817). Die vielen Verhaftungen erregten Aufſehn, und mehrere Ausländer, wie die Engländer, welche Lavalette's Flucht begünſtigt hatten, Lord Kinaird (in ſeinem Briefe an Lord Liverpool), und der polniſche Graf Sierakowski beſchwerten ſich laut über die Willkür der franzöſiſchen Polizeigewalt. Es fiel beſonders auf, daß der Herzog von Richelieu als Miniſter in dem Prozeſſe gegen Ney in der Kammer die Strenge des Geſetzes vor der Verurtheilung aufgerufen hatte. Unter den Prinzen äußerte allein der Herzog von Orleans mildere Geſinnungen. Denn als in der Pärskammer beim Vorleſen der von Chateaubriand verfaßten Dankaddreſſe an den König, die Stelle vorkam, in der man die Verräther der Gerechtigkeit des Königs übergab, ſchlug der Herzog die Abänderung vor, man ſolle die genannten Perſonen der Gnade des Königs empfehlen. Die Cenſur erlaubte den Abdruck ſeiner Rede nicht, und der Herzog, für den ſich, ohne daß er dies gewollt hatte, eine Partei in Frankreich zu bilden anfing, begab ſich bald darauf (Oct. 1815) nach England. Richelieu ſchloß jetzt mit den verbündeten Mächten den Vertrag vom 20. Nov. 1815 ab (ſ. d. Art. Frankreich), welcher die Nation tief kränkte, und den Schatz des Reichs, der vom 1. Dec. 1815 an jährlich 140 Mill. auf die Kriegsbuße von 700 Mill. und 130 Mill. zum Unterhalte des europäiſchen Beſetzungsheeres zahlen mußte, in drückende Verlegenheit ſetzte. Bald darauf erhob ſich in den Kammern ein heftiger Kampf über das Amneſtiegeſetz. Die Ultraroyaliſten ſetzten den 6. Jan. 1816 einige Abänderungen durch, welche die vom Könige vorgeſchlagenen Beſtimmungen weiter ausdehnten und ſchärften. Alle Verwandte Napoleons wurden bei Todesſtrafe aus Frankreich verbannt, und verloren

die ihnen geſchenkten Güter, und mußten die erworbnen verkaufen. Ferner wurden alle die, welche für den Tod des Königs geſtimmt (régicides) und 1815 Ämter, Würden u. ſ. f. vom Uſurpator angenommen oder die Additionalakte zur Conſtitution anerkannt hatten, auf immer aus dem Königreiche verwieſen, auch aller bürgerlicher Rechte, ſo wie der ihnen unentgeldlich verliehenen Titel, Güter und Penſionen für verluſtig erklärt. Von 366, die für den Tod geſtimmt haben, ſollen 163 noch Lebende aus Frankreich verbannt worden ſein. Nur dreien, Tallien, Milhaud und Richard, wurde auf unbeſtimmte Zeit erlaubt, zu bleiben. So ſtreng man gegen vermeintliche oder wirkliche Antibourboniſten verfuhr (u. A. wurde ein Kapitän als verdächtig eingekerkert, weil er ein Pferd Koſak genannt hatte!), ſo ſchlaff handelten die öffentlichen Behörden, um den Unruhen in Nismes und im Gardedepartement, wo politiſcher und religiöſer Fanatismus die Proteſtanten 1815 und 1816 verfolgte und ermordete, Einhalt zu thun. Nur eine Stimme in der Kammer erhob ſich für die Sache der Proteſtanten, die des edeln d'Argenſon; allein der allgemein bekannte Mörder Treſtaillon blieb unbeſtraft. Nach und nach neigte ſich der Sieg in den Kammern von den Conſtitutionellen zu den Royaliſten, die man exagérés, auch weiße Jacobiner nennte. Daher ſchloß der König die Sitzung, nachdem das Geſetz, wonach keine Trennung der Ehe in Frankreich mehr Statt findet, genehmigt war, den 29. April 1816. Der bisherige Präſident der Kammer der Deputirten, Lainé, wurde zum Miniſter des Innern ernannt. Er, Corvetto, Richelieu und Decazes bildeten im Miniſterium die conſtitutionelle Mehrheit; der Marineminiſter Dubouchage ſchien ſich ihnen anzuſchließen, ſo daß der Kanzler d'Ambray und der Kriegsminiſter Feltre allein das Vertrauen der Ultras behielten. An des letztern Stelle trat im Sept. 1817 der Marſchall St. Cyr, und an Dubouchage's Stelle der Graf Molé, Pär von Frankreich, und ſpäter an Corvetto's Stelle Roy). Bei den fortdauernden unruhigen Bewegungen in Frankreich, gelang es endlich jener Mehrheit, der noch der ruſſiſche Geſandte, Pozzo di Borgo und Wellington durch ihren Rath ein höheres Gewicht gaben, den König zu der Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 zu bewegen, durch welche er die Kammer der Deputirter auflöſte. (ſ. d. A. Chambre introuvable, in der N. Folge des C. Lex.) und für die Wahl der neuen die geſetzliche Zahl von 40jährigen Männern wieder geltend machte; zugleich erklärte er, daß die Verfaſſungsurkunde keiner Durchſicht unterworfen werden ſollte. Dieſer Sieg der conſtitutionellen Partei hat dem gefährlichen Treiben der Ultraroyaliſten, denen Ludwig XVIII. ſelbſt nicht Royaliſt genug zu ſein ſchien, und ihrem vive le Roy, quand même—! eine Zeitlang Einhalt gethan. Doch machte der Sprecher jene Partei, Chateaubriand, in ſeiner Schrift: De la monarchie selon la charte, der Regierung den Vorwurf, daß die individuelle Freiheit und die Preßfreiheit aufgehoben wären. Ja, er war ſo kühn, zu behaupten, daß jene Verordnung den Geſinnungen des Königs widerſpräche. Die Wahlen der neuen Kammer fielen ſo aus, daß die Conſtitutionnellen in der Sitzung, die vom 4. Nov. 1817 bis zum 16. März 1818 dauerte, ihre Stimme erheben konnten. Doch vergebens ſprachen ſie mit eben ſo viel Talent, als Freimüthigkeit für die Preßfreiheit unter einer Jury, und für die jährliche Beſtimmung des Heerbedürfniſſes. Das neue Cenſurgeſetz der Miniſter wurde von dieſen zwar aufgegeben; allein das bisherige vom 9. Nov. blieb in Kraft. Die wichtigſten Berathungen betrafen das neue Wahl- und das Finanzgeſetz. Die Lage des Volks bedurfte bei der allgemeinen Theu-

rung und bei der Höhe der Abgaben jeder möglichen Erleichterung, wozu der ſtrenge Ordnungsſinn des Königs viel beitrug. Indeß hatten die Bedürfniſſe des Staats eine furchtbare Höhe erreicht. Von den J. 1814 bis 1816 war ein Rückſtand von mehr, als 83 Mill. geblieben, durch den das Budget der Ausgaben von 1817 auf 1088 Mill. 294 Fr, alſo um 246 Mill. 699,000 Fr. höher, als das für 1816 anwuchs, während für das J. 1817 und eine Einnahme von 774 Mill. berechnet werden konnte, ſo daß ein Deficit von 314 Mill. zu decken war. Man half ſich durch Anleihen; daſſelbe geſchah im J. 1818 Lanjuinais, Pär von Frankreich, deckte die Gebrechen des Budgets von 1818 auf; am meiſten waren und ſind die Franzoſen mit den in Sold genommenen Schweizertruppen unzufrieden. Der Oberkammerherr Talleyrand erklärte ſich laut gegen das Syſtem der Miniſter, beſonders gegen Richelieu's Vertrag mit den Verbündeten vom 20. Nov. 1815. Die Verminderung des Beſetzungsheeres um ein Fünftheil und der gänzliche Abzug deſſelben in Folge des aachner Congreſſes war daher eine glückliche Begebenheit. Unter den übrigen Regierungshandlungen Ludwigs XVIII. muß noch bemerkt werden, daß das Nationalinſtitut ſeit 1816 in die ehemaligen vier Akademien umgebildet worden iſt, ohne daß man die beſſeren Einrichtungen des Nationalinſtituts, z. B. die Decennalpreiſe, beibehalten hat; daß die Verſuche, Hayti durch vortheilhafte Bedingungen zur Unterwerfung zu bewegen, gänzlich fruchtlos geweſen ſind, und daß das Concordat mit dem Papſte kraftlos geblieben iſt. Perſönlich neigt ſich Ludwig gern zu Maßregeln der Milde hin. So erließ er am h. Ludwigstage, 25. Aug. 1818, als die durch Privatunterzeichnung zu Stande gebrachte Bildſäule Heinrichs IV. von Erz feierlich in Paris aufgerichtet ward, Mehreren die Strafe wegen politiſcher Vergehungen. Auch erlaubte er einigen Verbannten, die für den Tod des Königs geſtimmt hatten, z. B. Cambacérès, Rabaud und funfzehn andern Conventsdeputirten die Rückkehr nach Frankreich. Das Urtheil der Geſchichte falle einſt über Ludwig XVIII. aus, wie es wolle, ſo wird es zwei Fehler an ihm rügen, durch die er in den erſten Jahren der Reſtauration die öffentliche Meinung Frankreichs gegen ſich gekehrt hat. Er hat die Reaction der Emigranten-Partei bei mehrern Gelegenheiten aufkommen laſſen, dadurch aber bei der Nation den Verdacht erregt, daß die Bourbons nicht aufrichtig vergeben, und das Teſtament Ludwigs XVI. nicht redlich vollzogen haben. Dann hat er unterlaſſen, durch eine beſondere Urkunde die Käufer der Nationalgüter in Anſehung ihres Beſitzſtandes und Eigenthums völlig zu beruhigen. Zugleich haben die dem Inhalte der Charte widerſprechenden Geſetze die Partei der Conſtitutionellen und Intependenten vermehrt. Daher der kurze Sieg der Liberalen über die Ultras, am 29. Dec. 1818. Ludwig ernannte damals ſein drittes und noch binnen Jahresfriſt (19. Nov. 1819) ſein viertes Miniſterium, unter Decazes (ſ. Frankreich ſeit 1814). Seitdem gewann Ludwigs Regierung offenbar die öffentliche Meinung für ſich und dadurch an Feſtigkeit. Indeß erhob nach der Ermordung des Duc de Berry (14. Febr. 1820) die Partei der Ultras ihr Haupt auf's Neue. An Decazes Stelle trat Richelieu (ſ. Zeitgenoſſen Heft XIX. und d. A. Decazes in der n. Folge des C. L.); das Wahlgeſetz wurde geändert, die Cenſur der Journale eingeführt, die perſönliche Freiheit beſchränkt u. ſ. w. Dies Alles gab dem Syſtem des ſtrengern Royalismus mehr Macht und Einfluß. Daher iſt die Partei der Antibourboniſten, welche in einem nicht unmittelbar zur bourboniſchen Linie gehörigen Regenten Frankreichs Heil zu finden glaubt, noch immer groß,

während die prinzliche Partei, welcher Ludwig eine große, obwol ſehr natürliche Vorliebe beweiſt, ſich auf die Ultras ſtützt, die in Europa eine allgemeine Coalition gegen die liberalen Grundſätze zu bilden wünſchen. Übrigens hat die 1818 entdeckte, ſogenannte weiße Verſchwörung bewieſen, daß es die Abſicht der Ultraroyaliſten iſt, die Charte zu vernichten. Sie hatten nämlich den Geſandten der verbündeten Mächte eine, wie man ſagt vom Baron von Vitrolles abgefaßte Note secrète exposant les prétextes et le but de la dernière conspiration übergeben, um ſie auf die Gefahren, welche dem Königthume der Bourbon's drohen, aufmerkſam zu machen, damit ſie ihre Truppen nicht aus Frankreich zögen, ſondern eine Veränderung im franzöſiſchen Miniſterium bewirkten. Dieſe Note, deren Übergabe nach franzöſiſchen Geſetzen ein Staatsverbrechen iſt, erregte ſolchen Unwillen, daß Chateaubriand, der in den Times der Mitwirkung beſchuldigt wurde, in ſeinen Remarques sur le affaires du moment alle Theilnahme an derſelben von ſich ablehnte, ob er gleich die Anſichten der Verfaſſer gut hieß. Mit ihr ſtand der oben erwähnte Verſchwörungsplan der Ultras in Verbindnng, der aber nur gegen die Miniſter und die Charte, nicht gegen den König gerichtet, mehr in Entwürfen, als in Maßregeln zur gewaltſamen Ausführung beſtanden haben mag. Die Verſchwornen hatten nämlich die Abſicht, ein neues Miniſterium zu bilden, in welches Villele, Chateaubriand, Donadieu und Andere eintreten ſollten. Die Unterſuchung dieſer Sache ward jedoch niedergeſchlagen, und die als Theilnehmer bereits verhafteten Generale, Canuel, Chapbelaine und die H. H. Joannis, Romilly, De Sorgis u. A. wurden den 19. Aug. 1818 aus der geheimen Haft (Secret) entlaſſen; nur Baron Vitrolles ward durch die Ordonnanz vom 24. Juli aus dem Verzeichniſſe der Staatsminiſter und der Mitglieder des königl. geheimen Raths geſtrichen. Weit ſtrenger hatte man die angeblich verſchwornen Antibourboniſten in Lyon u. ſ. w. behandelt (ſ. d. Art. Lyon). Überhaupt geſtattete Ludwig, daß eine ſogenannte theokratiſche Partei, in Verbindung mit den Freunden der alten Vorrechte, auf die innere Verwaltung immer mehr Einfluß gewann. Dies zeigte ſich ſelbſt bei dem gerichtlichen Verfahren gegen freigeſinnte Schriftſteller, welche die Mißbräuche in der öffentlichen Verwaltung rügten, namentlich die geheimen Polizeimaßregeln, durch welche politiſch Verdächtige von der Geſinnung zur That verlockt wurden. Das neueſte Beiſpiel dieſer Art iſt die Verurtheilung des Deputirten Köchlin (Mai, 1823) der in ſeiner Schrift: „Geſchichtliche Erzählung der Vorfälle in Colmar (Carron's Sache betreffend) behauptet hatte, daß die Behörden des oberrheiniſchen Departements abſichtlich die Bewohner deſſelben, als wegen ihrer politiſchen Meinungen verdächtig, zum Aufruhr gereizt hätten. Durch die Abänderung des Wahlgeſetzes im Juni 1820 erlangte das Syſtem des ſtrengen Royalismus völlig den Sieg; Villele trat an die Spitze des Miniſteriums, und Chateaubriand leitete die auswärtigen Angelegenheiten. Eine Folge war der Krieg mit Spanien im J. 1823. Über dieſe Periode der letzten fünf Jahre ſ. d. Art. Frankreichs Staatsgeſchichte ſeit 1819, in der n. Folge des Conv. L., ferner die Art. Richelieu, Decazes, Villele, Chateaubriand, und die Fortſetzung der zeitgeſchichtli- Artikel in der neuen Folge des Conv. Lex. K.

Luft heißt im weitern Sinne jedes Gas (ſ. d. Art.), in beſondern das atmoſphäriſche Gas, welches als Luft- und Dunſtkreis unſern Erdball umgibt. Über die Eigenſchaften deſſelben ſ. d. Art. Gas und Gasarten ſowol im 4. B. als in der neuen Folge dieſes Werks in Band IX.

Luftarten, ſ. **Gas, Gasarten.**

Luftball, Luftballon, Luftmaſchine, ſ. **Aeroſtat.**

Lufterſcheinungen, ſ. **Meteore.**

Luftkreis, ſ. **Atmoſphäre** und **Dunſtkreis.**

Luftpumpe (antlia pneumatica) iſt, in der weiteſten Bedeutung, eine Maſchine, vermittelſt welcher man die in einem Raume eingeſchloſſene Luft entweder verdünnen, oder verdichten kann. Im letztern Falle heißt ſie Druckpumpe, im erſtern Saugpumpe. Gewöhnlich wird unter Luftpumpe die letztere Art verſtanden. Dieſes nützliche mechaniſche Kunſtwerk, welches mehr, als jedes andere, zur Vollkommnung der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften beigetragen hat, wurde um 1650 von dem Bürgermeiſter Otto von Guerike in Magdeburg erfunden. Vorher bediente man ſich zu jenen Verſuchen der Torricelliſchen Röhren. Die weſentlichen Stücke einer Luftpumpe ſind ein hohler, ſtarker, meſſingener oder überhaupt metallner Cylinder, welcher der Stiefel heißt. In dieſen Cylinder paßt der Stämpel, welcher durch eine, daran angebrachte Zugſtange mit einem Handgriffe bequem in dem Stiefel auf- und niedergezogen werden kann. Der Boden des Stiefels ſteht mit einer Röhre in Verbindung, welche in das Gefäß geleitet wird, aus welchem die Luft ausgepumpt werden ſoll. Wird nun der Stämpel vom Boden des Stiefels in die Höhe gezogen, ſo müßte eigentlich, weil er überall luftdicht in den Stiefel einpaßt, ein luftleerer Raum in letzterm entſtehen. Allein durch die hineingehende Röhre ſtrömt vermöge der ausdehnenden Kraft der Luft, die überall das geſtörte Gleichgewicht herzuſtellen ſtrebt, ein Luftſtrom aus dem Gefäße herbei. Damit nun bei dem Zurückſtoßen des Stämpels dieſe eingedrungene Luft nicht wieder in das Gefäß zurückgetrieben werde, ſondern einen andern Ausweg nehmen müſſe, ſind in der am Boden befindlichen Röhre ein oder zwei Ventile angebracht, wovon ſich das eine im Boden des Stiefels, das andere im Stämpel befindet, beide aber ſich aufwärts öffnen. Das Gefäß, deſſen man ſich bedient, um die Luft aus demſelben zu pumpen, iſt am ſchicklichſten eine gläſerne Glocke. Dieſe ſteht auf einem horizontalliegenden, in der Mitte durchbohrten, meſſingenen Teller, unter welchem die mit dem Stiefel verbundene, aufwärts gekrümmte Röhre nach der Glocke geht. Es braucht nicht erinnert zu werden, daß alles völlig luftdicht ſein müſſe. Die Beſchreibung der weſentlichen Theile der Luftpumpe iſt hinlänglich für unſern Zweck. Ihre Einrichtung hat nach und nach, inſonderheit zu unſern Zeiten, ſehr beträchtliche Verbeſſerungen erhalten; doch ſind wir noch weit davon entfernt, derſelben die erwünſchte Vollkommenheit gegeben zu haben. Die mancherlei phyſikaliſchen Verſuche, welche ſich mit der Luftpumpe anſtellen laſſen, ſind ungemein lehrreich und intereſſant. Stellt man ein Barometer unter die luftleere Glocke, ſo fällt das Queckſilber; ein offenbarer Beweis von dem Drucke der Luft; eine ſchlaffe, feſt zugebundene Thierblaſe mit etwas atmoſphäriſcher Luft ſchwillt unter der Glocke auf, ſobald die Luft verdünnt wird, und fällt beim Hinzulaſſen derſelben wieder in ihren vorigen Zuſtand zurück; der Heber hört auf zu laufen; die Saugpumpe gibt kein Waſſer mehr; Taucher, welche im Waſſer in der atmoſphäriſchen Luft ſinken, ſchwimmen bei verdünnter Luft; Waſſer braucht nur mäßig erhitzt zu werden, um ſogleich zu ſieden und in völlig durchſichtigen, elaſtiſchen Dämpfen aufzuſteigen; Holz gibt eine Menge Luft von ſich und ſinkt dann im Waſſer unter: ein Beweis, daß die mit ihm verbundene Luft es über dem Waſſer erhielt; das beſte Feuerzeug gibt unter der Glocke mit verdünnter Luft

keine Funken; Schießpulver entzündet ſich nicht; ein brennendes Licht erliſcht; alle warmblütige Thiere ſterben ſogleich, kaltblütige hingegen, z. B. Fröſche, erholen ſich wieder, wenn bald Luft zugelaſſen wird.

Luftröhre heißt derjenige, im thieriſchen Körper befindliche, aus Häuten und Knorpeln zuſammengeſetzte Kanal, der ſich vom Schlunde bis in die Lungen erſtreckt und überhaupt aus drei Stücken, dem Luftröhrenkopfe (Kehlkopfe), der eigentlichen Luftröhre (Kehle) und den Äſten der Luftröhre (Bronchien) beſteht. Die Schnellkraft ihrer knorpeligen Ringe erhält ſie für den Ein- und Austrit der Luft beim Ein- und Ausathmen beſtändig offen. Sie läßt ſich auch, vermöge ihres Baues bei allen Bewegungen des Halſes, ohne beträchtliche Verengung ihrer Höhlung bequem beugen, ſtrecken, drehen, hinaufziehen und hinabſchieben. Derjenige Theil der Luftöhre, welcher der Kehlkopf heißt, leiſtet inſonderheit noch beim Singen oder Sprechen dem Menſchen weſentliche Dienſte.

Luftröhrenentzündung, ſ. Croup.

Luftſpiegelung (Erhebung, Seegeſicht), ſ. Fata Morgana.

Luftſäure, eine Benennung der kohlenſauren oder fixen Luft. S. Gasarten.

Lugger, in England, ein leichtes ſchnellſegelndes Schiff, mit zwei Maſten und einem ſehr verlängerten Bogſpriet. Sie werden hauptſächlich, als Poſtſchiffe gebraucht.

Lully (Giovanni Battiſta), ein berühmter italieniſcher Tonkünſtler, der ſich in Frankreich ausbildete und Oberintendant der königl. Kapelle und Direktor der Oper wurde, ward 1633 zu Florenz geboren, und in ſeinem zwölften Jahre vom Chevalier von Guiſe, der bei ſeiner Abreiſe nach Italien der Mademoiſelle von Montpenſier einen ſchönen muntern italieniſchen Knaben mitzubringen verſprochen hatte, nach Frankreich mitgenommen, wo er zuerſt als Küchenjunge in die Dienſte dieſer Dame trat. Hier erregte er bald durch ſein artiges Geigenſpiel, welches er ganz ohne Meiſter erlernt hatte, ſolche Aufmerkſamkeit, daß ihn Ludwig der XIV. nicht allein in ſeine Dienſte nahm, ſondern auch die ſogenannte Bande des petits violons errichtete, und ihn an die Spitze derſelben ſtellte. Schon vorher hatte eine Bande des vingt-quatre violons beſtanden, welche damals als die geſchickteſte Kapelle in ganz Europa betrachtet wurde. Bald aber trug die Bande des petits violons durch die Sorgfalt, welche Lully auf deren Ausbildung verwandte, und durch die angenehme Compoſition, welche er für dieſelbe verfertigte, über die Geſellſchaft der Vierundzwanziger den Sieg davon, und Lully wurde gleich ſehr berühmt. Er führte in die Compoſition mehrere glückliche Neuerungen ein. Vor ihm waren der Baß und die Mittelſtimmen ſtets nur als die Oberſtimme begleitend behandelt worden; Lully behandelte auch die Mittelſtimmen obligat, und vertheilte zwiſchen ihnen und der Hauptſtimme die Melodie. Er führte ferner in ſeine Inſtrumentalmuſik zuerſt die Fuge ein, und erweiterte die Grenzen der Harmonie auf eine, damals in Frankreich unbekannte Weiſe, indem er durch die ſogenannten falſchen Accorde, ſo wie durch Diſſonanzen, die überraſchendſten Wirkungen hervorzubringen wußte. Beſonders war es ihm vorbehalten, der großen Oper in Paris diejenige Einrichtung zu geben, deren ſie ſich, mehr oder weniger, noch jetzt zu erfreuen hat. Der Abbé Perrin, der das Privilegium der großen Oper erhalten hatte, trat ihm 1671 daſſelbe ab, und Lully begann nun, als Direktor derſelben, diejenigen Opern zu componiren, welche ein halbes Jahrhundert hindurch die franzöſiſche Nation entzückt haben, und ungeachtet der Revolutionen, welche die franzöſiſche Theatermuſik von

Piccini, Sacchini, Gluck, den neuern Italienern, und von den deutſchen Componiſten, erlitten hat, den Franzoſen noch immer theuer ſind. Lully's Opern, neunzehn an der Zahl, hatten ihren großen Beifall vorzüglich dem damaligen italieniſchen Geſchmacke zu verdanken, in welchem er ſie componirt hatte, ſo wenig wir vielleicht noch jetzt denſelben in ſeinen Werken finden mögen. Er ſtarb zu Paris 1687.

Luna bedeutet 1) den Mond als Geſtirn, 2) eine Göttin der Römer (von den Griechen Selene genannt). Selene war eine Schweſter des Helios, eine Tochter des Hyperion und der Thia. Auch Diana wird für die Göttin des Mondes gehalten; Selene aber ſcheint ältern Urſprungs zu ſein; beide indeß werden oft miteinander verwechſelt. Doch hatte insbeſondere Selene Einfluß auf die Geburt des Menſchen. Sie war eine Geliebte des Jupiter, welcher mit ihr die ſchöne Pandia und die Erſa (den Thau) erzeugte. Sie ward vom Pan, in der Geſtalt eines ſchneeweißen Widders, in einen Hain gelockt und daſelbſt von ihm umarmt. Abgebildet wird ſie mit einem, in die Höhe ſtehenden halben Monde auf dem Haupte und mit einer Fackel. Sie fährt auf einem, mit Roſſen oder Hirſchen beſpannten Wagen, um ihre Bewegungen am Himmel anzuzeigen. In ihrem Gefolge werden die Sterne abgebildet. Auch nahm man eine männliche Mondgottheit (Deus Lunus) an. In der Chemie bezeichnet Luna das Silber; das Zeichen iſt ☽.

Lüneburg, ehemaliges Fürſtenthum in Niederſachſen, zum Königreiche Hannover gehörig. Die Elbe, welche hier die Jeetze, Ilmenau (mit der Lube) und Seere aufnimt, bildet größtentheils die Grenze gegen Nordoſten. Etwa 10 – 12 Meilen von der Elbe entfernt und mit derſelben gleichlaufend, fließt die Aller, welche der Weſer angehört, durch den ſüdlichen Theil des Landes, und nimt hier die Oker, Fuhſe, Leine und Böhme auf. Die Mitte des Landes beſteht aus einer, im Ganzen magern Ebene, welche ſich in mannichfaltigen Hügelketten gegen die Elbe hinabſenkt. Sich ſelbſt überlaſſen; iſt ſie größtentheils mit Haide bedeckt, doch befinden ſich auch bedeutende Torfmoore und ausgedehnte Waldungen, beſonders von Fichten auf derſelben. In den Niederungen an den kleinen Flüſſen iſt der Boden beſſer und hin und wieder gut angebaut, z. B. in der Gegend von Lüchow und Ülzen, woſelbſt vieler und guter Flachs gewonnen wird. Die Haidegegend trägt Wachholder-, Bick- und Kronsbeeren in großer Menge und wird zur Bienenzucht fleißig benutzt; doch nimt der künſtliche Anbau des Bodens bedeutend zu. Doch muß man bedauern, daß dieſe großen Heiden und Moore nicht, wie in der nahen Mark Brandenburg, wenigſtens mit Holz beſamt ſind und daß die Gemeinheitstheilungen (verglichen mit der Thätigkeit der Intereſſenten im Preußiſchen ſo langſam gehen. Die Marſche an der Elbe und deren Nebenflüſſen gehören zu den fruchtbarſten, reichſten und bevölkertſten Gegenden von Deutſchland, und werden faſt mehr noch zur Viehzucht und zum Gartenbau, als zum eigentlichen Ackerbaue benutzt. Aber die Dämme, welche ſie gegen Überſchwemmungen ſchützen, erfodern ungeheure Koſten. Bei Lüneburg ſtreicht ein Gypsflötz an mehrern Stellen zu Tage aus. In demſelben finden ſich neſterweiſe die ſo merkwürdigen Boraciten, und in ſeiner Nähe die berühmten Salzquellen. Außerdem iſt eine ſchwache Salzquelle zur Sülze (3 M. v. Celle) und Theerquelle zu Edemiſſen. Das Land enthält 199 □. M., 26,000 Feuerſtellen und gegen 246,000 Einwohner. In der Gegend von Lüchow iſt ein Bezirk, Dramän oder

uch das Wendland genannt, deſſen Einwohner in Sprache und Sitten
ach manche Spuren ihres wendiſchen Urſprungs beibehalten haben. Dies
Fürſtenthum gewinnt etwas von dem Durchgehenden Handel, indem die
Hauptſtraße zwiſchen Hamburg und dem innern Deutſchlande durch daſ-
elbe läuft. Der Stapelort deſſelben iſt Lüneburg. Nicht unbedeutend,
edoch mit jenem nicht zu vergleichen, iſt der Waarenzug von Hamburg
über Haarburg und Celle, von Bremen über Celle, und von Lübeck
über Lüneburg. Die Landſtraßen ſind in einem elenden Zuſtande. Fa-
briken und Manufakturen ſind unbedeutend. — Lüneburg, alte
Hauptſtadt des Fürſtenthums, an der bis hierher ſchiffbaren Ilmenau,
3 Meilen vom Ausfluſſe derſelben in die Elbe, mit etwa 2000 Häu-
ſern und 10,000 Einwohnern. An ihrem weſtlichen Ende liegt der ſo-
genannte Kalkberg, ein Gypsfelſen, auf welchem in 10. Jahrh.
ein Kloſter und Befeſtigungen angelegt wurden. Das erſtere iſt in die
Stadt verlegt, ſpäterhin aufgehoben und ſeit 1656 in eine ſogenannte
Ritterakademie umgewandelt. Auch die neuern Feſtungswerke ſind
eingegangen und der Felſen wird nur noch zu einem ſehr einträglichen
Gypsbruche benutzt, deren ſich noch zwei andere in der Nähe der Stadt
finden. Von den vielen Salzquellen werden die drei vorzüglichſten (die
eine iſt vollkommen geſättigt) aufgefangen, und ihre Soole ohne vor-
gängige Gradirung verſotten. Seit einigen Jahren hat man ſie auch zu
Soolbädern zu benutzen angefangen, deren Ruf und Beſuch noch immer
in Zunahme iſt. Mit Salz und Kalk, ſo wie mit den Erzeugniſſen der
Umgegend, führt die Stadt einen nicht unbedeutenden Handel; doch iſt
die Spedition noch viel bedeutender, als dieſer. — In der neueſten Kriegs-
geſchichte iſt Lüneburg durch das Treffen am 2. April 1813 merkwür-
dig geworden. In demſelben wurde die überlegene Kriegsmacht des
franzöſiſchen Generals Morand durch die Generale Dörnberg und Czer-
nitſcheff gänzlich vernichtet, und der neue Krieg in Deutſchland eben ſo
glücklich als bedeutungsvoll eröffnet. Und 4 Meilen weſtlich von Lüne-
burg liegt die Görde, ein ſchöner Wald, mit einem königlichen Jagd-
ſchloſſe, in deren Nähe am 16. Sept. 1813 die Diviſion Pecheux durch
das wallmoden'ſche Corps gleiches Schickſal erfuhr. C — c.

Lüneville, eine offene, ſchön gebaute Stadt in Lothringen, zu
dem franzöſiſchen Departement der Meurthe gehörig, an den Zuſam-
menfluſſe der Meurthe und Vezouze, in einer fruchtbaren Ebene, hat
ein jetzt zu Kaſernen eingerichtetes Schloß, 3 Kirchen, 1300 Häuſer
und 10,400 Einw. Als 1735 dem König Stanislaus Leszzinski von
Polen der Beſitz von Lothringen und Bar überlaſſen worden war, nahm
dieſer ſeine Reſidenz zu Lüneville, wodurch die Stadt viele Verſchöne-
rungen erhielt. Das dortige Pflaſter iſt ſchön, aber von einer Art
Kalkſtein, der bei trockenem Wetter einen den Augen ſehr ſchädlichen
Staub verurſacht, weswegen jeder Hausbeſitzer im Sommer täglich
das Pflaſter begießen muß. Außer einer Fayance-Fabrik gibt es hier
eine Liqueur-Fabrik und Strumpfwebereien. In der neueſten Zeit iſt
die Stadt durch den am 9. Febr. 1801 zwiſchen Frankreich und Öſter-
reich abgeſchloſſenen Frieden berühmt geworden. (S. Friedens-
ſchlüſſe.)

Lunge, das in der Bruſthöhle der Thiere eingeſchloſſene und zu
Verrichtung des Athmens beſtimmte Eingeweide. Jedes lebende Thier
bedarf des Einfluſſes der atmoſphäriſchen Luft zur Erhaltung ſeines Le-
bens. Daher ſind bei allen Thieren beſondere Organe zur Aufnahme
der Luft und ihrer Verbreitung im Innern eingerichtet und beſtimmt,
welche man Reſpirationsorgane oder Organe des Athemholens nennt.

Dieſe Organe ſind aber bei den verſchiedenen Thierklaſſen nach ihrer gradweiſen Ausbildung ſehr verſchieden. So ſind bei den Inſekten die Luftkanäle (Trachäen), bei den Fiſchen die Kiemen zu dieſem Zwecke beſtimmt. Bei den Amphibien zeigt ſich ſchon die eigentliche Bildung einer abgeſonderten Lunge, und bei den vollkommenern Thierklaſſen, den Vögeln und Säugthieren, ſo wie bei den Menſchen, trit dieſe erſt ganz deutlich hervor. Das Lungenſyſtem iſt bei den Vögeln am ausgedehnteſten. Die Bruſthöhle iſt im Verhältniſſe gegen den Unterleib viel größer, die Luftzellen ſetzen ſich ſogar bis in den letztern um den Magen, um die Leber, um das Herz und die größern Gefäße, ſelbſt in die Zwiſchenräume der Muskeln, bis in die Röhren der hohlen Knochen fort. Beſchränkter und in ſich geſchloſſener iſt das Lungenſyſtem bei den Säugthieren. Bei dem Menſchen iſt die in der Bruſthöhle eingeſchloſſene Lunge in zwei Hälften getheilt, ſo daß man jede Hälfte als eine beſondere Lunge anſehen kann, von denen die rechte etwas kürzer und breiter iſt, als die linke. Zwiſchen beiden Lungen liegt nach unten das Herz, welches bei Ausdehnung der Lungen von ihnen umfaßt wird. Beide Lungenhälften ſind getrennt durch eine Scheidewand, welche von einer Hautfalte der Bruſthaut gebildet wird. Jede Lungenhälfte iſt daher ganz frei und abgeſondert in ihrer eignen Höhle, welche ſie bei der Ausdehnung durch das Einathmen völlig anfüllt, und hängt nur noch oben durch ihren Luftröhrenaſt mit der Luftröhre zuſammen, nach hinten iſt ſie durch ſtarke Blutgefäße, die aus dem Herzen kommen, mit demſelben verbunden. Die Maſſe der Lungen iſt zellig, ſchwammig, bei Kindern von blaßröthlicher, bei Erwachſenen von bläulichgrauer Farbe. Sie beſteht aus einer Menge kleiner Abtheilungen (Läppchen), deren zarte, häutige Wände ſich ſo berühren, daß ſie zuſammen ein Ganzes ausmachen. Jedes Läppchen iſt wieder durch viele noch kleinere häutige Scheidewände in mehrere Zellen, Lungenbläschen genannt, getheilt. Dieſe ſind eigentlich die Enden der feinſten Zweige der Luftröhrenäſte, welche durch immer wiederholte Theilungen endlich zu den kleinſten, zarteſten Röhrchen werden. Die unendliche Menge und zahlreiche Vertheilung dieſer Enden bildet die ſchwammige Subſtanz der Lunge. Folglich geht die eingeathmete Luft in ununterbrochener Strömung durch die Luftröhre in die beiden Lungen über, durch die größern Äſte in kleinere, von dieſen in kleinere, von dieſen in Zweige, und in unendlich viele kleine Zweigelchen bis in die letzten Röhrchen und Luftzellchen. Außer dieſer Anhäufung von Luftzellchen beſteht die Lunge noch aus einem Gewebe der feinſten Blutgefäße von vier verſchiedenen Syſtemen, nämlich von den Verzweigungen der Luftröhrenarterien, welche alle Verzweigungen der Luftröhre begleiten, indem ſie dieſelben umſchlingen, durchdringen, und für jeden abgehenden Aſt derſelben ein Äſtchen abgeben. Sie dienen zur Ernährung der Luftröhrenäſte und zur Abſonderung der Feuchtigkeit in dem Innern derſelben. Aus ihnen ſammeln ſich die rücklaufenden Blutadern, welche nun zum Theil rückwärts in einen Stamm (die Bronchialvene) ſich vereinigen, zum Theil in die Lungenvenen übergehen. Ferner ſtellen die Lungenarterien und Lungenvenen einen Hapttheil der Lungenſubſtanz dar. Aus der rechten Hälfte des Herzens kommt nämlich der große Stamm der Lungenarterie, welcher ſich ſogleich in zwei Theile, für jede Lunge einen, theilt, welche ſich in derſelben in Äſte, Zweige und kleinere Zweigelchen abtheilt. Die feinſten Verzweigungen der Lungenarterie umgeben, als ein Netz von Haargefäßen, die Lungenläppchen und Luftzellchen, öffnen zum Theil ſich in die Luftröhrenzellchen und gehen zum

andern Theil in Venen aber, welche rückwärts ſich zu immer größern Äſten vereinigen und endlich, aus jeder Lungenhälfte in zwei Stämme vereinigt, als die Lungenvenen zur linken Hälfte des Herzens zurückgehen. Endlich gehören zum Ganzen der Lungen auch noch die ihnen zugehörigen Nerven, welche theils die Luftröhrenzweige tief in die Lungen begleiten, theils mit den Blutgefäßen derſelben verlaufen. So beſteht alſo die ganze Subſtanz der Lunge aus einer zahlloſen Menge neben einander liegender Luftröhrchen und Luftbläschen, aus den Haargefäßnetzen der Bronchialarterien, der Bronchialvenen, der Lungenarterien und Lungenvenen und deren Nerven, welche alleſammt durch die gemeinſchaftliche Lungenhaut zu einem Ganzen zuſammengehalten werden. Durch das Einſpritzen gefärbter Maſſen in die Stämme der Gefäße kann man die Veräſtelungen und feinſten Verzweigungen eines jeden abgeſonderten Syſtems ſehr deutlich machen, von denen alsdann jedes gleichſam ein Bäumchen mit ſeinen ſtärkern und ſchwächern Äſten und Zweigen bis in die feinſten, den Haaren ähnlichen, Gewebe von Äderchen darſtellt. So kann man z. B. mit Queckſilber die Luftröhrenäſte, mit einer blauen Maſſe die Lungenarterien, mit rother die Lungenvenen anfüllen; jedes dieſer Syſteme ſtellt ſo ein Bäumchen dar, und dieſe ſo in einander gefügt, daß alle um und neben einander auf's innigſte ſich umfaſſen, begleiten, umſtricken, ſtellen ungefähr das Ganze der Lungenmaſſe dar. H.

Lungenprobe, ein Verſuch, den man (bei dem Verdacht des Kindermords) mit den Lungen eines todten, neugebornen Kindes vornimt, um auszumiteln, ob das Kind vor der Geburt gelebt habe, oder nicht. Dieſer Verſuch beſteht darin, daß man die Lungen in reines Waſſer legt, um zu ſehen, ob ſie zu Boden ſinken, oder oben ſchwimmen. Der Grund der Lungenprobe iſt der Satz, daß wirkliches Leben des zur Welt gebornen Kindes ohne Athemholen nicht Statt findet; daß aber das Athmen beſtimmte Veränderungen in den Lungen hervorbringt, wodurch ſie ſich von denen, welche noch nicht geathmet haben, unterſcheiden. Vor der Geburt ſind nämlich die Lungen dunkelroth, in einen engen Raum der Brusthöhle zuſammengezogen, feſt und ſpecifiſch ſchwerer, als das Waſſer, wie die Subſtanz anderer Eingeweide. Sie ſinken daher im Waſſer ſowol ganz, als Stückweiſe zu Boden, und wenn man ſie zerſchneidet, ſo dringen keine Luftbläschen hervor, weder in, noch außer dem Waſſer, auch zeigt ſich wenig Blut dabei. Hat aber das Kind nach der Geburt gelebt, folglich geathmet, ſo iſt auch Luft in Lungen eingedrungen, dadurch die Brusthöhle erweitert, die Lungen ſelbſt ſind ausgedehnt worden, erſcheinen von lockerer ſchwammiger Subſtanz, blaßrother Farbe, bedecken das Herz und füllen die Brusthöhle aus. Sie ſchwimmen nun, ſpecifiſch leichter als das Waſſer, auf demſelben, ſowol in Verbindung mit dem Herzen, als auch ohne daſſelbe, ſowol ganz, als in Stücke zerſchnitten. Beim Zerſchneiden ſelbſt hört man einen eignen Ton, die Luft dringt aus den Lungen und ſteigt, wenn man die Lungen unter dem Waſſer zuſammendrückt, in Bläschen in die Höhe. Aus den zerſchnittenen Lungen dringt rothes, mehrentheils ſchaumiges Blut. Man hat gegen die Gewißheit der Lungenprobe verſchiedene Einwürfe gemacht, vorzüglich folgende: 1) es kann Luft in den Lungen gefunden werden, ohne daß das Kind geathmet hat. Dies könnte nur der Fall ſein: a) durch Einblaſen: allein in dieſem Falle iſt die Bruſt des Kindes nicht gewölbt, es iſt nur ſehr wenig Blut in den Lungen zu finden, und es iſt nicht hellroth, nicht ſchwammig; b) durch Fäulniß: allein in dieſem Falle müßten auch die übrigen Theile davon

ergriffen ſein; die Lungen ſind nicht ausgedehnt, nicht blaßroth, die Luftbläschen zeigen ſich an denſelben nur auf der Oberfläche, und nicht bis in die innere Subſtanz, wenn nicht der äußerſte Grad der Fäulniß alle Theile ergriffen und zerſtört hat. 2) Das Kind kann geathmet, folglich gelebt haben, ohne daß Luft in den Lungen zu finden wäre. Dies iſt unerweislich und ſtreitet mit der Natur der Sache und mit dem Begriffe von Lebensäußerung. 3) Es kann ein Theil der Lungen ſchwimmen, ein andrer unterſinken; dieſer Fall könnte nur bei krankhaften, mit Knoten, Geſchwüren oder Schleim angefüllten Lungen denkbar ſein, und bei großer Schwäche des Kindes einen geſchehenen Verſuch, Athem zu holen, ohne Möglichkeit, das Leben weiter fortzuſetzen, beweiſen. 4) Es kann ein Kind gelebt haben, ohne zu athmen; aber der Zuſtand von Scheintod kann nicht Leben genannt werden, wirkliches Leben ohne Athmen findet nicht Statt. Mit gehöriger Rückſicht auf alle zugleich vorhandenen Umſtände, Merkmale und Beobachtung der durch obige Einwürfe nöthigen Vorſichtsmaßregeln, ferner mit gehöriger Unterſuchung des äußern Anſehens des Kindes und der Beſchaffenheit der übrigen Eingeweide, iſt die Lungenprobe als zuverläſſig zur Entſcheidung über die Frage, ob das Kind nach ſeiner Geburt gelebt habe oder nicht, anzuſehen. Man hat außer der erwähnten noch eine Lungenprobe vorgeſchlagen, welche auf dem Verhältniſſe des Gewichts des ganzen Körpers, ſowol zu einer Lunge, welche geathmet, als zu einer, welche nicht geathmet hat, beruht; ſo wie eine andere von dem Umfange des Bruſtkaſtens vor und nach dem Athemholen; allein beide ſind verwickelter, mühſamer und doch unſicherer, als die erſtere.

Luſiade, ſ. Camoens.

Luſitania, Luſitanien, ſ. Hiſpanien und Portugal.

Luſtſeuche. Es iſt nicht ganz gewiß, ob Columbus ſolche 1493 aus Hayti (Hiſpaniola) nach Spanien zurückbrachte, denn nach einigen Nachrichten ſoll ſie ſich bereits 1492 unter den nach Afrika aus Spanien verjagten Mauren geäußert haben. 1794 bemerkte man ſolche zuerſt in Rom, 1495 verbreitete ſie ſich ſchon ſehr in Italien. Die Neapolitaner haben behauptet, daß das franz. Heer Königs Carl VIII., das 1494 in Italien und 1495 nach Neapel rückte, dies übel dahin brachte, die Franzoſen dagegen, daß ihr Heer erſt in Neapel damit Bekanntſchaft gemacht habe. Nach Deutſchland gelangte ſolches durch die Lanzenknechte Kaiſers Max I., es iſt aber ungewiß, ob dieſe ſolches aus Frankreich, in das ſie eingedrungen waren, zurückbrachten, oder von der vergeblichen Belagerung Livorno's im J. 1495, alſo aus Italien.

Luſtration, Reinigung, wurde insbeſondere die feierliche Reinigung oder Weihung des römiſchen Volks vermittelſt eines Sühnopfers (sacrificium lustrale) genannt, welche jedes Mal nach geendigtem Cenſus (ſ. d. Art.) vorgenommen wurde. Der Name kann von luere (in der Bedeutung von solvere, weil bei dieſer Gelegenheit alle öffentliche Pachtungen an die Cenſoren bezahlt werden mußten), oder auch von lustrare (ausſöhnen, weil nach geſchehenem Cenſus das allgemeine Sühnopfer für das römiſche Volk dargebracht ward) abſtammen. Das bei dieſer Feierlichkeit Statt findende Opfer beſtand in einem Stiere, einem Schweine und einem Schafe oder Widder (suovetaurilia). Der Widder war dem Jupiter, das Schwein der Ceres und der Stier dem Mars gewidmet. Die feierliche Handlung ſelbſt nannte man lustrum condere. Da dieſe Luſtration alle Mal am Ende eines jeden fünften Jahres angeſtellt wurde, ſo bedeutete lustrum auch eine Periode von fünf Jahren, und wird in dieſer Bedeutung noch jetzt gebraucht.

Luſtſpiel, ſ. Schauſpiel.

Luther (Martin), der größte Mann des 16. Jahrh. wurde den 10. November 1483 von armen Ältern in Eisleben geboren. Sein Vater, Hans Luther, war ein Bergmann und kam ſpäterhin zu Mansfeld (wohin er 1484 gezogen) wegen ſeiner Rechtſchaffenheit in den Rath. Martin wurde von ihm mit Strenge zur Gottesfurcht erzogen und im 14. Jahre zuerſt nach Magdeburg, 1498 aber, weil er hier keine Unterſtützung fand, nach Eiſenach auf die Schule geſchickt, wo er anfangs ſein Brot als Currendeſchüler mit Singen vor den Thüren verdienen mußte, bald aber zu einer bemittelten Verwandten ſeiner Mutter in Pflege kam. Hier machte er unter der Leitung des Rektors Trebonius ſchnelle Fortſchritte im Latein und in den übrigen Schulwiſſenſchaften, ſo daß er 1501 die Univerſität Erfurt beziehen, ſchon 1503 daſelbſt Magiſter werden und ſich bald auch durch Vorleſungen über die Phyſik und Ethik des Ariſtoteles nützlich machen konnte. Um dieſe Zeit entdeckte er auf der Univerſitätsbibliothek zu Erfurt eine lateiniſche Bibel, und ſah nicht mit geringer Freude, daß ſie mehr, als die gangbaren Abſchnitte enthielt. Nach dem Willen ſeines Vaters dem Rechtsſtudium gewidmet, wurde er durch dieſe nähere Bekanntſchaft mit der Bibel, von der damals auch die Geiſtlichen gewöhnlich nur die evangeliſchen und epiſtoliſchen Texte kannten, der Theologie geneigt, und der ſchreckbare Tod eines jungen Freundes, Namens Alexis, der auf einer Reiſe von Mansfeld nach Erfurt entweder durch den Blitz, oder durch Meuchelmord an ſeiner Seite umkam, beſtimmte ſein durch den Druck einer äußerſt ſtrengen Erziehung und niederbeugenden Dürftigkeit ohnehin eingeſchüchtertes Gemüth, ſich dem Mönchsſtande zu widmen, um durch fromme Übungen die Seligkeit zu verdienen, an der er oft gezweifelt hatte. Er ging daher gegen den väterlichen Willen 1505 in's Auguſtinerkloſter zu Erfurt, und unterwarf ſich mit ſchweigender Geduld allen Büßungen und Erniedrigungen, welche die Ordensobern den Novizen auflegten. Dabei glaubte er noch immer nicht genug zu thun; unſchuldig und unverdorben, wie Wenige, quälte er ſich ſelbſt mit den ſchrecklichſten Vorwürfen und fiel in eine ſchwere Krankheit, in der ein alter Ordensbruder ſein geängſtigtes Gewiſſen beruhigte, und ihn auf die Vergebung der Sünden durch den Glauben an Jeſum Chriſtum verwies. Dieſe damals, über dem Dringen der Geiſtlichkeit auf ſogenannte gute Werke und dem Handel der Kirche mit Ablaß beinahe vergeſſene chriſtliche Lehre brachte neues Licht und Leben in Luther's Seele, und die väterliche Milde, mit welcher Staupitz, ſein Ordensprovinzial, ſeine hervorſtechenden Talente und Kenntniſſe auszeichnete, ihn von allen niedrigen Dienſten für das Kloſter befreite, und zur Fortſetzung ſeiner theologiſchen Studien aufmunterte, weckte ſein Selbſtgefühl. Er erhielt 1507 die Prieſterweihe und das Jahr darauf durch ſeinen Gönner Staupitz den Ruf als Profeſſor der Philoſophie auf der neuen Univerſität Wittenberg. Schnell entwickelte ſich in dieſem neuen Wirkungskreiſe ſein großes Genie. Ohne zu ahnen, welche Erfolge er dadurch vorbereitete, warf er die Feſſeln der mit dem hierarchiſchen Syſtem des römiſchen Stuhles innig verwebten, ſcholaſtiſchen Philoſophie von ſich, machte die Rechte des geſunden Verſtandes geltend und ſammelte bald zahlreiche Schüler und Anhänger um ſeinen Lehrſtuhl. Eine Reiſe, die er 1510 in Angelegenheiten ſeines Ordens, welcher ihm ſpäterhin die Reviſion der thüringiſchen Auguſtinerklöſter übertrug, nach Rom an den Hof des Papſtes Leo X. unternahm, enthüllte das Ärgerniß der Irreligioſität und Sittenloſigkeit der römi-

ſchen Geiſtlichkeit von ſeinen Augen und befreite ihn von der gewohnten Scheu vor der päpſtlichen Heiligkeit. Nach ſeiner Zurückkunft nahm er ein Predigeramt in Wittenberg an und wurde 1512 Doctor der Theologie, eine Würde, deren Eid ihn, nach ſeinen Glauben, zur unerſchrockenſten Vertheidigung der heiligen Schrift verpflichtete. Seine gründliche Gelehrſamkeit, welche die alten Klaſſiker, wie die Kirchenväter umfaßte, und in den Geiſt der griechiſchen und hebräiſchen Sprache eindrang, ſo wie der Ruf ſeines geiſtvollen Vortrags machten ihn bald den größten Gelehrten ſeiner Zeit bekannt und als einen kräftigen Beförderer des Lichts der neueindringenden, wiſſenſchaftlichen Aufklärung werth. Um ſo mehr mußte der entſcheidende Schritt, den er den 31. Okt. 1517 durch den Anſchlag von 95 Sätzen gegen den Ablaßkram des Dominikaners Tetzel vor den Augen von ganz Deutſchland that, Aufſehen erregen. Luthern trieb nichts dazu, als die Liebe zur Wahrheit und der Unwille über das öffentliche Ärgerniß des Ablaßhandels, deſſen verderbliche Wirkungen ſich ſchon bei ſeiner Gemeinde zu Wittenberg äußerten. Ehrgeiz oder Ordensneid gegen die Dominikaner hatte, wie jetzt erwieſen iſt, keinen Antheil an dieſem Schritte. Jene Sätze wurden jedoch eben ſo ſchnell verketzert, als verbreitet. Der Dominikaner Hogſtraaten zu Köln, Dr. Eck zu Ingolſtadt und Prierias, ein Beamter des römiſchen Hofes, griffen Luthern mit Streitſchriften an; aber weder ihre Schmähungen, noch die Vorladung des Papſtes nach Rom, welcher er nicht folgte, ſo wie die glimpflicheren Unterredungen, die der Kardinal Cajetan 1518 zu Augsburg und 1519 der Nuntius von Miltitz zu Altenburg, nicht ohne lockende Anerbietungen von Seiten des Papſtes, mit ihm hielten, waren im Stande, ihn zum Widerruf zu bewegen. Er antwortete ſeinen Gegnern kühn und gewaltig, und fuhr auch nach der 1519 mit Eck zu Leipzig gehaltenen Disputation, fort, die Unſtatthaftigkeit der Abſchlüſſe und des päpſtlichen Primats zu behaupten. Widerlegt hatte ihn Niemand, und mit gutem Grunde appellirte er von der Entſcheidung Cajetan's an den Papſt, und von dieſem an ein allgemeines Concilium. Daher erſchien 1520 die päpſtliche Bannbulle gegen ihn und ſeine Anhänger, mehrerer Univerſitäten beeiferten ſich, ihn zu verdammen, und ſeine Schriften wurden zu Rom, Köln und Löwen verbrannt; Luther verbrannte dagegen, nach dem beſcheidenen Briefe, in dem er, immer noch zum Frieden willig, dem Papſte ſeine Ergebenheit bezeigt und zur Reform der Kirche gerathen hatte, durch dieſe offenen Feindſeligkeiten empört, zu Wittenberg (10. Dec. 1520) die Bannbulle und die Dekretalen des päpſtlichen kanoniſchen Rechts. Mit dieſem Schritte ſagte er ſich förmlich vom Papſte und der römiſchen Kirche los. Begeiſtert jauchzten die trefflichſten Männer des Adels deutſcher Nation, die er zur Vertheidigung des neuen Lichts aufgerufen hatte, ein Hutten, Sickingen, Schaumburg, dem Helden der evangeliſchen Freiheit Beifall zu und boten ihm, da der Kurfürſt Friedrich von Sachſen unſchlüſſig ſchien, ob er ihn ſchützen ſolle, ihre Veſten und Schwerter an. Aber Luther wollte von Niemand geſchützt ſein, denn von Gott. Die beſorgten Freunde, die ihm Nachgeben und Gelindigkeit anriethen, hört er nicht mehr; ein innerer, gewaltiger Geiſt, den er ſelbſt nicht hemmen kann, treibt ihn zur That fort. Mit Bewunderung und Erſtaunen vernimt das Volk die Rede dieſes Mönchs, der ſich allein gegen den Papſt und Prieſterthum, gegen Kaiſer und Fürſten ſtellt. Denn nichts Geringeres that er, als er den 4. April 1521, in Begleitung weniger Freunde und des kaiſerlichen He-

[H]olds, der ihn gefodert hatte, die Reiſe zum Reichstage nach Worms [a]ntrat. Sie glich einem Triumphzuge. Alles wollte den Mann ſehen, [d]er es mit den Vorurtheilen und Mißbräuchen eines Jahrtauſends und [m]it allen Mächten der Gegenwart aufnahm. Bei 2000 Perſonen zu [P]ferd und zu Fuß kamen ihm eine Stunde vor Worms entgegen. Die [U]eberzeugung von der Wahrheit ſeiner Sache war ſo ſtark in ihm, daß [e]r dem Boten, durch den Spalatin ihn warnen ließ, antwortete: und [w]enn ſo viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern — [d]och wollte ich hinein. Vor dem Kaiſer, dem Erzherzoge Ferdinand, [6] Kurfürſten, 24 Herzögen, 7 Markgrafen, 30 Biſchöfen und Prälat[en] und vielen Fürſten, Grafen, Herren und Geſandten erſchien Luther [d]en 17. April in der Reichsverſammlung, bekannte ſich zu ſeinen Schrif[t]en und ſchloß am folgenden Tage ſeine zweiſtündige Vertheidigungsrede [v]or dieſer Verſammlung mit den Worten: „Es ſei denn, daß ich mit [Z]eugniſſen der heil. Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen [G]ründen und Urſachen überwunden und überwieſen werde; ſo kann [u]nd will ich nicht widerrufen, weil weder ſicher, noch gerathen iſt, et[w]as wider Gewiſſen zu thun. Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, [G]ott helfe mir. Amen.“ Das er wirklich nicht anders konnte und [n]ur dem göttlichen Worte gehorchte, davon mußte Jeder ſich überzeu[g]en, der ihn hörte und verſtand, und er verließ Worms in der That [a]ls Sieger, aber unter ſo unzweideutigen Vorbedeutungen des Unter[g]anges, den ſeine Feinde ihm bereiteten, daß Friedrich der Weiſe ihn [u]nterwegs wegfangen und heimlich nach der Wartburg ſchaffen ließ, [u]m ſein Leben zu ſichern. Weder die kaiſerliche Achtserklärung, noch [d]ie Bannbullen des Papſtes konnten ihn in der Muße ſtören, die er [h]ier zur Verdeutſchung des neuen Teſtaments anwendete. Doch dau[e]rte ſie nur 10 Monate. Auf die Nachricht von Karlſtadt's Bilderſtür[m]erei (ſ. d. Art. Karlſtadt) hielt ihn nichts mehr zurück, und trotz [d]er neuen Achtserklärung, welche der Kaiſer zu Nürnberg wider ihn [e]rließ, und ſelbſt auf die Gefahr der Ungnade des Kurfürſten, eilte [e]r, mitten durch das Land des ſchrecklich gegen ihn erzürnten Herzogs [G]eorg von Sachſen, nach Wittenberg. Der Brief, in dem er ſich we[g]en dieſer Entweichung bei dem Kurfürſten Friedrich rechtfertigt, iſt [e]ben ſo, als ſein Betragen auf dem Reichstage zu Worms ein Be[w]eis ſeines unerſchrockenen Muthes und ſeiner Seelengröße*). So [z]uverſichtlich und kühn durfte nur Luther zu ſeinem Fürſten ſprechen, [d]enn ſchon hatte er ein Anſehn in der Welt, welches das fürſtliche [ü]berwog. Muſter von Mäßigung, Lehrweisheit und Volksberedtſam[k]eit ſind die Predigten, mit denen er gleich nach ſeiner Rückkehr im [M]ärz 1522 acht Tage nach einander fortfuhr, und den Aufſtand der

*) Luther ſchrieb dem Kurfürſten damals: „Ich kehre nach Wittenberg zurück in gar viel einen höheren Schutz, als ein Kurfürſt von Sachſen mir geben kann. Ich hab's auch nicht in dem Sinn, Ew. Kurf. Gnaden Schutz zu begehren. Ja wenn ich wüßte, daß Ew. Kurf. Gn. mich könnte und wollte ſchützen, ſo wollte ich erſt nicht kommen. Dieſer Sache ſoll, noch kann kein Schwert rathen, oder helfen, Gott muß hier allein regieren ohne alles menſchliche Sorgen und Zuthun. Darum wer hier Gott traut, der iſt ſich ſelbſt und andern Schutz. Da ich Ew. Kurf. Gn. noch viel zu ſchwachgläubig ſpüre, ſo kann ich Ew. Kurf. Gn. nicht für den Mann anſehen, der mich ſchützen oder retten könnte. — Ew. Kurf. Gn. wiſſen nur und zweifeln nicht

wüthenden Neuerer in Wittenberg ſtillte. Sie zeigen, wie ſehr diejenigen irren, die in Luthern nur den ungeſtümen, plumpen Eiferer ſehen und die Behutſamkeit ſeines Verfahrens bei der Kirchenreform, ſeine feine Menſchenkenntniß und ſeine Sanſtmuth gegen Irrende, die es nur ſonſt mit der Wahrheit gut meinten, nicht bemerken wollen. Dieſe Mäßigung verließ ihn freilich, wo er böſen Willen und eine unlautere Geſinnung ſich ihm entgegen ſtellen, oder die evangeliſche Wahrheit in Gefahr ſah. Daher ſeine harte, beißende Antwort auf die kleinliche Schmähſchrift des Königs Heinrich VIII, von England, und die Erbitterung in ſeinen Streitigkeiten mit Karlſtadt und Erasmus. Den Letztern hielt er, nicht ohne allen Grund, für etwas irdiſch geſinnt und lau gegen die gute Sache; in Karlſtadt's Angriffen auf ſeine Abendmahlslehre glaubte er aber offenbare Abtrünnigkeit und ehrgeizige Eiferſucht zu erkennen. Unter dieſen Kämpfen und Anfechtungen war ſein Entſchluß, auf eine völlige Reformation der Kirche, welche die Nation laut verlangte, hinzuarbeiten, zur Reife gediehen. Seines Berufs zum Reformator ſich deutlich bewußt, ſchritt er nun mit Nachdruck zur Ausführung des Werkes. Zuerſt fing er 1523 in Wittenberg an, die Liturgie abzuändern und von leeren Gebräuchen zu reinigen, und gab, da er ſelbſt 1524 die Mönchskutte ablegte, das Zeichen zur Aufhebung der Klöſter und zur beſſern Verwendung der Kirchengüter. Er nahm eine Nonne, welche das Kloſter verlaſſen hatte, Catharina von Bora, 1525 zum Weibe; ein Schritt, den der 42jährige Mann erſt nach ſchwerem Kampfe mit unzähligen Bedenklichkeiten, aber gewiß eben ſowol aus Grundſatz, als aus Neigung that. Denn ganz ſollten die Lehrer des Evangeliums der Menſchheit wiedergegeben, und die Rechte der Natur und Wahrheit wo möglich in allen Verhältniſſen wieder hergeſtellt werden. Doch nur auf dem Wege der Ordnung wollte Luther die neue Form des kirchlichen Weſens eingeführt wiſſen. Während er den Reichsſtädten und fremden Fürſten dabei mit Rath und That zur Hand ging, erklärte er ſich auf das Nachdrücklichſte gegen die Unordnungen der aufrühreriſchen Bauern und Wiedertäufer, und ſeine Feinde haben ihm mit dem Verdachte der Anſtiftung dieſer gefährlichen Meutereien und Ausbrüche des Fanatismus um ſo größeres Unrecht gethan, je mehr ſeinem geſunden, nüchternen Verſtande alle Schwärmerei und Überſpannung lebenslang fremd und zuwider war. Mit der Ruhe eines feſten und bedachtſamen Mannes, der wol weiß, was er will, gab er daher von 1526 bis 1529 unter Autorität des Kurfürſten, mit Hülfe Melanchthon's und anderer Freunde der Kirche in Sachſen, eine neue, der Lehre des Evangeliums entſprechende Ordnung, und vom höchſten Gewichte war das Verdienſt, das er ſich durch die Abfaſſung des großen und kleinen Katechismus um den Schulunterricht erwarb. Nur mit Schmerz kann man dagegen der Unduldſamkeit und Härte ge-

---

daran, daß im Himmel ganz anders, als zu Nürnberg über dieſe Sache beſchloſſen iſt. — In Leipzig wollte ich hineinreiten, wenn's gleich neun Tage eitel Herzog George regnete und ein jeglicher wäre neunfach wüthender, denn dieſer iſt. Es iſt ein andrer Mann, denn Herzog Georg, mit dem ich handle, der kennet mich faſt wohl und ich kenne ihn nicht übel. — Wenn Ew. Kurf. Gn. glaubte, ſo würde ſie Gottes Herrlichkeit ſehen, weil ſie aber nicht glaubt, hat ſie auch noch nichts geſehen."

denken, die Luther um dieſelbe Zeit und noch weiter hinaus ſich gegen die ſchweizeriſchen Reformatoren, wegen ihrer abweichenden Anſicht in der Abendmahlslehre, zu Schulden kommen ließ (ſ. d. Art. Sakrament). Es iſt unſtreitig, daß er dadurch eine Haupturſache jener Scheidung wurde, welche die Reformirten und evangeliſch Lutheriſchen von einander trennt; aber dabei läßt ſich auch nicht leugnen, daß er ohne dieſe Unbiegſamkeit in Sachen des Glaubens ſchwerlich ein Werk vollbracht haben würde, zu deſſen Vereitlung Liſt und Gewalt unaufhörlich geſchäftig war. Die ſeit dem öffentlichen Vortrage der Confeſſion der Proteſtanten auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 (ſ. Reformation) immer weiter fortſchreitende Ausbreitung und Befeſtigung der Reformation benahm nun zwar den päpſtlichen und kaiſerlichen Edikten gegen Luthern alle Kraft; aber deſto mehr mußte er gegen die Verſuche der ſchlauen Papiſten, ihm durch Unterhandlungen etwas von der gewonnenen Wahrheit abzudingen, auf ſeiner Hut ſein, und es bedurfte gerade dieſes, nicht ſelten an Trotz und Starrſinn grenzenden Feſthaltens derſelben, um den Sieg zu behaupten. Ganz in dieſem Geiſte ſchrieb daher Luther 1537 die ſchmalkaldiſchen Artikel, gab den brandenburgiſchen und anhaltiſchen Geſandten, die 1541 vom Reichstage zu Regensburg an ihn geſchickt wurden, um ihn zur Nachgibigkeit gegen die Katholiſchen zu ſtimmen, eine abſchlägige Antwort, und verweigerte 1545 die Theilnahme ſeiner Partei am Concilium zu Trident. Die Schärfe und Heftigkeit des Tones, in dem er ſeinen Glauben verfocht, ſchmälert keineswegs das Verdienſt ſeiner Beharrlichkeit; und beweiſen auch die Perſönlichkeiten, die er ſich bisweilen gegen ſeine Gegner erlaubte, daß er ſich nicht ungeahndet beleidigen ließ, ſo darf man doch nur an die herrſchende Denk- und Sprechart ſeines Zeitalters, an die Natur ſeines Unternehmens, das ohne Kampf und Streit gar nicht von Statten gehen konnte, an die Einflüſterungen der Zuträger und Aufhetzer, von denen er, wie jeder große Mann, umgeben war, an die Kränklichkeit, die ihn nicht ſelten verſtimmte, und an ſeine lebhafte, alles leicht in's Ungeheure treibende Phantaſie denken, um die Rauheit ſeiner Äußerungen verzeihlich zu finden. Eben ſo erklären ſich die Schreckbilder teufliſcher Anfechtungen, die ihn oft mehr beunruhigten, als mit ſeinem geſunden Verſtande verträglich ſchien; denn der Teufel war jenem Zeitalter eine wirkliche Perſon, ein immer geſchäftiges, böſes Princip, und wer ſich der Sache Gottes widmete, mußte den Angriffen des Teufels nothwendig überall begegnen. Genug, daß Luther die Kraft hatte, es mit dem Teufel aufzunehmen: „Ich bin dazu geboren," ſagte er ſelbſt, „daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meiner Bücher viele ſtürmiſch und kriegeriſch ſind. Ich muß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, Pfützen ausfüllen, Bahn machen und zurichten; aber Philippus (Melanchthon) fährt ſäuberlich und ſtill daher, bauet und pflanzet, ſäet und begeußt mit Luſt, nachdem ihm Gott ſeine Gaben reichlich gegeben hat. Soll ich aber einen Fehl haben, ſo iſt es mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit zu heftig herausſtoße, denn daß ich irgend einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte." Mit Recht konnte er ſich dies rühmliche Zeugniß geben; daß er ohne Falſch und überall ehrlich zu Werke gehe, mußten ihm auch ſeine Feinde zugeſtehen. Bei keinem Manne war der Grundcharakter des deutſchen Gemüths, Geradheit, Treue und Redlichkeit, herrlicher entwickelt und offener dargelegt. Er ſcheute ſich eben ſo wenig, ſeine

Schwächen zu geſtehen, als Fehler Anderer zu züchtigen, und neben dieſen Schwächen, mit welchen milden, liebenswürdigen Eigenſchaften war die überlegene Kraft und Größe ſeiner Geiſtes vereinigt! Man erſtaunt über die unermüdete Thätigkeit, mit der er nach allen Seiten hinwirkte; — das Werk der Bibelüberſetzung, ſchwer und weit umfaſſend genug, um ein ganzes Leben zu beſchäftigen, brachte er von 1521 bis 1534 völlig zu Stande, und ſchon darum würde ſein Name unſterblich ſein; dabei aber kam er durch die Menge ſeiner Abhandlungen über die wichtigſten Gegenſtände des Glaubens den fruchtbarſten Schriftſtellern aller Zeiten gleich und übertraf an Geiſt und Gehalt die meiſten; ſeit 1512 predigte er in jeder Woche mehrere Male, ja in gewiſſen Perioden täglich, verwaltete das geiſtliche Amt im Beichtſtuhle und Altare, führte einen ausgebreiteten lateiniſchen und deutſchen Briefwechſel über Gegenſtände aller Art mit Großen, Gelehrten und Freunden, und mitten in dieſem Drange von Arbeiten, die ihm täglich noch einige Stunden zu Gebet und Selbſtbetrachtung Zeit laſſen mußten, war er für jeden Beſuchenden zugänglich, half er mit Rath und That, wo es Noth war, bekümmerte ſich um jeden Armen, der ihn anſprach, und gab ſich mit der ganzen Seele den Freuden der Geſelligkeit hin, wo man ihn immer jovialiſch, voll von Einfällen (ſie ſind in ſeinem Tiſchreden aufbehalten), körnig und geiſtreich in ſeiner Unterhaltung, und mäßig in ſeinen Genüſſen fand. Dabei blieb er auch der Kunſt nicht fremd; ſeine trefflichen Kirchenlieder ſind bekannt, wie ſeine entſchiedene Vorliebe für die Muſik, in welcher er, ſo oft es nur möglich war, durch Singen und Spielen auf der Flöte und Laute ſeine Erholung ſuchte. Nur eine ſeltene Geiſtes- und Körperkraft konnte dem Allen gewachſen ſein; bei einer minder ſtarken Natur wäre ein ſo thatenreiches, müh- und wechſelvolles Leben frühzeitig zum Ende geeilt. Zwar hatte Luther ſchon ſeit 1531 mit harten körperlichen Leiden (Steinſchmerz und Schwindel) zu kämpfen, und war in mehrern Krankheiten dem Tode nahe, doch erhielt ihn Gott bis in's 63. Jahr. Kurz vor der letzten Reiſe nach Eisleben, wohin ihn die Grafen von Mansfeld zur Schlichtung einer Streitigkeit riefen, ſchilderte er ſeinen Zuſtand in einem Briefe: „Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch einäugiger Mann hoffte doch nun ein wenig Ruhe zu haben; ſo werde ich aber dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geſchrieben, geredt oder gethan hätte. Ich bin der Welt ſatt und die Welt meiner, wir ſind alſo leicht zu ſcheiden, wie ein Gaſt, der die Herberg quittirt. Darum bitte ich um ein gnädiges Stündlein und begehre des Weſens nicht mehr." So hatte er im Jan. 1546 geſchrieben; den 18. Febr. ſtarb er zu Eisleben und wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg begraben. Seine zärtlich geliebte Frau (ſt. zu Torgau 1552) hinterließ er mit 4 Kindern (2 waren früher geſtorben) in geringen Umſtänden, und mit Martin Gottlob Luther, der 1759 als Rechtskonſulent in Dresden ſtarb, erloſch ſeine männliche Nachkommenſchaft *). Sein Name aber kann

*) Zum Gedächtniß des 1817 gefeierten dritten Reformationsjubelfeſtes hat der raſtlos thätige Rath Becker in Gotha, mittelſt geſammelter milder Beiträge für die noch lebenden, größtentheils ſehr armen Seitenverwandten Luther's, zu Möhra im Sachſen-Meiningenſchen und

nicht verlöſchen, ſo lange das Evangelium auf Erden gilt und die Wahrheit noch Freunde hat. Wider ſeinen Willen wird ſeine Partei nach ihm die Lutheriſche genannt, wider ſeinen Willen hat ſie die Kriege geführt, die gleich nach ſeinem Tode ausbrachen, und Deutſchland ſchrecklich verwüſteten. Luther rieth, ſo lange er lebte, zum Frieden und erhielt ihn: er achtete es für Frevel, mit menſchlicher Gewalt verfechten und durchſezen zu wollen, was Gottes Sache iſt, und wirklich hat durch 30 Jahre des Werdens und Wachſens der Reformation ſein unerſchütterlicher Glaube mehr dafür gethan, als alle Kriege und alle Verträge nach ihm. Die Umſichtigkeit einiger pragmatiſchen Geſchichtſchreiber iſt bemüht geweſen, eine Menge von äußern Umſtänden aufzuzählen, welche die Reformation herbeigeführt haben würden, auch wenn kein Luther erſchienen wäre. Wir halten uns an das, was wirklich geſchehen iſt, und finden die Grundbewegkraft des größten aller deutſchen Werke in dem Charakter, den Cramer in ſeiner Ode „Luther" alſo zeichnet:

Nie hat er geheuchelt;
Mit Glauben ſeine freie Bruſt geſtählt,
Hat keinem Fürſten je um Schutz geſchmeichelt,
Daß er ein Menſch war, nie verhehlt,
War Vater, Mann und Freund und Unterthan,
Der Armen Tröſter, ging die hohe Bahn
Des himmliſchen Gebots mit feſtem Schritte,
Blieb arm und ſeine Luſt war Gott,
Sein Glück hier, troz des Wahnes Spott,
Ein keuſches Weib und eine Hütte.

Vergl. d. Art. Reformation. E.

Lüttich (franz. Liège, holländ. Luyk), war ehemals ein Bisthum im weſtphäliſchen Kreiſe, wurde 1794 von den Franzoſen beſezt, im Frieden zu Lüneville ihnen förmlich abgetreten, und zum Departement der Ourthe gezogen. Durch den Beſchluß des wiener Congreſſes und einen beſondern Vertrag vom 23. März 1815 wurde dieſes Land als ein ſouveränes Fürſtenthum dem Könige der Niederlande überlaſſen, und bildet jezt (nachdem jedoch einige Theile davon zu den Provinzen Hennegau, Limburg und Namur gekommen, und dafür von Limburg, Luxemburg und Namur einige andere dazu geſchlagen worden ſind) eine Provinz des Königreichs der Niederlande, welche 102 Q. M. mit 354,000 Einw. enthält. Außer der Maas, an deren beiden Seiten ſie liegt, wird ſie vorzüglich an der Ourthe durchfloſſen. Der Boden iſt im ſüdlichen und öſtlichen Theile, wohin ſich eine Fortſezung der Ardennen zieht, waldig, felſig und hügelig, im weſtlichen Theile eine fruchtbare Ebene mit gutem Getreidelande. Getreide wird nicht hinreichend für den Bedarf des Landes gezogen und muß durch den Kartoffelbau erſezt werden. Die Rindvieh- und Schafzucht iſt ſehr ausgebreitet. Bekannt ſind die limburger Käſe, welche dieſe Provinz liefert. Das Steinreich gibt ſehr viele Steinkohlen, Galmei, Alaun, Eiſen, Kalk-, Bau-,

---

in der Umgegend dieſes Ortes ein Stipendium geſtiftet, deſſen Genuß, auf den Fall des Verlöſchens der ganzen luther'ſchen Nachkommenſchaft, dem jedesmaligen Pfarrer und Schullehrer des Dorfes Möhra, jedem zur Hälfte, auf ewige Zeiten zufallen ſoll. Die Stiftungsurkunde findet ſich im Allgem. Anzeiger der Deutſchen v. J. 1818, Nr. 271.

Wetz- und Flintenſteine und guten Marmor, und zu Spaa iſt ein berühmtes Mineralwaſſer. In einem großen Theile ſind beſonders die Tuch- und Eiſenfabriken ſehr wichtig; die lütticher Gewehre und Verviersſtücher werden weit und breit ausgeführt. Lüttich, die Hauptſtadt, liegt in einem Thale an der Maas, welche hier die Ourthe aufnimt, zwiſchen zwei Bergen, und war ſonſt feſt und mit einer Citadelle verſehen. Die Stadt iſt groß, aber nicht hübſch, meiſtens enge und finſter, nur die Straßen längs des Fluſſes ſind ſchön. Die Maas theilt die Stadt in die alte oder obere und in die neue oder untere; auch gehören zehn Vorſtädte zu Lüttich. Über die Maas führen ſiebenzehn Brücken, unter welchen ſich die Brücke des Arches durch ihre eiſernen Geländer auszeichnet. Die Stadt enthält 245 Gaſſen, 40 Kirchen, 8000 Häuſer und etwa 60,000 Einw., größtentheils Wallonen, die ein verdorbenes Franzöſiſch reden. Außer den Tuch- und Wallenzeugfabriken, ſind vorzüglich die Gewehrfabriken bemerkenswerth, welche Stücke von einer Krone bis zu 500 Louisd'or verfertigen. Auch gibt es hier eine große Stückgießerei und Bohrerei, Gerbereien, Leimſiedereien, Cichorienfabriken, eine Feilen- und Amboßfabrik, und man verfertigt viele Nägel. Zwölf Schwarzblechmühlen in der umliegenden Gegend bereiten jährlich 90 bis 100,000 Ctr. Blech. In der Nähe ſind große Steinkohlenbrüche, die ſich mehrere tauſend Fuß unter der Erde fortерſtrecken, und jährlich gegen 4 Millionen (nach Villefoſſe faſt 9 Millionen Ctr. Steinkohlen liefern. Der Handel Lüttichs mit dieſen Fabrikaten und Erzeugniſſen, ſo wie der Speditionshandel iſt anſehnlich; daher hat die Stadt auch eine Börſe und ein Handelsgericht. Eine Univerſität ward 1817 eröffnet, mit ihr ſind mehrere gute Anſtalten verbunden.

Lützen, eine kleine Stadt mit 1000 Einwohnern im preußiſchen Herzogthum Sachſen, Regierungsbezirk Merſeburg, berühmt durch zwei große Schlachten, welche, die eine im dreißigjährigen Kriege, die andere im Befreiungskriege gegen Napoleon, in ſeiner Nähe geliefert wurden, und von welchen die folgenden Skizzen hier gnügen werden.

I. Guſtav Adolph hatte im J. 1632 vor der Veſte Ingolſtadt die Kunde vernommen, daß Wallenſtein in Sachſen eingebrochen ſei und dort alles mit Feuer und Schwert verwüſte. Dem Beiſtande ſeines bedrängten Bundesgenoſſen, noch mehr aber der Furcht, von der Oſtſee abgeſchnitten zu werden, opferte der König jeden Vortheil und brach unverzüglich aus Baiern mit 27,000 Mann, worunter über 10,000 Reiter waren, auf zur Hülfe von Johann Georg, deſſen Abfall er fürchten mußte, wenn nicht bald der wilde Wallenſtein gebändigt würde. In Erfurt nahm Guſtav Abſchied von ſeiner Gemahlin, rührender, als je vorher, denn ſagte ihm nicht ein Vorgefühl, daß es der letzte ſei, wie die abergläubiſchen Schriftſteller jener Zeit bemerkten: ſo fühlte er doch zu gut, daß ſeine Lage, ſein Heer nicht mehr waren, wie im September 1631. Er mußte jetzt ſchlagen. Der Marſch ging raſch fort bis Naumburg; von da ſollte er über Zeitz und Pegau nach Grimma gehen, wo der König ſich mit den Truppen des Kurfürſten von Sachſen und Herzog von Lüneburg, die von der Elbe heranzogen, vereinen wollte. Als er nun aber während des Marſches nach Pegau durch ein aufgefangenes Schreiben erfuhr, daß Pappenheim mit ſeinem Haufen nach Halle abgeſandt ſei, und Wallenſtein's Heer zerſtreut in den Quartieren zwiſchen Lützen und Weißenfels liege, faßte er den Entſchluß, ohne

die Vereinigung mit Johann Georg zu vollziehen, geraden Weges auf Wallenſtein loszugehen. Sobald aber dieſer des Königs Anzug erfuhr, gaben drei Kanonenſchüſſe ſeinen Regimentern das Zeichen, zuſammenzurücken, und Eilboten gingen ab an Pappenheim, unverzüglich von Halle zurückzukommen. Am 5. Nov. ordnete Wallenſtein ſein Heer zur Schlacht zwiſchen Lützen und dem Floßgraben, ſo daß der rechte Flügel ſich an die Stadt lehnte, der linke bis an den Graben ſich ausdehnte. Der linke Abzugsgraben der vorliegenden großen Straße war vertieft, die Erde nach der Feldſeite aufgeworfen; in ihm und dahinter ſtanden 2 Linien Füſelire und eine Linie Kroaten, die von ihren Pferden über die beiden vorderſten Linien wegſchießen, dem Feinde alſo ein dreifaches Feuer entgegen ſprühen ſollten. Hinter der Straße war das Heer aufgeſtellt; vor der Fronte eine Batterie von 7 Karthaunen; auf beiden Flügeln hielt die Reiterei, im Mittelpunkt das Fußvolk, in 4 große Vierecke gebildet; auch hatte der rechte Reiterflügel ein fünftes Viereck in ſeiner Mitte. Auf einer Anhöhe vor Lützen waren 14 Feuerſchlünde aufgefahren und hinter den Wellerwänden um die Gärten Musketiere geſtellt; aber den linken Flügel am Floßgraben, wo Pappenheim einrücken ſollte, deckte kein Geſchütz. Auf dieſem Flügel ſchloſſen ſchwere Reiter, auf dem rechten Iſolani's Kroaten die Schlachtlinie. So ſtanden die Kaiſerlichen gegen 40,000 Mann ſtark. Tauſend Schritte gegenüber war das ſchwediſche Heer in Schlachtordnung aufmarſchirt mit zwei Treffen. Der linke Flügel reichte bis Lützen, der rechte über den Floßgraben hinaus, vor der Fronte zog ſich die große leipziger Straße hin, im Rücken krümmte ſich der Floßgraben um's Heer. Auf den Flügeln hielt die Reiterei in 2 Treffen; in der Mitte mit 8 Schlachthaufen das Fußvolk, gleichfalls in 2 Treffen getheilt. Zwiſchen den Reitergeſchwadern hatte Guſtav wieder Abtheilungen von Fußvolk von 200 bis 400 Mann geſtellt; doch gewarnt durch die leipziger Schlacht, denſelben Feldſtücke beigegeben, um ſich kräftiger gegen die einbrechenden Reiter vertheidigen zu können. Das Geſchütz der Schweden beſtand aus 100 Feuerſchlünden, davon waren 26 der ſchwerſten in Batterien vor dem linken Flügel aufgeſtellt, außerdem vor jedem Flügel noch 20 kleinere und 5 vor jedem Schlachthaufen des Fußvolks. Der König ſelbſt führte den rechten, Herzog Bernhard den linken Flügel, die Mitte aber Kniphauſen. — Der 6. November brach an und ein dichter Nebel verfinſterte die ganze Gegend. Schon kämpften einzelne Reitergeſchwader, die Abends den Übergang über die Rippach bei Poſerna erſchwert hatten in der Finſterniß, als das ſchwediſche Heer, Luthers Lied: eine feſte Burg iſt unſer Gott ꝛc. anſtimmte. Dann ritt der König ernſter, als ſonſt, durch die Reihen und ermahnte zur Tapferkeit. Erſt um 10 Uhr verlor ſich der Nebel, die Sonne beleuchtete die weite Ebene, und die Heere ſtanden einander im Geſicht. Eine halbe Stunde nachher gab Guſtav das Zeichen zum Angriff. Da brachen die Schweden gegen den von den Kaiſerlichen beſetzten Graben der Landſtraße ein; aber ein mörderiſches Musketen- und Geſchützfeuer ſtreckte die Anſtürmenden zu Boden. Das ſchwediſche Fußvolk wich, aber Guſtav ſprang vom Pferde, riß einem Soldaten die Pike aus der Hand, ſtellte ſich an die Spitze der Weichenden und rief laut: Schweden, wo iſt euer Muth? Vorwärts! vorwärts! Er ſchreitet voran, ein mörderiſcher Kampf beginnt auf's neue, und die Schweden dringen bis an des Grabens Rand. Man ſieht nun Mann gegen Mann im wilden Handgemenge, da bricht Oberſt Winkel mit dem blauen Regimente vor, ſetzt unter Siegesgeſchrei über

beide Graben und ihm folgte das ſchwediſche Leibregiment im haſtigem Laufe. Bald ſind die Kanonen erobert, umgedrehet und auf die kaiſerlichen Vierecke gerichtet. Das erſte und zweite wird zerſprengt, aber das dritte hält noch Stand. Da ſtürmt Holk mit ſeinen Küraſſiren her, wirft die Schweden zurück und entreißt ihnen die gewonnenen Vortheile, denn die finniſche Reiterei hatte nicht ſo ſchnell dem Fußvolke, das nun ungedeckt ſtand, über die Graben folgen können. Bald kam Wallenſtein ſelbſt mit dem wiedergeordneten Fußvolk zurück, eroberte die genommenen Kanonen und trieb die Schweden vor ſich her bis an des Grabens Rand. Allein in eben dieſem Augenblicke war es auch den ſchwediſchen Schwadronen gelungen, über den Graben zu ſetzen; ſie ſtürzten auf Wallenſteins Reiter, warfen die vorderſten auf die hinterſten zurück, verbreiteten Schrecken und Verwirrung über den ganzen linken Flügel des kaiſerl. Heeres, eroberten die Geſchütze wieder und der Sieg ſcheint hier für die Schweden entſchieden. — Doch weniger günſtig ſtanden die Sachen auf dem linken ſchwediſchen Flügel, welcher von der großen kaiſerlichen Batterie auf dem Windmühlenberge ſo heftig beſchoſſen wurde, daß er zu wanken und in Unordnung zu weichen begann. Dies erſehend, übergibt Guſtav die Führung ſeines rechten ſiegenden Flügels dem Feldmarſchall Kniphauſen und befiehlt ihm, raſch den weichenden Feind zu verfolgen; er ſelbſt eilt den Bedrängten zu Hülfe. Der König verſchwindet und ſchon hat Herzog Bernhard auf den rechten Flügel eine ſo geſchickte Schwenkung gemacht, daß er mit einigen Regimentern ſeinem Gegner in die Flanke fallen kann, wodurch dort, da im wildem Grimme kein Theil weichen will, ein gräßliches Gemetzel entſteht. Da rennt wiehernd des Königs Roß ohne ſeinen edlen Reiter durch die Reihen der Schweden, der Sattel iſt mit Blut bedeckt, in den Halftern ſtecken noch die abgeſchoſſenen Piſtolen. Bernhard ahnet das entſetzliche Unglück und ſendet ſtraks 100 Reiter aus, den König zu ſuchen, indeſſen verkündete er laut die Nachricht von deſſen Gefangenſchaft. Nun kämpfen die Schweden wie wüthende Löwen, ſie ſtürzen alles vor ſich nieder, erobern die feindliche Batterie bei den Windmühlen, drehen das Geſchütz gegen den Feind und treiben ihn hier vor ſich her, während das zweite ſchwediſche Treffen die in's Gepäck gefallenen Kroaten wüthend vor ſich her jagt, und Kniphauſen dann mit friſchen Regimentern, gleichfalls über den Graben zur Verfolgung der Flüchtigen ſetzt. Der Sieg iſt entſchieden, aber ſiehe! da erſcheint Pappenheim mit 8 friſchen Reiterregimentern von Halle her auf dem Kampfplatze, und eine neue Schlacht beginnt. Pappenheim nimt das zum zweiten Male eroberte Geſchütz; dann treibt er die Zerſprengten über den Graben, und iſt daran ſie zu umzingeln, als Kniphauſen's zweites Treffen ihm entgegenkommt. Auch darauf will er los, aber eine Falkonetkugel trifft ſeine Hüfte, geendigt iſt die Siegesbahn; ein Trompeter ergreift des Roſſes Zügel und führt den widerſtrebenden Feldherrn im raſchen Laufe aus dem Getümmel. Ein Nebel ſenkt ſich, indem der Abend naht, auf's neue herab. Er bringt die Schlacht zum Stehen, und Bernhard und Kniphauſen ſind ſo weit entfernt ſich für Sieger zu halten, daß ſie ſchon berathſchlagen, ob ſie nicht nach Weißenfels ausbrechen und zurückgehen ſollen. Aber im tiefen Dunkel der Nacht bricht Wallenſtein ſelbſt nach Leipzig auf. Bernhard behauptete während der Nacht das Schlachtfeld und ſah ſich am Morgen zufällig als Sieger. Wäre Wallenſtein auch geblieben, ſo hätte er ſich an die Saale gezogen und die Welt würde jetzt ſagen, er ſei beſiegt. Beide Theile fürchteten Geſpenſter. Wallenſtein wußte den

Anmarſch der ſächſiſchen Truppen; Bernhard fürchtete das Eintreffen des pappenheim'ſchen Fußvolks. Wallenſtein war am furchtſamſten; er retirirte in einem Striche bis nach Böhmen und Schiller läßt daher ſeinen Queſtenberg ſehr richtig bemerken: Wer erſtaunte nicht, als Herzog Friedland nach dieſem großen Tag wie ein Beſiegter nach Böhmen floh. Am Morgen ſammelte Bernhard die zerſtreuten Regimenter und treibt die Kroaten, welche kommen, um das Gepäck zu retten, zurück; die Beute blieb bei den Siegern. Neun Stunden hatte die merkwürdige Schlacht gedauert, ſie koſtete beiden Theilen an 9000 Todte. Die größten Schlachtopfer des blutigen Tages waren Guſtav Adolph und Pappenheim. Den erſtern fanden Bernhards ausgeſandte Kundſchafter unweit dem bekannten großen Steine an der Landſtraße unter einem Haufen von Todten ganz entkleidet und von den Hufen der Pferde faſt bis zur Unkenntlichkeit zertreten. Dunkel und ungewiß ſind die nähern Umſtände ſeines Todes, doch wahrſcheinlich iſt's, daß ſchwarze Verrätherei und Rache ſeinem edeln Leben ein Ende machten. Pappenheim ſtarb bald nachher an ſeinen in der Schlacht empfangenen Wunden in Leipzig. Sachſen erndtete die Früchte davon, indem es für einige Zeit von den Erpreſſungen eines Holks und Gallas frei blieb, die ſeit 8 Monaten alles verheert hatten. Der ſchlichte Feldſtein, der das Andenken an den tapfern König enthält, iſt jetzt mit Pappeln umkränzt und mit ſteinernen Bänken umgeben. Alſo endete die Schlacht bei Lützen am 6 Nov. des Jahres 1632.

II. Ihr Gegenbild iſt die Schlacht vom 2. Mai des Jahrs 1813. Die ruſſiſch-preußiſche Armee hatte ſich näher vereinigt, als Buonaparte in den letzten Tagen des Aprils ein Heer von 120,000 Mann gegen ſie herbeiführte; ſie mußte ſich zu einer Hauptſchlacht entſchließen, wenn ſie nicht Sachſen ohne Schwertſtreich aufgeben wollte. Buonaparte's Plan, Leipzig ſchnell zu erreichen, die Armeen, Wittgenſtein's und Blücher's — die er noch getrennt wähnte — von der Elbe abzuſchneiden und einzeln zu erdrücken, war leicht zu faſſen. Es ward deshalb beſchloſſen, ihn noch vorher auf dem Marſche in einem Terrain anzugreifen, das die Anwendung der überlegenen Reiterei begünſtige; die Armee von Wittgenſtein, die am 1. Mai bei Zwenkau, die von Blücher, die an dieſem Tage bei Rötha ſtand, gingen alle am Morgen des 2. vereinigt auf mehrern Punkten über die Elſter und den Floßgraben, und ſtanden ſo zuſammen 69,000 Mann ſtark gegen 11 Uhr in der Ebene gegen Lützen hin in Schlachtordnung, während General Miloradowitſch mit 12,000 Mann in Zeitz blieb, General von Kleiſt mit 5000 Mann Leipzig deckte. Buonaparte marſchirte, während deß in einer großen Colonne mit den Garden, dem 3. und 6 Corps (Ney und Marmont) auf der lützner Straße gegen Leipzig, das 4. Corps (Bertrand) war von Poſerna, das 11. (Macdonald unter des Vicekönigs von Italien Oberbefehl) von Markranſtädt aus im Anzuge; das 5. Corps (Lauriſton) war an der Spitze und griff um 9 Uhr den General Kleiſt bei Lindenau an, und hat an der Schlacht eben ſo wenig als das 12. (Oudinot) Theil genommen, welches noch hinter Weißenfels zurück war. Buonaparte hatte daher, als am Abend alle übrigen Corps verſammelt waren, ungefähr 115 000 Mann auf dem Schlachtfelde beiſammen. Die Dörfer Groß- und Klein-Görſchen waren noch nicht von der zum 3. Corps gehörenden Diviſion Souham verlaſſen, als das verbündete Kriegsheer in zwei Treffen zwiſchen Werben und Domſen aufmarſchirte, die 11½ Uhr ſehr überraſchend angriff; ſie wurden genommen, bald darauf

auch Rahna und Kaja, während das Hauptcorps, die zum Angriff vorgeſchickten Truppen unterſtützend, links ziehend vorwärts rückte; indeſſen bereiteten nun auch die Feinde ernſthaften Widerſtand und ſuchten nach erhaltener Verſtärkung die verlornen Orte wieder zu gewinnen. In dem von Gräben und Hecken durchſchnittenen Terrain zwiſchen den genannten 4 Dörfern entſpann ſich das blutigſte, langwierigſte Gefecht, denn Buonaparte hatte bald nach den erſten Kanonenſchüſſen die Abſicht der Feinde errathend, ſeine Armee umwenden und ſich zwiſchen den Dörfern und Lützen in Schlachtordnung ſtellen laſſen, von wo er die bedrohten Punkte fortwährend durch neue Truppen unterſtützte und ſo nach und nach das ganze ney'ſche Corps und einen Theil des marmont'ſchen in's Gefecht brachte. In mehrfachen Angriffen verſuchten die Alliirten ſich auf dem Kamme einer gegen Lützen hin ſanft abfallenden Höhe, die ſich von Starſiedel hinter Rahna hinzieht, feſtzuſetzen. Es gelang ihnen auch bisweilen momentan, allein ſie wurden immer wieder durch friſche Truppen von dieſem entſcheidenden Terrain-Abſchnitte verdrängt, während auf ihrer Seite ſchon beinahe die geſammte Infanterie im Gefecht war. So hatte eine preußiſche Batterie, raſch auf Flintenſchußweite herangefahren, die hier ſtehenden feindlichen Bataillone erſchüttert, die Infanterie ſie darauf geworfen, und es bildeten ſich (5 Uhr) bereits geſchloſſene Haufen auf dieſem Punkte, der Feind brachte aber gleich wieder ſo viel friſche Truppen in's Gefecht, daß ihn die geſchwächten und ermatteten Preußen, denen keine Unterſtützung folgte, nach dem tapferſten Widerſtand wieder räumen mußten. So war hier (der linke Flügel gen Starrſiedel hin war nur durch eine lebhafte Kanonade beſchäftigt) unter unentſchiedenem, aber höchſt mörderiſchem Gefecht der Abend hereingebrochen, als die ruſſiſche Diviſion des Prinzen von Würtemberg, zur Umgehung des linken Franzoſen-Flügels beſtimmt, auf das eben bei Eisdorf angekommene 11. Corps unter dem Vicekönig ſtieß (7 Uhr). Sie mußte ſich vor der Übermacht zurückziehen, und dieſes Corps beſtritt nun den preußiſchen rechten Flügel mit großer Wirkung. Ungefähr um dieſe Zeit machte auch Napoleon mit 80 Geſchützen und einer großen Truppenmaſſe (vergl. Odeleben) einen Hauptangriff im Centrum von Kaja aus, der das Geſchick des Tages in ſo weit entſchied, daß die von den verbündeten eroberten Dörfer von ihnen wieder verlaſſen werden mußten, ſo daß am ſpäten Abend Groß-Görſchen nur von einigen preußiſchen Jägern beſetzt blieb, die Armee aber in die Stellung, die ſie vor der Schlacht hatte, zurückging. Noch wurden in der Dunkelheit 9 Geſchwader preußiſche Cavallerie vom linken Flügel vorgeſchickt, um vielleicht durch die Gewalt eines unvorhergeſehenen Anfalls etwas zu bewirken. Sie geriethen aber in einen Hohlweg, ſtießen dann auf feindliche Infanterie, die ſie geſchloſſen empfing, und gingen nicht ohne Verluſt wieder zurück. Dies ſind die allgemeinen Umriſſe einer Schlacht, die von den Verbündeten als die bei Groß-Görſchen, von Napoleon die Schlacht bei Lützen bezeichnet wurde. Wenn die Verbündeten beim Beginn derſelben die Idee hatten, den franzöſiſchen rechten Flügel zu umgehen und von Weißenfels abzuſchneiden, ſo ward dies doch, da ſie in der Front zu ſtarken Widerſtand fanden, bald unausführbar; ihre Überlegenheit an Cavallerie nutzte ihnen bei dieſem Kampfe wenig, dagegen ward die große Überlegenheit des Feindes an Infanterie deſto drückender empfunden. Die Alliirten, die 5 Kanonen erobert und 800 Gefangene gemacht hatten, zählten 10,000 Todte und Verwundete, unter den letztern die Generale Blücher, Scharnhorſt, Hünerbein (der Prinz von Heſſen-Homburg war geblieben); die Franzoſen zählten 15,000

Todte oder Bleſſirte, darunter die Generale Gourde, Gerard, Brennier, Chemineau, Gillot; jene zogen ſich am folgenden Morgen gegen Born und Frohburg zurück, es waren von ihnen nur die Schwerverwundeten die hinter Groß-Görſchen liegen blieben, dem Feinde in die Hände gefallen. Auf einem Hügel, unweit Großgörſchen — von welchem Dorfe die Verbündeten die Schlacht benennen — hat der König den gefallenen Kriegern ein Denkmal aus Gußeiſen, ähnlich den auf einigen andern Schlachtfeldern aufgeſtellten, errichten laſſen, das am 2. Mai 1817 eingeweiht ward. Die Folgen der Schlacht waren, daß die Verbündeten im raſchen Zuge hinter die Elbe zurückgingen, Sachſen binnen acht Tagen in Napoleons Händen war, und ihm damit eine Menge Hülfsmittel zufielen, die er für ſein ſchnell zuſammengebrachtes Heer auf's nothwendigſte brauchte. Dem Rheinbund, dem Königreich Weſtphalen ward dadurch noch einige Monate lang das Daſein gefriſtet.

Lützow und die lützow'ſche Freiſchaar. Wir erwähnen dieſer Erſcheinung in dem großen Befreiungskriege von 1813 und 1814, da die Idee dazu herrlich war, wenn gleich die Ausführung durch Schuld und Zufall verunglückte. Der Tugendbund vereinigte während der Zeit der Bedrückung würdige und feſte deutſche Männer, welche durch Bildung und Belehrung der Jugend für eine beſſere Zukunft arbeiteten. Dieſe ſandten, ſobald die erſte Kunde von der Vernichtung der franzöſiſchen Heeresmacht in Rußland erſcholl, Botſchafter durch's Land, beſonders nach den Univerſitäten, wo der ſchlummernde Funke in den jugendlichen Gemüthern ſich ſchnell entzündete. Der Major von Lützow, ein tapferer unternehmender, verſuchter Krieger, von dem Könige von Preußen dazu bevollmächtigt, rief die Jünglinge zu einem Freicorps nach Schleſien. Zwar ſagte er ſich los von dem geheimen Rathe größerer Unternehmungen, aber er wollte als erſter Führer daſtehen, wo es galt, in die feindlichen Reihen mit dem Schwerte zu ſchlagen. Für innere Kriegszucht, Ordnung und Mechanik ſorgten der Major von Petersdorf und Hauptmann von Helmenſtreit. Schnell ſammelte ſich die Schar; die Begüterten brachten Kleid und Waffen mit, die Unbegüterten wurden durch die reichlichen Beiträge vaterländiſcher Freunde unterſtützt. Eingeſegnet in der Kirche zu Rochau zog die Schar ſchon im Anfange des Aprils in Sachſen ein, mit der Beſtimmung, im Rücken des Feindes den kleinen Krieg zu führen, Volksaufſtand in Thüringen, Heſſen und Weſtphalen zu erregen und ſo den Franzoſen in Deutſchland eben ſo verderblich zu werden, wie die Guerillas in Spanien. Im thüringer Walde auf dem Harze, im Speſſart hatte man treue Freunde, deren Wort ihre Dörfer ſchnell bewaffnet hätte; 4000 Gewehre lagen in Suhl bereit: man unterhielt Verbindungen bis nach Oſtfriesland. Was die innere Verfaſſung betrifft, ſo bildete die Auswahl drei Jägerabtheilungen und ein Schwader; Oberjäger und Führer wurden gewählt; Keiner konnte eintreten, der nicht als Gemeiner dienen wollte. Die übrigen bildeten drei Fahnen (Bataillons) und vier Schwadern. Unter dieſe waren aus den Jägerabtheilungen mehrere als Oberjäger und Führer vertheilt. Einer rühmlichen Erwähnung ſind werth die Bergknappen von Rothenburg an der Saale, die biedern Altmärker und Mecklenburger, die Sachſen und Baiern, die ihr Vaterland früher erkannten, als es ihre Könige und Landsleute thun konnten, und, wie die Holländer, aus den feindlichen Reihen herübertraten. An heißer Wuth aber übertrafen alle die Spanier; nur die Tyroler, geführt von Riedl und Ennemoſer, einſt Hofer's und Speckbacher's Gefährten, kamen ihnen an glühender Rache gleich. Beim Rückzuge der

Heere nach der lützner Schlacht war ein Theil der Fußjäger des Corps, der in Leipzig geſtanden, nach Schleſien zurückgegangen. Dadurch wur den Jahn, Reil und andere Führer von Lützow getrennt, welcher durch den Alles umfaſſenden Frieſen, der ſpäter bei Vercul von franz. Bauern getödtet wurde, und den Alles begeiſternden Körner (ſ. d. Art.) noch mehr fortgezogen, mit der Reiterei über die Elbe und Saale ging, während der zurückgebliebene Theil des Fußvolks unter der Führung des Majors von Petersdorf in unruhiger Thatenloſigkeit an der Elbe auf- und abſchwärmte. Die Hoffnung, am 7. Juni 1813 vereint mit Woronzow und Czernitſcheff Leipzig ſiegreich zu beſetzen, wurde durch den Waffenſtillſtand vernichtet. Hiermit ging die Freiſchaar ihrer ſchö- hern Idee nach unter. Dazu kam das Unglück daß die Reiterei während des Waffenſtillſtandes durch den berüchtigten Überfall von den Franzoſen und Würtembergern zu Kitzen bei Leipzig faſt ganz aufgerie- ben wurde. Nach dem Waffenſtillſtande waren die Lützower jedoch wie- der ſtärker, als vorher, verſehen mit Reiterei und ſchwerem Geſchütz beinahe 4000 Mann. Auch jetzt wurde das Corps aus unbekannten Urſachen nicht zweckmäßig verwendet. Es kam unter den Befehl des Generals Wallmoden, der durch die Umſtände genöthigt war, mehr beobachtend, als handelnd, mehr abwehrend, als angreifend zu Werke zu gehen. Der Ruhm der Tapferkeit, öfter noch der kühnen Verwe- genheit, wurde den ſchwarzen Jägern in vielen kleinen Gefechten zu Theil, die an der Elbe und Weſer gegen bedeutende Übermacht geliefert wurden, aber Großes konnte um ſo weniger ausgeführt werden, als das Corps beſtändig getrennt war. Erſt im Decbr. ſammelte es ſich wieder in Boitzenburg. Der General von Bülow rief es jetzt nach Holland. In Celle trafen die Lützower auf das ſchwediſche Heer, und der Kronprinz von Schweden wählte ſie zu ſeinem Vortrabe; eine Aus- zeichnung, die für den Ruhm, der in Frankreich zu gewinnen war, keinen Erſatz gab. Lützow, kaum geneſen von ſeinen ſchweren Wunden, fühlte die drückende Lage der Seinen vor Hamburg und Glückſtadt; er beurlaubte ſich nebſt einem Theile der Reiterei, mit dem Verſprechen, die Übrigen bald zu ſich zu rufen. Bei dem Rückzuge des blücherſchen Heers führte er Aufträge an St. Prieſt, die ihm Blücher gab, mit Muth und Einſicht aus. Aber beſorgt, eine Abtheilung preußiſchen Ge- ſchütz zu decken, verweilte er ſich und fiel mit ſeiner kleinen Mannſchaft den Bauern in die Hände. Er verlor viele ſeiner Leute und wurde ſelbſt ſchwer verwundet, nur durch die ſeltene Ehrlichkeit eines franzöſiſchen Landmanns vom gänzlichen Untergange errettet. Am Ende des Ja- nuars brach der andere Theil unter der Führung des Hauptmanns von Helmenſtreit vom baltiſchen Meere nach dem Rhein auf. Neue Befehle des Kronprinzen ſchickten die leichte fliegende Schaar vor die Feſtung Jü- lich, wo ſie mit 1300 Mann, ſo weit war ihre Zahl geſchmolzen, drei Wochen lang gegen die täglichen Ausfälle eines ſechsfach ſtärkern Fein- des ſtreiten mußten. In Laon kamen ſie zu ſpät an, um mit als Sie- ger in Paris einzuziehen. — Nach dem Frieden iſt dieſes Corps zum Theil auseinander gegangen, und zum Theil zu einem regulären Regi- mente organiſirt worden. Lützow ſelbſt wurde in der Schlacht bei Lig- ny (am 16. Juni 1815) gefangen, und lebte nach ſeiner Befreiung in Münſter im Range eines Majors.

Luxembourg (François-Henri von Montmorency, Herzog von), Marſchall von Frankreich, einer der berühmteſten franzöſiſchen Feld- herren unter Ludwig XIV. Er war der Sohn des berüchtigten Grafen Boutteville und 1628 geboren. Dem großen Condé, deſſen Sch…

Digitized by Google

r war, und unter welchem er 1643 der Schlacht bei Rocroi beiwohnte, lieb er in guten und böſen Schickſalen ſtets getreu. Schon bei der Eroberung der Franche-Comté (1668) zeigte ſich das glänzende Genie Luxembourgs, der hier als Generallieutenant befehligte. In Holland, wo er den Oberbefehl führte, eroberte er in dem Kriege von 1672 die holländiſchen Feſtungen und ſchlug das Heer der Generalſtaaten bei Bodegrave und Woerden. In dieſem Feldzuge machte er einen berühmten Rückzug, indem er mit einem Heere von 20,000 Mann durch ein feindliches von 70,000 ging, ohne daß ihm dieſes etwas anzuhaben vermochte. Er war nachher bei dem zweiten Feldzuge in der Franche-Comté, befand ſich bei der Schlacht von Senef (11. Aug. 1674) und erhielt 1675 den Marſchallsſtab. Nach Türenne's Tode befehligte er einen Theil des franz. Heers, war aber anfangs nicht ſehr glücklich denn er mußte vor ſeinen Augen Philippsburg nehmen laſſen, und ſein Verſuch der Stadt zu Hülfe zu kommen, war vergebens. Glücklicher war er jedoch gegen den Prinzen Wilhelm von Oranien (1678), von dem er ſich unvermuthet überfallen ſah, den er aber mit Erfolg zurückſchlug. In dem darauf folgenden Kriege Frankreichs gegen die verbündeten Mächte (England, Holland, Deutſchland und Spanien) gewann Luxembourg drei große Schlachten: die erſte bei Fleurus (1. Juli 1690) gegen den Fürſten von Waldeck; die zweite bei Steinkirchen (4. Aug. 1692), wo ihn König Wilhelm von England plötzlich überfiel, aber dennoch zurückgetrieben wurde; die dritte und blutigſte unter allen bei Neerwinden (29. Juni 1693), in welcher der König Wilhelm eine große Niederlage erlitt. Von den in dieſem mörderiſchen Treffen genommenen Fahnen ward die Kirche Notre-Dame zu Paris faſt ganz angefüllt. — Luxembourg endigte ſeine ſo glorreiche kriegeriſche Laufbahn durch den langen und beſchwerlichen Marſch, den er im Angeſichte der Feinde von Vignamont bis zur Schelde nahe bei Tournay machte. Er ſtarb am 4. Januar 1695.

Luxemburg, ehemals ein Herzogthum und eine Provinz der öſterreichiſchen Niederlande, wurde 1795 von den Franzoſen beſetzt, und machte ſeitdem einen Theil des Wälder-Departements (des Forêts) aus. Durch den Beſchluß des wiener Congreſſes (1815) wurde der größte Theil dieſer Provinz, mit Einſchluß des Herzogthums **Bouillon** (ſ. d. A.) zuſammen 108 Q. M. mit 300,000 Einw., dem Könige der Niederlande, als Entſchädigung für ſeine in Deutſchland abgetretnen naſſauiſchen Fürſtenthümer überlaſſen. Er führt deswegen den Titel als Großherzog von Luxemburg, und iſt als ſolcher Mitglied des deutſchen Bundes. Ein kleiner Theil des Landes iſt zum preußiſchen Großherzogthume Nieder-Rhein gelegt. — Das Land macht den Mittelpunkt des berühmten ardenner Waldes aus, iſt größtentheils bergig, hat gute Viehzucht und viele Eiſengruben. **Luxemburg**, die Hauptſtadt des Landes, an der Elze, mit 9000 Einwohnern, iſt eine der wichtigſten Feſtungen. Sie beſteht aus der obern und untern Stadt; jene liegt größtentheils auf Felſen, in welche die Feſtungswerke eingehauen ſind. Nach der Generalakte des wiener Congreſſes (Art. 67.) iſt Luxemburg, in militäriſcher Beziehung, eine deutſche Bundesfeſtung; der Großherzog hat das Recht, den Gouverneur und Militär-Commandanten der Feſtung zu ernennen, 1816 dem König von Preußen abgetreten, und zugleich bewilligt, daß $\frac{3}{4}$ der Beſatzung aus preußiſchen Truppen, $\frac{1}{4}$ aus niederländiſchen beſtehen ſoll.

Luxus, Pracht oder Üppigkeit, eine Folge des Reichthums, entſpringt aus dem Beſtreben zur Verſchönerung des Lebens. Er zeigt

ſich in der Erfindung und Anwendung immer neuer Genußmittel, die zum Glanze, Putze und zur Befriedigung künſtlicher Bedürfniſſe des Wohllebens und der Weichlichkeit dienen, z. B. in Anſehung der Wohnungen und ihrer Umgebungen, in Anſehung der Bekleidungen, Fuhrwerke, Pferde, Geſchirre, Bedienungen, Mahlzeiten, Getränke und noch vieler anderer Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten. Abgeſehen von dem Nachtheile, welchen er der Sittlichkeit, Geſundheit und Naturkräftigkeit des Menſchen bringt, wird der Luxus dadurch nützlich und im Staate nothwendig, daß er den phyſiſchen Wohlſtand erleichtert, ihn unter die größtmögliche Menſchenmaſſe verbreitet, und ſo der, dem allgemeinen Nationalwohlſtande nachtheiligen Vermögensungleichheit ſtets entgegenarbeitet, welche kein Staat, in Abſicht des Mobiliarvermögens, zu verhindern vermag. Da nun der höchſte phyſiſche Zweck des Menſchen Wohlleben, auf dauernden Wohlſtand gegründet, iſt, ſo hat die Regierung beim Luxus nur die ſehr bedingte Pflicht der Einſchränkung, wenn Jemand durch denſelben aus dem Zuſtande des Wohlſtandes herabzuſinken in Gefahr iſt, oder die öffentliche Sittlichkeit und Religioſität dadurch verletzt wird. Der Luxus iſt kein ausſchließliches Vorrecht des Reichen, ſondern jeder Menſch kann ihn nach ſeinen Vermögensumſtänden anwenden, um durch mehrere Genußmittel ſich das Leben zu verſchönern. Die häufigen Klagen der Vornehmen und Reichen über die Fortſchritte und Nachtheile des Luxus ſcheinen größtentheils aus Stolz und Neid gegen die niedere Volksklaſſe entſprungen zu ſein, indem die höhern Stände ſich an den, durch die Fortſchritte des Gewerbfleißes unverkennbar erweiterten Wohlſtand der niedern Klaſſen noch nicht gewöhnen können. Mit Unmuth ſehen ſie die ſcharfe Abmarkung der Vorzeit verſchwinden, wo Armuth und Mangel der Antheil des Volks, und vorzüglich des Landmannes war. Übrigens iſt noch zu bemerken, daß von dem archiſchen Luxus oder Aufwandsgeſetzen der Römer vom J. 572 an bis zu den in's Unendliche vervielfältigten Aufwandsgeſetzen der Franzoſen, Schweizer, Schweden ꝛc., alle Aufwandsgeſetze ſtets ein fruchtloſes Beſtreben der Regierungen geblieben ſind, und ſtatt den Geiſt der Nation umzuwandeln, dieſen vielmehr verderbt und zum Schleichhandel geneigt gemacht haben.

Luynes (Charles Albert, Herzog von) ein berüchtigter Günſtling Ludwigs XIII., Königs von Frankreich, geboren 1578. Sein eigentlicher Familienname war Alberti; ſeine Vorfahren, florentiniſche Edelleute, hatten ſich, hundert Jahre zuvor, aus Florenz vertrieben, in Frankreich niedergelaſſen. Er und ſeine beiden jüngern Brüder waren ſchon von Heinrich IV. dem Dauphin zur Geſellſchaft zugegeben worden; Charles Luynes hatte ſich aber beſonders die Gewogenheit des jungen Königs durch die kindiſchen Zeitvertreibe, mit welchen er ihn unterhielt, erworben, und dadurch den Grund zu ſeinem nachherigen großen Einfluſſe gelegt. Der Marſchall d'Ancre, der damals alles am franzöſiſchen Hofe vermochte, begünſtigte ihn und verſchaffte ihm die Statthalterſchaft von Amboiſe und doch war es vorzüglich de Luynes, der den Marſchall und deſſen Gattin, welche die verwitwete Königin Maria von Medici unumſchränkt beherrſchte, ſtürzte (1617). De Luynes erhielt das ganze, viele Millionen betragende Vermögen des Marſchalls, verſchiedene von deſſen bisherigen Stellen, und regierte nun eben ſo unumſchränkt, wie jener, nur noch ſchlimmer; denn er bereicherte ſich in einem Jahre mehr, als der Marſchall in ſiebzehn Jahren. Die ganze Regierung war in de Luynes Händen, und er vereitelte alle Unternehmungen der Mutter des Königs und der franzöſiſchen Großen, die ſich wider ihn

verbunden hatten. Er wurde ſelbſt (1621) zum Connetable von Frankreich ernannt, ob er gleich die zu dieſer Stelle erfoderlichen Eigenſchaften gar nicht beſaß. Ludwig XIII. wurde jedoch zuletzt ſeines Günſtlings überdrüſſig, weil er ihn mit zu vieler Gewalt beherrſchte, und großes Unheil im Staate angerichtet hatte. De Luynes ſtarb daher zu rechter Zeit (15. Dec. 1621) im 43. Jahre. Sein Tod verurſachte viel Freude und große Veränderungen am franzöſiſchen Hofe.

Luzac (Johann) ein berühmter Philolog und Publiciſt, wurde 1756 den 2. Aug. zu Leyden geboren und ſtammte aus einer in frühern Zeiten ihrer Religion wegen aus Frankreich gewanderten Familie. Nachdem er unter Valkenaer und Rhunkenius ſeine Studien vollendet hatte, bot man ihm ſowol in Leyden als in Gröningen die Lehrſtühle der Rechtswiſſenſchaft und der griechiſchen Sprache an, Luzac ſchlug aber beides aus und zog es vor, ſich nach dem Harz zu begeben und ſich dort der juridiſchen Praxis zu weihen. Nach einem 4jährigen Aufenthalt daſelbſt, kehrte er indeß nach Leyden zurück (1772), um daſelbſt an der Herausgabe der von ſeinem Onkel Stephan Luzac geſtifteten, berühmten „leydner Zeitung“ Theil zu nehmen, einem Blatte, welches damals von den erſten Gelehrten und Staatsmännern Europa's ſeines trefflichen, für die Geſchichte der Zeit höchſt wichtigen Inhaltes wegen begierig geleſen wurde und deſſen Redaction Luzac nach ſeines Onkels Tode (1787) gänzlich übernahm *). Neben dieſem Geſchäft und der juridiſchen Praxis beſchäftigte ſich Luzac immer noch mit großem Fleiße mit dem Studio der römiſchen und griechiſchen Klaſſiker, und als Valkenaer 1786 ſtarb, übernahm er auch noch bei der Univerſität ſeiner Vaterſtadt den dadurch erledigten Lehrſtuhl der griechiſchen Sprache, außer den öffentlichen Vorleſungen noch mehrere Privatkollegien haltend. So eifriger und ſtandhafter Freund einer geſetzmäßigen Freiheit er auch war, entging er aber dennoch den Anfeindungen derer nicht, die in ihren überſpannten Ideen Alles umſtoßen wollten, und als in den Neunziger Jahren die Unruhen in Holland ausbrachen, ward er auf Antrieb mehrerer der heftigſten Neuerer, die ein Ärgerniß an ſeinen Vorträgen der vaterländiſchen Geſchichte genommen hatten, der früher erhaltenen Profeſſur der Geſchichte beraubt: ein Vorfall, welcher Luzac ſo ſchmerzte, daß er auch eine philologiſche Lehrſtelle wiederlegte und die Verhandlungen des ganzen Herganges der Sache in einem eigenen Schriftchen in holländiſcher Sprache bekannt machte, wodurch indeß der Haß ſeiner Gegner nur noch mehr geſchärſt und ihm nun auch mancherlei Hinderniſſe in Betreff der Herausgabe ſeiner Zeitung in den Weg gelegt wurden, was ihn denn im J. 1800 endlich dahin brachte, ſich auch von dieſer Unternehmung zurückzuziehen, um ſich fortan allein ſeinen philologiſchen Studien und der Herausgabe mehrerer, von ſeinem einſtigen Lehrer Valkenaer hinterlaſſenen Schriften, zu widmen. Vorher ſchon und gleich nach ſeiner Entſetzung als Profeſſor der Geſchichte

---

*) Die Nouvelles extraordinaires de divers endroits, oder wie man ſie gewöhnlich nennt, die Gazette de Leyde wurde von Stephan Luzac und deſſen Bruder Johann (dem Vater unſers Johann Luzac) gemeinſchaftlich unternommen (1738). Johann Luzac der Vater, war Buchdruckereibeſitzer in Leyden; Stephan hatte ſich erſt dem geiſtlichen Stande gewidmet, gab aber in der Folge die Theologie auf. Beide Brüder hatten ſich in ihr Blatt ſo getheilt, daß der eine die Redaction, der andere das Merkantiliſche und Typographiſche beſorgte.

hatte ihm Waſhington von Amerika aus in einem Briefe über ſein Mißgeſchick zu tröſten geſucht und ihm die größten Verſicherungen ſeiner innigſten Hochachtung gegeben, und die brieflichen Verbindungen in welchen er zu verſchiedenen Zeiten mit den ausgezeichnetſten Männern ſeiner Zeit, einem Adams, Jefferſon, dem Miniſter Herzberg und v. Dohm, ſo wie mit dem König von Polen, Stanislaus Poniatowski und dem Kaiſer Leopold II. ſtand, beweiſen zur Genüge, wie allgemein geachtet und geſchätzt er war. Im J. 1802, als Ruhe und Ordnung in den Niederlanden wieder hergeſtellt waren, erhielt Luzac ſeine frühern Anſtellungen bei der leydner Univerſität mit vermehrten Gehalte wieder und er lebte nun mit unermüdeter Thätigkeit fortwirkend in ſeinem alten Wirkungskreiſe bis zu der traurigen Kataſtrophe, die ihm und ſo vielen ſeiner Mitbürger das Leben koſtete. Als nämlich am 12 Januar 1807 ein durch Leyden gehendes mit 40,000 Pf. Pulver beladenes Schiff, innerhalb der Stadt aufflog, da fand auch er ſein Grab unter den Ruinen der halb verſchütteten Stadt. In der vom Profeſſor Siegenbel herausgegebenen Schrift über dieſen Unfall von Leyden findet ſich eine gutgeſchriebene Biographie des den Wiſſenſchaften zu früh entriſſenen Mannes.

Luzern, ein Kanton der Schweiz, ſ. Schweiz. Die Hauptſtadt Luzern, am Ausfluſſe der Rüß aus dem Vierwaldſtädterſee, deſſen hieher ſich erſtreckender Buſen der luzerner See heißt, iſt, wegen der vielen Gärten, in ihrem Umfange bedeutend groß. Der Fluß theilt ſie in zwei, durch vier Brücken verbundene Theile. Sie hat über 5000 Einwohner, Lyceum, Zeichenſchule, Singakademie, und iſt der Sitz des päpſtlichen Nuntius und mit Bern und Zürich abwechſelnd, der Tagſatzung. Man ſieht in Luzern Pfyffer's topographiſches Relief von 60 Q. M. der Schweiz, auf einem Raume von 20 F. Länge und 12 F. Breite vorgeſtellt. Die Seidenmanufaktur und die Papiermühle iſt von Wichtigkeit; außerdem treibt die Stadt einen ſtarken Tranſitohandel. Auch werden viel Käſe, Schweine, gemäſtete Schnecken (nach Italien), viel Getreide, gedörrte Zwetſchen, Kirſchwaſſer und Floretſeide ausgeführt.

Lyceum, Lykeion, ein Gymnaſium (Ringſchule) zu Athen, welches von dem in der Nähe ſtehenden Tempel des Apollo λύκειος (Wolfstödter), ſeinen Namen hatte und in deſſen bedeckten Gängen Ariſtoteles ſeine Philoſophie vortrug. Ihm zu Ehre wurden bei den Neueren die höheren lateiniſchen Schulen in den Städten Lyceen genannt, weil in denſelben ehemals die ariſtoteliſche Philoſophie in der ſcholaſtiſchen Form gelehrt wurde. Der Sprachgebrauch iſt in Rückſicht des Ranges der Lyceen vor oder nach den Gymnaſien nicht in allen Ländern gleich; überall aber ſind ſie Schulen für die eigentliche gelehrte Bildung, aus denen die Schüler unmittelbar zur Univerſität übergehen. E.

Lydia, in ältern Zeiten Mäonia, eine anſehnliche und fruchtbare Landſchaft in Kleinaſien, ward an den Küſten nach dem joniſchen Meere zu von Joniern bewohnt. Gegen Süden ward das Land durch den Mäander (jetzt Meinder) von Karien getrennt, gegen Oſten grenzte es an Phrygien und gegen Norden an Myſien. In den älteſten Zeiten war hier ein berühmtes Königreich, deſſen Gebiet durch den Fluß Halys (jetzt Kizel Irmak) vom Perſien geſchieden wurde. Cyrus überwand den letzten lydiſchen König Kröſus (ſ. d. Art.) Das Land war außerordentlich fruchtbar und die Einwohner, beſonders unter dieſem Könige, das reichſte, aber auch bald das weichſte und

üppigſte unter allen aſiatiſchen Völkern. Sie waren die Erfinder der weichlichſten Kleider und der koſtbarſten Tapeten, der wohlriechendſten Salben und der leckerhafteſten Gerichte, und eine der Haupttonarten in der griechiſchen Muſik, welcher man den Charakter der Weichlichkeit beilegte, hieß nach ihnen die lydiſche. Sie legten herrliche Gärten an, wo ſie die feinſten ſinnlichen Vergnügungen genoſſen; ſie entdeckten zuerſt das Geheimniß, auch Mädchen in den Stand des Unvermögens zu verſetzen, um ſie zu Hüterinnen ihrer Weiber und Beiſchläferinnen zu gebrauchen. Zu Herodot's Zeiten war die Sittenverderbniß unter den Lydiern bereits ſo groß, daß die Mädchen öffentlich mit ihren Reizen wucherten, und von dem Sittenverderbniſſe wurden auch die Jonier angeſteckt. Der ſo ſehr gerühmte Reichthum der Lydier mag ſich vielleicht nicht ſowol über das ganze Volk, als vielmehr nur über die Könige und Vornehmſten im Staate verbreitet haben. Denn außerdem, daß dieſe aus den goldreichen Flüſſen Hermus (jetzt Sarabat), und Paktolus und aus den Bergwerken ihre Schatzkammern füllen konnten, erhielten ſie alle ihre Bedürfniſſe durch die Arbeit der Sklaven, welche ſie nicht in baarem Gelde, ſondern mit eigenen Landeserzeugniſſen bezahlten. Sie konnten alſo edle Metalle immer mehr anhäufen. Daß Kröſus reicher war, als alle ſeine Vorfahren, iſt nicht zu verwundern, da er ſich die ganze Küſte von Vorderaſien unterwarf und alle Handelsſtädte ausplünderte. Ob es gleich nicht erwieſen werden kann, daß die Lydier ſchon vor uralten Zeiten einen erträglichen Händel gehabt haben; ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß ſie ſchon lange vor den Griechen eine gewiſſe Bildung erreicht, und daß die griechiſchen Kolonien in Niederaſien die ſchnelleren Fortſchritte in den Künſten und Wiſſenſchaften, welche ſie vor den Griechen im Mutterlande machten, den Lydiern zu verdanken hatten. Unter andern verdankt man ihnen die Erfindung der Gold- und Silbermünzen, der Gaſthöfe, gewiſſer muſikaliſcher Inſtrumente, der Kunſt Wolle zu färben, welche nachher in Milet ſo ſehr vervollkommnet wurde, desgleichen die Kunſt das Erz zu ſchmelzen und zu verarbeiten, vielleicht auch den erſten Anfang der Malerei und des Bergbaues. Auch trieben ſie einen ſtarken Handel. Sardes, die Hauptſtadt des Landes, wird als ein Ort geſchildert, wo Griechen, Phrygier und ſelbſt die nomadiſchen Völker zuſammenkamen, ihre Waaren gegen andere umzutauſchen. Hier war beſonders ein Hauptmarkt des Sklavenhandels, der die Harems der Perſer mit Verſchnittenen verſah. Jetzt gehört Lydien zu der türkiſchen Statthalterſchaft Natolien (Anadolly.)

Lykophron, aus Chalcis in Euböbia gebürtig, ein griechiſcher Grammatiker, und Verfaſſer vieler Trauerſpiele, lebte um 280 vor Chr. Geb. unter Philadelphus, bei welchem er ſich durch die von ihm erfundenen Anagrammen beliebt gemacht hatte Er ſoll an einer Wunde geſtorben ſein, welche ihm einer ſeiner Gegner mit einem Pfeile beibrachte, als ſie über die Vorzüge der alter Dichter ſtritten. Von ſeinen Schriften iſt uns nur noch ein Trauerſpiel Kaſſandra (Alexandra) übrig, welches in Jamben abgefaßt iſt, und überall das Gepräge einer durch mühſeligen Fleiß erworbenen Gelehrſamkeit trägt, daher auch ſehr ſchwer und mit dunkeln Anſpielungen überladen iſt. Es iſt eigentlich ein ununterbrochen fortlaufender Monolog, in welchem Kaſſandra den Untergang der Stadt Troja und die Schickſchale aller darin verflochtenen Helden und Heldinnen vorausſagt, und der in mythologiſcher und antiquariſcher Hinſicht einigen

Werth hat. Ein ſpäterer Grammatiker Johannes Tzetzes, hat einen Commentar dazu geſchrieben. Ausgaben von dieſem Trauerſpiel ſind: Cum comment. Ioh. Tzetzae cura Io. Potteri, Oxon. 1697 und 1702, in einem Folio Bde.; dann mit dem Commentar Canter's von Reichard (Leip. 1788) und zuletzt von Sebaſtiani (Rom 1803). Tzetzes bezeugt, daß Lykophron vierundſechzig oder ſechsundſechzig Trauerſpiele geſchrieben, von denen Suidas zwanzig namhaft macht. Die noch übrigen Fragmente ſeiner verloren gegangenen Schriften hat Guil. Canterus, lib. VI. novar. lectionum c. 17. geſammelt und erläutert.

Lykurgus, der berühmte Geſetzgeber der Spartaner, lebte um das J. 888 vor Chr. Geb., und war der jüngſte Sohn des ſpartaniſchen Königs Eumomus. Sein älterer Bruder, Polydektes, folgte dem Vater in der Regierung, ſtarb aber bald und hinterließ das Königreich dem Lykurgus. Als bald darauf bekannt ward, daß die hinterlaſſene Gemahlin des Polydektes ſchwanger ſei, erklärte Lykurg, daß, wenn ſie einen Thronerben gebären ſollte, werde er der erſte ſein, ihn als ſeinen König anzuerkennen. Um die Lacedämonier von der Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen zu überzeugen, legte er den königlichen Titel ab und verwaltete das Reich nur als Vormund des künftigen Thronerben. Indeſſen ließ ihm die Königin ſagen, wenn er ſie heirathen wolle, werde ſie ohne Anſtand ihr Kind tödten. Indem er ihr nun mit der Erfüllung dieſes Wunſches ſchmeichelte, bekam er den Knaben, welchen die Königin gebar, in ſeine Gewalt. Von der Freude des Volks über dieſes Ereigniß erhielt das Kind den Namen Charilaus (die Freude des Volks). Lykurgus hatte ſchon durch die Weisheit ſeiner Staatsverwaltung ſich allgemeine Hochachtung erworben; dieſe Handlung der erhabenſten Uneigennützigkeit aber erhob ihn auf den Gipfel des Ruhms, weckte jedoch auch den Neid vieler vornehmer Spartaner gegen ihn, mit denen ſich die Königin, aus Rache über ihre vereitelte Hoffnung, verband. Sie ſtreuete unter dem Volke aus, es ſei gefährlich, das Leben des künftigen Thronerben einem Manne anzuvertrauen, welchem an dem Tode deſſelben das meiſte gelegen ſein müſſe. Um dieſen entehrenden Verdachte zu entgehen, fand ſich Lykurg bewogen, nicht nur die Vormundſchaft des jungen Königs freiwillig niederzulegen, ſondern ſogar ſein Vaterland zu verlaſſen. Ob nicht dieſer Entſchluß auch von der Begierde, fremde Nationen und ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, begleitet wurde, iſt unbekannt; wenigſtens nützte Lykurg ſeine Reiſen zu dieſem Zwecke. Nachdem er zuerſt Kreta beſucht hatte, wo die weiſen Geſetze des Minos ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, ging er nach Jonien. Hier machte die weichliche, luxuriöſe Bildung und Lebensſitte der Einwohner und die Kraftloſigkeit ihrer Geſetze, welche mit der Einfachheit und Strenge der kretiſchen Geſetze einen ſchneidenden Abſtich bildete, den tiefſten Eindruck auf ihn. Dafür entſchädigte ihn, wie man ſagt, die Auffindung der homeriſchen Gedichte. Von hier ſoll er noch mehrere Reiſen, unter andern nach Ägypten, Indien und Spanien gemacht haben. Da jedoch in ſeinen Geſetzen auch nicht die geringſte Spur von ägyptiſcher oder indiſcher Weisheit zu finden iſt, ſo zweifelt man daran. Während der Zeit wurde Lacedämon von neuen Unruhen zerrüttet. Da nämlich die beiden Könige Archelaus und Charilaus weder bei dem Volke, noch bei den Vornehmen in Achtung ſtanden und auch keine Geſetze vorhanden waren, durch welche die allgemeine Ruhe hätte aufrecht erhalten werden können, ſo überſtieg die Verwirrung alle Grenzen. In dieſer bedenklichen Lage war Lykurg der

einzige Mann, von dem man Hülfe und Rettung erwartete. Das Volk ſuchte in ihm Schutz gegen die Großen, und die Könige glaubten, daß er den Ungehorſam des Volks bändigen werde. Mehr, als ein Mal erſchienen Geſandte bei ihm, welche ihn baten, dem Staate zu Hülfe zu eilen. Lange widerſtand er; aber endlich gab er dem dringenden Wunſche ſeiner Mitbürger nach. Bei ſeiner Ankunft in Sparta fand er bald, daß nicht bloß von Abſchaffung einzelner Geſetzwidrigkeiten und Mißbräuche die Rede ſein dürfte, ſondern daß vielmehr eine gänzliche Wiedergeburt der Staatsverfaſſung nöthig ſei. Die Achtung, welche ihm ſeine Perſönlichkeit, ſein Geſicht und die augenblickliche Lage des Staates bei ſeinen Mitbürgern verſchaffte, machte ihm Muth, ſich durch keine Hinderniſſe abſchrecken zu laſſen. Der erſte Schritt, den er nun that, beſtand darin, daß er den Königen die Geruſia, einen Senat von achtundzwanzig, durch ihr Alter ehrwürdigen Perſonen (Geronten, ſ. d. Art.) an die Seite ſetzte, ohne deſſen Einwilligung jene nichts unternehmen ſollten. Dadurch bewirkte er ein heilſames Gleichgewicht zwiſchen der Macht der Könige und dem Übermuthe des Volks. Letzteres erhielt zugleich die Gewalt, über die Staatsangelegenheiten ſeine Stimme geben zu dürfen, ohne jedoch die Freiheit der eigenen Berathſchlagungen zu haben, indem er ſich darauf beſchränken mußte, das, was die Könige oder der Senat vorſchlagen würden, entweder zu genehmigen, oder zu verwerfen. Die Spartaner willigten meiſtens in alle Einrichtungen Lykurg's ohne Widerrede; bloß die gleiche Vertheilung des Eigenthums erregte unter den Reichen einen Aufruhr, der ſo heftig wurde, daß Lykurg nur durch die ſchleunige Flucht in einen benachbarten Tempel ſein Leben zu retten vermochte. Auf dem Wege dahin erhielt er einen heftigen Schlag über den Kopf, der ihm ein Auge gekoſtet haben ſoll. Er aber that weiter nichts, als daß er ſich umwandte und ſeinen Verfolgern das von Blut überſtrömte Geſicht zeigte. Dieſer Anblick erfüllte Alle mit Scham und Reue; ſie baten ihn um Verzeihung und begleiteten ihn ehrfurchtsvoll nach Hauſe. Der Thäter, ein vornehmer Jüngling von heftigem und aufbrauſendem Charakter, ward ihm ausgeliefert. Lykurg verzieh ihm und entließ ihn mit Beſchämung. Nachdem die Verfaſſung Spartas völlig gegründet war, ſorgte Lykurg auch für deren künftige Aufrechthaltung. Er ließ nämlich alle Bürger einen feierlichen Eid ſchwören, daß ſie vor ſeiner Zurückkunft nichts an den eingeführten Geſetzen ändern wollten, reiſte dann nach Delphi und fragte den Gott, ob die neuen Geſetze für Spartas Glück hinreichend wären? Die Antwort war: „Sparta wird der blühendſte Staat bleiben, ſo lange es dieſe Geſetze beobachten wird." Dieſen Spruch ſandte er nach Lacedämon, und begab ſich freiwillig in die Verbannung. Fern von ſeinem Vaterlande, ſtarb er, wie man ſagt, eines freiwilligen Hungertodes, nach Einigen zu Cirrha, nach Andern zu Elis oder Kreta. Auf ſeinen Befehl ward ſein Körper verbrannt, und die Aſche in das Meer geſtreuet, damit ſie nie nach Sparta zurückgebracht und das dortige Volk ſich des geleiſteteten Eides für entbunden halten könnte. Ihm zu Ehren ward in Sparta ein Tempel errichtet, und von ſeinen Freunden eine Geſellſchaft geſtiftet, welche noch bis in die ſpäteſten Zeiten Sparta's fortdauerte, und den Zweck hatte, das Andenken ſeiner Tugenden zu feiern. Der Hauptzweck der lykurgiſchen Geſetzgebung war, eine gemiſchte Regierungsform in Sparta einzuführen. Dieſe ſetzte Lykurg aus Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie zuſammen, ſo daß die eine durch die andere eingeſchränkt wurde. Die beiden Könige und der ihnen zur Seite ſtehende Rath der

Geronten ſtanden an der Spitze der Regierung, jedoch erhielt das V
einen mittelbaren Antheil an der Regierung. Er theilte alle Bürg
Spartas in drei, nach Andern auch in ſechs und mehrere Stämme, u
dieſe wiederum in dreißig Zünfte ein. Mit dieſer Einrichtung hi
wahrſcheinlich die Polizei- und Rechtsverwaltung, ſo wie die Anor
nung zum Kriegsdienſte zuſammen. Da übrigens Sparta kein roh
wilder Staat mehr war, ſondern die Einwohner deſſelben ſchon ei
mäßige Stufe von Bildung erſtiegen hatten: ſo muß man billiger W
die Macht des Willens und des Genies in Lykurg bewundern, der
vermochte, die Spartaner nicht allein bürgerlich, ſondern auch mo
liſch und ſittlich umzuwandeln, und einem ſolchen Volke Entſagung u
Aufopferung bis auf die Nothdurft des Lebens aufzuerlegen. Se
Vorſchlag zur gleichmäßigen Vertheilung des Eigenthums fand die
zwar anfangs den heftigſten Widerſtand, ward aber deſſenungeacht
bald darauf von allen Bürgern als beſtehendes Geſetz genehmigt. A
Lykurg Sparta's Verfaſſung umänderte fand er drei Klaſſen von E
wohnern: die herrſchenden Spartaner, die zinsbaren Lacedämonier u
die leibeignen Heloten (ſ. d. Art.) So hart es nun auch ſcheint, da
Lykurg die Heloten in ihrer Sklaverei laſſen konnte; ſo wenig Auf
ſiges hatte dieſes bei den Griechen, deren Freiheit überhaupt den Ge
genſatz der Sklaverei nicht nur geſtattete, ſondern ſogar nothwen
machte. Auch hatte man damals noch keine Idee von der Unrecht
ßigkeit eines ſolchen Unterſchiedes zwiſchen Menſchen. Er ſuchte di
Bande, welche Natur, Blutsfreundſchaft und Liebe zwiſchen Menſch
knüpfen, möglichſt dem Wohle des Staats unterzuordnen und ſo ei
zuſchränken, daß ſie demſelben nicht hinderlich ſein könnten. Die Eh
behandelte er als als ein bloßes Mittel, dem Staate kraftvolle Bü
ger, und damit Unabhängigkeit von außen her zu verleihen: er ſe
für Hageſtolze, oder ſolche Perſonen, die zu ſpät, oder eine Pe
von ungleichem Alter und Leibeskräften geheirathet hatten, ge
Strafen feſt, erſchwerte den Neuvermählten das Beiſammenſein, d
mit ſie ihre Begierden ſtets ungeſchwächt erhalten ſollten, und erlau
abgelebten und unvermögenden Männern, ihre Weiber an kräft
Jünglinge zu leihen, ſo wie geſunden Männern, welche ſchwache u
unvermögende Weiber hatten, ſich andere Weiber zu nehmen. Die K
der waren nicht Eigenthum der Ältern, ſondern des Staats. — D
entſchied zuerſt über das Leben und den Tod der Kinder, und ord
dann, ohne alles Zuthun der Ältern, die Erziehung an. Um M
keit unter dem Volke zu bewirken, verordnete er einen einfachen B
der Häuſer und gemeinſchaftliche Mahlzeiten, ſo wie er harte Str
auf Schwelgerei und Trunkenheit ſetzte. Kein Fremder durfte ſich län
als es nöthig war, in Sparta aufhalten; kein Spartaner, Kriegs
ausgenommen, außer Landes gehen; keiner Gold und Silber beſi
zum Gelde ſollte nur Eiſen genommen werden, und endlich ſollte
Spartaner ſich niemals den Wiſſenſchaften widmen, nur die unent
lichſten Kenntniſſe erlernen, keine Schauſpiele aufführen, die M
nicht weiter vervollkommnen, und weder Künſtler, noch Redner ſo
ſich, ohne Erlaubniß der Obrigkeit, unter ihnen aufhalten. In
religiöſen Verfaſſung Spartas änderte Lykurgus nichts; er benutz
im Gegentheile zu ſeinen politiſchen Zwecken und vereinigte die
Prieſterwürde mit der königlichen. Er befahl eine einfache Beerdi
der Todten, unterſagte alles öffentliche Wehklagen und ſchränkte
Privattrauer auf 11 Tage ein, ließ aber die Todten in der Stad
graben und ihnen Denkmäler bei den Tempeln errichten, theils

gra

ihr Andenken zu ehren, theils auch, damit die Hoffnung, nach dem Tode dergleichen Ehrenbezeugungen zu erhalten, die Furcht, das Leben zu verlieren, mindern möchte. In Rückſicht der Gerechtigkeitspflege gab er nur wenige Geſetze; auch bedurfte es deren wenige, ſo lange es bei ſeinen übrigen Anordnungen blieb. Die entſtandenen Streitigkeiten wurden entweder vom Könige, oder von der Volksverſammlung, oder von der Geruſia, oder vielleicht am häufigſten durch unparteiiſche und billige Bürger entſchieden. Endlich gehört zu den Einrichtungen Lykurg's, durch welche die Spartaner zu tapfern und furchtloſen Kriegern gebildet werden ſollten, auch noch die kriegeriſche, jedes Gefühl für Schmerz und Todesfurcht unterdrückende Erziehung der ſpartaniſchen Jugend. Der Anfang eines Krieges war ihnen der Anfang eines Feſtes, und das Lager der Ort der Erholung, denn hier hörte alle Strenge der Lebensart auf, die ſie zu Hauſe beobachten mußten; ſelbſt die körperlichen Übungen verminderten ſich. Siegen oder Sterben war ihr höchſter Ruhm; ewige Schmach hingegen traf den Feigen und Fliehenden. Zur Erweckung des Muthes der Spartaner dienten auch noch die Geſetze, daß Sparta nicht mit Mauern umgeben, daß keine Feſtungen beſtürmt, mit demſelben Feinde keine wiederholten Kriege geführt, die Geſchlagenen nicht zu weit verfolgt, der Getödtete nicht während des Treffens geplündert, und daß die gefallenen Helden auf eine feierliche und ausgezeichnete Weiſe begraben und ihrem Andenken Bildſäulen, Feſte und Tempel errichtet wurden. Übrigens ſollte Sparta, nach Lykurgus Meinung, kein eroberndes Volk werden, welches auch aus dem Verbote erhellt, Kriegsflotten zu unterhalten. Die ſpartaniſche Regierungsform des Lykurgus iſt eben ſo oft getadelt, als gelobt worden. Zu den Tadlern gehört inſonderheit Plato, der den lykurgiſchen Geſetzen vorwirft, daß ſie, mit gänzlicher Unterdrückung alles Menſchlichen, die mechaniſche Tapferkeit zur erſten Tugend erhoben hätten, und daß gerade in dieſer Tödtung aller Menſchheit der Keim zu den unzähligen Übeln begründet geweſen wäre, welche Lacedämon getroffen hätten, und von dieſem auch andern Völkern zubereitet worden wären. Perikles tadelt beim Thucydides, daß die Tugend der Spartaner nur trübſinnig und einzig auf Furcht gegründet geweſen, und daß die Erziehung derſelben ſie unmenſchlich und grauſam gemacht habe.

Lymphatiſches Syſtem. Da in allen Theilen des thieriſchen Körpers ein fortdauernder Stoffwechſel vorhanden iſt, und fortwährend neue Maſſe ſich bildet: ſo muß die frühere wieder zerſtört und weggeleitet werden. Dies geſchieht vorzüglich durch die Reſorption oder Aufſaugung. Ferner befinden ſich in den zur Ausſcheidung beſtimmten Flüſſigkeiten, z. B. im Urin noch Stoffe, welche für den Organismus nützlich ſein können, auch dieſe werden wieder aufgeſaugt. Endlich werden auf dieſelbe Weiſe auch Stoffe aus der Außenwelt, theils vermittelſt der Haut, theils aus dem Chymus im Darmkanale aufgenommen. Alle dieſe Verrichtungen werden von beſondern Gefäßen vollzogen, welche unter dem Namen der Hauptgefäße oder auch lymphatiſchen Gefäße bekannt ſind. Nur diejenigen von ihnen, welche die Stoffe aus dem Chymus auffangen, heißen Milchgefäße (vasa lactea chylifera). Dieſe Gefäße aber, welche von jedem Punkte des Körpers ihren Urſprung nehmen, ſich vielfältig mit einander verbinden und überhaupt ſehr zahlreich ſind, endigen ſich endlich in einem gemeinſamen Stamme (ductus thoracicus), welcher auf der vordern Fläche der Rückenwirbel befindlich, in die Höhe ſteigt und ſich meiſtens in die vena subclavia sinistra endigt, in einzelnen Fällen iſt noch

ein anderer Stamm vorhanden, der ſich in die rechte vena subclavia endigt. Anderen Unterſuchungen zu Folge ſollen einzelne Äſte ſich auch in andre Vennen ausmünden. Alle dieſe einzelnen Gefäße begreift man unter dem Namen des lymphatiſchen Syſtems. Es ſind aber die Hauptgefäße ſehr zart und durchſichtig; ſie beſtehen aus zwei Häuten, von denen die innere zahlreiche Klappen bildet. Überdies befinden ſich an vielen Stellen kleine, runde Drüſen, (glandulae conglobatae), durch welche die Lymph- und Milchgefäße ſich zeräſtelnd hindurchgehen, und welche auch mit Nerven und vielen Blutgefäßen verſehen ſind. Unter den Achſeln, am Halſe und in den Weichen fühlt man ſie deutlich, weil ſie unmittelbar unter der Haut liegen. In den Lymphgefäßen befindet ſich eine waſſerhelle, gerinnbare, geſalzene, ein wenig klebrige Flüſſigkeit, welche Lymphe genannt wird, und die ſich durch Eiweißſtoff, den ſie enthält, auszeichnet. Sie iſt das Produkt der Ab- und Reſorption. Der Chylus aber, den die Milchgefäße aus dem Chymus des Darmkanals aufnehmen, iſt milchartiger. Chylus und Lymphe werden von den Äſten nach den Stämmen fortbewegt, erfahrend den Einfluß der innern Haut der Lymphgefäße und der Drüſen, durch welche ſie hindurchgehen, vereinigen ſich erſt im ductus thoracicus mit einander und ergießen ſich endlich in das venöſe Blut, wodurch das Letztre reſtaurirt wird, indem theils durch die Bewegung des Blutes in den größern Gefäßen und im Herzen, theils durch die Reſpiration die Verbindung von Blut und Lymphe in kurzer Zeit ſehr einig gemacht wird. Hieraus leuchtet ein, welch einen großen Einfluß das lymphatiſche Gefäßſyſtem auf die Ökonomie und die Geſundheit des thieriſchen Organismus hat, wie viel es theils durch Wegleitung des Überflüſſigen und Schädlichen von den einzelnen Organen, durch Veränderung und Umbildung dieſer Stoffe und derjenigen, welche von außen aufgenommen wurden, theils durch Zuführen nützlicher Stoffe zum Blute, zur Erhaltung des thieriſchen Körpers beiträgt. Darum müſſen auch die Krankheiten, denen das ganze Syſtem unterworfen iſt, auf den ganzen Organismus einen ſehr großen Einfluß haben, und man beobachtet dies an den Skrofeln, der Luſtſeuche, der Waſſerſucht, der Atrophie und andern, welche urſprünglich von dieſem Syſteme ausgehen. Drüſliche Leiden beſtehen in Entzündung, welche häufig einzelne Drüſen, ſelten die Gefäße befällt, ſehr oft in Eiterung übergeht, bisweilen aber auch Verhärtung der Drüſen zurückläßt. Die letztere wird oft ſkirrhös.

Lymphe, Lymphgefäße. Lymphe nennt man eine meiſtens farbloſe durchſichtige Flüſſigkeit, welche in den lymphatiſchen Gefäßen (auch Waſſergefäße oder einſaugende Gefäße genannt), die mit den lymphatiſchen Drüſen und Milchgefäßen ein eignes Syſtem ausmachen, enthalten iſt. Sie finden ſich in allen Theilen des Körpers, ſind, wie die Blutgefäße, mit Klappen verſehen, nehmen die von der Ernährung übrig gebliebene Flüſſigkeit des Bluts aus den Arterienextremitäten auf, und vereinigen ſich in der Gegend des Ductus thoracicus zu größern Äſten, aus welchen die Lymphe dem Chylus zugeführt wird. Ohne Zweifel iſt es die Lymphe vorzüglich, aus welcher ſich die hydropiſchen Flüſſigkeiten, die Feuchtigkeit der Blaſen u. ſ. w. abſondern, indem der größte Theil der feſten Theile in den Gefäßen gerinnt.

Lynceus (Linkeus), ſ. Danaiden und Hypermneſtra.

Lyon, Hauptſtadt im Departement der Rhone, nach Paris die wichtigſte Stadt in Frankreich, liegt in einer, mit Bergen umgebenen

Ebene, mit ſchönen Gärten und Landhäuſern, am Zuſammenfluſſe der Rhone und Saone, welcher letztere Fluß durch einen Theil der Stadt fließt. Sie hat vier Vorſtädte, 49 Kirchen, 7 Brücken, darunter die Guillotière mit zwanzig Bogen, enge, winklichte Straßen, gegen 8000, von Stein meiſtens gutgebaute Häuſer, zum Theil von 4, 5 ja 7 Stockwerken, zehn ſchöne öffentliche Plätze, darunter der Bellecour, jetzt Königsplatz, welcher ein längliches Viereck von 450 Schritten Länge und 225 Schritten Breite bildet, und der Platz Terreaux, auf welchem zur Revolutionszeit viele Hinrichtungen geſchahen, und 130,000 Einwohner, vor der Revolution 160,000. Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen bemerkt zu werden: die Domkirche, reich an Gemälden, welche der Kardinal Feſch derſelben geſchenkt hat; das vormalige Jeſuiterkollegium, eines der ſchönſten Gebäude der Stadt, worin das Lyceum mit einer Bibliothek; die ſich durch ihre Bauart auszeichnenden Kirchen St. Nizier und St. Juſt; das wohl eingerichtete Zeughaus, das größere Theater, und das allgemeine Krankenhaus Notre Dame de pitié, welches ſich durch ſeine treffliche Einrichtung auszeichnet. Es fehlt hier nicht an gelehrten und Kunſtanſtalten; dahin gehören: eine Akademie mit drei Fakultäten, ein Lyceum, eine mediciniſche Geſellſchaft, eine Thierarzneiſchule (die älteſte von allen); eine Bibliothek von 120,000 Bänden, eine Gemäldegallerie, ein Naturalienkabinet, ein botaniſcher Garten mit mehr als 2000 ausländiſchen Pflanzen und eine Sternwarte. Im Muſeum des palais du commerce et des arts werden Moſaiken aufbewahrt, die man 1820 bei Lyon ausgegraben hat. Noch ſieht man andere römiſche Alterthümer. Lyon iſt vorzüglich wegen ſeines bedeutenden Handels — nächſt Paris iſt daſelbſt auch der ſtärkſte Buchhandel — und wegen ſeiner wichtigen Seidenfabriken berühmt, die aber nicht mehr ſo anſehnlich ſind, als vor der Revolution. Über 50,000 Einwohner ſind Manufakturiſten; ſie verfertigen ſeidene, goldene und ſilberne Treſſen, Sammet, ſeidene Strümpfe, Bänder ꝛc. Man rechnete, daß ehemals wöchentlich an 24,000 Pfund Seide in Lyon verbraucht wurden. Jährlich wurden für 5 Millionen Livres Gaze und Flor verfertigt. Die Stickerei allein beſchäftigte 6000 Perſonen. In den J. 1726 — 1739 waren daſelbſt 30,000 Weberſtühle vorhanden, kurz vor der Revolution noch 15,000; im J. 1788 beſchäftigten noch 9335 Stühle 58,600 Menſchen; im J. 1803 aber ſtanden von 7000 dergleichen 5447 gänzlich ſtill. Im J. 1819 zählte man in den Seidenfabriken 15,000 Stühle. Die große Fabrik von gewalkten Hüten, welche täglich 8 — 10,000 Hüte verfertigte, beſchäftigte ehemals 8000 Menſchen. In neuern Zeiten iſt beſonders die Fabrication der ſeidenen Shawls ein wichtiger Erwerbszweig für Lyon geworden. Auch verfertigt man viele Bijouterie- und Quincailleriewaaren, künſtliche Blumen und mehrere chemiſche Produkte. Die ſonſt ſo berühmte Stickerei iſt jetzt ganz im Verfalle. Der Handel mit dieſen Fabrikaten, desgleichen der Speditionshandel iſt indeß noch immer ſehr lebhaft und erſtreckt ſich beſonders in das Innere Frankreichs, nach der Schweiz, Italien und Deutſchland. Die Rhone iſt beſtändig mit Schiffen bedeckt, die theils in's ſüdliche Frankreich fahren, theils von da zurückkommen. Dieſe Stadt hat, mehr, wie jede andere, durch die Revolution gelitten. Es waren damals viel Königlichgeſinnte daſelbſt. Im Mai 1793 wurde die jakobiniſche Municipalität in Lyon abgeſetzt, und die Stadt weigerte ſich, dem National-Convent zu gehorchen; dafür ward ſie aber belagert und ausgehungert, und mußte ſich am 10. Oct. an die Jacobiner auf Gnade und Ungnade ergeben. Die für ſchuldig Geachteten wurden nicht, wie

gewöhnlich, durch die Guillotine hingerichtet, ſondern in Haufen zu Hunderten zuſammengetrieben und mit Kartätſchen niedergeſchoſſen. S. d. A. Perry.

Lyonnet (Pierre), ein berühmter Naturforſcher ward 1707 zu Maſtricht geboren und ſtammte aus einer franzöſiſchen Prieſterfamilie, welche durch religiöſe Verfolgungen aus Lothringen vertrieben worden war. Er zeichnete ſich nicht allein durch eine ungemeine Sprachkenntniß aus, ſondern hatte auch in den bildenden Künſten große Fortſchritte gemacht. Man hat ein Meiſterſtück von ihm, ein Basrelief in Burbaum, welches Apollo und die neun Muſen vorſtellt. Für die Kirche beſtimmt, änderte er ſeinen Studirplan und widmete ſich der Rechtsgelehrſamkeit. Nachdem er einige Zeit als ausübender Advokat gelebt hatte, ward er zu einem der Staatsſekretäre Holland's und zum geſchwornen Überſetzer für die franzöſiſche und lateiniſche Sprache erwählt. Von jetzt an wachte ſein leidenſchaftlicher Hang für die Naturgeſchichte, beſonders für Inſektenkunde. Zuerſt beſchrieb er die Inſekten, welche ſich in der Nähe vom Haag befinden, dann legte er eine Muſchelſammlung an, welche die reichſte in Europa ward. Unter ſeinen naturhiſtoriſchen Werken ſind insbeſondere: der prachtvoll gedruckte Traité anatomique de la chenille qui ronge la saule, anatomiſche Abhandlung über die Weidenraupe, 1764, merkwürdig, und die Histoire des polypes deau douce (Geſchichte der Polypen der ſüßen Gewäſſer) welche letztere er in Vereinigung mit Trembley herausgab, der ſeinem Mitarbeiter in der Vorrede die größten Lobſprüche ertheilt. Noch zeichnet ſich dieſes Werk dadurch aus, daß Lyonnet, der bis dahin die Kupferſtecherkunſt gar nicht ausgeübt hatte, die acht letzten Platten zu demſelben geſtochen hat, die den fünf erſten von Wandelaar nichts nachgeben. Lyonnet ſtarb im Haag 1789.

Lyra, das älteſte beſaitete Inſtrument bei den Ägyptern und Griechen. Die Lyra der erſtern, welche für die älteſte gehalten wird, ſoll vom ägyptiſchen Hermes auf folgende Weiſe entdeckt worden ſein. Als der Nil nach einer Überſchwemmung einſt wieder in ſein Ufer zurückgetreten war, blieben auf dem Lande eine Menge Thiere liegen, unter andern eine Schildkröte, deren Fleiſch zum Theil verfault, zum Theil von der Sonne vertrocknet war, ſo daß nichts, als die durch dieſe Vertrocknung ausgeſpannten und dadurch klingend gewordenen Sehnen und Spannadern unter der Schale übrig geblieben waren. Hermes, der am Ufer ſpazieren ging, ſtieß zufällig mit dem Fuße an die Schale dieſer Schildkröte, und wurde durch den Klang ſo angenehm überraſcht, daß er auf den Gedanken gerieth, ein ähnliches Inſtrument zu verfertigen. Sie hatte Anfangs nur 3 Seiten; ihre Geſtalt war aber verſchieden, denn auch die dreieckige Lyra will man für eine Erfindung der Ägypter halten. Die Griechen ſchrieben die Erfindung der Lyra ihrem Hermes zu. (S. d. Art. Merkur). Nach Einigen verbeſſerte der griechiſche Hermes die Erfindung der ägyptiſchen Lyra und ſetzte dieſer eine vierte Seite hinzu. Nach Andern ſoll Apollo ſelbſt der dreiſaitigen ägygtiſchen Lyra die vierte hinzugefügt, und dann das Inſtrument Cither genannt haben. Diodorus Siculus erzählt, Apollo habe nach dem Wettſtreite mit dem Marſyas, aus Reue über die an letzterm bewieſene Grauſamkeit, die Saiten von ſeiner Cither abgeriſſen, und ſomit die von ihm erfundene Harmonie wieder vertilgt. Hierauf hätten die Muſen den Ton Meſe, Linus den Ton Lichanon, Orpheus und Thamyris die Töne Hypate und Parhypate wieder erfunden, und aus dieſen vier neuen Tönen und der dreiſeitigen ägyptiſchen Lyra ſei darauf das Heptachord, oder die ſiebenſaitige Lyra der Griechen entſtanden.

Sonſt wird auch ihre Erfindung dem Linus, Orpheus, Amphion, Terpander und allen denjenigen zugeſchrieben, welche Veränderungen damit vornahmen. Die erſten Lyren des ägyptiſchen und griechiſchen Hermes waren mit Thierſehnen überzogen. Mit Beſtimmtheit läßt ſich angeben, daß die Zahl der Saiten am Ende bis auf eilf vermehrt wurde. Sehr oft wird die Lyra bei den Alten auch Cither genannt. Ob ſie beide einerlei, oder von einander verſchieden geweſen ſind, hat bis jetzt noch nicht ausgemacht werden können. Nach Einigen ſoll die Cither ein aus mehrern einzelnen Stücken zuſammengeſetztes Inſtrument geweſen ſein. Die beiden Seiten deſſelben waren in der Form von Ochſerhörnern gegen einander gekrümmt, ſo daß ihr oberes Ende auswärts, das untere einwärts gebogen war. Bei der Lyra ſtanden die beiden Hauptſaiten weniger aus einander und der Bogen war gekrümmt, wie eine Schildkrötenſchale. Sie konnte nicht, wie die Cither, aufrecht geſtellt, ſondern mußte beim Spielen zwiſchen den Knien gehalten werden. Von der Lyra des Merkur wird erzählt, daß ſie Korybas, der Sohn des Jaſus und der Cybele, nach Phrygien gebracht habe, als er mit ſeinem Oheim Dardanus dahin ging. Nach Einigen wurde ſie zu Lyrmeſſus aufbewahrt, wo ſie Achilles bei Eroberung dieſer Stadt erbeutete. Andern Nachrichten zu Folge, ſoll ſie auch nach dem grauſamen Tode des Orpheus, der ſie vom Apollo, ſo wie dieſer vom Merkur erhalten hatte, auf Bitten der Muſen vom Jupiter unter die Geſtirne verſetzt worden ſein. S. Sternbilder.

Lyrik, lyriſche Poeſie, iſt diejenige Gattung der Poeſie, durch welche der Dichter ſein inneres Leben im Zuſtande des bewegten Gefühls unmittelbar darſtellt. Dadurch, daß in derſelben das Gefühl das Herrſchende iſt, iſt ſie von der dramatiſchen Poeſie, in welcher die Anſchauung zu einem, von dem Innern des Dichters verſchiedenen Leben ſelbſtſtändig ausgebildet iſt, und von der epiſchen verſchieden, welche in ihren vollendetſten Werken einen umfaſſenden Kreis der Handlungen in einer anſchaulichen Begebenheit, als von dem Dichter angeſchaut, darſtellt, und beides, Gefühl und Anſchauung, in vollem Gleichgewichte enthält. Verglichen mit Epos und Drama iſt das lyriſche Gedicht das beſchränkteſte, denn das Gefühl iſt beſchränkt auf den Augenblick der Gegenwart, aber um deſto tiefer, voller und mächtiger ſpricht es das Gemüth an. Was der lyriſche Dichter gibt, gibt er als ſein eigenes Innere, weshalb man auch die lyriſche Poeſie die ſubjektive, im Gegenſatze der übrigen Dichtungsarten, genannt hat. Auch heißt daher im weitern Sinne jene Darſtellung lyriſch, welche nicht ſowol die Gegenſtände des Gefühls, wie ſie an ſich erſcheinen, als vielmehr den ſubjektiven Zuſtand, oder wenigſtens die Gegenſtände, durch den Eindruck ſchildert, welchen ſie auf das Gemüth hervorbringen. Indem aber die lyriſche Dichtkunſt das Gefühl am unmittelbarſten durch die Sprache ausdrückt, nähert ſie ſich der Tonkunſt, welche das Gefühl durch Töne und deren Verbindung am reinſten darſtellt; daher auch die griechiſche Lyrik von λυρα ihren Namen hat und Gedichte bezeichnet, die zur Lyra geſungen werden konnten. Obgleich nun in der lyriſchen Dichtkunſt ſich alles im Gefühle auflöſ't und zum Gefühle wird, ſo iſt doch nicht jeder Ausdruck des lebhaften Gefühls in Verſen ein lyriſches Gedicht zu nennen. Überhaupt hat man den auf das Weſen der lyriſchen Poeſie gegründeten Satz: die lyriſche Poeſie ſoll das innere Leben und Gefühl des Dichters (d. i. das harmoniſche, poetiſche Gefühl) darſtellen, von jeher in die falſche Behauptung umgekehrt, der lyriſche Dichter (wofür ſich jeder hält, der mit einiger Leichtigkeit im Gebrauche der poetiſchen Sprache ein lebhaftes Gefühl verbindet, oder irgend einmal

ein lebhaftes Gefühl in ſich wahrnimt) ſollte ſein ſubjektives Leben oder ſein Gefühl darſtellen. Es fragt ſich alſo, inwiefern iſt das Gefühl poetiſch zu nennen? Ein ſolches muß, zu Folge der Natur des Kunſtwerks, in ſich ſelbſt harmoniſch und nicht nur würdig ſein, in der Sprache aufbewahrt zu werden, ſondern ſich auch durch eigenthümlichen und ſchönen Lauf der Rede und in einer reichen Mannichfaltigkeit von Gedanken und Bildern ſelbſtſtändig ausſprechen. Durch erſteres wird gefodert, daß ein beſtimmtes Gefühl das herrſchende ſei, gleichſam der Grundton, aus welchem ſich die Empfindungsreihe entwickelt, und daß es nichts Widerſtreitendes in ſich enthalte, was mit der zum Grunde liegenden Stimmung unvereinbar wäre, daß es mithin des Gegenſtandes, welcher es veranlaßte, würdig, demſelben ſowol der Art, als dem Grade nach entſprechend (nicht matt oder überſpannt) ſei, eine Reihe von Anſchauungen hervorrufe, welche dazu dienen, die innere Stimmung zu ſchildern, und daß es den durch die Sprache dargeſtellten Gedanken ganz durchdringe. Dieſes Gefühl aber in allen anſchaulichen Beziehungen des Gedankens auszudrücken, daſſelbe in der Bewegung der Worte (Rhythmus), und ihrem entſprechenden Klange gleichſam äußerlich zu machen und entſprechend darzuſtellen, ſo daß es nicht bloß als das Gefühl des Einzelnen, ſondern als das Gefühl des vollendeten Menſchen erſcheine, iſt nur dem Genius möglich, und man kann in dieſer Beziehung das lyriſche Gedicht die in der Sprache feſtgehaltene Stimmung des genialen Dichters, als ſolchen nennen; daher auch nichts ſo ſehr, als ein Reihe oder Sammlung lyriſcher Gedichte, das innere Leben eines Dichters ſchildert. Aus der Natur des Gefühls ergibt ſich der beſchränktere Umfang des lyriſchen Gedichts, ſo wie der Wechſel und die große Mannichfaltigkeit des Styls und Rhythmus, welche ſich in den tauſendfältigen lyriſchen Versarten, in der kühnern Gedankenverbindung und in der Eigenthümlichkeit lyriſcher Bilder an den Tag legt. So mannichfaltig ſich nun das Gefühl poetiſch äußern kann, ſo mannichfaltig iſt das lyriſche Gedicht; zunächſt aber offenbart ſich das Gefühl, und am reinſten in der Gegenwart; mittelbarer, wenn es als Vergangenes durch die Erinnerung modificirt erſcheint. Hiernach könnte man die Lyrik in die reinlyriſche Poeſie, wozu der Hymnus (bei uns größtentheils eine religiöſe Ode), die Ode und das Lied gehören, an welche ſich mehrere poetiſche Formen der Italiener und Spanier anſchließen, und in die elegiſche eintheilen, an welche ſich das Epigramm im Sinne der Griechen, und mehrere ſogenannte didaktiſche Gedichte anſchließen. Siehe hierüber die beſondern Artikel. T.

Lyſander, der berühmte lacedämoniſche Feldherr, welcher den peloponneſiſchen Krieg durch die Eroberung Athens beendigte. Mit der Freiheit, Thätigkeit, dem Ehrgeize und durchdringendem Scharfſinne des Themiſtokles vereinigte er die Biegſamkeit und das einſchmeichelnde Weſen des Alcibiades; nur hatte er vor dieſem den Vorzug, daß er die Gunſt des Großen und Mächtigen eben ſo leicht zu gewinnen und länger zu erhalten wußte, als jener die Herzen der Weiber und des Pöbels. Ohne Bedenken opferte er das Wohl des Vaterlandes ſeinem eignen Ehrgeitze auf. Wer ſein Freund war, den ſuchte er durch Aufbieten aller ſeiner Kräfte zu heben, ſo wie er auf der andern Seite auch nichts ſpart, um ſeinen Feind zu ſtürzen. Gerechtigkeit und Wahrheit waren ihm leere Worte, die nur Werth durch ihre Nützlichkeit erhielten, und welche er ohne Scheu vernachläßigte, ſobald ſie anfingen, ihm ſchädlich zu werden. Er pflegte zu ſagen, daß man ſich da, wo man in der Löwenhaut den vorgeſetzten Zweck nicht zu erreichen vermöge, des Fuchspelzes bedienen müſſe. Seine Politik kannte nur zwei Mittel: Gewalt

und Betrug. Am Hofe des jüngern Cyrus, wo er ſich eine Zeit lang aufhielt, ertrug er den empörenden Stolz der aſiatiſchen Satrapen ohne Murren; gleich darauf ließ er die Griechen die nämliche Verachtung erfahren. Sein Haß war unverſöhnlich und ſeine Rache fürchterlich. Dieſer Mann, deſſen herrſchende Leidenſchaft der Ehrgeiz war, zertrümmerte das mächtige Athen und faßte den Plan, ſein Vaterland auf den höchſten Gipfel zu heben, um dann über daſſelbe herrſchen zu können. Um dieſen Zweck zu erreichen, benutzte er alle, ihm zu Gebote ſtehende Mittel, und es gelang ihm, eine Flotte zuſammenzubringen, mit welcher er die Flotte der Athenienſer ſchlug, die dabei funfzig Schiffe einbüßten. Lyſander hatte ſich durch dieſen Sieg in großes Anſehen geſetzt, war aber auch äußerſt thätig, daſſelbe durch verſchiedene Ränke noch mehr zu vergrößern. Als daher ſein Nachfolger im Heerbefehl, Kallikratidas, die unglückliche Schlacht bei Arginuſä gegen den Athenienſer Konon, und dabei zugleich ſein Leben verlohren hatte, wurde dem Lyſander, wider die in Sparta eingeführte Gewohnheit, zum zweiten Male der Oberbefehl über die Flotte aufgetragen. Er ſuchte die der ſpartaniſchen weit überlegene athenienſiſche Flotte auf, die auf der Rhede von Ägos Potamos vor Anker lag, und überfiel ſie in einem Augenblicke wo die Athenienſer ganz ſorglos waren. Von der ganzen athenienſiſchen Flotte retteten ſich nur neun Schiffe: eines, welches die Nachricht von der Niederlage nach Athen brachte, und acht andere, mit welchen der athenienſiſche Admiral Konon zum Evagoras nach Cypern entfloh. Die übrige Flotte fiel faſt ohne Schwerdtſchlag in die Hände der Spartaner, und Lyſander lief triumphirend mit ihr in den Hafen von Lampſakus ein. Alle Gefangene, deren Zahl ſich auf 3000 Mann belief, ließ er, nebſt ihren Feldherren, ermorden, weil ſie die Mannſchaft zweier korinthiſcher Schiffe von einem Felſen geſtürzt und den Beſchluß gefaßt hatten, allen gefangenen Peloponneſern die rechte Hand abzuhauen. Als nun nach dieſer enſchiedenen Niederlage alle Bundesgenoſſen der Athenienſer zu den Spartanern übergegangen waren, und er in allen Städten und Inſeln, die ſich ihm ergeben hatten, die Demokratie abgeſchafft und an deren Stelle die Oligarchie eingeſetzt hatte, erſchien er mit einer Flotte von 180 Schiffen vor Athen und ſperrte es von der Seeſeite, während Agis und Pauſanias mit einem mächtigen Heere daſſelbe von der Landſeite einſchloſſen. Als die Hungersnoth in der Stadt auf's höchſte geſtiegen war, ergaben ſich die Athenienſer, verloren die Unabhängigkeit und mußten ſich ſelbſt noch glücklich ſchätzen, daß nicht, wie die ſpartaniſchen Bundesgenoſſen verlangten, ihre Stadt zerſtört wurde. Aber es begann nun durch die Einſetzung der dreißig Männer eine mit der ſchrecklichſten Tyrannei verbundene Oligarchie. Lyſander kehrte nach Lacedämon zurück, wo er, ob man gleich ſeinen Charakter und ſein Verfahren an ſich zu würdigen wußte, dennoch durch den Glanz ſeiner Siege, durch ſeine außerordentliche Freigebigkeit und durch ſeine ſcheinbare Uneigennützigkeit ſich einen ſolchen Anhang verſchaffte, daß er, wo nicht den Namen, doch der Sache nach das eigentliche Oberhaupt von ganz Griechenland wurde. Da er nun auch ungeheure Summen Geldes und einen unermeßlichen Schatz von Koſtbarkeiten, ganz gegen Lykurg's Geſetze, nach Sparta brachte: ſo wurden dadurch von nun an die eigenthümlichen ſpartaniſchen Tugenden zu Grabe getragen und allen Arten von Laſtern die Thore geöffnet. Endlich beſchloß Lyſander den ſchon längſt gefaßten Plan, die Verfaſſung ſeines Vaterlandes umzuſtürzen, in's Werk zu ſetzen. Er wollte nämlich die Thronfolge nicht allein auf alle Herakliden, ſondern ſogar auf alle eingebornen Spartaner auszudehnen, und dann ſich ſelbſt auf den

Thron zu ſetzen ſuchen. Da dieſer Zweck durch offene Gewalt nicht erreicht werden konnte: ſo nahm er ſeine Zuflucht zum Betruge: Apollo ſelbſt ſollte erklären, Sparta könne nur dann vor künftigen Unglücksfällen geſichert ſein, wenn es die Tugendhafteſten unter ſeinen Mitbürgern zu Königen wählte. Aber in dem Augenblicke, wo im Tempel zu Delphi der Betrug geſpielt werden ſollte, trat einer von den Prieſtern aus Furcht vor den Folgen zurück und der ganze Plan Lyſander's ſcheiterte, ob er gleich erſt nach ſeinem Tode durch einen von ihm ſelbſt geſchriebenen Entwurf entdeckt wurde. Lyſander war nachher als Anführer im böotiſchen Kriege in einem Gefechte von den Feinden erſchlagen (J. 394 v. Ch.) Sein Andenken wurde in Sparta in Ehren gehalten: denn blind gegen ſeine großen und abſcheulichen Verbrechen, hielt man ihn bloß deshalb für einen tugendhaften Spartaner, weil er ſich ſelbſt nie bereichert, ſondern immer in ſtrenger Armuth gelebt hatte. Plutarch hat ſein Leben beſchrieben.

Lyſias, ein berühmter atheniensiſcher Redner, lebte zwiſchen der achtzigſten und hundertſten Olympiade (um 458 v. Chr.) Sein Vater war der Redner Cephalus, von dem Plato im Anfange ſeiner Republik eine ſo vortreffliche Beſchreibung macht. Kurz nach ſeines Vaters Tode kam Lyſias in ſeinem funfzehnten Jahre nach Thurium in Großgriechenland, wo er ſich von den beiden Syrakuſanern, Nicias und Tiſias, in der Beredtſamkeit und Philoſophie unterichten ließ. Er ließ ſich darauf gänzlich in Großgriechenland nieder und ward daſelbſt mit zur Verwaltung der Republik gezogen, bis man ihn, nach der in Sicilien erlittenen Niederlage der Athenienſer, nebſt mehrern derſelben, aus Großgriechenland verwies. Als er hierauf nach Athen zurückgekehrt, aber auch von dort durch die dreißig Tyrannen bald verwieſen war, ging er nach Megara. Bei Wiederherſtellung der Freiheit bewieß er ſich in Athen ſehr thätig, indem er einen großen Theil ſeines Vermögens für das allgemeine Beſte opferte, dafür aber nicht einmal das Bürgerrecht zu Athen erhalten konnte. Anfangs gab er in der Redekunſt Unterricht, da er aber hierin von dem Theodorus übertroffen wurde, fing er an, Reden für Andere zu ſchreiben, deren er nach und nach mehr als 200, nach Andern ſogar 400 verfertigte, von denen aber nur 228 für ächt gehalten wurden. Er übertraf in denſelben alle Redner ſeiner Zeit und konnte nur von wenigen ſeiner Nachfolger übertroffen werden. Insbeſondere iſt ſeine ſcheinbare Leichtigkeit faſt unnachahmlich. Dionyſius rühmt die Reinheit, Klarheit, Gedrängtheit und Schicklichkeit ſeines Ausdrucks, ſeine durch die höchſte Kunſt natürlich und kunſtlos ſcheinende Wortſtellung, ſeine Kenntniß und lebendige Darſtellung der Menſchen in ihren natürlichen Eigenheiten, vor allen aber ſeine unbeſchreibliche und unnachahmliche Anmuth. Nach eben demſelben war er in den gerichtlichen Reden am glücklichſten; auch preiſen die alten Kritiker die Magerkeit (dies iſt ihr Ausdruck) ſeines ſcharfen, gewählten, lieblichen und kurzen Ausdrucks, als ein vollendetes Beiſpiel des nüchternen attiſchen Styls in der Beredtſamkeit. Denn der geſunde Geſchmack der Athener verbannte mit Recht alle unnütze Pracht und unzweckmäßige Schwulſt. Übrigens iſt Lyſias in den panegyriſchen Reden nach dem Urtheile deſſelben Dionyſius ungleich ſchwächer und ſein Beſtreben erhaben und prächtig zu ſein, will ihm hier nicht ganz gelingen. Da wir von dieſen Reden nur noch eine, den ſogenannten Epitaphios, übrig haben, deſſen Echtheit bezweifelt wird, ſo können wir davon nicht ſicher urtheilen. Von ſeinen Reden, deren vollſtändiges Verzeichniß man in Fabric. Bibl. Gr. II. S. 762 findet, ſind nur vier und dreißig auf uns gekommen, welche von Taylor, London 1736

4. und Cambridge 1740. 8, von Auger, Paris 1783. 2 Voll. 8. und von Reiske (in der Sammlung der Redner) herausgegeben worden ſind. Zwei derſelben findet man überſetzt in Wieland's attiſchem Muſeum, 1 Bd. 2 St.

Lyſimachus, der Sohn des Agathokles, eines berühmten Feldherrn und Freundes des Alexanders, erhielt nach des letztern Tode bei der Vertheilung der eroberten Länder einen Theil von Thracien. Da ſich aber die Einwohner ihm mit Hartnäckigkeit widerſetzten, ſo mußte er das Land erſt erobern. Er baute nachher die Stadt Lyſimachia auf dem thraciſchen Cherſonnes, nahm, nach dem Beiſpiele der übrigen Feldherren Alexanders, den königlichen Titel an und verband ſich mit einigen derſelben gegen Antigonus, der die von Alexander in Aſien eroberten Länder ſich unterworfen hatte. Nach der Schlacht von Ipſus in Phrygien, welche dem Antigonus das Leben und ſeine Länder koſtete, beſetzte Lyſimachus ganz Kleinaſien, das eigentliche Kappadocien und alle Provinzen, die innerhalb des Taurus und Antitaurus lagen. Lyſimachus begann nun, die an Thracien grenzenden Völker zu bekriegen und durch ihre Länder ſeine Provinz zu erweitern. Mit einigen glückte es; als er jedoch die jenſeit der Donau wohnenden Geten unterjochen wollte, fiel nicht nur erſt ſein Sohn, ſondern endlich auch er ſelbſt durch die Verrätherei eines Überläufers in ihre Gefangenſchaft. Er mußte ſich mit ſeinem ganzen Heere ergeben und erwartete ſeinen Tod, welchen die Barbaren mit lärmendem Geſchrei von ihrem Könige verlangten. Dieſer handelte jedoch edler, als der eroberungsſüchtige Lyſimachus hoffen durfte. Er ließ nämlich den Gefangenen koſtbar auf griechiſche Weiſe und aus deſſen eigenem prächtigen Hausgeräthe ſpeiſen, während er nur geringe Koſt aus irdenen und hölzernen Gefäßen verzehrte. Und als er nach geendigter Tafel den gefangenen König gefragt hatte, welche Mahlzeit ihm vorzüglicher dünke, die der Geten oder die ſeinige, ermahnte er ihn zum Frieden gegen ein Volk, bei dem ſo wenig zu gewinnen ſei, gab ihm ſeine Rechte, nannte ihn ſeinen Freund und entließ ihn ohne Löſegeld. Ein ſo großmüthiges Benehmen mußte auch auf einen tyranniſchen Eroberer, wie Lyſimachus war, Eindruck machen: er gab dem Könige der Geten die jenſeit der Iſter eroberten Länder zurück und ſeine Tochter zur Ehe. Von der Zeit an ward die Macht des Lyſimachus immer ausgedehnter, und er würde vielleicht ſeine Länder bis an ſeinen Tod in Ruhe beſeſſen haben, wenn nicht ſeine eigenen Familienverhältniſſe dem Reiche und endlich auch ihm ſelbſt den Untergang zugezogen hätten. Er hatte ſich nämlich, aus ſtaatsklugen Rückſichten, von ſeiner erſten Gemahlin geſchieden und Arſinoe, eine Tochter des Ptolemäus geheirathet, welche ihn zu mancherlei Thorheiten, und endlich ſogar zur Ermordung ſeines Sohnes Agathokles aus der erſten Ehe verleitete, um ihren eigenen Kindern den Thron zu verſchaffen. Agathokles hatte, ſeines vortrefflichen Charakters wegen, viel und bedeutende Freunde gehabt; dieſe ſchwuren dem grauſamen, ſchwachen Lyſimachus Rache. Sie flohen zum Seleukus und reizten dieſen zum Kriege gegen ihn auf. Seleukus eroberte, faſt ohne Schwertſtreich, ganz Kleinaſien. Bei Korupedion in Phrygien kam es zwiſchen ihm und Lyſimachus zu einem Haupttreffen, in welchem dieſer zwar einen tapfern Widerſtand leiſtete, aber am Ende völlig geſchlagen wurde und ſogar ſein Leben (282 v. Chr. in ſeinem 74. Jahre) einbüßte.

Lyſippus, ein berühmter Bildhauer von Sycion, lebte um das J. 330 v. Chr. und war ein Zeitgenoſſe Alexanders des Großen. Dieſer ſchätzte ſeine Künſtlertalente ſo ſehr, daß er ſich nur von ihm in Erz

gießen, ſo wie nur von dem Apelles malen laſſen wollte. Lyſipp war anfangs ein Kupferſchmidt und widmete ſich erſt nachher der Bild hauerkunſt. Der Maler Eupompus, den er befragte, welche Meiſt er zu ſeinen Vorbildnern wählen ſollte, wies ihn auf die Natur. Sein Porträtſtatuen waren mit weit mehr Eleganz gearbeitet, als die ſeine Vorgänger: die Körper ſchlanker, die Köpfe kleiner, die Haare flüch ger, natürlicher und feiner; auch vermied er alles Eckige und Sch und ſuchte den Theilen mehr Rundung und Weichlichkeit zu geben. E pflegte von ſich zu ſagen, er bilde die Menſchen, wie ſie ihm zu ſchienen; ſeine Vorgänger aber, wie ſie wirklich wären. Auch die klei ſten Theile arbeitete er mit der größten Sorgfalt aus. Ob er auch Wer aus Marmor verfertigt hat, iſt nicht bekannt; aber der ehernen Wer waren viele von ihm vorhanden, und die Anzahl der letztern wird Plinius auf 610 angegeben. Die merkwürdigſten ſind: ein ſich im Bade Reibender (Apoxyomenus); mehrere Alexanderſtatuen, in denen er die ſen Fürſten von ſeiner früheſten Kindheit an in verſchiednen Lagen dar geſtellt hatte; eine Gruppe von Satyrn, welche ſich zu Athen befand Alexander und ſeine Freunde, eine Anzahl von Bildſäulen, welche den Originalen die größte Ähnlichkeit gehabt haben ſollen; ein Jupiter zu Tarent, von koloſſaliſcher Größe, vierzig Cubitus hoch.

Lyttleton (George, Lord), Sohn des Ritters Thomas, geb. Jan. 1708 zu Haglay, in der Grafſchaft Worceſter, gab ſchon von der Jugend an ungewöhnliche Talente zu erkennen. Bald erwarb er ſich durch ſeine poetiſchen Briefe, durch ſeine Fortſchritte in der Lite und durch einige Poeſien einen literariſchen Ruf. Nachdem er von ſeinen Reiſen nach Frankreich und Italien zurückgekehrt war, trat er in das Unterhaus und zeigte ſich als einen der eifrigſten Anhänger der Oppoſi tion. Er widerſetzte ſich dem Antrage, ein ſtehendes Heer zu halten, un terſtützte den Vorſchlag, Walpole aus dem Miniſterium zu entfernen, und ward 1733 Sekretär des Prinzen von Wales, der damals entfernt vom Hofe lebte. Nachdem er aber 1744 zum Lord der Schatzkammer ernannt worden war, änderte er ſein politiſches Syſtem und unter von nun an die Plane des Hofes und des Miniſteriums. Seine ſchen Beſchäftigungen entfernten ihn jedoch nicht ganz von ernſtern wichtigern Arbeiten. Von Jugend auf der Sittenverderbniß jener Wüſtlinge hingegeben, hatte er lange Zeit an den Grundwahrheiten chriſtlichen Religion gezweifelt. Dieſer Zweifel trieb ihn zur ſelbſt tigen Betrachtung der heiligen Wahrheiten des Chriſtenthums, und 17 gab er, als Frucht ſeines eifrigen, unermüdeten Studiums, ſeine Be merkungen über die Bekehrung und das Apoſtelthum des heiligen Paul heraus; ein Werk, dem der Unglaube ſelbſt nichts weiter vorwerf kann, als daß es zu weitläuftig iſt. Er ward nachher zum Schatzmi ſter und zum geheimen Kabinetsrath ernannt, vertauſchte aber d beiden Ämter gegen die Stelle eines Kanzlers. Ungefähr um dieſe gab er ſeine geiſtreichen Todtengeſpräche heraus, welche mehr au blicklicher Erguß in Stunden der Erholung, als Frucht des Nachden waren, und zu ihrer Zeit mit großer Begierde geleſen wurden. Als gen das Ende der Regierung Georgs II. das unglückliche Beginnen Krieges die Auflöſung des Miniſteriums nöthig machte, ward er auch ſeiner Stelle entſetzt, aber 1757 durch die Würde eines Lords ſeinen Verluſt entſchädigt. Sein letztes literariſches Werk war die ſchichte Heinrichs II., auf deren Ausarbeitung er zwanzig Jahre ver det hatte. Von 1755 bis 1767 erſchienen drei Ausgaben der drei er Theile des Werks, das Ende deſſelben ward endlich 1771 gedruckt. leton ſtarb 1773.

Verzeichniß

der in dieſem Bande enthaltenen Artikel.

I, Iod Seite 1
Jambus, ſ. Rhythmus —
Jarbas, ſ. Dido —
Jaſon —
Ibarra (Joachim) 2
Iberien —
Ibis 3
Ibykus —
Ich —
Ichtyolith —
Icon, Ikonismus, Ikonomachie, Ikonographie, Ikonologie —
Ida —
Idalium 5
Ideal, Idealiſch —
Ideal=Geld 6
Ideal=Münze 7
Ideal=Real=Münze 9
Idealiſiren —
Idealismus 10
Idee 11
Identität —
Identitätsſyſtem, ſ. Schellingſche Philoſophie 12
Ideologie —
Ideolektriſch, ſ. Elektricität —
Idioma, ſ. Idiotikon —
Idioſynkraſie —
Idiot —
Idiotikon —
Idiotismus —
Idolatrie, ſ. Götze 13
Idomeneus Seite 13
Idria —
Iduna, Idunna, ſ. Nordiſche Mythologie —
Idus, ſ. Kalender —
Idylle —
Iferten, ſ. Yverdün 15
Iffland —
Ignaz von Loyola, ſ. Jeſuiten 16
Ikarus, ſ. Daedalus —
Ikon, ſ. Icon —
Iliade, Ilias, ſ. Homer —
Ilithya, Eleithyia —
Ilium 17
Illuminatenorden —
Illuſion 19
Illyrier, Illyrien und illyriſche Provinzen 20
Iman 21
Imaus 22
Imbert (Barthelemi) —
Immatriculation, ſ. Matrikel —
Immediatſtände, Immediatſtifter —
Immenſurabel, Immenſurabilität, ſ. Incommenſurabel —
Immunität —
Impanation, ſ. Transſubſtantiation —
Imperativ, ſ. Kategorien und Kant —
Impfen —

Imperator Seite 22
Imprägnation 23
Improviſatoren —
Imputation, ſ. Zurechnung 26
Inachus —
Inaugural-Disputation, ſ. Disputation —
Inca, ſ. Peru —
Inceſt, ſ. Blutſchande —
Inclination —
Incognito 27
Incommenſurabel —
Incubus, ſ. Alp —
Incunabeln, ſ. Inkunabeln —
Independenten, ſ. Anglicaniſche Kirche —
Index —
Indicativ —
Indien —
Indifferentiſmus 33
Indigenat 34
Indigo 35
Indirekte Abgaben —
Indiſche Literatur 36
Indiſche Mythologie und Religion 41
Indiſche Sprachen 54
Individuell, Individualität 57
Indolenz 59
Indoſſiren, Indoſſement 60
Induction —
Indulgenz, ſ. Ablaß 61
Indult —
Induſtrie, Induſtrielle Production —
Ines de Caſtro 62
Infamie 64
Infant —
Infantado (Herzog von) —
Infanterie 65
Inferien —
Infiniteſimalrechnung —
Influenza 66
Inful —
Infuſions-Thierchen 67
Ingenhouß (Johann) —
Ingenieurkunſt —
Inhalt 69
Injurie —
Inka, ſ. Peru —
Inkunabeln —
Innocenz (III. — IV. — XI.) 71
Innung, ſ. Gilde —
Ino 72
Inoculation Seite 7
Inquiſition
Inſekten
Inſel
Inſeln der Seligen
In solidum, ſolidariſch, ſ. Alle für Einen
Inſolvenz, ſ. Falliment
Inſpiration
Insbruck
Inſtanz
Inſtinkt
Inſtitut
Inſtitut (National-)
Inſtitution, ſ. Corpus juris u. römiſches Recht
Inſtrument
Inſtrumentale Arithmetik
Inſtrumentalmuſik
Inſurrection, Inſurgenten
Intaglien, ſ. Steinſchneidekunſt
Integralrechnung, ſ. Infiniteſimalrechnung
Intellectuell
Intelligenz
Intelligenzblätter
Intelligibel, ſ. Intellectuell
Intenſion
Interdict
Intereſſe, Intereſſent
Interim
Interjectionen
Intermezzo
Internunzius
Interpolation
Interpretation, ſ. Erklärung, Exegeſe und Hermeneutik
Interpunction
Interregnum, ſ. Deutſchland
Intervall
Intoleranz, ſ. Duldung, Freiheit (kirchl.) und Indifferentiſmus
Intonation
Intrade
Introduction
Invaliden
Inventarium
Inversa methodus tangentium
Inveſtitur
Invocavit
Involute
Io

Joch Seite 103
Johannisfeuer —
Jokaſte —
Jole, ſ. Herkules —
Jon —
Jonien 104
Jonicus, ſ. Rhythmus —
Joniſche Inſeln —
Jota 106
Iphigenia —
Irak Adſchemie, ſ. Perſien —
Irak Arabi —
Iran, ſ. Aſien —
Ireland (William Henry) —
Irene (Hore – Kaiſerin von Konſtantinopel) 107
Iris —
Irkutsk 108
Irland —
Irmenſäule 110
Irokeſen —
Ironie 111
Irrational —
Irregulär —
Irreſein —
Irritabilität 115
Irrlicht —
Irrthum 116
Irus 117
Iſaak —
Iſabelle von Caſtilien —
Iſabey 118
Iſenburg 119
Iſerlohe —
Iſidorus 120
Iſis —
Iſistafel 122
Islam, Islamismus, ſ. Mohammed —
Island —
Isle de France 123
Isle (de l'), ſ. Delisle —
Ismaeliten —
Ismail 124
Iſokrates 125
Iſoliren 126
Iſpahan —
Iſrael u. Iſraeliten, ſ. Jacob und Hebräer —
Iſtakar, ſ. Perſepolis —
Iſtambol, ſ. Konſtantinopel —
Iſthmiſche Spiele, ſ. Iſthmus —
Iſthmus —
Iſtria, Oeſterreich 127
Italien Seite 128
Italieniſche oder künſtliche Blumen 145
Italieniſche oder doppelte Buchhalterei, ſ. Buchhalterei —
Italieniſche Kunſt —
Italieniſcher Geſang, ſ. Italieniſche Muſik 154
Italieniſche Muſik —
Italieniſche Poeſie 158
Italieniſche Sprache 165
Italieniſches Theater 166
Italieniſche Literatur und Gelehrſamkeit 168
Ithaka 183
Itis, ſ. Philomele 184
Iwan (I. Waſiliewitſch — II — V. — VI.) —
Ixion —
Jacob 185
Jacob I. (König von England) 187
Jacob II. (König von England) 188
Jacob III. 189
Jacobi (Georg Johann) 191
Jacobi (Friedrich Heinrich) —
Jacobiner 193
Jacobinerorden, ſ. Dominikaner 200
Jacobiten —
Jacobſon (Iſrael) 201
Jagd, Jägerei oder Waidwerk 202
Jaggernat, ſ. Dſchagernat 207
Jagellonen, ſ. Polen —
Jahn (D. Friedr. Ludwig) —
Jahr 208
Jahr und Tag, ſ. Friſt 210
Jamaica —
Jamblichus —
James (St.), ſ. London —
Janitſcharen —
Janſen, Janſenismus, Janſeniſten 212
Januarius (der heilige) 215
Janus —
Japan, Japaner 216
Jargon 221
Jaspis —
Jaſſy (Jaſch) —
Java 222
Jaucourt (Louis, Ritter von) 223
Jeanne d'Arc —
Jeddo, ſ. Japan 228

Jefferſon (Thomas) Seite 228
Jeffreys oder Jefferys (Sir Georg) 229
Jehovah 230
Jemappe, ſ. Gemappe 231
Jena —
Jena'ſche Schlacht —
Jenner (Eduard) 235
Jenny=Maſchinen 236
Jeremias —
Jericho 237
Jerſey, ſ. Guernſey —
Jeruſalem (Johann Friedrich Wilhelm) —
Jeruſalem (Stadt) 238
Jeſaias 240
Jeſuaten 241
Jeſuiten —
Jeſus Chriſtus 253
Jeſus Sirach, (ſ. Sirach) 256
Joachim I. und
Joachim II., ſ. Braunſchweig —
Joachim Mürat, ſ. Mürat (Joachim) —
Joachimsthaler —
Jochbrücke —
Jöcher (Chriſtian Gottlieb) —
Jodelle, ſ. franz. Literatur im 11. u. 12. Bde. 257
Johann von Leiden, ſ. Wiedertäufer —
Johann von Schwaben, (Johannes Parricida) —
Johann der Beſtändige, ſ. Sachſen —
Johann Friedrich der Großmüthige, ſ. Sachſen —
Johann Georg I., II., III., IV., ſ. Sachſen —
Johann ohne Land —
Johann Adolph 458
Johann (Bapt. Joſeph) —
Johann Sobieski 259
Johann VI., König von Portugal 261
Johanna, die Päpſtin, ſ. Päpſte 262
Johanna von Orleans, ſ. Jeanne d'Arc —
Johannes der Täufer —
Johannes der Evangeliſt 263
Johannes Parricida 264
Johannes Secundus —
Johannisberg 265
Johanniter=Ritter —
John Bull, ſ. Bull Seite 26
Johnſon (Samuel) —
Jokaſte, ſ. Ödipus 2
Jomelli (Nicolo) —
Jomini (Baron Henri) 27
Jones (Sir William) —
Jones (Inigo) 27
Jongleurs —
Jonſon (Benjamin) gewöhnlich Ben Jonſon 27
Jordan —
Jornandes eigentl. Jordanes 27
Joſeph —
Joſeph I. Kaiſer 27
Joſeph II. Kaiſer —
Joſephus Flavius 28
Jourdan (Jean Baptiſte) —
Journal, ſ. Buchhalterei 2
Journale —
Jouy 28
Jouy (Victor Etienne de) —
Joyeuſe Entree 283
Juba —
Jubeljahr 284
Jubilate —
Juchten oder Juſten —
Juda, ſ. Hebräer und Juden —
Judas Makkabäus, ſ. Juden —
Judäa, ſ. Paläſtina —
Jude, der ewige —
Juden 28
Judenſchule, ſ. Synagoge 291
Jüdeln —
Judica —
Juſten, ſ. Juchten —
Jugurtha —
Julia 294
Julianus (Flavius Claudius) —
Julianiſcher Kalender, ſ. Kalender 29
Julius —
Julius Romanus, eigentlich Giulio Pippi —
Julius Cäſar, ſ. Cäſar 29
Jung (Joh. Heinr.) genannt Stilling —
Jünger (Johann Friedrich) 29
Jungfrau von Orleans, ſ. Jeanne d'Arc 30
Junius (Briefe des) —
Juno 30
Junta 30
Jupiter 30
Jura 30

Digitized by Google

Juriſprudenz, ſ. Rechtswiſſenſchaft u. die einzelnen Rechte als Civilrecht, Criminalrecht, römiſches Recht u. ſ. w. Seite 309
Jury (Geſchwornengericht) —
Juſſieu (Antoine und Bernard de) 313
Juſtinianus I. der Große —
Juſtinus 315
Juſtitia —
Juſtitium —
Juſtizhoheit —
Jütland, ſ. Dänemark 316
Juvenalis (Decimus Junius) —
Juventa, Juventas —
Jynx —

K. 317
Kaaba, ſ. Mekka —
Kabul, ſ. Afghanen —
Käfer —
Kaftan 318
Kain (Le), ſ. Lekain —
Kaiſer, Kaiſerkrönung —
Kaiſerslautern 319
Kakerlaken —
Kaland 320
Kaleidoſkop —
Kalfatern —
Kalif (Khalif) Kalifat 321
Kalk 328
Kalckreuth (Friedrich Adolph Graf von 329
Kalligraphie 330
Kalliope 331
Kalliſto —
Kalmariſche Union, ſ. Margaretha —
Kalmäuſer —
Kalmücken —
Kälte 332
Kalomel 333
Kalypſo —
Kameel —
Kämpfer (Engelbrecht) 334
Kamtſchatka —
Kant (Immanuel) 335
Kanthariden, ſ. Fliegen 341
Kanzlei —
Kapital 342
Kapitalrente 343
Kapitalſteuer 344
Kapudan-Paſcha Seite 344
Karamſin 345
Karat —
Karfunkel, ſ. Carbunkel —
Karlſtadt (eigentlich Andreas Bodenſtein) —
Karnieß, ſ. Säule 346
Kärnthen, ſ. Öſterreich —
Karſchin (Anna Louiſe) —
Kartenſpiel 347
Kartoffel, ſ. Erdapfel 348
Kaſſiopeja —
Kaſtanie, Roßkaſtanie —
Kaſtenvogt, Vogt —
Käſtner (Abraham Gotthelf) —
Katafalk, ſ. Castrum doloris 349
Katharer —
Katalog, ſ. Bücherkatalog 351
Katapult, ſ. Geſchütz —
Katarakt, ſ. Waſſerfall —
Katt, ſ. Friedrich II. König von Preußen —
Katzbach (Schlacht an der) —
Kauf und Verkauf 352
Kaufmann (Angelika) 354
Kaufmann (Joh. Gottfr. und Friedr.) —
Kaufungen, ſ. Kunz v. Kaufungen 355
Kaunitz (Wenzel Anton, d. h. R. R. Fürſt von) —
Kauris, Kaurimuſchel, Muſchelmünze 358
Kauſcher (Koſcher) —
Kauſticität, ſ. Ätzkraft. Kauſtick ſ. Ätzkunſt. Kauſtiſch —
Kaviar (Störrogen) —
Kegel (mathem. typogr. u. milit.) 359
Kehl —
Keil —
Keilſchriften 360
Keim —
Keiſer (Reinhard) —
Keith (Jacob von) pr. Feldmarſchall 361
Keläno ſ. Harpyen 362
Keller (Joh. Balth. — Joh Jac.) —
Kellermann, Herzog von Valmy, Marſchall und Pär von Frankreich —
Kemble (Johann Philipp — Charles — Marie Thereſe 363

Kempelen (Wolfgang von) S. 364
Kempis (Thomas a) ſ. Thomas a Kempis —
Kennicot (Benj.) —
Kent (William) 365
Keppler (Joh.) —
Kerguelen Tremarec (Yves Joſeph de) 366
Kermes 367
Keſſelsdorf 368
Kette, ſ. Meſſungen —
Kettenbruch —
Kettenrechnung —
Ketzer 369
Keuchhuſten 370
Kiel (Stadt) —
Kiel, Kielwaſſer, Kielherr, Kielen, Kielholen, Kielkropf 371
Kienlong (Kjan Lun) Kaiſer von China 372
Kieſel —
Kilogramm, ſ. Gramme 373
Kind, Kindheit, ſ. Alter —
Kind (Joh. Friedr.) —
Kinderkrankheiten —
Kings-Bench, ſ. Bench 374
Kingsbergen —
Kingſton (Eliſabeth, Herzogin von) 375
Kiow (Kioff, Kiew) ſ. Ukraine 376
Kirche —
Kirchenagende 378
Kirchenbann —
Kirchenbuße —
Kirchengeſang 379
Kirchengeſchichte, ſ. Geſchichte und Chriſtenthum —
Kirchengeſetze —
Kirchenjahr 380
Kirchenmuſik —
Kirchenrecht, ſ. Kanoniſches Recht 383
Kirchenſatzungen —
Kirchenſpaltung, ſ. Schisma —
Kirchenſtaat —
Kirchenſtrafen 385
Kirchenväter —
Kirchenverſammlung, ſ. Concilium 386
Kirchenzucht —
Kirchenſprengel, ſ. Diöces —
Kirchweihe —
Kircher (Athanaſius) —
Kirchgeßner (Mariane) 387
Kirgiſen (Kirgis-Kaiſaken) S. 3[illegible]
Kirnberger (Joh. Phil.) —
Klagen und Einreden 3[illegible]
Klangfiguren 39[illegible]
Klaproth (M. H. — Heinr. Jul.) 39[illegible]
Kleiſt (Ewald Chriſtian von) —
Kleiſt (Heinrich von) 39[illegible]
Kleiſt von Nollendorf (Emil Friedr. Graf) 39[illegible]
Klerus [illegible]
Klinger (Friedr. Maximil. von) —
Klopſtock (Friedr. Gottlieb) [illegible]
Kloska (Kloſchka, Gloska) 40[illegible]
Klöſter 40[illegible]
Kloſtergelübde 40[illegible]
Klotz (Chriſtian Adolph) 405
Knall, Knallgold, Knallkugel Knallpulver, Knallqueckſilber Knallſilber, Knallluft 406
Knappe, ſ. Schildknappe 40[illegible]
Knechtſchaft, Sklaverei —
Knees (Knäzi) 408
Kneller (Gottfried) 409
Knigge (Adolph Franz Friedr. Ludwig, Freiherr von) —
Knight 41[illegible]
Knipper Dolling, ſ. Taufgeſinnte 411
Knittelverſe —
Knobelsdorf (Hans Georg Wenceslas, Freiherr von) —
Knochen —
Knoten (Aſtron.) 41[illegible]
Knox (Joh.) 413
Kobalt (Kobolt) 416
Kobold 417
Kochkunſt —
Kochſalz, ſ. Salz 41[illegible]
Kochumerſprache, ſ. Rothwälſch —
Kohle —
Kokarde 4[illegible]
Komiſch —
Kommerzielle Production 4[illegible]
Komödie, ſ. Schauſpiel 4[illegible]
Komorn —
König —
König, Königreich —
Königsberg 4[illegible]
Königsmark (Maria Aurora, Gräfin von) 4[illegible]
Königsſtuhl 4[illegible]

Digitized By Google

Königſtein Seite 424
Königswaſſer, ſ. Scheidewaſſer 425
Konſtanz, ſ. Coſtnitz —
Kopf (phyſiſch) —
Kopfſteuer, Perſonenſteuer, Perſonalſteuer 426
Koppeljagd 427
Koppelwirthſchaft, ſ. Ackerbau —
Korallen —
Kork (Pantoffelholz) —
Korn, ſ. Schroot 428
Kornack —
Kornbranntwein —
Körner (Theodor) —
Kornbill 431
Kornhandel 432
Kornmagazine 434
Kornmangel 435
Kornvereine 436
Korn und Schroot 437
Körper —
Korybanten —
Kos oder Koos 438
Koſacken —
Kosciuszko (Thaddäus) 441
Koſegarten (Ludwig Theobul) 444
Kosmetiſche Mittel, Schönheitsmittel —
Kothe —
Köthen (Anhalt-) 445
Kotzebue (Aug. Friedr. Ferd. von) — Otto von) —
Krahn, Kran, Krahnig, Gran 448
Krain, ſ. Öſterreich 449
Krake (Seekrabbe, Seewurm, Seepolyp) —
Krampf —
Krankenhäuſer 450
Krankheit, Krankheitserſcheinungen, Krankheitsform, Krankheitsfall, Kränklichkeit 451
Krater, ſ. Vulkane 452
Kräuterabdrücke —
Kräuterkunde (mediciniſche) 453
Krebs, Krebsſchaden —
Kreide —
Kreis, circulus 454
Kreml (Kremlin) —
Kretinen, Kreidlinge, Kretinismus 455
Kretſchmann (Carl Friedr.) —
Kreutzer (Rudolph) 456
Kreuz, Kreuzbrüder —
Kreuzbulle, ſ. Cruzada Seite 457
Kreuzen (Schifferſprache) —
Kreuzfahrer, ſ. Kreuzzüge —
Kreuzherren, Kreuzträger —
Kreuzzüge —
Krieg 460
Kriegsbaukunſt, ſ. Ingenieurkunſt —
Kriegsgefangene —
Kriegsgeſetze 461
Kriegskunſt 463
Kriegsrecht, Kriegslaſten, Kriegsſchäden 465
Kriegsſchiffe 466
Kritik —
Kritik der reinen Vernunft ſ. Kant 469
Kritiſche Philoſophie, ſ. Kant und Philoſophie —
Krone, eiſerne Krone, Kronämter, Krönung —
Kronion, ſ. Jupiter 470
Kronos, ſ. Saturn —
Kropf —
Krüdener (Juliana Freifrau von) —
Krünitz (Joh. Georg) 474
Kruſenſtern (Adam Johann Ritter von) —
Kugel 477
Kugeldreieck, ſphäriſches Dreieck —
Kügelgen (Gerhard und Carl von) —
Kuh (Ephr. Moſes) 480
Kuhpocken, Kuhblattern, Schutzpocken 481
Kulichan (Tahmaſp) —
Kuma oder Kyme 482
Kunkellehn, Kunkeladel —
Kunſt, freie Künſte —
Kunſtausſtellung 491
Kunſtbildung —
Kunſtfertigkeit, ſ. Virtuoſität 492
Kunſtreiſen 493
Kunſtſchulen 495
Kunſtſtraßen, ſ. Chauſſéen —
Kunſttriebe —
Kunſtwort 496
Kunz von Kaufungen —
Kunzen (Friedr. Ludw. Emil) 498
Kupfer 499
Kupferdruck 500
Kupferſtecherkunſt —
Kuppel 503
Küraß, ſ. Bruſtharniſch —

Kurden Seite 503
Kuräten, ſ. Korybanten 504
Kuriliſche Inſeln —
Kurzſichtig —
Kutſche 505
Kutuſow, Fürſt von Goleniſchef Smolenskoi 507
Kur, Kure 508
Kyau (Friedr. Wilh. Freiherr von) 509

L —
Laar (Peter von) oder Laer —
Labat (Johann Baptiſta) 510
Labé (Louiſe) 511
Labrador, Labradorſteine 512
Labyrinth —
Lacaille, ſ. Caille 513
Lacedämon, ſ. Sparta —
La Chaiſe (François d'Aix de) Kirchhof von La-Chaiſe —
Lächerlich 515
Lacépède (Graf Bernard von) 516
Lacheſis, ſ. Parcen —
Lachter, Berglachter, Klafter, Lachterkette, Lachterſchnur —
Lackiren, Lack 517
Laclos, (Chaderlos de) 519
Lacretelle (P. L. — Charles) —
Lacrymä Chriſti 521
Lactantius (Lucius Corlius Firmianus) —
Lady —
Ladronen oder Diebsinſeln —
Laërtes —
Lätare —
Lafare —
Lafayette (Marquis de) 522
Lafayette (Maria Magdalena, Gräfin von) 523
Lafontaine (Aug. Heinr. Jul.) —
Lafontaine (Jean) 524
Lagrange (Joſeph Louis) 525
Lagunen 528
Lagus, ſ. Ptolemäer —
Laharpe (Jean Francois de) 529
Laharpe (Friedr. Cäſar) —
Lahyre (eigentl. Etienne Vignoles) 531
Laien 532
Lairesse (Gérard de — Ernſt — Johann — Jakob) —
Lais 533
Lak, ſ. Rupke Seite 533
Lakonien, Lakonica, Lakonismus, ſ. Sparta —
Lalande (Joſeph Jerôme Le Français de) —
Lally Tolendal (Thomas Arthur — Teophile Gérard) 535
Lama, Lamaiſche Religion —
Lamark (Jean Baptiſte Antoine Pierre Monet, Chevalier de) 537
Lambert (Joh Heinr.) 538
Lamettrie (Julien Offronde) 539
Lamoignon-Malesherbes (Chrétien-Guillaume) 540
Lamien, ſ. Lemures —
Lamothe Valois (Gräfin de la) 541
Lampen —
Lancaſter's und Bell's Syſtem
Lancaſter (Jacob) 544
Lancelot vom See 545
Landammann, ſ. Schweiz 546
Landau —
Landbaukunſt —
Landcultur —
Landeshoheit 548
Landesvermeſſung 552
Landecker Bäder 553
Landfriede —
Landgut 561
Landkarten 562
Landrecht 563
Landrecht (preußiſches) 564
Landrente, Grundrente, Bodenrente 566
Landſchaft 567
Landſchaftsmalerei, ſ. Malerei 578
Landſchulen, Fürſtenſchulen —
Landſeen, ſ. Seen 580
Landshut —
Landſtände 581
Landtage, ſ. Landſtände 586
Landwehr, Landſturm —
Landwirthſchaft 587
Länge (geographiſche), Längenmeſſer 591
Lange (Joſeph) 592
Langsdorf (Georg von) 593
Lannes (franz. Marſchall und Herzog von Montebello) —
Laokoon, Gruppe des Laokoon. 594
Laon (Schlacht bei) ſ. Chatillon 595
Laperouſe (Jean François Galaup de) —

Digitized by Google

Lapidarſchrift Seite 599
Lapide (Hippolitus a), ſ. Hippolitus a Lapide 600
Lapis Lazuli (Laſurſtein) —
Laplace (Marquis de) —
Lappland (Sameland) —
Lapithen, ſ. Pirithous 602
Larcher (Pierre Henri) —
Laren (Familiares) —
Largo (in der Muſik) Larghetto —
Larive —
Laroche (Maria Sophie) 603
Laroche Jacquelin, ſ. Roche Jacquelin und Vendée 605
Larve —
Las Caſes (Emanuel Auguſte Dieudonné Graf von) —
Lascy (Feldmarſchall Graf von) 607
Laſiren, Laſurfarben 608
Laſt —
Lateiner —
Lateiniſche Sprache, ſ. Römiſche Sprache 609
Lateran —
Laterna magica, ſ. Zauberlaterne 610
Latium —
Latona 611
Lattaignant (Gabr. Charles, Abbé de) —
Latude (H. Mazers von) —
Lauchſtädt 612
Laudon, ſ. Loudon —
Lauenburg oder Sachſen-Lauenburg —
Laufgräben 613
Laugenſalze, ſ. Alkali —
Laune —
Laura 615
Lauſanne 618
Lauſitz —
Laute 621
Läuterung 622
Lava, ſ. Vulkan —
Lavalette (Marie Chamans, Graf von) —
Lavater (Joh. Caspar) 623
Lavinen, Lawinen, Lauwinen 631
Laviren —
Lavoiſier (Antoine Laurent) —
Law (John) 632
Laynez (Jakob) 633
Lazariſten 634
Lazarus, Lazarusorden. 635
Lazur, ſ. Lapis Lazuli Seite 635
Lazzaroni —
Lazzi 636
Leander, ſ. Hero —
Leben —
Lebensmittel 637
Lebensverlängerung —
Lebensverſicherung —
Leber und Leberkrankheiten 639
Leberreime 641
Leck —
Lecluſe (Charles de) —
Lectüre 642
Leda 643
Leder, ſ. Gerberei 644
Lee (Lei) —
Leeds —
Leere, leerer Raum —
Lefebvre (François Joſeph) 645
Lefevre (Robert) —
Lefort (Franz Jakob) 646
Legal, Legalität —
Legat, Legatar, Legator —
Legaten —
Legato, ſ. Bepunkten —
Legende —
Legendre (Adrian Marie) 648
Legion 649
Legiren 650
Legitimität —
Legouvé 653
Lehnſtamm —
Lehnsweſen —
Lehrgedicht 660
Lehrſtyl 661
Leibeigenſchaft, Leibeigenthum 662
Leibgedinge, Leibgut, Leibzucht, Witthum 664
Leibnitz (Gottfried Wilhelm, Freiherr von) —
Leibrenten 672
Leiceſter (Robert Dudley, Graf von) 673
Leichenöffnung, ſ. Section 674
Leichenhäuſer, ſ. Beerdigung —
Leidenſchaft —
Leihbank, Lehnbank, Leihaus oder Lombard 675
Lein (Flachs) 676
Leipzig (Stadt) 666
Leipzig (Schlachten bei) 683
Leiſewitz (Johann Anton) 695
Lekain (Henri Louis) 696
Lemberg 697

Lemierre (Anton Maria) S. 698
Lemnius (Simon) —
Lemnos 699
Lemoine (Franz) 700
Lemures —
Lenclos (Anna, genannt Ninon de) 701
Lenoir (Jean Charles Pierre) 702
Lenotre (Andreas) 703
Leo I. Papſt 704
Leo X. Papſt 705
Leo (Leonardo) 707
Leonardo da Vinci, ſ. Vinci 708
Leonidas —
Leoniniſche Verſe, Leoniniſcher Vortrag 709
Leoniſche Gold- und Silberarbeiten —
Leoniſten, Arme von Lyon, ſ. Waldenſer —
Leontium (Leontia) —
Leopold I. Kaiſer —
Leopold II. Kaiſer 711
Leopold I. Fürſt von Deſſau 712
Leopold (Georg Chriſtian Friedrich) Prinz von Sachſen-Koburg-Saalfeld 713
Lepanto (Seeſchlacht von) —
Lernäiſche Schlange 714
Leſage (Alain René) —
Lesbos 715
Leſche, ſ. Polygnotus 717
Leſemethoden —
Leſſing (Gotth. Ephr.) 718
Leſüeur (Euſtache) 722
Leſüeur (Jean Baptiſte) 723
Lethargie 724
Lethe —
Letten, ſ. Liefland —
Lettern, (verſchiedene Arten derſelben), ſ. Schriften —
Leucas, Leukadiſcher Fels —
Leuchtkugeln —
Leuchtthurm, ſ. Pharus —
Leucippus 725
Leucothea, ſ. Ino 726
Leukadia —
Leukaſyrer, ſ. Kappadocien —
Leuktra —
Leuwenhöck (Anton) —
Levaillant (Franz) 727
Levante —
Levena 728
Leviten —
Lexikon, Lexikograph Seite 72[illegible]
Leyden (Stadt) 72[illegible]
Leyden (Jan oder Johann von), ſ. Taufgeſinnte —
Leyden (Lucas), ſ. Lucas von Leyden —
Leyer, deutſche Leier, Bauernleier —
L'hoſpital, M. de, ſ. Hopital 730
Libanon und Antilibanon —
Libation —
Libau —
Libell, Libellus delatorius, Libellus famosus, Libellen —
Libertas —
Liber 731
Liberalität, Liberale Ideen, Liberale —
Liberatorium, ſ. Abſolution —
Libertinage —
Libyen oder Lybien 732
Licentiat —
Licenzen, Licenzſyſteme, ſ. Freibriefe —
Licht —
Lichtenberg (Georg Chriſtoph) 735
Lichtmeſſe 737
Lichtwehr (Magnus Gottfried) —
Lictoren 738
Liebe —
Liebenſteiner Bad 740
Liebesfamilie 741
Liebesmale —
Liebestränke —
Lied —
Liederſpiel 742
Liefland —
Ligne (Carl Joſeph, Fürſt von)
Ligny (Schlacht bei), ſ. Waterloo 745
Ligue, die —
Liguori (Alphonſe Maria de) 747
Ligurien —
Lille 748
Lima —
Lindau 749
Lindwurm —
Lingam, ſ. Indiſche Mythologie —
Linguet (Simon Nicolas Heinrich) —
Linguiſtik, ſ. Sprachenkunde, Linguiſt 7[illegible]
Linie —
Linienſchiffe —

Linné (Carl von) Seite 751
Linſengläſer (Glaslinſen) 755
Linth, Lintharbeiten —
Linz 756
Lipariſche Inſeln —
Lippe (das Fürſtenthum) —
Lippert (Philipp Daniel) 758
Lips (Joh. Heinr.) 759
Lipſius (Juſtus) 760
Liqueur —
Liquor (anodynus) —
Liscov (Chriſtian Ludwig) 761
Liſſabon, Liſboa —
Litanei, Litaney 763
Lit de Juſtice —
Literargeſchichte —
Literatur 764
Literaturzeitungen und literariſch-kritiſche Zeitſchriften 765
Lithographie, ſ. Steindruck 771
Lithauen —
Litre, ſ. Franzöſiſches Decimalſyſtem 772
Littorale —
Liturgie —
Liverei —
Liverpool 772
Livia Druſilla 774
Livius (Titus) —
Livorno 775
Livre 776
Lloyd (Heinrich) —
Locke (John) 777
Lodi 779
Logarithmus 780
Logau (Friedr., Freiherr von) 781
Logik —
Logogriph, ſ. Räthſel 784
Logthing —
Lohenſtein (Daniel Caspar von) —
Loire 785
Loke, ſ. Nordiſche Mythologie —
Lokmann —
Lokris, Lokrer, Lokri 786
Lollharden, ſ. Beguinen und Brüderſchaften —
Lolli (Antonio) —
Lombard, ſ. Leihbank 787
Lombardei —
Lombardiſche Schule, ſ. Italieniſche Kunſt 788
Lombardus (Petrus) —
Lomenie de Brienne (Etienne Charles) 789
Lomonoſoff (Michael Waſiljewitſch) Seite 790
London 791
Londonderry (Marquis von), ſ. Caſtlereagh 798
Londoner Bank —
Longchamp 804
Longimetrie, ſ. Geometrie 805
Longinus (Dionyſius) —
Longobarden oder Langobarden 806
Longwood, ſ. Helena 807
Longus —
Lotſe, Lootsmann, Leytsmann, Pilote —
Lope de Vega —
Loretto 812
Lorme (Marion de) —
Lorrain (Claude), ſ. Gelée (Claude) 813
Löſchen, Loſen, Loſſen, Entloſſen —
Loth —
Löthen —
Lothringen —
Lotterie 815
Laudon (oder Loudon, Gideon Ernſt, Freiherr von 817
Louisd'or 821
Louiſe (Auguſte Wilhelmine Amalia,) Königin von Preußen 822
Louiſe Ulrica, Königin von Schweden 824
Louiſiana 825
Loutherburg (Phil. Jak.) 826
Louvet de Couvray (Jean Baptiſte) —
Louvois (François Michel Le Tellier, Marquis de) 827
Louvre 830
Lovelace (Richard) 831
Löwen (Loeven, Leuven, Louvain) —
Löwendal (Ulrich Friedr. Waldemar, Graf von) —
Loyola (Ignaz von) 832
Lübeck (Biſthum) 834
Lübeck (Hanſeſtadt) —
Lucanus (Marcus Annäus) 836
Lucas 837
Lucas von Leyden —
Lucca 838
Lucheſſini (Marquis von) 839
Lucian 840
Lucifer, Lichtbringer —

Lucilius (Cajus) Seite 841
Lucina —
Luckner (Nic.) —
Lucretia, ſ. Brutus —
Lucretius (Titus) Carus —
Lucullus (L. Licinius) 842
Ludditen 843
Ludwig der Baier, deutſcher Kaiſer —
Ludwig IX. (der Heilige), König v. Frankr. 844
Ludwig XII. König v. Frankr. 846
Ludwig XIII. — — — 847
Ludwig XIV. — — — 848
Ludwig XIV. — — — Regierung 854
Ludwig XV. — — — 857
Ludwig XV. — — — Zeitalter 862
Ludwig XVI. — — — 864
Ludwig XVII. Dauphin von Frankreich 871
Ludwig XVIII. König von Frankreich 872
Luft 885
Luftarten, ſ. Gas, Gasarten 886
Luftball, Luftballon, Luftmaſchine, ſ. Aeroſtat —
Lufterſcheinungen, ſ. Meteore —
Luftkreis, ſ. Atmoſphäre und Dunſtkreis —
Luftpumpe —
Luftröhre 887
Luftröhrenentzündung, ſ. Croup —
Luftſpiegelung (Erhebung, Seegeſicht), ſ. Fata Morgana —
Luftſäure —
Lugger —
Lully (Giovanni Battiſta) —
Luna, aſtron., mythol. u. chem. 888
Lüneburg —
Lüneville 889
Lunge [illegible] Seite 889
Lungenprobe 891
Luſiade, ſ. Camoens 892
Luſitania, Luſitanien, ſ. Hiſpanien und Portugal —
Luſtſeuche —
Luſtration —
Luſtſpiel, ſ. Schauſpiel 893
Luther (Martin) —
Lüttich 899
Lützen (Stadt) 900
Lützen (Schlacht bei) im J. 1632 —
Lützen (Schlacht bei) im J. 1813 903
Lützow und die lützow'ſche Freiſchaar 905
Luxemburg (François-Henri von Montmorency, Herzog von) 906
Luxemburg (Herzogthum und Stadt) 907
Luxus —
Luynes (Charles Albert, Herzog von) 908
Luzac (Johann) 909
Luzern (Canton und Stadt) 910
Lyceum, Lykeion —
Lydia —
Lykophron 911
Lykurgus 912
Lymphatiſches Syſtem 915
Lymphe, Lymphgefäße 916
Lynceus, ſ. Danaiden und Hypermneſtra —
Lyon —
Lyonnet (Pierre) 918
Lyra —
Lyrik, lyriſche Poeſie 919
Lyſander 920
Lyſias 922
Lyſimachus 923
Lyſippus —
Lyttleton (George, Lord) 924

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google